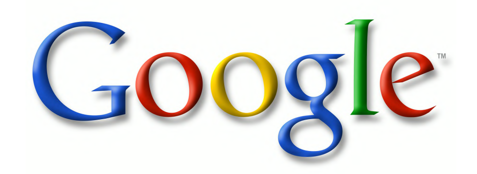



VE RI
TAS

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1844.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1844.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—182, Literarische Anzeiger Nr. I—XV.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

Register.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 1. — 1. Januar 1844.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Irland geschildert von Kohl.*)

Erster Artikel.

Die Frage nach dem irischen Volkselend, seinen Quellen, seiner Verschuldung und seinen Heilmitteln berührt die gesammte europäische Staatengesellschaft an zwei Punkten bedeutungsvoll und wesentlich. Der eine dieser Berührungspunkte ist gewissermaßen ein materieller zu nennen; der andere ist ein geistiger, allgemein menschlicher, humaner. Den letztern wollen wir in dem Nachfolgenden etwas näher in Betracht ziehen, indem wir den erstern, d. h. die Gefahr, welche dem englischen Staatskörper daraus erwächst, den englischen Ministern abzuthun, wie billig, überlassen.

Der Verf. der „Reisen in Irland" ist der Mann, die irländischen Zustände zu durchblicken, sie treu wieder zu geben, sie uns nahe zu bringen. Es ist das erste ganz reine, naturwahre Bild, das wir von ihnen erhalten. Hören wir ihn:

Im Westen von Irland gibt es Landstriche, wo man oft glaubt, man befinde sich in der von Gott und Menschen verlassensten Wüste — in einem Lande, das man den wilden Thieren überlassen habe. Auf einmal aber, wenn man den Blick etwas schärft, entdeckt man zu seiner Verwunderung überall zwischen Felsen und Morästen etwas Grünliches, das dem Kartoffelkraut gleicht. Neugierig geht man darauf zu. Man macht einen unvorsichtigen Schritt und stürzt — in einen Abgrund? — nein in eine Hütte, eine Menschenwohnung, zu der jene Kartoffeln gehörten und deren Existenz man nicht bemerkte, weil das Dach so niedrig war wie der Boden, und ebenso schwarz, torfig und haidig aussah wie dieser. Man zieht den Fuß noch zu rechter Zeit zurück, blickt um sich, und sieht nun Alles rund umher von lauter Hütten, Kartoffeln und Menschen wimmeln. So schlimm wie im Westen ist es nun zwar nicht hier im „gesegneten" Osten. Allein einem, ich will nicht sagen, wohlangebauten, doch einem „angebauten" Lande, sehen auch diese Striche nicht im geringsten ähnlich. Von einem wohlangebauten Lande mache ich mir diese Vorstellung. Die Äcker sind in regelmäßige Stücke abgetheilt, die mit Hecken, mit Gräben, mit regelmäßig gepflanzten Bäumen oder sonstigen Grenzscheiden und Umwallungen umgeben sind. Zwischen diesen Äckern liegen die einzelnen Gehöfte, Meiereien, Dörfer. Die Häuser dieser Dörfer sind alle unversehrt, die Dächer in gutem Stande, wenigstens nicht in Ruinen. Die Gehöfte sind sauber gehalten, oder wenigstens ist dafür gesorgt, daß nicht Regentümpel, Brunnen, Misthaufen, Hof, Stall und Hausflur, Alles chaotisch ineinander fließe. Die Wohnung liegt hoch und trocken, und ein, wenn nicht reizender, doch ordentlicher kleiner Garten schließt sich zunächst an sie an. Die reinlichen Gefäße in der Milchkammer, das blankgescheuerte Geschirr in der Küche machen die Freude des Besuchers aus u. s. w. Von allen diesen Dingen, die wol in andern Ländern existiren, ist hier gleich hinter Dublin, im gesegneten Osten selbst, keine Spur zu entdecken. Von Hecken und Umzäunungen, von Gärten, Obstbäumen, Blumenbeeten sah ich nichts. Statt freundlicher Meiereien verfallene Hütten, Häuser in Ruinen zwischen den Äckern. In der gelobten Provinz Irlands, an einer vielbefahrenen Heerstraße, überall Wohnungen, welche die grausamsten Zeichen des Verfalls, der Vernachlässigung, an sich trugen. Wie mochte es weiter abwärts vom Wege aussehen! Oft konnte ich von meinem hohen Wagensitz her durch die Löcher des Daches das Innere der Häuser studiren. Die zerbrochenen Gefäße in der Küche, der Kartoffelkessel auf dem Herd, das feuchte Strohbett im Winkel, der Schweinestall in der andern Ecke, dies Alles war durch das offene Dach recht wohl zu unterscheiden.

Dies Elend nun — worin hat es seinen Grund? Vor 300 Jahren hat Lord Spenser es schon angegeben, seit 300 Jahren hat sich nichts darin geändert. Wen trifft die Schuld? Eine ohnmächtige Gesetzgebung, die das Bedürfniß, das sie kennt, verachtet, die ohne Willen und ohne Macht ist, dem Nothstande ihrer Regierten abzuhelfen, die, weil die Gesetzgeber ihr Interesse dabei finden, den Übeln des Landes nicht zu steuern, weil sie nicht geneigt sind, von ihrem unredlichen Besitz das Mindeste fahren zu lassen, die Jahrhunderte an diesem Volkselend vorüberrauschen lassen, ohne auch nur die Hand zu rühren, den Quell des Unheils abzudämmen. Fassen wir dies Bild ins Auge — auf der einen Seite das schreiende Unrecht, dem dies Volk erliegt, seinen Druck, sein Elend, auf der andern Seite die Gleichgültigkeit, den übermüthigen Hohn, die stolze Sicherheit der im Prassen und Ver-

*) Reisen in Irland. Von J. G. Kohl. Zwei Theile. Dresden, Arnold. 1843. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

geuden dahinlebenden stumpfsinnigen und stahlherzigen Gesetzgeber — wir müßten uns alles Nachdenkens entäußern, wenn wir nicht aussprechen sollten, daß eine Verfassung, die eine solche Ohnmacht der Gesetzgebung begründet, eine untaugliche, eine schmachvolle sei. Ideale Constitutionen mögen gut sein nach einer Revolution, welche die Gesellschaft gereinigt hat; sie mögen auch gelten da, wo Gerechtigkeit und Ordnungssinn schon zum Siege gelangt sind; wo aber das Unrecht und der Egoismus noch in alter Macht Herrschaft üben, da bedarf es der Kraft, um die Schalen erst ins Gleichgewicht zu setzen. Mit einem Wort, Irlands Unglück ist die blind gepriesene englische Verfassung. Irland ohne diese Verfassung, Irland unter einem Scepter wie der Östreichs, Preußens, selbst Rußlands, würde glücklich sein, ein blühendes, gesegnetes Land! Was hilft es ihm nun, seine Stimme zu geben zur Wahl seiner Vertreter in London; was nützt es ihm, Geschworenengerichte zu besitzen, Preßfreiheit zu haben, dem freien Lande, Großbritannien, anzugehören, wenn die Jahrzehnde an einer hungernden, im Elend um das Gefühl des Lebens betrogenen, entmenschten, dem Verbrechen preisgegebenen Generation, fort und fort vorüberziehen, und ein Ende des Elends nicht anders abzusehen ist, als wenn der Tod die Glieder starr macht! Ist das eine Regierung zu nennen, die solche Leiden mit dem Schirm der Gesetze sanctionirt und verewigt? Wäre es für Irland nicht besser, dem Zustand der Völker vor aller Regierung anheimzufallen, als einer solchen? — Und nun kommt der kurzsichtige Liberalismus, die unverständige Jugend, und preist uns eine so geartete Regierung als ein Ideal, als neides- und erstrebenswerth an, oder lehrt uns wenigstens, daß constitionnelle Formen der Quell alles Heils und Preßfreiheit vermögend sei, jedem Volksübel abzuhelfen!

Wir wollen diesen Gedanken nicht weiter verfolgen und lieber zusehen, wie der Verf. die Übel, an denen Irland leidet, zerlegt und nachweist.

In den meisten der civilisirten Staaten Europas, in Frankreich durch eine Revolution, in fast allen deutschen Ländern durch weise Reformen hat man dem Adel seine alten Feudalrechte über die unterdrückten Bauern entzogen, und diese aus Leibeigenen allmälig in kleine Grundeigenthümer verwandelt. Selbst in Rußland sind in den letzten Jahrzehnden Einleitungen zu dieser Verwandlung getroffen. Nur in England und Irland hat man noch gar nicht einmal an die Frage zu denken gewagt, ob es nicht weise wäre, den besitzlosen Pächtern, Knechten ihrer Scholle, das Eigenthum an ihrem Boden zuzusprechen, oder wenigstens, nach dem Beispiele Preußens, Sachsens, Dänemarks, gesetzliche Maßregeln aufzustellen, den Übergang der Willkürpacht in Erbpacht, diesen allmälig in Erbzinsbesitz und den letzten in Eigenthum zu vermitteln, die Ablösung der Erbpacht erst zu gestatten und endlich zu gebieten und durch diesen Proceß den freien kräftigen Bauer, den unabhängigen kleinen Grundeigenthümer endlich hervortreten zu lassen. Man hat noch gar nicht daran gedacht, wie dies überall sonst geschehen ist, zu untersuchen, ob der kleine Landbauer nicht etwa ein älteres und besseres Recht an dem Boden, den er baut, aufzuweisen habe, als sein jetziger Herr, den Gewalt und Unterdrückung dazu gemacht haben, und ob es nicht die höchste Staatsweisheit sei, eine Verletzung zu wagen, die ein altes Recht wiederherstellt.

Warum hat man allein in England noch nie daran gedacht, fragen wir, und die Antwort ist, weil die gesetzgebende Macht in den Händen einer Aristokratie ist, deren Interesse es ist, das alte Recht im Dunkel zu erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erste Anfänge einer deutschen Titulaturwissenschaft. Von M. Seeger *), gewesenem Rector an der Stadtschule zu Wittenberg.

In unserer inhaltsschweren, mit einer gewaltigen Zukunft schwangern Zeit, in der sich mächtiger als seit Jahrhunderten unter allen Stämmen Deutschlands ein Streben nach Nationaleinheit zu regen begonnen hat, in unserer Zeit, in welcher Deutschlands Einheit nicht mehr, wie die alten deutschen Reichsfarben, zu den Artikeln gehört, die von den Universitätspedellen confiscirt und von den Censoren gestrichen werden, muß jede Gabe willkommen erscheinen, die zur Förderung jenes großen Zwecks etwas beitragen zu können verspricht. Wie hoch verdienstlich nun immerhin deutsche Rheinlieder, Walhallas, Domconcerte, Dombauvereine, Hermannssäulen-Collecten, deutsche Zweckessen, nationale Hüte und Hosen für den Bürger, und historisch begründete Sturmhauben und Waffenröcke für den Krieger sein mögen, so dürfen doch auch die kleinen Beiträge zum großen Zwecke weder verschmäht noch verachtet werden. Denn unsere Zeit weiß es, was sie an ihren Sechsersammlungen nicht nur in der Wissenschaft, die ihren Werth längst erkannt hat, da bekanntlich manche Zweige derselben ihre ganzen Bedürfnisse mit bloßer Scheidemünze vollständig decken, sondern auch im socialen Leben für einen herrlichen Schatz besitzt. Eine solche patriotische Sechsersammlung veranstaltete weiland Lichtenberg in seiner Methyologie der Deutschen; aber die Zeit des heiligen römischen Reichs deutscher Nation war für solche Gaben noch nicht reif, denn ein Jeder „dankte Gott am Abend und am Morgen, daß er nicht hat fürs röm'sche Reich zu sorgen". Wir dagegen nehmen uns der Staatsangelegenheiten ganz anders an und sagen nicht mehr: „Ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied!" sondern singen fast nur noch politische Lieder. Ich gestehe es, auch mir macht die Politik, zumal aber die deutsche Nationaleinheit, zuweilen unruhige Nächte, in denen ich dann unablässig nachsinne, wie ich meinestheils mit meinen bescheidenen Kräften auch einen geringen Beitrag zur Förderung der letztern liefern könnte. In einer solchen Nacht fiel mir denn da neulich ein, daß ich in ganz ähnlicher Weise wie Lichtenberg mein Scherflein beizusteuern vermöchte. Dieser nämlich wies in vorgedachter Methyologie nach, daß das Hochdeutsche 102, sage einhundertundzwei, das Plattdeutsche aber fünfundfunfzig Redensarten habe, womit Trunkenheit angezeigt werde, und foderte deshalb seine Deutschen auf, mit gerechtem Nationalstolz auf die Briten herabzusehen, die im Ganzen nur fünfundachtzig Ausdrücke über denselben Zustand aufzubringen vermocht hätten. Sollte es denn, sprach ich zu mir selbst, nicht noch mehr derartige Gelegenheiten zu erhebendem Selbstgefühl geben? Im Augenblick fiel mir Kant ein, nach dem ein Türke, wenn er das christliche Europa als Tourist durchreiste, Deutschland das Titelland nennen würde. Dies zündete wie ein Blitz. Es stand mir im Augenblick vor der Seele, daß hier eine neue Fundgrube für den Nationalstolz zu eröffnen sei, und daß in diesem Artikel gar keiner andern Nation in den Sinn kommen könne, mit der unserigen wetteifern zu wollen. Die Idee einer ganz neuen Wissenschaft erschloß sich meinem geistigen Auge, die künftig zwischen der Genealogie und Heraldik ihren Platz einnehmen — denn der Titel ist Wappen und Adelsbrief zugleich — und auf Universitäten so gut wie jene der Professur der historischen Hülfswissenschaften zu übertragen sein wird. Diese Wissenschaft ist von der allergrößten Wichtigkeit für unsere Zeit. Sie wird einerseits der immer mehr überhand nehmenden Nivellirung der Stände einen unübersteiglichen Damm entgegensetzen, und ist doch auf der andern Seite mit dem Geiste der Zeit weit befreundeter als ihre eben genannten Nachbarwissenschaften, die mit den unbeliebten Vorzügen der Geburt fast ausschließlich

*) Der Verf. dieses Aufsatzes schmeichelt sich, dem geehrten Leser nicht ganz unbekannt zu sein, da das „Conversations-Lexikon" (8te Auflage, Bd. 11, S. [illegible]) bereits seiner gütigst gedacht hat.

verwachsen sind. Aber einen Titel wünscht sich der bürgerliche Stiefelwichsfabrikant so gut wie der neugeadelte oder nichtgeadelte Banquier, und auch die altadelige grundbesitzende Ritterschaft verschmäht es nicht, Kammerherren und Kammerjunker zu sein. Mit dieser Wissenschaft wird für alle Zeiten eine kostbare Reliquie unsers ehrwürdigen Feudalwesens gerettet und das Gute und Treffliche jener mit feinem Takt unterscheidenden Vorzeit erhalten, die auf gehässige Weise gewöhnlich nur nach Zopf, Haarbeutel und Perücke benannt zu werden pflegt. Daß diese neue und große Wissenschaft, auf deren Begründung ich mir nicht weniger zu Gute thue als Leibnitz auf seinen Differentialcalcul und Lambert auf seine Photometrie, nicht anders als Titulaturwissenschaft heißen kann, versteht sich von selbst. Es ist der natürlichste und bezeichnendste Name, und ich bin viel zu deutsch, als daß ich die pedantische Sitte früherer Gelehrten nachahmen und nach einer griechischen Benennung suchen sollte. Und wem entginge die Lautverwandtschaft zur Literaturwissenschaft, die, ebenfalls ganz deutschen Ursprungs, auch innerlich mit ihr ganz nahe verwandt ist, da sie es ja auch mit Titeln zu thun hat und sich von jener nur unterscheidet wie der Mensch vom Buch. Eben darum ist aber meine Titulaturwissenschaft die höhere, denn sie liest in dem lebendigen Buche, welches der deutsche Mensch heißt, und von ihr kann man mit Wahrheit sagen: non scholae sed vitae docetur.

Aber ein Anderes ist es, in einem glücklichen Moment die Idee einer solchen Wissenschaft concipiren und ein Anderes, sie zur Ausführung bringen. Das ward ich bald gewahr, als ich mich an die Sache machte. Man denke nur an die langen Reihen von Copisten, Diätisten, Kanzlisten, Agenten, Expedienten, Actuarien, Secretairen, Assistenten, Inspectoren, Calculatoren, Rendanten, Controleuren, Commissairen, Accessisten, Auscultatoren, Referendaren, Assessoren u. s. w. u. s. w., die ich nur so beispielsweise hinschreibe, wie sie mir in die Feder kommen. Das Alles will sorgfältig gesammelt und mit der gehörigen Distinction geordnet sein. Sodann gehören doch hierher auch unsere Ehrsamen, Hoch- und Wohledlen, Hochedelgeborenen, Wohlgeborenen, Hochwohlgeborenen, Hoch- und Wohlgeborenen, Hochgeborenen u. s. f.; ja es kann wol kaum ein Zweifel darüber obwalten, daß auch unsere hohen Orden mit ihren verschiedenen Classen und den feinern Abstufungen nach Sternen, Laubwerk und Schleifen, sodann die Medaillen mit und ohne Band ihre Stelle finden müssen. Ferner dürfte in einer deutschen Titulaturwissenschaft die nationale Eigenthümlichkeit nicht unbeachtet bleiben, daß bei uns der Titel des Mannes auch auf seine Gattin übergeht und wir z. B. sagen, Frau Amtmännin, Frau Stadträthin, in protestantischen Landen Frau Domherrin, ferner Frau Rittmeisterin, Frau Kammerräthin, auch Frau Kammerherrin glaub' ich, und ganz gewiß Frau Geheime Räthin, ohne daß wir dabei an besondere Functionen dieser Damen im öffentlichen oder häuslichen Leben denken, wir vielmehr darunter pure eine Standesauszeichnung verstehen. Der Überblick aller dieser Weitläufigkeiten schreckte mich daher von einer umfassenden Ausführung meiner Idee wenigstens für den Augenblick ab, zumal es mir in meiner Zurückgezogenheit an den nöthigen literarischen Hülfsmitteln, als Staatshandbüchern, Adreßkalendern, Zeitungen, Thorzetteln u. dgl. fehlt. Ich beschloß also, mich vor der Hand mit der Bearbeitung eines kleinen Theils des ganzen Feldes der Titulaturen zu begnügen und mir dadurch wenigstens die Priorität zu sichern. So entstand die nachfolgende Sammlung derjenigen Titel, die mit „Rath" endigen und Personen, nicht Collegien, beigelegt werden. Sie mag bei meinen beschränkten Hülfsmitteln und meiner Unbekanntschaft mit der heutigen großen Welt noch ziemlich unvollständig sein; aber was ich nicht weiß, darauf werden mir nun Hof-, Welt- und Policeimänner schon helfen. Ich bin übrigens so gewissenhaft gewesen, lieber zu wenig als zu viel zu schreiben, und habe z. B. weder den Erziehungs- noch den Gesundheitsrath in meine Sammlung aufgenommen, da ich nicht genau wußte, ob diese Titel irgendwo wirklich Personen beigelegt werden. Daß es dagegen sowol Legations- als Gesandtschafts- und Botschaftsräthe gibt, davon habe ich mich hinlänglich überzeugt. Den Lustigen Rath habe ich aufgenommen, theils als ein theures Andenken an eine harmlose Würde, die ebenso unverdient vom Hofe wie der Hanswurst von der Bühne verbannt worden ist, theils weil, wie es mir scheint, dieser Titel für manche Verdienste wol wieder erneuert werden sollte.

Habe ich nun also in dem Nachfolgenden dem geneigten Leser nur ein Fragment der Titulaturwissenschaft darzubieten, so bin ich doch so ziemlich gewiß, in Absicht auf die Nationalität der Sache den crème abgeschöpft zu haben. Denn es ist ohne Frage eine höchst nationale Eigenthümlichkeit, auf einen „Rath" in Deutschland ein so großes Gewicht zu legen, daß, wer solchen geben zu können scheint, ein ausgezeichneter Mann ist, indeß ich nicht einen einzigen Titel wüßte, der aus „That" abzuleiten wäre (wir haben nur ganz im allgemeinen Wohl-, Misse- und Wunderthäter). Sodann aber muß noch weit mehr bedacht werden, daß noch weit eigenthümlicher zwischen wirklichen und titularen, also nicht wirklichen oder scheinbaren Räthen amtlich unterschieden wird; eine philosophische Abstraction, gegen welche die bunten Knöpfe und Pfauenfedern auf den spitzigen Mützen der Chinesen, die meines Wissens nur ganz trivial Ämter und Verdienste bezeichnen, nicht entfernt in Betracht kommen; eine Abstraction, in der sich echt volksthümlich abspiegelt, was die Schule Ich und Nichtich nennt.*) Die Eigenthümlichkeit dieses Zweigs der Titulaturwissenschaft steigert sich noch, wenn man auf die Combination der Rathstitel mit den Beschäftigungen der dadurch decorirten Personen gehörig Acht gibt. Wenn man einen Kaufmann zum Commercien- oder Finanzrath, einen Geistlichen zum Kirchenrath, einen Arzt zum Medicinalrath ernennt oder einen Hofpoeten und so dergl. zum Lustigen Rath ernennen wollte, so wäre dies weiter nichts Besonderes. Aber daß Schöngeister Legationsräthe, Philologen Geheime Justizräthe, Künstler Conferenzräthe, Chemiker, die keine Alchymie treiben, Hofräthe, und Astronomen, die nicht Astrologen sind, Geheime Regierungsräthe werden können, das ist urgermanisch. Noch Zweierlei sei mir erlaubt für Diejenigen anzumerken, die meine patriotische Gabe etwa mit der Lichtenberg'schen vergleichen möchten. Erstens nämlich, daß mein Beitrag, auch wenn ich die Sache blos arithmetisch nehme, doch gar nicht so unansehnlich ist, wie er auf den ersten Anblick Manchem scheinen mag. Es ist wahr, ich habe nur neunundsechzig Rathstitel aufgebracht, indeß, wie schon vorhin gesagt, Lichtenberg im Ganzen 157 Titulaturen der Trunkenheit herbeigeschafft hat. Aber man muß doch auch nicht so blindlings und ohne allen Unterschied vergleichen wollen. Man bedenke doch, daß es mit den Räthen eine ganz andere Sache ist als mit der Trunkenheit; daß diese nämlich in niedern und höhern Ständen vorkommt, jene sich aber nur in den höhern finden, und sodann, daß, da wir keine plattdeutschen Regierungen haben, doch auch unmöglich plattdeutsche Räthe gefodert werden können. Sodann wolle man nicht übersehen, daß ich nur die einfachen Räthe aufgezählt habe, nicht aber die Composita derselben, wie z. B. die Bergcommissions-, die Kreissteuer- oder die Hof- und Justiz-, Hof- und Regierungs-, Schul- und Regierungsräthe u. s. f.; auch nicht die Steigerungen durch die Wörtchen Geheim, Ober und Geheimer Ober, die, wenn ich sie allen meinen einfachen Räthen vorsetzen wollte, allein mein Register verdreifachen würden. Zwar ich weiß recht wohl, daß dabei manche blinde Fenster zum Vorschein kämen; ich weiß wohl, daß es keine Geheimen Stadträthe und keine Obermanufacturräthe gibt. Aber das ist ja eben der Triumph der systematisch wissenschaftlichen Behandlung der Sache, daß dadurch den Deutschen die Augen geöffnet werden und sie nun in der Perspective der Zukunft noch eine Menge Räthe erblicken können, von denen die bisherige empirische Praxis noch keine Ahnung

*) Der Setzer hat sich hier vor der Verwechselung zwischen Nichtich und Nichtig zu hüten.

hatte und die sich doch mit der leichtesten Mühe von der Welt durch einen bloßen kleinen Zusatz herstellen lassen. Aber eben diese systematische Behandlung erinnert mich wieder an Lichtenberg, nach dessen Angabe der große Baco von Berulam gesagt haben soll, daß in einer Wissenschaft nicht viel mehr geleistet werde, sobald man sie systematisch zu behandeln anfange, das heiße also, daß es dann mit den Erfindungen und Entdeckungen darin bald ein Ende nehme. Es sollte mir aufrichtig leid thun, wenn ich in Folge dieses Ausspruchs durch meinen bescheidenen Beitrag zur Titulaturwissenschaft dem auf neue Titel sinnenden Geiste irgendwie hemmend in den Weg treten sollte. Indeß ich habe zwei Trostgründe: einmal, daß ich ja doch erst einen Anfang gemacht und nur einen kleinen Theil des großen Ganzen tabellarisch bearbeitet habe, also dem Erfindungsgeiste in allen übrigen Zweigen des Hof-, Civil- und Militairstaats noch ein großer Spielraum übrig bleibt; sodann aber, daß solche Nationaleigenthümlichkeiten viel zu tief in unserer Natur wurzeln, als daß sich die Nation von ihrer Pflege so leicht abbringen ließe.

Und so mögen denn nun die Herren Räthe, deren ich habhaft werden konnte, folgen, und zwar für diesmal zur Vermeidung aller Rangstreitigkeiten in alphabetischer Ordnung.

Alphabetisches Verzeichniß der in Deutschland vorkommenden Arten von Räthen.

Administrations-, Amts-, Appellations-, Archiv-, Assistenz-, Bau-, Berg-, Botschafts-, Cabinets-, Canzlei-, Cassations-, Collegien-, Commercien-, Commissions-, Conferenz-, Consistorial-, Criminal-, Directions-, Domainen-, Educations-, Etats-, Finanz-, Forst-, Geheimer-, Geistlicher-, Gemeinde-, Gubernial-, Hof-, Hofgerichts-, Intendantur-, Justiz-, Kammer-, Kammergerichts-, Kirchen-, Kloster-, Kriegs-, Land-, Landgerichts-, Legations-, Lustiger-, Manufactur-, Medicinal-, Ministerial-, Münz-, Oekonomie-, Policei-, Post-, Pupillen-, Rath schlechthin, Regierungsrath, Rechnungs-, Reichs-, Revisions-, Salinen-, Sanitäts-, Schatz-, Schul-, Staats-, Stadt-, Stadtgerichts-, Statthalterei-, Steuer-, Studien-, Titular-, Tribunal-, Universitäts-, Verwaltungs-, Wirthschafts-, Zollrath.

100.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Bedeutung und Organisation der Conseils généraux de département.

In Frankreich nutzen sich nicht nur die einzelnen Menschen, sondern auch ganze Institutionen mit außerordentlicher Schnelligkeit ab. Jeder, der den französischen Kammern in allen ihren Verhandlungen nur eine Zeit lang gefolgt ist, wird sich gestehen müssen, daß Frankreich von der Repräsentativverfassung in ihrer gegenwärtigen Gestalt wenig Heil mehr zu erwarten hat. Mit welcher Schläfrigkeit werden nicht die wichtigsten Verhandlungen betrieben! Nur wenn das persönliche Interesse aufgestachelt wird, zeigt sich einmal wieder eine schnell verbrausende Regsamkeit. Ja, das Interesse des Landes selbst an den Kammern ist ganz und gar erkaltet. Jeder, wer die Provinzen nur ein wenig durchlaufen hat, wird sich von dieser Wahrheit, die den bestehenden Verfassungen keine lange unveränderte Existenz ankündigt, überzeugt haben. Was den Kammern besonders geschadet hat, ist der Umstand, daß sie den eigentlichen Wohlstand des Landes, oder die sogenannten materiellen Interessen desselben fast stets allzu sehr obenhin behandelt und sich dafür um so mehr an persönliche oder, wie man es in der parlamentarischen Terminologie heißt, an ministerielle Fragen geklammert haben. Daher kommt es denn auch, daß — wie sich im vorigen Jahre besonders herausgestellt hat — die sogenannten Conseils généraux de département, die sich meist mit solchen Verhandlungen befassen, die das öffentliche Wohl näher berühren, immer mehr und mehr an Interesse gewinnen. Bei der vermehrten Wichtigkeit stehen diesen Conseils wahrscheinlich Erweiterungen und Umgestaltungen bevor; allen Denen aber, die von ihrer gegenwärtigen Organisation Kenntniß nehmen wollen, empfehlen wir ein kleines Werk von J. Duhénil, von dem soeben eine dritte Auflage die Presse verlassen hat. Es führt den Titel „De l'organisation et des attributions des conseils généraux de département et des conseils d'arrondissement".

Über Zollvereine.

Die weisen Staatsmänner in Frankreich sehen doch wol nun allmälig ein, was für einen groben Fehler sie dadurch begangen haben, daß sie thörichterweise die französisch-belgische Handelsverbindung hintertrieben oder wenigstens erschwerten. Der durch die Eröffnung der Eisenbahnstrecke von Aachen nach Lüttich vermehrte Verkehr zwischen Belgien und Deutschland scheint ihnen doch nun die Augen geöffnet zu haben. Mit einem Male fangen die Journale an, gegen das Ministerium zu eifern, weil dasselbe die union franco-belge, die ihnen plötzlich in einem so lockenden Lichte erscheint, nicht zu Stande gebracht habe, als wären die Hauptschwierigkeiten, an denen diese Union gescheitert ist, nicht gerade von der Tagespresse aus erhoben worden. Gerade die ärgsten Schreier sind mit einem Male zu den eifrigsten Anhängern einer solchen Handelsvereinigung umgestimmt. Das Beste, was in diesem Sinne geschrieben ist, dürfte eine ziemlich umfangreiche Flugschrift aus der Feder eines jüngern Nationalökonomen sein, der sich durch ein gediegenes Werk über den deutschen Zollverein höchst vortheilhaft bekannt gemacht hat. Wir meinen die Schrift „De l'association douanière entre la France et la Belgique" von P. A. de La Nourais. Der Verf. weist aufs ausführlichste die Vortheile nach, die Frankreich aus einer engern Handelsverbindung mit seinem Nachbarstaate ersprießen können, und beseitigt die Einwendungen, welche man gegen eine derartige Union erhoben hat. Bei der großen Wichtigkeit, welche alle diese Fragen besonders im gegenwärtigen Augenblicke haben, empfehlen wir diese Schrift dringend. Zugleich dürfte es für Manchen von Interesse sein, sich einen Überblick über alle auf das Douanenwesen bezüglichen Verordnungen und Gesetze, die gegenwärtig in Frankreich in Geltung stehen, zu verschaffen. Man findet eine solche Zusammenstellung in folgendem Werke: „Code des douanes ou recueil des lois et reglements sur les douanes", von M. Bourgat. Der Verf. ist beim Zollwesen selbst angestellt.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 2. — 2. Januar 1844.

Irland geschildert von Kohl.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Der Verf. fährt fort:

Was Preußen gegen einen Adel mit viel besserm Rechtstitel that, daran wagt man in Irland, gegenüber einem Adel mit den allerschlechtesten Rechtstiteln von der Welt, nicht einmal zu denken. Die grundbesitzenden Familien kamen herüber — came over — das ist in der Regel ihr ganzer Rechtstitel! Ja, Gewalt und Eroberung ist zumeist noch der beste Rechtstitel, den der englische Adel in Irland hat. Und diese Gewalt, diese Eroberung ist nicht einmal alt oder unvordenklich. Nein — sie ist in den allermeisten Fällen jung, nachweisbar, und die Beraubten, die aus dem Besitz Vertriebenen sind noch vorhanden. Denn, obwol schon unter Heinrich II. ganz Irland vermöge päpstlicher Schenkungsacte von den Engländern in Anspruch genommen wurde, so setzten sie sich doch nur in einem kleinen Theil des Landes fest, und beherrschten bis zu Elisabeth's Zeit nur den „Pale", die Umpfählung, etwa ein Viertel des Gebiets der Insel. Erst von Cromwell ab machte die Eroberung Fortschritte, und von Wilhelm III. wurde sie gewissermaßen wiederholt. Alle diese verschiedenen Eroberungen brachten Entsetzungen, Vertreibungen der alten und eigentlichen Herren des Landes und die Einsetzung neuer Herrschaften zuwege, sodaß jetzt neun Zehntel des Landes den eingedrungenen englischen Familien angehören, von denen beinahe einer jeden das Datum ihrer gewaltsamen Usurpation noch nachgewiesen werden kann. Aber, wie gesagt, Gewalt und Eroberung sind noch die besten Rechtstitel dieser neuen Herren; denn viele gelangten durch offenbaren Betrug, Verrath, falsche Denunciationen und zahllose andere Schändlichkeiten zu ihrem heutigen Besitz. Der Sohn konnte den Vater, ein Bruder den andern durch den bloßen Übertritt zum Protestantismus um Erbe und Habe bringen, und auch das Datum dieser Besitzergreifung läßt sich meistens noch nachweisen. Verdient nun, fragen wir, ein Besitz, der auf solchem Ursprung beruht, von Seiten einer vernünftigen Regierung eine solche Schonung, daß ihr das Wohl einer Bevölkerung von acht Millionen Menschen Generationen hindurch geopfert werde? Oder ist diese Schonung vielmehr nicht eine deutliche Probe von der Schwäche, der Unfähigkeit und der Unfreiheit eben dieser Regierung? Ist es nicht ein tagheller Beweis, auf wie schwachen und verworrenen Grundlagen Recht, Gesetz und Regierungskunst in England beruhen, wenn wir sehen, daß Niemand — Niemand sagen wir — auch nur den Gedanken faßt, die Herstellung eines alten Rechts wenigstens dadurch zu vermitteln, daß man die Tenants at will (Willkürpächter) in Lease holders und allmälig in Freeholders verwandelt! Warum geschieht dieser nothwendige Schritt nicht? — Weil die Regierung ihre Schwäche fühlt, einmal gegenüber den Interessen der Aristokraten und zweitens gegen die etwanigen Übergriffe einer befreiten Sklavengeneration. So aber schleppt sich dies Prachtgebäude constitutioneller Formen zwischen Unrecht und Elend hoffnungslos durch die Jahrhunderte hin, täuscht die eigenen Landeskinder, indem sie ihnen Brocken politischer Rechte hinwirft, ihnen aber Brot, Haus und Hof vorenthält, und betrügt die Welt, die blinde, mit dem Schein eines Rechtszustands, der ein non plus ultra von Unrecht und Unvernunft ist. Dann aber heißt es, daß die Constitution aller Übel Arzt sei!

Wo in Irland sich strichweise irgend ein etwas besserer Zustand der Bevölkerung zeigt, da ist er nicht das Verdienst einer unthätigen und theilnahmlosen Regierung, sondern einzelner verständiger, ihr eigenes Interesse richtig erkennender Grundherren. Es gibt einige wenige Familien der Aristokratie in Irland, die sich Residence, d. h. das Verweilen im Lande, zum Hausgesetz gemacht haben. Zu dieser gehören z. B. die Edgeworth, die Tuites u. A. Auf den großen Landstrichen dieser Familien hat jene schmachvolle Gesetzgebung ihre Macht verloren; es hat sich ein eigenes Gesetz gebildet, das sichtbaren Segen über solche Striche sofort verbreitet. Solche mit dem Volk verwachsene Grundherren haben hier und da dem allgemeinen Verderben der Gesetze sich selbst und ihre Angehörigen zu entziehen gewußt. Indem sie, ihre Pächter factisch für erbberechtigt gelten lassend, der Versuchung unendlicher Zersplitterung der Farms entgehen, keine Mittelsmänner zwischen sich und den Pächtern dulden, nichts an Gemeinden und Corporationen verpachten, sich selbst mit dem Wohl und Weh ihrer Tenants beschäftigen, ihnen Rath und Beispiel geben, haben sie ihre Besitzungen einem verhältnißmäßigen Wohlstande zugeführt. Sie bilden Ausnahmen, aber man erkennt an diesen Ausnahmen, was Irland Noth thut; man erkennt, wo seine Übel wurzeln und anheben. Die Abwesenheit der Grundbesitzer — Absentees — der Mangel alles gemeinsamen Interesses, alles Bandes zwischen dem Herrn und dem Bebauer des Bodens — das Unwesen der Mittelsmänner, Advocaten und Abenteurer, die große Landstriche in Pacht nehmen, diese in unendlich kleine Parzellen zerstückeln und at will austhun, jene grausamen und herzlosen Blutsauger Irlands — der Mangel jedes Rechtsschutzes, jeder Sicherheit im Besitz der Pacht — die großen Gemeindepachtungen, bei welchen Jeder hastig seine Beute macht, mit seinen Nachbarn im steten Kampf oder im Proceß lebt — und die Gleichgültigkeit der Regierung gegen einen so vernunftwidrigen Zustand der Dinge, der nirgend sonst in Europa mehr angetroffen wird — Das ist die Krankheit, welche die grüne — besser die braune — Insel verzehrt. Wahrlich, hier ist der Fall oder nirgend, einem Volke zuzurufen: Aide toi, Dieu t'aidera.

Wir meinen, man müsse nach diesem kurzen Überblick von der politischen Bewegung, der Irland in diesem Augenblick anheimgefallen ist, eine neue Ansicht gewinnen. Die angemaßte Herrschaft, der strafbare Ehrgeiz O'Connell's, sie werden einer

solchen Regierung gegenüber zu einer Naturnothwendigkeit! Der Agitator verfällt hierbei nur in einen Fehler, einen „echt" englischen Fehler und da er ein englischer Advocat ist, so kann er nicht anders als in diesen Fehler verfallen. Er sucht das Heil seines Landes in der Ausdehnung der „politischen" Rechte seines Volks! Anstatt die Regierung gegen die Aristokratie zu kräftigen — denn dies Bedürfniß des Mittelalters ist in Irland noch nicht befriedigt — schwächt er sie durch den Kampf auf dem politischen Gebiete. Doch seien wir gerecht — was soll er thun? — Im Parlament verhallt seine Stimme, die Gesetze versagen ihm sein Recht, die Preßfreiheit — der große Wunderarzt für alle Volksleiden nach den jüngsten Staatstheorien, hat sich in seinem und Irlands Fall völlig ohnmächtig und kraftlos wie ein neugeborenes Kind erwiesen. Wo ist Hülfe für seine Sache als in offener Empörung? Wir tadeln diese nur, weil sie nicht die richtige Fahne vor sich her trägt; diese Fahne sollte das Wort: Agriculturgesetz! in sich tragen, nicht die politische Repeal! — Wahrlich, die europäische Menschheit müßte ihr zufallen und England selbst müßte sie jauchzend empfangen — trüge sie nur dieses Wort in sich. Oder — würde nur erst ein vernünftiger Vorschlag laut in dem als so praktisch gepriesenen England, für die Reform der Agrargesetzgebung! Aber nein — England erfindet Maschinen, in England erfindet Jeder neue Comforts, darauf ist der Geist gerichtet; aber einen Vorschlag für die Hinüberführung einer mittelalterlichen Grundgesetzgebung in Das, was der Geist des Jahrhunderts fodert — diesen hat noch Niemand erfunden, oder auch nur bedacht. (So lehrt uns der Verf. und so regelt er auf dankenswerthe Art den Standpunkt unsers Urtheils über das Verfassungswesen der gepriesenen Insel.) Es ist eben eine Probe, ein Versuch — aber kein glücklicher, des Menschengeschlechts.

Alle jene großen Verbrüderungen und Verschwörungen in Irland, die in dem beklagenswerthen Lande einen beständigen „Krieg Aller gegen Alle" erhalten, hatten ihren Grund zunächst in den unseligen Agriculturverhältnissen. Man weiß dies, und kann es nicht ändern. Der verderbliche Gemeindebesitz — in allen europäischen Staaten abgeschafft, in England, in Irland steht er noch in voller Blüte. Aus ihm, aus der Zerstückelung des unzureichenden Zeitbesitzes, der immer seine Folge ist, geht alles das Elend hervor, das die Whiteboys, die Defenders, die Heart of steel boys, die Pech o day boys, und die unzähligen mit den Namen fingirter Chefs benannten Verbrüderungen, wie die Richard Roe, Captain Moonshine, Captain Starlight, Captain Dreadnaught u. s. w. erzeugt, deren einzige Losung „Greuelthat" ist. So trägt diese schmachvolle Gesetzgebung noch einer andern Sünde Schuld — sie ist es, die den ursprünglich gutmüthigen aber freilich etwas trägen und apathischen Iren im allerhöchsten Grade demoralisirte, seitdem er sein Elend zu erkennen angefangen hat. Diese Entsittlichung ist nun — Dank der englischen Verfassung — fast hoffnungslos geworden.

Doch wenden wir uns den heitern Schilderungen des Reisenden zu. Unter so vielem Elend macht die launige Beschreibunng des Anzugs der Irländer bei dem Verf. eine wahrhaft humoristische Wirkung. Paddy — der Spitzname der Iren — hat sich das merkwürdigste Nationalcostume von der Welt gewählt, den französischen „Gesellschaftsfrack". In diesem, mit dem kurzen, knappen Beinkleid und runden Hut, die Krempe vorn aufgeschlagen, oft ohne Deckel, steigt er auf seinen Düngerhaufen und gleicht nun complet einem vom Schicksal arg gemishandelten Tanzmeister. Natürlich besteht dieser Anzug aus nichts als höchst malerischen Bruchstücken seiner ehemaligen Existenz. Die Schöse hängen entweder an einigen Fäden befestigt am Leibe herab, oder sind vorn zusammengeknüpft, oder es existirt auch nur einer davon, der dann wie ein trauernder Witwer in der Luft herumbaumelt. Diese Lumpen, täglich anders drapirt, haben etwas ganz Besonderes; denn so abgetragen, so zerarbeitet, so auf dem Leibe selbst in Staub aufgelöst sieht man sie in keinem andern Lande. Zuletzt ist es ganz gleichgültig, ob die Hose als Rock oder der Rock als Hose gebraucht wird, so wenig findet man sich darin zurecht; hierzu denke man sich nun den aufgeklappten runden Hut ohne Deckel und man hat eine Figur ohne Gleichen. Unerklärlich, räthselhaft aber bleibt es, wie ein ganzes Volk sich ein solches, unter allen denkbaren Nationalcostumen unzweckmäßigstes, aneignen konnte.

Die poetische Natur des Iren achtet das nicht. Lernt man Paddy näher kennen, sieht man ihn beständig in seinen Feensagen, alten Geschichten seiner Urahnen, die er erzählt, als wären sie gestern geschehen, in seinen alten Melodien, in seiner religiösen Schwärmerei und seinem Dudelsack vertieft, so begreift man, daß er nicht Zeit hat, an das nächste Irdische zu denken, daß Irland von einem Volk von Träumern bewohnt wird, kurz daß der Ire von anderm Thon gebildet ist als der germanische Mensch. Man erkennt eine scharf ausgeprägte, uns ganz fremde Nationalität in ihm, und ist genöthigt, sich dem Interesse hinzugeben, das dieser europäische Urmensch nothwendig einflößen muß. Sein poetischer Wunderglaube ist nicht die mindest anziehende Seite in seinem Wesen. Für den Iren wimmelt noch heute das ganze Land von Feen und Kobolden, die er nicht anders als good people nennt. Jede Gesellschaft hat ihr besonderes Feenreich, das gegen die andern, oft unter Anführung starker Menschen Krieg führt. Hier ist ihr Sammelplatz; dort haben sie diesen oder jenen Streich ausgeführt; hier hat sie Bruder Mac Guilto O'Moorke selbst gesehen und eine Kappe von ihnen geschenkt bekommen, die ihn unbezwinglich macht. Denn das Merkwürdige in diesen Erzählungen ist, daß sie nicht wie in andern Ländern mit einem „Man sagt" ausgehen, sondern daß dem Zuhörer sofort Personen vorgeführt werden, die diese oder jene Begegnung mit ihnen hatten, die da betheuern, von den Feen einen Dudelsack geschenkt erhalten und ihn zu spielen gelernt zu haben, oder denen sie einen Finger zerbrochen oder den sie in einen Bog (Sumpf) lockten. Solcher Personen sah der Verf. mehre und hörte sie ihre Geschichte ganz unbefangen erzählen. Uralte Geschichten sind im ganze Lande in uralten Manuscripten — angeblich mit phönizischer Schrift, die aber gälisch ist — verbreitet; Paddy in Lumpen gehüllt wird überall angetroffen darin studirend, oder daraus vorlesend. Ihm machen auch die untergegangenen „sieben Kirchen", deren Trümmer man an sehr vielen Orten sieht, viel zu schaffen; es ist aber eine wirkliche Merkwürdigkeit dieses seltsamen Landes, diese „seven churches" wirklich an vielen Stellen auf einem Fleck zusammen zu zeigen. Noch merkwürdiger indeß sind die in Europa nicht weiter anzutreffenden seltsamen „round towers", von denen sich Ähnliches nur

in Kleinasien wiederfindet. Diese merkwürdigen Bauwerke, deren man jetzt noch 118, mehr oder minder erhalten, in Irland kennt, erörtert der Verf. genauer. Es sind bekanntlich 80—100 Fuß hohe von Quadern aufgeführte hohle Thurmsäulen, 35—40 Fuß im Umfang und nach oben etwas verjüngt und mit kunstreich abnehmender Mauerstärke, gegen die Spitze hin mit vier kleinen Fensterluken nach den vier Himmelsgegenden, unten aber in der Höhe von 8—10 Fuß mit einem engen Eingang versehen, sonst ohne alle Öffnung. Welchem Volke sind diese merkwürdigen Baureste zuzuschreiben? Den Dänen, Irlands ersten Eroberern in der christlichen Ära, können sie nicht beigemessen werden — man müßte, von Anderm abgesehen, in Skandinavien Ähnliches finden; kein bekannter Zweck paßt zu ihrer typischen Einrichtung; es ist fast unmöglich, sie andern Erbauern als den Phönizieren, einem andern Dienst als dem Tempeldienst der Feueranbeter zuzuschreiben. Sie sind sonach ehrwürdigen Alters und merkwürdige architektonische Überreste, oft in wunderbar guter Erhaltung.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Die Aristokraten, ein Roman von Lorenz Diefenbach. Frankfurt, Sauerländer. 1843. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine ernste Zeitfrage im Gewande des Romans; das Gewand ist aber nicht faltenreich genug, überall blickt die Tendenz heraus, die Absichtlichkeit fühlt sich durch; die Form erinnert an Bretschneider's Tendenzromane, und so gut und brav der Kern ist, so kann man doch die Schale nicht loben. Auf den ersten Seiten treten die Standesvorurtheile grell heraus, der junge Reichsgraf liebt die Pfarrerstochter Hermine und entsagt ihr aus Achtung für die Ansichten des Vaters. Der Vater hatte auf gleiche Weise seiner Liebe zu Herminens Mutter entsagt und diese war an gebrochenem Herzen gestorben. Am Ende des Buchs haben nun verschiedene Vermählungen stattgefunden: die des alten Reichsgrafen mit einem adeligen Fräulein vom Lande; die des Sohnes mit besagter Pfarrerstochter, und die der jungen Gräfin mit einem Maler u. s. w. Wie diese Ehen ausfallen, erfährt man indessen nicht, wie überhaupt eine Menge Schattirungen des äußern und innern Lebens unter solchen Verhältnissen vergessen sind. Die Reise durch Belgien, England, der Aufenthalt in Paris, schien Ref. unnöthiger Ballast, der Tendenz nicht förderlich. Wenn indessen an vorliegendem Werke irgend etwas zu tadeln ist, so betrifft es nur die Form, nicht Grundsätze und Ansichten, und mancher Aristokrat und Nichtaristokrat könnte hier gute Lehre schöpfen. Die Ausfälle auf den Hofchargen bekleidenden Adel möchten die einzigen Spuren von Parteilichkeit sein, der man den Autor zeihen kann. Den Rath: „Die Warte, von deren Höhe herab man das Vaterland überschauen und dafür wirken will, auf die feste Mauer des eigenen wohlbegründeten Hauses zu erbauen", möge mancher ehrgeizige Jüngling sich zu Herzen nehmen. Folgende Ansichten des jungen Aristokraten mögen zur Charakteristik des Buchs selbst reden:

„Wir haben zu viele und große Mittel zum Einflusse auf das Volk vor vielen Andern voraus, um nicht darin eine Verpflichtung, eine Berufung zu sehen, sofern und so lange wir sie wirklich vorausbesitzen. Aber darin irren oft selbst die Besten unter uns, daß sie Andern unter gleichen Bedingungen nicht auch gleiche Ansprüche auf die Leitung der Zeit zugestehen wollen. Die meisten dieser Bedingungen theilen selbst diese Besten unter uns jetzt mit vielen Mitgliedern anderer Stände: Vielseitigkeit und Tiefe der Bildung, Reinheit und Adel des sittlichen Lebens, einflußreichen Grundbesitz und Geldmittel; was wir vor ihnen noch bis heute, wer weiß ob bis morgen! voraushaben, gelte uns als ein heiliges Vermächtniß der Vorzeit, das uns zur redlichen Thätigkeit, nicht zur müßigen Eitelkeit anregen soll, und das wir keinem Guten und Tüchtigen aus anderm Stande neiden sollen, wenn es der Gang der Zeit auch in seine Hand bringt. Ich meine damit gewiß nicht das Vorrecht oder Vorunrecht, das unsere Fahnen- und Jagdjunker in manchen Staaten dem lange gedienten und vielverdienten Bürgerlichen voranstehen läßt, nicht die armselige Seligkeit der adeligen Hofchargen, überhaupt kein Privilegium, dessen Fortdauer uns nur der despotische Wille einzelner Staatshäupter verbürgt, sondern unsere allerdings historische Geltung im Volke von Alters her. Fern von mir sei der Gedanke, daß wir uns dieser Geltung freiwillig aus falscher Entsagung oder aus Leichtsinn entäußern sollten; so lange sie sich lebendig und fruchtbar in der Gegenwart erweist, hat sie das Recht auf diese eben nach meinem Begriffe des Historischen. Nur aber werde sie in redlicher und rechtlicher Weise gewahrt und vertheidigt, nicht gegen das redlich theilgewinnende, von der Vorsehung zu gleichem Werke und Rechte allmälig immer mehr mitberufene Bürgerthum; wol aber gegen die Anmaßungen der Schlechten aller Stände, gegen die Lumpokratie, wie ein geistreicher Publicist diesen Gegensatz zur Aristokratie nannte."

„Sobald Einer von uns jenen Glauben des Volks an unsere Würde und Bestimmung selbst für ein Vorurtheil hält, so hat er als redlicher Mann schon keine rechte Freude mehr daran und benutzt es selbst zu den reinsten Zwecken nur noch in dem Sinne wie ein guter Erzieher die kindlichen und kindischen Vorstellungen seiner Zöglinge, in der Hoffnung, daß sie unter seiner Leitung sie einst gegen reifere und klarere austauschen. Das Stichwort der höchsten Stufe, die der Mensch und die Menschheit erreichen kann, gibt uns das Christenthum: Seligkeit, das ist Glück im Geist und in der Wahrheit. Das Glück muß diese Correlation mit der Wahrheit allmälig erlangen, und die Täuschung kann keinen selbständigen Werth fodern, nur relativ und temporair eine Stelle einnehmen. Und hier steht das Christenthum als Weltreligion wieder mit jener Gleichheit im Bunde; von dieser Seligkeit soll Niemand, weder Reich noch Arm, weder Herr noch Diener, ausgeschlossen sein, Keiner, der nur die Kraft hat, sie zu erreichen. Keine fruges consumere nati, keine privilegirten Erben der Seligkeit auf Erden, während die armen Sehnenden neben ihnen auf dies Erbtheil im Himmel vertröstet werden."

„Wann werden die Verwalter dieses Erbtheils von Gottes Gnaden, die Vormünder der Völker, das Testament vor dem ganzen Volke öffnen und dieses mündig erklären, es selbst zu lesen? Wann werden sie dann weiter die Policeidiener der Cultur, die Censoren, anweisen, den Commentaren zu diesem Testamente das Imprimatur zu ertheilen? Dann dürfen diese getrost fortfahren, wie sie bisher thaten, den Lehrbüchern des Servilismus, der Frivolität, der Dummheit, des Aberglaubens freien Paß ins Publicum zu geben und dazu noch die neuen bösen Geister des Ultraliberalismus, des cynischen Sansculottismus loslassen, — ich wenigstens lebe dem frommen Glauben, daß in offenem Kampfe mit dem Guten das Böse unterliegen muß. Laßt den Teufel ans Licht und er ist besiegt!"

2. Peter Tordenskiold, ein historisches Gemälde aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts von P. P., aus dem Dänischen von Dr. J. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1843. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Ein Seeroman mit Seeschlachten, siegreichen sowol als verlorenen, mit Seemannscharakteren, Stürmen und Seeschilderungen aller Art. Der Held, Peter Tordenskiold, wird als Cadet Wessel dem Leser zuerst vorgeführt und gelangt im Lauf der drei Bände durch alle Stadien des Seeheldenthums bis zum Vice-Admiral, wird geadelt, und zuletzt nach ruhmvoller Laufbahn von einem Spieler ermordet. In Kopenhagen, in

der Kapelle der Holmskirche, ist seine Leiche beigesetzt. Fahnen und durchlöcherte Trophäen zieren seinen Sarkophag, und im Gedächtniß des Volks lebt sein Andenken, und der dänische Seemann spricht mit Stolz seinen Namen. Der Held des Romans ist mit den kräftigen Charakterzügen eines Seehelden dargestellt und die ihn umgebenden Gefährten bilden echte Seemannsgruppen. Die Zeit, worin der Roman spielt, war eine vielfach bewegte. Während in andern Jahrhunderten in den verschiedenen europäischen Staaten doch höchstens nur ein Monarch Unruhen veranlaßte, waren im 18. Jahrhundert beinahe alle europäischen Fürsten vom Eroberungsgeist beseelt. Der Kurfürst von Brandenburg setzte sich selbst die Krone auf, der starke Kurfürst von Sachsen wechselte seine Religion, um Polens König zu werden und opferte Hunderttausende von Unterthanen, um diese Krone zu verlieren und wieder zu gewinnen. Ludwig XIV. opferte eine Million von Menschen, um seinem Nachbar die Herrschaft über eine andere Million streitig zu machen und sich einen kriegerischen Namen zu erwerben. Zar Peter hieb seinen Strelitzen selbst die Köpfe ab, um unumschränkter Herrscher zu werden, und das Leben eines Russen war ihm ein Spottpreis für jeden Zoll Landes, das er von Schweden oder der Türkei gewann. Karl XII. führte seine tapfern Schweden zu Siegen und Verderben. Auch Dänemarks König, Friedrich IV., war vom allgemeinen Schwindel ergriffen und richtete alle seine Plane auf die Eroberung Schwedens. Zu diesem Zwecke schloß er ein Bündniß mit dem Zar Peter, welcher regelmäßig alle Jahre auf die südwestliche Küste Schwedens Truppen ans Land zu setzen und in Gemeinschaft mit den dänischen Armeen zu operiren versprach; aber der Zar brach dieses Gelübde regelmäßig, da er Dänemarks Größe nicht wünschte, und erreichte dadurch seinen Zweck, jede Aussicht auf Frieden zwischen diesen beiden nordischen Mächten zu vernichten, da sie ihre Kraft durch große Flotten erschöpften, welche sie in See halten mußten; Schweden, um Truppen in seine deutschen Provinzen hinüberzuschiffen, die von dänischer Landmacht bedroht wurden, und Dänemark, um diese Transporte zu verhindern. Zu See und Land ging es also in der damaligen Zeit ziemlich lebendig zu und ein reicher Bilderwechsel konnte in dem vorliegenden Roman Aufnahme finden. Wo Peter der Große und Karl XII. und so manche andere Helden der damaligen Zeit als handelnde Personen auftreten, kann das Interesse nicht ausbleiben; die innern Zustände Dänemarks bilden den düstern Hintergrund zu dem lebendigen Vordergrund. Friedrich IV. griff, um sich Geld zu seinen weitläufigen Reisen und dem lange dauernden Krieg zu verschaffen, oft zu Mitteln, die ihn in ein schlechtes Verhältniß zu seinen Unterthanen versetzten; er mußte den reichen Edelleuten und ihren Bauern eine uneingeschränkte Herrschaft einräumen, um die Abgaben bei guter Zeit zu erhalten. Auch lieh er seine Kerntruppen an fremde Macht, während er selbst noch in Krieg verwickelt war. Er lieh auch falschen Rathgebern das Ohr und erprobte seine militairischen und politischen Ansichten oft zum großen Nachtheil an seinen Unterthanen und an seinem Reiche. Mit großer Umsicht und Unparteilichkeit wird Friedrich IV. charakterisirt, und bildet eine der frappantesten Personen des historischen Romans; Geist der Zeit, Individualität der Nationen, die Eigenthümlichkeit der Charaktere sind gut aufgefaßt und ausgeführt, und wen Seeromantik und Seeabenteuer nur einigermaßen interessiren, muß mit Vergnügen die drei Theile dieses in vieler Hinsicht bedeutenden Werks lesen. 12.

Notizen aus England.

Municipalwesen in London.

Eine Schrift, die bei Clarke in London erschienen ist unter dem Titel „The corporation of London and municipal reform" (abgedruckt aus dem „Westminster review"), hat in ihrem Detail allerdings ein nur locales Interesse, verdient aber doch auch allgemeinere Beachtung, weil sie wieder ein warnendes Zeugniß gibt, wie gefährlich es ist, die Freiheit in Freiheiten und das Gemeinrecht in Einzelrechte zerfahren zu lassen. Man denke sich, wie es bei den Wahlen zu den höchsten Ämtern und Würden in der City zugeht. In einigen Wards (Vierteln) gibt es nur zwischen 100 und 200 Häuser, welche das Stimmrecht haben, und wiederum für diese nicht jeder ihrer Besitzer, sondern nur ein solcher, welcher Freeman (Privilegirter) ist, dergestalt daß manchmal nur 38 Personen einen Alderman wählen, wofern nicht der Candidat „die Freiheit aufhebt" (wie der Kunstausdruck lautet) oder abkauft, d. h. Geld für die Erlaubniß gibt, noch mehre Wähler zuziehen zu dürfen. Es ist also gar keine Sicherheit vorhanden, daß wirklich Ehrenmänner und gebildete, einsichtsvolle Personen die höchsten städtischen Ämter (der Gesetzgeber, Richter und Verwaltungsbeamten) erhalten. Oben ist der Freemen gedacht worden. Ein Freeman muß seine Freiheit erstlich von der City gekauft haben; dies reicht aber noch nicht hin; er erhält den wirklich freien Gebrauch seiner Freiheit erst dadurch, daß er auch bei einer der Companies die Freiheit bezahlt. Die Freiheit nämlich, von welcher hier die Rede ist, bedeutet das Recht einen Laden in der City zu halten. Companies heißen die städtischen Corporationen, z. B. die der Hühnerhändler (boulterers), der Kleiderhändler (Merchant taylors) u. s. w. Ein Mitglied dieser Corporationen, oder ein in die Gesellschaft Eingekaufter wird ein Liveryman genannt. Also: ein Freeman, d. h. ein von der City privilegirter Ladenhalter, wird von den Corporationen nicht zur Ausübung seines Wahlrechts zugelassen, wenn er nicht erst auch ihr Freeman und sodann noch insbesondere bei ihnen Liveryman geworden ist, was z. B. bei den handeltreibenden Schneidern 116 Pf. St. 5 Sh. 8 P. kostet. In welcher Ausdehnung bei allen diesen Corporationen das Monopol- und Privilegienwesen herrscht, das geht fürwahr ins Unglaubliche; doch würden Beispiele hier zu weit führen. Einige Corporationen sind außerordentlich reich und gebrauchen und misbrauchen, wie sich denken läßt, ihre Macht zur Befestigung oder zur Vergrößerung ihrer Macht. Unter solchen Umständen kann man sich nicht wundern, wenn man erfährt, daß die bloße City, welche ein Einkommen von Liegenschaften u. s. w. hat, das sich auf jährlich 364,000 Pf. St. beläuft und an Accise 262,449 Pf. St., sowie für Privilegien u. s. w. 150,000 Pf. St., also im Ganzen weit über 700,000 Pf. St. einnimmt, noch außerdem an Abgaben 272,788 Pf. St. erhebt. Wo mag all dieses Geld bleiben?

Die Pension der Lady Bell.

Das Schreiben, in welchem Sir Robert Peel der Witwe des Sir Charles Bell anzeigt, daß ihr eine Pension bewilligt worden, lautet:

„Whitehall, 4. Sept.

Madame! Es hat mir große Freude gewährt, Ihrer Majestät vorzuschlagen, daß in Betracht der hohen Gaben Ihres betrauerten Gatten und seiner der Sache der Wissenschaft geleisteten Dienste Ihnen eine Pension von jährlich 100 Pf. St. für Ihre Lebenszeit ertheilt werden möge aus dem sehr beschränkten Fonds, welchen das Parlament der Krone zur Belohnung und Aufmunterung wissenschaftlicher Bestrebungen zur Verfügung gestellt hat. Diese Pension, gering im Betrag, wie sie nicht anders sein kann, wird Ihnen vielleicht willkommen sein als ein Zeichen der Anerkennung, welche die Krone dem ausgezeichneten Verdienst Sir Charles Bell's zollt. Ich habe die Ehre zu sein, Madame, Ihr treuergebener und gehorsamer Diener Robert Peel." 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 3. —— 3. Januar 1844.

Irland geschildert von Kohl.

Erster Artikel.
(Beschluß aus Nr. 2.)

Die Revolution, welche ein einfacher Mönch, Bruder Matthew, innerhalb vier Jahren in dem Sittenzustande Irlands hervorgebracht hat, ist wol ohne Beispiel in der Völkergeschichte. Man denke sich ein Volk, wie wir Paddy nun schon kennen, lässig, ohne Energie des Geistes und des Körpers, der Träumerei ergeben, halb fühllos gegen sein Elend, und in dem Whisky sein einziges irdisches Glück findend. Unter diesem Volk von acht Millionen gelingt es der einfachen Beredtsamkeit eines Klosterbruders, innerhalb vier Jahren fünf Millionen zu dem feierlichen Gelübde der Enthaltung von allem berauschenden Getränk zu bewegen, und nicht blos dies, sondern auch sie diesem Gelübde treu zu erhalten. Er reist apostelartig — obwol mit der Postkarre — im Lande umher; wo er sich zeigt, geräth die Bevölkerung in Bewegung; Tausende drängen sich um ihn her, empfangen von ihm das Pledge — die kleine blecherne Mäßigkeitsmedaille — und seinen Segen und werden von dem Augenblick an aus Trunkenbolden, die sie waren, die entschiedensten Verächter alles feurigen Getränks. Sie werden Teetotallers (von dem irischen teetotal, ganz und gar) und solcher Teetotallers zählt Irland jetzt fünf Millionen. Es ist etwas Wunderähnliches in diesem Ereigniß, und man ist fast anzunehmen genöthigt, daß gerade die träumerische, wundergläubige, poetisch-phantastische Grundlage im Nationalgeiste dieses Volks das Wunder möglich gemacht habe. Darüber nun sind alle Stimmen einig, daß der Zustand der Insel sich seit Bruder Matthew wesentlich verändere. Der nüchterne Ire erwacht allmälig zum Bewußtsein seiner Lage; er ist nüchtern, aber auch freiheitsdürstig geworden, und so arbeitet der Eine der beiden großen Charaktere, welche Irland beherrschen, der Mönch Matthew, dem Andern, dem Agitator O'Connell, der die englische Aristokratie „a regular robber" nennt, der aber nichtsdestominder der Beherrscher der grünen Insel ist, in die Hände. So gehen die Dinge her unter einer ohnmächtigen Regierung! Was sich bildet, ist die Frucht eines einzelnen gewaltsamen Uebergriffs, naturwüchsige Reform ist nirgend zu sehen.

Der Verf. trifft mit dem Apostel Irlands — the gifted divine —, dem Wundermann, dem heiligen Matthew in dem kleinen Seeort Kilrush zusammen, wohnt einem Temperance meeting bei, und wir verdanken ihm eine ausführliche Schilderung des Mannes, den ganz Irland den „Großen" nennt, sowie des Geistes seiner Freunde und Brüder. Seine Gestalt erinnerte den Verf. an die Napoleon's, dessen Größe und dessen proportionirten Bau sie wiederholt, ein wenig Beleibtheit, eine gesunde frische Gesichtsfarbe, einfache, gewinnende Manieren ohne alle Affectation, regelmäßige, edle Züge, Milde und Festigkeit ausdrückend, große Augen, schöne Nase, ein rundes vorspringendes Kinn, bezeichnen den „conquering hero" mehr als den Franciscanermönch. Seine Beredtsamkeit, natürlichen und wohltönenden Organs, ist von eigenthümlicher Art, das wahre Mittel zu seinen wunderähnlichen Siegen. Nichts weniger als fließend, stockt sie häufig auf Augenblicke, um dann nach besiegtem Hemmniß wie ein rauschender Strom bis zu einem neuen Stillstand hinzustürzen. Nichts widersteht ihr auf diesem Wege. Der „Teetotalism" ist jetzt die große Leidenschaft Irlands, eine Leidenschaft, wie ihrer nur ein religiös und poetischgläubiges Volk fähig ist; es gibt verhältnißmäßig wenig Beispiele, daß das Gelübde gebrochen werde. Will man eins, wie ansteckend die Leidenschaft wirkt — hier ist es! Als der Verf. die schönen Killarney-Seen besucht, ward einst ausgestiegen und am Ufer gefrühstückt. Es war feucht, neblig, wie immer in Irland; man sendete den armen Ruderern vom Braten, vom Wein der Gesellschaft; sie nahmen den Braten an und wiesen den Wein zurück, denn „sie seien Teetotallers" und zu ihrem Braten schöpften sie Wasser aus dem See. Die frühstückende Gesellschaft aber schämte sich und ließ die Flaschen ungeleert!

Ganz Irland folgt jetzt einer zweifachen Bewegung: Temperance-movement und Repeal-movement: an einer leicht erkennbaren Stelle aber fließen beide zusammen. Auch Bruder Matthew erhebt inzwischen von seinen armen Landsleuten eine starke Contribution; das Pledge wird mit 1 Sh. 1 Penny bezahlt und ist etwa die Hälfte werth. Mit den erhobenen 2,500,000 Sh. thut er allerdings viel Gutes; es wäre aber besser, er enthielte sich

der Überhebung. Die öffentlichen Einnahmen vom Branntweinverkehr sind nun seit Matthew etwa auf die Hälfte herabgegangen. Mit sorgender Theilnahme aber fragt der Menschenfreund — was wird aus der Temperance, wenn Bruder Matthew ihr einst fehlen wird?

Der reizenden Fahrt auf dem schönen Shannon — eigentlich eine Meerbucht — folgt der Besuch der berühmten Killarney-Seen, deren Reize der Verf. uns in seiner verständigen, auf das Positive und Charakteristische gerichteten Stilweise, fern von aller Touristenphraseologie, schildert. Die Seen mit ihren lieblichen Inseln, ihrem schwarzen von Moorstoff (bog-stuff) überzogenen Felsen, sind allerdings reizend, können aber weder mit den italienischen noch mit den Schweizerseen den Vergleich vertragen. Jeder Naturmaler sollte den „proportionirten" Ausdruck für seine erste Pflicht erkennen. Die Eigenthümlichkeit aller irischen Natur ist die universelle Durchdringung mit Bogstoff, jenem merkwürdigen schwarzbraunen Saft der Moorpflanzen Irlands. Alles ohne Ausnahme ist damit wie imprägnirt; die Berge sind davon gefärbt, die Seen, das Wasser der Flüsse ist damit getränkt, er nistet in den Felsspalten, er bildet den Grund und Boden in der Ebene; er überfluthet oft seine selbstgeschaffenen Dämme und wälzt sich als Schmutzlawine gegen die Häuser. Woher diese in der Welt einzige Erzeugung des Moorstoffs? Ihre Ursache kann nur in dem ebenso einzigen Klima Irlands gefunden werden, das, immer temperirt, immer dunstig und feucht, freilich höchst eigenthümliche Erscheinungen bedingt. Zum Beispiel eine Vegetation, doppelt so langsam als die in Südrußland, mächtig in Pflanzen, die eine hohe Temperatur erfodern. So wächst der Erdbeerbaum, die Cypresse, die Stechpalme im Süden von Irland, und andere Gewächse, an die im gegenüberliegenden Frankreich nicht zu denken ist. Dies Klima, ohne oder mit geringem Wechsel mag den irischen Menschen zu Dem gemacht haben, der er ist, lässig, nervlos, träg, träumerisch, sanft, gutmüthig und wundergläubig.

Die Provinz Kerry, malerisch an vielen Stellen, berühmt wegen der Gelehrsamkeit der Kerrymen, der O'Connell alte Heimat, reich an Liedern und Sagen, ist nichtsdestoweniger arm und entvölkert. Die bekannte irische Behelfwirthschaft ist auch hier einheimisch. Der Verf. sah ein Haus bauen: der Vater fuhr in einem Karren die Erde heran, der älteste Sohn häufte sie mit einer Schaufel zur Mauer auf, und der jüngste stand oben auf und trat sie nieder.

Mir schien — sagt der Reisende —, daß die Schwalben bei ihren Wohnungen mehr Kunst aufwenden als diese Bewohner von Innisfail, „der Insel der Verheißung!" Man sieht in Ungarn, in Esthland, in Lithauen ärmliche Wohnungen; ich erinnere mich, die armen Finnen, die Walachen, die Tataren beklagt zu haben; aber eine solche Entblößung wie Paddy erleidet doch keiner von ihnen; in 99 Fällen unter 100 würde sich Paddy bei ihnen ganz königlich logirt vorkommen; er würde selbst den Indianer in Nordamerika reich finden, ihn beneiden. Ist dies nun Schluß des Schicksals?

Mit der Gelehrsamkeit der Kerrymen, die so viel gerühmt wird, ist es nichts. Der Verf. traf nur einmal einen Bauernsohn, der den Horaz kannte, und der war ursprünglich zum Priester erzogen. Ein köstliches Genrebild von einer irischen Dorfschule folgt I, 258:

Eine mit Rasen gedeckte Lehmhütte an der Landstraße ohne alle Fenster, Bänke, Stühle oder sonst etwas war das Schulgebäude. Draußen lagen so viele Torfstücke aufgehäuft, als innen Kinder waren; diese Torfstücke waren ihr Schulgeld. Die kleinen Zöglinge, wie der Lehrer aus meilenweiter Entfernung hier zusammen geströmt, saßen alle in ihren malerischen Lumpen auf einem Haufen in der Thür zusammen, und hielten ihre Fibeln in der Richtung des einfallenden Lichtes hin und plärrten ihre Lection her. Der Lehrer im wohlbekannten irischen Nationalcostume, stand auf einem Fasse zwischen ihnen. Hier war die Armuth zur Nothhülfe geworden. Am Abend springen die Knaben davon, der Lehrer schiebt seine erworbenen Torfstücke in den Sack, verrammelt die Thür und wandert heim am Pilgerstabe. Ein echt irisches Lebensbild! Hätten die begeisterten Lobpreiser englischer Zustände Zeit zu Vergleichungen, wir würden sie bitten, diese irische Volksschule mit einer preußischen oder sächsischen zu vergleichen.

Die Regierung hat in neuester Zeit in Südirland einige Straßen gebaut, zum Vortheil ihrer Seehäfen; ebenso groß ist ihre Indolenz, ihre Gleichgültigkeit, daß noch nicht einmal für eine Personenpostverbindung auf diesen Straßen gesorgt ist. Ein Privatmann, ein Italiener sogar, ein ehemaliger Tabuletkrämer, Bianconi, hat sich dieses Bedürfnisses annehmen müssen. Der Mann ist dabei reich geworden, und seine 900 Karren, jenes echt irische Gefährt, mit der am Wagenkasten befestigten Deichsel, sind es, auf welchen man, allerdings sehr billig, dieses großbritannische Königreich durchreist. Überall führt der Weg an Policeistationen vorüber; in diesem Theile des freien Englands unterhält die Regierung nicht weniger als 6000 Policeisoldaten, deren geringster Lohn 2 Schill. für den Tag beträgt. Welch eine unglaubliche Last für das arme Land! Ganz Preußen mit fast der doppelten Bevölkerung von Irland unterhält 2000 Gendarmen, und welche Wirkung wird von jenen und diesen erlangt? Trotz seiner 8000 Policeimänner, zu 5—8 in 1200 Stationen, kleinen Zwinguris vertheilt, ist Irland „the most disturbed country" von der Welt. Welche Regierungsweisheit! Ein einziges vernünftiges Agrargesetz würde diese ganze erdrückende Last sofort unnöthig machen. Raufereien, Parteigefechte, Ermordungen und Brandstiftungen aus Rache sind überall mehr oder minder an der Tagesordnung und wir haben von dem Zustande eines solchen Landes gar keinen Begriff, in welchem, sagt der Verf.

die ganze Bevölkerung gewissermaßen jeden Augenblick zur Rebellion disponirt und in eine allgemeine Verschwörung verwickelt zu sein scheint. Seit der Eroberung Irlands ist dies der gewöhnliche Zustand des Landes, der nur dann und wann, etwa alle 30 Jahre, in eine förmliche, offene und blutige Empörung umschlägt. Ich glaube, es existirt in der Geschichte des ganzen neuern Europas nichts Ähnliches.

Der Verf. macht diese inhaltschwere Bemerkung im Angesicht des Landsitzes des großen Agitators in Kerry, Derrinane-Abbey, auf einer der äußersten Spitzen der Insel am Ocean gelegen, wie stets bereit zu einer al-

[illegible] und Kapelle. In der Nachbarschaft liegen die Güter und Wohnsitze der Söhne und Vettern seiner weitverbreiteten Familie, einer der ältesten Irlands. Dan. O'Connell und die Seinigen sind jedoch ursprünglich arm, und nur Pächter (middlemen) ihrer weitläufigen Güter. Den Bauern gegenüber gilt Daniel jedoch als Herr und wird „our master" genannt. In seinem Hause herrscht die größte Gastfreundschaft; er empfängt die Tories, die ihn einen Räuber nennen, wie seine Repealfreunde, und nach der trefflichen Weise englischer Staatsmänner überhaupt wird an seinem Herde nie ein Wort von Politik gewechselt, zum charakteristischen Unterschiede von den französischen Staatsmännern, deren Tribune in jedem Salon aufgeschlagen steht. Die unglaubliche Thätigkeit des bejahrten Mannes und die Art derselben sind zur Genüge bekannt; der Verf. sah ihn nicht, da er gerade auf einer Rundreise abwesend war.

Die Grafschaft Cork, die schönen Thäler von Glengariff, die vielberühmte Bantry-Bai, in der alle Flotten der Welt sicher ruhen können, und wo die Phönizier landeten; Donegal mit seinem großen Markt, von dem der Verf. merkwürdige Beispiele für die Wirkungen der Temperance-Sache erzählt; die Proben von Gutmüthigkeit und echter Religiosität, die er beim Besuch einer armen Bettlerfamilie empfängt; die Schilderung von Cork mit seinem unermeßlichen Seemarkt für getrocknete Lebensbedürfnisse, mit denen es die Flotten Englands und seine Colonien versorgt: alles Dies unterhält und belehrt den Leser auf das angenehmste. Doch wir kennen den Verf. ja als einen der denkendsten und geistvollsten Reiseschilderer, die dies Geschäft je in die Hand genommen haben. Beim Anblick dieser unermeßlichen Massen von Lebensmitteln aller Art, vom Bedürfniß bis zum Luxusartikel aufwärts, die der hungernde Paddy hier im Schweiße seines Angesichts in die englischen Schiffe schleppt, ruft er aus:

Ist es nicht wie eine grausame Ironie des Schicksals, daß zwar das hungernde Irland, auf dessen Todtenlisten das Hungerleiden, starvation, eine stehende und regelmäßige Rubrik bildet, das reiche England, seine Flotten, seine überseeischen Länder und Provinzen — satt machen muß! mit diesen Massen von Schinken, Buttertonnen, eingemachten Gemüsen, Früchten, Saucen, Suppen und Zwiebäcken?

Die Criminalstatistik, welche der Verf. mit einer Schilderung der Grafschaftsgefängnisse verbindet, ist voll lehrreichen Inhalts. In Cork sind auch die Baracken anziehend, weil hier ein Hauptwerbe- und Einschiffungsplatz für Colonialtruppen ist. Auf einen continentalen Reisenden aber müssen hier die marktschreierischen Werbeplacate der Regimenter, die die Thorwände bedecken, einen höchst sonderbaren Eindruck machen, nach den Proben, die der Verf. von ihnen gibt. Ein großer Reiter prankt oben auf dem Placat, darunter „God save the queen". Dann „Zwölftes Regiment, das schönste von Sr. Maj. Truppen"; nun die Auffoderung, einzutreten, der leichteste Dienst von der Welt, Prämie 3½ Pf. St., Sold 1 Schill. 6 Pence täglich und noch besser; wer Rekruten bringt, erhält 7½ Schill. per Kopf. „East India Company Sauce" u. s. w. Für [illegible] gewiß eine Seltenheit!

Schloß Blarney mit seinen Sagen, die reizenden Wasserstücke des Lee nach Cove hin, Great Island, die Klöster in Irland, die Jahrhunderte lang effectlos gebliebene Sympathie zwischen Irländern und Franzosen, deren Sprache auf der Insel auffallend gut gesprochen wird, die Kirche, mit ihren aristokratischen Einrichtungen, die den armen Mann fast ganz vor die Thür weisen, die eigenthümliche irische Trauer und Anderes mehr bilden anziehende Abschnitte. Die Reise nach Kilkenny ist reich an malerischen Standpunkten, reizenden Flußscenen, pittoresken Ufergestaltungen, hübschen Landsitzen, kurz, geradezu die belohnendste Partie von ganz Irland. Fermoy am Blackwater, Cahir am Suire, dem Lord Glengall gehörig, dann Tipperary mit seinem herrschenden Shelalas — den gefürchteten irischen Knütteln, die sich „since temperance", seit der Mäßigkeit, mehr und mehr verlieren —, Clonmel, die blühende Hauptstadt von Tipperary, die so eigenthümliche Berggruppe von Slievh-Naman, aus lauter vereinzelten rasigen Hügeln, von Steintrümmern gekrönt, bestehend, und endlich Kilkenny, wo der Reisende das ganze originelle Excitement eines englischen Wettrennens antrifft und in seiner bekannten Weise schildert, führen uns ans Ende dieses Landes. Irland, an Besonderheiten so reich, die Insel, auf der es keine Kröten und keine Schlangen, keine Dreschflegel und so viele andere Dinge nicht gibt, deren Mangel wir uns gar nicht denken können, besitzt etwas, was in allen übrigen Ländern an der Menschengestalt zu den Seltenheiten gehört: eine Bevölkerung mit schwarzem Haar und blauen Augen, als Grundtypus der Bildung, in der sich die Besonderheit dieses Menschenstamms fest und unverkennbar zeichnet. Bei Kilkenny Castle am Nore entläßt uns der Verf., wie zu vermuthen steht, mit der Absicht, uns später mit dem Norden und Nordosten der grünen Insel bekannt zu machen, da wir gewohnt sind, ihn sein Werk nicht halb thun zu sehen.

Wir haben seinem Buche einen längern Artikel, als gewöhnlich geschieht, gewidmet, weil das Verdienst dieser Arbeit uns hierauf Anspruch zu haben schien. Die Reisebeschreibungen des Verf. sind nicht von der Art, wie wir sie auf allen Büchermärkten antreffen. Wir erinnern uns noch des Vergnügens, das er uns durch seine neun oder zehn Bände über Rußland gemacht hat, und man kann leicht denken, daß eine Feder, welche jenem etwas zähen und sterilen Stoff so vielen Reiz abzugewinnen, die weiten Steppen der Ukraine, der Tatarei mit so vieler und reicher Staffage auszustatten wußte, in einem Lande wie Irland, wo Empfindung, Kunstgeschmack, Naturgefühl und Beobachtung in jedem Augenblick so mannichfach beschäftigt werden, eine vortreffliche Gelegenheit zu schönen Erfolgen antreffe. In der That findet der Verf. diese Gelegenheit, und nutzt sie, zu seiner Ehre und in solcher Art, daß er ein beständiges Gefühl der Befriedigung und des Dankes

bei uns erweckt. Mehr und Besseres wissen wir von seinem trefflichen Buche nicht zu sagen, das seine Freunde sich wol suchen, und das solche wol zu finden wissen wird. *) 8.

Eine neue Pasigraphie und Pasilalie.

Nach so manchen vergeblichen Versuchen, eine allgemeine Sprache und Schrift zu erfinden, ist wieder ein neuer von einem Belgier gemacht worden. Ob er gelungen zu nennen sei, möge aus nachstehenden Andeutungen, mit denen übrigens der Erfinder selbst zur Zeit noch sehr sparsam ist, entnommen werden. Er nimmt 23 Consonanten und 11 Vocale an. Jene sind:

t (ti), g (gui), 7 (xi), r (ri), d (di), v (vi), c (ci), b (bi), j (ji), l (li), m (mi) f (fi), q (qui), p (pi), k (ki), s (si), z (zi), n (ni), λ (sti), x (iki), ɛ (cri), 8 (breu).

Die Vocale lauten:

1 (e), 2 (eux), 3 (in), y (ès), 4 (oie), e (é), 5 (ou), u (ù), a (à), i (i), o (au).

Zum Verständniß dieses Alphabets ist zu bemerken, daß die beigeschlossene Bedeutung der Buchstaben nach französischer Aussprache zu lesen ist, und daß die Zahlzeichen die Stelle von Charakteren vertreten, die noch nicht zum Druckgebrauch fertig sind. Diese Sprache nennt ihr Erfinder eine physiologische und bezeichnet sie in seinem neuen Idiom selbst mit dem Worte Lugar, d. h. Fluß des Gedankens. Folgendes ist eine Probe derselben aus einer Art von Gebet an das höchste Wesen:

Saito Jideal iti, gor egeal ete, 7ocor, 7efeal otor; et otor pergoλol p etesais in oro ut cio egyl lio7o sik a7itos zivos.

Dies soll ausgesprochen werden:

Saito jidéal iti. Gaur égéal été, xaurcaur xéféal autaur, et autaur pergaustaul p étésaïs in auran ut cian égèl liauxau fic axistaus zivaus.

Und auf Französisch bedeuten:

Votre présence a projété la lumière, votre pensée a produit l'être, votre sagesse a fait la loi: et la loi sera propagée dans l'espace par les essences raisonnables, pour que l'ordre des progrès produise le cours éternel du temps selon votre projet immense.

Und wer ist der Erfinder dieser Sprache? Er führt einen zweifachen Namen: eigentlich heißt er Herpain, seit der Zeit dieser Erfindung aber nennt er sich Usamer. Unter diesem Namen hat er drei kleine Flugschriften: „Épitres d'Usamer à ses contemporains", von Genappe (im belgischen Brabant), seinem Wohnorte, ausgehen lassen, in denen aber nur am Anfang oder Ende Proben seiner physiologischen Sprache gegeben sind, während der Text derselben ein ziemlich schwülstiges Gemisch von Gedanken über metaphysische Dinge enthält. Der Verf. erzählt, er habe sich, von Wissens- und Glaubensdurst getrieben, vor längerer Zeit den Büchern gewidmet, aber da er nicht darin gefunden was er gesucht, so habe er sie wieder bei Seite gelegt und nun, seiner Sehnsucht nach dem Begreifen, um dadurch zum Glauben zu gelangen, nachgebend, sich eingebildet, daß der Schöpfer ihm Augen gegeben habe, um zu sehen, und Verstand, um zu begreifen: „il me semble vrai, que devant moi la véracité divine avait pris soin d'étaler ses oeuvres au grand jour et que, loin de moi, elle les faisait briller au travers l'ombre de la terre etc."

Welchen Werth übrigens der Verf. auf seine Erfindung legen muß, geht daraus hervor, daß er, wie es scheint, eine neue Zeitrechnung von derselben beginnt. Wenigstens ist die Zuschrift, mit welcher er diese drei Briefe einer gelehrten Corporation in Sachsen übersendete, datirt: Epoque de la conciliation, Ère de la science le 76me jour (31. Mai 1843). 56.

*) Den zweiten Artikel theilen wir im nächsten Monat mit. D. Red.

Moderne wiener Perspective. Von Julian Chownitz. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1843. 12. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der Herr Verf. schließt sein Buch mit dem Wunsche, daß es sich den Beifall seiner Landsleute erwerben möge. Ob er damit die Herren meint, die er auf den letzten Seiten sanft beweihräuchert, als Braun von Braunthal, Wiest und Herloßsohn, oder das große östreichische Publicum, wird nicht bestimmter angedeutet. Das Buch ist ein sehr leichtes lockeres Machwerk; es hat durchaus keine Nothwendigkeit der Existenz in sich selbst oder in dem Geiste seines Verf.; man hört darin über wiener Kaffeehäuser und tables d'hôte, über den Volksgarten, den Prater, das Wasser-Glacis, über Bäuerle, Nestroy, Saphir, Grillparzer, Lenau, Zedlitz, A. Grün, nichts als was schon überall zur Genüge besprochen ist. Einzelne Anläufe zur Satire sind total lahm. Was der Herr Verf. über sein liebes Ich erzählt, ist aufdringlich. 29.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Wronski's neue Hirngespinnste.

Unter den philosophischen, theologischen und socialistischen Schwärmern, die in ihrem aufgeregten Hirn Weltverbesserungsplane entwerfen, und die mit einem Schlage unsern gegenwärtigen Verhältrissen eine neue Organisation geben möchten, ist der in Paris lebende Pole Hoené Wronski einer der unverbesserlichsten und hartnäckigsten. Kein einigermaßen bedeutungsvolles Ereigniß läßt er vorübergehen, ohne daran neue Plane zu knüpfen und einige Prophezeiungen und Winke von sich zu geben, von deren Erfüllung, seinem beschränkten Sinne nach, das Wohl und Wehe der Welt abhängig ist. Seine jüngste Expectoration führt den Titel „Le destin de la France, de l'Allemagne et la Russie". Dem Vorworte zufolge soll diese Schrift, die an Schwulst und Ideensprüngen keiner der frühern vom nämlichen Verf. nachsteht, nicht weniger geben, als „die Gründung der Wahrheit auf Erden, den Abschluß der absoluten Philosophie, die Erfüllung der Religion, die Reformation aller Wissenschaften, die Erklärung der Geschichte, die Auffindung des Endzwecks aller Staaten und die Enthüllung der Geschicke aller Nationen". Excusez du peu!

Nekrolog des Archäologen Allon.

Frankreich hat vor kurzem einen ebenso liebenswürdigen als gründlich gelehrten Kenner der französischen Alterthümer durch den Tod verloren. Wir meinen Hrn. Allon, der eine Reihe von Jahren hindurch bei der für archäologische Studien wichtigen Société royale des antiquaires de France als Bibliothekar und Präsident thätig gewesen ist. Man würde die Verdienste, die sich dieser würdige Gelehrte erworben hat, zu gering anschlagen, wenn man dieselben nur nach Dem beurtheilen wollte, was er als Schriftsteller geleistet hat. Indessen sind auch unter seinen Schriften einige, welche alle Beachtung verdienen. Dahin rechnen wir 1) seine „Description des monuments du département de la Haute-Vienne", 2) seinen „Essai sur les ornements du moyen-âge" und 3) seine treffliche „Biographie d'Alexandre Lenoir". Wichtiger aber als alles Dies ist Das, was er durch unmittelbare Unterstützung unbemittelter Gelehrten, durch Belebung des Sinns für archäologische Studien und dadurch, daß er nach Kräften zur Erhaltung wichtiger Monumente und Alterthümer beitrug, für die Wissenschaft gethan hat. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 4. —— 4. Januar 1844.

Über Shakspeare's „Sommernachtstraum“.

Die Darstellung auf der Hofbühne in Berlin hat das Interesse an diesem Drama kürzlich aufgefrischt. Die meisten Stimmen über die Aufführung waren günstig. Ansichten jedoch über die Dichtung selbst, die gleichzeitig hervortraten, schienen mir wenig bezeichnend, zum Theil grundfalsch. Auch englische Erklärer haben dies Gedicht unglaublich schief beurtheilt. A. W. Schlegel's Bemerkungen halten sich sehr im Allgemeinen. Tieck's treffende Würdigung ist mehr andeutend als entwickelnd. Vielleicht wird daher die nachstehende Betrachtung nicht ganz überflüssig erscheinen, die sich über die Originalität dieses Lustspiels und seinen Werth, die Zeit seiner Entstehung und Aufführung, seine äußern Anlässe und seine innere Einheit und Wahrheit hoffentlich nicht zu weitläufig verbreitet.

Originalität.

Gewiß hat der „Sommernachtstraum“ bei seinem ersten Erscheinen sich einer glücklichen Wirkung erfreut. Seine Erwähnung bei Zeitgenossen, noch mehr der Umstand spricht dafür, daß die darin entwickelten Vorstellungen vom Elfenzauber auf manche bald darauf folgende Schauspiele und romantische Erzählungen anderer Dichter sichtbaren Einfluß übten. Dann sind noch im weitern Verlauf des 17. Jahrhunderts und bis nach der Mitte des 18. mehre Maskendramen und Opern in England erschienen (Malone zählt sieben), die wesentlich aus dem „Sommernachtstraum“ geschöpft und ihm nachgebildet waren. Schwerer ist die Frage zu erledigen, ob Shakspeare seinerseits Erfinder dieses Lustspiels gewesen, oder ob er darin schon vorhandene Fabeln vielleicht nur umgebildet, vielleicht geschickt verwoben habe. Indessen ist mir nicht bekannt, daß irgendwo eine wesentliche Abhängigkeit dieser Dichtung von einer ältern wäre dargethan worden. Was die Commentatoren unter solchem Gesichtspunkte beigebracht haben, beweist nur, daß die Elemente, keineswegs aber die bestimmten Motive des Shakspeare'schen Gedichts theils im Volksglauben und Volksmärchen, theils in der poetischen Literatur seiner Zeit vorhanden waren.

Die angenommene Zeit, in welcher der „Sommernachtstraum“ spielt, ist die Vermählungsfeier des griechischen Fabelhelden Theseus mit der Amazonenkönigin Hippolyta. Theseus und Hippolyta waren allerdings schon vor Shakspeare Personen epischer Gedichte und Romane, in welchen Theseus wie bei Shakspeare Herzog von Athen hieß und in chevaleresken Charakterzügen und Abenteuern geschildert war. Auch Philostratus — bei Shakspeare Aufseher der Lustbarkeiten an Theseus' Hofe — kam als dessen Kammerherr in Chaucer's „Knights - Tale“ schon vor. Aber die Aufnahme dieser Figuren brachte mitnichten die komischen Vorgänge mit sich, welche Shakspeare im „Sommernachtstraum“ unter ihren Augen und zum Theil ihrer Mitwirkung spielen läßt. Diese Vorgänge, die erst das Drama und seinen Witz ausmachen, konnte man in keiner Theseus-Fabel nachweisen.

Als gleichzeitig mit diesen Vorfällen, die der Dichter nach Athen verlegt, stellt er einen Zwist im Feenreiche zwischen Oberon und Titania dar, und setzt diesen Zwist und seine Versöhnung mit der komischen Entwickelung jener Vorfälle in Verbindung. Gewiß ist, daß auch die Namen Oberon und Titania für König und Königin der Elfen nicht von Shakspeare erfunden sind. Sie waren schon in französischer Ritterpoesie gegeben; und wie die Grundform des Namens Oberon, so stammen die Hauptbegriffe des Elfenreichs aus alter nordischer Religion und Sage, die im britischen Volke in mannichfaltigem Aberglauben fortlebte. Von gleichem Ursprung und Alter ist auch die Figur des Puck, den Shakspeare als Diener des Oberon vorstellt, und der in England, zumal unter dem verbreiteten Namen Robin good Fellow, in gleichzeitigen Dramen und abergläubischen Erzählungen seinen muthwilligen oder menschenfreundlichen Spuk trieb. Aber von den engern Zügen, in welchen Shakspeare die Zeichnung dieser eingebildeten Wesen vollendet hat, konnte man blos theilweise finden, daß gleiche oder ähnliche bereits anderweitig, jedoch zerstreut, gegeben waren; und schon die Art, wie Shakspeare sie sammelte, mit leichter Sicherheit ausprägte und phantasiereich ins Heiterste umprägte, beweist vielmehr seine originelle Kraft. Man hat mit Grund behauptet, daß diese Machinerie des Elfenvolks ihre Einbürgerung in der Poesie mit so vorherrschend freundlicher, phantastisch-lieblicher Bedeutung zumeist dem Shakspeare verdanke. Gesetzt übrigens, er hätte die Elfenschilderung schon ganz ähnlich vorgefunden, so war doch hiermit ebenso wenig wie mit den roman-

haften Gestalten des Theseus und seiner Geliebten die komische Handlung gegeben, worin er diese lustigen Wunderwesen so anmuthig und so ergötzlich beschäftigt. Sind es doch überall nicht die Gestalten oder Charaktere als solche, sondern die Kunst, sie zu bethätigen und zu verknüpfen, worin die wahre Erfindung des Dichters, zumal des dramatischen, sich zeigt.

Noch gehören zu den Figuren, welche der „Sommernachtstraum" in Bewegung setzt, die ehrlichen und komischen Handwerksleute von Athen, die es unternehmen, ihrem Herzoge zu seinem Vermählungsfeste eine rührende Komödie aufzuführen. Auf ihre Rechnung kommt ein gutes Theil von der Ergötzlichkeit des ganzen Lustspiels. Von diesem Theil ist denn ebenfalls vermuthet worden, daß er ein älterer, volksmäßiger Schwank gewesen, den der britische Dichter nur benutzt, nicht geschaffen habe. Diese Vermuthung fand daran Anlaß, daß im Wesentlichen dasselbe parodische Spiel unter den Werken des schlesischen Dichters Andreas Gryphius als ein eigenes Ganze vorkommt. Es führt hier den Titel: „Absurda comica oder Herr Peter Squenz", Schimpfspiel. Im Namen Squenz kehrt der Quince des Shakspeare'schen Lustspiels wieder. Bei Shakspeare ist Quince ein Zimmermann, bei Gryphius ein Schulmeister, bei Beiden aber versammelt er eine Anzahl Handwerker um sich, damit sie die Tragikomödie „Pyramus und Thisbe" einstudiren und vor ihrem Fürsten aufführen. Die Aufrufung und Vertheilung der Rollen unter diesen ehrsamen Dilettanten, die Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten, die sie bei diesem Vorhaben in Erwägung ziehen, und wie sie sich helfen mit dem Prologe, dem Löwen, der Wand und dem Mondschein — dann die wirkliche Aufführung am Fürstenhofe, die reichlich belacht und bewitzelt wird — diese Hauptzüge hat Gryphius mit Shakspeare gemein. Gryphius vermehrt den komischen Theaterapparat noch durch einen Brunnen, den, wie die Wand und den Mond, ebenfalls ein Mann vorstellt, der, mit einer Gießkanne in der Hand, sich als sprachbegabter Brunnen selbst bevorwortet. Den Pyramus gibt bei Gryphius des Königs lustiger Rath, Pickelhäring, der lange nicht die ergötzliche Figur ist wie bei Shakspeare der Spieler dieser Rolle, der Weber Zettel (Bottom). Und von der Metamorphose, die dieser erfährt, sowie der wunderbaren Gunst der Feenkönigin, die ihm zu Theil wird, hat der Schlesier nichts. Außerdem ist sein Schimpfspiel im Ganzen einfacher, in der Ausführung umständlicher, im Tone derber und niedriger, die Übereinstimmung der Fabel aber mit jenen Scenen bei Shakspeare viel zu groß, um zufällig zu sein. Da nun Shakspeare's „Sommernachtstraum" bereits im J. 1600 gedruckt erschien, kann auf keinen Fall für Gryphius, der zwölf Jahre später erst geboren wurde, die Erfindung in Anspruch genommen werden. Gryphius aber beruft sich seinerseits auf eine andere Quelle. Er sagt im Vorworte, es hätten sich hier und da Gemüther gefunden, welche sich für den Vater des „Peter Squenz" auszugeben weder Scheu noch Bedenken getragen. Damit er aber nicht länger Fremden seinen Ursprung zu danken habe, so wisse (redet er den Leser an), „daß der um ganz Deutschland wohlverdiente, und in allerhand Sprachen und mathematischen Wissenschaften ausgeübete Mann, Daniel Schwenter, selbigen zum ersten zu Altdorff auf den Schauplatz geführet, von dannen er je länger je weiter gezogen, bis er endlich meinem liebsten Freunde begegnet" u. s. w. Daniel Schwenter, Professor der Mathematik und morgenländischen Sprachen zu Altdorf, starb erst 1636. Also konnte auch er füglich aus Shakspeare schöpfen. Der Grund, aus welchem Kästner (der göttinger Hofrath) das Letztere bezweifelte, ist nicht zwingend. Schwenter habe ein französisches Buch, das er einem seiner Werke zu Grunde legte, sich von einem Andern übersetzen lassen; folglich (meint Kästner) sei nicht wahrscheinlich, daß er Englisch verstanden. Dieser Schluß ist nicht eben logisch. Zulässiger wäre der, daß unter den allerhand Sprachen, deren Besitz Gryphius dem Schwenter zuschreibt, die englische gewesen sein könne. Wenigstens darf man nicht ohne weiteres mit dem göttinger Gelehrten zu der Ansicht fortschreiten: „Vermuthlich sind solche Spiele wie die Märchen unter allen Nationen herumgegangen und von Verschiedenen unterschiedlich ausgebildet worden." Hiergegen spricht zunächst, daß diese komischen Scenen nicht gerade den Charakter eines ursprünglich volksmäßigen Schwanks haben. Sie sind vielmehr ihrem Wesen nach Parodie des Volksmäßigen, welches darin von einer feinern Bildung belächelt und für diese durch Verkehrung seiner Intention ergötzlich wird. Dies, und daß diese Parodie als ihren vorausgesetzten Anlaß ein fürstliches Fest zu ihrer poetischen Einfassung hat, deutet eher den Charakter damaliger Hofspiele an. Diesen Charakter eines Hofspiels hat die Parodie um so mehr im Zusammenhang des ganzen „Sommernachtstraum". Hier nämlich bilden diese burlesken Scenen, wie Tieck treffend bemerkt, im Contraste gegen die idealen und anmuthigen Figuren, mit welchen sie verbunden sind, Das, was man die Antimaske nannte, wenn bei höfischen Festspielen komisch-reale Masken sich unter allegorische und feierliche mischten. Es zeigen sich also innere Gründe so wenig als äußere, diesen Theil des „Sommernachtstraum" für ein ursprünglich volksmäßiges Spiel zu halten, welches der englische Dichter aus einer verbreiteten Tradition geschöpft hätte. Sehen wir dann auf die Tragikomödie, die in dieser Antimaske eingespielt und vorgestellt wird, so ist sie gleichnamig einem Buche „Pyramus und Thisbe", dessen Erscheinen im Register der londoner Buchhändlergesellschaft unter dem Jahre 1562 bemerkt ist. Somit hindert nichts, anzunehmen, Shakspeare habe an einem einheimischen Producte Anlaß für seine parodische Erfindung gefunden, sowie unbestreitbar einige Verse und Phrasen der letztern den Ton englischer Tragödien aus seiner Jugendzeit nachahmen. Von keiner Seite also führt die Betrachtung dieser burlesken Partie über Momente

hinaus, die dem Dichter im eigenen Lebenskreise nahe lagen. Und andererseits macht es keine Schwierigkeit, wenn ein schwächeres Nachbild dieser Schöpfung seines Witzes auf jenen Schwenter zurückgeführt wird. Schwenter, der in dem Menschenalter nach Shakspeare lebte, konnte diese Stücke aus dessen Gedicht — wenn er auch nicht Englisch verstand — aus der zweiten Hand haben. Denn es ist bekannt, daß gleich zu Anfang des 17. Jahrhunderts von den Niederlanden her durch Deutschland die sogenannten englischen Komödianten wanderten, welche mit großem Beifall „engländische Tragödien und Komödien" gaben, die schon 1620 im deutschen Druck erschienen. Sind auch diese gedruckten Nachbildungen schlechte, den Shakspeare'schen nicht zu vergleichende Dramen, warum sollten sich nicht auf demselben Wege auch ein paar der lustigsten Auftritte aus Shakspeare damals nach dem Continent haben verbreiten können? Demnach hat es die größere Wahrscheinlichkeit für sich, daß die ganze Partie der Handwerker und ihres lächerlichen Schauspiels ursprünglich dem Genius Shakspeare's angehöre. Allein möchte immerhin künftig ein älteres Vorbild entdeckt werden, wonach die Abfassung bei Schwenter und Gryphius nicht mehr als ein zum Ganzen gemachter Theil, entlehnt aus dem britischen Dichter, erschiene, sondern als gleich einem ältern Ganzen, das Shakspeare nur bereichert und zu einem Theile seiner größern Dichtung gemacht hätte, so würde sein Dichterruhm nichts dadurch einbüßen. Auch so müßten wir gestehen, er hat diesen Schwank zu seinem Eigenthume durch den Reiz der Poesie erhoben, den nur er darüber ausgoß. Denn er wußte unter die zartesten Geburten der Dichtung, unter Elfen und Feenkönigen, diese burlesken Gestalten dergestalt zu mischen, daß ihre Leibhaftigkeit und Alltagswahrheit jenen lustigen und wunderbaren Wesen nothwendig eine glaubhaftere, vertrauliche Wirklichkeit und Nähe — die Anmuth aber und Zartheit dieser Wunderwesen ebenso natürlich jenen täppischen Handwerkern ein Rosenlicht, eine feine Beleuchtung mittheilt, worin ihr gutmüthig-ungeschickter Dilettantismus in der Poesie doppelt komisch auffällt und doppelt harmlos glänzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen der Schwester Saint-Louis aus der Zeit ihrer Erziehung und ihres Lebens in der Welt. Vom Verfasser von „Rom und Loretto" (Louis Veuillot). Zwei Bändchen. Tübingen, Laupp. 1843. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Auf dem Titelblatte ist ein Holzschnitt, der die Maria, Königin des Himmels, darstellt, während sie auf einem breternen Häuschen sitzt, das von drei geflügelten Engeln getragen wird. Maria sitzt aber nicht unmittelbar auf dem breternen Häuschen — das wäre wahrscheinlich für Ihre Majestät zu hart —, sondern entweder — man kann es nämlich nicht deutlich unterscheiden — auf einer Wolke oder auf einem Kopfkissen. In ihren Armen hat sie den Jesusknaben. Der Knabe ist ganz nackt und gut geformt, abgesehen davon, daß der Bauch etwas zu dick ist. Aber eine Sonderbarkeit ist mir aufgefallen, die ich mich nicht erinnere, bisher bei irgend einem nackten Jesusknaben bemerkt zu haben, nämlich die, daß zwar alle Theile des Leibes, so viele derselben dem Beschauer zugekehrt sind, irgendwie, wenn auch undeutlich, erkannt werden können, aber der Hals fehlt ganz offenbar. Es ist aber schlechterdings kein hinreichender Erklärungsgrund zu denken, warum der Künstler ihn weggelassen hat; denn mit demselben Rechte wie den Hals dürfte man in einer bildlichen Darstellung des übernatürlich erzeugten Kindes jeden andern Theil des Leibes weglassen. Die Vorstellung der Übernatürlichkeit hervorzubringen, wenn das etwa die Absicht wäre, müßte man so viel Theile als möglich weglassen. Und was wäre davon die Consequenz? die symbolische Darstellung des übernatürlichen Menschen mittels eines leeren Raums. Und das wäre der Triumph der antichristlichen Philosophen unserer Zeit, Feuerbach, Ruge, Bruno Bauer und Consorten; denn nach deren destructiven, allen historischen und positiven Grund und Boden des Christenthums negirenden Principien ist eine andere künstlerische Darstellung des heiligen Kindes gar nicht möglich.

So viel von der Vignette. Von dem Buche ist weniger zu sagen. Ja, wenn ich darauf rechnen dürfte, daß mir die Leser ohne weiteres vertrauten, so hätte ich Lust, von ihm weiter gar nichts zu sagen, als daß es überallemaßen kindisch, abgeschmackt und langweilig ist. Ein evangelischer Christ hat gerechte Ursache, an vielen Stellen desselben Anstoß zu nehmen. So ist gleich die Widmung „an die Kinder Maria's" gar sehr anstößig. Wir wollen davon gar nicht reden, daß es unpassend und unschicklich ist, die Maria in den Mittelpunkt des Cultus zu stellen; nur die Frage wollen wir uns erlauben, ob die Widmung mit der Vorstellung von der ewigen Jungfrauschaft der Maria, welche nach der kirchlichen Lehre vor, bei und nach der Geburt (ante, in et post partum) Jungfrau gewesen ist, zusammenstimme? und ob es nicht ihre Hoheit und Würde verletze, wenn man jeder nichtsnutzigen Dirne überläßt, sich für ihr Kind zu halten? Denn wenn etwa eine derselben auf den Gedanken käme und hartnäckig darauf bestände, auch „ein Kind Maria's" zu sein, wie könnte man sie vom Gegentheil überzeugen? Und was ist überhaupt das Gegentheil? Wenn mit gutem Grunde ein Theil der Menschen Kinder Gottes genannt werden, so weiß gleich Jedermann, was ihre Gegner sind, nämlich Kinder des Teufels. Wenn aber von „Kindern Maria's" die Rede ist, so will sich schlechterdings kein Gegensatz finden lassen, denn dem Teufel hat man, so viel wir wissen, noch kein weibliches Wesen an die Seite gesetzt, obgleich es die Symmetrie eigentlich erfoderte; und von einer Grossmutter desselben spricht man wol nur in frivolem Scherz. Und in welcher Sprache redet der (französische) Verf. „die Kinder Maria's" an! „Zu euch, Kinder Maria's, würde ich sprechen, wenn ich Worte wüßte, welche süß genug wären für die unschuldigen und gesegneten Herzen, die die keusche Liebe der Mutter Gottes entzündet." Er spricht also nicht zu den Kindern Maria's, weil für sie seine Worte nicht süß genug sind. Für wen sind seine Worte wol süß genug? (und es ist wahr, sie sind zuckersüß!) Für die kleinen, liebenswürdigen, leichtsinnigen französischen Mädchen, die noch nicht Kinder Maria's sind: die will er mit seinen süßen Worten ins — Kloster locken. Nun, die kleinen lockern französischen Mädchen mögen thun, was sie nicht lassen können. Uns soll das weiter nicht kümmern. Wir haben kein Auge auf die französischen Mädchen, wir haben unsere Blicke auf die Franzosen gerichtet. Wenn diese nur nicht ins Kloster gehen und den Kampfplatz der Weltgeschichte verlassen! 42.

Bibliographie.

Anreden zur Vorbereitung der öffentlichen Meinung über Vorgänge und Zustände der Gegenwart in Kirche und Staat. I. Regensburg, Manz. 1843. 8. 7½ Ngr.

Das Avancement in und außer der Reihe und die Beförderungssucht mit ihren Folgen im Preußischen Heere. Dargestellt von einem Preußischen alten Subalternofficier. Adorf, Verlags-Bureau. 1843. Gr. 8. 15 Ngr.

Bernstein, H., Das Familiengeheimniß. Novelle. Hamburg, Herold. 1843. Kl. 8. 22½ Ngr.

— — Das Lösegeld. Historische Novelle. Hamburg, Herold. 1843. Kl. 8. 22½ Ngr.

Romantische Bildergalerie. Zehn Bände. Leipzig, Literarisches Museum. Kl. 8. 4 Thlr.

Bissing, Henriette v., Waldheim. Ein Roman. Zwei Theile. Hanover, Hahn. Gr. 12. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Bodin, Camilla, Marcelline. Ins Deutsche übertragen von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1843. 8. 2 Thlr. 11¼ Ngr.

Bülow-Cummerow, Der Zollverein, sein System und seine Gegner. Berlin, Veit und Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Dumas, A., Das Hochzeits-Kleid. Nach dem Französischen von W. L. Wesché. Leipzig, Kollmann. 1843. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Duncker, L., Des heiligen Irenäus Christologie, im Zusammenhange mit dessen theologischen und anthropologischen Grundlehren dargestellt. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1843. Gr. 8. 1 Thlr.

Eichhorn, K. F., Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 5te verbesserte Ausgabe. 2ter Theil. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1843. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Elisenhof. Ein Roman aus der großen Welt. Von Jeanne Marie. Breslau, Kern. Kl. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Franckh, F. G., F. C. Schlosser als wortbrüchiger Autor vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung geladen. Stuttgart, Franckh. 1843. Kl. 8. 3 Ngr.

George, L., System der Metaphysik. Berlin, Schröder. Gr. 8. 2 Thlr.

Geppert, C. E., Über die Aufführung der Medea des Euripides zu Athen im ersten Jahre der 87sten Olympiade. (431 v. Chr.) Leipzig, Weigel. Gr. 8. 10 Ngr.

Geschichte der Baukunst von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von *J. A. Romberg* und *F. Steger*. 1ster Band: Allgemeine Einleitung und Geschichte der indischen Baukunst. — A. u. d. T.: Geschichte der Baukunst bei den Assyrern, Medern, Babyloniern, Persern, Phöniciern, Israeliten und Indern. Leipzig, Romberg. 1843. Gr. Imp.-4. 4 Thlr.

Holtei, K. v., Gedichte. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hübbe, W., Das Hammerbröker Recht, aus den Findungen des Landgerichts von 1486 bis 1645 zusammengestellt und erläutert. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1843. Gr. 8. 1 Thlr.

Jahn, G. A., Geschichte der Astronomie vom Anfange des 19ten Jahrhunderts bis zu Ende des Jahres 1842. In zwei Bänden. Leipzig, Hunger. 1843. Gr. 8. 4 Thlr.

Jordan's, S., Selbstvertheidigung in der wider ihn geführten Criminaluntersuchung, Theilnahme an Hochverrath betreffend. Nebst der Appellationsschrift seines Vertheidigers, Ober-Gerichts-Anwalts C. F. Schantz zu Marburg, und einer Denkschrift, die Rechtfertigung der Beschwerden und zugleich einen Beitrag zur Lehre vom Indicienbeweise enthaltend, von dem Angeschuldigten selbst. Manheim, Bassermann. Gr. 8. 1 Thlr.

Berliner Kalender auf das Schaltjahr 1844. Herausgegeben von der Königlich Preußischen Kalender-Deputation. Berlin. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kaulbach, C. L., Walhalla. Episch-dramatische Dichtung. 1stes Buch. München, Palm. Gr. 8. 27½ Ngr.

Kennedy's, Miß Grace, Sämmtliche Werke. Aus dem Englischen von Clemen und W. Pirscher. Drei Bände. 2te Auflage. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1843. Gr. 16. 2 Thlr.

Klee, C. W., Über die Bedeutung der Synoden in der evangelischen Kirche und das Gesetz ihrer Organisation. Posen, Gebr. Scherk. 1843. 8. 10 Ngr.

Krause, C., Entgegnung auf des Hrn. Dr. Hölir Angriff auf Öffentlichkeit der Gerichte und Geschworene. Dresden, Arnold. 1843. Gr. 8. 10 Ngr.

Lachmann II., W., Über die Nothwendigkeit einer zweckmäßigen Einrichtung und Verwaltung von Blinden-Unterrichts-Erziehungs-Instituten und von Beschäftigungs- und Versorgungs-Anstalten für erwachsene Blinde, nebst dem Versuche der Begründung einer Blinden-Statistik, verglichen mit einer neu bearbeiteten Statistik der Taubstummen. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1843. Gr. 8. 22½ Ngr.

Lassen, C., Indische Alterthumskunde. 1ster Band. 1ste Hälfte. Bonn, König. 1843. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Leibrock, A., Ferdinand von Sternau, oder: Der Fluch des Reichthums. Eine wahre Geschichte. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ludwig von Erfurt, Gedichte. Leipzig, Hartung. 1843. Gr. 16. 1 Thlr.

Magdalene. Von der Verfasserin von „Schloß Goczyn". Zwei Theile. Breslau, Kern. Kl. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Mühlenpfordt, E., Versuch einer getreuen Schilderung der Republik Mejiko, besonders in Beziehung auf Geographie, Ethnographie und Statistik. Nach eigner Anschauung und den besten Quellen bearbeitet. 1ster Band. Überblick über das Land im Allgemeinen. Hanover, Kius. Gr. 8. 2 Thlr.

Neumann, C. G., Der Mensch oder populäre Menschenkunde. Aachen, Kornicker. Kl. 8. 22½ Ngr.

Peschek, C., Geschichte der Gegenreformation in Böhmen. Nach Urkunden und anderen seltenen gleichzeitigen Quellen bearbeitet. 1ster Band: Vorgeschichte bis 1621. Mit Budowa's Bildniß. Dresden, Arnold. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Schaefer, J. W., Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur. 2ter Theil: Von Opitz bis auf die neueste Zeit. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 1 Thlr. 18¾ Ngr.

Schulze, F. G., Über die Selbständigkeit des deutschen Universitätsgeistes und seine Bedeutung für unser Volks- und Staatsleben, mit besonderer Beziehung auf das Studentenduell. Prorectoratsrede. Jena, Frommann. 1843. Gr. 8. 5 Ngr.

Skizzen aus der vornehmen Welt. Von der Verfasserin von „Schloß Goczyn". 2ter Band: Haraldsburg. Novelle. Breslau, Kern. Kl. 8. 1 Thlr.

Sophocles, König Oedipus. Metrisch übertragen von F. Fritze. Berlin, Förstner. 1843. Gr. 8. 10 Ngr.

Stelzhamer, F., Lieder in obderenns'scher Volksmundart. 2te vermehrte Ausgabe. Wien, Rohrmann. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Tornwald, K. A. D., Der heilige Adalbert, Apostel der Preußen. Kirchenhistorisches Gedicht. Danzig, Kabus. 8. 20 Ngr.

Über Schutzzölle und andere, gegen das Ausland gerichtete Schutzmaßregeln zur Förderung der inländischen Industrie, sowie über Consumtionssteuer von ausländischen Waaren. Nebst der Handelsbilanz des deutschen Zollvereins in den Jahren 1837—1841. Darmstadt, Jonghaus. 1843. Gr. 8. 20 Ngr.

Umbreit, F. W. C., Grundtöne des alten Testaments. Heidelberg, Mohr. 1843. 8. 22½ Ngr.

Wehrverfassungen, Kriegslehren und Friedensideen im Jahrhundert der Industrie, von D. v. P. Berlin, Mittler. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Zeitschrift für speculative Theologie und Philosophie. 1stes Heft: Hegel's Gotteslehre und Gottesfurcht. Seinen vornehmlichen Gegnern, den theologischen, anthropologischen und anthropotheistischen, zur Erwägung geschrieben. Erfurt, Expedition der Thüringer Chronik. 1843. Gr. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 5. —— 5. Januar 1844.

Über Shakspeare's „Sommernachtstraum“.

(Fortsetzung aus Nr. 4.)

Werth und Entstehungszeit.

Diese Einheit aber, diese höchst poetische Einheit des Gedichts ist noch mehr verkannt worden als die Originalität der Erfindung. Am weitesten in solcher Verkennung ist Malone gegangen. Er macht in seiner Chronologie der Shakspeare'schen Stücke zum Lobe des „Sommernachtstraum“ einige, zum Tadel mehr, mitunter recht ungereimte Bemerkungen und schließt mit den Worten: „Daß ein Drama, dessen Hauptpersonen so charakterlos sind und die Fabel so mager und uninteressant, eine der frühesten Compositionen des Dichters gewesen, läßt sich mit Wahrscheinlichkeit muthmaßen, ohne daß die Schönheiten, die es zieren, einen Widerspruch bilden, daß Shakspeare's Genius auch in seiner Minderjährigkeit die gröbsten Stoffe mit den wärmsten Farben heben konnte.“ Darum setze er die Abfassung dieses Stücks schon ins Jahr 1595. Drake, der zur Berichtigung der schiefen Kritik von Malone Manches beigebracht hat, will doch auch noch eine „unfruchtbare Fabel, Charaktermangel und die Ausgeburt einer feurigen Jugendkraft und Unerfahrenheit“ in diesem Gedichte sehen. Er setzt seine Entstehung zwei Jahre früher als Malone. Andere sind noch ein Jahr weiter, bis 1592, zurückgegangen. So käme das Werk ins achtundzwanzigste oder neunundzwanzigste Jahr des Dichters, das dritte oder vierte seiner Bühnenthätigkeit. Selbst in dieser Epoche paßt auf Shakspeare nicht füglich mehr der Ausdruck eines minorennen oder angehenden Dichters, noch weniger in jener von Melone angesetzten, wo er im einunddreißigsten Lebensjahr und sechsten seines dramatischen Berufs stand. Denn ohne Zweifel hat Shakspeare schon vor seinem sechsundzwanzigsten Jahre, vor 1590, der Schauspieldichtung sich mit dann fortdauerndem Eifer gewidmet, da eine 1598 erschienene Poetik bereits zwölf Stücke von ihm aufzählt, sechs Komödien und sechs Tragödien. Waren zwölf Dramen Shakspeare's schon vorhanden nur im dritten Jahre nach dem, worein Malone den „Sommernachtstraum“ setzt, so konnte Shakspeare zu dieser Frist kein Anfänger mehr heißen.

In Wahrheit wissen wir über die Zeit, wann er dies Lustspiel verfaßte, nur so viel, daß sie vor 1598, des Dichters vierunddreißigstem Jahre, liegt. Denn die ebenerwähnte, 1598 herausgekommene „Poetik“ von Meres nennt den „Sommernachtstraum“ schon unter jenen sechs Komödien von Shakspeare, die sie aufzählt, und zwar an der vorletzten Stelle, unmittelbar vor dem „Kaufmann von Venedig“, der in dieser Aufzählung zuletzt genannt ist. So gewiß der „Kaufmann von Venedig“ den Dichter in der Blüte seiner Phantasie und Reife seines Witzes bekundet, so gewiß der „Sommernachtstraum“. Von dieser Seite hätte es daher keine Schwierigkeit, ihn mit Tieck erst im J. 1598 selbst gedichtet zu denken. Wenn aber Tieck weiter vermuthet, das Vermählungsfest des Grafen Southampton, Shakspeare's edeln Beschützers, habe die erste Skizze dieses Dramas hervorgerufen, so müßte diese Vermählung früher stattgefunden haben als, wie bezeugt, im Winter dieses Jahrs. Denn schwerlich hätte dann auf ein solches Privatfestspiel vom Ende des Jahres Meres in einem in diesem Jahre erschienenen Buche sich schon berufen können als auf eins der Zeugnisse von Shakspeare's komischem Talente. Auch würde für ein solches Winterfestspiel der Titel, den doch Meres schon hat, nicht passen.

Anlaß und Grundlage im weitern Sinne.

Midsummernightsdream, der Traum der Johannisnacht, das ist der Nacht der Sommersonnenwende, muß (wie auch Tieck selbst annimmt) die Aufführungszeit des Stücks bezeichnen; denn auf die eingebildete Zeit, in der die gedichtete Handlung spielt, kann es nicht gehen. Diese letztere ist der Mai; im zweiten Auftritt des vierten Acts wird ausdrücklich gesagt, daß die Maienfeier begangen werde. Aber diese Maiscenen, will der Titel sagen, sind nur geträumt in einer Johannisnacht. Die Zuschauer sollen, wird ihnen am Schluß gesagt, denken, sie hätten das Alles im Schlafe gesehen, und zwar, dem Titel zufolge, im Schlafe einer Johannisnacht, weil gerade diese Nacht, gemäß altem Volksglauben, freudenreich und wunderreich, voll Zauber und Phantasmen, daher zur Aufführung dieses Zauberlustspiels gewählt war. So ist die Bedeutsamkeit dieses Titels ganz ähnlich der von „Twelfthnight“, dem heiligen Dreikönigsabend, welcher Titel ebenfalls ein heimatliches Volksfest

nennt, an welchem Shakspeare dies köstliche Lustspiel aufführte, das vom neckenden Muthwillen und der süßen Schwärmerei der Festnacht, die es feiert, beseelt ist.

Der Titel „Johannisnachtstraum" könnte sich übrigens mit der von Tieck vermutheten ursprünglichen Bestimmung des Gedichts zu einer Vermählungsfeier ganz wohl vereinigen. Es hindert ja nichts, daß eine solche — nur nicht gerade die des Grafen Southampton, zu Johannis begangen worden. Wie dem sei, und wenn auch der Dichter erst nach Überarbeitung eines Festspiels es zur öffentlichen Aufführung am Johannisabend bestimmt und danach betitelt hätte, so gibt diese letztere Bestimmung, wie sie der Titel ausspricht, immerhin einen entscheidenden Wink, in welchem Sinne er das Ganze wollte aufgefaßt wissen. Die Natur und Einheit der Stimmung, die Atmosphäre gleichsam, in der das ganze Spiel zu suchen sei, ist damit bezeichnet. Es ist die Sphäre jener Einbildungen, die an den Grenzen der Wirklichkeit, im Glauben der Menschen, ihren Wünschen und Launen, in Dichtung, Schwärmerei und Leidenschaft ihre eigene Wirklichkeit haben, und diese bisweilen, zumal in einer Zeit allgemein festlicher Aufregung, einer Midsummernight, an die Stelle der äußern Wirklichkeit zu setzen vermögen.

Unbegreiflich ist, wie Drake, indem er als die allgemeine Form des Gedichts diese phantastische, traumartige richtig erkannt hat, es doch noch unergiebig in der Fabel (barren in fable), charakterschwach (defective in strength of character) nennen, und eine gewisse Unerfahrenheit des Dichters darin finden konnte. Als ob nicht vielmehr der reifste Dichter bei einer solchen Tendenz Eigenschaften, die mit ihr unverträglich sind, gerade aus Erfahrenheit von seiner Darstellung ausschließen müßte! Gewichtige, absichtsvolle Charaktere, wie das Trauerspiel sie braucht, stehen in keiner Feenwelt, sehen und fühlen keine Elfen; wie denn auch Theseus bei Shakspeare sagt, er glaube nicht daran. Nichts ist daher lächerlicher als Malone's Vorwurf, daß in diesem Stücke Theseus, der doch des Hercules Gefährte gewesen, in kein seines Ranges und Ruhms würdiges Abenteuer verwickelt, Hippolyta, die Amazonenkönigin, nicht über die Zeichnung anderer Weiber erhoben, Theseus' Antheil an der Fabel kein entscheidender sei. Ist denn das Lustspiel schuldig, die Kraft ernster Charaktere zu entfalten? und könnten denn die Verwickelungen der Handlung noch launigte, neckende, zauberisch-anmuthige und lustige sein, wenn sie ein ernsthafter Fürst und Held als seine Angelegenheit betriebe und lenkte? Das einzige Mittel, dem Theseus seine Würde zu lassen, war, wie Shakspeare that, ihn nicht thätig in die Fabel zu mischen und nur belächelnd, begütigend, im Ganzen frei und heiter genießend, Antheil nehmen zu lassen. Das einzige Mittel, Hippolyta im Angesichte der lustigen Parodie in ihrem Charakter zu erhalten, war, daß sie, unergriffen davon, mit leichtem, aber durch Theseus' Güte gemäßigtem Stolze sie ablehnt. Das einfältige Spiel der dienstwilligen Handwerker möchte sie lieber abweisen; aber Theseus nimmt es mit ebenso geistreichen als milden Worten in Schutz, und endlich, nach gelinder Erneuung ihres Widerstrebens, findet sie selbst sich in den Spaß und scherzt mit unter den Andern.

Also hat Shakspeare diese Charaktere gerade so behauptet, wie es ihre Natur und die Absicht seiner ganzen Erfindung erfoderte. Gleich verkehrt ist der Tadel von Malone: „Wir lachen mit Zettel und seinen Gesellen, aber wird irgend eine Leidenschaft erregt durch die weichlichen und kindischen Schmerzen von Hermia und Demetrius, Helena und Lysander, die nur Schattenbilder voneinander sind?" Das sind sie nicht. Hermia, die der Fabel nach die größere Ängstigung und Kränkung durchzumachen hat, ist darum zweckgemäß entschlossener, tapferer und sanguinischer gezeichnet; Helena, die umgekehrt nach vorhergegangener Kränkung einen unerwarteten Überfluß von Huldigung erfährt, an den sie — im Interesse des Lustspiels — nicht glauben darf, ist ebenso angemessen weicher und von sich selbst geringer denkend vorgestellt. Die zwei Männer sind Liebhaber, deren Neigungen durch Zauber geändert, dann durch Gegenzauber wieder umgestellt werden in einer Weise, die glücklicher ist als ihre Stellung vor dem Zauber war. Wie kommt nun Malone hier wieder zu der dem Lustspiel fremden Foderung, daß wir von den Leidenschaften und Schmerzen dieser Personen angesteckt werden sollen? Ergötzen sollen sie uns, und das können sie, nachdem wir sie unter einem Zauber begriffen sehen, mit dessen freundlich spielender Natur der Dichter uns schon bekannt gemacht hat. Wir sehen schon voraus, während Jene vom Widerspruch der Lagen und von den muthwillig verwandelten Absichten noch auf das lebhafteste durcheinander bewegt sind, daß der Zauber diese Disharmonie ebenso leicht zur glücklichsten Harmonie lösen werde. Darum sind uns ihre Leiden und Entrüstungen, so warm sie dieselben vortragen, zugleich nur Schein und Traum. Dies eben ist komisch. Würden wir, wie Malone will, zur Mitleidenschaft fortgerissen, so wäre dies wahrlich kein Ergötzen und das Lustspiel störte sich selbst. So ist auch dieser Tadel Malone's ein Lob des Dichters.

Wenn endlich Malone sagt: die Elfenpartie des Dramas sei nicht des Dichters eigene Erfindung, so ist er den Beweis schuldig geblieben, daß Shakspeare sie in dieser Anwendung und Form vorgefunden habe. Pluton und Proserpina in Chaucer's „Merchants-Tale", die man die Ältern von Shakspeare's Oberon und Titania genannt hat, gehören einem ganz andern Vorstellungskreise an; und die Fairies in Spenser's „Feenkönigin", worin Ben Jonson einen Vorgang für Shakspeare's Gestalten sehen wollte, sind als Geschöpfe des Prometheus von menschlicher Form und Sinnesart und sterblichem Dasein sehr verschieden von den ätherischen, poetisch-gaukelnden Elfen des „Sommernachtstraum". Nicht aus der Poesie der Gelehrten, aus Volksmärchen und dem Glauben und Sagen der Landleute hat Shakspeare die Elemente seiner Elfenvorstellung geschöpft, sie witzig belebt und zart verschönert. Dabei liegt die

Krone der Erfindung darin, daß er diesen luftigen Wesen durch Verbindung mit den natürlichsten Trieben und Launen der menschlichen Einbildung, mit Wünschen der Liebe, Täuschungen der Leidenschaft, Reizen der Natur und Poesie eine Wahrheit, und durch witzige Contraste mit der breiten Wirklichkeit ehrlicher Handwerker eine sinnige und ironische Anmuth gegeben hat, wie kein Dichter vor ihm und kaum einer nach ihm. Hätte er aber auf der andern Seite die Zauberwesen und Mittel, durch die er die launigen Gegensätze seiner Handlung vereinigt, völlig neu erfunden, sodaß sie als ganz ungewohnte Wesen und Kräfte vor die Zuschauer getreten wären, so hätte ihnen der Schein von Wahrheit gefehlt, dessen auch poetische Figuren für den Augenblick ihrer Wirkung bedürfen. Er mußte daher einen schon vorhandenen Aberglauben, schon geläufige Einbildungen wenigstens zur Grundlage seiner Vorstellungen nehmen, damit nicht zu früh seine Mittel sich in Nebel auflösen. Und so ist auch dieser letzte Einwurf Malone's ein unwillkürliches Geständniß vom verständig dichtenden Geiste und der schöpferischen Einsicht des Meisters.

In diesem Sinne ist denn schon der Titel des Lustspiels eine Berufung darauf, daß die Einbildungen, die der Dichter gebrauchen wird, bereits in der Welt vorhanden seien und ihre Zeiten haben, wo sie sich an Jung und Alt, in Hoffnung und Ängsten, Scherzen und Visionen geltend machen. Er ist nicht blos in dem Sinne zu fassen, auf den, nach Steeven's Bemerkung, ein ähnlicher Ausdruck in Shakspeare's „Was ihr wollt" hinweist, wo Olivia von Malvolio's Verwirrung sagt, es sei eine wahre Johannisnarrheit, a Midsummermadness; weil in dieser Sommerzeit wol auch das menschliche Gehirn (glaubte man) von der Sonne leide und zudem mancher Verstand durch die abergläubischen Bräuche, die an diese Epoche sich knüpften, verrückt wurde. Diese Ironie, daß das ganze Spiel nur ein poetischer Wahnsinn sei, ist zwar in der Überschrift wie im Charakter der Komödie mitenthalten, zugleich aber spricht sich in beiden die Erinnerung an alle die fröhlichen und phantastischen Stimmungen und Kräfte aus, die man zu dieser Frist theils wirklich bewegt sah, theils bewegt glaubte.

In Shakspeare's Zeitalter war noch in England wie in ganz Europa die Johannisnacht ein großes buntes Fest. Alle Häuser wurden mit grünen Zweigen und Blumengewinden geschmückt, wozwischen tausend Lampen brannten, sodaß man bei dem Fernblick auf die Ortschaften im Kreise wol glauben konnte, Elfenlichterchen tanzen zu sehen. Auf der Straße standen Freitische, an welchen Fremde willkommen geheißen wurden, entzweite Nachbarn sich versöhnten, Familienbündnisse geschlossen wurden; sodaß man hier, was Shakspeare's Lustspiel vorstellt, Stände sich mischen, Zwist sich versöhnen, Liebe sich finden sah. Auf den Plätzen brannten Freudenfeuer, bonefires, durch welche die Bursche sprangen und darumher Mädchen und Jünglinge tanzten, geschmückt mit Blumenkränzen, die sie am Morgen alle ins Feuer warfen, unter dem Gebete, so möge alles Übel, das sie bedrohen könnte, von der guten Flamme verzehrt werden. Es war also eine blumenreiche, glanzvolle, tanzfröhliche Nacht; gleichwie bei Shakspeare die Elfen schimmernd unter Blüten und Zweigen schwärmen und ihre Tanzkreise im Mondlicht schlingen; eine Nacht voll der gutmüthigen Schalkheit und neckenden Munterkeit, die bei ihm in diesen Wesen persönlich und in Oberon's Laune, in Puck's muthwilligen Streichen lebendig wird. Noch mehr, man glaubte wirklich, daß in der Johannisnacht Geister dieser Art besonders aufgeregt und thätig seien, und traute ihnen ähnliche Possenspiele zu, wie sie der Dichter seinen Puck von sich rühmen läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lord Brougham und die politische Tagespresse.

In seinen „Sketches" eifert Lord Brougham gegen die Journale, „mit einem spleenhaften Ingrimm", sagt sein Recensent im „Athenaeum", „mit zornigen Denunciationen gegen die großen Organe der öffentlichen Meinung, welche, wie nur zu wahrscheinlich ist, sich darin versündigt haben, daß sie nicht für Se. Lordschaft mit in die Trompete stießen". Besonders bei Gelegenheit einer beabsichtigten Ehrenrettung des Herzogs John von Bedford ergießt Lord Brougham seinen Zorn gegen „den Schwarm unbekannter Verleumder, die im Verborgenen lauernd, durch kein Gefühl für Ehre in Schranken gehalten, von keiner Achtung für die öffentliche Meinung beseelt, schamlos, von unerforschlichen Beweggründen geleitet, vielleicht nur aus elendem Haß, oder aus so schmuzigen Antrieben, daß sich auch der Frechste nicht öffentlich dazu bekennen mag, ihr Gift auf Männer spritzen, deren ganzes Leben offen vor der Welt liegt" u. s. w. Ist das nicht gerade als ob man eine Herzensergießung der guten Deutschen, ich meine der deutschen guten Presse läse? Das „Athenaeum" antwortet bei Gelegenheit dieser Redeblumen mit folgendem kleinen Excurse: „Es ist löblich, auch abgeschiedene Ehrenmänner noch in Schutz zu nehmen gegen die Pfeile der Verleumdung, und höchst löblich, seinen Ekel und Abscheu gegen Schmähungen auszudrücken, gleich viel ob diese anonym oder unter dem Namen des Libellisten erscheinen. Was soll aber gerade jetzt dieses Wüthen gegen das Laster der Verleumdung? Weshalb gerade jetzt dieser Phrasenqualm (denn weiter ist es nichts) gegen den Misbrauch der Presse? Wir können die Tagespresse nicht mit Lord Brougham's Augen sehen; im Gegentheil, wir glauben an ihr einen beständigen Fortschritt sowol in der Moralität als im Stil wahrzunehmen. Keine Zotenreißerei ist im Schwange; Eingriffe in das Privatleben sind ungewöhnlich; sogar das Leben und die Handlungsweise Derer, welche der Öffentlichkeit angehören, wird selten mit heftigen Declamationen angegriffen, und noch seltener mit solcher Frechheit herabgewürdigt, als es in frühern Zeiten nur zu sehr an der Tagesordnung war. Welche Zeitschrift würde jetzt ihre Spalten mit einem solchen Briefe besudeln wie der des Junius in seiner Entgegnung an Junia war? Die Presse kann nicht immer Rosen streuen und Weihrauch anzünden; sie muß auch bisweilen Wahrheiten sagen, die öffentlichen Männern empfindlich sind, muß bisweilen, ja oft, die Süßigkeit der Selbsttäuschung zerstören und die Striemen verdienter Züchtigung auf der zarten, empfindlichen Haut der Eitelkeit zurücklassen. Ohne Zweifel eine Operation welche schmerzt. Allein die Meinung, die Gebieterin der Welt, muß ihre Pflicht erfüllen und ihre Organe müssen die Urtheilssprüche derselben verkündigen und ausführen, ungerührt durch Thränen und Wehklagen, ungeirrt durch das Murren des Sünders. Freilich hätten öffentliche Charaktere ein gemächlicheres, sorgloseres Dasein, wenn sie eine Behörde los wären, welche immerwährend zu Gericht sitzt, um

ihre Aufführung zu überwachen und ihre Vergehungen zu bestrafen. In den Augen des Schulbuben gibt es auf der Welt nichts Unbequemeres als die Ruthe, und er betrachtet deren unvorhergesehenen aber scharfen Streich in demselben Lichte, in welchem die Verkläger der Presse die rechtmäßige und heilsame Strenge dieser Richterin betrachten. Unter ihren Maßregeln ist eine, vielleicht die gerechteste von allen, welche aber, dünkt uns, mehr als jede andere einen feindseligen Geist gegen die unvergleichliche Zuchtmeisterin erweckt hat, nämlich diese Maßregel, daß sie dem Einzelnen, dessen Wandel wichtig genug ist, ihre Aufmerksamkeit rege zu machen, beständig das Bild seines frühern Selbst vorhält, um seine Worte mit seinen Handlungen, um sein Alter mit seiner Jugend in Übereinstimmung zu bringen und ihm, wo möglich, den Vorwurf und die Reue zu ersparen, daß er von seiner ehemaligen Wärme abgewichen und, nachdem er alle Wandlungen der Parteinahme durchgeprobt, Partei wider sich selbst geworden, seinen eigenen Ruhm mit Füßen getreten, seine alten Grundsätze von sich gestoßen und seine alten Bundesgenossen und Freunde verrathen habe. Der Presse können diese Übel nicht zur Last gelegt werden; wenn aber nicht um dieses oder ähnlichen Gebrauchs willen, welchen sie von ihrem Rechte und von ihren Mitteln macht, wissen wir nicht, aus welchem andern Grunde ein öffentlich gestellter Mann unserer Zeit ihre Freiheit übel nehmen und sie zur Zielscheibe seiner Angriffe machen kann." 78.

Notizen über russische Literatur.

Ich möchte Ihnen gern etwas über die neuesten Erscheinungen der russischen Literatur schreiben. Doch ich bin wahrlich um die passende Auswahl verlegen. Es erscheinen in Petersburg sowol als besonders in Moskau jeden Monat eine Masse neuer Bücher. Diejenigen, welche den Russen eine Literatur ganz absprechen, oder derselben jedenfalls nur das allerkleinste Plätzchen unter ihren europäischen Mitschwestern einräumen, sollten nur einen Blick in den Bücherkatalog werfen, und sie würden, wenigstens was die Quantität betrifft, der russischen Literatur volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Doch auch ihr innerer Werth ist nicht zu verachten und würde sich bei einem ernstern Streben und einer zeitgemäßern Richtung ihrer talentvollen Schriftsteller noch bedeutend erhöhen. In wissenschaftlicher Beziehung erscheinen freilich nicht gar zu oft Originalwerke, dafür aber gute Übersetzungen deutscher, englischer und französischer Werke. Auch liefern viele Professoren erschöpfende Compendien zum Gebrauche bei ihren Vorlesungen. Sie sind dazu gleichsam in Folge öfterer Auffoderungen des Ministeriums der Volksaufklärung verpflichtet. Auf dem Gebiete der russischen Geschichte wird Ersprießliches geleistet. Soeben hat der funfzehnte und letzte Band eines gehaltreichen Werks die Presse verlassen. Es heißt: „Die Thaten Peter's des Großen des weisen Reformators Rußlands, nach glaubwürdigen Quellen gesammelt, und nach Jahren geordnet von J. J. Golikow."

Die schöngeistige Literatur ist in Rußland wie überall die fruchtbarste. Täglich tauchen neue Dichter und Romantiker auf, und auch die schon Bekannten und Anerkannten sind höchst schreibselig. Doch ist der Gewinn für die Bildung nicht so bedeutend als es wol zu wünschen wäre. Die meisten russischen Schriftsteller denken beim Abfassen ihrer Bücher blos an den Bildungsgrad der Hauptstädte und der höhern Aristokratie. Die Kritiker legen an die Erzeugnisse der russischen Muse den Maßstab an, den man nur an vollendete Kunstwerke des Auslandes und an sehr wenige russische Originalwerke anlegen darf. An den Geschmack, vorzüglich aber an das Fassungsvermögen des eigentlichen Volks wird kaum gedacht. Die productivsten und beliebtesten, wenn auch nicht die talentvollsten belletristischen Schriftsteller sind unstreitig Sagoskin, Kukolnik und Nikolai Polewoi. Nur der Erste, der Nestor der russischen Romanschreiber, hat sich durchweg nationale Stoffe zu seinen Romanen gewählt. Seine Romane „1812" und „1612" behandeln die wichtigsten Epochen der russischen Geschichte, die Zeit der Anarchie vor dem Regierungsantritte der Romanow und die Invasion der Franzosen. In beiden Werken weht ein echt russischer Geist, durch beide zieht sich der Faden gemüthlicher Volksthümlichkeit. Jetzt hat Sagoskin eine Physiologie Moskaus in Erzählungen und dramatischen Scenen unter dem Titel „Moskau und die Moskauer" herausgegeben. Der Grundton des Buchs ist ein nationaler und mögen ihm dafür die ästhetischen Sünden vergeben werden. Kukolnik und Polewoi bewegen sich in ihren Dramen und Romanen gar zu oft auf fremdem Boden. Der „Torquato Tasso" und der „Johann Anton Leisewitz" Kukolnik's können weder als dramatische Kunstwerke vor dem Forum einer strengen Kritik bestehen, noch haben sie irgend ein nationales Interesse. Ihr Zweck ist also ein durchaus verfehlter. Sein letzter Roman „Die Närrin Luise" bietet ebenso wenig irgend einen poetisch-schönen, moralisch-populairen, als historisch-politischen Haltpunkt.

Nikolai Polewoi, dieser fein wollende russische Shakspeare, hat manche recht brauchbare Bühnenstücke geliefert. Seine „Parascha, die Sibirerin" und „Iwan Saßunin", diese auf russischem Grund und Boden lebenden und webenden Dramen haben sicherlich mehr Nutzen gebracht als seine farblosen, in allen möglichen Ländern spielenden, sogenannten dramatischen Vorstellungen. Jetzt hat er wieder eine nagelneue unter dem Titel „Das Zauberfäßchen, oder Träumen beim Wachen" vom Stapel laufen lassen, indem er eine alte deutsche Sage dramatisirte. Gewiß würden die „Volksmärchen" unsers herrlichen Musäus, und wenn durchaus phantastischer Humor erfoderlich ist, Hoffmann's „Meister Floh" in guter Übersetzung das russische Volk mehr ansprechen als die dramatisirten Sagen Polewoi's.

Die gesammelten Schriften der unlängst verstorbenen Zeneide R.... (Mad. Hann) sind in Petersburg in vier Bänden erschienen. Der Tod dieser jungen höchst talentvollen Schriftstellerin kann als bedeutender Verlust betrachtet werden. Ihre gemüthlichen, echt weiblichen Novellen bewegen sich im schlicht bürgerlichen Leben wie in höhern Gesellschaftskreisen mit gleichem Takte, und die sinnige, versöhnende Deutung socialer Verhältnisse in ihren Erzählungen machen dieselben für alle Stände zu einer angenehmen und belehrenden Lecture. 98.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 6. — 6. Januar 1844.

Über Shakspeare's „Sommernachtstraum".

(Fortsetzung aus Nr. 5.)

Wie sich also in der Vorstellung dieser Wesen Shakspeare an einen poetischen Volksaberglauben anlehnt, so auch in der Wahl der Zaubermittel, die er anwendet. Es ging im Volk die Sage von einer Pflanze, fernseed, die wunderbare Gaben mittheile, den Besitzer unsichtbar machen könne, ihm Glück bringe, auch Reize verleihe, womit er Andere an sich ziehen, auch bezaubern könne. Von dieser Pflanze glaubten Viele, daß sie nur in der Johannisnacht aufblühe und nur im Moment ihres Hervorsprießens gewonnen werden könne. Es seien darum die geschicktesten Zauberer bemüht, in Wald und Feld diesen günstigen Augenblick zu erhaschen, setzten sich aber dadurch dem Streite miteinander und den noch gefährlichern Hindernissen aus, welche Geister ihnen in den Weg legen. Denn diese Blume stehe unter besonderer Obhut der Feenkönigin; und Elfen, die ebenfalls nach ihr trachten, schlagen dem Sucher den Hut vom Kopfe, treffen ihn hart und wissen ihn wol auch so zu täuschen, daß, wenn er die Blume gefaßt und wohlverpackt nach Hause getragen habe, beim Öffnen der Büchse doch nichts darin zu finden sei. So wendet denn auch Shakspeare in seinem Lustspiel zwei Zauberblumen an, eine, die er „Lieb' im Müßiggang" und „Amor's Blume" nennt — wer von ihr beträufelt ist, muß das Erste, was ihm vor die Augen kommt, lieben — die andere „Diana's Blume" genannt, welche diesen Zauber wieder löst. Diese seine, dem Johannisaberglauben wenigstens analoge, Erfindung, wird aber doppelt heiter, weil sie auf die Zauberwesen selbst zurückwirkt. Hier ist es die Elfenkönigin selbst, die bezaubert und während ihrer Verblendung willig wird, ihrem Gemahl den Gegenstand, um den sie sich gestritten, auszuliefern. Es fesselt sie dieser Zauber auf kurze Zeit an den lächerlichsten der täppischen Handwerker, den Weber Zettel, der noch dazu durch Puck's Übermuth mit einem Eselshaupte begabt ist. So kommen hier die Extreme dieser launigen Welt, der komischprosaische Dilettant und die höchst poetische Königin, in Berührung; und gerade so unbedeutend wie Zettel mußte Titania's aufgedrungener Liebling sein, wenn ihre Bezauberung harmlos und gänzlich unbeengend für uns, und dann auch wieder die Auflösung derselben ohne schmerzliches Mitgefühl für den schnell verlassenen Sterblichen bleiben sollte. Shakspeare läßt also nicht blos die Geister Neckerei üben an dem Abend, wo ihnen der Volksglaube dies Vorrecht einräumt, er läßt sie auch selbst geneckt werden. Auch dem Oberon widerfährt dies. Denn indem er anfangs die Absicht hat, Titania zu strafen, weckt bald der durch seinen Diener gesteigerte Spuk sein Mitleid mit ihr, seine Liebe, und die Strafe wird Versöhnung. Dann wird Oberon ebenfalls in dem zweiten Gebrauche, den er von der Wunderblume macht, geneckt. Er will damit der unerwiderten Liebe Helena's zu Hülfe kommen, indem für sie der untreue Demetrius bezaubert werden soll. Puck soll es verrichten, die Beschreibung aber, die ihm Oberon gab, paßt auch auf Lysander, den treuen Liebhaber seiner Hermia; und indem nun Puck diesen die Macht der Liebe erfahren läßt, muß Lysander die Helena lieben und seiner Hermia untreu werden. Statt also Treue zu wirken, wird aus einfacher Untreue eine doppelte gemacht. Hier wird denn zugleich mit Oberon der täuschungsreiche Puck getäuscht und es ist ein Glück, daß diesen Elfen ein neues Wunder zu Gebot steht, um das Unrecht des ersten, das keine kleine Verwirrung anstellt, wieder gut zu machen. Also sind nicht blos die possierlichen Handwerker ungeschickt, die sich so harmlos in die Poesie und unter die Elfen verirren, auch diese allerbehendesten und gewandtesten Geister machen es hier einmal, betrogen vom Zufall, ungeschickt, und jeder Wille findet hier eine höhere Schalkheit, die ihn verwandelt und hin- und herführt, die sich aber auf allen Seiten in Scherz und Versöhnung auflöst.

Die wechselnden Anziehungen der Liebe, welche Shakspeare zu diesem Netz von Täuschungen verflicht, stehen ebenfalls in innerer Verwandtschaft zu den abergläubischen Sitten der Johannisnacht. Man könne in derselben — behaupteten Shakspeare's Landsleute — den künftigen Gegenstand seiner Liebe schauen, wenn man im Freien unter traditionnellen Sprüchen Hanfsamen säe, oder wenn man im Walde — wohin zu diesem Ende die Mädchen scharenweise sich begaben, gewisse Kräuter eigenhändig grabe. Lege man diese dann unter das Kopfkissen, so sehe man den Zukünfti-

gen im Traume. Auch herangezogen werde der Liebhaber, wenn man mit vorgeschriebenem Spruch einen Tisch decke, den Becher aufstelle und die Hausthür offen lasse. Er müsse dann kommen, schweigend der Geliebten den Becher zutrinken und mit einer Verbeugung sich zurückziehen, für immer gewonnen. Dies Motiv von der Vorherbestimmung der Liebe und ihrem Zusammenhang mit Zauberei spielt durch das ganze Traumspiel des Dichters. Theseus hat die Hippolyta zur Feindin gehabt, sie gegen Theseus gefochten, und doch müssen sie nun sich lieben. „Hippolyta — sagt gleich im Eingange des Stücks der Herzog zu ihr —, ich habe mit dem Schwert um dich geworben, durch gethanes Leid dein Herz gewonnen; doch ich stimme nun aus anderm Ton mit Festgepräng, Triumph, Bankett und Spielen die Vermählung an!" Die Athenerin Hermia soll nach ihres Vaters Willen mit Demetrius verbunden werden; doch sie wählt, obwol von harter Strafe bedroht, den Lysander und entflieht mit ihm. Der ihr bestimmte Demetrius war zuvor der treu ergebenen Helena Liebhaber, nun verläßt er sie aus Leidenschaft für Hermia, die ihn verabscheut. Die verlassene Helena verräth ihm gleichwol Hermia's Flucht mit Lysander und folgt ihm, als er dem flüchtigen Paare nachsetzt, aus Liebe nach, so kalt er sie auch zurückweist. Nun wirkt die Zauberblume ein. Sie macht durch Puck's Misverständniß, daß Lysander seiner Hermia entweichen und der Helena zueilen muß, die seine rasche Leidenschaft nur für Spott halten kann. Die Bezauberung, die dem Demetrius zugedacht war, damit er zur Helena sich zurückwende, wird nun zwar, als Oberon die Verwechselung entdeckt, auch auf Demetrius ausgedehnt. Aber nun hat Helena, wie vorher Hermia, zwei Liebhaber, die sich um sie streiten, und Hermia, um die sie vor kurzem sich stritten, ist nun so verlassen wie Helena war. Helena glaubt jedoch, auch Demetrius höhne sie nur mit seiner Liebe wie Lysander, und hält Hermia's Eifersucht für gleiche Neckerei, sodaß sie sich alle untereinander verkennen und verketzern, bis Lysander durch Gegenzauber seiner Hermia zurückgegeben wird und Demetrius von dem für ihn fortwährenden Zauber an die treue Helena gefesselt ist. Jedes der Mädchen gewinnt so den Erwählten ihres Herzens wieder, und die Liebenden glauben, als der Morgen sie im Walde findet, Theseus mit seinem Jagdgefolge sie weckt, alle jene Verwirrung nur geträumt zu haben. Theseus bestimmt Hermia's Vater zur Einwilligung und verbindet die Vermählungsfeier dieser beiden Paare mit der seinigen.

So ist Liebe mit Zauber ähnlich wie im Aberglauben der Johannisnacht ein Hauptmotiv dieses Lustspiels. Auch in dem Elfenreiche, von wo der Zauber auf jene Athener ausging, spielt gleichzeitig Liebe und Täuschung zwischen Eifersucht und Versöhnung. Titania hatte einen schönen Knaben, den Sohn einer Freundin, in ihre Obhut genommen, Oberon ihn zum Pagen verlangt, damit er eine Zier seines Jagdgeleites im Walde sei, Titania ihn verweigert. So waren die Elfentänze bald durch Streit gestört, bald geschieden durch Trennung und Vermeidung des Königs und der Königin; und die ganze Natur litt darunter, da die Spaltung ihrer Geister Unwetter und Jahreszeitenverwirrung erzeugte. Für *seinen* Zweck, damit Titania über einer angezauberten Liebe den Edelknaben vergesse und an ihn überlasse, ließ Oberon jene Wunderblume holen, deren Macht dann auch die beiden Athener erfuhren. Durch die gleichzeitig gewirkte Verblendung Titania's ward auch die dritte Wesenreihe des Lustspiels, die der unscheinbaren Handwerker, in Rapport mit dem Liebeszauber gebracht. Der alberne, ja monströs verwandelte Zettel mußte gleichzeitig mit den improvisirten Flammen jener Athener und ganz in ihrer Nähe ein Gegenstand der zartesten Elfenliebe werden. Aber diese Überbietung seiner eigenen Erwartung rührte wider Willen den Elfenkönig, er vergaß des Edelknaben, sobald er ihn gewonnen, eilte, seine Titania zu lösen durch denselben Gegenzauber, der die Sterblichen beglückte, und feiert nun seine Versöhnung mit ihr durch den wohlthätigen Segen, den sie zum dreifachen Vermählungsfeste nach Athen als unsichtbare Gäste mitbringen.

Diesseit also wie jenseit des Elfenreichs ist in diesem Lustspiel Neckerei der Liebe, Täuschung und Wiederfinden. Selbst die Komödie, die in dieser Komödie aufgeführt wird, das Festspiel der Handwerker am Vermählungsabend, hat die Liebe und ihre Schwärmerei sowie die Täuschungen des Waldes zum Thema. Hier freilich in „Pyramus und Thisbe" ist alles Dies jammervoll und endet blutig, aber hier sorgen auch die guten Handwerker selbst dafür, daß wir keinen Augenblick vergessen, all der Jammer und das blutige Ende sei nur Täuschung und Spiel. Eine Scheidewand trennt die Liebenden ihrer Komödie; aber es ist keine Wand, sondern Toms Schnauz, der Kesselflicker, der es selbst versichert, der nur ein wenig mit Kalk angestrichen ist, übrigens durch die Finger sehen läßt. Ein Löwe erschreckt die Thisbe, aber er prägt zum voraus den Damen ein, daß er kein Löwe, sondern nur Hans Schnak, der Schreiner, sei und bei Leibe nichts Böses wolle. Pyramus und Thisbe erstechen sich, aber sie sind unmittelbar darauf bereit, einen Bergamaskertanz aufzuführen. Also auch im Lustspiele des Lustspiels zerrinnt scheinbares Liebesleid in heitere Geselligkeit. Auch in dieser niedern Region der unverstellten Masken spielt Zauber und Gegenzauber. Es ist die Illusion der Poesie, womit diese gutherzigen Leute die Gesellschaft ein wenig bezaubern wollen, aber gleich bei der ersten Absicht werden sie selbst bezaubert von ihrer eigenen Poesie, deren Illusion für sie so stark ist, daß ihnen ein redender Mann als eine auf das Beste vorgestellte Wand erscheint und ihr fingirter Löwe ihnen so furchtbar däucht, daß sie ihn vor seinem Auftritte schon demaskiren. Somit lösen sie selbst wie Oberon ihren Zauber, und in der That ebenso leicht und zu ebenso heiterm Ende.

In diesem ganzen Charakter der Dichtung und in ihrem Ausgehen von der Ankündigung eines städti-

schen Festes, Weiterspielen in den Zaubereien des Waldes und Zurückkehren zur Stadt und deren gesteigerter Freudenfeier, die auch die Wunderwesen aus dem Walde heranzieht — in diesem Allen reflectirt sich die Stimmung der Johannisnacht, wo überall zu jener Zeit die Stadt voll Festfreude, der Wald voll Zauber und schwärmende Liebe bemüht war, den Zauber aus dem Walde in die Stadt hereinzuziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die gute Sache der Seele, ihre eigenen Angelegenheiten und die aus dem Menschen und der Vergangenheit entwickelte Geschichtszukunft. Leipzig, Hermann. 1843. Gr. 8. 25 Ngr.

Eine dem Buche vorausgeschickte Widmung tritt uns räthselhaft entgegen. Sie lautet:

„Die Hartnäckigkeit eines Mannes, der die höchste Achtung verdient, Bruno Bauer's — die Hartnäckigkeit, Gott zu leugnen und die persönliche Fortdauer, hat dieses Schriftchen hervorgebracht; es sei ihm also auch gewidmet. Ich kann noch den Dank hinzufügen, daß er mich zu heiterer Lebenslust beschäftigt hat. Eins der Gespräche, die ich deshalb mit ihm führte, war ungefähr folgendes:"

„F. v. A. Ein König müßte eigentlich die gottesleugnerische Religion und den Glauben an die nicht persönliche Fortdauer zu befördern suchen; es würde seinen jetzigen Thron besser stützen als das Christenthum, weil er um so besser dann ohne Sorge vor der Zukunft seiner Vernunft nachfolgen könnte. Wer würde es ihm dann noch verdenken, daß er für die paar Momente des Hierseins sein größeres Ich, den Ausfluß seiner Macht über Andere zu befördern sucht. Nicht egoistisch zu sein, sagt dann die Vernunft, wäre der größte Unsinn."

„Bruno Bauer. Damit sagen Sie, craß ausgedrückt: ich sei ein Schuft. — Es ist einmal im Menschen ein Gefühl, welches für schlecht dies erklärt, dem er nicht entgehen kann."

„F. v. A. Wozu wäre denn aber dies Bischen Gewissen da?" u. s. w.

Abgesehen von der Persönlichkeit der Unterredenden müßte man demnächst als Inhalt der Schrift ein näheres Eingehen in die Behauptungen Bruno Bauer's erwarten, wovon sich jedoch nichts vorfindet, sondern nur im Allgemeinen wird Intelligenz und deren selbständige Fortdauer in Schutz genommen. In folgender Art.

Alles was wir bis jetzt kennen oder erkannt haben, läßt sich in erdigen Stoff eintheilen und in geistigen, der uns nur durch seine Wirkungen am erdigen Stoff bemerkbar wird. Schon im Instinct der Thiere, noch mehr in den Gedanken der Menschen, die sich aus Gefühlen entwickeln. Vernunft bestimmt den freien Willen. Unser Geist, je mehr er erweckt ist, verschafft der Vernunft als höchster Richterin immer mehr die Kraft, das Gute vom Bösen zu unterscheiden. Den in der Natur waltenden Geist nennen wir Gott. Das Gefühl wird immer unser Glaube, unsere Religion bleiben und kein Aberglaube werden, so lange die Vernunft, die aus allen Gefühlen und Gedanken erwachsen, sie miteinander beherrscht. Glaubenswahrheiten sind alle Gedanken, die sich aus den von der Vernunft zum Herrschen berechtigten Gefühlen nur mögen ableiten lassen. Wir haben Recht, unserm Gefühle zu glauben, bis die Atheisten das Gegentheil bewiesen haben. Das Edle, sich selbst zu opfern und Alles zu wagen für einen Andern, aus Liebe zu ihm, wäre unvernünftig ohne eine Zukunft.

Bruno Bauer wird sich nicht besonders an diesen Reden erfreuen. Andere Äußerungen betreffen ihn weniger, über den Hochmuth der Mächtigen, welche glauben, Alles sei für sie erschaffen, über Landwirthschaft, Fabrikation und Verbrauch im Staate, über die Nothwendigkeit, bei Miswachs dem Mangel vorzubeugen, über den Handel und Englands Schiffahrtsacte, über Verstandescapital, besser als Geld, über Besitzmacht, die in unverständigen Händen leicht zur rohen Gewalt wird, über Faulheit, Dummheit und Thätigkeit, Gerechtigkeit, Billigkeit, christliche Liebe, Ehe, Ehescheidung, Unterricht des Volks, über Repräsentation nach dem Durchschnitt des Einkommens; über Concurrenz und Vereine, welche letztere der wahre friedliche Weg sind, um allmälig zur Republik, der ewigen Bestimmung des Menschengeschlechts, überzugehen; über Bodenzertheilung und Güterzersplitterung, über Schweine und Hämmel, die von Mecklenburg nach Preußen eingeführt werden (als erläuterndes Beispiel); über Geistesbildung und Vertretung der Intelligenz u. s. w.

Jedoch warum lassen wir uns verführen, das Buch wegen der Widmung für Bruno Bauer geschrieben zu halten, da Bücher eigentlich Allen gewidmet sind, welche sie zu lesen wünschen? Die gute Sache der Seele ist ja Niemandem gleichgültig! Es heißt am Schlusse: „Nicht die Vernunft oder die Kritik ist das Höchste, sie zerstört nur, was falsch und unecht ist für uns, doch auch ohne sie, als das zweite, kann nichts bestehen; aber das Höchste ist die schaffende Seele." Und dann folgen als Sentenzen:

„Wenn man erst die Vernunft braucht, um die Bibel zu verstehen, so wird die Vernunft auch ohne Bibel fertig werden."

„Freiheit besteht nur da, wo die Vernunft herrscht."

„Jedes Lob ist ein unsauberer Flecken an der reinen That."

Die Vorrede sagt: „Man muß nur klug sein, dann kann man sich Alles erklären"; und erläutert den Satz durch zwei dumme Erklärungen eines Grafen und eines Wirthschafters. Ref. traut zu wenig seiner Klugheit, um durch eine Dummheit das ihm Räthselhafte der Schrift zu lösen, wie wenn er z. B. sie der F. v. A. — nach Hrn. Weill der größten Frau des Zeitalters — zuschriebe. 5.

Napoleon's Wagen.

Zu den Thatsachen, die zwar an sich ohne große Wichtigkeit, doch aber durch ihren Zusammenhang mit welthistorischen Begebenheiten interessant sind, gehört die Erbeutung des kaiserlichen Wagens nach der Schlacht bei Waterloo. Ein ehemaliger preußischer Unteroffizier, Namens Schenk, jetzt kölmischer Grundbesitzer zu Wezenieken im Kreise Ragnit (bei Tilsit) hat an dieser Erbeutung Theil genommen und das Nähere derselben dem Superintendenten Malkwitz zu Ragnit erzählt, welcher die Aussage des Schenk zu Papier gebracht und in dem zu Königsberg erscheinenden „Archiv für vaterländische Interessen" (Novemberheft 1843) mitgetheilt hat. Hr. Malkwitz kennt den Schenk als einen achtbaren, schlichten Landmann, dessen einfache Darstellung um so eher Glauben verdient, „als ihr Erzähler sie zu beschwören bereit ist". Als überflüssig sind die Beschreibung des Wagens, der Pferde, der innern Einrichtung, die Erwähnung des Verschwindens mehrer Pretiosen und der darüber eingeleiteten Untersuchung in dieser Mittheilung ausgelassen.

„Nachdem wir am großen Entscheidungstage bei Belle-Alliance Nachmittags mehre Stunden im heftigsten Tirailleur- und Colonnenfeuer gegen die französische Junge Garde ausgehalten und diese endlich zum Weichen gebracht hatten, verfolgten wir sie auf ihrer immer schneller werdenden Flucht einer in der Ferne rechts sichtbaren Chaussee entgegen, die mit retirirenden Heermassen schwarz bedeckt war, ohne in der Dunkelheit unterscheiden zu können, wer und was diese schwarzen Linien ausmachte. Links von der Chaussee setzte sich der Feind auf einem mit Gebüsch bewachsenen Hügel, in dessen Hintergrunde sich ein Dorf auf der Heerstraße befand. Die 9., 10. und 11. Compagnie unsers Bataillons griffen den Hügel theils

an, theils umgingen sie ihn und brachten die Vertheidiger abermals zum Weichen. Ich tiraillirte ganz auf dem linken Flügel und sah es auf einen feindlichen Offizier ab, der seine weichenden Soldaten vergebens zum Stehen bringen wollte. Eben im Begriff, ihn gefangen zu nehmen, sprengt mir ein französischer Chausseur entgegen und nöthigt mich zur eigenen Vertheidigung mit dem Bayonnet hinter einem Baume Schutz zu suchen. Darüber kam mir unser Bataillon aus dem Gesicht, welches ich rechts nach dem mit Lichtern entgegenschimmernden Dorfe auf der Chaussee abmarschiren glaubte. Auch ich nahm meine Richtung dorthin und traf unterwegs vier Kameraden unsers Bataillons, Unteroffizier Lübeck und Füselier Hein der 10. und Unteroffizier Elkert der 11. Compagnie, die gleichfalls vom Bataillon abgekommen waren. Eilig setzten wir im Laden unserer Gewehre den Weg zusammen nach jenem Dorfe fort und erreichten an seinem Eingange der tiefen Graben der Chaussee, auf welcher mehre zerbrochene und verlassene Geschütz- und Bagagewagen standen. Gleichzeitig jagt die Chaussee daher ein von Reitern umgebener, mit sechs Pferden bespannter und vier Fackeln beleuchteter Kutschwagen, dessen Begleiter wir für Franzosen erkennen. Wir halten uns schon für verloren. Unteroffizier Mahnke ruft: ‚Kameraden, wir sind verloren; aber ob wir so oder so sterben — wenigstens wollen wir ihnen unsere Ladung geben; hurrah!‘ Wir fallen so laut als möglich darin ein und schießen unsere fünf Gewehre zugleich auf die Reiter ab. Diese sprengen augenblicklich auseinander; der Wagen jagt noch einige Schritte vorwärts, schleudert aber an den gemauerten Pfeiler des Dorfeingangs und bleibt mit der linken Vorderachse daran hängen. Seine Führer werfen sich vom Bock und von den Pferden, hauen die Stränge der beiden vordersten durch und jagen mit diesen davon. Die vier übrigen Pferde, vier stattliche braune Engländer, bleiben am Wagen. Aus dem rechten Kutschenschlage springen gleichzeitig zwei Männer heraus, deren einer sich auf ein dargebotenes leeres Reitpferd schwingt und der zweite sich in der Dunkelheit verliert. Aus der linken Wagenthür werfen sich zwei andere Offiziere gleichfalls heraus und uns, die wir über den Chausseegraben gesprungen und mit gefälltem Bayonnet und Hurrahschreien nachgelaufen waren, gerade in die Arme. Unter dem Rufe Pardon! geben sie uns ihre noch in der Scheide steckenden Degen ab. Gleich darauf kommt auch ein Trupp preußischer Husaren vom 8. Regiment herbei, hält an und macht Miene, den leeren Wagen zu durchsuchen; ihr Offizier trieb sie aber vorwärts mit den Worten: ‚Dort nach dem Feinde; hier ist nicht Zeit zum Plündern!‘ Dann erschien der Adjutant unsers Bataillons, nahm den Rapport des Mahnke entgegen, ritt zurück und brachte bald unsern Bataillonscommandeur, Major von Keller, herbei, welcher mit unsern beiden fluchenden und zähneknirschenden französischen Gefangenen einige französische Worte wechselte und uns zurief: ‚Kinder, ihr habt hier Napoleon's Kutsche; der Kaiser ist soeben aus ihr entsprungen! Ihr bleibt hier als Wache bei dem Wagen und der beiden gefangenen Offiziere. Mit eurem Kopfe steht ihr dafür!‘ Aus Besorgniß, daß uns unsere eigenen Landsleute die Beute entreißen könnten, erbaten wir zum Schutze noch einen Offizier, der uns auch in Hrn. Lieutenant v. Roschée gegeben wurde. Unser anmarschirendes Bataillon und andere ankommende Truppen gingen theils in, theils um das Dorf, dessen Straße von verlassenen Kriegswagen ganz verstopft und von den anrückenden Infanteristen offen gemacht wurde. Wir selbst gingen mit mehren andern Soldaten daran, den Kutschwagen von der angefahrenen Mauer abzurücken, was uns auch endlich nach vieler Mühe gelang. Unterdeß brach der Tag an und der Befehl unsers Majors ging ein, den Wagen durch das freigemachte Dorf, das man Gemappes nannte, hindurch, an dessen anderes Ende dem daselbst bivouakirenden Bataillon nachzuführen. Die Füseliere Hein und Elkert setzten sich auf die Vorder- und Hinterpferde; Lieutenant v. Roschée und Unteroffizier Mahnke mit den beiden gefangenen Offizieren in den Wagen, Lübeck und ich gingen zu beiden Seiten des Kutschenschlages mit gefälltem Gewehr und brachten den Wagen vorwärts durch das ganz verlassene Dorf, längs der nach Charleroi führenden Chaussee zu unserm jenseit des Dorfs lagernden Bataillon, das uns mit Hurrah empfing. Major von Keller nahm hier unsere Gefangenen ab und ließ sie durch ein Commando unter einem Offizier zurückführen, uns selbst aber auf der Chaussee vor dem erbeuteten Wagen aufstellen und die kaiserlichen Trophäen: Pistolen, Schärpe, Degen, Hut und Rock, jeden ein besonderes Stück, auf dem Arm halten. Die Sonne war unterdeß aufgegangen; Truppen verschiedener Waffen marschirten in dichten Reihen vorüber und begrüßten uns mit Musik, Jubel und Hurrah. Dann kamen verschiedene Generale, darunter auch der commandirende, ließen uns die in unsern Händen befindlichen und übrigen losen Sachen aus dem Wagen durch Adjutanten abnehmen und befahlen, daß der erbeutete Wagen mit seinem sonstigen reichen Inhalte von dessen fünf ersten Eroberern unter Leitung eines Offiziers zurück nach Brüssel gebracht werden sollte.“ — Im weitern Verfolg wird erzählt, wie der Wagen nach Brüssel und dann auf anderweitigen Befehl nach Düsseldorf gefahren wurde, wo ihn der dortige preußische Commandant übernahm. Schenk ging hierauf mit nach Paris. Unter den bei Gemappes verlassenen französischen Wagen befand sich ein zerschlagener Geldwagen, von dessen umherliegenden Goldrollen dem Erzähler auch einige zu Theil wurden und ihm zum Besitz seines gegenwärtigen Grundstücks verhalfen. Außer dem eisernen Kreuz erhielt Schenk den russischen St.-Georgsorden fünfter Classe.

28.

Literarische Notizen.

Mistreß Gore's neuester Roman.

Eine der vorzüglichsten englischen Schriftstellerinnen ist unstreitig Mrs. Gore, und ihr jüngster Roman, „The banker's wife; or court and city“ (3 Bde., London 1843) beeinträchtigt ihren Ruf keineswegs. Voran unter den eingeführten Personen steht Richard Hamlyn, der kalte, stolze, methodische londoner Wechsler, dessen Firma in Lombard Street für die sicherste von der Welt, dessen Haus in Cavendish Square für das eleganteste in London, und dessen Landbesitzung Dean Park für das Muster eines englischen Landsitzes gilt. Ihm zur Seite oder vielmehr in seinem Schatten steht seine Frau, die in ihrem dreißigsten Jahre aus einem heitern, lebenslustigen Mädchen ein sanftes, schweigsames, in den Willen ihres Gatten ergebenes Weib worden ist. Ihr Sohn, Rittmeister Hamlyn, ein feines, geschniegeltes Offizierchen aus der neuen Schule, contrastirt gegen den frank und freien, biderben, ostindischen Oberst Hamilton. Dann die Familie des aristokratischen Lord Vernon, nächsten Gutsnachbars der Hamlyns, der wortschwallreiche Sir Henry Middlebury, der rabulistische Advocat Barlow, und der gute, ehrliche Pfarrer Marsham — lauter aus dem Leben genommene Gestalten. Es fehlt nicht an fashionablen Scenen, aber es fehlt ihnen der fashionable Schnickschnack, der die meisten fashionablen Romane so entsetzlich langweilig macht. Nur der Schluß will nicht recht genügen. Der Banquier verläßt im Parlamente seine Partei; darüber spottet ein junges Mitglied, man duellirt sich; der Banquier wird zum Tode verwundet, und sterbend bekennt er —, das Weitere im Buche.

3.

Handschriften Galilei's.

In Florenz sollen, öffentlichen Blättern zufolge, im Palaste Pitti einige Handschriften von Galilei aufgefunden worden sein, welche man auf Befehl der Inquisition vernichtet glaubte.

46.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 7. —— 7. Januar 1844.

Über Shakspeare's „Sommernachtstraum".

(Fortsetzung aus Nr. 6.)

Engerer Anlaß.

Eben dieser Charakter aber des „Sommernachtstraum" legt allerdings Tieck's Vermuthung nahe, daß ein Vermählungsfest, wie ein solches im Lustspiele selbst den poetischen Rahmen und Schluß des Ganzen macht, auch für dasselbe die Veranlassung und erste Bestimmung gebildet habe. Es mußte in solchem Falle die anmuthigste Wirkung hervorbringen, wenn die Liebe, das ernsthafte Motiv des wirklichen Festes, im Festgedichte als das Spiel rein wunderbarer Kräfte und gesetzloser, aber glücklich gelaunter Fügungen neckend, scherzhaft anspielend und in gutmüthiger Parodie vorüberschwebte. Will man noch dazu voraussetzen, daß die Verbindung, deren Feier das Spiel erheitern sollte, irgend einen unerwarteten, frühern Neigungen widersprechenden Charakter gehabt habe, so mußte die Vorstellung doppelt witzig und treffend erscheinen. Und da nicht selten Vermählungen, zumal der Großen, mit Aussöhnungen Verwandter oder Höhergestellter im Zusammenhange stehen, könnte sogar der Zusammenhang von Oberon's und Titania's Versöhnung mit dem Glück der athenischen Paare und der Weihe ihres Bundes eine solche Anspielung von harmloser Schalkhaftigkeit in sich schließen. Der reizende Contrast, den die ungeschickte, aber wohlgemeinte und ergötzliche Ergebenheitsbezeigung der Handwerker mit der poetischen Huldigung und Glückverheißung der lieblichen Elfen bildet, entspräche ganz dem Gemische von dienstwilliger Freudenbezeigung, neckender Lustigkeit und gemüthlicher Glückwünschung, wie es an solchen Festabenden sich zusammenfindet. Vor Allem, wenn am Schlusse die Elfen ihren Segen zur Hochzeit bringen, das ganze Haus besprechen und schmücken, Treue der Verbundenen verheißen, alles Unheil von ihnen und ihren künftigen Sprößlingen entfernen und mit den Worten endigen: „Friede sei in diesem Schloß und sein Herr ein Glücksgenoß!" so leuchtet hier am unmittelbarsten ein, wie passend dies für den von Tieck vorausgesetzten Zweck sein mußte.

Schließen wir demnach auf die ursprüngliche Berechnung des Gedichts für die Hochzeitfeier eines Vornehmen, so vereinigt sich damit sehr gut eine einzelne Stelle des Lustspiels, die vermuthen läßt, daß Shakspeare, als er es dichtete, gewiß war, unter seinen Zuschauern die Königin Elisabeth zu haben. Die Stelle enthält eine für den Sinn dieser Königin ganz ausgesuchte, große, aber unübertrefflich poetische Schmeichelei. Ich meine die Art, wie Shakspeare die Entstehung jener Liebeszauberblume von Oberon erzählen läßt, wobei der im Westen thronenden Vestalin so auszeichnend gedacht wird.

Welche reizende Fabel! Erst drückt ihr poetisches Bild im Sirenenliede und in dem scharfen Zielen des ganz bewaffneten Amor jene Macht der Lockung zur Liebe, die durch die ganze Natur hingeht, auf das lebhafteste aus, dann gibt sie der Ruhe und Freiheit der von einem solchen Pfeil unerreichten Vestalin eine desto erhabenere Schönheit; und indem von dem so verlöschenden Pfeil eine kleine Blume die Kraft unwiderstehlichen Liebeszaubers erhält, wird auf das feinste angedeutet, daß diese Vestalin eine Liebe zu erregen fähig war, die, verschmäht von ihr, noch reich und mächtig genug ist, um jedes andere Wesen zu beherrschen und nun, da sie den ursprünglich bestimmten Gegenstand verloren hat, für jeden zufälligen zu entflammen. Wie geistreich wird hierin die Voraussetzung des Wundermittels, welches das ganze Lustspiel bedingt, motivirt und blendend entwickelt, und wie erhält die phantastisch kühne Voraussetzung durch diese gewandte Anknüpfung an eine lebende, gegenwärtige Königin, die Herrin des Landes, eine Bestimmtheit und Scheinbarkeit, die sonst solchen rein imaginairen Hülfsmitteln der Handlung zu geben so selten gelingt.

War dem Gedicht diese Stelle ursprünglich und ist sie nicht etwa durch spätere Überarbeitung erst hineingetragen, so wird bei Annahme seiner anfänglichen Bestimmung für ein Vermählungsfest um so unwahrscheinlicher, daß das letztere gerade jenes des Grafen Southampton gewesen. Denn bei Southampton's Hochzeit war Elisabeth nicht zugegen, das Bündniß ward im Gegentheil ohne ihr Vorwissen und Zustimmen geschlossen, ja von ihr gleich einer heimlichen Verbindung dadurch bestraft, daß sie die Neuvermählten in gefängliche Haft bringen ließ — eine Haft, die übrigens im höchsten Falle keine vier Monate währte. Da zudem Southampton's Vermählung erst im November 1596 stattgefunden haben

kann, und das noch im selben Jahr erschienene Werk von Meres bereits den „Sommernachtstraum" erwähnt, muß es wol ein anderer Großer gewesen sein, dessen Vermählungsfeier dies Gedicht hervorrief.

Innere Einheit.

Nun darf aber nach alledem auch nicht verkannt werden, daß weder diese besondere festliche Bestimmung noch die allgemeinere für den Johannisabend es sei, wodurch die Dichtung etwa erst ihre Erklärung und Einheit gewänne. Diese Umgebung und Beziehung macht zwar die Entstehung begreiflicher, sie ist seine richtige Auffassung zu erleichtern geeignet und konnte den Reiz der einstigen Aufführung erhöhen; aber die Dichtung ist auch ohne solche Beziehung nach außen in sich haltbar, ohne solche Grundlage schon gegebener Stimmungselemente ein ganzes und einiges Lustspiel und ohne jene momentane Anwendung vollkommen ergötzlich.

Wenn die Kunst des Scherzes darin besteht, uns geistreich zu beschäftigen, ohne den Ernst in den angeregten Gedanken und Gefühlen aufkommen zu lassen, so ist dies Drama voll des reinsten Scherzes. Wir sehen darin Gefahren, Leidenschaften, Zerwürfnisse, die uns rühren und ängstigen könnten, wenn sie nicht alle schon zum voraus ihr Gegentheil in sich enthielten und im Fortschritt auf dem anmuthigsten Grunde so leicht und witzig sich entwickelten. Da droht zwei treuen Liebenden Gefängniß und Tod, aber sie haben Muße genug, nach einem sichern Asyl zu fliehen. Die Entführung wird nicht von ihren Richtern, wol aber von der gutmüthigen Freundin, der sie dieselbe anvertraut, verrathen, und der Freund, dem diese aus Liebe sie verrieth, dankt ihr es nicht. Während er aber den Entführer verfolgt, fällt dieser von selbst (wie die Richter wollten) von seiner Geliebten ab und liebt mit einmal jene verrätherische Freundin. Allein die kann seine plötzliche Leidenschaft so wenig begreifen, daß sie ihr Spott scheint, und jene Verlassene die Entweichung ihres bisher so zärtlichen Entführers so wenig, daß sie den daran unschuldigen Verfolger fast für seinen Mörder hält. Und während sie so den Letztern sogar des Verbrechens aus Liebe zu ihr fähig glaubt, fällt nun auch er unmittelbar nach dem Eingeständniß dieser Liebe ebenso plötzlich in Leidenschaft für das andere bisher von ihm verschmähte Mädchen und findet hier zu seiner Verwunderung das doppelte Hinderniß, daß sein glücklicher Nebenbuhler bei der Vorigen nun auch bei ihr sein Nebenbuhler ist und sie selbst seine gewünschte Liebe nicht minder als die nicht gewünschte des Andern für bloße Verhöhnung hält, sodaß sie jetzt ihm, wie zuvor er ihr, sich entzieht. Denn sie klagt natürlich die Freundin, die vor kurzem noch von beiden Männern geliebt war, des Muthwillens an, diesen Spott ihnen eingegeben zu haben, und gleich natürlich klagt diese, indem sie hinzukommt und den Abfall ihres Getreuen zur Andern sehen muß, sie der Verläumdung und Verführung an. So ist hier Alles Verkennung und Unbegreiflichkeit. Der Unschuldige wird für schuldig, der Schuldige für unschuldig, die wirkliche Leidenschaft für Verstellung, Verlassenheit für Einverständniß, bescheidener Zweifel für Verführung, Jedes vom Andern für falsch gehalten, während gleichwol Alle nur ganz aufrichtig reden. Diese Misverständnisse sind vollkommen natürlich; nur der Gesinnungswechsel der Liebhaber ist wunderbar, uns aber als die Gewalt eines Zaubers erklärt. Wir sehen von Allen ein, daß sie nur so sprechen und handeln können, daß der treue Liebhaber untreu geworden ist ohne seine Schuld, der Untreue getreu ohne sein Verdienst, das hingebende Mädchen spröde trotz wahrer Liebe, das Arglose argwöhnisch trotz alles bisherigen Vertrauens. Kein Wunder, daß ihr die Eifersucht gegen ihre schuldlose Rivalin in die Nägel kommt, kein Wunder, daß die Letztere ungeachtet des doppelten Schutzes beider Liebhaber sich nicht wenig fürchtet, da sie diesen Schutz nur für boshaften Scherz hält, kein Wunder, daß die Liebhaber, deren jeder, nachdem er dem andern Platz gemacht hat, ihn doch wieder als Nebenbuhler trifft, nur noch mit dem Degen einander loszuwerden hoffen. Wir haben hier eine ganz motivirte, höchst lebhafte Collision vor uns, die alle spielenden Personen plötzlich in die entgegengesetzten Rollen wirft, jede den Andern unverständlich, störend und peinlich macht, nur uns nicht, da wir die gute Absicht des Zaubers, der sie verwirrt, schon kennen, und jeder Person, während die Andern alle sie misverstehen, ebenso sehr als jedem Misverständniß der Andern in seiner Art Recht geben müssen. In uns also kann der Ernst, der sie so eifrig bewegt, nicht aufkommen; wir sehen zugleich mit der collidirenden Zweckfülle ihrer Leidenschaften die glückliche Zwecklosigkeit; und so müssen wir mit überrascht und doch nicht überrascht, mit entsetzt und doch beruhigt, mit in der Verwechselung und doch sicher im Zusammenhang, herzlich über die Widersprüche lachen.

Dies unser heiteres Bewußtsein vertreten auf der Bühne selbst der Lenker Oberon und sein gewandter Diener Puck. Dieser übernimmt es auch, die Degen der erhitzten Liebhaber unschädlich zu machen. Für jeden nimmt er die Stimme des Andern an und führt ihn mit Herausfodern, Schelten, Vorauseilen so lange im Kreise herum, bis jeder von beiden die Verfolgung des Andern als eines Feiglings aufgibt, und beide sich im Dunkel auf demselben Fleck zur Ruhe legen. In der Nähe sinken auch ohne voneinander zu wissen die beiden geängstigten Rivalinnen in Schlummer. Leicht wird nun ihren Leiden durch Lysander's Entzauberung abgeholfen, der dann beim Erwachen seiner Hermia wieder angehört, während so durch ihn nicht mehr gestört der unentzauberte Demetrius für Helena eingenommen bleibt.

Das witzigste Vorspiel aber für die so gelöste Collision gab schon die erste Zusammenkunft der Meister Handwerker, wo sie ihr Schauspiel verabredeten. Wie wir in jenen Scenen der Liebenden aus Kenntniß des heitern Fadens in der Verwirrung ihre Leiden nur ko-

misch finden können, so wird schon in dieser vorhergehenden Handwerkerscene die Vorstellung von Leiden, es wird etwas „höchst Klägliches“ angekündigt, welches aber nichts Anderes als eine „Komödie“ sei, ein zwar „höchst grausamer Tod des Pyramus und der Thisbe“, der jedoch — wie Zettel versichert — „ein sehr gutes Stück Arbeit und lustig“ ist. „Wenn ich es mache, laßt die Zuschauer nach ihren Augen sehen! Ich will Sturm erregen, ich will einigermaßen lamentiren.“ Ist dies nicht Alles die Ironie jener Leiden und Stürme der Liebenden im Walde, die dann der Dichter vorstellt? Auch sie lamentiren einigermaßen, auch sie erregen Sturm und könnten uns einige Thränen kosten, wäre nicht das Ganze ein so gutes Stück Arbeit des Dichters und lustig, wäre nicht auch dies Klägliche in der That nur Komödie; um so komischer hier, je wahrhafter das witzig Angelegte gespielt wird, während die witzlose Anlage der Handwerker gleich komisch aus dem umgekehrten Grunde der wenig wahrhaften Vorstellung wird. Dieser Zettel, indem er behauptet, das beste Genie zu einem Tyrannen zu haben, aber auch den mehr lamentablen Liebhaber gut zu geben, ist der Vorgänger des Demetrius, der mit gleichem Nachdruck erst den Tyrannen gegen die gute Helena, dann den flehenden Liebhaber macht. Und wenn Zettel außer dem Pyramus auch die Thisbe „mit 'ner terribelfeinen Stimme“ und neben der Thisbe auch den Löwen sowol mit Donnergebrüll als auch mit einem taubensanften Nachtigallengebrüll spielen will, so werden nahezu die leichten Rollenwechsel beider Liebhaber und die Löwenstimmen ihres ungefährlichen Zornes zum voraus parodirt.

Durchhin stehen die Handwerkerscenen in solcher witzigen Correspondenz mit den pathetischern Auftritten. Sie bereiten den Zuschauer vor, auch die pathetischen nicht zu ernsthaft zu nehmen, nicht zu vergessen, daß auch sie nur Metamorphosen spielender Einbildung sind. Zu dem Ende sind jene parodischen Scenen sehr zweckmäßig unter die andern vertheilt. Auf die Rollenverabredung der Handwerker folgen die drolligen und phantastischen Auftritte der Elfen; der Zauber bereitet sich vor, schon ist er über Titania und über den (mit Demetrius verwechselten) Lysander ausgegossen, als abermals, ehe noch die Collision der Leidenschaften unter den Liebenden losbricht, die phlegmatischen Handwerker auftreten. Sie wollen hier im Walde ihre Komödie probiren, zunächst aber finden sie, es sei zu viel Erschreckendes und Betrübendes darin; und durch die höchst naiven Anstalten, womit sie dem zu begegnen beschließen, pflanzen sie uns, indem wir darüber lachen müssen die geeignete Stimmung ein, um in den darauf folgenden Ängstigungen der Liebenden vor Allem jenen Witz der Täuschung herauszufühlen, welchen hier die dilettirenden Handwerker aus Gutmüthigkeit und Einfalt von vornherein aufgeben. Ihr lächerlicher Ernst im Spiele bildet den Gegenpol für das Spiel im Ernste der folgenden Vorstellungen. Und damit wir in diesen das Spiel als nur neckenden Zauber, nicht als wahres Unglück, desto sicherer verstehen, wird uns jetzt gleich der tolle Muthwille der Zauberei an diesen ehrlichen Pfahlbürgern selbst im heitersten Contraste mit ihrer Schauspielersanftmuth recht auffällig gemacht. Zu ihrer kaum begonnenen harmlosen Komödienprobe gesellt sich nämlich der Schelm Puck und übt seine Kunst an Zettel, der gerade sein Stichwort hinter einem Strauch abwartet. Süß-feierlich tritt Zettel beim Schlagwort aus dem Gebüsche, ohne Ahnung, daß ihm ein Eselshaupt angezaubert ist, und setzt seine Collegen, die ihm als primo amoroso entgegensehen, mit dieser ungeheuerlichen Verwandlung in den barockften Schrecken. Nach allen Seiten jagt sie das Entsetzen hin und zurück, sie bekreuzigen im Fliehen sich und ihn, und mit ähnlichem Misverständniß, wie es nachher unter den Liebenden herrscht, glaubt Zettel umgekehrt, sie wollen ihn zum Besten haben und erschrecken und beweist nun seinen guten Muth durch lautes Singen, indem er ahnungsvoll mit seinem grotesken Haupte hin und her spazirt. In dieser Caricatur aber, worin er zum anschaulichsten Exempel vom kühnen Muthwillen des Zaubers gereicht, dient er mit neuem Contraste uns mit demselben ganz vertraulich zu machen. Sein lautes Singen erweckt die Elfenkönigin und sie huldigt ihm auf das anmuthigste! Seine Erwiderung auf ihr Geständniß: „Mich dünkt, Madame, Sie könnten dazu nicht viel Ursache habe, und doch, die Wahrheit zu gestehen, halten Vernunft und Liebe heutzutage nicht viel Gemeinschaft“, parodirt naiv genug die Verhältnisse der athenischen Verliebten und das gegenwärtige Wunder selbst, das hiermit für etwas nur Gewöhnliches erklärt wird. Titania ruft die zartesten Elfen zu den zartesten Diensten herbei für den transferirten Sterblichen; und er conversirt mit ihnen so herzhaft hin und her, daß er nothwendig auch uns mit der Wunderwelt, in die er aufgenommen ist, auf das heiterste familiarisirt.

So ganz eingeweiht sind wir in die Neckerei und die Ungefährlichkeit des Spiels, wenn nun erst die heftigen Verwirrungen unter den vier Liebenden sich vor unsern Augen durchkreuzen und steigern. Kaum ist dann ihre Befreiung aus diesem traumhaften Unglück eingeleitet, so finden wir in einem gleich traumhaften Glück den immer noch großhäuptigen Zettel im Zaubergarten der Fee. Aber er könnte jene von ihrem Wahne so sehr alterirten Liebhaber beschämen, da er bei so viel schmeichelhafterm Wunder eine unüberwindliche Nüchternheit behauptet. Er beschäftigt die holden kleinen Boten der Poesie, die zu seinen Diensten sind, mit der simplen Prosa, ihm am Kinn zu kratzen, und statt all der lieblichen Gaben, die ihm zu Gebot stehen, verlangt er nur etwas trockenen Hafer oder gutes Heu; und ohne sogar dies nur abzuwarten, schläft er ein. Nun befreit Oberon Titania von ihrer Verblendung und im flüchtigen Tanze mit ihm enteilend hat sie nicht Zeit sich zu besinnen, was ihr in dieser seltsamen Nacht geträumt. Nun weckt die herzogliche Jagd die vier Liebenden, die, zu neuem Glück erwacht, vom Herzoge nach der Stadt zum Vermählungstempel geladen, einander

fragen, ob sie nicht noch im Schlafe seien und im Fortgehen von ihren Träumen plaudern wollen. Nun erwacht der wiederhergestellte Zettel und will in seiner Pyramus-Rolle fortfahren, hocherstaunt, daß seine Collegen fortlaufen und ihn schlafen lassen konnten. Mit einer confusen Erinnerung läuft er nach der Stadt, wo er recht zum Troste seiner Kameraden, die schon ihre Komödie aufgeben, eintrifft. Er ruft sie zum Werke; vor dem herzoglichen Paar und den Glücklichen, die es umgeben, wird ihr originelles Schauspiel wirklich unter ironischer Mitwirkung der edeln Zuschauer aufgeführt; und nach seiner fröhlichen Beendigung weihen die Elfen das Haus und sein Bündniß.

(Der Beschluß folgt.)

Die aristokratischen Umtriebe, zur Verständigung über die historisch begründete Gliederung der Gesellschaft. Leipzig, B. Tauchnitz. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wenn der anonyme Hr. Verf. bedacht hätte, wie unangenehm getäuschte Erwartungen sind, so hätte er vor allen Dingen dem Buche einen andern Titel gegeben. Oder kam ihm vielleicht nicht so sehr viel darauf an, daß sein Buch gelesen, als vielmehr darauf, daß es — gekauft würde? Das Buch handelt von allen Dingen in der Welt mehr als von aristokratischen Umtrieben: am meisten vielleicht von dem Unfug, den der Adel von jeher getrieben hat. Aus tausend Ecken und Enden hat der Verf. die offenbaren, am hellen Tage geschehenen Schandgeschichten zusammengelesen. Er gibt keine Quellen an, und den Leser stört darum beständig der Zweifel, ob das Alles auch wahr sei. Dazwischen nehmen Abschnitte aus der deutschen und französischen Geschichte überhaupt, sodaß der Verf. seinen Gegenstand ganz aus dem Auge verliert, großen Raum ein; und zwar so geistlos compilirt und in einem so trockenen Chronikenstil vorgetragen, daß es gar nicht zu lesen ist. Die Schreibart des Verf. ist überhaupt schülermäßig. Der Grundgedanke des Buchs ist der: daß alles Gute in der Geschichte von den Fürsten herkomme (S. 170 „Alle Könige sind gut"; „die landesherrliche Macht die Herrschaft der Gesetzlichkeit"); und alles Schlimme von dem Adel, sogar — die französische Revolution. O! über die Bosheit der französischen adeligen Herren, die Rechte des Volks zu proclamiren! Das thut der deutsche Adel nicht. 42.

Miscellen.

Der Staatsminister von Stein,

welcher bekanntlich am 29. Juni 1831 verstorben ist, hat in neuerer Zeit manchen Tadel, wir wollen vor der Hand nicht sagen Verleumdung, erfahren. Allerdings sind hochgestellte Männer weithin sichtbar, den größern Massen, die sie umgeben, vor Augen gerückt, wenn auch nicht immer erkennbar, und unter manchen Hellsehenden viele, viele Blödsichtige. Aber Das wird doch wol Jeder eingestehen, daß der Minister von Stein der Mann war, dem Deutschland Vieles gewiß, seine Erhebung und Begeisterung im Jahre 1812, 1813 und folgende zu danken hat — wenn anders der Beurtheilende die letzten 30 Jahre zurückdenken will. Zu einer eisernen, harten Zeit gehörte ein eiserner, harter Mann, nur der Ruf, die Stimme eines solchen konnte die Schläfer aufrütteln. Und mag es auch nicht an Härten und Äußerungen eines schroffen Wesens bei Stein gefehlt haben — kann doch selbst ein Zeitgenosse und Mitverfechter deutscher Freiheit, Freiherr von Gagern, nicht umhin, darüber zu klagen —, so müssen wir das Kleinliche über das Große vergessen, und das Contraria juxta se posita magis elucescunt, auf ein Subject angewendet, beherzigen. Um so schmerzlicher ist es, was Dorow in seiner Schrift: „Erlebtes aus den Jahren 1813—20", Th. 1, S. 38 fg., 1843 von Stein erzählt, aber wahrhaft empörend, mit welcher — sich der Rec. dieser Schrift in dem „Literaturblatt" zum „Morgenblatt" über die dort erzählte Scene ausläßt. Wir fürchten, daß Letzterer dem Herausgeber des Erstern keinen Gefallen damit gethan hat. Da lese man lieber die herrlichen Briefe Stein's an v. Gagern, die dieser im vierten Bande seines Werks „Mein Antheil an der Politik" bekannt gemacht hat, und erwarte die Biographie des Erstern aus Dr. Pertz' geistreicher Feder.

Der geistesblinde Hölderlin

ist vielfach besprochen, zerpflückt, bekrittelt worden. Das Junge Deutschland und was dem anhängig scheint es sich zur besondern Aufgabe zu machen, die verstorbenen Notabilitäten mannichfach zu beurtheilen, weil es wenig lebende gibt. Und dennoch möchten die Wenigsten den Unglücklichen verstanden, ihm nachempfunden haben, am allerwenigsten aber seine Lehren und Lebenserfahrungen beachten wollen. Wir wollen Niemand nennen, der nach seinem Entschlummern über den Unglücklichen öffentlich gesprochen hat; die Worte sind da, aber nicht alle haben den freilich oft irrig aufgestellten Grundsatz de mortuis nil nisi bene vollkommen beachtet. Wir könnten Viele namhaft machen und freuen uns daher um so aufrichtiger, die angekündigte Lebensschilderung des Unglücklichen aus der Feder eines nahestehenden Freundes bald zu erhalten. Vielleicht wären wir im Stande einiges Nähere über Hölderlin zu sagen, der, ein Opfer unseliger Neigung oder auch Liebe, für Kunst und Wissenschaft zu frühzeitig unterging. Das ist die wahre Nemesis, die dem geistreichen Menschen näher steht als dem Schwachen, und nicht alle Tage wird ein Faust oder ein dem Ähnlicher geboren. Möchten doch die weniger Bedachten aber sich Vieldünkenden die Worte Hölderlin's sich ins Herz und ins Gedächtniß prägen:

> Lieben Brüder! es reift unsere Kunst vielleicht,
> Da dem Jünglinge gleich, lange sie schon gegährt,
> Bald zur Stille der Schönheit;
> Seid nur fromm, wie der Grieche war!
>
> Liebt die Götter und denkt freundlich der Sterblichen,
> Haßt den Rausch, wie den Frost! lehrt und beschreibet nicht!
> Wenn der Meister euch ängstigt,
> Fragt die große Natur um Rath.

Die Gräfin Hahn-Hahn,

wenn auch nicht immer glücklich in der Tendenz ihrer Romane — das aristokratische Princip tritt überall zu sehr hervor, wenn auch gerade nicht im Sinne der schlesischen Adelsvereine, aber doch so, daß immer und ewig der Adel auf Kosten des Bürgerthums gehoben wird — weiß doch treffliche Lebensansichten, wahre Goldkörner in ihre Schriften einzustreuen, wenn man nur Lust hat, sie aufzusuchen. Wie wahr und schön sagt sie im „Cecil" von der Liebe der Ältern zu ihren Kindern: „Alles, was der geliebte Mann ihr gewesen ist und gegeben hat, soll ihr dereinst der Sohn geben und sein, damit sie in ihm seinen Vater doppelt lieben könne; und ist der Mann ihr nicht gewesen was sie gehofft, so hat sie zum Sohn die Zuversicht, daß er ihr dies Alles ersetzen werde. Aus eben dem Grunde haben die Väter leicht eine Vorliebe für die Mädchen. Lieblich, wie die Mutter ihnen die Jugend gemacht, soll ihnen die Tochter das Alter machen." Ich zweifle, ob der Moralist, der Psycholog besser die Vorliebe der Aeltern für das eine oder andere ihrer Kinder rechtfertigen könnte. 97.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 8. — 8. Januar 1844.

Über Shakspeare's „Sommernachtstraum".

(Beschluß aus Nr. 7.)

Diese immer wiederkehrende Wechselbeziehung und Parallele der Handwerker mit den höhern Personen gereicht zur vollkommenen Widerlegung der Ansicht, die ein berliner Zeitungscorrespondent vorgebracht hat, daß der „Sommernachtstraum" in der Hauptsache als eine Satire auf die schlechten Schauspieler damaliger Zeit aufzufassen sei. Von Satire kann hier gar keine Rede sein. Ihre Natur ist scharfe Charakteristik und Bloßstellung wirklicher Gebrechen, während hier der lauterste Humor und die gutmüthigste Lustigkeit herrscht. In ein paar Zeilen des Prologs und ein paar Phrasen des Pyramus und der Thisbe klingt eine damalige Tragödiensprache wider; aber diese Scherze stehen zu dem Witz der Dichtung selbst in ganz untergeordnetem Verhältniß. Welche Schauspieler hätten in diesen naiven Handwerkern ihre Abbilder erkennen sollen? In welchen Tragödien war es damals oder jemals Sitte, Wände durch Personen, den Mondschein durch einen Laternenmann vorzustellen und beim Auftreten einer Thiermaske den darauf hervorsehenden Schauspielerkopf seinen Namen und seine feindliche Absicht bekennen zu lassen? Diese treuherzigen Dilettanten machen sich auf eine ganz andere und genußreichere Weise lächerlich, als es je schlechte Schauspieler und deren Caricaturen vermöchten. Im Gegentheil werden diese unbeholfenen Komödianten nicht blos ihrerseits ironisirt von den gebildetern Mitspielern, sondern auch sie parodiren factisch die Verhältnisse und Täuschungen der feinern und idealern Personen. Für ihre frühern Auftritte haben wir dies bereits bemerkt und es gilt nicht minder von der schließlichen Aufführung ihrer bespöttelten Komödie.

Wenn über die Aufrichtigkeit, mit der sie darin ihre Masken fallen lassen, sich Demetrius und Lysander lustig machen, können wir nicht umhin uns zu erinnern, daß sie selbst kurz zuvor im Walde nicht minder rasch aus ihren Rollen gefallen sind. Wenn Pyramus diesen Herren ein schlechter Liebhaber däucht, so waren sie dort in der That keine bessern. Sie haben da ebenso unberechtigt von Liebe declamirt wie hier der Held und die Heldin, waren wie diese durch eine Wand, die keine ist, nur durch Schein von ihrem Glück getrennt, haben ebenso ungefährlich wie Pyramus und Thisbe ihre Degen gezogen, und mit all ihrem Eifer ebenso wie hier die Acteurs nur Andern zum Gelächter gedient, spottenden Elfen und uns; ja Puck hat sie noch toller als diese guten Bürger zum Besten gehabt, Zettel sich besser als sie im Zauberwalde befunden. Mit Recht erfreuen sich diese ehrlichen Leute der besten Aufnahme ihres Spiels beim Herzog. Glaubt er nicht an die rührende Trauer ihrer Vorstellung, so geht es ihnen darin nicht schlechter als den Elfen, von deren Zauberspiel im Walde er mit gleichem Unglauben hört. Auch erscheinen ja die wunderbaren Elfen, indem sie gleich nach den Handwerkern dieselbe Bühne mit ihren glückverheißenden Tänzen betreten, recht als ihre Collegen und Mitgratulanten. Es herrscht in dieser witzigen Verwebung die freundlichste Verträglichkeit aller Naturen. Hat der mächtige Oberon das Verdienst, die Zerwürfnisse der athenischen Liebenden trotz anfänglicher Steigerung auf das erfreulichste versöhnt zu haben, so hat der nichtssagende Zettel ganz unschuldig das Verdienst, den Oberon mit Titania versöhnt zu haben. Der lustige Puck hat in einem Schalkstreiche über die plumpen Handwerker und die holde Feenkönigin gelacht, zugleich mit den närrischen Sterblichen seinen König und sich selbst getäuscht. Mußten von ihm, dem Elfen, Lysander und Demetrius sowie die erschreckten Handwerker sich im Walde hin- und herjagen lassen, so hat dafür Zettel als gebietender Liebling der Fee die Elfen ohne Umstände als seine Bedienten hin- und hergeschickt, und sein Witz reichte vollkommen hin, um diese kleinen Herren Spinnweb, Bohnenblüte und Senfsamen ebenso munter zu hänseln als Puck ihn und seinesgleichen. Somit hat hier kein Theil dem andern etwas vorzuwerfen, und man weiß am Ende nicht, haben die Elfen von Menschen oder die Menschen von Elfen geträumt oder wir von beiden, wie uns der Dichter am Schluß zu seiner Entschuldigung anzunehmen bittet.

Wahrheit.

Sieht man endlich die gänzlich harmlose Heiterkeit dieses Lustspiels ein, so bleibt nur die Frage übrig, worin es denn seine Wahrheit habe; da eine solche auch

das luftigste poetische Gebilde haben muß, wenn sein Werth mehr als ein ganz augenblicklicher sein soll. Man muß wol einräumen, daß die geschickte Verflechtung und schalkhafte Widereinanderspiegelung der heterogensten Figuren in dieser Dichtung uns ungemein ergötzt, sobald wir einmal die Macht des Zaubers und seiner Verwandlungen zugegeben haben. Da aber der Glaube an diese Fiction nicht über die Darstellung hinaus dauern kann, so mag man fragen, was nach ihrer Auflösung als wahrhafter Witz des Ganzen übrig bleibe. Etwas Unbestreitbares, antworte ich, welches die höchste Einheit und umfassendste Komik des Gedichts bildet. Es ist die Macht der Einbildung trotz ihres Widerspruchs und in demselben. Daß dies die Wahrheit seiner Dichtung sei, war sich Shakspeare vollkommen bewußt und läßt daher ganz in diesem Sinne im Eingange des letzten Aufzugs den Theseus sprechen:

> — Verliebte und Verrückte
> Sind beide von so brausendem Gehirn,
> So bildungsreicher Phantasie, die wahrnimmt,
> Was nie die kühlere Vernunft begreift.
> Wahnwitzige, Poeten und Verliebte
> Besteh'n aus Einbildung. Der Eine sieht
> Dämonen mehr als eine Hölle faßt,
> Der Tolle nämlich. Der Verliebte sieht
> Nicht minder irr, die Schönheit Helena's
> Auf einer äthiopischbraunen Stirn.
> Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend,
> Blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erd' hinab,
> Und wie die schwang're Phantasie Gebilde
> Von unbekannten Dingen ausgebiert,
> Gestaltet sie des Dichters Kiel, benennt
> Das luft'ge Nichts, und gibt ihm festen Wohnsitz;
> So gaukelt die gewalt'ge Einbildung;
> Empfindet sie nur irgend eine Freude,
> Sie ahnet einen Bringer dieser Freude;
> Und in der Nacht, wenn uns ein Graun befällt,
> Wie leicht, daß man den Busch für einen Bären hält.

Damit sagt uns der Dichter: wie launenhaft und phantastisch meine übernatürlichen Voraussetzungen sind, so sind ihnen doch nur Wirkungen beigelegt, die mit gleicher Stärke und Ausdehnung unaufhörlich im Leben die Einbildung erzeugt. Auch hat er höchst verständig diese Wahrheit des Ganzen uns dadurch ins Gefühl geprägt, daß er die Herrschaft der Einbildung, noch ehe er solche als Zauber vorstellt, bereits gleichartig an seinen Personen in einer Weise wirksam zeigt, deren Möglichkeit und Häufigkeit wir nicht leugnen können. Schon zu Anfang des Stücks tritt der Vater der Hermia, Egeus, vor dem Herzoge auf, um sein Kind und ihren Geliebten zu verklagen. Ihr ganzes Verbrechen ist, daß sie sich lieben, während Egeus die Tochter dem Demetrius bestimmt hat. Dieser Demetrius hatte sich vorher der Helena verlobt und verläßt sie jetzt ohne irgend eine Berechtigung. Diese Treulosigkeit ficht den Egeus gar nicht an; dagegen die treue Bewerbung, mit welcher der vollkommen freie Lysander sich Hermia's Herz erworben hat, nennt er Diebstahl und Verführung. Nicht einmal einen äußerlichen Grund gegen Lysander hat er; denn es wird ausdrücklich gesagt, daß dieser von so edler Familie und gleicher oder größerer Begüterung als Demetrius sei. Was kann ihn also bestimmen, seiner Tochter einen ungeliebten, gegen ein anderes Mädchen verpflichteten Mann aufzubringen? Seine Einbildung; er hat sich einmal den Plan gemacht, Demetrius müsse sein Eidam werden. Und so eigensinnig diese Einbildung ist, kommt sie nicht hundertmal im wirklichen Leben vor? Von gleichem Ungrund ist die Abwendung des Demetrius von der schönen, liebenswürdigen und liebevollen Helena zu der ihn verabscheuenden Hermia, und ebenso wunderbar die Treue, mit welcher Helena schwärmerisch an diesem Abtrünnigen hängt. Shakspeare läßt sie es selbst aussprechen (Act 1, Scene 1 am Ende). Und wo gäbe es nicht wirkliche Beispiele von solcher launenhaften Unbeständigkeit und hinwieder von solcher blinden Treue der Liebe? Mit alledem befestigt der Dichter in uns die Einsicht, daß all der Unbestand und Wahn der Leidenschaft, den er in den folgenden Scenen vom Zauber abhängig macht, nicht minder in ganz natürlicher Sphäre oft genug, wenn auch nicht in so witzig raschen Contrasten sich finden lasse. Muß man doch selbst von Zettel's unverdientem Glücke eingestehen, daß es höchst ähnliche Analogien in der geschichtlichen Wirklichkeit habe. Ist doch auch der Zwist zwischen Oberon und Titania, die Frage, in wessen Gefolge ein kleiner Edelknabe einhergehen solle, ein ebenso unbedeutender und nichtiger Streitpunkt als unzählige Mal unter den Menschen durch die Blendungen der Einbildung zum Anlasse der heftigsten Entzweiung wird. Es ist das in sich Widersprechende aller solchen Einbildungen, was durch die lebhaften Verwickelungen dieses Lustspiels ebenso schalkhaft als durch ihre leichte Lösung uns auffallend gemacht wird. So wunderbar, so reizend poetisch die Elfenkreise sind, in die wir geführt werden, so sind ihre Reize doch nur Verkörperungen schwärmerischer Träume der schönen Jahreszeit, ihre Streiche nur Bilder für die Neckereien und Täuschungen unserer eigenen Imagination, ihre Zauber und Weihen nur Belebungen leidenschaftlicher Gefühle und zarter Wünsche. Und so lächerlich mit diesen anmuthigen Visionen die schwerfälligen Handwerker contrastiren, so wesentlich dazu gehörig erscheinen sie unter dieser Auffassung. Es ist der größte Beweis von der Allgemeinheit der Einbildung, die ja das Thema des Ganzen bildet, daß selbst diese zur Prosa gestempelten Menschen einen unwiderstehlichen Trieb zum Spiele der Einbildung in sich fühlen und sich nicht von der Poesie enthalten können. Die große Ehrlichkeit, mit der sie in der Poesie ihre Prosa festhalten, macht diese selbst poetisch, und Zettel, der gleichsam die Sanguinik dieser Phlegmatiker vorstellt und, indem er am liebsten alle Rollen der Komödie zugleich spielen möchte, ihren guten Willen zur Poesie in eminenti darstellt, ist mit Recht zur Angel des ganzen Drama erhoben. Seine Metamorphose und Verherrlichung durch Titania ist die Culmination des Austausches zwischen der alltäglichen Wahrheit und dem anmuthigen Betruge der Phantasie. Und

von ihr geht die Versöhnung aus für alle Entzweiungen und Verirrungen des Lustspiels. Wie Zettel, geben aber auch seine Collegen von der Macht der Phantasie den liebenswürdigsten Beweis, indem ihre lächerlich unvollkommenen Mittel ihnen selbst Illusion machen und sie an die Täuschung ihres Spiels einen solchen Aberglauben haben, daß sie dem Schrecken und der übermäßigen Rührung der Zuschauer durch gründliche Aufrichtigkeit zu begegnen für nöthig halten. Sie zeigen sich so, obwol die mindest betheiligten an Phantasie am reinsten in ihr befangen. Denn während sie die Zuschauer ganz in die Coulissen sehen lassen, spielen sie unbewußt nur für sich selbst. Fast ebenso unbewußt werden dadurch die Zuschauer erregt, die Komödie zu übernehmen. Shakspeare läßt auch sie ihren Witz nicht glänzender als für den Spaß hinreicht bewähren. Sie haben die größere Gewandtheit, Jene die größere Naivetät; aber die Letztern sind als theatralische, die Erstern als wirkliche Liebhaber gleich heitere Beweise von der Zaubergewalt der Phantasie; und eigentlich — denn in Wahrheit sind ja sie alle nur Figuren — sind wir diese Beweise und der Dichter ist der Zauberer. Darum ließ er in seinem milden Humor bei der parodirten Komödie sagen: „Das Beste in dieser Art ist nur Schattenspiel, und das Schlechteste nichts Schlechteres, wenn die Einbildungskraft nachhilft"; und darum überliefert er uns am Schlusse seinen Zauberstab in der Bitte, daß wir glauben sollen, nur geschlummert und unsere eigenen Träume geschaut zu haben.

Adolf Schöll.

Literarische Notizen aus England.

Schottische Lieder.

Eine Sammlung von schottischen Volksliedern mit beigefügten Melodien und kurzen Notizen über die Verf. (Bauern, Hirten, Studenten, Weber, Schneider u. s. w.) ist erschienen: „The book of Scottish song; a collection of the best and most approved songs of Scotland, with critical and historical notices" (Glasgow und London 1843). Hier ein Liedchen zur Heuernte („The making o' the hay") von Robert Nicoll:

Across the riggs we'll wander,
The new-mawn hay amang,
And hear the blackbird in the wood,
And give it sang for sang.
We'll give it sang for sang, we will,
For ilka heart is gay,
As lads and lasses trip alang
At making o' the hay!

It is sae sweetly scented,
It seems a maiden's breath;
Aboon, the sun has withered it,
But there is green beneath,
But there is caller green beneath,
Come, lasses, foot away!
The heart is dowie can be cauld
At making o' the hay!

Step lightly o'er, gang saftly by,
Mak' rigg and furrow clean,
And coil it up in fragrant heaps,
We maun ha'e done at e'en,
We maun hae done at gloaming e'en
And when the clouds grow grey,
Ilk lad may kiss his bonnie lass
Amang the new-made hay!

Rußlands Schwäche.

Die Anzeige von Custine's Werk über Rußland begleitet ein englisches Journal mit folgenden Worten: „Als vor einigen Jahren die Russophobie aufs höchste gestiegen war, behaupteten wir, was wir auch in diesem Buche wieder bestätigt finden, daß es ein blinder Lärm wäre, daß dem russischen Reich alle Elemente fehlen, um eine Universalmonarchie zu werden. Voltaire entdeckte und Napoleon erwies Rußlands innere Schwäche. Die Elemente, nicht russische Tapferkeit rieb das französische Heer auf; englisches Gold, nicht eigenes Vermögen schaffte die russischen Hülfstruppen nach Paris. Die meisten Reisenden, welche bisher das russische Reich beschrieben haben, sind Militairpersonen gewesen und haben sich von der soldatischen Zucht und Ordnung, die überall herrscht, einnehmen lassen. Sie hatten mehr oder minder das Vorurtheil des Offiziers, daß man mit Strenge gute Soldaten abrichtet und sahen nicht die Größe des moralischen Nachtheils ein, welcher entsteht, wenn Menschen zu Maschinen herabgewürdigt werden."

Englisches Urtheil über J. G. Kohl.

Das „Athenaeum" zeigt Kohl's „Reisen in Irland" an und sagt bei dieser Gelegenheit über den Verf. im Allgemeinen: „Er streift allerdings über die Oberfläche hin und wagt sich selten tiefer; aber gerade dies macht seine Schilderungen von Personen und Zuständen interessanter, denn man erhält sie ohne Beimischung von unverdauten, flüchtigen theoretischen Entwickelungen und Erklärungsversuchen. Er wagt selten eine Meinung über Einrichtungen und Bräuche, mit denen er nicht sattsam bekannt zu werden Gelegenheit hatte, aber er schreibt unverkümmert und harmlos Alles nieder, was ihm vor Augen und zu Ohren kommt, indem er freimüthig tadelt, wenn etwas Tadel verdient und die Sache klar genug vorliegt, um ein Urtheil zu begründen; indem er aber selten oder nie durch Nationaleitelkeit oder Nationalvorurtheil verleitet ein wohlverdientes Lob vorenthält. In solchem Geiste hat er unsere Küsten besucht."

48.

Bibliographie.

Album für ernste und heitere Poesie. Herausgegeben von W. Krüger. Manheim, Bensheimer. 1843. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ammon, C. F. v., Daß keine christliche Kirche von den Glaubenszwisten der Zeit weniger zu fürchten hat, als die evangelische. Predigt am Reformationsfeste 1843. Dresden, Walther. 8. 4 Ngr.

Auffenberg, J. Freih. v., Sämmtliche Werke in zwanzig Bänden. 1ste, von der Hand des Verfassers sorgfältig revidirte, vollständige, rechtmäßige Gesammtausgabe. 8ter Band. Siegen, Friedrich. 1843. Gr. 16. 12½ Ngr.

Augustin, F. Freih. v., Das Pinzgau. Pesth, Hartleben. Ler.-8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Bader, J., Markgraf Rudolf der Erste von Baden. Nach den Quellen bearbeitet. Mit einem Anhange von acht Urkunden. Karlsruhe, Macklot. 1843. Gr. 8. 15 Ngr.

Bemerkungen über den Entwurf des Preußischen Strafgesetzbuches und dessen Begutachtung durch den rheinischen Provinzial-Landtag. Von einem Freunde der rheinischen Rechts-Institutionen. Heidelberg, Winter. 1843. Gr. 8. 15 Ngr.

Bergson, J., Die Beschneidung vom historischen, kritischen und medicinischen Standpunkt. Mit Bezug auf die neuesten Debatten und Reformvorschläge. Mit 1 Steindrucktafel. Berlin, Athenäum. Gr. 8. 1 Thlr.

Bilder und Skizzen aus Rom, seinem kirchlichen und bürgerlichen Leben. Stuttgart, Metzler. 8. 1 Thlr.

Blaß, J. H., Predigt zum Gedächtniß des Herrn Pastor Heinrich Hirzel, gehalten den 12. November 1843 in der reformirten Kirche zu Leipzig. Nebst den am Grabe gehaltenen Reden. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Böckh, A., Rede zur Feier des Allerhöchsten Geburtsfestes Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm's IV. in der Friedrich-Wilhelm's-Universität zu Berlin am 15. October 1843. Berlin, Springer. Kl. 8. 5 Ngr.

Bahn, E., Der Weg zum Heil. Poetische Weihestunden in Betrachtungen über den Geist und Kern der evangelischen Glaubenswahrheiten. Weimar, Voigt. Kl. 8. 20 Ngr.

Boost, J. A., Geschichte der Reformation und Revolution von Frankreich, England und Deutschland (von 1517—1843). 2ter Band: England. 1ste Hälfte. Augsburg, Rieger. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Borrow, G., Fünf Jahre in Spanien. 1835—39. Nach der 3ten Auflage aus dem Englischen übersetzt. Drei Theile. Breslau, Max und Comp. Kl. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brunold, F., Kinder-Lieder. Neustadt-Eberswalde, Müller. 1843. 16. 3¾ Ngr.

Carové, F. W., Die Buchdruckerkunst in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung. Siegen, Friedrich. 1843. 8. 10 Ngr.

Droz, J., Geschichte der Regierung Ludwig's XVI., in den Jahren, da die französische Revolution verhütet oder geleitet werden konnte. 3ter Theil, Anhang. Mirabeau und die constituirende Versammlung. Aus dem Französischen. Jena, Luden. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 18¾ Ngr.

Eigenes und Fremdes. Astronomische Reflexion über das Seelen-Leben vor und nach dem Tode. Ein Vortrag von R. in M. Berlin, Springer. 1843. 8. 5 Ngr.

Friedenstein. Gedenkbuch. Herausgegeben von L. Storch. Gotha, Verlags-Comptoir. 1843. Gr. 8. 25 Ngr.

Gaussen, Die Juden und die Hoffnung ihrer baldigen Wiederherstellung vermittelst des Evangeliums. Ein Vortrag gehalten am 12. März 1843 im Museum zu Genf. Aus dem Französischen. 2te Auflage. Karlsruhe, Macklot. 1843. Gr. 8. 5 Ngr.

Glöden, J. v., Die Wählbarkeit zu einem Deputirten der Ritterschaft in den Engern-Ausschuß der Herzogthümer Mecklenburg. Eine staatsrechtliche Abhandlung. Rostock, Leopold. 1843. 8. 1 Thlr.

Gödeke, K., Deutschlands Dichter von 1813 bis 1843. Eine Auswahl von 872 charakteristischen Gedichten aus 131 Dichtern, mit biographisch-literarischen Bemerkungen und einer einleitenden Abhandlung über die technische Bildung poetischer Formen. Hanover, Hahn. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Grundzüge einer Ethik nach der Einheitslehre. Von dem Verfasser der Schrift: „Sätze zur Begründung einer allgemeinen Einheitslehre." Berlin, Heymann. 1843. 8. 20 Ngr.

Güthe, J., Über die wirklichen und die scheinbaren Fehler der bildlichen Darstellung überhaupt und der Metapher insbesondere. Eine philosophische Abhandlung in zwei Abtheilungen. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die Hochzeit vor der Trommel. Lustspiel mit Gesängen und Chören in drei Aufzügen. Frei nach dem Französischen bearbeitet von L. W. G. Karlsruhe, Macklot. 1843. Gr. 8. 12½ Ngr.

Hocker, W., Poetische Schriften. Mit dem Portrait des Verfassers. Kiel, Bünsow. 1843. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hoffmann, H., Die Mondzügler. Eine Komödie der Gegenwart. Frankfurt a. M., Jäger. 1843. Gr. 8. 22½ Ngr.

v. Holtzendorff-Vietmansdorf, Vortrag über die politische Stellung der Stände, ihr Verhältniß zu den Kreistags-Versammlungen, und dieser zu den Provinzial-Landtagen, gehalten auf dem Kreistage zu Templin am 8. Juli 1843. Berlin 1843. 12. 5 Ngr.

Hupfeld, H., Über Begriff und Methode der sogenannten biblischen Einleitung nebst einer Übersicht ihrer Geschichte und Literatur. Marburg, Elwert. 8. 12½ Ngr.

Kalender auf das Jahr 1844. Auf Veranlassung und mit besonderer Unterstützung Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Bayern herausgegeben von F. B. W. Hermann. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 4. 20 Ngr.

Leuchtkugeln. Gereimter und ungereimter Humor zu Vorträgen in heitern, geselligen Kreisen. Herausgegeben von E. Mecklenburg. 1stes Bändchen. Jüterbog, Colditz. 1843. Kl. 8. 10 Ngr.

Märkische Lieder-Chronik. Herausgegeben von F. Brunold. Neustadt-Eberswalde, Müller. 12. 7½ Ngr.

Loning, A., Die Fueros des Königreichs Navarra und der Baskischen Provinzen Alava, Biscaya und Guipuzcoa. Hanover, Helwing. 1843. Gr. 8. 15 Ngr.

Loose, H., Christlich-deutsche Lieder. Karlsruhe, Macklot. 1843. Kl. 8. 7½ Ngr.

Luden, H., Geschichte der Teutschen. 3ter Band. Jena, Luden. 1843. Gr. 8. 2 Thlr.

Mathilde. Drama in fünf Aufzügen. Nach dem Französischen des E. Sue frei bearbeitet von L. W. G. Karlsruhe, Macklot. 1843. Gr. 8. 12½ Ngr.

Mednyansky, A. Freih. v., Malerische Reise auf dem Waagflusse in Ungarn. 2te vermehrte und verbesserte Ausgabe. Mit 16 Ansichten. Pesth, Hartleben. Lex.-8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Mefistofeles. Revue der deutschen Gegenwart in Skizzen und Umrissen. Von F. Steinmann. 5ter Theil. Münster, Expedition des Mefistofeles. Gr. 16. 1 Thlr.

Müller, J. R., Werden Pönitentiar-Systeme ohne den Einfluß der Religion und Kirche zur wahren Besserung der Gefangenen in den Strafanstalten vollkommen wirksam sein? Karlsruhe, Macklot. 1843. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Nolte, A., Thilo von Trotha. Historisch-romantische Erzählung aus dem 15. Jahrhundert. Jüterbog, Colditz. 1843. Kl. 8. 22½ Ngr.

Der rothe Peter. Schauspiel in drei Aufzügen. Frei nach dem Französischen bearbeitet von L. W. G. Karlsruhe, Macklot. 1843. Gr. 8. 12½ Ngr.

Roche, Freih. C. du Jarrys de la, Geschichte der Kriegs-Kunst seit dem 19. Jahrhundert. Die Periode von 1800—1815. Manheim, Bensheimer. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Saegert, C. W., Die vaterländische Geschichte der Preußen. Ein Leitfaden. Berlin, Schroeder. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Silesius, E., Spaziergang durch die Alpen vom Traunstein zum Montblanc. Drei Theile. Wien, Gerold. Gr. 12. 3 Thlr.

Thalia. Taschenbuch für das Jahr 1844. 31ster Jahrgang. Herausgegeben von J. N. Vogl. Mit 5 Kupfern. Wien, Dirnböck. 1843. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Österreichische Volkslieder mit ihren Singweisen, gesammelt und herausgegeben von F. Tschischka und J. M. Schottky. 2te verbesserte und vermehrte Auflage, besorgt von F. Tschischka. Pesth, Hartleben. 8. 1 Thlr.

Weidemann, F., Oberschlesische Zustände in freien Rasierspiegel-Scenen. Leipzig, Drobisch. 1843. Kl. 8. 1 Thlr.

Wilbrand, J. B., Über den Zusammenhang der Natur mit dem Übersinnlichen und wie ein gründliches Studium der Natur und ihrer Erscheinungen auf eine Fortdauer des Menschen von geistiger Seite, nach der Vollendung seines irdischen Lebens, als schlechthin nothwendig hinweiset. Eine Vorlesung. Mainz, Faber. 1843. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 9. — 9. Januar 1844.

Über das deutsche Studententhum.

1. Deutscher Studentenspiegel. Ans Licht gestellt durch K. H. Scheidler. Jena, Bran. 1844. 8. 1 Thlr.
2. Die letzten Worte von J. F. Fries an die Studirenden in Jena. Jena, Hochhausen. 1843. Gr. 12. 3¾ Ngr.
3. Akademische Welt. Roman aus dem deutschen Studentenleben von Ludwig Köhler. Zwei Bände. Leipzig, Bösenberg. 1843. 8. 2 Thlr.

Das deutsche Universitätswesen hat seit längerer Zeit eine ganz andere Stellung, dem übrigen deutschen Leben gegenüber, angenommen, das Auge einer Zeit, welche nichts mehr gläubig hinnimmt, ohne zu untersuchen, ob und inwiefern es zur Existenz berechtigt, ist auf dasselbe gehalten, eine scharfe Kritik hat nicht ausbleiben können und es wäre mehr als thöricht, diese Publicität zu beklagen. Es ist nicht eitle Neugierde, nicht Curiositätensucherei und noch weniger ein ordinairer Denunciationstrieb gewesen, welche diese öffentliche Debatte förderten, es war vielmehr ein hoher, sittlicher Ernst und der feste Glaube an die große Idee, auf der die deutschen Universitäten beruhen. Haben nun unsere Universitäten die Idee, welche sie schuf, noch ganz lebendig in sich, so brauchen sie wahrlich keine Kritik und keine Untersuchung zu fürchten; ist aber Vieles an ihnen, was wider ihre Idee und ihr wahres Wesen streitet, so ist es gut, daß wir dieses kennen lernen, damit es so schnell wie möglich vernichtet werde und nicht ein Institut von Grund aus verderbe, welches auf alle Verhältnisse Deutschlands einen so wichtigen und so allgemein anerkannten Einfluß übt und mit vollkommenem Rechte zu üben bestimmt ist. Es ist noch nicht so gar lange her, als man von dem innern Organismus der deutschen Universitäten ebenso wenig als nichts wußte, die Professoren hielten die Verwaltung derselben ebenso geheim wie die Studenten ihren Comment, und daß namentlich in der deutschen Professorenwelt die Öffentlichkeit, welche sich der Universitätsfrage bemächtigte, nicht immer freudig begrüßt wird, zeigte sich schlagend genug in Göttingen, wo man zwei junge Privatdocenten vom Museum verbannte, weil sie es gewagt hatten, die bekannte Schilderung Göttingens in den damals „Hallischen Jahrbüchern" zu entwerfen. Allein es ist vergebens, sich dem Drange der Zeit entgegenzustellen und einen Autoritätsglauben in Anspruch zu nehmen; dieses fühlend, dieses empfindend haben sich die tüchtigsten Männer öffentlich mit der Universitätsfrage beschäftigt und mit ihren Ansichten an die Gesammtheit der deutschen Nation appellirt. Die Schilderungen, welche die „Deutschen Jahrbücher" brachten, waren wohlgeeignet, in mancherlei Hinsicht Licht zu verschaffen; seitdem hat Wuttke in Leipzig ein besonderes „Jahrbuch der Universitäten" gegründet und Scheidler in Jena fährt unermüdet und uneigennützig fort, seine Ansichten über eine Reform des Studentenlebens und über die Nothwendigkeit derselben auszusprechen.

Und wahrlich, es gehört mehr als Unverschämtheit, es gehört geradewegs eine Bornirtheit dazu, der öffentlichen Meinung das Recht, mit der Kritik an das Universitätsleben heranzutreten, absprechen zu wollen. Es sind die Universitäten, auf denen alle jene Männer gebildet werden, die späterhin die höchsten Interessen des Staats und Volks leiten werden; es sind die Universitäten, wo den Umständen und den Verhältnissen gemäß ihre Ansicht von Staat, Volk, Wissenschaft, die Selbständigkeit ihres Charakters gebildet wird und wo sich die Grundsätze und alle die Normen feststellen, nach denen sie sich später zum Staate, zum Volke verhalten. Es gab eine Zeit, wo ein Stand dem andern schroff gegenüber gesetzt war, wo Niemand die Totalität des Staatszwecks und der Gesellschaftsinteressen über sich erkannte, wo der Eifer für die Corporation als die höchste Tugend bezeichnet wurde, wo selbst die Organe des Staats, die Behörden, sich durch corporative Verfassungen und Selbstergänzungsrechte abschlossen und sicherten, und in einer solchen Zeit mochte denn auch die unbedingte Corporativverfassung der Universitäten nothwendig werden, mochte sich die Ansicht von einem besondern Studentenstande naturgemäß und allen übrigen Ständen gegenüber erzeugen. Kein Stand war dem andern Rechenschaft schuldig und verantwortlich; er war in sich geschlossen und bestimmt; Privilegien sicherten ihn, alle Beeinträchtigungen von außen wurden energisch zurückgewiesen. Damals konnte die Universität in ihrer corporativen Burg keine öffentliche Meinung über ihr Thun und Wesen gelten lassen, damals mußte auch das Studententhum als ein ganz besonderer Stand den übrigen

Ständen gegenüber stehen. Er verspottete sie als „Philister" und ließ sich nicht das geringste Urtheil gefallen. Alles Dies lag, jenen Zeitumständen gemäß, in der Natur der Dinge und der Verhältnisse, aber die Verhältnisse von damals sind nicht mehr die heutigen, die Menschheit hat sich in ihren großen Peripetien immer weiter verwandelt, aus den Ständen sind Nationen gebildet, der Gemeingeist hat den Corporationsgeist aufheben müssen oder, wo er noch da ist, wenn nicht ganz besondere Verhältnisse ihn in concreto rechtfertigen können, wird die Macht der öffentlichen Meinung, diese grosartige Erscheinung der neuen Zeit, den Stab über ihn brechen. Wie kann nun also das Universitätswesen wagen, sich dieser großen modernen Macht zu entziehen? Wie kann das Studententhum seine frühere Stellung auch nur noch ferner aufrecht erhalten und jede Kritik der öffentlichen Meinung von sich abweisen wollen? Diejenigen, welche berufen sind, die Principien der Neuzeit weiter zu entwickeln und der Zukunft ihre freien, starken Grundlagen zu sichern, meinetwegen die „Säulen der Zukunft", wie Gans die Studenten einmal anredete, würden dadurch in den entschiedensten Widerspruch zu dem Princip gerathen, welches sie zum Theil selbst zu verfolgen vorgeben und welches die Zukunft verlangt. Sie treten nicht mehr, wie das früher der Fall war, aus dem Studentenstande in einen andern Stand, der ebenso wie jener den übrigen Ständen gegenüber seine corporativen Rechte geltend macht, sie bleiben also der Totalität des Volks, des Staats nicht immer wie einst entgegengesetzt, im Gegentheil, sie sollen Theile des Volks, lebendige Punkte im Staate werden, und die Allgemeinheit, deren Ausdruck die öffentliche Meinung ist, erkennt sie demgemäß in ihrem Studententhume nicht als einen sich corporativ entgegengesetzten Stand an, sondern sieht in ihnen nur den Beruf, späterhin für den Staat, für die Kirche, für die Wissenschaft, für die höchsten Interessen thätig zu werden. Die akademische Freiheit kann sich nicht ihren Zweck in sich selbst setzen, sondern sie ist nur ein Mittel für etwas Größeres. Darin, durch diese Stellung, in welche das Studententhum heutzutage nothwendig zur öffentlichen Meinung gerathen mußte, ist dieser letztern nun auch das Recht gegeben, in ihrer Aufmerksamkeit auf das deutsche Studenten- und überhaupt Universitätsleben niemals müde zu werden und über alle die Erscheinungen, welche sich darin mit der alten brutalen, corporativen Tendenz breit machen, ein mahnendes und strenge richtendes Wort zu sprechen. Wie der Jüngling auf der Universität gebildet wird, so tritt er nachher ins bürgerliche Leben. Hat er sich dort im studentischen Formalismus und Abschließungssysteme gefallen, so wird er auch späterhin dem Interesse des Volks gegenüber seinen kalten Egoismus erhalten, er wird, wo er fördern und bauen sollte, hemmen und niederreißen. Es sind aber die höchsten Interessen des Staats und der Gesellschaft gerade Denen zur Entwickelung vorbehalten, denen eine Universitätsbildung zu Theil geworden ist. Haben sie den studentischen Corporationsgeist nicht überwinden gelernt, wissen sie sich nicht als Glieder eines großen Organismus zu betrachten, so wird das Interesse des Staats, des Volks, überhaupt der Totalität dadurch bedauerlich beeinträchtigt werden und die öffentliche Meinung ist im entschiedensten Rechte, wenn sie verlangt, daß die Ursachen dieser traurigen Folgen aufgehoben werden. Wer unser deutsches Universitätsleben kennt, der weiß, wie nachhaltig es auf den Charakter wirkt, wie sich die Spuren der Form, worin man sich auf der Universität bewegt hat, nie verlöschen lassen, und er wird Florencourt gewiß nicht Unrecht geben, wenn er aus dem göttinger Studentenleben die moralische Schwäche herleitet, welche die gebildetere Classe des Königreichs Hanover bei den jüngsten Ereignissen gezeigt hat. Eine Untersuchung des deutschen Studententhums wie es ist, zu zeigen, wie es sich selbst in einer mächtigen Gährung, in einem Kampfe zwischen dem mittelalterlichen Formenwesen und dem Principe der Neuzeit befindet, und die Grundzüge anzugeben, auf denen es sich, dem übrigen Leben analog, ohne seine freie, schöne Eigenthümlichkeit einzubüßen, fortbilden muß, das ist also keine leere, müßige Beschäftigung, es hängt vielmehr mit der Entwickelung unserer Nation, mit dem Eifer für die freie Zukunft, mit dem Interesse für deutsches Staats- und Volkswohl eng und unzertrennlich zusammen.

Es ist der öffentlichen Meinung noch nie eingefallen, die großen Mängel, die sich im Universitätsleben erkennen lassen, aus dem Wesen desselben, aus der Idee der Universität selbst herzuleiten. Der Deutsche beweist eben in der Achtung vor diesem Institute seinen ernsten, wissenschaftlichen Sinn und sucht Nebensachen und Wesen wohl zu unterscheiden. Nur einer auf eine trostlose, mechanische Centralisation der Staatsgewalt hinstrebenden Bureaukratie könnten Universität und Studententhum in ihrem Wesen als Ursprung alles Verderbens erscheinen; auch ein beschränkter pädagogischer Standpunkt, wie ihn Diesterweg in seiner Schrift über das Verderben auf den deutschen Universitäten einnahm, mochte zu dieser durchaus falschen Ansicht führen. Möge man sich aber nie durch solche Unkenrufe irre machen lassen! Möge man niemals die Idee der Universität und des freien Studententhums verkennen, denn nur danach und nicht nach Äußerlichkeiten ist das Urtheil zu bestimmen. Es handelt sich in der Universitätsfrage um die ungehemmte Fortbildung der Wissenschaften; „von der Fortbildung der Wissenschaften abhängt", wie Fichte sagt *), „unmittelbar der ganze Fortgang des Menschengeschlechts ab; wer jenen aufhält, hält diesen auf". Möge man die Bestrebungen der Bureaukratie niemals mit den rechtmäßigen Foderungen der öffentlichen Meinung verwechseln. So wahr es auch ist, daß beide in Bezug auf die Universitätsfrage zuweilen auf einem Punkt und in einer Foderung zusammentreffen, so sind sie ihren Absichten und Grundsätzen

*) „Vorlesung über die Bestimmung der Gelehrten", S. 83.

nach doch unendlich verschieden. Die Bureaukratie glaubt in den Universitäten nicht nur einen Corporationsgeist, sondern auch ein revolutionnaires Princip bekämpfen zu müssen, sie ist der Todfeind aller Selbständigkeit, also auch der akademischen Freiheit, sie will die Universitäten in bloße Abrichtungsanstalten für den Staatszweck verwandelt wissen, die öffentliche Meinung aber achtet die wahre akademische Freiheit, sie will nur Das beseitigt wissen, was mit dieser selbst und überhaupt mit dem Gemeingeiste unserer Tage in Widerspruch steht, und nicht über die Idee, sondern nur über das Zerrbild des freien Studententhums ein verdammendes Urtheil sprechen!

Wir werden also zu keinem Resultate gelangen, wenn wir uns nicht vor allen Dingen über die Idee der akademischen Freiheit verständigen. Die Idee derselben ist auch ihr wahrhaftes, reines Wesen und nur wenn wir dieses Urbild sehen, können wir dem Zerrbilde bestimmt entgegentreten, sowie auch den bureaukratischen Angriffen Widerstand leisten.

Schleiermacher versuchte, das Höhere der akademischen Freiheit darin nachzuweisen, „daß die Studenten sich unter sich fast von alle Dem fern halten, was sonst in der Gesellschaft Convenienz ist, daß sie sich an die Sitten nicht binden, denen hernach Jeder in dem Stande, welchen er wählt, sich fügen muß, sondern daß sich auf der Universität die verschiedensten Sitten und Lebensweisen auf das freieste entfalten können". Es ist aber wahrlich nicht der Fall, daß man dem deutschen Studenten die akademische Freiheit als ein zufälliges Privilegium zuertheilt hat, sondern sie hat sich der Natur der Sache nach selbst bilden müssen und dabei allerdings manche barocke Seiten gezeigt, ja selbst Dinge als wesentlich aufgestellt, die mit ihr selbst, je den Zeitansichten nach, in strengen Widerspruch treten; aber ihrem Wesen nach ist und bleibt sie für die höhere Ausbildung des Deutschen etwas Nothwendiges, ja es wird sich nachweisen lassen, daß eine wahrhafte akademische Freiheit nicht wenig Einfluß auf die wissenschaftliche Tiefe der Deutschen gewonnen hat und daß mit dem gänzlichen Verluste derselben auch der Wissenschaft nichts weniger als gedient sein würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über Thierquälerei.

Der Mensch und die Thierwelt. Zwei Reden, gehalten vor der Hauptversammlung der Mitglieder des Vereins gegen Thierquälerei zu Dresden am 23. Mai 1843 von Christoph Friedrich von Ammon und Karl Gottlob Prinz. Dresden, Arnold. 1843. 8. 7½ Ngr.

Das an sich sehr rühmliche Streben unserer Zeit, Vereine zur Beförderung geistiger und materieller Interessen unter den Menschen zu bilden und durch diese Vereine Zwecke zu erreichen, die der Einzelne für sich nicht zu erreichen vermag, hat auch an manchen Orten dergleichen Vereine gegen die Thierquälerei ins Leben gerufen. Der Nutzen derselben für den Menschen selbst und seine sittliche Veredlung kann auch keineswegs bestritten werden, obschon es dergleichen Vereine gar nicht bedürfen würde, wenn unsere häusliche und unsere Schulbildung auf einen Grad gediehen wären, wo die Erkenntniß der sittlichen Würde des Menschen richtig erfaßt und Thatkraft erhalten hätte, und wo sich die Schonung des Lebens niederer Geschöpfe von selbst verstände.

Es ist vor Allem nöthig, daß man sich bei Gründung von dergleichen Vereinen zuvörderst klar mache, was man damit eigentlich wolle und auf welche Weise man seine Zwecke am leichtesten und angemessensten erreiche. In dieser Beziehung ist die Rede des Herrn v. Ammon „Über das sittliche Verhältniß des Menschen zu den Thieren" ein wahres Wort zur rechten Zeit gesprochen. Er stellt nämlich an den Verein die zweifache Foderung, zuerst genau das sittliche Verhältniß zu erörtern, in welchem der Mensch zu dem Thiere in der Schöpfung steht, damit er nicht unbefugt in die Ordnung der Dinge eingreife und entweder zu viel oder zu wenig leiste; dann aber aus diesen die Rechte und Pflichten abzuleiten, welche man mit Rücksicht auf diese Geschöpfe in das Leben zu rufen und zu verwirklichen gedenkt. Ihm zufolge waltet zwischen Thieren und Menschen ein nahes und in vielfacher Ähnlichkeit sich berührendes Verhältniß ob. Diese organische Verwandtschaft stellt sich indessen bald von Seiten des Menschen als ein die Thiere geistig überragendes und sie von der höhern Ordnung der sittlichen Freiheit ausschließendes Verhältniß dar. Eine stete und zusammenhängende Reihenfolge körperlicher und geistiger Kräfte findet sich zwischen Menschen und Thieren nicht; es ist zwischen beiden vielmehr eine Kluft befestigt, welche sie nicht überschreiten können. Obschon beide körperlich und psychisch befreundet, unterscheiden sie sich doch durch den Geist oder die Vernunft, durch das tiefere Selbstbewußtsein und den Urgedanken, welcher die Unendlichkeit erfaßt, durch eine Freiheit des Willens, welche jedem äußern Zwange der Natur zu widerstehen vermag, und durch die Ichheit, die als der unveränderliche Centralpunkt unsers Daseins sich unaufhörlich aus seiner Individualität zur reinen Persönlichkeit herausbildet. Diesen Ansichten gemäß kann nun vor dem Richterstuhle der Vernunft das wahre Verhältniß der Menschen zu den Thieren kein gegenseitig gleiches, sondern nur von Seiten unsers Geschlechts ein sittliches und rechtliches sein. Die Thiere sind keines Rechtsanspruchs an den Menschen fähig, weil ihnen der freie Wille und die Persönlichkeit abgeht, welche die einzige Quelle vernünftiger Befugnisse gegen Wesen von gleichen Eigenschaften ist. Der Staat nimmt sich der Thiere keineswegs darum an, weil er von ihnen zum Schutze ihres unterdrückten Rechts aufgefodert worden wäre, sondern er thut dies nur in seinem eignen Interesse. Der kräftigste Schutz der Thiere liegt immer in der vernünftigen Natur des Menschen selbst, die ihm für seine Rechte und Pflichten gegen sie ein bleibendes Gesetz vorhält. Denn wie überall sich die Vernunft erhebt über die Unvernunft, so soll der Mensch auch über die unvernünftigen Thiere herrschen, die ihm zum Dienste und zur Nahrung in das Dasein gerufen wurden. Der Gebrauch dieses Rechts aber, dessen Umfang durch äußere Gesetze schwer zu bestimmen ist, wird dafür durch die eigene Stimme des Gewissens und der Pflicht beschränkt, die sich auf alle freie Handlungen des Menschen bezieht und also auch die Behandlung der Thiere unter ihre sittliche Leitung stellt. Gegen alle die Pflichten in Beziehung auf die Thiere, die uns Vernunft und Schrift so eindringend an das Herz legen, gibt es kein Recht, sie zu mishandeln, zu peinigen und zu quälen, und wer sich das dennoch erlaubt, dem darf man frei und unumwunden erklären, daß ihm bei einer beschränkten Weltansicht der Beruf des gebildeten Menschen und Christen noch nicht klar geworden ist.

Dieses dreifache Verhältniß unsers Geschlechts zu den Thieren ruft in dem verehrten Verf., in Bezug auf den Verein, an welchen seine Rede gerichtet ist, einen dreifachen Wunsch hervor. Er bedarf zuerst erleuchteter Freunde der Thierwelt. Mit Recht sieht der Verf. die genaue, eifrige, fortschreitende

Kenntniß des Thierreichs als das Lebenselement, als das eigentliche Kleinod des Vereins an, und höchst beherzigenswerth und Ref. ganz aus der Seele gesprochen sind die Worte: „Als unsere Väter die Weisheit und Größe Gottes noch aus den Elementen und Gestirnen, als sie dieselbe noch anschaulicher aus dem Reiche der Insekten, der Fische, Vögel, Land- und Seethiere bewiesen und vor Augen stellten, hatte auch ihr religiöser Glaube eine tiefere Wurzel als jetzt, wo man nur die Ideologie, Dialektik und Autorität des Buchstabens kennt, welche dem Anfänger Das beiweitem nicht gewähren, was ihm die fromme Naturanschauung täglich und stündlich an das Herz legt.“ Ja, Ref. möchte noch hinzufügen: als unsere Jugend noch nicht ausschließend an Bücher und Schulstuben geschmiedet war und sich noch frei in Feld und Wald erging, da waren auch ihre Freuden noch von edler Art, während sie jetzt größtentheils allen Geschmack an der Natur verloren hat, den Erwachsenen in ihren eitlen geselligen Vergnügungen nachahmt und dabei an Geist und Gemüth verkürzt wird.

Der zweite Wunsch des Verf. ist, daß von dem Vereine das Beispiel eines musterhaften Verhaltens gegen die Thiere ausgehen möge. Der dritte endlich bezieht sich auf die Disciplin oder auf die elenktischen und correctiven Mittel, die der Verein für seine Zwecke in Anspruch nehmen darf. Obwol ihm ein persönliches Strafrecht gegen die Thierquälerei nicht zur Seite stehe, so müsse er doch bei offener Verletzung oder gar Verhöhnung seiner Gesetze zuerst ermahnend, dann aber auch drohend und bessernd einschreiten.

Alles Dies ist auf höchst anziehende Weise vorgetragen und der Geist und die Beredtsamkeit, die alle Schriften des Verf. auszeichnen, verleugnen sich auch in diesem kleinen Vortrage nicht.

Auch die zweite Rede des Prof. Prinz, „Das weise Verhalten des Menschen gegen die Thiere ist das sicherste Mittel, das Thierquälen zu unterdrücken“, entspricht wenigstens ihrem Zwecke, wenn sie auch der ersten in der geistreichen Auffassung und der Annehmlichkeit des Vortrages nicht gleichkommt. Aufgefallen ist uns der Seite 40 mitgetheilte thatsächliche Beweis für die Behauptung, daß gründliche und umfassende Kenntnisse zur Beurtheilung des Thierquälens gehören, in einem Vortrage, der, wie die Anrede im Eingange lehrt, auch Damen unter seine Zuhörer zählte. 75.

Miscellen.

Johannes von Müller

ist bekanntlich vor nicht langer Zeit hinsichtlich seiner Schriften wie seines Lebens, wol gar wegen seiner Moralität angefochten worden. Wenn es zu Lebzeiten des Verunglimpften geschah, so konnte er sich rechtfertigen, entschuldigen, vertheidigen. Wer Müller's Werke, namentlich seine Briefe, die einen Schatz des Wissens, vielbedeutende Winke und Anregungen enthalten, genau durchlesen hat, wird wissen, daß er manchen Tadel, manchen Vorwurf gekannt und zurückzuweisen gesucht hat. Er würde es auch jetzt thun, wie er damals Forster's („Briefwechsel“, 1829, Th. 1, S. 271—272) Unziemlichkeiten zurückwies, eines Mannes, der nebenbei Verehrung und Liebe für ihn aussprach, vielleicht aber nicht empfand. Empören aber muß es, wenn man noch jetzt Ansichten hört wie die von Menzel und Andern ausgesprochenen. Müller hatte gewiß wie Jeder seine Achilles-Ferse, aber so voll Eiterbeulen, wie Menzel sie darstellt, war er nicht. Nun Gott Lob! daß es noch Männer gibt, die Müller zu vertheidigen, zu verwahren wissen. Vor Allen nennen wir in neuester Zeit den früher bei der Bibliothek zu Schaffhausen angestellten Maurer-Constant, der sich durch Herausgabe der Briefe an Müller, bis jetzt in sechs Bänden, wie durch seine „Beiträge zur Geschichte Deutschlands in den Jahren 1805—9“ (Schaffhausen 1843) ein bleibendes Verdienst erworben hat. Denn wie viel können wir von Müller lernen! Wie müssen wir seinen Geist, seinen Scharfsinn achten! Ein Beispiel genüge. Müller schreibt an Gentz im J. 1805 in Betreff Ludwig Philipp's: „Wollte Gott u. s. w., wir wären in festem Frieden und Frankreich von einem Bourbon geordnet. Von welchem? Auch Das werde der Zeit und Nationalstimme anheimgestellt. Mir schiene der älteste Orleans am würdigsten.“ (Supplementband zu Johannes von Müller's Werken, Bd. 4, S. 460.) 97.

Tempora mutantur.

In einer Predigt vom ehelichen Leben aus dem Jahre 1522 klagt Luther, daß der Ehestand ein so jämmerlich Geschrei habe. Viel heidnische Bücher beschrieben nichts als die Untugenden der Weiber und des Ehestandes Unlust. Etliche Heiden hätten gar gemeint, wenn die Weisheit selbst ein Weib wäre, sollte man dennoch nicht freien. Auf Metellus' Rath hätten die Römer einst beschlossen, ein Weib sei ein nöthiges Übel und kein Haus solle ohne solch Übel sein. „Das sind nur“, sagt er, „blinder Heiden Worte, die nicht wissen, daß Mann und Weib Gottes Geschöpf sei, und lästern ihm sein Werk, gerade als käme Mann und Weib unversehens daher. Ich halte auch, wenn die Weiber sollten Bücher schreiben, so würden sie von den Männern auch dergleichen schreiben. Was sie aber nicht geschrieben haben, das richten sie doch aus mit Klagen und Klaffen, wenn sie beieinander sind.“ Wie sich die Zeiten ändern, ja geradezu umkehren. Jetzt schreiben nun die Frauen, und ihr Klagen und Klaffen, wenn sie untereinander sind, hat aufgehört. 91.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 10. —— 10. Januar 1844.

Über das deutsche Studententhum.

(Fortsetzung aus Nr. 9.)

Das Wort „akademische Freiheit" ist seinem Begriffe nach ein weit umfassendes; es beschränkt sich nicht blos auf die Freiheit der Studirenden im Lernen und Leben, sondern muß auch auf die Lehrfreiheit der akademischen Lehrer bezogen werden, auf die Unabhängigkeit des wissenschaftlichen Forschens von der bestehenden Staatsgewalt, und wird von nicht Wenigen auch in die selbständige Corporativverfassung der deutschen Universitäten gesetzt. Eine akademische Freiheit der Studenten ohne die Lehrfreiheit der akademischen Lehrer wäre ein Unding, eine erbärmliche, renommistische Gaukelei, denn die akademische Freiheit findet eben nur in dem unbeschränkten Suchen nach Wahrheit und Wissenschaft ihre Befriedigung und ihr selbsteigenes Wesen. Wir sehen also, daß Das, worein Schleiermacher das Wesen dieser Freiheit setzt, nicht ihr Gehalt, sondern nur eine ganz natürliche Erscheinungsweise ist. Von jungen Leuten, in denen soeben die Wissenschaftlichkeit lebendig wird, kann man nicht verlangen, daß sie, indem sie sich ihr ganz und gar mit Inbrunst hingeben und ihr Wesen zu erforschen suchen, jene engen Formen über sich anerkennen und respectiren, in denen das bürgerliche Leben sich bewegt und die wir meistens selbst ja nur wie eine lästige Zwangsjacke tragen; sie würden in einem so engbegrenzten Kreise dem Höchsten der Menschheit, der Wahrheit, der Freiheit, der Wissenschaft nicht nachstreben können, und darum, damit diese Wurzeln schlagen, die später kein Zwang und kein Lebenssturm ausreißen kann, darum, zu diesem Zwecke hat sich mitten in unserm verzwickten deutschen Leben jene Oase niedergelassen, an die Jeder, der in ihr seine schönsten Jahre verbrausen konnte, mit Freude zurückdenkt; darum hat sich durch den deutschen Freiheitssinn jener Naturzustand gebildet, den wir akademische Freiheit nennen und in dem die Entwickelung aller Kräfte erlaubt ist. Der Staat und die Gesellschaft ist aber verpflichtet, diesen Naturzustand zu schützen, damit in ihm Das blühe, was nachher, bei Sturm und Regen, in engen Verhältnissen Frucht werden soll. Es wäre zwar möglich, daß wir gelehrtere Männer bekämen, wenn das sausende und brausende Leben der Studenten aufgehoben und die Universitäten in Specialschulen verwandelt würden, wenn halbjährliche Examina das emsige Auswendiglernen positiver Kenntnisse beförderten; aber mit der freien Charakterbildung würde nothwendig der wissenschaftliche Sinn, den Jeder jetzt gewähren lassen kann, vernichtet, und durch ein Aggregat positiver Kenntnisse ließe sich der lebendige Springquell freier Wissenschaft, wie er zuerst im akademischen Leben hervortreibt, niemals ersetzen. Soll die Wissenschaftlichkeit also auch ferner ein Stolz des Deutschen sein, so darf die wahre akademische Freiheit nie geschmälert oder gar unterdrückt werden, denn sie ist der richtige Boden für jene, und ihr innerstes Wesen läßt sich als ein Werden der Wissenschaft, als ein freies ungehemmtes Sprudeln und Brausen der schönsten Kräfte bezeichnen. Der deutsche Freiheitssinn und die deutsche Wissenschaftlichkeit geben das Wesen der akademischen Freiheit, und als Zweck derselben ist die Ausbildung des Charakters und die Wissenschaft selbst zu setzen. Will man nun diese wahre akademische Freiheit nicht, so kann man auch die Wisschaften nicht wollen, und es ist nur allzu richtig, was Dahlmann *) über die Stellung dieser wahren Freiheit der Bureaukratie gegenüber behauptet:

Es geht durchaus nicht über die Macht des Staats, die bisherigen Sitze freier Bildung in hämmernde Werkstätten zu verwandeln; allein der den Wissenschaften zugedachte Schlag würde weniger sie als die Staatsjugend treffen. Es geht durchaus nicht über die Macht des Staats, diese zu solchen Universitäten zwangsmäßig anzuhalten, allein er hat die Macht nicht, der Verachtung zu wehren, mit welcher sie Staatsanstalten betrachten wird, die das Zeugniß der auf ein besseres Ziel gestellten Schulen und der gesammten deutschen Literatur gegen sich haben, von denen sich mit Entrüstung die öffentliche Meinung abwendet. Denn an den Stellen, wohin sonst ein edler Ehrgeiz die Bestgebildeten führte, werden dann Handlanger stehen und man wird es dann recht am hellen Tage erkennen, wie deren Geschäft stille steht, sobald die Wissenschaftlichen, die vom Lehren ausgeschlossen sind, nicht den Anstoß mehr geben; denn ja auch jene Lehr- und Handbücher, die jetzt nach Vieler Meinung die Universitäten überflüssig machen, sind doch allein dadurch entstanden, daß es Männer gab, welche durch die tägliche Erfahrung inne wurden, wohin das Bedürfniß der studirenden Jugend sich richte, und nur unter denselben Bedingungen können sie sich verjüngen. Man hätte für viele Mühe eine verpfuschte Staatsjugend und eine noch störrigere gewonnen. Es ist nicht anders, man muß die Wohlthaten der Wissenschaft mit ihren Gefahren übernehmen; sie

*) „Politik", I, S. [illegible].

ist der Speer, der zu verwunden, aber auch zu heilen weiß. Ja, dieselben Hände, die unsere Universitäten niedergerissen hätten, dieselben Augen, welche mit froher Überraschung die Bibliotheken ihnen nachstürzen sähen, wie würden sie sich regen, um ihre Trümmer zu sammeln zum schleunigen Wiederaufbau, sobald sie der Polytechniker inne geworden wären, die sie sich erzogen haben! Wer Wind säet, wird Sturm ernten!

Die Bureaukratie hat sich denn auch in der neuesten Zeit als den heftigsten Gegner der akademischen Freiheit und des Studententhums und nicht blos der vielen Zerrbilder, welche dasselbe zeigt, bewiesen, sondern sie greift das ganze Institut an, und sucht in dem Volke, indem sie ihm Abnormitäten als das Wesen der akademischen Freiheit darstellt, den Glauben an die Universitäten zu vernichten. Noch in der Eröffnungsrede des deutschen Bundestags wurden diese als „ein stolzes Denkmal deutscher Entwickelung" bezeichnet, aber wie hat sich das seitdem Alles geändert! Der Staat beschränkt seitdem die akademische Freiheit in ihren wesentlichen Erfodernissen, hemmt dadurch die schönsten Kräfte und kann die Abnormitäten des Studententhums dessenungeachtet nicht unterdrücken, denn die Abstellung derselben wird nur durch den freien Geist möglich werden, der die akademische Welt selbst beseelt. Daß einer solchen mechanischen Staatsgewalt gegenüber die Universitäten, so viel sie noch vermögen, den Corporationsgeist geltend machen, ist natürlich; sie wären nicht werth, Universitäten zu heißen, wollten sie nicht die höchsten Errungenschaften des Geistes der modernen, bureaukratischen Barbarei gegenüber schützen und sichern. Es gibt aber nur zwei Wege, die der Staat, dem Studententhum gegenüber, einschlagen kann, entweder er hebt mit einem Male die Universitäten auf, wie sie sich durch den Protestantismus in freierer Form gebildet haben, und sieht dann zu, was daraus werden mag, oder er läßt auch die junge akademische Welt möglichst gewähren, läßt sie brausen und kochen, läßt sie gähren und schäumen und sucht, anstatt dem wahren Wesen der akademischen Freiheit und den Zeittendenzen, welche sich darin regen, hemmend entgegenzutreten, die alten hohlen Formen langsam und leise wegzunehmen. Der Staat lerne der akademischen Welt vertrauen, sie nicht als die Höhle aller Halsstarrigkeit betrachten, und er wird sehen, wie überraschend schnell sich aus dem alten Formalismus die akademische Freiheit in neuer Erscheinung als glänzender Phönix erhebt. Die Symptome, die Gährungen sind allenthalben da, die Gehässigkeiten und Eingriffe der Bureaukratie können zu einer Zeit, wo die akademische Welt sich aus eigenem und innerstem Antriebe eine geeignetere Form als die alte, aus todten Zuständen überkommene, sucht, nur von den nachtheiligsten Folgen sein und den freien Entwickelungsproceß eben nur unterdrücken.

Eine ganz eigenthümliche Seite des deutschen Studentenlebens ist das Verbindungswesen. Sollten die Verbindungen ihrer Idee nach wirklich so schwarz und so verderblich sein, wie man sie gewöhnlich ausschreit und wie besonders Bureaukraten sie machen? Freilich, wir in unserm bürgerlichen Dasein stehen einander kalt und zierlich gegenüber, und der Verbindungstrieb wird nur da in den Meisten lebendig, wo die Procente klingen; aber wollen wir jungen Leuten, die einen gleichen Bildungsgang miteinander gemein haben, die nach Demselben streben und vielleicht auch Dasselbe denken, die allesammt zu Staat und Gesellschaft noch in keinen praktischen Beziehungen stehen, wollen wir solchen jungen Leuten, zur Erheiterung der kurzen, akademischen Periode, zum Austausch der verschiedenen Ideen und Empfindungen, zum Ausgleichen der verschiedenen Ansprüche keine Verbindungen unter sich gestatten? Was ist natürlicher, als daß sie sich untereinander verbinden, daß sich Das, was zueinander paßt, zusammenfindet, und was ist überhaupt natürlicher als das Verbinden? Der Verbindungstrieb geht durch das ganze Leben, das Höchste und Heiligste, das Größte und Wichtigste ist aus ihm hervorgegangen, und unter Studenten, die nach dem Höchsten streben sollen, denen selbst vom Katheder herunter gelehrt wird, daß die Wissenschaft nicht die That Einzelner sei, sondern daß sie nur durch die Verbindung Vieler möglich werde, will man das Element der Verbindungen mit Stumpf und Stil ausrotten und in jeder farbigen Mütze den Teufel erkennen? Dazu ist der Deutsche zu solchen Verbindungen immer geneigt gewesen. Stämme haben durch ihre politische Verbindung Deutschland gebildet, diese Sachsen, diese Franken, diese Allemannen, Thüringer, Westfalen wurden nur zu einer Zeit im akademischen Leben wieder aufgenommen, als an die Einheit Deutschlands gar nicht zu denken war und als sich wenigstens noch Das zusammenhalten wollte, was eine Sitte, einen Dialekt, eine Heimat hatte, um sich beistehen und helfen zu können. Wer die zerfahrene und zerfallene Zeit kennt, wie sie nach dem Dreißigjährigen Kriege über Deutschland gekommen war, der wird in den Landsmannschaften, wie sie damals waren, ganz natürliche Erscheinungen erkennen, solche Verbindungen lagen damals ganz in der Natur der Dinge, und wenn sie in rohen Formen erschienen, so waren sie wenigstens nicht roher, wenn auch wol jugendlich-übermüthiger als das ganze andere Leben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Peter Schlemihl's Heimkehr. Von Friedrich Förster. Mit Handzeichnungen von Hosemann. Leipzig, Teubner. 1843. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Aus der Vorrede vorliegenden Buches erfahren wir, daß Chamisso wiederholt um eine Fortsetzung und Erlösung seines Schlemihl angegangen sei, und sich in der That mit einem solchen Plane beschäftigt habe, ohne ihn jedoch zu verwirklichen; an seine Stelle ist nun Herr Friedrich Förster getreten. Ein je eigenthümlicheres, durch und durch poetisches Werk Chamisso's „Schlemihl" ist, desto mehr Interesse muß diese unerwartet ans Licht getretene Fortsetzung erregen; desto schwieriger wird die Aufgabe, die sich Herr Förster gesetzt hat, zu lösen sein; desto mehr Nachsicht wird derselbe aber auch in Anspruch nehmen können, wenn es sich ergeben sollte, daß er hinter seinem Ziele zurückgeblieben sei — freilich eine Nachsicht, die nur

dem guten Willen des Verf., nicht seiner Leistung selbst von der Kritik gewährt werden kann.

Chamisso schrieb seinen „Schlemihl" in dem für ihn ganz eigenthümlich verhängnißvollen Jahre 1813; er selbst sagt darüber: „Die Weltereignisse, an denen ich nicht thätigen Antheil nehmen durfte — ich hatte ja kein Vaterland mehr, oder noch kein Vaterland — zerrissen mich wiederholt vielfältig, ohne mich von meiner Bahn abzulenken. Ich schrieb in diesem Sommer, um mich zu zerstreuen und die Kinder eines Freundes zu ergötzen, das Märchen ‚Peter Schlemihl'." Schon der Zusammenhang dieser Worte deutet darauf hin, daß die Eigenthümlichkeiten des Werkchens aus des Verf. augenblicklichem, innerlich zerrissenem und getheiltem Seelenzustande hervorgingen. Wie man auch den Verlust des Schattens symbolisch zu deuten gesucht hat, das Resultat desselben, völlige Absonderung von dem ganzen Menschengeschlecht, das sich lebhaften Neigungen mit ungetheilter Leidenschaft hinzugeben pflegt, war eben Das, was Chamisso damals sich selbst wünschen mußte. Nun wäre es wol denkbar, daß er selbst, späterhin durch beglückende Familienbande und erfolgreiche Thätigkeit der Welt versöhnt und wiedergegeben, diese seine Rettung in poetischer Form dargestellt hätte; es war dabei aber eine große psychologische Schwierigkeit zu bekämpfen: durch eine bei aller scheinbaren Sentimentalität doch in höherm Sinne humoristische Darstellung hatte er damals den innern Schmerz bezwungen und niedergekämpft; eine gleiche Verfahrungsweise gestattete die Zartheit und Heiligkeit der Bande, die ihn dem Leben neu gewonnen, nicht; es mußte also ein neuer Ton angeschlagen werden, dann aber wäre eben keine Fortsetzung des ersten Werks, sondern ein ganz neues entstanden; so, glauben wir, ist es natürlich, ja nothwendig, daß er selbst nie ernstlich an diese Fortsetzung gegangen. Diese Schwierigkeit hatte Herr Förster nicht zu bekämpfen, denn er wollte nicht seinen eigenen, sondern seines Freundes Doppelgänger, als welcher Schlemihl im Verhältniß zu Chamisso doch offenbar erscheint, darstellen; dagegen fiel ihm die andere, nicht viel leichtere Aufgabe zu, sich ganz in seines verstorbenen Freundes Wesen hineinzuversetzen und von diesem Standpunkte aus zu schaffen. Gegeben war das Grundthema: Schlemihl soll seinen Schatten wiedergewinnen, soll der menschlichen Gesellschaft wiedergewonnen werden: durch welche Mittel kann dies bewirkt werden? Bei Chamisso selbst, haben wir schon gesagt, geschah dies durch eine erfolgreiche Lebensthätigkeit und durch Knüpfung noch zarterer Bande als jene waren, deren Zerreißen ihn selbst im J. 1813 zerriß. Dem war nun also poetische Gestaltung zu geben: Herr Förster hat das erste Element ganz fallen lassen und seinen Schlemihl nur durch die Liebe erlöst. Hier wird es nöthig, den Gang seiner Erzählung in Kurzem anzugeben.

Schlemihl beschließt seine Einsamkeit zu verlassen, unter die Menschen zurückzukehren; an sich rasch, aber in Herrn Förster's Darstellung etwas langsam ist er reisefertig und begibt sich auf einem wunderlichen magnetischen Fuhrwerk nach Ägypten; hier bringt ihn seine zweite Tagereise zu einem Mittelding von Türken und Franzosen, der sich aber bald als Napoleon's Leibmamluk Rustan ausweist und hier auf einem comfortablen Landsitz mit seiner lieblichen Tochter lebt; diese Tochter, Adele, hat Herr Förster dazu bestimmt, Schlemihl's Erlösung zu vollbringen; in wenigen Stunden knüpft sich das Liebesband zwischen ihr und Schlemihl; zunächst aber wird die Reise unter Verheißung nahen Wiedersehens fortgesetzt. In Kahira wird Peter, anfangs von Mohammed-Ali gut aufgenommen, diesem doch durch seinen Verkehr mit einer jung-türkischen Burschenschaft bald verdächtig und entgeht nur durch schlaue Benutzung seiner Schattenlosigkeit schmählicher Hinrichtung. Am Fuße der Pyramiden macht er Compagnie mit dem Fürsten Pückler; nach überstandenen Seeabenteuern gelangt er nach Wien, beschließt nach Berlin zu seinem Freunde Chamisso zu wandern, erlebt aber erst noch einige Reiseabenteuer, worunter das wichtigste, daß er, eine freiberger Erzgrube befahrend, dem Grauen Manne mit seinem geraubten Schatten begegnet und sich wenigstens der Hälfte desselben gewaltsam bemächtigt. Aber auch diese Hälfte geht ihm nochmals verloren, da es dem Grauen gelingt, ihn durch ein schönes Weib und eine Spielbank zu verlocken. So unglücklich wie jemals langt er bei nächtlicher Weile in Potsdam an, wodurch ihm Gelegenheit wird, einer „nächtlichen Heerschau" des alten Fritz beizuwohnen und am andern Morgen die Pfaueninsel in ihrer gegenwärtigen Schönheit zu bewundern. Endlich in Berlin angekommen findet er den gesuchten Freund in der letzten stillen Ruhestätte; von ihm hatte er Hülfe oder doch wenigstens Trost gehofft, und Hülfe soll ihm in dem Augenblicke, wo er für immer daran verzweifelt, an dem Grabe des Freundes werden: der Graue spukt auch hier mit dem Schatten Schlemihl's umher, dieser rüstet sich zum letzten Kampfe um das zu spät erkannte Gut; aber er würde unterliegen, wenn nicht im entscheidenden Augenblick das Spiegelbild der fernen Geliebten, zwischen ihm und dem Feind erscheinend, diesen „in den ewigen Schwefelpfuhl hinabstürzte"; der Schatten aber bleibt seinem alten Herrn. Schlemihl bleibt nun nur noch so lange in Berlin, um sich wieder mit seinem treuen Bendel, dem alten Bekannten aus dem echten „Schlemihl", zu vereinigen, und die Abfahrt nach Afrika zu ordnen, und dort führt er nun an der Seite der Geliebten seinen Lebenslauf „wenn auch noch nicht zu Ende, doch wol zu einem glücklichen Ziele; denn aus den Stürmen des Lebens sich zu retten gibt es nur einen sichern Hafen, und ich habe ihn gefunden."

Dies also ein dürftiger Überblick über den stofflichen Gehalt des Förster'schen „Schlemihl"; nur Das muß wol zum nöthigen Verständniß des Gesagten als wesentlich nachgetragen werden, daß die schöne Adele, um den Fluch, der auf dem Geliebten lastet, zu lösen, freiwillig ihrem Spiegelbild entsagt hat, welches so, von seiner Herrin getrennt, unsern Freund umschweben und, wie wir gesehen, im entscheidenden Augenblick rettend auftreten kann, bis es nach vollbrachter Erlösung an seine alte Stelle zurückkehrt.

Es ist außer dem Angegebenen noch ein reicher Stoff in Herrn Förster's Darstellung hineingearbeitet, sodaß der Leser, der ein von reicher, hier und da wahrhaft dichterischer Phantasie erfülltes, leicht und nicht ohne Anmuth geschriebenes Buch sucht, diesen fortgesetzten „Schlemihl" gewiß nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen wird; namentlich machen wir in dieser Beziehung auf ein gegen das Ende der Erzählung eingelegtes Märchen „Der Carneval im Himmel" aufmerksam, welches offenbar das Andenken an Chamisso's Talent als unübertroffener Märchenerzähler aus dem Stegreif erneuern soll und dies in der trefflichsten Weise thut, obgleich wol auch mehr im Geiste des Fortsetzers als des Fortgesetzten.

So vielfaches Lob wir demnach der in Rede stehenden Arbeit an sich ertheilen können, so fodert sie selbst doch auf, sie vorzugsweise in ihrem Verhältnisse zu dem echten „Schlemihl" zu betrachten, und in dieser Beziehung müssen wir sie für durchaus verunglückt erklären: — nur die äußere Maschinerie ist diesem entnommen, der innewohnende Geist ist ein ganz und gar anderer.

Der echte alte Schlemihl hat sich in seine einsame Höhle zurückgezogen in Folge der innern Zerrüttung, die poetisch durch seine Schattenlosigkeit symbolisirt ist: soll also das Märchen auf seiner bisherigen Basis fortbestehen, so muß eben diese Schattenlosigkeit auch bei Schlemihl's Rückkehr in die Welt den Hauptbeweggrund bilden, sei es nun, daß sich dieser Schatten wiedergefunden hätte, sei es, daß er auszöge, ihn zu suchen. Keins von Beiden legt Herr Förster zu Grunde, und so geht denn bei ihm diese Rückkehr eigentlich nur aus einem Gelüst, welches durch Langweile hervorgerufen ist, hervor. Zwar bemüht er sich, ein anderes Motiv unterzulegen, wenn er sagt: „Wir können den Grund zu der gänzlichen Umwandlung unsers Freundes nur darin suchen, daß er diese ganze Zeit hindurch mit seiner Thätigkeit und seinem Nachdenken auf sich allein angewiesen war; dadurch hatte er Frei-

heit des Geistes und, was ihm als das schönste Stück des Daseins galt, guten Humor gewonnen. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß er in frühern Jahren sich redlich abgequält hatte und daß seiner Heiterkeit ein tiefer Ernst zum Grunde lag." (S. 14.) Das soll offenbar heißen: Schlemihl hatte sich während seines Einsiedlerlebens auf eine höhere Stufe geistiger Entwickelung erhoben, auf der es ihm möglich war, den früher so ernst betrachteten Verlust seines Schattens als etwas sehr Unwesentliches leichter zu verschmerzen, was auch S. 18 weiter ausgeführt wird. Als rein psychologische Entwickelung müßten wir dies als richtig anerkennen; die Natur des Märchens verlangt aber, daß die einmal angenommene Einkleidung fest gehalten und folgerichtig durchgeführt, daß nichts mit speculativen Deductionen abgethan wird, und deshalb mußte nun auch Schlemihl's Rückkehr in engerer Verbindung mit der Ursache seiner freiwilligen Verbannung gehalten werden. Ferner scheint uns aber jene an sich wol richtige Betrachtung doch in ihrer Anwendung auf den alten und neuen Schlemihl nicht an ihrer Stelle zu sein. Herr Förster findet den innern Fortschritt Schlemihl's darin, daß er sich von seiner frühern „mehr als in Werther's Leiden Thränen vergießenden" Sentimentalität zum guten Humor durchgearbeitet habe. Damit wird ein Hauptzug des alten Schlemihl angegeben, den wir als solchen nicht zugeben können: er ist durchaus kein sentimentaler Geselle, das vertrüge sich schon mit dem Wesen des Kindermärchens nicht, als welches er zunächst auftrat; er ist vielmehr ein von der übrigen Menschheit Ausgesonderter, der noch nicht die Kraft besitzt, den Fluch, der auf ihm lastet, von sich zu werfen, der ihn also mit Schmerz und Klage tragen muß. Diese Kraft nun mußte er gewinnen, wenn er als ein neuer Mensch in ein neues Leben zurückkehren sollte; guter Humor allein kann ihm nicht helfen und hilft ihm auch nach Herrn Förster's Erfindung nicht. Zunächst nämlich wird er uns als vollständig wiederhergestellter Mensch vorgeführt, der nur zu wollen braucht, um wieder unter den Menschen zu leben, als sei nichts vorgefallen. Das geht aber nicht lange: kaum hat sich Schlemihl durch seine Liebe wieder in ein bestimmtes Verhältniß zu andern Menschen gestellt, so fängt er auch sofort wieder an, seinen Schatten gar schmerzlich zu vermissen; er muß ihn suchen, um das geknüpfte Band zu glücklichem Ende zu führen, und so hat Herrn Förster's Fortsetzung eigentlich zwei Anfänge: einmal einen ganz resoluten, aber alles bestimmten Ziels entbehrenden Auszug; dann das neue Jagen nach dem Schatten, um einen würdigen Lebenszweck zu erreichen. Erreicht wird aber das Ziel durch einen Hebel, der so entschieden sentimental ist, als nur irgend ein Theil des echten Schlemihl es scheinen kann; dadurch, daß die schöne Adele ihr geliebtes Spiegelbild aufopfert und dieses Opfer der Liebe endlich den bösen Feind besiegt. So finden wir denn unsern Freund schließlich im Arm der Liebe beglückt; aber von innerm Fortschritte, von Entwickelung und Kräftigung seines Charakters zeigt sich keine Spur.

Mit dem guten Humor, der den neuen Schlemihl charakterisiren soll, ist es aber auch so gar weit nicht her: von den Verhältnissen, in die Herr Förster seinen Schlemihl versetzt, ist allerdings Manches ganz humoristisch erfunden; er selbst aber gibt nur wenig Beweise desselben von sich.

Endlich ist noch ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen dem alten und dem neuen „Schlemihl" hervorzuheben: Chamisso's „Schlemihl" ist ein Kindermärchen; und eben weil er dies so ganz ist, ist er auch allgemein menschlich wahr und jedem unverdorbenen Geschmack mundrecht; eben weil er so durchaus anspruchslos auftritt, genügt er den höchsten Ansprüchen; nur in den allerleisesten Andeutungen, deren Verständniß zum Verständniß des Ganzen durchaus unwesentlich ist, berührt er Zeitereignisse, und doch ruht das Ganze auf Erlebnissen, wie sie eben nur dieser Dichter in solcher Zeit erfahren konnte. Ganz anders bei Herrn Förster: außerdem daß er es, wie schon gesagt, nicht verschmäht, den Entwickelungsgang seiner Darstellung an philosophische Reflexionen anzuknüpfen, ist sie durch und durch mit den handgreiflichsten Anspielungen auf Persönlichkeiten der nächsten Vergangenheit und der Gegenwart angefüllt, die doch alles nothwendigen innern Zusammenhangs mit dem Gegenstande der Erzählung entbehren. So tritt der neue Schlemihl zum alten in ein ähnliches, nur durch gehäuftere und deutlichere Beziehungen noch auffallenderes Verhältniß als das, in dem Musäus' Volksmärchen zu den echten von Grimm gesammelten stehen. Allerdings wird Herrn Förster's Arbeit durch diesen Umstand weit pikanter als Chamisso's Dichtung und entspricht dadurch dem jetzt herrschenden Geschmack vielleicht in höherm Grade als diese, ist aber, ganz von dem Werthe oder Unwerthe dieser Geschmacksrichtung abgesehen, eben keine Fortsetzung des Märchens, von dem es seinen Namen entlehnt hat. Am auffallendsten war uns in dieser Beziehung, daß hier der Mamluk Rustan mit unangenehm störender Willkür zu Schlemihl's Schwiegervater erkoren wird: wollte der Erfinder dieser Verbindung damit etwa gar an Chamisso's französische Abstammung und an sein persönliches Urtheil über Napoleon erinnern, so würden wir den Einfall doppelt verkehrt finden; ebenso verkehrt finden wir die Einmischung ausschließlich preußischer Erinnerungen, wenn sie namentlich wie des alten Fritz „nächtliche Heerschau" nur eine Nachahmung einer bereits in Napoleon'schem Sinne benutzten Idee, oder von Herrn Förster's eigenen „Runden des großen Kurfürsten" sind.

Uns ist noch kein Beispiel bekannt, daß eine der vielen Fortsetzungen von zweiter Hand, die die deutsche Literatur aufzuweisen hat, wirklich das Beabsichtigte leistete, und so hätte denn auch Herr Förster wol am besten gethan, wenn er den Peter Schlemihl nicht aus seiner Ruhe aufgestört, sondern die auf diese sogenannte Fortsetzung verwandte Mühe auf ein selbständiges Werk verwendet hätte, welchem wir ohne Zweifel ein anderes Zeugniß würden haben ausstellen können, wenn es die eigenthümlichen Vorzüge des besprochenen besessen hätte, ohne auf Verwandtschaft mit einem Dichtergeiste Anspruch zu machen, dessen Eigenthümlichstes nachzuahmen wol auch keinem andern Fortsetzer besser als Herrn Förster gelingen dürfte. 58.

Literarische Notiz.

Eine Schrift über Irland.

Als eine interessante Neuigkeit über Irland stellt sich in den englischen Journalberichten die Schrift „Ireland and its rulers since 1829" dar. Der Verf., der sich nicht genannt hat und auch (in England wenigstens) nicht bekannt zu sein scheint, zeigt sich sehr genau unterrichtet. Er behandelt die für das Land wichtigsten allgemeinen Fragen, schildert den Einfluß, welchen die Mäßigkeitsvereine auf Vereinigung der Massen zu bestimmten Zwecken gehabt, das Verschwinden des No-popery-Geschreis seit Sir Robert Peel's Übernahme der Regierung, die Fortschritte, welche die irische Presse gemacht, führt die einflußreichsten Personen, Redner, Volksführer handelnd ein, und stört manchen dunkeln Vorgang auf. In letzterer Hinsicht ist bemerkenswerth seine Darstellung des Processes wegen der Doneraile-Verschwörung, wobei die Jury zuerst in O'Connell's Abwesenheit vier der Angeklagten schuldig sprach, sodann, als O'Connell in Eile herbeigerufen war und mit seiner bewundernswürdigen Gerichtsberedtsamkeit den Staatsanwalt Doherty aus dem Felde geschlagen hatte, die übrigen Angeklagten, gegen die nichts Anderes vorgebracht war als gegen die Ersten, frei sprach. O'Connell griff nachher auch in der Parlamentssitzung den Hr. Doherty heftig an, erlitt aber durch dessen Antwortsrede eine Niederlage, und der Verf. meint, dieser Umstand habe O'Connell vornehmlich bewogen, das Parlament nicht als sein eigentliches Schlachtfeld anzusehen, sondern seine Thätigkeit vorzugsweise außerhalb des Hauses zu entwickeln. Ja, jedes Ding will seine Ursache haben. Und je größer ein Mensch ist, desto kleinere Beweggründe legen ihm die kleinen Leute unter. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 11. —— 11. Januar 1844.

Über das deutsche Studententhum.

(Fortsetzung aus Nr. 10.)

Hier haben wir denn nun den richtigen Standpunkt, um das Landsmannschafterwesen beurtheilen zu können, wie es sich noch immer, ein Gespenst roher und ausgelebter Tage, in unserm deutschen Universitätsleben erhalten hat. Die engen Verhältnisse, aus denen es einst als eine ganz naturgemäße Erscheinung hervorging, sind lange gefallen, der brutale Trotz, der Geist der Zwietracht und des Egoismus, der Rauferhochmuth hat sich im Landsmannschafterbrauch immer weiter ausgebildet, je mehr er seinen naturgemäßen Boden verlor und je hitziger er um seine Existenz den Zeitelementen im Universitätsleben gegenüber kämpfen mußte. Aber ehe wir zu zeigen suchen, wie ganz und gar es der akademischen Freiheit und überhaupt dem vaterländischen wie auch dem wissenschaftlichen Sinne zuwider ist, können wir nicht umhin zu fragen: wie ist es möglich, daß in der studirenden Jugend, die doch am empfänglichsten für die großen Bewegungen der Gegenwart sein sollte, noch immer ein solches wüstes Ritterthum fortbestehen kann? Daß diese Landsmannschaften sich immer wieder completiren und dem bessern Elemente gegenüber treten? Die Antwort kann einfach dahin lauten: Der junge studirende Adel erhält im landsmannschaftlichen Geiste den Geist der Zwietracht und des Particularismus. Man muß das deutsche Universitätsleben nur etwas kennen, um sich von dieser Wahrheit zu überzeugen. Göttingen, Heidelberg, Bonn, die Stützpunkte des Landsmannschafterwesens, sind zugleich die Sammelplätze des jungen Adels, der „Studirens halber" eine Universität besucht und dahin schon von Hause mit den Geist des Particularismus bringt. Die jungen Adeligen wollen sich nicht, was eine wesentliche Seite der akademischen Freiheit ist, mit der bürgerlichen Jugend gleich stellen, sie sind in der Regel so unnatürlich erzogen worden, daß der Geist der Zutraulichkeit, der Freiheit, der Rücksichtslosigkeit, wie er den deutschen Studenten bezeichnet, in ihnen durch den Geist des Egoismus, des Stolzes, des Spottes, der lieblosen Gesinnung verdrängt worden, ihr adeliger Stammbaum geht ihnen über das vaterländische Element, sie fühlen auch größtentheils, daß sie den übrigen Studenten es an Wissen nicht gleich thun können und so suchen sie sich nun durch eine Landsmannschaft zu isoliren, die sich den „Demagönern" und „Finken" gegenüber durch den Schläger Achtung verschaffen muß und bei den Universitätsphilistern durch das feine, geleckte, vornehme Wesen der jungen Herren und namentlich durch ihre großen Wechsel den höchsten Respect gewinnt. Das die Universität sie selbst noch höher stellt als die Übrigen, wird doch wol heutzutage nicht weiter vorkommen? Oder existirt die Adelsbank in Göttingen noch? Wie der Adel überhaupt in unsern gegenwärtigen Staatsverhältnissen sein feudales Element geltend macht, so auch noch im Universitätsleben; der junge Adel bildet, wie ich gezeigt habe, den Stamm des heutigen Landsmannschafterwesens und ihm schließen sich dann noch sonst Studenten an, die gute Wechsel haben und den Zweck des Universitätslebens in alle sinnlichen Genüsse setzen. Dieses Zusammenströmen vom Adel in den Landsmannschaften macht es dann auch zur Genüge erklärt, weshalb man sie ihr Wesen ungestört forttreiben läßt. In Göttingen wurde wenigstens 1840 durchs Schwarze Bret bekannt gemacht, daß Niemand eine Stelle in königlichen Diensten bekommen könne, welcher an einer Studentenverbindung Theil genommen; allein die Landsmannschaften floriren dort nach wie vor und selbst öffentliche Zeitungen meldeten *):

> Die gegenwärtige Milde hat man lediglich dem Umstande zu verdanken, daß der größte Theil des studirenden hanoverischen Adels der Theilnahme an Studentenverbindungen überwiesen ist. Diesen hoffnungsvollsten Theil der akademischen Jugend aber von dem Genusse der Staatsdienerschaft oder vielmehr der königlichen Dienerschaft, wie es seit 1837 heißt, ausgeschlossen zu sehen, würde ja für unser Land ein Unglück sein!

Der Geist des Particularismus, worin sich die Landsmannschaften gefallen, und die Dreistigkeit, mit der sie, den Schläger in der Hand, immer darauf hinstreben, der übrigen studentischen Welt Gesetze vorzuschreiben, hebt nun geradewegs alle wahre akademische Freiheit auf und begründet da ein Faustrecht, wo die Freiheit und die Wissenschaft gelten sollten. Die Landsmannschaften sind es denn auch, welche das Recht der öffentlichen Meinung, die studentischen Verhältnisse ihrer Kri-

*) „Rheinische Zeitung", 1842, Nr. 253 und 257 vom 10. und 14. September.

tik zu unterwerfen, durchaus nicht anerkennen und das alte Abschließungssystem früherer Jahrhunderte aufrecht erhalten wollen. Es wäre unbegreiflich, wie in der studirenden deutschen Jugend ein solches Element fortbestehen könnte, hätten wir nicht das Adelsprincip dahinter entdeckt. Schärfer und wahrer kann dieses rohe Treiben wol nicht geschildert werden, als es in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" *) geschah; ich kann mir daher nicht versagen, einige Punkte daraus anzuführen, womit auch Scheidler seinen „Studentenspiegel" beginnt:

Es waren vorzüglich zwei Richtungen, die sich in den einzelnen Landsmannschaften geltend machten, entweder eine forsch-rohe und ausschweifende, oder eine nobel-ordentliche. Denn die Gesetze der einzelnen Verbindungen waren so eingerichtet, daß innerhalb ihrer jede dieser Richtungen möglich war, selbst dafür eingerichtet, daß bei etwaniger Entdeckung durch die akademische Obrigkeit nur ein ehrenwerther Zweck zu Tage kam. Freundschaft, Liebe, Eintracht, thätiger Beistand, gegenseitige Unterstützung waren als Zwecke der Verbindung angegeben, das Andere ward stillschweigend verstanden. Manche dieser Verbindungsgesetze machten ihren Mitgliedern Fleiß zur Pflicht, während das Verbindungsleben solchen unmöglich machte. War es auch nicht mit ausdrücklichen Worten festgesetzt, „daß Jeder alle Kräfte aufbiete, seine Verbindung auf die erste Stufe des Glanzes vor andern Verbindungen zu bringen, in diesem Range zu erhalten und nicht zu weichen, wenn es die Ehre des Bundes oder einzelnen Mitgliedes gelte", so war dies doch der esprit de corps, welcher bei jeder Verbindung herrschte, gleichsam das Ideal, dem nachgestrebt wurde. Und dieser esprit de corps wurde durch Eifersucht, durch Feindschaften unter verschiedenen Landsmannschaften, die häufig etwas Traditionnelles bekamen und durch Jahrzehnde fortgepflanzt wurden, von neuem angefacht und angeschürt. Auf vielen Universitäten gab es einige Hauptverbindungen, die miteinander über die Hegemonie der Universität im beständigen Kampfe lagen und um die sich alle übrigen Landsmannschaften freundlich oder feindlich gruppirten. Nicht immer entschied die numerische Größe einer Landsmannschaft über ihre Stellung, obgleich sie ein großes Gewicht in die Wagschale legte, sondern es kam vielmehr auf einzelne gute Schläger an. Denn über Alles entschied das Duell in letzter Instanz. Wurde eine Landsmannschaft, die numerisch vielleicht dreimal so stark war als ihre Gegnerin, „abgeführt", so mußte sie, wenn es sich um allgemeine Dinge handelte, klein beigeben. Die Streitigkeiten der Landsmannschaften waren entweder willkürlich auf der Straße und bei Commersen gesucht, oder entstanden, wenn im Seniorenconvent eine absolute Majorität nicht zu erreichen war oder die Minorität gegen einen Beschluß protestirte.

Dieser Kampf, wir können das nicht genug wiederholen, war es vorzüglich, der den Landsmannschaften Leben einflößte und so viel Reiz hatte, daß er viele tüchtige und kräftige Leute anziehen und sie alle übrigen Universitätszwecke vergessen machen konnte.

Aus diesem Geiste des Egoismus aber, der in den verschiedenen Verbindungen und in ihnen wieder in jedem Einzelnen lebte, aus diesem Commentwesen, das für höher und heiliger geachtet wurde als jede Stimme der Vernunft, ging jenes unglückselige Spielen mit dem Begriffe Ehre und das Spielen mit dem Duell hervor. Nur Der erschien als „honorig", der sich oft und viel schlug, denn es ward Ehre „viel Scandäler" ausgemacht zu haben. Auf die Veranlassung zu denselben kam es nicht an. Das Duell war nicht mehr Mittel, sondern Zweck. Man beleidigte sich, um sich zu schlagen. Die Herrschaft des Schlägers und Knechtung der Vernunft war die Folge. So weit nun das Duell das ganze Leben nicht ausfüllte, wurde ein rohes wildes Treiben, ein Saufen ohne Maß und Ziel auf die Tagesordnung gesetzt.

Der freie, jugendliche Blick und Umgang wird durch das jetzige Commentwesen gehemmt und beschränkt, die Urtheilskraft wird gefesselt, die selbstthätige Einsicht unterdrückt und bestimmt durch Gesetze des Herkommens, die ihren Ursprung in einer vergangenen Zeit und in Bedingnissen hatten, die nicht mehr existiren. Das Commentwesen ist auf eine Misachtung aller anderweitigen Bestrebungen gegründet, die für das folgende Leben von der allergrößten Folgewichtigkeit ist und zu Despotismus gegen Untergebene, zu Kriecherei gegen Höhere führt. Es sind jene Verbindungen von der kleinlichsten Herrschsucht und Eitelkeit beseelt und ihrem Sinne entgeht alles Höhere und Edlere. Sie tödten jeden Sinn für Wissenschaftlichkeit und befördern jenes unglückselige Examenstudium. Sie sind die wahren Verbreiter und Förderer jenes von ihnen selbst so gescheuten und verachteten Philisterthums, das mit bleiernen Flügeln auf unserm Vaterlande lastet. Sie sind die Schule einer gewissen Selbständigkeit, einer gewissen Charakterbildung, aber einer Selbständigkeit, die auf ungemessener Eitelkeit beruht, einer Charakterbildung, die Egoismus und Genußsucht als das Höchste im Leben betrachtet. So lange es möglich ist, daß man ein durchaus verwerflicher Mensch und doch ein guter Corpsbursch sein kann, ist diesen Verbindungen durch sich selbst das Urtheil gesprochen. Welche große Männer der Jetztzeit sind aus diesen Verbindungen hervorgegangen? Welche Schriftsteller, welche Staatsmänner, welche Künstler? Man nenne sie mir, und ich will die Schlacken nachweisen, die von diesem Verbindungsleben noch an ihnen kleben. Das sind die Krebsschäden unserer vielgerühmten Universitäten; sie fressen das beste Mark aus der Blüte der deutschen Jugend, sie saugen sich wie Vampyre von einer Generation an die andere.

Wie aus dieser nur allzu wahren Schilderung zur Genüge hervorgeht, beruht nun also das ganze Corps- und Landsmannschafterwesen auf dem kältesten Egoismus und der ganze Zweck desselben kann in die raufritterliche Repräsentation des Adels auf den Universitäten, in allen möglichen Genuß, in ein „flottes Studentenleben" gesetzt werden, alle höhern Zwecke, alle akademische Freiheit geht darüber verloren. Diese Landsmannschaften sind die Schutzstätten des hochmüthigen, egoistischen, kein Vaterland, keine Freiheit kennenden, nur sich bedenkenden Adelsprincips; aus ihnen pflegen alle jene gewandten und arroganten Ansprüche hervorzugehen, mit denen das Adelsthum den Bewegungen der Gegenwart entgegentritt. Aber abgesehen von diesem Contagium, welches sie auf alle Generationen fortpflanzen, sind sie für unser Universitätsleben ein wahres Verderben, denn die Unsittlichkeit und die Unwissenschaftlichkeit, welche in ihnen eine Zuflucht finden, spielen mit dem hohen Begriff Ehre auf die empörendste Weise und suchen, was ihnen fehlt, durch den Schläger zu ertrotzen. Sie haben bestimmte, hergebrachte Grundsätze angenommen, ein Mitglied, welches sich denen nicht fügen will und seine gesunde Vernunft noch gebraucht, wird als ein böses, als ein gefährliches betrachtet, es muß sich entweder bequemen oder es kann nicht geduldet werden, dadurch wird es unmöglich, ein besseres Element in diese Verbindungen hineinzubringen, das Herkommen und der Schläger vernichten alle Bestrebungen,

*) „Über den Studentencomment", 1841, Heft 2, S. 294 fg.

es wird aus ihnen kein Heil und kein Gutes hervorgehen können. Die Folge davon ist ein gedankenloses Hingeben an die bestehenden Satzungen, der Glaube, daß in jedem Selbstdenken Verderb sei und in spätern Jahren, was daraus hervorgeht, ein unterwürfiges, kriechendes Staatsdienerthum, sowie der Glaube, alles selbständige Leben der Gegenwart sei ein Frevel, sei Empörung, und wo der Student den Schläger brauchte, wird der spätere Staatsdiener nun auf die Gewalt provociren, die Policei, die Denunciationen benutzen. An Wissenschaftlichkeit ist dabei natürlich nicht zu denken, das Auswendiglernen der bestimmten positiven Daten für das Examen ist Alles. Aus diesen Kreisen gehen nun großentheils unsere höchsten Staatsbeamten hervor, die Männer, welche durch Connexionen in die ersten Kreise der Verwaltung hineingeschoben werden, und welch eine verderbliche Stellung sie dem Volk gegenüber einnehmen, das ist bewiesen worden. Der Staat, da er das Landsmannschafterwesen ungestört fortgehen läßt, muß entweder des Glaubens sein, diese Landsmannschaften wären die besten Vorschulen für den Staatsdienst oder wenigstens, sie wären nicht gefährlich. Wäre Der der beste Staatsdiener, der, nur Maschine, nicht selbst zu denken vermag, so wäre das Erste wahr; wäre der Egoismus, die lieblose Gesinnung, die Fühllosigkeit und der aristokratische Übermuth nicht der entschiedenste Feind des Staatsdienerthums, so das Zweite. Wie sie die Feinde der akademischen Freiheit sind, so sind sie auch am besten geeignet, die Feinde der deutschen Volksfreiheit zu bilden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die russische Journalistik im Jahre 1843.

In politischer Beziehung bietet das Journalwesen in Rußland nur ein relatives Interesse. Es ist noch nicht zu einer solchen Entwickelung gediehen, als es in andern selbst streng monarchischen Staaten der Fall ist. Obgleich es keineswegs die Regierung verbietet, im conservativen Sinne politische und sociale Zeitfragen zu besprechen, so stoßen wir doch in russischen politischen Blättern sehr selten auf einen eigentlich leitenden Artikel. Nur Thatsachen, faits accomplis, gehören ins Gebiet der russischen Zeitungen; Muthmaßungen und Raisonnements finden kaum ein Plätzchen in ihren Columnen. Die Mehrzahl des Publicums vermißt übrigens diese Richtung der periodischen Blätter durchaus nicht und sieht die Zeitungen nur als Neuigkeitsboten an. Die Leser suchen blos die merkwürdigen Ereignisse, die letzten Vorfälle im Staatencyklus; die Schlußfolgerungen ziehen sie am liebsten selbst nach altehrwürdiger Kannengießerweise. Nur ein kleiner und zwar der aristokratische Lesekreis fühlt das Bedürfniß einer kritischen, staatsrechtlichen Beleuchtung politischer Ergebnisse. Doch diese Classe greift fast nie nach einem russischen und selten nach einem im Inlande in einer Fremdsprache erscheinenden Blatte. Sie befriedigt ihre Leselust nur in ausländischen, französischen, englischen und deutschen Zeitschriften, die man in ziemlicher Auswahl nicht nur in den Hauptstädten, sondern auch in sehr vielen Gouvernementsstädten findet.

Dagegen entsprechen die wissenschaftlichen, commerciellen und belletristischen Journale den Anfoderungen einer freilich nicht allzu strengen Kritik. Die schöngeistige Journalistik ist die fruchtbarste und die am meisten verbreitete. Außer ihren eigenen ziemlich zahlreichen Organen hat sie auch in allen politischen Blättern ein Feuilleton, und sogar die „Zeitung der petersburger Policei" bringt kleine Novellen und Theaterkritiken.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich alle in Rußland erscheinende Zeitschriften der Reihe nach aufzählen wollte. Es ist hier nicht meine Absicht, eine statistische Tabelle derselben zu liefern. Ich habe mir nur zur Aufgabe gesetzt, in gedrängter Kürze eine summarische Übersicht der russischen Journalistik und, eine flüchtige Charakteristik ihrer Hauptorgane zu geben, um daraus den Geist des russischen Journalwesens und insoweit dasselbe auf die öffentliche Meinung einwirkt, die Receptivität und den Bildungsgrad des russischen Volks entnehmen zu können.

Es erscheinen im gesammten russischen Reiche 144 periodische Blätter, und zwar 102 in russischer, 23 in deutscher, 8 in französischer, 4 in englischer, 3 in polnischer, 3 in lettischer und 1 in italienischer Sprache. Von allen diesen Zeitschriften erscheinen 65 in Petersburg, 7 in Moskau und 72 in den Provinzen. Die letztern haben meistens nur ein locales Interesse, indem sie unter dem Titel „Gouvernementszeitung" einmal wöchentlich erscheinend nur gerichtliche und policeiliche Verordnungen und die Landwirthschaft betreffende Artikel bringen. Nur einige in den deutschen Provinzen erscheinende Blätter sind literarisch-kritischen Inhalts.

Von den in Moskau erscheinenden 7 Zeitschriften haben 5 nur theologische, medicinische, naturhistorische und landwirthschaftliche Interessen zum Gegenstande. Nur die „Moskauer Zeitung" kann als politisches Organ betrachtet werden. Sie ist das gelesenste Blatt, hat die größte Abonnentenzahl und erscheint drei Mal wöchentlich. Die „Moskauer Zeitung" ist wie alle andern politischen Blätter in Rußland ein Summarium der neuesten Ereignisse, doch ist auch ihr Bestreben anzuerkennen, im Gegensatze gegen petersburger Journale, einen volksthümlichen Charakter zu behaupten und den Panslawismus in seiner reinsten Gestalt zu vertreten. Einen ähnlichen Zweck verfolgt die in Moskau erscheinende Monatsschrift „Der Moskowite". Sie wird von Pogodin, Professor der Geschichte, herausgegeben, und liefert außer Gedichten und Novellen besonders schätzbare Materialien zur russischen Geschichte und ausgezeichnete Kritiken historischer und literarischer Werke, die aus der Feder des höchst talentvollen Professors der russischen Literatur an der moskauer Universität Schewirow fließen.

Von den in Petersburg erscheinenden 65, und zwar 48 russischen, 6 deutschen, 6 französischen und 4 englischen Zeitschriften, wie auch einer in polnischer Sprache, sind 45 ausschließlich einzelnen außer dem Gebiete der Politik liegenden Branchen gewidmet, als dem Handel und der Schiffahrt, dem Fabrik-, Manufactur- und Industriewesen, den Land- und Wasserstraßen, der Landwirthschaft, der Medicin und Pharmacie, der Musik und Malerei. Gegen 8 andere Zeitschriften liefern Senatserlasse, Ukase, policeiliche Verordnungen und administrative Instructionen und besprechen die den Wohlstand und die Bildung des Volks fördernden Einrichtungen und Anstalten. Zu diesen Journalen gehören insbesondere die von den Ministerien der innern Angelegenheiten, der Kammeralgüter und der Volksaufklärung herausgegebenen, welche unstreitig den ersten Platz in der russischen Journalistik einnehmen. Sie verfolgen die in ihr Gebiet einschlagenden Zwecke mit Umsicht und Ausdauer. Ihre Richtung ist eine rein praktische und hat nur den thatsächlichen Nutzen im Auge. Es ist ihr vorzüglichstes Streben, die reinen Grundsätze des gesellschaftlichen Wohlbefindens im Volke zu verbreiten, seine Thätigkeit anzuspornen und richtig zu leiten.

Es bleiben uns also noch 12 Zeitschriften, von denen 8 literarisch-kritischen Inhalts und nur 4 als politische Zeitungen zu betrachten sind. Unter diesen sind besonders der „Russische Invalide" und die „Nordische Biene" hervorzuheben. Beide liefern officielle in- und ausländische Nachrichten und ein literarisches Feuilleton. Jedoch sind beide in einem

verschiedenen Geiste redigirt. Der „Russische Invalide" ist ein schlichter, einfacher Berichterstatter und gibt sich auch als solchen. Im Programm, in dem er seine innere und äußere Umgestaltung anzeigt, verspricht er außer dem politischen Theile noch historische und juridische Notizen, fügt aber, um ja nicht misverstanden zu werden, hinzu, insoweit selbe die Politik nicht berühren. Die „Nordische Biene" hingegen möchte sich gern die Miene geben, als sei sie in der That die russische Hof- und Staatszeitung, als wisse sie mehr, als sie zu berichten für gut finde, und als ob von ihr allein das Wohl des gesammten russischen Reichs ausgehe. Das Feuilleton dieses Blattes liefert unter der Rubrik „Allerlei" Nachrichten und Bemerkungen über Kunst, Literatur und geselliges Leben, in denen der Verf. derselben, Herr Bulgarin, sich selbst mit der Dictatur in diesem Gebiete bekleidet und seine hausbackene Moral und eine aus seinen eigenen Schriften abstrahirte Ästhetik als Maßstab für den Werth oder Unwerth eines Kunstwerks betrachtet.

Unter den literarischen Zeitschriften stehen die beiden Monatsschriften, die „Lesebibliothek" und die „Vaterländischen Annalen" oben an. Beide liefern Gedichte, Novellen, Auszüge und Kritiken in- und ausländischer wissenschaftlicher und ästhetischer Werke, wie auch Industrie und Landwirthschaft betreffende Artikel. Insoweit muß jeder unbefangene Beurtheiler den Bestrebungen dieser Zeitschriften, allen Ständen eine belehrende und unterhaltende Lecture zu verschaffen, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Doch ist es sehr zu bedauern, daß die Herren Herausgeber ihre Journale zu Tummelplätzen ihrer kleinlichen Zänkereien und Eifersüchteleien gewählt und ihren Lesern eben keinen hohen Begriff von der moralischen Stärke ihrer literarischen Repräsentanten beibringen. Herr Senkovski, Professor der persischen und arabischen Sprache an der petersburger Universität, Redacteur der „Lesebibliothek", in der Literatur unter dem Pseudonym Baron Brombäus bekannt, strebt nach der Ehre, ein russischer Saphir zu sein. In seinen zahlreichen Werken, die größtentheils Eigenthum des Volks geworden, hat er einen gesunden, wohlthuenden Humor entwickelt und es trotz der Strenge der russischen Censur verstanden, die Gebrechen der Gesellschaft und der Bureaukratie mit den Waffen des Witzes und der Ironie an ihren empfindlichsten Seiten zu treffen. Dafür kann man ihm nur Dank wissen, und in dieser Beziehung steht er gewiß bedeutend höher als der deutsche Humorist. Als Recensent nimmt er aber eine untergeordnete Stufe ein, denn seine Kritiken ermangeln jedweder Motivirung und sind nichts weiter als geistige Raketen, die wol Funken sprühen, aber sich bald in der Luft verpuffen. Hr. Krajewski, der Herausgeber der „Vaterländischen Annalen", ist der größte literarische Pessimist. Nichts kann vor seinem Forum bestehen; mit deutsch sein sollender oder wollender Gründlichkeit analysirt er jedes neu erschienene Werk, um darin ein Kunstprincip zu entdecken, während er doch schon durch seine schwerfällige Gliederung jeden höhern ästhetischen Standpunkt verrückt. Doch das eigentliche Ziel beider Herren Referenten ist es, den Schriftsteller in den Himmel zu erheben, über welchen der Andere den Stab gebrochen und die öffentliche Meinung nach ihren gewiß höchst unästhetischen Nebenbuhlereien zu bestimmen.

Das Publicum nimmt mehr oder weniger Partei für den Einen oder den Andern, und wenn auch diese literarischen Fehden im Ganzen als Misstände zu betrachten sind, so haben sie doch den bedeutenden Vortheil, daß sie ein gesteigertes Interesse erwecken, eine größere Leselust erzeugen und also indirect zur Verbreitung guter Bücher und einer Allgemeinheit der Bildung beitragen. Wirklich hat die Journalistik sich hier in allen Classen der Gesellschaft Eingang zu verschaffen gewußt und kann bei einer umsichtigen Leitung und bei einem rein humanen Streben ihrer Organe das kräftigste Arcanum zur Ausrottung eingewurzelter Misbräuche und der wirksamste Hebel einer universellen Civilisation werden. 98.

Urtheil in der Untersuchungssache gegen Dr. Scheffer, Dr. L. Eichelberg, Dr. S. Jordan, Eberhard v. Breidenbach, Dr. Hach, G. Kolbe, Chr. Bamberger, G. K. Wagner, Chr. Garthe, Joh. Häring, B. Stetefeld, J. Chr. Möhl, K. Kröcker, W. Brauer und J. H. Majerus, wegen versuchten Hochverraths, beziehungsweise Beihülfe zu hochverrätherischen Unternehmungen und sonstiger Vergehen, nebst den Entscheidungsgründen. Zweite Auflage. Marburg, Elwert. 1843. Gr. 8. 22½ Ngr.

Die gegen den Prof. Jordan in Marburg „wegen versuchten Hochverraths durch Theilnahme an einer hochverrätherischen Verschwörung und wegen Beihülfe zum versuchten Hochverrathe durch Nichthinderung hochverrätherischer Unternehmungen" seit längerer Zeit geführte Untersuchung, in der erst im Sommer 1843 von dem Criminalsenat des Kurfürstl. Obergerichts zu Kassel eine Entscheidung gesprochen worden ist — eine Entscheidung, welche sich zugleich auf vierzehn andere Mitangeklagte wegen gleicher oder ähnlicher Vergehen erstreckt, ist in Deutschland, und wol auch außer Deutschland, vielfach Gegenstand der Besprechung und der Beurtheilung, besonders nach der einen Seite hin, gewesen, ehe in der Sache selbst und auf den Grund der geführten und geschlossenen Untersuchung ein Urtheil gesprochen worden war, ehe man die Sache selbst genau kannte und füglich darüber urtheilen konnte. Das kann gegenwärtig geschehen, und es ist auch bereits von verschiedenen Seiten das freie Recht der Prüfung und Beurtheilung gegen die richterliche Entscheidung über Jordan geltend gemacht worden. Es kann jedoch hier nicht der Ort sein, dies ebenfalls thun zu wollen, wie viele Bemerkungen auch und Zweifel in Ansehung der gedachten Entscheidung wider Jordan sich aufdrängen und sich Luft machen möchten. Eine derartige Kritik gehört nicht hierher. Hier muß es genügen, auf das vorstehend gedachte Urtheil in der erwähnten Untersuchungssache, mit den Entscheidungsgründen, worin Jordan die Hauptperson ist (der ihn betreffende Theil der Entscheidungsgründe umfaßt hier S. 62—143), nur kurz hinzuweisen mit der Bemerkung, daß, abgesehen von dem Verhältnisse, in welchem die Entscheidungsgründe zur Entscheidung selbst stehen, und von der Frage, ob und inwiefern erstere die letztere vollkommen begründen, die Darstellung der Gründe der Entscheidung durch Klarheit und Umsicht, durch tiefes Eingehen in die Sache und durch allseitige Prüfung der einzelnen einschlagenden Punkte sich auszeichnet. Dieses Zeugniß muß man diesem Theile der Entscheidung, wenn man gerecht sein will, geben. 31.

Notiz.

Horaz mit seinen Wahrheiten wird zu allen Zeiten den besonnenen Lesern treffliche Lebensregeln geben, man mag seine Dichtungen aufschlagen, wo man will. So fällt mir die Stelle in die Augen (Odar. lib. I, od. IX. v. 3 sq.):

> Siccis omnia nam dura Deus proposuit; neque
> Mordaces aliter diffugiunt sollicitudines.
> Quis post vina gravem militiam aut pauperiem crepat
> Quis non te potius, Bacche puer, teque decens Venus.

Wie wahr, wie richtig, wie ergreifend! Ist es nicht trotz des etwas unverständlichen crepat (es müßte denn „viel Geschrei machen" bedeuten sollen), als sollte man des Gualteri Mapes Mihi (oder wie es nach Th. Wright heißt, Meum) est propositum in taberna mori, oder Burger's Nachbildung anstimmen? 97.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 12. —— 12. Januar 1844.

Über das deutsche Studententhum.

(Fortsetzung aus Nr. 11.)

Diese Landsmannschaften sind es auch, welche die Sitte des Duells auf unsern Universitäten erhalten. Zwar ist es auch bei Verbindungen anderer Tendenz eingeführt, aber die eigentliche Ursache war immer nur, dem brutalen Landsmannschafterthum Widerstand leisten zu können. Mit dem Aufhören der Corps und der Landsmannschaften würde das rohe Raufritterthum, welches das Duell als Zweck betrachtet, wenigstens zum großen Theile verschwinden. Die öffentliche Meinung hat nach moralischen wie nach juristischen Principien lange den Stab darüber gebrochen, aber die Landsmannschaften suchen ja eben eine Ehre darin, der Zeit und der öffentlichen Meinung zu trotzen. Es ist so viel über den Unsinn und über die Unsitte des Studentenduells geschrieben, daß es unnütz wäre, dieses vermehren zu wollen. Fast der halbe „Studentenspiegel", den Scheidler aufstellt, ist voll davon, von allen Universitäten haben sich die besser gesinnten Studirenden für die Abschaffung desselben erklärt. Leider ist der Geist des Landsmannschafterthums aber noch so mächtig in unserm Universitätsleben, daß Jeder, der da die Abschaffung der Duelle vertheidigt, in den Geruch der Feigheit gebracht wird, und will er sich davon befreien, so wird er sich wol für die Abschaffung der Duelle selbst duelliren müssen! Freilich, so lange die deutschen Universitäten nicht in Klosterschulen verwandelt werden, so lange der junge Mann, zum ersten Mal im Gefühle völliger Freiheit, in der Ehre ein Ideal erkennt und so lange der Staat, wie man eingestehen muß, aller seiner Macht ungeachtet bei persönlichen Beleidigungen den genügenden Schutz zu verleihen zu ohnmächtig ist, so lange wird das Duell, weder unter Studirenden noch sonst überhaupt unter Männern von persönlicher Ehre, seien die Strafen noch so groß und die Vernunftgründe gegen dasselbe noch so klar, ganz aufgehoben werden, denn es liegt einmal in der Natur des Menschen; aber es kommt auch nur darauf an, den rohen Schlägerhochmuth zu unterdrücken und das Duell nicht als Zweck, durch Binden und Bandagen gesichert, sondern nur als das allerletzte Mittel und dann auch nicht als ein Spiel, sondern mit aller seiner Gefahr zu gestatten. Indem es das Letzte wird, was geschehen kann, und nicht ein lächerliches, gefährliches Spiel, wie heutzutage, ist, wenn es erst da, und dann in seiner ganzen Kraft eintritt, wo alle andere Mittel ungenügend waren, mit Einem Worte, wenn es wieder wird, was es einst war, bei unsern Vorfahren, ein Gottesurtheil, bestimmt, das ungenügende Recht zu ergänzen — jetzt ist es eine barbarische Umgehung desselben —, erst dann wird es selten werden. Allein so lange die Landsmannschaften ihr Wesen treiben und, wie die Ahnen der jungen Adeligen, ihr Ansehen auf den Schläger gründen, so lange wird die Umgestaltung auch dieses Verhältnisses ganz unmöglich sein und die junge Studentenwelt wird sich immer in einem rechtlosen Zustande befinden, der von der akademischen Freiheit so weit entfernt ist wie die Nacht von dem Tage.

Daß sich bei der raschen Fortentwickelung der Zeit in den gewaltigen Krisen derselben ein neues, zeitgemäßes, dem rohen Landsmannschafterthum entgegenwirkendes Element im deutschen Universitätsleben bilden mußte, war nothwendig. Wäre dies nicht geschehen, so wäre das ein Beweis gewesen, das ganze deutsche Universitätswesen sei ein faules, ein unbildsames, ein versumpftes. Dieses große, der Zeit, die es schuf, angepaßte Element, war die Burschenschaft. Der Name hat einen übeln Ruf bekommen, die Meisten denken dabei an Königsmord und Rebellion, aber einerlei, von allen politischen Verirrungen, welche die Burschenschaft sich zu Schulden kommen lassen, abgesehen, die Idee der Burschenschaft war eine hochsinnige, eine edle, die Bildung der Burschenschaft ist ein denkwürdiges Ereigniß in der deutschen Geschichte. Mit sehr viel politischer Unschicklichkeit und mit dem tiefsten Gemüthe manifestirte sich in ihr die deutsche Jugend; eben nur der deutschen Jugend konnte es möglich sein, der Gegenwart so ganz zu vergessen und die Zukunft so zu idealisiren. Daß sie die Ehre des Studententhums in die Sittlichkeit und in den Sinn für das allgemeine Vaterland setzte, der landsmannschaftlichen Roheit und Zertheiltheit gegenüber, überwiegt alle Verirrungen, die sich eine feurige Jugend zu Schulden kommen ließ, welche in den Freiheitskriegen ihre Macht kennen lernte und sich dann später, als die politische Ordnung des

Vaterlandes ihr nicht zusagen konnte, überschätzte. Die Burschenschaft war es, welche das Studium der Geschichte, der Nationalökonomie, der Kriegskunst, der Geographie belebte und dem Geiste des Studententhums ein höheres Ziel setzte. Die Burschenschaft war es, welche der Unsitte des Duells die Ehrengerichte entgegenstellte.

Aber dieser edle Keim, der ihr zu Grunde lag, darf uns ihre großen Schwächen nicht übersehen lassen, und ich spreche wol nur eine allgemein gefühlte Wahrheit aus, wenn ich jetzt sage: „Die öffentliche Meinung kann sich auch mit der Burschenschaft nicht befreunden, die Burschenschaft hat für den Deutschen jetzt nur noch ein historisches Interesse." Die Periode des Deutschthums liegt hinter uns. Wie wunderlich wird uns zu Muth, wenn wir die alten burschenschaftlichen Gedichte lesen; wie vereinsamt steht ein Jahn und auch noch aus späterer Zeit ein Florencourt unserer großen Bewegung gegenüber; es sind verwitterte Typen. Das bloße Deutschthum, worin sich die erste Burschenschaft zu sehr gefiel, hatte keine geistigen Potenzen, die dem Drange nach Erkenntniß, die der Theorie des Vernunftprocesses in allen Geistessphären hätten Widerstand leisten können; der Dogmatismus der Gesinnung und des Gemüths war überhaupt zu einem solchen Kampfe nicht fähig und die alten Deutschthümler, welche steif und fest bei ihren dogmatischen Stichwörtern stehen blieben, mußten allmälig im Verlauf einer geistigen Bewegung, die vollkommen über ihrem Horizonte liegt, zurückbleiben oder ganz und gar ihren Untergang finden. Die Gegenwart hat die Burschenschaft weit überholt; sie tritt mit Dem, was die Zeit will, in Widerspruch.

Die Zeit will keine geheimen Verbrüderungen, sei ihr Zweck noch so edel; Offenheit und Öffentlichkeit ist ihre Parole. Es war ein großer, unglückseliger Irrthum, den das Vaterland mit seinen schönsten Kräften bezahlen mußte, als man glaubte, die Freiheit durch geheime Vereine fördern zu können, als man der unklaren Ansicht war, man könne eine Revolution machen. In diesen Irrthum stürzte die Burschenschaft. Eine Revolution kann niemals gemacht werden, sie macht sich selbst, geheime Verbindungen können Verschwörungen, Empörungen machen, aber immer zum Unglück der Verschwörer. Welch eine trostlose Ansicht aber muß man von der Gesellschaft, von dem Staate haben, wenn man glaubt, der Umsturz alles Bestehenden sei in die Hände von ein paar verbündeten Menschen gegeben! Wie wird durch eine solche Ansicht das Gesetz des Geistes, welches durch die ganze Geschichte läuft, aufgehoben und die Willkür dafür eingesetzt! Es gab eine Zeit, wie zur Genüge bekannt, wo sich unsere studirende Jugend ganz besonders diesem Wahne hingeben konnte, und da die Regierungen nun leider auch glaubten und noch glauben, daß eine Revolution wie die französische durch unruhige Köpfe gemacht werden könne, da sie sich ganz natürlich verpflichtet fühlten, das Bestehende den Revolutionsmachern gegenüber zu schützen, so sahen wir sie Maßregeln ergreifen, die hoffentlich nie wiederkehren und den Herrn v. Tschoppe mit all seinen Helfershelfern überflüssig machen.

Nichts widerstrebt nun aber mehr unserer öffentlichen Meinung als der unhistorische Glaube an solche Revolutionsmacherei. Die Zeit ist thätig in allen ihren Tiefen und sie verlangt von Jedem Thätigkeit, aber sie glaubt ebenso wenig an eine Revolution durch geheime Verbindungen, denn sie ist zu ernst, zu geschichtlich gebildet, noch will sie überhaupt eine Revolution, denn es hat noch nie eine ganze Zeit, ein ganzes Volk eine Revolution wollen können. Was also die alte Burschenschaft einmal gewollt und geglaubt hat, das will unsere Zeit nicht, sie ist aus jenen Irrthümern, worein die Burschenschaft verfiel, geläutert hervorgegangen und in einer allgemeinen, ununterbrochenen Entwickelung begriffen. Der Kampf mit Principien, der Kampf gegen Erscheinungen beschäftigt sie. Die Erkenntniß der Idee durchdringt langsam und sicher alle Stände, der exclusive Glaube unter den Studenten, wie er lange genug die Burschenschaft beseelte, der Student sei berufen, die neue Zeit zu gewinnen, ist heutzutage ein thörichter und verderblicher geworden. Die Bewegung geht weit hinaus über das Studententhum, der Student soll sie fühlen, und tiefer fühlen als mancher Andere; aber er darf weder sich allein für sie, noch sich überhaupt zur praktischen Ausführung derselben berufen glauben. Das waren die Schwächen der Burschenschaft, und sie bezeugten denn einen burschenschaftlichen Egoismus und Dogmatismus, der Keinen in seinem Streben für das Höchste anerkennen wollte, wenn er nicht das schwarzrothgoldene Band trug, und der an das Bevormundungssystem der Bureaukratie erinnert. Die allgemeine Thätigkeit dieser Zeit, die große demokratische Richtung unserer Tage kann sich mit einer solchen burschenschaftlichen Gesinnungsoligarchie nicht vertragen, sie hat das lästige Joch derselben abgeschüttelt, und so viel Tüchtiges aus dem engen, geheimen burschenschaftlichen Bunde auch hervorgegangen sein mag, ebenso viel wurde dort auch mit pomphaften Reden gespielt und leeres Stroh gedroschen. Unglückselige Täuschungen rissen ein, wer der Verbindung einige Dienste geleistet, glaubte ums Vaterland Verdienste zu haben, wer im studentischen Leben etwas galt, trat mit unendlichen Prätensionen ins bürgerliche Leben, ja, viele große Burschenschafter legten sich nachher ganz auf die Bärenhaut des Philisteriums und beriefen sich auf ihren burschenschaftlichen Ruf. Wo das Leben für das Allgemeine erst angehen sollte, wurde es von Vielen als geschlossen betrachtet, und der Rücken wurde gebogen, wo der Mann gelten sollte. Mecklenburg hat eine Menge von hitzigen Burschenschaftern nach Jena gesendet und wieder bekommen; wo aber regen sich in Mecklenburg öffentliche Stimmen über den mittelalterlichen Zustand jenes Landes? Es ist Alles todt und still. Was thun die Burschenschafter? Sie sind im Philisterium! Also das Philisterium, besser ausgedrückt das bürgerliche Leben wird dem Studententhum noch immer gegenüber gestellt, dieses wird

als ein lichtes Ideal, jenes als eine Wirklichkeit, der man sich fügen muß, dieses als das Höchste, dem man alle Kraft opfern muß, jenes als das Gemeine, wo man nur vegetiren will, angesehen, der trostloseste und verderblichste Glaube! Wie das Landsmannschaftewesen, hat auch die Burschenschaft viele Philister gebildet! Hätte man Das, was der biedere Oken 1817 auf der Wartburg redete *), früher beherzigt, es wäre manche thörichte That unterblieben, es wäre manche schnell verbrauste Kraft dem Vaterlande erhalten.

Ihr Studenten — sagte er — bewahrt euch vor dem Wahn, als wäret ihr es, auf denen Deutschlands-Sein und Dauer und Ehre beruhte. Deutschland ruht auf sich selbst, auf dem Ganzen. Jede Menschenzunft ist nur ein Glied am Leibe, der Staat heißt, das zu dessen Erhaltung so viel beiträgt, als ihm sein Standort gestattet. Eure Bestimmung ist zwar, einst als Theile des Kopfes zu wirken; aber der Kopf ist ohnmächtig, wenn Glieder und Eingeweide den Dienst versagen. Ihr aber seid jetzt Jugend, der kein anderes Geschäft zukommt, als sich so einzurichten, daß sie gedeihlich wachse, sich bilde, sich nicht durch eitle Gebräuche aufreibe, daß sie also sich zu diesem Zwecke verbinde, und sich um nichts Anderes kümmere, als insofern man das Ziel scharf ins Auge faßt, nach dem man laufen soll. Der Staat ist euch jetzt fremd und nur insofern gehört er euer, als ihr einst wirksame Theile darin werden könnt. Ihr habt nicht zu bereden, was im Staate geschehen oder nicht soll; nur Das geziemt euch zu überlegen, wie ihr einst im Staat handeln sollt und wie ihr euch dazu würdig vorbereitet. Kurz, Alles, was ihr thut, müßt ihr blos in Bezug auf euch, auf das Studium und das Studentenwesen thun, und alles Andere, als eurer Beschäftigung, als eurem Wesen fremd, ausschließen, auf daß euer Beginnen nicht lächerlich werde.

Eben Das, was Oken schon 1817 auf dem für das deutsche Studententhum so verhängnißvollen Wartburgfeste sagte, fodert noch heute die öffentliche Meinung von demselben. Wie sehr sie zu Foderungen berechtigt, ist nachgewiesen worden, sie steht nicht unter, sondern hoch über dem Studentengeiste; ihr ist Landsmannschaft und Burschenschaft verfallen. Sie verlangt, daß der deutsche Student ein ganzer Sohn seiner Zeit sei, und dadurch stürzt sie das brutale Landsmannschafterthum; aber sie kann auch nicht dulden, daß der Student sich als ausschließlichen Reformator oder Ikonoklast in Zuständen betrachte, zu denen er nur erst im Verhältniß der Vorbereitung steht, und dadurch hat sie mit dem burschenschaftlichen Dogmatismus gebrochen für alle Zeit. Es ist unmöglich, ihn wieder aufzurichten. Nicht als einen abgeschlossenen Stand, sondern nur in einem hohen Berufe dürfen die Studenten zusammenhalten und die wahrhafte akademische Freiheit, deren Wesen über viele Irren beinahe verloren wurde, erstreben. Der Geist der Zeit muß auch in unsern jungen Studirenden wach werden und ihnen zeigen, daß es etwas Höheres gilt als Corporativinteressen und Verbindungsfehden, daß die Zukunft des Vaterlandes an etwas Höherm hängt, als an Gewaltversuchen und farbigen Bändern. Der Student muß durch den Geist der Freiheit und durch den vaterländischen Sinn zu allen Schichten der Nation in einem wechselseitigen Verhältnisse stehen, er muß sich nicht auf sich allein berufen wollen, er glaube ans Ganze; er braucht die schöne, schwärmende Idealität des deutschen Studententhums nicht aufzugeben, er soll sich nur sagen, daß er nicht Deutschland sei, daß er aber viel für Deutschland werden könne! Darum sei ihm ein fester Charakter und die Wissenschaft ein ernstes Streben. Nur durch die Studenten selbst kann das deutsche Studententhum veredelt und weiter entwickelt werden, staatliche und policeiliche Maßregeln können hemmen, aber nicht wieder bauen. Der Staat hat seit 1815 die wahre akademische Freiheit beschnitten, die Auswüchse und Feinde derselben hat er nichts weniger als vernichten können.

(Der Beschluß folgt.)

*) Kieser's „Wartburgsfest", S. 113.

Die Weltgeschichte aus dem Standpunkte der Cultur und der nationalen Charakteristik. In Vorlesungen im Winterhalbjahre 1841—42 zu Dresden gehalten von C. F. Vehse. Zwei Bände. Dresden, Walther. 1842. Gr. 8. 5 Thlr.

Schon der zu früh verewigte geistvolle Dippold hatte eine Reihe von Vorlesungen, in deren engen Rahmen er das große Gemälde der Weltgeschichte in kühnen, treffenden Überblicken eingetragen und vor einem Kreise Gebildeter entrollt hatte, auch dem größern Publicum durch den Druck zugänglich gemacht. Dieselbe Idee ist es, die hier ein begabter Schriftsteller für eine im historischen Wissen und Leben unleugbar vorgeschrittene Zeit in seiner Weise, aus anderm Geist und zum großen Theil in ganz anderer Richtung verwirklicht. Auch unserm Verf. war es vergönnt, mit seinem reichen Talente eine Reihe gediegener und geistreich erfaßter geschichtlicher Ergebnisse einem gebildeten Kreise vorzuführen, und was aus dem Talente des Vortragenden für den Moment vielleicht eindrucksvoller, aber auch schneller vorüberrauschend und weniger nachhaltig erklungen, was in jenen engern Räumen nur zu verhältnißmäßig Wenigen gedrungen war, das wird nun durch die Veröffentlichung jener Vorträge dem ganzen gebildeten Publicum zu bleibender Bewahrung, zu ernstem Andenken und Benutzen zugänglich.

Die Geschichte ist ein unermeßliches Feld, und auch nur das Bedeutendste aus ihr herauszunehmen legt eine schwierige Wahl auf, und kann einen um so größern Raum in Anspruch nehmen, je tiefer der Beschauer in das Innere der Geschichte eingedrungen ist und die Bedeutung so manches von den Vorgängern Übersehenen, freilich auch das Bedeutungslose manches überschätzten Moments erkannt hat. Geschichtliche Kenntniß, politische Einsicht und richtiger Takt und Geschmack müssen hier vereint sein, um die Wahl auf das Rechte zu lenken. Es kann dem Verf. nicht abgesprochen werden, daß er eine gute Auswahl getroffen, meistens die wesentlichen Momente geschickt hervorgehoben und ihr In- und Aufeinanderwirken mit der Kunst des pragmatischen Historikers ans Licht gestellt hat. Dabei steht ihm die Sprache ungemein zu Gebote und eine warme Begeisterung spricht sich in gewählter und blühender Rede aus. Er hat zu viel Kern, als daß er sich in den stereotypen hohlen Phrasen ergehen, und zu viel Wärme der Gesinnung, als daß er den kalten Sophistereien des französirenden Esprit verfallen und eine bloße Verstandesberechnung darbieten könnte, wie sie eben deshalb die volle Wahrheit nicht trifft, weil sie von den beiden großen Hebeln, die einander gegenseitig unterstützen und ergänzen, blos den einen anwenden.

Eine besondere und nicht die am wenigsten verdienstliche Seite des Werks ist seine vornehmliche Hinrichtung auf das Culturleben, was doch nicht etwa blos nebenbei in besonderer

Abhandlung besprochen, sondern auf welches die ganze Darstellung bezogen wird, sodaß die Ereignisse und Verhältnisse ganz hauptsächlich in ihrem Einflusse auf jene Momente aufgefaßt und gewürdigt werden. Der ganze Charakter des Werks bringt es dabei natürlich mit sich, daß wir es nicht mit speciellen Forschungen und Ansammlung kleiner, mühsamer Details, sondern mit einer Zusammenstellung von Ergebnissen, und zwar in ihren durchgreifenden und charakteristischen Hauptzügen zu thun haben.

Von den 41 Vorlesungen sind zwei der Einleitung gewidmet und beschäftigen sich mit der Methodik, mit der Hervorhebung der Personen und Völker, die dem Verf. als weltgeschichtlich erschienen sind — in welchem Betrachte er übrigens, wenigstens so viel die Völker anlangt, manchen Widerspruch zu erwarten haben wird, besonders von den Vielen, die in unserer Zeit von den Slawen hoffen oder fürchten — und mit der Bezeichnung der Culturperioden. Acht folgende betreffen das Alterthum, wobei eine ganze Vorlesung der Schöpfung und der Zeit der Patriarchen, eine andere dem alten Ägypten, wieder eine dem Moses und dem jüdischen Staate bis Salomo und eine vierte den Phönìziern, dem Untergange Judas und dem persischen Staate bis Cyrus gewidmet ist, sodaß dann Griechenland und Rom in vier Vorlesungen absolvirt werden.

Die Periode des Mittelalters eröffnet der Verf. gleich mit dem Christenthum, das er in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung, in seiner ersten Herrlichkeit und in seiner Verweltlichung bei der Annahme zur Staatsreligion zeichnet, hieran zugleich die letzten Zeiten des byzantinischen Reiches schließend. Erst jetzt wendet er sich in besonderer Vorlesung zu dem zweiten Reagens gegen die antike Welt, zu den Deutschen, die er nun von ihrem ersten Vortreten an durch die Völkerwanderung bis auf Karl den Großen begleitet. Diesem, dem Anfange des Ritterthums und der Feudalzeit und der sächsischen und fränkischen Kaiser ist wieder eine besondere Vorlesung gewidmet. In sieben folgenden — und es sind dies nicht die am wenigsten glänzenden Partien des Werks — werden mit lebensvollen Farben und in kühnen, geistvollen Umrissen die Araber, das Papstthum, die Hohenstaufen, die italienischen Freistaaten und ihre Kunst, die Weltbildung der Italiener, das deutsche Mittelalter von Rudolf von Habsburg bis auf Maximilian, die Kunst und das Städtewesen des deutschen Mittelalters gezeichnet. Eine wohlgelungene Gruppirung.

Für die neuere Zeit braucht der Verf. die größere Hälfte seiner Vorlesungen. Spanien und Portugal beschäftigen zwei, Luther und die Reformation auch zwei Vorlesungen. Nachdem in besonderer, zu manchen Einwürfen Anlaß gebender Ausführung von dem neuen Königthum und dessen Ausbildung zum Absolutismus gehandelt worden, folgt dazu ein allerdings treffender Commentar in drei Vorlesungen über Frankreich, während England, was deren vier beschäftigt und zugleich zur Betrachtung des Colonial- und Welthandelwesens Anlaß gibt, allerdings einen Staat ganz andern Charakters darstellt. Nur in Einer Vorlesung wird darauf Deutschland und der Dreißigjährige Krieg und Preußens Entwickelung bis auf Friedrich II. erledigt, während eine andere das Preußen Friedrich's II. und Östreich unter Maria Theresia und Joseph II. parallelisirt, eine dritte aber die moralischen Verhältnisse in Rußland und Polen darstellt. Eine Betrachtung Frankreichs unter Ludwig XV. bildet die passende Einleitung zu der französischen Revolution, die in drei Vorlesungen behandelt wird, worauf das von dem Verf. nicht ohne Vorliebe betrachtete Amerika und eine interessante Schlußbetrachtung über die gegenwärtige Weltlage das mannichfach anregende und ergreifende Werk beenden. 96.

Bibliographie.

Ampère, A. M., Natürliches System aller Naturwissenschaften. Eine Begegnung deutscher und französischer Speculation. Aus dem Französischen im Auszug bearbeitet und mit kritischen Noten begleitet von C. Widenmann. Stuttgart, Ebner und Seubert. 8. 18¾ Ngr.

Anthologie aus Schelling's Werken. Berlin, Hermes. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bertholdi, H., Humoristischer Fremdenführer durch Danzig und seine romantischen Umgebungen. Danzig, Homann. 1843. 16. 10 Ngr.

Fliegende Blätter für Fragen des Tags. VI. Zur vergleichenden Politik. 1) Die englische Verfassung und ihr „it works well"! Berlin, Besser. 1843. Gr. 8. 5 Ngr.

Böhmer, W., Die christliche Glaubenswissenschaft nach ihrer theologischen und christologischen Beziehung entwickelt. Breslau, Graß, Barth und Comp. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Das deutsche Collegium in Rom. Entstehung, geschichtlicher Verlauf, Wirksamkeit, gegenwärtiger Zustand und Bedeutsamkeit desselben, unter Beifügung betreffender Urkunden und Belege, dargestellt von einem Katholiken. Leipzig, Hahn. 1843. Gr. 8. 25 Ngr.

Crusenstolpe, M. J. v., Kleine Erzählungen. Aus dem Schwedischen. Berlin, Morin. Kl. 8. 26¼ Ngr.

Detmold, Randzeichnungen. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 8. 20 Ngr.

Droysen, J. G., Geschichte des Hellenismus. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Geschichte der Bildung des hellenischen Staatensystemes. Mit einem Anhange über die hellenistischen Städtegründungen. Hamburg, Perthes. 1843. Gr. 8. 4 Thlr.

Flügel, J. G., Literarische Sympathien, oder industrielle Buchmacherei. Ein Beitrag zur Geschichte der neueren englischen Lexikographie. Nebst einem Vorworte von G. Hermann. Leipzig, Weichardt. 1843. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gasparin, Graf A. v., Die allgemeinen Interessen des französischen Protestantismus. Aus dem Französischen von M. Runkel. 2te Abtheilung. Essen, Bädeker. 1843. Gr. 8. 25 Ngr.

Hoffmann, J. A. G., Versuch einer Darstellung des in den sächsischen Herzogthümern geltenden Kirchenrechts. Hildburghausen. 1843. 8. 1 Thlr.

Kobell, F. v., Gedichte in hochdeutscher, pfälzischer und oberbayerischer Mundart. Zwei Bändchen. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1843. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

— — Derselben 1stes Bändchen. — A. u. d. T.: Gedichte in hochdeutscher und pfälzischer Mundart. 2te vermehrte Auflage. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1843. 8. 25 Ngr.

Liederbuch dreier Freunde. T. Mommsen. T. Storm. T. Mommsen. Kiel, Schwers. 1843. Gr. 8. 1 Thlr.

Maßmann, H. F., Deutsch und Welsch, oder der Weltkampf der Germanen und Romanen. Ein Rückblick auf unsere Urgeschichte zur 1000jährigen Erinnerung an den Vertrag zu Verdun. Vortrag zur Feier des 84sten Jahrestages der bayerischen Akademie der Wissenschaften am 28. März 1843. München. 1843. Gr. 4. 17½ Ngr.

Peter und Martha. Aus dem Französischen. (Geschenk des Übersetzers an das Rauhe Haus.) Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1843. 12. 7½ Ngr.

Scriba, H. E., Biographisch-literarisches Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen im 19. Jahrhundert. 2te Abtheilung: Die Schriftsteller des Jahres 1843 in theils neuen Mittheilungen, theils in Fortsetzung der in der ersten Abtheilung enthaltenen Artikel, nebst den Nekrologen der von 1800—1843 verstorbenen Schriftsteller des Großherzogthums Hessen enthaltend. Darmstadt, Jonghaus. 1843. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die Wesenheit des indischen Schachspiels und die diesem Urspiel zunächst verwandte Spielweise. Eine Variation über das alte Schachspiel. Nürnberg. 1843. 4. 6¼ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 13. —— 13. Januar 1844.

Über das deutsche Studententhum.

(Beschluß aus Nr. 12.)

Es wird wenigstens Vielen bekannt sein, daß noch im vorigen Jahre wieder Untersuchungen „auf Burschenschaft" die studirende Jugend, überhaupt Deutschland in Angst und Schrecken setzten; alle Schreckgespenster stiegen wieder hervor, Hr. v. Tschoppe war mit einem Male wieder lebendig geworden. Wenn man nun eine neue Burschenschaft gewittert hat, so wäre es doch auch interessant und sogar nothwendig zu wissen, in welchem Verhältniß ein solcher Nachwuchs zu dem alten, geborstenen Stamme stand. Dachte man wieder an Attentate? Lagen wieder praktische Zwecke vor? War es wieder die leibhaftige, policeilich verfolgte — Burschenschaft? Die Regierungen inquirirten wenigstens auf das Ärgste, die Presse machte einen großen Skandal, der Deutsche Bund selbst schien sich mit der Sache befassen zu wollen. Die Studentenvereine, die man hitzig verfolgte, waren nichts weniger als Verschwörungen, sie erinnerten keineswegs an die trotzigen, wilden jenenser „Germanen", sie waren in dieser Hinsicht durchaus tadellos. Das Landsmannschafterwesen mit seinem brutalen, sinnlichen Principe wurde stillschweigend geduldet, was war natürlicher, als daß sich junge Leute, ebenfalls Studenten, miteinander vereinigten, um jener Brutalität die Spitze zu bieten? Sollten sie etwa auch die Sinnlichkeit zu ihrem Princip, den Schläger zum Symbol ihrer Ehre erheben? Das sittliche und das vaterländische Element war in ihnen zu lebendig. Sie hatten aber vielleicht, wie man ja in Zeitungen schrieb, das Unglück, sich Burschenschaft zu nennen und sich unter diesem unheilschwangern Namen, den die Regierung haßt, das Ideal des Studententhums vorzustellen? Es war so nur der Name gefährlich. Es wird aber immer, wo das Landsmannschafterthum sich brüsten darf, Studenten geben, welche, empört von der Brutalität und dem Egoismus dieser Corps, ihnen Vereine entgegensetzen, gegründet auf Sittlichkeit, Wissenschaftlichkeit und Vaterlandssinn, es ist dies nichts als eine Ehrenrettung des deutschen Studententhums, eine Ehrenrettung der akademischen Freiheit. Soll also von Staats wegen eine neue Gestaltung des Universitätslebens herbeigebracht werden, so sei man vor allen Dingen bemüht, das landsmannschaftliche Wesen auszurotten, denn dieses wird immer seinen Gegensatz hervorrufen; wo nicht, so lasse man auch die Vereine der Gegenpartei gewähren und beide Parteien sich messen und kämpfen. Das Landsmannschafterwesen ist in sich faul, und nur durch den Druck, mit dem man die Gegenpartei belastete, hat es sich in solcher Gewalt erhalten können; man hebe diesen auf und es wird an der Zeit sterben. Der Staat würde durch die Zurücknahme der Bundestagsgesetze auf die Burschenschaft aber keine Gefahr heraufbeschwören, denn der Drang der Zeit nach Erkenntniß, der große Vernunftproceß in allen Geistessphären hat die alte Burschenschaft besser ausgerottet als die Policei, und was sich jetzt vielleicht noch Burschenschaft nennt, das ist nichts als das Sehnen nach wahrem Studententhum, welches, ruhend auf sittlichem Ernste und auf vaterländischem Sinn, den Bewegungen der Zeit seine Theilnahme schenkt und sie in sich aufnehmen will, um sie fortführen zu können. Es wird dem wahren, sittlichen Studententhume weder an dem Namen Burschenschaft noch an Farben und Bändern etwas liegen, es wird seinen Beruf höher stellen und strenger fassen, denn schon jetzt, wo es sich noch durch das entgegengesetzte Princip der Landsmannschaften zu manchem Formalismus verstehen muß, sucht es sich aller dieser Äußerlichkeiten so viel es kann zu entledigen und der akademischen Freiheit den Boden zu gewinnen. Man lasse diesem Elemente, der Landsmannschaft gegenüber, freien Raum, man verfolge es nicht wie einen Rebellen, denn es trägt in sich den Frieden des Ernstes, und es wird die Landsmannschaft stürzen, das jetzige Verbindungswesen aber mit allen seinen Übeln dadurch aufheben und eine neue Organisation des deutschen Studententhums, ein Vertrauen auf den Geist herbeizuführen wissen. Jena, welches in allen Krisen des deutschen Studentenlebens die Elemente am bestimmtesten zur Gestaltung brachte, scheint auch hier den Ausschlag geben zu wollen.

Zu diesem Zwecke scheint denn auch Scheibler seinen „Studentenspiegel" zusammengetragen zu haben; in einer solchen Bewegung wie die, worin das deutsche Studentenleben sich jetzt befindet, ist es immer gut, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen. Die Rede

von Fries ist ein Vermächtniß und dreht sich vorzüglich um die Hauptfrage über Humanismus und Philanthropismus. Der Roman von Ludwig Köhler „Akademische Welt" ist zwar mit Liebe und mit gutem Willen geschrieben, aber er zeigt nur allzu deutlich, daß der Verf. sich über die obschwebende Frage selbst nicht klar werden konnte. Daß das Studentenleben hier mit mehr Ernst geschildert wird als es wohl sonst geschah, wollen wir eingestehen, aber der Verf. zeigt eben zu viel befangenen Respect vor unnützen Formen, welche man nur noch einem Fuchse verzeiht, und weiß weder raisonnirend zum tiefern Inhalte der akademischen Welt vorzudringen, noch überhaupt diese durch bestimmte Persönlichkeiten und anschauliche Situationen zu schildern und zu gruppiren.

Friedrich Saß.

Aus dem Leben eines englischen Dichters.

In Montpellier, in einem geräumigen und elegant eingerichteten Zimmer, in welchem aber weder die geschlossenen Jalousien der Fenster noch der in den Ländern des mittäglichen Frankreichs gebräuchliche Fußboden aus Backsteinplatten einige Kühlung zu verbreiten vermochten, saß auf einem dicht an das Fenster gerückten Lehnsessel ein alter Mann von ehrwürdigem Äußern; vor demselben stand ein kleiner Tisch mit einem Lesepulte, auf welchem letztern ein dickes Buch, dem Format und der ernsten Farbe des schwarzen Einbandes nach zu urtheilen, vielleicht eine Bibel oder sonst ein Werk religiösen Inhalts, ruhte.

Der Greis sah von dem Buche auf, in dessen Inhalt er bis jetzt gleichsam versunken dagesessen hatte, als aus der dunkelsten Ecke des gegen die glühende Sonne des Landes so sorgsam verwahrten Gemachs der beunruhigende Ton eines krampfhaften, trockenen Hustens herüberdrang.

„Mein theures Kind", sagte der Alte, indem er, ohne sich zu erheben, den Laden des nahen Fensters öffnete und zugleich einen Blick voll unsaglicher Angst nach der sich nun erhellenden Ecke des Zimmers richtete, von woher jene Töne herkamen, „mein theures Kind, die Herrschaft der Sonne hat für heute geendet; wehren wir der Frische des nahenden Abends nicht länger den Eingang, sie wird dir wohlthun."

Diese Worte waren an ein junges Mädchen gerichtet, das auf einem Ruhebette ausgestreckt lag und durch seine seltene Schönheit und die sich in der Abmagerung seiner Züge und seines zarten Körpers aussprechenden Verheerungen der Krankheit doppelte Theilnahme erwecken mußte.

„Mein Vater", sagte das junge Mädchen, nachdem die Erschöpfung durch jenen heftigen Anfall des Hustens etwas gewichen war, „ach, es gibt unter diesem ewig strahlenden, ehernen Himmel keine Frische, wenn nicht der Mistral vom Norden herweht und die eben noch unter der Hitze erliegende Natur mit seinem eisigen Hauche verletzend berührt. Sehen Sie nur, mein theurer Vater, jenen über der hinabsinkenden Sonne wie ein Feuermeer erglühenden Himmel, sehen Sie diese ermattet von den Bäumen herabhängenden Blätter, diesen verbrannten Rasen, diese monotone, nur in fast unabsehbarer Ferne von der blauen Hügelkette der Sevennen unterbrochene und begrenzte Ebene! Alles ruft mir hier durch einen schmerzlichen Gegensatz unser grünendes, liebliches Vaterland zurück, in dem wir einen sonnigen Tag wie ein Fest, einen reichen Ersatz für alle ihm vorhergegangenen Tage des Nebels und verschleierten Himmels begrüßen. O, wie entbehre ich die frischen Wiesen, die sich um Welwyn ausbreiten, die tausendjährigen Eichen und Buchen, unter denen so friedlich und sicher unsere trauliche Pfarrwohnung ruht, und meine Freundinnen, meine theure Mutter, meinen Bruder — welch namenloses Weh mich erfaßt, wenn ich an sie alle denke und mir sage, daß ich sie vielleicht nicht wiedersehen soll — o lassen Sie uns abreisen, mein Vater! Ist es nicht besser, durch eine Krankheit des Körpers sterben, als dem Schmerze der durch die Sehnsucht verzehrten Seele erliegen?"

Der Greis hatte sich dem Ruhebette seiner Tochter genähert, er hatte sich auf einen Stuhl neben demselben niedergelassen, eine Hand der Kranken in die seine genommen, und Thränen flossen unaufhaltsam aus seinen Augen.

„Mein Vater", sagte das junge Mädchen, indem es sich mühsam aufrichtete und seine Arme um den Hals des weinenden Greises schlang, „mein Vater, verzeihen Sie mir, daß ich so kindisch war! Sie wissen, Kranke haben oft sonderbare Launen; o weinen Sie nicht, Ihre Thränen fallen glühendheiß auf mein Herz. Ich bleibe gern, bis der Arzt uns die Rückkehr nach England erlaubt; ich fühle mich besser, viel besser seit einigen Tagen, und denken Sie nur, welche Freude für die Unserigen, wenn wir mit der kurzen Trennung von ihnen meine Herstellung erkauft haben und wenn der Kreis unserer Familie sich dann durch ein neues, uns Allen so theures Mitglied auf immer erweitert!"

„Ja, ja, mein geliebtes Kind, so sei es, und Gott, der in seiner Güte und Liebe die Prüfungen der Menschen nach ihren Kräften mißt, wird mein heißes Flehen erhören, und die Freude deiner Genesung wird nach der Sorge um dich nur um so größer sein. Wir wollen morgen unsern guten Doctor fragen, wann wir abreisen können. O wie gern sehe ich dies Lächeln auf deine Lippen zurückkehren, mein Kind, wie glücklich machst du mich dadurch! Die Sonne ist jetzt vollends untergegangen und die Luft ist wahrhaft balsamisch; ich will gleich deine Sänfte kommen lassen und wir wollen nach dem Peyrou hinauf; du sollst dort oben", fuhr der Greis lächelnd fort, „zu deiner Strafe wieder gerechter gegen dieses schöne Land werden. Nimm, ehe wir unsere Wanderung antreten, noch einmal deinen beruhigenden Trank."

Darauf ergriff der Vater den Glockenzug über dem Lager seiner Tochter, wickelte, wie eine sorgsame Mutter, die Leidende in einen großen Shawl ein und führte sie, unterstützt durch den eben eingetretenen alten Bedienten, die Treppe hinab, an welcher unten die Sänfte bereits der Kranken harrte; dann schritt er, von Augenblick zu Augenblick einen Blick auf seine Tochter richtend und den Gang der Träger regelnd, an der Seite der Sänfte dem Peyrou, jener berühmten Promenade zu, von wo aus das Auge im Norden über die prächtige Ebene von Languedoc hinweg bis an die Kette der Sevennen hinschweift; im Süden bis zu den Pyrenäen und dem Schneegipfel des den östlichen Theil dieses Gebirgs beherrschenden Canigou sich erhebt und selbst den Spiegel des mittelländischen Meeres erreicht, während es in unmittelbarer Nähe von einem an die Werke Roms erinnernden Aquaduct, von herrlichen Gartenanlagen und von dem Blicke auf die Stadt Montpellier gefesselt und bezaubert wird.

Der Greis, den wir eben so zärtlich um seine Tochter bemüht gesehen haben, war Young, der Freund und Gefährte Swift's, Shaftesbury's, Pope's, Addison's und Richardson's, der Mitarbeiter am „Spectator" und mehr als alles Dieses der Verfasser der „Nachtgedanken", jener erhabenen Elegie, wo, neben einer vielleicht mitunter ermüdenden Ausführung und Wiederholung des Gedankens, dennoch die Wahrheiten der Religion und Moral in den Bildern einer überschwenglich reichen Einbildungskraft ihren erhabensten Ausdruck finden.

Young war im J. 1684 geboren und von seinem Vater, einem Landprediger in Hamshire, zur Rechtswissenschaft bestimmt worden. Während er dieser so positiven Wissenschaft auf der Universität zu Oxford oblag, hatte seine Vorliebe für die Dichtkunst ihn häufig zu seiner wahren Bestimmung zurückgeführt, und seine ersten Versuche, die Tragödien „Busiris" und „Die Rache der Brüder", vorzüglich aber sein Gedicht „Das Weltgericht", hatten ihm bereits früh die Bewunderung des englischen Publicums und in dem Herzoge von Warthon einen eifri-

gen Beschützer erworben. Vertrauend auf den Einfluß dieses mächtigen Freundes und auf seine persönlichen Eigenschaften bewarb Young sich, nach beendigten Studien, um eine Stelle an einem der Gerichtshöfe des Landes. Gegen alle Erwartung scheiterte er in seiner Bewerbung.

Oft bedarf es nur eines ersten Unfalls in einer Laufbahn, zu der nicht eigentlicher Beruf uns bestimmte, um uns zu bewegen, daß wir dieselbe verlassen und gegen eine unsern Anlagen und Neigungen mehr entsprechende vertauschen. Dies war Young's Fall; er gab die Rechtswissenschaft auf, widmete sich der Theologie und ward im J. 1728 Hofkaplan Georg's II.

Die Hofgunst, deren Young sich erfreute, blieb ausnahmsweise für ihn ein unfruchtbarer Besitz, denn sie verschaffte ihm nur die bescheidene Landpfarrerstelle in Wetwyn mit einem Einkommen von 300 Pf. St. und einigen Ländereien. Dennoch erblühte Young in dieser von dem Geräusche der Welt und den Kämpfen des Ehrgeizes entfernten Stellung zum ersten Mal das wahre Glück, das er, seiner innersten Natur nach, nur auf diesem Wege finden konnte; er hatte neben der Erfüllung seiner Berufspflichten hinlängliche Zeit, den Musen zu leben, und seine Verbindung mit der Witwe des Obersten Lee, einer Tochter des Grafen Litchfield, und die bald entstandene zärtliche Liebe zu den beiden Kindern aus der ersten Ehe seiner Gattin erfüllten alle Wünsche, die sein Herz je genährt hatte.

An seiner Stieftochter aber, welcher ihre Schönheit, die seltensten Eigenschaften des Gemüths und Verstandes und die Verlobung mit dem Sohne des Lords Palmerston eine reiche Zukunft verhießen, erklärte sich plötzlich im J. 1741 jene entsetzliche, unheilbare Krankheit, welche unter dem Namen der Phthisis in England so viele Opfer zählt. Young eilte mit seinem geliebten Kinde nach Montpellier, dessen Luft die Ärzte als das wirksamste Mittel gegen die Fortschritte des sich ausbildenden Übels empfahlen, und dort ist es, wo wir den englischen Landpfarrer und Dichter mit seinem Pfleglinge soeben gesehen haben.

Am Abend nach der vorhin erwähnten Promenade auf dem Peyrou fühlte sich die Kranke wohler, aber auch schwächer als je. Das Mittel, durch welches der Arzt die gewöhnlich fieberhafte Aufregung seiner Patientin zu beschwören suchte, führte bald einen langen Schlaf herbei. Young saß neben seiner Tochter, deren Hand er, wie im Vorgefühl einer nahen Trennung, nicht mehr aus der seinigen zu lassen wagte. Seit Wochen schon war die Ruhe der Leidenden durch Fieberphantasien unterbrochen worden, in denen sie ihre Erinnerungen oder Hoffnungen aussprach. Jedes Wort, das von den Träumen der im Schlafe redenden Kranken Kunde gab, der Name ihrer Mutter, ihres Bruders, ihrer Jugendgespielinnen, in deren Mitte sie, an der Seite des Geliebten, auf der Wiese hinter dem Pfarrhause von Wetwyn Kränze flocht, das Lächeln, das bei diesen Bildern um die glühenden Lippen des armen Kindes schwebte, diese ganze Sprache eines hinschwindenden und nur im Traume noch beglückten Lebens erschien dem bedauernswerthen Vater der Vorbote, der Vorgenuß eines nahen Zustandes, an den kein Schmerz der Erde mehr hinanreicht. Zum ersten Male ergriff den Greis das klare Bewußtsein des ihm nahenden Verlustes; er glaubte den guten Engel, welcher das Leben des Menschen beschützend und lindernd begleitet, hier sein Werk der Liebe vollbringen und das Ende der Laufbahn einer Sterbenden mit Blumen bestreuen zu sehen.

Young sank, indem er sein Gesicht auf die brennende Hand der Kranken niederbeugte, betend am Bette derselben nieder; bald flossen seine Thränen, sein gepreßtes Herz erleichternd, reichlich auf diese theure Hand nieder, und dies Zeichen der mit dem Schmerze kämpfenden Liebe erweckte die Kranke aus ihrem Schlummer. Ihr erster Blick fiel auf den an ihrer Seite knieenden Greis; nachdem sie eine Zeit lang ihre glänzenden Augen schweigend auf das ehrwürdige Haupt ihres Vaters gerichtet und mit der prophetischen Gabe, welche so oft die letzten Momente der Sterbenden erhellt, Alles, was sie umgab, bis zu seinem Ende klar erkannt hatte, sagte sie mit schwacher Stimme: „Mein theurer Vater, machen wir uns keine Täuschung mehr; Sie wissen es, die Schläge des Schicksals, die uns unvorbereitet treffen, sind die härtesten. Ich fühle, daß mein Ende naht, und wäre es nur an der Klarheit, mit der mein Geist, schon halb von seiner irdischen Wohnung entbunden, meine ganze Vergangenheit und selbst die Zukunft umfaßt. Wohl mir, mein Vater, daß Sie mein Lehrer waren und mir die tröstlichen Überzeugungen gaben, die dem Tode seine Schrecken nehmen und mich jetzt mit Zuversicht, ja fast mit Freudigkeit erfüllen. Warum auch sollten wir uns betrüben, da wir wissen, daß wir nach kurzer Trennung auf ewig wieder vereint sein werden? Wenn ein Gedanke mir diese feierliche Stunde des Scheidens verfinstert, so ist es der, daß ich Sie und die Meinigen, im ungerechten Schmerze die Hinübergegangene beweinend, hier unten zurücklasse. O, mein Vater, lassen Sie Ihre Thränen für mich nicht ebenso viele Zweifel an Ihren Worten der Weisheit und Tugend, an der Überzeugung eines schönern Lebens und einer Wiedervereinigung der Tugendhaften nach dem Tode werden; seien Sie in der ernsten Prüfung, welche der Himmel über meine Mutter, über den mir zum Lebensgefährten bestimmt gewesenen Freund und über meinen Bruder verhängt, der Tröster Aller und lehren Sie ihnen durch Ihr Beispiel, sich ohne unmäßige Trauer dem Willen des Höchsten zu fügen. Dank sei Ihnen, mein theurer Vater, für Alles, was Ihre Liebe bis zum letzten Augenblicke meines Lebens für mich gethan."

Die Kranke faltete ihre weißen, abgemagerten Hände zum Gebet und schloß erschöpft die Augen. Young betete auch; aber er vermochte sich nicht zu der edeln Hingebung seiner Tochter in den Willen Gottes zu erheben; noch immer bekämpfte er die Überzeugung eines Schicksals, das sich ihm mit schnellen Schritten unaufhaltsam näherte, und sein von unbeschreiblicher Angst gefoltertes Herz schickte nur die heiße Bitte um Hülfe und Rettung zum Himmel empor.

Der Athem der Kranken wurde kürzer und verrieth den Kampf, in welchem die unterliegende Natur mit ihrem eigenen Gesetze in Zwiespalt geräth; dann hob sich die Brust der Sterbenden nur wenig noch, bis endlich die letzte Bewegung in einem scheinbaren tiefen Schlafe erstarb.

In diesem Augenblicke trat der Arzt ein, nach welchem geschickt worden war; sein Blick, der mit Rührung von der schönen Hülle der Verklärten sich langsam und ernst auf das ängstlich an seinem Munde hängende Auge des Vaters wendete, sagte diesem, daß Alles vollbracht sei.

Wie Young die Nacht nach diesem Ereignisse verlebte, hat Niemand gesehen; denn er schloß sich, nachdem der Arzt hinausgegangen war, in dem Sterbezimmer seiner Tochter ein, um erst am folgenden Morgen, äußerlich ruhig und ohne Thränen, aber bleich und sichtbar gealtert, aus dem Trauergemache wieder hervorzugehen.

Der Tod der Tochter des englischen Pfarrers und Dichters erregte in Montpellier die allgemeinste Theilnahme. Ein Jeder hatte die schöne junge Engländerin gesehen, ein Jeder erwähnte der Herzensgüte, mit welcher sie bei allen sich ihr darbietenden Gelegenheiten die darbende Armuth zu trösten und zu unterstützen gesucht hatte, ein Jeder wußte, daß die sich auf das freiwillige Exil der Fremden stützenden theuersten Hoffnungen einer Mutter und eines Verlobten durch diesen Todesfall grausam zerstört wurden.

Begleitet von solchen Sympathien schwankte der durch sein Unglück gebrochene Vater nach der Wohnung des Pfarrers, in dessen Kirchsprengel das junge Mädchen gestorben war, um für dasselbe um eine Ruhestätte in der Erde eines katholischen Kirchhofs zu bitten. Der Priester verweigerte dem Protestanten, dem Irrgläubigen, dem abtrünnigen Sohne der Kirche diese Gunst für die irdischen Überreste einer angebeteten Toch-

ter. In seinem Gefühle als Vater, in seinen Rechten als Christ, in seiner Würde als Mensch auf das empfindlichste gekränkt, verließ Young die Schwelle, über welche ihn die Erfüllung einer so schmerzlichen Pflicht geführt hatte, und er bedauerte, daß der Zufall ihn zu dem fanatischsten aller Priester geführt und nicht zu jedem andern der würdigern Amtsgenossen desselben. Young klopfte daher an der Thür eines andern Geistlichen an und erhielt dieselbe Antwort; er machte bei einem Dritten einen ebenso fruchtlosen Versuch, und die endlich in eben demselben Sinne abgegebene Entscheidung des Bischofs, an welchen Young sich zuletzt gewendet hatte, beraubte diesen jeder Hoffnung, in einem vom Fanatismus verfinsterten Lande eine Hand voll Erde zu finden, um damit die Hülle seines Kindes bedecken zu können.

So von den Menschen verlassen und selbst von Denen zurückgestoßen, welche die Werkzeuge der göttlichen Liebe auf Erden sein sollten, faßte Young den fast übermenschlichen Entschluß, selbst der Todtengräber seiner Tochter zu werden.

Von neuem hatte die Nacht Montpellier in ihre Schatten eingehüllt und der Westwind jagte große Wolken unter der nur selten zwischen diesen hindurch glänzenden Sichel des Mondes hin; die Glocke der nahen Kirche St.-Denis hatte längst die Mitte der Nacht verkündigt und die Straßen der Stadt waren still wie das Grab geworden. Der günstige Augenblick zur Ausführung des Vorhabens, das Young beschlossen, war da; aber noch immer fehlte dem Vater die Kraft zur Ausführung des Entschlusses, nach welchem er, der durch sein Unglück an Geist und Körper gebrochene Mann, mit eigener Hand die dunkle Scheidewand des Grabes zwischen sich und seiner Tochter aufbauen sollte; es schlug jetzt 1 Uhr, und der durch seine Dämmerung in wenigen Stunden das Werk der Beerdigung mit Vereitelung bedrohende Morgen machte Eile zur Pflicht. Da ergriff Young die Werkzeuge, die ihm bei seinem Unternehmen dienen sollten, da schloß er den Körper der Tochter in seine zitternden Arme und durcheilte mit scheuen Tritten die menschenleeren Straßen.

Endlich war er am Ziele seiner Wanderung angekommen; an einer niedern Mauer, welche ein dichtes Gebüsch von Laubholz den Blicken der Vorübergehenden entzieht, legte er sanft die theure Bürde nieder; dann öffnete er die Grube, welcher er jene übergeben sollte. Die Arbeit war vollendet und Young kehrte zu seiner Tochter zurück, um den schwersten Theil seiner Pflicht zu erfüllen. Leise hob er den entseelten Körper von der Erde auf und heftete, indem er ihn an seine Brust drückte, mit gebrochenem Herzen seine Blicke auf das noch immer so liebliche und eben von einem Strahle des aus den Wolken hervortretenden Mondes beleuchtete Antlitz der Todten. „O, meine Tochter", rief der vom Schmerze überwältigte Greis, „warum mußte der Tod dich im Frühlinge deiner Tage, wo deine junge Seele sich kaum dem Leben und dem Glücke geöffnet hatte, in das Grab legen, warum das hinfällige Alter zum Todtengräber der blühenden Jugend machen! Wie himmlisch-schön und gut du warst, wie deine Unschuld und Fröhlichkeit die Reize deiner Jugend erhöhten! Was fehlte zu deinem Glücke als die Tage, es zu genießen! O meine Tochter, mein Kind, in welcher Einöde du deinen Vater zurückläßt! Soll ich denn wirklich nicht mehr deine süße Stimme hören, nicht mehr deinem Lächeln begegnen, nicht mehr auf deine unschuldigen Freuden denken dürfen? Haben denn deine Jugend, deine Schönheit, dein zur Liebe geschaffenes Herz nur dazu gedient, den Tod zu einer so reichen Beute herbeizurufen? O, mein Kind, nie habe ich dich mehr geliebt als in dem Augenblicke, wo ich dich auf immer verliere!"

So klagte der Unglückliche noch lange und gefiel sich in der Beschäftigung, die Wunden seiner Seele bis zur ganzen Größe seines Verlustes zu erweitern und dadurch zugleich den Augenblick der Trennung von seiner Tochter hinauszuschieben.

Schon dämmerte der Tag von Osten herauf; da sammelte der tiefgebeugte Mann seine letzten Kräfte. Er trug seine Tochter an den Rand der Gruft; noch einmal drückte er seine Lippen auf die kalte, weiße Stirn der Todten, dann ließ er mit abgewendeten Blicken den Körper in seine Ruhestätte hinabsinken und beeilte sich, das Grab mit Erde auszufüllen. Nachdem er neben dem durch dies Vermächtniß geheiligten Boden ein inbrünstiges Gebet verrichtet, erhob er sich.

Der östliche Himmel flammte eben auf und goß Ströme von Licht über die Erde aus. Der plötzliche Wechsel der äußern Zustände übt gewöhnlich einen glücklichen Einfluß auf den in das Gefühl seines Elends versunkenen Menschen aus, und der Schmerz, der unter den Bildern der Nacht geboren, ist durch den Strahl des glorreich erwachenden Tages oft gemildert worden. Young schritt wenigstens scheinbar gefaßter, als er sie verlassen hatte, seiner Wohnung zu; vielleicht auch war er nur betäubt durch die Größe der Ereignisse der beiden letzten Nächte, etwa wie ein soeben aus den Banden eines schweren Traums entronnener Schläfer; an demselben Tage aber noch verließ er die Stadt, wo der Fanatismus ihm selbst die kleinste Tröstung im größten Unglück versagt hatte.

Später hat sich über der Stelle, wo Young's Tochter ruht, ein kleines Denkmal erhoben; der Reisende findet es in einem entlegenen und hinter Bäumen versteckten Winkel des botanischen Gartens; er sieht dort in der Umfangsmauer eine halbkreisförmige, von rohen Bruchsteinen gebildete Nische und in derselben eine Marmorplatte mit den Buchstaben N. P. M. (Narcissae placandis manibus.)*)

Unser Dichter hatte indessen das Schicksal durch diese erste schwere Prüfung noch nicht entwaffnet. Die letzten, eine baldige Wiedervereinigung mit den Ihrigen als Trost anrufenden Worte der Verstorbenen sollten zur Prophezeiung werden. Young verlor in weniger als drei Monaten nach seiner Tochter auch seine Gattin und seinen Sohn, und diesen ihm so theuren Personen folgte kurze Zeit darauf sogar auch der junge Palmerston, der Verlobte der in Montpellier verstorbenen Tochter Young's.

Mit seinen Thränen aber hat Young das unsterbliche Gedicht seiner „Nachtgedanken" geschrieben und sich dadurch ein Denkmal für alle Zeiten errichtet.

Young starb, nachdem er von seinen Zeitgenossen bewundert und gefeiert worden war, am 12. April des Jahres 1765 in seiner Pfarrwohnung zu Welwyn einsam und vergessen, selbst vergessen von Denen, welche die Dankbarkeit hätte an ihn erinnern sollen; denn es folgten seiner Bahre nicht einmal der Lehrer und die Zöglinge einer von ihm in seiner Gemeinde gestifteten Freischule; so wahr sind die Worte unsers großen Dichters:

Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach, der ist bald allein.

W. v. R.

*) Zur Versöhnung der Manen Narcissens (Name der Tochter Young's.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 14. —— 14. Januar 1844.

Geschichte der Hexenprocesse. Aus den Quellen dargestellt von Wilhelm Gottlieb Soldan. Stuttgart, Cotta. 1843. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wenige Erscheinungen in der Geschichte des Menschengeschlechts sind für dasselbe so demüthigend als jene unzähligen, unter den entsetzlichsten Greueln und Martern verübten Justizmorde an vermeintlichen Hexen und Teufelsbündlern. Das Demüthigende liegt besonders darin, daß die Hexenverfolgungen nicht ein kurzer Wahn, sondern eine fast fünfhundert Jahre währende Scheußlichkeit gewesen, ferner daß sie großentheils nicht von der dichten Finsterniß des Mittelalters umhüllt, sondern im Lichte der wiedererwachten Wissenschaften und der Reformation ihren Gipfelpunkt erreicht, und vor Allem — daß wir vor ihrer Wiederkehr nicht sicher sind. Wenn diese Befürchtung übertrieben scheint, so wollen wir sie dahin beschränken, daß allerdings der „Malleus maleficarum" keine Aussicht hat, in seiner ursprünglichen Gestalt wiederum Gesetzeskraft zu erlangen, d. h. alte Weiber werden von dem Criminalrichter wegen ihrer rothen Augen und ähnlicher Hexenindicien nicht mehr in der alten Form geängstigt und bestraft werden; davon glauben wir überzeugt sein zu dürfen. Gern möchten wir aber diese Beschränkung noch weiter ausdehnen und sagen: daß die vorgeschrittene Bildung des Jahrhunderts so mächtig Wurzel geschlagen, daß nur noch ein kleiner Theil des Pöbels oder einzelne Verrückte an Dämonen, Behexungen, Teufelsbesessene u. dgl. glauben könnten. Eine solche Annahme würde aber geradezu den Wahrnehmungen aus neuester Zeit widersprechen. Halten wir uns zunächst an einige specielle Thatsachen, ehe wir uns im Allgemeinen über herrschende retrograde Tendenzen aussprechen. Vor wenigen Monaten erschien eine Broschüre „Erzählung einer vom Bischof Laurent in Luxemburg bewirkten Teufelsaustreibung". Der Bischof tritt in diesem Büchlein folgendermaßen redend auf: „Ich befragte ihn (den Teufel) um seinen Namen und er nannte mir ein Wort, welches ich nicht verstehen konnte; es lautete No! No! No!" Seine bischöfliche Gnaden befahlen alsdann dem Teufel auszuziehen und sich in den Abgrund zu verfügen. Der Teufel versuchte zu capituliren, obgleich nicht recht abzusehen ist, warum er nicht Lust hatte, in seine Höllenresidenz zurückzukehren; aber er wollte nun einmal nicht gern dorthin und bat den Bischof um Erlaubniß, in den Leib eines Juden fahren zu dürfen. Es wird versichert, daß diese Broschüre außerordentlichen Absatz gefunden und den erbaulichsten Eindruck auf Diejenigen, für welche sie berechnet war, hervorgebracht hat. Das geschah in Belgien; aber in Berlin? Hier giebt der beliebte Prediger Goßner statt des Bibeltextes sauber lithographirte Bildchen, auf welchen, neben einigen Himmelsbewohnern, ein nackter Sünder, ein nackter Teufel und ein anderes Höllenungethüm vorgestellt sind, und hält über besagtes Bildchen Predigten, welche seine Kirche — eine protestantische — mit andächtigen, häufig gar vornehmen Zuhörern füllen. Brauchen wir noch an die wundersamen Geschichten der Besessenen in Süddeutschland zu erinnern? Justinus Kerner hat sich eines großen Publicums zu erfreuen gehabt, und zwar unter Männern und Frauen aus höhern Kreisen, die mit frommen Schauern seinen Erzählungen lauschten.

Nach Erwähnung dieser literarischen Vorarbeiten für die Wiederkehr des Hexenglaubens und der damit genau zusammenhängenden Hexenverfolgung könnten wir eine nicht unbedeutende Anzahl Criminaluntersuchungen anführen, welche in den letzten Jahren wegen roher Mishandlung unglücklicher „Hexen" gegen allerlei Leute geführt worden, welche sämmtlich Religionsunterricht genossen und von denen manche sogar die Schule besucht hatten. Um nicht zu weitläufig zu werden, beschränken wir uns darauf, mit wenig Worten eines Falles zu gedenken, der sich vor einigen Jahren in der Nähe des Ref. zugetragen, und bei welchem fast ein ganzes Dorf zur Ermordung einer alten der Hexerei bezüchtigten Frau mitgewirkt hat. Auf der Halbinsel Hela bei Danzig hatte man zur Heilung eines Wassersüchtigen einen Quacksalber herbeigeholt; da dieser nicht zu helfen vermochte, bezeichnete er die einundfunfzigjährige Witwe Caynowa als Hexe, welche es dem Kranken angethan habe. Der Schulz ließ sämmtliche Bewohner des Ortes zusammenkommen; unter dem Beifall aller Anwesenden begann nun der Quacksalber das arme Weib zu mishandeln, schleppte sie in das Haus des Kranken und vermochte diesen, die „Hexe" mit einem Knüttel blutig zu schlagen. In ihrer Angst versprach die Caynowa die Austreibung des Teufels bis

zu einer bestimmten Stunde zu bewirken; als aber die Zeit erfolglos abgelaufen war, wurde sie von dem Quacksalber und mehren Einwohnern in ein Boot geworfen und in die See gefahren, um die Wasserprobe mit ihr vorzunehmen. Unglücklicherweise sank sie nicht unter; sie wurde aufs neue fast zu Tode gemartert und hierauf einer zweiten Wasserprobe unterworfen, bei welcher man ihr mit Messerstichen das Garaus machte. Bei der Untersuchung, welche vor dem Oberlandesgericht zu Marienwerder geführt wurde, hielt es schwer genug, die Thäter einigermaßen zu überzeugen, daß sie unsinnig und verbrecherisch gehandelt hatten. „Die Caynowa war ja eine Hexe!" Auch wurde, eben in Berücksichtigung des im Volke noch stark verbreiteten Hexenglaubens, keiner der Schuldigen zum Tode verurtheilt. Dies ist keineswegs ein beispielloser Fall; authentische Berichte über ähnliche Vorkommnisse, ebenfalls aus der neursten Zeit, liegen aus verschiedenen Gegenden des civilisirten Europas vor.

Wo aber der Pöbel auch nicht gerade zu so gewaltsamen Ausbrüchen der Brutalität schreitet, da hat er immerhin, selbst in Ländern, die sich eines guten Volksunterrichts rühmen dürfen, mehr oder weniger festgehalten an einem Glauben, den ihm ein früheres Zeitalter sogar zur Religionspflicht gemacht hat. Wer unser deutsches Landvolk aus eigener Beobachtung kennt, oder die Geistlichen befragen will, wird zahlreiche Belege finden. Manches rothäugige Weib wird noch heute im ganzen Dorf als Milchhexe gefürchtet, und unversöhnlicher Haß scheidet oft die nächsten Angehörigen, weil der Bruder den Bruder bezüchtigt, daß er ihm durch den Schornstein einfliege und den Wohlstand aus dem Hause hole. Walpurgiskreuze sieht man auf allen Thüren, und Kapuzinersegen werden auch da gesprochen, wo längst die Kutte verschwunden ist. Hier ist noch Vieles zu heilen. Geistlichkeit und Lehrstand wissen dies (oder sollten es wissen) und sind eifrig am Werk; aber gegen ihr Walten machen sich Strebungen geltend, die in ihrer Consequenz zur Rehabilitirung des Alten führen müßten. Man lasse die orthodoxe Reaction in weitern Kreisen ihre Dämonenlehre von den Kanzeln verkündigen, die schwäbischen Seherinnen und ihre philosophischen Patrone die Belege dazu aus dem Nachtgebiete der Natur zur Stelle schaffen, die Väter von Freiburg und Luxemburg durch ihre Exorcismen die Sache praktisch machen, und geba dann das Ganze den Missionaren der Mucker zur weitern Verbreitung: — was fehlt dann noch als das brachium saeculare? Wahrlich, dann kann Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts seine Philosophie und Naturkunde und seine Criminalcodificationen gehabt haben, und in der zweiten kann es kommen, daß Pöbelhaufen die Obrigkeiten zwingen, nach der Carolina und dem Malleus Recht zu sprechen.

Die Befürchtung, daß die Dämonenlehre selbst auf den Schulkathedern wieder Raum gewinnen werde, ist nicht aus der Luft gegriffen. In einem Lande, dessen Schulwesen eine vorzügliche Berühmtheit genießt, werden seit ein paar Jahren auf höhern und niedern, nicht sowol katholischen als vielmehr protestantischen Lehranstalten vacante Stellen nur mit solchen Männern besetzt, welche unzweifelhafte Beweise der strengsten Orthodoxie gegeben; dazu gehört denn auch, daß sie nicht nur an den Teufel glauben, sondern auch, soweit ihnen der Religionsunterricht obliegt, die Lehre von dem persönlichen Teufel ihren Schülern ausführlich vortragen. Ein glaubwürdiger Mann versicherte dem Ref., daß er Zeuge gewesen, wie unlängst bei einer Abiturientenprüfung auf einem protestantischen Gymnasium der Religionslehrer die Examinanden befragte, welche Stelle der Höllenfürst unter den bösen Engeln einnehme, ob er mit dem Gesicht oder dem Rücken gegen den lieben Gott stehe, welche Functionen er zu verrichten habe u. s. w.

Bei diesem Stande der Dinge ist das vorliegende Werk in hohem Grade zeitgemäß; wir haben an demselben nicht nur die auf den gründlichsten Vorstudien beruhende, tief eingehende Behandlung des Gegenstandes zu rühmen, sondern auch ganz vorzüglich die lebendige und beredte Sprache, mit welcher der Verf. den mehrhundertjährigen Wahnsinn des Hexenglaubens in seiner Abscheulichkeit bloßlegt und die schmachvollen Umtriebe und Kunstgriffe, durch welche es der Geistlichkeit gelang, den Hexenproceß zu popularisiren, zur deutlichen Anschauung bringt. Jedenfalls ist es lehrreich, diese Schattenseite der Culturgeschichte genau kennen zu lernen. Der größte Nutzen aber, den Soldan's Werk gewähren kann, würde dann erreicht sein, wenn alle Diejenigen, welche mittelbar oder unmittelbar durch Rede oder Schrift auf Schule und Volk einwirken, einen neuen Impuls zur eifrigsten Bekämpfung des Aberglaubens und der Verfolgungssucht aus diesem Buch gewinnen möchten.

Der Verf. entwickelt die Geschichte der Hexenprocesse aus ihrem Zusammenhange mit dem Zauberglauben der Heidenzeit. Wir können hier nur einen äußerst entfernten Zusammenhang erkennen und glauben, daß er in weiter nichts besteht als in der dem Menschen mehr oder weniger innewohnenden Neigung zum Übernatürlichen. Als historisches Factum nimmt der Hexenproceß eine unabhängige Stellung gegen alle frühern Erscheinungen des Zauberglaubens ein. Bereits im 13. Jahrhundert gelang es den zur Unterdrückung der albigensischen und waldensischen Ketzer ausgesandten Inquisitoren, aus der absichtlichen Vermischung der Ketzerei mit dem vermeintlichen Verbrechen der Zauberei jenes Monstrum zu erzeugen, welches mit dem Namen Hexerei bezeichnet wurde und von da an 500 Jahre lang zur Schande christlicher Priester und Richter die Marterkammern und Holzstöße gefüllt hat. Das traurige Verdienst, das Ketzer- und Zauberwesen zu dem Ganzen der Hexerei theoretisch vereinigt und die Hexenprocesse der neuern Zeit in Gang gebracht zu haben, gebührt den Inquisitoren und ihren gelehrten Schildträgern.

In dem Hexenproceß gewann der Inquisitor einen geschmeidigen und unerschöpflichen Criminalstoff, weil, wo die Natur des im Reiche der Einbildungen einheimischen Verbrechens dem Richter den Vorwand leiht, sich von der Erhebung des objectiven Thatbestands zu dispensiren, nirgend eine Grenze gezogen ist. Nicht minder gewann er an Popularität; denn er rechtfertigte die Grausamkeit seines Verfahrens durch die Größe der zu unterdrückenden Greuel und vertauschte die gehässige Rolle eines Verfolgers freierer Religionsansichten mit

der dankenswerthen eines Wohlthäters, der die menschliche Gesellschaft von einer Rotte gemeingefährlicher Bösewichter befreit und dem Furchtsamen schon auf bloße Denunciation Schutz bietet, wo der weltliche Richter die förmliche Anklage mit allen Gefahren derselben auferlegt hätte.

Im Jahre 1390 wurde der Hexenproceß auf Beschluß des pariser Parlaments dem geistlichen Richter abgenommen und dem weltlichen zugewiesen; von da an verminderten sich in Frankreich die Verfolgungen und Hinrichtungen und das Übel fing nun an, sich über Deutschland zu verbreiten, wo es besonders seit der Hexenbulle Innocenz' VIII. und der Herausgabe des „Malleus maleficarum" die entsetzlichsten Verwüstungen anrichtete. Die reformatorische Richtung des 15. Jahrhunderts spornte zur Schärfung der die Ketzerei unterdrückenden Maßregeln; da aber das Inquisitionstribunal in Deutschland keinen günstigen Boden finden wollte, so hatten die von Rom bestellten Glaubensrichter, besonders Heinrich Institoris und Jakob Sprenger in Oberdeutschland und am Rhein, für zweckmäßig erachtet, ihrem Geschäfte vorerst durch Verfolgung des Hexenwesens bei dem Volke Eingang zu verschaffen; und da sie auch hierbei auf Schwierigkeiten stießen, so wußten sie vom Papst Innocenz VIII. die Bulle Summis desiderantes vom 5. Dec. 1484 zu erwirken. Dieses merkwürdige Actenstück, zuweilen mit Unrecht als die ganze Quelle des Hexenprocesses betrachtet, ist deshalb von entschiedener Wichtigkeit, weil es der bisher ausgebildeten Lehre von der Häresie des Zauberwesens und dem Inquisitionsverfahren gegen dasselbe eine neue und für manche Punkte sogar die erste päpstliche Sanction ertheilt und somit die Verbreitung des Unwesens über ganz Europa wesentlich gefördert hat. Nach einer Ausführung über das Wesen der Hexerei klagt die Bulle, daß einige vorwitzige Clerker und Laien den bestellten Inquisitoren die richterliche Competenz im Mainzischen, Kölnischen, Trierschen, Salzburgischen und Bremischen bestritten und dadurch zum großen Seelennachtheil der Betheiligten die wohlverdiente Bestrafung der bezeichneten Gräuel verhindert haben. Sodann wird diese Competenz ausdrücklich erklärt, der Bischof von Strasburg aufgefodert und ermächtigt, die Inquisitoren auf jede Weise zu schirmen und zu unterstützen, die Gegner dieser Maßregeln, wes Standes und Würden sie seien, mit Bann, Suspension und Interdict zu belegen, ja nöthigenfalls den weltlichen Arm gegen sie anzurufen. Den Inquisitoren aber soll es noch besonders obliegen, von den Kanzeln dem Volke die betreffenden Wahrheiten ans Herz zu legen.

Doch hatte der Papst sich in dieser Bulle nur allgemein ausgesprochen, sodaß den Gegnern der Inquisition noch immer ein weites Feld des Widerspruchs geöffnet blieb. Zur bessern Förderung des Geschäfts schritten daher Sprenger und Institoris zur Abfassung eines Werks, welches theils das Ganze der Zauberei in ihrer Wirklichkeit und der nothwendigen Beziehung ihrer einzelnen Theile aufeinander erweisen, theils die Grundsätze des gerichtlichen Verfahrens gegen dieselbe entwickeln sollte. Dies ist der berüchtigte „Malleus maleficarum", größtentheils aus Sprenger's Feder geflossen, ein Werk so barbarisch an Sprache wie an Gesinnung, spitzfindig und unverständig in der Argumentation, originell nur in der Feierlichkeit, mit welcher die abgeschmacktesten Märchen als historische Belege vorgetragen werden. Im ersten Theile dieses „Hexenhammer" wird die Realität des Zauberwesens aus der heiligen Schrift, dem kanonischen und bürgerlichen Recht erwiesen und an der Spitze steht sogleich der Satz, daß das Leugnen dieser Wirklichkeit eine arge Ketzerei sei. Dann folgt die Lehre vom Pactum, von den Incuben und Succuben, die Erörterung, warum vorzugsweise das weibliche Geschlecht sich diesem Verderben hingebe u. s. w. Der zweite Theil berichtet über das Nähere, wie Zauberer aufgenommen werden, dem Teufel Huldigung leisten, durch die Luft fliegen, sich mit Dämonen vermischen, Krankheiten bewirken u. dgl. mehr. Ferner werden die kirchlichen Heilmittel gegen allerlei Zauberschäden angegeben; merkwürdig ist hierbei, Wilhelm Tell unter des Teufels Freischützen (Sagittarii) aufgeführt zu finden. Der dritte Theil behandelt das gerichtliche Verfahren; hier sticht besonders die Heimlichkeit des Processes und das Unwesen der Denunciation hervor. Das Inquisitionsverfahren wird übrigens dem weltlichen Richter in Zaubersachen nicht weniger empfohlen als dem geistlichen, und es ist wol nicht zu viel behauptet, wenn man annimmt, daß gerade die Hexenprocesse späterhin der allmäligen Verdrängung des Anklageverfahrens durch das inquisitorische in Deutschland einen besonders wirksamen Vorschub geleistet haben. Dies von einer päpstlichen Bulle und einem kaiserlichen Diplom unterstützte, fast zu kanonischem Ansehen gelangte Buch wurde die Richtschnur für das Verfahren gegen die vielen tausend Unglücklichen, welche in Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, England und sogar in dem neu entdeckten Amerika dem Wahne und der Bosheit zum Opfer fielen. Bei der großen Autorität, welche dem „Hexenhammer" beigelegt wurde, und bei seiner allgemeinen Verbreitung darf es nicht Wunder nehmen, daß alle Hexenprocesse eine so große Ähnlichkeit miteinander haben. Der Richter hatte nur die Aufgabe, jeden Fall in das vom Gesetzbuch gegebene Schema einzupassen, für die in demselben namhaft gemachten Verbrechen Geständnisse zu erpressen und nach dessen Vorschrift das Bluturtel zu sprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gerade und ungerade.

Das „Edinburgh journal" veröffentlicht Einiges aus Vorlesungen, welche Professor Gillespie an der schottischen Universität St.-Andrews in einem dasigen literarischen Vereine gehalten hat. In einer derselben besprach er „the luck imputed to odd numbers" — das ungeraden Zahlen imputirte Glück — und die betreffende Mittheilung lautet so:

„Es gibt eine Geneigtheit — und wir glauben sie eine allgemeine nennen zu dürfen — anzunehmen, daß ungerade Zahlen,

besonders die Zahl drei, Glück bringen. Deshalb werden oft drei Sachen gewählt, wo die Wahl frei stand, und tritt Aberglaube ins Mittel, ist die Vorliebe unverkennbar.

„Thrice the brindled cat had mewed,
Thrice and once the hedge-pig whined."

Kein schottischer Schuljunge zweifelt, daß ein dritter Versuch besser gelingt als jeder andere, und keine alte Frau hat es Hehl, daß die Zahl der jungen Hühner und Enten eine ungerade sein muß, soll die Heerde gedeihen. Dieses Vorurtheil erstreckt sich weit ins Alterthum zurück. Virgil versichert, daß die Götter sich an ungeraden Zahlen erfreuen. Drei Hände voll Sand auf einen Leichnam gestreut galt den Römern für ein vollständiges Begräbniß. Bei Theokrit sind die Heerden in ungerade Zahlen abgetheilt. Vegetius lehrt, ein Lagergraben dürfe weder unter 9, noch über 17 Fuß breit sein, nur müsse die Breite stets eine ungerade Zahl betragen. Die Märkte in Rom wurden jeden neunten Tag, die Volkszählungen jedes fünfte Jahr gehalten. Die Mittagstafeln waren dreieckig und die Gäste saßen zu dreien. Pythagoras legte auf die Drei großes Gewicht und seine Landsleute hatten drei Grazien, drei Furien und dreimal drei Musen. Keine griechische Stadt galt für sicher, wenn sie nicht eine ungerade Zahl Thore und Tempel hatte. Allerdings finden sich auch gerade Zahlen. So wurden die olympischen Spiele alle vier Jahre gefeiert und außer dem gewöhnlichen Singular und Plural haben die griechischen Zeitwörter einen Dual. Gleichwol ist es merkwürdig, wie sehr bei den Griechen und andern alten Völkern die Vorliebe für ungerade Zahlen überwiegt. Aus der ägyptischen und jüdischen Geschichte ließe sich das leicht nachweisen; doch bedarf es dessen vielleicht nicht."

„Woher nun dieses anscheinend universelle Vorurtheil? Hier, so viel wir wissen, der erste Versuch, die Frage zu beantworten. Von allen Seiten wird eingeräumt, daß die Neigung zum Spiel dem Menschen angeboren, daß sie eine der Trennungslinien zwischen ihm und der vernunftlosen Creatur und daß, auf je niedrigerer Stufe der Cultur er steht, er jener Neigung desto fürchterlicher fröhnt. Und welche Spiele finden sich in den frühesten Perioden seines geselligen Fortschreitens? Gewiß nur solche, die sich unmittelbar und geradezu ans Glück halten, von Zeit und Geschicklichkeit fast gar nicht abhängen, mit einem Worte, Spiele, wie wir als Schüler sie meist auch gespielt haben. Das gewöhnlichste dürfte Gerade und Ungerade (odds and evens, oder, wie die Römer es nannten, par impar — Paar und Unpaar) gewesen und noch sein. Das empfiehlt sich, wie den Kindern, so den uncivilisirten Menschen dadurch, daß es sich auf einmal entscheidet, an jedem Orte, zu jeder Zeit und mit Allem gespielt werden kann, was just zur Hand ist. Etliche Eicheln, Nüsse, Steine oder Pfennige — mehr braucht es nicht, um ans Werk zu gehen. Hat nun wol in diesem Spiele Derjenige, der Ungerade wählt, einen Vortheil über Den, der Gerade sagt? Wäre das, so würden wir in der Natur der Sache und in ursprünglicher Gewohnheit mindestens einen Grund entdeckt haben, warum ungerade Zahlen für glücklicher gehalten werden als gerade. Beim Würfeln und bei andern reinen Hazardspielen steht Gerade in keinem Nachtheile gegen Ungerade. Eine gerade Zahl wird gebraucht, mithin bleiben die Zufälligkeiten sich gleich. Anders bei Gerade und Ungerade. Denken Sie sich eine unbekannte Zahl Steine in meiner Tasche und daß, nachdem ich eine ungekannte Fraction dieser Zahl in meine zugemachte Hand genommen, ich Sie auffodere, Paar oder Unpaar zu sagen, und Sie jedesmal Unpaar sagen. Die Zahl der Steine in meiner Hand muß entweder einer oder mehr als einer sein. Gesetzt, es sind einer, zwei oder drei, so haben Sie in diesen drei ersten Zahlen zwei ungerade gegen eine gerade, folglich zu Gunsten des Ungerade zwei Chancen gegen eine Sind vier Steine in meiner Hand, so stehen allerdings zwei gegen zwei, doch ist Gerade nicht im Vortheil. Bei fünf ist das für Ungerade der Fall mit drei gegen zwei. Bei jeder folgenden ungeraden Zahl vermindert sich zwar verhältnißmäßig der Vortheil von Ungerade über Gerade, doch eine Überlegenheit bleibt immer und das aus dem einfachen Grunde, weil Gerade und Ungerade nicht zugleich aussetzen; Ungerade hat den Vorsprung, und sieht auch Gerade seinen Nachtheil sich vermindern, einholen wird und kann es den Vorläufer nicht. Ob man in früherer Zeit diesen Satz klar begriffen, dürfte zweifelhaft sein. Aber das Resultat hat man beobachtet und es ist daher keineswegs unwahrscheinlich, daß hieraus die abergläubische Verehrung der ungeraden Zahlen entstanden ist." 14.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Das Studium der oceanischen und chinesischen Sprachen.

Die Sprachwissenschaft hat bis jetzt von den Eroberungen der Engländer in China und der Besitznahme einer Inselgruppe in der Südsee durch die Franzosen den meisten Gewinn gezogen. Seitdem in Folge eines förmlichen Friedensschlusses ein regelmäßiger Verkehr mit dem unermeßlichen „himmlischen Reiche" möglich geworden ist, wird nicht nur in England, sondern auch ganz vorzüglich in Frankreich das Studium der chinesischen Sprache, deren schwierige Erlernung für sprüchwörtlich galt, mit lebhaftestem Eifer betrieben. Die französische Regierung hat sich dadurch veranlaßt gesehen, einem namhaften Gelehrten, Hrn. Bazin, welcher an der reich dotirten Ecole des langues orientales vivantes eine Zeit lang den Lehrstuhl des trefflichen Abel Rémusat verwaltet hat, auch die Professur des Bulgair-Chinesischen zu übertragen. Diese Wahl scheint eine ganz glückliche zu sein; wenigstens hat Hr. Bazin eine Anzahl der gediegensten Schriften, unter denen wir seine glückliche Bearbeitung chinesischer Theaterstücke erwähnen, als Beweis für seine ebenso gründlichen als umfangreichen Kenntnisse anzuführen. Dabei bleiben aber auch die Idiome, die in der Südsee gesprochen werden, und die größtentheils der malaiischen Sprachfamilie angehören, nicht unberücksichtigt. Schon vor längerer Zeit hatte der Minister des Unterrichts einen jungen französischen Gelehrten, der in England und namentlich in Holland tüchtige Studien gemacht hatte, in den Stand gesetzt, Vorlesungen über die verschiedenen Mundarten der Südsee-Inseln zu halten. Trotz der Bemühungen dieses eifrigen Linguisten mußten diese Studien doch an dem fühlbaren Mangel des nöthigen Materials und umfassenderer Vorarbeiten scheitern. Alles, was man über die verschiedenen Sprachgruppen der Südsee wußte, lief im Grunde doch fast immer auf die ungenauen Berichte einzelner Reisenden hinaus, die sich nicht selten in ihren wesentlichsten Angaben widersprechen. Besonders ungenügend waren die bisherigen lexikologischen Studien über diese Idiome. Dieselben haben vor kurzem durch die Herausgabe des ersten größern Wörterbuchs der oceanischen Sprachen eine wichtige Bereicherung erhalten. Wir sehen uns um so eher veranlaßt, auf dieses Werk hier aufmerksam zu machen, da der Verf. oder vielmehr Herausgeber desselben, Bonifaz Mosblech, unserer Nation angehört. Dies ist um so beachtenswerther, da schon die grammatikalischen Studien der malaiischen Mundarten durch W. von Humboldt in Deutschland ihre Begründung erhalten haben. Der Titel des gedachten Lexikons lautet: „Vocabulaire océanien-français des dialectes parlés aux Iles marquises, Sandwick, Gambier, etc." Dem Herausgeber, der einem geistlichen Orden angehört, haben bei seiner Arbeit umfassende ungedruckte Materialien, die zum größten Theil von katholischen Missionaren herrührten, vorgelegen. Den wichtigsten Beitrag zu seinem Werke lieferten die Papiere eines Geistlichen, Namens Mathias, von dem wir schon vor einiger Zeit höchst wichtige „Lettres sur l'Océanie" erhalten haben. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 15. —— 15. Januar 1844.

Geschichte der Hexenprocesse. Aus den Quellen dargestellt von Wilhelm Gottlieb Soldan.

(Fortsetzung aus Nr. 14.)

In einem besondern Capitel führt der Verf. diejenigen Handlungen an, welche den eigentlichen Gegenstand des Verbrechens der Hexerei ausmachen, und legt hierbei als concreten Fall die von Llorente gegebenen Mittheilungen über die 1610 zu Logroño verurtheilten Hexen zum Grunde. Wenn der Teufel die Menschen (wie z. B. den Doctor Faust) durch die Gewährung überschwänglicher Genüsse verführt, so ist der Übertritt zu ihm sehr erklärlich; daß aber die ekelhaften und erbärmlichen Vergnügungen des höllischen Hofstaats irgend Einen bewegen sollten, sich dem Teufel zu ergeben, ist schwer zu begreifen. Das einzige Reizmittel könnte hierzu nur die Wollust sein, hinsichtlich deren Befriedigung der Schwarze, nach Aussage aller torquirten Hexen, über große Fonds zu gebieten hat. Alle übrigen Ergötzlichkeiten des Hexensabbaths sind so abgeschmackt, daß ein halbwege vernünftiger Mensch unmöglich Verlangen danach tragen kann. So z. B. betet man den Teufel an, küßt ihm — —, was er höflichst dadurch erwidert, daß er Gestank von sich gehen läßt, während ein Assistent ihm den Schweif aufhebt; er parodirt das Abendmahl; was er aber statt der Hostie austheilt, gleicht einer Schuhsohle, ist schwarz, herb und schwer zu kauen; bei Tafel gibt es oft sehr schlechtes Essen; Fische und Fleisch vom Geschmack faulen Holzes, ohne Salz; Wein wie Mistlachenwasser; oft werden die Speisen vom Schindanger geholt. Solcher und noch schlimmerer Unsinn wurde von der gelehrten und ungelehrten Christenheit für möglich und wirklich gehalten!

Die Zauberei war ein Crimen exceptum, d. h. der Richter war nicht verpflichtet, sich genau an die sonst geltenden Grundsätze und Formen des Verfahrens zu halten; sie ist auch (nach Carpzov) ein Crimen atrox und atrocissimum, denn in ihr vereinigen sich Ketzerei, Apostasie, Sacrilegium, Blasphemie, Mord und Sodomie; darum verjährt sie niemals, und die Untersuchung und Bestrafung kann selbst nach dem Tode stattfinden. Die Aussagen jedes Zeugen, auch des mit Infamie belegten, hatten Gültigkeit; die Reinigung des Angeklagten mislang oft trotz des augenscheinlichsten Beweises der Unschuld. Fünf bis sechs Weiber zu Lindheim, erzählt Horst, wurden entsetzlich gemartert, um zu bekennen, ob sie nicht auf dem Kirchhofe des Orts ein vor kurzem daselbst verstorbenes Kind ausgegraben und zu einem Hexenbrei gekocht hätten. Sie gestanden es. Der Gatte von einer dieser Unglücklichen brachte es endlich dahin, daß das Grab in Gegenwart des Ortsgeistlichen und mehrer Zeugen geöffnet ward. Man fand das Kind unversehrt im Sarge. Der fanatische Inquisitor hielt den unversehrten Leichnam für eine teuflische Verblendung und bestand darauf, daß, weil sie es doch Alle eingestanden hätten, ihr Eingeständniß mehr gelten müsse als der Augenschein; man müsse sie „zur Ehre des dreieinigen Gottes", der die Zauberer und Hexen auszurotten befohlen habe, verbrennen. Sie wurden in der That verbrannt. Nach dem „Malleus maleficarum" und der spätern allgemeinen Praxis war der Richter auf bloße Denunciation, übeln Ruf und sonstige Indicien vorzuschreiten befugt. Kam der wandernde Inquisitor in eine Stadt, wo er thätig sein wollte, so foderte er durch einen Anschlag an den Thüren der Pfarrkirchen oder des Rathhauses unter Androhung von Kirchenbann und weltlichen Strafen auf, jede Person, von welcher man etwas Zauberisches oder auf Zauberei Hindeutendes wisse, oder von welcher man selbst nur gehört habe, daß sie in üblem Rufe stehe, binnen zwölf Tagen anzuzeigen. Der Denunciant wurde mit geistlichem Segen und mit klingender Münze belohnt, sein Name auf Verlangen verschwiegen. In der Kirche fand man an manchen Orten Kästen mit einem Spalt im Deckel, um auch anonyme Denunciationen abzugeben. Wie in Einrichtung der Detentionsgefängnisse jener Zeit überhaupt die gewissenloseste Nachlässigkeit hervortritt, so zeigt sich in denen für die Hexen insbesondere noch eine höchst erfinderische Grausamkeit. Es gab eigens eingerichtete Hexenthürme und Drudenhäuser. Das vom Bischof Johann Georg II. (1622—33) zu Bamberg erbaute Malefizhaus hatte allerlei neu erfundene Vorrichtungen zur Tortur; über dem Portale stand das Bild der Themis mit der Umschrift: „Discite justitiam moniti et non temnere Divos!" Bambergische Inquisitoren rühmen als ein äußerst wirksames Mittel, die Hexen

zahm zu machen „das gefaltet Stüblein“, wahrscheinlich eine Art Lattenkammer.

Nach Vorschrift des „Malleus maleficarum“ wurde das Verhör der Gefangenen mit der Frage eröffnet: ob Inquisitin glaube, daß es Hexen gebe? Die meisten leugneten; das war aber schon hinreichend zu ihrer Verurtheilung als Ketzerinnen; denn, sagt der „Hexenhammer“, der Ketzereien größte ist, nicht an das Verbrechen der Zauberei zu glauben.

Erfolgen nun die gewünschten Geständnisse nicht, so wird die Unglückliche in den Kerker zurückgeführt, um daselbst von neuem bearbeitet zu werden. Alle Qualen des Mangels, des Schmerzes und Ekels umgeben sie; der Priester schreckt sie mit den Strafen der Hölle, wenn sie leugnet, verheißt die Rettung der armen Seele und Verwendung, wenn sie reuig bekennt; falsche Freunde treten hinzu und spiegeln die Hoffnung eines glücklichen Ausgangs vor; der Richter tritt ein und versichert, er werde Gnade angedeihen lassen, wobei er vermöge einer erlaubten Mentalreservation diese Gnade nicht der Gefangenen, sondern sich selbst oder dem gemeinen Besten zudenkt. Auch bleibt es seinem Ermessen überlassen, ob er nicht sagen will: „Gestehst du, so werde ich dich nicht zum Tode verurtheilen.“ Wenn es zum Spruche kam, konnte er dann abtreten und einen Andern das Urtheil verkünden lassen. Solche und viele andere Kniffe empfahl der „Malleus maleficarum“, um ein sogenanntes freiwilliges Bekenntniß zu erhalten, und er hatte recht, auf dasselbe einen hohen Werth zu legen, weil es, so lange die Doctrin des Hexenwesens noch nicht ganz allgemein geworden war, eine ungleich kräftigere Wirkung machen mußte als das durch die Folter erzwungene. Doch vererbten sich diese Mishandlungen auch auf die spätere Zeit. Geistliche lockten und schreckten, Büttel plagten und suggerirten, Richter logen und betrogen, wenn es auf andere Art nicht gehen wollte. Jeder hielt sich zu Allem gegen das Hexenvolk berechtigt, weil er entweder dem Himmel einen Dienst zu leisten glaubte oder sich selbst.

Der Hauptnerv aller Beweisführung blieb aber immer die Tortur; zu ihr schritt man auf die leisesten Indicien. Weil die Zauberei ein Crimen exceptum war, so erlaubte man sich in dem Grade, der Wiederholung und der Zeitdauer des Acts jede Freiheit. Drei- und vierstündige Tortur war nichts Ungewöhnliches. Ein der Lykantrophie Angeklagter in Westfalen wurde einst zwanzig Mal mit der Schärfe angegriffen; in Baden-Baden peinigte man ein Weib zwölf Mal und ließ sie nach dem letzten Act noch 52 Stunden auf dem sogenannten Hexenstuhle sitzen. Ein Weib in Düren, das in wiederholter Pein standhaft leugnete, die Krautgärten durch Hagelschlag verwüstet zu haben, blieb, mit ungeheuern Beingewichten beschwert, an der Schnur hängen, während der Vogt zum Zechen ging; als er wieder kam, hatte der Tod die Arme von allen Qualen erlöst. Diesem Vogte fehlte die Geistesstärke, mit welcher man sonst in solchen Fällen behauptete, daß der Teufel nur sein Opfer geholt habe; er ward wahnsinnig. Die meisten Hexenrichter waren indeß mit starken Gründen gegen alle Gefahr gewappnet, den Verstand bei Ausübung ihres blutigen Handwerks zu verlieren. Der edle Friedrich Spee erzählt:

Unlängst sagte mir ein Inquirent: „Ich weiß wohl, daß in diesem Wesen auch einige Unschuldige mit unterlaufen; aber deshalb mache ich mir kein Gewissen, sintemal mein Fürst, der doch ein sehr vorsichtiger, gewissenhafter Herr ist, mich treibt, daß ich in diesem Lande fortfahren solle; der wird wohl wissen, und sein Gewissen dabei in Acht nehmen, was er befiehlt; mir gebührt, daß ich demselbigen nachkomme.“ — Ist das nicht (Gott erbarm's) eine lustige Sache? Fürsten und Herren legen alle Sorge von sich ab und hängen dieselbe auf ihre Amtleute und Räthe und deroselben Conscienz und Gewissen; diese thun dergleichen und werfen's auf ihrer Herrn Gewissen! Der Fürst sagt: Unsere Räthe mögen sehen, was sie zu thun haben; die Räthe sagen: Der Fürst möge sehen, daß er's verantworte. Ist das nicht ein schöner Circul? Welcher aber wird vor Gott verantworten müssen? Dann weil es Jener sehen soll und Dieser soll's sehn, geschieht's, daß es Niemand sieht oder achtet.

Eine Aufführung der zahllosen Torturmittel, von dem einfachen Aufziehen an der Chorde bis zum Abreißen der Fingernägel mit Schneidezangen, welches Jakob I. üben ließ, würde zu widrig sein. Raffinirter war vielleicht keins als das sogenannte Tormentum insomniae, das besonders in England mit Erfolg angewendet wurde. Matthäus Hopkins, der berüchtigte General-Hexenfinder Englands, ließ die Gefangenen stets wach erhalten, damit sie keinen Zuspruch vom Teufel erhielten. Zu diesem Ende wurden sie im Kerker unaufhörlich herumgetrieben, bis sie wunde Füße hatten und zuletzt in einen Zustand vollkommener Verzweiflung und Tollheit geriethen.

Sehr anschaulich zeigt der Verf., wie die Zustände und Tendenzen der Wissenschaften in jener Zeit den Greueln des Hexenprocesses förderlich waren und wie die theologische Färbung, sich auch den nichttheologischen Wissenschaften und der Politik mittheilend, verdüsternd auf dieselben einwirkte. Trotz der Schroffheit, mit welcher Protestanten und Katholiken sich gegenüberstanden, in einem Punkte trafen sie wenigstens miteinander zusammen, in der Vorstellung von der Persönlichkeit und Macht des Teufels. In den Naturwissenschaften herrschte blinder Autoritätsglaube; die Philosophie blieb im Ganzen im Dienste der Theologie; selbst die besten Köpfe scheuten sich, Resultate auszusprechen, die mit der Orthodoxie in Conflict gerathen konnten. In der Jurisprudenz herrschte ein Geist engherziger Beschränktheit, philosophischer Betrachtungsweise bar und ledig, theils an den Satzungen des römischen und kanonischen Rechts haftend und in die müßigsten Spiele der Dialektik sich verirrend, theils in den theologischen Begriffen der Zeit befangen. Die Medicin endlich, ohne feste physiologische und pathologische Grundlage, klebte am Altüberlieferten und machte sich (sehr bequem) aus der Macht des Teufels einen Schild gegen alle Vorwürfe. Unter diesen Umständen wird es erklärlich, warum die Reformation Hexenglauben und Hexenprocesse nicht gestürzt hat. Sie ließ beide bestehen, weil sie den Glauben an den persönlichen Teufel bestehen ließ. In diesem Glauben erhitzte sich der Eifer gegen die Verbündeten des Teufels um so mehr, je weniger eine Religionsgenossenschaft der andern im Abscheu gegen das Diabolische nachstehen wollte, und so rasten die verschiedenen Parteien der Protestanten untereinander selbst und mit den Katholiken um die

Wette. Um Luther's Verhältniß zu den Herenprocessen mit wenigen Worten auszusprechen, so stand er unmittelbar zu dem Gange derselben in gar keiner Beziehung, mittelbar aber allerdings dadurch, daß er nicht noch weit durchgreifender reformirte als er wirklich gethan hat.

(Der Beschluß folgt.)

Piratenleben. Charakteristiken und Seeskizzen. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 12. 2 Thlr.

Woher hat der Verf. diese Gestalten, diese Farben? Oder, die Frage wird noch bedenklicher, woher kommt die Verfasserin dazu? Denn eine Dame möchte ich, trotz des furchtbaren Apparates von Rumflaschen, Dolchen, Gift und allem Seemannstroß, darin entdecken. Nur eine weibliche Phantasie, die mit der Welt verbittert ist, kann so in Gräßlichkeiten schwelgen und in ihren Details sich freuen. Aber diese infernalischen Geister, voll Tücke, Blut, Grausamkeit und teuflischer Wollust sollen auch Hirngespinnste einer zarten Frau sein, einer deutschen Schriftstellerin, die von alle Dem nichts erlebt haben kann, und was sie davon in Byron, Eugen Sue, Marryat, Chenier u. s. w. las, bot ihr nur leise Anklänge von Dem, was hier wie Sturmgeheul die Nerven erschüttert und die Tauben weckt. Wir können uns täuschen; aber auch Das wäre weiblich: wenn der weibliche Sinn eine gewisse Grenzlinie in der Leidenschaft überschritten hat, dann kennt er keine Grenze mehr.

Wir haben es mit keinem gewöhnlichen Romane zu thun, keine gewöhnliche Phantasie dictirte diese Bilder. Keine schwächliche Conception erfand dieses Knäuel von abschreckenden und ebenso anspannenden Situationen und Intriguen. Dieses ganze Convolut Grauen erregender Scenen hat gewiß einen Hintergrund von Moral und Glauben, nur daß man ihn nicht sieht. Aus einem Gemüthe, das die höchsten Wahrheiten der Religion, die Hoffnung auf ein jenseitiges Dasein in Vergeltung des Bösen und Guten nur auf dem Wege der Verzweiflung zur Wahrheit bringen will und kann, nur einem solchen Gemüthe, gepaart mit einer extravaganten Phantasie, kann dieses Werk entsprungen sein. Der Dichter oder, wenn unsere Conjectur glücklich ist, die Dichterin zeigt uns das Leben eines Piraten Norville, der im Blut wühlt, ein Zweiter, aber beiweitem furchtbarerer, Franz Moor, der die stiefmütterliche Behandlung der Natur rächt an ihrer edelsten Schöpfung, an seinen Nebenmenschen; dem der Anblick der Schönheit genügt, um einen tödtlichen Haß in ihm zu erwecken, der selbst die Edeln unter den Piraten ihrer bessern Gefühle und Empfindungen halber haßt, wie er sich in Grausamkeiten mit Lust wälzt, Alle aus dem Wege räumt, die ihm oder irgend einem Menschen eine Wohlthat erwiesen, und der am Ende, übermäßig reich, unerkannt ein stilles Landleben im Schoose einer Familie, deren Haupt er ist, verlebt, belobt von seiner Umgebung, um winzige Brocken, die er den Armen, Nothleidenden hinwirft, ein Wohlthäter genannt wird, der das Gedeihen und das Glück seiner gutgearteten Kinder sieht und als Greis, betrauert von seiner Umgebung, den Tod der Gerechten stirbt. Keiner ahnt sein vergangenes Leben, und die gutmüthige Nachwelt deutet sein Schweigen über die Vergangenheit, die Düsterheit der Erinnerung an dieselbe, auf Leiden, das die Menschheit ihm zugefügt, und sieht in seinem seligen Ende nur den Lohn der schwergeprüften, verfolgten Tugend. Wer möchte da an dem ewigen Richter zweifeln?

In einer zweiten Abtheilung führt uns das Werk ein neues Bild, einen neuen Gegenstand auf. Constanze, ein Kind des Unglücks. Sie verliert bei der Geburt die Mutter; der Vater, der seine Gattin über Alles geliebt, flucht dem Leben und haßt das Kind; er will dieses nicht sehen, er nennt es die Mörderin der Mutter. Sie hat nur die Liebe ihres ältern Bruders; aber sie wird bei einer Wasserfahrt die unschuldige Ursache seines Todes, das neubelebte Vatergefühl erstirbt gänzlich, sein Haß erhält eine furchtbare Nahrung, er entfernt das Unglückskind von sich und bewegt seine Schwester, es zu sich zu nehmen. Diese, ein gewöhnliches gemeines Weib, versteht das junge wunde Herz des Kindes nicht, das in Melancholie verfällt. Ihre Traurigkeit wird Trotz genannt, ihr Schmerz Verstocktheit. So wächst sie auf in Wohlstand, die Tante ist Marquisin, aber in so unausgesetzten Qualen, daß sie selbst an all das Unglück glaubt, das man ihr zuschreibt. Sie hält dafür, daß ein Fluch Gottes auf ihr laste, daß sie die Mörderin Derer sei, die sie geliebt, und hat nur Eins, ihr Gebet. Ihre Schönheit entfaltet sich wunderbar, aber in der großen Welt, in der sie lebt, bleibt diese durch ihr eigenthümliches melancholisches Wesen verdeckt, unbeachtet. Endlich erregt sie die Aufmerksamkeit eines angeblichen fremden Grafen. Die Tante will sie los sein, der Graf ist reich, er bewirbt sich um sie, der Mann ist schön, zeigt sich von einer vortheilhaften Seite, sie glaubt ihn zu lieben, und ihr liebebedürftiges Herz liebt ihn wirklich bald. Er führt sie heim, besteigt mit ihr ein Schiff: es ist ein Piratenschiff, er der Anführer. Die Unglückliche hatte kaum an Glück zu glauben angefangen, sie wird furchtbar enttäuscht. Sein Name, sein Vermögen, sein Stand, Alles ist gestohlen; seine Liebe für Constanze vermag nicht den Sieg über seine Verhältnisse davonzutragen. Die Piratenbande zwingt ihn zu Mord und Raub, der Wein betäubt die Stimme des Gewissens, die Todeskämpfe seines Weibes. Da naht das Ende; ein englisches Kriegsschiff greift die Piratenbrigg an; der Capitain, der Alles verloren sieht, will hinab zu seinem Weibe, um zu ihren Füßen Gott Besserung zu geloben, aber er wird von einem der Mannschaft seiner Untreue halber auf dem Wege zur Kajüte erschossen. Die Engländer siegen und finden die Leiche und über dieser die Unglückliche. Sie wird ins Leben zurückgerufen, aber sie ist wahnsinnig und nach mehren Jahren stirbt sie im Irrenhause.

Wir können das Werk nicht unmoralisch, wir können es eher hypermoralisch nennen. Es ist durchwirkt von einem heißen Gottesbewußtsein, von einem festen Tugendglauben; nur möchten wir dieses nicht das rechte Bewußtsein, nicht den rechten Glauben nennen, der zu solchen Mitteln seiner Darlegung greift. Das Gottesbewußtsein ist ein Naturgesetz, es lebt in der Menschen Brust nicht minder wie alle Gefühle edlerer Natur. Locale und politische Ursachen haben diesem Bewußtsein in verschiedenen Völkern, in verschiedenen Zeiten verschiedene Ausdrücke gegeben. Die Stimme im Innern eines Menschen kann täuschen, nicht die im Innern aller Menschen, und so lange die sociale Zerrissenheit nicht nöthig macht, durch furchtbare Gemälde die Wahrheit der Mutterliebe, der Geschwisterliebe, der Freundschaft u. s. w. zu beweisen, so lange sollten die Dichter das Gottesbewußtsein, den Tugendglauben den Philosophen und Theologen zu beweisen überlassen. Wer Wahrheiten gewaltsam beweisen will, beweist nur seinen Zweifel an denselben.

Nehmen wir indessen dies hin, da in neuerer Zeit vielfache Producte solche Tendenzen im Hintergrunde haben, so können wir nicht nur der Phantasie, sondern müssen auch dem Talente Gerechtigkeit widerfahren lassen, das sich hier darthut. Zwar ist es nicht zu verkennen, daß außerhalb der Bilderkreise der realen Welt die Production weit leichter ist als innerhalb dieser, ebenso wie man leichter selbstgemachte als von Andern entworfene Gesetze befolgt; allein in der Überschwänglichkeit verräth sich hier ein treffliches ungewöhnliches Talent subjectiver Schilderungen. Besonders thut die zweite Abtheilung dieses in schöner Weise kund. Sollen wir uns Vermuthungen hingeben, so ist diese eine bedeutend jüngere Production als die erste Abtheilung. Die Tendenz ist eine bestimmtere, nach einem klarern Plan gearbeitete, während in der ersten Abtheilung viel Episodisches, Abgerissenes vorkommt. Vieles hat der Dichter fallen gelassen, was möglicherweise näher hätte ausgeführt werden sollen. Die Phantasie führt oft weiter als die

Ökonomie eigentlich gestattet, und Personen und Zustände sind nicht selten aufgeführt, denen man größern Einfluß auf die Intrigue zuschreiben müßte als ihnen hier gewährt ist. Eine Probe des Talents mag folgende Schilderung der Armuth, welcher eine des Reichthums und seiner moralischen und bürgerlichen Folgen vorangegangen, geben:

„Deshalb sammelt Schätze, sage ich euch, sammelt Schätze und ihr werdet, wenn auch lasterhaft, bewundert, geachtet, geliebt, geschätzt werden, euer Tod wird beweint, ein köstliches Denkmal preist eure Thaten, und das Gewissen, es hat geschwiegen."

„Aber seid ihr arm, meine Guten, seht, so werdet ihr während eures ganzen Lebens verachtet, verschmäht, mishandelt. Niemand ist euch Freund, ihr habt keine Verwandten, ihr steht allein, völlig allein; begeht ihr einen Fehler, nur einen Fehler, so erhebt sich euer Gewissen und verdammt euch mit unerbittlicher Strenge. Es verhöhnt eure Ohnmacht, von euch hat es nichts zu fürchten, und hast du dann dein ganzes Leben hindurch nur mit Mühsalen gekämpft, nur Böses erlitten und erfahren, hat kein freundlicher Stern dir die dunkele Lebensnacht erhellt, sondern ist sie nur von Stürmen und Ungewittern erfüllt worden, und du ruhst nun vielleicht auf deinem harten Strohlager, das halb verfault einen mephitischen Dunst ausathmet, einem Strohlager, das dir zum Sterbebette dient, draußen tobt ein wüthender Sturm, nässenden Schnee in das durchlöcherte Gemach hineinwehend, das eine mattglimmende, jeden Augenblick von dem Sturm mit Erlöschen bedrohte Lampe schwach erleuchtet, und du bist allein, völlig allein. Du hast eine Geliebte gehabt, sie hat dich verlassen, weil du arm bist. Du hast nie einen Freund gefunden, weil man dich deiner Armuth wegen stets zurückstieß und man jetzt nur reiche Freunde brauchen kann; nie, nie bist du geliebt worden, denn deine Mutter starb bei deiner Geburt, du kamst jung unter fremde Leute, die dich mit Härte, mit Grausamkeit behandelten, die dir alle Augenblicke die Wohlthaten vorwerfen, die sie dir erweisen und die dich vielleicht eines zerbrochenen Glases willen aus dem Hause stießen. Du hast männlich gegen dein Schicksal gekämpft, es war mächtiger als du, es hat dich höhnend niedergeschmettert, es hat dir nie gelächelt; du warst stets unglücklich. Und jetzt liegst du da auf deinem Strohlager, in einem dumpfen, feuchten, kalten Loche, entblößt selbst von dem Unentbehrlichsten, keine freundliche Hand trocknet dir den Schweiß ab, keine kühlt, erfrischt dich, kein freundlicher Mund spricht dir Trost und Hoffnung ein. Eine unerklärliche Angst ergreift dich, du gehst dein ganzes Leben durch, überall hast du edel gehandelt, überall bist du rein geblieben; dein Blut, es drängt sich zu deinem Herzen, es wird dunkel vor deinen Augen, du fühlst des Todes Nähe. Du erschrickst erst vor der Schreckensgestalt, dann scheint er dir ein freundlicher Engel, der dich entreißt den furchtbaren Martern dieser Erde. Er führt dich in ein schöneres besseres Leben. Du hast immer auf Gott gebaut, hast nie an ihm gezweifelt, aber auch er schien dich vergessen zu haben. Du hast nie den Glauben an ihn verloren, und dieser Glaube war der einzige Stern, der dein ganzes Leben erhellt hat. Aber jetzt liegst du allein, Niemand um dich, Niemand, selbst nicht ein Hund, der dich lieb hat und dir liebkost, der deinen Tod einst bedauern, der dich vermissen wird. — Der Sturm wüthet immer heftiger und du — du ringst mit dem Tode. Alle Schmach, die du von den Menschen erfahren, drängt sich nochmals deinen Blicken vorüber. Der Gedanke an einen Fluch für Die, die dich stets verflucht, entsteht in deiner Seele; du drängst ihn schaudernd zurück. Du hast ganz jenen göttlichen Spruch verstanden: Segnet, die euch fluchen, und du segnest sie. Leise betest du: Vater vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun! und ein göttlicher Himmelsstrahl erleuchtet deine gemarterte Brust. Aber du bist noch auf Erden; du empfindest noch mit deinem Körper, du kannst jetzt nicht an das Himmlische denken, denn ein entsetzlicher Durst verzehrt dein Inneres. Du stöhnst leise, dann lauter, du wimmerst schmerzlich; aber Niemand ist da, der dich erquickt, der auf deine Wünsche merkt, um sie auch noch unausgesprochen zu erfüllen. Du bist allein, völlig allein. Dein Durst wird wüthender, immer verzehrender, du willst dich aufraffen, um ihn zu stillen, doch du sinkst wieder nieder. Deine Kräfte sind zu schwach, sie tragen dich nicht, du mußt liegen bleiben, du mußt verschmachten. Du kannst nicht schreien, denn deine Zunge versagt ihre Dienste; aber immer verzehrender wird dein Durst, gewaltsam raffst du dich auf, es sind deine letzten Kräfte, du kriechst hin, wo du glaubst, dort stünde ein Krug mit Wasser. Der Krug ist da, aber er ist leer, kein Tropfen ist mehr darin zu finden. Du seufzest schmerzlich auf, du willst wieder zurück nach deinem elenden Lager; doch die Kräfte fehlen dir, du taumelst, du fällst hin, du bleibst liegen. Der Fußboden ist kalt, mit Schnee bedeckt, das frühere Lager war wenigstens vor Sturm und Schnee ziemlich gesichert. Du stöhnst, du wimmerst, aber Niemand hört dich. Deine Sinne verlassen dich, aber dennoch siehst du noch, wie eine Ratte sich schüchtern, dann dreister geworden, hervorwagt; sie nähert sich dir, sie fängt an, deinen entblößten Fuß zu benagen, du willst sie verscheuchen, du willst den Fuß heben, um sie zurückzustoßen, aber du kannst ihn nicht mehr bewegen. Doch allmälig schwinden deine Sinne, noch ein Seufzer, noch ein schwacher Seufzer und du liegst kalt, fühllos da, du bist todt, du hast ausgelitten. Die Ratte aber nagt fort. So liegst du Stunden, Tage, aber Niemand vermißt dich. Du hinterläßt keine lachenden, keine weinenden Erben, denn du warst arm. Kein Freund, keine Geliebte fragt nach dir, denn du hattest kein Geld, um ihre Freundschaft, ihre Liebe zu bezahlen. Endlich erinnert man sich beiläufig, dich mehre Tage nicht gesehen zu haben; der Hausherr, zufällig von einer sonderbaren Neugierde getrieben, steigt fünf Treppen hinauf, er öffnet die zerfallene Thür, er tritt ein in das elende Gemach. Und nun sieht er dich, auf kaltem Boden, mit Schnee, der jetzt zu Eis krystallisirt ist, bedeckt; das Blut ist gefroren, der Leib, das Gesicht zerfressen, das Ungeziefer, das soeben sorglos fortfraß, es läuft mit Blitzesschnelle hinweg in seine Gemächer, gesättigt und dennoch unersättlich."

Auch in dieser Schilderung liegt jene Sentenz im Hintergrunde, daß das Hienieden nicht ausreicht, das Menschengeschlecht mit sich selbst und seinem irdischen Geschick auszusöhnen.

95.

Notiz.

Blatt und Blüte.

In der Mikroskopischen Gesellschaft zu London theilte Hr. E. G. Quakett eine neue Beobachtung mit, welche zur Bestätigung der Ansicht, daß Blüte und Frucht der Pflanzen nur Modificationen des Blattbildungsprocesses sind, ein Beispiel aus einer Pflanzenclasse beibringt, welche am wenigsten geeignet scheint, einen solchen Beitrag zu liefern. Bei blühenden Gewächsen findet man häufig Gelegenheit, die Bildung der Blüte gehemmt und ein Blatt entstehen zu sehen, wo man die Entfaltung der Fortpflanzungsorgane erwarten sollte. Hr. Quakett hat nun eine ähnliche Beobachtung bei nicht blühenden Gewächsen, z. B. bei Farren gemacht, bei denen ebenfalls hin und wieder Blättchen an der für die Fortpflanzungsorgane ausgebildeten Stelle erscheinen. Eingeleitet hat Hr. Quakett seinen Vortrag mit allgemeinen Bemerkungen über die Thatsache, daß die Blume nichts als eine Modification des Blattes. Unser Oken hat sich in dieser Beziehung kurz gefaßt. Er sagt in seiner „Allgemeinen Naturgeschichte": „Daß Kelch und Blume nichts weiter als veränderte Blätter sind, kann auch der Blinde mit Händen greifen, und es bedarf keines Scharfsinns eines Sehenden, um solches zu erkennen."

48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 16. —— 16. Januar 1844.

Geschichte der Hexenprocesse. Aus den Quellen dargestellt von Wilhelm Gottlieb Soldan.
(Beschluß aus Nr. 15.)

Eins der wirksamsten Motive zur Hexenverfolgung war die Habsucht. Es ist bekannt, wie sehr dieselbe in das Gerichtswesen des 16. Jahrhunderts überhaupt eingriff. „Die Gerichtsherren", sagt Udalrich Zasius, „statt auf das gemeine Beste zu sehen, strafen nur, um ihre Einkünfte zu vermehren." Wie aber diese niederträchtige Triebfeder ganz besonders auf die Hexenprocesse wirkte, das erkannten schon unter den Zeitgenossen die Scharfsinnigern. Der Kanonikus Loos, dem die Freimüthigkeit, mit der er gegen solchen Unfug auftrat, mehrmals Kerkerstrafe zuzog, nannte diese Processe eine neu erfundene Alchymie, durch welche man aus Menschenblut Gold und Silber mache. Vierzig Jahre später sagte Friedrich Spee, daß Viele nach den Verurtheilungen der Zauberer hungerten „als den Brocken, davon sie fette Suppen essen wollten". In Trier, wo unter dem schwachen Jesuitenfreunde Johann VI. das Übel auf den höchsten Grad stieg, waren zwar Äcker und Weinberge aus Mangel an Arbeitern verödet, aber Notarien, Actuarien und der Nachrichter waren reich geworden. Der Letztere ritt in Gold und Silber gekleidet auf einem stolzen Pferde; seine Frau wetteiferte in Kleiderpracht mit den vornehmsten Damen. Spee kannte einen Inquisitor, der sein Geschäft auf folgende Weise betrieb. Zuerst ließ er durch seine Leute das Landvolk bearbeiten, bis dieses sich vor lauter Hexenfurcht nicht mehr zu lassen wußte und den Schutz des Inquisitors anflehte. Nun nahm er die Miene an, als riefen ihn seine Geschäfte anders wohin, ließ sich jedoch durch eine zusammengeschossene reichliche Arrha bewegen, zu erscheinen, leitete auch die Untersuchung ein, redete abermals von seinen anderweitigen Obliegenheiten, sammelte wiederum Geld und begab sich dann in ein anderes Dorf, um dasselbe Spiel von vorn anzufangen. Die Stadt Fulda erinnert sich noch des Treibens eines gewissen Balthasar Voß, der sich durch niedrige Angeberkünste vom Schreiber zum Günstling des Abts und Criminalrichter emporgeschwungen hatte. Er zog im Ländchen umher, überfiel plötzlich Dörfer und Flecken, verhaftete die angesehensten, unbescholtensten Leute, besonders die Reichen, auf deren Vermögen er Absichten hatte, und nahm, wie er es nannte, „Brände" vor. Er rühmte sich einst, über 700 Personen beiderlei Geschlechts zum Scheiterhaufen gebracht zu haben. Dieser Voß trieb sein Wesen 19 Jahre lang.

Nicht nur alte Weiber mußten wegen vermeintlicher Hexerei den Holzstoß besteigen; angesehene Männer, Jünglinge aus edeln Häusern, ja selbst kleine Kinder wurden wegen desselben Verbrechens gemartert und hingerichtet. Ein Verzeichniß „der Hexenleut, so zu Würzburg mit dem Schwert gerichtet und hernacher verbrannt worden", zählt aus den Jahren 1627 bis zum Anfange von 1629 29 „Brände" auf, bei welchen jedesmal mehre Personen, bisweilen acht auf einmal, hingerichtet wurden. Der Verf. theilt dies Verzeichniß wörtlich mit und wir finden darin unter Anderm Chorherren, Vicarien vom Domstift, Doctoren, Rathsherren, Bürgermeisterfrauen, den Steinmacher „einen gar reichen Mann", „ein klein Mägdelein von neun oder zehn Jahren", „des Fürsten Kochs zwei Söhne, einer von vierzehn, der andere von zehn Jahren aus der ersten Schule", „NB. der Vogt im Brennerbacher Hof und ein Alumnus sind lebendig verbrannt worden", „des Valkenbergers Töchterlein ist heimlich gerichtet und mit den Laden verbrannt worden", „die dicke Edelfrau" u. s. w.

Welche Wüste, welche Mördergrube war in jenen Jahren aus Deutschland geworden! In demselben Jahre, wo der Scharfrichter von Coesfeld solche Rechnungen stellen durfte (seine Liquidation vom Juli bis December 1631 betrifft lauter Hexenprocesse und beträgt 169 Thlr.), verbrannte Tilly Magdeburg für die Wiederherstellung des alleinseligmachenden Cultus, und schlug ihn Gustav Adolf bei Leipzig für die Freiheit des protestantischen Bekenntnisses; wo aber blieb der Held, der Einsicht, Macht und Muth gehabt hätte, mit offenem Visier den Aberglauben und den Eigennutz für die Humanität zu schlagen? Nur eine einzige Stimme erhob sich in jenen Tagen: zwar laut, deutlich und beredt, aber aus dem Asile der Anonymität; zwar aus den innersten Tiefen eines bekümmerten Herzens hervordringend, aber in ihren Wirkungen nicht glücklicher als die Stimme des Predigers in der Wüste.

Es war der Jesuit Friedrich Spee, welcher in seiner „Cautio criminalis" 1631 gegen den Hexenproceß auftrat; ein Gegenstück zu seinem Ordensbruder Delrio, der, so wie viele andere Jesuiten, zu den eifrigsten Beförderern der Hexenprocesse gehört hatte. Jarcke gibt

sich zwar in seinen „Beiträgen zur Geschichte der Zauberei" (Hitzig's „Annalen") Mühe darzuthun, daß der Jesuitenorden sich zuerst gegen jenes blutige Unwesen erklärt habe; unser Verf. widerlegt indeß mit historischem Beweise Jarcke's an sich schon verdächtige Behauptung, daß die Gesellschaft Jesu unter den Vorkämpfern der Aufklärung gestanden habe. Auch leuchtet es ein, daß die gute That, welche der Einzelne anonym und im Widerspruch mit dem Verfahren der Gesellschaft gethan hat, der letztern nicht zum Vortheil angerechnet werden kann.

Leider hatten Spee's Worte nur wenig gefruchtet und nur auf einem beschränkten Raume bewirkten sie einige Verminderung der Menschenbrände. Ein Unglück für Spee's Bemühungen war es, daß wenige Jahre nach ihm der jüngere Carpzov mit seinem „Peinlichen Recht" hervortrat. Dieser starre, autoritätsgläubige und selbst wiederum zur Autorität gewordene Jurist war weit entfernt, ein Reformator der Criminalrechtswissenschaft geworden zu sein, wie sein allgemeines fast legislatorisches Ansehen schließen lassen sollte. Was den Glauben an die Hexengreuel betrifft, so bekannte er sich ganz zur strictesten Observanz. Die ärgsten Verfolger, z. B. Delrio, waren seine Gewährsleute und durch Carpzov's Ansehen hatte der Hexenproceß nur noch festere Wurzel gefaßt.

Endlich 1691 trat Balthasar Bekker mit einem Werke auf, welches dem Ungethüm des Hexenwesens den ersten tödtlichen Streich versetzte. Bekker war der Erste, der die Richtigkeit des Zauberglaubens in seiner Totalität erkannt und demzufolge nicht mehr den einzelnen Erscheinungen desselben, sondern dem Princip selbst den Krieg erklärte. Dieses Princip aber liegt in der Dämonologie, insbesondere in der Lehre vom Teufel. Die durch Bekker's Werk veranlaßte Bewegung war außerordentlich. In zwei Monaten waren 4000 Exemplare verkauft und fast in allen Sprachen Europas erschienen Übersetzungen desselben. Wiewol sich die Welt zwischen Beifall und Anfeindung theilte und die Entbehrlichkeit des Teufels nur von wenigen Theologen zugegeben wurde, so war Bekker's Buch doch eine riesenhafte Vorarbeit für den letzten entscheidenden Kampf, aus welchem Christian Thomasius gegen die Anhänger des Hexenglaubens und der Hexenprocesse siegreich hervorging.

In seinen frühern Jahren war Thomasius selbst von der Rechtmäßigkeit der Hexenprocesse noch so fest überzeugt, daß er einst als Berichterstatter in der Juristenfacultät auf die Torquirung einer Angeklagten antrug. Es ward ihm die Beschämung, von seinen Collegen, die in diesem concreten Falle anders dachten, überstimmt zu werden, und dies gab ihm den ersten Anstoß zu tieferer Prüfung des ganzen Gegenstandes und zur offenen Bestreitung desselben, sobald die bessere Überzeugung gewonnen war. Vom Teufelsglauben selbst hat sich Thomasius nicht losgemacht und steht hierin hinter Bekker zurück; er verwahrte sich vielmehr gegen die falsche Beschuldigung, als glaube er an keinen Teufel.

Ich glaube nicht allein — sagt er in seinen „Kurzen Lehrsätzen von dem Laster der Zauberei" (1701) —, sondern verstehe auch einigermaßen, daß der Teufel der Herr der Finsterniß und der Fürst der Luft, d. i. ein geistliches (geistiges) oder unsichtbares Wesen sei, welches auf eine geistliche oder unsichtbare Weise mittels der Luft oder auch wässeriger oder auch irdener Körperchen in den gottlosen Menschen seine Wirkung hat.

Hiermit bekennt sich also Thomasius zu dem Wahne seiner Zeitgenossen und würde also schwerlich zu dessen Ausrottung beigetragen haben, wenn er nicht seinem Teufelsglauben folgende Beschränkung hinzugefügt und deren Geltendmachung zur Aufgabe seines Lebens gestellt hätte.

Ich leugne aber hinwiederum — erklärt er nämlich —, daß Hexen und Zauberer gewisse Verträge mit dem Teufel aufrichten sollten, und bin vielmehr versichert, daß Alles, was diesfalls geglaubt wird, nichts anders als eine Fabel sei, so aus dem Juden-, Heiden- und Papstthum zusammengelesen, durch höchst unbillige Hexenprocesse aber, die sogar bei den Protestirenden eine Zeithero gebräuchlich gewesen, bestätigt worden.

Hiernächst werden in seiner Schrift die von Juristen und Theologen für die Existenz der Zauberei vorgebrachten Gründe durchgemustert und ins Absurde geführt. Auch gegen Thomasius brach der Sturm los; er hatte Juristen und Theologen beleidigt und sie vergalten es ihm mit harten Ausfällen und verketzernden Declamationen.

Als der berühmte Herr Thomasius — schreibt einer seiner Anhänger im J. 1803 — sich dem protestantischen Papstthum und denen Pedanten eifrigst widersetzt, so hat man ihn für den ärgsten Atheisten, Quaker, Socinianer, und ich weiß nicht für was, in der ganzen Welt ausgeschrien; sogar daß die Meisten noch jetzo seine raisonnablen Lehren für seelenschädliche Irrthümer auszugeben sich nicht scheuen. Sonderlich hat die neulich unter ihm gehaltene Disputation wider das Laster der Zauberei von neuem in das Wespennest gestöret, weil die Antistites regni tenebrarum wohl gesehen, daß hiermit zugleich viele falsche Einbildungen vom Teufel als ihrem Knecht Ruprecht vor die Hunde gehen würden.

Die ersten erfreulichen Wirkungen seiner Thätigkeit sah Thomasius zuerst im preußischen Staat. Friedrich I. zog schon 1701 einen märkischen Gerichtsherrn wegen einer Hinrichtung zur Rechenschaft und beschränkte 1706 die Hexenprocesse in Pommern. Acht Jahre später that sein zwar ungelehrter, aber frommer und praktisch verständiger Sohn einen noch entschiedenern Schritt. Kaum hatte er nämlich den Thron bestiegen, so verkündete ein Mandat vom 13. Dec. 1714, daß Friedrich Wilhelm, überzeugt von der Verwerflichkeit des bisherigen Verfahrens in Hexensachen, dasselbe zu verbessern beschlossen habe und daß inzwischen alle auf Tortur oder Tod gehenden Urtheile dem Könige zur Bestätigung vorzulegen seien. Zugleich wurden die Brandpfähle weggenommen. Friedrich Wilhelm hat ein solches Urtheil nie bestätigt. Vielmehr sprach er, als 1721 der Magistrat zu Nauen einen Hexenproceß einleitete, die Abolition aus und ließ der Behörde einen Verweis geben mit dem Zusatze, daß der König alle Hexenprocesse durchgehends verboten habe. Dem Beispiele Preußens ahmte auch das übrige protestantische Deutschland mehr oder weniger bereitwillig nach. In dem katholischen Süd-

deutschland loderten indeß noch bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts Hexenscheiterhaufen. Besonders in Baiern währte der Unfug noch lange fort; noch unter Karl Theodor's Regierung hatte fast jedes Kloster seinen sogenannten Hexenpater, bei welchem man sich Rath und Schutzmittel zu holen pflegte, z. B. Agnus Dei und Lucaszettel. Eine Bäuerin aus dem Gerichte Pfatter bei Straubing, deren Kühe keine Milch gaben, fiel in die Schlingen eines solchen Hexenpaters, des Franziscaners Benno, der sie im Kloster trunken machte, dann unter dem Vorwande der Entzauberungsceremonie schändete und zuletzt zum Todtschlage an der neunzigjährigen Großmutter ihres Mannes veranlaßte. Als das Gericht nach langem Zögern die Verhaftung des Buben beschloß, mußte es die Auslieferung desselben durch militairische Execution vom Kloster erzwingen, und als derselbe endlich degradirt und zu lebenslanger Festungsarbeit verurtheilt war, legte sich Rom ins Mittel und bewirkte Begnadigung, sodaß der Hexenpater mit zehnjähriger Suspension und ebenso langem Klosterarrest durchkam.

Seht Leute — sagt der Berichterstatter, von welchem diese Nachricht entnommen ist —, so geht's bei uns in Baiern zu; die Pfaffen lachen über uns und mästen sich von unserm Schweiß. Wär's nicht eine von den nothwendigsten Neuerungen, daß bei uns die Bettelmönche, sowie die andern privilegirten Tagediebe aufgehoben, oder wenigstens ihr Wirkungskreis beschränkt würde?

Über die Hexenpatres in Frankreich schreibt Garinet:

Il n'y a pas encore cinquante ans, que le père Apollinaire (surnommé par la populace *le père Apothicaire*) fut surpris au lit, chassant le diable des parties inférieures de la servante d'Henriet, curé de St.-Humiers. Ce charitable capucin se vanta humblement d'avoir reçu, durant cette bonne oeuvre, un coup de pied de la patte d'Astaroth, démon de l'impudicité, qui se mit à beugler, disait-il, contre son séraphique père Saint-François, dès l'instant qu'il lui avait fait sentir son cordon.

In Würzburg wurde 1749 Maria Renata Seegerin, Subpriorin des Klosters Unterzell, verbrannt, während am Scheiterhaufen der Jesuit Georg Gaar eine salbungsvolle Rede an die versammelte Menge hielt. Von da an sind die gerichtlichen Verfolgungen wegen Zauberei immer seltener geworden; der letzte Justizmord dieser Art wurde zu Glarus in der Schweiz 1782 verübt.

Daß aber mit dem Schlusse der Hexenprocesse noch keineswegs auch der Teufels- und Hexenglaube seine Endschaft erreicht hat, daß er noch jetzt in roher Nacktheit hin und wieder den Pöbel zu Unthaten treibt, während er sich im Nebelduft der Poesie bei den höhern Kreisen einschleicht und im gelehrten Gewande wieder festes Terrain auf Katheder und Kanzel zu gewinnen sucht, dafür sprechen die Eingangs dieser Mittheilung erwähnten Thatsachen. Darum ist es ganz an der Zeit, die Erinnerung an jene Geisteskrankheit vergangener Jahrhunderte wach zu erhalten, ihre gräßlichen Verirrungen in das Licht der Wahrheit zu setzen und der Reaction auch von dieser Seite vorzuhalten, wohin sie führen kann und, consequent, führen muß. Daß der Verf. sich diese Aufgabe gestellt, daß er sie in so gründlicher Weise und mit so warmem Eifer gegen Aberglauben und Verfinsterung gelöst hat, verdient die aufrichtigste Anerkennung und erregt den lebhaften Wunsch, daß Soldan's Buch eine recht vielfache Benutzung finden möge. 28.

Die Eroberung von Mexico.

W. H. Prescott sagt in seinem neuen Werk: „History of the conquest of Mexico, with a preliminary view of the ancient Mexican civilization and the life of the conqueror Hernando Cortes" *), nachdem er die Unterwerfung Montezuma's erzählt hat: „Die in diesem Capitel vorübergeführten Ereignisse gehören gewiß zu den außerordentlichsten im Buche der Geschichte. Daß ein kleiner Trupp Leute wie diese Spanier in den Palast eines mächtigen Fürsten eindringe, ihn mitten unter seinen Vasallen ergreife und als Gefangenen hinwegschleppe; daß sie vor seinen Augen seine Beamten schimpflich hinrichten, vermuthlich dafür daß dieselben seine eigenen Befehle vollzogen haben, und daß sie endlich Allem damit die Krone aufsetzen, daß sie den Monarchen in Ketten legen wie einen gemeinen Missethäter; daß dieses begegne nicht einem faselnden Greise am Rande des Unterganges, sondern einem stolzen Monarchen auf dem Gipfel der Macht, im Herzen seiner Hauptstadt, umringt von Tausenden und Zehntausenden, die bei seinem Winke zittern und ihr Blut zu seiner Vertheidigung vergießen würden wie Wasser — daß alles Dies von einer Handvoll Abenteurer vollbracht werde, ist für einen Roman zu ausschweifend und zu unwahrscheinlich. Und dennoch buchstäblich wahr. Wir werden aber nicht mehr in das Urtheil der Zeitgenossen jener Thaten mit einstimmen können, welche dieselben mit Bewunderung sahen. Wir werden keinem der Gründe beipflichten können, mit denen man versucht hat, die Überrumpelung eines befreundeten Monarchen, zudem durch dieselben Personen, welche er mit seinen Gunstbezeigungen überhäufte, zu entschuldigen." Man hat an dieser Stelle eine gute Probe von der historischen Schreibart des Verf., der scharfe Contraste, überraschende Einzelheiten, Prunk der Ereignisse liebt und in seinen Schilderungen oft sogar ins Genrehafte streift. Er hat übrigens die vorhandenen Quellen, wie schon nach seinem frühern Werke („Spain under Ferdinand and Isabella") zu erwarten war, fleißig benutzt, sonderlich die Sammlungen des Don Juan Baptista Muñoz aus spanischen Archiven und die des Don M. F. de Navarrete, hat auch nicht versäumt, die Bildwerke zu Rathe zu ziehen, welche (seit Humboldt zum Studium der mexicanischen Alterthümer angeregt) erschienen sind. Die letztern leisteten ihm besonders gute Dienste bei seiner Neigung, Städte, Örtlichkeiten, Bauwerke u. s. w. malerisch zu schildern. Indessen verliert er sich nicht immer in Details. Hier seine Beschreibung der Stadt Cholula, der merkwürdigsten unter den alten mexicanischen Städten: „Sie war von hohem Alterthum, gegründet schon von den Urstämmen, welche das Land vor der Zeit der Azteks überschwemmten. Es sind einige wenige Nachrichten über ihre Verfassung erhalten, welche, wie es scheint, nach republikanischem Muster, ähnlich der von Tlascala zugeschnitten war. Die Verfassung dieses kleinen Staats entsprach ihrer Bestimmung so gut, daß sich derselbe bis in eine sehr späte Zeit unabhängig behauptete und auch als er von den Azteks abhängig wurde, dennoch unter ihrer Oberherrlichkeit eine politische Selbständigkeit behielt. Ihre Vereinigung mit Mexico brachte die Cholulaner in häufige Reibungen mit ihren Nachbarn und Stammverwandten, den Tlascalanern. Aber wiewol diesen in Verfeinerung und in den Künsten der Civilisation überlegen, waren sie in kriegerischer Hinsicht den kühnen Bergbewohnern, den Schweizern Anahuaks, nicht gewachsen. Die cholulanische Hauptstadt war das große Handelsemporium

*) Es erscheint von diesem trefflichen Werke eine deutsche Übersetzung in dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig. D. Red.

des Plateau. Die Einwohner zeichneten sich in verschiedenen mechanischen Fertigkeiten aus, besonders in der Metallbearbeitung, der Verfertigung von Baumwollen- und Agavenstoffen und eines sehr feinen Thongeschirrs, das, wie es heißt, dem florentinischen an Schönheit nicht nachstand. Aber die Künste des Friedens, denen sie alle Aufmerksamkeit schenkten, machten sie natürlich dem Kriege abgeneigt und unfähig, es mit Denen aufzunehmen, die vom Kriegführen Gewerbe machten. Die Cholulaner wurden ein weibisches Volk gescholten und zeichneten sich, wie ihre Nebenbuhler behaupteten, mehr durch List als durch Muth aus." 78.

Bibliographie.

Academica, Ernstes und Heiteres aus dem gesammten Leben auf Hochschulen. In zwanglosen Heften. 1stes Heft. Wolfenbüttel, Holle. Gr. 8. 5 Ngr.

Allemannia. Gedichte in allemannischer Mundart von L. F. Dorn, Schneider, Hagenbach, Eichin; nebst einer Correspondenz zwischen Hebel und Gyßer. Mit Illustrationen. Lörrach, Gutsch. 1843. 8. 22½ Ngr.

Andeutungen zu zeitgemäßer Verbesserung akademischer Einrichtungen. Zunächst veranlaßt durch den für die Großherzoglich Hessische Landesuniversität zu Gießen neuerlich festgesetzten Studienplan und die auf denselben bezüglichen polemischen Schriften der Herrn Schleiermacher und Linde. Darmstadt, Leske. 1843. Gr. 8. 7½ Ngr.

Aschauer, F. A. v., Poesien. Grätz, Kienreich. 1843. 8. 20 Ngr.

Baldauf, P., Geschichte der merkwürdigsten Begebenheiten in der Provinzial-Hauptstadt Grätz in Steiermark, mit besonderer Beziehung auf das Bürger-Corps von seiner Entstehung bis zum Jahre 1842. Grätz, Kienreich. 1843. Gr. 8. 1 Thlr.

Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches und der angrenzenden Länder Asiens. Herausgegeben von *K. E. v. Baer* und *G. v. Helmersen*. 6tes Bändchen: Reise nach dem Ural und der Kirgisensteppe in den Jahren 1833 und 1835, von *G. Helmersen*. 2te Abtheilung. Mit einer geognostischen Karte und Gebirgsprofilen. Petersburg 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Derselben 8tes Bändchen, gemischten Inhalts. Herausgegeben von *K. E. v. Baer*. Mit 4 Tafeln und 1 Karte. Petersburg 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Bremer, Frederike, Ein Tagebuch. Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 12. 20 Ngr.

Das Buch Hiob. Mit Beziehung auf Psychologie und Philosophie der alten Hebräer neu übersetzt und kritisch erläutert von J. Wolfson. Breslau, Kern. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Calman, C., Liedesblüten an *****. Wien, Tauer und Sohn. 1843. 12. 25 Ngr.

Dobeneck, C. Freiherr v., Systematische Zusammenstellung der geltenden allgemeinen Bestimmungen für die protestantische Kirche im Königreiche Bayern. Ansbach, Gummi. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eucharistion, Volks-Schule nicht Volks-Schulen! Ansichten und Wünsche über und für das preußische Volksschulwesen mit besonderer Rücksicht auf Schlesien. Glatz, Prager. 1843. Gr. 8. 5 Ngr.

Fényes, A. v., Statistik des Königreichs Ungarn. 1ster Theil. Pesth 1843. Gr. 8. Für zwei Theile 4 Thlr. 15 Ngr.

Geijer, E. G., Des Königs Gustav III. nachgelassene und 50 Jahre nach seinem Tode geöffnete Papiere. Übersicht, Auszug und Vergleichung. Aus dem Schwedischen. 2ter Theil. Hamburg, Perthes. 1843. Gr. 8. 1 Thlr.

Gräße, J. G. T., Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte aller bekannten Völker der Welt, von der ältesten bis auf die neueste Zeit. 2ten Bandes 3te Abtheilung. 2te Hälfte. Dresden, Arnold. 1843. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Gutenäcker, J., Verzeichniß aller Programme und Gelegenheitsschriften, welche an den königlich bayerschen Studien-Anstalten vom Schuljahre 1823/24 bis zum Schlusse des Schuljahres 1841/42 erschienen sind. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte Bayerns. Würzburg, Stahel. 1843. Gr. 4. 10 Ngr.

Hiller's, P. F., Sämmtliche geistliche Lieder, zum ersten Male vollständig gesammelt, und nebst einem Abriß seines Lebens, mit Zustimmung der Enkelsöhne des Dichters, unverändert herausgegeben von K. C. E. Ehmann. Reutlingen, Mäcken jun. Gr. 8. 1 Thlr. 11¼ Ngr.

Jagemann, L. v., Offene Gedanken über die Abneigung der Rheinpreußen gegen Strafgesetzreformen. Berlin, Hermes. 1843. Gr. 8. 10 Ngr.

Jahn, O., Über Goethe's Iphigenia auf Tauris. Ein Vortrag. Greifswald, Koch. 1843. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kohl, J. G., Reisen in England und Wales 1ster Theil: Birmingham, Liverpool und Wales. Dresden, Arnold. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Doctor Martin Luther. Eine Stimme aus England. Wiesbaden 1843. Gr. 8. 2½ Ngr.

Maithal, R., Mücken. Leipzig, Weygand. 8. 1 Thlr.

Nicolai, J., Beiträge zur Geschichte der Insel Reichenau im Bodensee, als Versuch zur Erklärung der Stelle Strabo's lib. VII. Paragr. 5. Constanz, Bannhard. 8. 7½ Ngr.

Opitz, F. W., Thierquälerei im Widerspruche mit Religion, Sittlichkeit und Würde des Menschen. Leipzig, Weinedel. 8. 5 Ngr.

Paulus, H. E. G., Irenikon oder Warum und Wie sind Eltern, Staaten und Kirchen den Kindern zuvörderst einen selbstverpflichtenden, von Dogmen nicht abhängigen biblisch-urchristlichen Religionsunterricht schuldig? Eine Abhandlung zum wahren Frieden zwischen Staaten und Kirche. Darmstadt, Leske. 1843. Gr. 8. 25 Ngr.

Pfeilschmidt, E. H., Offener Hülferuf an alle weltlichen Behörden des deutschen Vaterlandes, welche auf den sittlichen Zustand der Kinderwelt Einfluß üben können. Grimma, Gebhardt. 8. 7½ Ngr.

Ponsard, Lukretia. Trauerspiel in fünf Acten. Übersetzt von E. Freih. v. Zündt. München 1843. 12. 12½ Ngr.

Türkisch-persischer Rechtsstreit, oder das wahrhaftige Mährchen von dem berühmten Abubekr-Ibn-Gnillesch in Ispahan und dem alten, weisen Abdallah-Ibn Suluap in Schiras. Den Freunden der türkischen und persischen Justiz gewidmet und aus dem türkischen Original ins Deutsche übertragen von einem Freunde der Wahrheit im Orient und Occident. Darmstadt, Leske. 16. 5 Ngr.

Sammlung schwedischer Muster-Romane. IX.: Die Mühlen in Skällnora. — Ein Brief der Baronesse v. D*. — Die Filialkapelle; von C. J. L. Almquist. Aus dem Schwedischen. Berlin, Morin. Gr. 12. 1 Thlr.

Schober, H., Die Akademie Eldena. Ein Beitrag zur Geschichte des landwirthschaftlichen Unterrichtswesens. Greifswald, Koch. 1843. Gr. 8. 12½ Ngr.

Schumacher, J. L., Mittheilungen an seine Landsleute in Mecklenburg über die Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in Altenburg. Parchim, Hinstorff. 1843. Kl. 8. 7½ Ngr.

Selinger, E. M., Denksteine deutscher Geschichte des Jahres 1842. Wien, Tauer und Sohn. 1843. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Vömel, T., Die christliche Gymnasialbildung. Frankfurt a. M., Zimmer. 1843. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 17. — 17. Januar 1844.

Geschichte der letzten Kämpfe Napoleon's. Revolution und Restauration. Von Konrad Ott. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ein Opus posthumum! Der wackere Verf. ist vor Vollendung des Drucks seiner trefflichen Schrift, noch nicht 29 Jahre alt, an einem organischen Herzübel im Dec. 1842 verstorben. Nach der vorliegenden Leistung zu urtheilen sind vielgehaltige Hoffnungen für die historische Literatur mit ihm zu Grabe gegangen. Die „Geschichte der letzten Kämpfe Napoleon's", Frucht siebenjähriger Arbeit, sichert ihm ein ehrenvolles Andenken. Mit dem Eifer kräftigen Jünglingsalters begonnen, hat sie durch Umsicht und Beharrlichkeit deutschen Fleißes männliche Reife erlangt. Die Verweihe des historischen Gemüths dazu brachte der Verf. als ein Erbstück von seinem berühmten Großvater Paul Usteri mit, dessen Briefsammlung zugleich eine einzig ihm zugängliche Quelle von nicht geringer Bedeutsamkeit in seinem Material ausmachte; zwei Jahre lebte, forschte, arbeitete und sammelte er in Paris; eigene Anschauung, Erkundigung bei unterrichteten Zeitgenossen, Benutzung des gesammten Reichthums der historischen Literatur Frankreichs, Deutschlands und Englands über die Jahre 1813—15, welche auch ohne Citate sich dem sachkundigen Leser durch den Text selbst ausspricht, geben dem Werke Ott's eine so gediegene Grundlage, daß es nicht zu fürchten hat, mit der Spreu der Büchermessen so bald verweht zu werden; die Darstellung aber ist durchweg so ansprechend, theilweise so ergreifend, daß Leben und Bewegung in dem tüchtigen Buche seiner Gewichtigkeit gleich zu achten ist.

Der erste Theil, 26 Capitel, enthält die Geschichte von dem Friedensversuche, wobei der Baron von St.-Aignan gebraucht wurde, bis zu dem Eintritte der ersten Restauration; der zweite schließt mit der heiligen Allianz. Die Anordnung der Begebenheiten jener Jahre macht keine Schwierigkeit; daher ist es für diese Anzeige von geringer Bedeutung, in welcher Reihenfolge der Verf. sie aufgestellt habe; die Begebenheiten selbst aber sind im Ganzen und Großen so weltbekannt, daß es nicht einer Vergegenwärtigung derselben mittels methodischer Zergliederung vorliegender Geschichte und Vorlegung ihrer einzelnen Bestandtheile bedarf. Wir begnügen uns, auf einzelne hervorstechende Theile hinzuweisen. Es kommt hier nicht darauf an, das historische Object, sondern die Art und Kunst seines Bearbeiters anschaulich zu machen. Dieser war nicht Militair: darum ist bei dem Titel „letzte Kämpfe Napoleon's" hier nicht an kriegsgeschichtliche Relationen als das Charakteristische des Buchs zu denken: sie bilden selbst nicht dessen Hauptbestandtheil; der Verf. hat aber mit Beirath ausgezeichneter Militairs auf diesem Gebiete seiner Aufgabe seine Tüchtigkeit besonders in lebendiger Auffassung der kritischen Momente des Kampfes und in der Erörterung der davon abhängigen Erfolge, nicht minder aber in der Hervorhebung des Moralischen, in der Zeichnung der Gesinnung der Führer und Soldaten dargethan. Dies Letztere tritt begreiflicherweise noch mehr in den Darstellungen der Zustände in der Hauptstadt, im Lagercabinet Napoleon's und seiner Gegner, in den Skizzen von einzelnen Persönlichkeiten, als Talleyrand, und von Gruppen, als den Royalisten des Faubourg Saint-Germain, den Policeibeamten ꝛc. hervor. Den Militair wird eine der Technik seiner Wissenschaft und Kunst ermangelnde Darstellung von Märschen, Lagerungen, Gefechten selten befriedigen, und wiederum hat die Kriegsgeschichte der neuesten Zeit von der Hand deutscher Offiziere so viele ausgezeichnete Leistungen, wo das allgemein Menschliche und das wissenschaftlich Militairische glücklich miteinander verbunden sind — wir erinnern vor Allem an v. Clausewitz' Werke —, daß der nicht militairische Historiograph sich gern bescheiden wird, seinen Ruhm nicht vorzugsweise auf den Schlachtfeldern suchen zu wollen. So ist auch hier, bei aller Anschaulichkeit und anziehenden Kraft der Schlachtengemälde, die Hauptsache in Dem, was den Krieg als bedingend oder bedingt begleitete, zu suchen, und Paris hauptsächlich drängt sich hervor wie ein magnetischer Punkt, die Aufmerksamkeit und das Interesse anzuziehen. Von Napoleon's Widersachern steht gebührendermaßen Kaiser Alexander im Vorgrunde. Hier die Ankündigung desselben (Th. 1, S. 12):

> Alexander hatte sich gefällig gegen Kaiser Franz gezeigt, ohne an seinem eigenen Vorhaben auf Frankreich irre geworden zu sein, dessen Zukunft er zu bestimmen sich berufen dünkte. So viel Dank und Lob, als ihm damals dargebracht wurde, hatte den Schwung seiner Seele gesteigert: er fühlte sich vom Schicksal auf einen Punkt getragen, wo er, im Besitze der höchsten Manneskraft, den Ahnungen und Vorsätzen seiner Ju-

gend Raum geben durfte, die so manches Jahr in ihm durch Widerwärtigkeiten verstört worden waren. Der Ehrgeiz, auf das westliche Europa einzuwirken, gehörte schon zu dem Throne von Rußland, und Alexander war mit Anlage zur Begeisterung und einem ausgezeichneten Sinne für das Großartige geboren. Er schien von den Eigenschaften der großen Katharina geerbt zu haben, der er auffallend schon in der unzerstörbaren Gleichmäßigkeit der Stimmung glich. Katharina hatte seine Erziehung dem Waadtländer Laharpe anvertraut, der die Blüte französischer Bildung und den feurigsten Eifer für die Ideen von Gleichheit der Menschen und von Bildung der Völker mit einer Hochherzigkeit verband, welche den jungen Prinzen unwiderstehlich für seine Lehre einnahm. Die Gegenstände, an denen er sich unter einem solchen Lehrer bildete, stammten aus Westen; die Vorbilder, denen er nacheiferte, waren ihm im Westen groß geworden: es mußte sich ihm einprägen, daß dort das Feld des Ruhms lag. Laharpe's Wunsch war indessen, für die russische Nation einen dem Werke der Sittigung ergebenen Fürsten zu erziehen; und die Hoffnung beglückte ihn, als sein Zögling, bei natürlicher Sanftmuth und Gerechtigkeitsliebe, die Tugenden der Gesinnung, welche zum Lobe eines Jünglings genügen, in seltenem Verein entfaltete. Erst nach und nach vermißte man an Alexander die Kraft und Gewandtheit, sich in allen Fällen von seinen eigenen Eingebungen auch bestimmen zu lassen. Er wußte zu dulden, mehr als es einem Fürsten ansteht, der unter fremder Leitung nur verlieren kann. Eine frühzeitige Heirath, die ihn unbefriedigt ließ und ihn auf seine persönlichen Vorzüge für die Gunst der Frauen anwies, schien ihn noch zu lähmen und seinen Ehrgeiz zu verstricken. Die Ermordung seines Vaters hatte seine Thronbesteigung beschleunigt; allein er mußte sich der Alleinherrschaft unterziehen, ohne die mächtigen Mörder strafen zu dürfen: mehr vermochte er nicht, als daß sie die Nähe seines Throns meiden mußten. Ja, vor dieser Erinnerung lag sein Lebensberuf danieder, der erfoderte, daß er die Macht des Adels bräche; die Sorge um seine bloße Unabhängigkeit war genug für seine Energie.

Um sich im Besitze der auswärtigen Politik zu erhalten, half er sich mit öfterm Wechsel seiner Minister, mit einer ausgebreiteten Privatcorrespondenz, die ihm besonders französische Emigrirte führten, endlich mit Anstellung von Ausländern. Er verleugnete nicht den Vorsatz, seine Herrschaft zu mildern; einige menschenfreundliche Verordnungen beurkundeten den Anfang seiner Regierung; herkömmlichen Huldigungen, die seine Unterthanen erniedrigten, trieb ihn sein Gewissen, sich zu entziehen; aber er wagte nicht immer, dieselben zu untersagen. Er galt in seinem Reiche für einen gutherzigen Monarchen, den Jedermann achtete, aber er hatte noch nichts gethan, das Bewunderung vor ihm eingeflößt hätte. Von einer seltsamen Begeisterung für den französischen Kaiser, mit welchem er noch im Kriege stand, wurde sein Ehrgeiz gleichsam festgehalten. Es war die Schwierigkeit seines Lebens gewesen, seinen Eifer für die Ideen des Zeitalters mit der Alleinherrschaft, wozu er berufen war, zu verbinden; und wie großartig schien nun Napoleon in dem günstigen Westland diese Aufgabe gelöst zu haben! Alexander fühlte sich an den Mann gebannt, in welchem der Wunsch, der schon seinen geheimen Stolz ausgemacht hatte, in solcher Pracht verwirklicht war. Sein Bewußtsein eignete auch ihm den Ruhm an, den Napoleon dafür genoß; und wieder mußte es ihn niederschlagen, sich um die Ehre des Vorganges gebracht zu sehen. Wie ging nun seine Begeisterung auf, als ihn Napoleon in seine Freundschaft aufnahm; als er, um ihn zu bezaubern, in einer Zusammenkunft, die ihrem persönlichen Umgange fast mehr als dem Friedensschlusse gewidmet zu sein schien, sich selbst zum Jünglinge herab ließ und mit ihm verabredete, daß sie beide fortan sich an die Spitze der Weltereignisse setzen und an Rang, an Einfluß und glänzender Zukunft einander gleichen sollten! Alexander pflegte zu Hause des Umganges des französischen Gesandten Caulincourt, der ihm von seinem Gebieter reden konnte; denn kein Gespräch setzte auf gleiche Weise seine Leidenschaften an die Glut (?); bald verknüpften Achtung und Freundschaft den Kaiser und den Gesandten, denen Niemand im russischen Reiche an feuriger Bewunderung vor dem Manne des Jahrhunderts nur nahe kam.

Alexander blieb dieser Stimmung getreu, trotz aller Erbitterung des russischen Adels, bis er Napoleon seine Vergrößerung ohne Rücksicht auf ihn verfolgen sah, bis er Zumuthungen von demselben erfuhr, die ihn vor seiner eigenen Nation zu erniedrigen drohten, bis ihm vollends unter der Geschäftigkeit so Vieler, die seiner Sinnesänderung auf der Lauer lagen, der Argwohn aufstieg, daß Napoleon ein bloßes Spiel mit ihm triebe. Einige Sticheleien auf seine Schwächlichkeit (?), die man ihm dienstfertig verrieth, mußten das Maß füllen: denn Alexander rückte in das Alter, wo er die Jahre zu zählen anfing, die dem Menschen zur Begründung seines Nachruhms angewiesen sind. Alexander's Übergang von der Freundschaft zum unversöhnlichen Kriege geschah aber nicht auf die gemeine und rohe Art. War es abwechselnd Treue und Verstellung, oder war Alexander in der Verehrung von Napoleon's Größe dermaßen verweichlicht? (Hier das Punctum saliens der Charakterfrage.) Er hatte längst den Entschluß gefaßt, Napoleon's Feind zu werden, als er noch unter den Ereignissen, die ihn dahin trieben, zu leiden schien und seine frühern Gesinnungen immerfort mit einer schonenden Achtung behandelte, die seiner Verwandlung etwas Feierliches gab. Es stärkte ihn (?), die sichersten Anzeichen zu erhalten, daß Napoleon zu eben der Zeit, da er ihn aufgab, in seinem eigenen Lande das Aussehen eines Tyrannen gewann.

„Der Zauber ist zerstört" — sprach er oft von Frankreich, mit einem Ausdrucke, den nur eigene Erfahrung hineinlegen konnte. Er gab allmälig dem Sturme nach, der sich in dem erbitterten russischen Adel sammelte und ihm eine ungeheure Stärke für jedes Unternehmen gegen Frankreich versprach. Er ließ es geschehen, daß sein Caulincourt, der es verschmähte, vor den Verwünschungen der Russen die Sprache herabzustimmen, seine Abberufung verlangte. Und als beim Ausbruch des Krieges die Wuth Stand um Stand ergriff, aus den Weiten des russischen Reichs unzählige Schwärme zusammentrieb, und ihre grauenvollen Anstalten zum Untergange des verwegenen Länderstürmers traf, ging Alexander, der nicht die Keckheit fand, ungerührt und kalt die Streiche selbst zu führen, nach St.-Petersburg auf die Seite, sein Schicksal zu erwarten. Es war ihm beschieden, daß in seinem Lande die Kraft des Unbezwungenen zerbrach. Er wurde zum Bundesgenossen des deutschen Volks in siegreichen Befreiungskriegen. Er sah sich zum Führer eines europäischen Kreuzzugs gegen Napoleon bestimmt, wenn der Krieg durch Fortsetzung in dessen eigenen Staaten diesen Charakter gewinnen sollte. Nun stand er an Frankreichs Grenze, einen Ruhm vor Augen, wie ihn das Leben nur einmal anbietet, und mit dem Bedürfniß im Herzen, durch Befreiung der Franzosen zugleich und Befriedigung eines Restes von Großmuth gegen ihren Kaiser sein Benehmen vor sich selbst und vor der Nachwelt zu rechtfertigen.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Ludwig der Kellner. Roman von Louise Otto. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1843. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Die Verf. verkündet in ihrem geistreichen Vorwort einen baldigen Frühling und scheint darunter das gänzliche Schwinden aller Standesvorurtheile zu verstehen. Sie bedenkt indeß nicht, daß das nur bis auf einen gewissen Grad möglich ist, daß man wol über die Zufälligkeiten der Geburt und des Vermögens sich erheben kann, nicht über das Gewerbe. Der Kellner in kurzer Jacke und grüner Schürze, mit der Serviette

unter dem Arm, kann ein recht wackerer Bursche sein, alle Achtung verdienen als Mensch und als Mann, doch zum Geliebten eines hochgeborenen und feingebildeten Fräuleins paßt er nicht; er gehört einem Stande an, welcher unter allen Ständen sich am wenigsten dazu eignet, und so verwachsen ist diese Überzeugung mit den jetzigen Ansichten, daß vorliegender Roman, troß mancher Verdienste in Erfindung und Darstellung, auf den gebildeten Leser nur einen widerwärtigen Eindruck machen kann. Ein Bedienter ist für das gebildete, wohlerzogene weibliche Wesen zwar ein Mensch und hat Menschenrechte, aber er gilt ihm nichts als Mann, und jeder Gedanke eines Liebesverhältnisses mit ihm liegt ihr fern. Viel näher steht der Handwerker den gebildeten Ständen, ihm räumt man lieber als dem Kellner eine Stimme im Staate ein, denn ein gewisses Gefühl sagt uns, daß die gebildete Seele in beschränkten Verhältnissen eher zum Handwerk greift als zur Kellnerschürze; und dennoch wird das gebildete, vornehm geborene und erzogene Mädchen nicht den Handwerker zum Geliebten wählen. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, ein gebildeter Kellner wird den Stand der Kellner nicht heben. Und sollte ja die Natur in der Wirklichkeit solches Spiel treiben, so darf dieser Fall als historisch-politische Wirklichkeit in Biographien als erstaunenswürdiges Factum mitgetheilt, nicht im Roman bearbeitet werden, solches ist eine schriftstellerische Taktlosigkeit. Ref. kennt einen Kellner mit hochadeligem Namen von einer alten Familie. Dieser hat aber keine höhere Bildung. Wer wie der Held des vorliegenden Romans gebildet ist, wird nicht Kellner, und wenn die Verhältnisse ihn dazu zwingen, stürzt er sich eher im Schmerz über den Beruf als über die unglückliche Liebe zu einem Fräulein ins Wasser. Der zu erwartende Frühling besteht wirklich nicht in Nivellirung der Stände, sondern daß keiner den andern verachtet, und jeder würdige Repräsentant seines Standes bei allen andern Ständen auf vollkommene Anerkennung und Hochachtung rechnen kann; das ist die vollendete Humanität, und die vollendete Humanität ist im 19. Jahrhundert die höchste Religion, die höchste Politik, die höchste Philosophie und die höchste Bildung zugleich.

2. Der Geächtete. Historische Novelle von Gustav von Heeringen. Drei Bände. Leipzig, Mayer und Wigand. 1843. 8. 4 Thlr.

Der Geächtete ist der unglückliche Johann Friedrich der Mittlere, und der Schauplatz der Novelle die Burg bei Neustadt, wo er gefangen saß und wo seine edle Gattin das Gefängniß mit ihm theilte. Seit lange hat Ref. nicht mit so vielem Vergnügen das Originalwerk einer deutschen Feder im Fach des historischen Romans gelesen. Die geschichtlichen Erörterungen sind kurz, gedrängt und klar, nichts Unnützes darein verwebt, kein Charakterzug, keine Person, die nicht zur Entwickelung des Ganzen gehört. Wahrheit und Dichtung sind mit Umsicht gehandhabt, und reiche Abwechselung bietet das Ganze in seinen verschiedenen Scenen und Decorationswechseln. Friedrich der Geächtete ist besonders mit Liebe dargestellt; es wendet sich ihm das ganze Interesse zu, sowol in dem geduldigen Ertragen der Gefangenschaft mit dem Vogel plaudernd, als in seinen einzelnen Aufwallungen von Zorn und Hochmuth; sowol als er den Fußfall vor dem Kaiser thut und um Gnade bittet, als wie er die Gnade ausschlägt und lieber im Gefängniß bleibt als Bedingungen einzugehen, die seiner Fürstenehre zuwiderlaufen. Auch die Kurfürstin, seine Gattin, steht groß da in ihrer Bedrängniß, und der Leser verlebt mit diesen beiden Schwergeprüften Momente, welche Phantasie und Herz tief erschüttern; sie sind mit außerordentlicher Wahrheit dargestellt. Auch andere Figuren sind gut gezeichnet und es fehlt nicht an humoristischen Gestalten und originellen Erscheinungen. Der wunderliche Doctor Lenz mit seinen lateinischen Floskeln, der verschmitzte Quacksalber mit Affen und Meerkatzen, der Bajazzo Nickel Haas, der halb blödsinnige Farbenreiber Barthel und der wahnwitzige Einsiedler Douk — der reuige Verräther des Geächteten — tragen viel zur Belebung des Romans bei; auch die Frauen, die Deutsche, die Italienerin und die Zigeunerin fesseln das Interesse, obgleich ihre Charakterentwickelung Absichtlichkeit fühlen läßt und ihre Individualitätsäußerungen zu gewaltsam herbeigeführt werden.

3. Mandara's Wanderungen. Manheim, Schwan und Götz. 1843. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mandara ist ein junger Indianer aus dem Thale Suty, jenseit des Himalaya; er liebt die schöne Urwasi und wird von deren Vater auf Reisen geschickt, um sich zu vervollkommnen, indessen stirbt sie; Mandara kehrt zurück in die Heimat, erkrankt und verfällt in einen Scheintod. Als er wieder daraus erwacht, nimmt er sich vor, standhaft in seinem Schmerz zu sein; er reist später zurück nach Europa, wo, da seine Pässe nicht richtig sind, er in den Kerker geworfen wird und Hungers stirbt, weil er sich nicht entschließen kann, Fleisch zu essen. Die Erzählung ist augenscheinlich nur Nebensache bei diesem Werke, die Entwickelung von Ansichten, Reflexionen und Lebensanschauungen die Hauptsache. Indem der Indianer europäische Zustände und europäische Widersprüche beleuchtet, lenkt er die Aufmerksamkeit auf europäische Mängel; besonders lange hält er sich bei den Fleischspeisen auf, die er sehr tadelt, weil er den Menschen nicht das Recht, die Thiere zu seinem eigenen Nutzen zu tödten, zugesteht; viele Bogen nehmen die Discussionen dafür und dawider ein. Auch über Unsterblichkeit und über das Leben nach dem Tode werden lange, oft sehr schwülstige Abhandlungen mitgetheilt; die Verhältnisse der Menschen zur Thierwelt werden näher beleuchtet. Aufsätze über Seelenreinheit, Einfachheit, Consequenz, Positivität, Skepticismus sind wohl durchdacht und klar. Die Art, wie der Indianer die Christenlehre aufnimmt, gehört dem 19. Jahrhundert in jeder Hinsicht an. „So viele Geistliche glauben nicht, was sie lehren, noch Mehre glauben nicht, was sie glauben sollten, um den Vorgesetzten zu gefallen und schiffen daher immer zwischen der Scylla, den hergebrachten Glaubenssätzen, und der Charybdis, der eigenen Überzeugung, mühsam einher. Nur der Beschränkte, der nicht denkt, der blind die Glaubensformel hersagt, ist aufrichtig. Seine Aufrichtigkeit ist erkauft mit dem Preise der Wahrheit." Unter den Aphorismen aus Mandara's Tagebuch sind oft sehr bedeutende und voll tiefer Poesie; das ganze Buch ist eher zur ernsten als zur Unterhaltungslecture zu rechnen.

4. Toilettenromane des Auslandes für deutsche Leserinnen, herausgegeben von Georg Nikolaus Bärmann. Erster, zweiter, dritter Band; enthaltend: Zephirina die schöne Zigeunerin, eine merkwürdige Geschichte, dem Spanischen des Don Pedro de Oliva nacherzählt von Bärmann. Braunschweig, Meyer sen. 1843. Gr. 12. 3 Thlr.

Sehr abenteuer- und erfindungsreich ist diese Erzählung; Begebenheiten drängen auf Begebenheiten. Die schöne Zephirina ist eine Ausnahme unter den Zigeunerinnen, indem sie der Liebe und den Männern abhold ist und wegen ihrer Schönheit unzählige Verfolgungen zu dulden hat; in dem Grundsatz, Allen zu gefallen und Keinen zu lieben, sucht sie ihre Freiheit zu behaupten, sowol unter den Zigeunern als im Serail des Khalifen von Ägypten, in der Wüste Arabiens, in Londons Salons und auf dem Schiff der Piraten. Wie in einem Guckkasten läßt sie vor dem Leser die verschiedenen Bilder vorüberziehen, indem sie manche interessante Bemerkung einflicht und manchen Blick auf Sitten und Gebräuche der verschiedenen Länder leitet. Ihre Charakterzeichnungen sind grell und hervorspringend, die Helden sind gewaltig verliebt in sie und ihre Eitelkeit, ihre Herrschsucht, ihr Unternehmungsgeist stempeln sie selbst zur Romanheldin, die sie ist. Zuletzt beerbt sie den Pascha von Sermat, ihren Anbeter, und ist dadurch in Stand gesetzt, den englischen Baronet, den sie liebt, reich zu machen, damit er die verschuldeten Familiengüter einlöse; sie befinnt

sich aber nach, ob sie ihn heirathe, da sie meint, „sich nicht eher glücklich fühlen zu können in der Ehe, als wenn die menschliche Gesellschaft sich auf eine Höhe würde gebracht haben, auf der das Weib am Herzen und an der Hand des Mannes mit diesem vollkommen gleiche Rechte in jeglicher bürgerlichen Beziehung genießt."

5. Toilettenromane des Auslandes für deutsche Leserinnen, herausgegeben von Bärmann. Vierter und fünfter Band: Eine Krone für Karl den Kühnen. Nach A. L. G. Toussaint. Aus dem Holländischen übersetzt von Hierunda. Braunschweig, Meyer sen. 1843. Gr. 12. 2 Thlr.

Vorliegendes Werk erfüllt alle Ansprüche eines historischen Romans; Haupt- und Nebenpersonen sind gut gezeichnet, die geschichtlichen Begebenheiten wohl benutzt, die romantische Ausschmückung mit Geschmack und Takt gewählt, und die politischen Verhältnisse gut beleuchtet, auch fehlt nicht der philosophische Blick über Geschichte und Leben, den Frauen so wohl anzubringen wissen.

6. Toilettenromane des Auslandes für deutsche Leserinnen herausgegeben von Bärmann. Sechster bis neunter Theil: Die Tochter Menzikoff's, von Mistreß Hofland, übersetzt von Bärmann. Braunschweig, Meyer sen. 1843. 8. 4 Thlr.

Wenn auch eine englische Dame vielleicht vor vielen Jahren einen historischen Roman in Rußland wollte spielen lassen, wie es auch einer Schriftstellerin einmal einfallen konnte, einen in den Mond zu verlegen, ohne alle Kenntniß des Locals und der Geschichte, so begreift Ref. doch nicht, wie ein deutscher Doctor denselben übersetzen konnte, er mußte denn auf sehr unwissende Leserinnen rechnen und deren Belehrung nicht im Sinne haben. Man erfährt, daß die Tochter Menzikoff's dem Zar Peter II. angetraut war, ihn in den Blattern pflegte, dann von Iwan Dolgoruki beim schwachen Monarchen verleumdet und nach Sibirien verbannt wurde, während doch Peter's II. angelobte Braut die Tochter des Iwan Dolgoruki war, die das tragische Schicksal hatte, einige Tage vor ihrer Vermählung und Thronbesteigung den Bräutigam an den Blattern erkranken und sterben zu sehen, statt zur Kaiserwürde in ein Kloster wandern mußte, während ihre Familie auf entsetzliche Weise endigte. Ebenso wie mit den Begebenheiten ist mit den historischen Charakteren verfahren worden, und von einer Färbung des damaligen Zeitalters ist nicht die Rede. Der vierbändige, etwas sentimentale Roman läßt sich indeß recht gut lesen, wenn man von sechs Seiten immer vier überspringt und gar nichts Anderes zu lesen hat, was bei dem jetzigen Leseüberfluß wol selten der Fall sein möchte. Solche Romane sollte man indeß dem Lande, das sie geboren, überlassen und nicht einem andern damit zur Last fallen. 12.

Miscellen.

Das tausendjährige Bestehen des deutschen Reichs

muß doch trotz der Jubiläumsfestlichkeiten da und dort, im Großen wie im Kleinen, ebenso wie die belobte Freiheit Deutschlands manche Anfechtung erleiden. Zwar finden wir eine von Chr. W. Vogel zur Feier des tausendjährigen Jubiläums (?) der deutschen Selbständigkeit (??) gehaltene Predigt angekündigt: „Wie lange wird Deutschland noch seine Größe, seinen Ruhm behaupten?" die gewiß nicht uninteressant sein mag, da wir von einer Selbständigkeit dermalen nichts bemerken, und wenn sie 1000 Jahre lang gedauert hat, dies sicher mit bedeutenden Intervallen stattfand; allein hören wir dagegen, was Seume, ein echter Deutscher, sagt: „Es ist mir seit langer Zeit ein etwas trauriger Gedanke, ein Deutscher zu sein, und doch möchte ich wieder meine väterliche Nation mit keiner andern vertauschen. Wir haben seit Karl dem Großen ein so sonderbares Gewebe von Halbgerechtigkeit, Halbfreiheit, Halbvernunft und überhaupt von Halbexistenz gehabt, daß sich die Fremden bei näherer Einsicht schon oft gewundert haben, wie wir noch so lange politisch lebten." („Mein Sommer", 1806 geschrieben.)

Bairisches Bier.*)

Man glaube ja nicht, daß das Bier als Getränk eine Erfindung der Neuern ist. Schon die Alten kannten Cerevisiam als einen Erquickungstrank. Wir verweisen hier auf „*J. H. Meibomius*, de cerevisia aliisque potibus" (Helmstädt 1668) und „*Mart. Schoocii* lib. de cerevisia" (Gröningen 1661). Auch Baco v. Verulam sagt in der „Historia vitae et mortis": „Ad irrorationem corporis facit natura potus, qui ciborum vehiculum est: cerevisia" und weiter: „Utiliorem fore potum ad longaevitatem existimamus quam cerevisiam ex granis tantum." Daß das bairische Bier vor länger als 70 Jahren gern getrunken, berühmt und versendet war, ist vielleicht nicht allgemein bekannt, da erst in neuerer Zeit ein besonderer Werth auf das bairische Bier auch auswärts gelegt worden ist. Nicht uninteressant mag hier die Mittheilung sein, daß in einem Criminalactenstücke vom Jahre 1772 fg., welches im Archive der Gerichtsbehörde zu Leipzig aufbewahrt wird, unterm 19. Aug. 1770 des bairischen Bieres, das in dasigem Burgkeller verschenkt worden, gedacht wird. Die Baiern mögen diesen Wink benutzen, Beiträge zu einer Geschichte des bairischen Biers als eines Theiles ihres Nationalruhms zu liefern. 97.

*) Bier wird aus dem Hebräischen hergeleitet und die Ableitung von bibero verworfen (s. „Zeitung für die elegante Welt", [illegible], Nr. [illegible], S. [illegible]. Johannes Falk in „Unser Herr und der Schmied von Apolda" (s. „Wenke", 1819, Thl. 3, S. [illegible]) nannte das Bier Ischariotstrank.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 18. —— 18. Januar 1844.

Geschichte der letzten Kämpfe Napoleon's. Revolution und Restauration. Von Konrad Ott. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 17.)

Wie viel Einzelnes in diesem moralisch-politischen Charaktergemälde auch zu Fragezeichen veranlaßt: die Grundstriche und das Colorit sind treffend und ehrenwerth. Gerade bei Alexander's gewiß nicht leicht vollkommen zu enträthselndem politischen Charakter, dessen bedeutsamste Abwandlungsmomente jedoch in die Zeit vor dem Befreiungskriege, namentlich in die Jahre 1807—9 gehören, tritt uns, im Eingange des Buchs, entgegen, daß die Geschichte der Jahre 1813—15 noch gar viele dunkle oder mit halbem oder falschem Lichte aufgeklärte Räume enthält. Zu geschweigen der Differenz der Angaben von dem Detail eines Gefechts, von der Stärke der Mannschaft, den Gründen der Entscheidung, von der Schuld, die Dieser oder Jener zu tragen habe, fällt jener Vermiß voller historischer Beleuchtung dem bedachtsamen Beobachter vorzugsweise bei Umtrieben und Intriguen ins Auge. Die fabrikmäßige Geschichtschreibung, insbesondere bei den Franzosen, ist hier selten oder nie in Verlegenheit; es kostet sie nichts, Reden und Handlungen von zweideutiger Natur nach bloßem Hörensagen, nach Salongeschwätz oder Anekdotenträgerei dem Ersten Besten zu imputiren: da ist Alles wie evident und ausgemacht; von der Beschaffenheit der Quelle, aus welcher es geflossen, ist nicht die Rede. Nicht so unser Verf.; er ist behutsam; wo er nicht zur Gewißheit kommen konnte, begnügt er sich mit einem soll oder einer vorsichtigen Andeutung. Das Gegenstück zu Kaiser Alexander in der Schwierigkeit der Enträthselung ist ohne Zweifel Niemand mehr als Talleyrand, weniger ein labyrinthischer politischer Charakter als eine Fata Morgana; im Ganzen nicht schwer, im Einzelnen nie vollständig zu begreifen und in seinen macchiavellistischen Machinationen zu verfolgen. Von ihm gibt S. 93 fg. eine gelungene Zeichnung aus der Zeit der schon erschütterten Napoleonischen Herrschaft; darauf S. 96:

> Die Zusicherungen, die König Ludwig manchen Staatsmännern der Republik gegeben hatte, ehe Bonaparte's Erhebung seine Rückkehr vereitelte, konnten Talleyrand, der in jener Zeit Minister gewesen war, nicht verborgen geblieben sein. Sein Benehmen berechtigte jetzt die Agenten des Königs, diesem von der Ergebenheit des einflußreichsten Mannes zu melden. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß auch Talleyrand selbst den König wissen ließ, was ihm für seine Sache schon gelungen sei, und auf welche Weise er hoffte, die Personen von Gewicht und die Bekenner der constitutionnellen Ansichten dafür zu gewinnen.

Höchst interessant ist die darauf folgende Zeichnung, wie durch Talleyrand's Einfluß Savary's Policei neutralisirt wurde. Ferner, wie Talleyrand zur Zeit der Abreise Maria Louisens manoeuvrirte (S. 174):

> Ein Gerücht von der Abreise der Kaiserin, das bisher nicht vielen Glauben gefunden, wurde jetzt plötzlich aufgegriffen, und hier und da schriee man, Niemanden wegfahren zu lassen. Doch die Nationalgarde lieh Jedermann ihren Schutz. Nur wurde es übersehen, daß der Wagen des Fürsten von Benevent an den Barrièren angehalten worden und daß der Fürst ohne Einwendung hatte nach der Stadt zurückfahren lassen.

Hier jedoch ist der Verf. fast zu behutsam; statt seiner Andeutung konnte bestimmt ausgesprochen werden, daß Talleyrand den ihm widerfahrenen Zwang veranstaltet hatte, was aus dem Texte unsers Buchs nur errathen werden kann. Ein anderes Beispiel von der Behutsamkeit des Verf. gibt S. 206, wo von der Nacht vor dem Einzuge der Allürten in Paris die Rede ist:

> Talleyrand begnügte sich mit dem Geschehenen, das ihm dafür bürgte, daß er in wenigen Tagen vor den Monarchen sich auf einen Theil der französischen Armee (das Corps Marmont's) für die Regierungsveränderung werde berufen dürfen, wie er ihnen schon jetzt die Stadt und den Senat anbieten konnte. Es ist auch wahrscheinlich, daß er in dieser Nacht den Besuch des russischen Ministers Nesselrode empfing, und daß er diesem Hülfsmittel vorlegte, die ihn berechtigten, zu seiner Sicherheit wie zum bessern Gelingen sich vom Kaiser Alexander eine große persönliche Auszeichnung zu erbitten.

Der Verf. würde über mehre Punkte jener kritischen Tage und Nächte sich bestimmter ausgesprochen haben, wenn er die Denkwürdigkeiten Orlow's, wovon Bülau's „Jahrbücher", 1843, Aug., ein Stück mitgetheilt haben, hätte benutzen können. Überhaupt aber ist neben dem Löblichen der Behutsamkeit, mit der sich der Verf. über manche nicht ganz notorische Dinge ausspricht, auch ein gewisser Mangel an Dreistigkeit bemerkbar, wodurch hier und da das rechte Licht verkümmert wird; so S. 176 bei der Andeutung von Clarke's Unterlassungssünde in den Anstalten zur Vertheidigung von Paris, und Ca-

pitel 19 bei der Erzählung von Marmont's Separatcapitulation, wo zum Schluß steht: Schwarzenberg soll seine Handlungsweise völlig gebilligt haben. Ungemein anziehend ist die Schilderung, die er von dem Treiben und dem Einflusse der Frauen gibt (S. 44):

Es war, als ob alle Fäden der Verschwörung in die Familienkreise zurückführten, wo die Frauen wirkten mit ihrer stillen, unantastbaren Gewalt. Eine Macht schien hervorzutreten, die man im Glück übersehen hatte. Der freche, weiberverachtende Kronenräuber hatte nie den Weg zum Herzen der Frauen gefunden; auf die Mütter, die Gattinnen fiel der größte Theil des Unglücks, wenn er die Jugend Frankreichs auf ferne Schlachtfelder führte. Still sammelte sich der Frauen Feindschaft gegen den Kaiser, und ehe sein öffentliches Unglück begann, hatten sie ihm längst das Familienleben seines Landes entfremdet.

Zur Probe von den Schlachtgemälden mag die Vernichtung der Division Pactod bei Fère Champenoise (S. 168) dienen:

Unmöglich war es — die Generale erkannten es — sich zu den Marschällen (Mortier und Marmont) durchzuschlagen. Sie mußten den nahen Sümpfen von St.-Gond zuziehen, wo sie, so viele dieselben erreichen konnten, Sicherheit fänden. Die Generale redeten den Soldaten zu, ihr Leben theuer zu verkaufen, da es schimpflich wäre, auf freiem Felde zu capituliren, und — keine Capitulation! — tönte es durch die aufs Äußerste gefaßte Schar — Sieg oder Tod! Auf drei Vierecke eingegangen (?), standen sie vor dem Halbkreise von ungeheuren Reitermassen, die sich nun abwechselnd losrissen und heranstürzten, aber auch erschöpften an den Nationalgarden, die verzweiflungsvoll sich neben den Leichen ihrer Gefährten schlugen. Sie hatten alle Anfälle abgewehrt. Ein Geschützfeuer begann jetzt, fürchterlich, von drei Seiten her; in den Vierecken kreuzten sich Kugeln und Kartätschen und schmetterten ganze Reihen nieder. Plötzlich verstummte das Geschütz. Zu neuem Angriffe hatte das Reiterheer sich gesammelt. Es waren die letzten Augenblicke! Noch einmal wurde ein Anfall abgewiesen: aber jetzt brach ein Viereck, es brach das zweite, und verschwunden waren sie, niedergehauen, entwaffnet. Das dritte Viereck, vom General Thevenot geführt, war nur noch eine kleine Strecke von den Sümpfen entfernt, es strengte seine letzten Kräfte an. Nun nahmen es 48 Geschütze zum Ziel: es mußte noch einmal Halt machen. Die ganze Reitermasse, die auf der Ebene geschlachtet, stürmte, erbittert über die Handvoll Franzosen, heran: sie wurden erdrückt, sie starben in grausem Gemetzel.

Glanzstücke des zweiten Theils sind Capitel 7, die Rückkehr Napoleon's von der Insel Elba, allerdings, wenn auch ohne alle Ausschmückung erzählt, ein beispielloser Triumphrausch, und Capitel 11, der Feldzug in Belgien, wo der Bericht von den Schlachten bei Ligny und St.-Amand, Quatrebras und Waterloo sich durch ebenso große Genauigkeit als Anschaulichkeit und frische Lebendigkeit auszeichnet und eines Ehrenplatzes neben den Darstellungen Walter Scott's, Prokesch's von Osten und Archibald Alison's würdig ist. Daß der Ausdruck des Verf. hier und da dunkel oder nicht ganz classisch deutsch ist — z. B. die es nicht so fest mit dem Adel, oder mit dem Lande und dem Throne gut meinten; der Kaiser hatte entgegen der Übung, die Anordnung getroffen; einläßliches Protokoll; die Leidenschaften an die Glut setzen — wird den Leser, dem es um die Sache zu thun ist und der die Form im Ganzen befriedigend erachten muß, wenig stören. 89.

Taschenbuch der neuesten Geschichte, herausgegeben von G. Bacherer. Geschichte des Jahres 1842, mit vier Portraits: Dahlmann, v. Itzstein, Rumann, Steinacker. Darmstadt, Leske. 1843. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

So wenig wir früher, obgleich mit dem Herausgeber persönlich befreundet und einige Jahre hindurch in vertrautem Verkehr lebend, die Richtung des Dr. Bacherer in literarischer und gesellschaftlicher Beziehung billigen konnten — die Schreibart in manchen seiner Schriften ist gesucht, ungewöhnlich noch jetzt, und die Anfechtungen eines hochgestellten und ebenso hoch verehrten Staatsmanns sind noch nicht vergessen —, so erfreuend ist es, ihm auf dem einmal gewählten Wege zu begegnen und ihm gleichsam geistig nahe gebracht sich zu fühlen. Mag die Idee dieses seit mehren Jahren bestehenden Taschenbuchs der neuesten Geschichte zuerst von dem verstorbenen Ernst Münch oder vom Dr. Bacherer ausgegangen sein, welche Beide früher die ersten Jahrgänge gemeinschaftlich herausgaben — gleichviel, es ist eine gute, vortreffliche, und besonders was den vorliegenden Jahrgang betrifft, würdevoll und tüchtig ausgeführte Idee. Gutzkow's Rath, dessen der Herausgeber in der Vorerinnerung gedenkt, ist wohl beachtet und diesmal mehr eine vereinte Erzählung der Geschichte des Jahres 1842 gegeben worden, ohne weitere nach einer bestimmten Richtung gehende Betrachtungen, ohne weitere Parteinahme für oder wider.

In dem trefflich geschriebenen Überblicke Seite 1—63 wird die historische Bedeutsamkeit des Jahres 1842 in politischer Hinsicht wie mit Bezug auf die verheerenden Naturereignisse kurz angedeutet, und der geschichtliche Charakter nach den einzelnen größern Staaten entwickelt. Wir möchten diese Scheidung nicht ganz billigen, denn wenn auch andere Staaten, z. B. Deutschland, Östreich, Preußen und die andern Staaten des deutschen Bundes, in besondern Abschnitten besprochen werden, so sollten sie doch in einem Überblicke, wenn auch kurz, erwähnt sein.

Um einige Belege zu geben, wie besonnen sich Bacherer über einzelne Staaten oder die in ihnen hervorgetretenen Begebenheiten ausspricht, wollen wir hier einige der gelungenen Stellen folgen lassen.

„Nicht in der innern Lage ist die Gefahr Frankreichs. Der Adel mit seinem großen Anhang, der Klerus mit seinem mächtigen Einfluß, die Mittelclasse mit ihrer maß- und gesetzgebenden Macht, sind conservativ, und der Mangel an Einheit der dynastischen Theile der Kammer, der Mangel an höherer politischer Geltung der Staatsmänner und, wenn man will, der bevorzugten Classen selbst, sind nicht bedeutend genug, um gegen die Schwerkraft jener doch wenigstens im Ziel zusammentreffenden Mächte etwas Entscheidendes auszurichten. Die innere Gefahr von Frankreich liegt in den anarchischen Massen und Grundsätzen, welche sich zwischen jenen Schichten eingeschoben haben, in den Leidenschaften, durch welche sie zu plötzlichem vulkanischem Ausbruch in der Hauptstadt können gebracht werden, und in der traurigen Lage von Frankreich, der Folge der Concentrirung alles politischen Lebens in Paris, das für Bordeaux und Strasburg, für Toulouse und Lyon denken, handeln, wachen und wagen soll, aber nur für sich selbst denkt, wacht und wagt, in einer Weise, daß eine Bewegung in der Hauptstadt, wenn sie gelingt, über das Loos von Frankreich entscheidet und die Nation in eine Richtung reißt, die ihren wahren Wünschen und Hoffnungen entgegen war."

Diese so richtig gefaßte Ansicht über Frankreich muß besonders mit dem gleich darauf folgenden Anerkenntnisse der

Regententugenden Ludwig Philipp's in Verbindung gelesen werden, eine Lobrede, die besonders bei den Schriftstellern, die falsch oder richtig dem Jungen Deutschland angehören, selten gehört wird.

„Dänemark steckt zwischen zwei Angeln. Während Norwegen und Schweden auf dem gewöhnlichen Weg innerer Verbesserung ihren Zustand, so weit es nöthig ist, ändern können, geht Dänemark einer immer trübern Zukunft entgegen, da sein Staatshaushalt sich in die Länge nicht erhalten läßt. Dabei gerieth der politische Geist der Dänen in letzter Zeit auf Abwege, auf denen er sich leicht ganz verirren und ein schmähliches Verderben über das Land herbeiführen kann. Es ist dies das Bestreben, die Unterdrückung alles Deutschen im dänischen Gebiete zu vollenden. Solches Bestreben zeugt von einer so unrichtigen Auffassung der Verhältnisse und der Bestimmungen Dänemarks, daß man sich versucht halten möchte, eine Hand dabei betheiligt zu glauben, von der es anfangs hinlänglich bekannt sein sollte, wie sie es mit den skandinavischen Staaten meint."

Solche Urtheile können wir weder der Materie noch der Form nach billigen. Es sollen ja nur Mittheilungen hier über Das, was sich im J. 1842 ereignet hat, gegeben, höchstens die Motive neuer Institute, Begebnisse, Ereignisse u. s. w. angedeutet werden; denn selbst der umsichtigste Historiograph wird nach Jahren erst die wahren Beweggründe einzelner oft wichtiger Staatsordnungen erfahren. Den Ausdruck „steckt zwischen zwei Angeln" finden wir für ein Taschenbuch der Geschichte nicht passend, und die Vermuthung über den Grund, alles Deutsche im dänischen Gebiete zu verdrängen, mit nichts erwiesen. Leere Anspielungen, Hindeutungen gehören in kein Geschichtswerk.

„Die preußische Hegemonie, nicht der Theorie, aber der Praxis nach, wie sie um diese Zeit von so viel freisinnigen und geübten Federn in Anspruch genommen worden, schien sich bei dem Geiste, der sich im berliner Cabinet bethätigte, von selbst zu verstehen, und Aller Blicke waren nach Preußen gerichtet, von wannen endlich nach so vielen Jahren der Erniedrigung und politischen Zerfahrenheit unsers gemeinsamen Vaterlandes der Talisman erscheinen sollte, den über dem deutschen Volksgeiste schwer dahin gelagerten alten Bann zu lösen. Eine politische Frühlingsstimmung goß sich über ganz Deutschland aus. In dicken Knospen brach der so lange feindlich zurückgehaltene Drang und Saft hervor, trieb blühende Äste und begann zum großen schattenden Baume eines freien, thatstarken und selbstbewußten Nationallebens sich auszubreiten. Die losgelassene Strömung, von unverständigen Machthabern in unserm constitutionnellen Süden aufgehalten, suchte Schutz der Forthülfe in Preußen, und fand ihn wenigstens in den dortigen Journalen, in deren einigen sich mit Anfang dieses Jahres ein bis dahin ungeahnter Geist der freien Entwickelung aussprach."

So wahr einestheils diese Schilderung der Erwartungen vom Einflusse der Hegemonie Preußens auf das übrige Deutschland in Hinsicht der freien Presse sein mag, so müssen wir bezweifeln, daß von Deutschland als einem deutschen politischen Rechtsstaate im J. 1842 herangebildet und von einem zu einigem Selbstgefühl erwachten deutschen Nationalgeiste die Rede sein könne, und daß nach den in Preußen laut gewordenen volksfreundlichen Gesinnungen und weisen Maßregeln „eine politische Frühlingsstimmung sich über ganz Deutschland ausgegossen habe, in dicken Knospen der so lange feindlich zurückgehaltene Drang und Saft hervorgebrochen sei, blühende Äste getrieben und zum großen schattenden Baume eines freien, thatstarken und selbstbewußten Nationallebens sich auszubreiten begonnen habe." Rec. überläßt es den Lesern dieser Blätter, ihre Glossen hierüber allenthalben selbst zu machen.

Was Bacherer S. 224 über die sogenannte „Leipziger Allgemeine Zeitung", deren Quelle, deren momentanes Verbot in Preußen, und S. 230 über das die „Jahrbücher" von Ruge Betreffende sagt, wollen wir hier nicht weiter besprechen, machen aber auf diese Stellen um deswillen aufmerksam, weil wir „die kaufmännische Speculation", aus der erstere hervorgegangen ist, ebenso wie das Urtheil über Ruge als „verschroben" entschieden zurückweisen müssen. In einem Geschichtstaschenbuche dürfen Urtheile nicht ausgesprochen, nur Begebenheiten mitgetheilt werden; Jene am wenigsten, wenn sie durch nichts als durch leere Appositionen angedeutet, am wenigsten bewiesen werden. Auch können dergleichen Raisonnements zu nichts führen, da sie sich in dem spätern Jahre, wo das Taschenbuch erscheint, hier z. B. S. 304, oft als irrig darlegen. Daß übrigens Preußen hinsichtlich der Presse frei und offen zu Werke geht, erkennt auch Rec. dankbar an, der mit wahrem Vergnügen mehre neuerdings mitgetheilte Erkenntnisse des Obercensurcollegiums zu Berlin gelesen hat.

Im vierten Abschnitte, S. 292—304, wird Hannover mit vieler Wahrheit, Ernst und Ruhe besprochen, und S. 353 bei der Geschichte Hessen-Darmstadts im J. 1842 des „hochverdienten ehrwürdigen v. Gagern" wegen seiner trefflichen Worte über das Capitel der Auswanderungen gedacht. Je inniger Rec. den Genannten verehrt, je seltener solche Männer jetzt sind und werden, desto erfreuter dankt Rec. dafür dem Herausgeber des Taschenbuchs. Nicht immer will heutzutage die Jugend von dem Alter lernen, wol aber die Koryphäen der Vergangenheit, lebende noch wie todte, verunglimpfen, verleumden.

Zum Schluß dieser Anzeige bemerken wir nur noch, daß die beigegebenen Portraits, wenn auch nicht durchgängig ähnlich, eine freundliche Zugabe sind. 97.

Wohlfahrtspolicei.

Man wird sich erinnern, daß im Sommer vorigen Jahrs in den Zeitungen viel von der großen Crotonleitung die Rede war, welche damals ihr Werk, die Stadt Neuyork mit Wasser zu versorgen, begann. Inzwischen ist eine Darstellung der Mittel, durch welche dieses erfreuliche Resultat erreicht worden, von dem Ingenieur Towers herausgegeben worden unter dem Titel: „The Croton Aqueduct" (Neuyork und London 1843). Ein englischer Berichterstatter über diese Schrift leitet seine Anzeige mit allgemeinen Bemerkungen ein, welche, obwol in Nebendingen hier und da mehr auf englische Verhältnisse bezüglich, doch in den Hauptsachen uns ebenso gut treffen als die Briten und zum Theil von schlagender Wahrheit sind. Er sagt: „Der Werth, welchen für jede große Gemeinheit ein stets hinlänglicher Vorrath von frischem Wasser hat, und die Wichtigkeit, welche in physischer, moralischer und medicinischer Hinsicht ein häufiger und reichlicher sowol äußerlicher als innerlicher Gebrauch desselben für den Menschen hat, ist in alten Zeiten großentheils weit besser begriffen worden als jetzt, und das Wasser ist zum Besten der Städte und der Wohnungen des Volks damals weit wirksamer als jetzt, trotz aller Anstrengungen eines Pater Mathew, eines Vincenz Prießnitz, der Mäßigkeitsvereine und der Parlamentscomités verwendet worden." „Den Bewohnern großer Ortschaften, volkreicher Städte reine Luft und frisches Wasser zu verschaffen und zu sichern ist eine der ersten Pflichten jeder National- und Localverwaltung. Und doch ist z. B. in England nur erst ganz neuerlich und in sehr beschränktem Umfange die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber auf einen für die Wohlfahrt des Volks so wichtigen Gegenstand gerichtet worden. Ungeachtet aller Ausdehnung der praktischen Wissenschaften und aller Hülfsmittel, welche die neuere Entwickelung der mechanischen Fertigkeiten darreicht, findet man in unsern Manufacturstädten noch die Luft mit Kohlendampf geschwängert, die Gassen und Stege mit Koth und die vollgepfropften Wohnungen mit stinkender und ungesunder Luft angefüllt — Übel, auf welche der Reiche kaum Acht hat, bis sie endlich auch zu ihm gelangen durch die Kanäle der von ihnen

erzeugten Krankheiten und Ansteckungsgifte, bis Fieber und Cholera, Seuchen und Epidemien überhand nehmen und furchtbare Verheerung anrichten ebenso sehr unter den nachlässigen Behörden als unter der vernachlässigten Masse." „Schlammabführung, Austrocknung, Lüftung, Rauchverbrennung gehören in einem Lande wie dem unserigen zu den ersten Pflichten einer weisen Gesetzgebung und fürsorglichen Regierung. Es ist über solche Dinge im Parlament und anderwärts einiges Gerede gewesen, — Gerede und wenig mehr. Zu dem Angeführten ist noch eins von nicht geringerer Wichtigkeit zu zählen, reichliche Versorgung mit frischem Wasser, nicht wie bisher ein Eimerchen voll hier und ein Eimerchen voll da, das in kläglichen Portionen dem Bezahlenden für sein schweres Geld ausgeschenkt wird, sondern Ströme fließenden Wassers, reichlich genug um für jeden Bedarf zu dienen und allen Leuten, sonderlich den Armen und Hartgeplagten im Volke." „Es hat uns oft mit Erstaunen erfüllt, daß die ungeheuern Kräfte der modernen Dampfmaschinen nicht unmittelbarer benutzt worden sind, um diese Verbesserung des geselligen Lebens und der leiblichen Wohlfahrt und Behaglichkeit einzuführen. Ein einziges Pfund Kohlen vermag mittels einer Dampfmaschine 10,000 Gallons Wasser 10 Fuß hoch zu heben: wie, müssen wir uns nicht schämen, wenn wir den Bewohnern unserer Städte ihre kümmerlichen Wasserportionen austheilen, während die Luft, die sie athmen, mit dem stinkenden Rauch derselben Maschinen erfüllt ist, welche Jene reich machen, deren Fahrlässigkeit und Misachtung für die Gesundheit Anderer die wahre Quelle alles des Unraths und Verderbens ist, das die Luft schwängert? Gewiß, es wäre nicht zu viel gefodert, daß ein Zehntel der Dampfkraft, welche zur Bereicherung der Wenigen aufgewendet wird, den Vielen, durch deren Arbeit Jene reich werden, zur Beförderung des Wohlseins und zur Erhaltung der Gesundheit dienen sollte." „Menschenfreundliche Gedanken wie diese beseelten schon vor 200 Jahren den erleuchteten, weitblickenden Erfinder der Dampfmaschine, als er die Zwecke bedachte, denen man einst die Schöpfung seines fruchtbaren Geistes dienstbar machen würde. Diese Maschine, sagte er, die ich kühnlich das mächtigste Werk auf der Welt nennen kann, wird nicht nur aus allen Arten Minen das Wasser abführen, sie wird auch Städte mit Wasser versorgen" u. s. w. „Es ist klar, daß die Herbeischaffung eines Vorraths von frischem Wasser für jede Stadt ein Werk der Gemeinde für die Gemeinde sein und keinem Privatvortheil dienen sollte. Der Wasservorrath müßte wie in alten Römerzeiten in einem starken künstlichen Strom hervorbrechen, nicht in versteckten Röhrchen in die Wohnungen der Wohlhabenden schleichen. Zu gewissen Tagesstunden müßten geöffnete Röhren auf beiden Seiten der Straßen eine Flut ausgießen, welche jede Unreinigkeit hinwegspült; sodann wäre jeder Hauseigenthümer policeilich anzuhalten, vor seiner Thür kehren und das ganze Pflaster so weit sein Grundstück reicht abwaschen und säubern zu lassen. Ferner wie reich müßte der Wasservorrath für den häuslichen Bedarf werden! In jeder Gasse, auf jedem Platz, auf jedem Hofe müßten Wasserstrahlen hoch vor Aller Augen springen, und allen Leuten Zeugniß geben von dem Vorbedacht, der Fürsorge und der wohlthätigen Weisheit der Gesetzgebung. Es würde weniger kosten als jetzt die erbärmlichen Röhrleitungen und wie viel sonstige bejammernswerthe Ausgaben ersparen. Zwanzig Hospitäler und ein Regiment von Gassenkehrern und ein Heer von Policeibeamten würde nicht so viel für die Wohlfahrt, für die Gesundheit, für das Glück und Gedeihen der Einwohner ausrichten als eine solche — *wahrhaft* väterliche Maßregel der Regierungsweisheit."

In der That muß man oft erstaunen, wie in den Städten noch weit näher liegende Verbesserungen oft lange, lange Zeiten unterbleiben. Fast überall scheinen die Vertreter der Bürgerschaft sich mehr als Vertreter der bürgerschaftlichen Geldbeutel als des Gemeinwohls anzusehen und all ihr Dichten und Trachten geht darauf, möglichst wenig auszugeben: dann, meinen sie, verdienen sie bei ihren Committenten Lob und Beifall. Und doch wäre so leicht einzusehen, daß durch das Sparen des Geldes nicht einmal Geld erspart wird. Verschwendet nicht z. B. jeder Stadtbewohner auf einem schlechten Pflaster mehr an den Schuster als ihm für seinen Antheil die Erhaltung eines guten Pflasters kosten würde? Wie viel weniger Geld würde in die Apotheken wandern, wie viel weniger an Almosen auszugeben nöthig sein, wenn nicht so oft die Kosten vorbeugender Maßregeln gescheut würden! Und doch ist es so ein altes Sprüchwort: Wohlfeil kostet viel Geld. Eine andere Ursache, warum es mit dem Verbessern so langsam vor sich geht, ist die alte Erbsünde, welche das „Morgen, nur nicht Heute" zum Wahlspruch hat, gemeiniglich die Sünde aller Derer, welche andere als ihre eigenen Interessen wahrzunehmen haben. Ein Beispiel hiervon gibt die Geschichte der Crotonleitung. Der erwähnte Berichterstatter erzählt dieselbe wie folgt: „Die Nothwendigkeit, Neuyork mit Wasser zu versorgen, wurde schon 1774 gefühlt, als die Stadt noch nicht mehr als 22,000 Einwohner hatte. In den Jahren 1798 und 1799 kam es zu Besprechungen, Schreibereien, sogar zur Befragung eines Ingenieurs, ob es möglich wäre, Wasser herbeizuschaffen. Der Ingenieur sagte Ja; naiverweise, denn er hatte, wie er selbst bekannte, nichts vermessen, nichts nivellirt, nichts gelothet, sich blos im Spazierengehen das Terrain besehen. Erst 1822 ist wieder von der Sache die Rede; jetzt schickt man nicht Ingenieurs spazieren, sondern nach der neuern Methode läßt man — Comités sitzen, und endlich wird eine Aufnahme unternommen, ein Kostenüberschlag gemacht, eingereicht und genehmigt. Abermals sitzt das Comité, debattirt, genehmigt, läßt berichten und berichtet, und die Sache bleibt dabei; die Stadt hat noch immer kein gesundes frisches Wasser. Jetzt steht ein ernsterer Mahner auf: das gelbe Fieber bricht in Neuyork ein, richtet furchtbare Verheerungen an, unter Reichen und Armen, natürlich unter den Letztern zuerst, die kein Wasser haben konnten, zuletzt aber diese an den Erstern, die es haben konnten aber nicht geben wollten, rächend. Nunmehr fing der rastlose Mayor und der emsige Stadtrath ernstlich an daran zu denken, daß etwas der Art wie eine Besprechung der Sache durchaus vorgenommen werden müßte. Und 1824, 1825, 1826 gibt es Berichterstattungen, Entwürfe, Anschläge, Congreßacten, augenfällige Bemühungen — aber Wasser noch immer nicht außer auf dem Papiere. Man sprach 1831 endlich davon, daß ‚entschiedenere Schritte' gethan werden sollten; verschiedene Communicationen, Resolutionen, Zusammenstellungen von Thatsachen und Gründen, und unter Anderm ein Bericht, worin es heißt: ‚Den Betreffenden ist es Ernst mit der Sache und sie ersuchen die Municipalbehörden, daß wir uns nicht länger mit Reden, Berichterfoderungen und Entwürfen aufhalten, sondern endlich wirklich die Mittel aufbringen und den ersten Spatenstich thun lassen möchten.' Gut! Anstalten zum Handeln werden gemacht. Zum wirklichen Handeln kommt es deswegen noch nicht, das gelbe Fieber war vergessen. Da brachte das Jahr 1832 die Cholera. Wieder einmal erhob sich nun der väterliche Municipalrath mit ernstlicher Miene. Aldermen und Rathleute sind an der Seuche gestorben, die in den ärmern Districten der Stadt ausgebrochen war und schnell um sich gegriffen hatte, sonderlich weil an frischem Wasser großer Mangel war. Es traf endlich eine bedeutende Rührigkeit ein. Das ‚Comité für Feuer und Wasser' nahm sich der Sache ‚mit Energie' an, und ‚Myndert van Schaick, damals Mitglied des Board of Aldermen und Schatzmeister des Board of health nahm ein lebhaftes Interesse an Bewerkstelligung der Maßregel.' Mit echt holländischer Reinlichkeitsliebe und Ausdauer verfolgte der würdige Van Schaick seinen Zweck, sodaß nach anderweitigen vier Jahren der Überlegung und Berathung das Werk zu Stande kam. Im Mai 1837 wurde angefangen und am 4. Juli 1842 ergoß sich das Crotonwasser in die jubelnde Stadt Neuyork."

78.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 19. —— 19. Januar 1844.

Kritik der Bildung in unserer Zeit. Von J. Theodor Nottels. Luzern, Meyer. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In was für einer Zeit leben wir!? Herr Gruppe sagt: „In einer Zeit der Rhetoren und Sophisten"; und um alle Welt davon zu überzeugen, stellte er sich selbst in ihre Reihen und schrieb sein Buch gegen Bruno Bauer. Und doch kann man, wenn man von den Rhetoren absieht (die auch Hr. Gruppe offenbar nur darum herbeigezogen hat, um seiner Phrase einen vollern Klang zu geben), — ich sage, man kann Hrn. Gruppe Recht geben, und zwar in der Richtung, die er im Auge hat, wenn auch in einer ganz andern Weise, als er will. Aus welcher Zeit müßte Der seine Kenntniß der griechischen Geschichte und Philosophie datiren, der nicht wüßte, daß die Sophisten immense Verdienste haben! Schon Wieland, selbst ein liebenswürdiger Sophist, hat sich ihrer in dieser Beziehung gegen die traditionellen Vorwürfe angenommen, mit denen sie ein moroses, dem Verstande feindseliges und an „heilige" unantastbare Satzungen verkauftes Zeitalter überhäuft hatte (im „Agathon"). Die Sophisten haben unendlich große Verdienste, und das sollten die eifrigen Christen am wenigsten verkennen. Die Sophisten haben die griechische Religion und alle religiösen Fundamente und Voraussetzungen des griechischen Lebens in Kunst, Wissenschaft und Staat kritisch zersetzt und aufgelöst, und als Product des Selbstbewußtseins, als Menschenwerk aufgewiesen. Und waren sie das etwa nicht? Und mußte nicht also ihr wahres Wesen aufgedeckt und ihr Geheimniß verrathen werden? Die Sophisten haben es verrathen, und zwar mit derselben Zauberformel, die auch die jetzige Philosophie ausspricht: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge." Ludwig Feuerbach ist der neue Protagoras, und das gereicht ihm nicht im entferntesten zur Schande. Aber er ist mehr, und muß mehr sein; denn die Selbstentfremdung des Geistes, die jetzt als sein eigenes Werk aufzudecken und zu beweisen ist, ist eine viel tiefere und allgemeinere. Darum hat die Phrase, die Hr. Gruppe im Namen einer ganzen Sippschaft gebrauchte, nach dieser Seite hin einen guten Sinn. „Wir leben in einer Zeit der Sophisten" heißt: Wir leben in einer Zeit der Auflösung des bisherigen Glaubens. Und wie das Werk, an das die Sophisten die letzte Hand legten, vorbereitet war durch die ganze vorhergehende Philosophie, die sich ihres Widerspruchs gegen die Religion nur nicht immer bewußt gewesen war, so ist auch die neueste deutsche Philosophie vorbereitet durch alle bisherige Philosophie, die sich von der Kirche und ihren Satzungen emancipirt hat.

Wir leben aber auch in einem andern Sinne in einer Zeit der Sophisten, und das Buch, zu dessen Beurtheilung wir uns anschicken, wird uns augenfällige Beweise dafür geben. Es ist für sich selbst von gar keinem Interesse, außer dem, das etwa ein Betrunkener erregt oder ein Verrückter. Man hört auch wol deren Geschwätz eine Weile an und bemüht sich — weil man einmal gewohnt ist, die menschliche Rede für den Ausdruck von Gedanken zu nehmen — Sinn und Zusammenhang zu entdecken; aber sobald man bemerkt, daß es unmöglich ist, wird man von einem unheimlichen Gefühle ergriffen und entfernt sich baldigst. So legt sicherlich jeder gebildete Leser das Buch bei Seite, sobald er etwa 20—30 Seiten gelesen hat, und zwar mit dem Gefühle, als ob er einen Verrückten sprechen hörte; denn Niemand läßt gern seinen gesunden Sinn lange auf die Folter spannen. Der gewissenhafte Kritiker übernimmt diese Qual für seine Leser und gibt ihnen nur so viel davon zur Probe, als pikant und zur Befriedigung der Neugierde erfoderlich ist. Sobald er aber merkt, daß die Verrücktheit für Jedermann constatirt ist, schlägt er das Buch zu und geht mit einer geschickten Wendung auf ein anderes Thema über, um sich und seine Leser so schnell wie möglich wieder in der wirklichen und vernünftigen Welt zu orientiren. Hören wir also unsern Patienten und erlauben uns fürs erste nur kurze Unterbrechungen. Einleitung S. 4:

> Ich weiß recht gut, daß vor Gott alle Zeiten gleich gut, daß sie für jeden modernisirten Faseler gleich gut und gleich schlimm sind u. s. w.

Schon S. 7 hat Hr. Dr. Nottels ein Gefühl davon, daß er ohne Besinnung schreibt, er sagt:

> Es soll diese Thatsache mir Veranlassung werden, mich darüber zu einer ernsten Besinnung zu bringen.

Das ist aber nur ein kurzer Lichtblick. S. 9 ruft ihm noch einmal ein Mann zu:

„Erwarte nichts von dem Treiben und den Treibern, und wo Geräusch auf der Gasse ist, da gehe fürbaß."

Das Geräusch auf der Gasse ist die wissenschaftliche und politische Bewegung unserer Zeit, und der „Mann" hat den Herrn Doctor recht gut gekannt, als er ihm sagte, daß das für ihn nichts wäre. Aber Hr. Dr. Rottels befindet sich schon in dem Stadium, daß eine ernste Warnung nichts mehr hilft. Schon S. 12 ist er wieder im besten Zuge.

Es heißt (und das hält man auch für eine Seite einer wichtigen Aufklärung), unser Geist müsse es aufgeben, sich mit den überirdischen Gegenständen denkend zu beschäftigen, über das Höhere und Höchste, über das Bleibende und Ewige, über Seele, Unsterblichkeit und Gott könne er doch nichts wissen. Mit welcher Begeisterung, welch innerm Genuß und Freude ihres wissenden Geistes erhoben sich dagegen nicht unsere Voraltern gerade auf das Höchste hin.

Das erregt schon den Verdacht, daß unser Verf. das Gegenstück von jenem Wahnsinnigen ist, der vom Thurme herunter springen wollte. S. 15 spricht er in stillem Wahnsinn:

Was ist Bildung? Wir bemerken leicht, daß die erste Bestimmung der Bildung Formung ist: Alles was wir gebildet nennen, das ist geformt, hat eine Form. So nennen wir z. B. den Stein, das Holz gebildet, wenn man ihm eine Form gegeben. So sprechen wir ferner vom Gebilde der Pflanze, wenn wir ihre organische Form bemerken. Auch das Thier ist uns dann nur gebildet, wenn es in seiner Lebensthätigkeit eine bestimmte Form ausdrückt. Besonders aber spricht man beim Menschen von Bildung; aber immer wenn er in seinem Thun oder Denken oder Machen eine bestimmte Form kund gibt.

S. 20 wird die Tollheit etwas lauter:

Allein da sie als Dünkelgeister eitel sind (unser Patient phantasirt von den jetzigen Philosophen), blos subjective Geister, so werden auch ihre Bildungen und Bilder eitel; und da sie als Geister des Widerspruchs nothwendig negativ sind, so werden auch alle ihre Bildungen negativ, falsch, sich selbst vernichtend, nur Auflösung, also keine wahren Bildungen, denn diese sind nothwendig bestehend, weil alles Wahre bestehend ist.

S. 24 bricht die vollständigste Raserei aus:

Aber eben dieser Geist (Hegel) ist auch das entschiedenste Beispiel eines abgefallenen Geistes, hat auch am entschiedensten ausgesprochen, wie sehr die besondern Geister unserer Zeit von einem höhern Geist und Wirken ablassen. Fast überall spricht er von seinem Geist unbedingt als vom Geist überhaupt, von seinem System u. s. w.

Die Raserei wird Geheul S. 29:

Und so ein Erdenwurm, ein Hegel und Schüler will in seinem Staube nicht mehr anbeten, will der Sehnsucht, will der Gnade entbehren und Erziehung verschmähen!

Hu! welch ein Thiergeist spricht aus diesem Geheul! und Geheul ist das ganze Buch. Es heult über Philosophie und Freiheit und Vernunft und über alle höchsten Güter der Menschheit. Unsere Leser haben wol der Proben genug. Die Verrücktheit dieser Reden und des ganzen Standpunkts des Verf. ist constatirt. Nur noch einen Blick werfen wir auf die letzte Seite des Buchs, um zu sehen, ob er nicht zuletzt einige ruhige Augenblicke hat. Richtig! In der letzten Anmerkung S. 227:

In dieses Heiligthum (die katholische Kirche) vieltausendjähriger (!) Geschichte lege ich hiermit auch dieses mein Buch nieder. Ich weiß nicht anders, als daß ich in der ganzen Bildung dieser meiner Schrift, worin wol die innersten Interessen des Menschen und unserer Gesellschaft berührt sind, dem Herzen und Geist meiner Kirche getreu geblieben; sollte aber gegen meine Gesinnung und meinen Willen etwas darin enthalten sein, was das Herz derselben verletzte und nicht mit ihrer ewigen Wahrheit bestände, so erkläre ich es hiermit für zurückgenommen.

Ich dächte wir geben ihm das ganze Buch zurück; und das müssen wir sogar, denn katholisch ist sein Unsinn nicht.

Orientiren wir uns wieder in der vernünftigen Welt, und kehren in der Geschwindigkeit zum Anfange zurück! In was für einer Zeit leben wir!? Ach! in einer Zeit der Sophisten. Nicht etwa Hr. Dr. Rottels ist ein Sophist; Gott bewahre! Hr. Dr. Rottels hat aber durch die Sophisten unserer Zeit Das verloren, was er vor allen Dingen brauchte, um ein Buch zu schreiben. Und zwar nicht durch die Sophisten, die er selbst und sein Gelichter der Verwirrung und Verrückung aller Elemente der Bildung anklagt. Nein! Bei ihnen hat sich vielmehr, wem es um Klarheit, Consequenz, ein allgemeines und alle Gegensätze unserer Zeit beherrschendes Princip zu thun ist, zu orientiren. Wie heißt dies allgemeine und allgewaltige Princip? Das freie, das souveraine Selbstbewußtsein. Das ist ein ganz anderes Dämonium als das Sokratische; denn dies hatte noch einen transcendenten, wunderbaren und unfreien Charakter. Das Selbstbewußtsein, das sich als das Maß aller Dinge, als den Schoos der sittlichen Weltordnung, als das Agens aller historischen Erscheinungen weiß, ist der einzige feste Punkt, von dem aus eine Richtung der Bildungselemente unserer Zeit und eine Beruhigung und Bewältigung der wilden Leidenschaften, die sich dem welthistorischen Fortschritte entgegenstellen, zu erwarten ist. Das Selbstbewußtsein — Das sollte Jeder, der nicht vom Thiergeiste des Aberglaubens besessen ist, auf der Stelle begreifen —, ist allein das durch sich selbst Gewisse. Alles Andere ist nur durch das Selbstbewußtsein gewiß, das in Familie, Gemeinde und Staat, kurz! in den sittlichen rein-menschlichen Verhältnissen, und in Kunst und Wissenschaft sich nicht verliert, nicht an eine fremde, transcendente Macht ergibt, sondern vielmehr sein eigenes reiches Wesen offenbart, entfaltet und verherrlicht. Diese productive, expansive, substantielle Natur des Selbstbewußtseins entdeckt und mit wachsender Klarheit und Gründlichkeit in ihrer reichen Gliederung aufgewiesen zu haben, ist das immense Verdienst der neuesten Philosophie, welches sie unendlich weit über Alles, was Sophist heißt, hinaussetzt. Nur so lange sie sich blos kritisch verhält, und das Selbstbewußtsein aus der fremden Welt, aus der Dienstherrschaft, in der es gequält und gemartert wird, in seine Heimat zurückruft, hat die neueste Philosophie etwas Analoges mit dem Thun der alten achtbaren Sophisten. Wenn aber das Selbstbewußtsein sich hat zurückrufen lassen und sich an der Hand der Philosophie in seiner Heimat zu orientiren beginnt, wenn ihm alle menschlichen Angelegenheiten in Kunst, Wissenschaft und Staat und die ganze sittliche Weltordnung als sein eigen Werk und Wesen

gezeigt wird, da beginnt die neueste Philosophie ein Geschäft, von dem die alten Sophisten und die modernen Sophisten a mala parte gar keine Ahnung haben.

O! die modernen Sophisten sind noch viel schlimmer als die alten; die modernen Sophisten, die auch dem Hrn. Dr. Rottels den Verstand in Unordnung gebracht haben, haben in Dem, wovon der Name der Sophisten einen übeln Klang hat, eine wahre Virtuosität erreicht. Sehen wir uns die Herren einen Augenblick näher an, und zeigen beiher, daß die Verrücktheit unseres Buchs die Verrücktheit der Sophisterei ist. Es sind frappante Spuren davon vorhanden; wir wollen uns, um die Leser nicht noch einmal zu quälen, mit wenigen begnügen.

(Der Beschluß folgt.)

Beiträge zur Geschichte Deutschlands in den Jahren 1805—9 aus brieflichen Mittheilungen Friedrich Perthes', Johann von Müller's, General Freiherrn von Armfelt's und des Grafen d'Antraigues'. Veröffentlicht durch den Herausgeber der „Briefe an Johann von Müller" (Maurer-Constant). Schaffhausen, Hurter. 1843. 8. 25 Ngr.

Wir Deutschen sind seit einiger Zeit nach althergebrachter Gelehrigkeit eifrig bemüht, den bis zum Überdrusse wiederholten Vorwurf, daß wir keine Memoirenliteratur besäßen, durch die That zu entkräften: zahlreiche Denkwürdigkeiten und Briefsammlungen bilden gegenwärtig einen sehr großen und unleugbar den interessantesten Theil der neuen Erscheinungen. So vollkommen und freudig Ref. es anerkennt, daß auf diesem Wege bereits eine bedeutende Summe von Thatsachen und Personen einer Öffentlichkeit, die man vor zehn Jahren kaum hoffen konnte, anheimgefallen sind, so veranlaßt ihn doch die in Rede stehende Briefsammlung einige Ausstellungen auszusprechen, die sich auf diese nicht allein beziehen, sondern mit ihr viele der bezeichneten Werke, namentlich der Briefsammlungen treffen. Nicht weiter berühren will ich jetzt die mancherlei Klatschereien, die auf diesem Wege schon an das Licht der Öffentlichkeit getreten sind, denn von ihnen haben sich die bessern der betreffenden Schriften mit anerkennenswerthem Takte frei erhalten. Nicht denselben Takt finde ich überall in der Auswahl des wahrhaft Werthvollen insofern beobachtet, als sie zu häufig einem zu ausschließlich psychologischen Interesse huldigen; so gewiß dieses bei der Betrachtung jeder hervorragenden Persönlichkeit ein sehr nahe liegendes ist und sein muß, ebenso gewiß ist es doch ein Übermaß, wenn wir bei minder bedeutenden Männern gezwungen werden, ihr ganzes Inneres zu durchforschen, oder wenn wir auch bei den bedeutendsten Männern jede, vielleicht nur durch augenblickliche Zufälle bedingte Wandelung ihrer Seelenzustände und Stimmungen mit zu durchleben haben: es fällt dies im Wesentlichen mit der schon oft getadelten Wuth, kein Blatt von bedeutender Hand ungedruckt und wo möglich unbezahlt umkommen zu lassen, zusammen; auch hier müssen wir erst noch lernen, was es heißt: Sit modus in rebus. Nach wichtiger scheint mir der andere Punkt: es ist natürlich, daß Männer, die in dem Mittelpunkte großer Entwickelungen stehen, in ihren gegenseitigen Mittheilungen diese nicht des weitern auseinandersetzen, sondern sich eben nur die Gedanken mittheilen, die ein Jeder an das Beiden Bekannte anknüpft; werden dann aber solche Briefe veröffentlicht, so bedürfen sie entweder eines ausführlichen Commentars, den die Herausgeber meist nicht geben wollen oder nicht geben können; oder sie sind nur für Diejenigen verständlich, die gleich den Briefstellern in den geheimern Gang der Geschicke eingeweiht sind, eben deshalb aber solcher Veröffentlichungen weniger bedürfen. Dem größern Leserkreis aber, selbst dem in der öffentlichen Geschichte gründlich bewanderten, bleibt so Vieles dunkel, daß sein Verlangen nur desto mehr geweckt, hier und da auch wol Misverständnisse veranlaßt, ja sogar Mistrauen genährt wird, ein Übelstand, den Ref. namentlich bei den sonst ebenso werthvollen als anziehenden „Lebensbildern aus dem Befreiungskriege" vielfach unangenehm empfunden hat. Hier mußte entweder Beschränkung des Mittheilbaren oder vollkommene Aufklärung stattfinden.

Es ist Zeit, uns nach dieser langen Einleitung — Abschweifung wird man sie hoffentlich nicht nennen — zu dem Buche selbst, welches sie hervorrief, zu wenden; die Quelle desselben ist der der Stadtbürger-Bibliothek zu Schaffhausen durch Vermächtniß anheimgefallene handschriftliche Nachlaß Johannes von Müller's; dieser bildet auch den Mittelpunkt des ganzen Buches, welches aus folgenden Bestandtheilen zusammengesetzt ist: Briefwechsel zwischen Müller und Friedrich Perthes (1805—9), füllt ziemlich die Hälfte des Bandes; störend ist es hier, daß die Jahreszahlen über den Briefen wiederholt (35, 36, 37) falsch gedruckt sind. Ferner finden wir Briefe des schwedischen Generals Armfelt aus den Jahren 1805 und 1806 und des Grafen d'Antraigues aus dem Jahre 1803 an Müller; von diesem ein Brief an den Letztgenannten 1803, einer an den Ritter Landriani in Wien 1804, einer an den Prinzen Louis von Preußen 1804 (nicht 1806, wie das Inhaltsverzeichniß angibt); zwei an Gentz; endlich abgerissene Notizen und Urtheile aus den Jahren 1803—6. Von späterer Hand ist hinzugefügt eine kurze Notiz „über Müller's Stellung in Kassel", dessen Verfasser nicht näher bezeichnet ist, und ein Aufsatz: „J. v. Müller als Freund", wie es scheint vom Herausgeber.

Zur nähern Kenntniß Müller's bringen die mitgetheilten Briefe neue Thatsachen von Bedeutung gar nicht, und auch auf sein inneres Wesen werfen sie kein neues Licht; die mannichfachen Schwierigkeiten, die eine gerechte Beurtheilung dieses merkwürdigen Charakters darbietet, werden also durch sie um nichts vermindert; wol aber ist der Eindruck, den sie zurücklassen, der eines unsichern, vielfach gedrückten Seelenzustandes, und zwar gilt dies ebenso sehr von den Briefen vor als nach seinem Eintritt in den westfälischen Staatsdienst: neben einem begeisterten, ja schwärmerischen Gefühl für deutsche Freiheit und Unabhängigkeit finden wir eine Muthlosigkeit und ein Laviren, wie es die Helden der oben genannten „Lebensbilder" nicht kennen. Sollten wir eine psychologische Erklärung dieses innern Zwiespalts versuchen, so würden wir sie aus dem kleinlichen politischen Intriguenspiel herleiten, in welches Müller je länger je mehr hineingezogen war, ohne doch ein entscheidendes Wort mitsprechen zu dürfen. Diese Verhältnisse wurden ihm einerseits durch seine warme Theilnahme am Staats- und Volksleben lieb und anziehend; andererseits machten sie es ihm unmöglich, den umfassenden Studien fortzuleben, die seine Größe ausmachen, und standen zugleich mit den großartigen historischen Anschauungen, die er diesen entnommen, in so grellem Gegensatze, daß sie ihn bald anekeln mußten. Mit einem Worte möchten wir sagen, Müller hatte seinen wahren Beruf verfehlt, als er aus einem Lehrer durch Wort und Schrift Diplomat wurde, und ein solches Abirren von dem wahren Ziele des Lebens kann ja die stärksten Geister, denen wir Müller nicht beizählen möchten, brechen und innerlich vernichten. Diese uns freilich schon lange höchst wahrscheinliche Ansicht über Müller erhält durch seine hier mitgetheilten Briefe nur eine kleine Bestätigung mehr, die wir sonach nicht gerade als zu seiner Verherrlichung gereichend anerkennen können.

Ein weit lebhafteres Interesse haben uns die zahlreichen Briefe von Friedrich Perthes abgewonnen: namhaft in der Geschichte des deutschen Buchhandels, namhafter noch durch seine Verbindungen mit den bedeutendsten Zeitgenossen, durch seine Thätigkeit in den Tagen der gemeinsamen Noth und Erhebung, endlich durch seinen edlen, scharf ausgeprägten Cha-

rakter, ist es doch bisher mehr ein weitverbreiteter, unbestimmter Ruhm, der seinen Namen umgibt, als eine klare und quellenmäßige Bekanntschaft mit seinem eigentlichen Wesen; dieses aber zeigt sich in den vorliegenden Briefen auf das schönste, vielseitigste und gleichmäßigste: eine gediegene, kein Opfer scheuende, thatkräftige Gesinnung für Vaterland und Freunde, neben jugendlichem Feuer die ernste Grundlage inniger Religiosität, Das sind die beiden Hauptzüge, die wie aus seinem ganzen Leben so auch aus diesen Briefen auf das klarste hervorleuchten. Als besonders interessant sind die Briefe bei und unmittelbar nach Müller's Übergang nach Kassel zu bezeichnen, in denen er, der jüngere Mann, zwar schonend und die eigenthümlichen Verhältnisse nicht übersehend, im Grunde aber doch auf eine Weise sich ausspricht, die für Müller wenigstens nichts Schmeichelhaftes enthält.

Weniger bedeutend sind die Briefe Armfelt's und Antraigues'; Ersterer erscheint als diplomatischer Abenteurer oder Taschenspieler, an dem nur die stätig gegen Napoleon's Gewaltherrschaft gerichtete Tendenz anzuerkennen ist, die ihn zu dem Wunsche fortreißt, daß ein italienischer Meuchelmörder Deutschland befreien möge; der Letztere, ebenfalls am dichtesten Gewebe diplomatischer Fäden spinnend, tritt als roher Cyniker auf. Beider Briefe aber sind es zunächst, welche mich oben zu den einleitenden Bemerkungen veranlaßten: sie sind voll von Beziehungen auf die geheime Geschichte jener Tage, geben aber in ihrer für uns räthselhaften Fassung dem Uneingeweihten so gut wie keinen Aufschluß. Sie sind voll psychologischer Züge, aber geben in ihrer Abgerissenheit kein psychologisches Gesammtbild von ihren Verfassern. Ganz Dasselbe gilt aber auch von allen hier mitgetheilten Briefen und Notizen Müller's; die letztern werden zwar von dem Verf. „etwas mehr" als die „Abschnitzel" aus Goethe's Nachlaß, diese „Philosopheme eines behaglichen Herrn" genannt; wir jedoch müssen gestehen, daß wir nur wenig wahren Gehalt in ihnen gefunden haben, obgleich wir gern zugeben wollen, daß sie in den Augen des mit Müller's ganzem Nachlaß vertrauten Herausgebers, aber auch nur in diesen, wol eine höhere Bedeutung haben mögen.

Als Resultat des bisher Gesagten ergibt sich, daß der Titel „Beiträge zur Geschichte Deutschlands" für diese Schrift etwas zu hochtrabend gewählt ist; höchstens die Briefe von Perthes können ihn einigermaßen rechtfertigen; alles übrige ist seinem Gehalte nach entweder nicht neu oder nicht klar verständlich.

Wenige Worte müssen wir über den Theil des Buchs hinzufügen, welcher nicht aus Actenstücken besteht. Da sind erstens die kurzen Worte über Müller's Stellung in Kassel als klar und verständig zu bezeichnen, obwol sie wesentlich Neues nicht bieten; mein oben ausgesprochenes Urtheil wird gleich durch die ersten Worte bestätigt: „Müller's Stellung in Kassel war eine durchaus verfehlte und schiefe."

Des Herausgebers Aufsatz „J. v. Müller als Freund" übergingen wir am liebsten ganz mit Stillschweigen, da er einen allzu zarten Punkt, eine hier und da laut gewordene Anschuldigung gegen Müller's sittlichen Charakter betrifft; da diese aber einmal laut geworden, da sie sogar, wie es scheint, in dem hier mitgetheilten Briefe Müller's an den Prinzen Louis von diesem selbst berührt wird, so ist dem Herausgeber der Versuch einer Rechtfertigung allerdings nicht zu verargen; daß diese Vertheidigung auf dem richtigen psychologischen Wege versucht worden ist, muß man zugeben; ganz entscheidend aber ist sie um so weniger, da ihr Verf. selbst seiner Sache nicht ganz gewiß zu sein scheint.

Die von dem Herausgeber beigefügten Anmerkungen weisen theils auf bezügliche literarische Notizen, theils auf geschichtliche Thatsachen ganz passend hin; ganz unpassend sind nur einige wenige, die, durch den Inhalt der Briefe durchaus nicht hervorgerufen, beschränkte Parteiansichten verrathen, so namentlich ein unwürdiges Wort über Niebuhr (S. 76).

Das soeben besprochene Buch ist offenbar durch eine landsmannschaftliche Pietät gegen den Namen Müller's hervorgerufen; dies ist aber eine Veranlassung, die, zu einseitig befolgt, nichts wahrhaft Werthvolles zu Stande bringen kann und eben nur den guten Willen des Herausgebers anerkennen läßt. Veröffentlichungen, die ein politisches Interesse haben sollen, müssen auch immer von einem politisch durchgebildeten Geiste ausgehen. 58.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten vom Jahre 1842.)

„Die folgenden Einzelheiten über den Handel auf den westlichen Seen", sagt die Zeitung von Buffalo (im Staate Neuyork), „sind aus Thatsachen zusammengestellt, deren Glaubwürdigkeit keinem Zweifel unterliegt. Vor 1832 bestand der ganze Handel westlich von Detroit in Michigan blos darin, daß man Lebensmittel und Güter dorthin schickte, theils um mit den Indianern Tauschhandel zu treiben, theils um die daselbst stationirten Truppen zu versorgen, und die eingehandelten Pelzwaaren zurückbrachte. Von 1819—26 ging jährlich einmal ein Dampfschiff nach Mackinac und 1832 erschienen zum erstenmal von der Regierung gemiethete Dampfschiffe vor Chicago, welche Stadt damals noch keinen Hafen, sondern blos eine offene Rhede hatte. Im J. 1833 hatte Buffalo schon 11 Dampffahrzeuge, die zusammen 360,000 Dollars kosteten. Diese Fahrzeuge nahmen in demselben Jahre 42,959 Passagiere von Buffalo mit fort und brachten 18,529 dahin zurück. Für Fracht- und Passagiertransport wurden in diesem Jahre 229,212 Dollars eingenommen und drei Reisen nach Chicago gemacht, welche 4355 Dollars einbrachten. Im J. 1834 besaß Buffalo 18 Dampfboote, die 600,000 Dollars gekostet hatten. Für Fracht und Passagiere hatte man eine Einnahme von 238,565 Dollars, von denen 6272 für Reisen westlich von Detroit eingenommen wurden. Für die Jahre 1835—39 konnte, ohne eine große Masse von Rechnungen durchzusehen, kein Überschlag aufgestellt werden, weil von der Zeit an nicht eine Gesellschaft, sondern mehre einzelne Handelshäuser die Dampfschiffahrt besorgten. Im J. 1840 bildete sich wiederum Eine Dampfschiffahrtsgesellschaft, die alle Dampfboote umfaßte. Ihre Zahl war 48 von 150—700 Tonnen Gehalt und die Kosten der Erbauung beliefen sich auf 2,200,000 Dollars. Die ganze Einnahme betrug 725,523 Dollars. Acht dieser Fahrzeuge gingen regelmäßig nach Chicago und brachten 302,758 Dollars ein, wovon 201,838 auf die Geschäfte westlich von Detroit kamen. Im J. 1841 sind 757,132 Dollars eingenommen worden, wovon 226,352 Dollars für Reisen westlich von Detroit einkamen. Wie viel daneben durch Segelschiffe eingenommen worden ist, läßt sich nicht genau berechnen; doch waren wenigstens 250 dergleichen Schiffe von 50 – 350 Tonnen im Gange, die nicht weniger als 1,250,000 Dollars im Bau gekostet und nicht weniger als 750,000 Dollars eingebracht haben können. Dazu kommen noch die Schiffe, die von beiden Ufern des Ontariosees abgingen, durch den Wellandkanal in die großen Binnenseen eintraten und Handel bis zum äußersten Ende des Michigansees trieben. Ihre Zahl belief sich 1841 auf 2867 mit 247,911 Tonnen Gehalt. Man schätzt den Betrag des Passagegeldes und der Frachten auf sämmtlichen Seen auf 1,700,000 Dollars."

Die Botschaft des Gouverneurs von Pennsylvanien (Porter), die in 3000 englischen und 500 deutschen Exemplaren gedruckt worden ist, wurde von Harrisburg (dem Regierungssitze des Staats) bis Dillerville, 36½ englische Meile, auf der Eisenbahn, die nur aus hölzernen, mit flachen eisernen Stäben belegten Riegeln besteht, in 1 Stunde 38 Minuten transportirt. Auf der Staatseisenbahn, die aus hohen eisernen Schienen besteht, lief die Locomotive, welche die besagte Botschaft trug, eine Meile in 58 Secunden. 33.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 20. —— 20. Januar 1844.

Kritik der Bildung in unserer Zeit. Von J. Theodor Rottels.

(Beschluß aus Nr. 19.)

Die alten Sophisten hatten keine Achtung vor der Wahrheit, es war ihnen nur um den Schein zu thun. Die modernen Sophisten gehen noch einen Schritt weiter, sie suchen mit geschickten (Hr. Rottels freilich mit sehr plumpen) Wendungen den Schein hervorbringen, als ob es ihnen nicht um den Schein, sondern um das wahre Wesen der Sache zu thun wäre. Die alten Sophisten waren, wenn nichts Besseres, naive (liebenswürdige) Schelme, die modernen dagegen —. So hat sich z. B. Hr. Gruppe in seiner Schrift gegen B. Bauer den Schein zu geben gesucht, als sei er alles „Ernstes" bemüht, die vorliegenden Fragen zu lösen, die Principien seines Gegners zu kritisiren; und bei näherer Untersuchung hat sich gezeigt, daß er gar nicht gewußt hat, um was es sich handelt, daß er sich grobe Misverständnisse hat zu Schulden kommen lassen, die nur aus Leichtsinn, aus Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit, also aus Frivolität zu erklären sind. Bei Hrn. Dr. Rottels, der die verrückt gewordene, die carikirte Sophisterei unserer Zeit darstellt, ist es natürlich noch viel schlimmer. Er schimpft seine Gegner (und alle vernünftigen Menschen sind seine Gegner) unablässig frivol, eitel u. s. w., und sucht von sich den Schein des gründlichsten Ernstes hervorzubringen. S. 174 sagt er von sich:

> Ich aber stehe hier vor ihm (Hegel), wenn der Leser mir diesen etwas pathetischen Ausdruck erlauben will, mit gesenktem Haupte, gesenkt in Verehrung zugleich und tiefem Bedauern.

O! Hr. Rottels hat einen unglaublich tiefen Ernst; er geht in seiner Untersuchung darauf aus, das wahre Wesen der Bildung (d. h. des Menschen, denn nur der Mensch ist gebildet, ja noch mehr! er ist nur Mensch, insofern er gebildet ist) zu entdecken. Aber Hr. Rottels ist nicht so klug wie Hr. Gruppe; zuletzt verräth er, was ihm von vornherein und ohne alle Untersuchung für die wahre Bildung und für den wahren Menschen gegolten hat: der Katholicismus für die wahre Bildung, und der blinde Knecht der katholischen Kirche für den wahren Menschen.

Wenn aber nicht alle Sophisten unserer Zeit ihre wahre Meinung so plump verrathen, wenn sie nicht alle so tölpelhaft eingestehen, die ganze Bemühung um die Wahrheit nur zum Schein angestellt und also den Leser schimpflich getäuscht zu haben: auf irgend eine Art verrathen sie sich doch. Und es ist noch die Frage, ob es nicht öfter schon eben so plump geschehen ist wie von Dr. Rottels. Wenn z. B. von Protestanten öffentlich erklärt wird, man wolle „Freiheit der wissenschaftlichen Forschung, so weit sie sich mit den Principien der protestantischen Kirche verträgt", und wenn dies den protestantischen Theologen aus dem Herzen gesprochen ist, ist dann nicht Princip der protestantischen Theologen, was bei Dr. Rottels einen so lächerlichen Eindruck macht? Müßte nicht eigentlich jeder gläubige Theologe am Ende jedes Buchs (ja! am Ende jeder Predigt) erklären: was darin wider die Heilige Schrift und die Principien der evangelischen Kirche enthalten ist, das nehme ich zurück? Aber das lassen die Herren wol bleiben; sie fürchten die Lächerlichkeit so gut wie andere Menschen; sie wollen — nicht die Wissenschaft, sondern ihren Schein, den Schein der freien wissenschaftlichen Untersuchung. Aber wenn Andere den Schein für Ernst nehmen, das wirklich auszuführen, wovon die Theologen nur den Schein der Bemühung und Anstrengung wollen (die Theologen wollen, daß man keuchen und Schweißtropfen auf der Stirn haben soll, ohne sich von der Stelle zu bewegen, und in der That keuchen und schwitzen sie, aber nur in der Angst um den Schein); wenn die Wissenschaft ihre Voraussetzungen, die berufenen Principien der protestantischen Kirche selbst zu prüfen unternimmt, da vergißt man einen Augenblick die Angst um den Schein, man offenbart sein wahres Innere, man thut einen Nothschrei: „Freiheit der wissenschaftlichen Forschung, aber innerhalb der Schranken des Princips der protestantischen Kirche!" Lassen wir die übrigen Gelegenheiten, wo die modernen Sophisten ihre eigenen Verräther werden; genug, es steht fest, daß sie es wie die alten nur auf den Schein absehen, aber insofern noch viel schlimmer sind als die alten, weil sie zugleich den Schein hervorzubringen suchen, als wäre es ihnen um die Sache selbst, um die Wahrheit zu thun.

Während nun unsere Sophisten in der entschiedensten Verachtung der Wahrheit (also auch des Menschen, denn die Wahrheit ist des Menschen eigenes Wesen

wie käme er sonst dazu, sich für sie zu interessiren, und sogar, wenn es sein muß, für sie zu sterben?) während — sage ich — unsere Sophisten die wissenschaftliche Form misbrauchen, um den Schein hervorzubringen, als hätten sie mittels derselben die Resultate erreicht, die ihnen schon vorher feststanden, kann es nicht fehlen, daß ihnen bisweilen Wendungen entschlüpfen, die, wenn man sie genau und in der Bedeutung nimmt, die sie sonst haben, ihr ganzes Gewebe zerreißen. Um den wissenschaftlichen Schein so täuschend wie möglich zu machen, muß man stellenweise die kühne, entschiedene Sprache der Wissenschaft sprechen. Man thut dies im Vertrauen auf die Furchtsamkeit des Lesers, die es diesem nicht erlaubt, die Consequenz scharf ins Auge zu fassen. Dieser Kunstgriff ist nun wieder von Dr. Rottels, der Caricatur der modernen Sophisten, übertrieben und ungeschickt angewandt. So sagt er S. 27:

Aber wie kommt der Mensch, das Subject über sich hinaus? Kann Das das Subject blos aus und durch sich selbst? Bleibt es nicht bei aller seiner Thätigkeit doch immer noch in sich und in seinem Werk? Ist selbst nicht die Hingabe des Subjects an das Höhere, an Gott eben wieder seine Hingabe, und das Höhere nicht wieder sein Höheres, wodurch es nicht über sich hinauskommt?

Hr. Doctor, Sie sind in der Kühnheit zu weit gegangen! Sie haben vergessen, daß Sie nur den Schein annehmen durften, als ob Sie kühn wären! Der Feuerbach umringt Sie, seine Fluten verschlingen Sie! O! der Hr. Doctor ist so ängstlich nicht; er drückt die Augen zu, geht blind darauf los und murmelt zwischen den Zähnen:

Cardan sagt mal: „Est aliquid in nobis praeter nos.“ Ich möchte mich hierbei so ausdrücken: Es gibt und muß geben wie außer so in uns Vieles, das noch nicht unser ist. Wir müssen fort und fort Kind und auch nicht selbständig sein.

Hilf Himmel! der Doctor ist wieder auf dem Trocknen, auf seinem alten Platze. Wie ist das möglich? Manchem Theologen ist Alles möglich; er entgeht allen Gefahren mit zugedrückten Augen, und rechnet darauf, daß seine Leser ebenso sehr geneigt sind, die Augen fest zuzudrücken.

Eine weitere List der modernen Sophisten ist die, daß sie sich beständig auf Gemeinplätzen herumtreiben, und am Ende die Miene annehmen, als hätten sie jede bestimmte und einzelne Frage gelöst. Sie sprechen gern von Mangel an Sinn für das „Heilige“ und „Höhere“, ohne zu sagen für welches Heilige und Höhere, ja ohne überhaupt zu bestimmen, was denn heilig und höher sei. Von „Geschichte“, „historischem Sinne“ u. dgl. wissen sie höchst erbaulich zu reden, aber bei näherer Prüfung paßt kein Wort davon auf die Geschichte, die sie meinen, die evangelische. Sie machen ein abstruses Gerede über das Wunder; sie gehen etwa aus von dem Verhältniß von Geist und Natur, aber die bestimmten Wunder, die Erzeugung Jesu, die Erscheinung des heiligen Geistes in leiblicher Gestalt wie eine Taube u. s. w., haben sie dabei gar nicht einmal im Sinne. Auch die Worte „Christenthum“ und „christlich“ sind in ihrem Munde bloße Schemen, blutlose Schatten, und der Kritiker, der diesen Schatten ihr ursprüngliches Leben zurückgibt, der sie wieder mit Blut anfüllt, belegen sie mit den härtesten Namen. Ihnen ist nur in einer gespenstischen Welt heimisch zu Muthe. Die Übertreibung, die Caricatur davon liefert wieder unser Buch. Von einem bestimmten Glauben, überhaupt von einer klaren und zusammenhängenden Weltanschauung ist darin nicht die leiseste Spur. Es leistet darin das Äußerste, was überhaupt möglich ist; denn obgleich es alle Augenblicke von Glauben, Christenthum u. s. w. handelt, erfährt man doch erst gegen Ende, daß der Verf. Katholik ist.

Ein weiterer Kunstgriff der modernen Sophisten, durch die sie den Schein des wissenschaftlichen Ernstes hervorzubringen suchen, ist die Benutzung berühmter Namen für ihre schlechte Sache. Es ist ihnen um den Mann selbst nicht zu thun; den hassen, den verabscheuen, den verfluchen sie im Stillen; es kommt ihnen nur darauf an, mit seinem Namen ihre Blöße zu bedecken, sich durch Anrufung seines Namens den Schein der Achtung vor der Wissenschaft zu geben. Und wenn er ihnen bei einer andern Gelegenheit mit seinem Charakter, mit seinen Principien in den Weg tritt, sodaß sie den Dämon durch die bloße Nennung des Namens nicht bannen können, dann bewerfen sie den vorher Gepriesenen mit Koth. O! die Frechheit der modernen Sophisten ist beispiellos. So misbraucht die „Berliner literarische Zeitung“ den Namen Hegel's, blos um mit dem ernsten, ehrwürdigen Klange dieses Namens gegen die jungen Fortsetzer seines Werks, gegen die Verfechter seiner Principien zu manoeuvriren; sie kämpft also mit Hegel's Namen gegen seine Sache, gegen ihn selbst, d. h. sie treibt wahnwitzigen Spott mit ihm. Den Sophisten unserer Zeit ist kein Name zu hoch und zu herrlich, daß sie nicht ihren Spott mit ihm zu treiben wagten. Die Caricatur davon ist wieder unser Verf. Er preist und verhöhnt in einem Athem. Er beschmuzt zuerst die herrlichsten Namen: Plato, Sokrates, Rousseau, Hegel, mit seinem Lobe, und stößt sie dann mit Fußtritten von sich.

Doch genug! Unsern Zweck, denke ich, haben wir erreicht. Wir sagten zuerst, daß das Buch des Hrn. Dr. Rottels an und für sich gar keinen Werth habe, und kein anderes Interesse gewähre als etwa das Gerede eines Verrückten. Wir gaben einige Proben, und hätten sogleich die Feder weglegen und uns jeder weitern Ausführung überheben können. Aber wir machten die Entdeckung, daß die Verrücktheit unsers Buchs einen eigenthümlichen Charakter und Spuren ihres Ursprungs an sich trug. Diese zu verfolgen war von Interesse, und ich denke, es ist uns gelungen nachzuweisen, in welcher Gesellschaft Hr. Dr. Rottels einen so beklagenswerthen Verlust erlitten hat. Er hat die Geheimnisse unserer modernen Sophisten auf die plumpste Weise verrathen, denn er hat sie bis zur Caricatur, ja bis zur Verrücktheit übertrieben; und Das ist das Verdienst seines Buchs. Nachtheilige Wirkungen kann das Buch nicht wohl

hervorbringen; denn wie wüst und stumpfsinnig müßte der Kopf sein, der an diesem unendlich abgeschmackten, durch und durch verkehrten und vollkommen zusammenhangslosen Gesalbader Geschmack fände!

Es wäre aber vielleicht ein guter und fruchtbarer Gedanke, wenn ein klarer Kopf, der die nöthigen Kenntnisse und Muße und Hülfsmittel hätte, sich daran machte, eine allgemeine übersichtliche Darstellung (nicht Kritik, denn das setzt gleich einen falschen Standpunkt voraus) der Bildung unserer Zeit für das größere Publicum zu schreiben. Das Bedürfniß, sich zu unterrichten, an den Fragen der Zeit Theil zu nehmen, erweitert sich täglich. Zur Aufklärung der unsaglichen Verwirrung der Bildungselemente unserer Zeit könnte das wesentlich beitragen. Und ist etwa die Verwirrung nicht groß? muß sie nicht groß sein? Allerdings muß sie es sein — und das entschuldigt einigermaßen unsere Sophisten —; denn auf uns lastet die angewachsene Cultur einer mehr als dreitausendjährigen Geschichte. Unser Recht ist römischen, unsere Kunst und Wissenschaft sind griechischen, und unsere Religion ist asiatischen Ursprungs. Die Sichtung dieser Elemente thut noth; und das Maß ist das des Protagoras. Es handelt sich aber schon nicht mehr darum, den Satz des Protagoras zur vollen theoretischen Evidenz zu bringen; es handelt sich vielmehr darum, durchzusetzen, daß der Mensch als das Maß aller Dinge gilt.

Friedrich Keßler.

Jesuitencolonien in Südamerika.

Die Jesuiten und ihre Mission Chiquitos in Südamerika. Eine historisch-ethnographische Schilderung von Moritz Bach. Herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet von F. G. L. Kriegk. Leipzig, Mittler. 1843. 8. 15 Ngr.

Der Verf. dieser in mehrfacher Beziehung interessanten Schrift lebt seit zwanzig Jahren in Südamerika, seit acht in Chiquitos, einer zum Departement Santa Cruz de la Sierra, der Republik Bolivia gehörigen Provinz (Otuquis liegt im südlichen Theile von Chiquitos). Seine Mittheilungen gründen sich also auf eigene Anschauung und Erfahrung und auf Überlieferungen, die er im Lande selbst sammelte; auch sind sie frei von der Einwirkung politischer oder religiöser Vorurtheile und müssen daher als ein dankenswerther Beitrag zur Völkerkunde sowie zur Würdigung des Wirkens der Gesellschaft Jesu aufgenommen werden.

Der Charakter der von den Jesuiten in ihren südamerikanischen Missionen befolgten Regierungsweise ist im Ganzen bekannt und wird in zahlreichen Schriften (vgl. unter den neuesten Kortüm, „Entstehungsgeschichte u. s. w.", S. 54—61) geschildert. Sie unterschied sich von der üblichen Colonialpolitik, die auf dem Grundsatze der „Exploitation de l'homme par l'homme", wie es die St.-Simonisten nannten, beruhte, zu ihrem Vortheile dadurch, daß sie zugleich das geistige und körperliche Wohlsein der Unterthanen sicherstellte, soweit es mit den Ordenszwecken vereinbar war. Eine merkwürdige Stelle, die eine Art Regierungsprogramm enthält, findet sich darüber in der bekannten, von Jesuiten geleiteten Zeitschrift „Mémoires de Trevoux" (Jahrg. 1728, Mai, Juni): „Da in diesen Missionslanden keine Staatsmaximen, keine besondern Verbindlichkeiten und überhaupt nichts einer gänzlichen Gleichheit aller Glieder der nämlichen Gesellschaft und einer absoluten Abhängigkeit vom Gesetze Gottes, welches durch seine Glieder erklärt und bekannt gemacht wird, im Wege steht: so glaubte man bei diesen Neugebildeten eine Regierungsart einführen zu können, die so ganz genau dem primitiven Zustand der Kirche ähnlich ist, in welchem die Gläubigen auf alles Eigenthum Verzicht thaten und in ihrem gemeinschaftlichen Leben nur Ein Herz und Eine Seele hatten." Die Hauptpunkte der Verfassung dieser theokratisch vereinten Gemeinschaften sind mit diesen Worten bezeichnet. Zur Vervollständigung des Bildes mögen einige Züge dienen, die wir der vorliegenden Schrift entnehmen.

Die Mission Chiquitos bestand aus neun Dörfern, die zusammen gegen 40,000 Bewohner enthielten. Das Heirathen war gesetzlich vorgeschrieben. Die Jesuiten duldeten durchaus keine Unverheiratheten; der Jüngling mußte im 14., das Mädchen im 12., die Witwer und Witwen nach sechs Monaten wieder in den Stand der Ehe treten (die Virginität, welche der Orden in Europa so hoch pries und so heilig hielt, fand er in Amerika weder vom staatswirthschaftlichen noch vom sittlichen Gesichtspunkte aus rathsam). Die Regierung war patriarchalisch milde; man hielt die Indianer genau zur Arbeit an und was sie erzeugten gehörte den Vätern, die jedoch ihre Unterthanen reichlich mit allen Lebensbedürfnissen versorgten. Die Production jeder Provinz war nach dem Handelsinteresse des Ordens geregelt; so durfte z. B. in Chiquitos kein Cacao gebaut werden, weil derselbe der Hauptartikel von Mojos war. Gegen Fremde schloß man sich vollständig ab; nur Kaufleute hatten beschränkten Zutritt. Der Handel, welcher blos im Austausch von Waaren bestand und nicht durch Geld vermittelt wurde (wahrscheinlich den Bestimmungen gewisser päpstlicher Bullen zu lieb) wurde in einer Art von Kastellen getrieben, ungefähr wie sie noch heutzutage an der östreichisch-türkischen Grenze gebräuchlich sind. So bedeutend die auf die Errichtung der Missionen gewendeten Kosten waren (Chiquitos allein soll den Jesuiten über eine Million spanischer Thaler gekostet haben), so hoch stieg auch nach Überwindung der ersten Schwierigkeiten der Ertrag. In den dem Namen nach der Krone Spanien unterthänigen Provinzen wurden meistens Ausländer als Missionare angestellt, darunter manche Deutsche. Bach fand in Santjago und Santo-Corazon, als er die von den Jesuiten herrührenden Überbleibsel aufsuchte, vorzugsweise deutsche und italienische Bücher — unter den erstern Bruchstücke von Uz, Opitz, Gellert, Reuchlin, Hutten, und auf einem halben Bogen einige Strophen des Liedes „Eine feste Burg ist unser Gott". Wenn die Jesuiten in Südamerika auch nicht mit Bewußtsein und Absicht eine geschlossene geheime Gesellschaft bildeten, wie der Verf. annimmt, der aus ihren Bildwerken sogar schließt, sie seien Freimaurer gewesen, so war der Orden doch einer solchen sehr ähnlich. Die Person des Rectors in jeder Niederlassung umgab ein mysteriöses Dunkel; man sah ihn selten und erkannte sein Dasein nur aus den Befehlen, die sein überall anwesender und thätiger Gehülfe vollzog. Die Collegien hatten heimliche Ausgänge, man vermied aus Interesse im Allgemeinen (mit einzelnen schlimmen Ausnahmen) jeden Skandal; doch kennt der Verf. selbst mehre Indianer, die Enkel von Missionaren sind.

Bach spricht die Überzeugung aus, daß die Aufhebung des Ordens und die Vertreibung desselben für Südamerika ein Unglück war, und wir stimmen ihm allerdings in dem Sinne bei, daß sie gewiß die geschicktesten waren, ein rohes Volk zur Civilisation vorzubereiten. Weiter ging ihr Verdienst nicht; sie erzogen die ihnen anvertrauten Völkerschaften nicht, sie zähmten und dressirten sie blos, und ihrem Plane nach sollten und mußten diese ewig Kinder bleiben. Deswegen fielen sie auch sogleich wieder in ihre alte Barbarei zurück, als man ihnen ihre Zuchtmeister nahm! und das hundertjährige Wirken der Jesuiten, welches ein rein äußerliches und mechanisches war, den Geist der Indianer nicht zur Selbständigkeit heranbildete, sondern nur, zu eigenem Vortheil, unterwarf, fesselte und in gewisse unübersteigliche Schranken einengte, hat in diesem Geiste keine andern Spuren hinterlassen als eine scheue

Ehrfurcht vor ihrem Namen. „Die Väter stehen noch heutzutage bei den Indianern in heiligem Andenken — wenn ein Mann oder eine Frau von hohem Alter von den santos patres zu erzählen anfängt, so verstummt eine ganze Versammlung und Alles hört ihnen ehrfurchtsvoll zu." Wäre es ihnen wirklich darum zu thun gewesen, die Chiquitenos zu That-, nicht blos zu Namenschristen zu machen, wie könnten diese jetzt ein so verworfenes Volk sein als der Verf. sie schildert? Bach, ein Pflanzer, dem das Nützliche über Alles geht (und damit mag er in einem neuen Lande Recht haben) rühmt an den Missionaren, sie seien so wenig idealisch und unpraktisch in ihrem Streben gewesen, daß einst ein Jesuit einem Karthäuser auf sein Memento mori zur Antwort gab: „Fahre zum Teufel mit deinem Spruche! Gedenke an das Leben, alles Andere wird sich finden." Wir meinen indessen, etwas weniger praktischer, d. h. kaufmännischer und eigennütziger, und etwas mehr wahrhaft religiöser und philosophischer Sinn hätte ihnen und besonders ihren Zöglingen, wenn sie ihn den letztern einzupflanzen versucht hätten, nicht geschadet. Endlich muß man nicht aus den Augen verlieren, daß der Werth der Jesuiten durch die Fehler ihrer Nachfolger erhöht wird und durch die Erbärmlichkeiten der Regierungen, welche ihre Erbschaft antraten. Diese haben es denn auch dahin gebracht, daß die Einwohnerzahl der ehemaligen Missionen in Chiquitos 16,000 nicht übersteigt. 54.

Die geheimen Inquisitionsprocesse gegen Weidig und Jordan. Zur neuen Unterstützung des Antrags auf öffentliches Anklageverfahren und Schwurgericht, von Karl Welcker. Karlsruhe, Braun. 1843. Gr. 8. 7½ Ngr.

Nach lange fortgesetzten Kämpfen hat die öffentliche Meinung in Deutschland über den geheimen Inquisitionsproceß so entschieden den Stab gebrochen, daß endlich die Regierungen vieler deutscher Staaten die Entwürfe neuer Criminalproceßordnungen entweder vorbereitet oder ihren Ständen schon vorgelegt haben, wonach das geheime und schriftliche Untersuchungsverfahren wenigstens theilweise dem öffentlichen und mündlichen Anklageverfahren weichen soll. Bei diesem Stande der Dinge mußten Schriften, welche die Mängel des bisherigen Verfahrens in helleres Licht setzten, wie die kürzlich über die Processe gegen den großherzoglich hessischen Pfarrer Weidig und den kurhessischen Professor Jordan erschienenen, das lebhafteste Interesse erwecken. Auch die oben genannte, unter badischer Censur publicirte Broschüre des berühmten Verf. bespricht diese Schriften, indem sie zugleich ein neues gewichtiges Votum für Öffentlichkeit und Mündlichkeit sowie für Einführung der Schwurgerichte in die Wagschale legt.

In einem kurzen aber inhaltreichen Vorworte führt der Verf. aus, daß der öffentliche und mündliche Anklageproceß auch das Schwurgericht zur nothwendigen Folge und zur organischen Ergänzung haben werde. Er verkennt indeß keineswegs, daß schon die baldigste Einführung der Öffentlichkeit und Mündlichkeit als annehmbarer Fortschritt betrachtet werden dürfe und ist — mit andern besonnenen Freunden der Reform — durchaus nicht der Meinung, daß um des Bessern willen das Gute von der Hand zu weisen sei.

Nachdem der Verf. über das Buch „Der Tod des Pfarrers Dr. Friedr. Ludwig Weidig" berichtet, und sein Referat mit sehr beachtungswerthen Bemerkungen begleitet hat, geht er über auf die in der Untersuchungssache gegen Professor Jordan veröffentlichten Schriften. Er sucht namentlich deutlich zu machen, wie schon nach den Bestimmungen des kurhessischen Gesetzes vom 14. Febr. 1795 das dem Professor Jordan vorgeworfene Vergehen nicht zu begründen sei; er hebt dann hervor, daß die zumeist gravirenden Aussagen von Männern herrühren, die mit ihren Zeugnissen förmlichen Handel getrieben, und stellt schließlich auch in allen andern Beziehungen das ganze Fundament der Verurtheilung als juristisch völlig nichtig dar.

Auch die Schrift Welcker's enthält schwere Anklage gegen das geheime Inquisitionsverfahren. Möglich ist, daß nun von anderer Seite Gegenstimmen sich erheben, die den Eindruck dieser Anklagen wenigstens zu schwächen suchen, da sie ihn schwerlich werden vernichten können. Dann mag der Kampf offen und ehrlich ausgekämpft werden. Aber von höchster Wichtigkeit bleibt es, daß man überall dem deutschen Volke die Mittel nicht vorenthalte oder verkümmere, um von dem noch geltenden Rechtszustande Kenntniß zu nehmen; daß man nicht durch Censur und Schriftenverbot der angeschuldigten geheimen Justiz zu Hülfe zu kommen suche. Das schon erwachte Mistrauen würde dadurch nur neue Nahrung erhalten. 99.

Notizen.

Wie man die Bestrebungen des Leipziger Literatenvereins für Reinigung unserer Sprache von überflüssigen Fremdwörtern vor sechszig Jahren in einigen Gegenden Deutschlands „höchsten Orts" angesehen haben würde, erhellt aus folgendem Rescript, das unterm 6. Christmonat 1785 aus dem Geheimen Cabinet in München erging: „Man nimmt höchster Orten wahr, daß man sich an die belletristische Schreibart auch bei denen Canzley- und Gerichtsstellen je länger je mehr gewöhnt und nach solcher zum Exempel die Worte Carl und Churfürst mit den Anfangsbuchstaben K, auch die lateinischen und von lateinischen abstammende Wörter nur mit deutschen Buchstaben, wie zum Exempel Exzeption, Exekuzion statt exception, execution, zu schreiben pflegt. Gleichwie aber Seine Churfürstliche Durchlauchtigkeiten an diesen und dergleichen affectirten Neuerungen kein Gefallen tragen, so hat man davon abzustehen, und sich hinfüro an den gewöhnlichen Canzley- und Gerichts Stylum zu halten."

Das Buch „Chef-d'oeuvre d'un inconnu, poëme heureusement découvert et mis au jour avec des remarques savantes et recherchées par Mr. le docteur Chrysostome Natanasius" (Haag 1716) — eine witzige Persiflage der Philologen und ihrer pedantisch-gelehrten Commentare und Silbenstechereien von St.-Hyacinthe (Belair oder Themiseul) — erschien mit folgender „Approbation", der besten und kürzesten Satire auf die Censur, die wir kennen: „Je soussigné, commis à la douane des pensées, certifie avoir lu un ouvrage intitulé: ‚Le chef-d'oeuvre d'un inconnu etc. par Mr. le Dr. Natanasius'. Comme il n'y a rien dans cet ouvrage, qui ne soit conforme aux opinions et aux préjugés reçus, je n'y vois aucune vérité, qui puisse en empêcher l'impression. Fait à Calfcity ce premier avril 1714. Signé: Galbano."

Censur in England.

Man nimmt gewöhnlich an (s. den Aufsatz von Gentz „Preßfreiheit in England", dem Neuere nachgeschrieben haben), durch den Beschluß des Parlaments vom J. 1694, in dem es sich gegen weitere Verlängerung der Acte erklärte, welche die Anordnungen des Cromwell'schen Parlaments über die Presse weiter in Kraft setzte, sei in England die Preßfreiheit factisch, auf negative Weise eingeführt worden. Dem Buche „Evangelium medici seu Medicina mystica", von Bernard Comor, medicus doctor e regia societate Londinensi, welches 1697 in London erschien, ist aber eine vom 9. April 1697 datirte Druckerlaubniß vorangesetzt, die von den Censoren Thomas Millington, Thomas Burwell, Richard Torleß, William Dawes und Thomas Gill unterzeichnet, und im Namen der Censur-Committee ausgestellt ist. 54.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 21. —— 21. Januar 1844.

Vorlesungen über sociales Leben und höhere Geselligkeit von Alexander Jung. Königsberg, Gerhard. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Vorrede zu diesen Vorlesungen theilt dem Leser einige Befürchtungen mit, die der Verf. hegen zu müssen glaubt, und legt dem Beurtheiler Einiges an das Herz, was bei der Auffassung des Buchs zu beachten sei. Schon die Begeisterung, die in diesen Vorlesungen den Grundton bilde, eine Begeisterung, die sich für das Ideal des Lebens, für die Rechte des Geistes, für den Fortschritt in alle Wege entscheide, fürchtet der Verf., werde von gewissen Seiten her übel empfunden werden. Ebenso wenig dürfe man zu dem Buche schon ein ungünstiges Vorurtheil mitbringen, sodaß, „selbst wenn ein Gott dem Schriftsteller die Feder geführt hätte", Alles doch vergebens sei, um den Selbstbetrug vorgefaßter Meinungen zu zerstören; vorzüglich wenn man das Buch nicht ganz lese und aus abgerissenen Stücken mache, was man wolle. Das führt den Verf. weiter auf die unwürdige Stellung, welche dermalen die Literatur einnehme. Dieser „barbarischen Unterwürfigkeit" der Literatur könne nur die Freiheit der Presse abhelfen, welche ihrerseits wieder von einer socialen Organisation der Literatur abhänge; und hieran schließt sich eine Erinnerung an das von dem Verf. redigirte „Königsberger Literaturblatt", welches seinerseits dem traurigen Zustande der Literatur mit aufzuhelfen suche. Ref. nun ist für seine Person mit gar keinem Vorurtheil an das Buch gegangen; er hat es ganz gelesen, Vieles sogar mehrmals; er glaubt überdies, ein aufrichtiger Freund des wahren Fortschritts zu sein, und gleichwol scheut er sich nicht zu gestehen, daß das Ganze keinen allzu günstigen Eindruck auf ihn gemacht hat. Schon, was er auf der zweiten Seite der Vorrede las, machte ihn bedenklich. Der Verf. sagt da:

Das Thema zu diesen Vorlesungen ist ein von mir durch viele Jahre gehegtes, mit innigster Liebe gepflegtes. Es kam mir zuvörderst darauf an, daß dieses Thema mit der ganzen Hervorhebung seiner Wichtigkeit nur erst ausgesprochen würde. Obgleich ich den Gegenstand, den es betrifft, auch in seinem ganzen Reichthum erkannt zu haben glaube, obgleich er sich mir bereits in der Vollständigkeit eines Systems dargestellt hat, so bin ich doch weit davon entfernt, dafürzuhalten, daß es bei dem Vorliegenden sein Bewenden haben dürfe. Es drängt mich im Gegentheil täglich zur Ausführung des Einzelnen... Aber es foderte auch die der Seligkeit des Schaffens beigegebene, echt menschliche Lust der Mittheilung schon jetzt ihr Recht. Und wenn es mir auf meinem Standpunkt auch nur beschieden wäre, das Thema ausgesprochen zu haben mit seiner inhaltschweren Bedeutung, mit seinen weiten Prospectiven in eine unendliche Zukunft, ohne daß irgend der Vergangenheit das Verdienst genommen würde, an dem großen Bau schon unablässig gearbeitet zu haben, und wenn nun Andere kämen, die das ausgesprochene Thema nun auch zu einem literarischen Kunstwerk, zu einem stets aufgeschlossenen Heiligthum für die Nation ausführten, hätte ich deshalb mit der gegenwärtigen Veröffentlichung, zu der mich die Liebe zu derselben Nation mahnte, ein Unrecht begangen?

Die letzten Worte enthalten eine von jenen heroischen Fragen, bei denen man nicht viel wagt, weil es Niemandem beikommen wird, sie zu bejahen. Indessen scheint es dem Verf. weniger darum zu thun zu sein, den Vorwurf eines Unrechts von sich abzuwenden, als vielmehr um die Ehre, Das, was unter die vielumfassenden Begriffe: sociales Leben und höhere Geselligkeit, fällt, zuerst zur Sprache gebracht, dieses „Thema ausgesprochen" zu haben. Gesellungen nun hat es gegeben, so lange die Welt steht, Gesellungen der verschiedensten Art und von dem verschiedensten Umfange; die Familien, die Stämme, die Völker, die Corporationen, die Stände, die Gemeinden, der Staat, die Kirche sind nicht von heute und gestern. Auch Das weiß Jeder, daß diese geselligen Verbindungen zum großen Theile den Grund und Boden für Das darbieten, was innerhalb des menschlichen Daseins erreicht werden kann, daß aber ebenso ihr Werth von dem Werthe der Zwecke abhängt, durch welche die Form der geselligen Vereinigung einen so oder anders bestimmten Inhalt bekommt. Wenn nun der Verf. das sociale Leben von dieser ethischen Seite auffaßt, so mag darin immerhin eine Aufgabe liegen, mit deren Wichtigkeit sich kaum eine andere vergleichen läßt; daß er aber darauf Anspruch macht, dieses Thema zuerst ausgesprochen zu haben, darf wol Wunder nehmen, zumal er selbst sagt, der Vergangenheit solle nicht das Verdienst genommen werden, an dem großen Bau unablässig gearbeitet zu haben. Sollten wol die Religionsstifter und Gesetzgeber, die Ordner und Lenker der Staaten nicht dann und wann an Das, was auf die innere Veredlung der Gesellschaft abzielt, gedacht haben? sollten ein Pythagoras, Plato, Aristoteles

und der ganze Chor ernster und tiefsinniger Geister, die über den Staat und die richtige Gliederung seines vielförmigen Organismus gedacht und geschrieben haben, erst von dem 5. Jahrzehnd des 19. Jahrhunderts erfahren müssen, das sociale Leben und die höhere Geselligkeit sei ein Thema von inhaltschwerer Bedeutung und weiten Prospectiven? oder war etwa unserer Zeit dieses Thema dergestalt abhanden gekommen, daß der Verf. erst wieder daran erinnern mußte, obgleich er selbst sagt, daß sociale Tendenzen gerade für unsere Zeit ein charakteristisches Merkmal seien?

Man thut also wol am besten, den obigen Passus auf sich beruhen zu lassen, um zu sehen, wie der Verf. sein Thema aufgefaßt und ausgeführt hat. Den Umfang der Auffassung bezeichnet ein Schematismus, der unter der Überschrift „Das System der höhern Geselligkeit" am Ende des Buchs steht und in lauter sechsgliedrigen Eintheilungen auftritt. Als Stadien der höhern Geselligkeit werden genannt: die Geselligkeit in der Familie, die der Individuen, die im Staate, die in der Kirche, die in der Literatur, endlich die Geselligkeit der Völker mit Völkern. Gegen diese Gliederung erhebt sich sogleich das Bedenken, daß die Gesellung der Individuen nicht ein besonderes Stadium oder, schlichter ausgedrückt, eine besondere Art der Gesellung, im Gegensatze zu der in der Familie, im Staate u. s. w. ist; sondern die Individuen gesellen sich in der Familie, im Staate u. s. w., aber außerdem auch, abgesehen von den sehr mannichfaltigen zufälligen und vorübergehenden Veranlassungen ihrer Gesellung, in den Ständen, den Gemeinden, in den Stämmen u. s. w. Jedes der genannten sechs Stadien hat wieder sechs Momente, die wir aufführen wollen: die Geselligkeit in der Familie gliedert sich in den Momenten der Geselligkeit der Gatten, der der Gatten und Kinder, des Hauswesens, der Religion, des Unterrichts, endlich des Umgangs der Familie mit Familien. Die Momente der Geselligkeit der Individuen sind: die Freundschaft, das Hinaustreten in die Welt, die Liebe, die Gemeinde, die Intelligenz, das Volk; die der Geselligkeit im Staate: die Geselligkeit der Schule, die geschlossene Gesellschaft, das Theater, die Kunstausstellung, der wissenschaftliche Verein (als öffentliche Sitzung), der Patriotismus und das Volksfest; die der Geselligkeit in der Kirche: das religiöse Walten der Mutter, die religiösen Sympathien, die religiösen Confessionen, das Abendmahl (Opfer, Versöhnung), die religiöse Begeisterung, die Weltreligion; die der Geselligkeit in der Literatur: die literarische Freundschaft, die literarische Production und Assimilation, das Museum für Lecture, der literarische Cultus, die Nationalliteratur, die Weltliteratur; endlich die der Geselligkeit zwischen Völkern: die Gastfreundschaft, das Reiseleben, der Großhandel, die Völkerwanderung, der Cultus als Mission, die Literaturen, der Kosmopolitismus. Es muß noch hinzugefügt werden, daß jedem dieser Momente in den sechs verschiedenen Stadien wieder ein ganzes Stadium entsprechen soll; z. B. innerhalb der Familie der Geselligkeit der Gatten die Familie, der der Gatten und Kinder die Geselligkeit der Individuen, dem Hauswesen der Staat, der Religion die Kirche, dem Unterricht die Literatur, dem Umgang der Familien mit Familien die Völkergesellschaft, und so auf dieselbe Weise der Reihe nach bei den Momenten der übrigen Stadien. Das führt natürlich theilweise zu höchst gezwungenen Analogien, wie wenn z. B. bei der Geselligkeit der Individuen die Freundschaft der Familie, die Liebe aber dem Staate entsprechen soll. Überhaupt wird Jeder fragen, was diese ganze Aufzählung der einzelnen Stadien und ihrer Momente bedeuten soll. Eine logische Classification? dann fehlt jeder bestimmte Eintheilungsgrund. Oder, wie die an die Manier der Hegel'schen Schule erinnernden Ausdrücke: Stadien und Momente, anzudeuten scheinen, eine Stufenfolge der Entwickelung der geselligen Vereinigungen, sodaß die höhern Stadien und Momente die sämmtlichen frühern voraussetzen und einschließen? Dann käme das mehr als Seltsame heraus, daß z. B. die Geselligkeit in der Kirche erst dann eintreten könne, wenn die Geselligkeit im Staate, in dem wissenschaftlichen Verein und dem patriotischen Volksfest ihren Höhepunkt erreicht habe, und die Geselligkeit in der Literatur erst dann, wenn die kirchliche Gesellung sich bis zur Weltreligion erweitert habe. Gleichwol scheint es der Verf. so zu meinen, indem er die Reihenfolge der Stadien und Momente auch historisch nachzuweisen sucht, wo denn Asien für die Familie, Griechenland und Rom für die Geselligkeit der Individuen, das Mittelalter für den Staat und die Kirche, die neue Zeit für die Literatur, die Zukunft endlich für die Geselligkeit der Völker mit Völkern „typisch" sein soll. Wie es jedem Versuche geht, den unerschöpflichen Reichthum der historischen Gestaltungen über einen im voraus bestimmten Leisten zu schlagen, so geht es auch diesem. Um der Sechszahl willen muß das Mittelalter zwei Stadien, Staat und Kirche, auf sich nehmen; der Zukunft, die noch gar mancherlei Stadien und Momente in ihrem Schoose tragen kann, wird einfach die Völkergesellung zugewiesen; und der neuern Zeit mußte überdies, weil sie im Stadium der literarischen Societät stehen soll, zugestanden werden, daß sie die höchsten Formen der Familie, des Staats und der Kirche schon erreicht hat, was nicht gut dazu passen will, daß der Verf. an dem Staats- und Kirchenwesen der Gegenwart gar viel auszusetzen hat.

Am auffallendsten wird es vielleicht Jedem sein, der über die Beziehung der einzelnen Momente zu den Stadien, deren Momente sie sein sollen, einigermaßen nachdenkt, daß die Geselligkeit im Staate der Reihe nach in der Schule, der geschlossenen Gesellschaft, dem Theater, der Kunstausstellung, den öffentlichen Sitzungen wissenschaftlicher Vereine und dem patriotischen Volksfeste sich ausarbeiten soll. Um nun zu beweisen, wie das Theater und die Kunstausstellung zu der Ehre kommen, als Momente für das Stadium der Gesellung genannt zu werden, welches der Staat ist, muß man

die Erläuterungen der zweiten Vorlesung vergleichen. Da zeigt sich, daß der Verf. Das, was seiner Meinung nach den Staat zu einem wahrhaften politischen Gemeinwesen macht, ganz einfach schon als erreicht denkt und dann hinzusetzt (S. 182):

Der Staat hat auch die höhere Geselligkeit, eben weil sie ein so wichtiges Moment der Gesammtbildung ist, im weitesten Sinne zu vertreten und zu pflegen. Der Staat würde allerdings ein bloßes Werk der Noth ... eine bloße Sicherheitsanstalt sein, wenn er nicht über die Nützlichkeit hinausginge und seinen Bürgern nach gemeinsamer Arbeit nicht auch die gemeinsame Feier gewährte. Diese Feier, wie die gesellige Erhebung überhaupt, hat man sich nicht in einer so äußerlichen Weise vorzustellen; als regelmäßig nach der Arbeit eintretend oder von besonders dazu Angestellten zu verwalten. Sondern ... der Staat hat erst darin seine Idee erreicht, sich als Kunstwerk vollendet, daß er die Feier, die er seinen Bürgern bereitet, nur dadurch organisch aus sich hervorbringt, daß er einen Jeden selbst gewähren läßt, damit dieser außer der Arbeit auch das gesellige Kunstwerk hervorbringe, oder es doch wenigstens in sich aufnehme.

Nur beispielsweise und im Vorübergehen mag erwähnt werden, daß, während der Verf. hier ausdrücklich vom Staate verlangt, daß er darbiete und dann gewähren lasse, wie viel sich Jeder von dem Dargebotenen aneignen wolle, er nur anderthalb Seiten vorher (S. 181) gesagt hatte: vom Toleriren (d. h. doch wol vom Gewährenlassen) darf in einem wahrhaften Staate gar nicht die Rede sein, der Staat hat nichts zuzulassen, was nicht um seiner selbst und des Staats willen ein Recht hätte; während er wieder vier Seiten vorher (S. 177) dem Staate Kleinlichkeit und Engherzigkeit im Gewährenlassen im Gegensatze zu seiner Unermüdlichkeit im Verbieten vorgeworfen hatte. Jedenfalls ist so viel klar, daß die Mannichfaltigkeit geselliger Beziehungen, rücksichtlich welcher der Staat gewähren lassen soll, nicht die Momente bezeichnen könne, welche die politische Gesellung als solche charakterisiren, und der Leser wird wenigstens die durch den Titel und die ganze Anlage der ersten Vorlesung erregte Erwartung aufgeben müssen, daß die großen Fragen nach der Gliederung und der Organisation der Staatsgesellschaft, die alle übrigen Gesellungen in sich aufnimmt und umschließt, hier auch nur ihren Grundlinien nach irgendwie erschöpfend behandelt seien.

(Der Beschluß folgt.)

Albert von Hochfelden, oder Militair und Kirche. Roman von Mahner. Grimma, Gebhardt. 1843. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

„Militair und Kirche?“ Wunderliche Zusammenstellung! Oder Entgegenstellung? Es ist noch nicht lange her, da das Militair oder doch die Mehrzahl der Offiziere nicht nur als unkirchlich, sondern auch als außerkirchlich und widerkirchlich galt, und so mag es wol noch häufig genug der Fall sein. Zwar der bessere Geist regt sich überall, und wie in allen wahrhaft gebildeten Kreisen, so schämt man sich nun wol auch im Militair der frechen Verhöhnung und Lästerung des Heiligen, des losen Spotts, des faden Witzes, der zur Schau gestellten und großthuenden Freigeisterei, mit der nur noch ein vornehmer Pöbel sich breit machen kann, des forcirten Unglaubens, der immer nur einen Mangel an gründlicher Durchbildung oder einen Überfluß an sittlicher Verwilderung verräth; dennoch kommt vorliegender Roman, welcher das Militair in die Kirche, d. h. nicht blos in das steinerne Haus, sondern auch in das kirchliche Leben und Bewußtsein zurückzuführen beabsichtigt, keineswegs zu spät, weil noch Viele, die dem Waffenhandwerk sich gewidmet haben, dieses eben nur als ein Handwerk treiben, und nicht voll Geistes, sondern voll Laubes und Unraths sind, darum draußen stehen und umherirren wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Wen ergriffe nicht nach den ersten Regungen der Indignation und gründlichen Verachtung alsbald ein menschliches Erbarmen, ein aufrichtiges, herzliches Mitleid, wenn er jüngere und ältere, durch Stand und Verhältnisse ausgezeichnete Männer erblickt, die, mitten in der Christengemeinde stehend, und doch ihr völlig entfremdet, noch zu hoch geehrt werden, wenn man sie Heiden nennt, da doch auch Heiden dem Göttlichen und Heiligen huldigen. Solchen nun eine ernste Mahnung ans Herz zu legen, beabsichtigte redlich der Verf. und hat es, da mit Predigten bei Jenen schwerlich etwas auszurichten sein möchte, weil sie solche weder lesen noch hören, mit einem Romane versucht, der vielleicht sicherer Eingang finden und einige Frucht bringen möchte. Wenn nur diese an sich gesunde und nahrhafte Kost den verwöhnten Gaumen nicht zu ungesalzen oder ungewürzt erscheint, daß sie dieselbe beiseite schieben, bevor sie ein gut Theil davon zu sich genommen haben!

Es ist viel Verstand, weniger Phantasie und Gemüth in dem Büchlein, und Die, auf welche dasselbe zunächst berechnet ist, werden den Verstand etwas zu trocken und breit finden. Es ist ein sogenannter Tendenzroman, und die Absicht blickt von vornherein gleich zu augenscheinlich durch, als daß muthwillige Leser sich nicht versucht fühlen sollten, ihr zu widerstreben. Die Anlage des Ganzen und der Gang der Erzählung ist sehr einfach und nicht gerade uninteressant; aber doch nicht anziehend, nicht überwältigend genug, um auch den widerstrebenden Sinn festzuhalten und zur Ausdauer bis ans Ende, auch unter den demonstrirenden Intermezzos, zu nöthigen. Der Predigtton bricht zu oft durch die Erzählung, als daß man nicht in Betracht Derer, die ihn hören sollen, fürchten müßte, er werde die Stimme eines Predigers in der Wüste sein.

Aber es ist gleichwol ein nützliches Buch, wenn man es nur lesen oder beherzigen will. Der Verf. kennt die Verhältnisse des Militairs, die Ansichten und Meinungen, das Thun und Treiben der Offiziere, wie sie häufig sind. Man möchte glauben, er sei Feldprediger, und als solcher Augen- und Ohrenzeuge des militairischen Wesens in den Garnisonstädten gewesen. Er mag denn wol manch junges unerfahrenes Gemüth, welches in dasselbe eintritt, vor den Gefahren warnen, die ihm drohen. Darum ist zu wünschen, daß der Roman mit Ernst und Ausdauer, und ohne die nicht erzählenden Blätter zu überschlagen, gelesen werde, vornehmlich von jungen Militairs, obwol auch alte daraus lernen, wenigstens zum Nachdenken angeleitet werden können.

Wir wollen die Entwickelung der Geschichte, den Gang der Begebenheiten nicht verrathen; denn das hieße die sparsame Würze, welche der übrigen Hausmannskost beigegeben ist, vorweg nehmen. Es genügt die Andeutung, daß der Held, Albert von Hochfelden, in drei Abtheilungen, als Knabe, als Jüngling und als Mann dargestellt wird, seine häusliche Erziehung, sein Bildungsgang in der Militairschule, sammt der ersten Dienstzeit als Fähnrich und Lieutenant und sein Eintritt in den Ehestand als Oberlieutenant. Denn Das ist das Einzige, was wir von dem Manne erfahren: Er nahm ein Weib und zeugte einen Sohn. Für den Zweck des Romans und hinsichtlich der Leser, auf welche derselbe zunächst berechnet ist, mag es etwas bedenklich sein, daß der Verf. die jungen Leute, die er vorüberführt, so früh sich verlieben, schon die Fähnriche auf den Ehestand lossteuern läßt. So wahr es ist, daß eine solche reine und ernsthafte frühe Neigung wohlgeeignet ist, vor manchen Thorheiten und Ausschweifungen zu be-

wahren, so möchten wir doch dieses Präservativ nicht so unbedingt empfehlen, wie es hier thatsächlich geschehen ist. Übrigens erscheint der Held, wenn auch nicht gerade als Held, doch als ein recht wackerer und liebenswürdiger junger Mann, und der Vater, der Schwiegervater, der alte Oberst Morgenstern, die beiden Pfarrer Altmann und Frommann sind achtbare Männer, mit denen man gern verkehrt. Bei einem so verständigen und wohlwollenden Manne, wie der alte Major von Hochfelden ist, befremdet die zu wenig motivirte Abneigung gegen die Männer des geistlichen Standes, und wenn diese Abneigung gleich in der ersten Scene schroff hervortritt und durch die sehr zweckmäßigen Gegenbemerkungen der sanften Gemahlin sich nicht begütigen läßt, so möchten Spötter behaupten, daß die Geschichte, eben weil sie von vornherein ihre Absicht zu sehr durchblicken läßt, mit der Thür ins Haus falle.

Ein Kunstwerk zu liefern meinte der Verf. gewiß nicht; mit diesem Maßstabe wollen wir denn auch sein Buch nicht messen. Comparent werde mit dem Zeugniß entlassen: Gutgemeint und gutgedacht! 81.

Custine's Rußland.

Das Werk tritt eben jetzt auch in deutscher Sprache vor den Leser, es kann also Jedermann sich damit bekannt machen; an weitläufigen Beurtheilungen wird es ohnehin nicht fehlen. Ich will aber ein Paar Stellen aus einer englischen Beurtheilung hier mittheilen. Zuerst die Eingangsworte: „Wenige Leser werden sein, die nicht kürzlich Rußland an der Hand des liebenswürdigen, scharfblickenden und ehrlichen Kohl durchwandert haben. Die Ansichten, welche uns der deutsche Verf. vor Augen gestellt, waren so mikroskopisch und so panoramisch zugleich, daß wol die Meisten, die ergötzt, doch auch gesättigt waren und wir für die nächsten zwölf Monate wenigstens nicht wieder von Rußland zu hören begehrten. Nun aber ist ein neuer Cicerone aufgestanden, von Nation und Art so sehr das Gegentheil Kohl's, daß es unmöglich war, nicht auch auf sein Wort zu hören. Nicht schlicht und recht und gutmüthig wie der Deutsche tritt er vor uns hin, sondern mit dem Esprit, der Denkart, dem paradoxen Wesen, den glücklichen Griffen und den unglücklichen Leichtfertigkeiten des Franzosen." .... „M. de Custine ist aus Chateaubriand's Schule, erhaben, hochherrlich wie ein Lehensherr, dem aber Feen Schwert und Schild geraubt und mit Feder und Tintenfaß vertauscht haben. Er bewundert das Vergangene, rühmt die Religion und nimmt die Vorsehung in seinen Schutz. Er gibt sich ein Ansehen von Tiefe und poetischem Sinn, hat einen Widerwillen gegen Gemeinplätze und gemeinen Menschenverstand und schreibt als ob er vor einer aufmerksam horchenden Gesellschaft perorirte. M. de Custine ist sichtlich ein Mann, der gewohnt ist, in Salons zu glänzen, und er gebraucht seine Feder, wie er seine Zunge gebrauchen würde, immer auf den Effect, begieriger nach Pointen als nach Wahrheit. Wenn aber seine hohe Geburt und sein Gesellschaftston ihn einerseits misleiteten, haben sie ihm doch als Touristen andererseits große Vortheile verschafft, indem er ihnen den Eintritt verdankte in jene aristokratischen, ja kaiserlichen Cirkel, über welche Diejenigen, welche in dieselben eindringen können, selten Gelegenheit oder Kühnheit genug haben, sich auszulassen." .... „Kein Reisender, sollte man denken, wäre besser dazu ausgestattet gewesen, vom Reiche des Autokraten eine günstige Schilderung zu entwerfen als dieser adelige Franzose, und Niemand hat je so die Geißel des Spottes über Rußland geschwungen als M. de Custine. Der französische Aristokrat hat in der That den Kopf so voll von demokratischen Rechten gehabt, daß er sich gekränkt und geärgert fühlte, in Rußland Edelleute zu gemeinen Bedienten herabgewürdigt zu sehen." .... „M. de Custine traf in Ems mit dem Großfürsten Michael zusammen. Er rühmt die persönliche Erscheinung des Großfürsten ausnehmend (worin wir ihm nicht beistimmen können), ist aber sehr entrüstet über das servile Betragen seiner Suite. Schreiber Dieses kann ihm einen Beitrag aus eigener Anschauung liefern. In Baden ging der Großfürst Michael mit zahlreicher Begleitung auf die Jagd. Er hatte ein Päckchen Cigarren bei sich; Niemand aus seinem Gefolge hatte es gewagt, sich mit demselben Zeitvertreibe zu versehen. Der ungeduldige Großfürst war mit seinen Cigarren bald fertig geworden; eine hatte er weggeworfen, weil sie nichts taugte, eine halb ausgeraucht und weggeworfen, eine verloren u. s. w. Zuletzt war seine Cigarrenbüchse so leer als seine Jagdtasche; die Jagd war nicht glänzend gewesen. Da murmelte Se. Königl. Hoheit manchen Fluch zwischen den Zähnen und schickte von seinem Gefolge Einen nach dem Andern durch den Wald, um ihm seine weggeworfenen Cigarrenreste zu suchen." .... „Der Kaiser Nikolaus hat M. de Custine wundersam bezaubert. Er bestrickte des Reisenden Seele so, daß von dem Augenblicke an, wo das Capitel über die erste Vorstellung und Unterredung beginnt, unser französischer Marquis nichts mehr sieht als nur den Kaiser. Das kaiserliche Bild verfolgt ihn, beherrscht ihn, reizt ihn, setzt ihn in Angst und im Kampf mit diesem Reiz und dieser Angst wird M. de Custine liberal und declamirt gegen den Despotismus. Er wird von einem Gespenst verfolgt; jeden Augenblick sagt er, daß er Furcht hat, nach Sibirien transportirt zu werden, und er steigert sich in diesen Schreckbildern so, daß er im letzten Capitel den Kaiser als einen Dämon schildert, den er im ersten als einen Engel dargestellt hat." .... „Es gibt eine Schwäche oder Eigenthümlichkeit der Russen, vornehmlich der kaiserlichen Familie, welche den Reisenden zu statten kommt und dem M. de Custine ungemein zu statten kam, und welche, statt ihn mit Zufriedenheit und Dankbarkeit zu erfüllen, ihm im Gegentheil ein Grund zu Klagen und Argwohn geworden ist. Nämlich sie sind überaus besorgt, daß man auswärts gut von ihnen spreche und sie günstig beurtheile. Der Kaiser und die Kaiserin haben eine Flut von schmeichelhaften Artigkeiten über M. de Custine ausgegossen. Er nahm diese an, ja, quittirte den Empfang durch eine Flut von Complimenten damals auf der Stelle; aber jetzt, da er frisch und gesund zu seinem Schreibpult und zu seinen Freunden zurück ist, läßt er sich in demselben Maße giftig aus. Das ist nicht schön. Der Verf. hätte nicht Voltaire's Rolle spielen sollen, der Friedrich dem Großen in Berlin Weihrauch streute und ihn von Paris aus mit Koth bewarf. Wir können in dem Wunsche des russischen Monarchen, einen guten Namen in Europa zu erwerben, nichts Böses finden. Es ist ein löbliches Gefühl, eins, das ihm Schriftsteller oder bedeutende Personen, die Petersburg besuchen, zum Vortheil anrechnen sollten. M. de Custine, der mit Nikolaus über die Vorgänge jenes furchtbaren Tages, an welchem er den Thron bestieg, sprechen konnte, hätte da wol den Muth haben können, frei zu äußern, was ihm in Rußland bewundernswerth, was tadelnswerth schien. Aber er benutzte diesen günstigen Augenblick zu nichts als gemeinen und abgenutzten Schmeicheleien, in denen er sogar dem Despotismus eine Lobrede hielt, und kaum sitzt er an seinem Schreibtische, wird der französische Marquis liberal und geifert von weitem über den Despoten, dem er persönlich eben erst die Hand geleckt hat. Das ist niedrig!"

In Bezug auf die Äußerung des Kaisers, daß er, durch sein ehemaliges Regiment in Polen belehrt, nichts mehr von constitutionnellem Systeme wissen wolle, sagt der englische Recensent: „Der Kaiser, wie man sieht, ist fanatischer Absolutist. Über den Geschmack ist nicht zu streiten. Einen Patrioten mit einem Amte, einen leitenden Redner mit einem blauen Bändchen zu bestechen, eine Stadt durch eine vortheilhafte Straße zu gewinnen, diese kleinen unschuldigen Kunstgriffe constitutionneller Regierungen nennt der Zar Heucheleien, Infamien, verderbliche Praktiken, und sie sind ihm ein Gräuel, ihm, der es für ein recht nobles Thun hält, Weiber und Kinder für die Fehltritte ihrer unglücklichen Verwandten zusammengepackt nach Sibirien zu schicken u. s. w." 78.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 22. —— 22. Januar 1844.

Vorlesungen über sociales Leben und höhere Geselligkeit von Alexander Jung.
(Beschluß aus Nr. 21.)

Um nun die Art noch etwas näher zu bezeichnen, wie der Verf. seinen Gegenstand behandelt, würde es vielleicht nicht unpassend sein, das Inhaltsverzeichniß mitzutheilen. Es enthält keine Verweisungen auf die Seitenzahlen, und kann also nur in der Absicht vorausgeschickt sein, um dem Leser einen Leitfaden über den Gedankengang des Buchs darzubieten; und Ref. könnte es dann dem Scharfsinn des Lesers überlassen, in der scheinbar ganz zufälligen Aufeinanderfolge Dessen, wovon die Rede ist, ein Princip der Ordnung und des innern Zusammenhangs zu entdecken. Statt dessen mag um der Kürze willen bemerkt werden, daß die erste Vorlesung hauptsächlich bestimmt scheint, den Zusammenhang zwischen dem Liberalismus, d. h. nach S. 11 „der Einsicht, wie der Geist nichts ist ohne die Freiheit, und zwar die Freiheit, seinen eigenen Inhalt, sei es, welcher es sei, auszulegen, und den der Welt in sich hereinzunehmen, um so das Gesetz und die Nothwendigkeit als die Freiheit selbst zu erkennen, und das Alles als sein unveräußerliches Recht anzuerkennen" und der Idee der Societät nachzuweisen, welche letztere S. 30 definirt wird als „die durch öffentliche Organe vermittelte, von keiner menschlichen Willkür abhängige, durch sich selbst gesetzte und in sich selbst gesicherte Theilnahme jedes Einzelnen und der Nation an dem staatlichen, kirchlichen und literarischen Leben der Gegenwart, zum Wohle des Einzelnen, der Nation und der Menschheit". Um sich nun zur wahrhaften Idee der höhern Societät zu erheben, heißt es S. 40, müsse man die bisherige Geschichte derselben in ihren Hauptgestalten an sich vorübergehen lassen; denn die Idee eines Gegenstandes sei nicht blos Urbild, sondern auch Resultat seiner historischen Entwickelung. Gewiß eine bedeutende und höchst schwierige Aufgabe, auch nur die Hauptgestalten menschlicher Gesellung nach ihrem Ursprung, den natürlichen Bedingungen ihrer innern Structur, ihren gegenseitigen Beziehungen und Verwebungen zu untersuchen und zugleich (um zu entscheiden, inwiefern die Idee der Gesellschaft in ihnen sich darstellt) durch die Reduction auf ein gemeinschaftliches Maß ihrer Vortrefflichkeit ihnen ihre Rangordnung anzuweisen! Gleichwol geht die Sache bei dem Verf. sehr schnell. Nachdem jene sechs Stadien der Geselligkeit aufgestellt und einige Zwischenreden gehalten worden sind, versetzt uns der Verf. nach Indien und China; zwei Seiten darauf sind wir schon in Judäa bei den Patriarchen, springen auf sieben Zeilen über Ägypten weg und langen in Griechenland an, um uns wieder nach fünf Seiten nach Rom versetzt zu sehen. Da wir schon wissen, daß in Asien die Geselligkeit in der Familie, in Griechenland und Rom die zwischen den Individuen typisch gewesen sei, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß z. B. das gewaltige Staatswesen der Römer mit den socialen Bedingungen und Formen, auf welchen es beruhte und in denen es sich darstellte, mit keinem Worte erwähnt wird. Überhaupt, je weiter man in dem Buche vorrückt, desto deutlicher wird es, daß Das, was der Verf. unter Geselligkeit versteht, doch nichts Anderes ist als die Summe von Formen, durch welche der conventionelle Verkehr des Umgangs ein verschiedenes Gepräge bekommt. Daher findet man hier manche gewandte und treffende Schilderung der römischen Urbanität, der spanischen Grandezza, des englischen Comfort, des französischen Salonlebens, des literarischen Verkehrs in Weimar u. dgl. m.; in diesem Sinne werden Cäsar und Napoleon als gesellige Heroen gepriesen und dem Letztern zum großen Ruhme angerechnet, daß er „den Salon gestürzt" habe; deshalb hält der Verf. wol auch so viel auf das Sprechen und Besprechen (z. B. S. 38, 109, 112, 115, 149, 185, 211); deshalb verlangt er in jedem größern Ort nicht blos Theater und Bibliotheken, sondern auch Museen für höhere Geselligkeit, „Localitäten, in einfachen, aber kolossalen Verhältnissen, in einem Geschmacke ausgeführt, welcher die Höhe der Zeit und alles Das mitrepräsentirt, was vorausgegangen ist, um eine solche Höhe hervorzubringen". Ja er setzt hinzu: „entweder ist die Idee eines gebildeten, eines freien, durch sich selbst bestehenden Bürgerthums im Staat ein Hirngespinnst, und dann ist der Staat selbst eine Tollhausidee, oder es muß die gemeinsame Bildung so viel Macht und Mittel besitzen, um eine solche Localität des Verkehrs aus sich herauszustellen"; woraus nun Jeder den Rückschluß machen kann, wie erbärmlich es in einem Gemeinwesen aussehen mag,

wo die gemeinsame Bildung die Mittel nicht hat, um ein solches Museum in so kolossalen Verhältnissen „aus sich herauszustellen". Beschränkt man sich auf das untergeordnete Gebiet Dessen, was man im gewöhnlichen Leben geselligen Verkehr nennt, so wird man den Eifer, mit dem sich der Verf. für seine Veredelung interessirt, gern anerkennen, und der Gedanke, die Formen dieses Verkehrs in eine genauere Verbindung mit denen des öffentlichen Lebens zu setzen oder, wie der Verf. einmal sagt, den Salon in die Öffentlichkeit der Völker ausmünden zu lassen, kann unter gewissen Bedingungen fruchtbar werden, wiewol andererseits der Reiz dieses geselligen Verkehrs sehr wesentlich auf Sympathien beruht, die sich nicht auf dem Markte der Öffentlichkeit herumtreiben. Aber was kann es frommen, diese „höhern Geselligkeit", zu der vor allen Dingen wohlhabende, ja selbst reiche Leute gehören, die sich der Muße hingeben können, in den Mittelpunkt der ernsten und dringenden Bedürfnisse und Interessen zu setzen, um die sich der Staat und die Geschichte bewegen? Wo die Friction der Bedürfnisse, das Misverhältniß zwischen Arbeit und Lohn, die Gegensätze zwischen Arm und Reich, Herrschaft und Dienst, Genuß und Entbehrung noch so groß sind, wie dies zur Zeit in nicht kleinen Gebieten der Fall ist, wo die gesellschaftliche Sorge für das Recht und das öffentliche Wohl noch so vielfältig durch die Zähigkeit socialer Gegenkräfte sich gehemmt findet, und wo die große Aufgabe, die Natur des Staats und die Grenzen Dessen, was in ihm unter gegebenen Umständen möglich ist, zu ergründen, so dringende Anfoderungen an Gelehrsamkeit, Scharfsinn, historischen Geist und unparteiisches Urtheil macht, wie dies wirklich der Fall ist, da halten wir es für ziemlich überflüssig, falls man von dem „socialen Leben" nach seiner ganzen Breite und Tiefe handeln will, vorzugsweise mit einem ästhetischen Enthusiasmus sich nach Decorationen für die Conversation und die geselligen Cirkel umzusehen; sollte auch Das, was in dieser Beziehung verlangt oder vorgeschlagen wird, mit noch so vielen Versicherungen, daß man sich „für den Fortschritt in alle Wege" interessire, verbrämt sein. Dadurch wird nach des Ref. Dafürhalten ein falscher Glanz auf einen nicht in der ersten Reihe der öffentlichen Bedürfnisse stehenden Gegenstand geworfen; ein Glanz, der immerhin Viele, deren politische und literarische Sympathien sich dadurch geschmeichelt fühlen, locken mag, der aber Keinen blenden wird, der über so ernste Gegenstände wie der Staat und die Kirche nicht pomphaft, oder zierlich vorüberrauschende Declamationen, sondern die Sprache eines ruhigen und gründlichen Ernstes vernehmen will. Wo das Bedürfniß eines tüchtig durchgebildeten Staatslebens noch nicht durchaus befriedigt ist, da wird man vorläufig den geselligen Verkehr der Sitte des Volks überlassen können, dessen wahre Veredelung ganz von selbst auch den Formen des Umgangs ein edles Gepräge geben und unter den Mitteln der Erholung nach der Arbeit eine würdige Wahl treffen wird.

72.

Polnische Literaturgeschichte.

Polens Literatur- und Culturepoche seit dem Jahre 1831, von Anton Mauritius. Posen, Scherk. 1843. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Wenn nicht geleugnet werden kann, daß der Zeitpunkt endlich gekommen ist, wo sich die Blicke Europas mehr als früher dem slawischen Osten zuwenden, so dürfte dies Buch vorzugsweise die Mission haben, den civilisirten Westen unsers Erdtheils und insbesondere Deutschland von dem verjährten Irrthum zurückzubringen, als sei Polen das Vaterland von Halbwilden, die noch kein Recht haben, die Aufmerksamkeit der Culturvölker auf sich zu ziehen. Doch was Polen auf dem Felde der Literatur bis zur Revolution von 1831 geleistet, mag hier unberührt bleiben, wenngleich es Epochen aufzuweisen hat, in denen es mit den cultivirtesten Völkern Europas dreist in die Schranken treten darf; hier ist nur von den letzten zwölf Jahren die Rede, in denen unter den Polen ein geistiges Leben und eine Intelligenz rege geworden ist, die durch die unglaubliche Schnelligkeit ihrer Entwickelung das vollgültigste Zeugniß der Naturfrische und Geisteskraft dieses so lange verkannten Volkes ablegt. Das Slawenthum ist keine Barbarei mehr, es ist als lebenskräftiges Glied in die Kette der europäischen Culturstaaten getreten und hat sich eine Stelle in der Literaturgeschichte unsers Erdtheils gesichert. Und unter den Slawenvölkern ist es unleugbar das polnische, das die Hegemonie der Intelligenz ausübt und dadurch auch die ihm gebührende politische Stellung andeutet. Der Verf. tritt etwas leise auf, wenn er sagt: „Wir geben kein Prognostikon über die künftigen Schicksale der ausgedehnten jugendlichen, gewiß noch eine lange Zukunft vor sich habenden Völkerstämme" und widerstreiten nicht dem Gedanken der „slawischen Einheit"; doch liegt am Tage, daß diese Einheit nicht als ein Verschmelzen aller Richtungen, nicht als ein Ineinanderlaufen aller Lebenssymptome, nicht als eine absolute geistige Gemeinschaft wenigstens in den nächsten Jahrhunderten gemeint sein dürfte, da bei der Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der politischen Grundlagen und dem jetzt in aller Kraft erwachten Streben nach Individualisirung eher ein weiteres Auseinandertreten in nationeller Hinsicht sich kundgibt. An einen literarischen Panslawismus, wie ihn Gurowski verkündigte, der sogar die polnische Sprache zu Gunsten der russischen gleich der provençalischen in Frankreich mit der Zeit verschwinden läßt, will der Verf. mit Recht nicht glauben, vielmehr ist er der Ansicht, daß die einzelnen slawischen Stämme: Polen, Serben, Illyrier, Wenden ihre Vergangenheit durchforschen, ihr historisches Ich kennen lernen und ihr nationales Leben, wo es den Einflüssen der Verhältnisse unterlegen hat, nach dem Grundtypus ihres Wesens, das die Geschichte in ihren Anfängen aufbewahrt, zu modificiren streben. Er behauptet, daß Alles, was in das Wesen der Nation, in die Fortbildung des Ursprünglichen nicht passen will, mit Eifer und Gewissenhaftigkeit über die Grenze gewiesen werde. Eine physische Vereinigung aller Stämme in einen Staatenkoloß sei vielleicht denkbar, wenigstens den Analogien der Geschichte nicht entgegen, aber daß so bald ein ideelleres Band den ganzen Körper in allen seinen Theilen verknüpfen sollte, das sei der Physiognomie der heutigen individuellen Tendenzen nicht zu entnehmen; Polen müsse den Offenbarungen seiner Geschichte gemäß wenn nicht eine politische, so doch eine geistige Selbständigkeit noch Jahrhunderte bewahren, denn das Volk habe sich noch nicht ausgewirkt, es müsse erst den Zeitgeist erfassen und an der Hand der fremden Civilisation dessen gemeinschaftlicher Träger werden. Polen sei aus Jahrhunderte langer Lethargie endlich zur Selbsterkenntniß geführt worden, aber diese Selbsterkenntniß sei noch nicht allgemein, gebrauche vielmehr noch Jahrhunderte zu ihrer Verallgemeinerung. Hier geht der Verf. ein wenig zu sehr in das Gebiet des Ideellen und merkt gar nicht, daß er den festen Boden unter seinen Füßen verliert; doch sei-

newSchilderten pflichten wir gern bei, wenn uns auch der Syllogismus nicht ganz befriedigen kann.

In der Einleitung geht Hr. Mauritius Polens politische Geschichte durch und entwickelt die Gründe, warum das Land ungeachtet seines großen Umfanges eine so unschuldige, secundaire Rolle in der Staatengeschichte gespielt hat. Als Hauptmoment führt er hier an, daß Polen selbst nie ein erobernder Staat, aber stets von solchen umringt gewesen sei. Unsers Bedünkens hätte der Verf. wol noch andere Gründe auffinden können; gern stimmen wir ihm jedoch bei, wenn er sagt, daß Polen früher die Mission gehabt, Europa vor den Gefahren von Asien her zu schützen und die Vermengung der asiatischen und europäischen Bildungselemente zu verhüten, welchem Berufe seine Macht im Süden zum Opfer gefallen; heute dagegen könne es als eine beträchtliche Autorität zwischen dem äußersten Osten und dem ganzen Westen, als Vermittler zwischen dem Eroberungssystem Rußlands und dem Friedenssystem des übrigen Europa gelten und somit das Punctum saliens in der Gleichgewichtsfrage bilden. Hierzu aber bedürfe es das Vertrauen Deutschlands, welches jetzt gewissermaßen als die Mutter des Welttheils auftrete. Dies Vertrauen möchte der Verf. gern vermitteln und darum wünscht er, daß ein Funke von Deutschlands Mutterliebe auch dem starren, fröstelnden Kinde zugeworfen werde, das eben erst aus seinem Winterschlafe erstanden ist.

Um einen Gesichtspunkt für die Würdigung der neuesten Verhältnisse Polens zu gewinnen, geht der pseudonyme Verf. die Geschichte der polnischen Literatur von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart in kurzer, scharf und sicher charakterisirenden Zügen durch. Er nimmt sieben Perioden bis zur Revolution von 1831 an und meint, die geistige, literarische Entwickelung sei auf dem Punkte gewesen, ins Volk einzugreifen; doch in dem Augenblicke, wo die Blüte sich entfaltete, habe sie ihre Säfte durch den Stachel einer emsigen Biene verloren, welche schon lange bemüht war, aus Polen ihre großen Zellen zu füllen. Zum Selbsttrost setzt er jedoch hinzu: Um vielleicht einst den Honig zurückzugeben — wozu jedoch bis jetzt noch der gute Wille der großen Biene zu fehlen scheint. Nachdem der Verf. noch die Eindrücke des Jahres 1831 und seine Folgen in ansprechender Weise geschildert und die Emigration nach ihrer Zerstreuung besprochen hat, kommt er zu der über alle Erwartung reichen Literatur seit den letzten zwölf Jahren.

Eben dieser Reichthum aber macht es uns unmöglich, genauer in den Inhalt einzugehen, und wir müssen daher den Leser auf das höchst interessante Buch selbst verweisen; wir können fast nur nomenclatorisch verfahren und höchstens in einzelnen Zügen des Verf. Auffassungs- und Darstellungsweise zu charakterisiren suchen. Den Reigen eröffnet mit Recht die Poesie und in ihr der Glanzstern Mickiewicz, der Sänger der reizenden krimschen Sonette, durch den der alten classischen Schule in Polen das Grablied gesungen wurde. Doch wer kennt nicht diesen polnischen Byron aus seinen herrlichen Dichtungen „Grażyna", „Wallenrod", „Dziady" u. a. Aber die gelehrte Welt in Polen seufzt, wenn sie daran denkt, daß dieser herrliche Dichter heute lieber eine pietistische Kanzelrede hält, als durch begeisternde Dichtungen den Nationalgeist zu beleben sucht, und daß er nicht mehr jener freie, die Ereignisse beherrschende, geniale Barde von ehemals ist, wo er sein Lithauen sang. Hoch erhoben wird der Volksdichter Wojcicki, der besonders die alten Volkssagen mit Glück bearbeitet hat; dann werden die Leistungen Goszczyński's, Malczeski's und Zaleski's gewürdigt, welche ukrainische Sagen zum Gegenstande ihrer Dichtungen haben. Die neuesten polnischen Romane will Mauritius nicht unbedingt loben; sie sind fast durchgängig à la Walter Scott geschrieben, ohne jedoch das historische Element darin genügend zu beherrschen. Hervorzuheben sind jedoch Bernatowicz, die Fürstin Marie von Würtemberg aus dem Hause Czartoryski, die Gräfin Jaraczewska, Mad. Hoffmann geb. Tanska und Mad. Rakwaska. Als Heroen in dieser Dichtgattung glänzen neben Mickiewicz Kraszewski, Czaikowski, Krasinski und Grabowski, deren Werke scharf charakterisirt werden, und an die sich Niemcewicz, der Pseudonym John of Dycalp und Skarbek auf würdige Weise reihen.

Das Drama hat bis jetzt nur schwache Träger gefunden; meistens hat man sich mit Übersetzungen aus dem Deutschen und Französischen begnügt. Korsak übertrug mit Glück englische Stücke; die Übertragung Shakspeare's, durch Kefalinski besorgt, wird sogar ausgezeichnet genannt und der Schlegel'schen deutschen an die Seite gestellt. Gute Originaldramen lieferten Magnuszewski, Storvacki, der aber auch Pietist geworden, Korzeniowski und vor allen Graf Fredro, offenbar der talentvollste und ergiebigste Komödiendichter des neuern Polens.

Auf die Poesie folgt das Gebiet der Geschichte, und hier werden vor allen die Leistungen des berühmten Lelewel hervorgehoben und nachgewiesen. Gelobt wird der lithauische Geschichtschreiber Narbut, dessen Werk schon zu acht starken Bänden angewachsen ist; ferner Maciejowski, der reiche Aufschlüsse über die Literatur und Gesetzgebung der Slawen liefert, die er sogar zu Lehrern der (Neu?-)Griechen macht. Als Topographen zeichnen sich Kraszewski und Lukaszewicz aus; Ersterer hat eine Geschichte Wilnas, Letzterer eine von Posen geschrieben. Eine ausführliche Anerkennung finden die vielseitigen Verdienste des Grafen Eduard Raczynski, wie die Niemcewicz's und Wiszniewski's, welcher eine treffliche polnische Literaturgeschichte schrieb, die auch durch Grabowski bereichert worden ist.

In der Philosophie glänzt vor Allen Trentowski, der polnische Schelling. Hegel's Philosophie wird von den katholischen Priestern mit Feuer und Schwert verfolgt, und selbst Trentowski mußte anfangs darunter leiden, wie unschuldig er auch war; dagegen begünstigt der Klerus die Lehren Bochwic's, der die Einheit der Philosophie mit dem Christenthume nachweist. Viel wird noch von Cieszkowski gehofft, der nüchterner ist als der bilderreiche Trentowski. Die Schellingianerin Eleonora Ziemięcka, die gegen Strauß und Feuerbach zu Felde zieht, hat sich in Polen viele Anhänger erworben; ebenso Bukaty, der eine vielgelesene Schrift unter dem Titel „Polen in der Apostasie oder im sogenannten Russo-Slawianismus — und in der Apotheose oder im sogenannten Gallo-Kosmopolitismus" geschrieben hat. Mit Libelt, der mehr kritisch als productiv ist, schließt sich die Reihe der polnischen Philosophen.

Zu den interessantesten Abschnitten des Buchs gehört der über die theologische Literatur. „Der Katholicismus", sagt der Verf., „welcher trotz seiner Anlagen dazu sonst nicht eben zu häufig die Extravaganzen einer allgemeinen Schwärmerei offenbart hat, scheint durch die neuen, epidemisch wirkenden Richtungen der Zeit ebenfalls angesteckt worden zu sein. Hermes und Lamennais sind so verketzert, daß selbst angehende Geistliche nur mit Achselzucken über sie sprechen, dagegen sind Eschenmayer und Thomas a Kempis in jeder Zelle des posener Seminars anzutreffen. Der Name Nationalist schreit der Geistlichkeit der Provinz Posen so gewaltig in die Ohren wie der Name Lucifer's, und die Seminaristen werden weder nach Breslau, wo der Ketzer David Schulz lebt, noch nach Bonn geschickt, sondern nach dem finstern Münster und dem jesuitischen Freiburg. In der letzten Zeit ließ man sogar zwei junge Leute, die in der „Sion" ihre Tüchtigkeit approbirt hatten, nach Berlin gehen, weil Schelling und seine Schule ihnen „die Milch der sanften Denkart" einflößen dürften. Deshalb entsprießen die ersten Früchte des katholischen Pietismus in der Provinz Posen, und man will sogar behaupten, daß ein wackerer, in Breslau gebildeter Redner darum aus dem Centrum der Provinz entfernt sei, weil er einen „zu aufgeklärten Standpunkt" und in der deutsch-katholischen Gemeinde zu Posen sehr viel Anhang hatte. Um eine Thatsache zu liefern, wird angeführt, daß ein polnischer Offizier, dessen Ruf seit der Revolution von 1831 schlimmer sei als er selbst, persönlich nach Rom reiste, um sich dort zu einem gehörigen Pietisten zurichten zu lassen.

Wer doch in Rom fromm werden kann, oder vielmehr katholisch! Dieser besagte Offizier kam indessen mit einer Fracht von Rosenkränzen, Kreuzchen, Marienbildern und Brüderschaftszeichen, sammt einem römischen Jesuiten zurück, welcher täglich Vor- und Nachmittagsandacht halten, die Frauen zu wöchentlicher Beichte encouragiren und die mitgebrachten Insignien bei jeder Gelegenheit austheilen mußte. Später ging er mit einer Gräfin nach Paris und von da mit ihr nach dem heiligen Rom. Der Jesuit möchte wieder nach Posen kommen, doch soll ihm die Erlaubniß dazu verweigert sein; ohnehin wird hier hinlänglich für den Obscurantismus gesorgt! Die dichteste Finsterniß herrscht jedoch unter der Geistlichkeit in den russischen Provinzen, doch hier wird die katholische Kirche bald nur eine tolerirte sein, wie Gurowski zu beweisen sucht.

Einer besonders ausführlichen Erwähnung ist die Schilderung des neuen polnischen Messias, Towianski, des ersten Propheten seiner Zeit, werth. Nach dem Siege des Herzens über den Kopf, des Geistes über den Körper, des Wahns über die Wirklichkeit, hält sich Towianski für den Gesandten des Herrn. Bei ihm sind alle Werke des Verstandes eitel und nichtig, nur im Herzen liegt die Wahrheit und dieses beherrscht daher die Welt. Seine Doctrin orakelt das Dasein verschiedener Geister, welche eingetheilt sind in große und kleine, in starke und schwache, in weiße, schwarze, grüne, aschgraue — und in der Luft, im Feuer, im Wasser, im Stein, im Affen, im Menschen &c. existiren. Die Seelenwanderung spielt bei ihm eine große Rolle: jeder Mensch macht den Stufengang durch, vom Staube zum Stein, zum Fisch, zum Stier &c. Die ganze heilige Familie ist auf Erden und Towianski, als Messias, mitten darunter. Er trägt einen bronzefarbenen Rock, weil der orakelnde Jude Albrecht 1834 zu Dresden geweissagt hat, die Nachkommen Judä würden bronzefarbene und die Deutschen, als Nachkommen Levi's, weiße Kleider tragen. Towianski's Losungswort ist die Demuth, die er bis aufs Äußerste practicirt und wozu er auch die einflußreichen Erdgeister zu führen sucht. Einst zeigte sich ihm in Wilna der Herr und befahl ihm, nach Prag zu gehen zum General Skrzynecki, um ihn herüber zu ziehen. Towianski ging, aber seine dreijährige Arbeit war umsonst, denn der Geist des Generals war so in das Irdische versenkt, daß er für den Blick einer Kokette alle Himmelsseligkeit aufgab. Da sandte ihn der Herr zu Lelewel nach Brüssel, aber auch da richtete er nichts aus. Endlich hieß der Herr ihn gehen ins Land der Propheten, wo er seine Jünger finden würde, und er ging nach — Paris, wo er sie auch fand. An der Seine fand die neue Lehre unter seinen expatriirten Landsleuten Anhang, und der große Werber ließ seitdem täglich eine Portion von Glaubensacten unterschreiben, die ihm angeblich der Herr selbst dictirt hatte. Zu einer Hauptlehre desselben gehört: um das Gefühl zum Herrn zu wenden, müsse man es kitzeln, was auf sehr verschiedene Weise geschehen könne; dies Axiom sei unzertrennlich von der Demuth. Der Messias bedient sich stets der kabbalistischen Zahl 44, mit der er viel Spuk treibt; 1844 soll die allgemeine Rückkehr in die Heimat erfolgen. Der berühmte Mickiewicz ist der eifrigste Schüler dieser wunderwirkenden Lehre. Doch genug dieser verrückten Extravaganzen, die leider eine so große Verbreitung zum Nachtheil der polnischen Literatur gewonnen haben, da Mickiewicz, Zaleski, S[illegible]acki und Czartoryski, seit sie zu den Fahnen dieses tollen Schwärmers geschworen, für den Fortschritt in der Cultur nichts mehr wirkten. Offenbar liegt der schlaueste Jesuitismus darunter verborgen, weil die Ansicht geltend gemacht wird, das künftige Heil Polens hänge vom Katholicismus in seiner ultramontansten Bedeutung ab. Gott straft den Jakobinismus mit dem Pietismus!

Nach der Theologie behandelt Hr. Mauritius die Kritik, die Kunst im Allgemeinen, das Theater. Recht interessant ist das Capitel über die gegenwärtige polnische Journalistik. Die Zahl der sämmtlichen Zeitschriften beträgt 30, also etwa eine auf 700,000 Seelen, wenn man die Zahl aller Polnischsprechenden auf 20 Millionen annimmt, was jedoch etwas hoch zu sein scheint. Ein regeres literarisches Leben herrscht unter der Emigration, denn unter dem kleinen Häuflein entstanden seit 1831 im Ganzen ungefähr 350 literarische Producte, wovon 100 auf die Geschichte der Emigration, 28 auf die Geschichte der Revolution, 13 auf die Geschichte Polens, 45 auf Politik, 88 auf Belletristik, 7 auf Grammatik, 6 auf Religion und 9 auf Kriegskunst kommen; der periodischen Schriften erschienen 42. Die Schriftstellerei scheint ein Lebenselement der Emigranten zu sein, ohne welches sie sich nicht behelfen können, der Eine schreibt aus innerm Drang, der Andere aus äußerm, der Dritte auf Verlangen seiner Partei. Gegenwärtig erscheinen noch 14 Tagesblätter von den verschiedensten Farben in der Emigration. Nachdem Hr. Mauritius die Literatur besprochen, zieht er die literarischen Gesellschaften, das Schulwesen, den Rechtszustand, die partiellen Zustände in den Kreis seiner Reflexionen und schließt mit Betrachtungen über den Culturzustand in den einzelnen Ländern polnischer Zunge. Überall begegnen wir so viel neuen und interessanten Resultaten, daß wir das Buch, welches sich auch durch eine gefällige Darstellung auszeichnet, allen Deutschen, die sich für Polens Cultur und Literaturgeschichte interessiren, nicht dringend genug empfehlen können. Es öffnet sich ihnen ein reicher Schacht, dessen Vorhandensein sie bisher kaum geahnt haben. 83.

Notizen aus England.

Englische Kunst im Dienste der Wissenschaft und der Religion.

Ein Engländer, welcher die neuesten in seinem Vaterlande erschienenen Illustrationen zu wissenschaftlichen Werken verfolgt hat, will bemerkt haben, daß die Abbildungen von Gegenständen der Alterthumskunde sich vor denen von Gegenständen der Naturkunde sowol der Zahl nach als durch Treue und Sauberkeit der Arbeit auszeichnen. Er gibt den Künstlern der Gegenwart überhaupt Schuld, daß sie im Gebiete ihrer Studien mehr Liebe und Fleiß auf die Erzeugnisse vergangener Zeiten als auf lebendige, der Gegenwart angehörige Gegenstände verwenden. „Während die Wissenschaft in rüstigem Fortschreiten begriffen ist," sagt er, „sehen wir die Kunst mit Vorliebe rückwärts gehen und sich in untergegangenes, verschollenes Leben versenken." „Auf diese Bahn", fügt er hinzu, „ist sie vorzüglich dadurch gestoßen worden, daß der Geschmack an dem gothischen, elisabethanischen oder altenglischen Stil in der Bau- und Verzierungskunst wieder erwacht ist, wozu außer dem Bau der neuen Parlamentshäuser das Umsichgreifen des Anglokatholicismus wesentlich beigetragen hat." Er schließt mit den Worten: „Den Zauber des Alterthümlichen hat die Proselytenmacherei in ihren Dienst genommen und die Kunst ist wieder zu einer Handlangerin der Religion geworden."

Peter Schlemihl englisch.

In England ist eine Übersetzung des „Peter Schlemihl" erschienen, ganz wortgetreu, den englischen Text dem deutschen Blatt für Blatt gegenüberstellend, von W. Howitt: „The history of Peter Schlemihl" (London 1843). 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 23. —— 23. Januar 1844.

Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Gehalten im Collége de France in den Jahren 1840—42 von Adam Mickiewicz. Deutsche, mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe. Zwei Theile.

Zweiter Artikel.*)

Eigenthümliche Gestalten treten in den Romanzen der Südslawen auf, wie die Verbrüderung, Pobratimstwo. Sie sind nur durch den Einfluß des verschiedenen socialen Verhältnisses zwischen dem christlichen und dem muselmännischen Bewohner jener Länder erklärlich. Der Verf. bringt noch einige Beispiele solcher Romanzen und schließt die Reihe der historischen Dichtung mit der Bemerkung, ihre hervorstechende Eigenschaft sei das Edle des Stils; kein beißender Witz, keine Satire, selbst das Gemeine und Triviale nicht darf sich in dieser Dichtung zeigen, und nur daraus läßt sich die ungemeine Begeisterung ableiten, mit welcher das Volk an diesen Liedern hängt, deren der Einzelne ganze Reihen auswendig kennt und auf Sohn und Enkel vererbt. Abweichend davon ist die phantastische Dichtung, in ihr zeigt sich ein einzelnes Element des Wunderbaren, die Wila, ein phantastisches, den Genien, Gnomen und Sylphen ähnliches Wesen, welches die Dichter stets als außerordentlich schöne Jungfrau darstellen. Als solche erhebt sie sich in die Lüfte und jagt den Wolken nach; zuweilen gibt sie dem Reisenden guten Rath, häufiger indeß täuscht sie ihn. Den Ursprung derselben weiß der Verf. nicht anzugeben; dagegen dünken ihm die Upiory, Vampyre, im Slawenthum ausgebrütet und erst von da zu den übrigen Völkern gekommen zu sein. Eine besondere Classe von Dichtungen, reizend und schön, bilden die Frauenlieder, weder lyrisch, noch dramatisch, noch episch. Und dennoch findet sich gerade in ihnen die „höchste Vollkommenheit, zu welcher der slawische Stil sich erheben konnte. Diese Anmuth rührt gewiß von der Reinheit der Sitten, von der streng bewahrten Bescheidenheit in dem Leben dieses Volks her. Darum wird die Kunst auch nie dazu gelangen, die jungfräuliche Unschuld der slawischen Volkslieder nachzuahmen, gerade so wie es unmöglich ist, die naiven Bewegungen eines Kindes nachzubilden" (S. 248). Am deutlichsten wird man diese Wahrheit inne, wenn man es versucht, ein solches Lied ins Deutsche zu übersetzen; selbst der Gewandteste ist nicht im Stande, nur annähernd die Anmuth und den einfachen Reiz wiederzugeben. Wol selten ist ein Vers so glücklich übersetzt wie folgender von Talvj:

> Unter Rosen schläft das Mädchen Rose,
> Eine Rose fällt und weckt die Rose.
> Spricht das Mädchen da zur Blume Rose u. s. w.

Alle diese Lieder sind Erzeugnisse augenblicklicher Begeisterung. Diese ganze Poesie ist eine Blüte, die sich auf einmal und in ihrer vollen Kraft entfaltet. Die Bursche und Mädchen sprechen bei gemeinsamen Belustigungen in einigen Versen Alles aus, was sich bei dem einen oder dem andern stärker im Gedanken und im Herzen regt. Beim Anblicke der schönen Natur, in diesem Augenblicke poetischer Rührung, singt der Serbe ein Liedchen, das der Nachbar und die Nachbarin hört und, wenn es gelungen, von Mund zu Munde trägt. Es gibt keinen Menschen, dem nicht im Leben ein Augenblick schöpferischer Begeisterung zu Theil geworden wäre, und aus den Denkmälern solcher Augenblicke, aus den so geschaffenen Strophen entstehen Lieder, freilich nur Motive ohne kunstgemäße Entwickelung. Und diese Weise der Entstehung ist in allen slawischen Völkerschaften verbreitet und bis diesen Augenblick noch eine tägliche Erscheinung. Der Verf. erzählt dann noch die Art, wie Wuk die erste Liedersammlung der Serben zu Stande gebracht, wie sie Talvj ins Deutsche übersetzt, wie der Franzose Fauriel vergeblich einige gemachte Lieder für übersetzt aus dem Serbischen ausgegeben habe, und schließt mit dem wichtigen Satze: die Südslawen seien bei ihrer abgeschlossenen aber reichhaltigen Vergangenheit bestimmt gewesen, die Tonkünstler und Dichter des ganzen slawischen Stammes zu werden. Ein wichtiges Moment, welches auf die geistige und materielle Vollkommenheit der serbischen Dichtung den wohlthätigsten Einfluß gehabt hat, scheint uns Mickiewicz übersehen zu haben: es ist das der Sprachdialekt der Donauslawen, welcher unter den Slawinen in jeder Hinsicht die Stellung der italienischen unter den romani-

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 278 und 279 d. Bl. f. 1843. D. Red.

schen einnimmt. Eine solche Sprache, zur lyrischen Dichtung wie geschaffen, mußte bei dem heitern, die Bilder der Phantasie von selbst hervorzaubernden Himmel jedenfalls die glänzendsten Producte liefern.

Nach dieser Darstellung geht der Verf. wieder zu den nördlichen Slawen über. In Rußland und Polen strebte der Staat nach Einheit, erlag aber der Gewalt der Mongolen, der lettischen Völker und der deutschen Ritter. Im Czechenlande bildete sich frühzeitig die Erbschaft des Thrones aus, aber der Einfluß des deutschen Reichs machte sich immer mehr geltend und führte das Land von dem richtigen Wege ab. Nur Polen erholte sich endlich wieder und fand gerade in dem Theilungssysteme des Reichs seine Rettung für die Zukunft. Bereits im 13. Jahrhunderte hörte daselbst das Schreiben von Chroniken auf, weil das politische Leben, welches sich allseitig entwickelte, jede geistige Bewegung nach einem höhern literarischen Streben hintrieb. Während nämlich in Rußland durch Jure Dolgoruki das Großfürstenthum Moskwa gegründet und von seinen Nachfolgern die eigenthümliche „russisch-finnische" Politik als Erbe in dasselbe eingeführt wird, während die Großfürsten unter dem erkauften Schutze der Mongolen die Theilung der Länder aufheben, die großen Grundbesitzer von sich abhängig machen, den alten slawischen Städten ihre Freiheiten nehmen, mit Einem Worte, ein einziges compactes Reich auf dem Grunde der Herrschsucht und Gewalt aufbauen — entsteht in Polen in Folge der Zersplitterung des Landes, ja selbst unter dem Widerstande der großen Herren und der Bischöfe ein neues Polen. Der Senat ist es, in welchem nach und nach die größte Macht sich concentrirt; Polen erweitert seine Freiheit, während das moskowitische Reich seine Gewalt in Eine Hand legt, sodaß diesem die Despotie, jenem aber die Anarchie bevorsteht. Auf die polnische Literatur hat dies den entschiedensten Einfluß. Keine trockenen Chroniken tauchen mehr auf wie etwa die eines Nestor; ein politischer Scharfblick zeichnet bereits Kadlubek aus. Selbst in die Gesetzgebung dringt schon die Nationalsprache, und wenn auch im Staatswesen die römische Republik mit ihren Institutionen als Muster gilt, so breitet sich doch in der freiern Verfassung ein Kern der Volksbildung aus, welcher in der nächsten Zeit von großem Einfluß wird. Während nämlich in Böhmen unter dem luxemburgischen Hause die Wissenschaften eine glänzende Stellung einnahmen, trotzdem aber durch das Übergewicht des Deutschthums und der feudalen Institutionen das nationale Leben immer mehr versiegte, weil die Gemüther durch innere Kriege und die neue Lehre Huß', welche Alles zu Haß und Fanatismus reizte, sich von nun an ausschließlich der Theologie zuwandten, erhoben sich plötzlich die bis dahin unbekannten Fürsten von Lithauen. Sie eroberten mit Einem Zuge das Mittelland zwischen Polen und Rußland. In diesem Augenblicke nun zeigte sich die nationale Kraft Polens: Lithauen wurde mit Polen vereinigt und bewirkte somit eine ungeheure Verwandlung in der ganzen Stellung der nördlichen Völker. Den nun folgenden Zeitraum nennt der Verf. die „jagellonische Epoche", deren Hauptmerkmal der wahrhaft christliche Geist war, welcher den neubekehrten lithauischen Fürsten beseelte. Gegen die deutschen Schwertritter entschied die Schlacht bei Tannenberg und stellte Polen frei und unabhängig gegen außen hin. Im Innern erwuchs nun die sittliche Macht des polnischen Reichs; polnische Sprache und polnische Cultur verbreiteten sich immer weiter. Leider aber brachte das religiöse Schisma, welches die moskowitischen Fürsten aus Politik unterstützten, eine rückgängige Bewegung zu Stande; denn bei der Abneigung der beiden Kirchen gegeneinander wurden die beiden Mönchsorden der Franciscaner und der Dominicaner herbeiberufen, um dem römischen Ritus das Übergewicht zu sichern. In Wilna und Kiew errichteten sie ihre Schulen und gewannen dem kraftlosen Basilianerorden gar bald den Rang ab. Indeß fing man im eigentlichen Polenlande an, mehr Lateinisch zu schreiben und trotz des bewegten politischen Lebens die Volkssprache zu vernachlässigen. In dieser Periode steht Dlugosch oben an, dessen Chronik sich bereits zu der Würde einer Geschichte erhebt; denn in seiner pragmatischen Darstellung entfaltet sich ein ganzes politisches und moralisches System, welchem der Verf. den Namen des jagellonischen beilegt. Ein Hauptcharakterzug desselben ist die Vertheidigung gegen die eindringenden Türken, eine Politik, deren Repräsentant der sogenannte „polnische Janitschar" ist, dessen Denkwürdigkeiten einen eigenthümlichen Fingerzeig für die damaligen Bedürfnisse des polnischen Staats enthalten, deren Vorschläge aber leider nicht befolgt werden konnten, weil man sich theils mit den religiösen Streitigkeiten zu sehr abgab, theils gerade in diesem Augenblicke der erste Zwiespalt zwischen der Regierung und dem Volke ausbrach. Bereits der Macchiavellist Buonacorsi hatte die Abneigung des Adels gegen den König rege gemacht; dazu mußte noch das Unglück kommen, daß die verschiedenen Sekten immer größere Ausbreitung und größern Einfluß erlangten. Dies hatte jenes unglückliche Ereigniß zur Folge, das man den „Hennenkrieg" nannte. In den letzten Jahren der Regierung Sigismund's I. hatte bereits der niedere Adel den Senat von der frühern ausschließlichen Leitung der nationalen Angelegenheiten verdrängt; die Zerwürfnisse im Lande waren sehr groß geworden, und als nun der König einen Zug gegen die Walachen unternehmen wollte, berief er daher den ganzen Adel zu einer Zusammenkunft nach Lemberg. 150,000 Edelleute erschienen, und als Sigismund eben im Begriffe stand, dieses noch nie so zahlreich gesehene Heer gegen den Feind zu führen, „loderten plötzlich alle Keime der religiösen, politischen und socialen Zwiste, die seit langem unter dem Adel im Stillen glimmten, gleich einem Vulkane empor". Einzelne Senatoren, von persönlichem Interesse geleitet, warfen sich zu Führern der Parteien auf, und anstatt gegen den Feind zu ziehen verwandelten sie die Versammlung plötzlich in einen gesetzgebenden Landtag. Da-

durch war das Schicksal nicht blos des Feldzugs, sondern auch des Landes entschieden, der kleine Adel lernte dadurch seine Macht kennen und benutzte sie in der Folge, den Staat in die endloseste Verwirrung zu stürzen: „Es war Das das erste Zeichen der Krankheit, an welcher das alte Polen sterben sollte" (S. 417).

Dieses Ereigniß war entscheidend. Von nun an wird es unmöglich, die Geschichte der polnischen Republik nach den Literaturdenkmälern zu construiren, denn an die Stelle der Reichsgeschichte treten Biographien einzelner Männer, deren Wichtigkeit und Ansehen im Staate nicht selten dem der Könige gleich kam. Doch ist nicht zu leugnen, daß gerade die Freiheit unter den verschiedenen Kämpfen des Landes auch für die Wissenschaft gesegnete Früchte trug. Der Zustand der krakauer Akademie zeigt dies am deutlichsten; die größten Gelehrten jener Zeit, ein Gregor von Sanok, ein Johann von Glogau, der Stifter der Kraniologie, ein Brudziewski, ein Kopernik glänzten an ihr.

Zu gleicher Zeit sieht es im moskowitischen Fürstenthume gar traurig aus. Hinterlist und Verrath treten offen und gewaltsam auf. Das Joch der Tataren bricht, aber der Erbe ihrer Herrschaft verschlingt zugleich den Rest des freien Russinenlandes. So herrschen denn drei verschiedene Richtungen im Slawenthum: „In Böhmen unterliegt es dem legalen Despotismus, in Polen dem Despotismus der Kaste, in Moskwa dem mongolischen Despotismus."

Während so das nationelle Element immer mehr aus seinen Fugen zu weichen scheint, bildet sich in Polen in der religiösen Dichtung der erste Keim zu einer polnischen nationalen Dichtung. Mit Sigismund August sinkt der Königsthron und sein hohes Ansehen zu Grabe; er selbst gleicht mehr einem Edelmanne als einem Könige, aber bei der Öffentlichkeit aller Staatsgeschäfte entwickelt sich eine desto glänzendere Beredtsamkeit, je wichtiger das freie Wort, je wichtiger neben der Macht die hinreißende Rede wird. Die Volkssprache ist bereits so ausgebildet, daß man von hier anfängt, das goldene Zeitalter der polnischen Literatur zu datiren. Freilich vereinigen sich alle Umstände in dem einen Zwecke, die Macht des Throns und das Ansehen des Senats zu schwächen. Der niedere Adel, vor Allem aber „die jüngern Brüder", die Deputirtenkammer erringt immer größere Gewalt, die auswärtigen Begriffe, hereingebracht durch den Adel, der auf seinen Reisen in Frankreich den Glauben zu verachten gelernt, bekommen immer größeres Übergewicht, je mehr sie durch Einführung der Buchdruckerkunst sich ausbreiten, mit Einem Worte, jede religiöse und politische Einheit, welche das Land bisher zusammengehalten, verschwindet, und das Reich geht der Anarchie mit Riesenschritten entgegen. Aber auch von außen steht drohend der Feind, Iwan der Grausame leiht der finnischen Politik festen Grund und setzt den weit aussehenden Sigismund August in Schrecken, der die drohende Gefahr vom Norden nur allzu deutlich ahnt. Da ergreift man das letzte Mittel, dem Verderben Einhalt zu thun, das innere Zerwürfniß soll wenigstens in Hinsicht der religiösen Ideen aufhören: die Jesuiten werden eingeführt, das unheilvollste Mittel, das man wählen konnte, welches das Zerfallen des Staats zwar auf einige Zeit aufhielt, aber es desto sicherer für die Zukunft vorbereitete.

(Der Beschluß folgt.)

Politische Poesie.

1. Politische Gedichte aus der deutschen Vorzeit. Herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben. Mit dem Bildnisse von Hoffmann von Fallersleben. Leipzig, Engelmann. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Politische Gedichte aus Deutschlands Neuzeit. Von Klopstock bis auf die Gegenwart. Herausgegeben und eingeleitet von Hermann Marggraff. Leipzig, Peter. 1843. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Was würde man dazu sagen, wenn zu einer Zeit überhandnehmender Entsittlichung einige edle Männer auf den Gedanken kämen, die Summe des Besten, was ihre und was eine frühere Zeit ihres Volkes an moralisch-ascetischen Gedichten geliefert hat, in eine Sammlung zusammenzustellen und dem Volke zur Hebung seiner Sittlichkeit darzubieten? Man würde die Gesinnung dieser Edeln preisen, aber den Erfolg ihres Unternehmens in Zweifel ziehen.

Was würde man aber sagen, wenn zu einer solchen Zeit, wie wir sie fingirten, einige feile Köpfe auf den Gedanken kämen, das ausbündig Verworfenste und Unsittlichste, was ihre und was eine frühere Zeit ihres Volkes an lasciven und sonst demoralisirenden Gedichten geliefert hat, in eine Sammlung zusammenzustellen und dem Volke als eine voraussichtlich willkommene Speise darzubieten? Man würde sich gestehen müssen, daß der Erfolg leicht ebenso günstig ausfallen werde als die Gesinnung der Unternehmer verwerflich sei.

Es kann befremden, zwei solche Fragen an die Spitze der Besprechung zweier literarischen Arbeiten gestellt zu sehen, von deren keiner Jemand behaupten wird, daß sie auch nur entfernt mit einem Unternehmen wie das letztgedachte zu vergleichen sei, wenngleich auch nicht leicht ein unbefangener Beurtheiler sie einem Unternehmen wie das erstgedachte an Verdienstlichkeit der Gesinnung gleichstellen wird. Und doch will es uns bedünken, als ob die Antworten, die wir auf beide Fragen zu geben versuchten, die Gewinnung des richtigen Standpunkts zur Beurtheilung der vorliegenden Arbeiten wesentlich förderten.

Die Poesie mag herbe Wahrheit oder süßes Gift bringen, die Menge wird nach Dem greifen, was das lockendste Aeußere hat. Die Poesie kann jeder Gesinnung dienen und hat jeder gedient: eine Wanderung durch die poetischen Gärten der Vorzeit, von welcher man nur die Früchte der einen oder der andern Gesinnung mitbringen wollte, wird uns kein wahres Bild der poetischen Geschichte in dieser geben. Die Poesie ist das Kind der Zeit und kann der Engel ihrer Zeit werden, aber sie darf nicht zur Magd einer Zeit herabgewürdigt werden, so wenig sie als ein Gespenst ihrer Zeit sich gegenüber stellen soll.

Diese Sätze finden, theils direct, theils indirect, ihren Beleg in den oben gestellten Fragen und Antworten. Die nähere Anwendung auf die vorliegenden Sammlungen geben wir in Folgendem.

Soll die Tendenz dieser Sammlungen die sein, in einem Längendurchschnitte der deutschen poetischen Literatur uns aufzuzeigen, daß wir genug und was für tüchtige politische Gesinnung im deutschen Volke gehabt haben, so erscheint das Mittel hierin verfehlt. Denn diese Gesinnung concentrirte sich

in den Zeiten voller deutscher Thatkraft fürwahr am wenigsten in dem Gesange, überhaupt vielleicht nicht so sehr in dem geschrieben überlieferten Wort; und hätte selbst die Summe der Literatur hiervon auch in älterer Zeit so Manches aufzuzeigen, so bliebe doch eine Auswahl, die sich auf das Poetische beschränkte, nur ein karger Abhub der „politischen Gesinnungsfülle" in unserer Literatur. Oder möchten wir Luther's kräftige Worte in seinem „An den Adel teutscher Nation" — um nur eins zu erwähnen — hierbei wol entbehren? Aber diese Tendenz ist keinesfalls die ausschließliche der Sammlungen. Sie haben vielmehr ein Janusgesicht, sie bleiben zurück, um drüben desto weiter vorwärts zu schauen. Sie aggregiren die poetischen Kräfte unsers Volks aus verschiedener Zeit, sie concentriren dieselben auf einen Punkt, um auf die Gegenwart zu wirken. Die Gesinnungskräftigkeit soll gehoben, das Selbstbewußtsein durch geschichtlichen Rückblick geadelt, die Thatkraft ermuthigt werden. Diese Tendenz ist zwar in keiner von beiden Sammlungen bestimmt ausgesprochen worden, aber fänden sich auch nicht so viele Anzeichen, daß sie diesen Sammlungen zu Grunde liegen, so würde es jedenfalls die solideste und edelste sein, welche man denselben beilegen könnte. Und nun? Wie steht es hier mit dem Verhältnisse des Mittels zum Zwecke? Wir finden es wieder nicht ein gehöriges. Politische Sympathien und Antipathien und — Apathien — Kosmopolitismus und Nationalität — Preußenthum und Deutschthum — Freiheit in allen möglichen, und eben darum in den widersprechendsten Gestaltungen, ja selbst die schärfsten Gegensätze gegen den Liberalismus, der doch nicht zu wenig darin vertreten ist, finden wir hier beisammengestellt. Es ist ein Chaos politischer Meinungen; wir würden die Sammlung einseitig schelten, wenn sie nicht ein solches wäre, wir können sie nicht beifällig aufnehmen, weil sie es ist — weil sie es sein mußte. Und der Erfolg? Gesetzt, es wäre Jemand im Stande, sich durch dieses Gemisch hindurch arbeitend seinen politischen Durst nur mit den ihm davon zusagenden Getränken zu stillen, sich auch nicht den Appetit durch die andern Genüsse, an denen Andere sich laben mögen, verderben zu lassen — was hätte er gewonnen? Die Einsicht, daß es zu verschiedenen Zeiten Männer seiner Gesinnung gegeben habe, die Das, was er denkt, und Das, was sie dachten, mehr oder minder geschickt poetisch darzustellen wußten. Wer mehr als diese Einsicht will, der muß weniger thun: er darf nicht die Sammlung, er darf nur einzelne Gedichte lesen. Das einzelne Gedicht kann einen Genuß gewähren, den die Sammlung dem aufmerksamsten Leser nicht gewähren kann. Also wird es immer beim Kosten bleiben müssen; zum Sättigen darf es nicht kommen. Wir möchten aber die Bücher nicht sehr hoch anschlagen, die es dazu in dem Kreise, den sie beschreiben sollen, nicht kommen lassen.

Hier hätten wir sonach einen Widerspruch zwischen Absicht und Erfolg, ja zwischen Gedanke und That, der sich, wie uns scheint, klar darlegt. Fragen wir nach seinem innern Grunde, so kann es kein anderer sein, als weil politische Poesie etwas so Proteusartiges ist, daß wir den verschiedensten politischen Inhalt in poetischer Form vorfinden. Hier treu sein wollen und eine Repräsentation jeglicher bedeutendern politischen Richtung in dieser Sammlung zu lassen, führt zu Gegensätzen, die wir auch in jeder von beiden Sammlungen finden; es führt aber auch zum Verfalle der Tendenz derselben. Einen Schritt weiter von dem so gewonnenen Standpunkte für die Einsicht in diese Unternehmungen, und wir werden uns gestehen müssen, daß es überhaupt mit dem Auffrischen älterer politischer Gedichte sein Bedenken habe. Denn sie sind Kinder ihrer Zeit in einem viel strictern Sinne als jede andere Dichtung: sie sind für die Zeit und aus der Zeit herausgeschrieben, und, waren sie mehr als bloße Begeisterung für allgemeine Ideen von Freiheit u. s. w., so hatten sie auch ihr nächstes Ziel nur in dieser Zeit. Ein Gedicht dieser Gattung, sei es noch so würdiger Tendenz, wird uns nie mehr als ein Zeugniß für die Geistes- und Herzensfülle unserer Vorfahren sein können; die Gegenwart kann sich wol an der Geschichte der frühern Zeit erwärmen, aber nicht an ihrer politischen Poesie, welche diese Geschichte als etwas Gegenwärtiges, sich Bildendes vor sich hatte. Jede bedeutende Gegenwart ruft unwillkürlich auch ihre ihr eigene Poesie hervor, sie läßt sie aber nicht aus der Vergangenheit nachkommen, so wenig als sie sich in diese Vergangenheit zurück versetzen kann, sondern auf deren Schultern sich zu erheben hat.

So viel zur Begründung unsers allgemeinen Urtheils über die Tendenz und die Bedeutung dieser Sammlungen. Es liegt uns aber gleichwol noch ob, dieselben specieller zu betrachten, und das Urtheil über ihre innere Einrichtung wird unabhängig sein können von dem eben ausgesprochenen.

Hoffmann hat seiner Sammlung keine allgemeinen Bemerkungen, keine Andeutungen über Gründe der Auswahl des Aufgenommenen, auch nicht die kleinste Vorrede vorausgeschickt, aber dafür jeden der Dichter, den er hier repräsentiren läßt, mit einigen, dem Umfange und Werthe nach sehr verschiedenen, charakterisirenden Sätzen eingeleitet. Unter Nr. I, „Walther von der Vogelweide", gibt er eine kurze literarhistorische Notiz und dann geht er zu heftigen Tiraden über den poetischen Unwerth der Minnesänger über, wobei ihm eine Stelle aus Schiller's bekannter Recension der Tieck'schen Minnesänger und ein Wort Friedrich's des Großen (eine gute Autorität für Kritik deutscher Literatur!) zur Hauptstütze dient. Nr. II, „Freidank", wird eingeleitet mit dem wörtlichen zwei und eine halbe Seite langen Abdrucke Dessen, was Grimm in den „Göttinger Anzeigen" über ihn gesagt hat. Die literarhistorischen, gründlich gearbeiteten Notizen über III und IV, „Der Marner und Reimar von Zweter", rühren nicht von Hoffmann, sondern, wie die Ueberschrift sagt, von Dr. G. Freytag her. Dann kommt „Luther"; sein einfach häuslicher Sinn wird gerühmt und mit Stellen aus Briefen von ihm belegt, aber dann ein großer „Irrthum" des großen Mannes ebenso sehr hervorgehoben, daß er nämlich „nur geistige Freiheit wollte, die nicht auf äußern Dingen, sondern auf dem innern Leben beruhte", daß er gegen die Bauern zu Gunsten des Adels geschrieben habe u. s. w. Dazu wird eine Stelle aus Benser's „Geschichte des Bauernkriegs" und danach auf drei und einer halben Seite die Ansicht eines „sehr ehrenwerthen deutschen Publicisten" wörtlich mitgetheilt, welche letztere so anfängt: „Die Reformation hat nur den Fürsten und den Gelehrten Nutzen gebracht, das Volk hat durch sie nichts an seinem sinnlichen Glücke gewonnen und viel von seinem geistigen Wohle verloren." Über Nr. VI, „Hans Sachs", ist eine kurze biographische Notiz und danach eine Charakteristik gegeben, welche mit bittern Seitenblicken auf die Gegenwart und auf — Bouterwek untermischt ist. Die gleiche zu VII, „Erasmus Alberus", ist sehr kurz; gründlicher die zu VIII, „Burkard Waldis". Bei IX, „Joh. Fischart", wird viel davon gesagt, daß man erst neuerlich ihn besser gewürdigt und erkannt habe, ferner, daß der Geh. Rath von Meusebach hierum besondere Verdienste sich erworben, auch einen besondern Fischartsorden gestiftet und den Herausgeber mit beiden Classen desselben beehrt habe, aber zur Würdigung Fischart's selbst erfahren wir blutwenig. Bei X, „Bartholomäus Ringwald", ist der Herausgeber noch kürzer und verweist dann auf seine Schrift über ihn. Nun kommt aber XI, „Martin Opitz von Boberfeld"! Hier wird auf nicht weniger als 31 Seiten eine ganz specielle, mit Urkundenextracten und Stellen aus Opitz's Gedichten belegte Auseinandersetzung über die Zweideutigkeit seiner politischen Gesinnungen und am Schlusse noch ein Abdruck der Urtheile einer Anzahl deutscher Literarhistoriker über ihn gegeben. Die letzten vier, Weckherlin, Czepko, Logau und Rist, sind in verhältnißmäßig ziemlich gleicher Kürze charakterisirt.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 24. —— 24. Januar 1844.

Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Gehalten im Collége de France in den Jahren 1840—42 von Adam Mickiewicz. Deutsche mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe. Zwei Theile.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 23.)

Die Literaturepoche dieser Zeit ist die glänzendste im polnischen Alterthum. Obenan steht Mikolaj Rej, „das echte Bild des damaligen polnischen Adels". Der Verf. vergleicht ihn mit Castiglione und Montaigne und schildert seinen „Spiegel" und „Die Bücher eines ehrlichen Mannes" weitläufiger. Wichtiger noch wird Johann Kochanowski, dessen lateinische Schriften zu seiner Zeit das größte Ansehen hatten, weil damals der lateinische Classicismus in ganz Europa herrschte, dessen höchstes Verdienst aber seine polnischen Gedichte ausmachen. Mickiewicz vergleicht ihn mit Horaz, weil er, wie jener, die lyrischen Motive von der Fremde her nahm, nebenbei aber Begeisterung aus dem echten Nationalgeiste schöpfte. Auch mit Goethe hat Kochanowski Ähnlichkeit, weil auch dieser es versuchte, in seiner „Iphigenia" dem griechischen Drama dessen ursprüngliche Form wiederzugeben. Hätte Jemand die Beiden miteinander verglichen, meint Mickiewicz, „so hätte es sich gezeigt, daß Kochanowski ihm an Kraft und Leidenschaft nachsteht, aber gewiß das Griechische beiweitem reiner und echter darstellt".

Noch zu seiner Zeit erwacht der Krieg Bathory's gegen Iwan, bei welchem es sich nicht blos um das Übergewicht der politischen Grundsätze der beiden Regierungen handelte, die einander diametral entgegen waren, sondern auch um das Glaubensbekenntniß, in dem das katholische von dem griechischen, oder umgekehrt, verschlungen worden wäre. Ja selbst das Schicksal der Sprache, welche von nun an herrschen sollte, sollte nun entschieden werden. Leider blieb der Kampf an sich ohne Folgen, weil Bathory von dem gegen ihn aufgewiegelten Reichstage nicht nur nicht unterstützt, sondern in seinen Unternehmungen sogar gehindert wurde. Ja, selbst nach dem Tode Iwan's, als Bathory Alles vorbereitet hatte, das in Unordnung gerathende Großfürstenthum Moskwa zur Anerkennung seiner Oberhoheit zu zwingen, die Türken aus dem Lande zu jagen und die ganze politische Stellung der östlichen Hälfte Europas zum Vortheil Polens umzugestalten, ward er aus Misverständniß von seinem Volke verlassen; die Geschichte sieht in ihm einen Tyrannen, während Mickiewicz in ihm das Ideal eines polnischen Königs finden muß. Sein Grundsatz war: „Das Barbarenthum (die Türken) zurückzudrängen, den Feinden der Freiheit (den russischen Großfürsten) nicht einen Augenblick Frieden noch Ruhe zu gönnen und sich gänzlich dem Wohle und der Ehre des Vaterlandes zu weihen." Diese „Sendung" Polens begriff der Bischof Goslicki und überlieferte sie, welche Stephan Bathory zu erfüllen gestrebt hatte, dessen Nachfolger Sigismund III. Auch Kochanowski und der im russinischen Lande geborene Szymonowicz, sowie der Lithauer Skarga verstanden die Stellung Polens ganz. Der Verf. schildert die beiden Letztern weitläufig.

Nach dem Tode Bathory's kommen die durch ihn niedergedrückten Unordnungen wieder zum Vorschein, der niedere Adel „überflutet" den Reichstag und entscheidet durch Anhänglichkeit an einzelne Parteiführer das Schicksal des Landes. Zamojski war es besonders, welcher den Ausschlag gab.

Früher war man gewöhnt, den Reichstag als den Alleherrscher zu betrachten; um sich den ganzen Adel geneigt zu machen, behauptete Zamojski, jeder Edelmann müsse gleichen Antheil an den vaterländischen Freiheiten und Vorrechten haben, dies aber um so mehr in der hauptsächlichsten Prärogative, bei der Erwählung des Königs. Von nun an gibt es keinen Reichstag mehr: die Wähler machen sich selbst an die Gesetzgebung, selbst an die Wahl der Könige, ja sogar an die Vollziehung der Beschlüsse.

Der Verf. schildert eine solche Reichsversammlung, welche allerdings nicht geeignet war, die Kraft des Reichs zu heben.

Anders gestalten sich die Dinge in Rußland. Auch hier stirbt die herrschende Dynastie der Ruriks aus, die Beamten, die Geistlichen und das Volk versammeln sich zur Wahl eines neuen Herrschers, aber das Volk weist jede Aufstellung eines Senats zurück; einem einzigen Herrn will es gehorchen, und erwählt Godunow.

Erinnern wir uns hier — sagt der Verf. —, wie die Mongolen, sobald sie sich irgendwo zu zweien oder dreien finden, sogleich durch Instinct einen unter sich als Haupt anerkennen und sich ihm unbedingt ergeben. Dieser mongolische Geist war schon im moskowitischen Volke, und letzteres bewarb sich wunderbar logisch um einen Selbstherrscher über sich.

Godunow und Bathory bilden auf diese Weise die Scheide zwischen den alten und neuen Dynastien in den beiden Ländern. Jeder führt etwas Neues in seinen Staat ein — Bathory den Gedanken der Eroberung, Godunow die europäische Civilisation als Hülfsmittel zur Concentration der Kräfte der moskowitischen Autokratie.

Schon seine Vorgänger umringten sich mit Ausländern, Deutschen, Franzosen und Engländern, aber Godunow wollte aus dem Fremdenthum für sich eine politische Kraft herausziehen; er verlangte von den Ausländern ihr Wissen oder eigentlich Dasjenige, was am meisten Vortheilhaftes die Wissenschaft liefert: nämlich die Kraft des Überwältigens, der Unterjochung. Rußland hört nun auf bluttrinkend zu sein, Rußland frißt nicht mehr mongolisch auf. Bis dahin war es überfallend, von nun an wird es erobernd; bis dahin wandte es die thierischen Kräfte an, von jetzt an gründet es seine Macht namentlich auf Durchtriebenheit.

Den Schluß der jagellonischen Epoche bildet Skarga, dessen hohe Ideen die ganze große Stellung Polens auffassen. Aber die Republik sinkt plötzlich durch Zusammentreffen äußerer Umstände in geistiger und politischer Hinsicht, während Rußland in seinem gefährlichsten Augenblicke durch die Idee und Macht des Zarthums gerettet wird. In Rom und Paris versiegen die moralischen und intellectuellen Quellen. „Nach dem großen Kampfe des Katholicismus versteinert der Kirchenleib einerseits, andererseits verfault er.“ Legalität wird die Zufluchtsstätte aller Gemüther, die Monarchien usurpiren alle Endergebnisse der geistigen Bewegung und während die verblendeten Publicisten ihren materiellen Bestrebungen Beifall zuklatschen, gewahren nur die Völker allein, „daß das Interesse der Könige sich gänzlich von dem Interesse der Christenheit getrennt hat“. Der Westfälische Friede sanctionirt „dieses Werk der schachernden Selbstsucht“ der Souveraine, an welchen Polen, obgleich in jedem selbstthätigen Gedanken durch die Jesuiten erstickt, keinen Antheil nimmt, weil es den Lebenselementen desselben schnurstracks entgegenläuft. Darum bleibt es auch einsam mitten in Europa, während Rußland, der wahre Vertreter der materialistischen Philosophie und Politik, in ganz Europa Einfluß und Herrschaft gewinnt.

Der Verf. hat mit diesem Wort eine der wichtigsten Wahrheiten ausgesprochen, welche leider selbst in der Gegenwart immer noch verkannt wird. Die deutsche Philosophie, welche in Hegel ihren Höhepunkt erreicht, ist nicht im Stande, der materialistischen Tendenz Rußlands entgegenzutreten, weil dies ihrem innersten Gehalte widersprechen würde, sondern muß darin sogar ihre Vollendung finden. Die socialen Reformatoren Frankreichs, die Saint-Simonisten und Fourieristen, werden ebenfalls durch die Macht Rußlands geblendet. Zwar hat der letzte Abschnitt der bewegten Geschichte Polens nach der Ansicht des Verf. den Zweck gehabt, die Idee, welche Polen trägt, aufzudecken; allein die Inconsequenz verhinderte es. Auch hier erschienen wie in den frühern europäischen Kämpfen die beiden nordslawischen Völkerschaften wie zwei Ritter mit geschlossenem Visir, deren Wappen und Geheimniß noch Niemand hat entziffern können. Offenbar wird das Geschick dieser inmitten Europas isolirten Reiche, durch die Philosophie angeregt, durch die Reformatoren angerufen, nicht blos die große Frage des Übergewichts, welche das slawische Geschlecht theilt, sondern auch zugleich die Fragen des Lebens, der Religion, der Philosophie und der Gesellschaft entscheiden.

Nachdem der Verf. auf diese Weise aus der geistigen Entwickelung der slawischen Völkerschaften und Reiche den Standpunkt hergeleitet hat, auf welchem wir die beiden slawischen Hauptvölker in diesem Augenblicke noch vorfinden, bleibt ihm eben jene große Idee, welche das Slawenthum durchzuführen bestimmt ist, selbst noch aufzusuchen und auszusprechen. Er hat dies in den Vorlesungen vom Jahre 1841—42 versucht, welche den zweiten Theil seines vorliegenden Werks ausmachen. In wie weit es ihm gelungen, jene Idee zu erkennen, werden wir in einem folgenden Artikel sehen.*)

J. P. Jordan.

*) Diesen dritten Artikel hoffen wir im Monat März mittheilen zu können. D. Red.

Politische Poesie.

(Beschluß aus Nr. 21.)

Aus dem Gesagten erhellt, daß von planmäßiger Gleichförmigkeit bei diesen literarhistorischen Einleitungen keine Rede sei; es würde zu weit führen, hier den Beweis liefern zu wollen, daß auch die Charakteristik oft sehr einseitig und die Hinweisung auf Andere sehr vorherrschend sei. Das eclatanteste Beispiel, die Beurtheilung Luther's, haben wir schon erwähnt. Bei dem Namen, den Hoffmann als Literator hat, verwundert solche Einseitigkeit und theilweise Dürftigkeit um so mehr.

An der Auswahl ist ähnliche Ungleichheit zu misbilligen. Daß die Auszüge aus Hans Sachs, 70 Seiten, den vierten Theil des ganzen Buchs betragen, kann bei der großen Fruchtbarkeit des Dichters noch hingehen; aber Burkard Waldis mit seinen Fabeln nimmt auch nicht weniger als 42 Seiten ein, und vom Freidank sind auf 27 Seiten 315 Verse, Sprüchwörter (sammt Übersetzung) abgedruckt. Daß bei dieser Fülle, mit welcher die Mittheilungen Einzelner bedacht sind, natürlich eine Menge von Gedichten und Sprüchen unterläuft, deren politische Tendenz nicht recht augenscheinlich und damit ihre Aufnahme hier nicht wohl gerechtfertigt ist, kann nicht fehlen. Man würde aber dabei fragen können, warum z. B. gleich diesen Sprüchwörtern Freidank's nicht auch eine Auswahl von Priameln aus dem 15. Jahrhunderte gegeben sei, an denen es gleichfalls, und unter ihnen auch an sehr edlen und liberalen Sprüchen, nicht fehlt. Man würde ferner fragen können, warum von dem so sehr gepriesenen Fischart nur ein kurzes Fragment auf kaum drei Seiten gegeben sei, warum überhaupt etwas von Johann Rist, wenn er so war, wie ihn Hoffmann schildert, uns so eingeführt werden muß, wie es dieser mit den Worten thut: „daß ein solcher Mann, der immer nur an sich dachte, sich auch einmal vergißt und dessen inne wird, was außer ihm in seiner Zeit und seinem Vaterlande vorgeht, warum nicht? sind doch dergleichen Erscheinungen auch heutiges Tages nicht ungewöhnlich“ u. dgl. m. Genug, daß wir hier nicht viel günstiger als über die ersterwähnte Seite dieser Arbeit urtheilen können.

Wir wenden uns zu Marggraff's Sammlung. An der Spitze einer Einleitung, welche einen gewandt und geistreich geschriebenen Ueberblick über die Entwickelung der politischen, richtiger Freiheitspoesie der Deutschen seit Klopstock enthält, steht ein Satz, der für den Sammler und die Sammlung einnimmt: „Mit größerer Lust und Liebe bin ich nicht leicht an

eine eigene Production gegangen, als an diese Sammlung politischer Lieder, in welcher ich mich selbst wieder gesammelt habe, zu dieser zerfahrenen Zeit, welche den Einzelnen zersplittert, in Gährung, in Widerspruch mit sich selbst setzt und ihn nur als einen Bestandtheil mehr in den großen, brodelnden Hexen- und Zauberkessel wirft, aus welchem die Dünste und Dämpfe steigen, die in seltsamen Bildungen vor unserm Auge zittern, ohne sich in ein Gesammtbild zu verdichten." Es nimmt dies ein, aber das Gefühl des sich Sammelns und der Einheit wird doch beim Lesen dieser Sammlung wieder sehr abgeschwächt, und es scheint, als ob es dem Herausgeber selbst so gegangen wäre, wenn er in folgenden Schlußworten diesen Eindruck zu resumiren sucht:

„Mögen die Leser sich überzeugen, daß selbst unsere gefeiertsten Dichter der classischen Periode sich der Politik nicht entzogen haben, wenn sie auch mit ihrer politischen Tendenz keine Schaustellung, keine Attituden-Production gaben! Mögen sie darauf aufmerksam werden, daß diese Dichter überall dem Despotismus in politischen und religiösen Dingen, aber auch ebenso entschieden dem terroristischen Vandalismus entgegentraten, daß sie die Schwächen des deutschen Volks tadelten, weil sie seinem innern kräftigen Kerne vertrauten, daß sie oft und wiederholt die Sache der Nation gegen die Uebergriffe der Gewalthabenden wie die des Auslands vertheidigten, daß namentlich die instinctmäßige nationale Abneigung gegen das Franzosenthum überall hervortritt und der Rhein, wenn bedroht, in Schutz genommen, wenn verloren, beklagt, wenn gerettet, in hellen freudigen Lichtern als deutsches Palladium gefeiert wird! Möge ihm endlich diese Sammlung noch das mehr ästhetische und literarhistorische interessante Schauspiel der allmäligen Entwickelung unserer lyrischen Formen gewähren, die sich gerade hier, wo es sich immer um mehr oder weniger nationale Interessen handelt, in historisch verlaufender Weise deutlich und sichtlich zu erkennen gibt."

Wir geben die ganze Stelle, um zu zeigen, wie verschiedene Reflexe und Spiegelungen hier vorgeführt werden, und wie zuletzt auch der sonst von diesem Standpunkte aus so wenig in Anschlag gebrachte ästhetische Werth mit herein gezogen wird, um ein Resultat — ein einheitliches!? — zu liefern. Und doch hatte diese Sammlung vor der andern noch den bedeutenden Gewinn eines engern Zeitraums bei reicherer poetischer Entfaltung voraus, wodurch die Uebergänge der Richtungen ineinander mehr vermittelt, die „Geister" der Zeiten mehr in Verbindung gebracht werden.

Hier ins Einzelne zu gehen, wäre bei dem Reichthume an Dichtern und Dichtungen, die wir in dieser Sammlung finden, unthunlich. Es genüge die Hinweisung darauf, daß der Herausgeber sich, was die neueste Zeit anlangt, mit unverkennbarem Fleiße bemüht hat, aus Zeitschriften und sonst von da und dort her, wo sie einzeln sich fanden, hierher passende Gedichte zusammenzustellen und daß er dadurch das fernere Verdienst erworben hat, manchen unbekannnten Dichter, z. B. Emil Franck, Friedrich Radewell u. A., hier in recht gewählter Gesellschaft mit erscheinen zu lassen. Von einigen der Letztern ist auch zur Zeit noch Ungedrucktes aufgenommen, z. B. von Richard Treitschke und Julius Hammer. So kann nach dieser Seite hin die Sammlung noch eine Bedeutung mehr haben, während wir nach der andern, dem oben Angedeuteten gemäß, ihr eine solche nicht in der Ausdehnung zugestehen können, wie sie wol im ursprünglichen Plane derselben liegen mochte. 56.

Hauptmann von Gerlach (General von Grolman) 1812 Student in Jena. Aus den ungedruckten „Rückblicken in mein Leben", von Heinrich Luden. Jena, Luden. 1843. 12. 7½ Ngr.

An dieser kleinen Schrift ist zweierlei merkwürdig. Zuerst der General v. Grolman, derselbe edle preußische Feldherr, über dessen classisches Werk wir in Nr. 324—326 d. Bl. f. 1838 berichtet haben. Seine frühern Schicksale bis zum J. 1813 sind nach seinem Tode in öffentlichen Blättern wiederholt, jedoch nicht immer ganz richtig, besprochen worden und werden uns in der vorliegenden Schrift aus der besten Quelle, aus Grolman's eigenem Munde, erzählt. Nach dem Tilsiter Frieden hatte dieser es nicht mehr vermocht, „als Soldat die Franzosen wie Kameraden und Freunde zu begrüßen, als Bürger in seinem Hause zu verpflegen", er nahm also seinen Abschied aus preußischen Diensten und gelangte unter manchen Fährlichkeiten nach Schweden, von dort nach England, von England nach Spanien, nach Cadiz. Hier erhielt er von der damaligen Regentschaft die Anstellung als Major, ward bald zum Obristlieutenant befördert und empfing den Auftrag, aus gefangenen Deutschen ein Bataillon zu bilden. Er führte dies ins Feld, hatte aber das Unglück, bei Valencia von den Franzosen gefangen und nach Frankreich geführt zu werden. Bald jedoch gelang es ihm zu entkommen und die Schweiz zu erreichen, wo er Schutz und Hülfe fand und unter dem Namen eines v. Gerlach zu seinem Schwager, der den gleichen Namen führte, nach Franken gelangte. Bei ihm verschaffte er sich einen neuen Paß auf denselben Namen und begab sich nach Jena, wo er sich als Student Friedr. v. Gerlach zu Ostern 1812 immatriculiren ließ. Hier besuchte er nur die historischen Vorlesungen Luden's. Zwischen beiden Männern entstand ein genauerer Verkehr; der Druck der Zeiten, der Wunsch nach einer Erhebung des deutschen Volks, die Hoffnungen und Befürchtungen für die Zukunft gaben reichen Stoff zu Unterhaltungen, bis endlich zu Pfingsten desselben Jahres Grolman sein Incognito brach und sich dem neuen Bekannten offenbarte. Sonst erkannte ihn Niemand in Jena.

Als die Gerüchte und Nachrichten von Napoleon's Niederlage in Rußland in Deutschland bekannt und durch das 29. Bulletin ihre Bestätigung erhielten, verließ Grolman rasch und heimlich Jena. Nur Luden wußte darum und besorgte die Einpackung seiner Sachen.

Nach der Schlacht bei Leipzig erschien Grolman in Jena bei Luden. Dieser theilte ihm seinen Entschluß mit, als Soldat in die Reihen der Befreiungskämpfer zu treten, aber Grolman rieth auf das bestimmteste ab und foderte ihn dagegen auf, „dem Vaterlande durch Schrift und Wort zu dienen und seine gut deutschen Grundsätze der Jugend so tief in das Herz zu graben, daß sie nimmer wieder verlöschen können". „Auf diesem Felde", setzte er hinzu, „wird noch mancher Kampf zu bestehen sein." Luden fügte sich, wiewol ungern, und trat am folgenden Tage mit Bertuch in Weimar sogleich in Verbindung wegen einer herauszugebenden Zeitschrift. Aber der erfahrene Mann verwarf einen solchen Plan, er bestand vielmehr auf einer Zeitschrift in monatlichen Heften. So ist die Luden'sche „Nemesis" entstanden.

Alles Dies hat Hr. Luden einfach und anschaulich erzählt.

Eine zweite Merkwürdigkeit hat aber das vorliegende Schriftchen durch die vorangesetzte Erklärung des genannten berühmten Historikers erhalten. Jeder Gebildete weiß, wie belehrend und glänzend Hrn. Luden's historische Vorträge gewesen sind, und wie geachtet seine Gesinnung und sein Name in Deutschland und in wie mannichfacher Berührung und vertraulichen Verhältnissen er mit den ausgezeichneten Männern gestanden hat, und wie ihm dieser Ruhm bleibt, auch wenn er die zwölfbändige „Geschichte der Deutschen" nicht geschrieben hätte. Ja, man kann behaupten, daß die Ausführlichkeit derselben Viele in Deutschland ermüdet und sie gegen den einst so gefeierten Schriftsteller gleichgültig gemacht hat, ohne daß die kürzere deutsche Geschichte die frühere Popularität wieder herstellen konnte. Um so erfreulicher ist die Nachricht, daß Hr. Luden bereits vor Jahren angefangen hat, die Denkwürdigkeiten seines Lebens zu schreiben, aus der Masse seiner Erlebnisse diejenigen auszuwählen, welche ihm von dem größten Interesse zu sein schienen, die den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht

hatten und ihm eben deswegen am klarsten vor der Seele standen.

Wir wünschen, daß Hr. Luden diesen edeln Vorsatz bald ausführen und der vaterländischen Literatur ein würdiges Seitenstück zu Varnhagen von Ense's „Denkwürdigkeiten", zu Steffens' „Erlebnissen" und zu Jacobs' „Personalien" geben möge. Denn es thut wahrlich noth, daß die Erfahrenen ihre Stimme erheben und daß die Nation Gediegeneres zu lesen bekommt als die ungründlichen Bücher und hohlen Theorien unreifer Literaten, mit denen der Büchermarkt jetzt überschwemmt wird. Wenn es übrigens wahr ist, wie wir vor mehren Jahren uns entsinnen gehört zu haben, daß Hr. Luden keine Kritiken seiner Schriften lese, so wünschen wir, daß ein wohlmeinender Freund ihn mit den gegenwärtigen Worten eines ihm durchaus fremden Mannes bekannt machen möge. 9.

Notiz.

Das Wahrsagen aus Tinte.

In Briefen aus Kahira, welche das „Athenaeum" mittheilt, wird wieder einmal des alten ägyptischen Wahrsagers erwähnt, dessen Verfahren schon Lord Prudhon, Lane u. A. beschrieben haben. „Ich erkannte ihn sogleich wieder", sagt der Briefschreiber, „er aber erkannte mich nicht. Es waren mehre Engländer im English-Hotel versammelt. Der Wahrsager begann damit, daß er 20 Piaster verlangte, um das zu dem Zauber erfoderliche Räucherwerk zu kaufen. Man bot ihm 9 Piaster, er sagte, das reiche nicht hin; einige der Anwesenden legten zusammen und gaben ihm die 20 Piaster. Darauf schickte er seinen Sohn auf den Markt und dieser holte etwa für einen Dreier Weihrauch und ebenso viel Koriandersamen. Ein Stuhl wurde nun in die Mitte gestellt und ein Knabe darauf gesetzt, vor welchem auf dem Fußboden ein Kohlenbecken stand; einige Sprüche wurden auf Papier geschrieben, einzeln abgerissen und nebst etwas Weihrauch und Koriandersamen in die Glut geworfen, wobei der Wahrsager seine Zauberformeln murmelte. Er hatte zuvor schon eine viereckige Figur auf die flache Hand des Knaben gemalt, mit einigen arabischen Zeichen in den Ecken und einem Klecks Tinte in der Mitte. In diese Tinte mußte der Knabe blicken, während er die Dämpfe des verbrennenden Papiers, Weihrauchs und Koriandersamens einathmete. Der Wahrsager fragte endlich den Knaben, ob er einen Mann fegen sehe; als er Ja geantwortet, erhielt er den Auftrag, die Tschuisch (Bedienten eines Vornehmen) ein Zelt bringen und aufschlagen zu heißen; nachdem er dies in der Tinte deutlich vor sich gehen gesehen, mußte er einen der Leute nach dem Sultan schicken; der Sultan erschien demnächst in der Tinte auf einem weißen Pferde mit zahlreichem Gefolge, Kaffee wurde ihm gereicht und sobald dies geschehen war, durften die Anwesenden die Erscheinung jeder ihnen beliebigen Person fodern. Unter Anderm verlangten sie den Sultan von Rom und Hrn. O'Connell. Manchmal errieth der pfiffige Junge aus der Beschaffenheit der Fragen, die an ihn gerichtet wurden, einige charakteristische Züge, die er seinen Erscheinungen beilegen durfte, oft aber nichts weniger. Den Papst beschrieb er auf einem weißen Pferde*) in fränkischer Kleidung, mit einem Hute; Hrn. O'Connell in einem Hute mit goldener Tresse, nicht dick, nicht mager, bartlos und fast knabenhaft. Wir hatten für diesmal genug und entließen den Jungen, dem einer der Anwesenden auf Verlangen des alten Betrügers ein Geldstück gab. Der Zauberer erhielt noch 10 Piaster, und ließ die Überzeugung zurück, daß das Geheimniß seiner Kunst mehr in der Bereitwilligkeit unserer Landsleute, sich anführen zu lassen, als in irgend einer besondern Geschicklichkeit seinerseits steckt, ausgenommen der, sehr viel Geld zu nehmen. Bei einer frühern Gelegenheit hatte Jemand den Prinzen von Wales verlangt, der beschrieben wurde als ein Mann in mittlern Jahren mit einem Schnurrbart, aber ohne sonstigen Bart, in weißen Beinkleidern, sehr engem Frack, Strohhut, kurz, wie die Franken in Kahira gewöhnlich gehen. Einen Strohhut konnte der kleine Prinz möglicherweise gerade getragen haben, und wäre nicht der Schnurrbart und das Alter u. dgl. m. hinzugefügt worden, so würde man den Umstand als wieder einen Beweis für den Umgang des Zauberers mit dem Vater der Lügen angenommen haben." 48.

*) Der gegenwärtige Papst reitet nie. Auch bei solchen Processionen, bei denen nach altem Herkommen die Päpste beritten zu erscheinen pflegten, bedient sich Gregor XVI. seiner Staatskutsche.

Bibliographie.

Almanach für evangelische Prediger auf das Jahr 1844. Herausgegeben von C. G. A. Böckel. 2ter Jahrgang. Leipzig, Geuther. Gr. 16. 1 Thlr.

Bodenberg, E., Der Räuber und sein Kind, oder: Die Haideschenke. Historisch-romantisches Gemälde aus den Zeiten des Mathias Korvinus. Mit 1 Stahlstich. Wien, Haas. Kl. 8. 22½ Ngr.

Brandis, C. A., Handbuch der Geschichte der griechisch-römischen Philosopie. 2ter Band. 1ste Abtheilung. Berlin, Reimer. Gr. 8. 2 Thlr 20 Ngr.

Braun, J. C., Goethe und Gretchen. Sonette. Siegen, Friedrich. 1843. Gr. 16. 5 Ngr.

Essenz der Rechenkunst von *Mohammed Beha-eddin ben Alhossain* aus Amul, arabisch und deutsch herausgegeben von *G. H. F. Nesselmann*. Berlin, Reimer. 1843. Gr. 8. 25 Ngr.

Forbiger, A., Handbuch der alten Geographie, aus den Quellen bearbeitet. 2ter Band. (Schluss.) Politische Geographie der Alten. Asia, Africa. Mit 3 Karten. Leipzig, Mayer und Wigand. Gr. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Gesänge christlicher Vorzeit. Auswahl des Vorzüglichsten, aus dem Griechischen und Lateinischen übersetzt von C. Fortlage. Berlin, Reimer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heimreich, A. C., Ist es eines evangelischen Predigers würdig, Mitglied eines Mäßigkeits-Vereins zu sein? Zur Beseitigung von Misverständnissen und Bedenklichkeiten beantwortet. Hamburg, Bödecker. 8. 5 Ngr.

Henne, J. A., Schweizerchronik, in vier Büchern, aus den Quellen untersucht und dargestellt. 2te, völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage. St. Gallen, Huber u. Comp. Gr. 8. 1843. 4 Thlr.

Köllner, E., Symbolik aller christlichen Confessionen. 2ter Theil: Symbolik der heiligen apostolischen katholischen römischen Kirche. Hamburg, F. Perthes. Gr. 8. 3 Thlr.

Die gefährliche Motto-Batterie. Oder: Specielle Abfertigung zweier intimen Freunde und kecken Vertheidiger des lebendigtodten Rationalismus. Von Sincerus Bibliophilus. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Oppermann, H. A., Die Göttinger gelehrten Anzeigen während einer 100jährigen Wirksamkeit für Philosophie, schöne Literatur, Politik und Geschichte. Hannover, Kius. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hansestädtische Reformbestrebungen. Hanau, König. Kl. 8. 10 Ngr.

Schleyer, Hirscher und seine Anhänger. Augsburg, Lampart u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Swift's humoristische Werke. Aus dem Englischen übersetzt und mit der Geschichte seines Lebens und Wirkens bereichert von F. Kottenkamp. Drei Bände. Stuttgart, Scheible, Rieger und Sattler. Kl. 8. 2 Thlr.

Welcker, C., Die geheimen Inquisitionsprocesse gegen Weidig und Jordan. Zur neuen Unterstützung des Antrags auf öffentliches Anklageverfahren und Schwurgericht. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wernicke, J. C., Italien im Verhältnisse zur Natur und der Geschichte des Menschen. Thorn, Lambeck. 1843. 4. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 25. — 25. Januar 1844.

Zur Statistik und Geschichte des pariser Zeitungswesens.

Das Zeitungswesen ist, als Unterhaltung müßiger Menschen, ein Hauptbedürfniß der Pariser, wovon sich keine Classe ausschließt, wenngleich jeder Leser nach der Partei, der er sich aus Eigensinn, Eigennutz oder Überzeugung anschließt, unter der großen Zahl von Zeitungsmännern sich seinen eigenen Staatspropheten wählt, bei dessen Wort allein er schwört. Dieses Bedürfniß Aller macht das Zeitungswesen in Paris zu einem wichtigen Erwerbszweig und zugleich zu einem Arsenal der Politik, das die Waffen hergibt, womit die Revolutionen angefangen werden, womit die Parteien sich bekämpfen und womit die Regierung selbst ihren Stand behauptet. Bei uns hat der Staat um das Privat- und öffentliche Leben feste Schranken gezogen, aus denen keine Individualität heraustreten darf, innerhalb welcher aber jede Persönlichkeit sich frei bewegen kann. In Frankreich dagegen hat die Journalistik um die Regierung einen Kreis geschlagen, in dem Jeder, der Talent genug hat, ein Tagsblatt zu schreiben, und Geld oder Credit genug, die Caution zu stellen, in gewissem Betracht selbst die Staatsgewalt durch die öffentliche Meinung beherrschen kann. Daher sind in Frankreich Reibungen, Krisen und Conflicte möglich, bei denen die Zeitungen so oft den Ausschlag geben, was in einem Lande, wo die Macht des Augenblicks so groß ist, nicht verwundern darf. Die Zeitungen waren es, welche durch ihren Widerstand die Julirevolution eröffneten, leiteten und nothdürftig abschlossen. Der ehemalige Eigenthümer des „Temps", Jakob Coste, that mehr für sie als die Meisten, welche die Ernte einbrachten und die Garben unter sich vertheilten.

Für die Zeitungsschreiber, Journalisten, Pamphletisten, kurz für alle Die, welche durch die Feder Cabalen, Intriguen und politische Händel anzetteln und verwirren wollen, ging mit dem Sturze der Restauration eine schöne Zeit an, und obgleich man bald höhern Orts wieder anfing, von Einschränkung der Preßfreiheit und von Bestrafung und Zügelung der frechsten und unverschämtesten Schreier zu sprechen, so blieb die Sache doch mehre Jahre hindurch unentschieden hängen, und Jene, die zum Theil durch Geldbuße und Gefängnißstrafe abgehärtet waren, ließen sich nicht schrecken. Mit jedem Tage trat ein neues Blatt und ein neuer Titel auf, die einen immer pompöser und hochtönender, immer jakobinischer und terroristischer als die andern; und immer strebte das eine die andern zu verdrängen, indem es die hohe Miene der Verachtung annahm. Außer diesen stehenden Tagsblättern war das Heer der Flug- und Wochenblätter, die umsonst und um einige Sous ausgegeben wurden, unendlich, und jede Partei suchte so ihr loses Spiel zu verhüllen oder zu beschönigen. Der Ausrufer, Herumträger, Ankleber und Ausstreuer (denn manche Waare muß jedes Auge des Nachspionirens zum Urheber meiden), oder mit einem Worte der Crieurs, war ebenfalls eine ungeheure Menge. Bei Gelegenheit der Kammerverhandlungen über den Gesetzesvorschlag gegen die „öffentlichen Schreier" hat man, mich dünkt sehr mäßig, berechnet, daß in den ersten Jahren nach der Julirevolution über 10,000 Menschen in Paris allein von diesem Geschäfte, und manche sehr herrlich lebten. Denn auch hierbei hieß es: „Gott theilt seine Gaben wunderlich aus", und nicht Jeder taugte dazu. Wem die Natur eine laute und allenfalls donnernde Stimme, einen possirlichen Körper und viel Geschmeidigkeit und einschmeichelndes Wesen gegeben hatte, wer sich selbst nicht schämte, ein halber Spitzbube zu sein, der setzte täglich die meisten Blätter ab und wurde vielleicht reich bei diesem ewigen Schreien und Herumlaufen. Die „öffentlichen Schreier" bildeten damals nicht wie jetzt eine einzige, privilegirte Classe. Jeder alte Mann, jedes alte Weib, Jeder, dem seine Hände wegen Unvermögens nichts verdienen wollten, mit einem Worte jeder Junge und Alte konnte dies Metier ergreifen und nach seinem Talente davon leben; doch suchte sich das Bureau jedes Journals natürlich einige recht Schlaue und Vertraute an der Hand zu halten und belohnte sie nach dem Absatz, den sie machen konnten. Jeden Durchgang hielten die Ausschreier in Menge belagert und allen Durchgehenden wurde das Neueste des Tages warm aus der Presse angeboten. Kaum eine Stunde nach dem Abdrucke fand man von einem Ende der Stadt zum andern ein jedes Blatt. Die Waghälse Derer welche sa mit dem Halse oder den Füßen ihr Geld ver-

dienten, spielten auch oft um den Hals. Diese trugen um die Mitternachtsstunde ihre verbotenen Sachen aus, die ihren Namen nicht nennen durften, und klebten sie an Stellen an, wo sie gewiß von einer Menge Menschen gesehen und gelesen wurden. Ich habe sie oft um die Mitternachtzeit und später beim Nachhausegehen gesehen. Sie hatten fixe Finger und schnelle Füße, und warfen sich sogleich eine Art Maske selbst bei Nacht über, um nicht so leicht erkannt zu werden. Nach ihnen kamen mit dem frühern Morgen die Ankleber erlaubter Dinge, und die, welche die Kaffeehäuser besorgten. Endlich gegen 9 und 10 Uhr ergoß sich ein Schwarm Schreier und Schreierinnen durch die Straßen und auf die Boulevards aus, und an dem letztern Orte gab es, wenn die Morgengesellschaft der Sitzenden und Spazierenden erschien, oft ein schreckliches und betäubendes Tosen durcheinander, indem Jeder mit dem besten Halse oder den gefallendsten Manieren seine Sache ausschrie oder darbot. Da wurde zugleich eine Art Handel getrieben. Wenn nämlich Einer ein Dreisousblatt durchgelesen hatte, so trat er es oft um einen oder zwei Sous wieder ab, oder er gab dem Herumträger einen Sou und dieser holte sich das Blatt wieder und ließ es einem andern unter eben der Bedingung für eben den Preis, wie es gegenwärtig blos stehenden Lesecabineten erlaubt ist. Unter den Herumträgern und Austrägerinnen für die feinern Stadtgegenden und die feine Welt waren oft hübsche kleine Mädchen zwischen der Knospe und Blüte, die mit einem zierlichen Knicks und einem niedlichen Compliment ihre Sächelchen hinhielten und selten einen glücklichen Erfolg verfehlten. Solche Kinder beides Geschlechts, doch lieber Mädchen, hatte denn so ein Alter oder eine Alte in gehöriger Entfernung immer unter den Augen, und oft wurde unter dem Schein dieser Blätter — wie es mit so vielen gedruckten und geschriebenen Blättern geht — ganz etwas Anderes verhandelt als man sah. Ich brauche in einer Stadt, wo ein Drittheil Menschen blos für die Lust lebt, nichts mehr zu sagen. Es gibt allenthalben einen Aprilfrost für die jungen Knospen; hier zehnfach.

Als die Gesellschaften der „Volksfreunde" und „Menschenrechtler" florirten, ward es Mode, den Inhalt des Blatts kurz herzuleiern. Dabei blieben aber die Crieurs nicht stehen, sondern logen oft äußerst wild in den Tag hinein, wie die Überschrift des Inhalts selbst, nur um Käufer anzulocken. Dies nahm aber bald so überhand und ward so gemisbraucht, daß die Regierung verbot, etwas weiter als den Namen des Blatts zu nennen; denn so ein Schreier, der vielleicht dazu instruirt war, gefiel sich außerordentlich, allerlei gefährliche oder auch nur miszudeutende Lügen auszuschreien, und oft standen Hunderte still, einen solchen Prediger der Straßenecken anzuhören. Die menschlichen Künste des Betrugs und der Weltregierung werden allenthalben immer dieselben sein; nur das Maß macht sie scheinbar verschieden. Diese Herumträger verwalteten doch immer ein sehr wichtiges Amt im Staate, und die öffentliche Meinung, also auch das Schicksal des Staats, hängt oft mehr von ihren Kehlen ab als man denken sollte. Ein Redner im Convent sagte von den öffentlichen Zeitungsausrufern seiner Zeit einmal sehr witzig: „Diese Kehlen gehen oft auf unsere Kehlen los" („Ces gorges en veulent souvent à nos gorges").

Doch nichts mehr aus dieser politischen Mistgrube, welche die Regierung allmälig mit Hülfe der Kammern und der Nationalgarde zugeschüttet hat. Man sagt davon so leicht zu viel, weil man bis auf den heutigen Tag noch nicht weiß, wie man es anfangen soll, einem Staate für die Dauer eine haltbar glückliche Verfassung zu geben; eine platonische Republik seines kleinen Gehirns zu realisiren hält sich jeder kleinste Student schon Manns genug. Mit den Septembergesetzen trat eine neue Periode im pariser Zeitungswesen ein; damit wurde nicht blos den wüthenden Straßenschreiern, sondern auch den tollsten Journalschreiern der Republik und des Karlismus der Mund zugebunden, und die revolutionnaire Oppositionspresse hat seitdem den Geist aufgegeben oder ist aus dem Stadium des Paroxysmus in einen immer noch fieberhaften, jedoch ungleich ruhigern Zustand übergegangen. Im Ganzen genommen hat sich indeß das pariser Zeitungswesen in seiner Entwickelung nicht stören lassen, sondern vielmehr an räumlicher Ausdehnung beträchtlich gewonnen.

Man hat von der Summe von Zeitungen, die in Paris als Tagsblätter, Wochen- und Monatsschriften erscheinen, auf dem Ministerium des Innern ein eigenes gedrucktes Verzeichniß, das, so wenig vollständig es auch bei der ephemerisch wachsenden Vermehrung dieser Blätter sein kann, schon durch seine Ausdehnung beweist, daß auch dieses pariser Werk, gleich andern Werken dieser ungeheuern Stadt, kolossal ist. Auch das „Journal de la librairie", welches der gelehrte Bibliograph Beuchot auf das fleißigste und sorgsamste redigirt, hat unlängst von den periodischen Zeitschriften und Blättern, die im März 1843 zu Paris erschienen, eine Liste aufgeführt, die, wenn auch aus dem oben angegebenen Grunde in einigen Stücken mangelhaft, doch im Ganzen dasselbe belegt. Man darf annehmen, daß täglich, wöchentlich und monatlich etwa vierhundert Zeitungsblätter und Zeitschriften erschienen, und man dürfte ihrer ohne Übertreibung mehr als 400 zählen, wenn nicht auch das Zeitungs- und Zeitschriftenwesen in Paris einer ungewöhnlich starken Mortalität unterworfen wäre, vermöge welcher es morgen von einem noch heute erschienenen Blatte heißt: Es ist gestorben und begraben! Mancher Zeitungsmann stirbt hier in aller Stille, wenn er auch noch so großen Lärm in seinem Publicisten- oder Novellistenleben gemacht hat; man entbehrt sein Blatt nicht, weil man des Ersatzes bei andern nur zu viel hat. Manches Journal beginnt und lebt einen Monat, oft kaum ein paar Tage, und hinterläßt eben keine reichen Spolien; ein anderes erlebt eine Katastrophe und verschwindet, doch nur auf einige Tage: Titel und Überschrift, Gewand und Schild werden gewechselt, und

da erscheint es wieder. Manches Journal lebt fort, obgleich sein Verf. längst im Grabe ruht. Die Geschichte aller gegenwärtigen Journale steigt jedoch, mit wenigen Ausnahmen, nicht höher hinauf als bis zum Anfange der Restauration.

(Die Fortsetzung folgt.)

Friedrich Staps.

Nach deutschen und französischen Auffassungen.*)

„Wie heißt der herrliche Jüngling? Wie entstand seine große That? Sag es, wer es weiß, daß wir ihn verherrlichen, daß wir ihn, den großen Heroen des Alterthums gleich, unvergeßlich in unsern Herzen tragen, daß seine trauernden Freunde in dem Ruhme seines Namens Trost und Labsal finden; daß seine weinende Geliebte in der Liebe der ganzen Nation ihre Thränen stille. O Ruhm uns, er war ein Deutscher! Aber dein Name soll nicht verhallen, großer Jüngling! Du bist selig in dem himmlischen Wohnsitze, wo der Schutzengel der Menschheit ewig grüne Lorbern um die Stirn der heiligen Schar der Tyrannenrächer windet, bist selig bei deinem Mucius Scävola, bei Aristogiton und Harmodius, Brutus u. s. w. Aber auch auf Erden unter unserm Volke soll dein Name leben! Ja in seinem Herzen, in dem tiefsten Heiligthume seines Herzens, wo die freie unsterbliche That reift, wo sich der Gott im Menschen offenbart, soll jeder Deutsche fort und fort diesem großen Jünglinge einen Altar errichten, daß jeder Tyrann, der es wagt, in den Räumen der Zukunft wieder die Menschheit in Deutschland zu verachten, vor dem so auf Erden fortlebenden Schatten dieses großen Jünglings erbebe wie der Unglaube vor dem Geiste in der Mitternacht, und vor seinem gefeierten Namen zusammenschauere wie der Sünder vor dem Klange der Sterbeglocke!"

So lautete ein Artikel im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen" von 1814. Zwar wurde der Name des Jünglings bald darauf genannt und bekannt; aber die deutsche Nation blieb saumselig, so saumselig als die Auffoderung emphatisch war, die Assignation auf Tempelbau und Heiligendienst zu acceptiren; ja die ganze Erinnerung trat so in den Hintergrund, daß dreißig Jahre ins Land gingen, bis nur eine erste Lebensbeschreibung des gefeierten Jünglings Friedrich Staps erschien, wie sie uns jetzt vorliegt.

Woher diese Verzögerung kam, erfahren wir aus dem Buche selbst. Woher aber ist, der Ansicht des Patrioten im „Allgemeinen Anzeiger" entgegen, die That selbst dermaßen in den Hintergrund getreten, daß, als das obengenannte Buch angekündigt wurde, wir Viele fragen hörten: Wer war denn der Staps? So übel ist es mit der Anwartschaft auf den Ruhm beschaffen! Nicht die That, nicht die Anstrengungen begeisterter Bewunderer vermögen ihn über eine gewisse Zeit hinaus innere Persönlichkeit zu verschaffen. Rein war diese Begeisterung gewiß; ohne alle Intrigue und ohne allen Speculationsgeist einer Partei rief damals (1814) der „Allgemeine Anzeiger" die Deutschen auf, ihrem Brutus, ihrem Harmodius oder Aristogiton eine Denksäule zu errichten. Aber es traten größere Männer, größere Thaten, weltumstürzende Ereignisse in die Schranken, und darüber wurde der arme Friedrich Staps auf eine Zeit lang vergessen.

Nichtsdestoweniger bleibt es merkwürdig, daß in einer Zeit der Ruhe, wo man alle historischen Erinnerungen mit Emsigkeit sammelt, 30 Jahre verstreichen konnten, bis man genauere Nachrichten über ein so denkwürdiges Ereigniß, eine so merkwürdige Persönlichkeit erhielt; daß unter den Memoirenschreibern, die aus allen Winkeln Erinnerungen sammeln und in ein wichtiges Licht zu stellen sich bemühen, daß da kein Einziger nur die Atmosphäre der Staps'schen That und Napoleon's Kriegsgericht berührt hat.

So lange die Franzosenherrschaft dauerte, erklärt sich das von selbst. Napoleon wollte nicht allein die That, sondern auch die Erinnerung daran von der Erde weggewischt haben. Es war für ihn, der auf dem Gipfelpunkte seiner Macht stand, das Allerkränkendste, daß man sich zuflüstern sollte, gegen ihn, vor dessen Blick die Throne zitterten, habe ein deutscher Schulknabe die Mörderhand erhoben; ja dieser Schulknabe habe nicht einmal vor ihm, vor Napoleon dem Großen, gezittert, als er ihn würdigte, daß er persönlich vor ihm erscheine und ihn würdigte, Worte der Gnade an ihn zu richten. In dieser Unterredung, über deren Echtheit kein Zweifel obwalten kann, da alle Zeugen sie auf gleiche Weise berichten, war Staps der Held, wenn man sonst auch an seinem Heldenthume zu zweifeln geneigt wäre. Diese Vorstellung war für den Kaiser gewiß noch kränkender als der Gedanke, daß unter den tief von ihm gedemüthigten, loyalen, ordnungsliebenden Deutschen Arme mit Dolchen gegen seine im Nimbus der Unantastbarkeit strahlende Person sich erheben könnten! Um deswillen ward eine gespenstische Scheu auch nur über die Erwähnung der That ausgebreitet. Eher durfte man von der Fusillade Enghien's, von Palm's und später Hofer's Hinrichtung flüstern, als von dieser in seinem Sinne jämmerlichen Unbedeutendheit. In den Zeitungen, im Drucke erschien natürlich auch nicht einmal eine Andeutung von dem Vorfalle in Schönbrunn, und es ist zu zweifeln, ob selbst die freien englischen Zeitungen zu jener Zeit Notizen darüber erhalten oder geliefert haben.

Die erste gedruckte Erzählung der That erschien in dem „Russisch-deutschen Volksblatte", welches Kotzebue während des Kriegs 1813 in Berlin herausgab. Man weiß nicht, welches seine Quellen waren, aber es ist zu bewundern, mit welcher Genauigkeit diese erste Relation abgefaßt ist. In allen wesentlichen Umständen stimmt sie mit den später ermittelten Thatsachen. Darauf, d. h. nach der Schlacht bei Leipzig, tauchten mehre Zeitungen mit Meldungen und Reflectionen wie die des „Allgemeinen Anzeiger" auf, die aber viel Falsches mit Wahrem vermischten. So konnte das Curiosum eintreten, daß Staps' Name, 14 Jahre nach der That, mit dem eines andern damals (und noch heute) lebenden Jünglings verwechselt wurde. Ein Sohn des Professors Wendel in Erfurt, Konstantin, wurde genannt, und der Irrthum pflanzte sich dermaßen fort, daß dieser Name in einer der Ausgaben von Becker's „Weltgeschichte" Aufnahme fand, eine Autorität, durch welche er eine weite Verbreitung fand. So wird Geschichte geschrieben! kann man auch hierbei ausrufen. Es kostete Mühe, die Wahrheit wiederherzustellen.

Nachdem die That in den Resultaten des Befreiungskriegs und den spätern innern Kämpfen um das Constitutionsprincip in Deutschland ganz vergessen schien, mußten uns die Franzosen zuerst wieder daran erinnern. Es geschah in den Memoiren der französischen Generale und Anhänger Napoleon's. Rapp, Savary, Las Cases und Bourrienne, welche dem Ereignisse mehr oder minder nahe gestanden, hatten nach Napoleon's Sturz und Tod kein Interesse mehr, die Wahrheit zu verbergen, man kann ihnen also ziemlich in ihren Mittheilungen glauben. Leider aber hatten sie kein näherliegendes deutsches Interesse dafür, und auch ihnen war nur der Eindruck geblieben, welchen die unerhörte Kühnheit, die Jugend und Schönheit des Jünglings und das Benehmen des Kaisers auf sie gemacht hatte. Die innern Bezüge, die psychologischen Fragen bleiben in ihren Mittheilungen unerörtert. Was ging das sie an? Sie verwunderten sich heute, und morgen war es vergessen über wichtigere Dinge. Bourrienne's Andeutungen, daß Napoleon durch das Attentat so moralisch erschüttert worden, daß er um deswillen zu einem raschern und für Oestreich günstigern Abschluß des Friedens bewogen worden, muß die historische Kritik wenn nicht mit Bedenken, doch mit Vorsicht hinnehmen.

*) Vgl. Nr. 315 d. Bl. f. 1843. D. Red.

Selbst als die Franzosen gesprochen, zögerte man noch in Deutschland; nur in dichterischen Darstellungen wurde an Friedrich Staps erinnert, und auch diese hatten nur die französischen Berichte zum Hintergrund. Und doch konnte man wissen, daß eine Quelle in Deutschland selbst noch existirte, aus der Mehres und Näheres über den in mystisches Dunkel gehüllten Jüngling, den deutschen Brutus, zu erfahren gewesen wäre. Sein leiblicher Vater lebte noch in Naumburg, in demselben Orte und Hause, wo Staps geboren war, und er hatte, auf mehrfache Anfragen, nicht verborgen, daß er an einer Jugendgeschichte seines ermordeten Sohnes sammle und sie niederschreibe. Nur zauderte er damit hervorzutreten, weil er sich das schriftstellerische Talent nicht zutraute, weil jede neue, öffentliche Erwähnung ihm die alten Schmerzen wieder hervorrief und — dies lesen wir aus jeder Zeile — die alte Franzosenfurcht in dem alten Manne noch lebendig war. Er schrieb die Geschichte des Sohnes nur für seine Familie nieder und widerstand bei seinen Lebzeiten allen Auffoderungen, sie zu veröffentlichen. Der alte Prediger Staps ist erst vor einigen Jahren in Naumburg gestorben und bei der Regulirung der kleinen Erbschaft ereignete sich wieder eine jener Seltsamkeiten, die neckisch in unsere bürgerlichen Verhältnisse eingreifen und an ihre Mangelhaftigkeit erinnern. Der Friedrich Staps, welcher in der Weltgeschichte gestorben war, war für die weltlichen Gerichte noch nicht todt, weil es an einem Todtenscheine fehlte und dieser durchaus nicht zu beschaffen war. So mußte der seit einem Vierteljahrhundert im Grabe Ruhende edictaliter citirt werden, damit seine gerichtliche Todeserklärung bewirkt werde. Auch sein einziger Bruder war inzwischen gestorben und das Manuscript der Lebensbeschreibung kam an Seitenverwandte, von welchen es die Buchhandlung erwarb, welche sie mit allen aufzutreibenden Zeugnissen über Staps' wirkliche Existenz und sein Attentat jetzt herausgegeben hat.

Wir wollen dem Leser nicht vorgreifen in Mittheilung der vielen gemüthlich anziehenden Züge aus Staps' Knaben- und Jugendleben. Mehr als ein Jugendleben konnte der Vater von seinem Sohne aus eigener Erfahrung nicht mittheilen, von einem Sohne, der ihn schon im zehnten Jahre verließ, um seinem Berufe nachzugehen, und im siebzehnten, um dem gewissen Tode sich zu opfern. Das Uebrige, aber das Interessanteste, mußte auch er durch andere, durch mühsame Nachforschungen sich erst selbst verschaffen. Zwei Momente in der Biographie sind von größerer Bedeutung. Das eine ist die ungelöste Frage, wie dieser harmlose, heitere Knabe, fast noch mit kindlichem Frohsinn, artig, bescheiden, in nichts extravagant, von keinen Leidenschaften heimgesucht, ohne Spuren gewaltiger Aufregung, ohne eine besonders auf ihn einwirkende Katastrophe so plötzlich in dem Entschlusse feststeht, Alles aufzugeben, die theuern Aeltern, eine Geliebte, ein Leben mit heitern Aussichten, um eine Riesenaufgabe zu übernehmen, die eben zu seinem bescheidenen Sinn so wenig paßte. Insofern ist die Biographie des Vaters von großer Wichtigkeit, aber mehr noch für den Psychologen als für den Historiker. Dieser begnügt sich mit der That und schafft sich die Motive aus den allgemeinen Elementen der Zeit. Aber wie diese so gewaltig und plötzlich auf Staps eingewirkt haben, durch welche Organe, davon ist auch keine Spur zu finden. Sein merkwürdiger letzter Brief an die Aeltern ist schon das Product der geharnischten Ueberzeugung.

Historisch von großer Wichtigkeit ist das andere Moment, worüber der Vater als nächster Augenzeuge, als leidender Theilnehmer berichtet, über die Franzosenfurcht in Deutschland, welche sich auch der Edelsten damals und in einem Maße bemächtigt hatte, die uns heute unglaublich erscheint. Man wagte nicht allein nicht des Ereignisses in vertraulicher Unterhaltung zu erwähnen, sondern Diejenigen, welche der unglückliche Vater nur darum anging, ihm Gewißheit zu geben, oder nur Das mitzutheilen, was sie selbst wußten, wichen furchtsam aus, oder ersuchten ihn, nicht davon mit ihnen zu sprechen — einen Vater, der nur die Nachricht wünschte, ob er noch hoffen dürfe, oder seinen Sohn betrauern müsse — weil das gefährlich werden könne! Selbst als er gewiß wußte, daß er die vollkommenste Ursache habe, zu trauern, verargte man ihm und der Familie, daß er Trauer anlege. Dies konnte ja die Machthaber reizen. So sprachen nicht Fremde, sondern seine nächsten Freunde, Verwandte. Der arme Prediger Staps und sein Haus waren wie Anrüchige gemieden und geflohen, weil er das Unglück gehabt, einen Sohn zu haben, der von der Begeisterung sich hinreißen ließ, Deutschlands Befreier werden zu wollen. Diese Thatsachen, mit bitterm, rührendem Schmerze von dem alten Vater niedergeschrieben — denn sie schmerzten ihn noch am Rande des Grabes —, erwecken im Leser selbst einen Schmerz und eine Entrüstung eigener Art. Daß Marschall Ney später, in bruskem Übermuthe, auch den unschuldigen Vater gestraft wissen wollte, will dagegen nichts bedeuten. Er sprach und handelte als Feind, und welche Feinde die Franzosen unter der Kaiserherrschaft waren, weiß man, und wer es nicht weiß oder vergaß, mag es in diesem Buche nachlesen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Aus dem Briefe eines reisenden Russen erfahren wir, daß von H. Koenig's Roman „William's Dichten und Trachten" schon gegen Ende des Jahres 1842 eine Übersetzung in das Russische erschienen ist, die von Kennern als sehr schön und gelungen bezeichnet wird. Der Verf. derselben, ein junger russischer Beamter in Moskau, ist von deutscher Abstammung und hat jenem reisenden Russen ein Exemplar seiner Übersetzung für den deutschen Autor zugesendet. Wir haben noch nicht vernommen, daß derselbe Roman, der den größten englischen Dichter zum Helden hat, in England besondere Aufmerksamkeit gefunden hätte, oder daß desselben Dichters „Hohe Braut", die doch einen für Frankreich so verwandten Schauplatz und Bezug hat, ins Französische übersetzt worden wäre. Wir sehen, daß die so gerühmte Theilnahme jener Länder an unserer Literatur doch noch sehr weit hinter dem umfassenden Interesse Deutschlands für alle und jede dortigen Erscheinungen zurückbleibt, — ein Interesse, das freilich zuweilen bis ans Niederträchtige, bis an hündisches Apportiren streift. 1.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 26. — 26. Januar 1844.

Zur Statistik und Geschichte des pariser Zeitungswesens.

(Fortsetzung aus Nr. 25.)

Das äußere Gewand der meisten pariser Zeitungsblätter ist höchst anständig: hübsches, weißes Maschinenpapier, leserlicher und leidlich correcter Druck. Ihre technische Eintheilung ist bekanntlich folgende: „Premier-Paris", der erste leitende Artikel, gewöhnlich vom Hauptredacteur über die Tagsfrage oder sonst einen wichtigen Gegenstand geschrieben; die „Entre-filets", kleinere Aufsätze zwischen zwei Strichen über Dinge von Belang, auf die man nächstens zurückzukommen verspricht, oder mit Betrachtungen, die, in epigrammatischer Kürze abgefaßt, am schlagendsten wirken; „Correspondenzberichte" aus dem In- und Ausland, höchst selten Originalartikel, sondern entweder aus dem allgemeinen Correspondenz- und Übersetzungbureau geschöpft, oder hier aus Briefnachrichten und Zeitungsblättern zusammengestellt, auch wol aus eingebildeten Neuigkeiten zusammengesetzt; „Faits divers", vermischte Nachrichten, Mord- und Todtschläge, Schnurren und Anekdoten, Unglücksfälle und seltene Erscheinungen, Bücheranpreisungen u. s. w.; „Variétés", allerlei größere Aufsätze über mannichfaltige Gegenstände; „Feuilleton", eine Art Beiblättchen mit Novellen, Romanen, Theater- und Bücherrecensionen, Modeberichten u. s. w. Die Annoncen mit allen erdenklichen Mitteln, um Aufmerksamkeit zu erregen, schließen das Blatt und nehmen in der Regel die ganze letzte Seite ein.

In der That man muß einen eigentlichen Compendienschreiberton annehmen, wenn man eine methodische Darstellung der meisten gegenwärtig in Paris erscheinenden Journale und Revuen mittheilen will. Ich entschließe mich dazu und bitte um Nachsicht.

Hier ist vorläufig zur allgemeinen Übersicht das ganze Verzeichniß aller Zeitungen, politischen und literarischen, schön- und specialwissenschaftlichen Zeitschriften des letzten Sommers, wie ich es aus den besten Quellen zusammengetragen habe. Im Ganzen habe ich 395 Zeitungsblätter gezählt, die ich zu ordnen und in gewisse Rubriken zu bringen versucht habe. Diese methodische Aufzählung hat mir einige Zeit und Mühe gekostet; einige Blätter gehen in verschiedene Rubriken, andere in gar keine hinein; über noch andere konnte ich gar nichts Bestimmtes erfahren, da sie sich allen meinen Nachfragen entzogen und allem meinem Spioniren unzugänglich geblieben sind. Indeß dürfte nicht leicht Jemand ein Verzeichniß anfertigen, das dem wirklichen Bestande des pariser Zeitungswesens näher käme als das nachstehende.

Zeitungsblätter und Zeitschriften bestanden

über	1843.	1812.	1829.
Cultusfragen und kirchliche Angelegenheiten	15	—	16
öffentliche Unterrichts- und Schulgegenstände	21	—	17
Philosophie und Moral	6	—	6
Gesetzgebung und Jurisprudenz	32	—	18
Gerichtsdebatten	12	—	5
Physik und Mathematik	10	—	15
Arzneikunde	31	5	28
Ackerbau	9	2	6
Gartenbau	4	—	3
Bergbau	1	—	1
Weg-, Kanal- und Brückenbau	2	—	1
Seewesen	2	—	2
Staatswirthschaftslehre und Gewerbwesen	9	1	7
Handel und öffentlicher Verkehr	9	—	15
historische Wissenschaften	7	1	5
biographischen Inhalts	2	—	1
Kriegswissenschaften	5	1	4
Kameralwissenschaft	22	1	10
Theater	8	3	5
bildende Künste	7	1	4
Musik	9	—	4
Moden	19	1	6
Stutereien, Jagden, Pferderennen	4	—	1
bibliographischen Inhalts	5	2	2
belletristischen und literarischen Inhalts aller Art	54	5	60
Anzeigen und Bekanntmachungen jeder Gattung, sogenannte Intelligenzblätter	22	1	27
politischen Inhalts	37	5	32

Im J. 1829 erschienen noch drei Lotterie- und Spielzeitungen, die seitdem aus Mangel an legalem Stoff

eingegangen sind; dafür aber gibt es jetzt vier Eisenbahnzeitungen, zwei englische, ein spanisches und sechs polnische Blätter.

Bei der schon bemerkten Ebbe und Flut in dem pariser Zeitungsocean kann ein Verzeichniß dieser Art nicht lange vollständig bleiben. Schon während des Niederschreibens obiger Daten ward es durch das Hinzukommen zwei neuer Tagsblätter und literarischer Zeitschriften mangelhaft, und wird es gewiß noch mehr geworden sein, wenn diese statistischen Nachrichten im Druck erscheinen.

Im Ganzen förderte Paris zu Tage im J. 1812: 45 Tagsblätter oder periodische Zeitschriften; 1826: 127; 1829: 307; 1837: 326; im Juli 1841 zählte ich 353; wie man sieht, ist das pariser Zeitungswesen in stetem Fortschreiten. Trotz der regelmäßig wechselnden Ebbe und Flut greift das papierene Meer weiter um sich und schlägt mit seinen salzigen Wogen in stürmender Brandung über die zu schützender Abwehr aufgeworfenen Censur- und Preßgesetzdünen immer tiefer ins Land hinein. Von 1812—43, in einem Zeitraum von 31 Jahren, ist die Zahl der pariser Blätter in dem Verhältniß von $8\frac{1}{2}$: 1 gestiegen, wobei man nicht vergessen darf, die ansehnliche Vergrößerung des Formats der politischen Tagsblätter und die beträchtlichere Dicke der literarischen und wissenschaftlichen Zeitschriften in Anschlag zu bringen, sodaß man gewiß nicht übertreibt, wenn man die Masse des bedruckten Zeitungspapiers 1843 auf 18 Mal größer anschlägt als 1812. Man braucht nur einige Jahrgänge des gelesensten und berufensten Journals aus der Kaiserzeit durchzublättern, um sich zu überzeugen, daß in der jetzigen pariser Journalistik 18 Mal mehr Kenntnisse, Stilvorzüge, Geistesanlagen, Witzfülle, Belesenheit, Verstandesschärfe und Atticität verschleudert, mit vollen Händen ausgestreut und in alle vier Weltgegenden hinausgeworfen werden als in den Zeitungen unter dem Kaiserreich. Diese waren damals im Grunde nichts als Feuilletons belletristischen Inhalts, weil man nur in litteris freie Meinungen äußern durfte. Der politische Theil beschränkte sich auf Bekanntmachung von Regierungsordonnanzen, Schlachtbulletins und Oden an Napoleon, den das damalige Hofblatt (das jetzige „Journal des débats") in so platten Lobhudeleien bei jeder kleinsten Gelegenheit vergötterte, daß Jemand (ich glaube Chénier) in einem treffenden Epigramm sagen konnte:

> Si l'empereur faisait un pet,
> Geoffroy *) dirait qu'il sent la rose;
> Et le Sénat s'assemblerait
> Pour confirmer la chose.

Das gigantische Reclamen- und Annoncenwesen lag während des Kaiserreichs noch als ein Zwerglein in der Wiege. Erst unter der Restauration ist dasselbe allmälig herangewachsen, jedoch beiweitem nicht zu dem kolossalen Umfange, den es gegenwärtig erreicht hat. Vor 1830 gingen die Annoncen eines politischen Blattes mehr die Redaction an, die dem Publicum bereitwillig alle wohlriechenden Pulver, alle haarfärbenden Essenzen und tailleverschönernden Schnürleiber anzeigten, deren Erfinder oder Erfinderinnen sich zu einem Tribut in Waarenproben oder in natura verstanden. Ich kenne einen vom Geschäft zurückgezogenen und wenigstens 10,000 Pf. Sterl. schweren Parfumeur, der sein ganzes jetziges Ansehen und Gewicht einer witzigen Journalanzeige verdankt, die ihm blos einige Riechfläschchen und Pomadetöpfchen gekostet; und zu dem fürstlichen Vermögen des frühern Apothekerprovisors, spätern Operndirectors und jetzigen Millionnaires Véron hat bekanntlich die pâte Regnauld den Grund gelegt, zu der er das Recept angegeben und die einige ihm befreundete Journalisten in allen Zeitungen gehörig „zischen und schäumen" ließen. Jetzt sind die Annoncen Sache der Zeitungsadministrationen und eine sehr bedeutende Geldeinnahme neben dem Abonnement. Der Erfinder der haarwuchsbefördernden Wundersalbe, der weltberühmten Pommade du lion, ist unter solchen Umständen gezwungen, jede kleingedruckte Zeile in den gelesensten Blättern mit zwei Francs in klingender Münze zu bezahlen, und der jetzige Eigenthümer des Regnauld'schen Hustenleders muß in den sauern Apfel beißen und alljährlich 30,000 Fr. für Annoncen aufwenden, die ihm indeß gut rentiren und wenigstens 100 Procent einbringen. Es gibt pariser Verlagshandlungen, z. B. die Curmer'sche, welche, wie ich genau weiß, des Jahrs im Durchschnitt für 15,000 Fr. Bücheranzeigen in den Zeitungen machen lassen. So begreift man, wie das „Siècle" neulich seine Annoncen einer sogenannten Publicitäts-Agentur für einen Jahrszins von 300,000 Fr. hat verpachten können, und die „Presse" die ihrigen für 200,000 Fr. Dem „Journal des débats" tragen seine Reclamen und Annoncen des Tags durchschnittlich zwischen 400 und 500 Fr., des Jahrs demnach ungefähr eine halbe Million ein.

Untersuchen wir jetzt, in welchen Zeitabschnitten und wie oft alle diese Blätter herauskommen; wir bitten um ausdauerndes Geleit; wir haben nicht mehr Zeit, uns der Kürze zu befleißigen.

Tagsblätter erscheinen 36. Vor 10 Jahren gab es deren 32, 1812 5; 1829 30.

Monatsschriften zählt man 224, doppelt so viel als 1829, wo deren 117 herauskamen, und acht Mal so viel als 1812, wo ihre Zahl nicht mehr als 28 betrug.

Die Zahl der Wochenschriften und Sonntagsblätter beläuft sich auf 53, anstatt der 45 1829 und der 2 1812.

Vierteljahrschriften sind 5 vorhanden. Ihre Zahl ist sich gleich geblieben; 1829 gab es deren ebenfalls 5; 1812 bestanden gar keine.

Außerdem kann man sich abonniren auf 5 Journale, die dreimal; auf 21, die zweimal; auf 1, das fünfmal; und auf 5, die sechsmal in der Woche erschei-

*) Der Hauptkritiker des „Journal de l'empire", dessen Aussprüche damals bei einem großen Theil des Publicums Gesetzeskraft hatten. Seine Stelle versieht jetzt Jules Janin, zwar mit gleichem Gehalt ([illegible] Fr.), aber nicht mit gleichem Erfolg.

nan; ferner auf 1, das alle zwei Tage; auf 4, die alle zwei Monate; auf 4, die alle fünf Tage; auf 8, die dreimal im Monat; auf 1, das fünfmal im Monat; auf 1, das alle halbe Jahre; auf 3, die in zwanglosen Heften; auf 2, die jährlich in fünf Lieferungen herauskommen. Vier Journale haben sich allen unsern Nachforschungen entzogen.

Viele honette Leute hier zu Lande lieben vorzugsweise die Zeitungen, die gar nicht erscheinen, oder solche, die zu erscheinen aufgehört haben. Paris bietet ihnen hinlänglich Gelegenheit, ihre Liebhaberei zu befriedigen. Es gäbe viele dicke Bände, wenn man die Prospectus und Ankündigungen aller Zeitungen und Zeitschriften vereinigte, die seit 1830 auf die Welt zu kommen versucht haben, welche aber das Ausbleiben von Actionnairen und Abonnenten im Embryonenzustande gelassen hat. Mit dem bloßen Verzeichniß dieser ungeborenen Blätter ließe sich eine ganze Quartseite anfüllen, und der Katalog oder vielmehr Nekrolog der seit der Julirevolution gestorbenen, heimgegangenen und begrabenen Journale würde ein Dutzend Stahlfedern abnutzen. Ich für mein Theil bedauere und betrauere unter den letztern mehre liebe Verblichene, als „La loge“ (Thürsteherzeitung, speciell für die so interessante Sippschaft der pariser Portiers und Portières bestimmt), das „Journal des amis de la réforme ortographique“ (ich copire buchstäblich; eine wahre Journalperle), und ganz besonders den „Messager des mariages“, ebenfalls ein Kleinod von Zeitung. Lange waren mir diese seligen Blätter eine sehr lustige und angenehme Lecture, sowol wegen des Neuen, was sie anfangs für mich hatten, als wegen der mancherlei zufälligen Nachweisungen, Belehrungen und Aufschlüsse, die man darin über viele Gegenstände erhielt, und wegen der oft witzigen und launigen Possen und Einfälle, die zuweilen darin ausgegossen waren. Am amusantesten darunter war der „Heirathsbote“ mit den köstlichen Anfragen der Heirathslustigen, die daselbst öffentlich ihre Ausstellungen und Bedingungen machten, unter welchen sie das Ehejoch auf ihren Rücken nehmen wollten. Man rechnete und handelte, und fragte und bot aus ganz kaufmännisch, und pries und verlangte seine Waare auf Treu und Glauben, indem man die Adresse des Wohnorts oder den Unterhändler angab, durch welchen der Handel berichtigt werden konnte. Und war das nicht die rechte Art? Das Meiste kommt doch auf die äußere Güte und das Ansehen der Waare an. Was haben die pariser Eheleute viel miteinander zu thun? Man nimmt ein Weib, weil es herkömmlich und bürgerlich ist, und nachher geht ein Jeder seiner eigenen Nase nach und seinen eigenen Weg, ohne sich viel um seinen Tisch- und Bettgesellen zu bekümmern. Oft können solche unter guter Firma geschlossene Ehen ganz tröstlich ausschlagen. Das Ding ist Dasselbe, die Art es zu behandeln ist nur anders als gewöhnlich. Hier geht es direct, bei uns indirect und durch eine Art Schleichhandel. Der junge Herr tritt zur jungen Dame und bittet bei seiner unsterblichen Liebe, bei den Reizen ihrer himmlischen Person, bei der Engelgüte ihres Charakters um Gegenliebe, indem er auf die volle Kasse, oder den hohen Rang und emporhebenden Einfluß des dicken Herrn Papa schielt, an welchen eigentlich die feurige Liebeserklärung gerichtet war. Hier geht man darin viel aufrichtiger zu Werk und setzt gleich schwarz auf weiß auseinander, worauf es abgesehen ist. Denn obschon der „Heirathsbote“ nicht mehr auf dem Wege und, wie es scheint, aus Mangel an Zuspruch und Kundschaft sich nicht länger auf den Beinen halten können, so ist doch diese närrische Art, sich Mann und Weib zu suchen, noch immer im Gange in Paris, wo es im Menschengewimmel so schwer ist, je eine Gestalt, oder ein Herz, das oft beweglicher ist als die Gestalt, festzuhalten. Heirathslustige beiderlei Geschlechts machen gegenwärtig ihre Bedingungen und Foderungen in den „Petites affiches“ bekannt, wo auch Unterhaltungslustige ihre Anträge und Ansprüche zur öffentlichen Kunde bringen.

(Der Beschluß folgt.)

Friedrich Stapß.

(Beschluß aus Nr. 25.)

Es hat nicht „jeder Deutsche diesem herrlichen Jünglinge einen Altar in seinem Herzen errichtet“, wie der „Allgemeine Anzeiger der Deutschen“ von 1814 erwartete, die deutsche Jugend hatte ihn vergessen, und auch jetzt, wo seine Erinnerung wieder hervorgesucht worden, wird es nicht geschehen. Welcher Umschlag in 30 Jahren! Es gibt deutsche Jünglinge, welche dem „Tyrannen, der es gewagt, die Menschheit in Deutschland zu verachten“, diesen Altar in ihren Herzen errichten. Das sind freilich nur Verirrungen der gereizten Empfindung, getäuschter Hoffnungen, die wieder verschwinden werden; aber darum ist doch noch nicht die Zeit da, noch wird sie aller Wahrscheinlichkeit nach kommen, wo man Friedrich Stapß in die Ruhmeshalle der deutschen Nation hinstellen möchte. Auch selbst dann nicht, wenn das deutsche Volk eine nicht exclusive Walhalla ihren wahrhaft großen Männern aufbauen sollte. Unsere Theilnahme, unsere Bewunderung für die Reinheit seiner Motive, für den Muth des Jünglings in Gegenwart Napoleon's und vor dem Tode, unser inniges Mitleid für seine Jugend und Schönheit, die er in einem hohen Gedanken hinopferte, Das wird er in Anspruch nehmen, aber im deutschen Volke ist man zu der Erkenntniß gekommen, daß durch einen Dolchstoß gegen die Brust der Tyrannen weder die Freiheit für Alle noch der Anspruch auf Größe für den Einzelnen errungen wird. Wenn Napoleon durch Stapß' Messer in Schönbrunn gefallen wäre, wäre Deutschland noch nicht gerettet, gewiß aber nicht frei geworden. Die deutsche Nation, welche noch so vor Franzosenfurcht zittern konnte, war der Freiheit noch nicht werth. Aber ein Symbol bleibt Stapß' Attentat, daß die Nation ihre Schmach fühlte und sich ermannte, um der Freiheit durch Ausdauer und Thatkraft werth zu werden, und als solches Symbol soll uns seine Erinnerung heilig und werth bleiben.

Während wir diese denkwürdige Biographie, die allerdings eine Lücke in der neuern Geschichte ausfüllt, durchlasen, kam uns ein französisches Drama in die Hände: „Napoléon ou Schönbrunn et Sainte-Hélène, drame historique en deux parties et neuf tableaux“ von Ch. Dupauty und Regnier. Da erscheint im ersten Tableau ebenfalls Frédéric Staps. Er ist ein deutscher Student und liebt Clemence, die Tochter Walder's; schon morgen soll er sie hei-

rathen. Er ist voller Tugend, Edelmuth und Niemand träumt mit solchem Feuer wie er von der Befreiung seines Vaterlands. Ebenso seine Braut. Aber als Student muß er zuvor seine Freunde im Hause des künftigen Schwiegervaters bewirthen und fodert für sie Schnaps, Feuer, Taback und zwölf Flaschen Bier. Die Franzosen, welche als Einquartierung im Hause liegen, fodern zu gleicher Zeit Wein. Das gibt eine lustige Doppelscene. Die Studenten trinken und singen, aber es ist nur Maske. Sie sind sämmtlich „Burschenschafts" und gehören zum „Tungenbund". Sie wollen Deutschland befreien und deshalb muß Napoleon aus der Welt geschafft werden. Jeder will die Aufgabe übernehmen, aber es wird gelost und das Loos trifft Friedrich Stapß, der dem Winke der Vorsehung mit Vergnügen gehorcht, willig das nahe Glück in den Armen der schönen Braut darum aufgebend. Clemence überrascht ihn bei einem Gebete, wo er Gott seine Seele empfiehlt. Sie weiß sogleich, was es gilt. Er fragt sie, ob sie es ihm vergeben könne. Seine Undankbarkeit gegen sie, die ihm, arm und ohne Herkunft, die Hand gereicht, sei groß — sie sind nämlich eben in der Kirche getraut worden —, aber die Braut ist eine Heldin wie er.

Clemence.

Friedrich! Du kennst nicht meine Seele. Dich anschuldigen, und ich! Dich tadeln im Augenblicke, wo du dich in meinen Augen noch über dich selbst erhebst! Nein, mein Freund, sieh mich an, ich bin ruhig, resignirt. Ich höre Gottes Stimme, die dich zum edelsten aller Opfer ruft!

Der Geliebte ist entzückt, eine solche Gattin zu besitzen, freilich, um sie noch heute wieder zu verlieren. Aber Clemence erklärt ihm zu seiner Beruhigung, daß sie seinen Entschluß schon vor seinem Geständnisse gewußt, und zwar 1) aus der mysteriösen Reunion gestern (bei Schnaps und Taback) der Amis de la vertu; 2) aus einer Melancholie, die ihm nicht eigenthümlich sei; 3) aus seiner Aufregung noch eben im Tempel des Herrn. Nun aber will Clemence die Zweite oder Dritte im Bunde sein und ihrem Friedrich helfen beim Napoleonmorden; ihre Gegenwart, meint sie, werde den Verdacht des Tyrannen entfernen. Allein Friedrich erklärt ihr, er habe den Muth zur That nur daher entnommen, daß er seine Clemence auf der Erde zurücklasse, um für seine arme alte Mutter zu leben. Clemence verspricht ihm, obgleich sie lieber mit ihm gestorben wäre, seinem Willen zu gehorchen. Jedoch wolle sie nach ihm nur so lange leben, bis die alte Mutter auch todt sei: „après elle mon devoir sera rempli, et mon époux n'attendra pas longtemps sa fiancée." Friedrich wankt noch einmal im Anblick der Geliebten; da ruft sie ihm zu: „Denkst du, daß man einen Mann ohne Muth lieben kann!" und er ruft mit Enthusiasmus: „Ich werde deiner würdig sein!" und stürzt fort.

Das übrige geht im Ganzen so vor, wie man es aus den Memoiren kennt; nur daß, der Einheit der Scene wegen, Napoleon sofort auf dem Paradeplatze, der Esplanade vor Schönbrunn, den ergriffenen Stapß selbst verhört. Beim Anblicke des Medaillons, welches das Bildniß der Braut enthält, ist Napoleon etwas gerührt. Den Abschiedsbrief, den Friedrich an seine Mutter geschrieben, verspricht er selbst derselben zustellen zu lassen (ein gebrochenes Wort, wie wir wissen; der Schauspieldichter verschärft noch, gegen seinen Willen, Napoleon's Strenge!). Napoleon sagt zu Stapß: „Mein Herr, Jemanden niederstechen, ohne daß er sich vertheidigen kann, ist keine schöne Handlung." Stapß erwidert: „Um den Feind des Vaterlands zu vertreiben sind alle Mittel gut."

Napoleon.

Ein Dolch steht Ihnen schlecht; Sie müßten einen Degen führen ... Junger Mann! Sie haben ein edles Herz, aber Ihre Einbildungskraft verführt Sie. Hören Sie mich an. Ich bin gerührt von Ihrer Jugend und wünschte, Sie Ihrer Mutter wieder zu geben und Derjenigen, welche Sie lieben. Ich vertraue auf Ihr Wort, versprechen Sie mir Zuneigung (attachement) und Treue und ich will Ihnen Gnade gewähren.

Stapß.

Aber ich kann Ew. Majestät nicht Gnade gewähren.

Napoleon.

Wie?

Stapß.

Wenn Sie mich in Freiheit setzen, so benutze ich dieselbe, um Sie umzubringen.

Napoleon

(erschüttert, geht schweigend umher und faßt eines Generals Hand).

Ach General! ich beneide jenen braven Soldaten, der mich um das Kreuz bat. Er ist hundertmal glücklicher als ich. Ich fürchte nicht die Dolche. Sein Tod wird schön sein. Ich muß einen Knaben tödten lassen, den ich bewundere, der eine Krone verdient. (Lebhaft zu Stapß.) Friedrich Stapß, warum willst du mich umbringen? Du bist ein Thor! Deine Professoren haben dir den Verstand verdreht mit ihrem metaphysischen Pathos. Ich werde Deutschland von den Illuminaten reinigen. Wie, seht Ihr denn nicht, daß unter meinem Gouvernement weniger Ungerechtigkeiten vorgehen als sonst wo, als je sonst? Meine Gesetze würden Euch mehr Freiheit geben als Ihr habt.

Stapß.

Wir wollen keinen Schutz von Fremden. Lassen Sie uns unsere Freiheit selbst machen.

Inzwischen sieht sich Napoleon genöthigt, den jungen Mann erschießen zu lassen, weil es seine Pflicht als Kaiser ist, den Kaisermörder zu strafen. Er soll in zehn Minuten füsilirt werden, als Clemence hinzukommt, sich Napoleon zu Füßen wirft und ihm erklärt, nicht Stapß, sondern sie trage die Schuld, sie allein habe ihn dazu verführt, seinen Geist verwirrt, sie also verdiene dafür den Tod. Der Kaiser ist natürlich artig, als ihm der östreichische Gesandte, Graf Bubna, aus der Verlegenheit hilft. Er hat sich überzeugt, daß Napoleon unüberwindlich ist und bringt daher den Frieden. Napoleon erklärt seinen Soldaten, daß der Friede geschlossen sei.

Napoleon (auf Stapß zeigend).

Was diesen jungen Mann betrifft, so gehört er mir nicht mehr an. Herr Graf Bubna überliefern Sie ihn dem Gericht Ihres Gebieters ... Nur Das sagen Sie dem Kaiser von Östreich, daß Napoleon um Gnade bittet für den jungen Friedrich. Zu Pferde.

(Ausch.) Vive l'empereur! (Alle ab)

Also hat der gute Kaiser Franz II. Friedrich Stapß erschießen lassen, während Napoleon zärtlich um sein Leben gebeten hat! — berichtet uns der französische Vaudevillist, der übrigens seinen Kaiser ganz gut geschildert hat.

Diese französische Auffassung gehörte dazu, um die Geschichte von Friedrich Stapß vollständig zu machen; auch als Beitrag zur Geschichte des Tugendbundes und der Burschenschafter. 10.

Bibliographie.

Sommer, F. v., Naturgeschichte des menschlichen Geistes, oder Philosophie des gesunden Verstandes. 2te, veränderte und vollständige Auflage. Berlin, Hayn. Gr. 8. 2 Thlr.

Volkmann, F., Volkserzählungen. Eine Sammlung von Original-Novellen, Erzählungen und Charakterzeichnungen, dem bürgerlichen Leben entlehnt und dem gebildeten Bürgerstande gewidmet. 1ster Band. Siegen, Friedrich. 1843. 12½ Ngr.

Webewer, H., Homer, Virgil, Tasso, oder das befreite Jerusalem in seinem Verhältniß zur Ilias, Odyssee und Aeneis. Münster, Regensberg. 1843. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 27. —— 27. Januar 1844.

Zur Statistik und Geschichte des pariser Zeitungswesens.

(Beschluß aus Nr. 26.)

Wenden wir uns nun zu einer unstreitig nebensächlichen Betrachtung, an die wir nicht ohne Widerwillen herangehen. Wie viel müßte man ausgeben, um alle diese Blätter zu halten? Man kann schwerlich sein Vermögen sinn- und gewinnreicher anwenden als zu Zeitungsabonnements; und, um sich diesen eleganten Luxusartikel zu gönnen, ist es überdies durchaus nicht nöthig, wie ein hebräischer Banquier neuester Zeit oder wie ein Römer aus der letzten Zeit der Republik in Gold und Silber zu schwimmen, wie Sylla für 150 Millionen und wie Seneca für 60 Millionen Grundeigenthum, oder wie Cicero für 25 Millionen liegende Güter zu besitzen; man braucht nicht einmal die fünf Millionen Dollars Einkünfte des Hrn. van Ranselaert, des reichsten Amerikaners, den seine Landsleute den Schutzpatron von Neuyork zubenannt, was ihn nicht abgehalten, kürzlich zu sterben. Wer jährlich die Lumpensumme von 9137 Fr. daran wenden will, kann dafür 383 pariser Blätter halten (versteht sich an Ort und Stelle, nicht im Auslande): 1 zu 112 Fr. (den „Moniteur"), 1 zu 100 Fr. (den „Galignani's Messenger"), 6 zu 80, 1 zu 76, 1 zu 75, 3 zu 72, 6 zu 60, 1 zu 56, 1 zu 52, 4 zu 50, 6 zu 48, 2 zu 45, 1 zu 42, 12 zu 40, 4 zu 38, 11 zu 36, 1 zu 32, 21 zu 30, 1 zu 28, 3 zu 27, 2 zu 26, 15 zu 25, 11 zu 24, 1 zu 22, 2 zu 21, 45 zu 20 Francs. Unter diesem Preise kann man noch subscribiren auf 16 Journale zu 18, auf 1 zu 17, auf 38 zu 15 Francs. Endlich kann man noch haben: 8 zu 14, 1 zu 13, 33 zu 12, 1 zu 11, 41 zu 10, 13 zu 9, 1 zu 8 Fr. 50 Cent., 9 zu 8, 5 zu 7, 33 zu 6, 12 zu 5, 2 zu 4, 1 zu 3 Fr. 50 Cent., 7 zu 3 Fr., 1 zu 2 Fr. 50 Cent. und 1 zu 2 Francs.

Was zunächst bei dem pariser Zeitungswesen in die Augen springt, ist die Überfülle. Es wird notorisch mehr producirt als consumirt und ein gut Theil Zeitungen als Maculatur verbraucht von den Gewürzkrämern und Käsehändlern. Es gibt Blätter, die keinem Verlangen entsprechen, ausgenommen dem Verlangen der Verfasser nach Ruhm und Geld; andere streiten sich wüthend um einen problematischen Leser. Der schmale Gewinn der wohlfeilen Journale (wenn sie Gewinn abwerfen) erzeugt beständig neue Blätter. Schlecht bezahlte Redacteure, verkannte Genies wollen ihr Organ haben; sie suchen und finden gutwillige Leute, die Geld dazu herschießen; eine neue literarische, medicinische oder andere Zeitschrift entsteht, und beinahe immer hat das Unternehmen keinen Erfolg. Wenn die Journalistik hinsichtlich der Zahl der neuen Organe sich allmälig immer mehr einschränkte, so würde dieser Ausfall reiner Gewinn und diese Verarmung wahre Bereicherung sein; die materielle Macht der Publicität würde dadurch einen Zuwachs erhalten und ihrer moralischen Bedeutung und Einwirkung durchaus kein Abbruch geschehen.

Die pariser Tagspresse zählt etwa 106,000 Abonnenten aller Farben und Parteien; davon kommen 7500 auf die radicale Opposition, 11,000 auf die legitimistischen, 34,000 auf die conservativen, 53,500 auf die gemäßigt-oppositionnellen Parteien. Diese vertheilen sich wieder an die einzelnen Blätter auf folgende Art.

	Abonnenten.
Radicale Oppositionsjournale:	
Le National	4600
L'Etat	—
Le Parlement	—
Le Charivari	2300
Le Corsaire	600
Legitimistische Oppositionsjournale:	
La Gazette de France (revolutionnair-legitimistisch)	4400
La Nation (in gleichem Sinne redigirt)	6000
La Quotidienne (retrograd-legitimistisch)	1800
La France (absolut-legitimistisch)	1600
L'Echo français (legitimistischer Farbe)	2500
Le Journal des villes et campagnes (ebenso)	5000
Gemäßigte Oppositionsorgane:	
Le Siècle	38,800
La Patrie	1500
Le Constitutionnel	3200
Le Commerce	5000
Le Courrier français	3000
La Législature	1800
Regierungsorgane (halb officielle):	
Le Journal des débats	9000

	Abonnenten.
La Presse	19,000
Le Globe	19,000
Regierungsorgane (ganz officielle):	
Le Moniteur universel	1900
Le Moniteur parisien	1500
Le Messager	900
Journale ohne politische Farbe:	
L'Estaffette	5300
Galignani's messenger	2500
Kirchliche Blätter:	
L'Union catholique	2000
Univers religieux	1200
Gerichtliche Zeitungen:	
La Gazette des tribunaux	3500
Le Droit	900
Le Bulletin des tribunaux (Beilage zur „Presse")	3800

Wenn es nun, wie oben bemerkt, schon schwer hält, sich in Paris selbst ganz genügende Auskunft darüber zu verschaffen, wie viel Zeitungen in den zwölf Arrondissements gedruckt werden, wenn uns einige davon ungeachtet aller Nachfragen unentdeckbar geblieben sind, so möge man daraus schließen, um wie viel schwieriger es ist, genau die Zahl der in den 86 Departements von Frankreich erscheinenden Journale ausfindig zu machen. Was bringen in diesem Zweige und von dieser Art die Vendée, der Calvados, das Morbihan hervor? Wie viele Zeitschriften erscheinen an der untern Loire und wie viele am Oberrhein? Gibt es in der Drôme oder in der Orne eine Zeitung, die täglich oder wenigstens einen Tag um den andern erscheint? Sind Wochenblätter, Monats- und Vierteljahrschriften vorhanden und wie viele? Ich glaube, keine Algebra wäre im Stande, dies Chaos zu entwirren und diese complicirte Gleichung aufzulösen.

Nach vielem Vergleichen und Zusammenzählen habe ich gefunden, daß, außerhalb des Seinedepartements, Summa Summarum 417 Journale wenn auch nicht floriren, doch existiren oder vegetiren. Sehr viele davon sind blos Intelligenzblätter für ihre Localität oder Präfecturamtsblätter mit officiellen Nachrichten, deren Publicität sich nicht über die Grenzen des Arrondissements, wo sie erscheinen, hinaus erstreckt. Meine Inventariumsaufnahme, fürchte ich sehr, ist mangelhaft. In einer schätzbaren Zeitschrift finde ich die Notiz, daß 1837 450 Departementalblätter existirten, wovon 41 Caution stellten. Speciellere Data begleiten diese Angabe nicht; die Zahl der Departementaljournale dürfte seitdem wol nicht merklich angewachsen, aber auch ebenso wenig heruntergegangen sein. Im J. 1813 gab das Ministerium des Innern noch einen „Annuaire de l'imprimerie et de la librairie" heraus, der später eingegangen ist; darin findet sich ein Verzeichniß von 146 Journalen, die 1812 bestanden; 1829 erschienen deren 398. Ein 1833 in dem „Office Correspondance" der Herren Bresson und Bourgoin gedrucktes Verzeichniß führt 243 Provinzialblätter auf, ist aber beiweitem nicht vollständig in seinen Angaben. Nach meiner Berechnung hatten 1812 neun Departements keine eigenen Journale; gegenwärtig kommen in denselben Departements 25 Localblätter heraus. Vier Departements müssen sich heutzutage jedes mit Einem Journale begnügen; das Rhonedepartement kann dagegen zehn, das der Rhonemündungen zwölf und das der Niederseine ebenso viel aufweisen; in der Gironde erscheinen 14 Journale, die alle an Ort und Stelle redigirt werden und deren Lecture den Einwohnern gewissermaßen einigen Trost für den schlechten Absatz ihrer Weine gewährt; doch das Departement du Nord trägt den Preis davon, indem es 19 Journale zu Tage fördert.

Übrigens bemerkt man seit dem Sturze des Kaiserreichs ein viel beträchtlicheres Steigen an den wissenschaftlichen und ästhetischen Zeitschriften (55 zu 13) und an den Intelligenzblättern (217 zu 68), als an den politischen Zeitungen, die meist von den Präfecturämtern ausgehen und, so viel mir bekannt, von 64 nur auf 85 hinaufgegangen sind. Daraus ersieht man, daß die Zunahme der Journalistik in der Provinz beiweitem nicht so rasch vorwärts gegangen ist als in der Hauptstadt.

Im J. 1812 bestanden 7 Departementalblätter, die täglich ausgegeben wurden; 1829 zählte man deren 12 und jetzt 13. Viele politische Zeitungen erscheinen nur sechsmal die Woche; 67 nur einmal alle acht Tage.

Einige besondere Bemerkungen über das Ganze der provinziellen und hauptstädtischen Journale, und über den Werth mehrer derselben, seien für ein ander Mal aufgespart.

E. Kolloff.

Romanliteratur.

1. Die Blutrosen von Augsburg. Ein deutscher Volksroman von Ladislaus Tarnowski. Zwei Theile. Leipzig, Fort. 1842—43. 8. 2 Thlr.

Da der Verf. durch seine öftere Anrede an die Leserin bekundet, daß er für Frauen geschrieben hat, und wahrscheinlich für Frauen, die mit dem beweglichen Strickstrumpf in der Hand Romane verschlingen, darf Ref. nicht den historischen Maßstab allzu streng handhaben. Das Thema dieses Romans ist die den Chroniken entlehnte Historie von den augsburger Tuchmachergesellen, welche sich zu einem Heere bildeten, in rothes Tuch kleideten, Kaiser Karl im Kreuzzug beistanden und dann nach errungenem Siege und bewährter Tapferkeit für die Tuchmacherzunft mancherlei Vorrechte erhielten, nämlich ein burgundisches Kreuz in die Zunftfahne und für die Tuchmachergesellen die Benennung Knappen nebst der Erlaubniß, ein Schwert zu führen. Füglich hätte dieser Roman der Tuchmachergesellen in einem Theile abgehandelt werden können; selbst für die strickende Leserin darf ein Roman nicht Langweile erregen, und vorliegender hat dieses Unglück zu öftern Malen, namentlich im gelobten Lande, selbst im Schlachtengewühl und bei kriegerischen Verhandlungen, ja selbst bei der sentimentalen, schwärmerischen Liebe des Tuchmacherhauptmanns Kopp zur schönen, in der Gefangenschaft schmachtenden Isauria. Dagegen ist der Held in seinem Verhältniß zur Meisterstochter, sowie sein Aufenthalt in des Meisters Haus und in allen Handwerksbeziehungen recht anziehend geschildert und so volksthümlich gehalten, wie das Kind des Volkes im Volksromane aufgeführt werden muß. In diesen Beziehungen tritt auch der Cha-

rakter des veredelten Handwerkers recht schön hervor, und solche Charaktere kann man nicht oft genug schildern und dem lesenden Volke als Spiegel vorhalten. So muß es auch einen guten Eindruck hervorbringen, daß Karl V. den Tuchmacherhelden nicht zum Ritter schlägt, „damit man nicht glaube, daß der körperliche Adelsschlag auch den Geist adele", sondern ihn zum Obermeister der Tuchmacherzunft, zum Senator und Stadthauptmann ernennt. Die hochgeborene, zarte, etwas sentimentale Isauria heirathet ihn, die coquette Meisterstochter, die mit dem armen Gesellen ihr Spiel getrieben hat, ist wahnwitzig geworden. Einige etwas verzerrte Gestalten werden aufgeführt, z. B. der weinerliche Edelherr und der nichtswürdige Senator, sowie auch Karl's V. Hofmarschall; sie ermangeln der psychologischen Wahrheit.

2. Nachlaß eines armen Poeten, herausgegeben von Rudolf Alexander. Leipzig, Literarisches Museum. 1843. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Auch ohne die rührende Geschichte des armen Poeten, den die Vorrede als Autor des vorliegenden Werkes bezeichnet, sind die Novellen gelungen und mit Talent erfunden. Sie sind oft in Hoffmann'scher Manier grotesk und phantastisch, der bei Deutschen so seltene Humor wird nicht vermißt, und man stößt auf gesunde Urtheile über Musik, Literatur, Menschen und Zustände. Die Äußerung, die der verstorbene Autor einem liebenswürdigen jungen Manne in den Mund legt, verdient wiedergegeben zu werden. Sie bezieht sich auf ein festliches Diner, welches die Literaten dem geachteten Dichter N. N. zu Ehren veranstaltet. „Mir kommen diese Geschichten lächerlich vor und sind der klarste Beweis, daß weniger Vaterlandsliebe und wahre Begeisterung als vielmehr Eitelkeit die Quelle jener patriotischen Dichtungen sind. Nachdem ein solcher Mann trotz aller warnenden Beispiele so lange politische, unpolitische und kosmopolitische Lieder gedichtet hat, bis er durch Absetzung und Verweisung die erstrebte Märtyrerkrone glücklich errangelt hat, dann setzt er sich auf die Schnellpost oder den Dampfwagen und beginnt seinen Triumphzug durchs Vaterland. Die Journale sind die Herolde, die seine Marschroute und die Stationen verkündigen. In jeder Stadt, wo nur drei Schriftkundige oder Politiker leben, ist schon das Diner oder Souper ausgeschrieben, und während man auf seine Gesundheit trinkt und zum Besten des ausgesogenen Vaterlandes Reden hält, seufzt die Tafel unter der Last Dessen, was die vermeintliche Citronenpresse der Fürsten vom sauern Schweiße des Volkes noch übrig gelassen hat."

3. Eva die Harfenspielerin, ein Gemälde aus dem Volksleben von Cyprian Kalt. Eisenberg, Schön. 1843. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verf. scheint nicht der neuen romantischen Schule anzugehören und wie Sue, Boz rc. in Taschendieben, Spitzbuben, liederlichen Geschöpfen lauter Genies und Helden zu ahnen; bei ihm ist die Hefe des Volks nur gemein, roh und ekelerregend. Bilder aus dem Volksleben sollten einer Bildergalerie niederländischer Gemälde gleichen, deren Verdienst nicht allein in der naturgetreuen Malerei, sondern auch in der Wahl der verschiedenen Gegenstände aus dem gewöhnlichen Leben besteht; das Gemüthliche des Volkslebens ist die Hauptsache, und damit dasselbe des Schattens nicht ermangele und um so mehr heraustrete, dient dann und wann ein Bild der Volksroheit, als Rauferei, Trunkenheit, Ausschweifung aller Art, in Lumpen und in schlichte Handwerkscostume gehüllt, als Folie und Contrast; doch das Versöhnende darf dabei nicht fehlen. Gott verhüte, daß die Aristokraten der Geburt, des Geistes und des Geldes solche Ansichten von Volk und Volksleben erhalten; der Verf. ist nicht beneidenswerth um seine Volksstudien, wenn er keine andern Resultate daraus gezogen hat. Da Evchen, die arme mishandelte Harfenspielerin, ein gestohlenes Kind vornehmer Ältern ist, durfte sie sich über den unsaubern Geist des Volkes erheben; aber auch sie, die Geraubte, in Gemeinheit erzogen, nebst ihrem so unnatürlichen Schicksale ist ohne Talent dargestellt.

4. Durch Nacht zum Licht. Roman in vier Büchern, von Ida Frick. Zwei Bände. Mit zwei Stahlstichen. Leipzig, Focke. 1843. 8. 3 Thlr.

Der Kritiker sollte immer ein Buch mit Berücksichtigung seines Publicums beurtheilen und besprechen. Wenn der Gelehrte, der Philosoph, wenn belesene, hochgebildete, denkende Frauen dieses Werk zur Unterhaltung während einer ruhigen Stunde, bei Unwohlsein oder Krankenpflege in die Hand nehmen, würden sie wol unbefriedigt und gelangweilt es wieder niederlegen. Für junge Mädchen aber und junge Frauen kann es nur heilsam sein. Durch Nacht zum Licht, durch Irrthümer, religiöse, moralische und sociale, zur Wahrheit und Erkenntniß zu führen, ist die Aufgabe, welche die Autorin sich gestellt hat; ihre Beispiele sind gewiß aus dem Leben gegriffen, für Gestalten der Phantasie sind sie zu arm an Erfindung und zu einfach in der Handlung; sie tragen auch das Gepräge der Wahrheit und sind geeignet, den edlen Zweck der Verf. zu erfüllen und einer aufmerksamen Leserin zum Blick in die Falten des eigenen Herzens zu verhelfen. „Eins vor Allem thut dem Weibe noth, in dieser Zeit der glatten Abgeschliffenheit und der Heuchelei des Weltlebens, wenn unter dem tändelnden Schein und dem schmeichelnden Gekose, unter der Falschheit der berechnenden Männerwelt und dem allgemeinen Streben nach außen nicht ihr edleres Selbst zu Grunde gehen soll — und dieses Eine ist die Erkenntniß ihres Selbst." So schließt der Roman; daß die Männer nicht allzu gut darin geschildert werden, dürfte mancher Recensent rügen.

5. Der Knabe von Luzern. Historischer Roman aus der Schweizergeschichte von Gustav von Heeringen. Vier Bände. Leipzig, Meyer und Wigand. 1843. 8. 5 Thlr.

Das Talent des Verf. für Detailmalerei hat ihn hier irre geführt, und er hat durch unnöthigen Aufwand von Personen und Ereignissen dem Roman eine ungebührliche Länge gegeben. Dieses Werk ist nicht so vollendet und abgerundet wie der „Geächtete", aber es ist nicht ohne Verdienst und bekundet den Beruf des Autors. Zeit und Land sind in ihren Schattirungen gut aufgefaßt, Sitten und Gebräuche brav wiedergegeben; zur Verständigung der Geschichtsmomente werden Bruchstücke der Geschichte von einem alten blinden Freiherrn erzählt und mit Feuer und Leben vorgetragen; es ist nichts todt in diesem Werke. Nur die Versuche auf Humor mislangen zuweilen, diese möchte man streichen; den tiefern Blick in die Wirthschaft des Schneiders und in die Brautwerbung des Kaufmanns hätte man gern erlassen.

6. Kampf und Frieden. Erzählungen von Paul. Erster Theil. Altona, Hammerich. 1843. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Unter der Masse der durch die Journalistik in die Literatur geschleuderten Novellen zeichnen sich diese hier äußerst vortheilhaft aus. Voller Kraft, Leben, Charakter, erfüllen sie alle Ansprüche, die man an Novellen stellen kann, und sind in jeder Hinsicht zu empfehlen; besonders die erste — Kampf und Friede — des alten Schulmeisters Lebensgeschichte, nebst Helden- und Abenteuerthaten im Siebenjährigen Kriege und das naive Liebesverhältniß zu Frieden, der Jugendgespielin, die der Friede ihm als Braut zuführt. So viel Wahrheit liegt in den Gefühlsschilderungen, so rührend ist die vom Vater ererbte Moral des Grenadiers, die in Sprüchwörter sich kleidet, so großartig die Frömmigkeit des schlichten Mannes, daß man mit wahrer Erbauung diese Novellen liest. Die andern sind auch, jede in ihrer Art, trefflich.

7. Olav der Dänenprinz. Roman von Wilhelmine Lorenz. Leipzig, Wienbrack. 1843. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die bekannte Geschichte eines betrügerischen Schneiderssohns, welcher sich nach einem Leben voll Mord und Schand-

[illegible] für den längst verstorbenen Dänenprinzen ausgab und auf dem Scheiterhaufen in Schweden mit dem Leben dafür büßte, ist lebendig und auf unterhaltende Weise erzählt. Die Zustände des Handwerkslebens sind mit Talent bearbeitet, weniger die der höhern Stände in Dänemark. Die Kürze des Romans kann ihm auch als Verdienst angerechnet werden, da historische Romane so leicht an einer Fülle des Stoffs zu leiden pflegen.

8. Pentameron von Joh. Gabriel Seidl. Wien, Bauer und Sohn. 1843. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Dem Leser wird in der Vorrede gerathen, diese fünf Erzählungen auf fünf Tage einzutheilen — damit sie nicht langweilen —, was für die Leihbibliothek gewiß ein sehr guter Rath ist. Alle fünf Novellen sind schon in verschiedenen Almanachen und Zeitschriften erschienen und auch schon von verschiedenen Recensenten gelobt worden. Ref. stimmt in dieses Lob theilweise ein. Wahrheit, Innigkeit, psychologische Folgerichtigkeit bekunden sich darin; nur etwas weitläufig und breit erzählt, wie man es jetzt wenig mehr mag. Das Uhrmacherhaus könnte halb so viel Raum und Zeit einnehmen und eben so ergreifend wirken, wenn der Erzähler oder der als Erzähler Dargestellte sich selbst weniger anbrächte. Ref. erklärt indeß, der Vorrede beistimmend — „von den fünf Novellen täglich eine, damit sie nicht langweilen."

9. Jonas, eine Schneideridylle von Ludwig Eichler. Leipzig, Baumgärtner. 1843. 8. 10 Ngr.

Ebenso gut könnte dieses Werkchen jeder andern Handwerkszunft gewidmet sein, da nur der Zufall es in des Schneiders Haus versetzt zu haben scheint und keine Art von Schneidercharakteristik zu bemerken ist. Bilder aus dem Alltagsleben müssen doch nicht gar zu alltäglich sein, es muß doch irgend etwas den Leser für die Augenanstrengung entschädigen. Hier ist solches nicht der Fall, zum Glück ist die Erzählung kurz, und wenn Ref. einen treffenden, unparteiischen, tiefgefühlten Urtheilsspruch darüber aussprechen soll, so sagt er: „Sie ist trotz der Kürze noch zu lang." Ja, wenn Ref. sogar selbst ein Schneider wäre, er könnte nicht anders sprechen; der phlegmatische Schneidermeister, die belfernde, keifende Meisterin, der verliebte Jonas, der falsche Zuckerbäcker, Linchen, die Nähterin, und die oft Ohrfeigen empfangende Heldin, des Schneiders Tochter, sind die handelnden Personen, — doch nein, auch ein Pfarrer tritt noch auf, es ist des Schneiders Jonas Vater: diese Entdeckung ist die Pointe der Idylle, die Hochzeit das Ende. **12.**

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten vom Jahre 1842.)

Unter der Überschrift „Ein Hinterthürchen im Bankrottgesetze" gibt das „Volksblatt für Pennsylvanien" folgenden Artikel: „Als einen der wichtigsten Vortheile, welchen das neue Bankrottgesetz gewähren sollte, betrachtete man die Verhütung von Betrug bei solchen Schulden, die bei den Freunden des Schuldners stehen. Das Gesetz bestimmt, daß Niemand von seinen Schulden frei werden soll, der einem Gläubiger vor dem andern einen Vorzug eingeräumt hat. Aber siehe da die Kurzsichtigkeit der Gesetzgeber! Der Weg, den man als Gegenmittel einschlagen kann und wirklich einschlägt, ist folgender: Es kann Jemand nicht bezahlen; er gibt Niemandem einen Vorzug, aber gewisse Gläubiger unter seinen Freunden erheben sogleich Klage gegen ihn und beschleunigen die gerichtliche Entscheidung und Execution. Der Schuldner widersetzt sich nicht, der Gläubiger legt Hand an sein Eigenthum und macht sich bezahlt. Kurz darauf nimmt der Schuldner die Wohlthat des Bankrottgesetzes in Anspruch und zwar mit ganz reinen Händen, denn er hat nicht gegen das Gesetz gehandelt und doch ist für seine begünstigten Gläubiger so gut gesorgt wie bei der früher gewöhnlichen Vermögensüberschreibung. Hier ist also ein Hinterthürchen im Gesetze, durch welches selbst ein Kameel oder ein Elefant ohne anzustreichen schlüpfen kann.

Von Boston ist ein Agent nach Bremen abgegangen, welcher sich angelegen sein zu lassen beauftragt ist, zu bewirken, daß nicht nur die in Bremen im Bau begriffenen atlantischen Dampfschiffe, sondern auch die von Bremen mit Passagieren und Einwanderern nach Amerika abgehenden Segelschiffe in Zukunft den Hafen von Boston zu ihrem Landungsplatze wählen, statt wie bisher vorzugsweise in Neuyork zu landen. Der gedachte bostoner Agent ist von der dortigen Eisenbahngesellschaft ermächtigt, zu versprechen, daß Auswanderer, welche nach den westlichen Staaten zu reisen beabsichtigen, auf der neuen Eisenbahnstraße von Boston bis Buffalo mit Einschluß einer bedeutenden Quantität Gepäck für 2½ Dollar à Person transportirt zu werden sollen rechnen können. Eine solche bedeutende Verringerung der Reisekosten, hofft man in Boston, werde gewiß viele Reisende aus Europa veranlassen, in Boston zu landen. Ein deutsches amerikanisches Blatt gibt jedoch den deutschen Auswanderern den Rath, wenn sie in Bremen einen Contract für ihren Transport auf der bostoner Eisenbahn schließen, sich vorher bei dem dort residirenden nordamerikanischen Consul zu erkundigen, ob die bremer Agenten auch berechtigt sind, dergleichen Contracte abzuschließen.

Die Worcester Eisenbahngesellschaft wurde neulich von einem gewissen Ostinelli in Massachusetts auf Schadenersatz verklagt, weil sein Sohn durch die Nachlässigkeit des Führers eines Wagenzuges in Westborough beschädigt worden war. Der Vater verlangte die Summen von 10,000 Dollars für sich als Schadenersatz für die Dienste, die ihm sein Sohn hätte leisten können, und 13,000 Dollars für diesen, weil er durch den Unfall höchst wahrscheinlich außer Stand gesetzt sein werde, seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Das Geschworenengericht in Boston erkannte dem Sohne eine Entschädigung von 1200, und dem Vater von 1000 Dollars zu. „Den Weg sollten Alle verfolgen", bemerkt ein amerikanisches Blatt, „dann würden die Eisenbahngesellschaften mehr darauf Bedacht nehmen, vorsichtige Leute anzustellen, die das Leben der ihrer Führung sich anvertrauenden Reisenden nicht so gering achten, wie es oft auf die unverantwortlichste Weise geschieht."

Mehre englische Schiffe, welche mit Einwanderern in Neuyork anlangten, wurden mit Beschlag belegt, weil sie eine größere Anzahl Personen an Bord genommen hatten, als das Gesetz in Nordamerika gestattet. Nach demselben soll jeder Schiffer nur so viele Individuen als Passagiere aufnehmen und in einem amerikanischen Hafen landen dürfen, als sein Fahrzeug Tonnengehalt hat. Das amerikanische Gesetz macht bei der Zählung keinen Unterschied zwischen Erwachsenen und Kindern, die englischen Capitains aber wollten je zwei Kinder für einen Erwachsenen gelten lassen. Hieraus entstand ein Streit zwischen den Hafenbehörden und den Schiffern. Dem hiesigen Gesetze zufolge haben die Schiffscapitaine für jede zu viel mitgenommene Person, so lange die Anzahl derselben nicht über 19 beträgt, eine Strafe von 150 Dollars zu bezahlen. Nehmen sie 20 und mehr Personen mit, als der Tonnengehalt ihres Schiffs gestattet, dann fällt das Schiff den Vereinigten Staaten als Strafe zu. **33.**

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 28. —— 28. Januar 1844.

Ludwig Achim's von Arnim sämmtliche Werke. Herausgegeben von Wilhelm Grimm. In zwölf Bänden.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Es sei gestattet, zum Behufe weiterer Erörterung von Arnim's poetischer Eigenthümlichkeit bei einem Werke etwas länger zu verweilen, welches durch seine Richtung auf das Geschichtliche und Nationale sich auszeichnet, während es doch die sonstigen Elemente von unsers Dichters Poesie in reichem Maße mit enthält — wir meinen „Die Kronwächter", oder zunächst den in der neuen Ausgabe vorliegenden ersten Theil derselben, „Berthold's erstes und zweites Leben" betitelt. Überall und zu allen Zeiten hat eine ernstere, tiefergehende Poesie sich an die Geschichte, und besonders an die vaterländische Geschichte anzuschließen, mit ihr sich zu vermählen gesucht, in manchen Fällen ist das Epos die früheste Geschichte, oder die geschichtliche Überlieferung nahm mehr oder minder epische Gestalt an. Dies gilt von Zeiten und Völkern, wo Geschichte und Sage noch ineinanderfließen, wo der scheidende Verstand noch nicht das Mögliche und das Wirkliche vom Unmöglichen und Phantastischen scheidet. Dies natürliche, nationale oder Volksepos bleibt für den Dichter auch den spätern Zeiten und einer mehr entwickelten und auseinandergehenden Bildung in vielen Stücken Muster und Vorbild — aber freilich auch ein unerreichbares Vorbild! Die Kunst und die Phantasie des Einzelnen, sei jene auch noch so geübt und erfinderisch, diese noch so reich und tief, kann es doch nimmermehr den poetischen Naturgebilden gleich thun, welche dem Geist eines gesammten Volks entspringen, wennschon auch hier ein Einzelner es ist, der das Zerstreute zusammenfaßt und dem rohern Producte den Stempel einer höhern Kunstvollendung aufprägt; die kunstvollste Mischung der Elemente, aus welchen das echte, volksthümliche Epos besteht, bringt doch nicht jene ursprüngliche lebendige Einheit mehr hervor. Nur nennen wollen wir hier die in manchen Stücken doch so glücklichen und großen Dichter: Virgil, Tasso und Camoens. Auch in neuesten Zeiten hat es nicht an Versuchen gefehlt, das Epos wieder zu beleben; man hat die Behauptung aufgestellt, der Roman sei das eigentliche (oder das einzig mögliche) Epos der modernen Zeit, und so haben manche talentvolle Dichter versucht, in die Form des Romans in ungebundener Sprache zwar, aber doch durch Ton und Haltung und durch Aufnahme von Gedichten an die Würde und den Schmuck der wirklichen Poesie streifend und mahnend, geschichtliche oder sagenhafte Abschnitte und Bruchstücke, zumal nationalen Gepräges, einzukleiden. Es muß hier unerörtert bleiben, ob und inwieweit überhaupt der Roman das Epos vertreten kann, ob er nicht etwas davon so Verschiedenes ist, daß er auch nicht einmal als Surrogat gelten darf, wie dies die Meinung Derjenigen ist, welche als Poesie nur gelten lassen, was in gebundener Sprache gedichtet ist, und den Roman nur für eine Entartung der Poesie erklären; dies bleibt hier, wie gesagt, unerörtert; wir lassen vorläufig die Ansprüche des Romans gelten, und glauben die große Masse der historischen Romane wieder in drei Hauptclassen scheiden zu dürfen, nämlich in die erzählenden oder historischen in engerm Sinn, in die philosophischen oder reflectirenden, und endlich in die poetischen oder symbolischen. Diese Bezeichnungen der Unterabtheilungen des historischen Romans sind allerdings etwas willkürlich, sie bedürfen näherer Bestimmung und Erklärung, und es muß hier sogleich bemerkt werden, daß, da die hier in Betracht kommenden Werke sämmtlich unter den Begriff des historischen Romans fallen, die einzelnen Schöpfungen nicht gerade einen von jenen drei Charakteren ausschließlich an sich tragen müssen, sondern gar wohl zwei oder auch alle drei verbinden können. Auch begreift sich leicht, daß ein Werk dadurch, daß es den einen oder den andern Charakter vorzugsweise an sich trägt, noch nicht höher steht als das einer andern Art angehörige. Zwar könnte man glauben, der historische Roman von poetischem oder symbolischem Charakter müsse ästhetisch am höchsten gestellt werden, dasjenige Werk, welches ganz poetische Ideen an geschichtlichen Begebenheiten und Gestalten veranschauliche und versinnliche; aber es fehlt uns hier der Maßstab einer wirklich befriedigenden, vollendeten Leistung, und bevor diese gegeben ist, muß erlaubt sein zu

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 133—136 d. Bl. f. 1843.
D. Red.

zweifeln, ob die Foderung einer solchen Durchdringung von Geschichte und Poesie überhaupt erfüllt werden kann; ob eine solche Schöpfung nicht nothwendig vom festen historischen Boden sich ablöst und in den Äther der Phantasie sich erhebt oder zerfließt. Diese letztgenannte Classe nämlich entspräche, innerhalb der Sphäre des historischen Romans, dem Märchen, sowie die erste der Novelle, welche zur Absicht hat, die künstlerische Darstellung neuer, interessanter, überraschender Begebenheiten, und die zweite dem Roman, sofern er auf einer Verwickelung und Intrigue beruht, die nicht eben ausschließlich die Liebe zum Gegenstand oder Angelpunkt haben muß, sondern irgend eine andere Leidenschaft, ein psychologisches, philosophisches oder politisches Interesse. Die erzählenden, novellenartigen Romane machen sich zur Hauptaufgabe die Auffindung eines interessanten historischen, wo möglich neuen Gegenstands, merkwürdiger Ereignisse, häufig an den Faden einer erfundenen oder doch reichlich ausgeschmückten spannenden Fabel angereiht. Angenehme Unterhaltung durch überraschende und abwechselnde Begebenheiten und Scenen, durch anziehende Gestalten, ist der vornehmste Zweck dieser Gattung, sei es nun, daß die Geschichte selbst als Hauptsache behandelt wird, oder mehr nur als Hintergrund dient. Manche beliebte und schätzbare Erzähler sind hierher zu rechnen, ja, man kann sich versucht fühlen, selbst Walter Scott hierher zu classificiren, freilich als Meister und König auf diesem Gebiete, sofern manchen seiner Erzählungen eine tiefere philosophische oder poetische Idee fehlt; aber in einzelnen echt poetischen oder psychologisch tiefern Charakteren geht er doch über den bloßen Erzähler hinaus und hinüber in die Sphäre des philosophischen und poetischen Romans. Die philosophische oder reflectirende Classe der historischen Romane befaßt eine große Mannichfaltigkeit in sich, wir rechnen nämlich dahin alle diejenigen, die, an die Geschichte sich anlehnend, einen philosophischen Gedanken in einer erzählenden Darstellung zu veranschaulichen suchen, ein psychologisches oder politisches Problem zum Bewußtsein bringen und lösen wollen, den Charakter einer Person mehr als ihr äußeres Schicksal dem Auge und dem Geiste vorführen, und das Factische und Einzelne immer auf Begriffe, Grundsätze und Allgemeines, wenn auch stillschweigend, zurückführen. Dahin rechnen wir z. B. L. Tieck mit seinem „Aufruhr in den Cevennen“, auch mit seiner „Vittoria Accorombona“, H. Steffens mit mehren seiner Novellen; Bulwer mit dem „Rienzi“, A. de Vigny's „Cinq-Mars“ und auch Manzoni's „Verlobte“, worin sich unter der naivsten Erzählung doch eine tiefe Reflexion birgt. Die Nennung dieser Namen und Werke zeigt, daß wir durchaus nicht gemeint sind, dieser Classe, wenn wir sie gleich als die philosophische oder reflectirende bezeichnen, den echt künstlerischen und poetischen Geist abzusprechen; wir anerkennen in dieser Classe vollendete oder der Vollendung nahe kommende Kunstwerke, während wir auf dem Gebiete des, nach obiger Eintheilung, poetischen oder symbolischen historischen Romans nur erst Bruchstücke oder Versuche kennen.

Das Unterscheidende dieser allerdings noch problematischen Gattung glauben wir darein setzen zu dürfen, daß die Phantasie, die Poesie nicht sowol der geschichtlichen Wirklichkeit sich anschmiegt, in Beziehung auf das Factische und das Wahrscheinliche sich ihr unterordnet, und nur die von ihr an die Hand gegebenen günstigen und fruchtbaren Keime und Momente pflegt, verarbeitet, hervorhebt und verklärt, sondern sich selbst gleichsam schöpferisch an die Stelle der Geschichte setzt, und statt sich mit dem künstlerischen Gestalten des Gegebenen zu begnügen, auch den geschichtlichen Stoff ihrer Willkür unterwirft, ihn mit unbeschränkter Willkür combinirt, construirt oder deutet, und, indem sie die Geschichte symbolisirt, sie erst zu ihrer vollkommenen, höchsten Wahrheit zu erheben, sie wahrhaft zu verstehen glaubt, weil Fabel und Geschichte ihrem innersten Wesen nach Eins sind oder werden sollen. Novalis ist es, der in seinem „Heinrich von Ofterdingen“ diese Gattung versucht, aber nur ein großartiges Fragment hinterlassen hat. Es ist bekannt, wie in diesem Werke Historisches und Phantastisches zu einer Einheit theils verbunden sind, theils noch mehr verbunden werden sollten, wie namentlich die Gestalt Kaiser Friedrich's II. darin als ein Ideal auftreten sollte. Seine Ansicht hat Novalis in einzelnen Aphorismen angedeutet, wovon hier einige folgen mögen:

Es scheint mir, als wenn ein Geschichtschreiber nothwendig auch ein Dichter sein müßte, denn nur die Dichter mögen sich auf jene Kunst, Begebenheiten schicklich zu verknüpfen, verstehen. In ihren Erzählungen und Fabeln habe ich ihr zartes Gefühl für den geheimnißvollen Geist des Lebens bemerkt. Es ist mehr Wahrheit in ihren Märchen als in gelehrten Chroniken. Sind auch ihre Personen und deren Schicksale erfunden, so ist doch der Sinn, in dem sie erfunden sind, wahrhaft und natürlich. Wir verlangen nach der Anschauung der großen einfachen Seele der Zeiterscheinungen, und finden wir diesen Wunsch gewährt, so kümmern wir uns nicht um die zufällige Existenz ihrer äußern Figuren.

Ich weiß nur so viel, daß für mich die Fabel Gesammtwerkzeug meiner gegenwärtigen Welt ist.

Fabel und Geschichte begleiten sich in den innigsten Beziehungen auf den verschlungensten Pfaden und in den seltsamsten Verkleidungen.

Der Roman ist gleichsam die freie Geschichte, gleichsam die Mythologie der Geschichte.

Das echte Märchen muß zugleich prophetische Darstellung, idealische Darstellung, absolut nothwendige Darstellung sein. Der echte Märchendichter ist ein Seher der Zukunft.

Nur die Geschichte ist eine Geschichte, die auch Fabel sein kann.

In einem diesen Ansichten verwandten Sinne scheint uns Arnim's Werk „Die Kronwächter“ unternommen, das wir etwas genauer ins Auge fassen. Die Einleitung ist „Dichtung und Geschichte“ überschrieben, und sucht das Verhältniß beider festzusetzen, freilich in ziemlich aphoristischer Gestalt und mehr in sinnigen Bildern, als mit klaren, einfachen Worten. Dort sagt er:

Die Geschichte in ihrer höchsten Wahrheit gibt den Nachkommen ahnungsreiche Bilder und es tritt uns aus jenen Zeichen in der Geschichte das vergessene Wirken der Geister, die

der Erde einst menschlich angehörten, in einzelnen erleuchteten Betrachtungen, nie in der vollständigen Übersicht eines ganzen Horizonts vor unsere innere Anschauung. Wir nennen diese Einsicht, wenn sie sich mittheilen läßt, Dichtung, sie ist aus Vergangenheit und Gegenwart, aus Geist und Wahrheit geboren. Ob mehr Stoff empfangen als Geist ihn belebt hat, läßt sich nicht unterscheiden, der Dichter erscheint ärmer oder reicher als er ist, wenn er nur von einer dieser Seiten betrachtet wird; ein irrender Verstand mag ihn der Lüge zeihen in seiner höchsten Wahrheit, wir wissen was wir an ihm haben und daß die Lüge eine schöne Pflicht des Dichters ist. Dichtungen sind nicht Wahrheit, wie wir sie von der Geschichte und dem Verkehr mit Zeitgenossen fodern, sie wären nicht Das, was wir suchen, was uns sucht, wenn sie der Erde in Wirklichkeit ganz angehören könnten, denn sie alle führen die irdisch entfremdete Welt zu ewiger Gemeinschaft zurück. Nennen wir die heiligen Dichter auch Seher und ist das Dichten ein Sehen höherer Art zu nennen, so läßt sich die Geschichte mit der Krystallkugel im Auge zusammenstellen, die nicht selbst sieht, aber dem Auge nothwendig ist, um die Lichtwirkung zu sammeln und zu vereinen; ihr Wesen ist Klarheit, Reinheit und Farblosigkeit. Wer diese in der Geschichte verletzt, der verdirbt auch Dichtung, die aus ihr hervorgehen soll; wer die Geschichte zur Wahrheit läutert, schafft auch der Dichtung einen sichern Verkehr mit der Welt. Nur darum werden die eigenen, unbedeutenden Lebensereignisse gern ein Anlaß der Dichtung, weil wir sie mit mehr Wahrheit angeschaut haben, als uns an den größern Weltbegebenheiten gemeinhin vergönnt ist.

In dem der Einleitung beigefügten Abschnitt „Waiblingen“ (dies schwäbische Städtchen, das einer der großen Parteien des Mittelalters ihren Namen gegeben hat, ist die Hauptscene der Erzählung) sagt der Dichter weiter:

Die Geschichten, welche hier vor uns liegen, berühren weder unser Leben noch unsere Zeit, wol aber eine frühere, in der sich mit unvorhergesehener Gewalt der spätere und jetzige Zustand geistiger Bildung in Deutschland entwickelte. Das Bemühen, diese Zeit in aller Wahrheit der Geschichte aus Quellen kennen zu lernen, entwickelte diese Dichtung, die sich keineswegs für eine geschichtliche Wahrheit gibt, sondern für eine geahnte Füllung der Lücken in der Geschichte, für ein Bild im Rahmen der Geschichte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Denksteine deutscher Geschichte des Jahres 1842. Von E. M. Selinger. Wien, Tauer und Sohn. 1843. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Unter den Wehen unserer Zeit gibt es manche, die nicht geistiger, sondern rein physischer Eigenschaft sind.
Selinger's Denksteine, S. 5.

Ich halte es für einen Frevel, durch naturwidrige Sprünge in das Schicksal der Völker eingreifen zu wollen.
Selinger's Denksteine, S. 158.

Der Verf. ist vor einigen Denksteinen des verhängnißvollen Jahres stehen geblieben und veröffentlicht nun einen Theil Dessen, „was ihm dabei in den Sinn gekommen“. Er sagt, es sei augenfällig, daß es nicht in seiner Absicht gelegen, ein wissenschaftliches Werk zu liefern; nicht für das gelehrte, sondern für das gebildete deutsche Publicum überhaupt wollte er schreiben. „Nach originellen Ideen habe ich keine Jagd angestellt. Deswegen kommen dergleichen nur vor, wo sie mir eben auf dem natürlichsten Wege zugeflossen sind.“ Der Verf. betrachtet es als einen Segen des Jahres 1842, daß er „der drängenden Stimme seines Innern Folge zu geben vermochte, ohne sich einem argen Verdachte (doch nicht etwa der Demagogie? Ref.) bloßzustellen.“ Sein Streben war, „anzuregen und das erwachte Nationalbewußtsein im Zustande des Wachens zu erhalten.“ Dabei weiß er bestimmt, daß er „die Zaghaften, die Ungläubigen und die Ungeduldigen nicht befriedigen wird“. Hiernach müssen wir bedauern, in den Augen des Verf. respectiv als zaghaft, ungläubig und ungeduldig zu erscheinen, denn seine bombastische Umschreibung einiger dürftigen Zeitungsnachrichten, die sich nach Wien verloren haben, konnte uns ebenso wenig befriedigen als die originellen Ideen, welche dem Verf. auf dem „natürlichsten Wege“ zugeflossen sind. Auch fürchten wir, daß das gebildete deutsche Publicum undankbar genug sein wird, von diesen Denksteinen keine Notiz zu nehmen und haben nur sehr schwache Hoffnungen, daß Hrn. Dr. Selinger's Zuruf das erwachte Nationalbewußtsein am Wiedereinschlafen verhindern wird, wenn es überhaupt dazu disponirt sein sollte.

Der erste Abschnitt dieser Schrift handelt von den östreichischen Eisenbahnen. Der Entschluß der östreichischen Regierung, die Hauptlinien auf Staatskosten zu bauen, hat überall gebührende Anerkennung gefunden; auch unser Verf. spricht seine dankbare Gesinnung dafür aus, und indem er die Grundlagen dieses Unternehmens in sehr allgemeiner Weise recapitulirt, sagt er die merkwürdigen Worte: „In der That, jene Grundlage ist so glücklich gewählt, daß ein herrliches hallenreiches Gebäude darauf errichtet werden kann; ein Gebäude, worin für die großartigen Interessen der Gesammtheit und auch für die geringfügigern Interessen der Privaten Raum und Betheiligung.“ In diesem blumenreichen Stil ist der größte Theil des Buchs geschrieben. Hiernächst erfahren wir, daß es Staatsbahnen und Privatbahnen gibt, daß die Baukosten der erstern vom Staat, die der letztern von Privaten getragen werden. Diese lichtvolle Bemerkung gibt einen Begriff von dem belehrenden Element der Schrift und zeigt neben obiger Stilprobe, wie der Verf. für Phantasie und Verstand des „gebildeten deutschen Publicums“ zu sorgen weiß.

Weiterhin erhalten wir Nachricht „über das altgermanische Gerichtsverfahren und das Verlangen der Neuzeit nach Mündlichkeit und Öffentlichkeit“. „Unter freiem Himmel in ihren heiligen Hainen hielten unsere Väter in der Urzeit Germaniens ihre Versammlungen und übten ebenso öffentlich unter freiem Himmel das Amt der Gerechtigkeit. Aber auch später, als die Gaugrafen herumzogen und bei den Gerichtsverhandlungen den Vorsitz führten, waren diese Verhandlungen für Jedermann zugänglich ꝛc.“ Wie nun auf den folgenden Seiten im wohlmeinenden Sinn und häufig dem Fortschrittsprincip huldigend, jederzeit aber mit rhetorischem Schwunge die bekanntesten Dinge, z. B. das kölner Dombaufest, die Eröffnung der Walhalla, der Ludwigskanal, die neue Bekleidung des preußischen Heeres, die deutsche Flagge, der Stephansthurm, die Versammlung der ständischen Ausschüsse in Berlin, die Regulirung der Flüsse ꝛc., im Ganzen etwa funfzig Gegenstände, jeder durchschnittlich auf 5—6 sehr weitläufig gedruckten Seiten vorgeführt werden, — alles Dies einer speciellen Berichterstattung zu unterwerfen würde zu viel Raum und zu viel Geduld in Anspruch nehmen. Nur bei einer wirklich originellen Idee des Verf. wollen wir noch einige Augenblicke verweilen. Zum Schluß sagt Hr. Dr. Selinger, das Jahr achtzehnhundertzweiundvierzig sei der Sylvesterabend eines Jahrtausends der deutschen Geschichte. Betrachten wir diesen Satz etwas näher. Was geschieht gewöhnlich am Sylvesterabend? Natürliche oder forcirte Lustigkeit herrscht in allen Kreisen, neckische Mummereien führen zu den lächerlichsten Täuschungen, gute und schlechte Spirituosen werden in ungeheuren Massen consumirt, voll der erhebendsten Gefühle und der schönsten Hoffnungen taumeln die fröhlichen Becher ins neue Jahr hinein und — erwachen am andern Morgen mit schwerem Kopfe, matten Gliedern und verdorbenem Magen. Wüste Reminiscenzen summen zwar noch vor den Ohren; die

Augen aber sehen statt der blendenden Illumination, der glänzenden Draperien und reich besetzten Tafeln des Festsaals, nur das graue Licht eines bezogenen Wintertags, kahle Wände, zerbrochene Masken, umgeworfene Flaschen und zertrümmerte Gläser; leere Taschen und ein vollständiger Katzenjammer erinnern an die schnell verflossenen Stunden süßer Trunkenheit. So wenigstens geht es bei der Mehrzahl der Sterblichen, welche des Guten zu viel genossen haben; anders aber bei Hrn. Dr. Selinger, der sich am Sylvesterabend in einen wonnigen Traum versenkt. Nachdem er „in der Walhalla Blicke in unsere Vergangenheit gethan, unsere Dome zu Köln am Rhein und in der alten Cäsarenstadt an der Donau mit neuen Altären, mit neuen Kreuzen und frischen Adlern geschmückt hat; nachdem er kräftige und frische Pflänzlinge in den fruchtbaren Boden des deutschen Lebens gesetzt hat, stellt er sich in der Morgenröthe einer neuen Zeit auf die Sternwarte der Entwickelungsgeschichte der Menschheit. Und wie er da oben steht, schweben Ahnungen über Ahnungen in farbig glänzenden Gewändern heran und schwellen und erfrischen sein Herz ꝛc." Gönnen wir dem Verf. diese Anschwellung und Erfrischung; möge er so lange in seinem schönen Traume verharren, daß er darüber gänzlich vergißt, wiederum Denksteine oder Ähnliches zusammenzutragen.

Für Alle, die es interessirt, bemerken wir noch, daß Hr. Dr. Selinger k. k. Professor an der orientalischen Akademie zu Wien ist und daselbst seit 14 Jahren über Rechts- und politische Wissenschaften Vorlesungen hält. Er hat dies selbst in dem Vorwort eingestanden, für den Fall, daß Manche „den Gedanken an die Jugendlichkeit des Verf. beim Durchlesen dieser Schrift nicht los werden könnten". 28.

Graf St.-Germain,

von dem selbst Friedrich der Große sagte: „Un homme qu'on n'a pu jamais déchiffrer", ist neuerdings ein Gegenstand angenehmer Unterhaltung geworden. Öttinger, als humoristischer Schriftsteller bekannt, lebensklug und geschäftsthätig, hat in seinem „Narrenalmanach für 1844" diese „Graf St.-Germain" überschriebene Erzählung seinem hochverehrten Freunde, dem Hofrath Dr. W. Dorow in Berlin, gewidmet. Was der Herausgeber mit dieser Dedication hat sagen wollen, verstehen wir nicht recht. Der Autor widmet doch wol nur der Person, mit welcher der Geschilderte einigermaßen Ähnlichkeit hat, seine Schrift, weil sonst auch gar keine Ideenassociation stattfindet. Nun findet sich zwar in Öttinger's Erzählung, daß St.-Germain wie Dr. Dorow Freund von Autographen ist und sie lieber denn Geld annimmt, doch scheint uns dies — anderer Zufälligkeiten nicht zu gedenken — zu weit hergeholt zu sein. Sei dem nun wie ihm wolle, so mag es hier nur auf einige Bemerkungen über die Erzählung selbst abgesehen sein, die uns übrigens einen recht heitern Abend gewährt hat.

Um kritisch-literarisch zu Werke zu gehen, sei gleich anfangs erinnert, daß Öttinger seine Quellen, aus denen er geschöpft oder nicht geschöpft, mit keinem Worte angegeben hat. Wir wissen daher nicht, ob er z. B. alle vor ihm in Pierer's „Universal-Lexikon" unter St.-Germain aufgeführten literarischen Hülfsmittel, namentlich die „Memoiren der Herzogin von Nevers", die von Vulpius herausgegebenen „Curiositäten", zum Theil „Casanova's Memoiren", weiter die „Erinnerungen der Marquise von Créqui" benutzt hat; genug, wir fügen einige Bedenken, Andeutungen, Zusätze bei, die uns bei der Lecture aufgekommen sind.

S. v der Ouverture, wie Öttinger die Vorrede betitelt, drängt sich uns die Behauptung auf, daß Wilh. Müller's Gedicht ebenso wohl auf die Männer und nicht ausschließlich auf die Frauen gerichtet sei. Auch scheint Öttinger das Testament Jean Paul Friedrich Richter's an seine Goldkinder vergessen zu haben, worin er sagt: „Denkt ewig daran, die unschuldigste Liebkosung kann durch Wiederholung eine schuldige werden" ꝛc. und „Ihr armen Weiber, wüßtet ihr denn in eurem zernähten, zerwaschenen und zerkochten Leben, daß ihr eine Seele hättet, wenn ihr euch damit nicht verliebtet?" Die früher gemachte Hinweisung auf den Streit: ob die Weiber Menschen sind? (S. III der Ouverture) ist sehr dürftig ausgefallen, gerade da, wo literarhistorische Kenntnisse anzubringen am rechten Orte gewesen wäre.

S. 8. Die Erklärung von redoute durch ridotto möchten wir in Zweifel ziehen. Redoute bedeutet eine Schreckschanze, von redouter, fürchten, Furcht empfinden. Indem ein maskirter Ball dazu dient, Andere zu erschrecken, zu fürchten zu machen, scheint die dahergeleitete Erklärung viel natürlicher zu sein als jene gesuchte, wenn auch die französischen Wörterbücher immer wieder auf ridotto zurückkommen.

S. 8. „Über das sogenannte Galante Sachsen", ein unter diesem Titel erschienenes und verbotenes Buch, obschon es in französischer Sprache, mehrmals auch in deutscher erschienen ist, sind so viel widersprechende Ansichten vorhanden, daß es wol der Mühe lohnte, wenn ein kräftiger Literarhistoriker dieselben zusammenstellte und einer genauen Prüfung unterwürfe.

S. 10. Die Bemerkung über die Liebe der Väter zu unehelichen Kindern scheint uns sehr richtig zu sein, und ihren Grund entweder in der Dummheit oder in dem Bestreben, als ehelicher Vater zu erscheinen und dies durch besondere Liebe zu beweisen, zu haben. Wir gehen noch weiter und behaupten, daß oft Väter die Kinder, die ihnen durch Ehebruch der Ehegattin geboren sind, mehr lieben als die mit ihr selbst erzeugten. Die Psychologen oder auch Physiologen mögen dies Räthsel erklären.

S. 42. Wenn einmal in solche Novelle oder Erzählung literarische Bemerkungen eingestreut werden sollen, was wir übrigens nicht billigen können, so müssen sie möglichst genau geliefert werden. Was über die Mnemonik gesagt ist, bedarf manchen Zusatzes; wir verweisen nur auf Graf Mailáth's „Mnemonik" (1842) und Reventlow's „Lehrbuch der Mnemotechnik" (Stuttgart 1843), früherer Werke in dieser Beziehung nicht hier zu erwähnen.

S. 69. Auch was über den Ewigen Juden und die ihn betreffenden Schriften, sie mögen nun eine falsche oder richtige Tendenz gehabt haben, hier gesagt ist, bedarf mancher Berichtigung. Hier hätte sich Öttinger, wenn er einmal mehr geben wollte als erfoderlich, genauer umsehen wollen. Büchertitel allein machen die Sache nicht wichtig!

S. 101 ist uns aufgefallen, daß zur Zeit der Pompadour Ecarté gespielt worden sein soll. So wenig wir in der Geschichte der einzelnen Spiele bewandert sind — vielleicht daß der Herausgeber des „Narrenalmanach" auf nächstes Jahr uns einige literarische Nachweisungen hierüber mittheilt —, so haben wir immer geglaubt, daß dies Spiel erst seit etwa 40 Jahren entstanden sei.

S. 110. Was hier über die Meinung, ob es rathsam sei, zu heirathen oder nicht, gesagt ist, empfehlen wir, wie

S. 180 das über Küsse Gesagte allen heiraths- und kußlustigen Leuten beiderlei Geschlechts, wollen ihnen aber später vielleicht noch mehres darauf Bezügliche ans Herz legen, da Herr Öttinger das Füllhorn seines Wissens noch nicht geleert zu haben scheint.

Was S. 138 über Kabbala zusammengestellt ist, verdient um so mehr Beachtung, als wir uns schon früher erfolglos nach einiger Literatur hierüber umgesehen haben.

Doch nunmehr: Manum de tabula! 97.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 29. —— 29. Januar 1844.

Ludwig Achim's von Arnim sämmtliche Werke. Herausgegeben von Wilhelm Grimm. In zwölf Bänden.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 28.)

„Berthold's erstes und zweites Leben“ — so ist der vor uns liegende erste Band der „Kronwächter“ betitelt — umfaßt in drei Büchern 24 Geschichten oder Abschnitte. Wir versuchen einen gedrängten Auszug, um dem Leser einen ungefähren Begriff davon zu geben, welch reiche Fülle von wechselnden Scenen, Charakteren, Anschauungen in rascher Aufeinanderfolge hier zusammengedrängt ist, welch verschiedene Elemente der über unerschöpfliche Schätze der Phantasie und des historischen Wissens besonders auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte und des nationalen Lebens gebietende Dichter hereinzuziehen wußte.

Erstes Buch. Auf dem Wachtthurm am augsburger Thor zu Waiblingen sitzen in der Neujahrsnacht der neugewählte Thorwächter, der alte Soldat Martin, jüngst aus den italienischen Kriegen zurückgekehrt, mit der ihm heute anvermählten Frau Hildegard und ihrem beiderseitigen Freunde, dem Rathsschreiber Berthold. Frau Hildegard hat als Witwe des verstorbenen Thurmwächters, wie der in weinseliger Laune heimtaumelnde Bürgermeister, Herr Staller, dem Voigt des Grafen von Wirtemberg, Herrn Beix, erzählt, den Nachfolger ihres verstorbenen Gatten gewählt, obgleich sie den Berthold lieber gehabt, weil sie, wie der Witz sagte, auf dem Thurm zu stark geworden, um die enge Wendeltreppe heruntersteigen zu können. Gemüthlich und vertraulich, alter Zeiten denkend, sitzen die Drei beisammen; Martin prophezeit und wünscht der Hildegard den Berthold zum dritten Mann, wogegen sich jedoch diese Beiden sträuben; indessen willigt Berthold ein, oben bei dem betagten Paare zu bleiben und ganz mit ihnen zusammenzuleben. Gar anschaulich und artig wird nun hier sowie nachher öfters das bescheidene Stillleben auf dem Thurm geschildert. In dieser Nacht kommt unten am Thor ein Reiter an, welcher etwas in den herabgelassenen Eimer legt und heraufschreit: „Nimm das, was im Eimer liegt, zum Hochzeitgeschenk, sei eingedenk deines Schwures, kein Thurm ist zu hoch, kein Grab zu tief für Gottes Richterschwert und für unsern Pfeil!“ Von dem Schwur hat der alte Martin selbst schon gemurmelt, und sich daran gemahnt, wenn ihm ein Wort entschlüpft ist davon, daß er bei den Kronwächtern gedient hat. Wie Martin den Kasten, den er im Eimer heraufgezogen, ins Zimmer trägt, brummt er: „Wäre ich nur nie bei den alten Mördern gewesen!“ Der Kasten enthält unter einer Pelzdecke einen kleinen Knaben, der auf einem Todtenschädel, halb mit einem weichen Kissen bedeckt, ruht und schläft. „Ha, er hat das Zeichen!“ ruft Martin. Bei dem Kinde finden sich fünf wunderseltene Goldgülden, mit dem Stempel des letzten Schwabenherzogs Konradin. Die beiden Männer sprechen jeder die Vatersorge für das Kind an; mittlerweile springt die Ziege daher, deren Zicklein zum Hochzeitbraten geschlachtet worden, und tränkt das Kind. Mit ungewohnter Wehmuth betrachtet der rauhe Martin das Kind, das er aufziehen darf zum Ersatz so Vieler, die er erschlagen im Dienste seiner Herren, die er nicht gefragt, ob sie ein Recht hätten zum Blutvergießen. Erst vor sechs Monaten habe er einen herrlichen jungen Ritter erschlagen, schön wie eine Jungfrau, daß er sich gern selbst hätte den Hals abschlagen lassen, ihn zu heilen. Mit Abscheu habe er da den Kronwächtern den Dienst aufgesagt. Die schicken ihm jetzt das Kind, das jenem Ritter gleiche. Das etwa halbjährige Kind wird getauft, und zwar nach Berthold, der es in die Kirche trägt, mit seinem Namen. Im Thurme daoben wird für Berthold, den Rathsschreiber, ein Theil der Stube durch eine Lattenwand abgesondert und mit der von ihm selbst in frühern Jahren verfaßten Chronik der Stadt Waiblingen verklebt. Da kommt die Rede auf die alte Größe und Bedeutung der Stadt, wo Kaiser Friedrich Barbarossa einen prächtigen Palast gebaut, gleich dem von Gelnhausen, der aber jetzt verschwunden. Die Chronik hat der Bürgermeister kürzlich im Zorn vor die Thür geworfen, weil er darin die Nachricht gefunden, daß eine Jungfrau seines Geschlechts einem Löwen, der in die Stadt gelaufen und viele Menschen erwürgt, sich vermählt und einen jungen Löwen geboren habe. Der alte und junge Löwe seien dann fortgezogen und die Jungfrau habe sich vor Gram in die Rems gestürzt. Martin verwundert sich, daß die Geschichte

wahr sei, die er den Kronwächtern nie glauben wollen; von den Löwen seien dann viele Menschen abgestammt, d. h. von ihren gelben, lockigen Haaren seien sie Löwen genannt worden, auch von ihrer Stärke und königlichen Abkunft, erklärt Berthold. Der Feind des Barbarossa habe Heinrich der Löwe geheißen; „kein Stamm geht unter, aber erst wenn feindliche Stämme sich innerlich versöhnen und verbinden, wird der Friede kommen auf Erden." Ein plötzlich hereinbrechendes Dunkel, wie eine Sonnenfinsterniß, mahnt den Martin, daß er zu viel gesagt, und füllt sein Herz mit trüben Ahnungen für sich und für die Stadt. Der Knabe wächst fröhlich heran unter der Obhut seiner kinderlos bleibenden Pflegeältern; Hildegard besorgt ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit, Martin erheitert sich durch den Anblick des Knaben und schnitzt ihm Stöcke und Degen, und Berthold lehrt ihn frühe lesen und schön schreiben. Nur meint Martin, der Junge werde zu nichts in der Welt taugen und die beste Zeit seines Lebens in der Einsamkeit verlieren. Im zwölften Jahre führt der alte Berthold seinen kunstfertigen Schüler dem Bürgermeister zu, der über seine Geschicklichkeit wohlgefällig erstaunt und ihn seiner Tochter Apollonia, etwa ein Jahr jünger als Berthold, vorstellt, ihr die List des Rathsschreibers erzählend, der dem Knaben eingebildet, die Stadt habe ihn schon zum Unterschreiber angenommen, und ihm so Lust zur Arbeit gemacht; über welche Entdeckung der Knabe vor Beschämung weint und schluchzt. Nun wird er aber in der That dem alten Berthold adjungirt. Mit altem grünem Tuch, einem Geschenk des Bürgermeisters, gehen sie zum Schneidermeister Fingerling, und der Knabe betrachtet aufmerksam dessen Gebahren mit der Schere; er bedauert, daß das schöne Tuch so zerschnitten werde, und Meister Fingerling räth ihm, ein Tuchhändler zu werden, was dem jungen Berthold sehr einleuchtet. Martin, wie er seines Pflegsohns Anstellung vernimmt, brummt: „Sie haben ihn ganz aufgegeben und vergessen." Schmerzlich fühlt er nun des Knaben tägliche Abwesenheit auf dem Rathhaus; etwa nach Jahresfrist vertraut er, ungeduldig auf ihn wartend, der Frau Hildegard die Wacht an, um ihm entgegenzugehen. Endlich kommt der Knabe, den der Alte mit seinen täglich dunkler werdenden Augen kaum erkennt, aber nicht von der Seite des Rathhauses, sondern von der wüsten Brandstätte her, wo vor Jahren ein Theil der Stadt vom Feuer verzehrt wurde. Statt die Neugier des Alten in Betreff eines Processes zu befriedigen, schwatzt ihm der Knabe von dem Palast des Barbarossa, wovon er so oft in der aufgeklebten Chronik gelesen, und den er heute, der ihm entflogenen lahmen Elster nachkriechend, in Trümmern zwar, aber doch noch mit prächtigen Überbleibseln, aufgefunden. „Das Haus ist mein", ruft der Knabe, „ich will es ausbauen und will den Garten reinigen. Komm mit, Vater, sieh es an! Du wirst sie alle wieder kennen in den Steinbildern, unsere alten Herzoge und Kaiser, von denen du mir so viel erzählt hast." Sie gehen auf den Platz; „so seltsam rufen sie die Ihren!" brummt Martin vor sich hin, aber der Knabe findet nicht mehr, was er zuvor gesehen, und der Alte, der mit ihm gesprochen und ihn ermuntert, das Haus auszubauen, ist verschwunden. Dem Martin geht das Herz auf und er sagt: „Ich bin hier eingesetzt, dich Berthold, den Abkömmling der Hohenstaufen, zu erziehen, dir den Gebrauch ritterlicher Waffen zu zeigen und dein Schwert zu wetzen." Dann beginnt er mit tiefem Tone zu singen, was er sonst nie gethan, ein langes Lied von einem wunderbaren, schwer zugänglichen, unheimlichen Schloß, „im See, auf Felsenspitzen", wo „auf einem Löwen des letzten Grafen Sohn sitzet". Wie er das Lied vollendet hat, ruft ihm eine zürnende Stimme aus dem Gebüsch zu: „Du kannst nicht schweigen; zum drittenmal hast du den Schwur gebrochen!" und ein tödtlicher Pfeil durchbohrt sein Herz. In bitterm Jammer erwacht der junge Berthold aus seiner ersten Bewußtlosigkeit, der alte Berthold findet ihn und die Leiche. Verdacht fiel auf Berthold wegen des Mordes, aber ein Schreiben vom Freigericht entledigt ihn desselben. Frau Hildegard nimmt die Todesbotschaft sehr gefaßt auf; der alte Berthold übernimmt das Thürmeramt, der junge die Schreiberei, und bald verlobt sich Frau Hildegard mit dem dritten Bräutigam. Der junge Berthold, den Martin tief betrauernd, genießt nun mehr Freiheit, die er dazu anwendet, den entdeckten Garten am Palast des Barbarossa hübsch einzurichten. Aber der herrschaftliche Stadtvogt wird auf die Reste des alten Palastes aufmerksam und bietet sie zum Verkauf aus. Der junge Berthold ist untröstlich, wie die Bürger den Platz sich besehen. Da fallen ihm die fünf Goldgulden ein; er bietet sie, Niemand bietet mehr, bis endlich eine wohlbekannte Stimme einen Gulden mehr bietet. Er sieht auf und erblickt den Alten, der ihn auf den Trümmern herumgeführt hat; er hält diesen für den Mitbietenden, aber dieser enttäuscht ihn, redet ihm zu, mehr zu bieten als Fingerling, und für sieben Gulden wird ihm der Platz zugeschlagen. Er erlegt fünf, ohne Hoffnung, die fehlenden zu bekommen, aber der Alte in dem prächtigen Mantel zeigt ihm im Traum einen Schatz, in seinem Garten. Dort findet er auch Apollonia, die aus seinen Blumen sich einen Kranz gewunden. Er hat sie vom Rücken gesehen, sie zornig angeredet, und sie hat ihm mit einem Vorwurf den Kranz an den Kopf geworfen und ist eilig aus dem Garten geflohen. Bei dem Schatz hat Berthold auch ein etwas verrostetes Gürtelmesser gefunden, dessen Griff einen Drachenkopf bildet. Der Kaufbrief wird ausgefertigt. Apollonia zeigt ihm, als er mit dem zierlich geschriebenen Gedichte zur Feier ihres Namenstags, das der Vater bestellt, und mit einem Korb Blumen kommt, ein versöhntes Gesicht, und er wird im Hause des Bürgermeisters mit Wein und Kuchen regalirt, auch von den Töchtern des Voigts aus Stuttgart gar wacker gefoppt und aufgezogen. Ihm wächst endlich auch der Muth und der Kamm; es kommt zu einer Balgerei, und während der

Thorheiten tritt der Bürgermeister ein, sieht ihn eben Apollonia derb abküssen und jagt ihn mit einem derben Fußtritt fort, ihm das Haus verbietend und den Dienst aufkündigend. Trostlos und wie von Sinnen eilt er zuerst nach seinem Garten, und dann, mit dem Schatz, auf den Thurm.

Zu dem Tiefgedemüthigten und seinen Pflegeältern kommt noch in der Nacht Fingerling und macht ihm den Vorschlag, in Gemeinschaft eine große Tuchmacherei anzulegen, zu welchem Behuf er jenen Platz habe ankaufen wollen; auch will er ihn an Sohnes Statt annehmen. Berthold willigt ein, denn ihn tröstet die Hoffnung, als großer Kaufherr doch noch Apollonia zu gewinnen. Ein gewaltiger Bau wird aufgeführt, nach dem Plane von Berthold. Das Geschäft beginnt, und bald fährt ein Wagen mit Tuch nach Augsburg. Das Glück und der Ruf der Unternehmer steigt. Der alte Berthold legt sein Thürmeramt nieder, nachdem er eine starke Winde eingerichtet, um Frau Hildegard sicher vom Thurm herunterzulassen. Ein Fremder unterhält den jungen Berthold von der edeln Maurerkunst und redet ihm zu, selbst Maurer zu werden, was dieser jedoch, weil der Rath nunmehr zu spät komme, ablehnt. Aber mit größtem Interesse hört er dem Fremden zu, und führt ihn zum Prior, welcher den Bau der Klosterkirche besorgt. Der Prior, ein wunderlicher Mann, empfängt sie mit Freuden und bewirthet sie tüchtig. Mittlerweile ist die Äbtissin des Nonnenklosters, in welchem Apollonia und die Töchter des Voigtes erzogen werden, mit diesen und den sämmtlichen Schwestern in der Nacht in die neue Klosterkirche gewandert, um zu versuchen, ob die Stimmen unter dem steinernen Gewölbe so gut klingen würden als unter der hölzernen Breterdecke. Darüber hatte sie nämlich mit dem Prior Streit gehabt, und diesen Streit zu schlichten war der Baumeister aus Strasburg gekommen. Beim Heimgehen hören sie den Gesang in der Kirche, schleichen hinein und sehen die entschleierten Frauen; auf der höchsten Stufe des Altars Apollonia mit einem Lamm. Die Frauen werden ihrer ansichtig, fliehen bestürzt und schließen Apollonia, welche aufgehalten worden ist, aus. Diese, von den Männern gefunden, wie sie betäubt niedergesunken, glaubt ihren Ruf und ihres Vaters Liebe für immer verloren. Leute nahen; da führt der Baumeister die Betrübte fort, um sie zu einer fremden Frau von gesetztem Alter zu bringen, die einen Sohn suche und gewiß an dieser Tochter Freude finden werde, einer Bürgerin aus Strasburg. Die wohlwollende Frau nimmt Apollonia auf; sie wisse Alles schon, sagt sie; Geheimnisse seien ihre Freude. Ein seltsames Gelübde verpflichtet sie, den Tag zu meiden, das Antlitz der Sonne nie aus Absicht wieder zu sehen, dies hat sie gelobt an dem Tage, wo sie Mann und Sohn in einer Stunde verloren durch die verfluchten Kronwächter. Sie steckt einen goldenen Ring an Apollonia's Finger mit den Worten: „Den behalt' so lang, bis dir Einer lieber ist als du dir selbst!" Über Berthold's Gesicht bemerkt sie, sie könne es nicht ansehen ohne zu weinen. Am Morgen soll der Prior Apollonia ins Kloster zurückführen. Sie bleiben die Nacht, bei köstlichem Weine, bei der Frau, die von ihrem Schicksal erzählt.

Sie ist einst, so erzählt sie, ein recht wildes Mädchen gewesen; kein Fürsten- und Grafensohn Schwabens schien ihr und ihrem Vater ihrer Hand würdig; aber statt aller der kühnen Abenteurer, ward ihr ein stiller Spinner und Weber zu Theil, — zwar auch ein tapferer Ritter, aber den eingeborene Lust und Einsamkeit veranlaßt, bei solchen Beschäftigungen Geduld zu lernen. In kunstreich gewirkten Teppichen hatte er ihr seine Neigung entdeckt; er hatte sie seine Kunst gelehrt, und über dem Lernen war ihre Liebe gereift. Sie wirkten und webten miteinander ein Bild, welches die Vorbedeutung ihrer Verbindung war; wie in dem Gewebe, so fand sie sich eines Tages in der Wirklichkeit im Walde von einem goldenen Netze gefangen, das der Ritter über sie geschlagen und dessen Enden an eine goldene Krone befestigt waren. Er hatte den Auftrag ihres Vaters, die lang bewahrte Krone der Hohenstaufen zu rauben, und durch deren Überlieferung seine Versöhnung mit dem Kaiser zu machen, erfüllt, und die Krone war in seiner Gewalt. Der Raub der Krone von der Kronenburg wird ausführlich erzählt; sie gehörte ihm durch seine Geburt, durch seinen Muth errang er sie, und zugleich ein Kind, das er aus den Klauen eines Löwen, den er erstach, rettete. Aber auf der schwindelnden Höhe, wo er endlich die Krone fand, war die oberste Stufe so schmal, daß er beim Umwenden die Krone oder das Kind mußte fallen lassen, wenn er nicht mit beiden hinabstürzen wollte. Daß er das Kind hinabschleuderte, war nicht seine Wahl, es geschah, ehe er wählte; er hätte es gern mit seinem Leben errettet. Von namenloser Qual wurde er gepeinigt, daß er sein reines Leben mit dem Morde des Kindes befleckt habe. Aber der Vater war entzückt über die gewonnene Krone, und vermählte ihn bald mit seiner Tochter, zum Lohn für seine That. Da schien sein Gram zu weichen; aber wie sie ihn mit der Hoffnung erfreute, Vater zu werden, da trat es ihm schwarz in die Gedanken, die Kronwächter möchten sich an seinem Kinde rächen. Sie ließen sich als Bauersleute verkleidet im tiefsten Walde ihres Vaters nieder, und dort gebar sie einen Sohn; nichts fehlte ihrem Glücke. Aber eines Tages hörten sie den Huf eines Rosses durch den Wald schallen; es war ein alter Mann, dessen sie sich aus Mitleid annahmen; der Ritter unterhielt sich mit dem Alten, der sich Martin nannte — er nahm ihn und seinen Herrn, den Ritter v. Golm, der sich verirrt hatte, auf; der Ritter war grämlich und schien argwöhnisch; ein Brand brach in der Hütte aus; sie eilten hinaus mit dem Kind und der versteckt gehaltenen Krone — sie suchten ihre andern Sachen zu retten, und mittlerweile ritt der Ritter, laut und höhnisch lachend, mit Kind und Krone davon. Der Vater eilte den Räubern nach, und sank unter dem Schwerte des Reisigen Martin. Sie wußte nicht,

war es Wirklichkeit oder Traum, daß sie dem Geliebten, der mit gespaltenem Haupte vor ihr stand und sie um ein letztes Andenken bat, den goldenen schön geschuppten Trauring in die Wunde gedrückt. (In dem Schädel, der dem Thurmwächter geschickt worden, sah man etwas Glänzendes, was dieser nicht genauer untersuchen mochte.) Sie ward sinnlos gefunden; erst im Hause des edeln Baumeisters lernte sie wieder denken und that das Gelübde, das Tageslicht zu meiden, bis sie den Sohn oder den Geliebten wieder gefunden. Über diese Erzählung hatte sich der junge Berthold so entsetzt, er hatte geweint und die Farbe gewechselt, daß die Frau ängstlich ihn fragte, was ihm fehle, worauf er sich Erlaubniß erbittet, ins Freie zu gehen, um sich zu erholen und ihr etwas höchst Wichtiges zu bringen. Er eilt nach Hause, sucht den Kasten mit dem Schädel, den er lange nicht findet, und achtet kaum auf die Sorgen der guten Hildegard, welche sich um ihren Gatten Berthold kümmert. Er ist zum Bürgermeister gefodert worden, weil sie sich an dessen Abgesandtem vergriffen und ihn gehöhnt hatten, und noch nicht wiedergekommen. Ihr Vorwurf erweicht ihn, er sucht sie zu trösten, vertraut ihr Alles, was er erfahren, und die gute Alte weint und segnet die Wege der Vorsehung, obgleich sie sich zurücksehnt in ihren stillen Thurm. Sie deutet auf den Wandschrank, da findet Berthold den Schädel, und der Ring, ein Verlobungsring, springt heraus, wie er ihn ergreift.

Mit diesen Wahrzeichen eilt er zu der edeln Fremden zurück, die ihn tiefgerührt als ihren Sohn erkennt. Aber jetzt erwacht auch wieder ihre Furcht vor den Schrecklichen, „in deren Gewalt sein Geschlecht seit Jahrhunderten zwischen der Hoffnung unerreichbarer Herrlichkeit und der Furcht eines gewaltsamen Sturzes ohne Boden, ohne Himmel schmachte". Sie heißt ihn den Ring bewahren, ihn nicht leichtsinnig verschenken, bis er eine Jungfrau finde, die ihm noch über das theure väterliche Andenken gehe. Er sieht Apollonia bedeutsam an, die jedoch vorher ihre Sehnsucht nach dem Kloster ausgesprochen, und die Mutter wollte schon die Ringe wechseln; da scheint die Sonne durch das Fenster und wird von der ihres Gelübdes ledigen Frau freudig begrüßt. Jetzt aber wird das Haus von bewaffneten Bürgern umstellt, der Bürgermeister drängt sich herein und sucht die Fremde „im Namen seines Grafen!" Da führt ihm der Baumeister die zitternde Apollonia entgegen. Er nimmt sie beim Arm, Berthold will sie zurückhalten, aber sie entzieht ihm in der Angst die Hand. Ein unerklärliches drückendes Gefühl lastet auf Allen, daß sie unentschlossen, gelähmt sind wie im Traum. Zugleich bricht ein entsetzlicher Sturm aus, von allen Seiten verlangt man nach dem Bürgermeister, der mit seiner Tochter sich entfernt. Auch der Baumeister reist ab, nachdem er eine Kette um den Hals, die er von der Fremden trug, zerrissen und ihr zurückgegeben, und mit ihm gehen die meisten der Leute, die sie als die Ihren behandelt, auch der wunderliche Maler Sixt. Die Fremde beweint den Verlust des Freundes, aber sie läßt sich von ihrem Sohn in seine bisherige Heimat führen; ihn hofft sie nicht mehr zu verlieren. Frau Hildegard empfängt sie mit der Nachricht, daß der alte Thurm in dem Sturme zusammengestürzt sei, und nimmt die wahre Mutter Berthold's mit schwesterlicher Liebe auf. So schließt das erste Buch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Springerzüge auf dem Schachbrette unserer Tage von Kretschmer. Bromberg, Levit. 1843. Gr. 8. 12⅓ Ngr.

Es muß doch ein gar zu seliges Gefühl sein, ein Buch, eine Broschüre oder auch nur einen Wisch geschrieben zu haben. Hrn. Kretschmer's Name fliegt von Ort zu Ort, und der ingeniöse Titel seines Buches von Land zu Land, und das will schon innerhalb Deutschlands etwas sagen. Abgeschmackt freilich wird man Hrn. Kretschmer und seine Springerzüge überall finden; denn so tief steht die deutsche Bildung schon lange nicht mehr, daß ein so herzloser Sklavenwitz und ein so zerfahrener sogenannter Liberalismus gefallen könnten. Eine Probe (S. 39): „11. Policei. Es ist jetzt ziemlich allgemeine Sitte, über die Policei zu skandalisiren und direct wie indirect zu bemerken: wir Deutschen hätten zu viel Policei. Mag dies auf das übrige Deutschland passen, obgleich ich versichern kann, daß mir, außer in den östreichischen Ländern, nirgend durch die Policei Umstände, Verzögerungen oder sonstige Unbequemlichkeiten" u. s. w. Was!! Nur ein Philister sieht den Staat und seine Institutionen blos vom Gesichtspunkte der Bequemlichkeit und Unbequemlichkeit an: und ein solcher Philister wagt sich hervor, um auf die öffentliche Meinung zu wirken!? 42.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 30. —— 30. Januar 1844.

Ludwig Achim's von Arnim sämmtliche Werke. Herausgegeben von Wilhelm Grimm. In zwölf Bänden.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 29.)

Das zweite Buch führt uns Berthold nach Verfluß von etwa dreißig Jahren wieder vor. Er hat seinen großen Bau vollendet, hat das Haus auf das Beste schmücken lassen von den einheimischen Künstlern der Stadt, und über der Hausthür ist die Mutter Gottes mit dem Kinde auf die Wand gemalt von dem alten Maler Fischer, der aus Schreck gestorben, daß er sie so bleich und hinfällig dargestellt. Aber Berthold selbst fühlte sich „allmälig absterbend dem Fleisch und auflebend im Geiste". Reich und geehrt, war er ohnmächtig und siech geworden, und mochte oder konnte kaum sein Zimmer verlassen, wo er sich allein zufrieden und beglückt fühlte in der Erinnerung seiner Jugendtage. Die Jahre brannten tief in sein trauerndes Herz, er dachte der vielen verlorenen Zeit, der vielen geleerten Medicinflaschen und wie er weder in Ehre noch Minne etwas gethan, obwol er in seiner Stadt Bürgermeister geworden. Mit Sehnsucht dachte er der verschollenen Apollonia, die er nur jenseit des Grabes wieder zu finden hoffen durfte. Der Maler Sixt kommt, malt Berthold, und erzählt ihm, der Baumeister sei vor zwanzig Jahren, an einem Tage mit seiner Mutter, gestorben. Berthold erzählt ihm die Ursache seiner Kränklichkeit; er hatte auf das Geheiß seines Pflegevaters Berthold, der im Gefängniß saß, eine von diesem aufgesetzte Anklage wegen Betrugs gegen den Bürgermeister eingegeben, welcher, hiervon unterrichtet, mit seiner Tochter entwichen sei. Vor Schrecken darüber habe er einen Blutsturz bekommen und sieche seit der Zeit verkümmernd hin, in seinem Herzen vernichtet. Von Apollonia habe er nichts mehr, aber von dem Bürgermeister Das erfahren, daß er abwechselnd mit den Kronwächtern und mit den Städten heimliche Verbindungen gehabt, um die Stadt reichsfrei zu machen. Trotz seiner Schwachheit war er zum Bürgermeister gewählt worden, und mit der Stadt wie mit seinem Gewerbe war es wunderbar vorwärts gegangen. Der Maler Sixt meint, der Doctor Faust aus Kindlingen, der mit ihm reise, könne ihn gewiß heilen, und eilt diesen zu holen, während der Kranke sich über sein Bild entsetzt. Faust kommt und verspricht, durch Eingießung frischen, kräftigen Bluts ihn zu retten und zu heilen. Solch überkräftiges Blut hat der in wilder Phantasie daliegende Malerknabe, der starke Anton; dieser wird gebracht; seine Augen glühen und seine feurigen Wangen glänzen; die Transfusion des Bluts wird vollzogen, Faust mit einer goldenen Kette belohnt, Berthold will den starken Anton, gegen den er eine unsägliche Zärtlichkeit spürt, an Kindesstatt annehmen; Doctor Faust macht auch Anspruch auf ihn, aber der Maler Sixt erklärt, den ihm von hoher Hand anvertrauten Knaben nicht herausgeben zu wollen. Berthold erholt sich nach tüchtigem Schlafe und fühlt sich wie neugeboren, sodaß Frau Hildegard sogleich ihm eine Heirath vorschlägt, worauf er bekennt, daß eine Heirath ihn sehr glücklich machen könnte, wenn er eine zweite Apollonia auf Erden fände. Gesund erwacht er am andern Tage; mit frischer Lust ergeht er sich jetzt in dem Waffensaal, seinem Lieblingsort im Hause, wo er viele Waffenstücke und andere Alterthümer, auch seltene Handschriften mit Hülfe des ihm treu ergebenen Meister Fingerling, aber zum Verdruß der Frau Hildegard, zusammengebracht hat. Bald wird er traurig und entdeckt dem treuen Fingerling seine Sehnsucht, auch einmal in die Welt hinauszureiten, nunmehr er Kraft in sich spüre; er wünscht etwas Ritterliches zu thun. Nach einigen Übungen im Reiten und in Führung der Waffen begibt er sich nach Augsburg, wo der ritterliche Kaiser Maximilian einen Reichstag ausgeschrieben, der alle Handelsleute aus Schwaben zusammenführen werde. Unter den ängstlichen und abmahnenden Klagen der doch Alles sorglich zurüstenden Frau Hildegard reitet Berthold mit Fingerling nach Augsburg. Dort, nach mancherlei Zufällen, vom Glücke begünstigt, gewinnt Berthold die Liebe einer schönen augsburger Jungfrau, Anna Zähringer, der zu Ehren er ein Gesellenstechen mitmacht, wobei er den Preis davonträgt. Mit des Kaisers Schreiber, Marx von Treitsauerwein, unterhält er sich über den Kaiser, seine Regierung, die Aussichten und das Schicksal Deutschlands. Anna's Mutter warnt sie, einem so viel ältern Manne sich zu verbinden, aber die Neigung und das Vertrauen überwiegt, und beim Aus-

tausch der Ringe kommt es an den Tag, daß die Mutter Anna's Berthold's verlorene, lang beweinte Apollonia ist, die in Noth und Verlassenheit einen Lanzknecht in Augsburg geheirathet hat, welcher längst davongegangen ist. Ein anderer Werber, der Schlächter Kugler, wird abgewiesen, aber dafür verspricht ihm Berthold ein recht großes und starkes Mädchen, wie er es für seine Schlächterei brauche, in Waiblingen zu schaffen. Mit Kunz von der Rosen hat Berthold ein Gespräch bei dem großen Tanz in Augsburg, und ist auf dessen Betrieb Luther zur Flucht behülflich, der auch dem Brautpaar seinen Segen gibt. Auch zum Kaiser selbst wird Berthold beschieden, der durch ihn Aufschlüsse zu erlangen hofft über wichtige Angelegenheiten und Geheimnisse. Schon lange gehe die Sage von Sprößlingen der Hohenstaufen, die in einem unzugänglichen Schlosse der Zeit warten, den Kaiserthron zu erstreiten. Es sei zu vermuthen, daß der Bauernaufruhr, im J. 1514 bei Beutelsbach in der Nähe von Waiblingen vom armen Konrad angestiftet, eine Beziehung habe auf Konradin von Schwaben; Berthold solle ihm nun Kundschaft einzuziehen suchen, namentlich auch, ob der Papst nicht auch die Hand im Spiele habe. Alle reisen jetzt nach Waiblingen zu der überraschten Frau Hildegard. Aber zwischen der Mutter und Tochter, Apollonia und Anna, entsteht einige Eifersucht; Frau Hildegard veranstaltet, daß Apollonia in das Nachbarhaus ziehen soll; aber die beiden Häuser sind durch ein Gäßchen getrennt, und nur durch das Zubauen der allgemeinen Straße kann eine Verbindung zwischen ihnen hergestellt werden. Auch vermißt Apollonia einen Brunnen, und Berthold beschließt, das Sträßchen zu schließen und zwischen beiden Häusern einen gemeinschaftlichen Brunnen graben zu lassen, obgleich sein Gewissen ihn von dem Unrecht gegen seine Mitbürger abmahnt und er auch die ehrwürdige Scheidewand des Hohenstaufenpalasts durchbrechen muß. Der wieder angekommene Doctor Faust empfiehlt ihm das fleissige Trinken frischen Wassers, und dieser Rath, verbunden mit Apollonia's Bitten, überwiegt seine Bedenklichkeiten.

Wirklich wird der Bau des Brunnens angefangen, trotz des Mismuths der Zünfte über solche Eigenmächtigkeit, und Berthold ist ganz und gar von dieser Sache eingenommen. Währenddem durchmustert seine Braut das Haus, findet in einer Bodenkammer in einem Kasten ein türkisches Messer mit einem Drachengriff und einen ledernen Beutel, und eignet sie sich heimlich, trotz des Abredens der Hildegard zu, selbst im Stillen ihres Unrechts sich bewußt. Berthold wird von verschiedenen Vorfällen unangenehm berührt, Unglücksfälle ereignen sich beim Graben des Brunnens; ein ihm von Martin Luther mit seinem Paß, auf welchem dieser von Augsburg entflohen, zugesandter Bergmann wird verschüttet und nicht mehr gefunden; auch vom Kaiser kommt traurige Nachricht, daß er immer schwächer und mismuthiger werde, daß er viel von den Kronwächtern vernommen und lächelnd geäußert habe, daß er sich gerade an den Unrechten gewendet, da Berthold wol selbst zu ihnen gehören möge. Der in der Stadt anwesende Doctor Faust führt in der Trunkenheit seltsame Redensarten: Berthold lebe nur durch fremdes Blut, das er in den Adern habe und wie ihn Berthold, als Bürgermeister, wegen seines ärgerlichen Lebens aus der Stadt führen läßt, so droht er, den Anton erstechen zu lassen, worauf Berthold auch alsbald des Todes sein werde. Indessen ward am Abend vor der Hochzeit der Brunnen fertig und war ein herrliches Kunstwerk. Wie Anna, Apollonia, Hildegard und Berthold dort in der Kühlung sitzen, gewahrt Anna einen alten Mann in rostiger Rüstung, und fragt Berthold erschrocken, wer der Fremde sei, der einen Kasten heranschiebe, wobei ihm noch Mehre helfen, alle mit solchen steinernen Gesichtern? Frau Hildegard flüstert Berthold zu, er solle gehen, es sei einer der Kronwächter, den sie schon oft abgewiesen habe. Aber Berthold fühlt einen Muth in sich und stellt den Mann zur Rede; dieser nennt sich Kronenhelm, er sei Ehrenhalt auf dem Schloß Hohenstock, „habe im Zweikampf Sonne und Schwerter gemessen, besprochene Waffen losgesprochen, die Hexerei mit ritterlicher Ehre gebrochen, kann blasen auf dem Ehrenhorn hoch und tief, und wenn einer sieben Jahre schlief, ich weck ihn und schreck ihn; doch wenn einer lustig ist, bin ich auch ein guter Christ, und zu eurem Polterabend komme ich über die Haide trabend, euch Gruß zu bringen, eure Hand zu schwingen, Geschenk und Gaben die sollt ihr haben, buntes Glas wie bald bricht das, drum nehmt's wohl in Acht, es hat's ein Vorfahr gemacht. Seht her, seht hin, seht die Sonne darin, wie's flimmt, wie's flammt, Alles vom Lichte stammt." So übergibt er ihm prächtige, längliche, oben als Spitzbogen geschnittene bemalte Glasfenster, die Berthold für Geschenke der Frauen hält und ihnen dafür dankt, worauf sie einander verwundert anstaunen. Der Ehrenhalt lacht über den Irrthum, und erklärt ihm, es sei dies das erste Geschenk, womit ihm die Kronwächter ein Zeichen ihres Vertrauens geben. Berthold ladet ihn zu seiner Hochzeit, weist aber auf die an seinem Vater und an Martin begangenen Greuel scheltend hin. Der Ehrenhalt weist die Vorwürfe zurück und spricht warnende Worte. „Lernt euch selbst fürchten! Als euer heiliges Geschlecht herrschte, gab es ein reines, keusches Rittergeschlecht, aber die jetzt den Namen tragen, sind es nicht. Die echten Ritter sind vom harten Geschick geschlagen und geprägt, ihr Sporn ist die Treue und ihr Schwert der Glauben an das ewige Bestehen der Geschlechter und daß dieselbe Herrlichkeit aus dem Stamme immerdar wiedergeboren werde ... Aber ihr müßt noch ausschlafen von eurem Siechthum, auch wollen die Kronwächter noch nichts mit euch, sie senden euch nur eine kleine Freundesgabe, daß ihr eurer Abkunft nicht vergeßt." Sofort erzählt der Ehrenhalt auf Ersuchen Anna's ein Hausmärchen, mit dergleichen sich die Kronwächter in den einsamen Wachtstunden unterhalten. Dies Märchen ist ebenso phantastisch wie tief

rührend und gemüthvoll. Es beschließt das zweite Buch.

Das dritte Buch beginnt mit der Hochzeit, bei der es sehr laut und prächtig hergeht, aber nicht ohne Störung und Hader unter den Gästen und besonders den Musikanten. Unter diesen ist der lustige, schon ältliche Sänger des Herzogs von Baiern, Grünewald, der in Augsburg sich in Anna verliebt hat und ihr nachgezogen ist. Er wird von Berthold allen andern Sängern und Musikern vorgezogen, und als ihnen der Wein in den Kopf steigt, gibt ein Wort das andere, und am Ende kommt es zu Thätlichkeiten, Grünewald wird vor die Thür des Rathhauses, wo das Hochzeitmahl gehalten wird, hinausgeworfen. Berauscht, tiefgekränkt und trauernd, daß Anna sich heute vermähle und er nicht der Bräutigam sei, läuft er durch die Stadt, regt alle Jammertöne seiner Zither, und schüttet endlich sein volles Herz dem Malerknaben Anton aus, welcher die letzten Breter seines Malergerüstes aufschlägt, um die verblichene Mutter Gottes über der Thür von Berthold's Haus aufzufrischen. Dies hat nämlich Hildegard gelobt auf den Vermählungstag ihres Pflegesohns. Er sagt endlich: „Wenn ich so ein Glas zuviel getrunken habe, da kommt es mir immer vor, als ob ich ein Kaisersohn und einst in einem gläsernen Schlosse bei einem Löwen gewohnt habe"; worüber ihn jedoch Anton nur auslacht. Grünewald singt ein Lied, und ruft am Ende verachtend: „Das liebe Städtlein hat kaum eine Straße und auch die ist nur halb gepflastert; ich möchte hier nicht begraben sein, wenn Anna nicht bei mir läge. Anna soll leben, hoch und hoch und immerdar hoch!" Eben führt ein Fackelzug die Braut in ihr Haus; vor ihren Fenstern singt Grünewald ein schmerzlich-süßes Lied. Anton theilt sein Lager mit dem Obdachlosen. Wie Anna am andern Morgen erwacht, findet sie sich allein; aber vor dem Fenster erblickt sie zwei Beine auf einer Leiter. Ein Kopf schaut durch die sich öffnenden obern Fensterflügel herein; sie versteckt sich, sie flieht endlich, in die Decke gehüllt, ins Vorzimmer. Jetzt besinnt sie sich, faßt Muth und tritt ans Fenster, dem Meister Sixt guten Morgen zu bieten; aber ein kolossaler Mann steht auf der Leiter, von dem sie, wie sie ihn als Meister begrüßt, erfährt, daß er der Malerjunge, der starke Knabe Anton sei. Anna unterhält sich mit dem derben, lustigen Jungen, der ein Gesicht hat wie ein Engel unter dem Vergrößerungsglase; sie stärkt ihn mit einer Kanne Wein, die er, kaum dankend, leert. Sie will fortgehen; er bittet sie nur noch eine Weile zu bleiben, in der Stellung, wie ihr Kopf schlafend gehabt, bis er sein Bild vollendet, das ihr in der That sprechend ähnlich wird. Wie Anton die Leiter hinabsteigen will, gleitet sie; er hält sich am Fenster und schwingt sich hinein; Schritte ertönen; Anton bittet, ihn zu verstecken vor dem Ehrenhalt, denn der ist der Nahende; er fürchte, dieser, dem er (Anton) entflohen, möchte ihn erkennen, und dann sei er verloren. Anna schiebt Anton in ihre Kleiderkammer. Der Ehrenhalt übergibt ihr einen kleinen vergoldeten Schrank, wie ein Münster ausgedreht und geschnitten, in welchem ein schönes Muttergottesbild, im Namen des Grafen von Hohenstock, empfiehlt ihr sorgsame Pflege, falls der Himmel sie mit einem Kindlein segne, warnt sie, in ihrer Pflege und Sorge sich nicht irre machen zu lassen durch gewaltsame Zeitereignisse und nimmt herzlich Abschied. Anna, von ihrer Mutter, die mit dem Ehrenhalt gekommen, gedrängt, sie zu Berthold zu begleiten, der ihrer am Brunnen warte, wird durch Anton's Eintreten tief beschämt, und Apollonia ruft aus: „Wäre ich doch so ruhig entschlafen in dieser Nacht wie Frau Hildegard, sie weiß nichts mehr von deiner Schande, sie hat dich zum Feste geschmückt, das den lieben Sohn ihr von der Seite nahm, die Einsamkeit hat sie nicht überlebt. Hätte ich mein Messer, ich könnte dich mit kaltem Blut umbringen." Anna vertheidigt sich und Apollonia wird endlich begütigt, aber sie hat nur zu sehr ihre eigene Neigung für Berthold verrathen und eine eifersüchtige Verstimmung bleibt zwischen Mutter und Tochter. Das beabsichtigte Fest am Brunnen ist durch den Tod der Frau Hildegard gestört; Berthold ist ernst, sodaß ihm Anna Vorwürfe macht; er erzählt ihr seine sonderbaren Träume, und von dem Ansinnen des Ehrenhalts, daß er das Schloß Hohenstock besuchen solle, das ihm vielleicht bald zufalle. Er bittet sie um Rath und um Verschwiegenheit. Anna, eitel und hoffnungsvoll, räth ihm zu dem Besuch. Allerlei Verdrüßlichkeiten thun sich nun im Hause, unter dem Gesinde hervor; Eifersüchteleien erwachen und üble Nachreden; die Mutter hat die Tochter wegen Anton's in üblem Verdacht, der durch zufällige Umstände genährt wird, die Tochter die Mutter wegen Berthold's. Da kommt Anna die Auffoderung Berthold's ganz gelegen, ihn nach Hohenstock zu begleiten. Sie wollten vorgeben, daß sie Kloster-Einsiedeln in der Schweiz zu besuchen gelobt hätten. Anna fühlt dunkel, daß sie Berthold doch wol Unrecht gethan; sie will beichten — es ist Sonntag — da begegnet ihr im Garten eine hohe Frau, eine Tirolerin wie es scheint, die ihr wahrsagt, daß sie werde Mutter werden — es ist Grünewald, der es aus ihrem Anblick errathen. In einem schönen Lied preist er das Mutterglück und die in einem Kinde keimenden Hoffnungen. Das Ehepaar reist, von Grünewald und dem Ehrenhalt begleitet, nach Hohenstock; wie sie das Schloß im Gesicht haben, ruft der Ehrenhalt: „Wäre der Kaiser recht gescheit, so setzte er sich in Ruhe auf Hohenstock, würde einer der Unsern und ließe Die regieren, die dazu geboren sind. Gott gebe, daß ich der Wacht auf der Kronenburg entlassen, dort endlich in Ruhe meine Tage beschließen kann." Das große Schloß, berichtet er, gehöre Berthold's Linie, das kleinere drüben dem Grafen Rappolt, Berthold's Oheim, der meist im Kopf verwirrt sei und eine Liebschaft mit seiner Ausgeberin Itha habe, die sein Sohn nicht mehr dulden wolle. Dem Ehepaar will das Schloß nicht sonderlich gefallen; es wird ihnen halb unheimlich. Noch weniger behagt ihnen die wüste Wirth-

schaft bei dem alten Rappolt, wo eine ungehobelte Familie mit vielem Vieh in einer Stube ist. Rappolt warnt sie vor den Kronwächtern, und ebenso auch vor den Andern. Er habe von seiner verstorbenen Frau einen schönen Sohn Friedrich gehabt, der auf der Kronenburg erzogen worden; den habe ein fremder Ritter ins Wasser gestürzt; nach langen Jahren habe er Zwillingssöhne bekommen, Anton und Konrad. Die Kronwächter hätten ihm bald seinen kräftigen Anton genommen, und der sei entflohen, man wisse nicht wohin; Konrad sei ein dürrer Neidhart, werde auf der Kronenburg erzogen, wolle aber nicht mehr gut thun — und jetzt fängt der Alte an zu weinen. Sein ältester Bastard sagt ihnen, er habe einmal in seinen frühern Jahren die Kronenburg verrathen wollen, daher ihm die Kronwächter auflauern und er sein Schloß nicht verlassen dürfe. Bei Frau Itha findet Anna mehre Frauen von Kronwächtern, die sie herzen und küssen, und von ihrer Männer Thaten erzählen, wodurch sich Berthold sehr gedemüthigt fühlt und sich nach kriegerischen Thaten sehnt. Er entdeckt sich dem Ehrenhalt, der ihm Aussichten eröffnet; der Herzog von Wirtemberg solle bald verjagt werden vom Schwäbischen Bunde, dazu könne er vielleicht in Waiblingen helfen. Berthold bekommt Streit mit dem ungezogenen Konrad, der durch Anna's Messer verwundet wird; der Ehrenhalt warnt ihn: „Lernt euer Blut fürchten, denn selten begegnen sich zwei der euern in Frieden und Einigkeit. In solchem Zwist ist Alles untergegangen, was die Kronwächter für die euern unternommen haben." Da Anna nicht verschwiegen gewesen, räth ihnen der Ehrenhalt wieder abzureisen, was Berthold jetzt schwer ankommt, Anna aber mit tausend Freuden thut. Nach Hause zurückgekehrt erfahren sie des alten Fingerling Tod. Viele Lasten fallen jetzt auf Berthold, und Anna erschwert ihm das Leben mit störrischen Launen, eine Folge ihres Zustands. Argwohn und Zuträgereien vergiften den Frieden des Hauses. Eine weitere Störung macht ein unerwarteter Besuch des Herzogs Ulrich in Berthold's Hause, der Anna mit seiner Galanterie quält; eine festliche Weinlese wird auf sein Gebot veranstaltet; trunkenen Muths will er in Anna's Zimmer dringen, aber Grünewald und Anton vereiteln durch List seine Anschläge, indem sie einen wilden Gespensterspuk veranstalten. Anna wird von Anton bewacht, der ihr das Geheimniß seiner Abstammung und Erziehung entdeckt. Er sei von den Kronwächtern auf ihre Burg geraubt worden, und sei als Knabe angewiesen worden, den Kaiser Max, der sich im Gebirge verstiegen, in den Abgrund zu stürzen; statt dessen habe er ihn gerettet und sei dann entflohen; „ich bin verloren, wenn sie mich fangen", schließt er, „sie üben das strenge Recht unter sich und über uns unglückliche Hohenstaufen, die grausamen Kronwächter." Der Herzog zieht in übler Laune ab, mit Kriegsgedanken beschäftigt; seine Wirthe sind verstimmt und besuchen den alten Einsiedler Anno, der für Berthold's künftiges Kind betet und dessen Worte besonders Berthold mächtig ergreifen. Mit dem Frühjahr wird Berthold ein Sohn geboren. Der Winter ist ihm unruhig und bang verflossen, er hat den Plan gefaßt, die Stadt reichsfrei zu machen mit Hülfe des Schwäbischen Bundes und der Kronwächter, aber diese zögern, und der Herzog Ulrich hat inzwischen Reutlingen eingenommen, und Berthold muß äußerlich den Sieg seines geheimen Feindes feiern. Das Kind gleicht zum Erstaunen Anton; alle Leute schwatzen davon, nur Berthold ahnt nichts Arges, und der unschuldige Anton ist in großer Verlegenheit. Jetzt bricht der Krieg los, Georg von Frundsberg ist der Reichsfeldherr der Kronwächter; Berthold unterhandelt mit dem Herzog von Baiern, um die Stadt reichsfrei zu machen, er setzt voraus, daß dies den Bürgern genehm sei. Eine Schar unter Berthold zieht aus und vereinigt sich mit dem Bundesheer. Aber Berthold hat die Gesinnungen der Stadt und des Bundes nicht recht gekannt; und um vielfacher Bedrängniß zu entgehen, verläßt er die Stadt, wo man im voraus einen Nachfolger gewählt hat, und nimmt bittern, wehmüthigen Abschied von Apollonia und Anna, welche tief verstimmt ist, auch die Geschichte seiner Heilung erfahren hat. Mit beklommenem Herzen reitet er fort zu Frundsberg und vergißt eigenen Kummer über der Noth des schwer heimgesuchten Landes. Frundsberg beauftragt ihn, als Pilger verkleidet, auszuforschen, ob der Herzog in der Schweiz Unterstützung finde. So kommt er in das Kloster Lorch, wo ihn ein Mönch in das Grabgewölbe der Hohenstaufen führt. Er ist in feierlich wehmüthiger Stimmung und sehnt sich nach dem Tode; „hier bei den Meinen möchte ich ausschlafen!" sagt er, und sein Wunsch geht in Erfüllung; ein blauer Blitzstrahl zuckt durch die Halle, der Donner rollt, und ein Blutstrahl springt aus der Armader Berthold's, da wo Faust ihm Anton's Blut eingepumpt hat. „Böser Faust! armer Anton, junges Blut!" sagte er mit schwacher Stimme und seine Hand wird kalt. Dies geschieht in derselben Stunde, wo in Waiblingen am Brunnen ein Kampf ausbricht, in welchem Doctor Faust dem Anton das Drachenmesser, welches er der Frau Anna aus dem Gürtel gerissen, in den Arm stößt. Anna's Kind wird von Konrad, Anton's Bruder, entführt, Apollonia ist ins Kloster gegangen, Anna aber hofft auf Zeichen und Wunder. Anton wird erwachen, das glaubt ihr Herz, sie von der Schuld seines Todes befreien und ihre Unschuld bezeugen.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Väterliche Fürsorge der englischen Regierung.

In einem Schreiben an Sir James Graham „A plea for liberty of education" setzt Hr. J. H. Hinton auseinander, daß dem Erziehungswesen nichts nachtheiliger sei als der Eifer, den die Regierung auf Leitung desselben wende, und verbittet sich überhaupt im Namen des Volks und der guten Sache die Theorie des „väterlichen" Regierens. Das wird wol Vielen neu sein, daß auch in England diese Theorie bekannt ist und Vertreter findet. Also ist Deutschland wieder um einen Vorzug ärmer! 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 31. — 31. Januar 1844.

Ludwig Achim's von Arnim sämmtliche Werke. Herausgegeben von Wilhelm Grimm. In zwölf Bänden.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 30.)

Dieser gedrängte Auszug kann dem Leser nur von dem Reichthum der Erfindung einen Begriff geben, aber nicht von der Fülle, der Anschaulichkeit, der Lebendigkeit des Details. Es ist bei diesem Buche schwerer als bei irgend einem, eine befriedigende Skizze zu geben, weil so wenig äußerlich angehängte Zuthaten von Ornamenten und Reflexionen darin sind, weil Alles so fest ineinander verwachsen ist; ein überall gegenwärtiges Leben durchdringt es, und der Dichter hat eigentlich nirgend Zeit und Raum zum behaglichen Ausmalen; aber er umreißt seine Gestalten mit so kräftigen, sichern, charakteristischen Zügen, daß die Phantasie des Lesers überall den lebhaftesten Reiz zur eigenen weitern Ausmalung empfindet. Sollen wir einige Punkte bezeichnen, worin Arnim hauptsächlich Lob, ja Bewunderung verdient, so nennen wir vor Allem seine Behandlung und Darstellung des Volksthümlichen. Die Sitten, Gebräuche, Feste und Lustbarkeiten des deutschen Volks in einer frühern Zeit veranschaulicht er mit einer Meisterschaft, der man es wol anfühlt, daß sie nicht blos Sache des Talents, der Kunst, sondern zugleich auch der hingebenden Liebe ist; er versenkt sich in Geist und Gemüth des Volks und arbeitet so von innen heraus. Daher gibt er auch nicht blos die äußere Erscheinung und Farbe, sondern den innern Sinn und Kern, das Wesen; er erregt nicht blos das flüchtige Ergötzen, sondern die Sehnsucht des Lesers. Er entdeckt die Poesie, den tiefern, verklärenden Geist in Dem, was freilich oft im Leben zur bloßen Form oder zur rohen Lust herabsinkt, er weiß die Kurzweil, den Brauch, das Handwerk und das Bedürfniß zu adeln durch die Beziehung auf das Reinmenschliche. Überall hat er ein kerniges altes Sprüchwort bei der Hand, das bald voll kräftigen Verstands, bald voll ahnungsvoller Poesie ist. Ein gesundes Volksleben erbaut sich auf einem tüchtigen Familienleben, und auch in der Schilderung von diesem zeigt sich Arnim als Meister; man darf sich nur nicht irre machen lassen durch den überströmenden Humor, der ihn manchmal zur Caricatur hinreißt, so wird man in diesem Buche die unvergleichlichsten, treuesten Zeichnungen der Verhältnisse, der Beweggründe, der Störungen und Reibungen finden, die das Innere eines Hauses in verschiedenen Lagen darbietet, — den offensten Sinn für das Lächerliche, Verkehrte, Kleinliche, sowie für das Ehrwürdige, Heilige und Rührende. Mutter- und Sohnesliebe, das Verhältniß von Mutter und Tochter, von Mann und Frau, von Frau und Gesinde u. s. w. ist mit dem glücklichsten Blicke, bald ernst bald humoristisch aufgefaßt. Das Geschichtliche ist allerdings mit großer Freiheit behandelt, wie der Geist des Werks es mit sich bringt; aber doch auch nach dieser Seite hin finden wir in dem Buche mehr Wahrheit als in manchem, welches peinlich der Spur von Chroniken folgt. Eine „geahnte Füllung der Lücken in der Geschichte" will diese Dichtung sein, und größere, tiefere Ansichten eröffnen als man aus den Annalen des Geschehenen heraus lesen kann. Aber manche historische Person ist, wenn auch nur im Fluge vorübergeführt, doch nicht unwürdig, nicht ohne charakteristische Züge dem geistigen Auge veranschaulicht, und der brutale, jähzornige, ausschweifende Herzog Ulrich ist eine trefflich gezeichnete Gestalt. Ein Hauptpunkt ist nun aber bei diesem Buche die Vermischung des Geschichtlichen, des Natürlichen mit dem Phantastischen, was mit der Idee des Werks selbst zusammenhängt. Allerdings macht die unmittelbare Berührung und Vermengung des ganz Natürlichen, des Alltäglichen und Nächsten mit dem Wunderbarsten und Phantastischen einen seltsamen Eindruck; es mag Viele geben, die sich davon abgestoßen fühlen und entweder lauter Poesie oder lauter Wirklichkeit und Natur verlangen; aber Andere werden sich doch leicht mit dieser Vermählung der beiden sich anscheinend fliehenden Elemente befreunden, das Wunderbare als ein für eine gewisse Gemüthsstimmung Natürliches empfinden, und, vom Natürlichen selbst in solcher Verbindung sich poetisch angesprochen fühlend, einen tiefern Sinn darin ahnen; nur, glauben wir, sollte die Idee des Ganzen, der Zweck dieser Vermählung des Wirklichen und Symbolischen, des Realen und des Phantastischen, deutlich sein und als Leitfaden durch das liebliche Labyrinth führen. Und dies vermissen wir in den „Kronwächtern"; ihre

Idee wird dem Leser nicht klar — vielleicht weil sie dem Dichter selbst nicht ganz klar war? Das fühlt jeder Leser von Sinn und Einsicht wohl, daß dies Werk etwas ganz Anderes ist, abgesehen von dem Talent und dem Geistesreichthum des Verf., als die abenteuerlichen Ritter- und Geistergeschichten; er fühlt, daß es sich um nationale, geschichtliche Ideen handelt, daß eine solche Idee auszusprechen ist in den Worten: „Kein Stamm geht unter, aber erst wenn feindliche Stämme sich innerlich versöhnen und verbinden, wird der Friede kommen auf Erden"; aber er wird die zerstreuten Andeutungen doch nicht zu einem klaren Begriff und Bewußtsein zu verbinden vermögen, wird sich nicht ganz deutlich zu machen wissen, was eigentlich die Bedeutung der Kronwächter sein soll, wenn er auch ahnt, daß sie die Hüter und Förderer der durch die Kaiserkrone symbolisch dargestellten Herrlichkeit und Einheit Deutschlands seien. Und noch schwieriger würde die Deutung einzelner Personen, Züge und Ereignisse sein, sofern sie überhaupt eine bestimmte Deutung erheischen oder zulassen. Man kann nämlich oft im Zweifel sein, ob Dies und Jenes einen verborgenen Sinn, eine Anspielung in sich schließt, oder ob es ganz freies Phantasiespiel ist, und auch dies liegt vielleicht nothwendig in der ganzen Art eines solchen Werks; denn wenn der Dichter überall, in allen Charakteren und Begebenheiten einen verborgenen Sinn unterlegte, so würde unausbleiblich sein Werk eine peinliche Allegorie, und die freie Bewegung der Phantasie ginge verloren. Dies muß er um jeden Preis verhüten, und eher die Phantasie ins Abenteuerliche ausschweifen lassen als sie zur bunten Überkleisterung einer trockenen Allegorie misbrauchen. Aber wenn nun auch der phantasiebegabte Leser sich angenehm unterhalten und angeregt, sich in die reinen Ätherlüfte der Poesie emporgetragen fühlt, und der ernstere, der Wirklichkeit und der Geschichte zugewandte Leser eine Freude daran findet, das Hineintragen der Historie in die Schöpfung der Phantasie zu beobachten und die vielfach in den Weg geworfenen Räthsel zu errathen, so wird doch fast Keiner sich ganz eines Gefühls erwehren können, als sei er doch einigermaßen mystificirt, als spiele der Dichter mit ihm in übermüthiger Laune und lasse ihn in einem Labyrinth ohne Ausgang stecken. Daß es jedoch keineswegs auf Mystification, auf ein leeres täuschendes Spiel abgesehen, dafür bürgt der Ton von Innigkeit, Ernst, Andacht, der sich durch das Ganze hindurchzieht, und überall auf ein Hohes und Höchstes hinweist, die Stimmung der Sehnsucht, die aus der Dämmerung und Nacht zum lichten Morgenroth emporstrebt, und oft in völliger Poesie zur Ruhe und Klarheit zu kommen sucht, das echt deutsche Gemüth, welches in mannichfachster Gestalt, in Tiefsinn und Heiterkeit, in Glimpf und Schimpf, in Lächeln und Thränen, in phantastischen Blumensträußen und in ernsten Todtenkränzen, in Prosa und Versen hervortritt.

Von den eingestreuten Gedichten haben wir insbesondere noch einige Worte zu sagen, sowie von Arnim's Poesie (in gebundener Sprache) überhaupt. Sie hat die Tugenden und die Fehler seiner Prosa; wie diese ist sie kernig, eigenthümlich, treffend, überraschend, inhaltsreich; ein Wort erweckt eine umfassende Anschauung, öffnet eine weite Perspective, schlägt lang nachtönende Saiten im Gemüth an, versetzt in die wunderbarste Stimmung; sie scheut vor der Bezeichnung des Gewöhnlichsten und Alltäglichsten nicht zurück und weiß es zur größten Wirkung zu benutzen, und fliegt mit dem kühnsten Schwung in die geistigsten Räume empor, die sie noch mit bestimmten Bildern und Gestalten erfüllt; sie strebt der Ausdruck zu werden für das Geheimnißvolle und Heiligste, sie ringt nach dem echtesten Mysticismus: aber sie leidet auch gelegentlich an Unklarheit und Dunkelheit, sie verschmäht die kunstvollern Übergänge, sie bewegt sich in Sprüngen, wie oft das Volkslied thut, mit welchem sie überhaupt manche Ähnlichkeit hat. Sie drängt oft zu Viel, Thatsächliches und Symbolisches, Objectives und subjective Empfindungen, Ernst und Humor in einen engen Raum zusammen, wodurch Verständniß und Genuß gestört wird. Sehr schöne Lieder sind dem Sänger Grünewald in den Mund gelegt; wir führen nur einige Verse an aus dem Hochzeitlied:

Hochzeitsterne sind verglommen,
Und das schwarze Sonntagskleid
Ist dem Himmel abgenommen,
Alle Lust erwacht im Leid,
Freudig ist nun junges Leben
In den frischen Tag gestellt,
Der gerührt des Blickes Beben
Thauend über dich erhellt.

Und du glaubst dem neuen Tage,
Endlos scheint er, weil er klar,
Es versinkt in Lust die Klage,
Daß kein Kranz in deinem Haar;
Sieh, dir blühen tausend Kränze,
Dieser ach versank im Fluß,
Führt des Lebens Wellen Länge
Lebensflut im stillen Kuß.

Hochzeitmorgen ist gekommen,
Trägt ein feurig Freudenkleid,
Und die Welt erscheint vollkommen,
Feiert euern schönsten Eid,
Mit dem Licht vom ersten Tage,
Als die Erde jugendgrün,
Als zum heiligen Vertrage
Gott dem Menschenpaar erschien.

Nicht minder schön und klarer ist das Lied, das er von Anna's Hoffnung singt:

Sie küßt die Hand des schönen Weibes
Und rufet mit Verwund'rung aus:
Du bist gesegnet deines Leibes,
Und Segen kommt nun in dein Haus!
Beschämt will es die Frau nicht glauben,
Und klagt, wie schwer zu Muthe ihr;
Tyrola spricht: Eh' reif die Trauben,
Die jetzt so hart, dann glaubst du mir!

Ihr glaubt die Frau und heil'ge Blicke
Wie Perlen sie umkränzen schön,
Tyrola singt von ihrem Glücke
Zu ihrer Harfe Wohlgetön;

Was sie gedrückt, war keine Sünde,
Es war die ungewohnte Lust,
Daß sie den Dank zu Gott verkünde,
Erhebt Gesang die freud'ge Brust.

In wessen Herz die Sünde schweiget,
Da klingt des Herren Lobgesang,
Das Dasein sich so freundlich zeiget,
Wenn neue Hoffnung es durchdrang;
Sie fleht, daß sie der Herr durchdringe
Mit seines Geistes Gegenwart,
Daß früh ihr Kind den Geist empfinge,
Wenn es noch bildsam, rein und zart.

Bei der Taufe singt er dem Kinde zu:

Auf Menschen sollst du nicht vertrauen,
Sie kennen nur die eig'ne Noth,
Es überkommt sie leicht ein Grauen,
Und du lebst einsam in dem Tod.

Vertrau dem Wort in deiner Seele,
Das dir nicht eigen, du bist sein,
Es dringt aus freudensel'ger Kehle,
Es klingt in deinem Jammerschrein.

Die Glocke wird umsonst geschwungen,
Trifft sie kein harter Hammerschlag,
So wird das Wort von dir errungen,
Du bebst dem Klange lange nach.

Der Kindheit Schrein und Freudenlallen
Hat manchen ernsten Mann belehrt,
Das Wahre muß uns erst gefallen,
Das Jeden in sich selbst bekehrt.

Des Paradieses Frucht bewahre,
Der Apfel reift zur Weihnachtszeit,
Und du wirst selbst das ewig Wahre,
Suchst du des Schönen Seligkeit.

Viele von Arnim's Liedern gemahnen uns wie wunderschöne Falter, Sinnbilder der Reinheit und der Unsterblichkeit, in den prächtigsten Farben glühend, deren Flügel aber sich nicht ganz entfaltet haben, oder deren Leib für die zarten Schwingen zu schwer ist, sodaß sie nicht frei in den Äther sich erheben können.

G. Pfizer.

Correspondenznachrichten.

Rom, 21. Dec. 1843.

Am 9. Dec. hielt das Archäologische Institut, wie alljährlich, eine feierliche Sitzung zur Erinnerung an den Geburtstag Winckelmann's. Dieselbe war diesmal ungewöhnlich zahlreich besucht, sowol von einheimischen als fremden Gelehrten und Künstlern, namentlich bemerkte man von letztern Hrn. Prof Jacoby aus Königsberg und Cornelius. Der Cardinal Mai hatte gleichfalls seinen Besuch angekündigt, war aber durch Unpäßlichkeit verhindert worden zu kommen. Nachdem der Vice-Generalsecretair Legationsrath Kestner in kurzen Worten den Zweck der Sitzung und die zu behandelnden Gegenstände auseinandergesetzt, nahm der dirigirende Secretair Dr. Braun das Wort, um die gegenwärtige Lage des Instituts und den Stand seiner Publicationen darzulegen. Wenn beide, wie er nachwies, höchst befriedigend seien, so sei dagegen um so geringer die Zahl neuer Entdeckungen; es seien keine Ausgrabungen von Bedeutung im Gange, und verschwunden seien jene großen Gönner und Mäcenaten der archäologischen Wissenschaft, welche in den ersten Zeiten des Instituts dieselbe täglich durch neue Entdeckungen bereicherten. Es sei daher die Sache des Archäologen, unter neuen Gesichtspunkten zusammenzufassen, was bereits vorliege Als einen solchen Gesichtspunkt stellte er die Betrachtung der Vasen auf, welche Gegenstücke bilden, und hatte von solchen nicht weniger als fünf Paar vor den Augen der Zuhörer vereinigt, zu denen noch ein anderes Paar in vortrefflicher Abbildung sich gesellte. Er zeigte, wie wenig diese Gegenstücke bis jetzt beachtet seien, so wichtig sie auch für die Kenntniß der alten Kunst und Sitte sind, und ging alsdann zur Besprechung der vorgelegten Beispiele selbst über, die wir nur der Hauptsache nach kurz hier anführen können. Ganz gleich in Form und Stil sind die jetzt nach Berlin gekommenen Vasen mit Kadmus, der durch seinen Sieg die Harmonia, und Paris, welchem seine Entscheidung die Helena gewinnt; wie dort Athene, so bildet hier Aphrodite den Mittelpunkt der Composition. Wie einer tragischen Darstellung, so zu sagen, eine idyllische gegenüber gestellt werde, zeigte er an zwei Tassen von Vulci, indem er zugleich darauf hinwies, wie aus solchen Gegenstücken Vortheil für Erklärung der Rückseiten der Vasen gezogen werden könne. Daß namentlich die auf Volcanter-Vasen so häufigen bacchischen Darstellungen der Rückseiten in Bezug zu den Hauptbildern seien, ergab sich durch Vergleichung eines Vasenpaars; die eine zeigte einen gefallenen Krieger, welchen die Gefährten auf ihren Schultern aus dem Getümmel tragen, die andere den trunkenen Silen, von Satyrn fortgeschleppt, zwei Scenen, die auf einer andern Vase sich vereint finden. Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle übrigen von dem Berichterstatter theils vorgelegten, theils in Erinnerung gebrachten Kunstwerke dieser Art hier erwähnen; wir gedenken daher nur zweier athenischen Vasen, gefunden mit zwei andern in demselben Grabe, alle vier gleich an Form, völlig ähnlich an Darstellung; leider waren dieselben so fragmentirt, daß eine derselben sich nicht zusammenbringen ließ; eine andere befand sich noch in den Händen des restaurirenden Künstlers. Auf Dr. Braun folgte mit einem Vortrag in lateinischer Sprache Prof. Preller aus Dorpat; er behandelte die vielbesprochenen Karyatiden der antiken Kunst, indem er namentlich die Herleitung ihres Namens dadurch zu vertheidigen suchte, daß er den Abfall des Oertchens Karyä auf die Kriege der Lacedämonier mit den Tegeaten statt auf die Perserkriege bezog. Er erwies sodann, wie stets ein bestimmter Unterschied zu machen sei zwischen eigentlich tragenden Karyatiden und tanzenden Mädchen, welche häufig mit jenen verwechselt werden. Von nicht geringerm Interesse war Dr. Horkel's Vortrag, welcher einen schwierigen Punkt der römischen Topographie, die sogenannten tria fata, behandelte. Er zeigte, von welcher Wichtigkeit für die Kenntniß der altrömischen Localitäten die Tradition des Mittelalters ist, welche so häufig vernachlässigt sei bei Untersuchungen dieser Art. Bekannt ist, wie die am alten Forum belegenen Kirchen Sta.-Martina, S.-Adriano und S.-Cosmo e Damiano sämmtlich im Mittelalter mit der Bezeichnung in tribus fatis genannt worden, woraus man ohne Grund in tribus foris hat machen wollen, da alle Zeugnisse für die erste Lesart sprechen, während es allenfalls möglich ist, daß bei der einzigen Kirche S.-Adriano später der Name in tribus foris gebräuchlich ward. Nachdem der Vortragende die Richtigkeit der ersten Lesart gründlich erwiesen, ging er auf die Bedeutung des Wortes fata über und zeigte, daß schon bei den Römern dasselbe in Gebrauch war, indem die tria fata bei ihnen ursprünglich Geburtsgöttinnen gewesen seien, denen daher der neunte und zehnte Monat als der Monat der natürlichen Geburt (nach Varro bei Gellius) geheiligt war. Später seien die tria fata mit den drei Parzen identificirt worden, wie namentlich aus Grabsteinen sich ergebe, sowie aus einer Münze Diocletian's und ausdrücklichen schriftlichen Zeugnissen. Was die tria fata als örtliche Bezeichnung angehe, so bezeichnen dieselben in der Regel eine Straße oder einen Platz, da drei weit voneinander getrennte Kirchen so heißen, dagegen bei Procop offenbar einen einzelnen Punkt. Noch Bunsen habe daher die tria fata für die drei

bei Plinius erwähnten Statuen der Sibyllen gehalten, welche an den Rostren-standen und später von den ältern nach den Capitolinischen versetzt seien. Dr. Horkel erwies klar die Unwahrscheinlichkeit einer solchen Annahme; dagegen ward es durch seine Auseinandersetzung fast zur Gewißheit, daß die tria fata an der Ecke der heutigen Kirche Sta.-Martina, dem Carcer Mamertinus und dem Bogen des Severus gegenüber zu suchen sind, und daß wir in ihnen die Statuen eines Sacellum zu suchen haben, wie sie zu Rom an jeder Ecke, wo zwei Straßen zusammentrafen, sich befanden. Die Benennung templum fatale ist dafür ein schlagender Beweis, da sich dieselbe mehrfach mit Sta.-Martina verbunden findet. Daß das secretarium senatus an der Stelle dieser Kirche gelegen, thut der Annahme eines kleinen Ecksacellum keinen Eintrag, welches, wenn auch nicht mit Statuen versehen, doch den Namen tria fata führen konnte. Wie der Name sich ausgedehnt habe, wollte Dr. Horkel nicht entscheiden, ob etwa durch untergeordnete Verhältnisse der genannten Kirchen zueinander, oder mit Beziehung der via triumphatorum auf die tria fata. Den Beschluß machte ein Vortrag des Dr. Henzen über die oben angeführten zwei athenischen Vasen mit Darstellungen von Leichenfeierlichkeiten, in denen er mit Berücksichtigung der wichtigsten Monumente, die ausführliche Scenen darbieten, die Ceremonie der Prothesis erkannte, während die Rückseite die Leichenprocession zeigte. Interessant war sowol die Erörterung des Ceremoniels nach Schriftstellern und Denkmälern, wie auch besonders die Ähnlichkeit etruskischer Leichenfeierlichkeiten mit denen der Griechen, die sich bei dieser Gelegenheit herausstellte, wichtig für das etruskische Alterthum, dessen griechische Elemente man zu oft durch spätere Einflüsse zu erklären sucht; Begräbnißgebräuche aber sind so sehr mit dem innersten Leben der Völker verknüpft, daß ihre Gleichheit auf eine tiefere Einheit hindeuten muß. 103.

Guizot und Coquerel über den Protestantismus in Frankreich. Aus dem Französischen von C. Plötz. Leipzig, Köhler. 1843. 8. 11¼ Ngr.

Interessant zur Kenntniß des heutigen französischen Protestantismus und interessant um der beiden Männer willen, deren Denkschriften der deutsche Übersetzer hier vereinigt hat. Guizot stellt besonders drei Hauptsätze auf: 1) Katholicismus, Protestantismus, die Philosophie und die neue gesellschaftliche Ordnung Frankreichs können sich weder gegenseitig zerstören, noch sich nach Belieben, wie es dem einen oder dem andern gefiele, umgestalten; 2) Frankreich wird nicht protestantisch werden, doch auch der Protestantismus wird nicht in Frankreich untergehen; 3) die Eintracht in der Freiheit, das ist die gesetzliche Stellung der religiösen Glaubensbekenntnisse. Gegen diese höhere und freiere Ansicht des protestantischen Staatsmanns spricht sich der protestantische Pfarrer dahin aus, daß er eine Harmonie zwischen beiden Religionen und der Staatsverfassung nicht für möglich hält, weil der Katholicismus in Frankreich nicht der reine Katholicismus ist, und weil er an Frankreichs Bestimmung glaubt, langsam, unmerklich, nicht ohne Fehltritte, aber stets ohne Erschütterung, zum Protestantismus, das heißt zu dem frei in der Offenbarung gesuchten und frei im Staate organisirten Christenthume fortzuschreiten. Deutsche Leser werden sich erinnern, daß eine nicht sehr unähnliche Ansicht bereits vor Jahren von Tzschirner aufgestellt worden ist. 9.

Bibliographie.

Album der Liebe und Freundschaft. Blätter zur Erinnerung aus deutschen Dichtern und Prosaisten gesammelt von H. Kletke. Berlin, Amelang. 8. 22½ Ngr.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1844. Nürnberg, Bauer und Raspe. 8. 20 Ngr.

Andresen, D. D., Geständniß und Widerruf. Eine Darstellung des wider Jochim Hinrich Ramcke, Anna Marie Ramcke, geb. Ladiges, und Heinrich Ladiges, aus Halstenbeck, wegen Mordes und Brandstiftung geführten Criminalprocesses. Nebst einem Grund- und Situationsrisse. Altona, Hammerich. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bachofen, J. J., Die Lex Voconia und alle mit ihr zusammenhängenden Rechtsinstitute. Eine rechtshistorische Abhandlung. Basel, Schweighauser. 1843. Gr. 8. 18¾ Ngr.

Benda, D. A., Katechismus für wahlberechtigte Bürger Preußens, oder: Geist und Bedeutung der Städte-Ordnung vom 19. November 1808. Berlin, Springer. 1843. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Beumer, P. J., Pädagogisches Taschenbuch für 1844. 1ster Jahrgang. Wesel, Bagel. 12. 10 Ngr.

Blum, C., Theater. 3ter Band. Berlin, Schlesinger. 8. 25 Ngr.

Burmeister, C. C. H., Beiträge zur Geschichte Europas im 15. Jahrhundert aus den Archiven der Hansestädte. Rostock, Deberg. 1843. Gr. 8. 25 Ngr.

Chownitz, J., Die Geheimnisse von Wien. Zwei Bände. Leipzig, Reclam jun. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ganger, P., Die Ritterorden des heiligen Johannes von Jerusalem, oder die Malteser. Mit besonderer Rücksicht auf die deutsche Zunge und den gegenwärtigen Territorial- und Personalbestand. Historisch entwickelt unter Benützung vieler bis jetzt noch unbekannter Urkunden und authentischer Quellen. Mit Wappenabbildungen, Aktenstücken und genealogischen Tabellen. 1ste Abtheilung: Allgemeine Geschichte des Ritterordens. Karlsruhe, C. Macklot. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Die Geheimnisse von Berlin. Aus den Papieren eines Berliner Criminalbeamten. Mit Illustrationen in Stahlstich von P. Habelmann. 1ste Lieferung. Berlin, Meyer und Hofmann. Kl. 8. 5 Ngr.

Heinsius, T., Zeitgemäße Pädagogik der Schule. Historisch und kritisch aufgefaßt für das gesammte Schulpublicum. Berlin, Amelang. 8. 1 Thlr.

Herr Geheimrath Wolfart und die Juden. Berlin, Klemann. 1843. Gr. 8. 5 Ngr.

Hertha. Erzählungen zur Veredlung des weiblichen Herzens. Nach den französischen Preisschriften der Mad. Ulliac Tremadeure von Gräfin Glouscewska und Louise Keilner. Erfurt, Expedition der Thüringer Chronik. 16. 15 Ngr.

Kuch, C. A., Moldauisch-walachische Zustände in den Jahren 1828—1843. Leipzig, Michelsen. 12. 1 Thlr.

Lucanus, F., Wegweiser durch Halberstadt und die Umgegend. Mit 4 Ansichten nach Lichtbildern. Halberstadt, Lindequist und Schönrock. 1843. Gr. 16. 7½ Ngr.

Politische Memorabilien aus Österreichs Neuzeit. Leipzig, Reclam jun. 8. 1 Thlr.

Neumann, H., Nur Jehan. Gedicht in vier Gesängen. Torgau. 1843. Gr. 8. 10 Ngr.

Oppenheim, H. B., Staatsrechtliche Betrachtungen über Regierungsfähigkeit und Regentschaft, mit besonderer Beziehung auf die Thronfolge in Hanover. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 7½ Ngr.

Pabstthum und Hierarchie gegenüber der Religion des neuen Bundes. Nach dem Englischen bearbeitet und mit historisch-kritischen Noten versehen von W. A. Lampadius. Leipzig, Köhler. 1843. Kl. 8. 1 Thlr.

Rellstab, L., Paris im Frühjahr 1843. Briefe, Berichte und Schilderungen. 3ter Band. Leipzig, Köhler. 8. 25 Ngr.

Zunz, Kurze Antworten auf Kultus-Fragen. Berlin, Springer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 32. — 1. Februar 1844.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Politische Poesie.

Ein ganzer Ballen politischer Poesie liegt vor mir. Nicht ein volles Jahr ist vergangen, seit die meisten davon erst ans Tageslicht kamen, und Manches mag außerdem ans Tageslicht gekommen sein, was Ihre Fürsorge übersah und nicht in meinen Ballen schnürte, ja, seit Sie ihn geschnürt, ist da nicht noch Vieles inzwischen erschienen! Als zerarbeite sich unsere junge Dichterwelt, Goethe's allzu rasch ausgesprochenes Pfui! durch die That zu schanden zu machen. Ist es denn noch nöthig?

Der Sitte gemäß — und ich hänge sehr an der Sitte — hätte ich alle Titel mit Druckorten und Jahreszahlen voraufschicken müssen, daß das Publicum sähe, was es in dieser Revue zu erwarten hat; aber es wäre ein Index geworden, der zwei Spalten wenigstens vorweg eingenommen, und dazu ein Index prohibitorum — wenigstens die Hälfte ist es im Ballen! Noch aber gewährt uns Kritikern die Sitte das Recht, was dem Publicum versagt ist, das Verbotene zu genießen, wie dem Arzte das Gift, und auch wol darüber zu sprechen zu Nutz und Frommen der Gemeine. Entweder um im Gifte ein Körnlein Gesundes zu finden, oder um den Teufel zu denunciren, d. h. ihn abzumalen, wie er ist. Wer nicht weiß, wie der Menschenfeind aussieht, in welcher wandelnden Gestalt er unter uns Erdenkindern umherwandelt, wie soll man sich denn vor ihm in Acht nehmen!

Der Böse hat bekanntlich sein Lager jetzt in der Schweiz aufgeschlagen. Dort braut er sein Gift, und es ist merkwürdig, wie verführerisch weiß es aussieht. Ich meine nämlich das Papier und die schwarzen Buchstaben darauf. Wirklich unsere Verleger, ich meine die in den Ländern des Heils wohnen, unter den Segnungen des Deutschen Bundes, wo das Gift nicht geduldet wird, könnten sich daran ein Exempel nehmen, nämlich so schön und elegant zu drucken, wenn es nicht eben gefährlich wäre, dem Bösen auch nur den kleinen Finger zu geben und irgend etwas an ihm gut zu finden. Gerade dadurch ist seine Macht so groß und gerade dadurch verführt er uns schwache Menschen. Die legitime Poesie in altehrwürdigem, deutsch-historischem Kleide, auf Löschpapier, mit abgestumpften Lettern? Nein! die Neuerung hat auch da inficirt. Auch einzelne ganz loyale Gedichte werden schon elegant gedruckt!

Der Kritik, wie gesagt, ist es jetzt allenfalls erlaubt, über Verbotenes ein Urtheil abzugeben, wenn es nicht zu sehr lobend ist; zum Tadel dagegen ist uns unbeschränkte Freiheit gelassen. Wenn dies schon einen gewissenhaften Kritiker in Verlegenheit setzen könnte, um was mehr die Gewißheit, die er hat, mit seiner Kritik zu spät zu kommen. Denn die verbotenen Gedichte sind längst von Mund zu Mund gegangen, und so bekannt im Publicum, daß es eigentlich gar keiner Kritik mehr bedarf. Woher dies kommt, daß das Verbotene mit Siebenmeilenstiefeln geht und doch wie Hünentritte im Stein sichtbar wird und bleibt, das steht schon im Tacitus zu lesen. Aller Erfindungskraft unserer Jetztzeit wird es nicht gelingen, ein Mittel ausfindig zu machen, was den classischen Alten, der Policei eines Tiber, Nero und Heliogabal, ja nicht einmal dem gelobten Mittelalter gelang.

Ich habe den Ballen in drei Haufen getheilt, um besser sichten zu können. Der erste umfaßt die ganz misvergnügten Poeten, der zweite die noch hoffenden, der dritte die zufriedenen. Ach, wie groß ist der erste Haufen und wie klein der letzte! Und auf den letzten, unter die Zufriedenen habe ich sogar noch die gebracht, die mit den Unzufriedenen unzufrieden sind, die die Negation wieder negiren möchten! Das Resultat ist so betrübend, daß ich diese Eintheilung lieber für mich be-

halte und, die Reihenfolge mehr dem Zufall überlassend, in die Haufen hineingreife:

1. Lieder eines Gefangenen, von Anselm Freiherrn von Groß-Trockau. Bamberg, Dresch. 1843. 12. 7½ Ngr.

Es ist, laut Dedication, ein Allerlei zum neuen Jahr wie es die Phantasie gebar, von „dem Gefangenen auf Marienberg". Das Motto ruft: fest zu halten, nicht zu wanken und dem Feinde kühn ins Gesicht zu schauen. Die Koryphäen von Baden: Welcker, v. Itzstein, Bader, Sander und Bassermann, werden angesungen, ohne daß ihr Ruhm darum wachsen wird. Das Volksglück werde gehemmt theils von Solchen, die in Purpur eingehüllt sind, theils von wilden Jakobinern, und von Deutschlands Einheit heißt es, daß sie höchstens doch nur Mosaik sein werde,

Auf dem sich etwa vierunddreißig Steine zeigen,
Des Diamanten Werth ist da nicht Jedem eigen.

Vom kölner Dombau, welcher in diesen Gedichten sammt und sonders schlecht fortkommt, heißt es da:

Der kölner Dombau ist jetzt nur Streben,
Und Deutschlands Einheit wollt ihr dadurch heben,
Fällt euch kein besseres Mittel ein,
Als Stein und Stein und immer Stein?
Laßt ungetrübt der Freiheit Quellen fließen,
Gebt frei des Mannes Wort, frei das Gewissen,
Gebt jeder Sekte völlig gleiche Rechte,
Dann seid ihr Sieger in dem Zeitgefechte.

Doch wo sich Christ vom Christen scheidet,
Der Christ den Juden wieder meidet,
Wo jedes Land sein eigen Recht,
Da steht es mit der Einheit schlecht.
Es geben Steine keinen Guß,
Und hart trägt sich das ehrne Muß.

Ohne gerade mit Ponce de Leon sagen zu wollen: „Ihr guten Leute und schlechten Musikanten!" dürften doch, wenn erwartet wird, Zwing-Uri solle durch den Schall von Liedern und Gesängen niederstürzen, diese nicht die Wirkung der Trompeten von Jericho haben. Ist es ein wirklicher, unglücklicher Gefangener, so sollte man ihn bald frei geben. Er ist kein Destructiver, kein Junghegelianer, kein Communist, nicht einmal ein Jakobiner. Er hat sich täuschen lassen, lest doch, wie er Ney's Heldentod besingt; laßt ihm Unterricht in der deutschen Geschichte geben, wozu auch Ney's Verwüstungen in Deutschland gehören (vergl. Immermann's „Memoiren" und Friedrich Stapß' Biographie); er besingt jetzt schon der grauen Vorzeit Sagen; vielleicht, denn er ist ein Mann von guter Gesinnung, besingt er einst in der Freiheit die deutschen Helden, während Ney und Junot nur „Kerkergedanken" waren. Ein Kerker bringt überall wunderbare Anschauungen der Wirklichkeit hervor!

2. Sechs Nächte am Zürichersee, den Freien gewidmet von Laurian Moris, dem Verfasser der „Lieder eines Gefangenen". Leipzig, Engelmann. 1843. Gr. 8. 7½ Ngr.

3. Nächte am Zürichersee. Als Fortsetzung der „Lieder eines Gefangenen". Berlin, Hermes. 1843. 16. 5 Ngr.

Es gibt so viel Gefangene, und so viele singen Lieder. Ist das Derselbe mit dem Vorigen? Nun, dann ist er in Freiheit, und die Alpenluft hat ihn poetischer angeweht als die grauen Frankenmauern. Wir wollen es wünschen, nicht gerade um der Poesie, aber um seiner selbst willen. Wie die „Sechs Nächte" zu den Nächten im Allgemeinen (nämlich beide am Zürichersee) sich verhalten, d. h. buchhändlerisch, blieb uns unbekannt, jene wenigstens, die leipziger sechs, sind in die berliner 13 aufgenommen.

Die Freiheitsluft ist am Alpensee nicht schwächer geworden als im Gefängniß, nur resignirter, hoffender, inniger, klarer. Wenn dem Arzte alle Messer rosten, weil durch Verbot die Hand ruht, kann man mit dem Polen sprechen: „Mein Vaterland, wie hab' ich dich so lieb!"

Es (das Volk) hat verlernt, sich selber zu vertrauen,
Und wagt nicht mehr nach seiner Macht zu schauen.
Und doch wird Glied an Glied sich wieder fügen —
Die Flammen löthen, was der Frost zerhieb;
Das Herz wird strafbar sich nicht mehr belügen,
Mein Vaterland, wie hab' ich dich so lieb!

Ja, der Dichter wird noch weit ernsthafter. Die Liebe, die im Traume blüht, hat ihn zum höchsten Muthe geläutert, daß nun ein höheres Streben ihn durchsprüht:

Sie hat geläutert meines Herzens Triebe,
Sie blieben rein, wie meine Treue blieb,
Nun bau' ich fort an jener großen Liebe,
Die segnend Gott uns in die Seele schrieb.
Nun bau' ich mit, den deutschen Dom zu gründen,
Worin die Freiheit soll als Glocke sein,
Und baue, bis die hellen Töne künden,
Daß sich zum Thurme schwang der letzte Stein.

Bis hoch als Kreuz das rothe Banner flattert,
Getränkt vom Blute, das für Freiheit floß,
Bis daß das Wort, gefangen und vergattert,
Ein Lichtstrahl wieder durch die Lande schoß.
Wir bau'n! — Gott selber gibt uns seinen Segen,
Wir bau'n für uns, für uns're junge Saat,
Wir streben mit der Leier, mit dem Degen,
Bis wir erbaut uns einen freien Staat.

Dieser Vers ist in Deutschland gedruckt, wenigstens in Leipzig — beim berliner Abdruck ist er fortgefallen — also ist der Bau des freien Staats wol noch im ersten Stadium der poetischen Luftschlösser.

Dann begegnen uns „Zwölf Freiheitslieder". Sie nennen sich selbst „Censurflüchtlinge". Es ist ein altes Heft, sehr zerlesen, als wäre es vergessene Waare, die der Zufall hier untergemischt hätte; aber wenn ich die 13 Lieder durchblättere, finde ich viele, die, statt vergessen zu sein, von Mund zu Munde klingen. Von vielen Dichtern, denn wer hat nicht ein flüchtiges Wort gesprochen, was flüchten mußte; viel Poesie und viel Gesinnung; sehr ausdrucksvolle Poesie und sehr markirte Gesinnung; ebenso angethan, daß meine Feder sich sträubt, Auszüge zu schreiben. Von den bekannten „Klagen" überschriebenen ist wol der Anfang zur Zeit noch erlaubt:

Mag in deinen Eichenwäldern auch nicht mehr Perkunus hausen,
Nicht die Jagd der Auerochsen mehr durchs Dickicht stürmisch brausen,

Und kein freies Volk mehr wohnen in der Wälder Schattennacht,
Und verblutet und versunken längst schon sein der Ahnen Macht;
Hast du doch ein Recht, o Preußen, stolz auf deinen Ruhm zu sein,
Denn noch rauschen deine Wälder heilig in des Frühroths Schein u. s. w.

Ein absonderliches Geschäft macht sich die neue politische Poesie, wie allbekannt, uns aus dem Irrgarten der Romantik mit flammendem Feuerschwerte zu verjagen. Der neue Cherub hat eigentlich zwei Schwerter. Mit dem in der Linken haut er gegen die deutsche Gemüthlichkeit, mit dem in der Rechten gegen unsere Lust am Wunderglauben und was damit zusammenhängt. Jenes ist freilich mehr das Geschäft seiner prosaischen Alliirten, denn der Instinct spricht zu deutlich, daß es sich nicht eigentlich für die Poesie schicke, das Gemüth, die Mutter der Phantasie, damit anzugreifen. Desto kräftiger schwingt sie den Stahl gegen das Andere:

Ja, Deutschland, traumbefang'ne Somnambüle!
Laß ab von dem gespensterhaften Spiele!
Laß dich von jenen Heil'gen nicht curiren,
Die ihren Geist dir einmagnetisiren:

Den Geist der erdensatten Himmelswehmuth!
Den Geist der kriechend feigen Schafpelzdemuth!
Sei stark und frei, kampfmuthig, geistesehern!
Fort mit den Seherinnen und den Sehern.

Wer mag dagegen etwas einwenden! Als 1813 alle damaligen Vorwärtsmänner das Gegentheil foderten, wandte man auch nichts ein. Es that seine Dienste. Jede Zeit braucht ihre besondern Waffen. Aber man thut unrecht, schon aus dem Gesichtspunkte der Politik, Waffen, welche einmal gewirkt haben, für alle Folgezeit fortzuwerfen, weil sie für den gegenwärtigen Zustand der Strategie als altväterisch und hinderlich erscheinen. Wenn die reine Vernunft jetzt im Siegen ist, so ist sie es nicht nur deshalb, weil sie ihre Schneide schärfer als früher geschliffen hat, sondern weil die Spitze des Aberglaubens, wegen zu scharfer Schärfung, bereits abbrach. Auch die Vernunft kann ein Mal betteln gehen, wie jetzt die Schwärmerei. Schon einmal hatte sie Bankrott gemacht zur Nicolaitischen Zeit. Wie wäre sonst die Romantik möglich gewesen zum Schluß des philosophischen Jahrhunderts!

Das ist gewiß ein äußerst ernstes Thema und begreift die Geschichte unserer fürchterlichsten Wandelungen, der Wandelungen, die unsern Stolz zerschmettern. Schade, daß da gar keine Lehre fruchtet, und Der gerade, der sie zum meisten bedarf, wird zum Rasenden, wenn er sie anhören muß. Oder glaubt es der Renommist, der, in Koller und Kanonen, den Hieber auf dem Pflaster schleift, wenn ihm die Weisheit selbst sagte: in drei Jahren, im Staatsdienst, wirst du ein eben solcher Philister, als du jetzt ein Renommist bist? Hätte Robert Southey, hätte Coleridge, als sie die rothe Mütze trugen und Robespierre ihnen ein zu zahmer Jakobiner dünkte, hätten sie geglaubt, daß eine Zeit kommen würde, wo jener ein gekrönter Hofpoet wurde, dieser ein feudalistischer Geisterseher! Hätte Jarcke — hätte — — was, die Zahl ist Legion, und nicht die Schlechtesten, nein, die Besten sind es, die einen Commentar liefern zu Sophokles'

Ἅπαντα τ' ἀνθρώπεια κλίνει τε κἀνάγει πάλιν,

wenngleich der alte Grieche an diese Wandelbarkeit schwerlich gedacht hat. Ich tadle diesen Wandel nicht, ich freue mich vielmehr seiner; ein Beweis ist er mir, daß unser Menschengeschlecht noch nicht einmal so alt ist als der abgelebte Orient, als die stabilen Byzantiner; ein Symbol ist er mir der ewigen Verjüngungskraft der herrschenden Menschengeschlechter, unter denen ich allerdings dem germanischen Stamme die erste Stelle anweise. Die Macht der Ideen rüttelt uns wach, daß unser Blut nicht in Fäulniß und Stockung geräth. Nur gegen einen Cultus bin ich: gegen die alleinseligmachende Idee. Die Pole berühren sich; das gibt eine Erschütterung; das rechte Maß wird seiner Zeit kommen. Wir machen's nicht. Eifert gegen die geheimnißvollen Richtungen der übersinnlichen Welt, ich eifere mit, denn sie sind nicht an der Zeit; es bedarf jetzt anderer Wunder, die wir selbst mitmachen können, wo reiner Wille, klarer Blick, unverdrossene Kraft, Festhalten am Errungenen, thätig sein müssen; aber schüttet nicht das Kind mit dem Bade aus. Wenn auch nur aus Politik, erwägt, daß es Agentien waren, die des Menschen Geist hervorgebracht und damit Ungeheures gewirkt hat, selbst solche Dinge, deren Folgen ihr anerkennt. Behüte uns der ewige Wille, daß wir bald benöthigt sind, sie wieder zu gebrauchen, denn sie sind jetzt rostig und schadhaft, weniger durch eure Gegenwaffen, als weil, die sie gebrauchten, in blinder Wuth damit gegen Mauer und Felsen schlugen. Möge die Zeit also fern bleiben, aber ausbleiben wird sie nicht. Nur aus Politik sage ich — denn es gibt noch andere Gründe, die ihr nicht hören wollt — wollt sie nicht ganz verdammen. Es gilt als Gesetz im britischen Parlament: der heftigste Oppositionsredner denkt daran, wenn er die Minister angreift, daß eine Zeit kommen mag, wo er mit ihnen auf Einer Bank sitzt!

Daß es an poetischer Kraft diesen Flüchtlingen nicht gebricht, bedarf nicht angeführt zu werden; aber auch in der satirischen Rüstung sind sie stark:

Demagogen, Jakobiner,
Dieses Volk wird immer kühner,
Dieses Brutnest der Titanen
Rekrutirt stets neu die Fahnen

heißt der Anfang der „Lehrfreiheit". Das prägnante Gedicht „Die Evangelische Kirchenzeitung" schließt mit dem erbaulichen Wunsch:

O mag, so fleht es brünstig,
Sich Wöllner's Zeit erneu'n!
Die Actien stehen günstig,
Ihr Frommen könnt euch freu'n.

Die Flüchtlinge sind seitdem in einer zweiten Auflage als „Zwölf Freiheitslieder" in dem eleganten Duodez erschienen, welches so verführerisch den Taschen sich an-

schmiegt. Dem Herzen auch? Das überlasse ich Jedem mit sich abzumachen.

Auf der Eschenheimer Gassen,
Zu Frankfurt an dem Main,
Da schläft still und verlassen
Ein edles Jungfräulein.
Aus neunundbreißig Lappen
Hat sie ihr Kleid geflickt,
Mit neunundbreißig Kappen
Ihr blondes Haupt geschmückt,

so fängt bekanntlich ein berühmt gewordenes Gedicht von Prutz an, welches die Männer in Baden lobt, welche nach den neuesten Gesetzen zu loben absolut verboten ist. Deshalb halte ich es auch für durchaus nicht erlaubt, etwas zum Lobe dieses Gedichts zu sagen; aber ich finde in der dritten Abtheilung eine Strophe, die einen zur Zeit wol noch erlaubten Wunsch ausdrückt. Ich setze ihn deshalb her:

Die nur Krieg und Aufruhr sah'n,
Abgethan
Sei das Mistrauen und der Wahn!
Abgethan, was Fürst und Volk entzweite!
Und der Geist, der gottgebor'ne, schreite
Freie Bahn!

(Die Fortsetzung folgt.)

Akademische Welt. Roman aus dem deutschen Burschenleben von Ludwig Köhler. Zwei Bände. Leipzig, Bösenberg. 1843. 8. 2 Thlr.*)

Bei der Anzahl neuer Romane, deren die kritischen Blätter wenigstens mit ein paar Worten gedenken sollen, wäre es die größte Wohlthat, wenn eine ebenso feste und allgemein anerkannte Romanscala existirte wie die Barometerscala, in welcher man dann jedem neuen Romane nur seine Stelle kurz anzuweisen brauchte. Ich will zum allgemeinen Besten hier einen kurzen derartigen Vorschlag machen: in die erste Classe gehörten nur die Werke wahrhaft dichterisch schaffender Geister, Goethe, W. Scott; ihnen schlössen sich die Geister zunächst in zweiter Reihe an, denen es gegeben ist, einen Stoff geistig zu durchdringen und durch eine durchgeführte höhere Idee zu beleben, Mosen, W. Irving; beide Classen sind vor der Hand noch sehr spärlich besetzt. Zahlreicher ist die dritte Classe derjenigen Romane, die durch einen glücklich gewählten und geschickt behandelten Stoff fesseln und spannen, also ein vorherrschend stoffliches Interesse haben, wenn sie sich auch hier und da mit dem Schimmer scheinbar neuer und reicher Ideen zu umgeben wissen, so Cooper, Bulwer und die Mehrzahl der schreibenden Damen, namentlich Frau v. Paalzow und Gräfin Hahn-Hahn. Nicht groß ist der Abstand zur vierten Classe, wo das rein stoffliche Interesse in gewandter und nicht werthloser Darstellung entschieden und deutlich als Hauptsache ohne alle Ansprüche auf höhern dichterischen Gehalt hervortritt; ihr Name ist Legion, einer ihrer Hauptrepräsentanten Spindler. Es folgt die fünfte Classe, mit der es schon sehr abwärts geht: ein bisweilen gut, öfter schlecht gewählter Stoff wird in handwerksmäßigem Schlendrian zugestutzt und Roman genannt. Die sechste und folgende Classen endlich bilden die echten nordhäuser nebst wienerischen und andern Consorten. Ich wünsche, daß vorstehender Versuch von sachkundigerer Hand recht bald eine weitere Ausführung und Begründung erhielte.

Oben genannten Roman nun, der meinen wohlgemeinten Vorschlag veranlaßt, bringe ich unter Nr. 5 unter, und zwar gehört er zu der kleinern Hälfte dieser Classe, die ihren Stoff gut gewählt hat; denn gewiß ist es gerade jetzt, wo das alte Burschenleben seinem völligen Erlöschen nahe zu sein scheint, eine gute Idee, dasselbe wenigstens in einem dichterischen Abbilde zu fixiren. Leider entspricht die Ausführung dem guten Willen nicht. Der Verf. scheint vor nicht sehr langer Zeit in Jena studirt zu haben, denn dieser Universität sind offenbar die meisten Anschauungen des Verf. entnommen; daß derselbe aber den jüngsten akademischen Generationen angehört, schließen wir daraus, daß seine Darstellung sehr verschiedene Epochen des Burschenlebens umfaßt: Vieles gehört offenbar einer sehr nahen Vergangenheit an, Beimischungen aus den Jahren nach dem Befreiungskriege scheinen nur durch Tradition empfangen zu sein. So ist also das ganze Bild der akademischen Welt, welches dem Leser vorgeführt wird, ein unreines, zusammengesetzt aus jener schwärmerischen, unklaren Begeisterung der alten Burschenschaft und der bestimmtern politischen Richtung, die sie nach 1830 einschlug. Spricht sich in den Abschnitten, die, meistens dialogisch abhandelnd, Geist und Wesen der Burschenschaft darstellen und verherrlichen, sowie ihren Gegensatz gegen die Landsmannschaften veranschaulichen sollen, wenigstens das Streben nach tieferm Gehalt und eigene warme Theilnahme an dem Burschenleben aus, so steht dagegen der eigentliche Roman, der Gang und die Entwickelung der Ereignisse unendlich tiefer und ist durchaus fabrikmäßig gearbeitet. Der Held des Romans, Theodor, tritt als Fuchs auf, voll von hochfliegenden Idealen und ohne irgend einige Kenntniß der Welt; er fällt einem gewinnsüchtigen Philister und dessen liebesüchtigem Töchterlein anheim, vor denen ihn jedoch sein gesunder Sinn rettet. Von den landsmannschaftlichen Roheiten bald abgestoßen, schließt er sich eng und eifrig der Burschenschaft an, macht einen großen Burschentag mit, schließt ein zartes Liebesbündniß mit einer Professorennichte und wird schließlich wegen Beherbergung und Beförderung eines politischen Flüchtlings mit geschärftem Consilium abeundi belegt. So verschwindet er also vor den Augen des Lesers, ohne daß ein klares Bild von der Einwirkung, die das akademische Leben auf diesen seinen Jünger geübt hat, hervortritt; namentlich vermissen wir durchaus das wissenschaftliche Element, welches denn doch für jeden akademischen Bürger ein sehr wesentliches sein muß. Mancherlei Episoden führen uns wol noch manche Einzelheit aus der Studentenwelt vor, beweisen aber doch nirgend ein tiefes und gründliches Erfassen derselben.

Bei dem gut gewählten Stoffe des Romans und der, wenn auch keineswegs mustergültigen, so doch im Ganzen fließenden und leicht lesbaren Darstellung ist es doppelt zu beklagen, daß sich der Verf. dem jetzt so häufigen Schlendrian in Anlage und Ordnung seiner Arbeit hingegeben hat. Sollte unsere Vermuthung über das jugendliche Alter desselben richtig sein, so ist sehr zu wünschen, daß sein Name nicht so häufig als in der letzten Zeit auf dem literarischen Markt erscheinen möge; denn wir zweifeln nicht, daß sein Talent bei gründlichern Studien, als der Held dieses seines Romans gemacht hat, weit Werthvolleres wird hervorbringen können; aber ohne Mühe und Anstrengung entsteht auch in der Poesie nichts Werthvolles: daran scheinen heute die wenigsten Romanschriftsteller zu glauben. 58.

*) Vgl. den Artikel in Nr. 9—13 d. Bl. „Über das deutsche Studententhum". D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Und kein freies Volk mehr wohnen in der Wälder Schattennacht,
Und verblutet und versunken längst schon sein der Ahnen Macht;
Hast du doch ein Recht, o Preußen, stolz auf deinen Ruhm zu sein,
Denn noch rauschen deine Wälder heilig in des Frühroths Schein u. s. w.

Ein absonderliches Geschäft macht sich die neue politische Poesie, wie allbekannt, uns aus dem Irrgarten der Romantik mit flammendem Feuerschwerte zu verjagen. Der neue Cherub hat eigentlich zwei Schwerter. Mit dem in der Linken haut er gegen die deutsche Gemüthlichkeit, mit dem in der Rechten gegen unsere Lust am Wunderglauben und was damit zusammenhängt. Jenes ist freilich mehr das Geschäft seiner prosaischen Alliirten, denn der Instinct spricht zu deutlich, daß es sich nicht eigentlich für die Poesie schicke, das Gemüth, die Mutter der Phantasie, damit anzugreifen. Desto kräftiger schwingt sie den Stahl gegen das Andere:

Ja, Deutschland, traumbefang'ne Somnambüle!
Laß ab von dem gespensterhaften Spiele!
Laß dich von jenen Heil'gen nicht curiren,
Die ihren Geist dir einmagnetisiren:
Den Geist der erdensatten Himmelswehmuth!
Den Geist der kriechend feigen Schafpelzdemuth!
Sei stark und frei, kampfmuthig, geistesehern!
Fort mit den Seherinnen und den Sehern.

Wer mag dagegen etwas einwenden! Als 1813 alle damaligen Vorwärtsmänner das Gegentheil foderten, wandte man auch nichts ein. Es that seine Dienste. Jede Zeit braucht ihre besondern Waffen. Aber man thut unrecht, schon aus dem Gesichtspunkte der Politik, Waffen, welche einmal gewirkt haben, für alle Folgezeit fortzuwerfen, weil sie für den gegenwärtigen Zustand der Strategie als altväterisch und hinderlich erscheinen. Wenn die reine Vernunft jetzt im Siegen ist, so ist sie es nicht nur deshalb, weil sie ihre Schneide schärfer als früher geschliffen hat, sondern weil die Spitze des Aberglaubens, wegen zu scharfer Schärfung, bereits abbrach. Auch die Vernunft kann ein Mal betteln gehen, wie jetzt die Schwärmerei. Schon einmal hatte sie Bankrott gemacht zur Nicolaitischen Zeit. Wie wäre sonst die Romantik möglich gewesen zum Schluß des philosophischen Jahrhunderts!

Das ist gewiß ein äußerst ernstes Thema und begreift die Geschichte unserer fürchterlichsten Wandelungen, der Wandelungen, die unsern Stolz zerschmettern. Schade, daß da gar keine Lehre fruchtet, und Der gerade, der sie zum meisten bedarf, wird zum Rasenden, wenn er sie anhören muß. Oder glaubt es der Renommist, der, in Koller und Kanonen, den Hieber auf dem Pflaster schleift, wenn ihm die Weisheit selbst sagte: in drei Jahren, im Staatsdienst, wirst du ein eben solcher Philister, als du jetzt ein Renommist bist? Hätte Robert Southey, hätte Coleridge, als sie die rothe Mütze trugen und Robespierre ihnen ein zu zahmer Jakobiner dünkte, hätten sie geglaubt, daß eine Zeit kommen würde, wo jener ein gekrönter Hofpoet wurde, dieser ein feudalistischer Geisterseher! Hätte Jarcke — hätte — — was, die Zahl ist Legion, und nicht die Schlechtesten, nein, die Besten sind es, die einen Commentar liefern zu Sophokles'

Ἅπαντα τ'ἀνθρώπεια κλίνει τε κ'ἀνάγει πάλιν,

wenngleich der alte Grieche an diese Wandelbarkeit schwerlich gedacht hat. Ich tadle diesen Wandel nicht, ich freue mich vielmehr seiner; ein Beweis ist er mir, daß unser Menschengeschlecht noch nicht einmal so alt ist als der abgelebte Orient, als die stabilen Byzantiner; ein Symbol ist er mir der ewigen Verjüngungskraft der herrschenden Menschengeschlechter, unter denen ich allerdings dem germanischen Stamme die erste Stelle anweise. Die Macht der Ideen rüttelt uns wach, daß unser Blut nicht in Fäulniß und Stockung geräth. Nur gegen einen Cultus bin ich: gegen die alleinseligmachende Idee. Die Pole berühren sich; das gibt eine Erschütterung; das rechte Maß wird seiner Zeit kommen. Wir machen's nicht. Eifert gegen die geheimnißvollen Richtungen der übersinnlichen Welt, ich eifere mit, denn sie sind nicht an der Zeit; es bedarf jetzt anderer Wunder, die wir selbst mitmachen können, wo reiner Wille, klarer Blick, unverdrossene Kraft, Festhalten am Errungenen, thätig sein müssen; aber schüttet nicht das Kind mit dem Bade aus. Wenn auch nur aus Politik, erwägt, daß es Agentien waren, die des Menschen Geist hervorgebracht und damit Ungeheures gewirkt hat, selbst solche Dinge, deren Folgen ihr anerkennt. Behüte uns der ewige Wille, daß wir bald benöthigt sind, sie wieder zu gebrauchen, denn sie sind jetzt rostig und schadhaft, weniger durch eure Gegenwaffen, als weil, die sie gebrauchten, in blinder Wuth damit gegen Mauer und Felsen schlugen. Möge die Zeit also fern bleiben, aber ausbleiben wird sie nicht. Nur aus Politik sage ich — denn es gibt noch andere Gründe, die ihr nicht hören wollt — wollt sie nicht ganz verdammen. Es gilt als Gesetz im britischen Parlament: der heftigste Oppositionsredner denkt daran, wenn er die Minister angreift, daß eine Zeit kommen mag, wo er mit ihnen auf Einer Bank sitzt!

Daß es an poetischer Kraft diesen Flüchtlingen nicht gebricht, bedarf nicht angeführt zu werden; aber auch in der satirischen Rüstung sind sie stark:

Demagogen, Jakobiner,
Dieses Volk wird immer kühner,
Dieses Brutnest der Titanen
Rekrutirt stets neu die Fahnen

heißt der Anfang der „Lehrfreiheit". Das prägnante Gedicht „Die Evangelische Kirchenzeitung" schließt mit dem erbaulichen Wunsch:

O mag, so fleht es brünstig,
Sich Wöllner's Zeit erneu'n!
Die Actien stehen günstig,
Ihr Frommen könnt euch freu'n.

Die Flüchtlinge sind seitdem in einer zweiten Auflage als „Zwölf Freiheitslieder" in dem eleganten Duodez erschienen, welches so verführerisch den Taschen sich an-

Derselbe sei denn auch vorzugsweise dazu berufen, das Goethe'sche Lied zu glossiren:

Ein politisch Lied, ein garstig Lied!
So dachten die Dichter mit Goethe'n
Und glaubten, sie hätten genug gethan,
Wenn sie könnten girren und flöten —
Doch anders dachte das Vaterland:
Das will von der Dichterinnung
Für den verbrauchten Leiertand
Nur (!) Muth und bied're Gesinnung.

Muth und biedere Gesinnung in Ehren, es wäre aber doch etwas zu wenig gefodert von der Poesie. Wie, will der Liederdichter damit zufrieden sein, so steht er in Einer Reihe mit den Dutzenden in meinem Ballen. Muth und biedere Gesinnung bei Allen, und noch bei einigen Dutzend mehr, aber Lieder, die im Munde stecken bleiben, oder im nächsten Luftzug verflüchtigen. Nein, mit guten Leuten macht man kein Concert, es muß doch auch ein Musikant darunter sein. Wir nehmen den folgenden Vers als Erklärung dafür hin, daß es nur ein lapsus calami war:

Ich sang nach alter Sitt' und Brauch
Von Mond und Sternen und Sonne,
Von Wein und Nachtigallen auch,
Von Liebeslust und Wonne.
Da rief mir zu das Vaterland:
Du sollst das Alte lassen,
Den alten verbrauchten Leiertand,
Du sollst die Zeit erfassen.

Das läßt sich hören, er spricht von sich, es ist ihm so begegnet, er hat es gethan, und er ist im Recht. Daß aber das allüberall gelten solle, daß es heute gar keine andere Poesie geben könne und dürfe, und daß

— wer nicht die Kunst in unserer Zeit
Weiß gegen die Zeit zu richten,
Der werde nun endlich bei Zeiten gescheit
Und lasse lieber das Dichten!

Da appelliren wir vom rite erzürnten Dichter an den Menschen und Dichter von ehemals.

Worüber der Liederdichter Alles zürnt? Es sind 115 Gegenstände, aus denen 115 Lieder wurden. Schade, daß wir die pikantesten nicht über die Zunge bringen dürfen. Aber es ist ein radical Zürnender, er geht auf die Wurzel des Übels zurück:

Alles denkt bei uns zu Lande,
Das ist deutsche Sitt' und Brauch,
Ja man denkt in jedem Stande,
Schuster, Schneider denken auch.
Und wenn sie auch nichts gemacht,
Sagen sie: Wir ha'n gedacht.

Denken muß der Deutsche immer,
Wo er sitzt und geht und steht,
Und er läßt das Denken nimmer,
Wenn's auch noch so schlecht ihm geht.
Und sein Trost, sein Glück und Heil
Ist: Ich denke mir mein Theil.

Du Gedankenland auf Erden,
Wenn dein Denken wird zur That,
Ei was kann aus dir noch werden!
Kommt's nur etwa nicht zu spat,
Daß man fragt, was machtet ihr?
Und ihr sagt: Stets dachten wir.

Witzig, scharf, getroffen. Wir denken 1800 Jahre, seit unsere Geschichte anfängt, und nun, mit einem Male, soll ein Sturmwind, weil er mit Frühlingssehnsucht geschwellt ist, unsere ganze Natur ändern! Saul, wer leckt gegen den Stachel! Wir lassen uns wol aufstacheln, aber wir fallen wieder in die Reflection zurück. Ich denke, wir wollen und werden noch denken, auch wenn wir uns frei gedacht. Haben wir uns denn nicht schon zu einer Freiheit vor 300 Jahren frei gedacht? Es ist einmal unsere Waffe; hoffen wir auf mehr!

6. Siebzehn Polenlieder von Otto von Wenckstern. Leipzig, O. Wigand. 1843. 16. 12 Ngr.

Noch Polenlieder! Freilich, es ist ein ewiges Lied, so lange es Polen gibt, ein großer elegischer Strom, der in sich versiegt, aber bisweilen sprudelt es auf, sprüht um sich, und die Tropfen fallen in den Strom zurück. Diese Gesänge sind keine Variationen des großen, alten Klageliedes; ein ganz specieller Schmerz, eine persönliche Theilnahme scheint sie ausgehaucht zu haben. Wenngleich sie sich um das Thema drehen, das in Jedes Brust geschrieben steht:

wo bleibt dein Zorn, o Gott,
Wenn deine Blitze ruh'n bei solchen Thaten!

spielen sie doch auf einzelne Vorfälle an, welche für die Mehrzahl Mysterien sind. Es ist Poesie, aber eine andere als in den Liedern aus der Schweiz. Was sollten auch die Polen Lieder singen wie die, welche noch hoffen dürfen! Es zerreißt das Herz:

Nach Haus, nach Haus! wie klingt das hart und traurig
Für Den, der heimatlos im Lande irrt
Wenn in der Heimat Band und Kette klirrt
Und wenn die Heimat selbst zum Kerker wird,
Wie klingt das Wort so eisern dann und schaurig!

7. Der Paria. Von Fredric Montan. Berlin, Springer. 1843. 8. 10 Ngr.

Der Paria ist derselbe Paria, welchen Michel Beer in seinem Trauerspiele des Namens im Sinne hatte. Hier erscheint er in der Form eines Lehrgedichts. Der Paria liebt und wird wieder geliebt. Aber er flüstert der Geliebten „ein Wort" zu, sie erbleicht, sinkt zu Boden und stürzt fort. Er wird ein Krieger und rettet das Vaterland, aber Ehre, Rang und Ordensband können ihm nicht gewährt werden, weil „ein Wort" von Mund zu Munde schallt, und wider ihn das Urtheil aller Zeiten sich erhebt. Er wird ein Beamter, ein Gelehrter, ein Physiker und Mechaniker, der in allen drei Fächern Ungemeines leistet; aber das „eine Wort" ist jedes Mal der Anstoß, welcher ihm sein Glück raubt. Selbst seiner Leiche folgt das Wort. Es ist ein altes Lied, doch bleibt es ewig neu; zum Glück ist es in der Wirklichkeit nicht so schlimm, als es hier in der Theorie oder der Poesie erscheint. Schlimm aber doch, und die Worte des Gedichts bleiben ewig wahr:

Als Christus war zum Heil der Welt erschienen,
War Menschenliebe, Duldung stets sein Wort,
Wir, die wir seinem heil'gen Glauben dienen,
Wir werfen ihn im blinden Wahne fort;
Durch Liebe wollt' er uns von Schuld entsühnen,
Durch Liebe ward er unser Aller Hort,

Er liebte nur und hat sein Blut vergossen,
Wir hassen jenes Volk, dem er entsprossen.

Die Verse sind wohlklingend; nur herrscht in dem kurzen Gedichte eine Monotonie, die sich freilich vom Gegenstande und vom Lehrgedichte kaum trennen läßt.

8. Die deutschen Sieben. Dem sächsischen Volke geweiht von Georg Rechten. Frankfurt a. M., Körner. 1843. Ler.-8. 5 Ngr.

Ein zufriedener Dichter, weil es bei ihm zu Hause so gut steht! Ein glückliches Volk ist das sächsische, wenn Alles wahr ist in diesem Gedichte; und warum daran zweifeln! So erfüllt von Lust und Seligkeit über die Einheit zwischen Volk und König ist die Dichterbrust, daß sie nicht Muße findet, herauszublicken auf die andern deutschen Zustände, wo diese Lust und Seligkeit nicht gefördert werden. Nur zum Schluß einige scheue Blicke seitwärts:

O wisse, daß du es geweckt, gehoben,
Dein Volk, o König! das zum Wall erstarkt!
Ein Scheingeflüster kann dein Herz nicht loben,
Dein königliches, das nicht trägt zu Markt
Ein Bühnenspiel, zu kirren und zu blenden
Und auszuprägen falsch den falschen Sinn:
Das Schaustück, wie man dreh'n es mag und wenden,
Es soll ihm Treu und Wahrheit wohnen in.
Was herrlich liegt gesä't, treibt schon die Blüten —
Und herrlich wird die Ernt' dir sein beschieden!
D'rum dämpfe nicht den edeln Geist, den schönen,
Der in dem Volke singend dir erwacht u. s. w.

9. Verdichtungsversuch meines Tagebuchs. Zwei Gedichte: 1) Ein kleiner Mann ist auch ein Mann. 2) Nemesis. Freunden, Bekannten und Geistesverwandten gewidmet von K. A. Düsseldorf, Schreiner. 1842. 8. 10 Ngr.

Der Kampf eines Ich, welches seine Poesie sich erretten will im Gewühle, d. h. im betäubenden, fortreißenden Triebwerke der Industrie. Habe ich es falsch verstanden, so bin entweder ich daran schuld, oder der Verf., dessen Dichtung bereits in das Rädergetrieb so geräth, daß sie nicht mehr mit dem Glockenton der Poesie, sondern bereits mit etwas Knarren und Rasseln zum Ohr tönt:

Die Welt, die, Menschen, ihr bewohnt,
Wo, scheinbar, nur die Thorheit thront,
Ist Basis mit dem Schöpfungswerke,
Und wichtig sehr! — doch, Lieber, merke:
Nicht wichtig wie der Mensch es meint,
Wie's dessen eitelm Sinn erscheint;

Nein, wichtig in des Schöpfers Plan! —
Denn diese Welt, voll Trug und Wahn,
Ist Werkstatt: zu organisiren
Den Staub zu geist'gem Speculiren,
Und ferner diese Tüchtigkeit
Zu richten zur Vernünftigkeit!

Das ist gewiß ebenso wahr als der Satz:

Von der Befäh'gung zur Vernunft
Dem Vorzug eurer Menschenzunft,
Bis zur Vernunft, zum großen Zwecke —
Welch' ungeheure klipp'ge Strecke —

Aber der Weg von dem Willen, eine Wahrheit dichterisch auszudrücken, bis zum Gedichte ist eine ebenso lange und klippige Strecke. Darum, wer nicht sicher ist, sollte lieber den schlichten prosaischen Weg einschlagen, zumal wenn es ihm, wie dem Verf., so ernst mit seinen Wahrheiten ist. Er ist unter manchem Andern auch für die Emancipation der Juden, und hofft

Vom Throne her ihr Wohlergeh'n
Mit Zuversicht; — in welchem Sinne,
Ob geistig, ob zu Weltgewinne?
Das stör' uns nicht; — laßt mit Vertrau'n
Auf Preußens Thron uns hoffend schau'n.

Aber der Veteran, denn das ist er, wenn er uns auch nicht im voraus erklärt hätte, daß er sich ermüdet in sein Tusculum zurückgezogen habe und Kohl baue, sagt auch:

So lange nur Geburt und Geld
Den Ausschlag geben in der Welt,
Sind wir noch fern von jenem Ziele!
Da, in dem irren Lebensspiele
Und namentlich zu uns'rer Zeit,
Viel leichter Würdelosigkeit

Als Tugend sich den Preis erringt,
Sich auf zu Glanz und Einfluß schwingt;
Geburt ist Zufall, — Geld gewinnen
Gelingt dem sträflichen Beginnen
Weit eher als der Rechtlichkeit,
Doch ist's der Hebel uns'rer Zeit.

10. Harfenklänge aus vergangenen Tagen. Den Manen und den Zeitgenossen Friedrich Wilhelm's III. geweiht von Wilhelm Treunert. Jena, Frommann. 1843. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Verf. in Jena, ein Verehrer der stillen Größe Friedrich Wilhelm's III., bittet, ihm zu gönnen, wo man dem Könige eherne Denkmale setzen wird,

daß er es wage,
Ob nur ein unbekannter Mann,
Auch einen Kranz zum Denkmal trage,
Den er auf heim'scher Flur gewann.

Bescheidene, innige Verehrung für den dahingegangenen Monarchen in fließenden Versen aus einer ältern Schule, besonders bei der unglücklichen Krisis von 1806 verweilend. Die Kämpfe der Gegenwart läßt er unberührt.

11. Der Freiheitskampf unserer Zeit. Sendschreiben an Georg Herwegh, von Ernst Gottfried Erf. Königsberg i. d. N. Windolff und Striese. 1843. Gr. 8. 2½ Ngr.

Am Geburtstage Friedrich's des Großen erklärt der Verf., daß er dem lebendigen Poeten Georg Herwegh gern zur Seite trete, wo man das Wahre fälscht und Götzen statt Gott dient, aber entgegen trete er ihm, wenn sein Gesang die Masse zu bösem Schwindelgange bewegen wolle. Also gegen Die, die nur nach Ahnen das Verdienst der Menschen messen, auch gegen Die

Pentarchisten
Legt eure Lanze ein;
Ihr dürft nicht länger nisten
Vom Pregel bis zum Rhein.
Wir fliehen fremde Mächte
Und ihre Allianz —
Es thront die Kraft, die echte
In Deutschlands Völkerkranz —

Aber mit Friedrich und Franz, gegen Rußland und gegen Frankreich. Der Rhein könnte freier sein. Den Dom zu Köln soll deutscher Sinn vollenden, aber das Auge nach Strasburg gewendet, und mit Gedanken:

Vom neuen Lotharingen,
Deutschem Burgunderreich!

Dann auch gegen die Hochgelahrten im Philosophenton, die „den vielgeehrten Propheten“ leugnen und nicht verstanden haben, daß seine Lehre der wahren Freiheit Wehr ist.

Ihr wollt für Freiheit kämpfen?
Macht Freiheit nur zu Spott;
Ihr müßt den Stolz erst dämpfen,
In dem ihr euch wähnt Gott.

— — — — — — —

Bekämpfet eure Schwächen,
Der Sünde hartes Joch;
Hier gilt's sich Bahn zu brechen,
Hier drückt die Kette noch.

Zum Kampf! die ihr die Presse
Den einz'gen Heiland nennt,
Es ist das Herz die Esse —
Sorgt, daß es dort gut brennt.

— — — — — — —

Das ist nicht freie Rede,
Wenn Jeder, was ihn drückt
Als Gegenstand der Fehde
In eine Zeitung rückt.

— — — — — — —

Es liebe seine Brüder
Wer Freiheitslieder singt,
Reiß' ihnen nichts danieder,
Bevor er Beff'res bringt;

Es ist gar leicht zerstören,
Doch schwer ist auferbau'n,
Und Viele, die da hören,
Vermögen nicht zu schau'n.

Das sind gewiß Wahrheiten, und in fließender Diction; aber jeder Wahrheit läßt sich eine andere Wahrheit entgegensetzen; und eine Wahrheit, die schon so oft ausgesprochen ist, wird durch klingende Verse weder neu noch Poesie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Nimbus.

Kenner der lateinischen Sprache wissen, daß nimbus ein lateinisches Wort ist mit mehren Bedeutungen. Es bedeutet zuerst stürmisches Wetter, dann Sturmwolke, dann Wolke überhaupt, Staubwolke und Rauchwolke, auch Wolke in bildlichem Sinne; „es kommt wie eine blaue Wolke“ hieß es in Deutschland, wenn Franzosen anrückten; weiter: stürmischen Regen, Regen überhaupt und Regen als Metapher; dann Stirnbinde der Frauen; dann ein Trinkgeschirr von wolkenähnlicher Gestalt; endlich den Strahlenglanz um die Köpfe der Engel und Heiligen, den Heiligenschein — „nam et lumen, quod circa angelorum capita pingitur, nimbus vocatur“, sagt Isidor (Orig., XIX, 31). Von Nimbus in dieser Bedeutung soll hier die Rede sein. Kein Christuskopf, keine Madonna, keine heilige Cäcilia ohne den goldenen Schein ums Haupt, offenbar eine widernatürliche Zuthat Seiten der Kunst, da gewiß noch kein Mensch mit einem güldenen Scheine ums Haupt auf Erden einhergewandelt ist und die Kunst Natürliches darstellen soll. Die Sache mag auch für Andere als Schreiber Dieses eine Erklärung bedurft haben, denn die „Literary gazette“, guten Rufs, hat über den Ursprung und Charakter des fraglichen Symbols nicht blos einen ausführlichen Aufsatz gegeben, sondern denselben auch durch Stahlstiche illustrirt. Letztere, eine tüchtige Nachhülfe, müssen freilich hier wegbleiben und selbst der Aufsatz muß abgekürzt werden. Allein wesentlich soll die Erklärung darunter nicht leiden.

Der sogenannte Heiligenschein ist keine Erfindung der frühesten christlichen oder spätern katholischen Maler. Er stammt aus dem Orient, ist eine Nachahmung des bei den Persern und andern morgenländischen Völkern üblichen Gebrauchs, die Köpfe ihrer Gottheiten und sonst emporragender Individuen mit einem flammenähnlichen Symbol zu bekränzen. In der königlichen Bibliothek zu Paris befinden sich einige buddhistische Bücher mit Abbildungen von Heiligen, die sich dem Buddha gewidmet und deren Köpfe in nur bemerkter Weise umflammt sind. Dasselbe geschah bei einigen Hindugöttern. Auch die alten Griechen und Römer bedienten sich ähnlicher Symbolik, eine Gottheit oder einen Helden zu bezeichnen. Auf den Fresken zu Herculanum erscheint Circe dem Äneas, um den Kopf einen Ring, gleich dem der Jungfrau Maria. Im Vatican zu Rom liegt eine illuminirte Abschrift von Virgil's Werken, wo die Portraits der Kassandra und des Priamus in derselben Weise geziert sind. Didron nennt den Nimbus eine durchsichtige Flüssigkeit, welche die Häupter heiliger Personen umfließt. Es dürfte kaum zweifelhaft sein, daß die Christen den Nimbus adoptirten, sobald es Sitte geworden, ausgezeichneten, „um König und Vaterland“, nebenbei auch um Kunst und Literatur wohlverdienten Männern einen Kranz oder eine Krone aufs Haupt zu setzen. Demgemäß diente in den ältesten Zeiten des Christenthums eine Krone als Lohn und Symbol des Märtyrerthums, und auf den frühesten Denkmälern christlicher Kunst streckt der Allmächtige eine Hand aus den Wolken, um auf den Kopf eines Märtyrers sei es eine Krone oder einen Kranz herabzulassen. Später trat an die Stelle der Krone eine Linie, in Form eines den Kopf völlig umschließenden Ringes oder Reifens; aber erst im 6. Jahrhunderte wurde der Nimbus das allgemeine Attribut der Heiligen. Von dieser Zeit an erhielt er verschiedene Formen, je nach dem geistigen Range des damit Beliehenen. Bei Gott wurde der Raum zwischen dem Ringe und dem Haupte mit einem Kreuz ausgefüllt. Ebenso bei Jesus, nur daß man hier auf das Kreuz gewöhnlich zwei griechische Sylben schrieb, auf Deutsch: „Er, der da ist.“ Die Lateiner substituirten dafür das Wort „Rex“. Engel und Heilige wurden meist mit dem einfachen Ringe bezeichnet. Aber bei der Jungfrau Maria und bei den Aposteln findet sich bisweilen um den Rand ein Besatz von kleinen Perlen oder von verschlungenem Laubwerke. Auch kommt auf sehr alten Gemälden ein Nimbus um Gottes Haupt und Hand zugleich vor. Ein italienisches Manuscript aus dem 14. Jahrhundert enthält ein Bild, wie Gott, der Vater, mit halbem Leibe sich aus den Wolken niederbeugend, in Form von Strahlen, die seinen Händen entschießen, der Erde seinen Segen ertheilt. Das Haupt umgibt ein viereckiger Nimbus, was, wie nicht unbemerkt bleiben darf, eine ausschließende Eigenthümlichkeit der frühesten italienischen Maler war. Mit dem Fortschreiten und der Verfeinerung der Kunst änderte sich der Charakter wie der Name des Nimbus. Zuerst verwandelte er sich in eine zitternde, ungerade, einen lichten Kreis beschreibende Linie. Dann verschwand die Linie ganz und gar und die Spitzen vom Haupte ausgehender Strahlen bildeten den Umriß eines Kreises, ohne ihn genau zu markiren. Endlich gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurden diese unregelmäßigen Linien aufgegeben, der ganze, ursprünglich sogenannte Nimbus fiel weg und an seine Stelle kam die Aureole, jener lichte, durchsichtige Schein, mit welchem die Künstler fortwährend das Haupt des Heilands umkränzen. In der neuesten Zeit haben einige englische Maler sich erlaubt, ihn wegzulassen. Sie sind aber deshalb so scharf getadelt und unchristlichen Gebahrens beschuldigt worden, daß sie — in England wenigstens, wo auch, wie überall, die Kunst nach Brot geht — kaum Nachfolge finden dürften.

Eine besondere Erscheinung ist es, daß auf zwei oder drei der ältesten Gemälde nicht blos das Haupt, sondern auch der ganze Körper Gottes von Strahlen umschlossen ist, die in ihrem Umrisse sich einigermaßen nach der Gestalt und Stellung der Figur richten. Diese Art Nimbus oder Aureole wird vorzugsweise Glorie genannt.

14.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 34. —— 3. Februar 1844.

Politische Poesie.

(Fortsetzung aus Nr. 33.)

12. Hammerschläge in Dreizeilen von Karl Graul. Leipzig, Dörffling. 1843. 8. 5 Ngr.

Ein christlicher Theolog, der seiner Sache gewiß und seiner Sprache mächtig ist. Kurz, kräftig, entschieden, nicht ohne Poesie im Ausdruck, muthig auf der Schanze, aber auch zum Angriff gerüstet: so liebe ich die Kämpfer. Er ruft nicht den Beistand der Policei an, er verlangt nicht Scheiterhaufen und predigt keinen Kreuzzug, er beruft sich auf die alten Zeugen und vertraut seiner Sache. Statt der Auszüge (nur beiläufig: die eigenen Terzinen sind körniger als seine angehängten Übersetzungen der herrlichen alten Kirchenlieder) nur hier das Einleitungslied an unsere neuern geistlichen Dichter:

> Ich habe längst schon mit euch reden wollen,
> Ihr Sänger mit der neu bespannten Harfe!
> Doch war das Wort mir noch nicht zugequollen.
>
> Jetzt hab' ich es, das freundliche, das scharfe:
> Ich habe neuen Frühlingshauch gewittert,
> Der locken soll die Kirch' aus ihrer Larve;
>
> Eu'r Freudenschrei hat mir das Herz durchzittert.
> Doch Eines will mir nicht an euch behagen:
> Daß ihr noch oft verständelt, süßelt, flittert.
>
> Die Alten haben g'rade d'rein geschlagen
> Mit Blitzen in die halb verdorrten Äste;
> Ihr geht an die ganz dürren noch mit Sagen.
>
> Auch gut, ihr Freund'! und 's war vielleicht das Beste.
> Jetzt da das Evangelium geworden
> Dem eine Grube, Jenem eine Veste,
>
> Jetzt, jetzt posaunt, schlagt Sturm an allen Orten,
> Und mischt in euer Feldgeschrei viel Psalmen!
> Die Welt erstickt an geistesschwangern Worten;
> Die Frieden Gottes weh'n sie an wie Palmen.

13. Der junge Deutsch-Michel, von A. E. Fröhlich. Zweite Auflage. Zürich, Meyer u. Zeller. 1843. Gr. 8. 20 Ngr.

Jung-Michel, des deutschen Volks Erzieher geworden, hat seine ideale Republik in Basel-Landschaft aufgeschlagen und proclamirt seine Grundsätze:

> Es herrsche Offenheit! Was Jeder denkt und schluckt
> Und spricht mit Weib und Kind, das muß auch sein gedruckt.
>
> O laßt um dieses Recht euch länger nicht bethören:
> Mit Preßfreiheit nur könnt ihr siegend euch empören!
>
> Die freie Presse muß danach vor Allem trachten,
> Daß alle Deutsche tief ihr Fürstenhaus verachten!
>
> Daß sie sich schämen tief der Siege und der Schlachten,
> Womit aus deutschem Land sie den Franzosen brachten.
>
> Die freie Presse muß danach vor Allem ringen,
> Daß Deutsche alle Schmach auf Deutschland selber bringen,
>
> Den Aberglauben an das Vaterland vernichten,
> Und die langweiligen, altvät'rischen Geschichten,
>
> Daß sie sich nunmehr ganz von allen Fabeleien,
> Dem Pfaffentrug und Joch des Christenthums befreien.
>
> Die freie Presse muß Hohn- und Spottlieder singen
> Der Kirch und Bibel und dergleichen dummen Dingen.
>
> Und die mit Geist etwa vertheidigen die Mythen,
> Muß sie verdächtigen als ärgste Jesuiten.

Die Angegriffenen werden zu Angreifern. In der Schweiz selbst, wo das Wort frei ist, steht hier ein kecker Kämpfer auf, mit den schärfsten Waffen der liberalen Dichter. So scheint es, aber er ist noch kecker, denn er dringt in alle Winkel seiner Gegner, sucht sie in ihren Privatissimis auf und schlägt, schonungslos, sogar grob auf sie los:

> Ach, wenn ihr bilden könnt und Götter macht aus Götzen,
> Fangt bei euch selber an, macht Bilder aus euch Klötzen.

Ja mehr als grob:

> Maulheldenthum! das Maul ausströmt es Heldenthaten,
> Auffressen sie den Feind, gesotten und gebraten.

> Heimweh ergreifet die von Weib und Kind Getrennten,
> Sie schicken Trost nach Haus, gestohl'ne Gäns und Enten.

Nach Deutschland hinüber wird diese Reactionsopposition nicht wirken, denn, obgleich wir Vieles gewohnt sind, solche Sprache doch noch nicht. Mit vielen übeln Mitteln hat man den Liberalismus bei uns bekämpft, aber noch nicht mit Bauerknütteln. An diese Knüttelschläge erinnern lebhaft viele der Epigramme. Die arme deutsche Sprache hergeliehen zu sehen, um im Geiste des schweizerischen Particularismus auf die deutschen Flüchtlinge, verdient oder unverdient, loszuschlagen! Was wird ihnen nicht vorgeworfen! Wenn man Einen auf einem Fehltritt ergreift, muß er darum der Sündenbock für alle frühern Vergehen werden, wo die Thäter entwischten?

> Dir, Michel, ward die Schweiz zur Milchkuh, doch so übel
> Melkst du, sie stößt noch wol dich fort sammt deinem Kübel.

> Hat Ahasverus nicht den Herrn wie du geschmäht?
> Du bist der ew'ge Jud, der nun als Michel geht.

Entwurzeln soll man hier Unkraut, nicht blos umsicheln;
Ein Stechen gilt's auf dich, o Michel, nicht ein Sticheln.

Der Michel siehet gern sein theures Volk besoffen,
Läßt öffnen Schenk an Schenk und Tag und Nacht sie offen.

Besoff'ne lassen leicht beschwatzen sich und meistern,
Begeisterte sich leicht für Michelein begeistern.

Der conservative Dichter Zürichs schlägt durch seinen Humor freilich den seiner deutschen Gegner zu Boden, denn ihm kommt es nicht darauf an, wo er Worte und Waffen finde. Während man jenen einräumen muß, daß sie in der edelsten Region der Sprache nach den reinsten Quellen suchten, um ihre Vernichtungspoesie zu edeln, greift dieser in jede Pfütze und jeden Cloak, wo Missilien liegen, um sie den verhaßten Gegnern an den Kopf zu schleudern. Ja, er droht noch weiter, von den Knütteln und Steinen zu Stahl und Pulver überzugehen, er weist auf den Eisenkäfig, in welchem Jan van Leyden's Gebeine bleichen, und wünscht von Herzen, daß das Armesünderglöcklein seinen Feinden zur Ruhe läute, den Deutschen, Straußen, Communisten u. s. w. Da hat die Poesie ein Ende.

Bei mehren seiner Epigramme möchten wir ihm freundlich zunicken, das Treffen versteht er:

Meist Dilettanten sind's, die Kunstgeschichte schreiben;
Statt was geschah, erzähl'n sie, wie man's sollte treiben.

Das Schöne läßt sich nicht erpauken, ertrompeten,
Marktschreier wären sonst auch Redner und Propheten.

Im Schlamm des Ufers kann man selten Muscheln finden,
Die Perlenmuschel nur dem Meeresgrund entwinden.

Wie könnt die Bühne ihr den Sittenspiegel nennen?
Die Schwachheit lernt das Volk und nicht die Stärke kennen.

Aber wie ein wüthiger Schütz verschießt er alle seine Pfeile, bis er zittert und unsicher wird, und die hingereichte Hand ziehen wir eilig zurück von einer Bundesgenossenschaft mit einem Fanatismus, der die beste Sache verdirbt. Interessant war uns indeß diese ziemlich dickleibige Satire, als ein Symbol für die Stimmung der Parteien in der Schweiz. Auch in Deutschland rücken sie schärfer und schärfer sich gegenüber, allein bis zu diesem ungezügelten Exceß wilder, schmuziger Leidenschaftlichkeit ist es, der Himmel sei gelobt, noch nicht gediehen; noch wird es dahin hoffentlich kommen. Ist der Dichter ein Repräsentant der wirklichen Stimmung der Züricher gegen die Deutschen, so bedauern wir unsere unglücklichen Landsleute, die dort ein Asyl für ihre Träume oder ihre Vergehen gesucht, und noch mehr die Schweiz selbst, wenn das ihre Propheten sind.

(Der Beschluß folgt.)

Maria Schweidler, die Bernsteinhexe. Der interessanteste aller bisher bekannten Hexenprocesse; nach einer defecten Handschrift ihres Vaters, des Pfarrers Abraham Schweidler in Coserow auf Usedom, herausgegeben von W. Meinhold. Berlin, Duncker und Humblot. 1843. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Um zu entscheiden, ob dieser Hexenproceß wirklich als der „interessanteste" aller bisher bekannten bezeichnet zu werden verdient, müßte zuerst festgestellt werden, was unter interessant zu verstehen ist, und es würde sich bei dieser Gelegenheit ergeben, daß es gar keine leichte Sache ist, dieses Fremdwort sowie viele andere, die bei uns in täglichen Gebrauch gekommen sind, völlig erschöpfend und mit einer über alle Anfechtung erhabenen Richtigkeit und Deutlichkeit zu erklären. Da uns aber hier nicht die Aufgabe obliegt, eine linguistische Abhandlung zu schreiben, so bemerken wir nur, daß wir allerdings Hexenprocesse gelesen haben, welche in historischer oder psychologischer Beziehung wichtiger sind als der vorliegende; dagegen räumen wir ein, daß diese vom Hrn. Pfarrer Meinhold aufgefundene und herausgegebene Geschichte an dramatischer Verknüpfung und romanhafter Lösung von keiner uns bekannten Darstellung eines Hexenprocesses übertroffen wird. Man könnte sich versucht fühlen, das Ganze für eine Mystification, für einen mit vielem Geschick in veraltetem Idiom geschriebenen Roman zu halten, wenn nicht hinlängliche innere und äußere Gründe gegen die Annahme eines solchen Verdachts vorhanden wären. Je weniger sich an der Echtheit der Schrift zweifeln läßt, desto mehr ist sie geeignet, eine lebhafte Theilnahme zu erregen, die durch die treuherzige Sprache eines frühern Jahrhunderts, sowie durch die Kraft und Innigkeit, mit welcher ein schwer geprüfter Vater seine Drangsale, die Verfolgung und endliche Rettung seines Kindes schildert, noch besonders erhöht wird.

Ein günstiger Zufall brachte den Herausgeber in Besitz dieses Manuscripts, welches lange Jahre unter einem Chorgestühle der Kirche zu Coserow gelegen hatte. Dessen Verf., der Pfarrer Schweidler, beschreibt darin zunächst die im Dreißigjährigen Kriege von den Kaiserlichen dort angerichteten Verwüstungen:

„Koffer, Truhen, Schränke waren allesammt erbrochen und zuschlagen (zerschlagen), auch mein Priesterhemd zurissen, so daß in großen Ängsten und Nöthen stande. Doch hatten sie mein armes Töchterlein nit gefunden, maßen ich sie in einem Stall, wo es dunkel war, verborgen, denn sonst sorge ich, hätten sie mir noch mehr Herzeleid bereitet. Wollten die räudigen Hunde doch schon meine alte Ilse ein Mensch bei schier 50 Jahren angehen, hätte es ihnen ein alter Kornett nit gewegert. Dankete dahero meinem Schöpfer, als die wilden Gäste wegkwaren, daß ich allermeist mein armes Kind vor ihren Klauen geborgen."

Auch der Leser wird sich über diese Bergung der Pfarrerstochter freuen, wenn er sie näher kennen lernt. Daß sie ebenso gut Latein redete wie Deutsch, wollen wir ihr nicht zu hoch anrechnen; dergleichen gehörte damals nicht zu den Seltenheiten; mehr will es sagen, daß sie sich durch einen hellen Verstand und ein liebevolles Herz auszeichnete und selbst im Angesicht des drohenden Scheiterhaufens ihr Leben nicht mit dem Opfer ihrer Tugend erkaufen wollte.

Durch die Machinationen eines ruchlosen Wollüstlings und eines bösen alten Weibes war Maria Schweidler in den Ruf der Hexerei gekommen. Ergreifend ist es, wie das ganze Dorf sich plötzlich von dem kürzlich noch hochgeehrten Seelsorger abwendet; als er predigen will und mit seiner Tochter die Kirche betritt, fliehen die wenigen Menschen, welche zum Gottesdienste gekommen waren; selbst die Kinder verkriechen sich vor dem unglücklichen Mädchen, und die alte Ilse, welche schon 30 Jahre im Pfarrhause gedient hatte, entweicht mit Schmerz und Abscheu. Schon Tags darauf wird Maria vom Gericht festgenommen und in den Kerker geworfen; die Martern, welche sie nun von der Roheit und Bosheit zu leiden hatte, die grauenvolle Dummheit der Zeugen und Richter, die tiefe Kränkung, welche sie über die scheinbare Treulosigkeit des Geliebten empfand, ihr muthiger Gang zum Tode und ihre wunderbare Rettung — alles Dies gestaltet sich wie in einem anziehenden Romane; deshalb wollen wir nicht durch Mittheilung eines Auszugs den Genuß, welchen das Buch selbst gewährt, verkümmern und uns nur auf einige Proben des eigenthümlichen Stils beschränken.

Das Gericht war schnell aus Usedom herbeigekommen; der Amtshauptmann, jener Wollüstling, der es auf Maria's Verderben abgesehen hatte, wollte nicht gestatten, daß ihr Vater im Verhör gegenwärtig bliebe. „Doch Seine Edlen, Herr Samuel Pieper, so ein klein kurz Männecken war mit einem feisten Bäuchlein und eim Bart, grau mengeliret und ihme bis auf den Gürtel herabhängende, reichte mir gleich die Hand und condolirete mich als ein Christ in meiner Trübsale: sölle nur in Gottes Namen in das Gerichtszimmer kommen und wünschte er von Herzen, daß Allens erstunken und erlogen wär, so man gegen mein Töchterlein fürgebracht." Für das erste Verhör jeder Hexe wurden allerlei Vorsichtsmaßregeln beobachtet, damit die Richter nicht etwa selbst behext würden. „Die Thüre ging auf und mein arm Kind trat herein mit dem Büttel, aber rücklings und ohne Schuhe so sie draußen mußte stehen lassen. Es hatte sie der Kerl bei ihren langen Haaren ergriffen und leitete sie also vor den Tisch, worauf sie sich erst umbkehren und die Richter ansehen mußte." Der gräßliche Ernst dieser gerichtlichen Verhandlung wird durch einen frechen Spaß des Büttels unterbrochen. Durch die Anklagen, welche Maria gegen den lüsternen Amtshauptmann erhob, war der aus Usedom angelangte Richter etwas aus der Fassung gekommen. „Dn. Consul wurde ganz wie verstöret und schwiege und stützete darauf sein Haupt in tiefen Gedanken auf den Tisch. Hiezwischen fing aber der dreuste Büttel an ihm zwischen den einen Arm durch an seinen Bart zu fingeriren und gläubete Dn. Consul wohl, es wäre eine Fliege, und schlug ohne empor zu schauen, mit der Hand danach. Als er aber auf den Büttel seine Hand traf, fuhr er in die Höhe und fragete ihn, was er wölle? worauf der Kerl zur Antwort gab: O Em kröp (kriecht) da man ehne Luus de ick griepen (greifen) wollde. Solche Dreustigkeit verdroß Seine Edlen also heftig, daß er dem Büttel eine Maultasche stach und ihm bei harter Strafe befohl, aus der Thüren zu reisen."

Das Gericht erkannte auf die Tortur; wie üblich wurden der Angeklagten die Marterinstrumente gezeigt und deren Gebrauch beschrieben, um dadurch ein „gütliches" Geständniß zu erreichen: „Und trat nun dieser höllische Hund der Büttel herfür und zeigte meinem armen Kind mit Frohlocken, zuerst die Leiter sprechende: sieh, darauf wirst du zuerst gesetzet und die Hände und Füße dir angebunden. Darauf bekommst du hier die Daumschrauben an, wovon dir gleich das Blut aus den Fingerspitzen herfürsprützet, wie du sehen kannst, daß sie annoch roth sind vom Blut der alten Gust Biehlkschen, welche vor einem Jahr gebrennt wurde und anfänglich auch nit bekennen wollte. Wiltu dann noch nit bekennen, so ziehe ich dir hier die spanischen Stiefeln an, und seind sie dir zu groß, so klopfe ich dir einen Keil dazwischen, daß die Wade so hinten ist, sich nach vorne zeucht und das Blut dir aus den Füßen herausscheußt, als wenn du Brummelbeeren durch einen Beutel pressest. Wiltu dann noch nit bekennen — holla! brüllete er anjetzo und stieß mit dem Fuß an eine Thür hinter ihme, daß das ganze Gewelbe erbebete und mein arm Kind für Schreck in die Kniee fiel. Währete auch nit lange, so brachten zween Weiber einen Kessel, in welchem glühend Pech und Schwefel prodbelte, ließ also der Höllenhund den Kessel zur Erden setzen, hohlete unter seim rothen Mantel, so er umbhatte, einen Flederwisch herfür, woraus er an die sechs Posen zog und selbige alsdann in den glühenden Schwefel tunkete. Als solches geschehen und er sie eine Zeit lang im Kessel gehalten, warf er sie auf die Erden, worauf sie hin- und herfuhren und den Schwefel wieder von sich sprützeten. Nunmehro rief er wieder meinem armen Kinde zu: sieh! diese Posen werf ich dir alsdann auf die weißen Lenden und frißt der glühende Schwefel dir sogleich das Fleisch bis auf die Knochen durch, damit du einen Vorgeschmack gewinnest von der Lust der Höllen, die dein harret."

Da diese Vorhaltungen des Henkers und die fernern Ermahnungen des Richters nichts fruchteten, so sollte zur scharfen Frage geschritten werden, und das arme Mädchen wurde zu diesem Zwecke mit dem Marterhemde bekleidet. „Währete aber nit lange, so kam sie selbsten baarfuß und in dem schwarzen Marterhembde mit den beiden Weibsbildern heraufgestiegen, doch also blaß, daß ich sie kaum selbsten kennen kunnte. Der abscheuliche Büttel aber, so dicht hinter ihr ging, griff sie an die Hand und stellete sie vor Ein ehrsam Gericht. Nachdem solches geschehen, ging das Vermahnen wieder los und sagte Dn. Consul: sie sölle einmal niedersehen auf die braunen Flecken, so in dem Hemde wären. Dieses wäre auch noch das Blut der alten Bichlkschen, und müge sie bedenken, daß umb wenig Minuten ihr eigen Blut auch daraus herfürsprützen würde. Hierauf gab sie aber zur Antwort: dieses bedenke ich gar wohl, doch hoffe ich, daß mein treuer Heiland, der mir unschuldig diese Pein hat auferlegt, selbige mir auch wird tragen helfen, wie den heiligen Märtyrern. Denn haben diese mit Gottes Hülfe die Pein im rechten Glauben überwunden, so ihnen die blinden Haiden anthaten, kann ich auch die Pein überwinden, welche mir blinde Haiden anthun, so zwar Christen sein wöllen, aber grausamer seind, denn die Alten. Denn die alten Haiden haben die heiligen Jungfrauen doch nur von denen grimmigen Bestien zureissen lassen, ihr aber, welche ihr das neue Gebot habet: daß ihr euch unter einander lieben sollet, wie euer Heiland euch geliebet hat, damit Jedermann daran erkennet, daß ihr seine Jünger seid, Johannes am dreizehnten, ihr wollet selbsten diese grimmigen Bestien spielen und den Leib mir unschuldigen Jungfrauen, so eure Schwester ist und euch nie was Leides gethan, lebendig zureißen. So thut denn, was euch geliebet, doch sorget, wie ihr es für eurem höchsten Richter verantworten wöllet." Dies ist eine von den Stellen, die mit Bewunderung für das herrliche Mädchen erfüllen.

Die Tortur beginnt. Weniger die eigene Pein als das Jammergeschrei des Vaters, welcher ungeachtet aller Bitten nicht zu entfernen gewesen war, veranlaßt sie zu rufen: „Lasset mich los, ich will Alles bekennen, was ihr wollet!" Das hierauf nach den Regeln des „Hexenhammer" erfolgende Verhör ist ebenso scheußlich als lächerlich. Es liegt ein erhabener Humor darin, wenn Maria auf die Frage nach dem Namen ihres Teufels antwortet: „Er heißt Daisidaimonia" (Aberglaube). „Hierauf hätte sich Dn. Consul geschuddert (geschaudert) und gesaget: das müßte ein recht erschröcklicher Teufel sein, dieweil er niemalen solchen Namen gehöret. Sie sölle selbigen buchstabiren, damit der Scriba keinen error mache, welches sie auch gethan." Eine der nichtswürdigsten Fragen, die übrigens in allen Hexenprocessen vorkommt, lautet: **num semen Daemonis calidum fuerit aut frigidum?**

Nach damaliger Weise wurde das Urtel rasch gesprochen; Maria sollte den Scheiterhaufen besteigen. Tags vorher sucht der Amtshauptmann den trostlosen Vater auf und erbietet sich, Maria entfliehen zu lassen, wenn sie sich ihm hingeben will. Der mit Bibelcitaten unterstützten Beredtsamkeit des Versuchers gelingt es, den von Angst und Schmerz zerrütteten Greis zu bethören, und dieser entschließt sich, seiner Tochter zu schreiben, weil er sich schämte, seinen Auftrag mündlich zu bestellen. „Da nahm ich, wie Eva, die Frucht und aß und gab sie meinem Töchterlein, daß sie auch essen söllte, will sagen ich recapitulirete Allens, so mir Satanas eingegeben, auf dem Papier, jedoch in lateinischer Sprachen, dieweil ich mich schämete es deutsch zu schreiben, und beschwure sie letzlich nicht sich und mich umb das Leben zu bringen, besondern sich in Gottes wunderliche Schickung zu fügen." Bei diesem Schreiben war dem Alten zu Muthe wie „einem besoffenen Menschen". Maria's Antwort lautet:

JESUS!

Pater infelix!

Ego cras non magis pallebo rogum aspectura, et rogus non magis erubescet me suscipiens, quam pallui et iterum erubescui, literas tuas legens. Quid? et te pium patrem,

pium servum Domini, ita Satanas sollicitavit, ut communionem facias cum inimicis meis et non intelligas: in tali vita esse mortem, et in tali morte vitam? Scilicet si clementissimus Deus Mariae aliisque ignovit, ignovit, quia resipiscerent ob carnis debilitatem, et non iterum peccarent. Et ego peccarem cum quavis detestatione carnis et non semel, sed iterum atque iterum sine reversione usque ad mortem? Quomodo clementissimus Deus hoc sceleratissima ignoscere posset? infelix pater! recordare, quid mihi dixisti de sanctis Martyribus et virginibus domini, quae omnes mallent vitam quam pudicitiam perdere. His et ego sequar, et sponsus meus, Jesus Christus, et mihi miserae, ut spero, coronam aeternam dabit, quamvis eum non minus offendi ob debilitatem carnis ut Maria, et me sontem declaravi, cum insons sum. Fac igitur, ut valeas et ora pro me apud Deum et non apud Satanam, ut et ego mox coram Deo pro te orare possim. Maria S. captiva.

Nach der Übersetzung des Herausgebers:

„JESUS!

Unglücklicher Vater!

Ich werde morgen nicht mehr erblassen, wenn ich den Scheiterhaufen erblicke, und der Scheiterhaufen wird nicht mehr erröthen, wenn er mich aufnimmt, als ich erblassete und wiederum erröthete, als ich deinen Brief las. Wie? auch dich frommen Vater und frommen Knecht hat Satan so verführt, daß du Gemeinschaft machst mit meinen Feinden, und nicht einsiehst, daß der Tod in solchem Leben und in solchem Tode das Leben sei? Denn wenn der gnädige Gott der Maria Magdalena und Andern verziehen hat, so verziehe er ihnen, weil sie Buße thaten wegen der Schwäche ihres Fleisches und nicht abermals sündigten. Und ich sollte sündigen bei einem gänzlichen Abscheu meines Fleisches und nicht einmal, sondern wiederholt, ohne Umkehr, bis an meinen Tod? Wie würde der gnädige Gott dies dem verworfensten aller Weiber verzeihen können? Unglücklicher Vater, erinnere dich, was du mir gesagt hast von den heiligen Märtyrern und den Jungfrauen des Herrn, welche alle lieber das Leben als ihre Keuschheit verlieren wollten. Diesen will auch ich folgen und mein Heiland Jesus Christus wird auch mir Elenden, wie ich hoffe, die ewige Krone geben, obgleich ich ihn nicht minder beleidigt habe, wegen Schwäche meines Fleisches wie Maria, und mich für schuldig erkläre, da ich doch unschuldig bin. Suche also stark zu werden und bitte für mich bei Gott, und nicht beim Teufel, damit auch ich bald im Angesicht Gottes für dich beten kann.

Die gefangene Maria S.“

Und solche Tugend fand schon auf dieser Erde ihren Lohn; Maria wurde im letzten entscheidenden Augenblicke aus den Klauen ihrer Henker gerettet.

Nun noch ein paar Worte über des Herausgebers Ansicht vom Herenwesen. Derselbe hat für das Buch folgendes Motto gewählt: „Gemeine Seelen machen in den Herenprocessen Alles zum Werk der Einbildung. Wer aber viele Herenprocesse gelesen, findet es unmöglich. Jean Paul.“ Wir müssen gestehen, daß uns beim Lesen des vorliegenden Herenprocesses auch nicht das Mindeste aufgestoßen ist, was nicht auf ganz natürliche Weise zu erklären wäre; die Unthaten der alten Lise Kolken sollen doch nicht etwa mit übernatürlichen Kräften verübt worden sein? Was ihre Beichte, ihre Selbstanklage und den Wurm betrifft, den sie für den Teufel hielt, so darf man alles darüber von dem krankhaft aufgeregten Pfarrer Berichtete nur mit unbefangenen Augen betrachten, um die darunter gemischten Phantasiegebilde von der nüchternen Wirklichkeit zu unterscheiden. Die Vergiftung (hier Beherung) des Viehes im Dorfe Coserow mußte für die ruchlose Lise Kolken eine Kleinigkeit sein; schwerer zu erklären ist es, wie Maria kranke Ferkel zu heilen vermochte, indem sie ihnen drei Haare aus dem Schwanze riß. Mit einer solchen Erklärung brauchen wir indeß die Zeit nicht zu verderben, da es ja auch für den herengläubigsten Menschen zuletzt evident wird, daß Maria keine Here war. Kurz, wir finden in dem ganzen Buche keine Spur vom geheimnißvollen Walten der Dämonen und wissen daher nicht, wie der Herausgeber zu dem vorgesetzten Motto gekommen ist.

Ferner ist es uns aufgefallen, daß Hr. Meinhold jenen Mann, welcher zuerst die Herenprocesse in ihrem Princip angriff, „den trivialen Bekker“ nennt. Bekker war unsers Erachtens ein trefflicher Mann, der an Geist hoch über Thomasius steht, wenn er auch in seinen Angriffen gegen Herenglauben und Herenverfolgung noch nicht den durchgreifenden Erfolg hatte wie Thomasius. Bekker sagt in seinem für die damalige Zeit außerordentlichen und hochwichtigen Werke „Die bezauberte Welt“ unter Anderm: „Es streitet derohalben gegen alle Vernunft und Verstand, daß der Teufel oder ein böser Geist, wer er auch möchte sein, sich selber oder etwas anders in einem Leibe oder leiblichen Schein zeigen sollte, und es streitet auch wider das Wesen eines Geistes .... Aber meinen wir, daß der höchste Richter den verfluchten Feind aus dem Kerker loslassen und noch darüber allenthalben mit Allem, was ihn gelüstet, fügen wird, um nach seinem Belieben nichts als Wunder zu thun, mit allemal etwas Neues zu schaffen und den einen oder andern Lumpenhandel ins Werk zu setzen, welches er zur Unehre des Schöpfers und seines liebsten Geschöpfs misbrauchen soll?“ Ist das trivial? Endlich hat es uns befremdet, unter dem Texte, zu den Worten des alten Pfarrers Schweidler aus dem 17. Jahrhundert: „Dieweil das Volk, wenn es den Teufel nicht mehr fürchtet, auch unsern Herrgott nicht mehr fürchten wird“, folgende Anmerkung eines Pfarrers aus dem 19. Jahrhundert zu finden: „Vielleicht eine tiefe Wahrheit!“ Wir glauben, daß hierin weder Tiefes noch Wahres liegt. Gottesfurcht, die in der Furcht vor dem Teufel ihre Wurzel hat, ist jene schlechte, oberflächliche, unwahre Religion, der zu Ehren Tausende von Unglücklichen unter Folterqualen und auf dem Scheiterhaufen enden mußten. Vor solcher Gottesfurcht wolle uns Gott bewahren! 28.

Miscellen.

Noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war es für einen dem gelehrten Stande Angehörigen — mit Ausnahme der Theologen — unerlaßlich, im Publicum anders nicht als mit dem Degen an der Seite zu erscheinen, welchen abzulegen selbst bei heiligen Handlungen, wie Taufe und Abendmahl, Viele sich weigerten. Daher entstanden sogar Rechtsstreite darüber. Ein Advocat erschien in einer Parteisache (1726) vor dem Rath und Stadtgericht zu Görlitz mit dem Degen an der Seite. Deshalb zurückgewiesen, stellte er förmliche Klage an, und die wittenberger Universität, an welche die Acten gediehen, that den Ausspruch: „Daß der Rath und Stadtgerichte zu Görlitz den Doctoribus und Licentiatis beim Vortrage ihrer Clienten Nothdurft vor Gerichte gestalten Sachen nach den Degen zu verbieten nicht befugt.“ (Leyser, Sp. 462 m. 21.) Das Tragen des Seitengewehrs oder Hiebers, als Auszeichnung und Waffe der Studenten, hat aber einen noch frühern Ursprung, indem solches etwa in der Mitte des 17. Jahrhunderts in Folge des Dreißigjährigen Krieges aufkam.

In Jöcher's „Gelehrten-Lexikon“ (Th. 1, S. 1900) wird Christus „der eingeborene Sohn Gottes und der Jungfrau Maria“ in der Reihe der Gelehrten und Schriftsteller aufgeführt, dabei aber doch gesagt, daß die ihm von Einigen beigelegten dort genannten Schriften nicht ihn wirklich zum Verfasser haben. Eine literarische Seltenheit anderer Art ist das nur aus vier Worten bestehende Distichon, welches auf die der Erstürmung von Konstantinopel vorausgehende Belagerung dieser Hauptstadt des griechischen Reichs durch den türkischen Kaiser Mohammed II. (1453) — von wem? ist unbekannt — verfaßt worden ist:

Conturbabantur Constantinopolitani
Innumerabilibus sollicitudinibus. 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 35. —— 4. Februar 1844.

Politische Poesie.

(Beschluß aus Nr. 34.)

14. Zeitgedichte von Wilhelm Wackernagel. Mit Beiträgen von Balthasar Reber. Basel, Schweighauser. 1843. Gr. 8. 1 Thlr.

Eine Erquickung nach solchen Stimmen. Ein Zeugniß dafür, daß es in der Schweiz, ich meine in der reactionnairen Schweiz, auch eine warmblütige Poesie gibt, die das Alte will erhalten wissen, ohne im berauschten Hyänentaumel das Neue zu zerfleischen und zu verspotten. Noch immer jung! singt Wilhelm Wackernagel:

> Herr Gott Vater, ich danke dir,
> Daß noch fähig zu hadern,
> Haftet Mark in den Beinen mir,
> Blut mir rollt in den Adern.
>
> Doch lobpreisen und danken auch
> Soll ich, daß im Gemüthe
> Noch die Liebe nicht ward zu Rauch,
> Nicht zu Asche verglühte.
>
> Schon wölbt höher die Stirne sich:
> Aber gegen das Schlechte
> Mag noch immer ich jugendlich
> Laut verfechten das Rechte.
>
> Und wo Dünkel des Unverstands
> Pocht, ihm selber genügsam,
> Bin noch heut' ich ein Jüngling ganz,
> Unschmiegsam und unfügsam.

Dem Vernehmen nach — leider vernahm ich lange nichts Näheres von dem Sänger dieser Lieder — steht Derselbe auf derselben Seite wie der vorige Dichter; aber das duo dum idem — hat hier Gültigkeit. Seltsam, auch Wackernagel, auf der andern Seite Hoffmann von Fallersleben, Herwegh, Prutz, singt:

> Feuer ziemt der Dichtergilde,
> Schwert zur Hand und Harnisch an,
> Daß der Flammenschein vom Schilde
> Funkelnd wiederleuchten kann.
>
> Worte ziemen euch, die wettern
> Wie ein Schwert im Schlachtengang;
> Töne ziemen euch, die schmettern
> Wie der Kriegstrommeten Klang.

Er erfüllt Das, was ihm Pflicht däucht, mit dem Ernst, der Wärme und Würde, die wir an ihm gewohnt sind. Jener, sein Vordermann (hier in unserer zufälligen Reihenfolge) kämpft mit Dem, was man für die Waffen seiner Gegner erklärt. Es ist ihm nichts zu schlecht, was ihm in die Hände geräth, um es dem Feinde an den Kopf zu werfen. Wackernagel tritt in ritterlichen Waffen auf, mit derselben edeln Sprache, der adeligen Form wie die bessern unter den Gegnern; nur mit dem Unterschiede, es sind altererbte, wohl bewahrte, geschliffene und polirte Stücke aus der Rüstkammer, wogegen diese sich die ihren erst bilden müssen. Die neue Zeit hat neue Erfindungen; sie kommt oft kürzer zum Ziel. Mit Rechten, so lange als sie das Maß, die certi denique fines nicht überschreitet, die jede Sache innerhalb der Kunst sich selbst steckt. Das haltlose Rennenlassen der Galle, das Aussprechen von Dingen, vor denen unsere Väter erschrocken wären, wollen Einige als das Kriterium der revolutionnairen Poesie aufstellen. Das soll von Heine anfangen und noch kein Ende haben. Daß etwas Wahres in der Behauptung ist, will ich nicht abstreiten, aber die Grenzen des Aussprechbaren haben sich von selbst erweitert und die Form ist elastischer geworden, sie ist ungemein erweitert. Wo denn für die erste Poesie nun die Grenze sei zwischen dem Erlaubten und dem Verbotenen, wo der Poet Halt machen müsse, wenn er seinen Groll ausschüttet, nicht von der Regel, eine Markung, die längst verwischt ist, sondern durch den ästhetischen Instinct zurückgeschreckt, das ist ebenso wenig bestimmbar. Nur wo Einer zu schen und zu fern zurückblieb und wo Einer über die äußerste Markung zu frech hinweg sprengte, das läßt sich ausmachen. Jener schweizer Poet schoß weit darüber weg, Wackernagel hielt an der Grenze.

Seltsam! — Das gehörte eigentlich nicht vor das Publicum was dieser Gedankenstrich andeutet. Schieße ich über die Grenze des Erlaubten im Kritisiren, nun wohl, man tadle mich; ich folge einer menschlichen Stimmung, und die schließt den Fehler nicht aus. Seltsam, daß ich Wilhelm Wackernagel auf dieser Seite erblicken muß! Wie die klimatischen Verhältnisse verschieden auf den Geist des Menschen einwirken! Als Wackernagel Berlin verließ, waren ganz andere Zeiten. Bei uns sah es friedlich aus, man hoffte auf friedliche Entwickelung des Princips, das vorwärts will. Auch die radicale Partei in der Schweiz hatte noch kein Blut vergossen, die Ufer der Birs waren noch nicht geröthet

mit Bruderblut. Schreiber dieses meinte, Wilhelm Wackernagel sei um einige Schritte ihm voraus im raschen Streben nach vorwärts, oder, wie man so sagt, mehr auf der linken Seite als er. Beim Scheidegruß warnte er ihn scherzhaft, sich von der Bewegungspartei nicht fortreißen zu lassen. Nun, das ist erfüllt. Welche Schauspiele um ihn her, welche Caricaturen in dem Lager, dem er so nahe stand, müssen ihn aber in den strammen Eisenharnisch des Conservatismus gesteckt haben? Vielleicht dieselben Caricaturen, die mich davor zurückschrecken machten. Die erbärmliche Angst vor dem freien Geist, der doch überall zuerst als Sturm kommt, wo die Luft gereinigt werden muß; die uralte Litanei von den Übeln, hervorgesucht ob sie passe oder nicht passe; das Rutschen auf den Knieen vor vergessenen Heiligenschreinen; die Furcht vor dem Rascheln dürrer Blätter; die Ruinen, die man wieder flickt, die Burgen, die man wieder ausstopft; die Gottesworte und der Glaube im Munde und das Gottnichtvertrauen in der That; die heraufbeschworenen Bannformeln, die den freigewordenen Geist wieder fesseln sollen, und er weiß nicht, ob er ihrer spotten oder über den Aberglauben erschrecken soll; die gänzliche Unkunde von Dem, was im Volke lebendig ist, und man schreibt es, in sophistischer Selbsttäuschung, der Verführung einiger Wenigen zu, und stopft sich die Ohren und hält sich die Augen zu vor Dem, was sich täglich offenbart: — Das sind die Caricaturen, die mich schaudern machen vor der innern Wahrheit des conservativen Princips, die mir beweisen, es sei haltlos, wenn es sich auch noch so fest an Ruinen, Namen und Schatten klammert. Carikirten sie d'rüben in der Schweiz auf gleiche Weise das liberale Princip, dann begreife ich es, wie unser Freund Wackernagel in den Harnisch gerieth. So hätten wir denn unsere Zeichen getauscht, wir Beide nicht von unsern Feinden gewonnen, aber auch durch das Treiben unserer Freunde erschreckt und noch bei Zeiten geweckt und gewarnt; ich in der Überzeugung, daß das conservative Princip (in Deutschland) sich selbst untergräbt, durch die Mittel die es anwendet sich zu erhalten, unser Freund gewiß auch in einer Überzeugung, die er Manns ist zu vertreten.

Der Völkerfrühling ist es nicht mehr, auch nicht mehr der Dichterfrühling. Das sind nicht Lerchen, die froh in den Lüften wirbeln, nicht das muntere Concert der Zeisige, Finken, Stieglitze in den Büschen, noch das wollustsüße Schlagen der Nachtigallen im Hochsommer. Es ist schon wieder Herbst. Heftige Gewitterschläge haben die Luft kalt gemacht, und die Sänger, die jetzt ihre Kehlen aus den dürren Bäumen erheben, singen ihre Lieder, der Natur zum Trotz. Trotzige, kecke Stimmen, ungebeugt von den Wetterschlägen. Statt sich zu flüchten in sichere Nester, um die Schauer vorüber zu lassen, singen sie dem Sturm und den Wolken entgegen, ihn durch kühne Beschwörungen noch mehr zu reizen. Sind nun diese herausfodernden Stimmen die Widerklänge der Stimmung im Volke? Oder haben sie sich losgerissen im Unmuth, und füllen die Lüfte mit ihren eigenen Klagen, Verwünschungen, Träumen, Visionen? Fast scheint es das Letztere, wenn man hört, daß die Hauptklagen rückwärts gehen gegen die träge, furchtsame Masse, die sie verlassen, sich nicht erheben könne, mit Worten zufrieden sei, wo es Thaten gilt. Daß diese Masse viel schlimmer, weit verderblicher der Freiheit sei als die Despoten selbst. Losgerungener Schmerz und Unmuth, der nirgend mehr ein Vaterland findet, in der Fremde zerrissen, in der Heimat ein Fremdling, weil er sich abgestoßen fühlt von den innersten Eigenschaften seines Volks? Wo Trost und Aussicht? Der Boden unten verderbt, das Geschlecht entartet, und der Himmel oben, das Jenseit unserer gläubigen Väter, ihr Trost beim Misgeschick, weggeleugnet! Ein Zwischenreich, ein Reich der Vögel, in den Wolken, ihr neues Vaterland, mit Fata Morganen einer Zukunft, die keinen Boden hat. Dieses Reich verstiebt, wenn der Winter kommt, und die Vögel suchen in Höhlen und unter alten Bäumen ein Wetterdach.

Wir meinen nicht, daß es so ist. Das höhnische Gelächter Derer, die schon zählen, wenn Der und Jener umkehren wird und heimlich, bescheiden anklopfen an die Hinterthüren der Paläste, um Aufnahme bittend, sich bekehrend, abschwörend, und endlich als reuiger Sohn empfangen, soll unsern Glauben nicht erschüttern. Einige werden es thun, Andere werden verkommen; die Wahrheit selbst geht ihren stillen Fortgang. Ja, auch diese Sänger sind Repräsentanten der Stimmung im Volke, aber cum grano salis. Denselben Schmerz empfindet auch das Volk, aber mit dem Vertrauen, daß es anders werden muß, nach den Natur- und moralischen Gesetzen, wo Jeder mitarbeiten muß, aber nicht kühner eingreifen als so weit seine Kräfte reichen. Die Sprünge des Genius kann es nicht mitmachen; ein seltsam und ein unglückliches Volk, wo jedes Individuum ein Genius wäre; es kommt — langsam — aber doch dahin.

Und es ist doch auch schon ein Fortschritt unverkennbar in diesen Sängern, ich meine ein Fortschritt zum Reellen, ein Rückschritt aus dem Vagen, Unverbauten, zu dem Bestimmten, Erkannten. Auf welche Grundtöne stimmt die neueste politische Lyrik ihre Variationen an?

Kölner Dombau — deutsche Einheit — keine Deutschheit — Judenemancipation — die freie Presse eine Wahrheit — nachträgliche Polenseufzer — keine Romantik — keine Gespenster — keine Adelsherrschaft — keine Priesterherrschaft — Wuth gegen christliches Vertrauen — Öffentlichkeit des Rechts — Deutschland in Trauer und Schmach — keine Hoffnungen auf dem Wege der Reform — radical hilft allein — trotziges Bewußtsein! Das klingt doch schon ganz anders als die Variation auf die ehelesten Themata: die Fleischesemancipationsideen — die freien Frauen! — die Europamüdigkeit — die Amerikasehnsucht!

Die Ideen der Dichter sind fortgeschritten mit ihrer Sprache. Sie bauen dir nicht Luftschlösser in den Wolken; sie zeigen dir, wo der Schuh drückt, und lassen dich fühlen, wie angenehm du gingest, wenn er nicht drückte.

Predigen sie Revolution! — Allerdings. Nicht mit Dolch und Fackel und Barrikaden, aber die Revolution, die aus der Gesinnung sich heraus macht, die langsam herankommt, wie im Liede die östreichische Landwehr, aber wenn sie da ist, steht sie wie eine Felsenmauer. Keine Stürme und Gewitter hemmen sie. Es ist die Revolution des Frühlings, es ist unsere deutsche Revolution. Der alternden Idee entfällt die Waffe von selbst aus der Hand.

Und warum sie nicht schneller zur Wahrheit wird! Eben weil ihre Propheten viel zu schnell fliegen für unser Volk. Weil sie so wenig unsers Volks Wesen kennen als die Männer auf der andern Seite, die es mit Gängelbändern, Schellengeklingel, Lakaienputz und erblandellenlangen Titeln aus der Rumpelkammer noch zu bestricken und entzücken vermeinen. Welcher Eifer und Geifer noch immer gegen die Zaudernden und Plaudernden, die Heimlichen und die Scheuen, weil sie nicht die Keule mit ergreifen wollen. Die Keule ist nicht mehr die Waffe der heutigen Strategie.

Wenn es nun Winter wird und wieder Frühling, wie es da aussehen wird? Ich bin kein Prophet und kein Visionnair. Meine Aufgabe ist, die Stimmen der Gegenwart zu sichten und hier zur Anschauung zu bringen. Man wird da eine Wahrnehmung nicht verkennen. Zählt die Stimmen der Zufriedenen und der Unzufriedenen! Das ist nichts. Wägt sie gegeneinander ab. Das Resultat ist über allen Zweifel: die Poesie ist auf Seiten der Opposition. Auf den andern unverkennbare Unsicherheit, Schwäche, oder ein aufpolternder Zorn, welcher die letztern nur noch deutlicher ins Licht stellt. Woher das Phänomen? Behaupten nicht die Conservativen, und es ist ihre Hauptschanze, daß die destructiven Verstandestendenzen der himmel- und erdestürmenden Jugend die Poesie zerstörten? Wenn das wäre, ich stände, mit wie vielen Banden auch an die Industrie geknüpft, von ihr ab, und schlüge mich zu den Gegnern. Ein ehrenvoller Tod ist besser als ein langes Leben ohne Poesie. Welche markige Kraft, welche Gesinnungsfrische, welche Erhabenheit und Volubilität der Sprache, welche kühne Bilder, die wie von selbst kommen bei den liberalen Dichtern, während sie von der andern Seite so schwerfällig ihren Park heranziehen, um ihre Kanonen gegen die Vögel in den Lüften zu richten, und mit welchem verbitterten Grimm! Es muß schlimm mit dem Bewußtsein auf dieser Seite stehen, wenigstens dem poetischen. So ficht man nur für eine verlorene Sache, ein Kampf der letzten Verzweiflung. Aber sie construiren nichts, sie negiren nur. Müssen denn gerade Dichter construiren? Und wenn, was sie negiren, nur Illusionen wären, und Das, was wahr ist, bliebe doch stehen, und weit mehr als sie selbst denken! W. Alexis.

Die Journalistik in Schweden.

Die Journalistik spielt seit einer Reihe von Jahren eine sehr wichtige Rolle in allen Ländern, in allen Verzweigungen der Staatenpolitik und der Literatur, der Kunst und Wissenschaft, des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens. Sie hat berechtigt oder unberechtigt das Schiedsrichteramt in allen Welthändeln sich angemaßt und entscheidet von ihrem papierenen Throne über alle Fragen der Zeit. In Schweden beherrscht die Journalistik schon mehr denn zwei Jahrhunderte die öffentliche Meinung, wirkt beruhigend oder aufregend auf die intelligente Classe wie auf die Masse des Volks, und vielleicht sind manche jetzt in Saft und Mark übergegangene Ideen und Wünsche hier eher ein Product der Journalistik als der wirklichen Zeitbedürfnisse und der schwebenden Interessen. Ich glaube daher, daß die hier folgende mehr statistische Skizze sowol für den Literarhistoriker als für alle Die von Interesse sein wird, die den regelmäßigen organischen Verlauf jedweder Volkscivilisation aufmerksam verfolgen.

Im Anfange des 17. Jahrhunderts, als der Eifer für Wissenschaften überhaupt hier rege zu werden begann, erschienen in Schweden die ersten Zeitungen; aber wie man sich damals nur für das Ausländische interessirte, so waren auch die Zeitschriften nichts Anderes als Berichte von Ereignissen, die sich außerhalb des Reichs zutrugen, oder der Thaten der schwedischen Armee u. s. w.; später, jedoch erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, enthielten sie auch inländische Nachrichten. Die erste im J. 1597 zu Stockholm erschienene Zeitschrift brachte Notizen aus Stralsund und führte den Titel: „Sanferdige fors kreckelige Nyja tijdender om hvadh sigh in uthi Stralsund tildraghit.“ In der zweiten, 1606 herausgegebenen Zeitung wurden auch Neuigkeiten aus Lübeck, Danzig, Rußland, Polen, von der Belagerung Narvas gebracht. Diese und ähnliche Zeitschriften erschienen zu unbestimmten Zeiten. Die erste beständige Zeitung bestand vom J. 1643—80 unter dem Titel: „Ordinarie Post-Tijdender“; ihr folgten die „Zeitung für innere und auswärtige Angelegenheiten“ und hatte nur eine dreijährige Dauer; „Der schwedische Mercur“ (1675) existirte bis 1683; eine lateinische Zeitung „Stockholms relationes curiosae“ von 1682—1701; „Der schwedische Postillon“ blos ein Jahr, und noch einige unbedeutende andere.

In den ersten Decennien des 18. Jahrhunderts vergrößerte sich die Zahl der fortlaufenden Zeitschriften und Journale, meist historischen Inhalts, bedeutend. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts erschienen auch schon specielle Zeitungen, z. B. die erste landwirthschaftlichen Inhalts: „Der Hausrathgeber“ (1733). In demselben Jahre gab auch der berühmte Olef von Dalin eine belletristische Zeitschrift „Argus“ heraus; ebenso erschien im nämlichen Jahre eine Handelszeitung „Der kaufmännische Mercur“; philosophische Zeitungen: „Der philosophische Mercur“ (1734); „Zeitung für gelehrte Beschäftigungen“ (1742); „Das Kunstcabinet“ (1758); eine „Literaturzeitung“ (1766); eine evangelische Zeitschrift (1768); eine Zeitschrift für Statistik (1793) und eine militairische Zeitung in demselben Jahre. Die ersten ausländischen Zeitungen waren: „Gazette française de Stockholme“ (1742); „Mercure de Suède“ (1772). Auf dem Felde der Journalistik des 18. Jahrhunderts zeichneten sich aus: der schon oben erwähnte Dichter, Historiker und Hofkanzler von Dalin, der Dramatiker Kellgrén durch seine „Stockholms Post“, Celsius, Carlsson, Brander, Berkling, Svedeus, Gjörvell; zu Ende desselben Jahrhunderts: Benzelschern, Leopold, Lindegrén, Lindeberg u. s. w.

Es wäre ermüdend, die journalistische Wirksamkeit Schwedens im 19. Jahrhunderte zu verfolgen; die Zahl der periodischen Schriften und Zeitungen nahm progressiv zu. Im J. 1801 zählte man ihrer 25; 1821: 48; 1829: 62; 1831: 80; 1841: 112; 1842: 118, alle in schwedischer Sprache; denn es erscheint hier kein Journal in fremder Sprache. In der Jour-

nalistik zeichnen sich jetzt aus auf der Oppositionsseite: Lars Hjerta, der Herausgeber der „Abendzeitung" („Aftonblad"), einer der heftigsten und streitsüchtigsten Oppositionellen; Sturmbekker, Hjerta's Mitarbeiter, fruchtbar und witzig, obzwar nicht immer gründlich; Dahlmann, Herausgeber der „Dagligt Allehanda", gehört zur gemäßigten Opposition; Blangi, Herausgeber der „Freja". Von der conservativen (ministeriellen) Seite ragen hervor: Wahlström und Angelsdorf, Herausgeber der „Schwedischen Biene"; Askelöf, Redacteur der „Minerva"; Emmark, Herausgeber des „Sammlern"; Johansen, Herausgeber des „Argus" u. A.

Ich lasse hier die vorzüglichsten in Schweden erscheinenden politischen und andern Zeitschriften mit Bezeichnung des eigenthümlichen Charakters einer jeden folgen, und fange mit Stockholm an, welche Hauptstadt, obgleich nicht durchgängig der Centralisationspunkt Schwedens, doch gewiß in politischer und literarischer Beziehung als Tonangeberin betrachtet werden kann.

Die in Stockholm erscheinenden Zeitschriften sind: 1) Schwedische Staatszeitung: „Sveriges Stats-Tidning", erscheint seit 1834 unter diesem Titel täglich und ist officiell. 2) Zeitung für Tagesnachrichten: „Dagligt Allehanda", seit 1833, täglich (oppositionell). 3) „Stockholmer Tageblatt" („Stockholms Dagblatt") erscheint seit 1824 täglich (Localblatt). In den Localblättern werden nur die Begebenheiten derjenigen Stadt oder Landschaft besprochen, wo diese Blätter erscheinen. Sie beschäftigen sich fast niemals mit politischen Interessen, außer wenn sie dazu durch besondere Umstände, als z. B. durch Veranlassung anderer Zeitungen gezwungen werden; in solchen Fällen halten sie sich conservativ. 4) Die schwedische „Minerva" erscheint seit 1830 dreimal wöchentlich (ministeriell). 5) Das „Abendblatt" („Aftonblad") seit 1830 täglich. Eins der heftigsten Oppositionsblätter, wurde in den 12 Jahren seines Bestehens nicht weniger denn zwanzigmal verboten. Diese Thatsache allein zeugt hinlänglich für den ausdauernden Kampf und für das Gleichgewicht beider Parteien. 6) „Freja", ein politisch-literarisches Oppositionsblatt, erscheint seit 1836 zweimal wöchentlich. 7) Die „Schwedische Biene" („Svenska Biet") steht an der Spitze der ministeriellen Zeitungen; im Jahre ihres Entstehens 1838 trug sie die Überschrift „Lotterie-Zettel" („Lottsedeln"); seit 1839 aber erscheint sie täglich unter dem angeführten Titel. 8) „Sammlung schwedischer Gesetze" („Svensk Författnings Samling") enthält alle Verordnungen der Regierung und wird in zwanglosen Heften ausgegeben. 9) „Die schwedische Bibliographie", worin alle in Schweden erscheinenden Bücher verzeichnet sind; seit 1830 einmal monatlich. 10) „Schwedische Kirchenzeitung" („Svensk Ecclesiastik Tidning") erscheint unter diesem Titel erst seit 1842 monatlich, enthält die Verordnungen und Vorfälle in Kirchenangelegenheiten und bespricht auch manchmal die Lehranstalten. 11) Desselben Inhalts ist der „Pietist" („Pietisten"), der ebenfalls seit 1842 zweimal im Monate erscheint. 12) Die „Nordische Kirchenzeitung" („Nordisk Kirkotidning"), seit 1840 zwei Hefte monatlich. 13) „Missionnairszeitung" („Missions Tidning") bringt Nachrichten von der Wirksamkeit der Missionnaire in den verschiedenen Welttheilen und erscheint seit 1834 wöchentlich. 14) Der „Freund des Vaterlandes" („Fösterlandsvannen") wird von dem Mäßigkeitsvereine zweimal wöchentlich herausgegeben. Hier ist ebenso wie in England und Rußland der Genuß der geistigen Getränke verbreitet, denn die unfreundliche Natur, der graue Himmel und die bedeutende Kälte zwingt das Volk, sich eine künstliche Wärme zu erzeugen, und wie leicht geht also, besonders bei der niedrigen Classe, der Gebrauch in Misbrauch über. Es ist also den Mäßigkeitsvereinen eine größere Ausbreitung vom Herzen zu wünschen. 15) „Gewerbeblatt" („Tidning för Narigarne), seit 1840 zweimal wöchentlich. 16) „Magazin für Unterhaltung und Aufklärung" („Magazin för Noje och Bildning"), eine Kunst- und Literaturzeitung, seit 1840 monatlich zweimal. 17) „Sonnabendmagazin" („Lördags Magasin"), eine Art Revue für Malerei und Bildhauerkunst, seit 18[illegible] jede Woche ein Heft. 18) „Magazin für Künste, Neuigkeiten und Mode", wöchentlich einmal. 19) „Militairisches Journal", herausgegeben von der Akademie der Wissenschaften, einmal im Monat. 20) „Volkslecture" („Läsing för Folket"), eine Nachahmung des in Leipzig erscheinenden „Pfennig-Magazin", vierteljährlich ein Heft mit Zeichnungen und Karten, wegen des außerordentlich billigen Preises von 24 Schill. sehr verbreitet. 21) „Hygiä", ein medicinisch-pharmaceutisches Blatt, erscheint monatlich. 22) „Journal für Gartenzucht" („Tidskrift för Trädgårds odling och Blomster skotsel"), wird einmal im Monat herausgegeben.

Von den in Gothenburg erscheinenden Zeitschriften sind zu erwähnen: „Gothenburger Nachrichten" („Göteborgs Nyheter"), mannichfaltigen Inhalts (conservativ); „Gothenburger Zeitung für Handel und Schiffahrt" („Göteborgs Sjette Handels och Sjöfarts Tidning"), erscheint seit 1832, ist die beste Handelszeitung des Nordens und hat daher auch starken Absatz; und „Fönix", Zeitschrift für Politik, Literatur und Gewerbe (oppositionell), erscheint seit 1841.

In Upsala sind bemerkenswerth: „Upsaler Correspondent", eine politische und literarische Zeitung von oppositioneller Farbe; eine theologische Zeitschrift „Ecclesiastik Tidskraft"; „Freja", eine Literaturzeitung und ein Journal für Land- und Hauswirthschaft, seit 1842; alle erscheinen monatlich.

In Karlshamn: die „Wermländische Zeitung", mannichfaltigen Inhalts, ein stockconservatives Blatt.

Unter den lundner Blättern zeichnen sich vor allen aus: „Zeitung für Freunde der Mäßigkeit" („Nykterhets Vännernas Tidning") und „Zeitfragen vom gelehrten Standpunkte beleuchtet", ein politisches und wie es sich von selbst versteht, ein echt conservatives Blatt; erscheint vierteljährlich.

In Strängnäs: Der „Sammler", ein heftiges Oppositionsblatt.

In Sundswall: „Wahrheit und Scherz" („Alfar och Skämt"), oppositionell.

In Christianstad erwähnenswerth: „Herr Lorenz", ein sehr witziges, zuweilen gar kaustisches Blatt.

In Uddevalla: „Glaube, Liebe und Hoffnung", eine theologische Zeitschrift, hält sich schon seit 1841, obgleich sie wenig gelesen und noch seltener besprochen wird.

Außer den genannten Zeitungen erscheinen noch in fast jeder Stadt ein Tage- oder Wochenblatt, und in den vorzüglichsten Städten eine theologische oder landwirthschaftliche Zeitung. Im Ganzen haben wir in Schweden mehr als 120 Journale und zwar: politische und Localblätter 68, theologische Zeitschriften 22, juridische Zeitungen 2, Medicin und Naturwissenschaften 12, Industrie und Landwirthschaft 12, für Schifffahrt und Bergbau 2, Mäßigkeitsvereine 2, Literatur, Kritik und Geschichte 10.

Das ist der gegenwärtige Standpunkt der Journalistik in Schweden. Will man daraus irgend einen Schluß für die sociale und politische Stellung Schwedens ziehen, so muß man erstens dem Bildungsgrade des Volks volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, da nicht allein in der Hauptstadt, sondern auch in fast allen Provinzialstädten gute Blätter erscheinen und von allen Ständen gelesen werden. Zweitens läßt sich, nachdem man aus einem summarischen Überschlage entnimmt, daß von den 68 politischen Blättern 54 conservativ und nur 14 oppositionell sind, die Folgerung ziehen, daß die Masse des Volks sich den Wünschen der Regierung anschließt, und wenn auch die Opposition oft den alten Sauerteig geschäftig umrührt und eine Gährung hervorbringt, sie nur dazu dient, energische Maßregeln der Regierung zu erzeugen und den Fortschritt zum Bessern um so schneller zu fördern.

105.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 36. —— 5. Februar 1844.

Broschüren-Philosophie.

1. Die Philosophie und die Wirklichkeit von J. C. Glaser. Berlin, Rücker und Püchler. 1843. Gr. 8. 10 Ngr.
2. Gegen den Absolutismus in der Philosophie. Von Gustav Siegmund. Zürich, Literarisches Comptoir. 1843. Gr. 8. 11¼ Ngr.
3. Grundsätze der Philosophie der Zukunft. Von Ludwig Feuerbach. Zürich, Literarisches Comptoir. 1843. Gr. 8. 15 Ngr.
4. Die Volksphilosophie unserer Tage, besprochen von August Becker. Zürich, Literarisches Comptoir. 1843. Gr. 8. 7½ Ngr.

Es kann auf den ersten Anblick sonderbar und unpassend erscheinen, diese vier Schriftchen unter der Rubrik der „Broschüren-Philosophie" zusammenzubringen; jeder Tertianer kennt jenes „a potiori fit denominatio", und die äußere Gestalt und Länge oder Kürze eines Buchs scheinen ganz unwesentlich zu sein. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Die Länge und Kürze der Bücher sind nicht nur charakteristisch für sie selbst und für ihre Verfasser, sondern auch für die Wissenschaften, in deren Bereich sie gehören, für das Publicum, das sie liest, und für die Zeit, in der sie entstehen. Ich habe es nicht auf ein Bonmot abgesehen, eine unwesentliche Ähnlichkeit überraschend in den Vordergrund zu stellen; ich halte die gemeinsame Bezeichnung dieses neuesten Genre philosophischer Literatur mit obiger Rubrik für treffend. „Broschüren" sind bequem — für die augenblickliche und flüchtige Lecture — und kurz; wenigstens ist das Sprachgebrauch. Nun ist es gar nicht schwer zu sagen, inwiefern die Bequemlichkeit und Kürze der Bücher in allen oben angegebenen Beziehungen charakteristisch sind. Die Kürze zeigt, was zuerst die Verfasser betrifft, daß sie ein längeres und gründlicheres oder doch ausführlicheres Buch entweder nicht schreiben wollen oder nicht können, daß sie entweder ihres Stoffs so mächtig sind, seiner Ausbreitung nicht zu bedürfen, oder so wenig mächtig, bei aller Mühe seine Ausbreitung nicht durchführen zu können. Welcher von den beiden Fällen stattfinde, ist natürlich im Einzelnen zu entscheiden. Wenn der letztere Fall stattfindet, so ist offenbar, daß der Schriftsteller ohne Beruf geschrieben hat; sein Buch ist eine Abnormität, ein Product des Eigensinns und der Laune, und kann keine allgemeinen Verhältnisse charakterisiren. Wenn aber der erstere Fall stattfindet, so ist die Kürze der Bücher auch charakteristisch für die Wissenschaft, in deren Gebiet sie gehören. Sie beweist, daß die Wissenschaft zu einem gewissen Abschluß müsse gelangt sein, sodaß es sich nicht um die Eroberung eines neuen Standpunkts, sondern nur um die einzelne Ausführung der allgemein geltenden Principien und Gesichtspunkte handelt. Denn nur dies kann man vernünftigerweise in einer Broschüre zu leisten versuchen. Und so verhält es sich denn in der That: die deutsche Philosophie ist zu einem Abschluß gekommen, Hegel ist der letzte der Mohikaner.

Es war hohe Zeit, daß es zu diesem Abschlusse kam im Reiche der reinen Theorie; denn die Arbeit der reinen Theorie, die zum großen Leidwesen der Brahminen einige Jahre durch Waffengeräusch unterbrochen war (vgl. Hegel's Antrittsrede in Heidelberg), verzehrte fortwährend die besten Kräfte der Nation. Jetzt sitzen nur noch einige alte und einige junge Pedanten mit dem alten feierlichen Philosophengesicht auf ihren Studirstuben; der deutsche Juli ist an ihren kalten, vom „reinen Denken" vertrockneten Herzen spurlos vorübergegangen; sie brüten noch immer über einem neuen Systeme, und quälen sich, „das Problem der Gegenwart" zu lösen. Der Anblick dieser Qual macht einen sonderbaren Eindruck, halb widerwärtig, halb lächerlich. Es ist widerwärtig zu sehen, wie diese Leute die welthistorischen Fragen — die übrigens hinter ihrem Rücken eine ganz andere Wendung genommen haben — zu ihrer besondern Angelegenheit, zur Sache einer Clique machen möchten; ganz nach Art unserer Väter, denn in Cliquen (vulgo Schulen) hat sich von lange her das öffentliche Leben in Deutschland gespalten, und der alleinige Schauplatz des öffentlichen Lebens war — die Literatur. Aber die Clique ist kein sittliches Verhältniß, in der Clique ergibt sich der Einzelne nicht vollkommen an einen gemeinsamen Zweck; er sucht darin vielmehr die Befriedigung des Egoismus und der Eitelkeit, den Spiegel seines persönlichen Werthes. Und diesen Dienst, den sich die gelehrten Herren in Deutschland, sofern sie Mitglieder derselben Clique waren, von jeher erwiesen haben, erweisen sich auch die Herren Philosophen alten Stils unserer Zeit noch jetzt. Fichte jun. macht etwa Weiße, oder

Weiße Fischer das Compliment, daß er nahe daran sei, „das Problem der Gegenwart" zu lösen. Daß es der eine oder der andere gelöst habe, darf man nicht sagen, denn das ganze schöne Spiel wäre damit zu Ende, die Mummerei der Eitelkeit hörte auf. Man müßte die philosophischen Falten des Gesichts glätten und der Marktschreierei über seine eigene Arbeit und Bemühung um die Wahrheit ein Ende machen. Widerwärtig und lächerlich ist es zu sehen, wie die gelehrten Herren Philosophen ihr gegenseitiges Lob mäßigen, welche Seitenblicke sie dabei machen. Wenn Fichte etwa Weiße lobt, soll man doch merken, daß Fichte eigentlich gescheiter ist als Weiße, und wenn Weiße Fichte lobt, soll man merken, daß doch Weiße gescheiter und dem „Probleme der Gegenwart" schärfer auf der Spur ist als Fichte. Endlich blos lächerlich ist die Don Quixoterie der Herren, daß sie, wie jene russischen Soldaten in Petersburg, fortfahren die Straßen zu sprengen, während es schon regnet. Von einigen dieser Erscheinungen, dem Windmühlenkampfe, dem Strohdreschen, der superklugen hinter dem Ofen ausgeheckten Lösung des „Problems der Gegenwart" wird uns eine unserer Broschüren, die erste nämlich von Herrn Glaser, abschreckende Beispiele geben.

Im Ganzen ist die Arbeit dieser Art von Philosophen keiner Beachtung werth, denn die Fragen, mit denen sie sich quälen, sind beantwortet, das „Problem der Gegenwart", so weit es theoretisch, ist gelöst. Absolute Vermenschlichung aller menschlichen Angelegenheiten (es ist nicht meine Schuld, daß ich mich der Tautologie nicht enthalten kann), der Wissenschaft, Kunst, Religion und (hier kommt freilich nothwendig die Praxis) des Staats: Das ist die theoretische Lösung des Problems der Gegenwart, und diese Lösung ist enthalten in Hegel's Schriften. Man muß nur durch den transcendenten Nebel und die theologischen Lumpen hindurchzuschauen und in das Innere, den wahren Sinn des Systems zu dringen wissen. Und das ist nun nicht mehr schwer, seit die „Posaunentöne" die neuen Mauern von Jericho, das scholastisch-theologische Bollwerk, gestürzt und den Blick in das Innere der Stadt, in die Philosophie des freien Selbstbewußtseins, der einigen, selbstgenugsamen Natur- und Menschenwelt eröffnet haben. Wie weit für Hegel selbst der transcendente Anstrich, die theologischen Verhüllungen des freien menschlichen Denkens, der unphilosophischen aus der Religion und dem „Bestehenden" übertragene Ballast seines Systems wesentlich gewesen sind, ist schwer, aber völlig unnütz zu entscheiden: genug! alles Dies ist für uns höchst unwesentlich, nachdem uns zuerst durch die Strauß'sche Kritik, dann durch Bruno Bauer's Schriften („Posaune", „Hegel's Lehre über Religion und Kunst" u. s. w.) die Augen geöffnet sind. Wir halten uns an die Principien und die nothwendigen Consequenzen, und die liegen für Denjenigen, der nicht durch eine theologische Brille sieht, auch bei Hegel schon ziemlich deutlich zu Tage. Darum ist eine große philosophische That jetzt nicht zu thun, und wenn Jemand Herculische Kräfte in sich verspürte: ein dickes, philosophisches Buch (ohne historische und kritische Elemente) ist jetzt nicht möglich. Zu den philosophischen Thaten der Gegenwart — Entscheidung einzelner Fragen, Aufhellung der allgemeinen Gesichtspunkte, Kritik und Popularisirung der gewonnenen Resultate u. s. w. — reichen Broschüren aus: die gegenwärtige Philosophie ist „Broschüren-Philosophie".

Die Broschüren sind nicht für die gelehrten Herren, für die Philosophen vom Fach bestimmt, dazu treten sie in einem zu unscheinbaren, populairen Gewande auf: sie wenden sich an das große gebildete Publicum, das, von keinem gelehrten Apparat und von keiner abstrusen Form gehindert, über die wesentlichen menschlichen Angelegenheiten Aufklärung sucht. Die Broschüren machen die Philosophie populair, zu einer Sache des allgemeinen Interesse, und haben darum ein ganz anderes Publicum als die Philosophen ex professo, die Professoren-Philosophie bis zu Hegel. Ach! es ist sehr lange her, daß man von Sokrates sagte: er habe die Philosophie vom Himmel herabgerufen und in die Wohnungen der Menschen eingeführt. Wohin hatte sie sich seitdem wieder verirrt! Sie war noch nicht heimisch geworden, da wurde sie schon wieder vom Christenthume verjagt. Der Apostel Paulus, der erste christliche Philosoph, der die jüdisch-christliche Weltanschauung als ein Product aus einer jenseitigen Welt, Gottes und nicht des menschlichen Denkens und Gemüths in menschlicher Sprache und Weise (καθ' ἄνθρωπον, ad hominem) demonstrirt, und der zuerst die Lehre von dem mit sich, mit seinem wahren Wesen entzweiten Geiste in eine Art von System bringt — der Apostel Paulus darf die griechische Weisheit schon verspotten (z. B. Kor. 1, Cap. 1 und 2), die griechische Weisheit, deren Licht die neuern Völker zuerst wieder aus der Nacht tausendjähriger Barbarei errettet und die wirkliche Welt mit menschlichen Augen zu betrachten gelehrt hat. Was von da an Gegenstand der Philosophie gewesen, das ist nicht erst aufzuzählen: der dreieinige Gott, der wunderbare Gottmensch, die gebärende Jungfrau, Engel, Teufel und alles Mögliche, nur nicht die wirkliche Welt und der vernünftige Mensch. Das war keine populaire Philosophie, die hatte kein allgemein-menschliches Interesse, über die schrieb man keine Broschüren. Dicke lateinische Bücher schrieb man darüber, die jetzt in den Bibliotheken stehen, in Schweinsleder eingebunden, blos zur Qual der Theologen. Das große Publicum erleuchtete man mit dem Feuer der Scheiterhaufen.

Es hat lange Zeit und schwere Arbeit gekostet, den aus seiner Heimat, der wirklichen Welt, verwiesenen Geist zurückzurufen, und ganz heimisch in ihr ist er noch immer nicht. Die Flitter und Schnörkel aus der jenseitigen Wunderwelt kleben noch immer an ihm, wie die Schale des Eies am Küchlein. Einmal schien das Küchlein schon ganz aus der Schale erlöst, in dem Jahrhundert der Aufklärung, der französischen Revolu-

tion; aber es konnte das reine Licht nicht vertragen, kroch in seine Schale zurück, und bildete sich ein, seine zerbrochene Schale wäre noch ganz. Nur einzelne klare Köpfe bewahrten die Erinnerung der Freiheit und der reinmenschlichen Betrachtung der Dinge; man sehe z. B., mit welcher Ehrfurcht Hegel von den französischen Philosophen des vorigen Jahrhunderts und von den Wegweisern der Revolution spricht (vgl. „Hegel über Religion und Kunst"). Aber sie machten ihre Weisheit nicht populair, sie schrieben keine Broschüren. Bei Hegel noch „geht die Philosophie", wie er sich selbst ausdrückt, „in hohenpriesterlichem Gewande einher", sie ist noch die ausschließliche Angelegenheit einer gewissen Kaste, der Brahminen. Nur die Geweihten verstehen ihre Sprache. Sie hat, wie alle andern menschlichen Dinge, den allgemeinen Boden, das öffentliche Leben, sie hat den Zusammenhang mit dem alleinigen, heiligen und unversiegbaren Quell alles wahrhaftigen Lebens, mit dem Volke, verloren. Die Broschüren stellen diesen Zusammenhang wieder her; sie beschleunigen die Circulation; sie bringen Philosophen und Volk wieder in nahe Berührung, in das naturgemäße Verhältniß, und es ist nicht die Frage, wer von beiden mehr dabei gewinnt. Der Mann des Volks ist der wahre Philosoph; der Volksgeist ist der heilige untrügliche Geist. Und wenn die Broschüren den Geist und Sinn des Volks mit dem Geiste der Wissenschaft erst recht vermittelt und verbunden haben, dann wird das Volk auch die spätern großen philosophischen Werke verstehen, nimmer aber die bisherigen. Es wird dann eine Schmach sein, unpopulair zu schreiben, wie es noch vor kurzem — horribile dictu! — für eine Schmach galt, populair zu sein.

Die Broschüren-Philosophie ist endlich noch charakteristisch für die Zeit, in der sie entsteht. Dies scheint mit den vorhergehenden Punkten zusammenzufallen; denn die Schriftsteller und ihre Leser, so scheint es, machen die Zeit aus. So war es allerdings noch vor kurzem in Deutschland; aber wie es außer den philosophischen noch andere literarische Interessen gab, so gibt es jetzt noch andere als literarische überhaupt. Die öffentliche Meinung ist schon sehr erstarkt, ihre Bewegung sehr rasch, der Kreis ihrer Theilnahme weit ausgedehnt. Was auf sie wirken will, darf nicht von vorn anfangen, nicht weit ausholen, darf sich nicht zu breit machen, darf ein specielles Interesse, bestimmte Fragen nicht für absolut, für das Allgemeine erklären. Die Philosophen müssen sich an den Sturz der Alleinherrschaft der Wissenschaft gewöhnen, wie die Theologen an den Sturz der Alleinherrschaft der Religion. Das Allgemeine, Absolute, der souveraine Herr ist allein das Selbstbewußtsein, der Mensch, der ein Recht und gegenwärtig den Drang hat, alle Kreise der Verwirklichung seiner wahrhaften Natur mit gleicher Liebe zu umfassen. Die stärkste Strömung des allgemeinen Interesse geht natürlich dahin, wo dem allgemeinen Bewußtsein ein heiliges Recht, dessen es sich gerade erinnert, am hartnäckigsten vorenthalten wird. Die Kunst und die Poesie wurden zuerst freigegeben; es war ihnen, wenn sie zu einiger Blüte gedeihen sollten, zu nothwendig, die wahre Menschennatur und die wirkliche Welt zum Gegenstande zu haben. Auch die Wissenschaft hat schon gewaltige Progressen gemacht in der Eroberung des ihr gebührenden Terrain. Aber wo der öffentliche Geist in seiner freien Bewegung und in der ihm nothwendigen Selbstentfaltung (aus Misverständniß, müssen wir annehmen, denn wer wäre so verrucht, dem Gesetze der Weltgeschichte mit Absicht in den Weg zu treten?) gehemmt und geirrt wird, das brauchen wir nicht erst zu sagen, denn wem wir es erst sagen müßten, der müßte keinen Sinn und kein Herz für die wesentlichen Angelegenheiten unsers Geschlechts haben.

Darum ist es wol natürlich und ein Zeichen von der gesunden Kraft der Presse und ihrer tief sittlichen Sympathie mit den Bewegungen des Volksgeistes, daß trotz aller Hemmungen und Neckereien die edelsten Kräfte auf die politischen Fragen gerichtet sind. Es ist von unendlicher Wichtigkeit, daß diese Fragen ohne alle gewaltsamen und revolutionnairen Maßregeln (alles Gewaltsame ist eigentlich revolutionnair), weder von der einen noch von der andern Seite, nur mit der Waffe des Geistes, der (freien) Presse, durchgefochten werden. Ein einziges Buch wie z. B. „Die Staatskunst in Preußen" ist darum jetzt mehr werth als Hunderte von philosophischen Broschüren.

Jedoch erinnern wir uns wieder, daß das allgemeine Bewußtsein alle Gestalten, in denen es sein Wesen darstellt, mit wesentlich gleicher Liebe umfaßt, wenn es auch am stärksten dahin drängt, wo es am meisten gereizt wird. Der allgemeine Geist hat Zeit genug für alle seine Angelegenheiten, auch für die Wissenschaft von den allgemeinen letzten Gründen seines Wesens und Thuns, für die Philosophie, zumal wenn sie so bescheiden auftritt wie die Broschüren-Philosophie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Quadro storico-statistico della serenissima republica di San-Marino, dal capitano *Oreste Brizi Aretino*. Florenz 1842.

Ein köstliches Capitel in der italienischen Reise von Moritz, die immer noch zum Besten gehört, was über das vielbereiste Italien geschrieben ist, bildet die Schilderung des kurzen Besuchs, den er in der kleinen Republik San-Marino macht. Moritz beschreibt mit vielem Humor das krähwinkelige Leben, das in diesem Liliputanerstaate herrschte und zum Theil auch noch jetzt herrschen mag. Wenn der bekannte Ausspruch, daß die Weiber die besten sind, von denen man am wenigsten redet, sich auch auf die verschiedenen Staaten anwenden läßt, so muß San-Marino zu den besten der ganzen Erde gehören. Selten nur verlautete ein Wörtchen von dieser kleinen Republik, und einem guten Theile des gebildeten Publicums ist sie wol kaum dem Namen nach bekannt. Wir halten es deshalb nicht für unangemessen, einige Mittheilungen aus einer kleinen Schrift zu machen, die uns der Zufall in die Hände geführt hat. Sie gibt einen historisch-statistischen Überblick über die winzigen Verhältnisse dieses Ländchens. Ihr Verf., der die Stelle eines Hauptmanns von der Miliz der Republik beklei-

det, ist vermöge seiner Stellung im Stande gewesen, überall aus den besten Quellen zu schöpfen, sodaß man seine Angaben wohl auf Treu und Glauben hinnehmen kann.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß sich San-Marino, während Genua und Venedig, diese mächtigen Staaten des Mittelalters, gesunken sind und ihre Selbständigkeit verloren haben, zu erhalten vermocht hat. Seit länger als zehn Jahrhunderten besteht diese kleine Republik, ohne daß ihre Einrichtungen, Gesetze und Gebräuche wesentliche Umgestaltungen erlitten hätten. Trotzdem bietet die Geschichte dieses Staats viel Interesse; gleich die einfache Sage von seiner Gründung ist ansprechend. Ein armer Mann aus dem Volke, Namens Marino, arbeitete als gewöhnlicher Maurer an den Reparationen von Rimini. Nach 30 Jahren des angestrengtesten Fleißes zog er sich auf den Gipfel eines unbebauten Berges zurück, um sich in der Einsamkeit ganz und gar der frommen Betrachtung hinzugeben. Er mied allen Umgang und wollte sein Einsiedlerleben ungekannt und von allen Berührungen der Welt entfernt schließen; indeß hatte er doch der Beachtung der Umgegend nicht entgehen können. Namentlich hatte er die Aufmerksamkeit einer benachbarten Fürstin auf sich gezogen, die ihm den Berg, auf dessen Spitze er sich niedergelassen hatte, zum Geschenk machte. Hierdurch wurde Marino veranlaßt, sich den Geschäften der Welt wieder zuzuwenden. Er begann damit, einige Bauern aus seiner Nachbarschaft herbeizulocken, und bald war seine kleine Besitzung mit Hütten bedeckt. Er warf sich nun zum Gesetzgeber der Bewohner dieses kleinen Gebiets auf; aber sein Herz, das aller Tyrannei fremd war, wählte seine Vorschriften im Evangelium, ohne, wie so viele andere seiner Zeitgenossen gethan haben würden, seiner neuen Stiftung eine klösterliche Form zu geben. Die Einrichtungen, die er traf, und die Anstalten, die von ihm gegründet wurden, waren so vortrefflich, daß sie zum größten Theile noch jetzt in ihrer ursprünglichen Gestalt bestehen.

Der Boden selbst ist nicht sehr günstig; dafür aber hat man jeden Streifen Landes, der sich urbar machen ließ, benutzt. Der Berg, der fast das ganze Gebiet von San-Marino ausmacht, ist felsig, schroff, klüftig und drei Monate hindurch mit Schnee bedeckt. Lebendiges Wasser ist so gut wie gar nicht vorhanden; aber man hat diesem Übelstande so gut als möglich durch sehr gute Wasserwerke abzuhelfen gesucht. Kein Tropfen Regenwasser, das sich in Cisternen sammelt, wird unnützerweise vergeudet. Dagegen hat San-Marino Heilquellen aufzuweisen, deren Heilkraft sehr in Achtung steht. Der Berg ist bekränzt mit einem Streifen von Weinstöcken, von denen man einen köstlichen Wein gewinnt. Derselbe wird in trefflichen Kellern, die im Felsen angebracht sind, aufbewahrt.

Das Gebiet der kleinen Republik ist von der Umgegend streng geschieden. Nur ein einziger Weg führt nach der Stadt, und es ist bei Strafe verboten, auf eine andere Weise hineinzudringen. Alle Marinenser sind von Jugend auf an den Waffendienst gewöhnt. Jede Familie schickt einen Repräsentanten zu dem Arengo oder der Generalversammlung, die nur bei wichtigen Angelegenheiten, die das ganze Volk betreffen, zusammenberufen wird. Aus dieser Generalversammlung wird ein stehender Rath von 60 Mitgliedern gewählt; indessen sind nur immer 40 Mitglieder in Function. Die Hälfte davon sind Adelige, die übrigen Plebejer; im Übrigen entscheidet das Loos. Jeder Beschluß dieses Raths muß, wenn er Gesetzeskraft erhalten soll, wenigstens zwei Drittheile der Stimmen für sich haben. Man kann sich schon denken, daß die Abstimmung nicht nach Ständen, sondern nach Köpfen vorgenommen wird. Um Mitglied des Raths zu werden, muß man wenigstens das 25. Jahr erreicht haben; auch darf von jeder Familie nicht mehr als ein Mitglied gewählt werden. Dieser Rath ernennt nun zwei höhere Magistratspersonen, welche den Titel Capitains führen. Ihre Functionen sind etwa denen der alten römischen Consuln — natürlich im verkleinerten Maßstabe — ähnlich. Sie verwalten ihren Posten nur zwei Monate hindurch und können dann erst nach einem Zwischenraume von einem oder zwei Jahren wieder gewählt werden. Eine dritte Magistratsperson spricht in Civil- und Criminalsachen Recht. Diese Stelle kann nur von einem Ausländer unbescholtenen Rufs, der Doctor der Rechte sein muß, verwaltet werden. In ganz Marino gibt es nur einen Arzt, der nicht unter 35 Jahre alt sein darf; derselbe prakticirt nur drei Jahre hindurch und erhält vom Staate ein Jahrgehalt. Auch der öffentliche Lehrer, dem die Erziehung der Kinder anvertraut wird, muß vom Rathe ernannt werden.

Wir haben gesagt, daß diese unbedeutende Republik, deren Verfassung wir in ihren Hauptbestimmungen zu zeichnen versucht haben, sich mitten im Strudel der Ereignisse, während mächtigere Staaten zusammenbrachen, aufrecht erhalten hat. Nur im J. 1740 drohte ihr eine ernste Gefahr. Mehre Patricierfamilien waren zusammengetreten und hatten sich erboten, sich dem Papste Clemens XII. zu unterwerfen. Dieser aber schickte einen Legaten nach San-Marino, um über die Stimmung des Volks im Allgemeinen Kenntniß einzuziehen und wies, als er sah, daß die Mehrzahl der Einwohner sich gegen den Anschluß an den Kirchenstaat aussprach, das Anerbieten der Oberhoheit von der Hand. Die Marinenser, die selbst in der Blütezeit von Venedig mit dieser Republik auf gleichem Fuße verkehrten, sind noch jetzt auf ihre Freiheiten sehr stolz. So oft sie mit Venedig in Verbindung kamen, pflegten sie zu schreiben: „Alla nostra carissima sorella serenissima republica di Venizia."

Im Allgemeinen hat San-Marino an den unaufhörlichen Unruhen, von denen Italien Jahrhunderte lang zerrüttet wurde, keinen Antheil genommen und diesem Umstande verdankt die kleine Republik größtentheils ihre ungefährdete Existenz. Nur ein einziges Mal im 16. Jahrhunderte mischten sich die Marinenser in die politischen Wirren, indem sie sich zu Gunsten von Pius II. gegen Malatesta erklärten. Aus Erkenntlichkeit dafür machte ihnen der Papst vier Schlösser zum Geschenk, wovon sie indessen nur eins behielten und die übrigen drei zurückwiesen. Auch Napoleon wollte San-Marino nicht ganz unbeachtet lassen. Er machte der Republik ein Geschenk von zwölf Kanonen. Allein auch hiermit war ihnen ein schlechter Gefallen geschehen. Sie schickten einen eigenen Gesandten nach Paris, um Napoleon zur Rücknahme dieses Geschenks zu bitten, weil ihnen dasselbe nicht nur nichts nütze, sondern geradezu eine Last sei, da sich der erste Beste, dem es in den Sinn komme, dieser zwölf Kanonen bemächtigen könne. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 37. —— 6. Februar 1844.

Broschüren-Philosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 36.)

Also Nr. 1. Die Vorrede enthält 21, die Schrift selbst 41 Seiten. Es muß wol erlaubt sein, das Vorwort einer philosophischen Broschüre zu überschlagen, das rathe ich den etwanigen Lesern der vorliegenden dringend; denn das unklare, abstruse Gerede wird ganz ungenießbar und widrig durch den gereizten Ton, in dem sich der Verf. mit Hrn. Trendelenburg herumzankt. Lassen wir Don Quixote mit dem Biscayer — was geht uns der Zank an? — und sehen was er hernach beginnt. Am Ende der Vorrede ruht er vom gewaltigen Streite, wischt sich den Schweiß von der Stirn, bläst die Backen auf und spricht:

> Ich habe mich bemüht, die Sache der Philosophie so kurz als möglich zusammenzufassen; denn es ist ihr heutzutage nicht gegönnt, nach allen Seiten hin und mit Ausführlichkeit sich über ihre Rechte zu verbreiten, weil sie auf wohlgesinnte Hörer kaum Anspruch machen darf; ich bin aber überzeugt, daß, wenn der Leser das Wenige (— wie bescheiden! —), was ich gesagt habe, genau und mit Nachdenken (— hm, genau und mit Nachdenken —) erwägen wird, ihm kein Punkt dunkel bleiben kann, sowol über Das, was überhaupt die Philosophie zu leisten hat (— Punkt . . . über Das, was überhaupt die Philosophie zu leisten hat! — o! Hr. Glaser ist das Punkt über dem i, die Krone aller Philosophen, der Philosoph „überhaupt") als auch über (Zusammenhang: Punkt über) ihre Beziehungen zu den verschiedenen Seiten des Lebens.

Hr. Don Quixote! Blüte der fahrenden Ritterschaft! wollen Sie alle diese Abenteuer auf einmal bestehen? Das brauchen Sie ja gar nicht; Sie brauchen ja nur den einen „Punkt über" das Verhältniß der Philosophie zur Wirklichkeit aufzuklären. Aber Don Quixote hört nicht, er schlägt mit seinem Schwerte nach allen Seiten. Im Ernste gesprochen: ein so fahriges, unklares und, bei aller Bemühung um den Schein der Tiefe seichtes Gerede wie in dieser Broschüre ist mir nicht oft vorgekommen. Das Nothwendigste wäre doch wol gewesen, daß der Hr. Verf. die Begriffe der Philosophie und der Wirklichkeit bestimmt und in gegenseitige Reibung, in dialektische Bewegung versetzt hätte; dann wäre doch irgend ein Resultat herausgekommen, entweder die Einheit oder der Widerspruch von Philosophie (Denken) und Wirklichkeit. Man erfährt aber bei ihm weder was Philosophie noch was das Wirkliche sei; er ficht mit Schatten gegen Schatten. Demjenigen, der die Hegel'sche Philosophie nicht durch Hörensagen, sondern durch das Studium der Hegel'schen Werke kennt, wird ohne weiteres einleuchten, daß der Verf., wenn er einmal die öffentliche Meinung über das vielseitig verschobene und verwirrte Verhältniß der Philosophie (des Denkens) zur Wirklichkeit aufklären wollte, gar nichts Besseres thun konnte, als (nicht „die Sache der Philosophie", wie er selbst unpassend und prahlerisch sagt, sondern) jenes goldene Buch „kurz zusammenzufassen", welches viel gepriesen, aber wenig gelesen wird, Hegel's „Phänomenologie des Geistes". Darin wird das Bewußtsein im Verhältniß zu seinem Inhalte, Gegenstande (und etwas Anderes kann doch die Wirklichkeit nicht sein) von einem Standpunkte zum andern verfolgt, bis alle Unangemessenheit, aller Widerspruch zwischen dem Bewußtsein und seinem Gegenstande verschwunden ist; und wer begreift nicht, daß dieses Ziel das absolute Selbstbewußtsein ist, das Selbstbewußtsein, das sich als Grund und Maß aller Realität weiß? Aber dies absolute Selbstbewußtsein ist nicht das abstracte, das leere; sein Inhalt ist die Erinnerung seiner Geschichte, des langen Weges seiner Erfahrungen, seiner Kämpfe mit dem spröden Stoffe, der rauhen Wirklichkeit, bis dieselbe allen Schein der Fremdheit abgethan und ihr wahres Wesen dem Selbstbewußtsein aufgeschlossen hat, sodaß dieses nun in der wirklichen Welt als in seiner Heimat sich orientirt und sein eigenes Wesen entfaltet ohne Furcht und Grauen. Zu dieser Einheit mit der wirklichen Welt — dies zeigt sich hinterdrein — gelangt das Selbstbewußtsein nur darum, weil die Einheit beider an sich oder unmittelbar vorhanden ist, in Dem, was beider Wesen und Gesetz ist — der Vernunft. Die wirkliche Welt ist vernünftig, und das Selbstbewußtsein ist vernünftig; was Wunder, daß sie nach langem Widerspruche sich vereinigen! Man hat sich vielmehr darüber zu verwundern, daß der Geist diesen Widerspruch seiner beiden Seiten, des Selbstbewußtseins und der Wirklichkeit, so lange ertragen hat, und dies ist nur so zu erklären, daß die Religion (freilich selbst ein Product des Bewußtseins) das Gemeinsame beider, das Allgemeine überhaupt, die Vernunft der Welt und des Selbstbewußtseins, als ein Drittes hypostasirte und wie einen

Block zwischen beide einschob, sodaß sie sich nicht mehr unmittelbar berührten, um ihren Kampf, in dem das Selbstbewußtsein gegen sein eigenes entfremdetes Wesen streitet, auszukämpfen, und mit gegenseitiger Anerkennung Frieden zu schließen. Die Vernunft der wirklichen Welt und des Selbstbewußtseins, und ihre sich darum in Kunst, Wissenschaft und Staat fort und fort neu gestaltende Einheit ist nicht durch Berufung auf ein Drittes zu erklären, welchen erhabenen Namen man demselben auch geben mag. Die Vernunft genügt sich selbst und duldet keine Ableitung aus einem Andern, und wem das nicht gefällt, der versuche es mit der Unvernunft, mit der unvernünftigen Wirklichkeit oder dem unvernünftigen Denken.

Kehren wir auf einige Augenblicke zu Hrn. Glaser zurück, den wir im Kampfe mit Schatten gegen Schatten verließen. Er kämpft nämlich mit dem Schatten des „speculativen Denkens" gegen den Schatten der „Empirie". Welch ein unfruchtbares Beginnen! Als ob nicht beide (Empirie und Denken) Formen, Standpunkte desselben Bewußtseins wären! Und das Bewußtsein, dessen ausführliche Entwickelungsgeschichte Hegel's „Phänomenologie" enthält, ist — es bedarf nur der einfachen Erklärung — das Bewußtsein des Menschen. Der Mensch aber (der Mikrokosmos) ist sich selbst Beides, Gegenstand der Sinne (Empirie) und des Denkens, d. h. er ist einzeln („dieser") und allgemein, und zwar Beides nicht im Widerspruche (das ist der Wahnsinn), sondern in Harmonie. Die Harmonie aber realisirt sich in Kunst, Wissenschaft und Staat, denn in diesen Sphären finden die Einzelnen (oder sollten finden) die Darstellung und den Genuß ihres allgemeinen Wesens. Wer freilich darauf ausgeht, das Einzelne zum Objecte des Denkens, und das Allgemeine zum Objecte der Sinne zu machen, der ladet sich eine Danaidenarbeit auf, und man muß ihn gehen lassen. Aber Hr. Glaser läßt ihn nicht gehen, darum müssen wir auch den Hrn. Glaser — gehen lassen. Nur seine politische Weisheit soll er uns noch mittheilen, denn die ist jetzt theuer. S. 35:

> Der Staat ist nicht etwas neben Religion, Kunst und Wissenschaft, sondern diese sind in ihm, er umfaßt alle Weisen, in denen der Geist sich offenbart. An der Religion hat er seine Basis, an dem Rechte seine Stärke, in der Kunst seine Zierde und in der Wissenschaft seinen Ruhm. Diese hohe Aufgabe habend, u. s. w.

Diese Stelle überbietet noch beiweitem eine Lächerlichkeit des sehr ehrenwerthen W. Menzel, über die sich Strauß in seiner geistreichen Weise lustig macht. Nachdem er (Menzel) sich abgemüht hat, seinen Lesern deutlich zu machen, was das Wesen der Leibnitz'schen Philosophie sei, also etwas zu sagen, was er nicht weiß, ruft er aus: „Sie ist ein marmorner Tempel auf Bergeshöhe." S. 36 sagt Hr. Glaser:

> Es mag sein, daß ein bestimmter Staat nicht mit Dem übereinstimmt, was die Philosophie zur Verwirklichung der wesentlichen Endzwecke des Menschen verlangt, und es mag so das Wirkliche mit dem Vernünftigen in Widerstreit sein, wie es denn nicht selten der Fall ist: die Philosophie wäre aber erst dann in dem Falle, dem Staate gefährlich zu werden, wenn sie ihre Lehren als Gesetze des Handelns für die Unterthanen aussprechen wollte, dann aber auch nicht mehr Philosophie, sondern sie träte an die Stelle der Regierung, was diese sich natürlich verbitten muß. Der Philosoph lehrt nur, gebietet aber nicht, wie die Regierung. Eine weise Regierung wird überall, wenn sie findet, daß sie mit Dem, was sie zu leisten hat, nicht übereinstimmt, Das benutzen, was der Philosoph ihr an die Hand gibt, um ihre Unterthanen glücklich zu machen.

Das mögen sich die Herren Minister gesagt sein lassen, und hingehen zu Hrn. Glaser, und „benutzen, was er ihnen an die Hand gibt, um ihre Unterthanen glücklich zu machen". Aber Sie sind ja selbst ein „Unterthan" Hr. Glaser! wenn auch ein „unterthäniger" Philosoph. S. 37:

> Indem die Regierung unter zeitlichen und überhaupt empirischen Bedingungen die Zwecke des Menschen zu realisiren hat (ist das nicht fürchterlich? Die Regierung realisirt die Zwecke des Menschen, nicht der Mensch? Das müssen Zwecke sein, wie sie vielleicht Hr. Glaser hat), so kann auch sie allein ein Urtheil haben, wann, wie, wo und durch welche äußere Mittel dies geschehen muß. Der Philosoph betrachtet den Menschen nicht unter empirisch gegebenen Verhältnissen, sondern stets die Sache (!!) so, wie sie an und für sich ist. Ob Frankreich oder Deutschland der Ort sei, wo der Zweck des Staats realisirt werden muß, ob diese oder jene Personen zu wählen u. s. w., das geht den Philosophen, als solchen, gar nichts an, es müßte denn sein, daß auch der Empirist ein Philosoph wäre u. s. w.

Doch genug und wol mehr als genug. Hr. Glaser wollte eine Broschüre über „Philosophie und Wirklichkeit" schreiben, und bedachte dabei nicht, was er vor allen Dingen hätte bedenken sollen, nämlich daß er dazu ein „wirklicher Philosoph" sein müßte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beiträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelm's III., sowie einiger Staatsdiener und Beamten seiner nächsten Umgebung. Aus eigener Erfahrung und mündlich verbürgten Mittheilungen zusammengetragen vom Generallieutenant von Minutoli. Berlin, Mittler. 1843. Gr. 8. 25 Ngr.

Es dürften nicht leicht biographische Mittheilungen über ein gekröntes Haupt in der neuern Zeit überall mit einem größern Beifalle aufgenommen sein als die in der Schrift des Bischofs Eylert enthaltenen Charakterzüge und Lebenskunden über König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, ja man kann mit Sicherheit behaupten, daß sehr Viele erst aus diesem vortrefflichen Buche die rechte Ansicht über jenen Monarchen gewonnen haben. Um so schmerzlicher wird der zweite Theil jener Schrift vermißt, und wir erachten es im Interesse der guten Sache und einer edeln Freimüthigkeit für ein leeres Gerücht, daß die Herausgabe eines zweiten Theils durch allerhand Rücksichten und Maßnahmen bis jetzt behindert worden sei.*) Früher als Eylert hatte ein angesehener jetzt bereits verstorbener, preußischer Staatsbeamter, der Präsident v. Hippel, in seinen „Beiträgen zur Charakteristik König Friedrich Wilhelm's III." eine Reihe Aufklärungen über wichtige Ereignisse aus der Regierungszeit des Königs gegeben und dessen edles Bild mit Treue und Einfachheit in einer kurzen Skizze seines Regentenlebens den Lesern vorgeführt. Neben dies, dem

*) Nach einer Erklärung des Verlegers trägt nur Kränklichkeit des Verfassers die Schuld der verspäteten Erscheinung des zweiten Theils, dessen erste Hälfte indeß jetzt ausgegeben werden soll.
D. Red.

Umfange nach kleines aber dem Inhalte nach reiches Buch stellt sich nun die vorliegende Schrift eines ausgezeichneten hohen Offiziers, der sich auch auf andern wissenschaftlichen Gebieten einen geachteten Namen erworben hat. Mit Recht sagt Hr. v. Minutoli, daß nach der Herausgabe der Eylert'schen Schrift auch Andere, die das Vertrauen des Königs genossen haben, ihre Erinnerungen zu veröffentlichen berufen wären, und daß er um so unbesorgter glaubte, sein Scherflein dazu geben zu dürfen, weil er beinahe zehn Jahre lang, vom J. 1810 bis zur Hälfte des J. 1820, das Glück gehabt habe, dem verstorbenen Monarchen sehr nahe zu stehen und ihn während jener verhängnißvollen Zeit in den verschiedensten Zuständen als Regent und als Mensch zu sehen. Wie bedeutend auch immer dieser Vorzug ist, so will der Verf. doch nicht als Biograph des Königs auftreten, sondern nur Reminiscenzen aus dem Alltagsleben des Königs und aphoristische Züge ohne weitern Zusammenhang mittheilen, nur berichten, was er selbst hörte, sah, vernahm oder was ihm aus den zuverlässigsten Quellen, für deren Reinheit er sich verbürgen kann, bekannt geworden ist. Wir müssen es in der That beklagen, daß diese Beiträge nicht reichlicher ausgefallen sind, weil Hr. v. Minutoli sein mit großer Regelmäßigkeit geführtes Tagebuch vor dem Antritt einer mehrjährigen Reise verbrannt hat, aus Furcht, es möchte vielleicht in unrechte Hände kommen; aber es gereicht dem Verf. auch zur Ehre, daß er selbst den eigenen mitunter dunklen Erinnerungen da keine Stelle hat einräumen wollen, wo nur die Wahrheit sprechen soll; es gereicht endlich seiner Bescheidenheit zur Ehre, daß er über Alles, was ihn selbst betrifft, so viel als möglich hinweggegangen ist, um nicht etwa der Eitelkeit bezüchtigt zu werden. Die Leser haben freilich dabei verloren, denn wir können theils aus den hierauf bezüglichen Äußerungen (S. 3), noch mehr aber aus dem ganzen Büchlein schließen, daß Hr. v. Minutoli im besondern Vertrauen des Königs gewesen ist und daß er in seiner doppelten Stellung als General und als Gouverneur des Prinzen Karl von Preußen Vieles erfahren hat, was zur Aufhellung und Erklärung wichtiger Punkte in der neuern preußischen Geschichte sehr ersprießlich gewesen sein würde.

Wenn wir den Inhalt dieser Blätter unter einige Hauptrubriken bringen, so ziehen zuerst die Erinnerungen an die Jugendzeit des Königs unsere Aufmerksamkeit auf sich. Seine Erziehung war gerade nicht die sorgfältigste, die Männer, welche sie leiteten, zwar rechtlich und gut, aber nicht geeignet, den jungen Prinzen zu behandeln, der verlegen, ängstlich und ohne Selbstvertrauen aufwuchs. Seine Umgebung war ärmlich, Friedrich II. ließ ihn nebst seinem Bruder Ludwig in den Mansardenzimmern des nachmaligen Pagenhauses wohnen, er hatte keine eigene Equipage und nur ein geringes Taschengeld, wie es denn als etwas ganz Außerordentliches galt, als ihm sein Großonkel einmal 100 Thaler in allen preußischen Münzsorten in einem Augenblicke guter Laune schenkte. Kamen also späterhin in des Königs eigener Familie Ausgaben vor, die ihm zu hoch schienen, dann pflegte er wol zu seinen Kindern zu sagen: „Ihr wollt immer hoch hinaus, bedenkt dagegen, wie es mir in eurem Alter erging; denn so erhielt ich zuweilen zu meinem Geburtstage ein Resedatöpfchen, sechs Dreier an Werth, und wollte mein Hofmeister mir einmal etwas zu Gute thun, dann führte er mich nach dem Schulgarten und ließ mir für einen oder, wenn es hoch kam, für zwei Groschen Kirschen geben" (S. 8). Mehre Züge der dankbarsten Gesinnung des königlichen Schülers gegen seine Lehrer und Erzieher sind schöne Zierden dieser ersten Rubrik.

In einen zweiten Überblick gehört die Schilderung des Charakters Friedrich Wilhelm's III. nach seiner Thronbesteigung. Seine Bescheidenheit, sein gutes Urtheil, sein treffliches Gedächtniß und scharfes Auge, seine Herzensgüte und sein rein menschliches Wohlwollen, seine Frömmigkeit, sein Zartgefühl, seine große Einfachheit in der häuslichen Einrichtung und auf Reisen, alle diese ehrenwerthen Eigenschaften werden hier durch neue Belege bethätigt. Wir wollen deren einige namhaft machen. Für das Speculative hatte der König keinen Sinn; „Dies ist mir zu hoch, zu gelehrt, das verstehe ich nicht", pflegte er zu sagen. Dagegen besaß er (wie auch sonst bekannt ist) ein gutes und richtiges Urtheil in den wichtigsten Dingen, durch das er in den schwierigsten Zeiten, wie bei der Schill'schen Unternehmung und besonders bei der Poscherunger Convention des Generals York den Staat vom Untergange rettete, während Viele verzweifelten, deren Einsicht der König sonst wol seine bessere Überzeugung unterzuordnen pflegte. „Dürfte vielleicht gut und zweckmäßig sein", sprach er wol, „wenn es aus diesem oder jenem Grunde geschähe oder unterbliebe; dies müssen aber die Herren vom Fache besser verstehen." In solchen Discussionen vertrug er den Widerspruch sehr gut und freute sich Anderer Ansichten, weil er bei seinem großen Zartgefühle leicht fürchtete, Andern Unrecht gethan zu haben. Daher war ihm auch nichts unangenehmer, als wenn er Todesurtheile zu unterschreiben hatte, es geschah mit zitternder Hand und er blieb dann lange in sich gekehrt; aber es gab auch Fälle, wo er bei Ansuchen um Begnadigung unerbittlich blieb. Wie heilig ihm die Gerechtigkeit in seinen Landen und die unparteiische Ausübung derselben war, braucht nicht erst hier auseinandergesetzt zu werden. Hr. v. Minutoli hat als Beweise die Untersuchung gegen den berüchtigten Baron Frauendorf angeführt und einen andern Fall, der zugleich des Königs Herzensgüte bethätigt. Es hatte der Tischler Sevening im Auftrage des Hofmarschalls seine Arbeiter bewogen, während der Feiertage einige nothwendige Arbeiten in des Königs Arbeitszimmer vorzunehmen, als der Letztere gerade abwesend war. Dabei war den Leuten eine außerordentliche Remuneration versprochen. Der König aber, der von dem Vorhergegangenen nichts wußte, fand des Tischlers Rechnung zu hoch und wollte sie nicht bezahlen. Sevening, vom Hofmarschall zur Ermäßigung derselben aufgefodert, entgegnete, wie er dies nicht könne, weil der König dann erst glauben müsse, er sei von ihm übersetzt worden, jedoch bäte er, die Rechnung als saldirt zu betrachten, er habe ja ohnehin genug bei seinen Arbeiten für den König verdient. Das wollte der Hofmarschall natürlich nicht, der Tischler mußte also zu seiner größten Betrübniß gegen den König klagen, und das Kammergericht entschied, daß der Regent die ganze Rechnung dem Tischler bezahlen mußte. Dies geschah, aber der König ließ fortwährend bei Sevening arbeiten und entzog ihm seine Gnade nicht. Von der Treue seines Gedächtnisses und von der Schärfe seines Auges, womit er Leute und gemeine Soldaten nach vielen Jahren noch wieder erkannte, führt Hr. v. Minutoli einzelne merkwürdige Beispiele an, die in seiner Schrift selbst nachzulesen sind; wir beschränken uns hier noch auf die Mittheilung folgender sehr wahren Worte: „Kein Herrscher hat es je weniger darauf angelegt, sich durch künstliche Mittel beliebt zu machen, wenngleich die Liebe und das Vertrauen seines Volks sein höchster Wunsch, sein höchstes Glück waren. Er war populair im edelsten Sinne des Wortes: nur mußte man alsdann ihm gerade gegenüber die Schranken der schuldigen Ehrfurcht nicht überschreiten, denn er pflegte es Denjenigen, der dies außer Acht ließ, auch empfinden zu lassen, unter Umständen ganz als König aufzutreten und den Verwegenen in seine Schranken zurückführen; besonders traf dies hochgestellte Personen, theils des Beispiels wegen, theils weil er voraussetzen konnte, daß sie mehr Takt als andere ihnen untergeordnete Individuen haben müßten."

In die dritte Stelle bringen wir die Mittheilungen über des Königs Geduld, Sparsamkeit und Edelmuth in den unglücklichen Jahren von 1806—12. Manches bereits Bekannte wird man gern wieder lesen, wie die Einschmelzung des goldenen Tafelservice nach dem Tilsiter Frieden, den einfachen Haushalt in Speisen und Getränken; ja selbst der Kaffee wurde, wie sonst üblich, nicht mehr gereicht, und die königlichen Kinder mußten, obschon sie in ihres Vaters Hause in Charlotten-

burg wohnten, jedes Mal, wenn sie ihre Geschwister oder andere Personen bei sich zum Thee sahen, dies aus eigenen, kärglichen Mitteln bestreiten. Ebenso durften sie bei Einladungen zur Mittagstafel nicht die Zahl der üblichen Gerichte überschreiten, und selbst als der König zum ersten Male sich bei seinem Sohne, dem Prinzen Karl, zur Mittagstafel ansagte, konnte Hr. v. Minutoli nur mit Mühe von ihm erlangen, daß dieser Tag in die Kategorie der übrigen Festtage gesetzt werden durfte. Alle Etats für die königliche Familie waren mit der strengsten Gewissenhaftigkeit geordnet. Wie richtig der König aber das Unglück des J. 1806 beurtheilte, zeigt eine längere Stelle, die ebensowol für die vortrefflichen Eigenschaften desselben zeugt, als die Bemerkung Eylert's bestätigt, wie warm und durchaus zusammenhängend der König sprechen konnte, wenn er sich unter Vertrauten wußte; Ref. weiß, daß dies nirgend in einer liebenswürdigern Weise hervorgetreten ist als im Kreise der königlichen Familie. Aus jener, fast eine Stunde dauernden Unterredung führen wir nur Einiges an. Erst sprach der König vom General Rüchel: „Er war im Grunde seines Herzens ein braver, patriotisch gesinnter Mann, der es mit mir und dem Staate gut meinte und nächst vieler Umsicht auch schöne militairische Kenntnisse hatte; allein er war zu herrschsüchtig, zu leidenschaftlich, zu eigenwillig, und hing vielleicht noch zu sehr an gewissen Vorurtheilen der alten Schule. Das ihm von Seiten Friedrich's II. geschenkte Vertrauen machte mich nachsichtig gegen ihn, und so wagte ich es unter gewissen Umständen nicht immer, meine individuellen Ansichten den seinigen entgegenzustellen. Dasselbe galt von dem Heere, ich kannte dessen Stärke, dessen Werth und dessen Tapferkeit, wenn es zweckmäßig geleitet wurde; allein nicht minder die Mängel der Organisation desselben, die nicht mehr ganz zeitgemäß war; denn sie hatte noch die Formen der Taktik des Siebenjährigen Krieges." Weiter redete der König sehr aufrichtig über die Mängel seines Heeres und seiner Oberfeldherren und fuhr so fort: „Ich hätte gern bei der Armee eine Reform eingeführt; allein ich wagte dies bei meiner Jugend und Unerfahrenheit nicht und vertraute den Veteranen, die unter Lorbern ergraut waren und meines Dafürhaltens dies Alles besser verstehen mußten als ich" u. s. w.

Zum vierten erscheinen uns aus der spätern Regierungszeit des Königs die Berichte des Hrn. v. Minutoli über die Lage des Königs im J. 1812, als die Franzosen nach Rußland zogen, und im J. 1813, als die französischen Marschälle nicht undeutlich die Absicht blicken ließen, den König in seiner Hauptstadt aufzuheben, besonders beachtungswerth. Der Verf. spricht hier als Augenzeuge und ergänzt die interessanten Aufschlüsse, welche bereits der Herausgeber der „Lebensbilder aus den Befreiungskriegen", General Prittwitz im ersten Theile der „Beiträge zur Geschichte des Jahres 1813" und Hippel a. a. O. gegeben haben. Wir erfahren hier, mit welcher imponirenden Ruhe der König den Marschall Ney nöthigte, die Neutralität Potsdams bei dem Durchzuge französischer Truppen anzuerkennen, und wie um dieselbe Zeit, als das ungeheure französische Heer das preußische Gebiet überschwemmt hatte und zu des Königs Bedeckung nur 8000 Mann vorhanden waren, das Nichteintreffen der Ratification des Schutzbündnisses mit Napoleon den König zu der Erklärung gegen den französischen Minister St.-Marsan brachte, daß er sich von Napoleon hintergangen glaube und daher entschlossen sei, sich mit seinen Truppen zu den übrigen Heeresabtheilungen jenseit der Oder durchzuschlagen und den Russen zur Vertheidigung seines Reiches die Hand zu bieten. St.-Marsan beschwor den König, dies nicht zu thun, er haftete mit seinem Kopfe dafür, daß die Ratification eintreffen würde. Hierauf bewilligte der König, obschon ungern, einen Termin von acht Stunden, vor deren Ablaufe denn auch jene Ratification eintraf. Über den Eindruck, welchen die Nachricht von York's Convention mit Diebitsch auf den König machte, spricht der Verf. gleichfalls als Augenzeuge und beleuchtet darauf die rechtliche Handlungsweise desselben bis zur öffentlichen Erklärung des Bündnisses mit Rußland und der Abreise des Königs nach Breslau. In Bezug auf die letztere werden manche Details mitgetheilt; sie blieb z. B. den nächsten Umgebungen des Königs bis zum späten Abend vor der Abreise verborgen, wo der König sie erst nach 10 Uhr seinen Getreuen eröffnete, das strengste Stillschweigen befahl und anordnete, daß, wenn er die schlesische Grenze glücklich überschritten haben würde, auch die übrigen Mitglieder seiner Familie nachfolgen sollten. Die Aufregung jener Zeit, die Bewaffnung des preußischen Volks hat der bejahrte Verf. mit Lebendigkeit und im echten Geiste jener großen Tage, die uns Steffens erst neuerdings wieder vergegenwärtigt hat, geschildert. Hiermit schließt Hr. v. Minutoli seine Erinnerungen, denen noch auf den letzten Seiten einige kleine Berichtigungen des Eylert'schen Buches hinzugefügt sind.

Die Beilagen enthalten Andeutungen zu sieben Biographien ausgezeichneter Feldherren und Staatsmänner aus Friedrich Wilhelm's III. näherer Umgebung, der Generale Rüchel, Köckeritz und Scharnhorst, der Minister Ancillon, Beyme und Schulenburg-Kehnert und des Oberstallmeisters von Jagow. Unter ihnen sind die Abschnitte über Ancillon, Scharnhorst und Beyme die bedeutendsten; der letztere ist der wörtliche Abdruck einer von Preuß im J. 1838 verfaßten, gehaltvollen Erinnerungsschrift. Aus dem Artikel über Ancillon müssen wir der einfach-schönen Inschrift auf das Grab seiner Gattin gedenken, indem wir uns kaum erinnern, etwas Innigeres in dieser Art gelesen zu haben. Von Rüchel weiß Hr. v. Minutoli viel Gutes zu sagen: aber es durfte doch wol nicht verschwiegen bleiben, daß er eigentlich das harte, strenge Princip in der preußischen Armee vom J. 1806 repräsentirte und jenen Kastengeist, der durch die glänzenden Thaten des preußischen Volks in den Befreiungskriegen hoffentlich auf immer aus den Reihen seiner Krieger verschwunden ist. Wer von Rüchel weiter nichts wüßte als den von Jacobs („Personalien", S. 366) gerügten Unfug in Gotha, und die Bemerkungen Varnhagen's von Ense („Zur Geschichtschreibung und Literatur", S. 266), würde schon wünschen müssen, daß solche Feldherren nicht wieder vor den preußischen Fahnen erscheinen möchten. Über den Minister Schulenburg hat der Verf. nur die Thatsachen berichtet, aber schon aus dieser kurzen Übersicht erhellt die Schwäche des Mannes, den ein schnelles Glück in seinen frühern Jahren hoch emporgehoben hatte, wogegen er in späterer Zeit durch vielfache Misgriffe Tadel und Spott in reichem Maße auf sich lud.

Wir hoffen, Hrn. v. Minutoli noch mehrmals auf dem Felde seiner Erinnerungen an eine so denkwürdige Vergangenheit zu begegnen. 9.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Geschichte von Paris.

Wir haben vor einiger Zeit in d. Bl. eine recht brauchbare Geschichte der Stadt Paris von Belin erwähnt. An dieses Buch schließt sich ein interessantes Kupferwerk an, welches den Titel führt „Les rues de Paris". Die historischen Notizen, welche demselben beigegeben sind, rühren zum Theil von den namhaftesten pariser Schriftstellern her. So werden J. Janin, Dumas, Gozlan, Lurine (beliebter Erzähler) u. s. w. unter den Mitarbeitern aufgeführt. Die Leitung des ganzen Unternehmens soll, wie wir hören, einem jungen Deutschen, der es verschmäht hat, seinen unbekannten Namen auf den Titel zu setzen, anvertraut sein. Daneben ist mit Vortheil zu gebrauchen ein soeben erschienenes „**Dictionnaire administratif et historique des rues de Paris et de ses monuments**", das von den Brüdern F. und L. Lazare bearbeitet ist. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 38. — 7. Februar 1844.

Broschüren-Philosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 37.)

Gehen wir über zu Nr. 2 und sehen, ob diese Broschüre dem Begriffe einer philosophischen Broschüre, über den wir uns im Eingange verständigt haben, besser entspricht. Sie beginnt: „In eine Welt, die ohne den bestimmten Einzelnen auch ihren Bestand hätte, tritt der einzelne Mensch als ein Zufällignothwendiger." Ich denke, wir dürfen gleich hier den „zufällignothwendigen" Hrn. Siegmund mit seiner zufälligen und ganz überflüssigen Broschüre stehen lassen, bis er sich besinnt und uns später einmal sagt, was ein „Zufällignothwendiges" sei. In einer Sprache, die den Verstand und den Sprachsinn zugleich auf die Folter legt, wälzt er sich fort, kommt erst S. 30 auf sein Thema, dann wieder auf Unsinn und schließt mit Unsinn. Wollen etwa Leser, die nur ihren eigenen Augen trauen, noch einige Proben; hier sind sie: S. 6: „Die Unmöglichkeit eines nur Einen dargethan zu haben ist der Fund der Idee des Lebens, mit dem Platon im Parmenides die Menschheit beschenkt hat." S. 7: „Leben und ewigthätige Totalität wirklicher Unterschiede sein ist Dasselbe." S. 8: „Natur selbst ist nichts als des Lebens Leben." S. 11: „Ein Abstractum hat dem Begriffe nach nicht die Möglichkeit zu existiren, und was gibt es in der Außerkörperlichkeit als Abstractionen?" Dagegen S. 12: „Seine höchste Feier hat es (das höchste Wesen) in dem Namen Gott als Inbegriff von Allmacht, Allwissenheit und Allthätigkeit." Endlich S. 15: „In dem Sinne müßte ein Weiser, ein Mann Gottes im Tropfen Wasser die Weltgeschichte lesen." Lesen Sie, Mann Gottes! lesen Sie, Hr. Siegmund! und ich versichere Sie, ehe der Tropfen Wasser, in dem Sie die Weltgeschichte studiren, versiegt, ist das Gedächtniß Ihrer schriftstellerischen That, Ihrer Broschüre versiegt.

Nr. 3. Daß Feuerbach überhaupt, d. h. seiner ganzen schriftstellerischen Bedeutung nach nicht hierher gehört, versteht sich von selbst: nur von der vorliegenden Broschüre kann die Rede sein; und wir haben es also durchaus nicht zu entschuldigen, ihn selbst in diese Gesellschaft und seine Schrift unter diese Rubrik gebracht zu haben. Was zunächst den Titel der Schrift betrifft, so ist derselbe wol aus mehr als Einem Grunde unpassend gewählt. Zunächst — und das ist der Hauptgrund — leistet Feuerbach damit der absurden und furchtsamen Meinung Derjenigen Vorschub, die nicht müde werden, aus vollem Halse zu schreien: die rein menschliche Betrachtung der Dinge, die durchgängige Fundirung der menschlichen Angelegenheiten in Theorie und Praxis, in der Wissenschaft und im Staate, auf die Natur und das Wesen des Menschen sei noch nicht an der Zeit. Ich kann mich nicht enthalten, ihm die Worte eines Mannes entgegenzustellen, den er selbst geist- und kraftvoll genannt hat, eines Mannes, der noch viel weiter als Feuerbach davon entfernt ist, in der Gegenwart eine allgemeine Anerkennung zu genießen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sein Widerspruch gegen das Bestehende schneidender und nicht blos theoretisch, wie der Feuerbach'sche, sondern auch praktisch ist. B. Bauer sagt in einer seiner Schriften:

> Was das für tapfere und wackere Männer sind! (Nämlich die die Entscheidung der gegenwärtigen Fragen in die „Zukunft" verschieben.) Alles soll haudern und zaudern, weil sie nicht gern von der Stelle kommen. Weil sie immer schlafen wollen, soll es beständig Nacht sein. Ja, nach ein paar Jahrhunderten, in einem Jahrtausend, ruft uns einer von ihnen zu, könnt ihr mit euern Grundsätzen durchdringen. Er hört unsere Antwort nicht, da er sich schon auf die andere Seite gelegt hat, und höchstens im Traume gegen uns redet. He da, Freund! wach auf! Höre: wenn unsere Grundsätze wahr sind, so können wir nicht genug eilen, sie ins Leben zu führen und geltend zu machen. Die Wahrheit, wenn sie da ist, ist immer zur rechten Zeit da. Die Sonne ist noch niemals, so lange die Welt steht, während der Nacht, ehe sie kommen sollte, aufgegangen.

Lassen wir übrigens den Titel und gehen zu der wesentlichern Frage über, zu der Frage nämlich nach dem Standpunkte und allgemeinen Charakter der Schrift. Der ist nun ebenderselbe wie in dem größern Werke Feuerbach's über „Das Wesen des Christenthums". Feuerbach's Thaten sind wesentlich religionsphilosophisch, „die Auflösung der Theologie in Anthropologie", die Zurückführung auch der letzten, der „absoluten" Religion in den Grund und Schoos, in den die übrigen Religionen und historischen Erscheinungen überhaupt längst zurückgeführt waren, in das allgemeine menschliche Bewußtsein. Seine Methode und die Resultate derselben dürfen als bekannt vorausgesetzt werden. Wir haben kei-

nen Grund, uns weiter darauf einzulassen; aber den Wunsch können wir nicht unterdrücken, daß die Theologen es thun möchten. Sonderbare Erscheinung! die Herren sitzen alle so steif und fest auf ihren Kathedern, und steigen noch so feierlichen Schrittes, Ernst und Würde im — Gesichte, auf ihre Kanzeln, als ob gar nichts passirt wäre; und als vor beinahe einem Decennium die mythische Erklärung der evangelischen Geschichte erschien, die harmlose mythische Erklärung, da spieen sie alle Feuer und Flammen. Alles griff zu den Waffen, zu den ersten besten, denn man hatte es eilig. Man hatte noch ein so festes Vertrauen zu seiner Sache, daß man die Schärfe der Waffe gar nicht erst untersuchte: ja! ganz unbewaffnet, nackt, nur seine „gläubige" Stimme erhebend ging man dem Feinde auf den Leib, und war seines Sieges gewiß. So erschien z. B. — man erlaube die Curiosität zu erwähnen — von einem Theologen, an dessen Namen ich mich nicht erinnern mag, unter einem Titel, den ich vergessen habe (und wer, außer den Theologen, hätte nicht die ganze damalige apologetische Literatur vergessen?) ein ganz kleines, kleines Schriftchen. Der Verf. explicirte geistreich den Unterschied von wirklicher und wahrer Geschichte, warf die wirkliche bei Seite, und behielt die wahre: und so hatte er mit Einem Streiche den Riesen erlegt; der Angriff auf das Castell des historischen Christenthums war abgeschlagen. Wo ist jetzt die Tapferkeit der Theologen? Ich vermuthe, die Herren führen ein Stück aus der Naturgeschichte auf, sie machen es wie der Vogel Strauß, stecken den Kopf in den Sand und glauben sich sicher. Nun, sie mögen da stecken bleiben, so lange es ihnen beliebt; wenn sie wieder auftauchen, werden sie gar bald, noch ehe sie sich den Sand aus den Haaren geschüttelt und aus den Augen gewischt haben, die Entdeckung machen, daß die Welt auch ohne sie, und zwar gerade darum desto schneller, fortgeschritten ist.

(Der Beschluß folgt.)

Ostindiens Gegenwart und Zukunft. Eine politische, gesetzliche, mercantilische, landwirthschaftliche und volkssittliche Darstellung von George W. Johnson. Aus dem Englischen von C. Richard. Aachen, Mayer. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

Das Interesse der Deutschen am Oriente war lange Zeit auf alte jüdische Erinnerungen und endlich auf den mohammedanischen Völkerkreis beschränkt. Man achtete wenig darauf, daß das unermeßliche Asien noch ganz andere Volks- und Religionskreise in sich berge, und glaubte sich mit dem Wesen des Orients durch phantastische Erinnerungen aus der Kreuzzugszeit und durch die uns aufgedrungene Bekanntschaft mit den Türken hinlänglich abgefunden zu haben. Erst seit Ende des vorigen Jahrhunderts ging man weiter, man lernte den großen hindostanischen sowie den chinesischen Volks- und Religionskreis fleißiger beobachten, besonders die Romantik suchte danach. Sie studirte Sanskrit und Chinesisch, sie forschte nach Papyrusrollen, Novalis sang voller Entzückung: „Fern im Osten wird es helle ꝛc.", und Goethe, durch seinen hellenischen Geist dazu getrieben, fand sich denn endlich genöthigt, einem überhandnehmenden wüsten Opiumrausche entgegen zu treten. Seitdem ist er ziemlich verflogen, unser Interesse für den Orient aber hat sich geläutert und gelichtet und durch die Weltbewegungen, welche, von Napoleon's Landung in Ägypten an, im Orient oft ihren Anfang nehmen und ganz Europa erschüttern, weit mehr Realität und Bestimmtheit gewonnen, obgleich es, demjenigen der Russen und der Engländer gegenüber immer nur noch als eine Phantasterei, als eine kosmopolitische Schwärmerei erscheint und das Lächeln dieser Völker erregen muß. Unsere Gelehrten gefallen sich in den tiefsinnigsten Forschungen; man sucht das Wesen des Orients zu ergründen und sogar durch philosophische Definitionen festzustellen (s. Rosenkranz): der Eine beutet ihn poetisch, der Andere religiös und culturhistorisch aus, der Eine schreibt über Afghanistan, der Andere über China; unsere Naturforscher durchkreuzen das Himalayagebirge und die starren Schneeebenen Nordsibiriens; unser Interesse für den Orient ist jedoch immer nur ein theoretisches und kosmopolitisch-culturhistorisches geblieben. Während Russen und Engländer ihre praktischen Zwecke verfolgen und sich im Oriente als zwei Factoren gegenübergestellt haben, spinnen wir Conjecturen und Theorien. Als der romantisch-orientalische Rausch unsere Literatur durchflog, waren Russen und Engländer darüber aus, sich den Orient zu eigen zu machen und ihn in der Realität auszubeuten. Das schwüle Bewußtsein aber, daß der Orient die großen Mächte Europas im Kampf aneinander bringen muß, um ihn dann nach Europa hinüber zu spielen, und die drückende Überzeugung, daß wir uns bei all den Verhältnissen und Ereignissen, welche allmälig zum Weltkriege führen, durchaus passiv verhalten müssen, daß wir nichts dabei aufhalten und abändern können, ist wohl geeignet, unsern Blick für die Bewegungen im Oriente wenigstens zu schärfen, sie mit gespannter Aufmerksamkeit zu verfolgen und auch auf die Culturzustände der Orientalen selbst ein Auge zu wenden.

Mit solchen Gedanken nahmen wir das angezeigte Buch zur Hand, von dem wir freilich weit mehr erwartet haben als wir gefunden. Daß der Verf. die ostindischen Verhältnisse wie ein Engländer anschaut, wollen wir ihm nicht zum Vorwurfe machen; jedoch haben wir einen Gesammtblick, sowol in politischer als in culturgeschichtlicher Beziehung, vorausgesetzt, und sagte er uns nicht, daß er Anwalt bei dem obersten Gerichtshofe in Kalkutta gewesen sei, wir würden ihn zuweilen für eine subalterne Beamtennatur halten. Gewiß ist, daß er nicht mit freiem Blicke die hindostanischen Verhältnisse betrachtet, sondern Vorurtheile und Widerwillen mitgebracht hat. Der Europäer sieht im Indier nur einen Barbaren, der Christ in der indischen Religion nur eine Religion der Verderbtheit und der Unsittlichkeit selbst, der Engländer im Eingeborenen endlich nur die Maschine und die Packeselnatur. Von einem solchen Standpunkte aus freilich werden sich Indiens Gegenwart und Zukunft nicht getreu und lebensvoll darstellen lassen, und man thut wohl, sich in diesem Buche mehr an die Facta als an das überhaupt nicht tiefe und gedankenreiche Raisonnement zu halten, um sich dann, wenn man mit Ostindien nicht ganz unbekannt ist, ein eigenes Urtheil zu bilden.

Zuerst ist der Verf. bemüht, die Liberalität, die Vorsorge und das Regierungssystem der Ostindischen Compagnie in das hellste Licht zu setzen und ihr gegenüber den Zustand der Eingeborenen mit den schwärzesten Farben zu malen. Wir sind nicht hinlänglich mit den ostindischen Verhältnissen bekannt, um den Verf. widerlegen zu können, jedoch ist es deutlich, daß die englische Regierung in Ostindien nicht auf einem reinen Staatszwecke, sondern vielmehr auf einem Handelszwecke beruht. Ob da, wo der Vortheil Einzelner und Fremder als höchste Staatsmaxime in einem großen Lande gelten muß, das moralische und politische Wohl der Bewohner durchweg, wenn auch in mancher Hinsicht gefördert werden kann, ist sehr zu bezweifeln. Der Verf. freilich sagt davon kein Wort, er kommt nicht einmal zu dieser allgemeinen Ansicht der Dinge und beschränkt seine Mittheilungen über die staatlichen Verhältnisse

Ostindiens auf einen Panegyrikus des Generalgouverneurs Lord Auckland. Das Verfahren desselben gegen den bekannten Dhost Mohammed muß sich vom englischen Vortheilsstandpunkte aus rechtfertigen lassen, und im Allgemeinen wird behauptet:

„Alle, welche Seiner Lordschaft Leitung der Regierung seit dem Anfange derselben im J. 1836 bis zum Schlusse seiner indischen Regierungslaufbahn leidenschaftslos erwägen, vereinten sich im Ausspruche ihrer Ansicht, daß kein Anderer gewissenhafter, angestrengter und, im Ganzen genommen, erfolgreicher für Ostindiens Wohlfahrt gewirkt hätte. Der Zeitraum von sechs Jahren ist zu kurz, um den vollständigen Gewinn irgend einer seiner Maßregeln anschaulich zu machen; wenn dieser ruhmreiche Zeitpunkt aber eingetreten sein wird, muß von sehr vielen Ergebnissen die Zeit der Aussaat bis in die Jahre nachzuspüren sein, welche der Regierung Seiner Herrlichkeit angehörten."

Daß Hindostans Volksthum und Religion in der Entartung und im Verfalle begriffen sind, kann nicht mehr in Zweifel gestellt werden und geht auch aus den Schilderungen, welche dieses Buch bringt, deutlich hervor. Wenn nun aber die Civilisation die Herrschaft über die Barbarei und die Ausartung als ein Recht in Anspruch nimmt, so hat sie dagegen auch die große Verpflichtung, in ihnen die Civilisation lebendig zu machen und sie die Früchte der Cultur genießen zu lassen. Es kommt nun darauf an, wie sich die Engländer in Rücksicht dieser Zustände zu den Indiern verhalten. Unleugbar ist, daß die Engländer, ihrer egoistischen Handelszwecke ungeachtet, mehr für die Civilisation und die Verbreitung der Cultur gethan haben als irgend andere Völker. Was ist durch Holland auf seinen Colonien geschehen? Die Barbarei, die Grausamkeit führen dort das Scepter. Welchen Segen hat Frankreich den Arabern an der afrikanischen Nordküste gebracht? Es ist nicht des Redens werth. England dagegen, wenn es auch seine Handelspolitik nie vergaß und im Interesse derselben sogar Jesuitismus und Perfidie nicht scheute, wußte doch bei alledem als Schutz- und Schirmherr der Cultur, als Missionar der Civilisation zu erscheinen und mit dem Nationalzweck einen Menschheitszweck zu vereinigen. Diese höhere Tendenz kann der englischen Regierung auch in Ostindien nicht abgesprochen werden, und was der Verf. im achten Capitel über die Erziehung der Eingeborenen sagt, muß mit Interesse gelesen werden:

„Zahlreiche Schulen zur Erziehung eingeborener Knaben gibt es in Kalkutta und dessen Nachbarschaft; alle werden durch freiwillige Unterzeichnung erhalten und umfassen im Kreise ihres zu ertheilenden Unterrichts mehr oder weniger von der Kenntniß des Christenthums. Die erste Stelle unter ihnen nimmt die der Generalversammlungs-Begründung ein, die im J. 1830 in Verbindung mit den Missionsplanen der schottischen Kirche gestiftet wurde. Vom Anbeginn war sie bestimmt, zwei Abtheilungen zu bilden, eine vorbereitende und eine andere zu höherer Ausbildung. Der Zweck der ersten ist, den Zöglingen die Grundlage der Grammatik, Geschichte, Chronologie, Geographie, Arithmetik und Geometrie in unzertrennlicher Verbindung mit den Grundsätzen des christlichen Glaubens zu lehren; die zweite Abtheilung bezweckt deren Vervollkommung in den erworbenen Kenntnissen und, den Umständen gemäß, ihre Einführung in die höhern Zweige der Literatur, der Wissenschaften und der christlichen Theologie."

Wie die Hindus die Quelle dieser Bildung benutzen, erfahren wir aus Folgendem:

„Während ich zuverlässig und freudig weiß, daß schon jetzt 8—900 Zöglinge von ihren Verwandten die Erlaubniß erhalten, eine Lehranstalt zu besuchen, in welcher das Christenthum wissenschaftlich entfaltet wird, kann ich mir die Wahrheit doch nicht verhehlen, daß gegen Einen Hinduverwandten, der diese Erlaubniß gibt, Tausende derselben solche Zustimmung verweigern. Die Masse des Volks, sowol in den höhern als in den untersten Classen, will nicht, daß ihren Kindern eine Religion gelehrt werde, die von der ihrigen abweicht, und es muß eingestanden werden, daß diese Verweigerungen tadellos sind; denn Derjenige, welcher sein Kind der Gefahr aussetzen will, zu einer Religion bekehrt zu werden, die er als eine falsche achtet, kann nur ein Elender sein."

Der Verf. kommt dann auf den richtigen Schluß:

„Unleugbar ist die Thatsache, daß die unendliche Mehrzahl des indischen Volks den christlichen Unterricht verwirft und verweigert; deshalb ist es — ohne nur die Verbindlichkeit von Verträgen zu erwähnen — von der indischen Regierung eine weise, zugleich auch gebieterisch erfoderte Maßregel, nur allein solche Systeme der Volkserziehung zu unterstützen, welche die christliche Lehre ganz ausschließen. Es ist Pflicht der Regierung — ganz besonders einer aufgedrungenen Regierung, wie die unserige in Ostindien ist —, die Begründungen und Vorurtheile der Eingeborenen so sehr zu achten, als dies ohne Verletzung allgemeiner Rechte und Zwecke aller gesellschaftlichen Bande nur geschehen kann. Im J. 1841 gab die Erörterung dieses Gegenstandes zu den heftigsten Aussprüchen Veranlassung. Die Frage ist diese: angenommen, die Masse des Volkes weigert sich, Unterricht zu empfangen, welcher mit der Religion ihrer Beherrscher vermischt ist, müssen diese Beherrscher dann alle Hülfe zurückhalten, um diesem Volke den möglichst einwandfreien Unterricht zu ertheilen, welchen es annehmen will? Ganz gewiß nicht."

Der Verf. hat aber mehrfach anerkannt, daß das Volkserziehungsprincip der Engländer sich in Ostindien nicht vom Christenthum trennen lassen will. Hier tritt der englische Charakter in seiner ganzen Einseitigkeit auf. Was anfangs als reines Interesse für die Cultur der Menschheit erschien, hat sich nun in einen durchaus einseitigen christlichen Bekehrungseifer verwandelt, und ein christlicher Dogmatismus ist thätiger als der reine Humanitätsgedanke. Die Engländer sehen von vorn herein nur Unsittlichkeit, nur Verderbtheit in der hindostanischen Religion, aber sie hat ebenso gut ihren tiefen, abstracten Kern wie das Christenthum: auch in ihr regt sich der Weltengeist, auch in ihr rauschen heilige Quellen und auch in ihr lebt göttliche Wahrheit. Anstatt das Religionsinteresse, das Dogma ganz bei Seite zu lassen und sich die Entwickelung der Geistesfähigkeiten im Volke als Zweck und Ziel zu setzen, wird die Einführung des Christenthums als Höchstes genommen. Völker, die gezwungen ihre Religion aufgeben, haben einen Schritt zurück gethan, das lehrt die Geschichte. Indem die Engländer den Hindus die Bildung nur unter der Bedingung des Christenthums bieten, fördern sie nicht die Cultur des Volkes, sondern im Gegentheil, sie ertödten den letzten selbständigen Nerv und pfropfen auf verwüsteten Grund ein unorganisches Aggregat von Kenntnissen, die unmöglich zu etwas Höherm aufblühen können. Erst wenn man in der Cultur des Volksgeistes selbst und nicht mehr in einer erzwungenen Christianisirung das Höchste erkennt, werden die Hindus von selbst, indem sie eine höhere Bildungsstufe erreicht haben, die vielen Vorurtheile und Barbareien ihrer Religion abwerfen und in dem Christenthume nicht mehr ein gewaltthätiges Institut ihrer Beherrscher, sondern den Geist der Humanität selbst erkennen.

Daß der Verf. im Grunde nicht weniger als alle seine übrigen Landsleute das Hinduvolk durch christliche Vorurtheile betrachtet, ist allenthalben zu finden und stiehlt sich in alle Anschauungen ganz unwillkürlich hinein. Man lese z. B. Folgendes:

„Kein Wunder, daß der Meineid unter einem Volke häufig ist, dessen Religion Unsittlichkeit als Pflicht vorschreibt und bei welchem Falschheit nicht für Unehre gilt; es ist unmöglich zu hoffen, daß falsche Eide hier weniger häufig werden sollten. Ich habe ihre Ablegung in jeglicher Form angehört, von dem noch mit der Wahrheit zu verbindenden Widerspruche an bis zur gemessenen Beschwörung so ganz entgegengesetzter Thatsachen, daß Meineid auf einer Seite der Zeugen durchaus nicht bezweifelt werden konnte."

Der Verf. hat ganz vergessen, daß die Idee und die Schuld

des Meineids eben nur aus der Anwendung des Christenthums auf die Justiz erklärt werden kann; daß sie erst daraus hervorgegangen ist, daß einem Hindu, der nichts von den Grundsätzen des Christenthums weiß und anerkennt, ein Meineid nicht in derselben Art wie einem Christen, wie einem Europäer zugerechnet werden darf, und daß es vielmehr ein großes Versehen der englischen Gerichtsbehörden in Ostindien ist, wenn sie den Eid, das Product des Christenthums, anwenden wollen. Eine Lüge würde weit schlimmer gegen den Hindu zeugen als ein Meineid, durch die erstere würde sich die moralische Verderbtheit des ganzen Menschen, durch den zweiten aber nur die Nichtanerkennung des Christenthums nachweisen lassen. Daß die Hindus viele Meineide schwören, ist also psychologisch ganz erklärlich; anstatt aber auf den Grund zu gehen und die eigenen Begriffe zu sondern und zu prüfen, wird, durch einen strengen christlichen Dogmatismus hindurch, in dem Treiben der Hindus nur Unsittlichkeit und Verderbtheit gesehen.

Viele einzelne Züge aber, die der Verf. mittheilt, beweisen uns, daß die Natur der Hindus keineswegs so verderbt ist, wie sie gewöhnlich von den Engländern gemacht wird. Ihre Religion ist im Zustande der Ausartung, ihr Volksthum müsse unter der strengen Hierarchie, unter dem unnatürlichen Kastenwesen geschwächt werden, und das Gefühl, im eigenen Heimatlande der Diener eines Fremdlings zu sein, sie noch mehr verweichlichen; aber es hat sich bei ihnen noch aus alten Tagen her, als sich der Hinducharakter in einer wunderbar großartigen Weltanschauung gefiel, die noch aus Stein und Buch zu uns redet, der sinnige, speculative Ernst, das orientalische Deutschthum erhalten, und es kommt nur darauf an, daß die Engländer diesen Trieb in die richtige Bahn leiten und über alte Vorurtheile erheben, ohne ihm neue gewaltsam aufzuzwingen. Der Verf. erzählt selbst von der Gelehrigkeit der Eingeborenen und von ihrem großen Wissenschaftstriebe, und es ist ungerecht, diesen orientalischen Deutschen, nachdem sie auf alle Art und Weise getreten und erniedrigt worden sind, den Staatstrieb ganz absolut absprechen zu lassen.

Die beklagenswerthe Stellung der hindostanischen Frauen ist jedenfalls von großem Einflusse auf die Schwächung und Erniedrigung dieses Volkes gewesen; hier blieb den Engländern noch viel zu thun übrig und es wird interessant sein, zu hören, was ein Hindu selbst über diese Zustände meldet:

„Die Hindumutter ist unfähig, ihren Kindern die Segnung der Erziehung in irgend einem Grade zu ertheilen; nie fällt es ihr ein, diesen den Weg vorzuzeichnen, «den sie gehen sollten». Weil ihre *eigenen* Begriffe von sittlicher Verantwortlichkeit unbestimmt sind, kann sie keinen heilsamen Einfluß guter Zucht auf sie üben; nie spricht sie ihren sorglichen Wunsch aus, daß der Kinder Handlungen durch Grundsätze geleitet würden; weil fast keins der Laster, denen Fleisch und Blut sich am meisten hinneigt, in der Hindugesellschaft für anstößig gilt, so ist sie selten bemüht, sie gegen die Führung unreinen Lebenswandels zu schützen. Sie erlaubt ihnen, in unsittlichen Gewohnheiten, wie z. B. Lügen und schamlosen Gesprächen, aufzuwachsen und sich zu bestärken, vermag den Begriff nicht zu fassen, sich irgend einem sittlichen Zwange zu unterwerfen. Nicht genug, daß den Kindern *nachsichtig* gestattet wird, in sittlicher und geistiger Beziehung völlig verwildert aufzuwachsen, sondern es werden ihnen wirklich Dinge gelehrt, welche ihre spätern Erzieher ihnen wiederum ablehren müssen. Sie macht sich kein Gewissen daraus, bei ihrer Behandlung der Kinder falsche Versprechungen und Drohungen anzuwenden, und übt durchaus nicht die Vorsicht, unsittliche und unzarte Gespräche in ihrer Gegenwart zu vermeiden."

Der Schreiber dieser Zeilen ist ein merkwürdiges Beispiel, zu welcher Tüchtigkeit der hindostanische Charakter unter günstigen Verhältnissen und bei guter Belehrung erheben kann. Er heißt *Krishna Mohana Banerja*. Jetzt Christ, früher der höchsten Hindukaste der Kulin-Brahmanen angehörend, kannte er das hindostanische Familienleben sehr genau und war mit der ganzen Gelehrsamkeit seines Volkes ausgerüstet. Im Hindu-Collegium erweiterte er unter englischen Lehrern seine Kenntnisse so sehr, daß er, allen Verfolgungen trotzend, seine Verachtung des Hinduismus entschieden aussprach und sogar eine Zeitschrift zur Vertheidigung der Abtrünnigkeit gründete. Eingeweiht in alle morgenländischen Sprachen, erforschte er ihre Theologie, aber er eignete sich auch die Wissenschaften des Abendlandes und die gründlichste Bibelgelehrsamkeit nicht blos aus Übersetzungen, sondern aus den Urschriften an, und er ist nicht nur ein großer Gelehrter, sondern auch der edelste Mensch, der größte Charakter. Indem er seiner Frau eine vernunftgemäße Erziehung gab, lieferte er zugleich den deutlichsten Beweis, wie sehr das Gemüth der eingeborenen Frauen der Ausbildung fähig ist, und diese Dame hat sich bereits die allgemeinste Achtung und Bewunderung erworben.

Solche Beispiele sprechen besser als alles Andere, daß auch die Hindunatur noch einer höhern Entwickelung fähig ist, und daß ein Volk, in dessen Vergangenheit wir mit Staunen und Achtung blicken, immer noch kräftig genug blieb, sich die Segnungen der Cultur anzueignen und auf den Trümmern der bizarren Urwelt, auf dem Lager der erschlafften und verweichlichten Gegenwart eine frische Zukunft zu bauen. Möchte das stolze England die Pflege, welche ihm in Ostindien obliegt, ganz fassen und das Interesse der Menschheit nicht unter den Handelszweck und unter den Dogmatismus des christlichen Bekehrungseifers, sondern in die Entwickelung des Volksgeistes selbst stellen wollen! 104.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Literatur der Kochkunst.

Seit Rumohr's geistreichem Werke können die ins Gebiet der Kochkunst einschlagenden Schriften einigermaßen Anspruch auf Berücksichtigung von Seiten der Literaturfreunde machen. Dieser Umstand mag es rechtfertigen, wenn wir in d. Bl. eines neuerscheinenden Werkes gedenken, in dem die wichtigsten Erscheinungen der französischen Literatur in Bezug auf Kochkunst zusammengestellt sind. Diese Sammlung, von der übrigens bloße Kochbücher, insofern sie nicht auch ein gewisses literarisches Interesse haben, gänzlich ausgeschlossen sind, führt den bezeichnenden Titel „Les classiques de la table". Wir finden in dieser Zusammenstellung folgende wirklich geistreiche Werke: „La physiologie du goût" von Brillat-Savarin, „La gastronomie" von Berchoux, „La gastronomie historique" u. s. w. Die Ausstattung ist glänzend; wir erhalten unter Anderm auch eine Galerie von Abbildungen verschiedener Feinschmecker, z. B. Talleyrand, Brillat-Savarin, Grimod de la Reynière. Auch J. Janin, dieser Überall und Nirgend, figurirt unter dieser Sammlung, welche wir allen Denen empfehlen, die der Eßkunst eine ästhetische Seite abgewinnen wollen.

Der Verf. von „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" ließ bei der ersten Ausgabe seines Werkes auf den Titel setzen: „Nicht aus dem Englischen", aber das „Nicht" wurde mit so kleinen Lettern gedruckt, daß man es bei einem flüchtigen Blicke recht gut übersehen konnte. Dies geschah, weil damals gerade eine so große Nachfrage nach allen Romanen aus dem Englischen war, daß Originalwerke so gut wie gar nicht gekauft wurden. Eines ganz ähnlichen Kunstgriffs bedient sich jetzt ein pariser Buchhändler, bei dem gerade ein Werk erscheint, welches den gaumenkitzelnden Titel führt „Les mystères du grand monde". Um das Publicum glauben zu machen, dieses Werk rühre von Eug. Sue selbst her, hat er seiner Ankündigung Sue's Namen mit großen Lettern beifügen lassen, und zwar mit dem viel kleiner gedruckten Beisatze: „Il a peint les vices du peuple, nous allons révéler les crimes du grand monde." Übrigens ist das Ganze nichts als eine auf Speculation angefertigte Fabrikarbeit. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 39. — 8. Februar 1844.

Broschüren-Philosophie.

(Beschluß aus Nr. 38.)

Insofern nun unsere vorliegende Schrift, um an sie wieder anzuknüpfen, denselben Inhalt hat wie das „Wesen des Christenthums", die Auflösung der theologischen und scholastisch-philosophischen Illusionen, haben wir, wie schon oben bemerkt, nicht nöthig, näher auf sie einzugehen. Nur noch zwei Bemerkungen möge es erlaubt sein hinzuzufügen, eine minder wesentliche und eine sehr wesentliche. Die erstere ist die: daß Feuerbach in dem Bestreben zu weit geht, sich von Hegel so schroff wie möglich zu unterscheiden. Man kann ihm in dieser Hinsicht fürs erste die „Posaune" und „Hegel's Lehre über Kunst und Religion" entgegenstellen; und seine Sache wäre es, zu beweisen, daß die dort citirten Abschnitte aus Hegel's Schriften den Principien des Systems widersprechen und den Zusammenhang desselben zerreißen. Hegel ist das trojanische Pferd, das Feuerbach und Strauß und B. Bauer und freilich auch Göschel u. A. im Leibe gehabt hat. Wo sich Feuerbach wirklich, specifisch, und nicht blos im Ausdruck, in der Wendung von wesentlichen Bestimmungen des Hegel'schen Systems unterscheidet, thut er es nicht zu seinem Vortheil. Nur ein Beispiel §. 28:

Die Hegel'sche Philosophie ist nicht über den Widerspruch von Denken und Sein hinausgekommen. Das Sein, mit welchem die Phänomenologie beginnt, steht nicht minder als das Sein, mit welchem die Logik anhebt, im directesten Widerspruch mit dem wirklichen Sein. (Feuerbach sagt aber nicht, was das wirkliche Sein sei; er fährt fort:) Dieser Widerspruch kommt in der Phänomenologie in der Form des „Diesen" und des „Allgemeinen" zum Vorschein, denn das Einzelne gehört dem Sein an, das Allgemeine dem Denken. (Das ist nicht der wahre Gegensatz; das Einzelne ist für die Sinne, das Allgemeine für das Denken, und die Sinne und das Denken ist der Mensch.) In der Phänomenologie nun fließt Dieses mit Diesem ununterscheidbar für den Gedanken zusammen (das Dieses, so lange ich mich darauf steife, an ihm nichts Anderes wahrzunehmen, als daß es Dieses ist, wie kann es sich von jedem andern Diesen unterscheiden?); aber welch ein gewaltiger Unterschied ist zwischen dem Diesen, wie es Object des abstracten Denkens, und eben Demselben, wie es Object der Wirklichkeit ist! (Wenn nur Feuerbach nicht zu sagen vergäße, was Object der Wirklichkeit ist!) Dieses Weib z. B. ist mein Weib, dieses Haus mein Haus, obgleich Jeder von seinem Hause und seinem Weibe, wie ich, sagt: dieses Haus, dieses Weib. Die Gleichgültigkeit und Unterschiedslosigkeit des logischen Diesen wird hier also durch den Rechtssinn unterbrochen und aufgehoben.

Mit wie oberflächlichem Verständniß müßte man den an Scharfsinn durch nichts in der Welt übertroffenen Anfang der „Phänomenologie" gelesen haben, wenn man sich durch dies Raisonnement irre führen ließe! Zunächst mögen sich die Frauen bei Feuerbach bedanken, daß er sie als Beispiel gebraucht, wo es sich darum handelt zu bestimmen, was das „sinnliche Ding" und die „sinnliche Gewißheit" sei. Aber sie werden kaum den Mund aufgethan haben, so wird er merken, daß Das, was mit ihm spricht, etwas unendlich Höheres ist als blos ein Object der sinnlichen Gewißheit; denn es will von ihm verstanden werden, und wenn er es nicht verstehen will, so wird es von allen Andern verstanden, ist also ein Allgemeines. Aber die andere Beleidigung, die Feuerbach den Frauen anthut, daß er das sittliche, gegenseitige Verhältniß mit ihnen (die Ehe) unter den Begriff des Rechts bringt, ist noch schlimmer. Was soll hier überhaupt der Rechtssinn? als ob ich die sinnliche Einzelheit des Baumes z. B. begriffen hätte und aussprechen könnte, wenn ich weiß, daß er Hinz oder Hans gehört! als ob nicht Jeder Hinz oder Hans heißen könnte! Die sinnlichen Dinge sind gegen den Eigenthümer gleichgültig, und der Mensch, wenn er honnet ist, ist gegen die (blos) sinnlichen Dinge gleichgültig.

Doch genug! wir haben uns wol bei dieser minder wesentlichen Frage schon zu lange aufgehalten. Feuerbach thut nicht Recht, daß er überall darauf ausgeht, sich von Hegel zu unterscheiden. Eine Stelle in seinem Aufsatze zur Beurtheilung seiner Schrift („Wesen des Christenthums"), wo er eine Reihe von Antithesen aufstellt, wie er sich von Hegel unterscheide, macht den ungünstigsten Eindruck; und man kann bei jeder Antithese sagen: Das ist nicht richtig, oder wenigstens nicht ganz richtig. Und wenn er sich von Hegel so wesentlich unterschiede, warum bezöge er sich beständig auf ihn? und warum schriebe er eine Reihe von Sätzen (diese Broschüre), die Sinn und Zusammenhang haben nur für den Kenner der Hegel'schen Philosophie? Feuerbach's Verdienst, den Schein der Übereinstimmung der Philosophie und Theologie zerstört und die religionsphiloso-

phischen Consequenzen der Hegel'schen Principien gezogen zu haben, ist für Einen Mann genug, auch für den genialsten und bravsten. Aber nach der Zerstörung der religiösen Illusionen, so kann man nicht blos fragen, so fragt man bekanntlich wirklich, und bei diesem andern wesentlichern Punkte haben wir noch einige Augenblicke zu verweilen. Die ganze jenseitige Welt ist in das Diesseits, dessen von den Schranken, d. h. dem vernünftigen Gesetz befreites Abbild sie war, zurückgenommen; Gott ist als das objectivirte Wesen des Menschen, die göttliche Vorsehung als die immanente vernünftige Weltordnung begriffen; der Himmel ist zerstört, seine Bewohner, die himmlische Familie und die Legionen von Engeln sind vertrieben und zu bloßen Personificationen verflüchtigt, die das menschliche Gemüth geschaffen hat, um an ihnen die Vollstrecker seiner Wünsche zu haben. Ach! wie kahl und leer, wie ausgestorben und trostlos ist auf einmal die Welt! Was bleibt übrig? Zu allernächst offenbar weiter nichts als — der Mensch, er mag nun so gut oder so schlecht, so tapfer oder so feig sein als er will und kann. Der Mensch ist sich selbst zurückgegeben, er ist sui juris, er ist sozusagen vacant. Großer Gedanke, Herr seiner selbst zu sein, schmachvoller Gedanke, vacant zu sein. Aber das ist schon nicht mehr der gegenwärtige Zustand der Welt; das Zeitalter der Ironie, der Frivolität und der Romantik, die die leere Welt mit leeren wüsten Traumgebilden anfüllte, haben wir hinter uns. Der Zug der neuesten Geschichte ist schon entschieden, die welthistorische Arbeit, die alle Kräfte in Anspruch nimmt und die auch das weiteste Herz ausfüllt, hat schon begonnen. Aber Feuerbach isolirt sich; er kämpft noch immer mit dem theologischen Ungeiste, und dieser endlose Kampf soll „die Philosophie der Zukunft" sein. O nein! Der Kampf ist entschieden, wenigstens auf dem Gebiete der Theorie; und im Leben, in der politischen Welt entscheidet er sich in diesem Augenblicke in einem Lande, das schon seit lange die unbestrittene Initiative der Geschichte hat.

Wohin lockt uns nun Feuerbach? welches Ziel stellt er uns vor Augen? Denn endlich einmal muß doch der Kampf mit der Theologie aufhören, der Alp, der auf dem Menschen und den menschlichen Verhältnissen lastet, abgeworfen sein. „Materialismus" heißt das große Ziel, auf das wir hinarbeiten, für das wir uns begeistern, in dem wir zur Ruhe kommen sollen. Warum in aller Welt tant de bruit pour une omelette? Nein, darum handelt es sich schon längst nicht mehr; mag Feuerbach sein Schooskind, „die sinnliche Welt", den „Materialismus" mit „Kunst und Wissenschaft" schmücken und verherrlichen so viel er will. In diese Welt, die uns vor Allen Goethe erobert und ausgeschmückt hat, ist die Langeweile eingedrungen, und die Seligkeit, die darin der Eine dem Andern („Ich und Du", §. 62, 64 und 65) gewährt, ist schal geworden.

Nr. 4. Mit dieser vierten Broschüre werden wir uns nur einige Augenblicke zu beschäftigen haben. Lassen wir den Verf. zunächst sich selbst einführen: er möge reden und sich zu erkennen geben. S. 1:

Woher die sonderbare Rührung, die uns beim Anblick der stummen Natur ergreift, in die uns ein kindisch-unverständiges Volksliedchen versetzt? u. s. w.

Ist es nicht so, ihr Priester des Natur- und Volksliedercultus? Aber ich will von euch keine Antwort auf diese Frage! Geht mit eurem Geschwätz, mit eurer Zungendrescherei! Ich habe nicht Lust, mich mit den Lappalien, mit denen ihr noch heute eine so fade Abgötterei treibt, länger aufzuhalten. Merkt ihr nicht, daß ich obige Frage nur an euch gerichtet, um Gelegenheit zu haben, euch herunterzumachen? Ihr schlottrigen, pinselhaften Nachzügler, ihr Don Quixote der Zeit, die ihr jetzt erst im Lande herumzieht und Volkslieder sammelt und euch grämt, weil das Volk anfängt, sich ihrer zu schämen! Wißt ihr nicht, daß sich der Jüngling des Knaben schämt? u. s. w.

Ihr Tagediebe, die ihr im Lande herumzieht und die verrauchten Hütten des Elends und die Bettelkinder des Volks in eure Albums zeichnet, um damit jenes Gänschen, eure Geliebte, in eine pittoresk-sentimentale Erregung zu versetzen. Ihr herzlosen Lumpen, ist euch bei eurer Pinselei u. s. w.

Was ist das für ein Grobian! Wer hat den Menschen in die gute Gesellschaft der deutschen Schriftsteller gebracht? Wer hat dem Hrn. Becker gesagt, daß die bloße Grobheit genial ist? Und auf welches Thema steuert er denn los mit dem Wuste von Schimpfwörtern? Auf den Communismus. Das Problem selbst geht uns hier nicht an; daß aber Hr. Becker wenig oder gar nichts zur Lösung desselben gethan hat, geht wol schon aus der Sprache hervor, mit der er sein Thema einleitet. Ein Schriftsteller muß vor allen Dingen Achtung vor dem Publicum haben. Und doch spricht Hr. Becker weiterhin schicklicher und vernünftiger, dann aber auch wieder in so unpassenden Späßen, daß man oft nicht weiß, ob er die Absicht hat, den Communismus zu verfechten oder zu persifliren. Die wesentlichen Gesichtspunkte trifft er nirgend. S. 10 hat er einen guten Gedanken, den wir benutzen wollen, um noch einmal auf den Eingang unserer Mittheilungen zurück- und zugleich zu Ende zu kommen:

Wahrlich es ist Zeit, daß ganz in der Kürze eine populaire Broschüre herauskomme, auf deren Titel ein Doctor der Philosophie als Verfasser bemerkt ist. (Das hat im Zusammenhange guten Grund.) Der philosophische Autor denke aber dann nicht, daß er es, indem er für Nichtstudirte schreibt, mit Kindern zu thun habe u. s. w.

In der That, wir brauchen Broschüren, eine ganze „Broschüren-Philosophie", die wesentlich dazu beitragen kann, die exclusive und darum fruchtlose Bildung des gelehrten Standes unter das Volk zu verbreiten, das Volk über die Fragen der Zeit aufzuklären, aus seiner Indolenz herauszureißen, und so die nothwendige Reformirung des allgemeinen Bewußtseins zu vollziehen, die dann die Reform der öffentlichen Zustände friedlich nach sich zieht oder vielmehr schon enthält.

Friedrich Keßler.

Geschichte des Briefschreibens und Briefsammlungen.

Eine „History of letter-writing from the earliest period to the 5th century" von W. Roberts ist erschienen, welche das „Athenaeum" als fleißige Compilation (es ist ein Band

von 700 eng gedruckten Seiten) anempfiehlt, doch mit der Bemerkung, daß es sich unleidlich schwer lese: „Als Bibliothekbuch, um gelegentlich einen Blick hineinzuthun, oder zum Nachschlagen, wird es annehmbar sein; wer aber darin eine kritische oder ästhetische Abhandlung über den Briefstil und die bemerkenswerthesten Briefschreiber der verschiedenen Zeiten sucht, wird sich getäuscht finden." Herr Roberts gibt nach einigen einleitenden Capiteln zuerst Bericht von erdichteten Briefen des Alterthums (Phalaris und die dahin gehörige Bentley'sche Controverse, die Briefe der Pythagoräer, sodann ein Capitel über Briefe des Themistokles, Sokrates, Xenophon und anderer Griechen); behandelt hierauf echte Briefe der „heidnischen" Zeit, früheste Briefe der Römer, Cicero's, Cäsar's, Seneca's, Plinius des Jüngern Briefe, hierauf das Briefschreiben von der Zeit des Plinius bis zu der des Philostratus (unter Septimius Severus), ferner von da bis zur Zeit des Libanius, endlich von dieser bis zu der des Sidonius Apollinaris, womit der Band schließt.

Zugleich hat die Camden-Society eine Briefsammlung aus dem 16. bis 18. Jahrhunderte bekannt gemacht: „Original letters of eminent literary men of the 16th, 17th and 18th centuries", von Sir H. Ellis mit Anmerkungen herausgegeben. Das Werk enthält zuerst Briefe von und über Cheke und Gilpin, Asham, Rowell, Bodley und Usher, ferner Tillotson, Prior, De Foe, Swift, Steele, Lardner, Cumberland und Franklin. Strype's „College-Briefe" lassen uns einen Blick thun in das Leben eines Studenten der Cambridge-Universität zur Zeit Karl's II.; sie sind an seine Mutter gerichtet. Strype schreibt ihr in Betreff seiner Commons, d. h. der Kost im College: „Wundere dich nicht über unsere Commons; sie sind besser als in manchem andern College. Trinity selbst (wo Herring und Davies sind), welches das berühmteste College der Universität ist, hat nur drei Half-Pence. Wir haben gebratenes Fleisch Mittags und Abends die ganze Woche, und Fleisch, das ich, wie du weißt, nicht gern esse, nämlich Kalbfleisch; ich habe es aber jetzt essen gelernt. Manchmal jedoch gibt es gekochtes Fleisch und Suppe, und zwar Rind- und Hammelfleisch, was ich gern mag, ausgenommen Freitags und Sonnabends und bisweilen Mittwochs, da wir Fisch zu Mittag haben und Pudding zum Abend. Unsere Portionen sind klein genug. Aber die Aushülfe ist diese: wir können in die Speisekammer gehen und ein Half-Penny-Brötchen mit Butter oder Käse kaufen, oder auch in die Küche, und nehmen, was der Koch hat. Ich für mein Theil bin, so lange ich hier bin, noch nie in die Küche gegangen und in die Butteries auch nur selten nach dem Essen, ausgenommen, um mir ein Ciza, d. i. für einen Farthing Halbbier (small-beer) geben zu lassen, sodaß ich mit einem Penny Bier den ganzen Tag reiche." Ebenso eingeschränkt ist das Leben in jeder Hinsicht, und der Student braucht unglaublich wenig. Ebenso in Oxford, wovon Proben in derselben Sammlung.

Über den seiner Zeit so berühmten Kalender „Ladie's Diary", von welchem 1706 eine Auflage von 4000 Exemplaren gemacht und schnell ganz vergriffen wurde, schreibt der Unternehmer, Herr Tripper, an den Antiquar Wanley (8. Nov. 1703): „Das «Ladie's Diary» besteht aus einer Vorrede an das schöne Geschlecht, worin die Glückseligkeit Englands unter der Regierung der Königin Elisabeth und der jetzigen Königin geschildert wird, einer Nachricht über die Einrichtung dieses Almanachs und der zukünftigen Jahrgänge (wenn anders welche erscheinen werden); es folgt ein Abdruck von Versen zum Preise der Königin, welche (nebst andern) im Meior's-Redesaale von einem der Blaurockjungen (blue-coat boys) bei dem neulichen Dankfeste wegen der Vigosaffaire*) wirklich mit allgemeinem Applaus gesprochen worden sind. Dann folgt eine Nachricht über den Kalender im Allgemeinen. Dann der Kalender selbst, immer auf einer Seite (des Blattes) und auf der andern eine Nachricht über den Speisezettel für jeden Monat, sowie auch Recepte von Arzneien und Speisen, aus den besten Autoren gesammelt. Hiernach kommen die gemeinen Nachweisungen des Jahres, die vier Zeiten, die Finsternisse, die Zeiten für Eheschließung u. s. w. Sodann kommt der zweite Theil des Almanach, welcher das Lob der Frauen im Allgemeinen enthält, nebst Liebes- und Ehestandsregeln, untermischt mit ergötzlichen Geschichten. Hiernach findet man die Hochzeitsgebräuche verschiedener Völker, nebst etlichen Räthseln, einige mit Auflösung, andere, deren Auflösung erst im nächsten Jahre folgen soll (dieser ganze zweite Theil ist untermischt mit Gedichten, den besten ihrer Art, nach meinem besten Ermessen); endlich eine Geburtstafel sämmtlicher gekrönter Häupter Europas, nebst Angabe ihres Regierungsantritts und der Regierungsjahre. Der Kalendertheil, sollte ich zuvor bemerkt haben, enthält eine große Mannichfaltigkeit von Gegenständen in ausführlicher Erörterung (weil Frauen nur selten nachzudenken pflegen oder fähig sind, aus gegebenen Sätzen Folgerungen zu ziehen). Der Titel lautet: «Damen-Diarium (The Ladie's Diary) oder Frauenkalender (Women's Almanack); enthaltend Anweisungen für Liebe und Ehe, Kochen, Einmachen, Parfümbereitung, monatlichen Speisezettel und viele andere dem schönen Geschlechte eigene Gegenstände», und der Kalender ist in der That der erste seiner Art, welcher erscheint. Er enthält keine Weibergeheimnisse (secrets of women), noch einen Ausdruck, der das keuscheste Ohr beleidigen könnte. Auf dem Titelblatte ist das Portrait der Königin in Kupferstich, welches, wie mir versprochen ist, sehr gut ausgeführt werden soll und jetzt hoffentlich schon ist" u. s. w.

Interessant wird auch folgende Nachricht über den „Robinson Crusoe" aus einer Handschrift Thomas Warton's sein: „Im J. 1759 sagte mir Benjamin Holloway, Rector von Middleton Stoney in Oxfordshire, der damals 70 Jahre alt, aber in seinen jungen Jahren Kaplan bei Lord Sunderland gewesen war, er habe diesen Lord oft sagen hören, daß Lord Oxford während seiner Gefangenschaft im Tower den ersten Theil des «Robinson Crusoe» zu seiner Zerstreuung verfaßt und dem Daniel De Foe, der ihn oft im Gefängnisse besuchte und einer seiner Pamphletschreiber war, gegeben habe. Dieser De Foe habe mit Lord Oxford's Bewilligung das Werk unter seinem (De Foe's) Namen drucken lassen und, aufgemuntert durch den ungemeinen Beifall, den zweiten Theil hinzugefügt, der anerkanntermaßen dem ersten weit nachsteht .... Herr Holloway pflegte auch zu sagen, daß «Robinson Crusoe» bei seinem ersten Erscheinen und noch einige Zeit nachher allgemein für eine wahre Geschichte gehalten wurde. Eine erdichtete Erzählung solcher Art war damals etwas Neues." 78.

*) Zerstörung der spanischen Flotte in dem Hafen von Vigos, 22. Oct. 1702.

Literarische Notiz.

Von dem in Nr. 125 d. Bl. f. 1843 besprochenen Buche: „Der Jakobiner in Wien. Östreichische Memoiren aus dem letzten Decennium des 18. Jahrhunderts", ist im Verlage des Literarischen Comptoirs in Zürich und Winterthur eine elegant ausgestattete zweite vermehrte Auflage erschienen. Das Vorwort des Herausgebers bringt folgende Aufschlüsse: „Ein Theil der im «Jakobiner in Wien» enthaltenen Mittheilungen über die Zustände Östreichs unter Leopold II. und in der ersten Periode der Regierung Franz' II. ist einem bis auf wenige Exemplare unterdrückten und völlig verschollenen Buche entnommen, das von einem damals lebenden, mit den Ereignissen jener Zeit ganz vertrauten Manne verfaßt, unter dem Titel «Beytrag zur Charakteristik und Regierungs-Geschichte der Kaiser Joseph II., Leopold II. und Franz II.», mit dem Druckorte: «Paris bey Deserrieres im achten Jahre der französischen Republik», erschienen ist. Der «Jakobiner in Wien» ist also, was diese Mittheilungen betrifft, als eine Auffrischung dieses

seltten gewordenen Buches zu betrachten. . . . . Der übrige Inhalt beruht aber auf Überlieferungen, die ihrer Natur nach nothwendig in die Form des Romans eingekleidet werden mußten."

Dem „Jakobiner in Wien" gehören eigenthümlich das erste, zweite, fünfte, so ein Theil des dritten, vierten, sechsten, achten und neunten Capitels; das Übrige ist, jedoch mit mehr oder weniger Abänderungen, dem „Beytrag rc." entlehnt. Ganz neu hinzugekommen ist das elfte, „Aufzeichnungen der Baronin Saintyal" überschriebene Capitel. Über zwei in demselben genannte Personen sind wir im Stande, einige Notizen beizutragen, die vielleicht für die Leser dieser zweiten Auflage nicht ganz ohne Interesse sind. Am 24. Sept. 1776 ging das Schiff „Joseph und Theresia" unter k. k. Flagge befehligt vom Oberstlieutenant Bolts, früher in Diensten der Englisch-ostindischen Compagnie, Verf. eines Buchs über den Handel von Bengalen, welches Raynal's „Histoire philosophique des établissements européens dans les deux Indes" zum Nachtrage diente, mit einer für den Werth von 72,000 Pf. St. versicherten Ladung von Livorno nach Ostindien ab. Bei diesem Unternehmen war Graf Proly, der Vater, nebst dem kaiserlichen Hofe am meisten betheiligt. Auch bezeichnete man ihn zum Director der um diese Zeit projectirten k. k. ostindischen Compagnie. Im Anfange des Jahres 1783 gab ein säcularisirter Pauliner, Namens Peter Martinowitsch aus Laminiec in der Militairgrenze gebürtig, in Wien bei Trattner eine Broschüre heraus: „Simonis Lamineccii, Selgronii Presbyt. Doct. Philosoph. Catholici, ad ingenuum ac praecellentem Eruditar. Ephemerid. Viennens. Scriptorem, Epistola responsoria, indicans Cl. V. Justinum Febronium ICtum alium esse ab illustriss. Myrioph. Episcopo Joanne Nicolao Hontheimio, Suffraganeo Trevirensi", in welcher er zu beweisen suchte, der Verf. des berühmten Buchs „De statu ecclesiae" sei nicht der (damals noch lebende) Weihbischof Hontheim, sondern ein verstorbener kroatischer Domherr Kerselicz. Verfolgungen von Seiten seiner Ordensbrüder hatten den Verstand des Mannes geschwächt. Furcht vor der Inquisition beherrschte ihn als fixe Idee, sodaß er, wenn er allein war, in Gedanken saß, mitten unter dem Lesen eines Buchs, besonders im Schlafe oft mit Entsetzen auffsprang und schrie: „Inquisitio! Non sum auctor Febronii! Non sum!" Diesen Martinowitsch nun verwechselte man mit dem zu jener Zeit als Professor der Physik an der Universität Lemberg angestellten, später von Joseph II. zum kaiserlichen Rath, Titularpropst von Odenburg und Abt von Szazrar ernannten, am 20. Mai 1795 als Hochverräther enthaupteten Martinowicz, was denselben veranlaßte, an Schlözer, in dessen „Staatsanzeigen" diese Angelegenheit mehrmals erwähnt wurde, unterm 31. März 1784 folgendes Schreiben zu richten: „Mein Herr! Sie haben den Hrn. Laminecius (eigentlich Martinowicz), wie ich es einsehe, mit Grund durchgelassen und ihm aufgegeben, daß er entweder bessere Gründe auffinden soll, um zu behaupten, daß der Kerselicz der Verf. des «Febronius» sei, und nicht Hontheim, oder daß er gerade seinen Satz widerrufen soll. Nun, mein Name ist auch Martinowicz und ich bin auch ein Kroat, aber nicht der Laminecius, der sich mit solchen Gegenständen beschäftigt, sondern ein öffentlicher Lerer der Naturkunde in lemberger k. k. Universität, der sich mit seinem Fache abgibt und in einer Verbindung mit verschiedenen Akademien der Wissenschaften stehet. Um diesen Misverstand bei der gelerten Welt zu erklären und meine dadurch beschädigte Ehre zu ersetzen, bitte ich Sie, eine Erklärung über Dieses in Ihren hochgeschätzten Werken zu machen. Ich bin Ew. Hochgelart Ergebenst gröster Diener. Abbé Martinowicz, Prof. der Physik mppr." 54.

Bibliographie.

Des Äschylos gefesselter Prometheus. Griechisch und deutsch mit Einleitung, Anmerkungen, und dem gelösten Prometheus von *G. F. Schoemann*. Greifswald, Koch. Gr. 8. 2 Thlr.

Castle, M., Phrenologische Analyse des Charakters des Herrn Dr. Justinus Kerner. Mit einem Briefe des Herrn Dr. Kerner über das Werk an den Verfasser und einem Vorwort von G. Scheve. Mit Kerner's Bildniß. Heidelberg, Groos. Gr. 8. 20 Ngr.

Clemens, F., Der Juden Sache ist unsere Sache. Zweite Diversion im Kampfe für Recht und Wahrheit. Hamburg, Berendsohn. 8. 3¾ Ngr.

Dickens, C., Eine Weihnachtsgeschichte. Deutsch von A. Diezmann. Mit 2 Stahlstichen. Leipzig, O. Wigand. 16. 8 Ngr.

Einladung an alle Katholiken, durch vereintes Gebet von Gott die Wiedervereinigung Deutschlands im wahren Glauben zu erflehen. Regensburg, Manz. 12. 1¼ Ngr.

Garde, Graf de la, Gemälde des Wiener Congresses 1814—1815. Erinnerungen, Feste, Sittenschilderungen, Anekdoten. Übersetzt von L. Eichler. Drei Bände. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 12. 3 Thlr.

Gozlan, L., Aristides Froissart. Deutsch von L. Eichler. 2ter Band. Leipzig, O. Wigand. Kl. 8. 22½ Ngr.

Hinrichs, H. F. W., Politische Vorlesungen. Unser Zeitalter und wie es geworden nach seinen politischen, kirchlichen und wissenschaftlichen Zuständen, mit besonderm Bezuge auf Deutschland und namentlich Preußen. In öffentlichen Vorträgen an der Universität zu Halle. 2ter Band. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. Beide Bände 3 Thlr. 20 Ngr.

Jordan, J. P., Böhmen. Geschichte des Landes und seines Volkes von der frühesten bis auf die neueste Zeit. Mit Stahlstichen. 1stes Heft. Leipzig, Naumburg. Gr. 16. 7½ Ngr.

Perrot, F. J., Verfassung, Zuständigkeit und Verfahren der Gerichte der preußischen Rheinprovinzen in bürgerlichen Rechtssachen. 2ter Theil. (Verfahren.) 1ster Band. Trier, Linz. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Petermann, G., Meine Erlebnisse in Belgien, Frankreich, Spanien und Afrika. Meiningen. 12. 7½ Ngr.

Püttmann, H., Nordische Elfenmährchen und Lieder. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 16. 22½ Ngr.

Reinhardt, T. F. G., Paränesen. Jena, Frommann. 1843. Gr. 8. 7½ Ngr.

Reinick, R., Lieder. Berlin, Reimarus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Saacke, F., Denkwürdige Erinnerungen aus einer vierjährigen Reise durch Süddeutschland, Holland und England nach den Freistaaten des mittlern Südamerika. Zwei Theile. Wolfenbüttel, Holle. Gr. 12. 2 Thlr.

Stierle-Holzmeister's, J., Gesammelte humoristische Novellen, Erzählungen und Gedichte. Gesammtausgabe in drei Bänden. Wien, Klang. Gr. 16. 2 Thlr. 12½ Ngr.

Eine Stimme aus dem Volke über den Aufstand in Braunschweig im Jahre 1830. Magdeburg, Rubach. 1843. 8. 7½ Ngr.

Thiele, A. F., Die jüdischen Gauner in Deutschland, ihre Taktik, ihre Eigenthümlichkeiten und ihre Sprache, nebst ausführlichen Nachrichten über die in Deutschland und an dessen Grenzen sich aufhaltenden berüchtigtsten jüdischen Gauner. Nach Criminalacten und sonst zuverlässigen Quellen bearbeitet. 2ter Band. Berlin, Reimarus. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wocher, M., Die Entwickelung der deutschen Sprache vom 4. Jahrhundert her bis auf unsere Zeit. Ein Beitrag zur deutschen Phonologie. Ulm, Wohler. 1843. Gr. 8. 10 Ngr.

Zimmer, W. B. H., Handbibliothek der theologischen Literatur des 19. Jahrhunderts. Systematisch geordnet. Frankfurt a. M., Zimmer. 1843. 8. 5 Ngr.

Braunschweigische Zustände. Die Ritterschaft. Kassel, Hotop. 1843. 8. 5 Ngr.

Zustände und Kämpfe der Juden mit besonderer Beziehung auf die baierische Rheinpfalz. Manheim, Bensheimer. 1843. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 40. — 9. Februar 1844.

Versuch in vergleichender Völkergeschichte von E. M. Arndt. Leipzig, Weidmann. 1843. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Es gibt nicht viele Männer in Deutschland, deren Namen einen so guten vollen Klang haben wie der von E. M. Arndt. Er blieb sich gleich in Freud' und Leid. Wenn er flüchtend die Heimat mit dem Lande jenseit des Belt vertauschte, oder, als der Tag der Rache gekommen war, mit der Kraft des Lieds mahnte und stritt, dann in rasch hingeworfenen Worten Fürsten und Völker warnte, die Gelegenheit zu versäumen, nach außen feste Grenzen zu gewinnen, im Innern durch Liebe und Gerechtigkeit das Haus zu gründen; wenn er später ernst und wehmüthig in das verworrene Getriebe in Deutschland hineinblickt: kein Grundzug seines Seins ist in ihm verändert, kein Reflex von den wechselnden Farben der Zeit auf ihn übergegangen. Seine ganze Richtung ist eine deutsche; er hat nie den Versuch gewagt, einer andern zu folgen; er durfte es nicht, wollte er nicht sich selbst verlieren. In allen seinen Liedern spricht sich der deutsche Grundton aus, alle seine Schriften gehören nur seinem Lande. Er möchte die Gesundheit, die seinen Geist schwellt, das Streben nach Einheit und wahrer Freiheit, die Sauberkeit in Wort und That auf das Volk übertragen, dem er angehört. Und darin hat Arndt viel gefördert. Sein Lied „Was ist des Deutschen Vaterland" hat viele tausend Herzen durchzittert und gestählt und wird es ferner.

Ist Arndt als Historiker von Bedeutung? Man glaubt die Frage verneinen zu müssen, wenn man bedenkt, daß fremde und heimische Historiker seinen Namen nicht eben unter ihre gehäuften Citate setzen. Besteht Geschichtschreibung in der Kunst, mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit kleine Facta zu ergründen und größere locker miteinander zu verketten, mit subtilem Scharfsinne über Zeiten, welche der sichern geschichtlichen Kunde ermangeln, Hypothesen und Combinationen miteinander zu verknüpfen, oder kalt und glatt den Entwickelungsgang der Völker zu malen, dem man theilnahmlos, wie in ein Panorama hineinblickend, zuschaut: dann freilich ist Arndt kein Historiker. Verlangen wir dagegen vom Geschichtschreiber, daß er, das geistige Leben der Menschheit durchdringend, in großartigen Zügen Zeiten und Völker auffaßt, überall das Hohe und Edle zu würdigen, das Schlechte, gleichviel wem das Gepräge gehört, als solches zu zeichnen vermag, dann verdient Arndt mit vollem Rechte diesen Namen. Soll ihn der Vorwurf treffen, daß er zu subjectiv die Begebenheiten anschaue, daß er sein innerstes Wesen zu häufig in die Erzählung übergehen lasse, so sei darauf erwidert, daß dieser Tadel, falls er ein solcher, in dem nämlichen Grade auch einen Tacitus trifft. Dagegen geben wir gern zu, daß Arndt mitunter die ruhige, besonnene Abwägung der Verhältnisse abgeht, daß ihm selten für seine Arbeit eine gewisse Ökonomie gelingt, vermöge welcher er die Handlung gleichmäßiger zu vertheilen und zu erörtern im Stande wäre. Das Gebiet der strengen Wissenschaft, die ihre Bestimmung in sich selbst hat, ist nicht Arndt's Aufgabe; ihm gebührt es, durch die Geschichte hebend, weckend, mahnend und warnend auf die Mitwelt einzuwirken. Und diese Aufgabe hat er redlich gelöst.

Deshalb läßt sich von keinem geschlossenen Kreise von Lesern reden, dem Arndt angehöre. Er wird, so lange Empfänglichkeit für alles Wahre, Edle und Schöne in Deutschland gilt, bei der Jugend wie beim Alter, unter emsig forschenden Gelehrten wie unter schlichten Freunden der Geschichte seine zahlreichen Freunde zählen. Es sind viele Stürme über Arndt's Haupt hinweggegangen; sie haben sein Haar gebleicht, aber die Rüstigkeit der Gesinnung nicht hinweggenommen; es ist dem Alter dieselbe Frische verblieben, die aus den Werken seiner Jugend spricht, dieselbe Bescheidenheit, dieselbe richtige Würdigung seiner Leistungen.

Um von der Eigenthümlichkeit des vorliegenden, aus akademischen Vorlesungen erwachsenen Buchs ein Bild zu geben, wird es erfoderlich sein, den Verf. häufig selbst reden zu lassen. Eine wortklaubende Kritik, Nachweisung einzelner falscher Griffe oder gar kleiner historischer Verstöße möchten da, wo es sich um große, allgemeine Umrisse und Färbungen handelt, am wenigsten angewandt sein.

Der Verf. kennt einen großen Theil Europas aus eigener Anschauung; er hat Länder und Völker mit gesundem Blicke gemustert und die rasch gewonnenen Resultate mit jahrelangen Studien verschmolzen. Er bleibt sich darin treu, daß seiner Arbeit ein festes System ab-

geht; er bemüht sich „alles Kathedrische" wegzuschaffen. Das lag ihm nahe, seine Natur erheischte es sogar. Aber eben daraus ergibt sich, daß der Leser sich abwechselnd an dem Reichthum von Licht und Schatten erfreuen und wiederum den Mangel an Einheit beklagen wird. Er stößt mehr auf Ergüsse der Phantasie und des Moments und auf anmuthig auftauchende Spiegelbilder eines bewegten Lebens, als auf kalt und besonnen geführte Deductionen.

Nach einer kurzen Einleitung, in welcher uns häufig überraschende Fernblicke erschlossen werden und die im Zickzack durch die Nacht der Geschichte fahrenden Blitze weniger das ganze Feld als einzelne Höhenpunkte erleuchten, beginnt die Übersicht der Reiche mit Griechenland und zwar mit der Schilderhebung desselben in der neuesten Zeit. Auf welcher Seite hier Arndt steht und spricht, bedarf keiner Angabe. Aber man muß die Mäßigung seiner Ausdrücke gegen die Großmächte bewundern, nach deren Vorschrift der Staat so karg zugeschnitten wurde.

Wir sehen, wie viel des griechischen Landes und der griechischen Zunge die Verständigen wünschten und wünschen mußten, wenn das Wort Staat nicht eine Posse und das größere Wort Unabhängigkeit nicht ein Spott werden sollte.

Es ist — heißt es später — ein schwaches, unselbständiges, abhängiges Land, welches, da es Freunden nicht helfen und Feinden nicht schaden kann, keine Bundesgenossen findet, woran es sich lehnen könnte. Es ist also ein Reich von Gottes Gnaden wie alle Reiche, und ein Reich von Gnaden fremder Mächte, wie ein glückliches Reich nicht sein soll. Diesen kümmerlichen Zustand fühlt nicht nur Europa, welches den Griechen einen schönern und stärkern Zustand gewünscht und zugebetet hat, sondern ihn fühlen die Griechen, die Bewohner des Königreichs, mit viel empfindlicherm Schmerze. Diese bittere Empfindung stört das griechische Leben und wird es noch oft stören, daß Alle den gegenwärtigen Zustand nur als einen anfänglichen, zufälligen und unbestimmten ansehen. Sie schauen aus nach Dem, sehnen sich nach Dem, was sie nicht haben, was sie aber als ihr gebührliches Erbtheil ansehen. Dies Gefühl gibt dem Volke eine Ungenüge, eine Unzufriedenheit, verwandt mit dem Geiste der Meuterei, der auch jedem wackersten König die Regierung über ein Land schwer machen muß.

Seitdem der Verf. diese Worte niederschrieb, sind bekanntlich die von ihm gestellten Aussichten theilweise verwirklicht.

Hierauf werden wir zu der europäischen Türkei und zu den Donau- und Karpatenländern geführt. Nachdem hier die Gründe, aus denen sich bisher an der niedern Donau kein großes Reich auf die Dauer bilden konnte, mit Scharfsinn auseinandergesetzt sind, kommt der Verf. auf seinen Lieblingsgedanken zurück, daß sich in diesen reich gesegneten Provinzen ein großer christlicher Staat gestalten möge. Aber er verkennt die Schwierigkeiten nicht, die Dem entgegenstehen. Er sucht, etwas gewagt, die Ereignisse im Großen zu bezeichnen, die an den Einsturz des Osmanenreichs geknüpft sein werden.

Ein größerer Raum ist Italien angewiesen. Eine Übersicht römischer Herrschaft und germanischer Staaten eröffnet den Vortrag, der mit Vorliebe bei dem Ringen der Ostgothen mit byzantinischer List und den Talenten eines Belisar und Narses, und bei der Gestaltung innerer Verhältnisse unter der Herrschaft der Longobarden verweilt. Bei der Entwickelung der Streitigkeiten des deutschen Kaiserthums mit dem Stuhl Petri kann der Erzähler den Unwillen über manche moderne Behandlungen dieses Gegenstandes nicht zurückdrängen. S. 113 heißt es:

Über diesen gewaltigen Streit zwischen Kaiser und Papst oder zwischen Staat und Kirche wußte man früher nicht so wunderliche Deutungen, Commentare und Glossen zu machen wie etwa seit dem letzten halben Jahrhundert, wo Viele aus Scheu vor dem Licht der Zeit und aus Angst vor den Schäden der Zeit, die wir auch nicht leugnen wollen, sich über Kopf und Hals in die dunkeln Abgründe des Mittelalters stürzen und mit sogenannten Philosophien der Geschichte oder gar mit einer Geschichte der Philosophie der Geschichte dermaßen mittelaltern, daß uns bei den wirklichen schlauen Lügen oder bei den unbewußt phantasirten Lügengespinnsten von Dem, was Alles damals in Luft und Herrlichkeit geblüht haben soll, grün und gelb vor den Augen wird. Vorzüglich unlieblich und in innerster Seele ärgerlich ist Dem, der in allen Dingen nach Klarheit strebt, die mancherlei halblichtige Eulenspiegelung, die sie uns mit ihrem frömmelnden Wolkendunst vormachen, als ob Deutschland diesen Kämpfen mit Rom, diesen Zügen über die Alpen ganz besondere Vortheile und Vorzüge zu verdanken hätte, zu welchen es ohne diesen langen, blutigen Weg nicht habe gelangen können, als ob der Deutsche für manches Beste und Herrlichste, was er besitzt, dem Italiener zu ganz besonderm Danke verpflichtet wäre.

Wie in frühern Schriften macht er auch hier seinem Zorne Luft, daß Gut und Blut der Deutschen durch die Züge über die Alpen verschwendet sei, und bemüht sich, die Ansichten Derer zu widerlegen, die für politische und wissenschaftliche Bildung Deutschlands, für dessen Kunst- und Handelsleben den Werth dieser Züge nicht allzu gering anschlagen. Wir wollen Arndt bei dieser Digression nicht der Einseitigkeit anklagen. Seine ganze Persönlichkeit erlaubt keine andere Anschauung, als der sich der Wanderer beim ersten Herabblicken von der erstiegenen Höhe erfreut. Und dieser Eindruck bleibt ihm, ob auch Andere, die nach ihm denselben Standpunkt gewannen und lange und prüfend dort weilten, über Ton und Farbe der Landschaft anders berichten. Aber mit voller Seele muß man ihm beistimmen, wenn er sich in Klagen ergießt über das erfolglose Ringen Italiens seit dem 16. Jahrhundert, zur Selbständigkeit und Freiheit zu gelangen.

Mit der Herrschaft der Fremden starben Italiens heldige Männer allmälig aus, oder wenn auch hie und da ein Gewaltiger geboren ward, wie z. B. der Montecuccoli, der Prinz Eugenius, ja selbst Napoleon, so ward sein Name nur für fremdes Glück, oft auch wol im Kampfe gegen Italiens Glück groß und kam seinem Vaterlande nicht zu gute; die kühne Wissenschaft, die nur in freier, heiterer Luft und unter ungesperrtem Sonnenstrahl ihre Flügel entfalten mag, mußte sich unter den Priester beugen; die dichtende und redende Kunst verstummte, oder ward eine Lügnerin und Schmeichlerin und erniedrigte sich in Spielereien mit kleinen Trieben und verzierten und verbastardeten Gefühlen und Gedanken; die Hohe fand keine Hohen mehr; die bildende Kunst: woher sollte ihr bei dem allgemeinen matten Tode der Ton und der Schwung kommen? Nur von der Kunst der Geiger und Pfeifer und Castraten

blieb etwas übrig, aber meistens auch nur Solches, was mehr geeignet war, die Hoffahrt als den Stolz des Volks zu nähren.

So gelangen wir zu den Erzählungen von der Überschwemmung Italiens durch die Heere der französischen Republik, von den aus dem Sturze Napoleon's für die Halbinsel sich ergebenden Folgen und von der Stellung Murat's zu den hieran sich klammernden Hoffnungen des Volks.

Man hat — ruft er aus — den besiegten Italienern feige Meuterer nachgeschrieen, wie denn der Unglückliche oft ebenso viele Verspötter als Bedauerer findet.

Der Verf. fährt (S. 144) fort:

Seit dem letzten halben Jahrhundert hat die Sehnsucht, ein Land für sich, ihr eigenes Land und eigenes Volk zu sein, die Fremden herauszutreiben oder herauszulisten und ein eigenes mächtiges Italien zu stiften, alle fühlenden und denkenden Italiener ergriffen und jedes kleinste Fünkchen Hoffnung, eine solche Erhebung auch nur mit dem geringsten Schein des Erfolges wagen zu können, setzt ihre Herzen sogleich in Flammen. Dies Gefühl ist jetzt mächtig, und selbst gerechte und milde Regierungen von Fremden, welche den Ursprung ihrer Herrschaft durch Freundlichkeit vergessen zu machen suchen, werden auf italienische Treue wenig bauen können.

An Italien reiht sich Spanien, wo immer der Verf. mit Vorliebe verweilte. Und wer möchte diese Neigung nicht mit ihm theilen? Landschaften und Stämme werden vereinzelt und in ihrer bunten Mannichfaltigkeit und dann wieder in ihrem Zusammenhange miteinander skizzirt, die Vergangenheit mit ihrer Herrlichkeit und ihrem unübersehbaren Jammer in raschen, kecken Zügen zusammengestellt. S. 165 heißt es:

Gehe hin und durchblättre die Denkmäler der spanischen Literatur, schaue ihre Kunstwerke, schaue dir den ernsten, ehrenfesten, wehrhaftigen spanischen Mann; aber dann gehe auch hin und schaue ihre Feste, Spiele, Tänze, die Gewandtheit und Schwunghaftigkeit ihrer Leiber, die Leichtigkeit und Anmuth und dann wieder die Ritterlichkeit, Erhabenheit und Majestät ihrer königlichen Sprache — und du stehst still und nimmst tief den Hut ab. Glückliches Volk, wenn es seine Gaben erkennt! Und es wird sie erkennen und wird sich selbst wieder erkennen. Glückliches Volk, welches Calderone und Cervantes erzeugte! O der Cervantes vor allen und über allen, der ist Spaniens Shakspeare, wenngleich Shakspeare der Einzige, Unerreichbare in Europa bleibt. Da ist Anmuth, Zartheit, Lieblichkeit, Keuschheit der Sitten, Scherz und Spiel und tiefstes Weh und tiefste Wonne eines großen und edeln Volks mit einem Witz, einer Fröhlichkeit, mit der heitersten fast göttlichen Ironie, die keine Dornspitzen, höchstens nur kleine Stacheln hat, die um Rosen sitzen. Da ist und leibt und lebt das ganze Volk wie mit seiner Vergangenheit und Zukunft. Und wenn die Welt untergehen wollte und man behielte die Bibel und Shakspeare und Cervantes mit seinem „Don Quixote", das Beste wäre gerettet.

Mit der Äußerung: es sei eine aus oberflächlicher Betrachtung geschöpfte Meinung, daß Spaniens Lebenskraft durch die Vernichtung von Landrechten und Volksfreiheiten gebrochen sei, daß vielmehr der Grund des Uebels in dem nachtheiligen Einflusse zu suchen stehe, den die Entdeckung der neuen Welt auf Spanien geübt habe, möchten sich wenige Kenner der spanischen Geschichte einverstanden erklären. „So arg, als es in den gewöhnlichen Handbüchern der spanischen Geschichte steht, ist es unter Karl V. und Philipp II. nicht gewesen", sagt der Verf. Wir wollen den Werth mancher großartigen Schöpfungen, die durch Ximenez ins Leben gerufen wurden, nicht verkennen, sind aber der Meinung, daß während der Zeit seiner Verwaltung der Grund zu dem endlosen Jammer gelegt wurde, der sich später über Spanien häufte. Karl V. brachte den Sinn für absolute Gewalt nach Spanien mit hinüber. Man weiß, wie planmäßig er die Macht der Cortes untergrub, wie er nach dem Tage bei Villalar Castiliens Freiheiten brach, ohne deshalb dem Lande eine geordnete Verwaltung zu geben; wie er durch Privilegien und Monopole Handel und Gewerbfleiß dem Grabe entgegenführte, dem Übergehen des Grundbesitzes in die todte Hand nicht wehrte. Wie Karl mit Castilien verfuhr, so sein Nachfolger, der königliche Mönch, mit Aragon. Ihm diente die Inquisition zu politischen Zwecken, die schönsten Südländer wurden durch Vertreibung der Morisken menschenleer, seine Kriege und Umtriebe in der ganzen europäischen Welt wandelten Spanien in einen Bettlerstaat um und trieben zur Auswanderung nach Amerika. Der Fluch dieses Gesalbten, der Menschen verachtete und dem nur Priester als heilig galten, hat sich schauerlich über Spanien gelagert.

Die Charakteristik Ferdinand's VII. ist scharf und wahr, nur daß in Betreff der durch diesen König aufgehobenen Successionsordnung von Philipp V. das Thronfolgegesetz von 1789 unberücksichtigt geblieben ist.

So sieht — ruft der Verf. am Schlusse aus — der Wirrwarr der letzten Jahrzehnde Spaniens aus, so sind die ewig wechselnden Getümmel, Aufstände und Rotten dieses schönen Landes, so scheint ihnen Gott im Himmel durch ein verdorbenes und versunkenes Herrschergeschlecht Unordnung, Verwirrung, Gewaltthätigkeit, Mord und Blutvergießen, die aus Herrenlosigkeit entspringen, gleichsam vermacht zu haben. So verdüstert dünken Vielen alle Aussichten der Besserung dieser Zustände, so zügellos scheint sich ihnen der Sinn und Willen des ganzen Volks zu verwirren und zu verwildern, daß sie über Spaniens Zukunft gleichsam den Stab brechen und sprechen: Es ist nichts und wird nichts. Und dies zwar, nachdem man vor 25 und 30 Jahren den heroischen Muth, die unbezwingliche Standhaftigkeit und den unversöhnlichen Haß des Volks gegen seine Überlister und Thronräuber mit Erstaunen und Bewunderung gesehen hatte. Ich für meinen Theil kann einen solchen kurzen Ausspruch mit den Vielen nicht mit solcher Leichtfertigkeit über mein Herz und meine Zunge bringen. Man höre, man schaue kühl und besonnen durch die Getümmel und Geschreie des Tages, man schaue rückwärts und vorwärts und dann wird man die trostlosen Beurtheilungen und Verurtheilungen Spaniens nicht unterschreiben können.

Und nun folgt eine gedrängte aber gewichtige Auseinandersetzung der Gründe, aus denen sich für ein starkes, edles Volk eine verheißungsreiche Zukunft ergibt.

(Der Beschluß folgt.)

Der Kämmerer Laßmann als Junggesell und Ehemann. Von Emilie Flygare-Carlén. Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Berlin, Morin. 1843. Gr. 12. 2 Thlr. 10 Ngr.

Weil dir der erste Schuß gelang, meinst du, du seist zum Schützen von Profession bestimmt? — Sieh dich vor! — Wer

lernt nicht, wenn er zum ersten Mal in die Schule geht, das große A und kriegt eine Zuckerdüte dafür? Ist damit bewiesen, daß der Junge ein Genie ist? Aller Anfang ist schwer, heißt's zwar im Sprüchwort; Goethe aber sagt: Aller Anfang ist leicht! Und Goethe hat so gut Recht wie das Sprüchwort. Wer beim großen A eine Zuckerdüte erhielt, bekommt vielleicht beim kleinen b schon Prügel, und Wenige nur sind, die über das W ohne Weh- und über das Z ohne Zetergeschrei hinwegkommen. Darum laß dich nicht vom Anfang verführen, sondern bedenke das Ende. Nimm nicht Instinct, der ein Allgemeines ist, für Talent oder Genie, welches ewig ein Besonderes bleibt. Auf den Instinct aber verlaß dich nicht: denn er hört auf, wo das Bewußtsein anfängt, wie die Unschuld aufhörte, als Adam vom Baume der Erkenntniß gegessen hatte. Darum sieh dich vor! Dein erster Schuß war gut — aber ein guter Schuß aus Instinct ist kein Meisterschuß. Prüfe dich im Stillen, und merkst du, daß der zweite, dritte, vierte nicht gelingen wollen, so laß es vor der Welt beim ersten bewenden, und sie ist gewiß so gut, dir den Instinct als Talent in Rechnung zu bringen.

So hätte ein guter Freund zu Frau oder Fräulein Emilie Flygare-Carlén sprechen sollen, als sie ihr „Kirchweihfest zu Hammarby" geschrieben hatte und sich darauf den Sessel vor den Schreibtisch rückte, um sich als Schriftstellerin von Profession niederzulassen. Es wäre freilich nicht ganz galant gewesen; indeß eine Frau, die Schriftstellerin werden will, ist mindestens ebenso gut Amazone als eine, die sich zur Jägerin berufen glaubt, und leistet als solche im voraus auf galante Behandlung Verzicht; und so hätte sie denn vielleicht die Wahrheit nicht übelgenommen und als Frau von Einsicht aus der Bitterkeit die Heilsamkeit herausgeschmeckt und ihren „Skjutsjungen", ihren „Gustav Lindorm", ihren „Professor und seine Schützlinge", ihr „Emma's Herz", ihre „Rose von Tistelön" und ihren „Kämmerer Laßmann" zu ihrem und der Lesewelt Vortheil bei sich behalten: denn keins von allen diesen mit admirabler Fruchtbarkeit innerhalb einiger Jahre zur Welt gebrachten Kindern ihrer Muse zeigt sich als ein jenem ersten vollkommen ebenbürtiges Product, und unser „Kämmerer Laßmann" gehört jedenfalls zu den schwächlichsten und mislungensten.

Was zunächst die Wahl des Themas betrifft — denn nach einem Thema scheint das Ganze wie ein Rock auf Bestellung gearbeitet zu sein —, so stellt sich dieselbe zwar insofern eigenthümlich und überraschend dar, als nicht leicht ein Anderer auf einen so trivialen und tausendmal ausgebeuteten Stoff verfallen sein würde; allein diese Art von Originalität pflegt in der Regel nur dann Glück zu machen, wenn der Autor auf eine gleiche Originalität in der Behandlung Verzicht leistet. Das hat aber unsere Verfasserin leider nicht über sich vermocht; vielmehr ist sie kühn genug gewesen, den trivialen Stoff auch ebenso trivial zu verarbeiten — und sie wird sich daher nicht verwundern, wenn wir minder kühnen Lesern rathen, vor einer solchen Bravour bei Zeiten die Flucht zu ergreifen. Wer diesem unserm Rathe folgt, geht dadurch freilich der ihm vielleicht sehr nützlichen Lebenswahrheit verlustig, „wie gefährlich es für alte Junggesellen ist, junge Weiber zu heirathen"; er erfährt nicht, wie der Kämmerer Laßmann, ein alter Junggesell von der ordinairsten Sorte, endlich seines Junggesellenlebens müde wird, es auf die albernste Weise von der Welt anfängt, sich eine Frau zu verschaffen, und endlich eine junge hübsche Nichte heirathet, die ihn begreiflicherweise durch ihre Vergnügungssucht, Putzsucht, Koketterie u. s. w. in eine höchst miserable Lage und endlich ins Grab bringt; kurz, er kommt um eine Geschichte, die er von Anfang bis zu Ende schon weiß und die so durchsichtig ist, daß sie ganz und gar wie nichts erscheinen würde, wenn uns nicht die planlos hineingerathenen Flecke und Blasen deutlich genug den ontologischen Beweis dafür führten. Alle diese Verluste wird er jedoch, wenn er einige Resignation besitzt, leicht verschmerzen und sich damit trösten können, daß er wenigstens der großen Gefahr entronnen ist, den langwierigen Tod der Langweile zu sterben.

26.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 41. — 10. Februar 1844.

Versuch in vergleichender Völkergeschichte von E. M. Arndt.

(Beschluß aus Nr. 40.)

Frankreich. Bei der Übersicht der äußern Geschichte dieses Staats wird die Politik eines Franz I. wol nicht mit Fug mit der eines Ludwig's XI. und Richelieu zusammengestellt. Mit besonderer Sorgfalt und in treffenden Zügen sind die einzelnen Stämme Frankreichs nach Abstammung und Volksthümlichkeit geschildert. Geht der Verf. dann zur Beschreibung des Bildes als eines Ganzen über, so stoßen wir auf ein, bald im heiligen Zorneifer, bald in derber Ironie, aus der Glut persönlichen (deutschen) Unwillens und wiederum aus der Fülle der Wahrheit hervorbrechendes Sprudeln der Gedanken. Da liegen Haß und Liebe, Fluch und Anerkennung hart beieinander und wenn man mitunter das Wort des jugendstarken Greises hemmen und ihn zum besonnenen Verweilen bei einigen Licht- und Schattenpunkten bewegen möchte, so fühlt man doch gleichzeitig, daß man diese gesunde, rasche Natur gewähren lassen muß und daß sie eben nur in ihrer Art so Ungewöhnliches zu bieten im Stande ist.

Was der Franzosen Hoffahrt und Unruhe den andern Europäern noch bringen wird — schließt diese Abhandlung —, wann und wie sie wieder mit Getümmeln losplatzen werden, wer weiß es? wol aber verkündigt das allgemein ausgesprochene Gefühl, daß sie sich in ihren Grenzen, in den Grenzen eines schönen und starken Landes, viel zu sehr eingeengt fühlen, daß sie ihre Ruhmsucht nicht gesättigt, ihre Herrschsucht nicht befriedigt, ihre Ansprüche auf die erste Stelle unter den Völkern nicht genug berücksichtigt fühlen, besonders aber das brennende Gefühl, daß sie sich von den Engländern so oft in Schatten gesetzt fühlen, ohne begreifen zu können, wodurch diese englische Verdunkelung über sie verhängt wird. Wol verkündigt dies Alles, daß hier noch ein kleiner Nachvulkan unter Lavaasche gährt, der vielleicht einmal wieder ein gewaltiger europäischer Knall werden wird.

Großbritannien. Die hier gegebene Charakteristik des Volks möchten wir weit über die vorangegangene Schilderung der politischen Ereignisse stellen, welche die Bewohner der drei Inselreiche betrafen. Steht doch letztere um so vereinzelter da, als sie mit der Darstellung der Bewegungen, welche die Durchbildung der Verfassung hervorriefen, nicht durchwebt ist. Aus der erstern aber erkennen wir den scharf prüfenden, durch keine Äußerlichkeit zum Urtheil verleiteten, sondern nach tieferm Gehalte die Erscheinungen abwägenden Reisenden, der aus den Offenbarungen der Vergangenheit die Jetztzeit entziffert.

Der Engländer steht da stolz, fest, still und abgeschlossen in seinem Dasein mit sicherm Blick und festem Tritt; er geht ruhig durch die Welt hin, ohne sich umzuschauen, wer und ob Jemand ihn bemerkt. Es ist der tapfere, kühne Seemann, es ist die vollendete Seemannsnatur, welche sich in ihm ausgeprägt hat und wovon in jedem Engländer, selbst in dem Krämer, Schneider und Schuster, eine leichte Färbung erscheint. Er steht so fest, schaut so klar und fest in die Weltweite, als hätte er einen Fuß auf seinem Eiland, den andern auf den Dreizack Neptun's gestemmt. Nichts Unbestimmtes, Träumendes, Überfließendes und Mittheilsames wie eines Deutschen, sondern das Harte, Feste und auch Herbe des Seemanns. Entschlossenheit, Trotz und Stolz sein Wesen; stumm und trotzig steht er in Selbstgenüge da, aber nicht eitel, noch als ein Eitler verletzt, wenn man sich um ihn kümmert. Ein eitler Franzose ist etwas Natürliches, kann sogar noch etwas Liebenswürdiges sein; ein eitler Deutscher ist etwas Albernes, ein eitler Engländer etwas Erbärmliches.

Anklagen, welche in der neuesten Zeit, besonders in Deutschland, gegen Englands mit Willkür und List geübte Handelsherrschaft laut geworden sind, Befürchtungen, die für das fernere Gedeihen des englischen Lebens aus der Zerrissenheit seiner innersten Zustände aufsteigen, weist der Verf. unstreitig zu rasch und ohne ernstliche Würdigung von der Hand.

Rußland, Polen, Skandinavien. In Betreff dieser Reiche glaubt der Verf. auf seine frühern Mittheilungen über dieselben verweisen und sich hier mehr mit der Aufzeichnung der Hauptzüge der politischen Verhältnisse begnügen zu dürfen. Diese Zeichnungen sind mit sicherer Hand hingeworfen, in manchen Beziehungen mehr andeutend, hinweisend als ausgeführt. Während Rulhières sich abmühte, durch zahllose Anekdoten und kleine Raisonnements Katharina II. zu portraitiren, begegnen wir hier ihrem mit wenigen Strichen trefflich aufgefaßten Bilde.

Sie vereinigte Männermuth und Weiberlist, durch russische List verstärkt, auf eine wunderbare Weise. Klug, standhaft, muthig um sich schauend, d. h. schnell blickend und schneller fassend, durch keine Rücksichten des Gewissens, der Treue und der Menschlichkeit gehemmt, fand dies fürchterliche Weib, von den Russen die große Frau genannt, mitten in ihren Wollüsten, welchen sie gleich einer Julia, Messalina und Faustina,

man sollte sagen gleich ihren Vorgängerinnen Anna und Elisabeth, erlag, alle Muße und die Besonnenheit, die Schlagnetze ihrer Politik über die Welt auszuwerfen und Rußland groß zu machen.

Später (S. 307) heißt es:

Mit eiserner russischer Beharrlichkeit und Festigkeit des Gesichtspunktes der Herrschaft hat Nikolaus bis heute fortgearbeitet, gleich einem Iwan Wasiljewitsch mit russischer und römischer Strenge und Unbiegsamkeit des Sinnes und des Entschlusses Alles, was in den ungeheuern Bereich des russischen Kessels fällt, mit geschwindem und langsamem Feuer so lange zusammenzurühren und zu sieden, daß das Ungleichartige, Neuhineingeworfene sich mit der großen russischen Masse zu Einem Leibe mische; denn ein zusammengemalmter und zusammengestampfter Brei mögen die Völker der Moskowiten wol heißen. So greift der feste, muthige Stolz dieses Kaisers um sich.

Bis zu welchem Grade indessen der russische Autokrator, und selbst eine so mächtige Persönlichkeit wie die von Kaiser Nikolaus, dem Willen seines Volks sich beugt, wird in den nachfolgenden Erörterungen auseinandergesetzt, die zugleich sich mit dem Gepräge und Inhalt dieses Mittelpunkts des Slawenthums beschäftigen.

Dem Urtheile des würdigen Mannes über Polen kann Ref. nicht beistimmen. Wen Unglück schlug, der läßt nur zu leicht die Zeichen der Selbstverschuldung an sich erkennen. Es ist am Rhein, an der Elbe und Donau nicht weniger gesündigt als an der Weichsel. Aber das Wetter fuhr gnädig über uns hin; es strafte nur, ohne zu vernichten. Und doch „könnte die jüngste polnische Wehklage auch eine deutsche Wehklage werden". Es ist wenigen Reichen beschieden, in so ritterlichen Kämpfen unterzugehen, wie Polen solche seit 50 Jahren bestanden. Und doch lebt die Hoffnung im Herzen des Volks fort, und fern von der Heimat und unter den Augen trotziger Sieger harrt Polen starken Glaubens der Auferstehung.

Des Verf. An- und Aussichten über Skandinavien sind aus dessen Schriften zu bekannt, als daß ein besonderes Zurückkommen auf dieselben hier erfoderlich wäre. Man fühlt mit ihm, es ist sein Element, in dem er sich bewegt, das dankbar ihn trägt, wie er mit voller, warmer Brust sich ihm entgegenwirft; es ist das Land, dessen Sagen und Märchen zuerst sein Ohr beschlichen und die der Jüngling und Greis mit treuer Liebe gewahrt hat.

Endlich Deutschland. Hier kann ein Referat nicht frommen, es will der ganze Spruch des Mannes gehört sein, der sein Deutschland bleibende Lieder und Weisen lehrte, der ehrlich schilt und ehrlich lobt, dem kleine Tendenzen des Augenblicks nie den Standpunkt verrückten, von dem herab er übersah, was die Woge der Zeit anspülte und abriß, der mit wenigen Starken stark blieb, als die Menge sich verloren gab, und der die Fluten der Menge ebnete, als diese fessellos über Höhen sich ergießen wollten, der, als man ihm auflauerte und als man ihn kränzte, bei der Stimme des Hasses und der schmeichelnden Liebe ein freier Mann blieb. Wir endigen unsern Bericht mit den Schlußworten des Buchs:

Dunkle Zukunft, hoffnungsvolle Zukunft, du wirst Vieles anders bringen und anders gestalten als wir meinen und wünschen; aber Eines wissen wir, und in dieser Gewißheit können wir fröhlich unsere alten Augen schließen: Deutschland ist wieder erwacht, es wird einem fröhlichen sonnigen Morgen und Mittag entgegenwandeln, und die Nacht seiner Tage wird die fernste sein. 53.

Kopernikus und Newton.

Das Leben der unorganischen Natur. Eine zur Gedächtnißfeier der 300jährigen Begründungszeit des Kopernikanischen Systems den 11. Juni 1843 in der Aula Leopoldina zu Breslau gehaltene öffentliche Vorlesung von Georg Friedrich Pohl. Breslau, Graß, Barth und Comp. 1843. 8. 10 Ngr.

Newton und die mechanische Naturwissenschaft. Zu Newton's Gedächtniß im zweiten Säcularjahre seiner Geburt. Von Karl Snell. Dresden, Arnold. 1843. 8. 15 Ngr.

Wie verächtlich man auch in neuerer Zeit hier und da auf die vor ungefähr 40 Jahren in vollem Glanze jugendlicher Schönheit prangende Naturphilosophie herabsehen und wie gern man sich dagegen einer empirischen Beobachtungs- und den Blick mehr auf das Einzelne richtenden Reflexionsweise hingeben mag, so bleibt doch gewiß die Idee der Einheit des Alls und der Allseitigkeit des Lebens aller erschaffenen Wesen für alle Zeiten wahr. Sie ist auch nicht von heute und gestern, diese Idee; große Geister des Alterthums hatten sie schon gefaßt und auf eine nicht zu verkennende Weise ausgesprochen; aber Schelling gebührt das Verdienst, sie zu einer Zeit, in der, namentlich in der Physik, eine rein mechanische Anschauungsweise jede höhere Lebensansicht verdrängt hatte, wieder siegreich in die Naturwissenschaft eingeführt zu haben. Keinem Zweige dieser Wissenschaften blieb sie fremd, ja sie ist dergestalt in Blut und Leben derselben eingedrungen, daß man noch jetzt ihren Einfluß auf die Ansichten vieler neuern Naturforscher nicht verkennen kann, obschon man sich oft dieses Einflusses entweder nicht bewußt zu sein oder sich dessen zu schämen scheint. Dagegen ist man freilich, und wol mit Recht, von der Anmaßung zurückgekommen — und selbst der Urheber dieser Philosophie scheint andern Sinnes geworden zu sein —, daß man gleichsam an Gottes Stelle die ganze reale Welt ideel zu construiren vermöge, und daß, wie das Geistige in uns die eine Seite der Dinge darstellt, in ihm auch das Reale enthalten sein müsse, eine Ansicht, die besonders manche jüngere Philosophen verleitete, der Natur keck Gesetze vorzuschreiben, die aller Erfahrung widerstritten, oder spielend Analogien an die Stelle von Erklärungen natürlicher Erscheinungen zu setzen, die nicht einmal poetischen Werth hatten, viel weniger die Einsicht in das Wesen der Dinge weiter zu fördern im Stande waren. Allerdings liegt in uns der geistige Drang, unsere Erkenntniß über die sinnliche Wahrnehmung hinaus zu erweitern, den Grund der geschaffenen Dinge, das sie Erzeugende, ihre Ursache zu erforschen; denn in den Dingen selbst finden wir diesen Grund nicht; das Einzelne entspringt entweder mit dem Andern aus demselben Boden oder es hat seine Entstehung einem Andern zu danken; dieses Andere setzt aber wieder eine Ursache seiner Entstehung voraus u. s. f. Aber auch in dem Ich kann der Grund des Daseins der Dinge nicht liegen, sie sind nicht freie Erzeugnisse dieses Ichs, wir können sie nicht nach Willkür im Innern schaffen und hervorbringen, sondern wir gelangen nur zu Vorstellungen von ihnen durch sinnliche Eindrücke. Etwas aber, was auf die Sinne zu wirken im Stande ist, muß Realität haben, es muß ihm das Prädicat des Seienden, des Wirklichen zugeschrieben werden. Der Grund der Dinge muß daher anderswo gesucht werden, und er wird gefunden, indem wir dem ursprünglichen Zusammenhang der einzelnen Dinge nachspürend, von Stufe zu Stufe fortschreitend und das Besondere aus einem Allgemeinen ableitend, endlich zu einem Ursein, einer höchsten Ursache der gesammten

Erscheinungswelt, zu dem Geiste der Welt, Gott, gelangen. Dieses Ursein muß als ein Einiges, Unendliches, Ewiges erkannt werden, es muß der Inbegriff alles Seins und Werdens sein, denn außer ihm kann nichts existiren und es kann nicht wieder von einem Andern abhängen. Im Vergleich mit ihm ist unser Ich, obwol auf seine Weise, schrankenlos und unbegrenzt, doch nur ein innerhalb bestimmter Schranken Thätiges, eben weil es ein Besonderes, mit andern Dingen in Wechselwirkung Stehendes und nicht schlechthin das Unendliche, Alleinige selbst ist. Es trägt zwar, als dem Ursein entsprossen, auch die Merkmale seiner Abstammung an sich, aber es ist doch immer nur der Abglanz des höchsten Geistes, eine Mitgabe des vollkommensten unter allen bis jetzt bekannten Geschöpfen, die es allein befähigt, bis zur Anschauung jenes höchsten Urwesens vorzudringen, aber dieses doch nur durch das trübe Medium eines irdischen Auges schauend, seine Allmacht und Allweisheit mehr in seinen Wirkungen ahnend als wirklich mittels seiner Vernunft erfassend.

Wie jenes Ursein dazu gekommen ist, in seinem Wirken eine besondere Form anzunehmen und ohne aufzuhören, ein Unendliches zu sein, jedem einzelnen Dinge die endliche Form aufzudrücken, oder, mit andern Worten, wie Gott dazu gekommen ist, eine Welt zu schaffen, die zwar, gleich ihm, ohne Anfang und Ende, aber in steter Evolution begriffen, jedes Einzelwesen immer wieder unter neuen Schöpfungen untergehen läßt, dies bleibt uns ebenso unergründlich als das Wesen der Gottheit selbst. Wir erkennen es eben nur als einen freien Act unendlicher Thätigkeit und Wirksamkeit, als ein Erzeugendes, was nicht ohne Erzeugtes bleiben konnte, die Schöpfung selbst aber als den unvergänglichen, in stetem Wechsel von Werden und Vernichten begriffenen Leib eines unvergänglichen, ewigen Geistes, „der Gottheit lebendiges Kleid". Genug, die Welt ist uns als ein Reales gegeben, was aber nicht als ein von Gott Geschiedenes, sondern von ihm Unzertrennliches, mit ihm Einiges betrachtet werden muß, in dem sich seine unendliche Wirksamkeit auf stetige Weise und in immer neuen, zwar endlichen, aber der Uridee nach und in Bezug auf das Ganze in steter Metamorphose begriffen — unvergänglichen Formen entfaltet. Diese Entfaltung, dieses unmittelbare Hervortreten der göttlichen Wirksamkeit in besondern Richtungen, was eben die einzelnen Dinge zur Erscheinung bringt, geschieht durch mannichfaltige Kräfte, die sich in der Materie gegenseitig hemmen und beschränken. Sie sind an den Dingen das Allgemeine, das Geistige, das sie Begründende, was allenthalben mit der Materie verbunden ist. Vermöge dieser Verbindung von Kraft und Materie auf besondere Weise und innerhalb bestimmter Schranken offenbart sich die Mannigfaltigkeit der Dinge, und vermöge der steten Abänderungen und Wandelbarkeit ihrer Verhältnisse ihr fortdauernder Wechsel in Zeit und Raum. Der Grund alles Bestehens und alles Wechsels liegt aber in dem Ursein, in der Welt, im Ganzen. Sie ist der Inbegriff alles Endlichen, und während sie in allen Einzelnen als endlich erscheint, trägt sie als Ganzes alle Merkmale des Unendlichen an sich.

So ist denn das Universum ein großer Organismus, in dem sich die geistige Urkraft in unzähligen, stets wechselnden Gestalten und Formen auf ewige Weise auseinander legt, ohne sich je zu erschöpfen, ein unendliches Werden durch sich selbst, unbeständig in allem Einzelnen, aber in seinem Ganzen und in den allgemeinen Normen seines Wirkens stets sich gleich und nach unabänderlichen Gesetzen wirkend. Die Gesetze, denen das Ganze unterstellt ist, sind auch die des Einzelnen, und jedes Einzelne steht sowol mit jedem andern Einzelnen als mit dem Ganzen im Einklang, und trotz der Zufälligkeit, welche in den einzelnen Erscheinungen zu walten scheint, ist doch Alles zur Einheit verknüpft und trägt den Stempel des harmonischen Zusammenwirkens.

Jedes einzelne Ding ist Das, was es ist, nur durch ein besonderes und bestimmtes Verhältniß von Kraft und Materie, aber auch mehre Einzelheiten schließen sich wieder zusammen zu allgemeinern Gesammtheiten, stellen beziehungsweise und im Vergleich zum einfachen Dinge ein Ganzes dar, während sie im Verhältniß zum Universum eben nur wieder Einzelheiten sind. Sie können gewissermaßen als besondere Corporationen im allgemeinen Staate angesehen werden, die aber ebenso wenig isolirt und ohne diesen bestehen können als dieser ohne sie. Eine solche Gesammtheit ist das Weltkörpersystem, dem auch unsere Erde angehört. Es erscheint als ein in sich geschlossenes Ganzes und ist dieses auch, insofern sich alle zu ihm gehörenden Weltkörper um einen gemeinsamen Centralkörper bewegen und sich gegenseitig durch das Gesetz der Gravitation bestimmen. Wahrscheinlich ist es jedoch, daß sich dieses unser Planetensystem wieder zu andern nur als eine Einzelheit verhält u. s. f. Auch unsere Erde ist im Vergleich mit dem Planetensystem eine solche Gesammtheit, ein Ganzes für sich, welches zwar zum Theil von seinem Centralkörper abhängig, aber doch in Hinsicht seiner Entwickelung und seiner productiven Thätigkeit höchst wahrscheinlich, gegen andere Körper seines Systems gehalten, als ein besonderes Glied jener Gemeinschaft angesehen werden muß. Aber auch mit ihrer Schöpfung zeigt sich der universelle Trieb, Einzelnes zu geschlossenen Gesammtheiten zu verknüpfen, noch nicht erschöpft, und zwar veredeln sich hier die Bildungen, vom Niedern zum Höhern aufsteigend, indem die Theile, aus denen das Ganze besteht, zu bestimmten Zwecken dienen, sich nach eigenthümlichen Gesetzen aus sich selbst gestalten, sich das Leben zu selbsteigener, freier Thätigkeit erhebt. Das Leben des Alls gestaltet sich auf höhern Entwickelungsstufen zum eigentlichen organischen Leben, der Makrokosmus wird zum Mikrokosmus. Obschon nun das Leben des Universums kein besonderes, geschiedenes von dem der einzelnen individualisirten Kreise ist, vielmehr alles Einzelleben in sich schließt und sich der unendliche Gedanke eben durch alles individuelle Leben offenbart, in der Mannichfaltigkeit seiner Erscheinungen gleichsam zur lebenden Sprache wird, und obwol nicht zu bezweifeln ist, daß dieselben Kräfte, welche die Planetenbahnen regieren, auch die Bedingung des organischen Lebens sind, da sie mit und in dem Urquell aller Kräfte vereinigt sind, so dürfte es doch immerhin ein vergebliches Bemühen sein, das organische Leben aus mechanischen Kräften zu erklären, sowie im Gegentheil jenes auf die mechanische Naturwissenschaft anzuwenden. Eben darin, daß jeder besondere, von dem andern abgeschlossene Kreis, im Vergleich mit einem andern, etwas Besonderes, für sich Bestehendes ist, liegt der Grund, daß wir in ihm eigenthümliche Kräfte und Gesetze erkennen, unter denen sein besonderes Leben in die Erscheinung tritt und für uns erkennbar wird. Die Annahme von Kräften ist ein Nothbehelf für unsern Verstand, um den Grund, das Ideale an den Dingen zu bezeichnen und uns dadurch ihr Wesen und ihr Verhältniß zu andern Dingen begreiflicher zu machen. Selbst in einem besondern Kreise dieser Dinge befangen, vermögen wir nicht aus ihm herauszutreten, ihren Zusammenhang und ihr Leben mit andern Kreisen vollständig zu erfassen, nur ihr Einssein mit und in dem Unendlichen, in dem Urquell aller Dinge zu ahnen. Die Verschiedenheit der Kräfte, die wir einzelnen, abgeschlossenen Kreisen zuschreiben, bezeichnen daher die Verschiedenheit der Dinge selbst, die wir auf unserm irdischen Standpunkte nur als solche zu erfassen vermögen. Wie die Dinge selbst verschieden, so sind es auch die Kräfte, die sich an ihnen darstellen, weil sie nur als geschieden, als besondere Glieder des allgemeinen Ganzen zu unserer Anschauung kommen und wir sie nicht in ihrem Ursein erkennen können. Wir können von dem Begriff eines Weltkörpers die Gesetze der Schwere, der Anziehung und Abstoßung ebenso wenig ausschließen, als von dem eines Thieres oder Menschen die Gesetze der freiwilligen Bewegung, der Selbstreproduction u. s. w. Wir werden daher immer genöthigt sein, auf das Reich des Unorganischen und zur Erklärung seiner Erscheinungen mechanische, auf das Reich des Organischen dagegen dy-

namische Kräfte in Bewegung zu setzen. Um den Zusammenhang aller dieser Kräfte in dem Ursein und um zu begreifen, wie sich der aus ihm stammende Strahl des Alllebens in den Dingen in verschiedene Strahlen bricht, müßten wir Gott gleich, er selbst sein. Als vollkommenere Nachbilder des Göttlichen liegt aber in uns das Verlangen, durch die Einzelheit der Erscheinungen durchzuschauen und die ihnen gemeinsame Wurzel zu erreichen, ja das Wesen der Dinge, wie es in diesen Einzelheiten besteht, weist uns selbst auf eine höhere Verknüpfung hin. Wir sind anzuerkennen genöthigt, daß zwischen den Kreisen des Unorganischen und Organischen keine absolute Trennung besteht, daß die Grenzen des einen unbemerkt in die des andern übergehen. Wir stoßen auf unorganische Bildungen, die den organischen sehr nahe stehen, auf Pflanzenbildungen, die schon Merkmale des thierischen Lebens zeigen; ja selbst die mechanischen Gesetze haben noch im Reiche des Organischen eine gewisse Geltung. Das Gesetz der Schwere ist auch von den organischen Körpern nicht ausgeschlossen; die Gesetze des Hebels finden einigermaßen auch ihre Anwendung auf die Muskelbewegung, die hydraulischen und die hydrostatischen auf die Blutbewegung, das Phänomen der Imbibition gilt so gut von unorganischen wie von organischen Körpern; elektrische und magnetische Wirkungen geben sich in beiden kund: nur erscheinen diese Gesetze und Kräfte in verschiedenen Reichen unter verschiedener Form, eben weil die Materie, an die sie gebunden sind, und die Verbindungen, die sie mit ihr eingehen, andere sind; wäre dies nicht, so würden sie auch nicht als besondere Lebenskreise, als besondere Dinge erscheinen. Endlich steht der individuelle Organismus auch in stetem Verkehr, ja in einer gewissen Abhängigkeit von der unorganischen Welt, sodaß das Eine nicht ohne das Andere bestehen könnte; er nimmt aus der Außenwelt Stoffe auf und gibt sie verändert an solche zurück. Nur unterscheidet sich der organische Körper dadurch von dem unorganischen, daß die Bedingungen seines Daseins und seines Erhaltens und Wirkens nicht wie bei diesem ausschließlich in der Außenwelt, sondern zum Theil in ihm selbst liegen, und daß vermöge der in ihm selbst liegenden Gegensätze die äußern Einwirkungen nach bestimmten Gesetzen und zu bestimmten Zwecken verwendet werden.

Wir haben hier diese unsere Ansicht von dem Leben im Universum vorangestellt, weil wir es in den oben genannten Gelegenheitsschriften mit zwei Verfassern zu thun haben, deren einer eine gleich-lebendige, der andere die mechanische Naturanschauung vertritt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Spuren socialistischer Bestrebungen lassen sich in Frankreich sehr weit zurückverfolgen. Mehr als ein halbes Jahrhundert vor St.-Simon und Fourier veröffentlichte Morelly seinen „Code de la nature ou le véritable esprit de ses loix, de tous tems négligé ou méconnu (Par-tout, chez le vrai sage, 1755), der in vier Abtheilungen ein vollständiges System der gesellschaftlichen Reorganisation enthält. Sie beruht auf den nämlichen Grundlagen, die heutzutage in Vorschlag gebracht werden. So heißt es S. 23 in der „Exposition détaillée des vrais fondements de sociabilité": 1) „Unité indivisible des fonds de patrimoine et usage commun de ses productions. 2) Abondance et variété de ces productions plus étendue que nos besoins, mais que nous ne pouvons recueillir sans travail; tels sont les préparatifs de notre conservation, les soutiens de notre être." S. 29 sagt Morelly: „Le seul vice que je connoisse dans l'univers c'est l'avarice — le désir d'avoir — là où il n'existeroit aucune propriété, il ne peut exister aucune de ces pernicieuses conséquences. S. 144: „Otez la propriété, je le repète sans cesse, vous anéantissez pour jamais mille accidents, qui conduisent l'homme à des extrémités désespérantes." S. 188: „Voulez-vous bien mériter du genre humain en établissant le plus heureux et le plus parfait des gouvernements? Reformes les défauts de la politique et de la morale sur les loix de la nature; pour y réussir commencez par laisser pleine liberté aux vrais sages d'attaquer les erreurs et les préjugés qui partiennent l'esprit de propriété; ce monstre terrassé, faites que l'éducation fortifie cette heureuse réforme" u. s. w. Die drei ersten Abtheilungen setzen die „défauts des principes généraux de la politique et de la morale, défauts particuliers de la politique, défauts particuliers de la morale vulgaire" auseinander; die vierte bringt als Resultat ein „modèle de législation conforme aux intentions de la nature". In dem kurzen Vorworte dazu äußert sich Morelly unter Anderm: „Je n'ai pas la témérité de prétendre réformer le genre humain, mais assez de courage pour dire la vérité, sans me soucier des criailleries de ceux qui la redoutent, parcequ'ils ont intérêt de tromper notre espèce ou de la laisser dans ses erreurs, dont ils sont eux-mêmes les dupes." Als „loix fondamentales et sacrés, qui couperoient racine aux vices et à tous les maux d'une société" werden aufgestellt: „1) Rien dans la société n'appartiendra singulièrement ni en propriété à personne, que les choses dont il fera un usage actuel soit pour ses besoins, ses plaisirs ou son travail journalier. 2) Tout citoyen sera homme public, sustenté, entretenu et occupé aux dépens du public. 3) Tout citoyen contribuera pour sa part à l'utilité publique selon ses forces, ses talents et son âge; c'est sur cela que seront reglés ses devoirs, conformément aux loix distributives." Nun folgen die „loix distributives ou économiques". Dann die „loix agraires, édiles, de police, somptuaires, de la forme du gouvernement, de l'administration du gouvernement, conjugales, d'éducation, des études (qui empêcheroient les égarements de l'esprit humain et toute rêverie transcendante), und endlich die „loix pénales", die als höchste Strafe einsames Gefängniß auf Lebenszeit festsetzen. Morelly schrieb diesen „Code de la nature" zunächst, um die in seiner „Basiliade", einem verschollenen allegorischen Lehrgedicht, niedergelegten Ansichten weiter zu entwickeln und zu begründen. Man hielt lange Diderot für den Verf. desselben; auch Laharpe war in diesem Irrthum befangen und fühlte sich berufen — mit wie vielem Geschick, lassen wir unerörtert — diesen Vorläufer der „brigands révolutionnairs" — so nannte er ihn — von seinem Lehrstuhle herab zu bekämpfen. Der würdige Literator machte überhaupt mit solchen Producten nicht viel Umstände. Ungefähr 30 Jahre nach der „Basiliade" gab Pechmija (einer der edelsten Gelehrtencharaktere des 18. Jahrhunderts, dessen Freundschaftsverhältniß mit dem Dr. Dubreuil an die alten Zeiten erinnert) den „Telephe" heraus, ein Lehrgedicht, in dem ebenfalls das Eigenthums- und Erbrecht angegriffen sind. Laharpe bemerkt darüber: „Il ne veut pas que les enfants succèdent à la fortune de leurs pères, comme si cette succession n'était pas du droit naturel" u. s. w. Den Beweis davon ist er freilich schuldig geblieben. 54.

Neueste Geschichte.

Soeben ist von der in d. Bl. bereits erwähnten „Histoire des états européens depuis le congrès de Vienne, par le vicomte de *Beaumont-Vassy*" der zweite Band erschienen. Derselbe umfaßt die neuere Geschichte von Schweden, Norwegen, Dänemark und Preußen. Wir können uns von diesem Theile besonders etwas Tüchtiges versprechen, indem sich der Verf. schon früher in andern Werken mit der Geschichte des europäischen Nordens befaßt hat. Wir erwähnen von ihm namentlich „Les Suedois depuis Charles XII" (2 Bde., 2. Aufl.) und eine Biographie Swedenborg's. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 42. —— 11. Februar 1844.

Die Wiederkehr. Eine Novelle. Herausgegeben von dem Einsiedler bei St.-Johannes. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 12. 6 Thlr. 15 Ngr.

Schon seit mehren Monaten hat das hier genannte Buch seinen Weg in das Publicum gefunden; in seiner Erscheinung ein neues Zeugniß davon abgelegt, daß unsere alten Definitionen aus Batteux und Sulzer auf die Erzeugnisse der schönen Literatur unserer Zeit, die über alle gewohnten Maße hinauswachsen, gar keine Anwendung mehr haben; zugleich aber auch, was wir nur mit lebhafter Sympathie bemerken können, Freunde und Freundinnen in einer Ausdehnung gewonnen, die ihm zur Ehre und mehr als Einem der dabei Interessirten zur Freude gereichen muß. Wir gehen mit Liebe, aber gewiß nicht mit Vorliebe, an die Besprechung dieses Buchs, wenngleich wir wegen ihrer Form in einiger Verlegenheit sind, da wir allerdings bemerken müssen, daß nach der Normalidee, die wir bisher von einer Novelle mit uns herumgetragen haben, auch nachdem schon Steffens uns genöthigt hat, unser Maß dafür im eigentlichen Sinne des Worts um ein Bedeutendes auszudehnen, die Novelle unsers Einsiedlers dennoch unverkennbar an einer gewissen Maßlosigkeit — nach außen und nach innen — leidet, und somit uns selbst in die Gefahr bringt, wenn wir nicht durch einen glücklichen Zufall uns hindurchlootsen, in eine ähnliche Formlosigkeit hinein zu gerathen. Drei in der That fast kolossale Theile geben dem Kinde — und als solches müssen wir uns nun einmal immer die Novelle denken — einen Embonpoint, der uns bisher fast noch nicht in solcher Fülle vorgekommen ist; das die Maßlosigkeit nach außen hin. Dann aber nimmt der Dialog und die Betrachtung von dem Ganzen einen so beträchtlichen Theil in Besitz, daß man gar oft meinen möchte, das Novellenfahrzeug sei wirklich nur ein Transportschiff, hauptsächlich bestimmt, den Ballast jener speculativen und eben darum der epischen Dichtung fremdartigen Ladung zur Stelle zu schaffen, womit uns das innere Maß verletzt scheinen dürfte. Schwerlich wird es uns darum unter diesen Verhältnissen gelingen, Das, was wir zu berichten und auszusprechen haben, in der Form einer scharf begrenzten Einheit geben zu können, und wir thun insofern vielleicht am klügsten, wenn wir gleich von vornherein uns in unser Schicksal fügen und unsere Besprechung in zwei Abtheilungen, eine allgemeine und eine besondere, zerfällen. In jener, die wir sehr kurz zu fassen gedenken, versuchen wir ein einfaches Bild von Dem, was das Buch als Novelle ist, aufzustellen; in dieser möge es uns vergönnt sein, mit dem Einsiedler die mancherlei Zustände der Zeit und des Lebens, die nach und nach unter den Focus seiner Beschauung gezogen werden, durchzugehen, sie unter gewisse Hauptgesichtspunkte zu ordnen, jedoch im voraus die Freiheit uns auszubedingen, so viel davon zu nehmen und zu geben, als uns eben, besonders auch im Interesse unserer Leser, gefallen will.

Der Schauplatz unserer Novelle liegt schon ziemlich weit hinter unserer Zeit zurück, und es will uns fast bedünken, als ob der Einsiedler, vielleicht selbst bereits von den länger werdenden Abendschatten umflossen, von sich und von der Gegenwart Rechenschaft ablegen wolle, wie er und sie Das, was Beide sind, eben haben werden müssen, weshalb er um mehr als ein volles Menschenalter hinter unsere Zeit zurückgeht. Die eigentliche Geschichte beginnt mit dem Jahre 1797 im Mai und endet ganz an der Schwelle des Winters 1803, umfaßt also wenig über sechs Jahre. Es mag wol scheinen, daß jene Zeit als die Ära betrachtet werden soll, in welcher das wunderliche Kind, das wir Gegenwart nennen und das eben jetzt in seiner vollen Lebensblüte steht, zur Welt geboren worden ist. Der weitere Grund, auf welchem das einfache Gemälde ausgeführt worden ist, gehört allerdings einem Gebiete an, nach welchem im Drange und Glanze unserer Tage eben nicht viel hingeblickt wird, weshalb er aber vielleicht gerade neu und ein besonderer genannt werden könnte. Wird nun in unserm Buche auch viel gereist und selbst die neue Welt mit hineingezogen, so bewegt sich doch Alles fast nur in ländlichen Sphären und unter Menschen, die an sich wol der haute-volée angehören könnten, aber mit dieser schon längst abgeschlossen haben und auf die Theilnahme an ihr, auch wenn Gelegenheit dazu da wäre, überall Verzicht leisten, um sich sogleich wieder in ihren bestimmt abgegrenzten, anspruchslosen Lebenskreis zurückzuziehen. Ein bürgerlicher Gutsherr mit seiner

aus der Hausfrau, drei Söhnen und einer Tochter bestehenden Familie, und ihm gegenüber ein alter Reichsgraf mit Gemahlin, Sohn und Tochter, beide mit zeitlichen Gütern reich gesegnet und stattliche Schlösser in demselben Dorfe bewohnend, zwischen ihnen in der Mitte und wirklich vermittelnd ein Landgeistlicher, schon bejahrt, aber leiblich und geistig rüstig, das sind die Hauptpersonen in der einfach angelegten Erzählung, und der älteste Sohn der bürgerlichen Familie, Theodor, ist der Hauptträger des Titels der Novelle. Dieser, der Sohn, beschreibt eine ziemlich parabolische Bahn, ohne doch jemals auf derselben aus ihren gesetzlichen Gleisen, weder zur Rechten noch zur Linken, auszuweichen, und kehrt so zuletzt glücklich wieder in den Punkt zurück, von welchem er ausgegangen war. Die unverkennbare Grundtendenz des Ganzen ist eine Rechtfertigung des christlichen Lebensprincips und zwar in seiner reinprotestantischen Auffassung, als der höchsten und befriedigendsten Verklärung aller menschlichen Verhältnisse, mit welcher der mildgesinnte Einsiedler sich wol schmeicheln mag, wenn auch nicht bei den radicalen Bewegern der Gegenwart, doch aber gewiß bei jener großen Mehrzahl, die diesen Titanen mit ängstlichem Harren der Zukunft und mehr zweifelnden als hoffenden Blicken zusieht, einen freundlichen Eingang zu finden. Wer sich nur entschließen kann, aus dem Stürmen und Rauschen des Alles mit sich dahin reißenden Fortschritts der Zeit heraus, auf den stillen, aber dennoch von gar frischen Lichtern erhellten und in sich rastlos und kräftig schaffenden Lebenskreis hinzuhorchen, den eine innige und nach allen Seiten hin unverworrene christliche Ansicht um sich gezogen hat, und in welchem sie, wie in einer glücklichen Oase mitten in wirbelndem Sandmeer, in vollsten Zügen die vollste Labung eines ungetrübten und reich ausgestatteten Friedens genießt: wahrlich, er muß zuletzt, hat er nicht ganz verwöhnte Ohren, wol zugeben, daß der Nachbar gewiß in seinem guten Rechte ist, wenn er auf sein prunkloses Schild die Devise setzt: Helf Gott in Gnaden! hier wird auch Seife gesotten! Und wäre es denn wirklich ein Unglück, wenn zuletzt, statt Communismus und Socialismus, unsere Zeit mit allen ihren hellstrahlenden Sternen und Sonnen die Wiederkehr zu dem maßgebenden und maßhaltenden Glauben, auf dessen Fluren, wenn sie nur recht gebaut werden, doch nichts als leben- und freudebringende Kräuter wachsen und an sich das Verderbliche gar nicht möglich ist, nach so manchen unheilvollen Irrfahrten wirklich fände? Unser Einsiedler weiß in der That seine mildschimmernde Lampe, die die schöne Eigenschaft der Lampe in Goethe's Märchen hat, daß ihr Schein Alles, worauf er fällt, veredelt und durch und durch in sein besseres Theil umschafft, weit umher durch die christliche Welt zu tragen, ihren Schimmer aber sorgfältig da zu verbergen, wo er ihm nur Hohn und schnöde Zurückweisung versprechen kann; und läßt uns so vom Anfange seiner Novelle bis zu ihrem Schluß mitten in den Wogen und Stürmen unserer Zeit den Blick in ein nach allen Seiten hin abgeschlossenes Gebiet werfen, in welches jene Stürme gar nicht dringen können. Wer darum Lust hat, einmal von dem betäubenden Geräusche, das ihn umgibt, auszuruhen, und es zu dem Ende nicht verschmähen will, in eine stille, friedliche Heimat, wie er sie etwa aus dem Begriffe des Vaterhauses in alten Zeiten kennen gelernt hat, sich zurückzuziehen, der versäume nicht, diese Novelle zur Hand zu nehmen, und es wird ihm gelingen, nicht für Augenblicke blos — das verbietet schon der körperliche Umfang des Werks —, sondern für mehr als einen stillen Sonn- und Ruhetag sich zu isoliren, und eben da auf die beste Weise den Geist für den bald genug wieder nachkommenden Kampf mit den aufgeregten Zeitwogen zu stärken.

Unser Einsiedler hat vor manchen andern Schreibern ähnlicher Zwecknovellen, bei welchen die künstlerische Fassung nur gar zu sehr gemacht und unfreiwillig erscheint, Das voraus, daß ihm die Muse selbst die Zunge gelöst und die Natur die freundliche Gabe der künstlerischen Production nicht versagt hat. Wenn bei Bretschneider, Rheinwald u. A. die Einfassung fast durchgängig nur an das Handwerk erinnert und zu der Novelle des echten Dichters sich etwa ebenso verhält, wie die blos vom Bedürfnisse gebaute geschmacklose Dorfkirche zum Dome, der, aus tiefster Kunstanschauung hervorgegangen, vom wahren Baukünstler ausgeführt worden ist: so bewegt sich bei unserm Einsiedler Alles, sowol Anlage der Verwickelung als Ausführung und Darstellung in wahrhaft künstlerischer Fülle, und wenn die Sprache mit seltener Gewandtheit und classischer Durchsichtigkeit den Gegenständen wahrhaft plastisch sich anschmiegt, so fehlt es den Momenten, aus welchen die epische Fabel immer erwünscht fortschreitend sich zusammensetzt, nirgend an der echten poetischen Weihe, wenn dies auch nicht gerade in so schroffen Gegensätzen und kühnen Abstürzen, wie sie die junge Poesie unserer Zeit liebt, sich offenbart, sondern mehr ihre Abstammung aus der vergangenen Periode echter Classicität beurkundet, die durch eine ruhigere und gleichmäßigere Haltung sich auszeichnete. Gewiß, wir können den Lesern der „Wiederkehr" auch von dieser Seite nur Gutes und Das wenigstens mit Gewißheit verheißen, daß sie durch Mangel an den negativen guten Eigenschaften einer dichterischen Darstellung an keiner einzigen Stelle sich werden gestört fühlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kopernikus und Newton.

(Fortsetzung aus Nr. 41.)

Sollten auch die Ansichten des Verf. von Nr. 1 nicht zu einem gedeihlichen Ziele führen, so muß man schon in ihm die Ausnahme von den übrigen heutigen Physikern achten, die bekanntlich, rein mechanischen Ansichten huldigend, so leicht nicht von einer höhern Lebensidee berührt werden; noch mehr aber muß man an ihm die Wärme und die Liebe rühmen, von welcher er bei seiner Ansicht beseelt ist, Eigenschaften, die seinen ganzen Vortrag zu einem sehr interessanten machen. Der Zweck

dieses Vortrags ist aber hauptsächlich der, nachzuweisen, „daß die sogenannte todte unorganische Natur nicht todt, sondern daß sie, zwar nicht in dem Grade der Selbständigkeit des Lebens, welches Pflanzen und Thiere zeigen, aber nichtsdestoweniger im eigentlichen und entschiedenen Sinne des Worts lebendig sei; daß sie nicht von außen durch einzelne Antriebe, durch fingirte Imponderabilien, durch isolirte, räthselhafte Kräfte, sondern von innen, durch immanente Bestimmungen bewegt, daß sie von lebendiger, ihr ursprünglich zugehöriger, mit ihrem Wesen unzertrennlich verbundener Wirksamkeit ganz und gar erfüllt und durchdrungen sei.

Zunächst bestreitet der Verf. den Newton'schen Satz, daß die Natur, soweit sie nicht im Gewande einer Pflanze oder eines Thieres auftritt, in sich bestimmungs- und regungslose Masse sei, die nach innerer Bestimmung und aus innerm Triebe weder ruhen noch sich bewegen könne, sondern einmal in Bewegung oder in Ruhe begriffen, ewig darin beharren müsse, so lange sie nicht durch eine äußere, ihr völlig fremde Einwirkung aus der Bewegung in Ruhe, aus der Ruhe in Bewegung versetzt wird. Er behauptet, daß, sowie der klingende Ton der Glocke oder der gespannten Saite als eine bestimmte Zeit hindurch scheinbar gleichmäßig und unabgesetzt Bestehendes, der rege Wechsel von tausend nacheinander entstehenden und vergehenden Schwingungen; das Tageslicht das unendlich schnelle Spiel eines bis ins Innerste regen Oceans voll unzählbarer, in unendlich kleinen Zeitmomenten entstehender und verschwindender, bestandloser Lichtwellen sei, so auch die scheinbar regungslose Masse des Steins, des Metalls, ein ebenso von den regsamsten Lebenspulsen erfüllter Raum. Das, was sich als das Gesetz der Erregung, als den Typus der Wahrnehmung für das Gefühl des Gehör- und Gesichtssinns offenbare, sei auch Dasselbe für das Gefühl des Tastsinns. Das Vorurtheil, daß die unorganische Natur todt sei, gehe, wie so viele einzelne Täuschungen anderer Art, aus der Übereilung hervor, daß wir ein Abgeleitetes, eine bloße Folgerung, für ein Ursprüngliches, für eine feste Bestimmung nehmen. So würde beim Sonnenaufgange die scheinbare Bewegung der Sonne für eine primitive, thatsächliche gelten, wenn die richtige Kopernikanische Ansicht nicht darüber entschieden hätte, daß sie nur das Secundairphänomen von dem thatsächlichen Urphänomen der Erdbewegung wäre. So fasse die voreilige Reflexion des gewöhnlichen Bewußtseins den Blitz, mit dessen Erscheinung gleichzeitig eine Eiche zerschmettert wird, als die primitive, die Zersplitterung der Eiche als die secundaire Seite des Phänomens. Der Blitz sei aber nicht die Ursache der Zersplitterung der Masse des Baums, sondern der herrschenden Vorstellung gerade entgegen sei es vielmehr die lebendig erregte und bis zur plötzlichen Auflösung ihres Zusammenhanges gesteigerte Thätigkeit der Masse, welche die Ursache der Entstehung des Blitzes, als eines blos durch Reaction bedingten Seitenphänomens, bilde, so gewiß als beim Feueranschlagen durch Stahl und Stein nicht der Funke die Ursache der Friction des Stahls und Steins, sondern umgekehrt jene Bewegung der Masse die Ursache von der Glut des Funkens sei. Die Thätigkeitsformen, durch welche die Dinge mit unsern Sinnen und mit unserm Bewußtsein in Wechselwirkung stehen, sind von uns als Lebensäußerungen an ihnen zu erkennen, wie sie denn eben schon dieser Wechselwirkung wegen ganz einfach als solche anerkannt werden müssen. Denn wie sollte etwas Gegenstand unserer Anschauung und unsers Bewußtseins werden, wie sollte es Saiten unsers Seelenorgans in Schwingung versetzen und seine Klänge in das innerste Leben unserer Wahrnehmung übertragen können, wenn diese Klänge nicht unserm Leben verwandt, wenn sie nicht selbst schon an sich Lebensklänge wären?

Der Verf. bemüht sich ferner, die Bedingungen des Lebens auch an einer Thätigkeitsform nachzuweisen, durch welche die Dinge nicht so unmittelbar mit uns, sondern untereinander in Wechselwirkung stehen. Es ist dies die von Kopernikus zuerst auch für die Erde vindicirte allgemeine kosmische Bewegung, in welche die Schwere oder Gravitation als ein Bestimmungsmoment mit eingeschlossen ist. „Die gewöhnliche Gedankenlosigkeit betrachtet den scheinbar ruhenden Stein als wirklich völlig bewegungslos, während er, auch wenn wir von der oben nachgewiesenen innern Bewegung in ihm absehen, dennoch schon fort und fort durch den Weltraum in rastloser Flucht begriffen ist. Wir dürfen nicht wähnen, daß der Stein diese Bewegung nur habe, weil er von der Erde bei ihrer Bewegung mit fortgetragen werde; denn so könnten wir auch von jedem andern Theile der Erdmasse sagen, daß er nur, weil er von der übrigen Masse getragen werde, sich mit ihr bewege, und es bliebe dann für alle Theile nur Ruhe ohne Bewegung übrig. Es muß also der Stein und Alles, was durch die Schwere mit der Erdmasse verbunden ist, diese Bewegung nicht etwa nur passiv, sondern auf eine thätige Weise mit ihr theilen."

Wie der Verf. die Momente der Lebenswirksamkeit an dem Phänomen der fortschreitenden Bewegung der Erde nachweist, indem er dabei die Lehren Galilei's, Keppler's und Newton's zu Grunde legt, dies weiter zu verfolgen, würde die uns hier gezogenen Grenzen überschreiten. Nicht unbemerkt aber dürfen wir lassen, daß der Letztere vor seinen Augen nur wenig Gnade findet, und daß er ihm gern den Purpur, mit dem ihn Mit- und Nachwelt bekleidet hat, von den Schultern reißen möchte. „Newton vermochte, was auch seine Verehrer dagegen sagen mögen, zu Dem, was Kopernikus, Galilei und Keppler mit productiver Anschauungskraft aus dem Thatbestande der Erscheinungen als wesentlich allgemeine Grundbestimmungen zu Tage gefördert hatten, kein eigentlich neues Element derselben Art hinzuzufügen. Was als dahin gehörig ihm auf die herkömmliche Weise mit übertriebenem Lobe zugeschrieben wird, ist nicht mehr sein Eigenthum oder verfehlt. Alles, was er leistete, kommt lediglich darauf zurück, daß jene Resultate seiner Vorgänger, statt in eine lebendige Einheit zusammengefaßt zu werden, unter die Form einer rein äußerlichen mechanischen Bewegung, aus zwei getrennten, einander völlig fremden Antrieben gebracht wurden, die wol der particulairen Absicht der ausübenden Astronomie, die Bewegungen zu berechnen, aber nicht dem wesentlichen wissenschaftlichen Bedürfniß der Physik, die Erscheinungen zu verstehen, genügen können."

Die Ansicht, welche unser Verf. von der Bewegung der Erde aufstellt, ist in kurzem folgende: Sowie im Magnetismus und in der Elektricität ein Gegensatz anziehender und abstoßender Wirkungen zugleich begründet ist, ebenso muß auch in der Sphäre der Gravitation derselbe Gegensatz einer gleichzeitig in den Massen vorhandenen anziehenden und abstoßenden Wirkung zu erwarten sein. Und diese Vermuthung hört auf, Vermuthung zu sein, sie wird zu absoluter Gewißheit durch das schlechthin allgemeine Gesetz der Einheit individueller und universeller Thätigkeitsrichtungen, nach welchem jeder Effect, jede Tendenz ihren Gegeneffect und ihre Gegentendenz fodern und keine Function ohne den entsprechenden Zügel ihrer polaren Gegenfunction denkbar ist.

Was wir Schwere und Gravitation nennen, ist nur der in den Massen der Erde, der Planeten und der Sonne einseitig erscheinende Anziehungseffect, der aber, wie sehr der Schein in dem verhältnißmäßig kleinen Beobachtungsraum, in der Nähe der Erdoberfläche uns auch täuschen und die freie Ansicht der vollständigen Einheit beschränken möge, doch nie ohne polare Gegenwirkung zur Äußerung zu gelangen vermag und dem jederzeit in den kleinsten wie in den größten Massen ein Abstoßungseffect ebenso gewiß und nothwendig gegenüber treten muß, wie in jedem Magnet dem einen Pol der andere sich entgegenstellt und mit ihm durch ein inneres, unzertrennliches Band schlechthin verknüpft ist. Nichts ist gewisser und naturgemäßer, als daß Massen, welche einerseits anziehend auf sich und aufeinander wirken, andererseits auch abstoßende Wirkungen in sich selbst und gegeneinander äußern müssen, und in den angemessenen Entfernungen der Massen voneinander,

in solchen Entfernungen, welche die engern Grenzen einseitig hervortretender Partialattraction überschreiten, geht aus dieser frei und gleichmäßig sich äußernden polaren Thätigkeit ihrer Wechselwirkungen nicht einseitig nur der eine oder der andere Bewegungseffect in geradliniger Richtung, sondern der stetige Lauf der Umkreisung hervor, den wir in dem Sphärentanz der Planeten und der Sonnen zahlloser Doppelsterne vor Augen haben.

Daß wir in der Schwere zunächst überall nur Anziehung gewahr werden, rührt allein daher, daß die Wirkung als Schwere nur ein Überwältigungserfolg der Nähe ist, in welcher die mächtige Gesammtmasse der Erde die kleinern, gegen sie bedeutungslosen Massen erfaßt und an sich fesselt. Es ist damit nicht anders als in Dem, was wir Ähnliches in den Wirkungen der Elektricität und des Magnetismus erblicken. Der große Conductor einer Elektrisirmaschine stößt ein ihm gleichartig erregtes Korkkügelchen in angemessener Entfernung von sich ab; wird es ihm aber hinlänglich genähert, so tritt ein Moment ein, mit welchem sofort die Abstoßung in einen Anziehungseffect übergeht u. s. w.

Daß es nicht unsere Absicht sein kann, dem Verf. die Idee eines allgemeinen Lebens im Universum streitig zu machen, daß wir vielmehr der gleichen Ansicht huldigen und, von einem höhern Standpunkte betrachtet, eine Einheit aller geschaffenen Dinge voraussetzen, welche ihren absoluten Tod ausschließt, haben wir schon im Eingange unserer Relation ausgesprochen. Ebenso wenig wollen wir der Anwendung, welche der Verf. dieser Idee auf die Bewegung der Weltkörper gegeben hat, Scharfsinn und Originalität absprechen. Inzwischen erscheint uns doch die ganze Anschauungsweise des Verf. mehr als eine poetische Verkleidung, der ganzen Sache denn als eine wirkliche wissenschaftliche Construction. Vor Allem hätte er die Begriffe von organischem und unorganischem Leben erst näher begründen und zeigen müssen, inwieweit die Merkmale des erstern auch an dem letztern nachzuweisen sind. Einen absoluten Tod der anorganischen Dinge nimmt auch der gemeine Menschenverstand nicht an: er gesteht zu, daß jedes einzelne nicht wirklich untergeht, sondern in steter Metamorphose begriffen, nur seine Form gegen eine andere vertauscht. Aber damit steht es den organischen Wesen noch keineswegs gleich. Daß der organische Körper für sich ein Ganzes bildet, dessen einzelne Organe sämmtlich zu gemeinschaftlichen Zwecken dienen, daß er sich selbst erhält und fortpflanzt, verloren gegangene Theile wieder ersetzt, auf äußere Einflüsse reagirt, sie zu seinen Bedürfnissen verwendet, ohne von ihnen überwältigt zu werden; daß auch da, wo er chemischen, hydrostatischen und andern Gesetzen zu gehorchen scheint, doch diese wieder unter einem höhern und besondern Gesetze des Lebens stehen, daß er Reizbarkeit, Sinnesthätigkeit, Denkkräfte u. s. w. besitzt, alles Dies sind Eigenschaften, die dem anorganischen Körper nicht zukommen und uns nöthigen, ihn als den Inbegriff eigenthümlicher Stoffe und Kräfte zu betrachten, ihm ein eigenthümliches, von dem der anorganischen Dinge verschiedenes Leben zuzuschreiben. Nur seinem Leben gegenüber ist das anorganische Ding ein todtes; denn wenn wir auch mit dem Verf. dem Steine, dem Metalle eine für unsere Sinne latente Bewegungsfähigkeit, ein in seiner Art niederes Leben zugestehen, so ist dies doch kein Leben in jenem höhern Sinne. Will uns aber der Verf. begreiflich machen, daß dieselben Gesetze des Lebens, deren Äußerungen wir an den organischen Wesen wahrnehmen, auch in dem anorganischen Reiche gültig sind, so müßte dies auf ganz andere Weise geschehen, als er es in dieser Vorlesung gethan hat. Bis jetzt ist die Brücke von dem einen Reiche zum andern noch nicht geschlagen, und wir zweifeln, daß sich so leicht ein Künstler finden dürfte, der sie schlagen wird. Ohne ein Leben des Alls im Allgemeinen zu leugnen, können wir doch das besondere Sein der anorganischen Dinge und ihre Relation zu andern Dingen ebenso wenig ohne mechanische Kräfte begreifen, als das Leben der organischen Wesen ohne die ihnen inhärirenden Lebenskräfte. Ihre Verschiedenheit von den letztern beruht eben darauf, daß sie mechanischen Gesetzen gehorchen, und die Erscheinungen der Hydrostatik werden sich ebenso wenig aus Gesetzen des organischen Lebens demonstriren lassen, als z. B. die des Blutumlaufs aus hydrostatischen. Die iatromathematischen Ansichten, wie sie besonders zu Anfang des 18. Jahrhunderts in die Medicin eingeführt wurden, waren mehr geeignet, das Fortschreiten dieser Wissenschaft zu hemmen als zu fördern. Ebenso wenig konnten die chemischen Theorien späterer Zeiten festen Boden gewinnen. Mit welchem geringen Erfolg aber die Gesetze der lebenden Natur auf die sogenannte todte angewendet worden sind, davon zeugen die mannichfaltigen naturphilosophischen Versuche der letztvergangenen Zeit. Für die höhere Entwickelung der Idee des organischen Lebens sind sie zwar keineswegs ohne Bedeutung gewesen, namentlich haben sie wol die letzten Reste rein mechanischer, chemischer und anderer Ansichten, die einseitigen Versuche, die Erscheinungen des Lebens aus elektrischen, galvanischen Kräften begreifen zu wollen, für immer verdrängt, dagegen sind aber alle Bemühungen, das Leben der anorganischen Welt mit dem der organischen zu identificiren, gescheitert und haben sich, anstatt der Erklärung der Naturerscheinungen eine festere wissenschaftliche Begründung zu geben, vielmehr in poetische Verbildungen und in ein leeres Spiel mit Analogien verlaufen.

Daß der Verf. sich auf einen ähnlichen Irrweg begeben werde, können wir von ihm, als einem tüchtigen Physiker, nicht glauben; hoffentlich wird ihn dagegen sein positives Wissen und das Festhalten an dem Realen bewahren; aber bis jetzt gestehen wir, nicht einsehen zu können, wohin eigentlich der von ihm eingeschlagene Pfad führen werde. Namentlich haben wir keinen Begriff davon, wie die Anwendung seiner Ansicht von einem allgemeinen Leben in der anorganischen Welt auf die Bewegung der Weltkörper die Wissenschaft überhaupt weiter fördern werde. Bis jetzt hält sich diese Ansicht so im Allgemeinen, daß daraus für den Begriff der particularen Erscheinungen noch kein besonderer Gewinn hervorleuchtet. Hoffen wir, daß dieser dereinst so bedeutend und so lange in Ehren gehalten werden möge als der, welchen die mechanische Ansicht des von ihm verketzerten Newton für die Wissenschaft gehabt hat!

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Ansichten von St.-Helena.

Wenn schon wenige Monate nach der Beisetzung der Asche Napoleon's das eigentliche Interesse daran erkaltet war, so ist einem soeben begonnenen Werke, welches mit Bezug auf dieses Ereigniß verfaßt ist, eigentlich kein sehr günstiges Prognostikon zu stellen. Es ist dies ein großartiges und kostspieliges Kupferwerk, welches den Titel führt: „Sainte-Hélène, translation du cercueil de l'empereur Napoléon", von Henri Durand-Brager. Das ganze Werk, von dem die erste Lieferung vor kurzem in den Buchhandel gekommen ist, soll eine Reihe von Ansichten von St.-Helena geben, sodaß es als illustrirender Commentar zum „Mémorial de Ste.-Hélène" und zugleich als Erinnerungsbuch für die Übersiedelung der kaiserlichen Gebeine angesehen werden kann. Der General Baron von Gourgaud hat nicht nur die Dedication des Werkes angenommen, sondern wir erhalten von ihm auch eine Reihe interessanter Notizen, welche sich an den Text, der aus einem Tagebuche von Durand-Brager besteht, anschließen. Die Kupfertafeln rühren von den ersten französischen Meistern her, sodaß der Preis, 20 Fr. für die Lieferung (das Werk wird deren sechs umfassen), eigentlich nicht hoch zu nennen ist. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 43. — 12. Februar 1844.

Die Wiederkehr. Eine Novelle. Herausgegeben von dem Einsiedler bei St.-Johannes. Drei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 42.)

Wir haben hiermit das Allgemeine gegeben, das wir oben als den ersten Theil unserer Besprechung verheißen haben, und können also nun ungehindert zu dem Besondern übergehen, das in der Novelle, wie wir schon andeuteten, allerdings so über sie herausgewachsen ist, daß es sich recht unverkennbar als die Hauptsache darstellt und darum auch ein längeres Verweilen bei demselben rechtfertigt. Ist die von uns angegebene specifische Tendenz aber die richtige, so darf es nicht wundern, wenn die einzelnen Bilder, die in den Rahmen jener gespannt sind, immer nur dem christlichen Gebiete und Lebenskreise angehören und darum eine Reihe christlich-religiöser oder wenigstens solcher Zustände, die mit diesen in naher Verwandtschaft stehen, an uns vorüberführen. Von diesen nun, und, da wir uns oben schon volle Freiheit vorbehalten haben, nicht von allen, sondern nur von einigen, wie sie uns gerade die beachtenswerthesten dünken, haben wir in unserm besondern Theile Rechenschaft abzulegen.

I. Das theoretische und das praktische Unchristenthum. Wir verstehen unter dem erstern jenes Sichlossagen nicht blos vom Positiven im Glauben, sondern zugleich, mehr oder weniger entwickelt, von dem Kern alles religiösen Schauens und Lebens überhaupt, in der Einbildung, daß man nur so mit seiner geistigen Natur in Harmonie und Übereinstimmung kommen könne; unter dem letztern eine in der Regel mehr bewußtlose Indolenz und Gleichgültigkeit gegen Alles, was der Glaubenswelt, der christlichen wie der nichtchristlichen, angehört, von der sinnlich-fleischlichen Roheit des Roué, durch die witzig-spöttelnde Freigeisterei des Libertin hindurch, bis zu der vornehm-stolzen Selbstvergötterung einer blasirten haute-volée hinauf. Repräsentant des Rationalismus — denn so ist ja doch ehrlich gesagt das theoretische Unchristenthum nach dem gangbaren Sprachgebrauche am kürzesten zu benennen — und zwar in jener milden Art, bei der ihm ein gewisser Ernst und guter Wille nicht abzusprechen ist, wiewol geistige Unklarheit und Unmündigkeit auch da immer seinen Hauptbestandtheil ausmachen; Repräsentant desselben in unserer Novelle ist der schon oben erwähnte Theodor, dem sich späterhin sein gleichgesinnter Freund Volkmar, mit welchem er, noch echt rationalistisch, eine pädagogische Mascopei zuerst in der Schweiz und später in dem freien Amerika errichtet, anschließt, Beide aber zuletzt durch den Hammer des Worts, der in der höchsten Mannichfaltigkeit des Dialags angewendet wird, und durch die weckende Ruthe des Lebens zu einem frischen und lebenskräftigen Christenthum zurückgerufen. Das praktische Unchristenthum dagegen und zwar in der Fraction, die wir oben als die dritte und als Eigenthum der vornehmen Welt bezeichnet haben, wird von dem ebenfalls schon angeführten alten Reichsgrafen, einem vormaligen General, in möglichst würdiger Weise, minder würdig von seiner Schwester der Oberhofmeisterin vertreten, weshalb denn auch jenem zuletzt die Augen aufgehen, während dieser vor lauter Aristokratismus und Selbstgenügsamkeit die Thür verschlossen bleibt.

Dem redlichen Pfarrer gelingt es, in Allianz mit einer lebensgefährlichen Krankheit, den alten General zuerst in seiner Position unsicher zu machen, dann völlig aus derselben heraus zu manoeuvriren, und es ist wol nicht leicht ein Moment übergangen, das da, wo es gilt, in die feste Mauer des von aristokratischem Dünkel und der damit verbundenen Unwissenheit construirten Unchristenthums eine Bresche zu schießen, Berücksichtigung verdient. Ein großer Theil der Dialogen des ersten Theils, die bald in einem größern Familienkreise, bald nur unter vier Augen stattfinden, ist diesem Bekehrungswerke gewidmet. Es ist wirklich unverkennbare Kunst in der Art und Weise, wie aus diesem in aristokratischem Dünkel erstarrten Grundherrn allmälig ein wahrhaft gläubiger und im echten Sinne des Worts patriarchalischer Haus- und Gemeindevater herausgearbeitet wird, ohne Ziererei und Sentimentalität, den das milde Licht christlicher Gesinnung so schön verklärt, daß der Widerschein echter, thätiger Liebe von ihm aus ein ungemein liebliches Bild des Friedens und der wohlthuendsten Heiterkeit auf einen weiten Umkreis niederlegt. Jedenfalls ist das ein anderer und wohlthuenderer Anblick als die in unsern Tagen nicht seltene Erscheinung dieses und jenes pommerschen Edelmanns, die durch die

exclusive Influenza ihres Landes geweckt unter der christlichen Firma auf dem gelockerten Sessel ihrer lehnsherrlichen Vorrechte und mittelalterlichen Erhebung nur gar zu bald wieder sanft einschlummern, gleichwol aber als Erweckte und Bekehrte in mehr als einer preußischen Zeitung gepriesen waren.

Weit wichtiger ist jedoch unstreitig der Feldzug, den unser Einsiedler unternimmt, indem er das Unchristenthum in der Form des Rationalismus zu bekämpfen versucht, und der Verlauf dieses Feldzugs bis zu seiner siegreichen Beendigung zieht sich durch alle drei Theile der Novelle hindurch, mit dieser selbst in der errungenen Wiederkehr Theodor's, dessen Abweichen von der Lebensrichtung, in welcher er geboren ist, den Anfang des Kampfs bezeichnet, endigend. Theodor, der Sohn eines Älternpaars, das seinen lebendigen Christenglauben nicht blos als Erbe von den Vätern überkommen, sondern in gar ernsten Lebenswechseln durch eigenes Erfahren und Erfassen errungen hat, wird in der speculativen Atmosphäre des scheidenden vorigen und beginnenden gegenwärtigen Jahrhunderts dem warmen, mild erquickenden Glaubenselemente, das ihn in der Kindheit umspielt hatte, entrückt und auf der Akademie zunächst in die kalte Zone des vulgairen Rationalismus versetzt, in welcher er allerdings noch nicht die Gletscherhöhe, zu der die neueste Untheologie mit großer Consequenz die Röhr- und Bretschneider'schen Eishügelchen ausgeweitet hat, wirklich besteigen kann, dennoch — sei es auch nur in Kraft eines vaticinii post eventum — mit ziemlicher Bestimmtheit in der Prophetie der äußersten Linken ahnt und voraussieht. Wie er von der Akademie heimkehrt, da werden von dem Vaterhause, hauptsächlich aber von dem Lehrer seiner Kindheit, dem schon oft genannten Pfarrer, die ersten Sturmleitern angelegt, um das Bollwerk der schon ziemlich consistent gewordenen Abtrünnigkeit zu brechen. Das füllt beinahe die erste Hälfte des ersten Theils der Novelle. Dann geht er auf Reisen, zunächst nach Süddeutschland, von da aber nach England, das er jedoch bald verläßt, um nach Italien zu wandern und die große Hauptstadt der Christenheit zu sehen, was ziemlich sporadisch und eigentlich nur im Vorübergehen in der zweiten Hälfte des ersten und im ganzen zweiten Theile, fast zu kurz, referirt wird. Auf dieser Reise scheint die Wage des Kampfes so ziemlich inne zu stehen und jedes Plus der einen Seite in der Regel recht bald durch ein Minus auf der andern ausgeglichen zu werden. Endlich beginnt mit Theodor's Eintritt in die Schweiz, den schon der Schluß des zweiten Theils verkündigt hat, der beiweitem wichtigste Abschnitt des Kampfes. Anfangs gewinnt da der Feind ziemlich viel Land; die Verbindung mit dem gleichgesinnten, nur im Rationalismus noch weiter geförderten Volkmar, um den aus dem innersten Zeughaus jenes hervorgeholten Schild der Pädagogik und Volksbildung anzulegen, läßt unsern Helden, zumal umgeben von dem Radicalismus der von den Franzosen revoltirten Schweiz, rasche Fortschritte thun, immer weiter von dem Ziele hinweg, zu welchem er „wiederkehren" soll. Allein bald genug ist hier die Akme des Kampfes erreicht. Lavater, besonders der am Schlusse des J. 1799 zum Tode Verwundete, tritt auf den Kampfplatz und Theodor's festeste Stellungen werden forcirt. Ihm schließen sich noch andere Verbündete, unter Andern Johann Georg Müller in Schaffhausen und die Rheinkatarakte, an, und die Flucht unsers Helden über das Meer nach Amerika, die besonders durch die völlige Auflösung aller socialen Verhältnisse in der Schweiz vermittelt wird, führt ihn da Verwickelungen entgegen, die gar nicht umhin können, ihn und seinen mitentflohenen Freund dem verlorenen und verlassenen Glauben zurückzugeben. Er wandert, bald genug von den chaotischen Wirren des freien Landes unsanft abgestoßen, am Glauben geheilt, über Spanien, Frankreich und Süddeutschland in das Vaterhaus zurück, und da angekommen ist er zu solcher Glaubensidentität mit seinem geistlichen Vater, dem alten Pfarrer, „wiedergekehrt", daß er sogar als Amtsgehülfe ihm an die Seite tritt und als solcher noch überdies neben der geistlichen Braut auch die leibliche findet. Der ganze dritte Theil der Novelle handelt fast ausschließend von diesen Kreuz- und Querzügen Theodor's und enthält ebendarum die vollständigste Panoplia unsers Einsiedlers gegen den theoretischen Unglauben.

Was ist nun das Bessere unter den beiden schlimmen Dingen? Das theoretische oder das praktische Unchristenthum? — Die Frage ist dem Werthe nach identisch mit jener: Was ist vorzuziehen — bewußtlos oder mit Bewußtsein die geistige Welt sich verschließen und dem Wallen und Wogen der leiblichen mit Leib und Seele sich übergeben und verschreiben? — Ich denke: das Erstere ist am Ende das Schlimmere, besonders auch darum, weil die Leidenschaft, die mit dem Wissen sich verbunden hat, die weit gefährlichere und schwerer zu besiegende ist. Es ist aber das Grundelement des Rationalismus, daß er allen wahren Gehalt des Lebens in Wissen auflösen will und sich selbst mystificirt, indem er einseitig das Vorstellen eben als solches zum Sein macht. So wird denn von ihm nun ernstlich Anstalt gemacht, ein Wirkliches nach dem andern aufzulösen; vor Allem müssen die großen Gegenstände des geistigen Seins daran, ihre Verwandlung aus Wesen in Schein sich gefallen zu lassen; die Absicht ist, eine tabula rasa aus der ganzen Welt zu machen und das Wirkliche bis auf das letzte Atom aufzuheben; es soll nun eben gar nichts übrig bleiben als blos der Gedanke. Weil aber denn doch das Wirkliche mindestens ebenso viel Recht hat, da zu sein, als das Gedachte, so ist die consequente Durchführung der Aufgabe, die sich der Rationalismus gesetzt hat, unmöglich; er muß nothwendig einer unvermeidlichen Inconsequenz anheimfallen. So aber geschieht es, daß wenigstens das compactere Wirkliche, das Materielle, ihm auf jeden Schritt, den er durch seinen Annihilationsproceß gereinigt zu haben glaubt, unaufhaltsam nachwächst; eben das specifisch Schwerere dringt zuerst wieder in das ent-

standene Vacuum ein; je schärfer und potenzirter aber jene Verflüchtigung des Wirklichen durchgeführt worden ist, desto gewaltsamer und gröber muß eben da gerade das Materielle einströmen; und dem Adepten, der natürlich in seiner Befangenheit seine Inconsequenz gar nicht wahrnimmt, wird nun allerdings dieses Materielle als das allein wahre, so eifrig gesuchte Gold mit nicht zurückzuweisender Nothwendigkeit sich aufdringen; dieses aber um so gröber und massenhafter, je vollkommener und vollständiger der versuchte Denkproceß sich entwickelt hat. Wir sehen hiermit die Erscheinung erklärt, daß der Rationalismus eigentlich schon in seiner frühesten, unschuldigsten Erscheinung im Evangelium des Fleisches war; daß er selbst da, als er noch in rechtgläubigen Formeln seine idealistische Einseitigkeit einzuschwärzen suchte, schon anfing, die Schranken der Zucht und Sitte zu lockern und einer gewissen Lüsternheit die Pforte zu öffnen; zugleich aber kann von diesem Standpunkte aus nichts leichter einzusehen sein, als, daß eine vollkommene Wesensidentität zwischen allen den zahllosen Nuancen und Fractionen des Rationalismus, von der hölzernen und noch völlig saft- und kraftlosen Art an, wie sie etwa in dem sogenannten vulgairen Rationalismus Röhr's und seiner Sinnesverwandten vorliegt, bis zu dem mit Fleisch und Blut reichlich genug ausgestatteten Cynismus des jungen und jüngsten Deutschlands, z. B. Ruge's, Feuerbach's u. A., vorausgesetzt werden müsse. Wenn wir indeß hier fragen, wie eine solche Leben verkehrende und verwirrende Richtung zum Stillstehen und, sowie dies nur erst erreicht worden ist, dann gewiß auch zu ihrer Selbstvernichtung gebracht werden kann, so liegt ja wol die Antwort in dem Wesen dieser Richtung selbst schon gegeben vor, und wir können keinen Augenblick zweifelhaft darüber sein, daß nur in einer durchgehenden Vereinigung ruhiger Speculation mit dem Leben selbst und seinen unwiderleglichen Offenbarungen das sicherste Gegengift und die zuverlässigste Waffe, um jene Schädlichkeit zu überwinden, gefunden werden könne. Gewiß, es gereicht uns zu großer Freude, unsere Leser an den Einsiedler bei St.-Johannes verweisen zu dürfen, um Das, was wir hier in schroffen Umrissen angedeutet haben, in milder und klarer Rede ohne Haß und Bitterkeit auf der einen, und in dem Spiegel eines vielfach verwickelten und immer glücklich gelösten Lebens auf der andern Seite zu der vollsten Evidenz gebracht zu sehen. In der Abkehr und Wiederkehr Theodor's ist eine Geschichte des Rationalismus, auch selbst des wenigstens damals noch zukünftigen, und, wir sagen nicht zu viel, mit seltenem historischem Pragmatismus aufgestellt; eine solche Geschichte aber wird zugleich nicht blos um des Reims willen, sondern in einer unendlich tiefern Bedeutung, zum vollständigsten und gerechtesten Gerichte.

(Der Beschluß folgt.)

Kopernikus und Newton.

(Beschluß aus Nr. 42.)

Wer noch an dem mächtigen Impuls zweifeln könnte, der von Newton für die wissenschaftliche Naturerkenntniß ausgegangen ist, den dürfte man nur an die kleine Schrift Nr. 2 verweisen, dessen Verf. es besonders darum zu thun war, Newton's Arbeiten und theilweise auch die seiner Vorgänger nicht in Bezug auf die einzelnen Fortschritte und Erweiterungen der von ihnen behandelten Wissenschaften, sondern nach ihrer höhern allgemein wissenschaftlichen Bedeutung aufzufassen und Dasjenige an denselben hervorzuheben, was für die gesammte wissenschaftliche Cultur der Menschheit von unmittelbarem Erfolg gewesen ist und gegenwärtig noch ist. Sehr geistreich zeigt der Verf., wie auf dem Gebiete der Geschichte die innere unsichtbare Region des sinnenden Geistes und die Welt seiner Ideen die langsam wirkende, aber unwiderstreblich schaffende und zerstörende Macht ist, und wie auch die im strengern Sinne wissenschaftlichen Ideen, welche in einem Zeitalter verarbeitet werden, durch den allgemeinen geistigen Trieb des Zeitalters bestimmt und mit demselben in genauem Zusammenhange sind. Er zeigt ferner, wie Newton als der Mann seiner Zeit sich in den Mittelpunkt ihrer Bestrebungen gestellt hat, und wie seine Entdeckungen und Aufklärungen über die Bewegungen der himmlischen Körper und die Gesetze, durch welche diese Bewegungen auf Jahrtausende hinaus geregelt sind, Gesetze, die den Rang einer mathematischen Nothwendigkeit erlangt haben, — als Resultate betrachtet werden müssen, welche auf unsere gesammte Weltansicht von großen Folgen sind und es theils in ihrer nackten Unmittelbarkeit schon gewesen sind, theils in Verbindung mit andern Ideen es in Zukunft noch weit mehr werden können.

Ganz im Gegensatze mit dem Verf. von Nr. 1 betrachtet es unser Verf. als einen Fortschritt der Wissenschaft, daß sie sich in der mechanischen Auffassungsweise von dem mittelalterlichen Streben, überall die Natur im Ganzen und Großen zu übersehen, Abgeleitetes und Secundaires in den Erscheinungen mit dem Ursprünglichen, Fundamentalen und Einfachen zu vermischen, das Einzelne und Empirische mit dem Allgemeinen und Nothwendigen in unmittelbare Beziehung zu setzen, äußere mechanische Wechselwirkung mit innern Principien und den Causalzusammenhang mit metaphysischen Gründen zu vermengen, emancipirt hat. Durch die mechanische Naturwissenschaft entstand zuerst die Möglichkeit einer Naturlehre als Wissenschaft im strengern Sinne und eines inhaltreichen Systems apriorisch nothwendiger Naturgesetze.

Wie weit von dieser mechanischen Naturwissenschaft die Vorwelt, namentlich die Griechen und später das Mittelalter entfernt, und wie insbesondere die Ansicht, daß die Erde der Mittelpunkt der physischen Welt, oder daß sie die Welt überhaupt sei, die herrschende war, und wie sich die entgegengesetzte Ansicht erst durch das Studium der Mathematik der Griechen allmälig heranbildete, wird auf eine höchst lehrreiche und anziehende Weise gezeigt. Wie die neue Anschauung des Weltgebäudes gleich einem schreckenden Meteor am Himmel emporstieg, das die Nacht der Naturwissenschaften furchtbar prächtig erleuchtete und wie auch hier der zündende Funke von einem geistig begabten Manne ausging, Das lassen wir lieber den Verf. mit seinen eigenen Worten erzählen:

„In Krakau war gegen das Ende des 15. Jahrhunderts ein Student der Medicin, der, als er nach vollbrachten medicinischen Studien in den mathematischen Hörsaal des Brudzewski kam, von einer wunderbaren Begeisterung ergriffen wurde und bald einen unwiderstehlichen Drang in sich fühlte, die Geometrie des Himmels zu erforschen. Es war Nicolaus Kopernikus. Er pilgerte nach Italien zu Dominicus Novarra, dem einzigen damals lebenden Astronomen von Ruf und Bedeutung. Nachdem er sich bei demselben mit dem damaligen Stand der Wissenschaften bekannt gemacht und sich dann noch einige Zeit in Rom aufgehalten hatte, ging er in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts als 30jähriger junger Mann in seine Heimat zurück, wurde Kanonikus und Domherr des Stifts zu Frauenburg, in welcher Function er bis an sein Lebensende blieb. Dort in der Einsamkeit seines Klosters, in einer öden

nordischen Natur, vor sich die Steppen von Polen und die Nebel der Weichsel, von der Erde und ihren Reizen nicht gefesselt, ließ er sein Auge in 30jährigen stillen Nachtwachen durch alle die weiten Säle der Gestirne schweifen. Vielleicht ist diese ganze Umgebung und eine nordische Gemüthsstimmung mit nöthig gewesen, um den überschwenglichen Gedanken des Kopernikus zur Reife zu bringen und seinen Glauben daran zu beleben. Die nordische Natur, welche das Herz nicht öffnet und sich nicht mit sanfter Wärme in die Empfindung einschmeichelt, stimmt den Geist zum Gewaltigen, Ungeheuern und Überschwenglichen, wie wir in den Mythologien aller nordischen Völker sehen. Indem das Nahe, Gegenwärtige und Sinnliche matt und düster, ohne Glanz und Schimmer, das Gemüth nicht fesselt und zu sich heranzieht, dehnt sich die losgebundene Phantasie in die weiten Räume des Übersinnlichen aus. Und wie in der nordischen Mythologie zuerst und allein die Erde als ein völlig Nichtiges und Vergängliches mit Bestimmtheit gefaßt wurde, und der Geist der alten Nordländer die Erde nicht als einen Wohnsitz ewiger Götter betrachten und nichts Endliches als ein Ewiges anerkennen und dulden konnte und sich nur befriedigte in dem Gedanken eines sichern, gänzlichen Unterganges, der mit gleichem Schlage Erd und Himmel, Menschen und Götter trifft, so wurde hier durch Kopernikus zum zweiten Male, und nun für immer, die Erde von dem usurpirten Throne der Weltherrschaft herabgestoßen und hinausgeschleudert in den endlosen Raum, wo sie unter zahllosen Wesen ihrer Art nur kaum noch wie ein Tropfen im Meere ist. In voller Waffenrüstung, wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter, sprang hier eine neue Weltanschauung aus dem Gehirn des Kopernikus hervor, die nach dem ganzen Gewichte ihrer Folgen zu empfinden und zu schätzen die Menschheit vielleicht lange noch nicht fähig ist." „Im J. 1530 schloß Kopernikus die Acten seiner Untersuchung völlig und arbeitete sein Werk: «Sechs Bücher von den Umwälzungen der himmlischen Kreise» aus. Obgleich er an der Wahrheit seiner Ansicht so wenig zweifelte, daß er sagt, dieselbe solle den Menschen klarer als die Sonne werden, so zauderte er doch mit der Herausgabe seines Werks. Er mochte am besten wissen, welche Gährung er dadurch in den alten Sauerteig der Welt brachte. Er theilte seine Ansicht seinen Freunden und seiner Umgebung mit; sie erregte, wenige Freunde ausgenommen, Widerspruch, Spott und Ingrimm. Endlich im Jahre 1542 willigte Kopernikus, schon ein hochbetagter Greis, auf Betrieb seiner Freunde in den Druck des Werks. Man mußte sich vorher des Schutzes des Papstes versichern, indem der Herausgeber in der Vorrede die Ansicht des Kopernikus für eine physikalische Hypothese ausgab, welche den Zweck hätte, die Rechnungen zu erleichtern. Das Werk wurde 1543 in Nürnberg gedruckt. Als die Freunde des Kopernikus das erste fertige Exemplar im Triumphe zu ihm brachten — es war an seinem 70. Geburtstage den 24. Mai 1543 —, lag er auf dem Sterbebette. Er sah das Buch, faßte es begeistert in seine Hände, gab es dankend den Freunden zurück und nach zwei Stunden war der Geist nicht mehr auf der Erde, der auch im Leben zuerst und am meisten unter allen Sterblichen sich über dieselbe erhoben hatte."

Wir können die Schicksale dieser neuen Lehre und ihre weitere Bearbeitung und Ausbildung durch Giordano Bruno, Keppler u. s. w. nicht weiter verfolgen, sie verdienen aber, daß man sie auch noch jetzt beherzige und sich als Spiegel vorhalte, wo man sich, gerade wie vormals, so gern wissenschaftlichen Forschungen widersetzt, weil sie das Alte umstoßen und alten Glaubensartikeln widerstreiten.

Der zweite Abschnitt dieser Schrift ist ausschließlich den Verdiensten Newton's gewidmet und gewährt gleichfalls eine sehr anziehende Lecture. Neu war uns die Art und Weise, wie derselbe nach vorgängiger Prüfung der Keppler'schen Weltgesetze zur klaren Anschauung von dem Wesen der Kraft, welche in so großen Entfernungen so mächtige Körper lenkte, oder zur Entdeckung der allgemeinen Gravitation kam. Er hatte nämlich schon sehr früh einmal den Gedanken gehabt, daß diese Kraft identisch mit der Schwere sei und daß keine andern Anziehungen hier gelten möchten als diejenige, mit welcher ein fallender Stein von der Erde angezogen wird. Er prüfte diesen Gedanken, indem er die Bewegung des Mondes danach berechnete. Aber er fand das Resultat nicht mit der Erfahrung übereinstimmend. Er hatte nämlich bei seiner Berechnung den Durchmesser der Erde zu klein und so angenommen, wie man ihn damals allgemein angab. Nun konnte das Resultat nicht stimmen; er gab daher den Gedanken vorläufig auf. Später, im J. 1682, wohnte er einer Sitzung der Societät der Wissenschaften in London bei, in welcher ein Brief aus Paris vorgelesen wurde, durch den man der Societät berichtete, daß bei einer neuen Gradmessung in Frankreich der Durchmesser der Erde bedeutend größer gefunden worden sei, als man bisher angenommen hatte. Newton notirte sich während des Vorlesens das Wichtigste aus diesem Briefe. Er faßte sogleich seine alten Gedanken wieder auf. Er eilte nach Cambridge, von neuem erfüllt von der Hoffnung, das letzte Agens aller dieser Erscheinungen in einer ganz bekannten Kraft nachzuweisen, die an keine unbekannte individuelle Natur der Körper gebunden sein sollte, sondern mit dem allgemeinsten Merkmal der Materie, mit dem Begriff der Quantität oder Masse zusammenfallend, allgemein bestimmbar wäre und in allem Conflict der verschiedenartigsten Körper immer als dieselbe sich behauptete. Von diesen überschwenglichen Hoffnungen erfüllt zog er in Cambridge seine alten Papiere und Rechnungen wieder hervor, verbesserte das falsche Datum, und als er nun mit den neuen Elementen rechnete und der Verlauf der Rechnung fast schon im voraus ein glückliches Resultat verkündigte, als er beinahe schon deutlich sah, daß die dunkeln Mächte, welche in den unendlichen Räumen die Weltkörper herumführen, in ein völlig Nahes und Bekanntes, in die irdische Schwere, in den allereinfachsten Begriff der bloßen Quantität oder Masse sich auflösen wollten, jetzt, da er die letzte Schranke zwischen Erde und Himmel stürzen sah und der Himmel sich weit über ihn aufthat, da gerieth er in eine so zitternde Bewegung der Nerven, daß er, unfähig weiter zu rechnen, einen eben eintretenden Freund, ihm stürmisch die Feder in die Hand gebend, bat, die Rechnung zu Ende zu führen. Das Resultat der Rechnung ließ keinen Zweifel mehr übrig.

Die folgende Skizze von dem Leben Newton's ist höchst anziehend, überhaupt das ganze Schriftchen in so klarer, gefälliger Weise und dabei in so echt wissenschaftlichem Geiste verfaßt, daß wir die Lecture desselben unsern Lesern nicht dringend genug empfehlen können. 75.

Bibliographie.

Baudrand, Die Weihe der Seele, oder Erhebungen zu Gott. Neue vollständige Übersetzung aus dem Französischen. 1ster Band. — A. u. d. T.: Die Seele bei der Betrachtung der göttlichen Vollkommenheiten und bei der Vorbereitung auf die Ewigkeit. Regensburg, Manz. Kl. 8. 18¾ Ngr.

Bekenntnisse eines evangelischen Volksschullehrers. Veranlaßt durch die Streitsache zwischen Dr. A. Diesterweg und L. Emmerich. Worte der Erfahrung zur Beherzigung für Lehrer und Freunde der Volksschule. Solingen, Pfeiffer. 8. 5 Ngr.

Budget für das Jahr 1843 für sämmtliche, das Königreich Dänemark und die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg mit den dazu gehörigen Nebenländern betreffenden Staats-Einnahmen und Ausgaben. Kopenhagen. Gr. 4. 22½ Ngr.

Walcke, J. A., Elbschiffahrts-Recht, insbesondere in Rücksicht der Stadt Lauenburg. Mit 76 noch niemals gedruckten Urkunden. Als Erwiderung auf Ostwald's Streitschrift. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 44. —— 13. Februar 1844.

Die Wiederkehr. Eine Novelle. Herausgegeben von dem Einsiedler bei St.-Johannes. Drei Theile.

(Beschluß aus Nr. 43.)

II. **Der Katholicismus und der Protestantismus.** Wir kommen zu einem zweiten Frachtstück, das der Dreimaster unserer Novelle als Ballast eingenommen hat, und es ist mit diesem vielleicht gerade Dasjenige bezeichnet, auf das es ursprünglich ganz vorzüglich abgesehen war. Unser Einsiedler ist hier so ziemlich mit einigen aus der rationalistischen Schule, z. B. Bretschneider, Rheinwald u. A., auf demselben Gebiete; er will wie diese, auf dramatischem Wege gewissermaßen, die katholische Frage zur Erledigung bringen und steht gleichfalls entschieden fest auf protestantischer Seite. Allein es zeigt sich auch hier die alte Rede in ihrer vollen Wahrheit: Wenn Zwei auch das Nämliche thun, ist es doch nicht das Nämliche. Sämmtliche Spitzen und Dornen, die in diesem Kampfe herausgehoben und von dem Einzelnen bald mit mehr, bald mit weniger Ausführlichkeit ins Auge gefaßt werden, wir meinen: die principielle Verschiedenheit der Bekenntnisse, die gemischten Ehen, die leibliche und geistige Seite der Kirche und ihr Verhältniß zum Staate, die Proselytenmacherei und der Jesuitismus u. s. w. — wir behaupten schwerlich zu viel, wenn wir versichern, daß von allen diesen Einzelheiten keine bei unserm Einsiedler ganz unberücksichtigt geblieben ist, und schon in Ansehung der Vollständigkeit steht darum der Letztere über vielen seiner Mitkämpfer. Was aber die Hauptsache ist, die milde, in den Balsam der würdigsten Liebe getauchte Klarheit und Wahrheit der Darstellung wie der Ansicht vermag wol nicht den Gegensatz aufzuheben und wegzudisputiren, zeigt ihn vielmehr nach allen Seiten hin in seiner nothwendigen Genesis und Fortentwickelung; weiß ihn aber auch in dieser Genesis und Fortentwickelung unvermerkt und ganz allmälig so zu fixiren, daß am Ende die einseitigsten Gemüther, wenn sie nur gelernt haben, über Naturnothwendigkeiten sich zu trösten, ihre Verpflichtung anerkennen, ja recht innerlich empfinden müssen, ihn, bei der lebendigsten Wachsamkeit auf jeden auftauchenden Übergriff, dennoch mit großer, unbesorgter Ruhe stehen zu lassen; ihre Verpflichtung, mit dem weichen Kissen mildernder Liebe der Gewalt des unvermeidlichen Zusammenstoßens ihr Zerstörendes zu rauben. Wenn man von dem lauten Markte, auf welchem **Romanismus** und **protestantischer Liberalismus** miteinander sich zanken und jener höhnend und lieblos übermüthig seine Ketten zeigt, die er doch ganz gewiß nur für sich behalten wird, dieser aber, in blinder Wuth schäumend, dennoch nicht eher einen Stein aus der Kuppel des ihm gegenüberstehenden Doms reißen kann, bis die rechte Zeit sich erfüllt hat — zu dem ernsten und doch klaren und frisch bewegten und dennoch immer von dem Maße, das die Natur selbst vorgezeichnet hat, gehaltenen Wechselaustausch des Worts und der That, wie ihn bei unserm Einsiedler die Katholischen und Akatholischen verwirklichen, sich wendet — gewiß, es muß da über Jeden ein ähnliches Gefühl kommen, wie es der Schiffer empfinden mag, wenn nun dieselben Wogen und Wellen, die nur eben erst in der wildesten Empörung ihn umtobt hatten, jetzt sanft rieselnd den Kiel umspielen und das Schiff dennoch so gut weiter tragen als es der frühere Wogenbruch nur immer vermocht hatte. Wie es uns scheint, hat unser Einsiedler seinen Gegenstand so gefaßt, daß wol die Partei- und Klauenleute schwerlich Geduld haben werden, bei seiner stillen ruhigen Fahrt sich zu betheiligen, daß dafür aber die ernsten, besonnenen Wächter der Zeit von Diesseit und Jenseit es nicht bereuen werden, wenn sie mit ihm die Anker gelichtet und unter seinem leicht geschwellten Segel die Reise zurückgelegt haben.

Im ersten Theil unserer Novelle, und zwar in der zweiten Hälfte derselben führt das Capitel von **Mißheirathen** zu dem von den **gemischten Ehen**, und damit ist der Übergang zu den Verhandlungen über Katholicismus und Protestantismus gebahnt, die so ziemlich den ganzen zweiten Theil, einige wenige Episoden, welche erwünschte Abwechselung bringen, abgerechnet, ausfüllen. In keinem Abschnitte unsers Buchs hat sich der Dialog so breit und ausführlich gemacht als in diesem, doch tragen auch das Leben und die Verschlingungen wechselnder Ereignisse das Ihrige bei, die Lösung der Aufgabe oder richtiger: die Scheidung der untereinander gährenden Elemente fördern zu helfen. Es offenbart sich, daß die edle Hausfrau Wilibald's als Katholikin den protestantischen Gemahl gefunden hat, und nun

werden ein Domherr, ein katholischer Arzt, die Familie, aus welcher jene Hausfrau gekommen ist, und noch mancherlei episodisch eingeweihte katholische Personen, unter diesen auch ein Proselyt, Florentin, der aber zum verlassenen Protestantismus endlich wiederkehrt, in den Novellenkreis hereingezogen. Aus Salzburg, der Heimat der liebenswürdigen Kunigunde, so heißt Wilibald's Gattin, dringt hauptsächlich das katholische Element herüber, und es ist schon darum zu erwarten, daß es ihm nicht an Zähigkeit und Entschiedenheit fehlen könne. Mit einer Zusammenkunft der Wilibald'schen Familie und ihrer salzburger Verwandten in Karlsbad beginnt die eigentliche Erörterung, und sie wird im Wilibald'schen Schlosse, wohin die ganze Gesellschaft sich bald zurückzieht, um für mehre Wochen beisammen zu bleiben, wacker fortgeführt. Hier schließt sich die Familie des bekehrten alten Reichsgrafen, mit der immittels die Wilibald'sche durch Wechselheirathen der Kinder sich zu verbinden im Begriff steht, an und steuert nicht unansehnliche Beiträge. In der Hauptsache wird sie geschlossen mit der Abreise der Salzburger, unter welchen der Domherr natürlich bis zuletzt der unerschütterliche Repräsentant seiner Kirche ist; doch ziehen sich auch noch manche Fäden, wiewol nicht ganz so unvermischt wie bisher in den letzten Theil der Novelle hinüber, unter welchen der öffentliche Rücktritt des frühern Proselyten Florentin unstreitig der bedeutendste ist. Unser oft erwähnter Landgeistliche ist der Vorkämpfer auf der protestantischen Seite, dem Wilibald, in seiner frühen Jugend selbst dem geistlichen Stande bestimmt, als sehr befähigter Adjutant fortwährend zur Hülfe bereit ist; vermittelnde Elemente aber bilden ein höchst origineller, aber dabei tief gemüthlicher Arzt und ein Professor, der die schöne Eigenschaft eines echten Secundanten hat, jedes Ausschreiten sogleich in die Schranken auf die unanstößigste Art von der Welt zurückzuweisen — jener vom Standpunkte des Katholicismus, dieser von dem des Protestantismus aus.

Es ist ein eigenthümliches Gesetz für alle kosmischen und somit auch alle weltgeschichtlichen Thatsachen, daß jede ein Recht auf ihr Dasein hat und dies mit einer Consequenz geltend zu machen vermag, bei der sie, noch so sehr bestritten und angefochten, doch nie um eine Gegenrede verlegen ist und darum, wenn sie nicht aus zufälligen Ursachen im Kampfe ermattet und ihn abbricht, bis ins Unendliche hinaus das letzte Wort behalten muß, während doch auch zugleich von ihr in keinem Momente ihres Bestehens ein irrationaler Bestandtheil verleugnet werden kann, der ebenso ins Unendliche hinaus den Streit und den Widerspruch gegen das angesprochene Daseinsrecht aufruft und unterhält. Es liegt am Tage, daß das Bestreitende wie das Bestrittene diesem Gesetze in gleicher Weise unterworfen sei; daß mithin alles Seiende bei aller Berechtigung zur Existenz doch auch eines Complements bedarf, das es aus sich selbst nicht nehmen kann; ein solches Verhältniß aber zugegeben, erhellt ja wol auch ohne weiteres, daß eine Lösung der großen Frage über die unwidersprochene Berechtigung zum Sein nimmermehr auf dem Wege der rechtlichen Entscheidung, oder noch eigentlicher ausgesprochen durch das Mittel des fortgesetzten Kampfes erlangt werden könne; daß auf diesem Wege vielmehr nur eine gegenseitige, mit dem unendlichen Streite selbst ins Unendliche gesteigerte Schwächung zu gewinnen ist; daß also eine wirkliche, positiv gesicherte Existenz innerhalb der von dem Wesen selbst vorgezeichneten Schranken nur durch Vermittelung der Liebe, die überall als das schöpferische und erhaltende Princip sich ausweist, in der Art möglich werden kann, daß die Seienden, ohne von ihrer Wesenheit nur das Geringste aufzugeben, vielmehr miteinander in dem ernstesten Ringen fortgehend begriffen, dadurch sich gegenseitig reinigend und läuternd, soweit dies nur geschehen kann, dennoch jenen Frieden zugleich einander bewahren, der, indem er Leben gibt, selbst wieder Leben empfängt und jedenfalls einzige und unentbehrliche Bedingung alles wahren Gedeihens ist.

Machen wir von dem soeben Gesagten die Anwendung auf die beiden Weltpotenzen, Katholicismus und Protestantismus, so sehen wir dann allerdings eine andere Polemik hervorgehen als die in unserer zerrissenen Zeit, ohne versöhnenden Mittelpunkt zwischen jenen beiden, deren Abbildungen ein Reflex der Gegenwart zu den Zerrbildern des Romanismus und kirchlichen Libertinismus geworden sind, sich bisher entwickelt hat und von Allem, nur nicht vom Frieden und von der Liebe Elemente in sich trägt; eine Polemik, die freilich kaum auf Anerkennung rechnen darf, wenn sie auf den Markt des Lebens, wie er eben jetzt sich gestaltet hat und von einer Prätorianerschar, getheilt in zwei einander gegenüberstehende Hälften, die nur in der Form, aber nicht im Wesen ihrer Gesinnung voneinander verschieden sind, beherrscht wird, sich herauswagen wollte; die darum, will sie Anenkennung finden, diesen Bewegungsmännern gegenüber eine Tarnkappe anlegen und so von ihnen ungesehen als befreundete Trösterin zu dem Volke, das selbst nur jenen Zeitwogen mit innerer Angst und Unruhe zusieht und unter Furcht und Zittern von ihnen hin- und hergeschüttelt wird, sich wenden muß, an diesem Platze aber gewiß auch, wenn sie nur erst einigermaßen zur Anerkennung gekommen ist, gar bald von dem erfreulichsten und besänftigendsten Einflusse sein wird. Es ist und bleibt unseliger Jesuitismus von hüben und drüben, der aus dem irrationalen Elemente des Katholicismus wie des Protestantismus sich entfaltet, so lange nicht die Liebe, die nach Jenen zugleich Demuth ist, die Aufsicht über diese immer sich erneuernde Quelle alles Unheils führt und sie zu neutralisiren weiß; und wenn in solchem Geiste der Romanismus sich nicht entblödet, die unverschämtesten Zumuthungen zu machen und eine Unsittlichkeit vor dem Publicum zu entfalten, die in den Augen des Unbefangenen sich selbst richtet und, wie der Jakobinismus der Revolution, nur durch die Stärke und Frechheit der Partei für eine Zeit lang Geltung zu gewinnen vermag, so geht der protestanti-

sche Cynismus, alle Kunstgriffe des von ihm gerichteten Jesuitismus zu den seinigen machend, in der Schmähung des Gegners bis zur offenbaren Lästerung und vergilt den Übermuth und die verhöhnende aristokratische Verachtung, die er erfährt, mit einem Ingrimme, dem für den unwürdigen Zweck, dem er dient, nun auch alle Mittel gleichgültig sind. Wäre es doch möglich, daß die Stimme der Besonnenheit und, wo diese einmal da ist, dann auch die der Liebe durchdringen und, ohne aus Rechts Links und umgekehrt zu machen, in der langen Kette von Gegensätzen, die Katholicismus und Protestantismus trennen und immer trennen werden, in jedem Gliede das sterbliche wie das unsterbliche Theil gegenseitig anerkennen, jenes erstere aber nur immer als den Theil betrachten möchte, dessen fortschreitende Heilung und Reinigung die nie völlig zu lösende Aufgabe in der Zeitlichkeit sein muß. Es würde in solchem Ringen der Katholicismus allmälig im Dogma wie im Cultus gewahr werden müssen, daß sein Segnen und Verdammen immer nur symbolisch zu fassen und nicht anders zu beurtheilen sei als in der Rede die Figur der Hyperbel; der Protestantismus würde ebenso bald sich darüber verständigen, daß sein Wissen ohne die That, nach der es unablässig ringt, alles Gehalts entbehre und zur bloßen, bedeutungslosen Form ausarten müsse. Sie würden beide lernen, daß Das, was sie trennt, nur der Ausdruck des individuellen Schattens ist, den der Körper nun einmal werfen muß, so lange er nicht zur vollen Durchsichtigkeit verklärt ist; und als Endresultat müßte sich ihnen zuletzt ergeben, daß das eigentliche Wesen beider auf völlig gleicher Naturnothwendigkeit ruhe und darum das eine neben dem andern an seiner Stelle und in seiner Sphäre ebenso wenig jemals fehlen dürfe, als der Südpunkt neben dem Nordpunkt und die sternenreiche Nacht dem sonnerleuchteten Tage gegenüber entbehrt werden kann, womit aber ein lebendiger Wechselverkehr als das einzige Medium gegenseitiger Ergänzung keineswegs ausgeschlossen würde.

Ist irgendwo in der neuern Zeit diese Vermittelung des Katholicismus und Protestantismus mit den angedeuteten Waffen in der glücklichsten Ausdehnung und mit der unermüdlichsten Geduld der Liebe versucht worden, so ist dies gewiß in dem zweiten Theile unserer Novelle geschehen, und nicht für den wildbewegten Kampfplatz der Gegenwart und für die auf ihm gegeneinander entbrannten Kämpfer, wol aber für die Zeitgenossen, die in die Bedrängnisse des Kampfes mehr passiv verwickelt sind und die doch gewiß die Mehrzahl ausmachen, wird hier ein stilles, sorgsam geschütztes Asyl geboten, in welchem sie bald die Überzeugung gewinnen müssen, daß die Hoffnung nicht wegzuwerfen und gar wohl noch ein Ausweg übrig ist, auf welchem auch ohne Auflösung und Vernichtungskampf das Leben gerettet werden kann. Nicht Vereinigung, nicht Verschmelzung des Einen mit dem Andern ist das Resultat. Der Domherr scheidet als fester, unerschütterlicher Katholik, und von ihm trennt sich auch der bewegliche, in seiner Originalität einem Sprung eben nicht abgeneigte Arzt keineswegs. Beide haben mit ihren protestantischen Freunden das ganze Gebiet der Gegensätze bis ins kleinste Detail durchgerungen, und schwerlich ist etwas von Bedeutung übergangen worden. Die Gegensätze sind nicht etwa, für den Zweck einer leichtern Beseitigung, willkürlich abgeschwächt worden, sondern treten in ihrer vollen natürlichen Stärke auf. Aber was äußerlich nicht vermittelt werden konnte und nicht vermittelt werden durfte, wenn nicht die ewigen Gesetze des Seins darunter Beeinträchtigung erleiden sollten, das hat nach Jenen seine Ausgleichung gefunden, und mit dem Bewußtsein der nothwendigen äußern Geschiedenheit in allen Punkten, wie sie nur immer zur Sprache gebracht werden mochten, verbindet dennoch zuletzt die feindlichen Freunde das Band einer Liebe, die, indem sie das Getrennte eben als solches in einem höhern Elemente zur wohlklingendsten Harmonie zusammenfaßt, ihre eigenste und herrlichste Natur gerade da am vollendetsten offenbart. Was durch das Wort und das Gespräch nicht anschaulich genug werden will, das wird durch den Gang der Ereignisse und mehr als eine interessante geschichtliche Episode ergänzt, und dahin rechnen wir auch noch Manches aus dem dritten Theile, was der Aufenthalt Theodor's in Amerika herbeiführt.

Wir haben noch über manche interessante Einzelheiten zu referiren. Unter III. könnte von den gemischten Ehen; unter IV. von der Fessel der Bekenntnißschriften; unter V. vom Mysticismus, Pietismus und dem Sektenwesen überhaupt; unter VI. von der Kirche und dem Staate, aus den Ansichten unsers Einsiedlers berichtet werden. Allein wir gedenken des Orts, an welchem uns zu sprechen vergönnt war, und an diesem noch länger, als es schon geschehen ist, wenigstens ohne Unterbrechung, über ein Buch zu reden, ist mindestens nicht geeignet, ein Recht auf die Gunst der Leser in Anspruch zu nehmen. Ist es uns aber vielleicht noch überdies gelungen, der Schrift unsers Einsiedlers einige Aufmerksamkeit im Publicum zu gewinnen, so ist nicht nur unsere Absicht vollkommen erreicht, sondern wir sagen uns auch mit vollem Grunde, daß Das, was wir nicht berichtet haben, besser und vollständiger, auch ohne unsere Randbemerkungen, im Buche selbst nachgelesen werden könne. C. B. Meißner.

Erinnerungen aus Hanover und Hamburg aus den Jahren 1803—13. Nebst einem Anhange mit Bemerkungen. Von einem Zeitgenossen. Hanover, Helwing. 1843. Gr. 8. 20 Ngr.

Es ist dies eins der Bücher, wie wir ihrer aus den verschiedenen Gegenden Deutschlands gern mehre hätten, um aus solchen Beiträgen unterrichteter und geachteter Zeitgenossen die Geschichte der für Deutschland ebenso merkwürdigen als unglücklichen Jahre, in welchen die Fremdherrschaft waltete, darstellen zu können. Noch leben dazu befähigte Männer in größern und kleinern Städten, deren Pflicht es ist, ihre Sammlungen nicht zu verschließen, sondern sie zur Kenntniß der Mitlebenden und besonders des jüngern Geschlechts zu bringen,

das von der Geschichte seiner Väter so wenig weiß und seine Kunde nur zu gern aus französischen Quellen und erbärmlichen Compilationen solcher undeutscher Schriftsteller schöpft, die sich nicht entblöden, den Kaiser Napoleon mit gefalteten Händen anzubeten und in ihm einen Heiland Deutschlands zu verehren.

Der Verf. der vorliegenden Schrift, ein patriotischer, geschäftskundiger Hanoveraner, hat nicht für gut befunden, sich zu nennen. Wir können diese Zurückhaltung nicht billigen, ebenso wenig die Sitte, fast alle Eigennamen nur mit den Anfangsbuchstaben zu bezeichnen, wodurch selbst bei den Landsleuten das Interesse an diesem Buche geschwächt wird, geschweige denn bei Auswärtigen. Abgesehen hiervon erweckt das Buch ein vielseitiges Interesse. Der Verf. verfolgt in den einzelnen Jahren und in Form einer Chronik die Begebenheiten in Hanover und in Hamburg, wo er Zeuge und mithandelnder Beamter gewesen ist, und führt den Leser tief in das Getreibe jener Zeit ein, ohne dabei manche rein locale Begebenheiten (wie auf S. 24, 41 u. a. O.) zu übergehen, was wir in einem Buche dieser Art nicht tadeln.

Bekanntlich hatte Hanover in den J. von 1803—13 wechselsweise unter preußischer, französischer und westfälischer Verwaltung gestanden. Die erste war nach der gewöhnlichen Ansicht im Lande sehr verhaßt; dagegen lesen wir hier, daß die Hanoveraner keine Feinde der Personen, sondern nur der Sachen gewesen wären, und daß namentlich das preußische Militair wegen seines freundlichen, nicht anmaßenden Betragens geachtet gewesen sei, ohne daß die Hanoveraner es jemals verhehlt hätten, wie ihnen die frühere Regierung, die im wahren Sinne des Worts „landesväterlich" gewesen war, für weit vorzüglicher gälte. Die französische Verwaltung brachte äußern Glanz, policeiliche Überwachung, Kriegsgerichte, Specialcommissionen, mannichfachen Druck für die Einzelnen; sie konnte nicht beliebt werden. Den härtesten Schlag drohte dem Lande die Verschenkung seiner Domainen, davon zuerst 73, die auf S. 149—151 mit Angabe des jährlichen reinen Einkommens verzeichnet sind, für französische Marschälle und Minister bestimmt wurden, worauf noch viele andere Dotationen folgten. Ohne nun jetzt in das genaue Detail einzugehen, wie es aus den Angaben des Verf. ersichtlich ist, heben wir nur hervor, daß die zu Inspectoren (vérificateurs) ernannten Hanoveraner sich als echte Freunde des Landes erwiesen und durch Uneigennützigkeit und Gewandtheit vielen übeln Folgen und Verlusten für das Land vorgebeugt haben, ein schönes Seitenstück zu dem rühmlichen Betragen der Markaner während der französischen Besitznahme, die ebenfalls einen großen Theil der Domanialeinkünfte der Krone Preußen zu sichern wußten. Überhaupt enthält die Schrift viele Beweise der fortdauernden Anhänglichkeit der Hanoveraner an England, die Werbungen für die englisch-deutsche Legion wurden fortgesetzt, die großherzigen Brüder, die Grafen von K. (warum ist der ruhmwürdige Geschlechtsname Kielmansegge nicht vollständig ausgedruckt?) verkehrten unausgesetzt und selbst persönlich mit England; Schenkwirthe, Schirrmeister, Schmuggler dienten der guten Sache; es gab im Lande kaum einen Verräther, ja sogar englische Zeitungen und Flugschriften fanden ihren Weg nach Hanover, weil Marschall Brune sie lesen mußte und der damalige Postsecretair Menzzer (wir ergänzen den Namen des jetzigen preußischen Oberpostdirectors in Halberstadt) dies bis 1811 benutzte, um die verbotene Verbindung mit England zu unterhalten. Am schlimmsten erging es dem Lande, als die dem Könige von Westfalen zuerst im J. 1810 gegebenen hanoverschen Provinzen am Schlusse des Jahrs mit den Hansestädten dem großen französischen Reiche einverleibt und dadurch die Einheit des Kurfürstenthums zerstört wurde. Von dieser Zeit an greift auch die Geschichte Hamburgs bis zum J. 1813 ein und die Noth steigt sowol in dem westfälisirten Hanover als in der France extérieure, wozu Hamburg geschlagen war; die Patrimonialgerichte wurden aufgehoben, die Policei verschärft, Handel und Wandel beschränkt, das öffentliche Verfahren in Civil- und Criminalsachen eingeführt, letzteres mit Geschworenengerichten. Der Ruin Hamburgs in dieser Zeit ist zwar aus andern Schriften hinlänglich bekannt, aber unser Verf. weiß doch noch interessante Züge aus eigener Anschauung, da er damals in Hamburg amtlich beschäftigt war, hinzuzusetzen. Die Schilderung der durch die Härte der Douaniers am 21. Febr. 1813 in Hamburg herbeigeführten Ausbrüche der Volkswuth und die Vertreibung der Franzosen aus Hamburg macht den Schluß dieser Erinnerungen, die mit besonderer Lebhaftigkeit den Eindruck des 29. Bulletin in Norddeutschland und die Verlegenheit der französischen Befehlshaber beschreiben.

Der Anhang von Bemerkungen hat ein geringeres Interesse. Es scheinen dies Aufzeichnungen aus einer frühern Zeit zu sein und Erinnerungen an Begebenheiten, über die wir jetzt besser unterrichtet sind, wie über Bernadotte's Gelangung zur schwedischen Krone, über den Tugendbund, die Hinrichtung des Herzogs von Enghien und einzelne französische Marschälle, wogegen wir den wiederholten Abdruck des 29. französischen Bulletin, das „den Deutschen das kostbarste Weihnachtsgeschenk war", nur billigen können. Solche Actenstücke müssen von Zeit zu Zeit immer wieder mitgetheilt und mit zweckdienlichen Anmerkungen versehen werden.

In einigen Stellen des vorliegenden Buches finden sich Gedächtnißfehler. So hieß der englische Agent, den die Franzosen auf neutralem hamburgischen Gebiete gefangen nahmen, „Rumbold", nicht „Rinnebold", und der Name „Bukaffowitz", als der eines Begleiters Napoleon's auf seiner Flucht aus Rußland, ist sonst nicht bekannt. Ferner ist es eine ganz unverbürgte Erzählung, daß eine dem Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig befreundete Französin dem Kaiser Napoleon den preußischen Operationsplan vor der Schlacht bei Jena verrathen habe. Als ob es einen solchen eigentlich gegeben hätte! Das Geschichtchen auf S. 164, als sei Marschall Davoust nur verkleidet aus Rußland entkommen und habe sein Leben nur dadurch erhalten, daß er in jeder Nacht einem Pferde den Bauch aufschlitzen ließ, um sich hineinzulegen und die animalische Wärme zu genießen, ist sehr unglaublich. Mehr Wahrheit liegt vielleicht in der Äußerung Murat's gegen denselben Davoust: „Le maréchal Lannes vous a offert de coups de fouet, je vous donnerai de coups de baton", indem man aus Ségur's Buche weiß, daß es in jener Versammlung der französischen Kriegsgewaltigen nach Napoleon's Abreise sehr stürmisch zugegangen ist. Am meisten aber hat den Verf. sein Gedächtniß auf S. 65 getäuscht, wo er bei der übrigens sehr ansprechenden Beschreibung des Zugs des Herzogs von Braunschweig-Öls durch die Stadt Hanover am 2. August 1809 den tapfern Guelfenfürsten einen Mann „im greisen Alter" genannt hat. Wol war das Herzogs Haar ergraut wie das eines Greises, aber er selbst noch kein Greis an Jahren, sondern ein kräftiger Mann.

9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 45. —— 14. Februar 1844.

Architekturwerke von Henry Gally Knight.

Der edle Brite, dessen Namen uns die Überschrift verkündet, gehört zu den glücklichen Söhnen seines Landes, denen Muße und Mittel reichlich zu Gebote stehen, um eine vorherrschende Neigung zu befriedigen. Während aber so viele seiner Landsleute nur irgend einem kostbaren Whim huldigen, sehen wir die Vorliebe des Hrn. Knight der Kunst zugewendet, und zwar der Baukunst, deren interessanteste Epochen im Mittelalter vorzugsweise der Gegenstand seiner Studien sind. Die Früchte derselben hat er uns bereits in frühern Werken dargeboten, von denen „An architectural tour in Normandy" (London 1836), und „The Normans in Sicily" (1838), auch in Deutschland durch Hrn. Richard Lepsius bekannt geworden sind. Dieser gelehrte Forscher, welchen die vom Vater angeerbte Liebe zur Architektur jetzt zu den Ufern des Nils begleitet und uns von dorther noch viele wichtige Aufschlüsse auch über die älteste Baukunst erwarten läßt, hat das Knight'sche Werk unter dem Titel: „Über die Entwickelung der Architektur vom 10. bis 14. Jahrhundert unter den Normannen in Frankreich, England, Unteritalien und Sicilien" (Leipzig 1841), ins Deutsche übertragen und mit einer sehr schätzbaren Einleitung versehen. Aber freilich hat er aus dem das Original begleitenden, reich ausgestatteten Atlas („Saracenic and Norman remains", London 1838), worin der Verf. auf 30 ausgezeichnet schönen Blättern eine Auswahl aus den architektonischen Zeichnungen seines Reisegefährten, George Moore, gibt, nur wenige, in verkleinerten Lithographien nachgebildet, mittheilen können. Auch Ref. bekam jenen Atlas leider nicht zu Gesicht, ist aber dafür jetzt so glücklich das neueste Prachtwerk des Hrn. Gally Knight vor sich zu haben, welches den Titel führt:

The ecclesiastical architecture of Italy from the time of Constantine to the fifteenth century with an introduction and text by *Henry Gally Knight*. Erster Band. London 1842. Imperialfolio.

Der Verf. hat sich eine schöne Aufgabe gestellt; wir wollen nun sehen, wie sie gelöst ist. Nicht der literarische, sondern der graphische Theil bildet die Hauptseite des Werks. Auf 40 lithographirten Thonplatten finden wir die ältesten Kirchengebäude Italiens in wahrhaft meisterhafter Weise malerisch dargestellt. Schon der Titel kündigt würdig den Inhalt an. Eine aus Gold und glänzenden Farben gebildete Einfassung desselben ahmt die verschiedenen Mosaikenmuster nach, welche die Fußböden der ältesten Basiliken zieren; die Schrift ist golden und colorirt, und statt der Vignette prangt auf goldenem Grunde das alterthümliche Monogramm Christi. Das herrliche Papier ist durchweg pergamentartig. Eine kurze Einleitung gibt auf zehn Seiten eine gedrängte, aber sehr lesenswerthe Übersicht der Schicksale, welche der Kirchenbau in Italien seit der Zeit Konstantin's bis zum 12. Jahrhundert erfahren hat. In Italien, und in Italien allein, läßt sich die Entwickelung dieses Hauptzweigs der Architektur von ihren ersten Anfängen ab durch alle Jahrhunderte verfolgen. Vor Konstantin's Zeit mußten die Gläubigen in den Katakomben neben den Gebeinen der Märtyrer ihre Andacht verrichten; auch später noch ward in diesen unterirdischen Räumen bei gewissen feierlichen Gelegenheiten Gottesdienst gehalten, bis dieser in den dazu eingeräumten oder eigens erbauten Basiliken stattfand. Die römische Gerichtshalle und nicht etwa der Tempel zu Jerusalem, wie man geglaubt, diente den ersten christlichen Kirchen als Muster, und in dem halbkreisförmigen Ausbau am obern Ende jener Halle nahmen Bischof und Presbyteren die Stelle des Prätors und der Richter ein. Aber nicht nur die oblonge, sondern auch die runde Form, wie das Pantheon, Minerva medica und andere römische Tempel sie darboten, wurde beim ältesten Kirchenbau für zulässig gehalten, wie sich denn auch Konstantin ihrer bei mehren Gelegenheiten bediente. Die Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem, die Grabkapellen, die er seiner Mutter Helena und Tochter Constantia errichtete, sind rund; die Baptisterien, welche in der ältesten Zeit immer abgesonderte Gebäude bildeten, zeigen durchgängig die runde oder octogonale Form.

Die Kreuzform kam erst mehre Jahrhunderte später auf. Aber frühe schon wurde in Konstantinopel das Oblongum zu einem beinahe gleichseitigen Viereck zusammengezogen und diesem eine Kuppel aufgesetzt, welche die byzantinischen Künstler bereits stützen gelernt hatten. Die ungeheure Kuppel von Sancta-Sophia, welche das

Pantheon zu Rom gänzlich in den Schatten stellen sollte, diente den Byzantinern als Vorbild bei ihren Kirchen, welche, wie Hr. Knight meint, auch äußerlich sich strenge von den lateinischen unterscheiden sollten, zumal als das Schisma der griechischen und lateinischen Kirche entstanden war. Wer jedoch Hrn. v. Rumohr's Untersuchungen über diesen Gegenstand kennt, wird jene Ansicht nicht theilen können. Veränderte Verhältnisse, besonders des Rituals, riefen auch Abweichungen in der Construction hervor, die indessen noch lange römischen Typus und römische Technik beibehielt. Die Kuppel hatte in der griechischen Kirche eine besondere Bestimmung, denn unter ihr befand sich das Allerheiligste, das *ἱερατεῖον*, wodurch sie in der griechischen Christenheit zu einem unumgänglichen Erfodernisse des Kirchenbaus sich erhob.

In Italien wurden die Kirchen fortwährend nach dem Plan der Basiliken gebaut und, so viel es die Gesunkenheit der Kunst und des Geschmacks erlaubte, die alte classische Form in Anwendung gebracht. Dies beweisen die Bauten des 5. und 6. Jahrhunderts, in welchen schon an den Kirchen Ravennas byzantinischer Einfluß sich geltend machte. Gegen Ende des 6. Jahrhunderts erschienen die Longobarden, während deren Herrschaft viel gebaut wurde, sodaß sogar von einem lombardischen Stile häufig die Rede ist. Viele suchen denselben blos an den Gebäuden jener Zeit in der Lombardei, wobei sie, wie Hr. v. Rumohr richtig bemerkt, den historischen Begriff longobardisch mit dem geographischen lombardisch verwechseln. Die Longobarden brachten jedoch keine neue Architektur und keinen eigenen Baustil mit, sondern sie bedienten sich des vorhandenen, herrschenden; ihre Baumeister waren meistens aus Como (magistri Comacini), welche im römischen Stile jener Zeit bauten. Die Veränderungen, welche derselbe unter den Longobarden erfuhr, bestanden nach unserm Verf. in einer etwas größern Verzierung des Innern und Äußern, welches bisher ganz schmucklos geblieben war. Wiewol im nördlichen Italien die meisten Monumente dieses sogenannten lombardischen Stils vorhanden sind, so fehlen sie doch auch im übrigen Italien nicht. Hr. Knight will auch den Stil der rheinischen Kirchen und namentlich der St.-Castorkirche in Koblenz nicht, wie gewöhnlich geschieht, byzantinisch, sondern lombardisch genannt wissen, da diese Bauweise in der Karolingischen Zeit bei dem großen Verkehr zwischen Italien und Aachen leicht ihren Weg zu den Ufern des Rheins fand. Was nun die ältesten lombardischen Kirchen betrifft (in Pavia und andern Orten), auf welche man sich gewöhnlich beruft, so will Ref. nicht unbemerkt lassen, daß Hr. v. Rumohr ihr hohes Alter bestreitet. Nach seiner Überzeugung, deren Gründe wir hier nicht prüfen können, „müssen" sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt dem 11. oder 12. Jahrhundert angehören.

Nach dem Fall des Longobardenreichs und dem Erlöschen des Karolingischen Geschlechts traten für Italien mehre Jahrhunderte der größten Zerrüttung und Verwilderung ein. Im Ganzen blieb jedoch die Architektur den überlieferten Formen getreu und bei aller Roheit der Kunst ist das Bestreben, dem Antiken möglichst nahe zu kommen, nie zu verkennen. Auffallend ist der Aufschwung, den die Architektur schon früh im 11. Jahrhundert von Toscana aus nahm, wo Bauschulen in Florenz, Lucca und später in Pisa bestanden zu haben scheinen. Dafür sprechen San-Miniato in Florenz, die Kirche zu Empoli, San-Frediano in Lucca und andere. Man strebte nach größerer Einfachheit, die grotesken Figuren und gehäuften Zierathen wurden verschmäht, und an die Stelle der Pfeiler traten wieder Säulen mit Capitälern, die an bessere Zeiten erinnerten. Im nördlichen Italien nahm dagegen der lombardische Stil im 12. Jahrhundert mehr Schmuck und Fülle an, weshalb ihn der Verf. florid Lombard nennt, analog dem von englischen Kunstkennern schon früher sogenannten florid Gothic. Dieser Stil, den man an Kirchen von Venedig, Ancona, Arezzo und namentlich an San-Michele in Lucca bemerkt, zeichnet sich durch die Verzierung der Vorderseite mit mehren Reihen kleiner Arcaden und Säulchen aus, von welchen keine der andern gleichen durfte. Wo die Arcaden fehlten, wie z. B. an San-Zeno in Verona, erschienen bereits die schönen Fensterrosen oder St.-Katharinenräder, die unser Verf. gar zu weltlich Glücksräder nennt (wheel-of-fortune windows).

In den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts erschien der Spitzbogenstil in Italien. Er kam aus dem Norden und zwar, wie auch der Verf. als ausgemacht annimmt, aus Deutschland, was um so auffallender ist, als die Normänner schon zwei Jahrhunderte früher in Sicilien in diesem Stile gebaut hatten. Doch drang er nicht über die Meerenge, denn dieselben Normänner behielten an ihren Kirchen in Calabrien den Rundbogenstil bei. Der deutsche Stil — das Gotico Tedesco der Italiener — bürgerte sich indessen nie recht in Italien ein, er blieb dort immer eine exotische Pflanze. Künstler wie Arnolfo di Lapo, Niccolo Pisano u. A., welche ihn bei ihren Bauten benutzten, konnten sich von den classischen Idealen nie so gänzlich losmachen, daß sie ihn rein durchzuführen im Stande gewesen wären. Sie nahmen ihn nicht aus Vorliebe, sondern meistens nur auf Bestellung an, weshalb sie auch in seinen Geist nicht eindrangen und in ihren Werken die Formen des horizontalen und verticalen Princips sich mischten. Nur einige Kirchen, wie der Dom zu Mailand und mehre unter der Herrschaft des Hauses Anjou in Neapel erbaute Kirchen, welche von fremden Baumeistern aufgeführt wurden, machen einigermaßen eine Ausnahme hiervon. Das Äußere der Kirchen aus dieser Periode konnte auch deshalb nie das erhabene Ansehen gewinnen wie diesseit der Alpen, weil der Glockenthurm stets vom Hauptgebäude getrennt war. Die Portale sind gewöhnlich reich verziert, aber die Fenster unbedeutend und die Vorder- und Seitenmauern häufig mit buntem Marmor und selbst Mosaiken ausgelegt. Auch das Innere blieb weit

hinter der großartigen Schönheit deutscher Kirchen zurück. Die Höhe erscheint gewöhnlich mittelmäßig, selbst wenn sie es in der That nicht ist; die Schiffe sind für ihre Höhe zu weit, während die ungewöhnlich weiten Bogenöffnungen auf beiden Seiten die Wirkungen des Raums eher schwächen als verstärken. Die Bogen ruhen meistens auf Pfeilern, und wenn auch an deren Stelle Säulenbündel sich zeigen, so steigen sie doch nirgend beträchtlich empor; die gewölbten Decken, selbst wo sie Gräten haben, sind in der Regel schmucklos. Am meisten behauptete sich Rom gegen die Einführung des Spitzbogenstils, welchen es bei keinem bedeutenden Gebäude, sondern höchstens zur Verzierung einzelner und untergeordneter Theile, z. B. bei Tabernakeln, Reliquienkasten, Grabmälern gelten ließ. Er erhielt sich jedoch in Italien bis zum Ende des 14. Jahrhunderts, um welche Zeit Brunnelleschi und Leon Battista Alberti den classischen Stil wieder ins Leben riefen.

Nach diesen den ersten Band einleitenden, von Ref. aber nur angedeuteten Betrachtungen wollen wir nun die schönen Tafeln mustern, auf welchen die Kirchenbauten des besprochenen Zeitraums dargestellt sind.

Abweichend von der chronologischen Ordnung gibt uns der Verf. zuerst den Grundplan und das Innere der Kirche San-Clemente in Rom. Mit Recht jedoch läßt er diese Abbildungen den übrigen vorangehen, weil „keine Kirche der Welt" die ursprüngliche Einrichtung der ersten christlichen Kirchen so vollständig vergegenwärtigt wie San-Clemente.

Als Kirchen des 4. Jahrhunderts folgen nun San-Costanza und San-Paolo fuori le Mura in Rom. Der erstern, die bekanntlich in runder Form und von Vielen für einen Bacchustempel gehalten worden, erkennt der Verf. den christlichen Ursprung zu, ungewiß jedoch, ob sie ursprünglich eine Tauf- oder eine Begräbnißkapelle oder Beides gleichzeitig war. San-Paolo oder die Basilica Theodosiana sehen wir in ihrer ganzen Herrlichkeit, wie sie vor dem Brande 1822 war. Das Blatt, nach einer Zeichnung von Quaglio, darf als ein Meisterstück betrachtet werden, in welchem die Behandlung der Perspective, des Tons und selbst der Staffage unübertrefflich ist.

Fünftes Jahrhundert (Nr. 5—8). Das Baptisterium Konstantin's bei San-Giovanni Laterano. Nicht Konstantin, sondern Papst Sixtus III. (gest. 440) ist der Erbauer desselben. Das Innere mit seinen prächtigen Porphyrsäulen bringt im Bilde eine vorzügliche Wirkung hervor. San-Nazario e Celso in Ravenna. Galla Placidia, die Tochter des Theodosius, ließ diese erst später den genannten Heiligen geweihte Kirche für sich und die Ihrigen zur Begräbnißkapelle erbauen. So enthält dieselbe die Sarkophage der Galla Placidia, ihres Sohnes Valentinian III. und des Honorius, die einzigen Monumente dieser Art, welche seit jener Zeit unverrückt an ihrer Stelle geblieben sind. Auf den beiden nächsten Tafeln gibt uns Hr. Knight, etwas abweichend von seinem Plane, zwei ursprünglich nicht kirchliche ravennatische Gebäude, die aber architektonisch sehr merkwürdig sind. Das eine ist der Palast des Theodorich, aus welchem Karl der Große die schönsten Säulen nach Aachen entführte, und das andere Theodorich's Mausoleum, dessen Kuppel, 36 Fuß im Durchmesser enthaltend, aus einem einzigen Steine besteht. Dieser wurde von innen hohl, von außen convex gearbeitet; wie aber eine so ungeheuere Masse an diese Stelle gebracht wurde, ist schwer einzusehen. Jetzt heißt das Gebäude la Rotonda und ist der heil. Jungfrau geweiht.

Sechstes Jahrhundert (Nr. 9—12). San-Vitale in Ravenna, gewiß eine der merkwürdigsten Kirchen dieser Zeit, unter Justinian erbaut. Sie bildet ein Octogon mit einer (aus einer Spirallinie leichter Thongefäße erbauten) Kuppel, die hier zum ersten Mal auf einer abendländischen Kirche erscheint. Das Innere, von welchem uns hier eine vortreffliche Ansicht geboten wird, hat trotz der modernen Ausschmückung doch seinen ursprünglichen Charakter behalten und macht einen großartigen Eindruck. Man weiß, daß durch diesen Karl der Große veranlaßt wurde, den Dom zu Aachen nach dem Muster von San-Vitale bauen zu lassen. Auf der nächsten Tafel finden wir die höchst merkwürdigen Mosaiken aus San-Vitale getreu in Farben und Vergoldung wiedergegeben. Sie stellen den Kaiser Justinian und seine Gemahlin Theodora mit Gefolge dar, im Begriff ihre Weihgeschenke darzubringen, und sind als Kunstwerk jener Zeit wie zur Kenntniß der byzantinischen Hoftracht gleich interessant. San-Apollinare ad Classem in Ravenna. Eine ehrwürdige, bereits 545 erbaute Basilika, deren Inneres uns hier sehr malerisch entgegentritt. Ebenso auf dem folgenden Blatte Santa-Maria in Toscanella, einer ursprünglich mächtigen, jetzt sehr gesunkenen Stadt des Kirchenstaats.

Als Kirchen des 7. Jahrhunderts (Nr. 13—19), in denen vorzüglich der lombardische Stil hervortritt, kommen zunächst mehre in Pavia an die Reihe. Zuerst San-Michele, deren hohes schon von Rumohr angefochtenes Alter (sie wird bereits 661 von Paul Diaconus erwähnt) unser Verf. auch gegen die Einwendungen des Grafen San-Quintino in Turin in Schutz nimmt, der sie aus dem 11. Jahrhundert herdatirt. Die vortreffliche Abbildung zeigt uns das Innere in seiner ganzen Erhabenheit. Eine besondere Tafel ist dem reichgeschmückten Portal und den Säulencapitälern der Kirche gewidmet. Die Longobarden führten bei ihren Bauten, namentlich an den genannten Theilen derselben, vielfache Verzierungen ein. Die grotesken und phantastischen Figuren in denselben beziehen sich auf christliche und heidnische Vorstellungen, auf Stellen der heil. Schrift und der Legende, oder sie haben eine ganz mystische Bedeutung. Aber viele von ihnen, wie Hr. Knight bemerkt, gehören der skandinavischen Mythologie an, da dieselben auch an den Portalen der ältesten nor-

wegischen Kirchen vorkommen sollen. Als solche nordische Embleme will Hr. Knight die Drachen und Schlangen aller Art, den fischverschlingenden Adler, den Hammer Thor's u. s. w. erkennen, welche interessante Vermuthung wir jedoch hier dahingestellt sein lassen. Die nächste Tafel zeigt das Äußere der Kirchen San-Michele, San-Pietro Cielo d'Oro und San-Teodoro in Pavia von der Apsis- oder Chorseite. Sie namentlich sind es, an welchen der Verf. die Vorbilder der rheinischen Kirchen erkennen will, die man häufig byzantinisch nennen hört. San-Frediano in Lucca. Diese Kirche ist weniger im lombardischen als im alten römischen Basilikenstile erbaut. Die Abbildung zeigt ihr Äußeres, welches besonders dadurch merkwürdig ist, daß im Laufe der Zeit (im 12. Jahrhundert) die Hinterseite zur Vorderseite umgewandelt worden und umgekehrt. Wo ursprünglich die Apsis sich befand, ist jetzt der Haupteingang, und an der Stelle des alten Portals ist jetzt die Apsis zu sehen. Diese Veränderung fand statt, als die Mauern Luccas umgebaut wurden und die früher außerhalb derselben stehende Kirche, jetzt in die Stadt gezogen, einen Eingang von der Straße haben mußte. Der Campanile bildet keinen Theil des Ganzen und wurde wahrscheinlich vor Umdrehung der Kirche erbaut. San-Tommaso in Limine, einige Miglien nördlich von Bergamo, ein nur in Umrissen dargestelltes Rundgebäude, dessen Alter auch nach Hrn. v. Rumohr sehr zweifelhaft ist, doch von unserm Verf., übereinstimmend mit d'Agincourt, ins 7. Jahrhundert versetzt wird. Santa-Agnese, anderthalb Miglien von Rom an der Via-Nomentana um das Jahr 621 nach dem Plane der Basiliken erbaut. Die Abbildung zeigt das schöne Innere in der günstigsten Auffassung. Den Beschluß dieser Periode macht das berühmte florentiner Battisterio, welches nach Hrn. Knight schon 725 gestanden haben muß. Die Darstellung des Innern läßt nichts zu wünschen übrig; freilich möchte man lieber statt die Mosaiken in der Kuppel etwas von den Thüren Ghiberti's sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Johann Graf Mailáth,

der wegen seiner „Geschichte des östreichischen Kaiserstaats", namentlich wegen des dritten Theils dieses Geschichtswerks, weil er solche parteiisch für das katholische Princip geschrieben habe, wol über die Gebühr in kritischen Blättern mitgenommen und getadelt worden ist, verdient dagegen in jeder Hinsicht Beachtung seiner schriftstellerischen Thätigkeit, die ihm auch von vielen Seiten geworden ist. Wir wollen hier weniger auf seine belletristischen Schriften hinweisen, die wol genugsam bekannt sind, ebenso wenig auf literarhistorische Neuigkeiten, z. B. seine „Mnemonik", die in Reventlow's „Mnemotechnik" ein widerhallendes Echo gefunden hat, und auf seine Geschichtswerke, z. B. über die Magyaren &c., sondern auf die ebenerwähnte mannichfach getadelte „Geschichte des östreichischen Kaiserstaats" zurückkommen. Was soll es heißen, wenn er beschuldigt wird, für das katholische Princip, oder im Interesse des östreichischen Kaiserstaats geschrieben zu haben? Soll der Graf, weil er Katholik und östreichischer Unterthan ist, zum Vortheil des Protestantismus gegen die Wahrheit schreiben? Das kann und wird kein Historiograph, kein Freund der Geschichte verlangen; diesem muß die Wahrheit, so weit sie erlangt werden kann, über Alles stehen. Auch hat Mailáth, um nur einen Punkt zu berühren, über den eigentlichen Beweggrund zum Anlaß des Dreißigjährigen Kriegs nicht mehr und nicht weniger behauptet und nachgewiesen, als was Andere vor ihm angeführt haben, und zwar gewissenhafte, zum Theil echt protestantische Geschichtschreiber. Wir wollen nur einige der Letztern hier bemerken.

Der Engländer W. Harte sagt im „Leben Gustav Adolf's" (übersetzt von Martini und Böhme, 1760, Th. 1, S. 261): „Wenn man die Sache überhaupt betrachtet, so dünkt mir ganz gewiß zu sein, daß er (Gustav Adolf) sich der Herrschsucht und den willkürlichen Absichten des Hauses Östreich widersetzt haben würde, auch wenn sich dieses zur protestantischen Kirche bekannt hätte. Deswegen habe ich mir nicht selten eingebildet, daß die Religion gewissermaßen nur ein halber Vorwand war, wie die Kurfürstin von der Pfalz, Luise Juliane, eine sehr staatskluge Dame, allemal zu behaupten pflegte."

Joh. von Müller in der „Allgemeinen Geschichte" Buch 21, Cap. 7, sagt: „In der That schien Macht und Reichthum in Deutschland für ihn am sichersten zu finden u. s. w."

Schiller in der „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs": „Unverkennbar strebte der Ehrgeiz des schwedischen Monarchen nach einer Gewalt in Deutschland, die mit der Freiheit der Stände unvereinbar war, und nach einer bleibenden Besitzung im Mittelpunkte dieses Reichs. Sein Ziel war der Kaiserthron" u. s. w. Weiter an einer andern Stelle: „Die anstößige Huldigung u. s. w. zeigte weniger den Beschützer des Reichs als den Eroberer" u. s. w.

Und wie richtig sagt Schiller, dessen Tüchtigkeit als Geschichtschreiber erst neuerdings wieder angefochten worden, gleich im ersten Buche der „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs": „Es ist schwer zu sagen, was mit der Reformation, was mit der Freiheit des deutschen Reichs wol geworden sein würde, wenn das gefürchtete Haus Östreich nicht Partei gegen sie genommen hätte."

Rumpf, „Geschichte der deutschen Liga im 17. Jahrhundert" (Erfurt 1800, S. 317): „Bei allen diesen Schenkungen deutscher Ländereien an seine Kriegsobersten zeigte er seinen ernstlichen Willen, sich für die Zukunft in Deutschland festzusetzen und unter einem mildern Himmel ein neues Reich sich zu gründen."

Pölitz, „Das deutsche Volk und Reich" (1816, S. 379): „Wie leicht vergaß man, daß Schwedens Erscheinen in Deutschland nicht blos zur Beschützung der Protestanten erfolgt war."

Wir könnten diese historischen Andeutungen vermehren, wenn es der Raum d. Bl. gestattete. Wir wollen nur noch auf Pfister's „Geschichte der Deutschen" (Th. 4, S. 540—48), auf des Schweden And. Fryxell „Leben Gustav's II. Adolf's von Schweden", übersetzt von T. Homberg (1842—43), W. Barthold's „Geschichte des großen deutschen Kriegs" (Stuttgart 1842, Th. 1), sowie auf eine interessante Notiz „Über die Lüsten Schwedens, sich ein Reich im deutschen Reiche zu gewinnen, weil es damals (nach der Leipziger Schlacht) möglich gewesen, den Krieg zu enden und Religionsfreiheit zu erhalten", in Achim von Arnim's Briefe an Dorow über das Leben des Generals Arnim unter Gustav Adolf in dessen „Reminiscenzen" (1842, S. 119) verweisen. 97.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 46. —— 15. Februar 1844.

Architekturwerke von Henry Gally Knight.

(Beschluß aus Nr. 45.)

Dem 8. Jahrhundert sind vier Tafeln gewidmet (Nr. 20—23). Vortrefflich ist das Innere von San-Stefano in Bologna nach einer Zeichnung von Quaglio zur Ansicht gebracht. Die folgende Tafel gibt Ansichten von zwei Kirchen: den Dom zu Brescia, ein noch dem 7. Jahrhundert angehöriges Rundgebäude, und Santa-Giulia ebendaselbst. Diese im lombardischen Stile sehr zierlich erbaute Kapelle ist zugleich eins der letzten Denkmäler der Longobardenherrschaft. Das dazu gehörende Kloster ist jetzt Caserne. San-Giovanni e Paolo in Rom. Eine durch die malerische Umgebung und Staffage sehr reizende Ansicht dieser Kirche ist deshalb mitgetheilt, weil sie unter allen römischen Kirchen die einzige ist, welche, besonders an der Apsis, etwas vom Gepräge lombardischer Architektur an sich trägt. Mosaiken in der Apsis von Santa-Pudenziana in Rom. Sie beweisen, daß selbst im 8. Jahrhundert, dem sie angehören, in Rom noch immer ein hoher Grad von Kunstfertigkeit vorhanden war.

Neuntes Jahrhundert (Nr. 24—28). Drei Tafeln bringen uns zunächst herrliche Ansichten der alten ehrwürdigen Basilika San-Ambrogio in Mailand. Die erste zeigt das Innere in seinen edeln, wenngleich etwas schwerfälligen Verhältnissen; die zweite den höchst malerischen Vorhof oder das Atrium (αὐθριον ἀυλη), welches fast bei keiner andern Basilika Italiens mehr zu finden ist; die dritte den berühmten, mit figurenreichen Goldplatten und Schmelzarbeiten gezierten Hochaltar unter seinem auf Porphyrsäulen ruhenden, prächtigen Tabernakel und mehre Säulencapitäler. Mosaiken aus Santa-Prassede in Rom. Vier weißgekleidete Engel auf Goldgrund tragen das Bild Christi empor, eine für jene Zeit bewundernswürdig sinn- und geschmackvolle Composition. Campanile von Santa-Francesca Romana am römischen Forum. Nach diesem Muster wurden die meisten Glockenthürme Roms erbaut. Ihr sehr ansprechendes und malerisches Aussehen dürfte sie, wie Hr. Knight meint, zur Nachahmung bei neuern Kirchenbauten sowol im normännischen als italienischen Stil sehr empfehlen.

Aus dem 10. Jahrhundert (Nr. 29—32) begegnen wir zuerst Santa-Fosca auf Torcello, einer Insel der venetianischen Lagunen, der eigentlichen Mutterinsel des ganzen venetianischen Staats. Die gewiß uralte Kirche trägt mehr den griechischen als lateinischen Charakter an sich, und ist durch ihre graziöse Bauart, welche gewiß vielen spätern Meistern zum Vorbilde diente, sehr ausgezeichnet. Die beiden nächsten vorzüglich schönen Blätter zeigen uns San-Marco in Venedig von innen und außen. Die in dem Innern der Kirche gewöhnlich herrschende Dunkelheit ist im Bilde etwas gelichtet, um das Ganze und die Einzelheiten des reichen Bauwerks deutlich hervortreten zu lassen. Die nächste Tafel zeigt das Äußere der Marcuskirche von der Piazzetta aus gesehen, die andern großartigen Gebäude der Nachbarschaft, die Riva de' Schiavoni belebt von Gondeln, Volk u. s. w., in reizender Auffassung. Wir stimmen dem Verf. bei, daß wenige Städte der Welt eine so interessante Zusammenstellung merkwürdiger Gebäude aufzuweisen haben wie Venedig an seinem Marcusplatz. Santa-Maria de Plebe (della Pieve) in Arezzo. Im ganzen 10. für Italien sehr traurigen Jahrhundert wurden dort nur sehr wenige Kirchen gebaut. Santa-Maria ist eine von diesen und zeigt sich auf unserm Bilde von der Seite der Apsis, an welcher und zumal an der offenen Galerie derselben noch der Baustil des vorigen Jahrhunderts, aber in größern Verhältnissen, hervortritt.

Das 11. Jahrhundert (Nr. 33—40) zeigt uns bedeutende Fortschritte im Kirchenbau, welche, wie oben bemerkt worden, von Toscana ausgingen. Wir erkennen diese zunächst in der Abbildung des Innern von San-Miniato bei Florenz. Diese schöne Kirche ist ganz in der Form einer römischen Basilika und in den edelsten Verhältnissen gebaut. Ihre Säulen, nicht so zusammengedrückt wie die lombardischen, steigen schlank empor und die Capitäler, frei von allen grotesken und monströsen Verzierungen, sind antik oder antiken sehr geschickt nachgebildet. Das Streben nach römischer Harmonie und Einfachheit ist unverkennbar und hat von hier aus gewiß einen großen Einfluß ausgeübt. Die folgende Tafel stellt die sehr bedeutende Krypte von San-Miniato dar. San-Flaviano unweit Montefiascone, sehr bald nach San-Miniato erbaut, trägt noch

das Gepräge früherer Jahrhunderte. Das schöne Bild zeigt uns ein Kirchengewölbe mit schwerfälligen Säulen und Pfeilern, dem jedoch eine großartige Wirkung nicht abzusprechen ist. Auf dem nächsten Blatte erblicken wir die Façade von San-Pietro in Toscanella. Sie ist eigenthümlich mit grotesken Figuren im lombardischen Geschmacke verziert, eine Weise, die Hr. Knight an mehren Kirchen Viterbos und der Umgegend bemerkt haben will. Herrlich sehen wir auf der folgenden Tafel das Innere des Doms zu Pisa dargestellt. Man war lange gewohnt, nach dem Vorgange Vasari's diesen Bau für ein von griechischen Meistern ausgeführtes byzantinisches Werk zu betrachten, aber schon ein Blick auf das Bild lehrt das Gegentheil. Auch ist ziemlich erwiesen, obwol unserm Verf. entgangen, daß nicht ein Grieche Busketus oder Buschetto, sondern wahrscheinlich ein deutscher Reinhold oder Reinhard (Rainaldus), dessen Namen in einer Inschrift des Frieses über der untern Bogenstellung der Vorseite enthalten ist, der Erbauer des Doms oder doch wenigstens der stattlichen Vorseite war. Weit entfernt also ein byzantinisches Werk und gleichsam das erste Zeichen der wiederauflebenden Kunst und der Anfang einer neuen Ära zu sein, wie man häufig behaupten hört, ist der pisanische Dom vielmehr eine reiche Blüte jener toscanischen Bauschulen, von denen oben die Rede war. Durch die Kuppel allein wird kein Gebäude byzantinisch, auch ist unser Dom ganz nach dem Plane der Basiliken in lateinischer und nicht in griechischer Kreuzform gebaut. Gewährt das Innere mit seinen Säulenhallen eine prachtvolle Ansicht, so ist nicht minder auch das Äußere von außerordentlicher Bedeutsamkeit und Wirkung. Das nächste Blatt gibt eine meisterhafte Abbildung und Zusammenstellung desselben mit dem hängenden Thurme, dem Battisterio und dem unvergleichlichen Campo santo, welche Gebäude nach einer sehr richtigen Bemerkung ebenso reizend in ihrer Vereinzelung wie in ihrer Gruppirung zu einem wunderbaren, in seiner Art einzigen Ganzen erscheinen. Von Toscana versetzt uns die folgende Tafel nach Apulien durch die innere Ansicht der Kirche San-Niccolò in Bari. Sie ist im römischen Basilikenstile ohne Querschiffe gebaut und hat die auch bei San-Miniato vorkommende Eigenthümlichkeit, daß in gemessenen Zwischenräumen weite Mauerbogen über das Schiff und kleinere über die Seitengänge gespannt sind, gewiß um dem Ganzen mehr Haltung und Stärke zu verleihen. Die letzte Tafel zeigt uns den Dom zu Modena in seiner äußern Gestalt. Ein herrliches Gebäude im Rundbogen- oder lombardischen Stile, da uns diese Benennung durch den Verf. nun einmal geläufig geworden ist. Als etwas Eigenthümliches, was an andern lombardischen Kirchen nicht gefunden wird, hebt der Verf. das vorspringende hohe, von auf Löwen ruhenden Säulen getragene Portal hervor. Solche Vorhallen, obschon wesentliche Theile der ältesten Kirchen, will Hr. Knight an Kirchen aus der Longobardenzeit nicht bemerkt haben; erst im 11. Jahrhundert kommen sie wieder und dann allgemein vor. Der Glockenthurm des Doms gehört zu den schönsten und höchsten des nördlichen Italiens.

So ist auf 40 prächtigen Tafeln einer der anziehendsten Abschnitte aus der Geschichte der Architektur zur Anschauung gebracht und auch für das tiefere Studium ein überreicher Stoff geboten worden. Aber auch wer sich weniger für die Geschichte der Baukunst oder diesen Theil derselben interessirt, wird doch dem künstlerischen Reize der herrlichen Blätter, von denen kein einziges den Stempel der Schönheit entbehrt, huldigen müssen. Kennern und Kunstfreunden glaubt Ref. einen Dienst erwiesen zu haben, wenn er sie durch diese Anzeige auf das ausgezeichnete Werk aufmerksam macht, dessen baldige Fortsetzung und Vollendung im Interesse der Kunst nur lebhaft gewünscht werden kann und gleich nach seiner Erscheinung durch d. Bl. zur Kenntniß des Publicums gelangen soll. 77.

Unterthänige Reden. Vier Vorlesungen, öffentlich gehalten zu Königsberg im Winter 1843, oder: Fortsetzung der „Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unserer Zeit." Von Ludwig Walesrode. Zürich und Winterthur, Literarisches Comptoir. 1843. Gr. 8. 22½ Ngr.

Über die Wahl des Titels „Unterthänige Reden" sagt der Verf.: „Da gegenwärtig auch die Könige unter die Literaten gegangen sind, indem sie nicht blos dichten und reden, sondern ihre Dichtungen wie ihre Reden auch drucken lassen, so erklärt sich der demüthige Titel meines Buchs wol von selbst."

Die erste dieser Vorlesungen ist betitelt „Eine wunderbare Novelle aus der neuesten Zeit" und handelt von dem Ehescheidungsgesetz, dessen Einführung in Preußen beabsichtigt wurde oder noch wird. Walesrode läßt ein Mitglied der Gesetzcommission über das projectirte Gesetz „an einem heißen Julitage des Jahres 1842, als die Droschkenpferde fiestamüde waren und die Gardeoffiziere schweigend viel Kranzler'sches Eis aßen und die berliner «Weltgeschichte» sich aus purer Langweile von einem Hofrath die Cour machen ließ", einen Vortrag im Staatsrath halten. Der Eindruck, welchen der Verf. hiermit auf seine damaligen Zuhörer hervorgebracht, ist ohne Zweifel stärker gewesen als der auf die gegenwärtigen Leser; zu jener Zeit wankte der merkwürdige Gesetzentwurf wie eine Art Asmodi durch alle Kreise der Gesellschaft, jetzt hat man die Furcht vor dem Popanz schon so ziemlich wieder vergessen.

In der zweiten Vorlesung: „Zur Geschichte der neuesten Caricatur", wundert sich der Verf. darüber, „wie ein christlichzerknirschter, fromm evangelischer — Staat darauf gekommen, die leichtfertige Caricatur zu entfesseln, während er dem heiligen Ernste des Gedankens das Wort entzogen; — warum man den freien Gottesgeist ans Kreuz geschlagen, während bocksfüßige Satyrn und grinsende Waldgötter ihr keckes Spiel unter den Augen der Policei treiben durften." Die Zukunft wird dereinst den Schleier von diesem wunderbaren Staatsgeheimniß ziehen. „Gegenwärtig können wir aus dem Meere vager Vermuthungen nur diese Gründlinge der Wahrscheinlichkeither ausfischen. Möglich, daß Hr. Hengstenberg in einem secretirten theologischen Gutachten dargethan, es sei besser, das Volk lachen als denken zu lassen. Denn nach vielen Bibelstellen, die Jeder in seiner Concordanz nachschlagen möge, lacht Gott selbst in seinem Himmel — die Mitarbeiter der «Evangelischen Kirchenzeitung» werden wol am besten wissen — worüber; außerdem kommen in der Heiligen Schrift schon Caricaturen im

modernsten Stile vor, wie der grasfressende König Nebukadnezar, die sympathetische Cur der kranken Philister durch plastische Goldarbeiten — wahrscheinlich eine Anspielung auf alttestamentliche Börsenverhältnisse — und die trefflich gezeichneten Baalspfaffen. Möglich, daß Hr. v. Schelling gesagt hat, die Harmonie der Sphären sei nichts Anderes als das Kichern der Welten über ihr eigenes Dasein, und die Welt sei überhaupt nur eine Parodie des ewigen Geistes, der sich selbst zur Materie carikirt hat. Da nun Preußen, wie bekannt, der Mikrokosmus unter den Staaten ist, so ergibt sich die Nutzanwendung dieser Bemerkung von selbst. Möglich auch, daß ein geheimer Policeirath sich als künftigen Fouché Preußens poussiren wollte, indem er vorschlug, die Caricatur freizugeben und dadurch recht pfiffig das Volk zu veranlassen, in den neuen Künstlern und Kunstfreunden seine wahre Stimmung den Behörden zu denunciren und zwar auf offenem Markte, vor den Kunstläden, wo die Beschauer gleich in Masse zu beobachten und zu notiren sind, was bei typographischen Erzeugnissen nicht so leicht möglich ist. Man würde überdies bei den Zerrbildern, welche die entferntern Provinzen liefern, sicherlich mehr über den dort herrschenden Geist erfahren als von jenen geschäftigen Spürern und geheimen Berichterstattern, welche gewöhnlich, durch ihre eigene Bornirtheit mysticirt, Dinge erzählen, die an naiver Einfalt den ältesten Dichtungen der Urzeit nicht nachstehen. Möglich aber auch und wahrscheinlich ist es, daß man den durch harte Preßbeschränkungen schwer gefährdeten Ruhm der freien Intelligenz, welchen Preußen immer für sich vindicirt hatte wie ehemals die längsten Grenadiere Europas, durch eine Bilderpreßfreiheit — gewissermaßen durch eine optische Täuschung — auch noch ferner beanspruchen wollte. Kurz, das Unglaubliche geschah! Eine neue Freiheit, welche nicht einmal in der Bundesacte verheißen ist und um welche das Volk niemals allerunterthänigst petitionirt hatte, wurde aus eigenem großmüthigen Antriebe dem Moloch Zeitgeist als Opfer in die Arme gelegt." Wie lange das Opfer gedauert, ist männiglich bekannt.

In derselben Vorlesung wird über die Münchner in Berlin gehandelt, nämlich über Küstner, Cornelius und Schelling. Von Letzterm heißt es: „Wenn die berliner Reactionsmänner glaubten, an Schelling einen philosophischen Alba zu finden, der den geistigen Aufstand der Hegelianer durch sein bloßes Erscheinen dämpfen würde, so haben sie mit so vielen andern Enttäuschungen eine neue, schmerzliche zu beklagen. Schelling hat nur das friedliche Commando des philosophischen Invalidenhauses zu Berlin übernommen; er schlägt nicht mehr, er zeigt nur noch mit dem Behagen des Alters seine ehemaligen Schlachtpläne vor. Die Schelling'sche Philosophie hat in Berlin das Einzige verloren, worauf sie stolz sein konnte, ihre — Poesie. Die kühnen Visionen, die romantischen Schöpfungsprocesse des Schellingianismus zerstäuben an dem noch kühnern Scharfsinne, an der grausamen, kalten Kritik der Hegelianer. In München war Schelling groß, dort ruhte er sicher auf den Lorbern, welche seine ehemaligen geistigen Thaten ihm errungen; aber sein tragisches Schicksal führte ihn nach Berlin, um ihn zur Caricatur der unglücklichsten Reactionspolitik zu machen. Aus seiner Lehre von den Potenzen wird die impotente berliner Maßregelwirthschaft keine neuen Kräfte saugen. Für die Wissenschaft ist Schelling bereits ein Mythos geworden, und wir werden es bald erleben, daß uns durch die Amtsblätter der Glaube an den historischen Schelling befohlen wird."

Des Freiherrn von Münchhausen neueste Abenteuer machen den Inhalt der dritten Vorlesung aus. In derselben wird namentlich die Einsetzung des officiellen Zeitungsberichtigungsbureau durchgenommen und der zahme Liberalismus eines Professors zu Salamanca ans Licht gezogen. Die Anspielungen, welche man hierbei auf den königsberger Professor Rosenkranz zu finden glaubte, haben dem Verf. vielfache Angriffe zugezogen. Letzterer nimmt keinen Anstand, in einer Anmerkung zu erklären, daß, wenn der fragliche Professor wirklich in jener Schilderung zu finden, er auch mit demselben gemeint sei, sowie jeder deutsche Professor, auf welchen dieselbe ganz oder theilweise anwendbar sein sollte. „In einer Zeit, in welcher die brutale Gewalt aufs entschiedenste sich gegen die Berechtigung des Geistes erklärt hat, ist es nicht genug, liberal gesinnt zu sein, man muß auch den Muth haben, diese Gesinnung umunwunden auszusprechen und für sie ehrlich und offen in die Schranken zu treten, sowol parceque als quoique. Vor Allem dürfen wir dies von Männern fodern, welchen die geistige und sittliche Pflege (und ist das nicht zugleich die politische?) der deutschen Jugend anvertraut ist und die als Priester der Wissenschaft um so unverhohlener ihre Indignation über die Eingriffe der Policei ins Gebiet der Intelligenz aussprechen sollten! Besser ist jedenfalls gänzliches Schweigen als jenes behagliche, geistreiche und doch so pedantische Kokettiren mit der Exegese liberaler Phänomene, welche dem doctrinairsten juste-milieu, ja sogar dem entschiedensten Servilismus die willkommenste Gelegenheit bietet, auf eine harmlose Weise auch liberal zu thun."

In der vierten Vorlesung wird die Leichenfeier des hingeschiedenen ersten Jahrtausends des deutschen Reichs begangen und an dessen offenem Grabe ein freies Wort über das freie Wort gesprochen. „Freilich sollte man erwarten, daß der Inhalt einer Trauerrede eine Verherrlichung des Todten sein müßte und ein Beweinen unsers Verlustes; allein wir wollen im Angesicht des Grabes ehrlich sein; wir haben keine Thränen für die dahingeschiedene Zeit, die jetzt vor ihrem Richter steht; unsere zornige Wehmuth gilt nur unserer Gegenwart!... Es ist an der Zeit, daß das Wort nicht länger zurückbleibt hinter der Überzeugung, daß Jeder offen und rücksichtslos seinen Theil an der Freiheit beansprucht. In einer solchen Zeit, in welcher die Sprache eine scharfe, schneidige Waffe sein soll, muß sie auch würdig und männlich geführt werden. Wir wollen sie ablegen die gothischen Sprachschnörkel, welche der Macht gegenüber unsere Foderungen zu Wünschen, die Wünsche zu Bitten und die Bitten zu Betteleien degradiren."

Walesrode ist dem Publicum durch seine in vier Auflagen verbreiteten Vorlesungen aus dem Jahre 1842 bekannt. Wenige deutsche Schriftsteller werden es ihm gleichthun in der Schärfe, mit welcher er die Geißel der politischen Satire schwingt, in der Gewandtheit, mit welcher er die sprödesten Gegenstände zu behandeln weiß; immer ist sein Witz der Zwillingsbruder des Ernstes und niemals läßt er sich zur Posse herab; die Kühnheit, die er von Andern fodert, besitzt er selbst, und an keiner Stelle seiner Schriften ist ein feiges Umgehen sichtbar. Diese Eigenschaften können wir auch den „Unterthänigen Reden" nicht absprechen; doch müssen wir offen gestehen, daß dieselben uns nicht in dem Grade zugesagt haben als die frühern Vorlesungen, in welchen der Humor unstreitig feiner und geistiger erschien. Doch mag dies, wenigstens zum Theil, in den äußern Verhältnissen seine Erklärung finden. Walesrode selbst sagt darüber: „Es ist ein Unterschied zwischen meinen vorjährigen Vorlesungen und meinen diesjährigen. Voriges Jahr konnte die Satire gegen den Status quo noch mit einigen Galanterien in die Schranken treten wie ein spanischer Matador im Stiergefecht. Der Schaft des Pfeiles, welcher auf das Thier geschleudert werden mußte, war daher, wie bei diesem, mit einem zierlichen Blumenbouquet geschmückt. Allein in diesem Jahre hat sich's zu deutlich herausgestellt, daß der deutsche Status quo kein edler Stier, sondern ein Ochse ist, an dem alle galanten Blumen reine Verschwendung wären. Es ist eine Art Metzgerarbeit, gegen den zähen deutschen Status quo-Ochsen zu Felde zu ziehen, und man möchte sich wahrlich einen ritterlichern Gegner wünschen; allein wie Ärzte, dürfen auch die Schriftsteller, die am Krankenbette der Gegenwart wachen, nicht ekel sein." 28.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Reise nach Persien.

Die glänzende, kostspielige Gesandtschaft, welche von der französischen Regierung nach Persien gesendet wurde, hat nicht nur nicht das Mindeste genützt, sondern sie ist — und dies ist in Frankreich das Schrecklichste — lächerlich geworden. Thiers' Wort, der als Minister äußerte, er habe noch keinen officiellen Bericht von der Gesandtschaft erhalten, vielleicht seien aber auf dem Boulevard des gants Briefe eingelaufen, hat ihr den Todesstoß gegeben. Die einzigen Mitglieder, welche sich wirklich thätig gezeigt haben, sind die beigegebenen Künstler gewesen. Eugène Flandin, der Maler, und Pascal Coste, der Architekt, haben die Gelegenheit, Studien zu machen, Vermessungen vorzunehmen und Skizzen und größere Gemälde zu entwerfen, nicht ungenützt verstreichen lassen. Wir erhalten jetzt die erste Probe ihres Fleißes in dem vor kurzem begonnenen Werke „Voyage en Perse" von Flandin und Coste. Es wird zwei große Bände umfassen, deren jeder etwa 125 bedeutende Kupfertafeln enthalten wird. Den Stich der von Flandin und Coste entworfenen Gemälde haben Guillaumot, Lesnier und Ollivier übernommen. Der Text aber wird von Flandin selbst nach den gesammelten Notizen unter Mitwirkung der gelehrten Professoren E. Burnouf, H. Lebas, und Achille Leclère ausgearbeitet werden. Das kolossale Werk wird die verschiedenartigsten Gegenstände, als Architektur, Sculptur, Inschriften, topographische Pläne, Ansichten, Trachten u. s. w. umfassen. Leider bringt es die Natur der Dinge mit sich, daß der Preis sehr hoch ist, sodaß das Werk die Verbreitung nicht finden wird, welche es zu verdienen scheint. Vielleicht gelingt es indessen den beiden fleißigen Künstlern, noch eine kleinere und wohlfeilere Ausgabe davon zu veranstalten. So wie das Werk jetzt begonnen ist, wird es bei seiner Vollendung etwa 1400 Fr. kosten, und doch hat der Staat sich durch Subscription für 210,000 Fr. schon bei der Herausgabe betheiligt.

Chronologische Handbücher.

Die Zahl der chronologischen Tabellen, wie sie in allen Ländern Jahr aus Jahr ein erscheinen, ist so groß und ihre eigentliche wissenschaftliche Bedeutung meist so null und nichtig, daß sie in d. Bl. nicht immer aufgeführt zu werden verdienen. Nur ausnahmsweise wollen wir auf ein soeben begonnenes Werk dieser Art aufmerksam machen, welches neben dem vor kurzem beendigten „Dictionnaire des dates" mit Nutzen gebraucht werden kann. Es führt den Titel „Le moniteur des dates" von Delaudine de St.-Esprit und geht bis auf die neueste Zeit. 2.

Bibliographie.

Arminius, Aus dem Volke für das Volk. Zwei Erzählungen. Gotha, Verlags-Comptoir. 1843. 8. 15 Ngr.

Begründung der Motion des Abgeordneten Mathy, auf Herstellung des freien Gebrauchs der Presse. Karlsruhe, Holtzmann. Gr. 4. 2½ Ngr.

Beleuchtung der Streitsache zwischen Mor. v. Haber und Freiherrn Jul. Göler v. Ravensberg. Wesel, Bagel. 8. 3¾ Ngr.

Bibliotheca Shahiludii. Bibliothek des Schachspiels. Alphabetisch geordnetes Verzeichniss aller Werke, die über das Schachspiel im Druck erschienen sind. Zusammengestellt von *A. M. Oettinger*. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Boden, A., Nachträge zu meiner Vertheidigung des Hrn. Prof. Dr. Jordan wider den Marburger Criminal-Senat. Nebst einer Würdigung des Buches: „Der Tod des Pfarrers Dr. Friedr. Ludw. Weidig." Frankfurt a. M., Sauerländer. 1843. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bruckisch, W., Humoristisch-kritisch-politischer Bericht über die Welt-Ereignisse am Jahresschlusse 1843, mit einer prophetischen Enthüllung der Zukunft. Breslau, Freund. 8. 7½ Ngr.

Allgemeine deutsche Bürgerbibliothek. Herausgegeben von K. Andree und A. Lewald. 1ste bis 5te Lieferung. Karlsruhe, Artistisches Institut. 1843. 8. à 10 Ngr.

Denkwürdigkeiten zur Geschichte der neuern Zeit seit der französischen Revolution. Nach den Quellen und Original-Memoiren bearbeitet und herausgegeben von B. Bauer und E. Bauer. Charlottenburg, Bauer. 1843. 8.

Bailly und die ersten Tage der französischen Revolution. Von E. Bauer. 20 Ngr.

Bouillé und die Flucht Ludwig's XVI. Von B. Bauer. 10 Ngr.

Der 20. Juni und der 10. August 1792 oder der letzte Kampf des Königthums in Frankreich mit der Volkspartei. Von B. Bauer. 15 Ngr.

Religion und Kirche von Frankreich bis zur Auflösung der constituirenden Versammlung. Von E. Jungnitz. 15 Ngr.

Frankreich vom Juli bis zum October 1789, oder die ersten Kämpfe des constitutionellen Princips mit dem Königthum und mit der Volkspartei. Von E. Bauer. 1ste Lieferung. 7½ Ngr.

Exner, F., Über Leibnitz'ens Universal-Wissenschaft. Prag, Borrosch und André. 1843. Gr. 4. 15 Ngr.

Franz, J., Beantwortung der Frage: Wie läßt sich ein hohes Lebensalter erreichen? Nach physiologischen Grundsätzen mit besonderer Rücksicht auf die katholische Geistlichkeit dargestellt. Tübingen, Buchhandlung Zu-Guttenberg. Gr. 8. 15 Ngr.

Grunert, J. A., Versuch einer neuen Methode zur Bestimmung der Polhöhe oder geographischen Breite bei geodätischen Messungen. Leipzig, Schwickert. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Hoffmann, W., Die Geschichte des Handels, der Erdkunde und Schiffahrt aller Völker und Staaten, von der frühesten Zeit bis auf die Gegenwart, mit Rücksicht auf die politischen Verhältnisse, die Zustände der Cultur, der Industrie, des Gewerbewesens und der Landwirthschaft, nebst verschiedenen statistischen Übersichten und Tabellen. 1ste Lieferung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Lasker, J., Das Auge der Policei. Aus dem Leben Berlins. Berlin, Berliner Verlagsbuchhandlung. Kl. 8. 22½ Ngr.

Leben des großen kölnischen Jesuiten und deutschen Apostels Peter Canisius. Mit dem Bildnisse des Canisius. Köln, Lengfeld. 8. 5 Ngr.

Racine's Theater. Zum ersten Male vollständig übersetzt von *H. Viehoff*. 3tes Bändchen: Alexander — Esther — Die feindlichen Brüder. Emmerich, Romen. 1843. Gr. 16. 12½ Ngr.

Reineke der Fuchs. 4te verbesserte Auflage. Mit neuen Kupfern verschönert, nach Zeichnungen von L. Richter. Leipzig, Volckmar. Gr. 16. 22½ Ngr.

Sarachaga's, G. v., Vermächtniß, oder neue Folgen der Göler-Haber'schen Sache. Stuttgart, Rieger. 1843. Gr. 8. 12½ Ngr.

Die Schöpfung des Weibes. Gedicht. Oldenburg, Sonnenberg. 32. 3¾ Ngr.

Schubar, L., Mysterien von Berlin. 1ster Band. Berlin, Heymann. 8. 1 Thlr.

Schwaldobler, J., Über Friedrich von Schiller und seine poetischen Werke. Wien, Mayer und Comp. Gr. 16. 12½ Ngr.

Suzor, Graf, Historische Novellen. Französisch und Deutsch nebeneinander. Leipzig, Barth. 8. 26¼ Ngr.

Welp, T., Die Dorfgerichte in Preußen. Bruchstück aus den Memoiren eines schlesischen Bauern. Braunschweig 1843. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 47. — 16. Februar 1844.

Das Tiedge-Album und Friedrich Rückert's „Ein Winter in Berlin".

Das neueste Werk, das uns aus der diesjährigen Album-Literatur vorliegt, ist das unlängst in Dresden erschienene „Tiedge-Album", auf welches wir mit einigen Worten hinzuweisen nicht unterlassen mögen, theils um des guten Zweckes willen, dem der Tiedge-Verein und dieses Werk ihr Dasein verdanken, theils weil das Letztere manches Merkwürdige und einiges wirklich Schöne und Poetische enthält. Dafür bürgt schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichniß, wo wir unter einer großen Menge bekannter Schriftsteller die Namen E. M. Arndt, Carus, Freiligrath, Gräfin Hahn-Hahn, Hoffmann von Fallersleben, Mosen, Rückert, Schwab, J. G. Seidl, Tieck, J. N. Vogl u. A. antreffen, die Alle, meist in Versen, Einige in Prosa, bereitwillig ihr Scherflein beigesteuert haben und zugleich für minder Gelungenes entschädigen werden, was man bei einer solchen Sammlung nun einmal als ein unvermeidliches Übel mit in den Kauf nehmen und auf Rechnung des guten Willens entschuldigen muß.

Die unendliche Mannichfaltigkeit des Inhalts läßt nicht wol eine allgemein gültige Charakteristik des Ganzen zu, aber wer es dereinst vermöchte, aus Kleinem das Große zu erkennen, aus Einzelheiten sich ein Ganzes zusammenzufügen, Dem würde es ein Spiegel unsers Zeitgeistes sein, oder, sollte er mit Faust die Meinung hegen:

> Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
> Das ist am End' der Herren eig'ner Geist,
> In dem die Zeiten sich bespiegeln —

so würde es doch an mehr als sechzig Einzelnen diesen Herrengeist ihm abspiegeln können.

Dürfen wir aus der Menge Einiges herausheben, so verweilen wir zunächst einen Augenblick bei den Spenden Hoffmann's von Fallersleben und der beiden Wiener Seidl und Vogl, denen wir unbedenklich den Preis zuerkennen, so verschieden sie auch unter sich sind. Hoffmann's „Lied aus meiner Zeit" knüpft an die Worte Brander's im „Faust": „Ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied!" an und sucht dasselbe vielmehr zu rechtfertigen. Es ist schön, aber es nimmt im Eifer den Mund zu voll, und sagt, was es nicht vertheidigen kann. Die Pointe liegt in den Schlußworten:

> Und wer nicht die Kunst in unserer Zeit
> Weiß gegen die Zeit zu richten,
> Der werde nun endlich bei Zeiten gescheit
> Und lasse lieber das Dichten.

Denn, fügt er hinzu, die Welt ist, wie die Menschen selbst, eine andere geworden; von Nachtigallen, Lieb' und Wein ist mit Goethe'n nunmehr genug geflötet; für den verbrauchten Leiertand will das Vaterland nur Muth und biedere Gesinnung und ein kräftiges Erfassen der Zeit, was die Poesie freilich nicht ausschließt. Aber wenn sie hinfort nichts Anderes als ihrer Zeit zu dienen erstreben soll, so wird sie Magd, die für Andere, immerhin in edeln Diensten, arbeitet; so strebt sie eine Emancipation an, die sie auf ein ihr fremdes Gebiet hin fortreißt — und ob die Form zu ersetzen suchte, was ihr am Inhalt gebräche, und ob goldene Wahrheit ihrem Munde entströmte, — uns würde an dem Busen dieser Muse nicht anders zu Muthe sein als an dem Busen der Amazone, der die eine Brust hinweggebrannt war. Aber da liegt's — von Liebsten und Kosen, von Busen und Buhlen soll ferner nicht die Rede mehr sein: nur dem Vaterlande oder der Zeit soll man sich widmen, sie allein soll unsere Liebste, unsere Buhle sein; indessen so lange wir nicht eben Inder sein werden, denen es nicht so großen Unterschied machte, an dem Busen der Geliebten oder der Gottheit zu liegen und in Wollust oder Andacht zu taumeln, so lange dürften wir unabhängig voneinander dem Vaterlande auf seine Weise dienen, nebenbei aber fortfahren, ohne das politische Lied darum für ein garstiges zu halten, von Nachtigallen, Lieb und Wein u. s. w. zu flöten. Der Mensch will sein Flötestadium haben, scheint es, aber er mag es überwinden.

Dem Hoffmann'schen Liede verwandt und doch entgegengesetzt ist das schöne Gedicht von J. G. Seidl „An die moderne Muse", die er mit ihrem Amazonenungestüm, ihrer gebieterischen Großsprecherei, ihrer Lust an Kampf und Greuel, ihrer leichtfertigen Witzelei, ihrem von allen Ecken und Enden erborgten Flitterstaate u. s. f. in ihrem ganzen Umfange und Wesen treffend charakterisirt, um sich mit Abscheu von ihr zu wenden:

Nein, nein, — du bist das Weib nicht, das ich suche,
Bist nicht die Muse, der ich Treue schwor,
Und die, wiewol verfolgt von Spott und Fluche,
Doch ihre Geltung noch nicht ganz verlor;

Die traute, keusche, fromme, wahre Muse,
Die einst durch Deutschlands Auen friedlich schritt,
Aufflammend nur zur zürnenden Meduse,
Wenn Fremdlings Hohn ihr gutes Recht bestritt.

Diese ist die Göttin, der er sich geweiht, und wenn er ihr nicht mehr als Priester dienen kann, so will er doch vor ihrem Altare knien. Dieser unverfälschten, wahren Muse huldigt auch sein Landsmann J. N. Vogl, dessen schöne Gabe: „Haidekinds Lied in der Ferne", bei aller Einfachheit der Form echt melodisch wirkt, und tief empfunden wieder zur Seele spricht. Ihm liegt nur Ein mächtiger Gedanke unter: das Kind der Wüste sehnt sich zurück nach der Haide im Ungarland, der öden:

Wo nicht Blumenduft und Lieder,
Wo nur Sonnenglanz und Sand.

Einfacher und schöner hat vielleicht kein Dichter vom Heimweh gesungen:

Nach der Haide,
Nach der Haide möcht' ich wieder,
Wo vom Hügel, dornumstrickt,
Einsam schaut die Hütte nieder,
D'rinnen ich das Licht erblickt.

Wir wünschen dem Liede einen Mendelssohn, der ihm seine Melodie — nicht zu geben, eben nur zu entnehmen braucht.

Wie mannichfach — müssen wir leider sagen — contrastiren damit die 24 Stücke, die Friedrich Rückert unter der Aufschrift „Ein Winter in Berlin" dargebracht hat, und bei denen wir etwas länger verweilen, da sie ohne Zweifel mehr als Interesse erregen werden und in Berlin, dem sie als locale Poesien näher treten, bereits erregt haben. Wir finden in diesen Strophen den ganzen Rückert wieder wie er leibt und lebt, mit allen seinen Vorzügen und Fehlern, und nur von einer neuen Seite lernen wir ihn kennen, die ihm leider nicht zum Ruhm gereicht. Versuchen wir, dem losen Faden nachzugehen, der die scheinbar unzusammenhängenden Stückchen verbindet.

Auch Rückert singt hier, dem Haidekinde gleich, aus Sehnsucht, aber nicht aus Sehnsucht nach dem Sande der Wüste, sondern in dem Sande auf der Haide, in dem Norden — Berlins —, nach dem Süden hin; aber diese Sehnsucht, die ihm verzeihlich sein muß, sie ergießt sich nicht wie dort in einfacher Wahrheit des schönen Liedes, sondern einestheils in jenen mittelmäßigen Versen, die so formlos wie inhaltsleer sind, und die er in neuerer Zeit schockweise aus dem Ärmel geschüttelt hat. Er bleibt nicht bei der Sehnsucht oder ihrem Gegenstande stehen, wie er es poetisch müßte, wenn sie eine reine wäre, sondern er wirft sich ärgerlich auf die äußere Gegenwart, die sie mittelbar hervorgerufen und es entgelten muß, daß sie, die Sehnsucht, die uns nunmehr nicht als eine Sehnsucht — hin, sondern als eine Sehnsucht — weg, erscheint, unbefriedigt bleiben will. Alles, was sich nun auf diese Sehnsucht, d. h. Unzufriedenheit mit äußern Verhältnissen, bezieht, ist nüchterne Prosa, deren oft ungestalte Form nur selten einen Lichtblitz seines Geistes hindurchzucken läßt.

(Der Beschluß folgt.)

Die Parteien in den Vereinigten Staaten.

Boston, im Nov. 1843.

Verehrter Freund! Es thut mir unendlich leid, daß ich Ihnen diesmal nichts Neues aus Amerika mittheilen kann, was Sie und Ihre Freunde interessirt. Es ist so angenehm hier zu leben, wenn Alles still ist in der Politik. Man fühlt dann erst die volle Wohlthat der Freiheit. Denn Politik ist hier wie bisweilen bei Ihnen als öffentlicher Begriff Geschwisterkind mit Schurkerei, Parteiintriguen, Plusmacherei und dergleichen Gelichter; Staats- und Volkswohl kommt dabei nur als Schanddeckel und Aushängeschild in Frage. Ohne dergleichen hier zu leben ist wirklich wohlthätig für einen Deutschen. Wie ein Traum ist einem die Erinnerung an die deutsche Policei, Censur, die „Maßregeln", die Gnade und Ungnade. Letzterer Artikel hat mir immer Anstoß gegeben, seit ich in meinem Xenophon gelesen — als goldene Regel der Könige, daß sie selbst blos Gnade erzeigen, die Ungnade aber ihren Räthen erzeigen lassen sollen. Unsere modernen Prinzenerzieher haben den Satz umgedreht. Es ist den allmächtigen Ministerialen nicht zu verargen! Denken Sie sich aber, daß hier, gerade hier in der Republik, dieser Grundsatz aufrecht erhalten ist, daß der Präsident der Vereinigten Staaten und die Gouverneure der einzelnen Staaten ein ausgedehntes Gnadenspende-Recht haben und üben, während sie Ungnade nur als Privat- und Parteileute spenden können. Darin liegt viel Weisheit; doch will ich damit nicht unterschreiben, daß das sogenannte Begnadigungsrecht so unbegrenzt geübt werden sollte, als es hier von den Gouverneuren geschieht. Doch Alles ist nicht so schlimm als man denkt.

Stellen Sie sich vor, daß es hier gar keine Policei gebe, so sind Sie im Irrthum. Die große Idee einer Präventivpolicei ist hier durch die Öffentlichkeit des Rechts und den Antheil, den Jeder an der Erhaltung des Rechtszustandes nimmt, auf überraschende Weise in den bessern Staaten durchgeführt und verwirklicht. Ich kann freilich nicht leugnen, daß die sogenannten neuenglischen Staaten der Union, mit Massachusetts an der Spitze, darin am weitesten gediehen sind. Die mehr südlichen Staaten und je näher man Texas kommt, sind verhältnißmäßig weiter davon entfernt. Dagegen stellt Ohio mit seinen Nachbarn Indiana und Illinois ein erfreuliches Bild an Tüchtigkeit wachsenden bürgerlichen Lebens dar. Diese Staaten sind für die neuern westlichen sklavenfreien Staaten Dasselbe, was Massachusetts für die nordöstlichen gewesen ist; allein es ist ein modernerer Stil im Leben jener Staaten; der conservative Charakter ist ihnen noch weniger aufgedrückt als den Neuenglandstaaten, doch ringen sie danach und die Frage ist, ob „Whigs" oder „Demokraten" die Oberhand behalten werden.

Ich habe in keinem der neuern Schriftsteller über die Vereinigten Staaten den wahren Sinn dieser Parteinamen gehörig gewürdigt gesehen. Und doch liegt in ihnen das ganze Räthsel amerikanischer Präventivpolicei gelöst, so weit es lösbar ist. Capitalverbrechen aus Parteisucht und Parteigeist sind im Süden häufiger als im Norden. Gewöhnlich werden sie für keine angesehen, da selten ein Parteimann ein Verbrechen begeht, ohne sicher zu sein, daß Richter und Jury zu seiner Partei gehören. Bedenkt man dies, so scheint einerseits die Präventivpolicei gar nicht realisirt, auf der andern der Rechtszustand nichts weniger als ideal. Lassen Sie uns aber

auf den amerikanischen Standpunkt treten und erwägen, daß ein südlicher Mann seinen politischen Gegner absolut für einen Rascal hält, der dem Gemeinwohl Schaden zufügen werde, so sehen Sie auch hier die Idee der Prävention gerettet! In der That weiß ich nicht, ob ich hierbei lachen oder weinen soll — und doch habe ich dieses Raisonnement aus dem Munde sehr verständiger Männer. Jesuitisch spitzfindig mag diese Ansicht sein; sie mag nicht vor der Rechtslogik bestehen können, es liegt aber für den Amerikaner ein Trost darin, dies Argument zu seiner Rechtfertigung anbringen zu können.

Gewöhnlich sagt man, die Whigs seien die Conservativen, die Demokraten die Bewegungsmänner. Man hat die Whigs mit den Tories und die Demokraten mit der liberalen Opposition in England verglichen. Ich wüßte nichts, was eine schiefere Ansicht von dem Stande der Parteien und ihrem Charakter hier gäbe. Das Bischen Toryismus in den hiesigen Whigs ist eine so unbedeutende Nuance ihres Charakters, daß man sie kaum in einem erträglichen Lichte hin und wieder hervortreten sieht. Viel richtiger vergleicht man sie mit dem juste-milieu Frankreichs. Dem aufmerksamen Beobachter entgeht auch nicht, daß die Whigs hier einen viel bedeutsamern Zug nach Frankreich als nach England haben. Nichts ist von den Whigs hier mehr gemisbilligt worden als Jackson's unhöfliche Energie gegen das juste-milieu der französischen Kammern. Dazu sind die Whigs hier in ihren vordersten und obersten Reihen von den Kaufleuten der großen Handelsstädte, von den großen Geldleuten und den Advocaten, die von ihnen wesentlich leben, repräsentirt. Der Pflanzer ist bald Whig, bald Demokrat, und man kann für seine politische Religion keinen Maßstab in der Gestaltung der Parteien in Osten und Norden finden. Er ist beiweitem mehr Mann des Princips als des Geldsacks und daher im Ganzen ein consequenterer Politiker. Die Sklavenfrage kommt dabei gar nicht in Betracht; über diese sind beide Parteien im Süden einig. Daran werden Sie die Consequenz der südlichen Politiker erkennen. Im Norden fangen sich die Whigs an zu spalten, und eine bedeutend größere Anzahl wendet sich jedes Jahr dem Abolitionismus zu. Das ist gewiß nicht conservativ. Dagegen sind die Demokraten des Nordens meist völlig gleichgültig gegen die Sklavenfrage. Sie denken ernstlich an eine bessere Verwaltung der öffentlichen Gelder, eine Sache, die den Whigs deshalb nicht angenehm ist, weil sie vermöge ihres Geldes sagen: L'état c'est moi. Sie wollen die öffentlichen Angelegenheiten in der Hand behalten, um ihren Besitz nicht nur zu sichern, sondern zu mehren. Erst nach dieser Voraussetzung kommen sie zu dem Schlusse, daß sie mehr als der Güterlose berechtigt seien, den Staat durch Männer aus ihrer Mitte zu verwalten. Im Ganzen halten sie sich zugleich der großen Masse nach für gebildeter. Das Letztere möchte sich bei genauer Untersuchung vielleicht nicht bestätigen; wol aber ist gewiß, daß eine Menge Einwanderer aus Irland und Deutschland nach fünfjährigem Aufenthalt im Lande den großen Haufen der Modedemokraten vermehren; denn Dank der aristokratisch-feudalen Einrichtung der Mutter Europa! der Einwanderer hat einen Horror vor Allem, was nur nach Aristokratismus riecht. Allein es wandern doch auch jetzt mehr als sonst viele gebildete Europäer ein, und auch diese, da sie meistentheils vom Mittelstande kommen, huldigen dem Princip der Demokratie, obwol keineswegs der hiesigen Partei der Demokraten.

Hört man gebildete Whigs über ihr politisches Princip reden, so glaubt man, daß sie entschieden gegen die Demokratie sind, weil sie fürchten, die Regierung des Landes möchte in die Hände des Pöbels übergehen. Damit suchen sie die demokratische Partei zu verdächtigen. Betrachtet man es aber bei Lichte, so sind die eigentlich gebildeten Männer der Nation — die nicht blos den Schein der Bildung haben wie die Geldpilze — in der demokratischen Partei zu finden, oder die ersten Männer der Whigpartei, wie z. B. Webster, sind dem demokratischen Princip nicht fern. Wir sehen daher auch solche Leute im Senat und im Repräsentantenhause den Exclusiv-Whigs, deren Haupt der Zeit Clay war, beständig opponiren und ihre extremen Maßregeln anfechten und, sich den Demokraten anschließend, sie verwerfen. Dasselbe thun sie denn auch gegen die Ultrademokraten. Aus dieser Mitte sind stets die großen Staatsmänner der Nation hervorgegangen und werden stets daraus hervorgehen. Die Bewegungen aber, welche die Ultraparteimänner hervorrufen, sind in gegenwärtiger Zeit auf eine Höhe getrieben, welche gefährlich zu werden beginnt, da alle schlechte Triebfedern ins Spiel gezogen worden sind, sodaß natürlich ist, wenn im Allgemeinen alle Staatsmänner und Politiker im Lande mit dem Namen „Rascals“ bezeichnet werden.

Ich habe lange dem Treiben der Parteien zugesehen, ohne es ganz zu verstehen, und täglich steigen mir neue Räthsel auf. Daß z. B. die Whigs die Einwanderer hassen, weil sie die Whigs offenbar in die Minorität bringen, habe ich vorher bemerkt; daher dieser Stolz der Whig-Natives. Daß aber auch jetzt die Demokraten anfangen, auf die irische und deutsche Einwanderung zu schimpfen (blos weil der Sohn Tyler's, Rob. Tyler, sich für die Repeal O'Connell's erklärt und die hiesigen Irländer mehrfach in Versammlungen angeredet hat, wie man sagt, um für seinen Vater die Stimmen der Irländer zur nächsten Präsidentenwahl zu werben), das ist mir ein Räthsel, dessen Schlüssel ich nicht finden kann. Denn hätte Bob Tyler (wie er gewöhnlich spottweise genannt wird) eine solche Absicht, so wäre das letzte Ziel nicht nur sehr zweifelhaft, die ganze Idee zu künstlich und die Kraft, den möglichen Impuls bis zum J. 1844 fortzuerhalten, wol außer und über der Kraft eines Menschen. Denn O'Connell strebt ja wenigstens anscheinend gar nicht persönlich und fanatisirt in einer Weise, die ihm nicht leicht ein Anderer in- und außerhalb Irland nachmacht.

Es sind zufällig in der Verwaltung einige Leute, die in Deutschland geboren wurden. Auch auf diese eifert man. So starb am 20. d. Mts. F. R. Haßler, geb. 1770 in Aarau in der Schweiz, ein Mann von ausgezeichneter Redlichkeit und mathematischer Bildung. Er kam im Anfang dieses Jahrhunderts nach den Vereinigten Staaten und wurde Professor der Mathematik an der Militairschule zu Westpoint; später bekleidete er dieselbe Stelle an verschiedenen Hochschulen des Landes. Endlich wurde ihm die Küstenvermessung der Vereinigten Staaten übertragen. Die Art und Weise, wie er sich eines Theiles dieser höchst beschwerlichen und wissenschaftlichen Arbeit entledigt hat, erregte oftmals den Haß und Neid eingeborener Politiker, und mehrmals entließ man ihn der Stelle, um bald darauf zu eigener Schande zu gestehen, daß er allein im Stande sei, dieselbe zu bekleiden. Ungeachtet Herschel, Bessel, Schumacher, Arago und andere ausgezeichnete Männer seinen Arbeiten das höchste Lob ertheilt haben, glaubte der Amerikaner sich doch beleidigt, daß ein Fremder, ein „Dutchman“ einen so hohen Gehalt für diese wichtige Vermessung erhalte. Bekanntlich ist die von Haßler eingeleitete für die beste in der Welt gehalten worden. Allein der Amerikaner, so sehr es ihm in der Regel an positiven Kenntnissen fehlt, hält sich befähigt, Alles zu leisten, wozu eben Wissenschaft gehört. Die „selfmade-men“ und der „common sense“ scheinen ihm dieselben Resultate hervorzubringen in allen Fächern wie die Wissenschaft. So schreibt jetzt Herr Horace Man, der diesen Sommer zwei Monate in Deutschland war, ein vollständiges Werk über deutsches Volksschulwesen! Herr Man ist unverkennbar geistreich; dennoch kann ich mir nicht vorstellen, daß er das deutsche Schulwesen und dessen Wichtigkeit und Wesen aus dem Fundament begriffen habe.

Der Yankeeweg zu Ehren und Auszeichnung ist in der Regel sehr einfach. Man reitet irgend eine wichtige Idee, bemächtigt sich ihrer und steht einzig da. Man muß die Lectures über Physik, Medicin, Philosophie, Theologie u. dgl. hier hören, um Das zu begreifen. So „lectures“ ein Dr. Sunderland in diesem Augenblicke in Boston über Pathrism oder

Sympathie, eine von ihm aufgefundene geheime Kraft der Natur. Nachdem er eine Stunde lang die Zuhörer mit seinen Ansichten bekannt gemacht, zwingt er durch die blose Kraft seines Willens junge Mädchen und Jünglinge, gleichsam im magnetischen Schlaf zu ihm aufs Katheder zu steigen und dort dem Publicum Verzückungen und Gesichte mitzutheilen vom Himmel, von Seligen u. s. w. Dann erklären sich die Sympathisirenden ihre Liebe; endlich erwachen sie und — Alles ist verschwunden. Der große und größte Haufe der Zuhörer sieht diese Wunder und — glaubt; dem Deutschen aber wirft man Aberglauben vor!

Die Widersprüche dieser Erscheinungen sind so groß, daß man sie nur mit eigenen Sinnen fassen kann, alle Vorstellung davon würde unglaublich scheinen; welcher Unsinn ist hier und wird hier mit dem Magnetismus und der Phrenologie getrieben! Diese Doctoren der Medicin, ein Collyer, ein Buchanan sind frech genug, geradezu Organe zu magnetisiren und ihre Thätigkeit im Kranken so zu steigern, daß sie von Zorn zu Wehmuth, vom Hochmuth zu Adoration, von Haß zu Liebe nach ihrem Willen übergehen. Sapienti sat! Aber selbst geistreiche Männer glauben daran. Ein Dr. Lardner liest hier Physik in allen großen Städten, gerade wie sie bei uns in Tertia und Secunda gelehrt wird. Er hat einen geistreichen Vortrag, aber unglaublich wenig und sehr veraltetes Material.

So sehr dies uns Deutschen auffällt, so sehr erstaunen wir, wie der Amerikaner mit dem Wenigen, was er weiß, hauszuhalten versteht. Er ist ein sehr praktischer Mensch, sehr vorsichtig und weiß aus und von Allem Nutzen zu ziehen. Er hat die größte Neigung, Fremde und ihre Kenntnisse zu misbrauchen. Selbst redliche Männer halten das für keinen Raub. Während z. B. ein deutscher Gelehrter im Umgange mit einem hiesigen diesem seine Ansichten mittheilt, bemächtigt sich Letzterer derselben und theilt sie in Schriften und Predigten dem Publicum mit als — seine eigenen. Während ein deutscher Lehrer in diesem Zimmer Einem Schüler Unterricht in deutscher Sprache ertheilt, sitzt im Nebenzimmer, dessen Thür geöffnet ist, ein anderer und — nimmt die Lecture mit, ohne zu zahlen. Man hat davon keine Ahnung, daß Das nicht honnet ist, aber man thut es und rühmt sich Dessen.

Dieser Mangel an Dem, was wir Ehrenhaftigkeit nennen, fällt jedem Europäer von Bildung hier auf. Es ist wahr, wir treiben dergleichen Dinge oft bis ins Ängstliche und Lächerliche, allein dennoch suche ich vergeblich nach einer andern Grenze. Im Handel und Wandel ist hier Alles erlaubt, und der erste Gentleman steht nicht an, mich wie ein Roßtäuscher zu betrügen, ungeachtet er sich darauf beruft, daß er ein Gentleman sei, damit ich glaube, er täusche mich nicht. Ich traue und — später, wenn ich mich beschwere, lacht er mich meiner Dummheit wegen aus. Merkt es d'rüben, warum man euch verachtet! Weil ihr an Ehre glaubt — weil ihr dumm genug seid, daran zu glauben! Darin liegt eine große Weisheit! Wenn man nicht schon mistrauisch genug wäre, würde man bald noch schlecht dazu werden.

Statuiren wir jedoch Ausnahmen; es gibt deren genug, und die immer häufiger werdenden Berührungen mit Frankreich und Deutschland bringen in den Bessern etwas Besseres hervor. Leider ist die Erziehung der Jugend nicht ganz geeignet, als Basis ein immer lebendiges Ehrgefühl, ein scharfschneidendes Rechtsgefühl und jene Religiosität einzuprägen, die vor allen Nationen die deutsche so auszeichnet, so rationell man die Nation auch machen will.

Ich habe diese Betrachtung unwillkürlich an die Betrachtung über die Parteien geknüpft, weil ich mir eben Politik und Bildung nicht getrennt denken kann, und weil ich eben Einiges beleuchten wollte, was hier glänzt. Mit diesem Allen hängt Das zusammen, was wir Gesinnung nennen, und ich glaube, daß dieser Artikel bei sehr wenigen Amerikanern zu finden sei. Gehen doch religiöse Sekten, wie die Methodisten und die Neu-Jerusalemiten, so weit, daß sie geradezu die Form der Republik verwerfen und unverhohlen das Königthum die bessere Form nennen. Dies ist ungefähr hier so wie umgekehrt bei uns, und mit Recht tadelt man hier wie dort diesen Zweifel an dem Princip. Ich habe mich stets gegen Die erklärt, die in Deutschland die Republik predigten und Freiheit und Republikanismus identisch machen wollten. Hier muß ich natürlich umgekehrt gegen alle Die sprechen, welche die Freiheit nur im Königthume gesichert glauben. Das ist ebenso verkehrt. Aber hier glauben sie dies aus religiöser Ansicht. Nun — Das habe ich noch nicht finden können, was die christlich-religiöse Anschauung mit der Staatsform zu thun habe; bis jetzt habe ich blos für die Freiheit der Person und des Eigenthums darin Grundzüge gefunden. Aus diesem Grunde ist die Religion gefährlich, und man kann sich nicht wundern, wenn man einen Santana und andere Gewalthaber sich ihrer bemächtigen und durch Agenden und andere Mittel die Freiheit der Lehre und Meinung in möglichst enge Grenzen einzwängen sieht.

Der Ehrgeiz der Staatsmänner verschmäht hier in der Regel kein Mittel zur Erreichung eines selbstsüchtigen Zwecks. Es ist auffallend, daß Daniel Webster bis jetzt keine Mittel der Art angewendet hat und offen erklärt, er halte zwar die Ehre, Präsident der Vereinigten Staaten zu werden, seines Strebens werth, könne sich aber nicht entschließen, zu den Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, deren sich Andere zur Erreichung ihres Zwecks bedienten. Er sei aus dem Cabinet und Senat getreten und somit sei er wieder Bürger der Vereinigten Staaten und gehe seiner Profession als Lawyer nach. Wolle ihn das Volk, so werde es ihn zu finden wissen.

Das klingt echt republikanisch! Hoffentlich kehrt diese Gesinnung wieder — sonst — gute Nacht, Freiheit! 102.

Notiz.

Napoleon's Wagen.

In Nr. 6 d. Bl. ist die Erzählung eines ehemaligen Unteroffiziers Schenk, der bei der Erbeutung des Napoleon'schen Wagens durch die Füseliere des 15. preußischen Infanterieregiments betheiligt war, mitgetheilt worden. Eine solche schlichte Relation aus dem Munde eines Soldaten verdient Dank und Anerkennung. Um so mehr aber glauben wir hier an die Erzählung des damaligen Lieutenants, jetzigen preußischen Stadt- und Landgerichtsdirectors zu Eisleben, C. M. Dörk, erinnern zu müssen, die im Märzhefte der Bran'schen „Minerva" vom J. 1829, S. 443 fg., steht, und die noch beachtungswerther ist, weil sie von ihrem Verfasser in einer dem Jahre 1815 näher liegenden Zeit niedergeschrieben worden, wo jedenfalls die Erinnerung noch frischer war. Wir wollen dadurch keinen Zweifel gegen die Schenk'sche Mittheilung erheben, in der wir einzelne Züge finden, die wir unmittelbar nach dem Ereignisse selbst in Frankreich erfahren haben. Die braven Ostpreußen wußten ihren Reichthum damals oft selbst nicht zu schätzen und gaben werthvolle Stücke für weniges Geld weg. 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 48. —— 17. Februar 1844.

Das Tiedge-Album und Friedrich Rückert's „Ein Winter in Berlin“.

(Beschluß aus Nr. 47.)

Rückert beginnt mit seinen Freunden, die er in Lied und Leben gefunden, und danach in zwei Classen theilt; dann geht er gleich zu Berlin über, das ihm nach dem langen Aufenthalte in Neuseß nicht sonderlich behagen will:

> Nun hab' ich den Sommer auszubaden
> Im Winter in der Residenz,
> Den Hof zu machen ungnädigen Gnaden
> Statt dem Lenz der Excellenz.

Er zieht nach Norden, heißt es, wenn die Klugen nach dem Süden ziehen, und beklagt sich über die Schwüle der Hörsäle — poetische Licenz! — die ihm nach des Gartens heiterer Sphäre nicht gefällt, kurz:

> Wie ich mich hier behage?
> Wie die Eul' am Mittage
> In lärmender Krähen Schar;
> O wär' in meiner Nacht ich einsam wie ich war!

Aber er räth sich selbst, solchen Ausbruch ein wenig zurückzuhalten und sich in seine Kammer zurückzuziehen; hier erinnert er sich der schönen Augen, die seinem Leben geleuchtet und in der Nacht ihn getröstet haben; bei diesen Augen und deren Gedanken kommt er zu dichterischer Begeisterung, und Nr. 5, besonders aber 6 und 7 sind schön, sehr schön. Es ist ihm ein süßes Glück, sich in ihren Gedanken zu wissen, er wünscht sich Flügel und mit leichter Anmuth und liebenswürdiger Laune sehen wir ihn dahinflattern:

> Hätt' ich Flügel, ich flöge dir zu,
> Und so lange du heiter
> Lächeltest, blieb ich bei dir; wo du
> Zürnetest, flög' ich weiter.

Indessen die Flügel sind gelähmt! So gewährt wenigstens der eben fertig gewordene „Saul und David“ einigen Trost, den er auch, kaum ausgepackt, den 26. Dec. 1842 einem Freunde zusendet. Das Jahr ist zu Ende, ein Neujahrswunsch erfleht „Sieg und Ruhm unserm Königsaar!“ und dem Nachbar Maler wird zu seinem Geburtstage eine Flasche griechischen Weins gesandt. Aber alle Zerstreuung, die sein „Saul“, alle Labung, die der griechische Träumer unserm Nachbar Reimer gewähren, sind erfolglos, so lange er in Berlin lebt: die Donquixotischen Riesen überragen ja den Kreuzberg, und Berlin bleibt ja nichts als der Wind zur Nahrung übrig. Um das aber mit einigem Scheine und Anstande sagen zu können, bedient er sich poetischer Licenz, anzunehmen, die Sprez treibe hier kein Mühlrad — wonach denn freilich nur jene Windmühlen herauskommen würden. Dieser Wind mit seinen Mühlen, sandigen Feldern und sumpfigen Wiesen verstimmen ihn so sehr, und der Ärger, hier erregt, findet Nahrung und neuen Stoff, wohin er immer sieht: Da fließt die Spree mit Widerstreben in Berlin hinein, denn:

> Sie kommt beim Oberbaum herein
> Rein wie ein Schwan, um wie ein Schwein (sic!)
> Beim Unterbaum herauszukommen.

Da wird Shakspeare, den er in puris putis naturalibus sehen will und mit Gewalt gegen Hosen vertheidigt, von hasenfüßigen Schauspielerinnen gemishandelt, denn — es ist ihm unglaublich —

> Sollte sie sich einer Zote schämen,
> Die ich mich nicht schäm' in den Mund zu nehmen?

Da schreit ein Kerl Äpfel zum Verkauf aus, die er doch lieber selbst aufessen sollte — aber nein, das würde der Staatsökonomie zuwider sein. Zur Probe der Anfang:

> Was schreit der Mensch als wie ein Vieh,
> Und schiebt den Karrn mit Schnaufen? u. s. w.

und so überall die ärgerlichste Störung! Erst bei den Beinen der göttlichen Fanny zieht augenblicklicher Friede in sein Inneres:

> Nun kann ich in Frieden zu Grabe gehn,
> Da ich das Höchste im Leben,
> Der göttlichen Fanny Beine gesehn
> Sich bis zum Himmel erheben.

Gottlob! denkt der Leser, endlich ist er zufrieden! Aber wie lange dauert's? Die Zweifel kommen gleich hinterher, ob er selig werden könne, denn:

> Was sollen mir Engel im Himmel thun
> Nach solchen Tanz auf Erden!

Und dann erfüllt es ihn doch auch mit einiger Bitterkeit, zu sehen, wie diese Luftsprünge und Triller mehr als mancher großer Dichter bewundert und beehrt werden. Früher sei das anders gewesen — so entsagt er denn für sein Theil, aber

> Du mußt sie seh'n, mein Sohn, und hören,
> Um unter Thoren mitzuthören,

Denn du bist von der Jugend Chören,
Da ich vom alten Eisen bin.

So zieht er sich denn noch einmal, indem er den großen Haufen zum großen Heerweg laufen läßt, zurück und freut sich fächelnder Erquickung und leiser Frühlingswinde um die grüne Linde. Wir haben ihn von den Freunden nach Berlin, zu den Augen seiner Liebe, in seine Kammer, nach dem Kreuzberge, die Spree entlang, ins Schauspiel und Ballet wandern sehen — erst jetzt, beim Frühlingssonnenstrahl unter der Linde kommt er der Natur und sich selbst damit auf einen Schritt näher: in einem sentimentalen Anflug gedenkt er der Göttin Schönheit, er opfert ihr, aber angesichts ihrer fallen ihm alle seine Sünden gegen dieselbe bei:

Oftmals hab' ich dich verletzt
In der Form, doch nie im Geist,
Darum hoff' ich, du verleihst
Deinen Schutz mir bis zuletzt.

Wir hoffen und wünschen, die Gnädige werde ihm gnädig sein; er aber glaubt nach solchem Geständnisse sich ausdrücklich gegen den Schein verwahren zu müssen, als ob deshalb sein bestes Geisteswerk — den nicht zur Aufführung gelangten „Saul und David"? — Niemand beschauen wolle, weil es auch gegen die Göttin verstoße. Aber gleich viel, er wird sich allein daran erbauen, erst kühn und unverlegen setzt er sein Gefühl dem Urtheil aller Welt entgegen. Es bleibt ihm aber unbegreiflich, da er es mit seinen besten Geisteswaffen geschaffen zu haben sich bewußt ist, und — mehr unbegreiflich! —

Ich ließ selbst meinen Wein sie proben,
Daß sie sollten meine Verse loben.
Sie haben gut meinen Wein geprobt,
Doch meine Verse schlecht gelobt!

Nach so unersprießlichem Leben und Treiben eines Winters in Berlin fühlt er sich gedrungen, die Frage aufzuwerfen:

Wozu hat man dich berufen?
Nicht zu Glück und Ehrenstufen,
Um Bescheidenheit zu lernen u. s. w.

Indessen mit Menschen ist nun einmal nicht auszukommen, aber ohne sie auch nicht, wie er es im Schnee gewahr wird. So, scheint es, faßt er den Vorsatz, seinerseits alles falsch Angewöhnte abzulegen, und schließt endlich, wieder zu den Freunden zurückkehrend, mit dem herrlichen Verse:

Wo man's nicht in der Nähe kann,
Da lebt man in der Ferne;
Und nimmt meinen Gruß die Welt nicht an,
So richt' ich ihn an die Sterne, —

indem er diese Verse einpackt und dem dresdener Liedge-Comité mit Dank für ihren schönen Gruß übersendet:

Doch neulich ward ein schöner Gruß
Aus Sachsen mir gespendet,
Dem sei zu dieser Lieder Schluß
Des Dichters Dank gespendet.

Wir haben den Dichter somit von Anfang bis zu Ende unter wechselnden Gefühlen durch seine Verse begleitet, und in der That ein trauriges Bild von seiner jährlich kaum viermonatlichen Existenz in Berlin, dem Glanzpunkte der Welt, davongetragen. Gesetzt nun, unser Album fiele nach 100 Jahren als einziges Denkmal unserer Zeit und Rückert's zugleich Jemandem in die Hände, welche Vorstellung würde es ihm von Beiden geben? Würde er den Mann nicht beklagen, der zu einem so elenden Aufenthalte in der Einöde Berlins verdammt zu sein scheint? Wer aber von den Zeitgenossen die Bedingungen und Verhältnisse kennt — und wir dürfen sagen, sie haben ihres Gleichen nicht —, unter denen Rückert sich bereit erklärt hat, einige Monate des Jahres in Berlin zuzubringen, der wird kein Bedenken tragen, diesen Erguß seiner Muse undankbar, oder, wenn es ein Spiel seiner Launen sein sollte, seiner wenig würdig zu finden. 106.

Über Sprachmusik.

Veranlaßt durch die „Bemerkung" in Nr. 337 d. Bl. f. 1843 erlaube ich mir, einen kleinen Aufsatz mitzutheilen, den ich kürzlich in einem Buche gefunden habe, welches, obgleich eigentlich nur für Ärzte bestimmt, in vielfacher Hinsicht einen allgemeinern Lesekreis verdiente. Der Umstand, daß dieser Aufsatz Vielen und gerade Denen, die er am meisten interessiren muß, sonst unbekannt bleiben dürfte, wird seine Mittheilung um so mehr entschuldigen, als die Sache selbst gewiß Aufmerksamkeit verdient und in dem Folgenden von einer eigenthümlichen und neuen Seite aufgefaßt ist. Der Aufsatz befindet sich in Rademacher's „Rechtfertigung der von den Gelehrten miskannten, verstandesrechten Erfahrungsheillehre ꝛc." (Berlin 1843) unter der Überschrift: „Ist das Gefühl für die Sprachmusik uns angeboren, in dem allgemeinmenschlichen Gehörorgan begründet, oder ist es uns blos durch Gewohnheit von Kindheit an einverleibt, nur etwas Volksthümliches?" Ob die Physiologen, denen nach des Verf. Ansicht die Erforschung dieses Gegenstandes obliegt, darüber nachgedacht und etwas darüber mitgetheilt haben, ist Ref. so wenig bekannt wie dem ehrwürdigen siebzigjährigen Verf., den wir jetzt selbst reden lassen. 108.

Es gibt eine zweifache Sprachmusik, nämlich die Poesie- und die Prosamusik; von jener wollen wir zuerst handeln. Wäre das Gefühl für dieselbe in dem allgemeinmenschlichen Ohre begründet, so müßten wir Deutsche für die Poesiemusik erlernter unverwandter Sprachen, z. B. der lateinischen, französischen, ein ebenso richtiges Gefühl haben als für die unserer Muttersprache; das haben wir aber bestimmt nicht.

Hinsichtlich der lateinischen Sprache forschte ich bei vielen Männern, die derselben sehr gut kundig, ob ihr Ohr ein richtiges Gefühl für die römische Metrik habe; es ging ihnen aber gerade wie mir. Was sie von der Metrik wußten, waren erlernte Regeln, an welchen ihr Ohr keinen Theil nahm. Früher müssen andere Völker ebenso ungefühlig für die römische Metrik gewesen sein, denn sonst hätten sie sicher nicht die leoninischen Verse gemacht. Für die Musik dieser Lieder hat unser Ohr das richtigste Gefühl, denn da sie nicht blos den Reim haben, sondern auch die nach unserer Aussprache betonten Sylben die langen sind, so hört Jeder, ohne die Versglieder an den Fingern abzuzählen, alsobald, ob ein Glied zu viel oder zu wenig in einem Verse, oder ob eine andere Unrichtigkeit darin ist. Die echt römischen Verse hingegen passen so wenig für unser Ohr, daß mancher Hexameter, nach unserm deutschen Gehör scandirt, nicht mehr Sechsfüßler bleibt*), ja mancher

---

*) Z. B. der bekannte Hexameter in Virgil's Äneis, der, römisch scandirt, weil er, mit Ausschluß des letzten Fußes, aus bloßen Daktylen besteht, den Ton des Pferdegalopps nachbildet, ist, wenn

gar nicht zu scandiren ist. *) Wahrscheinlich haben die leonischen Verse ein weit höheres Alter als man ihnen gewöhnlich zuschreibt; denn fremde, unter römischer Botmäßigkeit lebende Völker werden, wenn sie lateinische Verse gemacht, diese wol so gemacht haben, daß sie ihren ausländischen Ohren als Musik geklungen.

Die französische Sprache ist auch eine der deutschen unverwandte. Bekanntlich nehmen die Franzosen beim Versmachen keine Rücksicht auf die Geltung der Sylben, sondern zählen sie blos ab. Ihren Ohren wird das ohne Zweifel lieblich klingen; unsern deutschen Ohren klingt es aber, trotz des Reims, nicht so gar lieblich. Freilich ist es unverkennbar, daß die bessern Dichter dieses Volkes bei dem Sylbenzählen ihr Ohr ein wenig zu Rathe gezogen; aber auch in ihren besten Erzeugnissen glaube ich deutscher Mensch bald jambische, bald trochäische, bald daktylische Musik zu hören, bald läuft auf einmal ein Hops dazwischen, daß es mir ist als bekäme ich einen Klapp auf die Ohren.

Aus dem Gesagten werden die Leser schon abnehmen, daß ich des Glaubens bin, das Gefühl für die Poesiemusik sei keineswegs dem Menschen angeboren, sondern ihm von Kindheit an durch Übung und Gewohnheit einverleibt, mithin etwas blos Volksthümliches.

Dieses nun als wahr vorausgesetzt, stelle ich die Frage auf: wie vielerlei Poesiemusik gibt es für das deutsche Ohr? Ich denke, es gibt nur eine dreifache, nämlich die trochäische, jambische und daktylische, und alle drei müssen den Reim haben, denn ohne Reim gibt es keine Poesiemusik für das deutsche Ohr. Nun könnten mich meine Leser fragen, ob ich denn in dem deutschen Hexameter und andern verwandten Versarten, denen doch sämmtlich der Reim fehle, keine Musik hören könne? Die höre ich allerdings recht gut darin, behaupte aber dennoch, daß es ohne Reim keine deutsche Poesiemusik gibt. Um diese paradox scheinende Behauptung zu rechtfertigen, muß ich von der Prosamusik reden.

Niemand wird in Abrede stellen, daß man in einigen deutschen Schriften eine harmonische Prosa findet, d. h. eine solche Prosa, die als liebliche Musik das Ohr berührt; in andern dagegen eine sehr unharmonische, die als holperiges und rappeliges Getön dem Ohre wehe thut. Wenn ich aber hier von harmonischer Prosa spreche, nicht vom freien Rhythmus oder von der rhythmischen Prosa, so thue ich das absichtlich, weil man unter den beiden letzten Benennungen (die ich übrigens nicht verwerfen mag) gewöhnlich eine Prosa versteht, in der die Harmonie durch ungelenke Wortfügungen, deren sich mitunter die Dichter bedienen, durch müßige Flickwörter oder durch andere Künsteleien erzielt ist; ich dagegen unter dem Ausdrucke harmonische Prosa eine solche Prosa verstehe, die, dergleichen Dichterfreiheiten verschmähend, blos durch die einfachsten Wortfügungen und durch die Wahl der Wörter unser deutsches Ohr als wunderliebliche Musik anspricht, blos gedehnte Redesätze, Einschaltungen und anderes der Harmonie ungünstiges Schleppwerk vermeidet.

Man zählte mich schon zu den Alten, da ich auf den Einfall kam, das mir Unbekannte, was Harmonie in die Prosa bringt, aufzusuchen. Zu dem Ende zergliederte ich die schönsten Schriftstellen der Art, welche ich den Werken verschiedener Verfasser entnommen; das Ergebniß meiner Zergliederung war folgendes:

Die Basis, worauf alle Harmonie deutscher Prosa beruht, ist ein Gemisch von Trochäen und Daktylen. Freilich laufen auch hin und wieder andere Versglieder mit unter, diese bezwecken aber nur, wie mir scheint, Abwechselung in die Harmonie zu bringen, die Hauptsache bleibt immer jenes trochäisch-daktylische Gemisch. Die Art der Mischung scheint aber nicht gleichgültig zu sein, denn obgleich meine Zergliederung mich nicht befähigt hat, bestimmte Regeln der Harmonie festzustellen, so sind mir doch ohne besonderes Aufmerken etliche Vortheile und Nachtheile der Harmonie in die Augen gefallen; z. B. eine Reihenfolge von fünf oder sechs Trochäen, von fünf oder sechs Daktylen geben beide eine schlechte Musik, erstere eine schleppende, letztere eine hüpfende oder schnappende. Fängt ein Redesatz mit einem Amphibrachys oder mit dem aus einem Jambus und Pyrrhichius gebildeten Päon an, so lautet das recht gut. Endigt ein Satz mit dem hexametrischen Schlußfall, so gefällt das dem deutschen Ohre, auch der pentametrische Schlußfall ist nicht zu verwerfen. Den größten Theil meiner damaligen Bemerkungen habe ich aber vergessen, und das Papier, worauf ich sie niedergeschrieben, längst zerrissen, denn ich machte die Untersuchung nicht, um selbst harmonisch schreiben zu lernen (das würde mir ebenso nutzlos sein als das Seiltanzen), sondern blos um meine Neugierde zu befriedigen, um die Räthsel des Gehörorgans, auf deren Lösung ich freilich verzichtete, etwas genauer zu beobachten als ich es bis dahin gethan. Wie unvollkommen das mir Erinnerliche und eben Gesagte aber auch sein mag, so ist es doch hinreichend, Das verständlich zu machen, was ich nun sagen werde.

Die gute Aufnahme, welche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Hexameter, Pentameter und verwandte Versarten gefunden, hat wahrscheinlich die Dichter überredet, als haben sie unsern deutschen Köpfen griechische oder römische Ohren angebildet. Geben sie sich wirklich dieser Einbildung gutgläubig hin, was ich fast denken muß, so kann ich nur ihren Irrthum beklagen.

Die besagten Versarten (die doch nur immer unvollkommene Nachbildungen der griechischen und römischen bleiben werden, denn in unserer, an echten Spondeen armen Sprache müssen wir ja die Trochäen für Spondeen gelten lassen) wirken keineswegs als Poesiemusik auf das deutsche Gehörorgan, d. h. sie wirken auf dasselbe nicht insofern sie aus einer bestimmten Reihenfolge von Versgliedern bestehen, sondern sie wirken auf dasselbe insofern sie die Basis der deutschen harmonischen Prosa, ein Gemisch von Trochäen und Daktylen, enthalten, als bloße Prosamusik.

Wer an der Wahrheit meiner Ansicht zweifelt, der kann sich durch folgenden Versuch Überzeugung verschaffen. Er lese gebildeten Deutschen, die von der alten Metrik nichts kennen, denen aber der Tonsinn nicht fehlen darf, unrichtige Hexameter vor, solche z. B., wo in dem einen oder dem andern Verse ein Glied zu viel oder zu wenig, das erste Glied nicht ein Spondeus oder Daktylus, sondern ein Amphibrachys oder Päon, der Schlußfall nicht der hexametrische, sondern der pentametrische ist, so werden die guten Leute, wenn anders die Basis deutscher Prosamusik, das Gemisch von Trochäen und Daktylen in den Versen vorwaltet, keinen Unrath merken; nun lese er aber einmal den nämlichen Leuten gereimte jambische oder trochäische oder daktylische Verse vor, in denen hin und wieder ein Fuß zu viel oder zu wenig, eine betonte Sylbe zur kurzen, eine unbetonte zur langen gemacht ist, so werden sie augenblicklich die Unrichtigkeit hören und sie anzeigen. Doch was brauche ich Jemand auf diesen Versuch hinzuweisen? Es haben ja im vorigen Jahrhundert Dichter gelebt und zwar gute, die, wahrscheinlich der alten Metrik unkundig, falsche Hexameter gemacht. Diese Verse gefielen den deutschen Ohren recht gut, eben so gut als die richtig abgemessenen; das ist doch wol der bündigste Beweis, daß die Musik in denselben nicht von dem Versbaue abgehangen. Kleist's „Frühling" hat vielleicht keinen einzigen richtigen Hexameter, wer aber wegen aller Unrichtigkeiten in demselben behaupten wollte, das Gedicht wirke nicht als Musik auf das deutsche Ohr, der müßte wirklich sehr schwerhörig sein.

---

man ihn nach unserm deutschen Ohre scandirt, ein siebenfüßiger Vers: Quadrupe | dante | putrem | sonitu | quatit | ungula | campum |. Hier verschwindet die berühmte Onomatopöie gänzlich, denn dieses Getön ähnelt nicht einmal dem Laufe eines Schweins, geschweige dem eines Pferdes. D. Verf.

*) Z. B. der erste Vers von Virgil's erster Ekloge. D. Verf.

Es wäre zu wünschen, jeder deutsche Dichter oder Schönschreiber, der doch auf die Phantasie, auf das geistige Gefühl und zugleich auf das Ohr seiner Landsleute wirken will, beobachtete mit größerm Fleiße als bisher das volksthümlich gebildete deutsche Gehörorgan; diese Beobachtung würde ihm die Überzeugung aufbringen, er bedürfe, um das deutsche Ohr freundlich zu berühren, keineswegs der Versmaße fremder Völker, sondern in Fällen, wo er nicht in gereimten Versen schreiben wolle, könne er in die einfache Prosa einen dem deutschen Ohre sehr anmuthigen Wohllaut, selbst einen den hexametrischen weit übertreffenden bringen.

Ferner würde ihn die Beobachtung lehren, daß das deutschthümlich gebildete Gehörorgan ein sehr zartes Organ ist, dessen Gefühl für die Sprachmusik gar leicht geirrt wird. Schwerfällige, ungelenke Wortfügungen, sie mögen in gereimten Versen oder in der harmonischen Prosa vorkommen, zwingen den Verstand des Lesers oder Hörers, auf den Sinn der Rede zu achten; durch dieses Stäten der Aufmerksamkeit auf den Sinn der Rede wird der Eindruck der Sprachmusik auf das Ohr mächtig geschwächt, just wie der Eindruck, den eine Vocal- oder Instrumentalmusik auf uns machen müßte, nur unvollkommen unser Ohr berühren würde, wenn wir beim Zuhören zugleich die Zeitung lesen wollten. Gerade die einfachsten Wortfügungen, die den kaum ausgesprochenen Gedanken schon ganz erfassen lassen, befähigen am besten das Ohr, die Harmonie der Rede ganz ungetrübt zu vernehmen.

Eine Predigt, welche bei vielen guten und erbaulichen Gedanken durch ihre seltsame Sprache die Gebildeten unter den Hörern befremdet und in Verwunderung gesetzt hatte, war, wie sich ergab, in ungereimten Jamben gehalten worden. Sie wurde Veranlassung zu einer Unterhaltung des Verf. mit einem Doctor der Philosophie über unsern Gegenstand.

Wir waren bald darüber einverstanden, daß man weit gemächlicher zwei Bogen voll ungereimter Jamben schreiben könne als einen Viertelbogen harmonischer, unverkünstelter Prosa. Ferner waren wir einverstanden, daß da, wo gereimte Versarten nicht sonderlich passen möchten, z. B. beim Wechselgespräch in dramatischen Dichtungen, die harmonische Prosa dem deutschen Ohre weit lieblicher klingen würde als die ungereimten Jamben, in denen doch der Deutsche keine Musik hören könne, die man also in doppelter Hinsicht für ungereimte müsse gelten lassen.

Der Vermuthung des Doctors aber, als haben unsere dramatischen Dichter ihre Meisterwerke blos aus Gemächlichkeit in ungereimte Jamben gefaßt, kann ich unmöglich beistimmen, glaube vielmehr, daß einzig die uns Deutschen zwar nicht angeborene, aber doch von Jugend auf eingeleibte Nachahmungssucht und Misschätzung der Deutschheit sie zu der Wahl des jambischen Gewandes bestimmt habe.

Seit ich großjährig geworden, kann ich mich nimmer des Gedankens erwehren, unsere ausgezeichneten Dichter würden durch genaue Beobachtung des deutschen Gehörorgans, durch sorgsames Pflegen und Veredeln seiner Volksthümlichkeit uns in ästhetischer Hinsicht einen weit bessern Dienst geleistet haben als durch das Aufbringen fremdländischer, alterthümlicher Versmaße.

Neue französische Reiseliteratur.

J. A. Buchon, der umsichtige Leiter des unermeßlichen „Panthéon littéraire", der sich namentlich um die französische Nationalgeschichte durch die Herausgabe wichtiger Chroniken verdient gemacht hat, läßt soeben ein Werk erscheinen, das ihn auch in einem weitern Kreise bekannt machen wird. Es ist die Beschreibung einer interessanten mehrjährigen Reise, welche er in Griechenland und einem Theile der Levante unternommen hat. Sie führt den Titel: „La Grèce continentale et la Morée, voyage, séjour et études historiques en 1840 et 1841." Wahrscheinlich wird sich ihr eine Schilderung seiner weitern Reise anreihen. Der Zweck dieser Wanderung war die Sammlung von Materialien zu einer vollständigen Geschichte der französischen Herrschaft in Konstantinopel. Als Vorläufer derselben hat Buchon bereits zwei starke Bände in seinem erwähnten „Panthéon littéraire" erscheinen lassen, in denen man die Chronik von Villehardouin und andere auf jene Periode der oströmischen Geschichte bezügliche Monumente zusammengestellt findet. Vorliegendes Reisewerk gibt zum Theil interessante Beiträge zu einer solchen Geschichte, deren spätere Ausarbeitung der Verf. sich vorbehalten hat; aber es bietet noch ein viel weiteres Interesse und wird selbst für ein größeres Publicum nicht ohne Reiz sein. Vorzüglich anziehend sind die Partien, in denen der Verf. die wundervollen Landschaften Griechenlands und die poetischen Sitten seiner Bewohner schildert. Nie, selbst nicht in den Capiteln, die mehr für den eigentlichen Gelehrten bestimmt sind, wird der Stil dieses Werkes trocken oder farblos.

Ebenso anziehend, was Stil und Darstellung überhaupt betrifft, als das erwähnte Werk, aber noch gediegener und von höherer wissenschaftlicher Bedeutung ist die bekannte Reise von Dubois de Montpereux („Voyage autour du Caucase"), von der wir vor kurzem den sechsten Theil erhalten haben. Derselbe bildet den Schluß dieses gehaltreichen Werks, das in der gelehrten Welt Epoche macht. Wir wünschen demselben, wenigstens in der zu Darmstadt erscheinenden Bearbeitung, die nämliche Verbreitung, welche es in Frankreich bereits gefunden hat.

Von dem interessanten Berichte der wissenschaftlichen Commission, welche vor einigen Jahren von der französischen Regierung nach dem Norden geschickt wurde, steht die Veröffentlichung des Schlusses bevor. Der Anfang („Voyages de la commission scientifique du Nord, en Scandinavie, en Laponie, au Spitzberg", herausgegeben von Gaimard) hat nicht in allen Theilen, namentlich in den rein ethnographischen Abschnitten, den vielleicht allzu hohen Erwartungen, welche diese Commission anfangs erregte, ganz entsprochen. Einzelne Mitglieder, wie z. B. Marmier, der in seinen kürzlich erschienenen „Lettres sur la Russie, la Finlande et la Pologne" sich wieder mehr als Eine grobe Flüchtigkeitssünde hat zu Schulden kommen lassen, waren wol den Anfoderungen, die man an sie stellte, nicht völlig gewachsen. Möge man sich bei der Auswahl der binnen kurzem nach Südamerika abgehenden großen Gelehrtenkaravane nicht wieder ähnliche Misgriffe zu Schulden kommen lassen.

An die gehaltreiche Reise des zu früh gestorbenen Victor Jacquemont, die von den Professoren des Jardin des plantes besorgt wird, schließt sich ein anderes Kupferwerk über Indien an, welches den bescheidenen Titel führt: „Souvenirs d'un voyage dans l'Inde exécuté de 1834 à 1839", von Delessert. Der Verf. — wir wissen nicht, ob ein Verwandter der beiden bekannten Politiker — gibt einige anspruchslose Notizen über die von ihm besuchten Gegenden. Sein Werk ist nicht ohne Werth, wenngleich es sich, was wissenschaftlichen Gehalt sowol als was Reiz der Darstellung betrifft, nicht mit den Werken eines Jacquemont messen kann. Leider ist denselben in Deutschland die Anerkennung noch nicht geworden, die sie in einem so hohen Grade verdienen. Die anziehende „Correspondance de V. T. avec sa famille et plusieurs de ses amis pendant un voyage dans l'Inde" namentlich sollte Niemand, der sich nur einigermaßen für die französische Literatur interessirt, ungelesen lassen.

Von ausländischen Reisewerken ist vor kurzem unter andern die bekannte Beschreibung wissenschaftlicher Forschungen in Sibirien von Wrangel („Le Nord de la Sibérie, voyage parmi les peuplades de la Russie asiatique") vom Fürsten Galitzin, der kürzlich auch ein Werk des russischen Missionars Gröbel über China bearbeitet hat, in der französischen Literatur eingebürgert. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 49. —— 18. Februar 1844.

1. Clementine. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 12. 1 Thlr.
2. Jenny. Von der Verfasserin der „Clementine". Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Es ist doch, als zeige sich in der weiblichen Schriftstellerwelt ein Fortschritt! Vergleicht man die Arbeiten der ehedem berühmten Namen: Schopenhauer, Schoppe, Hanke, F. Tarnow, Brachmann mit den Leistungen der Gräfin Hahn, der Paalzow oder unserer noch unbekannten Verf., so ist eine gewisse Reife der Kunstbildung, ein bestimmter Fortschritt vom Unsichern zum Sichern, vom Gefühlten zum Gewußten, vom dunkel Angeschauten zum klar Dargestellten unverkennbar. Es ist eben der Fortschritt zur wirklichen Plastik in der Kunst der Darstellung, den wir meinen und der die neuern Frauenromane über die ältern — obwol die letztern poetischer erscheinen mögen — erhebt. In diesem Punkte ist sogar eine Frau, wenn sie auch Deutschland nicht zu den Seinigen zählen kann, ein unerreichtes Muster; denn plastischer als die Romane der Frederike Bremer kann nichts geschrieben werden.

Legen wir diesen Maßstab, über dessen Bedeutenheit alle Stimmen einig sind, an die beiden Romandichtungen, welche uns hier von unbekannter Hand geboten werden, so kommen sie auf der kritischen Leiter hoch zu stehen. Das Absehen der Verf. ist wirklich und unverkennbar auf den Inhalt des wirklichen Lebens gerichtet und ihr Bemühen, seinen Bezügen eine poetische Unterlage zu geben, dabei aber auch bestimmte Meinungen, Lehren, Ansichten festzustellen, ernstlich und glücklich. Sie schreibt aus einem bedeutenden Vorrath von Ideen, deren einige sie mit großer Festigkeit und Sicherheit ergriffen hat, von denen mehre wirklich neu und erheblich sind, und die sie mit Geschick und Talent zur Anschauung ausstellt. Dabei weiß sie eine Begebenheit sinnreich zu erfinden, mit Interesse auszustatten und für ihre Gedanken dienstbar zu machen.

Diese Probe hat sie in zwei Schriften auf einmal bestanden, obwol in der zweiten merklich besser noch wie in der ersten, was uns eine fernere Hoffnung des Fortschritts erweckt. Zwei Ideen sind es, welche den beiden Schriften zum Inhalt dienen, und da die zweite neuer, wirksamer und darstellbarer ist als die erste, so mag auch hierin der Vorzug seinen Grund haben, welchen wir dem spätern Werke vor dem frühern zuerkennen müssen.

Daß „Pflichttreue" die Wurzel und die Grundlage alles Glücksgefühls sei, ist eben nicht neu, es ist dies der Grundgedanke des ersten Romans „Clementine", vielleicht der Verf. erster Autorversuch, aber immerhin ein achtbarer. Clementine, die Heldin, ein durch Herz und Geist gleich hervorragendes Wesen, ist unserer Theilnahme durch sprechende Züge von vorn herein wohl empfohlen. Sie liebt Thalberg, der sie nach kurzem Einverständniß verläßt, vergißt und seine Leidenschaft an ein schönes, aber leichtsinniges Wesen verschwendet. Clementine, dem einmal erwachten Gefühle treu, ihm lebenslang unterthan, eifert nun aufs heftigste gegen jede Ehe, die nicht aus Liebe geschlossen wird.

> Ich hasse die Ehe nicht — sagt sie in einem Briefe an ihre Tante —, ich halte sie hoch, so hoch, daß ich mich zu erniedrigen fürchte, knüpfte ich dies heilige Band, ohne daß mein Gefühl Theil daran hätte.

Und nach einer glühenden Schilderung des Glücks der Ehe, wie sie es sich denkt, fährt sie fort:

> Darum kann ich den Gedanken einer gleichgültigen Ehe nicht ertragen, nicht begreifen, wie in dieser heiligsten und reinsten Verbindung irgend etwas die Menschen aneinander kette als eben ihr Herz. Aber was hat man aus der Ehe gemacht? Ein Ding, bei dessen Nennung wohlerzogene Mädchen die Augen niederschlagen, über das Männer witzeln und Frauen sich heimlich lächelnd anblicken. Ich sehe täglich Ehen vor meinen Augen schließen, die schlimmer sind als Prostitution. Erschrick nicht vor dem Wort, da du mich zu der That überreden möchtest! Ist es nicht gleich, ob ein leichtfertiges, sittlich verwahrlostes Mädchen sich für eiteln Putz dem Manne hingibt, oder ob Ältern ihr Kind für Millionen opfern? Der Kaufpreis ändert die Sache nicht — nein, die sich dem ungeliebten Manne für den Preis seines Ranges und Namens ergibt, ist nur noch habgieriger, verächtlicher.

Diese strenge Auffassung der Ehe ist das Grundthema des Romans und es ist ein achtbares, beherzigenswerthes. Aber das Leben übt seine Gewalt. Clementine, so streng, so entschlossen, wird ihren eigenen Grundsätzen entführt und schließt mit einem ältern, durch Geist und Wirksamkeit hochgestellten Manne die von ihrer

Familie begehrte Verbindung, nachdem sie ihm jedoch den Zustand ihres Herzens ganz enthüllt hat. Sie lebt ihrer Pflicht, verhältnißmäßig befriedigt; da trifft sie mit Thalberg wieder zusammen, der, seiner alten Verblendung ledig, mit aller Glut erster Liebe um sie wirbt. Clementine kämpft einen schweren Kampf; diese Katastrophe ihres Lebens erweckt ein volles, wahres Interesse bei uns, doch Clementine, schon halb verloren, findet sich selbst wieder, bezahlt mit dem Glück ihres Lebens ihre Pflicht und rettet ihre innere Befriedigung durch Resignation! Resignation ist das große und letzte Wort der Frauenromane — hier ist es wenigstens durch die ganze Verknüpfung von Charakter und Fabel vollständig begründet und zu Recht beständig.

Reicher ist das Thema und mannichfaltiger die Scenerie in dem zweiten Romane „Jenny", der sich zugleich stilgewandter, gefärbter, flüssiger in der Darstellung zeigt, welche in „Clementine" noch etwas haftend, schwerfällig und eintönig erscheint. Frauen eignen sich äußere Stilvorzüge außerordentlich leicht und schnell an, sobald die Bahn einmal gebrochen ist. In „Jenny" ist die gesellschaftliche Stellung der höhern Judenclasse und ihre Emancipation aus den Fesseln des Vorurtheils Grundstoff und Angel der Erzählung. Wir hegen einige Vermuthung, daß die Verf. hier für „Herd und Altar" kämpft und daß sie selbst zu jener in eine schwierige Lage gebrachten Classe unserer Gesellschaft gehöre, der wir Theilnahme zu widmen aus Gesetzen der Humanität verpflichtet sind. Wenn dies der Fall ist, so gereicht ihr der freie, ungetrübte Blick, mit dem sie diese Verhältnisse überschaut, ihr reines und treffendes Urtheil darüber und ihre Reinerhaltung von aller Verbitterung und Schärfe zu um so höherer Ehre. Sie gibt nämlich der Frage nicht diejenige Wendung, welche bei dieser Voraussetzung zunächst zu erwarten wäre und nach welcher die Nothwendigkeit der Emancipation herauszustellen sein würde, sondern sie wendet ihre Waffe vielmehr gegen Die, welche sie vertheidigt, selbst, indem sie ihnen die Lehre einschärft, sich selbst zu beschränken, auf das ihnen nicht Zustehende freiwillig Verzicht zu leisten, in ihrer abgegrenzten Sphäre zu bleiben und Verbindungen, Ehren, Ansprüche, Rechte nicht zu erstreben, die ihnen den einmal feststehenden Verhältnissen nach doch nicht zugebilligt werden können. Diese Lehre ist unstreitig weise und beherzigenswerth, sie zeugt von einer Welterkenntniß, einer Durchschauung des Gegebenen, wie wir sie von einer Schriftstellerin, ja von einer Frau überhaupt kaum zu erwarten berechtigt waren. Die berühmte Rahel war weit von diesem Standpunkte entfernt!

Diese beachtenswerthe Lehre wird uns nun in treffenden Zügen und in musterhafter Form vorgetragen. An die Spitze der jüdischen Familie, deren Schicksale uns anziehen sollen, stellt die Verf. einen trefflichen Mann, den reichen Bankier Herrn Meyer. Dies Bild ist aus dem Leben entlehnt, meisterhaft. Wir kennen in dieser Classe solche durchaus lebenskluge, mitfühlende, sich immer beherrschende, weise, mehr beobachtende als handelnde, reine und liebenswürdige Charaktere wie den des Familienhauptes Herrn Meyer. In der Regel unterliegen sie zwei Schwächen; sie sind etwas schwach gegen die aus der Bahn schweifenden Mitglieder ihres Hausstandes und etwas eitel auf die geistigen Vorzüge des einen oder des andern ihrer Kinder. Diese feinen Züge finden sich auch in Jenny's Vater wieder. Der milde, völlig vorurtheilsfreie Mann, anstatt der aufkeimenden Leidenschaft seines Kindes für einen jungen, würdigen, aber strengen Theologen mit aller Kraft entgegen zu treten, läßt die Glut sich zur hellen Flamme entzünden, ohne die Zukunft irgend wie zu zügeln; sein kluges Kind, meint er, werde seinen Weg schon selbst finden. So geschieht es, daß Jenny Christin werden will, um den Geliebten nicht zu verlieren. Der Unterricht in Christi Lehre beginnt, er wird ungeschickt, taktlos geführt. Jenny ist eine Selbstdenkerin und haftet eigensinnig an ihren eigenen Gedanken. Sie kann die Wunder, die ihr begreiflich gemacht werden sollen, nicht begreifen; die Dreieinigkeit wird ihr zum Ärgerniß! Ein bedauernswerther Kampf beginnt in ihrer Seele; oft ist sie halb entschlossen, ihrem Geliebten die Unmöglichkeit zu gestehen, in seinem Wortsinne zu glauben und Christin zu sein. Dieser Kampf ist anziehend, lehrreich, trefflich geschildert. Die Scheu, die Furcht vor einem unersetzlichen Verlust fesselt Jenny's Zunge; sie wird Christin. Es kann nicht ausbleiben, daß die Reue kommt; Jenny bekennt schriftlich den Zustand ihrer Seele und der Bund mit dem Geliebten zerreißt. Das arme Kind findet sich später, schmerzgeprüft, wieder zurecht. Sie ist nun Christin und eine glänzende Erscheinung in der Welt. Ein würdiger Mann, ein Mann vom Stande, wirbt um sie, beide lieben einander, da tritt das Schicksal plötzlich zwischen sie; Jenny's Geburt verwickelt den neuen Geliebten, Graf Walter, in ein Duell; für sie streitend fällt er für sie, und der Roman sinkt in einen etwas verbrauchten, obwol hier ganz gerechtfertigten Schluß zusammen.

Er war reich an innerer und äußerer Begebenheit, reich an trefflich erdachten Episoden, an scharf und sicher gezeichneten Charakteren. Der Vater, der Bruder Jenny's, den ein ähnliches Schicksal aus seiner Bahn reißt, Reinhard, der junge Theolog, der an der Seite einer minder begabten Freundin Jenny's ein genügendes Loos findet, die Mutter, Graf Walter sind sämmtlich so portraitähnliche und individuelle Gestalten, wie sie in Frauenromanen nicht häufig angetroffen werden. Der Ton des Ganzen entspricht dem Ernste des Grundthemas, das unser Innerstes in Bewegung bringt, und das, indem es nirgend zu viel von uns fodert, nirgend ein Übermaß blicken läßt und die Conversation der guten Gesellschaft treu nachahmt, immer reizt und unterhält. An dem Geschick der Heldin nicht Theil zu nehmen, ist fast unmöglich für Den, der an Räthseln der Gesellschaft und Fragen der Humanität überhaupt ein Interesse nimmt. Wie Jenny, die Christin, endlich einsam

und von den heiß geliebten Ihrigen gesondert, auf dem christlichen Kirchhofe bestattet wird — wen sollte dies Bild nicht innerlich bewegen, wem von dem Stande und in den Verhältnissen Jenny's nicht eine sanfte, aber eindringliche Lehre sein? In den Gedanken, welche ihr Unterricht bei ihr erweckt, zeigt die Verf. so viel Schärfe, Logik und Ergründung des schwierigen Themas, daß sie uns — von ihrer Kunst abgesehen — Achtung vor ihrer Wissenschaft einflößt; der Kunst eben, und einer hohen obenein, bedurfte es, dies Thema in den Stoff eines Romans aufgehen zu lassen, ohne irgendwo Anstoß zu erregen. Wir zweifeln, daß dies einer ihrer berühmten Mitschwestern so gelungen sein würde wie ihr, daß die Gräfin Hahn, die Verf. von „St.-Roche", oder wer sonst, so feste und doch so zart gezogene Grenzen zwischen Erzählung und Raisonnement beobachtet, oder so scharf gezeichnete Individualitäten, wie Reinhard, den Maler, Eduard und den Vater ohne Verzerrung zu Stande gebracht hätten, selbst wenn wir ihnen auch die Frauen zugestehen wollten, die doch nicht minder wahr und naturgetreu gebildet sind.

„Wozu leben wir noch!" — ruft der tiefgebeugte, zum ersten Mal mit dem Schicksal hadernde Vater am Grabe seines theuren Kindes, in dem so viel Reiz lebendig war, aus. — „Wir wollen leben", antwortet Eduard, „um eine Zeit zu erblicken, in der keine solchen Opfer auf dem Altar des Vorurtheils mehr bluten! Wir wollen leben, um eine freie Zukunft, um die Emancipation unsers Volks zu sehen!"

Dies gewichtige Schlußwort ist aber auch das einzige, das die Verf. direct und offenbar für eine Sache ausspricht, die zu den Fragen des Tags gehört; ihre Stellung sicher und richtig erkennend, überläßt sie dem Leser, ihre Lehre aus dem Roman selbst herauszulesen, und ihre Lehre gestaltet sich, wie gesagt, etwas anders. „Bleibe treu dir selbst", ist der kurze Inhalt derselben, „und achte das Andere gering." Wir wüßten nicht, daß die Frauenromane häufig wären, welchen ein so würdiger, ernster und seine Bedeutung behauptender Inhalt zum Grunde läge, und stehen daher nicht an, der Verf. Glück zu wünschen und unsere Leser auf diese neue und jedenfalls bedeutende Erscheinung aufmerksam zu machen. Die gute Gesellschaft würdig, wahr und ohne Caricatur gezeichnet zu sehen, ist in der jüngsten Zeit wirklich zu einer Seltenheit geworden; Geist und Gefühl sind allein dazu nicht hinreichend, es bedarf auch der Treue gegen sich selbst und einer gewissen frommen Scheu vor der Wahrheit, welche wir bei der Verf. der vorliegenden Romane in so seltenem Grade antreffen, daß wir nicht eine Befangenheit, nicht eine Einseitigkeit, nicht ein Vorurtheil an ihr zu rügen wüßten.

In der Wärme der Diction und in der Mannichfaltigkeit des Stils steht sie weder dieser noch jener ihrer Mitschwestern nach, und es kann leicht geschehen, daß sie die eine oder die andere unter ihnen von den Büchertischen der feinen Welt verdrängt. Wir wüßten nicht, warum wir ihr dies nicht wünschen sollten! 8.

Welcker, Hoffmann, Grün.

1. Ein staatsrechtlicher Injurienproceß in actenmäßiger Mittheilung von C. Welcker. Manheim, Bassermann. 1843. Gr. 8. 10 Ngr.
2. Zehn Actenstücke über die Amtsentsetzung des Professors Hoffmann von Fallersleben. Manheim, Bassermann. 1843. 8. 2½ Ngr.
3. Meine Ausweisung aus Baden, meine gewaltsame Ausführung aus Rheinbaiern und meine Rechtfertigung vor dem deutschen Volke. Von Karl Grün. Zürich, Literarisches Comptoir. 1843. Gr. 8. 26¼ Ngr.

Ref. stellt diese drei Schriften hier zusammen, wie sie denn auch in gewisser Beziehung in einem innern Zusammenhange zueinander stehen. Alle drei vertreten zunächst nur persönliche Interessen und gelten, gleich den Verwickelungen selbst, um welche es sich hierbei handelt oder seiner Zeit handelte, an und für sich nur den Personen, die der Gegenstand dieser Verwickelungen gewesen sind; alle drei haben auch deshalb zunächst nur ein augenblickliches, also ein nur vorübergehendes Interesse. Indeß wäre es in der That schlimm, wenn diese Schriften nur ein solches Interesse hätten und in Anspruch nähmen; schlimm, wenn durch die Öffentlichkeit, der jene Verwickelungen von vorn herein angehört haben, oder der sie doch anheimgefallen sind und die nunmehr für die Schriften selbst in Anspruch genommen wird, von der einen Seite wirklich nur ein augenblickliches Interesse, nur eine Art Neugier befriedigt werden, wenn die ganze Sache nur als eine leere Demonstration, dergleichen man heutzutage allerdings von gewisser Seite und zum Nachtheil der Sache selbst nur zu sehr liebt, angesehen werden sollte, und wenn man dagegen von der andern Seite die Lehren, die auch hier aus persönlichen Verwickelungen für allgemeine Verhältnisse gewonnen werden können, nicht beachten und auf sie nicht hören wollte. Es ist in dieser Hinsicht für unsere öffentlichen Zustände und Verhältnisse in Deutschland, wenn man sie in dem Spiegel dieser persönlichen Verwickelungen, dieser Processe, Amtsentsetzungen, Ausweisungen u. s. w. betrachtet, in der That nicht wenig zu lernen; und besonders dürfte dann um so mehr daraus gelernt werden können, wenn man dies Alles dem Auslande, z. B. Frankreich und England, gegenüber betrachtet. Es kann danach durchaus nicht geleugnet werden, daß unsere öffentlichen Zustände und Verhältnisse in Deutschland in manchen Beziehungen, was namentlich unser constitutionnel-repräsentatives Leben, unsere Preß- und Censurzustände, unser Paßwesen und die in den einzelnen Staaten Deutschlands geltenden verschiedenen Grundsätze über die Freizügigkeit anlangt, hin und wieder noch gar sehr im Argen liegen; daß wir in unserm Staatsleben noch gar zu wenig von einer gewissen Empfindlichkeit uns losmachen können; daß wir immer unser liebes Ich voranstellen, wo es nur um die Sache sich handelt, und überall persönliche Beziehungen, persönliche Angriffe, persönliche Beleidigungen wittern, wo es nur der Sache selbst gilt, die man auf jede andere Weise, aber nur nicht mit Tendenzprocessen, wirksam befördern kann; vornehmlich aber erkennen wir in jenem Spiegel die traurigen Folgen der politischen Zerrissenheit Deutschlands und werden mit den Gefühlen des innersten und tiefsten Schmerzes an das feierliche Gelübde erinnert, welches die deutsche Bundesversammlung gleich im Beginn ihrer Wirksamkeit ablegte, daß sie, eingedenk der hohen Bestimmung, zu der sie berufen worden, allen Deutschen die Überzeugung zu verschaffen suchen wolle, „daß Deutschland nur darum mit dem Blute der Völker vom fremden Joch befreit und Länder ihren rechtmäßigen Regenten zurückgegeben worden seien, damit überall ein rechtlicher Zustand an die Stelle der Willkür treten möge".

Hoffen wir indeß auch ferner, wie seither, daß unsere öffentlichen Zustände immer mehr dem erreichbaren Ideale des Rechts werden näher geführt werden; hoffen wir Das, wenn

auch nach langem Harren und nach empfindlichen Täuschungen, doch nicht minder lebendig und stark im J. 1843 als im J. 1815, und thun wir dazu redlich und wohlmeinend, nicht im Sinne gewisser Parteimänner, an denen es uns leider auch in Deutschland nicht fehlt, — thun wir dazu mit dem Schwerte des nicht leidenschaftlichen, sondern wohl überlegten und verständigen Worts, mit der überzeugenden Schärfe der Wahrheit, ohne zu ermüden, aber auch ohne irgendwie und irgendwo zu übertreiben, das Unsere. Hoffen wir, daß dazu im Einzelnen auch die persönlichen Verwickelungen, die der Gegenstand der obgedachten drei Schriften sind, daß dazu diese Schriften selbst, wenn auch vielleicht in geringem Grade, doch immer Etwas beitragen werden! Hoffen wir Das, gestützt auf den festen Grund der innigsten Überzeugung, die uns hier und überall mehr gelten muß als Fürstengunst und als Volksgunst!

Es ist kaum nöthig, über die einzelnen jener drei Schriften hier noch näher zu berichten. Ihr Gegenstand ist seiner Zeit in den öffentlichen Blättern vielfach besprochen und — ausgebeutet worden, und es kann daher in der Hauptsache genügen, im Allgemeinen auf sie im Vorstehenden aufmerksam gemacht zu haben. Namentlich empfehlen wir die erste derselben, eine Art Vertheidigungsschrift Welcker's, des Abgeordneten zur Zweiten Kammer der badischen Landstände, der jedoch zugleich höhere Zwecke als eine bloße Vertheidigung seiner Person dabei vor Augen hatte, allen Denen, die sich für die Entwickelung des constitutionnellen Lebens in Deutschland überhaupt interessiren. Denn besonders darum war es dem Verf. bei dieser Schrift zu thun, die richtige Erkenntniß und die öffentliche Meinung in Bezug auf heilsame Staatsgrundsätze von der nothwendigen Selbständigkeit, Freiheit und Freimüthigkeit landständischer Verhandlungen und landständischer Abgeordneten zu fördern, und keineswegs handelt es sich hierbei nur um einen Injurienproceß wider einen einzelnen Abgeordneten der badischen Kammer. Die zehn Actenstücke im Betreff der Amtsentsetzung Hoffmann's von (i. e. aus) Fallersleben erschöpfen freilich die Sache in gewisser Hinsicht nicht ganz, auf welche sie sich beziehen; indeß genügen sie, über den Gang der Sache selbst und über die Gründe des Ausgangs derselben (S. 14 fg., vgl. mit S. 25) so viel Licht zu verbreiten, daß man sich sein Urtheil über den Beschluß des Staatsministeriums der geistlichen Angelegenheiten gegen Hoffmann wol bilden kann. Dieses Urtheil kann freilich, die Sache von allen Seiten besehen, nicht überall gleich ausfallen, und Die, die auch hier nur ihrer Überzeugung folgen, nicht aber es blindlings mit der Volksgunst halten, sind darum noch nicht — Fürstendiener! Die Schrift von Grün ist besonders ausführlich, indem es dem Verf. vorzüglich auch darum zu thun war, sich vor dem deutschen Volke in Betreff seiner literarischen Thätigkeit in Baden zu rechtfertigen und dadurch das Urtheil über die Maßregel seiner Ausweisung aus Baden zu begründen. Zu diesem Zwecke hat er hier (S. 18—123) seine Aufsätze aus der „Manheimer Abendzeitung" (März bis Oct. 1842) wieder abdrucken lassen; der übrige Inhalt ist theils, wie schon der Titel lehrt, historisch, theils raisonnirend (S. 157 fg.), dabei aber nicht ganz frei von rein persönlichen Beziehungen, die mit der Sache eigentlich nichts zu thun haben, die man aber um der Sache willen sich immerhin mag gefallen lassen. An und für sich aber sollte man sich hierbei immer nur auf die Sache selbst beschränken, damit der Vorwurf, der den Deutschen so gern von gewissen Seiten gemacht wird und der nur zu sehr begründet ist, daß sie nämlich ihre Person mehr als nöthig ist voranstellen, immer mehr seine Begründung verliere. Über die gegen Grün in Baden und in Rheinbaiern ergriffenen und ausgeführten Maßregeln der Ausweisung und gewaltsamen Ausführung an und für sich kann das unparteiische Urtheil, auch ganz abgesehen von einem in Deutschland herrschenden Cliquengeiste, kaum schwanken; in Frankreich und England wäre dergleichen eine Anomalie, die man mit den obersten Grundsätzen von Recht und politischer Freiheit nicht würde vereinbaren können. Und in Deutschland? 31.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Agricultur in Frankreich.

Wir haben in d. Bl. bereits darauf aufmerksam gemacht, wie in Frankreich dem bisher so vernachlässigten Ackerbaue seit einiger Zeit eine viel regere Beachtung zugewendet wird. Zu den wichtigsten Schriften auf dem Gebiete der Agricultur, welche in jüngster Zeit die Presse verlassen haben, gehört ein höchst gediegenes Werk über den Stand des Ackerbaus in Deutschland von Jacquemin, welches bereits von einigen unserer politischen Tagesblätter besprochen worden ist. An diese treffliche Schrift reihen sich die „Voyages agronomiques en France" von Lullin de Chateauvieux. Dieses Werk nach Muster der bekannten Reisen eines berühmten englischen Agronomen gibt das beste Bild vom Zustande der Agricultur in Frankreich, von ihren Mängeln und von den Mitteln, wie denselben abzuhelfen ist. Noch sorgfältiger und gründlicher ist die Arbeit des verdienten Leclerc Thouin: „L'agriculture de l'Ouest de la France." Einen wichtigen Abschnitt dieses inhaltreichen Werkes bildet die Urbarmachung der bekannten Landes, an der seit wenigen Jahren mit regem Eifer und, wie es den Anschein hat, mit gutem Erfolge gearbeitet wird. Ein einzelner, aber nicht der unwichtigste Theil des Ackerbaus wird in der jetzt erschienenen Schrift „De la production fourragère dans le nord et le midi de la France", von Ed. Lecouteur, abgehandelt.

Periodische Werke.

Wirklich zu bedauern wäre, wenn das Gerücht, daß die „Revue de Paris" in ein förmliches Tagesblatt umgewandelt würde, begründet sein sollte. Es wäre dann nämlich mit ziemlicher Gewißheit vorauszusehen, daß diese gediegene Wochenschrift ihren literarischen Charakter, der sie mit der gehaltreichen „Revue des deux mondes" auf Eine Linie stellte, allmälig ganz verlieren würde. Ehe zwei Monate vergangen wären, würde die „Revue" zu einem ganz gewöhnlichen Journal, zu einem der unzähligen Organe politischer Klopffechterei herabgesunken sein. Mit der „Phalange" ist es gerade ebenso ergangen. In diesem Blatte, das mit der Erweiterung zu einem täglich erscheinenden Journal zugleich seinen geachteten Titel in „Démocratie pacifique" verändert hat, weht jetzt keine Spur mehr von dem frischen kräftigen Geiste, der früher die Lecture der „Phalange" wahrhaft erquickend machte. Jetzt ist Alles Grau in Grau, wie in den meisten übrigen Blättern. Der Hauptgrund davon ist wol, daß nun die Redacteure, wenn sie Tag ein Tag aus schreiben sollen, ihr geistiges Capital verausgaben, und daß sie, um ihr Blatt halten zu können, mehr auf den Beifall der Menge als auf wirkliche Gediegenheit sehen müssen.

Schilderungen des pariser Lebens.

Die von Paul de Kock begonnene und von einigen andern beliebten Schriftstellern fortgesetzte Schilderung von Paris („La grande ville") ist nun beendigt und die ehrenwerthen brüsseler Nachdrucker sind auch bereits über ihre Beute hergefallen. Seitdem ist schon wieder ein neues Werk erschienen, welches ein treues Bild des bewegten Lebens dieser Weltstadt und namentlich in den höhern Kreisen der Gesellschaft entwirft. Wir meinen die „Lettres parisiennes" aus der eleganten Feder der Mad. Emile de Girardin. Der größte Theil dieser geistreichen Briefe, die für eine anziehende Chronik des pariser Salonlebens gelten können, ist bereits im reichen Feuilleton des ihrem Manne gehörigen Journals „La presse" erschienen, an dem sie unter dem Pseudonym Marquis de Launay fleißig mitarbeitet. Seitdem sie von ihrem stolzen Throne einer „Muse de la patrie" herabgestiegen ist, hat sie noch nicht wieder so etwas Anziehendes geschrieben als diese „Lettres parisiennes". 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 50. —— 19. Februar 1844.

Das Freischütz-Buch von Friedrich Kind. Leipzig, Göschen. 1843. Gr. 8. 1 Thlr.

Als Friedrich Kind die angezeigte Schrift redigirte, ging er von der Überzeugung aus, auch ohne Karl Maria's v. Weber Composition würde sein Freischütz-Text ein Epoche machendes, eins von denjenigen Werken sein, deren unvergänglicher Gehalt Alles und Jedes, das wesentlich oder auch nur unwesentlich mit Entstehen derselben zusammenhängt, als eine Denkwürdigkeit erscheinen läßt. Wenn diese sich durch die ganze Schrift hindurchziehende und überall in ihr sich kund gebende Überzeugung des Verf., wenn sie keine Täuschung war, dann darf natürlich die angezeigte, seine letzte Schrift, eines angemessen großen Publicums versichert sein. Indeß ein gewisses kleines Publicum bleibt ihr unbedingt; abgeschlossen ist dasselbe in der Zahl derjenigen Personen, welche — viele derselben gingen bereits dem verewigten F. Kind voran — vertraut mit den literarischen und artistischen Zuständen jener dresdener Zeit sind, in welcher der „Freischütz" ein neues theatralisches Product war. Bilder einer Vergangenheit an sich vorüber gehen zu lassen, deren harmloses Wesen nicht frei von komischem Beischmacke blieb, das ist allemal erfreulich, zumal dann, wenn eben dieser Vergangenheit Individuen angehörten, welche zwar, wenigstens zum Theil, es unschwer machten, sich in geeigneter Gesellschaft auf ihre Kosten zu erheitern, in vielen hochehrenwerthen Beziehungen aber noch zur Zeit unersetzt sind und allem Anschein nach noch länger sollen unersetzt bleiben. Von diesem Standpunkte aus das Buch besprechend und so zunächst sich selbst vergnügend, vermag vielleicht Ref. auch dem größern Publicum eine Unterhaltung zu gewähren, die, weil man nun einmal bei jedem Dinge irgendwo anfangen muß, ihren Anfang gleich bei jener, bereits oben angedeuteten Überzeugung F. Kind's nehmen mag. Sollte der werthe Mann auch jetzt noch sich alles Dessen erinnern, was Ref. zu besprechen im Begriff steht, so denkt er darüber gewiß auch ebenso wie Ref., der hierdurch gesichert ist, nicht mit irgend einem F. Kind's Andenken verletzenden Worte sich selbst zu verletzen.

Nicht unverdientes Autorenglück war es, als der Verewigte in namhaftem literarischen Rufe stand. Diesen in unsern Tagen verblichen zu sehen, das darf nicht befremden; denn bereits hat unsere Zeit Namen vergessen, die unlängst noch mit vollem Rechte in einer Celebrität standen, der nach Mancher Urtheile diejenige F. Kind's nicht gleich kam. Ein vielbeliebter Schriftsteller jedenfalls noch zu der Zeit, wo der „Freischütz" erschien und am wenigsten geneigt, diesem Ehrenprädicate selbst zu entsagen, erfreute dazumal F. Kind sich großen Anerkenntnisses in einer celebren deutschen Residenz, ja, bei gewissen Vorkommnissen sogar von Seiten eines Hofes, der gewohnt war, in Beziehung zu Gelehrten, Künstlern und Dichtern weise Mäßigung zu beobachten. Die Meinung von dem eigenen Werthe mußte sich um so höher in F. Kind stimmen, als derselbe zumeist in einem Kreise verkehrte, dessen zum Theil sehr hoch gestellte, dennoch aber sämmtlich Kunst und Wissenschaft liebende Mitglieder an die Tage vom Vater Gleim dadurch erinnerten, daß sie den Genossen ihrer Verbindung die angenehmsten und nur die allerangenehmsten Dinge zu vernehmen gaben.

Unter solchen Constellationen schrieb F. Kind den Freischütz-Text und Weber componirte ihn. Noch nie und nirgend, selbst nicht in jenem lobspendenden Kreise, in dem der selige Böttiger das lobende Großmeisterthum verwaltete, hatte F. Kind einen Effect hervorgebracht, der sich mit dem der Freischütz-Oper hätte vergleichen lassen. Jahrmarktszeits auf Leierkasten und in den Concerten der Schenkplätze jedes Ranges seinen Jungfernkranz abgearbeitet zu hören, daß alle Bühnen Deutschlands dem Samiel goldene Tage verdankten, bis zu fernen Ländern und Welttheilen das gleiche Entzücken sich übersiedelte und der „Freischütz" in so viel Sprachen schien übersetzt werden zu wollen als der „Don Quixote", Das mochte selbst für F. Kind eine Überraschung sein, in die jedoch gar bald auch ein guter Theil von Bitterkeit sich mischte. Der „Freischütz" machte allüberall den größten Effect, aber nirgend wollte sich der Ausruf hören lassen: welchen ungeheuern Effect F. Kind mit dem „Freischütz" macht. Daß bei dem Publicum und in den Journalen dieser Ausruf nicht einmal zu einer varia lectio des Beifalltumults werden wollte, Das war Kind unangenehm und höchst widerwärtig; denn sogar nicht dazu war er geneigt — weiter unten die Belege —

sich mit Weber brüderlich in die Ehre und den Ruhm zu theilen.

Darum bildete er sich eigene, ihm ganz eigenthümliche tonkünstlerische Glaubensartikel, nach denen er, wie er sich allein den Text vindicirte, als hätte es nie ein Apel'sches Freischütz-Märchen gegeben, so auch Weber's Composition zum allergrößten Theile vindiciren durfte. Es kurz zu machen, F. Kind war der Schöpfer folgender, um ihrer Seltsamkeit willen denkwürdiger Theorie: im Ganzen und Hauptsächlichen ist das Organ für alle musikalische Composition auf die vier Töne beschränkt; die durch die angeschlagene Octave klingen; in alphabetischer Aufeinanderfolge ausgesprochen sind die fünf deutschen Vocale jenen gleich an Höhe und Tiefe, a der höchste, u der tiefste Ton der Octave; nur dieser einfachen Wahrheiten und ihrer schicklichen Anwendung braucht der Dichter Herr und Meister zu sein, um den Componisten, man möchte sagen ganz eigentlich an den Ohren auf die rechten Wege zu ziehen; denn schon dadurch, daß der Dichter mittels der Auswahl in den aufeinander folgenden Worten eine zweckmäßige Mischung der Selbstlauter a, e, i, o, u hervorbringt und nächstdem ein passendes Metrum wählt, macht er dem Componisten die Composition vor. Wer gegen diese Theorie Zweifel und etwa die Frage aufwarf, wie viel denn nun Mozart in den, einem Italiener Zahnschmerz zu machen geeigneten Worten: „Dies Bildniß ist bezaubernd schön" und in dem jambischen Metrum jener Worte sei von Schikaneder vorcomponirt gewesen? oder, wie viel in Händel's Messias-Halleluja die Musik dem Texte zu verdanken habe? der ward sofort durch die Behauptung widerlegt, daß man bei jedem Versuche die Worte: „Schöner grüner Jungfernkranz", zu sprechen, ohne weiteres singend in die bekannte Melodie falle und fallen müsse; welche Behauptung der Verewigte thatsächlich dadurch bestätigte, daß er dem Zweifler die Worte in bekannter Melodie vorsang und mit der Versicherung schloß, nur sprechen habe er gewollt. Jetzt wird man wissen, wohin in den dem Freischützbuche angehängten „Miscellen" gezielt ist, wenn wir hier unter Nr. 8 lesen:

> Gluck soll bei der Composition der „Armide" von Guirault ausgerufen haben: „Wie kann man Musik zu solchen Versen machen? Sie sind ja schon Musik."

Es soll dieses Citat dem Leser ein Fingerzeig hinsichtlich des musikalischen Werthes des „Freischütz" ohne Weber's musikalisches Zuthun sein. Nr. 7 (aus einem Briefe Gluck's*) und Nr. 11**) aus den „Zeitgenossen" (Neue Reihe, Nr. 12, S. 42) entnommen, haben die nämliche Tendenz. Ebenso lesen wir S. 117 hinsichtlich Weber's Vorschlag, daß Kind ihm eine Oper dichten möchte, Folgendes:

> Der Einfall war für mich reizend, und es stets meine Meinung gewesen, ein Dichter müsse Alles ins Werk setzen können. Ich gestand ihm offen, daß ich kaum die Noten kenne; er meine, das sei ihm ganz gleich! Ich war anmaßend genug, zu erklären: ich möge höchstens zu den Menschen gehören, die mit Shakspeare zu reden Musik in sich selbst hätten, was denn bei jedem Dichter der Fall sein werde, und durch Wahl des Metrums, Wort und Reim, Klang und Widerklang, Einheit und Abwechselung sich kund thun müsse.

Hoffentlich braucht Ref. mit weiter nichts zu beurkunden, daß F. Kind buchstäblich und im strengsten Sinne des Worts, was Gluck von Casalbigi, dem Dichter der Opern „Orpheus", „Alceste" und „Paris" und was derselbe von Guirault sagt, auf seinen Freischütz-Text bezog, ohne sich zu fragen, wie viel Begeisterung Metastasio's eiskalte „Clemenza di Tito" könne in Mozart erregt haben. Es fiel ihm nicht ein, daß in der Oper, in der dramatischen Musik die Worte des Textes nicht mehr sein können als bei einem historischen Gemälde oder Kupferstiche, dessen Gegenstand wir außerdem uns nicht speciell genug zu deuten wüßten, die erklärende Unterschrift, welche, obschon überaus wichtig für Verständniß des Bildes und den Genuß an selbigem, doch hinsichtlich ihrer grammatischen und logischen Correctheit und des Werthes darin ausgesprochener Sentenzen das Allergleichgültigste von der Welt ist; womit jedoch natürlich nicht geleugnet wird, daß, wie ein erbärmliches Schmiersal ein Gemälde wäre, dessen Gegenstand mit und ohne untergeschriebene Worte ungenießbar bliebe, eine klägliche Musik diejenige ist, die auch mit dem Texte uns nichts sagt, mit keinem Texte in der Welt uns etwas sagen würde, als da sind die Musiken Donizetti's und Consorten. Indeß kehren wir zu F. Kind zurück. Nachdem er jene Kunsttheorie sich zurecht gemacht hatte, erst jetzt ward er des „Freischütz" wahrhaft froh. Nunmehr von der Celebrität des Werks mindestens drei Viertheile seinem Guthaben daran berechnend, sah er auf einmal die stürmische Bewunderung Dessen, was er sein Verdienst nannte, so weit reichen als der Himmel blau ist. Er war ein Genius, war dazu bestimmt sein Volk, ja, die Gesammtheit der Zeitgenossenschaft zu begeistern. In dem „Freischütz" hatte diese Größe sich manifestirt. Natürlich daß er am Ende seiner Lebenstage auf dieses Werk zurückblickte, wie Dante auf sein großes Gedicht, gleichsam als auf ein Werk, an das Himmel und Erde die Hand gelegt; daß er sein ganzes Dasein, in Allem, was auf dessen Ent-

*) „Herr Casalbigi ist es, der das hauptsächlichste Verdienst dabei hat, und wenn meine Musik einigen Beifall erhalten hat, so glaube ich bekennen zu müssen, daß ich ihm dies Glück verdanke; denn er ist es, der mich in Stand gesetzt hat, den Reichthum meiner Kunst zu entwickeln. Denn wie groß auch das Talent des Componisten sein mag, er wird immer nur eine mittelmäßige Leistung zu Stande bringen, wenn der Dichter ihm nicht jene Begeisterung zu erregen weiß, ohne welche alle Gebilde der Kunst matt und leblos erscheinen." („Wiener Zeitschrift", 1822, April, S. 1 fg.)

**) Nach der ersten Aufführung von „Zemire und Azor" wurden Marmontel und Grétry der Königin vorgestellt. Sie richtete an Letztern ihre Lobeserhebungen über die neue Oper und sagte: Sie habe in der Nacht von der bezaubernden Wirkung des Trio zwischen dem Vater und den zwei Schwestern der Zemire geträumt. Mit dieser artigen Rede ging sie wieder. Grétry, außer sich vor Freuden, umarmte Marmontel. „Seht Freund!" rief er aus, „was die treffliche Musik thut!" „Und die abscheulichen Worte!" erwiderte kalt Marmontel, dem die Königin kein Wort gegönnt hatte.

wickelung bildend und bestimmend eingewirkt hatte, die Manifestationen einer höhern Macht verehrte, von deren Hand den Sternen eingeschrieben gestanden: „Die Freischütz-Oper, F. Kind's Freischütz-Oper soll erscheinen.“ Man lese das „Freischütz-Buch“, und man wird sich überzeugen, Ref. hat schlechterdings nicht übertrieben, sondern genauest die Subjectivität geschildert, aus der das Büchlein hervorgegangen. Jedes Erlebniß von frühester Jugend an erscheint dem Verewigten als ein Glied der magischen Kette, an welcher der „Freischütz“ sollte vom Himmel zur Erde herabgezogen werden, als eine mitwirkende Ursache der hierzu in ihm ausgebildeten Befähigung. So den Eingang der „Schöpfungsgeschichte des Freischütz“ (S. 65):

Mein Lieb ist die Haide, der Wald ist mein Lieb, dem ich mich auf ewig zu eigen verschrieb — so hätte ich schon als Knabe singen können; nichts ging mir über Garten, Wiese und recht dunkeln Wald. Wenn man mich bis zum zehnten Jahre in Abwesenheit meines Vaters fragte, was ich werden wolle? trat ich wol mit der Antwort heraus: „Ein Jäger!“ wobei ich mir freilich keinen gewöhnlichen Forstmann, sondern einen jungen Rittergutsbesitzer in stattlicher Jagduniform dachte. Doch: „die Welt ist weggegeben!“ sprach Zeus zu mir. Ob er mich dagegen „in seinem Himmel mit ihm leben ließ?“ mögen die Leser selbst finden. Ich ward kein Grünrock irgend einer Gattung, aber der Dichter des „Freischütz“.

Man ist versucht, dies einigermaßen seltsam zu finden; denn man weiß ja, daß das Freischütz-Märchen, das allerdings große Wirkung machte, von Apel ist, daß F. Kind nicht das nämliche Sujet zu einer Oper bearbeitet, sondern aus dem Märchen eine Oper gemacht hat, die, um mit einem leidlich vergnügten Schlußchor zu enden, vernichtet, was in dem Märchen erschütternd wirkt: die Wahrheit und Bedeutsamkeit der dämonischen, Unheil verkündenden Anzeichen. Ganz gemein opernhaft endet die Oper. Dem Teufel zum Trotze werden dennoch die Liebenden sich heirathen, und Allerhöchstselbst in das Finale mit hineinsingend, verspricht Fürst Ottokar, als echter Opernfürst, eigenhändige Knüpfung des Ehebandes. Die vorliegende Ausgabe letzter Hand mit dem componirten Texte zu vergleichen, um mit Genauigkeit anzugeben, inwieweit sie voneinander abweichen, das schien Ref. sündlicher Zeitverlust, welcher Indifferentismus F. Kind, wandelte er noch unter uns, unstreitig als Beweis von Miswollen oder Beschränktheit gelten würde; wie denn die „Ausgabe letzter Hand“ jetzt, wo an dem componirten Texte sich nichts ändern läßt, schon allein beurkundet, welchen Werth auf die Freischütz-Oper ihr Verf. legte. Eine Abweichung von der componirten Oper springt sogleich in die Augen. Der Vogelschießscene nämlich, womit die Oper eröffnet, gehen in der Ausgabe letzter Hand zwei andere vorher. Zu allererst Gebet eines frommen Klausners in der schönen Strophe:

Allerbarmer! Herr dort oben!
Dir, den Sonn' und Sterne loben,
Sei auch in der Einsamkeit
Deines Knechtes Herz geweiht.

Dann berichtet der Klausner im Recitativ von einem Gesichte, das ihm kundgegeben hat, Agathe, die der fromme Mann gleich einer Tochter liebt, und ihrem Bräutigam, drohe der Fürst der Finsterniß mit entsetzlichem Unheil. Hiernächst tritt Agathe auf, dem Klausner Milch und Früchte bringend, und erhält von ihm als Gegengeschenk einen Rosenstock „von wunderbarer Schutz- und Heilkraft“, denn es hat des Klausners Vorgänger „des Stockes erstes Zweiglein“ aus Palästina mitgebracht. Später zum Brautkranz verbunden vernichten die Rosen des mit Wunderkräften des heiligen Bodens ausgestatteten Stockes die Tücke Kaspar's und machen, daß bei dem entscheidenden Schusse der Satan zwischen Taube, Agathe und Kaspar auf eine Ref. nie recht klar gewordene Weise falsch und zugleich auch so recht greift, daß sich endlich das Laster erbricht. F. Kind, welcher auf Verlangen Weber's, der effectvoller mit der Vogelschießscene zu eröffnen beabsichtigte, jene beiden Scenen im componirten Texte wegließ, meinte, hätte er jene Scenen nicht gestrichen, dann würde der Tadel vermieden sein, welcher schon oben angedeutetermaßen den Freischütz-Text insofern trifft, als man nicht absieht, warum das Portrait eines Ältervater Agathens sich mit zweimaligem Herabfallen von der Wand bemüht und anderer ähnlicher Spuk in Bewegung geräth, wenn es sich um weiter nichts handelt als um eines Jägerburschens Teufeleien, welche durch ein recht tüchtiges Wunder zu Schande zu machen des Ewigen Rathschluß im voraus beschlossen hat. Ja es macht das Portrait, welches nur den Teufel wittert und für die Düfte des Himmels offenbar kein Organ hat, uns bedenklich über die Seligkeit des portraitirten alten Herrn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen über Friedrich den Großen aus den Jahren 1784—86, vornehmlich in Bezug auf die Lecture desselben. Von einem seiner Vorleser. Berlin, Ende. 1843. Gr. 8. 7½ Ngr.

Alle Erinnerungen an Friedrich den Großen sind schätzbar und verdienen Dank. So empfangen wir auch die vorliegenden Mittheilungen gern, wenn wir auch gerade nicht behaupten können, daß auf diesen 32 Seiten viel Neues enthalten wäre, indem die hier excerpirten Berichte Dantal's über seine Vorlesungen bei Friedrich II. theils nicht so unbekannt sind als der ungenannte Verf. meint, theils in andern Schriften über den König bereits zu lesen waren. Wer indeß nicht bewandert ist in der Friedrichs-Literatur, wird doch an manchen einzelnen Aussprüchen und Urtheilen des Königs seine Freude haben, wie an der Äußerung über die Griechen: „Les Grecs ont toujours été de grands raisonneurs“, die gerade jetzt sehr wahr ist; andere aber auch nicht gutheißen können, wie das Urtheil über Ovid's „Metamorphosen“, die der König „als ein Gewebe von lauter Absurditäten“ betrachtete. Der Herausgeber hat auch einzelne Anmerkungen in bester Absicht hinzugefügt, in die sich jedoch mehre Irrthümer eingeschlichen haben. So charakterisirt derselbe (S. 8) die französische Übersetzung der griechischen Redner vom Abt Auger nicht ganz richtig; auf S. 12 streitet er dem Lucian die Lobrede auf ein Haus ab, die sich in allen Ausgaben dieses Schriftstellers ohne die mindeste Verdächtigung findet; auf S. 21 hat er „Saspach“ drucken lassen statt „Sasbach“ und den Namen des schwedischen Biographen Gustav

Weiß's geschrieben „Archenholz", wobei ihm wol der bekanntere Name des ehemaligen preußischen Hauptmanns vorgeschwebt hat. Der Schwede hieß Arkenholz. 9.

Literarische Notizen aus England.

Nordamerikanisches Schul- und Kirchenwesen.

In einem neuen Buche über die Vereinigten Staaten, welches ein weiteres Gebiet der Schilderung umfaßt als der Titel verräth: „Religion in the United States", sagt der Verf., ein Baptistenprediger Namens Robert Baird, nachdem er beschrieben, wie eine einzelne Ansiedlung zu entstehen pflegt, und dann aus einer solchen nach und nach ein Dorf und endlich eine Stadt wird: „Die Sachen werden kaum so weit gediehen sein, bis irgend Jemand unter der aus ehemaligen Bewohnern der ältern Staaten und Einwanderern aus Europa, Irländern, Schotten, Deutschen zusammengemischten Bevölkerung den Vorschlag macht, für eine Kirche oder wenigstens ein Bethaus zu sorgen. Zehn gegen Eins ist zu wetten, daß ein oder ein paar fromme Weiber oder etliche fromme Männer mit ihren Familien da sind, die sich nach einem Orte sehnen, wo sie wie ehemals im fernen Osten ihren Gottesdienst verrichten können. Was ist zu thun. Es gibt Jemand den Rath, ein geräumiges Schulhaus zu bauen, welches zugleich als Bethaus dienen könne, was kaum schneller vorgeschlagen als ausgeführt ist. Vermuthlich nur ganz schlicht aus bloßen Blöcken gebaut, wird es doch auf einige Jahre seinem Zweck entsprechen. Es ist für die gottesdienstlichen Versammlungen aller möglichen Confessionen bestimmt und steht Jedem offen, der davon Gebrauch machen will. Nicht lange, so predigt darin Abends ein umherziehender Baptistenprediger, nach ihm vielleicht ein Presbyterianer und dann vielleicht ein Methodist. Mit der Zeit richtet einer von den letztern seinen Umgang so ein, daß er alle 14 Tage kommen und predigen kann, und ein Presbyterianer von einer vielleicht 10 oder 15 Meilen entfernten Congregation verspricht, einmal in jedem Monat sich einzufinden, um zu predigen. Indessen wächst die Bevölkerung; die Versammlungen, sonderlich am Sonntage, finden in dem Schulhause nicht mehr Raum genug. Nun wird eine Kirche gebaut aus Zimmerwerk und Bretern, keine geringe Zierde für die Ortschaft, und groß genug, um 2—300 Personen zu fassen. Alle Secten, die in der Gemeinde Mitglieder zählen, und noch andere außerdem bedienen sich derselben; käme zufällig ein Swedenborgianer und machte bekannt, daß er predigen wolle, es würde sich gewiß eine Zuhörerschaft zusammenfinden, wenn auch Niemand da ist, der sich zu der Lehre des Predigers bekennt. Nach einiger Zeit fühlen die Presbyterianer, die Baptisten, die Methodisten der Ortschaft, daß sie einen angestellten Prediger und eine Kirche für sich allein haben müssen! Das alte Gebäude wird von einer dieser Secten übernommen; die andern bauen jede ein neues; wofern nicht etwa das alte Gebäude leer stehen bleibt zum Gebrauche für einen römisch-katholischen oder universalistischen Prediger, der gelegentlich durchreist." An einer andern Stelle erzählt Herr Baird: „Im J. 1831 besuchte ich Montgomery, damals nicht viel mehr als ein großes Dorf, und predigte in einem geräumigen Schulhause. Drei Jahre später kam ich wieder hin und Alles war anders geworden. Ich predigte Morgens in einer Presbyterianerkirche, die aus Fachwerk gebaut und mit Bretern gedeckt war und wenigstens 600 Personen bequem faßte. An dieser Kirche, deren Gemeinde 100 Mitglieder zählte, war ein junger Geistlicher mit 1000 Dollars Gehalt angestellt. Abends predigte ich in einer Baptistenkirche, die aus Backsteinen erbaut, aber noch nicht ganz fertig war, und die wenigstens 300 Personen faßte. Außerdem gab es noch eine Kirche der Methodisten, eine der Methodistenprotestanten, eine der Episkopalen und eine römisch-katholische Kirche." Wie viel durch freiwillige Beiträge zu Stande gebracht wird, sieht man auch an den beträchtlichen Missionsunternehmungen der Nordamerikaner. Die dortige Home missionary society unterhielt im vorigen Jahre 791 Sendboten und ihre Ausgaben beliefen sich auf 100,000 Dollars. Mit dem Schulwesen steht es noch nicht sonderlich. „Nach dem Census von 1840 hat sich die Anzahl der Elementar- und Gemeindeschulen auf 47,209 belaufen, die von 1,845,245 Schülern besucht wurden und darunter 468,264, die auf öffentliche Kosten unterrichtet wurden. Größtentheils herrscht auch im Erziehungswesen das Freiwilligkeitsprincip. Indessen fängt doch ein Staat nach dem andern an, gesetzliche Vorkehrung zur Errichtung von öffentlichen Schulen zu treffen, wenigstens in gewissem Umfang und für alle Diejenigen, die davon Gebrauch machen wollen."

Lord Brougham's Skizzen.

Von Lord Brougham's „Historical sketches of statesmen in the reign of George III.", ist der dritte und letzte Band erschienen, welcher Herrn Guizot zugeeignet ist. Im Charakter ist er den frühern Bänden ganz ähnlich. Der edle Lord versichert, er habe es für seine Pflicht gehalten, mit verdoppelter Sorgfalt darüber zu wachen, „daß keine Einwirkung von Parteilichkeit oder Persönlichkeit sein Urtheil über Personen oder Thatsachen trübe (to prevent any bias of a party or personal kind from influencing the opinions pronounced, whether upon men or measures)." Der Leser weiß sogleich, wenn er dergleichen Versicherungen in der Vorrede liest, was er zu erwarten hat. Nirgend mehr als in den Vorreden der politischen Schriftsteller kann man die Schläge ihres bösen Gewissens zählen. Je mehr sie ihre Unparteilichkeit betheuern, desto sicherer kann man darauf rechnen, ihre politischen Gegner und Jeden, dem sie übel wollen, mishandelt zu finden. So ist es auch hier der Fall. Und wie kann man denn, wenn man eine politische Person ist, über politische Personen urtheilen, ohne persönlich zu sein? Wie kann man, wenn man einer Partei angehört, über die Handlungen der Parteien ohne Parteilichkeit urtheilen? Dieses Kunststück hat aber Lord Brougham erfunden. Wollt ihr den Schlüssel haben? Er liegt in drei Worten: Ich bin ich. Lord Brougham schreibt zu seiner Verherrlichung: in seinem Werke ist nur eine Person — Er selbst; daher ist ihm alles Übrige unpersönlich, und Niemand kann sich beklagen, persönlich von ihm behandelt zu sein. Lord Brougham spiegelt sich und seine Weisheit in den Personen und Sachen der Zeit, die er darstellt; er schwebt über den Parteien wie ein Gott; daher ist er unparteilich, und keine Partei kann sich beklagen, daß er ihr Unrecht thut, weil er keiner gerecht wird. Dies ist hier nur zur Lehre und Warnung geschrieben; denn übrigens haben Lord Brougham's Skizzen wol schwerlich ein erhebliches Interesse für uns. Aber in Deutschland war das Stichwort der Unparteilichkeit lange Mode. Deutsche Schriftsteller konnten und mußten wol unparteilich sein, weil der Knüttel beim Hunde lag. Der hat gut unparteilich sein, den keine Sache auf der Welt angeht oder angehen darf. Er urtheilt unparteilich, d. h. er redet ins Blaue, oder wie man zu sagen pflegt ins Gelag hinein; er hat so seine Meinung, heute diese, morgen jene: jedes Ding hat zwei Seiten, es kann so und so sein. Das ist Unparteilichkeit. Aber wehe Denen, die nicht kalt noch warm sind! Wie will ein Engländer in politischen Sachen und in Sachen seines Volkes und in Sachen, die noch gar nicht fern dahinter liegen und sich aus Elementen bilden, die auch in der Gegenwart noch in verwandter Weise wirksam sind, urtheilen, ohne seinem Urtheil den Stempel der Partei aufzudrücken, der er angehören muß und angehört? Freilich kann er nicht, und kann auch gar nicht wollen; daß er es zu wollen vorgibt, ist nur eine Vornehmthuerei, die selbst nicht weiß und fühlt, wie wenig Verdienst ihr beiwohnt. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 51. —— 20. Februar 1844.

Das Freischütz-Buch von Friedrich Kind.

(Fortsetzung aus Nr. 50.)

Hier tritt uns eine andere nicht unbeachtenswerthe Eigenthümlichkeit F. Kind's entgegen. Besäßen wir von dem Verewigten nichts, auch gar nichts als seinen „Stieglitz", so würde Dies, man möchte sagen, Cabinetstück volksthümlicher Poesie hinreichen, sein Andenken uns werth zu erhalten. Zugleich braucht man aber auch nur die Größe des Misverständnisses zu erwägen, das nicht im Stande war, das Verfehlte in der Anlage der Freischütz-Oper zu fassen, um sich zu überzeugen, daß F. Kind's poetische Begabung ganz eigentlich ein freies Geschenk der Götter, sein Kunsturtheil mit zu großer Unzuverlässigkeit behaftet war, um ihn zu leiten, wo er nicht vermochte, das Treffende ungeleitet zu finden. Seine Kunsturtheile waren überraschend ganz besonders dann, wenn es ihm scheinen konnte, über das eigene Verdienst ein fremdes ungerechterweise emporgehoben zu hören. Daß F. Kind, da Walter Scott noch neu war, den von diesem Ausländer angeregten Enthusiasmus einzig und allein von des Deutschen überwiegender Prädilection für das Ausländische motivirt fand, das scheint Kleinigkeit in Vergleich mit Dem, was seiner Ansicht nach den Shakspeare groß gemacht hatte. Als unter Tieck's Auspicien der „Kaufmann von Venedig" zum ersten Male in der Schlegel'schen Übersetzung auf die dresdener Bühne gebracht worden, trat nach dem Theater F. Kind in eine damals wohlbekannte, vielfach auch in dem Freischütz-Buche erwähnte Abendgesellschaft ein im Augenblicke, wo hier in Erinnerung des eben abgelaufenen Theaterabends enthusiastische Worte über den Reiz und die Herrlichkeit des „Kaufmann von Venedig" gesprochen wurden. Den Constellationen jener Tage nach ohnehin wenig disponirt, den Enthusismus für eine Leistung Tieck's irgendwo sonderlich überschäumen zu lassen, wies er den Sprecher mit der Versicherung zurecht: daß sobald man ihm eine andere Novelle brächte, so gehaltvoller Beschaffenheit als die, nach welcher Shakspeare den „Kaufmann von Venedig" gearbeitet, er zuverlässig auch nicht lange auf ein anderes gleich gehaltreiches Lustspiel werde harren lassen. Eine andere, dem angezeigten Buche näher liegende Erinnerung. Eines Tages, wo man im Gespräche mit ihm die Behauptung aufwarf, der „Freischütz" sei gar keine Oper, und seiner lautauflachenden Frage, was er denn sonst sei, die Antwort gab, ein Singspiel, bezeigte er sich empfindlich verletzt, gleich als würde seine Leistung schon durch die Einstellung in die Kategorie des Singspiels herabgezogen. Der Sprechende versöhnte ihn einigermaßen durch die Bemerkung, auch „Claudine von Villabella" sei keine Oper, sondern ein Singspiel, unstreitig aber so viel werth als alle Operntexte in der Welt zusammengenommen, den „Freischütz" etwa abgerechnet, wenn schlechterdings auch dieser als Operntext zählen sollte. Erst jetzt konnte der Sprecher einige Worte über den unableugbaren Unterschied zwischen Oper und Singspiel anbringen. Derselbe bemerkte, daß sobald die Handlung bis zu einem gewissen Momente fortgeschritten sei, das Singspiel diesen Moment lyrisch-musikalisch *festhalte*, hingegen in der Oper dies zwar wol auch geschehe, jedoch deren wesentliche Eigenthümlichkeit die sei, daß die Handlung dramatisch-musikalisch *fortschreite*, im „Freischütz" aber, fügte jener Sprecher hinzu, wo meistentheils die Handlung still stände, wenn die Leute etwas zu singen hätten, sei nicht dieses *Fortschreiten*, sondern jenes *Festhalten* mittels der Musik wahrnehmbar und darum der „Freischütz" Singspiel und nicht Oper, wenigstens jenes mehr als diese, wobei der Sprechende als höchste Beispiele der ernsthaften und der komischen Oper „Don Juan" und „Matrimonio segreto" erwähnte und die Frage that, ob im „Freischütz" eine einzige Scene vorkäme, die eine *dramatische* Musik würde zugelassen haben, welche entfernt vergleichbar dem Quartett zwischen Doña Elvira, Don Juan, Doña Anna und Don Ottavio oder dem ersten Eintritte des Conte in das Familienzimmer des Kaufmanns hätte sein können? Ref., der bei diesem Zwiegespräche zugegen war, dünkte es, noch gar Vieles hätte der Sprechende zu näherer Bestimmung jener verschiedenen Gattungen sagen können, an deren realer Verschiedenheit Niemand zweifeln kann, der Opernmusiken von Mozart und Cimarosa begriffen hat; allein das Gespräch brach mit der F. Kind höchlich überraschenden Bemerkung ab: man gebe zu, nicht werth Kind als Dichter auch nur die Schuhriemen aufzulösen sei Schikaneder, allein kein Dichter in der Welt, kein lebender und kein verstorbener, hätte für Mo-

zart zwei Zeilen schreiben können, die dem großen Operncomponisten mehr zusagen würden als die: „Tamino mein, o welch ein Glück, Pamina mein, o welch ein Glück", und der Text von „Cosi fan tutte", den er unstreitig als fad und tiefalbern verachte, sei, eben so wie er sei, trefflich geignet gewesen durch die Mozart'sche Composition zur allerreizendsten Offenbarung italienischen heitersten Lebens zu werden. Hierauf antwortete dem sich zurückziehenden Sprecher F. Kind nur wenig, allein das Wenige gab kund, daß er Jenen nicht verstanden, daß er, der weltbekannte Freischütz-Oper-Verfasser, keine Idee von einer musikalischen Kunstschöpfung hatte, Symphonien von Mozart und Beethoven um des Mangels eines Textes willen ihm eine Thorheit waren, er Musik nur gelten ließ als Mittel, diesen oder jenen Vers den Hörern auf anmuthige, wohlvernehmbare Weise besser eingänglich zu machen. Diese Ansicht, eine Ansicht, die offenbar unfähig zu Allem und Jedem macht, was ein musikalisches Urtheil heißt, ist S. 117—118 in bestimmtesten Worten dargelegt. Hier wo F. Kind von Dem spricht, was er bei sich gedacht, nachdem Weber den Plan, einen Operntext zu schreiben, in ihm angeregt, lesen wir:

Das schöne Bild Klopstock's, welcher von der Sprache, also auch von der Declamation, also noch mehr von der eigentlichsten Declamation, der Musik, fodert, sie müsse dem Gedanken anliegen, wie dem Mädchen, das aus dem Bade steigt, das Gewand, trat immer lockender vor meine Blicke.

Von selbst versteht es sich, daß ein Musiker wie der Kapellmeister v. Weber das gemeinschaftliche Unternehmen ganz anders ansah als F. Kind, und wahrhaft ergötzlich ist es, in der Schöpfungsgeschichte des „Freischütz" zu lesen, wie der kluge Mann das Verhältniß in keiner Beziehung sich anders als in der ihm zusagendsten Weise gestalten ließ. Gar nicht ohne Grund besorgte F. Kind, Weber werde, gleich andern Tonsetzern — die übrigens, vorausgesetzt sie verstehen ihr Fach, daran ganz wohl thun — Alles nur von seinem Gesichtspunkte aus ansehen und bei Herstellung des Textes im Ganzen sowie im Einzelnen dictatorischen Eigenwillen geltend machen. Jedoch als F. Kind dies äußerte, entgegnete Weber S. 118:

Wie Sie das Ganze anlegen und ausführen, mein Wort, so componire ich's! Kleinigkeiten, weshalb Sie nur eine Feder anzusetzen brauchen, ändern Sie schon mir zu Liebe.

Nun ist die schon besprochene Hinweglassung von zwei Scenen allerdings eine Kleinigkeit insofern, als zu Beseitigung derselben nur die ausstreichende Feder brauchte angesetzt zu werden. Gewiß aber verstand, als Weber jene Worte aussprach, unter einer Kleinigkeit F. Kind nicht alles und jedes Ausstreichen; dessenungeachtet blieben jene Scenen weg. Über diese „Verstümmelung, wodurch die Oper zu einer Statue mit fehlendem Kopfe wird" (Kind's eigene Worte) berichtet derselbe S. 121 Folgendes:

Diese zwei Scenen weglassen zu dürfen bat mich indeß Weber wieder und wieder. Ich sah das Unthunliche davon, ich berief mich auf unsern Vertrag, auf sein gegebenes Wort, Alles zu lassen, wie ich es angeben werde; ich bat mir das Manuscript wieder aus. Davon wollte er nichts hören, sagte vielmehr, er habe schon zu componiren angefangen, wisse auch schon, wo die Oper zuerst in Scene trete, und — hatte überhaupt eine so liebenswürdige Art, Jemand zu etwas zu bewegen, daß ich endlich nachgab, und den dadurch entstehenden Mangel in der Mitte des Stücks durch ein Einschiebsel so gut als möglich ersetzte. Ich hätte es nicht thun sollen. Fouqué und andere kritische Freunde haben dies sogar öffentlich gesagt.

Als Dichter und Componist, Beide noch unentschieden über das Sujet der beabsichtigten Oper, vorläufig unter andern auch an das Freischütz-Märchen gedacht hatten, dauerte es noch eine Weile, ehe sich der Entschluß fixirte. F. Kind berichtet über die endliche Einigung S. 119—120 also:

Wir brachten gegeneinander vor, was sich sagen ließ — daß man vielleicht nirgend die Aufführung wagen werde, denn freilich herrschte damals auf den Bühnen eine strengere Censur; daß der doppelte Untergang der Liebenden als Schluß allzu tragisch sei; daß man uns der Beförderung des Aberglaubens beschuldigen werde; daß die Aufopferung der Unschuld mit der Schuld als unmoralisch gelten könne u. s. w. Wir wurden zuletzt darüber einig, daß, wenigstens gestalten Sachen nach, auf die Bühne nicht zu rechnen sei. Dies schmerzlich bedauernd, doch ohne eine Wahl zu treffen, schieden wir voneinander. Doch die Freikugel hatte auch mich schon getroffen; mein Herz schlug unruhig, ich rannte in der Stube auf und ab, ich berauschte mich in Waldluft und Volkston. Endlich dämmerte mir die Morgenröthe, das Tagsgestirn trat hinter Nebeln hervor. Ich lief zu Weber, ich weiß nicht mehr ob noch an demselben Abende, oder am folgenden Tage bei früher Zeit. „Ich dichte Ihnen den Freischütz! mit einem Teufel selbst nehm' ich's auf! Ich drehe das ganze Spiel um! Nichts Modernes; wir leben nach dem Dreißigjährigen Kriege, tief im böhmischen Waldgebirge! Ein frommer Einsiedler ist mir erschienen! Die weiße Rose schützt gegen den höllischen Jäger! Die Unschuld hält den wankenden Schwachen aufrecht! der Orkus liegt unter, der Himmel triumphirt!" Ich setzte Weber den entworfenen Plan gedrängt auseinander; wir fielen einander jubelnd in die Arme; wir riefen scheidend: „Unser Freischütz hoch!"

Welche Theilung müßte man vornehmen, wollte man diesen „unsern Freischütz" in des einen und des andern der sich entzückt Umarmenden Sinne unter dieselben vertheilen! Kurz vor einem Geburtstage F. Kind's war die Arbeit fertig; er sendete das Manuscript an Weber und lud selbigen nebst noch Einigen für den Geburtstagabend zu sich, die Dichtung vorlesen zu hören. Natürlich war unter den Eingeladenen auch Böttiger; denn nichts war in jenen dresdener Tagen so modern, daß man nicht zu glauben schien, solle es gedeihen, so müsse darüber auch jener Vieles beschaffende Antiquar seinen Segen sprechen. Bei Erwähnung jener Geburtstagfeier erzählt F. Kind S. 122—123:

Mein Freund kam noch vorher (3. März) sehr fröhlich und erwärmt zu mir; er war höchst zufrieden, sagte mir von gewisser Aussicht, die Oper auf die Breter zu bringen, doch schien er noch etwas auf dem Herzen zu haben. Da ich glaubte, daß ihm etwas misfalle, bat ich, mir es offenherzig zu bekennen. Nein, so war es nicht; er trat mit der Frage nach dem Honorar hervor. Ich hatte daran gar nicht gedacht und von Buchhändlern würdiges, von Theatern, in der Mehrzahl, geringes Honorar erhalten; was aber Brauch und Recht

bei Operndichtungen sei, davon wußte ich kein Wort. Ich bat daher, es damit anstehen zu lassen. Er wisse ja gar nicht, ob das „Samiel hilf!“ auch hinsichtlich der Aufführung wirken, und was ihm die Composition einbringen werde; geschähe Ersteres, so möge er mir nach Abzug der Auslagen, den dritten oder vierten Theil der Einnahme geben. Weber erwiderte, daß er sicher auf den Grafen Brühl in Berlin rechnen könne, daß aber — was er als gewesener Director der Oper in Prag, der er auch schon einige Opern („Sylvana“ und „Abu Hassan“) in Musik gesetzt, wohl beurtheilen konnte — solch ein antheiliges Honorar viele Weitläufigkeiten und Schwierigkeiten, vieles Hin- und Herschreiben zwischen Autor und Tonsetzer verursache; ein Theater könne Mehr, das andere Weniger geben — genug, er werde mit dem Componiren gar nicht ernstlich beginnen, bis der Operntext sein sei. Was blieb mir übrig? ich wünschte, daß die Sache ein Ende nehme, ich wollte weder zu wenig fodern, noch zu anmaßend scheinen; ich meinte endlich, 20 Dukaten würde ich wohl verdient haben. Vor Verlauf von zwei Stunden sandte er mir ein paar freundliche Zeilen und 20 Geharnischte, mit der Umschrift: Concordia res parvae crescunt.

Die Vorlesung erfolgte im kleinen häuslichen Kreise unter Scherz und Freude. Weber und ich hatten erkannt, daß wir zueinander gehörten; wir verstanden uns in Gesellschaft (z. B. im Liederkreis, wenn etwas vorgelesen ward) durch Blicke; wir holten einer den andern zu Spaziergängen und ins Theater ab; bei etwanigen Festlichkeiten ward auf uns, als Verbundene, gerechnet; wir waren, wie die alten Troubadoure, gleichsam Dichter und Harfner in Einem; wenn ich eine Melodie wünschte, er componirte sie; wenn er einen Text (z. B. bei Festtagen des königlichen Hauses), ich dichtete ihn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1\. Jermak und seine Genossen, oder die Eroberung von Sibirien. Geschichtliches Sagengemälde von Wilhelm Müller. Zwei Theile. Berlin, Deutsche Verlagsbuchhandlung. 1843. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Vorliegendes Werk verdient in jeder Hinsicht die höchste Anerkennung; die reiche Poesie der russischen Sagenwelt ist darin aufgenommen und gibt der Darstellung historischer Begebenheiten eine wunderbare romantische Beleuchtung, die sowol der Seltenheit als auch der Schönheit wegen dem Roman einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Der Kosackenheld Jermak ragt großartig als Hauptfigur aus den verschiedenen Gruppen hervor; seine Räuber sind gleich gut dargestellt in wilder Romantik; keine Gestalt taugt auf, die nicht ein charakteristisches Gepräge trägt, den Stempel der Romantik in sich führt; die verschiedenen Lebensgeschichten der Räuber sind ebenso viel zusammengedrängte, in wenigen Worten gefaßte Tragödien; Accorde, welche die Seele durchzittern. Jermak's erstes Auftreten, sein Zweikampf mit dem Verfolger, seine Liebe und deren Ende, sein Befragen der Wahrsagerin, seine Neigung zum Sohn, den er nicht anerkennen will, sein Siegen, sein Steigen und sein Tod, Alles sind Gemälde, die, von den Sitten und Gebräuchen jenes Landes, jener Völker und jener Zeiten eingerahmt, der phantastischen Bildergalerie eines Autors zu Schmuck und Ehre gereichen. Auf dem Höhepunkte seines Ruhms und seiner Größe sieht Jermak sich von der Überzahl der Feinde bedrängt und verfolgt. „In Gefahr, ergriffen zu werden, stürzte er sich ins Wasser, rüstig schwamm er dem rettenden Boote zu. Die meisten seiner Verfolger hatten von ihm abgelassen, nur zwei Tataren bedrängten ihn näher und näher und höhnten ihn als einen flüchtigen Feigling. Da glühte der Stolz und Ehrgeiz noch einmal wild in dem Herzen des Leuen auf; er wandte sich zurück gegen die Elenden, schleuderte sein Schwert in die Tiefe, faßte mit seiner riesigen Kraft die beiden Tataren, hielt sie, wie sie auch rangen und widerstrebten, fest unter dem Wasser, bis sie erstickten; aber die Todten wurden seine Sieger; in der Sterbequal hatten sie ihren Verderber krampfhaft umfaßt und ließen auch nicht ab von ihm, da schon ihr Leben entflohen war. Diese Bürde und der schwere Panzer zogen ihn in die Tiefe; noch einige Augenblicke schwebte der purpurene Mantel wie ein Widerschein der Morgenröthe auf dem Wasser, dann sank auch dieser seinem Helden nach. So geschah es, so endete einer der seltensten Menschen, den die slawische Erde erzeugte. Sein Name lebt in dem Andenken der dankbaren Russen, welchen er ein unermeßliches Reich gab. Seinen Tod und den der Treuen, die mit ihm fielen, feiert die Kirche alljährlich in frommen Gebeten. Er starb vielleicht in dem höchsten Lichtglanze seines Lebens; die Schattenseite dieses niedrig geborenen, von Gott geadelten Mannes war der Ehrgeiz. Das Geschick hat seine Lieblinge in der Weltgeschichte, die sie, sobald ihre Seelenreinheit und Geistesgröße zu dunkeln beginnt, in des Todes Arme legt, damit sie so groß sterben als sie gelebt haben.“ Volkssagen — Aberglaube — Geistergeschichten — alle jene Detailmalerei eines guten historischen Romans, der ein Spiegelbild seines Gegenstandes sein muß, finden sich in diesen Blättern.

2\. Der Troubadour, historischer Roman von Ernst Brunnow. Zwei Theile. Zweite Auflage. Leipzig, Teubner. 1843. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

„Wenn es die Aufgabe der Poesie ist, das ideale Leben der Menschheit, der Völker und des einzelnen Menschen in schöner und wahrer Form darzustellen, so muß sie einen Januskopf tragen, der Vergangenheit und Gegenwart zugleich schaut. Nur dadurch, daß wir die Entfaltung einer Idee in verschiedenen Epochen und bei verschiedenen Völkern in ihrer jedesmaligen Eigenthümlichkeit erfassen, kann uns ihre ganze Fülle und ihr Gesammtwirken klar werden. Die Vergangenheit lehrt die Gegenwart verstehen und so umgekehrt. Deshalb sind der historische Roman und das moderne Lebensbild zwei gleich wirkliche und sich gegenseitig ergänzende Hälften der nämlichen objectiven Dichtungsweise. Jeder Roman, der auf den Namen eines Dichterwerks Anspruch machen will, muß von einer centralen poetischen Idee belebt und regiert sein. Dem modernen Lebensbilde liegt es ob, uns diejenigen geistigen Elemente zu versinnlichen, die gerade unsere Zeit in Bewegung setzen. Vom historischen Roman dagegen darf man mit Recht verlangen, daß sein Stoff von einer solchen Idee beherrscht werde, die der gewählten Zeitepoche eigenthümlich und durch sie selbst bedingt sei. Die geschichtlichen Verhältnisse und die belebende Idee müssen sich wie Körper und Seele gegenseitig durchdringen. Die Philosophie der Geschichte hat der Poesie hier schon vielfältig in die Hand gearbeitet und wird es immer mehr und mehr thun. Soll in irgend einer Zeit eine gewisse Idee zur Durchbildung kommen, so müssen die Elemente zu ihrer Aufnahme vorhanden und zur Gestaltung reif sein. Die Sehnsucht nach einem transatlantischen Eldorado mußte im 15. Jahrhundert ihren Culminationspunkt erreicht haben, damit Columbus seinen kühnen Entdeckungsplan realisiren konnte; die Gemüther der Niederländer mußten im 16. Jahrhundert durch die spanische Zwingherrschaft aufs äußerste erbittert sein, wenn Wilhelm von Oranien den Kampf für religiöse und politische Freiheit siegreich durchführen sollte. Die absolute Monarchie und die übermüthige Aristokratie mußte sich im Frankreich des 18. Jahrhunderts bis in den Tod verhaßt gemacht haben, damit die Demokratie mit vulkanischer Glut in den Männern der Revolution verkörpert wurde. Diese Sympathien der Zeiten und Völker mit den sie regierenden Gedankensonnen sind es, welche der Dichter gleich dem Geschichtschreiber durchführen und darstellen soll.“ Wer auf so gründliche Weise seine Aufgabe durchdacht und verstanden hat, kann kein gewöhnliches Werk liefern. Der Troubadourgeist des 12. Jahrhunderts ist die Idee,

welche dem historisch-romantischen Werke vor uns zum Grunde liegt — fünf Elemente: Dichtersinn, Rittermuth, Liebesschwärmerei, Glaubensinnigkeit und Sehnsucht nach einer paradiesischen Ferne verbinden sich zur charakteristischen Einheit, von welcher die romantische Poesie ihren Ausgang findet; — Kloster, Liebeshof, Wandbilder, Troubadourschenke, Troubadour, Dichtung, Ereignisse, Gespräche, Abenteuer, Charaktere, Liebe, Haß und Rache, Alles paßt in den Rahmen, den der Autor sich vorgezeichnet und bildet ein vollendetes Gemälde jener Zeit voll Farbenpracht und poetischem Schmelz, welches nur mit Dankbarkeit und Vergnügen gelesen werden muß, wie die zweite Auflage auch beweist; denn zweite Auflagen loben meist noch deutlicher wie die Recensenten.

3. Des Nabob Heimkehr. Roman aus dem Englischen von E. Richard. Drei Bände. Aachen, Mayer. 1843. Gr. 12. 3 Thlr.

Wäre die Übersetzung des vorliegenden Buchs nicht so völlig ungenügend, so würde man den Roman mit großem Interesse lesen; er besitzt den ganzen Reiz der englischen Romanliteratur, das Interesse der Begebenheiten, die Schilderung origineller hervorragender Charaktere, die Detailmalerei der Umgebung, Zustände und Stimmungen. Der erste Theil spielt in Ostindien und die dortigen Zustände werden recht lebendig dargestellt in verschiedenen Gruppen und Bildern; der letzte Theil in Schottland. Es fehlt nicht an den Principien, die dem Leser Herzpochen zu verursachen pflegen; das Buch eignet sich ganz für die Leihbibliothek, da es sowol die gebildeten als die ungebildeten Leser ansprechen muß, und wenn die Auswahl desselben das Verdienst des Übersetzers ist, so ist es sein einziges. Es ist Mode, gegen das Übersetzen fremder Schriftsteller zu Felde zu ziehen, die deutschen Recensenten verlangen immer Originalwerke, und daraus entstand das Unglück, daß Viele, die gut übersetzen würden, recht schlechte Originalwerke schreiben. Gute Übersetzung guter Werke müßte diesem Übel wieder entgegentreten und um keinen Preis schlechte zugelassen werden. Hier muß der Leser oft ins Englische zurückübersetzen, um nur zu verstehen.

4. Der Kundschafter. Historischer Roman aus dem Anfang dieses Jahrhunderts von George. Zwei Theile. Grimma, Verlags-Comptoir. 1844. Gr. 12. 3 Thlr.

Der Faden des fesselnden und interessirenden Romans bewegt sich durch die kopenhagener Schreckenszeit 1807 und durch den deutschen Krieg 1809; Kriegs- und Belagerungsscenen sind sehr lebendig geschildert, bekannte historische Charaktere: Wellington, Napoleon und andere thätige Helden, die sich auf rühmliche Weise ausgezeichnet haben, sind aufgeführt; man erfährt Details der allgemein bekannten Begebenheiten, welche vielleicht noch nicht allgemein bekannt sind, wodurch das historische Interesse die Hauptsache wird und das Romaninteresse bedeutend in den Hintergrund zurücktritt. Der Leser verliert über die großen Staatsactionen die Aufmerksamkeit für Herzensangelegenheiten, obgleich diese sich wunderlich und verworren genug gestalten, und zuletzt in den schneebedeckten Gefilden an dem rechten Ufer der Beresina finden sich die Liebes- und Ehepärchen zusammen, sodaß man an Amor's Zaubereien glauben möchte. Der Spion ist eine wenig interessante Persönlichkeit, weder im ersten Theile als hämischer, teuflischer Spion, noch später als tapferer Soldat anziehend. Das Ganze wäre den Leihbibliotheken anzuempfehlen, da, wer den ersten dicken Theil begann, ihn gewiß durchlesen und nach dem zweiten schicken wird.

5. Scherz und Ernst oder Charakterzeichnungen von G. Gräf. Meiningen, Keyßner. 1843. 12. 20 Ngr.

Spielte diese Erzählung im Mittelalter oder noch früher, oder in irgend einem fernen Lande, wo Willkür herrscht und keine Policei, wo man noch morden und vergiften, bei Duellen nur eine Pistole laden, Mädchen mit Gewalt an den Traualtar führen kann, so möchten diese Charakterzeichnungen noch allenfalls als der Wahrheit getreu gelten, da solche Zustände dem Verteufeln der Menschen zu Hülfe kommen, und der von Gilbenberg kann nur als verteufelt bezeichnet werden. In jetzigen Zeiten aber mag man von solchen Erscheinungen nicht mehr lesen; das ganze Werkchen ist überhaupt unbedeutend, nicht nach dem Leben studirt, weder factisch noch psychologisch wahr. 12.

Zur Geschichte des Sprachenkampfes in Ungarn.

(Aus einem actenmäßigen Berichte über den ungarischen Reichstag vom J. 1790, übersetzt aus dem „Magyar Kurir".)

— Man schlug an der zweiten Tafel vor, Alles sollte in ungarischer Sprache verhandelt, auch das Diarium (Reichstagsprotokoll) Ungarisch gedruckt werden. Hierüber entstanden viele Debatten.

An der zweiten Tafel selbst stellten die Deputirten von Kroatien in einer kurzen Rede vor, daß sie die Letzten gewesen wären, die Neuerungen des verstorbenen Königs, besonders auch die deutsche Sprache aufzunehmen; sie bäten also, ihnen den Gebrauch der lateinischen wenigstens so lange zu erlauben, bis sie sich die Sprache ihres innig geliebten Mutterlandes eigen gemacht hätten. Auch traten einige slawische Edelleute auf und erinnerten, ob es nicht besser wäre, da man eben jetzt die Rückkehr von Halicz und Wladimir (Galizien und Lodomerien) in den Schoos ihres Mutterlandes erwarte, auf diese Rücksicht zu nehmen und den lateinischen Vortrag beizubehalten. Aber da die Herren v. Balocz, v. Firvar, v. Bay, v. Almási, v. Domokos die Schädlichkeit jeder fremden Sprache vorstellten, weil solche die Nationalität vertilge und ein Volk zum Sklaven des andern mache, da sie zugleich behaupteten, daß die Haliczer und Wladimirer aus Freude, ihrem Mutterlande einverleibt zu werden, freiwillig die ungarische Sprache lernen würden (!), so erfolgte ein allgemeiner Ausruf: „Es lebe unsere Muttersprache!" Doch ward beschlossen, daß die Acten und Schlüsse allemal unter der Aufsicht des Präsidenten und eines ihm zugeordneten Ausschusses aus dem Ungarischen ins Lateinische übersetzt werden sollen.

Am 12. Juni kam eine Botschaft von der Magnatentafel an die Ständetafel; der Bischof von Erlau, Graf Esterházy, führte dabei das Wort. Die Magnaten stimmten gern bei, daß das Diarium Ungarisch geschrieben würde, nur das Drucken stände ihnen nicht an, aus folgenden Gründen: 1) die edle Jugend, die bei Gelegenheit des Reichstags nach Ofen zusammenströme, komme durch den Druck theils um den Verdienst des Abschreibens, theils um die Kenntnisse und Erfahrung bei Gelegenheit des Abschreibens. 2) Es würde doch täglich etwas geändert werden und so müßte man alle Augenblicke das Vorige umdrucken oder das Veränderte vergebens stehen lassen. (Diese Einwürfe der edlen Magnaten gegen das Drucken verbargen wol einen Hintergedanken.)

Nun stand der Hofrath von Balocz auf und widerlegte die Einwendungen der Magnaten. Als er geendet hatte, ertönte der Saal von dem Zuruf der Menge: „Es lebe diese große Stütze unserer Muttersprache! Es lebe die Publicität!" 54.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 52. —— 21. Februar 1844.

Das Freischütz-Buch von Friedrich Kind.

(Fortsetzung aus Nr. 51.)

S. 131 wird berichtet, daß dem Verf. des Textes, außer dem Honorar von vier rechtmäßigen Druckauflagen und den 20 Dukaten vom Componisten, der „Freischütz“ nach der funfzigsten und der zweihundertsten Aufführung in Berlin jedesmal 100 Thaler eingetragen habe und ein „von einem ebenso genialen und tapfern als Wissenschaft und Kunst übenden und liebenden General (von Leyßer) selbst geschossenes Reh“. Bei Aufzählung der irdischen Vortheile, die ihm durch den „Freischütz“ geworden, theilt S. 131—132 F. Kind wörtlich zwei Zuschriften mit, die eine vom J. 1816, in welcher die damalige Theaterintendanz in einem Tone, wodurch eine solche Behörde nicht minder sich selbst als den Briefempfänger ehrt, F. Kind den freien Theaterbesuch verwilligte; die andere vom 18. April 1831, in welcher „als am Tage vor der vierzigsten, funfzigsten oder sechzigsten Vorstellung“ eine spätere Intendanz ihm meldete, daß der bisher genossene freie Eintritt nicht könne weiter gestattet werden. Kein Zweifel, daß hierzu guter Grund obgewaltet hat; worin aber dieser gute Grund bestanden, gibt der Verewigte nicht an, obschon er nicht wortkarg bei Äußerung tiefaufgeregter Empfindlichkeit geblieben ist. Ehe noch der „Freischütz“ zum ersten Male in Dresden gegeben ward, brachte er Verstimmung in Weber's und Kind's Verhältniß zueinander. S. 134—135 lesen wir:

Weber setzte die Oper in Berlin und in Dresden, ohne mir sogar hier etwas mehr als die letzte Probe zu melden, in Scene, und wennschon ein bekannter „alles Lobender“ (was im Sonnenscheine stand) auch bei der hiesigen ersten Aufführung nicht genug zu rühmen wußte, so gab es dabei doch gar manche Schwäche, die jeder Kenner einräumen würde. Ich will nur der aus Berlin, wie es hieß für 40 Thaler verschriebenen ausgestopften Eule und der, sowol überhaupt in die damalige Zeit und in die tiefen böhmischen Wälder, als insbesondere in eine Scene, wo wegen Mangels am Brautkranze die, wenn ich so sagen darf, Schicksalsrose dazu erwählt werden muß, nicht im mindesten passenden Blumenfülle hier gedenken.

Ich hieß überdem wol unter uns sein Mitvater des Freischütz, nur dankte er, und zwar fast ausschweifend, allen irgendwie Mitbetheilten, Intendanzen, Sängern, Kapellisten, Malern, bis fast zur letzten Instanz, ohne des Dichters, selbst hier, wo man, wie fast allenthalben, den Componisten herausrief, nur zu erwähnen. Als ich ihn daran erinnerte, half er sich mit der leidlich klingenden Entschuldigung, „daß er sich damit ja selbst gelobt haben würde“.

Nicht unwichtig scheint Ref. die Bemerkung S. 136, den Text zum „Oberon“ habe Weber sich in England zusammensetzen lassen, oft ganz nach seiner Angabe. Erwägt man nun, daß der „Oberon“, selbst wo er mit allen prangenden Ausstattungen einer großen Oper gegeben wird, dennoch und vielleicht mehr noch als der „Freischütz“ ein Singspiel im oben entwickelten Sinne des Worts ist, d. h. es steht die Handlung still, sobald gesungen wird, obschon jener Text sich ganz vortrefflich geeignet hätte, im eigentlichen Opernstil ausgeführt zu werden, so möchte man annehmen, der geistreiche Weber, als er den Text dessenungeachtet in anderer Weise einrichten ließ, habe damit einen ihn hochehrenden Beweis des überaus bescheidenen Urtheils gegeben, das er über das Maß seiner Kräfte fällte. Ja, es gibt ein Moment, durch welches in den Augen der einsichtsvollen Bewunderer Weber's seine Selbstbeurtheilung desselben sich zu rechtfertigen scheint. Wir meinen damit die Ouverturen zum „Freischütz“ und zum „Oberon“. Sie sind ein Mosaik der im Stücke aufeinander folgenden Textcompositionen, während von Mozart's Ouverturen (ausgenommen die zur „Entführung aus dem Serail“) jede ein selbständiges Ganze ist, aus dem die einzelnen Tonstücke der Oper selbst gleichsam in organischer Entwickelung hervortreiben.

Haben wir über die „Schöpfungsgeschichte des Freischütz“ berichtet, was uns mit dieser Oper auf eine hinsichtlich F. Kind's sowol als auch Weber's nicht uninteressante Weise zusammenzuhängen schien, so halten wir uns noch zu der nachträglichen Bemerkung verpflichtet, daß das Viele, was darin gar nicht mit der Freischütz-Oper zusammenhängt, F. Kind aber erzählt, weil er nun eben sein ganzes Leben, wunderlich genug, als culminirend in dieser Oper ansah, keineswegs unerfreulich zu lesen ist. F. Kind's Talent war idyllischer Art, das Wort Idyll nämlich in der ursprünglichen Bedeutung des griechischen Worts genommen und dasselbe auf heitere oder auch unsere wehmüthige Theilnahme ansprechende, so zu sagen engeingerahmte Lebensbilder bezogen. Sein Aufenthalt zu Leipzig in dem älterlichen

Hause, dann in dem nahgelegenen Delitzsch, wo er in dem Justizamte fungirte, sein damaliges, späterhin fortgesetztes und befestigtes Verhältniß zu Apel, den er am Schluß der Schöpfungsgeschichte als einen „der drei Schöpfer des Freischütz" honorirt; die Geschichte seiner ersten Liebe, zu welcher der Vater die hingehaltene Einwilligung später auf väterlichste Weise ertheilt; den frühen Verlust der Geliebten, nachdem F. Kind nur kurze Zeit verbunden mit ihr gelebt; seine anderweite Verheirathung, der Tod des einzigen, des Sohnes erster Ehe, der im achtzehnten Jahre starb, als er „mit des Vaters vollstem väterlichen Segen" in den Banner der freiwilligen sächsischen Jäger eingetreten: — dies Alles nebst vielem des verewigten F. Kind literarische Thätigkeit Betreffenden, hat Ref. eine sehr erfreuliche Unterhaltung gewährt, besonders aber Dasjenige, was seine Übersiedelung nach Dresden im J. 1792 betrifft, wo er bekanntlich auch als Sachwalter in Ansehen und Ehren stand, bis er sich ganz der literarischen Thätigkeit widmete. Die gute alte Zeit, wo, wer von Leipzig nach Dresden reiste, auf der gelben Kutsche mit solcher Allmäligkeit unsern Zehren in das schöne Elbthal einfuhr, daß er nicht besorgen durfte, eine heitere Ansicht rechts oder links am Wege unbeachtet vorüber zu lassen, und ein den Sachsen werthes Ereigniß, ingleichen Bilder aus den Umgebungen Dresdens, treten uns hier in der angenehmen Manier F. Kind's vor das Auge. S. 101—102:

Ich begab mich mit meinem Gepäck, größtentheils Büchern, auf der gelben Kutsche nach der Residenz; der erste Anblick der Elbe und der meißner Weingebirge machte einen unbeschreiblichen, noch jetzt mir vorschwebenden Eindruck auf mich. Der Tag meines Einzugs, der 17. Mai 1792, ich glaube ein Feiertag, war besonders schön; es wimmelte auf der Brücke von frohen, gutgekleideten Menschen, um so mehr, weil für den Abend bei dem spanischen Gesandten Don Quinones, wegen Vermählung des Prinzen Maximilian mit einer Prinzessin von Parma, eine Illumination bevorstand; ich rief, kannt' ich hier auch Niemand als einen zwar berühmten, doch mir widrig gesinnten Verwandten, mit Entzücken aus: Hier will ich bleiben!

Die Schönheit der dresdner Natur und Kunst ist allgemein bekannt. Es wäre überflüssig zu sagen, daß ich in den ersten zwei Wochen, ohne mich sättigen zu können, ganz von ihnen gefesselt ward. Ich war täglich auf der Galerie und Bibliothek, bei den Antiken und Gypsabgüssen. Ich pilgerte in die Weinberge, in den großen Garten, nach Tharand, in die sogenannte Sächsische Schweiz, d. h. in Dasjenige, was von letztern beiden in der damaligen Zeit bereits gangbar war. Nach meinem besondern Geschmack hatte das rauhe Moritzburg mit seinen Teichen und Forsten, mit seinen alten Stammbüchern, Pocalen und riesigen, zum Theil mißförmigen Hirschgeweihen mehr Anziehungskraft für mich als das liebliche Pillnitz ungeachtet selbst seines, noch von den polnischen Augusten herrührenden Venussaals.

Ebendaselbst Folgendes in Erinnerung an seinen Vetter, den noch jetzt und nicht nur in Sachsen vielberühmten Juristen Kind:

Mein Vetter, angesehen als Jurist, Gelehrter und Weltmann, glich an Denkungsart, nur in Allem mehre Grade höher stehend, dem Amtmann (in Delitzsch). Es gelang mir, ihn auf gleiche Weise wie Jenen, zugleich aber durch eine (mit einigen, damals allgemein verständlichen Anspielungen geschmückte) improvisirte Übersetzung des Horaz'schen: Donec gratus eram etc. — das eine Dame, in italienische Verse übertragen, zur Guitarre gesungen hatte — ganz für mich einzunehmen. War es gleich nicht in seiner Art, sich für Jemand aufzuopfern, nicht in meiner, dergleichen zu wünschen, so war ich doch durch hinzukommende fast mütterliche Gunst der Tante stets im Hause willkommen, und lernte dort mehre Ausgezeichnete, auch Adelung kennen. Nun war ich sein lieber Vetter, und er fing nachgerade sogar an, mit mir zu paradiren. Er gab an Böttiger, ohne mein Wissen, jenes Horaz'sche Amöbeum, der es mir gedruckt, mit einem artigen Briefe zurücksandte. Es gereichte ihm sogar zum Vergnügen, wenn der Jurist mit dem Poeten verwechselt ward, und er hinterbrachte es mir mit fröhlicher Neckerei, daß er, zu Zeiten des preußischen Gouvernements, in einen vornehmen Damenkreis gezogen und ersucht worden war, etwas von seinen Gedichten vorzulesen, und daß ihn später, bei einer Reise in die Schweiz, auf dem Rigigebirg, Schnyder von Wartensee im Hospiz aufgesucht und, über die Verwechselung verwundert, mit Gedichtabschriften für mich beauftragt hatte.

Adelung betreffend S. 103:

Er war in seiner Art mir sehr gewogen, bis ein mir vom Vetter aufgetragenes Hochzeitgedicht auf die Vermählung von Adelung's Nichte diesem seinen höchsten Zorn zuzog und Feindschaft unter beiden sich fast täglich sehenden Spiel- und Tischfreunden veranlaßte. Es war freilich nach der Melodie: „Als ich auf meiner Bleiche" u. s. w. zu singen, ich mußte das Concept auf Verlangen des Censors mit meinem Namen unterzeichnen, und es endete:

Wenn wieder Nichtchen kommen, Herr Onkel! Nehmt den Rath:
Führt sie zu euren Frommen — doch ja nicht in das „Bad!"

enthielt aber, wie sich von selbst versteht, nichts als unter so innig Vertrauten sehr Zulässiges. Indeß — „Barbiton paries habebit!" rief mir der Herr Vetter, sehr frühzeitig vom Hochzeitmahle zurückkommend, in der Neustädter Allee erhitzt, doch lachend zu, und ich hatte am nächsten Abend kein Exemplar mehr. Unter „Bad" ist das Buschbad bei Meißen zu verstehen.

(Der Beschluß folgt.)

Englische Zeitschriften.

Wenn der Verfasser des Artikels „Englische Literatur" in der achten Auflage des Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon" die Bemerkung macht, daß „die gelehrten Zeitschriften vielfach eingreifend auf den literarischen Verkehr gewirkt und besonders die kritischen Zeitschriften seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts sich zu einer früher ihnen nicht eigenen Trefflichkeit erhoben und zu den bedeutendsten Erscheinungen gehören, welche den neuen Zeitraum der englischen Literatur eröffneten", so ist das ein Ausspruch, der, seit er geschrieben worden, noch beträchtlich mehr an Wahrheit gewonnen hat, und dies eine Versicherung, die in letzter Instanz aus nicht eben flüchtiger Durchsicht von zehn englischen Zeitschriften, sämmtlich letzte Octoberhefte, hervorgeht. Das Dutzend wäre voll, wenn nicht Schreiber Dieses die zwei Heroen, das „Edinburgh review" und das „Quarterly review" absichtlich unerwähnt lassen wollte. Sie sind in Deutschland zu verbreitet, um nicht bei vielen Lesern d. Bl. das Gesagte selbst zu unterstützen. Aber von jenen zehn ist Manches vielleicht nur oder kaum dem Namen nach bekannt, und so wenig wir Deutsche uns deshalb vor den Engländern zu schämen brauchen, denen unsere Journalistik im Allgemeinen noch unbekannter, weil sprachlich unzugänglich ist, so muß doch auf der andern Seite deutsche Ehrlichkeit bekennen, daß keine jener zehn Zeitschriften vor einer deutschen,

durch Zweck und Inhalt ihr verwandten Ursache zu erröthen hat, während vice versa das der Fall sein dürfte. Exempla illustrant, sed sunt odiosa und — gehören nicht hierher. Es soll indessen auch nicht von allen jenen zehn hier die Rede sein, keineswegs, weil wer zu viel beweist nichts beweist, sondern weil schon die Hälfte genug beweist. Also fünf. Die fünf beiseite gelassenen sind, ohne Rangordnung: „Freemasons' Quarterly review", „The illuminated magazine", „The new monthly magazine", „The united service magazine" und „Ainsworth's magazine". Von den andern fünf

1. The Church of England quaterly review.

Unstreitig ein wichtiges und vortrefflich redigirtes Journal jetzt, wo Englands kirchliche Zwistigkeiten sein innerstes Mark zu erschüttern drohen. Jede verhandelte Frage macht sich dem mittelmäßigsten Fassungsvermögen klar, und wer über die Schwelle seines Hauses hinaus tritt, muß sich dafür interessiren. Viele werden allerdings mit den vorherrschenden Ansichten der Mitarbeiter nicht einverstanden sein. Doch dürfte schwerlich ein Unparteiischer ihnen Geschicklichkeit und Gewandtheit absprechen oder ihre Darstellung, die Art, wie sie ihren Gegenstand durchführen, anders nennen als warm und beredt. Wer es mit England wahrhaft gut meint, wird aus vorliegendem Octoberhefte mit Vergnügen erkennen, daß die talentreichste Partei der englischen Kirche nicht diejenige ist, welche die von Orford ausgegangene Bewegung unterstützt. Der zu ihr gehörende Verf. des ersten Aufsatzes läßt der redlichen Gesinnung des Dr. Pusey und seiner Anhänger volle Gerechtigkeit widerfahren. Selbst die Irrthümer derselben werden schonend aufgedeckt, die Irrwege, auf welche sie gerathen sind, mit christlicher Milde angedeutet und der Arroganz ihrer Foderungen zwar bestimmt und mit Nachdruck, aber ruhig und mit der Höflichkeit entgegengetreten, welche in geistlichen Händeln leider eine Ausnahme und doch so ganz geeignet ist, den Gegner zu entwaffnen und häßliche Persönlichkeiten zu entfernen. Insofern der Tractarianismus sich dem Papstthume zuneigt, kann er ein Recht des eigenen Urtheils füglich nicht gestatten. Dennoch will Dr. Pusey ein solches für sich in Anspruch nehmen und macht es gegen die Autorität der Kirche geltend, in deren Schoose er zur Zeit lebt. Was aber dem Einen recht, ist dem Andern billig. Was Dr. Pusey sich für erlaubt hält, muß auch Andern erlaubt sein, und diesen um so mehr, weil jenes Recht der Grundpfeiler des Protestantismus; der Hebel ist, der, richtig angesetzt, den hochmüthigen Bau der römisch-katholischen Kirche von seiner untersten Feste aus umstürzt. Freilich könnte Dr. Pusey vielleicht einwerfen: „Die Kirche, zu welcher ich im Geist und in der Wahrheit gehöre, ist nicht die anglicanische, sondern die römische." Nur ändert das im Wesentlichen die Sachlage durchaus nicht, denn dann hat er die Regeln und Vorschriften der römischen Kirche verletzt. Deshalb meint sein Gegner, er habe das Beispiel Fénélon's nachahmen sollen, der wegen eines von ihm geschriebenen und von der Kirche gemisbilligten Buchs sich nicht wider die Autorität der Kirche auflehnte und an das Publicum appellirte, sondern schweigend sein Buch ins Feuer steckte und alle Spuren davon zu vertilgen suchte. Statt dessen hat Dr. Pusey sich an das große Publicum gewendet, dieses zwischen sich und seinen Vorgesetzten zum Schiedsrichter aufgerufen. Vom Standpunkte des Protestantismus aus läßt sich Das, wie gesagt, nicht tadeln, nur loben. Wie paßt es aber zur Puseyitischen Theorie vom Kirchenregimente? Deutsch zu reden, wie die Faust aufs Auge, und da — liegt der Hase im Pfeffer. Ebenso richtig erscheint, was über die Verbindlichkeit der Geistlichen vorgebracht wird, sich mit der Liturgie zu conformiren. Indem Jemand Diener der englischen Kirche wird, verpflichtet er sich, im Sinne und Geiste dieser Kirche zu handeln. Will sein Gewissen ihm das länger nicht gestatten, fühlt er, daß er jenen Satzungen ferner nicht gehorchen kann, ohne seinen innern Frieden zu gefährden, gibt es für ihn einen einzigen Ausweg, den Weg aus der Kirche. Kein Mensch soll in Glaubenssachen einen Stein auf den anders Denkenden werfen. Wer aber anders denkt als die Kirche, zu welcher er sich äußerlich zählt, soll auch demgemäß handeln, soll offen und ehrlich ausscheiden, nicht ein hypokritisches, zweideutiges Auslegungssystem adoptiren, wodurch er am Ende sein Gewissen mit den Lehren des Islam versöhnen könnte. Ein folgender Artikel bespricht die Lage der Waldenser in Piemont, ein anderer das in d. Bl. Nr. 273 f. 1843 erwähnte neueste Werk Carlyle's „Past and present". Der Kritiker, offenbar ein sattelfester Gelehrter, wirft einen schnellen, aber eindringenden Blick auf die Fortschritte der bürgerlichen Gesellschaft von der frühesten bis in die neueste Zeit, und die Folgerungen, die er daraus zieht, sollen das Räthsel der Gegenwart lösen. Dasselbe, behauptet er, habe Carlyle thun wollen, aber nicht gethan. Lis sub judice. Daß ein vierter Aufsatz die neue orforder Dichterschule mustert und ihr wenig Hoffnung gönnt, Milton und Shakspeare aus dem Felde zu schlagen; ein fünfter, fast humoristisch, jedenfalls unterhaltend, den dermaligen Zustand der Geschichtschreibung schildert, dürfte mehr als genug den Reichthum des Journals bezeugen. Hieran schließt sich in letzter Beziehung:

2. The foreign and colonial quarterly review.

Englische Stimmen beschuldigen diese Zeitschrift einer gewissen, den guten Geschmack beleidigenden, „deutschen Pomposität". Was sie unter dem Ausrufe „Germanic pomposity" meinen, ist die Gewohnheit der Mitarbeiter, das Thema, über welches sie eben schreiben, für das wichtigste von der Welt, für den Centralpunkt menschlicher Aufmerksamkeit zu halten und gegen etwanige Favorite mit Superlativen, wie der Weiseste, der Besonnenste, der Beste, verschwenderisch umzugehen. In solchem Sinne ist der Tadel gegründet. Auch das Octoberheft liefert dazu Belege. Auf der andern Seite läßt sich der Werth und das Interesse der einzelnen Beiträge nicht in Abrede stellen. Am wenigsten gilt das vielleicht von dem ersten, einer Betrachtung über den Hinduismus. Abgesehen, daß dieser Gegenstand unsern europäischen Studien und Sympathien einigermaßen fern liegt, leidet er wol auch an der Schwierigkeit, in den engen Grenzen eines Journalartikels hinreichend klar und deutlich gemacht werden zu können. Mindestens ist das dem Verf. nicht gelungen. Desto größeres Vergnügen gewährt der folgende Aufsatz, eine geistreiche Beurtheilung der „Madame de Sévigné und ihrer Zeit". Zwar zeigt sich der Verf. wieder für seinen Stoff sehr eingenommen, nicht zu sagen enthusiasmirt. Aber Madame de Sévigné ist und bleibt eine interessante Erscheinung, eine angenehme und beliebte Briefschreiberin, eine Frau, die einen großen Ruf genießt und, was mehr, ihn verdient. Für eine solche sich zu begeistern ist mithin verzeihlich. Übrigens blickt selbst bei dem Enthusiasten das Bekenntniß durch, daß seine Verehrte nicht an der Spitze der schriftstellernden Menschheit stehe, denn vorzugsweise lobt er sie wegen ihres lebhaften, charmanten Geplauders. Und das mit Recht. Wer ihre Berühmtheit einzig und allein der Zeit und den von ihr geschilderten Scenen beimißt, dürfte ebenso sehr irren wie Diejenigen, die Alles auf Rechnung ihres Genie bringen. Das Richtige liegt wahrscheinlich auch hier in der Mitte. Madame de Sévigné paßte für ihre Zeit, ihre Zeit für sie. Daher ihre gelungene Schilderung derselben; und neben dem Vergnügen, sie zu lesen, hat der Leser den Gewinn, die geschilderte Zeit zu verstehen. Sobald die Welt aufhört, sich für jene Periode zu interessiren, wird Madame de Sévigné augenblicklich todt sein. Der dritte Artikel beurtheilt das Werk des Marquis von Santarem über „Die von den Portugiesen an der Westküste von Afrika zuerst gemachten Entdeckungen" und ein vierter verbreitet sich sehr instructiv „Über die Zustände der Republik Venezuela". Der fünfte: „Amerikanische Dichtungen", beginnt mit einer Würdigung der hervorragendsten englischen und einiger Continental-Novellisten

und Romanschreiber und gruppirt „Don Quixote", „Gil Blas" und „Werther" zusammen als Dichtererzeugnisse ersten Ranges. „Tom Jones" kommt ins zweite Glied. Dann folgen die Amerikaner, an ihrer Spitze Cooper. Diese Präcedenz räumt ihm der Verf. ein, ist aber sonst nicht ganz mit ihm zufrieden, klagt ihn besonders des Egoismus an und hofft, daß nächstens Einer auftreten und durch Benutzung „des reichen Materials der amerikanischen Geschichte" Cooper die Palme entwinden werde. Den Beschluß macht ein sechster, siebenter und achter Artikel über „Die flamändische Literatur" — sehr unterrichtend — „Die Jagden in Ceylon" — etwas buntscheckig — und „Das Mittelländische Meer und dessen Inseln" — ebenfalls bunt.

3. Blackwood's magazine

eröffnet mit einer scharfen, tiefsinnigen Kritik von Mill's „Logik" und gibt dann zur Erholung für diejenigen 99 von 100, die, wie der Verf. meint, sich dabei langweilen werden, eine Erzählung: „Mein Nachbar auf dem Lande", die allenfalls nach viel Langweile für unterhaltend geltend kann. Besser thut das unstreitig der Anfang eines Fortsetzung folgt-Artikels: „Die Reisen Kerim-Khan's", in welchem eine deutsche Zeitung eine wirkliche Reisebeschreibung gesehen hat. Nein, das ist sie nicht. Sie ist eine jener geschickten Mystificationen sive Täuschungen, die in der englischen Literatur schon da gewesen sind. Ein Türke, ein Hindu, ein Perser kommt nicht alle Tage nach England, mit schreiblustigem Sinne, die Feder zwischen den Fingern. Mirza Abu Talib Khan ist todt, persische Prinzen bleiben aus und Tehanjeer Nowrojee ahmt Peter den Großen nach und baut Schiffe am Ganges. So in Ermangelung von wahrhaftem Fleisch und Blut langt Artificielles aus Delhi an in der Person Kerim Khan's und amusirt durch muselmännische Urtheile über englisches Leben. Hierauf eine Erzählung aus dem Deutschen: „Der Dreizehnte", voll Schauder und Schrecken. Dann eine etwas unbarmherzige Kritik von Napier's zwar hübsch, aber seicht geschriebenen „Erinnerungen an Syrien", und dann eine gelehrte Abhandlung über „Die Naturwissenschaft in England", in welcher Seitenblicke auf Frankreich fallen, die England wehe thun können, vielleicht sollen. Eine Partie Kleinigkeiten und Ausfälle gegen Cobden und freien Handel verdienen keine namentliche Erwähnung.

Wenn es wahr ist, daß Ludwig Philipp über Gutzkow's ihn betreffende Äußerungen in dessen „Briefen aus Paris" sich schwer gegrämt hat, so bringt ihm

4. Fraser's magazine

in den Mittheilungen Eines, „der ein gut Gedächtniß hat", Trost und Beruhigung. Dieser nennt ihn nicht blos einen klugen Mann und den klügsten jetzt regierenden Monarchen, sondern führt auch den Beweis, unternimmt wenigstens ihn zu führen, und bekundet neben einem guten Gedächtnisse mancherlei Wissen, das nicht überall, in Worten ausgedrückt, à la Bettina's „Dies Buch gehört dem Könige", ohne Censur würde passiren dürfen. Ja, es gibt vermuthlich Censoren, die an dem folgenden Aufsatze nicht minder Anstoß nähmen. Er heißt: „Eine Abhandlung über die Natur, den Ursprung und die Bestimmung der Seele, geschrieben zu Margate im J. 1793 von Warren Hastings", ein um des merkwürdigen Verf. willen lesenswerther, sonst aber wenig erfreulicher Artikel. Ihm zufolge ist der Mensch ein trauriges, miserables Geschöpf, das selbstsüchtigste, verächtlichste, nichtswürdigste auf Erden, „nichts weiter als das passive, bewußtlose Agens eines unbekannten Princips". Bei solcher Ansicht kann der Zweifel an der Fortdauer der Seele „nach dem Tode des Körpers, dessen Leben Bedingung ihrer Existenz ist", nicht überraschen. Der dritte Artikel, „Blaubart", ist Fortsetzung, dann aber „Der Pontneuf" eine bis zum Schlusse fesselnde Erzählung, in welcher nebenbei Eugène Sue's „Mystères de Paris" gelobt werden. Nicht gleich anziehend, jedoch recht gut sind drei andere Erzählungen, und wer es über sich gewinnen kann, Gedichte zu lesen — bekanntlich nicht Jedermanns Sache — der wird „Das Begräbniß des Seekönigs" und „Bewölkte Stunden an Sommertagen" vielleicht auch ein zweites und drittes Mal lesen.

Die letzte hier zu nennende Zeitschrift:

5. Fisher's Colonial,

dürfte unmaßgeblich in Deutschland den wenigsten Anklang finden. Selbst englische Leser tadeln, daß sie sich immer in demselben Kreise bewegt. Inhalt des Octoberheftes ist: Eine beißende Kritik des von der sogenannten Schiffbruchs-Commission erstatteten Berichts — Die französische Niederlassung zu Akaroo — Fortsetzung von: Gesandtschaften nach China — Geschichte eines Streits auf der Insel Trinitad zwischen einem Einwohner und Hrn. Barnley — Gegenseitige Interessen der Colonien und des Mutterstaats — Schiffe, Colonien und Handel. Dennoch ist das Journal in seiner Art gut und erfreut sich für ein erst seit kurzem ins Leben getretenes einer günstigen Aufnahme. 14.

Eine Gesammtausgabe der Schriften des königl. sächsischen Hofraths Dr. Johann Christian August Heinroth dürfte ein Wunsch sein, dessen Erfüllung wol nicht nur die zahlreichen Freunde und Verehrer des Verstorbenen, sondern Alle mit Freuden aufnehmen würden, die sich für die Zweige der Literatur, in denen er so erfolgreich gewirkt hat, interessiren. Hierzu kommt, daß seine gedruckten Schriften aus dem handschriftlichen Nachlasse mit vielerlei Zusätzen und Vermehrungen bereichert werden können, sowie auch noch anderes zum Drucke Bestimmte in diesem Nachlasse vorhanden ist.

Bekanntlich erstreckte sich Heinroth's Thätigkeit, außer den mit Beifall aufgenommenen belletristischen Schriften, vornehmlich auf philosophische, insbesondere anthropologische Untersuchungen, wie denn seine vieljährigen akademischen Vorlesungen über Anthropologie und Psychologie, ingleichen seine Vorträge für gebildete Bewohner Leipzigs, stets um so mehr von zahlreichen Zuhörern besucht waren, da er überall die Gemüther für die höchsten Interessen des Lebens zu erwärmen wußte. Seine sorgfältigen Beobachtungen psychischer Zustände und Krankheiten haben zu einer Reihe trefflicher akademischer Schriften geführt, die eine um so größere Wichtigkeit für die Criminaljustiz haben, als gerade auf diesem Felde die Urtheile so unsicher und schwankend zu sein pflegen, daß eine unzeitige Humanität leicht zu sehr ungerechten Erkenntnissen Veranlassung geben kann. Diese akademischen Schriften, die nicht durch den Buchhandel dem gesammten Publicum zugängig worden sind, sowie eine reiche Sammlung psychischer Gutachten, enthalten auch für die geistliche Seelsorge vielfache Belehrung und Anregung sowol in Betreff der Criminaljustizpflege als überhaupt in Beziehung auf angemessene Ausübung der Seelsorge, eine Sache, über die Herr Dr. Demme in der Vorrede zum Jahrgange 1843 der „Annalen der Criminalrechtspflege", S. vi, inhaltsvolle Winke gegeben hat.

Die sämmtlichen gedruckten und ungedruckten Schriften Heinroth's, unter denen sich auch viele interessante Briefe an ihn und von ihm, sowie manche biographische Einzelheiten befinden, sind dem genannten Herrn Dr. Demme in Altenburg, einem Freunde und genauen Bekannten des Verewigten, übergeben, der bereits mit deren Ordnung und Redaction beschäftigt ist.

Leipzig, im Januar 1844.

Professor Dr. Gottfried Hermann.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 53. —— 22. Februar 1844.

Das Freischütz-Buch von Friedrich Kind.

(Beschluß aus Nr. 52.)

S. 114 gedenkt F. Kind seiner mit Apel unterhaltenen gegenseitigen Mittheilungen und berichtet dabei Folgendes:

Er liebte überhaupt das Geheimhalten und Überraschen, und konnte sich mit Nachbildungen unendliche Mühe geben; wir sandten uns abwechselnd Pastizzis mancher Art. So findet sich in Franz Horn's „Geschichte der deutschen Poesie und Beredtsamkeit" ein, angeblich auf der leipziger Universitätsbibliothek, wo Apel Vorstand war, am Rande einer Handschrift entdecktes Minnelied, welches beginnt:

> Du, süßer Minne
> Strahlende Königinne,
> Laß um deine Gunst mich werben,
> Verderben, sterben
> Muß ich in meiner Pein
> Allein, allein,
> Darf ich um deine Minne süß nicht werben u. s. w.

das „gleichsam als ein Nachhall jener herrlichen Periode" mitgetheilt wird und von Apel geschmiedet ist.

Die dritte Abtheilung der Schrift (S. 140—176): „Briefe von K. M. v. Weber und einiger Anderer an F. Kind." Erwägt man, wie gehaltlos zum Theil diejenigen Briefsammlungen sind, welche jetziger Zeit sich des allererwünschtesten Absatzes erfreuen, so wäre es ein überaus abnormes Verfahren, wollte das Publicum nicht auch diese Briefsammlung willkommen heißen, in welcher die ersten 37 Nummern von Weber, die übrigen bis mit Nummer 43 von andern Personen sind. Eine so geringe Anzahl Briefe hat schon den negativen Vorzug, nur wenig triviales Zeug enthalten zu können. Indeß Ref. legt den mitgetheilten einen höhern Werth bei. Drei Briefe von Graf Brühl, in berliner Theaterintendanturbeziehungen geschrieben, denen ebenfalls, wie sich beinahe von selbst versteht, Hofrath Böttiger's Einmischung nicht fern geblieben, sind von musterhafter Urbanität, leisten Alles, was in solchen Verhältnissen von einem hochgestellt vornehmen und entsprechend gebildeten Manne mag erwartet werden. Auch fehlt das Billet nicht, womit, auf wenige Stunden von Berggieshübel nach Dresden herein gekommen, General Leyßer das schon erwähnte Reh an Fr. Kind übersendete. Unbestrittenermaßen kann ein Brief, ja ein bloßes Billet viel über die Persönlichkeit des Schreibenden entscheiden. Die zahlreich hinterbliebenen Freunde und Verehrer des Generals werden auch durch diese kleine Erinnerung an ihn erfreut sein. Ein Brief Blümner's vom 4. Dec. 1837 meldet von der hundertsten leipziger Aufführung des „Freischütz" S. 175:

Der Freischütz hat Ihren Namen, wo er noch nicht bekannt war, in alle Welttheile getragen — ich bin überzeugt, man kennt ihn in Konstantine. Unzähligen haben Sie dadurch hohen Genuß vorbereitet, gar manchen Director aufrecht erhalten — und welcher Antheil am Gewinn ist Ihnen geworden? Hat man genugsam anerkannt, was man dabei Ihnen schuldig ist? worauf Goethe gegen Eckermann aufmerksam macht.

Das Bedeutendste in der Zahl so auch dem Inhalte nach sind die Briefe von Weber. Die in Dresden über die Straße und die von einem Sommeraufenthalte Weber's in Hosterwitz bei Pillnitz im J. 1819 gesendeten beweisen, mit wie viel Zartheit und Umsicht Weber die Persönlichkeit F. Kind's zu nehmen verstand. Längere Briefe Weber's, auf Kunstreisen desselben geschrieben und zum Theil des „Freischütz" erste Aufführung in Berlin betreffend, interessiren in ihrer Art ganz gewiß ebenso sehr als die bekannten Zelter'schen Briefe. Eine Stelle der Weber'schen, in dem sechsten Briefe S. 143, der von Prag aus im October 1817 datirt ist, gibt Ref. erwünschten Anlaß, an einem noch gar nicht genugsam erkannten Momente es zu rechtfertigen, daß jedes Andenken an Weber und an dessen Wirken in Dresden wohlgeeignet ist, mit größter Theilnahme aufgenommen zu werden. Es schreibt Weber an jener Stelle von einer für Dresden beabsichtigten Musikaufführung — welche es möge gewesen sein, hat Ref. Gedächtniß nicht mehr zu entwirren vermocht — also: „Die Solostimmen sind wol am besten die zweite Zucker, Wilhelmi oder Bergmann und Hellwig oder Mezner, nach Umständen des Stücks." Man erwäge diese Mittel: die eine Zucker, damals 17 Jahr alt, neun Jahre darauf verstorbene Haase, war eine angenehme, sehr angenehme Persönlichkeit und für Rollen wie der Page im „Johann von Paris", Zerline, Rothkäppchen u. s. w. ganz geschaffen. Allein obschon mit einer wohlthuenden und in der Mikſch'schen Schule gründlich gebildeten Stimme begabt, konnte sie dennoch schlechterdings nicht auf Das Anspruch machen, was man Bravour, großen Gesang nennt. Die andere Zucker

sang ganz gewiß alles ihr zu Singen Aufgegebene vollkommen richtig, an großen Gesang jedoch war bei ihr noch weniger zu denken als bei der Schwester, und einzig und allein die Richtigkeit desselben konnte einigermaßen für das geringe Metall der Stimme entschädigen. Wie der Gesang, so war auch das Spiel verständig und frei von jedem positiven Verstoß, aber ohne alle glänzende Momente. Bergmann, ein vortrefflicher Tenorist und ausgezeichneter Musikverständiger, war in der Action mehr als traurig und bildete erst zu Weber's Zeit sich kunstgerecht aus. Von Hellwig und Wilhelmi ließ sich sagen, daß Beide — der Eine recht gut, der Andere nicht unleidlich im Agiren — zum Singen kamen, sie wußten nicht recht wie und warum. Mezner, musikalisch unterrichtet, hatte im Gesang nicht eben viel und in der Action schlechterdings nichts Zusagendes. Mit solchen Mitteln rief Weber eine dresdener deutsche Oper in das Leben, obschon die italienische nicht nur sich im ausschließlichen Besitzstande befand, sondern auch aus begreiflicher Rivalität und mit vielvermögenden glänzenden Mitteln ausgestattet, nicht eben verdrossen war, wo es darauf ankam, jede Art Terrainschwierigkeiten zu schaffen. Das Schlimmste aber war folgender Umstand. In der italienischen Opernmusik, an die allein das Publicum gewöhnt war, hatten bereits Rossini und Generali — Ersterer ein Heros im Vergleich zu dem Donizetti jüngster Tage — den Paer, Cimarosa, Fiorevanti, Paisiello u. A. verdrängt, und so fand schon damals ein Zustand sich vor, der wenig nur der später hereingebrochenen Sündflut faden Ungeschmacks nachgab.

Unter solchen Umständen brachte Weber mit den geschilderten Mitteln Mozart's deutsche Opern, Winter, Boieldieu, Méhul u. A. auf die Bühne. Ganz eigentlich bildete er des Publicums Empfänglichkeit für die genannten Meister, über deren Werth und Eigenthümlichkeit er, wenn eine neue Aufführung bevorstand, und es noch zweifelhaft war, ob das Publicum vermögen würde sich zurecht zu finden, öffentlich in bevorwortend erläuternden Programmen so einsichtsvoll als belehrend sprach. Die Jahrgänge der „Abendzeitung" von damaliger Zeit bewahren eine Anzahl solcher Programme. Staunen erregt es, bedenkt man, was unter Weber die deutsche Oper mit geringsten Mitteln leistete, und zugleich Betrübniß, vergleicht man damit, was ein Übermaß äußerlicher materieller Mittel (z. B. nicht weniger als sechs, mindestens gut, zum Theil sehr gut, auch übermäßig gut bezahlte Tenore) jetzt leistet, wenn einmal (denn nicht häufig ist es der Fall, ja hinsichtlich mancher Opern überaus selten, mit mancher schlechterdings nie) eine derjenigen Opern gegeben wird, die unter anerkennendem Beifall der Gebildeten, unter Weber's Direction stehende Nummern des Repertoire waren. Darauf rechnen kann man, daß eine oder die andere Partie sich bemitleidenswerth vertreten findet. So weit ist es gekommen, so tief hat man den Geschmack des Publicums verwildern lassen, daß bei einer Donizetti'schen Oper die vornehme und die plebejische Roheit außer sich vor Entzücken gerathen will, hingegen eben dieses Publicum — um aus jüngst gemachter Erfahrung zu sprechen — im „Johann von Paris" weder bei der großen Arie des Seneschal, noch der der Prinzessin das mindeste Vergnügen äußert, obschon beide Partien gut, ja auf das ausgezeichnetste besetzt sind. Ehre darum, aufrichtige Ehrerbietung dem Andenken Weber's!

S. 177—210: „Gedichte", einige von F. Kind, andere an ihn oder an Weber oder auch an Beide, zum großen Theil ganz besonders von dem „Freischütz" veranlaßt. Keines dieser Gedichte, deren Gesammtheit einen Blick in den gewesenen Liederkreis thun läßt, ist das Werk eines Hoch- oder Überbegeisterten, wol aber beweisen sie in dieser Zusammenstellung, daß die dresdener Gegenwart nichts hat, das sie dem oft persiflirten Liederkreise in seiner Art könnte entgegenstellen. Zu wünschen wäre, daß ein an Weber „von einem Laien in der Musik" (S. 183) nach der dritten Aufführung von „Jakob und seine Söhne" gerichtetes Sonett den Gedanken anregte, diese Oper nicht blos dann zu geben, wenn es zufällig ein Gastspiel veranlaßt. Freilich dürfte ihr nicht das Genick im voraus dadurch gebrochen werden, daß diese oder jene Hauptpartie miserabel besetzt würde. Da der Raum nicht verstattet ein von E. G. v. Brunnow auf Weber's Tod in England verfaßtes Gedicht, das der Mittheilung wol werth wäre (S. 209—210), hier mitzutheilen, so gönnen wir dafür folgenden „An den Freischützen F. Kind" überschriebenen drei Strophen einen Platz. Sie lauten (S. 206) also:

> Freund! dich darf keine Kugel äffen,
> In deinem Rohr ist jede frei,
> Zu purem Golde wird ihr Blei
> Und Niemand kränkt es, willst du treffen.
>
> Du brauchst die Schüsse nicht zu zählen,
> Das seh' ich an mir selber klar,
> Den du, ob längst getroffen zwar,
> Zum Ziel aufs neue möchtest wählen.
>
> Nur zu, mein Freund! doch will ich hoffen,
> Du wähnst nicht, wenn der Schuß gelang
> Und mir so recht das Herz durchdrang,
> Daß er ins Schwarze hat getroffen.

Unterschrieben sind diese Strophen L. Breuer.

Die fünfte Abtheilung des Buchs: „Erläuterungen aus Sprache und Geschichte" (S. 211—242), übergehen wir; noch hat Niemand dergleichen zu dem Freischütz-Text begehrt. Indeß begehrte Gaben sind nicht allein die erfreulichen.

Aus den „Miscellen" (S. 243—272), die ein Weber'scher Brief in Facsimile beschließt, heben wir, nach Dem, was bereits im Eingange des gegenwärtigen Aufsatzes sich mitgetheilt findet, nur eine Stelle aus. Es wurde nämlich am 23. Juni 1818 zur Jubiläumsnachfeier des Königs Friedrich August unter Weber's und Morlacchi's Direction eine musikalische Akademie in der dresden-neustädter Kirche gegeben. Der erste Theil bestand in einer Säcularode, von Hofrath Böttiger nach der Horaz'schen bearbeitet und von dem später als We-

der verstorbenen Kapellmeister Ritter Francesco Morlacchi componirt, der dritte in einer Jubelcantate, gedichtet von F. Kind, Composition von Weber. Jener Aufführung gedenkt Kind S. 259, die insonderheit in Beziehung auf freundliche Worte, die er mit Morlacchi, einem Manne von so angenehmen und so feinen Manieren, daß Mancher versucht war, sie für die Verräther italienischer Schlauheit anzusehen, nach beendigter Aufführung gewechselt, als er mit Demselben und mit andern Personen an der Kirchenthüre zusammengetroffen. Dies Zusammentreffen liegt ein Vierteljahrhundert zurück. Ref. aber will es bedünken, leiblich sähe er alle die Zusammentreffenden und ihr ganzes gegenseitiges Sichhaben und Sichnehmen vor Augen, wenn er folgende Worte (S. 260) liest:

Das Konfest endete so eigenthümlich, so edel und freudig, wie es nur gewünscht werden kann. Auch hatte der Himmel selbst seinen Segen dazu gegeben; es war ein wunderschöner, mehr Sommer- als Frühlingstag; ein Zeitungsreferent hätte keine Ursache gefunden, das Regenwetter mit der Vorbedeutung auf Fruchtbarkeit zu rechtfertigen. So versammelten sich denn nach dem Schlusse, bei den letzten Sonnenstrahlen, vor einer Mittelthür der Kirche die vorzüglichst Betheiligten, Morlacchi, Böttiger, Weber, ich, Demoiselle Funk, damalige erste Sängerin, mehre Gelehrte, Mitglieder des Liederkreises, Freunde und Freundinnen. Alles schien nur eine Familie; Alle hatten sich etwas Angenehmes, etwas Herzliches zu sagen.

34.

Meinhold und die Bernsteinhexe.

Die augsburger „Allgemeine Zeitung“ enthält unter dieser Überschrift in Nr. 23 einen interessanten Aufsatz über die in Nr. 34 d. Bl. besprochene Schrift: „Maria Schweidler, die Bernsteinhexe“, den wir hier mittheilen, da durch denselben alle Zweifel über den Verfasser ihre Erledigung finden. D. Red.

Die Auffoderung, welche in Nr. 352 der „Allgemeinen Zeitung“ an Hrn. Pfarrer Dr. Meinhold gerichtet wurde, hat diesen veranlaßt, einem Freunde vollständige Aufklärung über die Entstehung der „Bernsteinhexe“ zu geben und denselben zu ermächtigen, von dieser Aufklärung jeden beliebigen Gebrauch zu machen. Sie liegt nun, von der eigenen Hand des Dichters geschrieben, der Redaction vor, und der erwähnte Freund hat derselben Einiges über die persönlichen Verhältnisse und den Entwickelungsgang des Dichters beigefügt, was wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. Meinhold's schriftstellerische Thätigkeit beginnt schon mit dem J. 1824. In diesem Jahre hat er in Greifswald „Vermischte Gedichte“ drucken lassen, von welchen 1835 eine zweite Auflage erschien. Auf diese erste Publication folgte 1826 ein romantisch-religiöses Epos: „Otto Bischof von Bamberg“, welches in Stralsund gedruckt und dem damaligen Kronprinzen von Preußen gewidmet wurde. Im J. 1830 schrieb Meinhold ein „Miniaturgemälde von Rügen und Usedom“, 1837 „Humoristische Reisebilder von Usedom“ und 1839 ein episches Gedicht: „Schill“. Es ist vorzugsweise Pommern, sein Vaterland, das ihm den Stoff seiner Dichtungen und seiner prosaischen Arbeiten gab. Ein Pommer ist er durch und durch, alle Verhältnisse dieses Landes, insbesondere seiner Geburtsinsel Usedom, kennt er aufs genaueste und hat sie ins Herz geschlossen. Denn in dem usedomschen Dorfe Netzelkow, auf der einsamen, von allem Verkehr abgeschnittenen Halbinsel Gnitz, ist er 1797 geboren. Sein Vater war Pfarrer in Netzelkow und unterrichtete ihn ohne andere Beihülfe bis in sein siebzehntes Jahr. Bis dahin hatte der Knabe und Jüngling keinen Umgang mit Knaben und Jünglingen seines Standes; er verkehrte mit den Bauernknaben des Dörfchens und hatte keine Ahnung von dem größern Leben außer seiner Halbinsel. Nach vollendeter Vorbereitung sandte ihn der Vater auf die Universität Greifswald. Überrascht trat der Jüngling in diese neue Welt. Er würde verlassen gewesen und geblieben sein, wenn nicht ein edler, liebevoller Mann unter den dortigen Theologen sich seiner väterlich angenommen hätte. Ein Dichter war es, der das dichterische Gemüth des schüchternen Jünglings erkannte, Theobul Kosegarten. Ihm verdankte Meinhold Alles, was ihm in Greifswald werden konnte. Nachdem er die Universitätsstudien vollendet hatte, lebte er einige Jahre als Hauslehrer in verschiedenen Familien und wurde 1818 Vicarius bei dem Pfarrer Gering in Gutzkow. In dieser Stelle, die er zwei Jahre bekleidete, erwarb er sich durch ein Gedicht die besondere Gunst des Oberpräsidenten von Pommern, Sack, der seine Anstellung als Rector der Schule in Usedom vermittelte, wo er nur kurze Zeit blieb und dann als Pfarrer nach Coserow auf Usedom ging. Hier begünstigte die ländliche Muße die Übung seiner poetischen Gabe, und eine besondere Gunst des Schicksals führte ihn in die Nähe des Kronprinzen von Preußen. Dieser Fürst wünschte bei seiner Reise nach Pommern (1827) unter andern die Ruinen von Vineta*) (in der Nähe von Coserow) zu sehen, und der Oberpräsident Sack schlug ihm den Pfarrer Meinhold zum Führer vor, als der durch seine genaue Kenntniß der Geschichte und Verhältnisse Pommerns hierfür besonders geeignet sei. Damals lernte Meinhold zuerst persönlich den geistreichen Fürsten kennen, der ihm schon ein Jahr vorher die Erlaubniß ertheilt hatte, ihm sein Epos „Otto“ zu widmen. Die poetischen Bestrebungen des usedomschen Dichters waren nicht unbeachtet geblieben. Jean Paul, Wessenberg, Arndt und Matthisson munterten ihn auf. Auch seine theologischen Arbeiten fanden Anerkennung und Aufmunterung. Er hatte in theologisch unentschiedener Stimmung die Universität verlassen; da kamen ihm als Pfarrer Schleiermacher's Schriften in die Hände und dienten ihm, wie so vielen Andern, als Übergang zu einer gläubigen Theologie. Sobald er dieser sich zugewandt hatte, machte er sich den Kampf gegen die Widersacher des Christenthums zur Lebensaufgabe und hat die Resultate seines Nachdenkens in dieser Richtung in seinem neuesten eben erschienenen poetischen Werke „Athanasia“ niedergelegt. Auch die „Bernsteinhexe“ hängt mit dieser seiner Hauptrichtung ganz genau zusammen, wie sich aus seinen eigenen Äußerungen ergibt, die wir hier wörtlich folgen lassen.

„— — Was nun meine «Bernsteinhexe» betrifft, so will ich E. H. nicht verhehlen, daß sie von Anfang bis zu Ende reine Dichtung ist und nicht die geringste historische Basis hat. Sie war in der ersten kurzgefaßten und neuhochdeutschen Bearbeitung von 1826 für das Wiener Modenjournal bestimmt. Der damalige Herausgeber, Hr. Schickh, hatte jedoch den Schmerz, daß sie von der Censur gestrichen wurde. Nach Jahr und Tag legte er sie abermals vor und wandte sich, als dasselbe Urtheil erfolgte, an die «höchste Hofstelle», wie er sich ausdrückte, welche zwar den Druck genehmigte, wogegen die Censurbehörde nun für die lobenden Beziehungen der Novelle auf Gustav Adolf den Abdruck untersagte. Hr. Schickh sandte mir daher das Manuscript zurück und — ein seltenes Beispiel von Uneigennützigkeit — honorirte zugleich diese ihm so lieb gewordene Erzählung ebenso hoch, als ob sie wirklich gedruckt worden wäre. Seit der Zeit lag sie nun ruhig in meinem Pult. Ich verzichtete ganz darauf, als Dichter Anerkennung beim Publicum zu finden, da selbst Stimmen wie die von Goethe, Jean Paul &c. (die freilich nur in ihren Nachlaßschriften vorkommen und beide nur auf mein Geburtsland Usedom hinweisen, ohne meinen Namen zu nennen) nicht schienen beachtet worden zu sein, und auch die zweite Auflage meiner Gedichte (Leipzig bei Brockhaus), die ich nicht minder über die «Bernsteinhexe» setze als meine so-

*) Wer kennt nicht W. Müller's schönes Lied?

eben erschienene «Athanasia» das traurige Schicksal der ersten Auflage theilte. Ich wandte mich daher fast ausschließlich theologischen Studien zu, wobei es mich oft heftig verdroß, daß man mit einer unleidlichen Seichtheit des Urtheils aus der Sprache irgend eines biblischen Autors auf die Echtheit oder Unechtheit seines Werks voll moderner Naseweisheit schließen wollte, ohne an die große Gewissenhaftigkeit der alten Väter zu denken, die sich eher tausendmal den wilden Thieren hätten vorwerfen lassen, als sie ein biblisches Werk für echt anerkannt hätten, dessen apostolischer Ursprung nicht überwiegend als echt verbürgt gewesen wäre. Wie? dachte ich dabei, sollte es nicht möglich sein, ein Werk in der Sprache, in den Charakteren, in der Denk- und Meinungsweise voriger Jahrhunderte zu dichten, es für echt auszugeben und, um die Täuschung vollkommen zu machen, mit dem alten, dir wohlbekannten Chronikenstile die plastische Poesie durchgehends zur scheinbaren Geschichte zu steigern? Ich nahm mir also meine alte, mir hierzu besonders passend erscheinende Erzählung wieder vor (die ich, beiläufig gesagt, des ehesten im «Morgenblatt» zur Vergleichung in ihrer ursprünglichen Gestalt werde abdrucken lassen), und so entstand ohne alle weitere sprachliche Hülfe meine — «Bernsteinhexe». Meine Absicht ist, so viel ich in meinem literarischen Pathmos erfahren, erreicht. Das Werk ist fast überall als echt aufgenommen, wenigstens keinem Kritiker auch nur die leiseste Ahnung beigegangen, daß es ganz und gar, mit Einschluß der Vorrede, eine reine Dichtung sei, ohne irgend wie und wo auf einem historischen Grunde zu fußen. So hat man denn meinen mit Nichts verbürgten Mythus für Wahrheit gehalten, während man umgekehrt die mit den Zeugnissen des gesammten classischen Alterthums, mit dem Blute so vieler tausend Märtyrer, ja mit und durch ihr eigenes Dasein und Wachsthum bis auf den heutigen Tag und die heutige Stunde über Alles verbürgte Wahrheit des Evangeliums für einen Mythus, für ein ursprüngliches Werk der absichtlos dichtenden Sage zu halten beginnt, eine Tollheit, beiweitem toller, als wenn man beweisen wollte, der erhabene Prachtbau des kölner Doms wäre ursprünglich ohne einen ordnenden Baumeister aufgeführt und verdanke sein Dasein blos absichtlos hingeworfenen Steinen vorüberziehender Pilger. Da ich nun so durch meinen Scherz Niemandem geschadet, hoffentlich aber Vielen genützt, die den leichtsinnigen und gewissenlosen Mythen- und Vocabelnriechern der heiligen Schrift ihr Ohr geliehen, so hoffe ich, wird mir das Publicum die Mystification der modernen Bibelkritik verzeihen, die ich in der Vorrede ironisch als eine im bewundernswürdigen Fortschritt begriffene bezeichnet hatte. Was nun die weitere Geschichte des Werks anlangt, so war es mir nicht möglich, irgendwo einen Verleger dafür zu finden. Proben des Ganzen, die ich dem Hrn. A. Knapp für die «Christoterpe» von 1840 und 1841 einsandte, wurden in einer Anmerkung vergebens von ihm den deutschen Buchhändlern empfohlen. Es meldete sich kein Buchhändler, kein Gelehrter — wol aber ein König, und mit Freudenthränen sage ich es, mein eigener, angeborener, theurer König, Friedrich Wilhelm IV., dem jene Proben zugekommen waren und der unterm 4. Mai 1842 die Einsendung des ganzen Manuscripts befehlen ließ. Allein das Manuscript, für dessen Unterbringung sich mein geehrter Freund Hr. Fr. v. Vechelde in Braunschweig gleichfalls jahrelang vergebliche Mühe gegeben hatte, war verschwunden, doch aber bald in Stuttgart wieder aufgefunden, sodaß ich dem allerhöchsten Befehle schon unterm 27. Mai 1842 genügen konnte. Fast ein Jahr lang erfuhr ich nun nichts von meiner «Bernsteinhexe», als zu meiner unbeschreiblichen Überraschung des Königs Majestät, dem ich jene Ursache der verzögerten Herausgabe gemeldet, mir mein Werk unterm 1. Jun. 1843 mit einem entsprechenden Honorar gedruckt zurücksenden ließ. Hätte ich diesen Ausgang ahnen können, so würde ich es vor dem Abdrucke noch einmal revidirt und Vieles, namentlich die Peripetie, gänzlich umgearbeitet haben, um ihr das novellistische Ansehen zu benehmen; auch die mit Recht verdächtig gewordene Zeichnung wäre umgeändert, welche ich in der Eile von einem meiner Knaben in der Kirche zu Mellentin entwerfen ließ, da die Sage von dem Doppelsarge dieser allerdings einer frühern Periode angehörenden Personen einmal mit der Fabel des Ganzen verwebt war, ich aber für den Augenblick kein Modenbild aus dem 17. Jahrhundert besaß, um das Costume danach mir zeichnen lassen zu können. Das, m. v. H., die Geschichte meiner «Bernsteinhexe», für die auch Sie so gütig sind, sich zu interessiren, und stelle ich E. H. es gern anheim, davon jeden Ihnen gefälligen öffentlichen Gebrauch zu machen. Dr. W. Meinhold."

Bibliographie.

Alberti, C. E. R., Die Musik in Kirche und Schule. Ein Beitrag zur christlichen Erziehungswissenschaft. Marienwerder, Baumann. 1843. 8. 10 Ngr.

Neugriechische Anthologie. Original und Übersetzung. Herausgegeben von T. Kind. 1stes Bändchen. Leipzig, Leo. Br. 8. 1 Thlr.

Aus dem Tagebuche eines reisenden Hypochondristen im Sommer 1843. Leipzig, Hirschfeld. Kl. 8. 18 Ngr.

Baur, S. A. L., Grundzüge der Erziehungslehre. Gießen, Ricker. Gr. 8. 20 Ngr.

Carriere, M., Abälard und Heloise. Ihre Briefe und die Leidensgeschichte übersetzt und eingeleitet durch eine Darstellung von Abälard's Philosophie und seinem Kampf mit der Kirche. Gießen, Ricker. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Denkschrift in Betreff der Frage: ist eine von den hohen deutschen Regierungen ausgehende Anerkennung: daß die Reichsgräflich Bentinck'sche Familie zum hohen Adel in Deutschland gehöre, keinem Bedenken unterworfen. Mit zwei Nachträgen. Leipzig, Tauchnitz jun. 1843. Gr. 4. 22½ Ngr.

Eckstein, F. A., Chronik der Stadt Halle. Eine Fortsetzung der Dreyhaupt'schen Beschreibung des Saalkreises. 1ste bis 6te Lieferung. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1842—43. Fol. 1 Thlr. 10 Ngr.

Geschichte des Feldzuges von 1814 in dem östlichen und nördlichen Frankreich bis zur Einnahme von Paris, als Beitrag zur neuern Kriegsgeschichte. 3ter Theil. 2te Abtheilung. Mit zwei Plänen. Berlin, Mittler. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Goldhorn, D. J. H., Die theologische Literatur des Jahres 1841, systematisch zusammengestellt. Leipzig, Geuther. Gr. 8. 12½ Ngr.

Horniß, J., Spuren eines römischen Luftzuges im schlesischen Gebirge. Leipzig, Literarisches Museum. Kl. 8. 5 Ngr.

Iffland's, A. W., Theatralische Werke in einer Auswahl. 1ster bis 3ter Band. Leipzig, Goeschen. Gr. 16. 1 Thlr.

Martens, G. v., Italien. 1ste Lieferung. Stuttgart, Scheible, Rieger und Sattler. Gr. 8. 15 Ngr.

Matte, C. K., Geistliche Gedichte. Wernigerode. Gr. 12. 15 Ngr.

Osann, F., Beleuchtung der Bemerkung des Herrn rc. Schleiermacher über denjenigen Theil des Studienplans, welcher die Candidaten des Gymnasiallehramts aus dem philologischen Gesichtspunkte betrifft. Gießen, Ricker. 1843. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schneidawind, F. J. A., Die Schlacht bei Roßbach, und Seydlitz und die preußische Reiterei am 5. November 1757. Neuhaldensleben, Eyraud. 8. 3¾ Ngr.

Simrock, K., Das Amelungenlied. 1ster Theil: Wieland der Schmied. Wittich Wieland's Sohn. Ecken Ausfahrt. (Des Heldenbuches 4ter Band.) Stuttgart, Cotta. 1843. Gr. 8. 2 Thlr.

Trollop, Sir F., Die Geheimnisse von London. Übersetzt von L. Eichler. 1ster Theil. (Die Gentlemen der Nacht.) 1ste Lieferung. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 12. 10 Ngr.

Versuch einer Geschichte und Beschreibung der Stadt Pola in Istrien. Triest, Favarger. 1843. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 54. —— 23. Februar 1844.

Goethe. Zu dessen näherm Verständniß von C. G. Carus. Leipzig, Weichardt. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Seit langer Zeit hegte der Verf. dieser Anzeige den Wunsch, es möge ein Befähigter unsers größten Dichters Natur, sein Wirken, die Einflüsse, die er erfahren und die er geübt, darstellen, zu welchem Allen so reiche Materialien vorhanden sind. Wenn er sich einen Mann vorstellte, der diesem allerdings großen, ja kühnen Unternehmen gewachsen wäre, dann dachte er sich vor andern einen Naturforscher, einen denkenden, philosophischen; nicht nur weil Goethe einen großen Theil seines langen Lebens der Erforschung der Natur gewidmet, sondern vorzüglich, weil diese Forschung den entschiedensten Einfluß auf den Dichter gehabt hat, sodaß man ihn im höchsten und edelsten Sinne des Worts, wie etwa noch neben ihm Homer und Shakspeare, den Dichter der Natur nennen kann. Für dieses Hohe und Große aber hat der denkende Naturforscher den lebendigsten Sinn, dasselbe in seinem Grunde, seinem Wachsthum, seiner Entwickelung zu erforschen und zu verfolgen die geübteste Fähigkeit.

Als Rec. die obengenannte Schrift flüchtig durchblätterte, stieß er auf die Worte:

> Ich habe Goethe zu schildern versucht, wie ich als Naturforscher gewohnt bin, irgend ein bedeutendes Wesen, eine Pflanze, eine Palme, einen Adler, einen Löwen zu betrachten und schildernd darzustellen; d. h. ich habe zu zeigen versucht, was er geworden, und wie er gerade Das werden konnte.

Er las dann weiterhin:

> Der begeisterten Liebe fähig zu sein, der hingebenden Bewunderung für Alles, was, sei es in freier Natur oder in ihrer geheimsten Werkstatt, sei es im harmonischen Gedankenzuge des Denkers, oder in der Fülle poetisch reiner Empfindungen des Dichters und Künstlers, ein Höheres und Ewiges im zeitlichen Leben verkündigt, bleibt unfehlbar eine der beglückendsten Gaben, die uns in diesem Dasein zu Theil werden können —

ein Wort, welches sofort eine Verwandtschaft mit Goethe ausspricht, der sich auch im Greisenalter die Jugend dadurch bewahrte, daß er nicht aufhörte, das Schöne und Große, wo es ihm geboten ward, zu bewundern und sich dessen zu erfreuen. Diese Worte ließen ihn Erfüllung seines Wunsches hoffen; er begann die Lecture der Schrift mit großen Erwartungen; sein Genuß steigerte sich im Verlauf der Lecture, und nach Beendigung derselben hatte er die schöne Empfindung, daß seinen Erwartungen nicht nur genügt, daß sie übertroffen seien. Er fand in dem Buche eine gründliche, geistvolle Ausführung des Worts, welches Hufeland, der vieljährige Freund Goethe's, auch ein Denker, den sein Beruf auf Erforschung der Natur hinwies, über den eben Hingeschiedenen sprach:

> Es ist mir nie ein Mensch vorgekommen, welcher zu gleicher Zeit körperlich und geistig in so hohem Grade vom Himmel begabt gewesen wäre und auf diese Weise in der That das Bild der vollkommensten Menschheit dargestellt hätte. Aber nicht blos die Kraft war zu bewundern, die bei ihm in so außerordentlichem Grade Leib und Seele erfüllte, sondern mehr noch das herrliche Gleichgewicht, was sich sowol über die physischen als geistigen Functionen ausbreitete, und die schönste Eintracht, in welcher beides vereinigt war, sodaß keins, wie so oft geschieht, auf Kosten des andern lebte oder es störte.

Es könnte Manchem, wenn er auf dem Titel des Buchs den Namen Carus als den des Verf. findet, dieses Mannes, der mit solchem Eifer, Geist und Glück das Feld der Naturwissenschaft angebaut, der Gedanke kommen, Goethe werde hier nur von seiner natürlichen Seite aufgefaßt und dargestellt sein, und die oben angeführten Worte könnten ihn in dieser Annahme bestärken. Aber er würde irren. Carus ist auch Psycholog; die vorliegende Schrift zeigt ihn häufig als solchen; man lese nur, welche Gedanken er an den von Karl August unter Goethe's Mitberathung gestifteten Falkenorden, dieses Sinnbild der Wachsamkeit, knüpft (S. 62); und ein bedeutender Theil des Buchs handelt von Goethe's Lebenskunst. Auch wähne man nicht, in demselben einen Panegyrikus auf den großen, berühmten Mann zu finden. Es ist kein leeres Wort, wenn der Verf. sich gegen diese Ansicht wehrt; von Mängeln, deren Grund in der Natur liegt, von Schwächen, wie sie in jedem Menschen sich finden, ist auch die Rede. Aber, was dem Buche neben vielem Andern einen so hohen Werth gibt: nirgend erscheint in ihm der Encomiast sowie nirgend der gemeine Kritiker, der, dem Großen gegenüber, seine eigene Kleinheit unter dem Tadel zu bergen sucht. Alles ist mit der größten Zartheit behandelt; und was der Verf. über diesen Punkt sagt, klingt durch das ganze Buch durch.

Unter den Abschnitten desselben, welche die Charakteristik Goethe's betreffen, handelt der erste von dessen

Individualität. Es ist freilich wahr, was Goethe irgendwo sagt: Omne individuum inessabile; wer aber die Einflüsse, die Geburtsart und Zeit, die Ältern und Erziehung, die Freunde und politische Zustände auf ein werdendes geistiges Wesen nothwendig haben müssen, vor unsern Augen entfaltet und wirken läßt, der hat in Hinsicht auf die Darstellung dieses individuellen Wesens schon etwas Bedeutendes gethan, und das ist von Hrn. Carus geschehen. Vortrefflich sind die deutschen Zustände in der Zeit, da Goethe geboren ward und heranwuchs, geschildert, und wie damals das Vaterland „zwar einen etwas verwilderten, aber saftreichen Boden dem künftigen Dichter bot; wogegen der des gegenwärtigen Jahrhunderts ein ausgesogener, fast an allen Stellen mit Cultur überhäufter ist". Uns fiel hier das Wort eines der Neuesten ein: die aristokratische Zeit der Dichtkunst sei vergangen, jetzt sei die demokratische eingetreten; das heißt: die hohe Eiche sei gefällt, sodaß die Pilze an ihrem Fuße doch auch einige Höhe zu haben scheinen. Was Geburt und Umgebung betrifft, so lese man, was in einem Briefe Goethe's an Zelter („Briefwechsel", Th. 4, S. 67) über Lord Byron, nach Parry, gesagt wird, und man wird inne werden, wie segenreich unsers Dichters Geburt und Umgebung für denselben waren; was eben auch von Hrn. Carus gründlich entwickelt und dargethan wird. Vater und Mutter waren bei Goethe, wie bei Schiller, bei Friedrich dem Großen, bei so vielen andern Großen, die wir anführen könnten, von der Art, daß sich Großes von ihrem Erzeugten erwarten ließ. Was hier mitgetheilt wird, ist ein trefflicher Commentar zu des Dichters eigenen Worten:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust am Fabuliren.

Diesen Ältern verdankte Goethe das unschätzbare Erbgut körperlicher Gesundheit, womit die geistige so eng verwandt und verknüpft ist. Und hier ist, wo wir Carus, den denkenden Arzt, vorzüglich gern hören. „Goethe war", so sagt er mit glücklich gefundenem Ausdruck, „was man von so Vielen sagt, und was so Wenige sind, ein Wohlgeborener"; zeigt hierauf an der Art der Krankheiten, deren Goethe nicht wenige bestand, und die er, nicht minder glücklich, gesunde nennt, daß auch sie für einen gesunden Körper zeugen, und stellt dann den Mann dar als eine schöne und mächtige Organisation. Hier hätte er Eckermann als vollgültigen Zeugen aufführen können, dem die leblose Hülle des im dreiundachtzigsten Jahre Entschlafenen aufgedeckt wurde. „Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor ihm; das Entzücken, welches er darüber empfand, ließ ihn auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen." Wie mag Goethe als junger Mann, in der Blüte des Lebens gewesen sein! „Sein hoher Gang, seine edle Gestalt, seines Mundes Lächeln, seiner Augen Gewalt, und seiner Rede Zauberfluß", sagt Carus mit den schönen Worten aus „Faust", „sind ihm wol im Leben von Vielen ebenso sehr beneidet worden als seine großen Werke." Wir fahren, ebenfalls mit Worten des Dichters, fort:

So ein vollkommener Körper gewiß bewahrt auch die Seele
Rein, und die rüstige Jugend verspricht ein glückliches Alter.

Wer könnte gründlicher und wahrer über das Psychische im Menschen in seinem Zusammenhange mit dem Physischen sprechen als der denkende Physiolog, der erfahrene psychologische Arzt! Wir müssen hier auf das Buch selbst verweisen, wo den Leser die Bemerkung über Goethe's Schädel, zusammengehalten mit den Schädeln Napoleon's und Schiller's, in hohem Grade interessiren wird. Über Goethe's geistige Eigenthümlichkeit will Carus sich hier im Speciellen nicht verbreiten; das Positive derselben liege vollkommen klar und durchsichtig in seinen Werken vor uns. Sie tritt ja auch von allen Blättern des vorliegenden Buchs leuchtend entgegen. Nur über das Negative derselben macht er Bemerkungen, „über Das, worin sich Goethe verneinend und ablehnend gegen die Welt verhielt; ablehnend, damit der ihm selbst eigenthümliche Kern um so ungestörter sich entfalten könnte". Und damit ist schon das Hauptsächlichste gesagt. „Goethe", so äußert sich Knebel, sein Freund, der von dem Jünglingsalter an bis zu seinem Tode auf das vertraulichste mit ihm umging („Literarischer Nachlaß", Th. 3, S. 478), „Goethe war Egoist im höchsten Grade. Aber er mußte es sein, denn er wußte, welchen Schatz er zu verwahren hatte. Wo es auf Kunst und Wissenschaft ankam, suchte er Alles sich anzueignen." Damit wäre denn dieser Egoismus als ein sehr ehrenwerther dargethan; einen andern werden wir weiter unten berühren. Als mit jenem zusammenhängend spricht Hr. Carus dann von dem Unmuth, der auch in Goethe's Seele Raum fand; er macht darauf aufmerksam, wie dieser gegen ein Allgemeines gerichtet war, selten gegen Individuen, und nur, wo diese als Repräsentanten einer ganzen Classe gelten konnten. So in dem Theile des „Divan", den er Buch des Unmuths genannt hat. Diesen Unmuth sollte man den göttlichen Zorn nennen, von dem unser Dichter entbrannt war, wie jeder wahrhaft Große, wie Dante, in dessen unsterblichem Gedichte, das man göttlich nennt, Zorn und Liebe in Einer Flamme brennen. Wenn derselbe bei Goethe nicht so oft und laut hervortritt wie bei dem Florentiner, dem Ghibellinen des 14. Jahrhunderts, so rührt dies von seiner von Haus aus freundlichen Natur, seiner Zeit und Umgebung her.

Der folgende Abschnitt stellt Goethe's Verhältniß zur Natur und Naturwissenschaft dar. Gewiß mit Recht legt der Verf. Gewicht auf den ersten Versuch des Knaben, sich der Gottheit zu nähern; es sollte durch die Natur geschehen; woraus wir denn erkennen, mit welchen Augen, welchem Gefühl er diese früh wahrnahm und betrachtete. Diese Liebe, diese Ehrfurcht und heilige Scheu der Natur gegenüber blieb sein ganzes Leben hindurch lebendig in ihm, dem Naturmenschen,

wie er (S. 87) treffend genannt wird; sie steigerten sich nur und wurden klarer; die Sehnsucht, mit der er früh in den Mond schaute, wurde zu bewundernder Betrachtung (S. das Lied „Um Mitternacht“), und die Natur, die ihm in trüben Lebenstagen — wessen Leben wäre ohne solche? — „ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer“ erschien, ward ihm zu dem „Geiste, der an uns vorübergeht und sich verwandelt ehe wir es merken“.

Indem nun Hr. Carus drei verschiedene Weisen aufführt, in denen Naturforscher gewirkt haben und wirken, findet er in Goethe's Bestrebungen die edelste, geistvollste, wirksamste.

Sie hat zwar Manches erzeugt, was vergänglicher Natur ist, obwol immer von einer bedeutenden und großen Gesinnung in der Darstellung durchdrungen; allein wir finden auch Ideen durch ihn angeregt und in schöner Anwendung durchgeführt, welche für alle Zeit nachhaltig fortwirken.

Wir sehen, daß Hr. Carus keineswegs ein unbegrenzter Encomiast ist. Über Das, was von Goethe's Widerwillen gegen Vulkanismus und Erhebungstheorie gesagt wird, steht uns kein Urtheil zu; wir bemerken nur, daß seine Ansicht von diesen Dingen, wie sie der das Ungeheure abweisenden Phantasie natürlich war, so dem **Dichter** zugute kam. Vortrefflich, auf festem Grunde ruhend scheinen uns die Bemerkungen über die Farbenlehre, über die Metamorphose der Pflanzen, über Goethe's osteologische und meteorologische Studien; wo denn auch mit gebührender und bewundernder Anerkennung der schönen Form gedacht wird, in der die Resultate dieser Forschungen mitgetheilt sind.

Auf die Frage: wie die Naturwissenschaften ihrerseits auf den Dichter gewirkt haben? hätten wir gern etwas Ausführlicheres vernommen, und zwar gerade von Carus, der bei seinem tiefen Studium der Natur sich die reinste Empfänglichkeit für das Schöne, für die Poesie bewahrt hat. Wenn im Anfang dieses Abschnitts gesagt wurde, daß der erste Keim zu der spätern Entfaltung der Richtung Goethe's auf die Natur in dem Naturel desselben zu suchen sei, so wäre es eine angenehme Aufgabe und fruchtbar gewesen an Werken des Dichters zu zeigen und darzuthun, wie die Natur recht eigentlich die Seele in seiner Kunst ist, sodaß er im höchsten Sinne des Worts **Dichter der Natur** genannt werden kann. Vom „Werther“ bis zu den „Wahlverwandtschaften“, von dem Gedichte, in welchem die Natur, wenn auch in hohem Grade reizend, in ihrer ungeheuern Macht noch schrankenlos waltet, bis zu dem, das Freiheit und Sitte des Menschen als Überwinder derselben darstellt, finden wir ihren Geist wehen; in allen Gedichten Goethe's erkennen wir sie in ihrer Schönheit und Wahrheit, dem Menschen gegenüber beglückend und verlockend, erhaltend und verderbend; auch dem kleinsten fehlt ihr Zauber nicht. Und abgesehen von dem Geiste der Natur, welcher das Ganze durchhaucht und ihm Leben gibt — Bilder, Gleichnisse, Schilderungen verrathen den Kenner, den Meister, der sich die Natur zu eigen gemacht hat. Darum ist ihm auch eine große Partei der heutigen Theologen nicht hold, die die Natur als etwas Verderbtes, Verdammliches ansieht; sie erkennt in ihm Den nicht, der an ihrer treuen Hand durch das Leben ging, der, von ihr geleitet, im Innern des Menschen ein Höheres entdeckte, das ihn über sie erhebt.

Wir sagten oben, daß Hr. Carus keineswegs die natürliche Seite Goethe's allein auffaßte; doch hätten wir gern dessen religiöse und sittliche in ihren Principien dargestellt gesehen, gern ein Wort von ihm über Goethe's Spinozismus (im Besondern auch über die „Wahlverwandtschaften“) gehört. Gedanken wie der: „Es darf sich einer nur für frei erklären, so fühlt er sich den Augenblick als bedingt; wagt er es sich für bedingt zu erklären, so fühlt er sich frei“, und vor Allem das herrliche Wort Iphigeniens, dieses hohen Musters der Frömmigkeit und Sitte:

> Folgsam fühlt' ich immer meine Seele
> Am schönsten frei,

würden einen schönen Anlaß und Grund dazu geboten haben. Zu einer in dieser Hinsicht fruchtbaren Parallele fodern auch der alte titanische „Prometheus“ und die in des Dichters reifer Zeit entstandene „Pandora“ auf, in welcher die Worte:

> Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten
> Zu dem ewig Guten, ewig Schönen
> Ist der Götter Werk; die laßt gewähren,

ahnen lassen, was das Gedicht an seinem Ende dargestellt haben würde, wenn es nicht leider ein Fragment geblieben wäre.

Wenn Ältern, Geburt, Zeit, Vaterland und Stadt bedeutend sind für das Sein und Werden eines Menschen, so hat das Verhältniß zu andern Menschen und das Leben mit ihnen keinen geringern Einfluß auf ihn. „Die Entfaltung eines wahrhaft menschlichen Daseins“, heißt es S. 109, „ist nur unter der Bedingung des Vereinlebens des Einen mit Mehren möglich“; weshalb ja auch Aristoteles den Menschen ein ζῶον πολιτικόν nennt. Vortrefflich hat Hr. Carus hier gezeigt, wie das Leben mit einem Behrisch, Herder, Merck auf den jugendlich weichen, bei dem lebendigsten Flügelschlag des Genius molluskenartig schwankenden Goethe heilsam wirken mußte. Er bedient sich hier der treffenden Gleichnisse vom Krystall, der, zu schnell erhärtet, sich nicht weiter fortbilden kann, wenn ihm aber die gehörige Zeit gelassen wird, die herrlichste Form gewinnt, und von dem Baume, der, wenn er rasch und kräftig empor wachsen soll, der Wohlthat geeigneten Bodens und Klimas wie günstiger Pflege und Witterung bedarf, der aber fast um das Sechsfache seiner Entwickelung gefördert werden kann, wenn ihm ein Wasser zugeführt wird, dem die Schärfe des Chlors in rechtem Maße beigemischt ist. Als aber Goethe auf den Punkt gelangt war, wo er auf eigenen Füßen stehen, wo er in die eigenen Hände schauen und thätig in das Leben eintreten und eingreifen sollte, da konnte ihm kein größeres Glück widerfahren als die innige Verbindung mit einem Fürsten, der werth war ein solcher zu sein, der

den genialen Freund zu erkennen und zu schätzen wußte, der dem Genius Raum zu freier Entfaltung zu verleihen im Stande war. Wir Deutschen würden eins der schönsten und inhaltreichsten Blätter in unserer Geschichte missen, wenn nicht Karl August's und Goethe's Freundschaft in derselben aufgezeichnet stände. Im Vorbeigehen müssen wir hier der trefflichen Winke gedenken, die Hr. Carus über Erziehung und Entwickelung fürstlicher Personen gibt (S. 111). Es ist dies ein Text, wozu unsere Tage den fruchtbarsten aber leider traurigsten Commentar geben.

(Der Beschluß folgt.)

Randzeichnungen vom Advocaten Detmold in Hanover. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1844. Gr. 8. 20 Ngr.

Dieses liebenswürdige hors-d'oeuvre vereint französische Grazie, englischen Humor und deutsche Gemüthstiefe. Es scheinen sich an dieses Werkchen locale Beziehungen zu knüpfen. Doch ist die Färbung so wahr, das Ganze so meisterhaft durchgeführt, daß es wol nicht zu verwundern ist, wenn dieses Büchlein ein wohlverdientes, allgemeines Interesse erregt. Es besteht aus zwei Theilen. Der erste Theil: „Die schwierige Aufgabe", bringt uns nicht mehr und nicht weniger als die Debatten eines Kunstclubs wegen erfoderlicher Reparatur an dem Hintertheil einer Venus aus Gyps. Honny soit qui mal y pense. Der zweite Theil gibt ein Kindermärchen von einem Mäuserich und einer Maus, die täglich eine bestimmte Zahl Mäuschen an einen großen Kater als schuldigen Tribut entrichten mußten. Ich weiß selbst nicht wie es kam, eine Phrase des Buchs blieb mir besonders im Gedächtnisse. Vielleicht ist es die Moral, die man sich daraus ziehen kann. Ich will mit diesem Satze mein Referat schließen: „Wenn etwas geschehen muß, so ist es schon ein Großes, wenn man weiß, was nicht geschehen kann." 98.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Geschichte des Schachspiels.

Das Schachspiel hat schon wegen der mathematischen Basis, auf der es beruht, bei den Gelehrten aller Zeiten in besonderem Ansehen gestanden. Überdies gibt die ungeheure Literatur, die über dieses Spiel existirt, demselben einen noch wissenschaftlichern Anstrich.*) Unter diesen Umständen bedarf es keiner Entschuldigung, daß wir in d. Bl. eines wichtigen „Ereignisses" gedenken, das in diesem Augenblicke die Spielerwelt im Schach hält. Wir meinen den großen Wettkampf, der sich zwischen zwei Meistern des Schachspiels entsponnen hat. Seit dem Tode Labourdonnais', des größten Schachspielers seiner Zeit, hat sich in Frankreich Niemand so glänzend hervorgethan, daß er unbedingten Anspruch auf den leeren Thron Philidor's gehabt hätte. In den meisten Kreisen gilt ein gewisser St.-Amant für den ersten jetzt lebenden französischen Schachspieler, obgleich sein Ruhm wieder von andern Seiten angefochten wird. Es mußte ihm deshalb darum zu thun sein, seine Geschicklichkeit auf eine glänzende Art an den Tag zu legen. Er war also schon im vorigen Jahre nach London gereist, um seine Kräfte an den ersten englischen Schachspielern zu messen. Bisher war er immer als Sieger aus diesen Wettkämpfen, welche eine förmlich nationale Farbe bekommen haben, hervorgegangen, als ihm plötzlich eine Herausfoderung auf elf Gänge oder vielmehr elf Partien von einem gewissen Staunton, dem Herausgeber einer englischen Schachzeitschrift — auch St.-Amant hat sein Organ im „Palamide" — zukam. Dieses würdige Duell, das gegen Ende vorigen Jahres in Paris ausgefochten ward, hat die öffentliche Aufmerksamkeit in einem um so höhern Grade gespannt gemacht, da Staunton von den Meisten für einen der besten englischen Spieler gehalten wird. Im Allgemeinen herrscht auch in England seit Macdonnell's Tode unter den Schachspielern vollständige Anarchie, denn außer Staunton machen sich auch noch ein gewisser Lewis und Walker den Rang streitig. Mit welcher Aufmerksamkeit man im Publicum diesen Wettkampf verfolgte, kann man in den französischen und englischen Zeitungen sehen, welche förmliche Bulletins über den Verlauf desselben gaben. Der Kampf hat mit dem Siege des Engländers geendet, der zuerst 11 Partien gewonnen. Zur Ermittelung der wirklichen Überlegenheit wollen die beiden Gegner aber noch einen Meisterkampf machen, der in diesem Jahre beginnen soll.

*) Soeben erscheint folgende interessante bibliographische Übersicht: Bibliotheca Shakiludii. Bibliothèque du jeu des échecs. Bibliothek des Schachspiels. Alphabetisch geordnetes Verzeichniß aller Werke, die über das Schachspiel im Druck erschienen sind. Zusammengestellt von Eduard Maria Öttinger. Leipzig, Engelmann. 1844. Gr. 8. 10 Ngr. D. Red.

Historische Abhandlungen von Lebeuf.

Bei der jetzt immer mehr um sich greifenden Mode, Das, was die Vergangenheit geleistet hat, aufzustapeln und in besondern Sammlungen zusammenzustellen, ist es erfreulich, daß allmälig auch die Reihe an jene stillen Forscher kommt, deren geräuschlose Leistungen auf dem Gebiete der Geschichte, Sprachwissenschaft oder Literaturkunde von der Gegenwart nur zu leicht verkannt oder ganz übersehen werden. Wir rechnen zu denselben vor Allen den trefflichen Abbé Lebeuf, dessen kleinere historische und literarische Arbeiten gegenwärtig unter dem Titel „Recueil de dissertations sur différents sujets d'histoire et de littérature, avec une introduction", von J. P. C. G. gesammelt erscheinen. Die Einleitung zum ersten Bande, der vor kurzem die Presse verlassen hat, enthält eine lesenswerthe Notiz über das Leben des Abbé Lebeuf. Dieselbe soll, wie versichert wird, von dem rühmlichst bekannten Bibliographen Charles Gauchet herrühren. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 55. —— 24. Februar 1844.

Goethe. Zu dessen näherm Verständniß von C. G. Carus.

(Beschluß aus Nr. 54.)

Ein anderes für Goethe glückliches und höchst bedeutendes Verhältniß war das zu Schiller; wie denn unter den vielen glücklichen Ereignissen, die sein Leben bezeichnen, das eins der bedeutendsten ist, daß diese Freundschaft gerade in dieser Zeit gestiftet werden mußte. Sie wird um so merkwürdiger, weil ihr eine entschiedene Abneigung beider Männer gegeneinander voranging. Dies wissen wir, sofern es Goethe betrifft, von diesem selbst, der sich, freilich in seiner Weise, milde genug darüber äußert. Rec. kennt Briefe von Schiller über Goethe (vom J. 1789), worin dessen Abneigung gegen jenen kräftiger und persönlich ausgesprochen ist. Zelter konnte in der vorliegenden Schrift nicht aufgeführt werden. Die Freundschaft zwischen ihm und Goethe möchten wir nicht entbehren; aber sie war nicht bildend, wie die mit Schiller noch war; weshalb auch der Briefwechsel mit jenem in Hinsicht auf höheres Interesse dem mit dem dichterischen Freunde weit nachsteht.

Wer könnte hier alle die Männer aufzählen, die in früherer und späterer Zeit bildend und fördernd auf Goethe eingewirkt! Wol kein Leben hat es gegeben, das in dieser Hinsicht reicher genannt werden könnte. Einen Namen indeß vermissen wir ungern in unserm Buche — Lavater. Es hätte sich hier so hübsch zeigen lassen, wie Goethe's Natur Das, was ihr frommte, freudig und empfänglich aufnahm und in sich walten ließ, dasselbe aber abstieß, sobald es störend und unerquicklich dieser Natur entgegentrat und wirkte.

Das Buch kommt dann auf die Frauen und ihren Einfluß auf die Bildung und das Leben Goethe's, der allerdings ein sehr bedeutender war. Ehe der Verf. zu diesem Punkte übergeht, macht er die Bemerkung, daß die Lebenskunst mehre Arten von Kunst unter sich begreife, daß das Erkennen, das Fühlen und das freie Wollen ausgebildet werden müssen. Wenn das erste dem eigenen innern Hinwenden zu dem wahrhaft Seienden, dem Göttlichen zugeschrieben werden müsse, das dritte durch das Leben und die Gemeinschaft mit Männern gebildet werde, so haben auf die Bildung des Gefühls, womit der Schönheitssinn zusammenhängt, besonders die Frauen Einfluß. Hier thut sich für eine Charakteristik Goethe's ein weites Feld auf, und Hr. Carus unterläßt nicht, uns die jugendliche Neigung zu Gretchen, die man wol den Prototyp mancher poetischen Geschöpfe des Dichters, seiner Lieblinge, nennen darf, die idyllische Friederike, die heitere Lili, endlich noch die den Abend des Dichters verschönernde Suleika aufzuführen. Sie alle wirkten verschiedenartig auf diesen ein. Zwei weibliche Wesen indeß vermissen wir hier, Lotte und die, deren stilles, himmlisches Lieben ihm erst kund wurde, als er ihrer Sphäre entzogen war. Welchen Einfluß jene auf ihn geübt, wie sie und ihr Verlobter für Goethe's sittliche Bildung gewirkt, wie zwischen diesen drei Personen ein ganz einziges, im höchsten Grade sittliches Verhältniß stattgefunden, das würde erst recht klar werden, wenn Briefe, zwischen Goethe und Lottens Verlobtem gewechselt, die in des letztern Familie noch vorhanden sind, veröffentlicht würden. Was jenes „himmlische Lieben", wie es Goethe selbst nennt, betrifft, so möchten wir in ihm den Keim zu einer Leonore von Este finden, in welcher hohen und edeln Gestalt der Dichter seine Empfänglichkeit für eine ideale Liebe und seine Ehrfurcht vor ihr ausgesprochen hat. Zu dieser letztern Bemerkung sind wir durch eine Stelle des Buchs veranlaßt, die von „der Gewalt der hingebenden Liebe" spricht, welche dem Leben Goethe's mangeln soll. Es ist freilich ein Anderes, Sinn und Empfänglichkeit für eine solche Liebe haben und im Leben und thätig ihr huldigen. Jedoch, wer Goethe's Natur erkannt, wer das vorliegende Buch mit Ernst gelesen hat, dem muß es einleuchten, daß in diesem Leben, dieser Natur eine solche Liebe auf die Dauer nicht walten konnte. Er konnte kein Dante, noch weniger ein Petrarca sein; in dem Dichter der Natur mußte die natürliche Liebe wirken. Von den Griechen kann hier nicht die Rede sein; aber Shakspeare ist Goethe in der Liebe verwandt. Übrigens dürfen wir hier nicht unterlassen zu bemerken, mit welcher Zartheit der Verf. diese und ähnliche Verhältnisse berührt. Auf allen Seiten des Buchs tritt uns die Scheu, die Ehrfurcht, das Maß entgegen, womit Der, den ein hoher Gegenstand begeistert, von diesem redet und schreibt.

Da Hr. Carus von Goethe's Verhältniß zu Menschen zu reden hatte, konnte er das vornehme, ablehnende, sogenannte *ministerielle* Wesen nicht übergehen, das man jenem so oft zum Vorwurf gemacht hat. Sehr richtig wird bemerkt, daß bis in die spätere Lebenszeit des Dichters hierin jener jugendliche Kampf einer innern Weichheit gegen äußere antagonistische Einwirkungen sich gezeigt habe, wozu denn eine Nothwehr gegen unbedeutende Überlästige kam. Wir können uns hier nicht enthalten, ein Wort von dem Goethe sonst keineswegs verwandten Bulwer einzuschalten, da es sich so treffend auf unsern Dichter anwenden läßt:

Noch nie besaß Jemand intellectuelle Fähigkeiten, ohne sich ihrer bewußt zu sein. Die Vereinigung der Bescheidenheit und des Verdienstes sieht man allerdings gern; aber wo der innere Werth groß ist, verbirgt ihn niemals der Schleier jener bewunderten Bescheidenheit vor Dem, der ihn in sich trägt. Es ist das stolze Selbstbewußtsein gewisser Eigenschaften, welche der Genius der Alltagswelt nicht darlegen kann, was ihm jenen Schein von Schüchternheit, Unbeholfenheit und Unruhe gibt, der gewöhnlichen Menschen fremdartig vorkommt, oft aber auch ihrer Eitelkeit schmeichelt. Täusche dich aber nicht, eitler Alltagsmensch! indem du glaubst, das verlegene Benehmen jenes großen Mannes sei ein Beweis, daß er seiner Überlegenheit über dich sich nicht bewußt ist. Was du für Bescheidenheit hältst, ist blos ein innerer Kampf der Selbsterkennung. Er fühlt es nur zu drückend, wie unendlich hoch er über dir erhaben steht, und wird blos aus der Fassung gebracht, weil an den Orten, wo du mit ihm zusammentriffst, er sich plötzlich zu dir erniedrigt finden muß. Er ist nicht unterhaltend, er ist nicht liebenswürdig, er hat keinen Umgang, der dem deinigen ähnlich ist; aber *deine* Werthlosigkeit und Geringfügigkeit ist es, die ihn verlegen macht, nicht seine eigene!

Über den *Egoismus* Goethe's ist oben geredet worden. Gegen Die, welche dem großen Manne jenen niedrigen und gemeinen vorzuwerfen nicht aufhören, sei das eigene Wort desselben, das hier wol eine passende Stelle findet, gerichtet: „Das Alter kann kein größeres Glück empfinden, als daß es sich in die Jugend hineingewachsen fühlt, und mit ihr nun fortwächst." Welchem Worte wir ein anderes, auch von ihm gesprochenes zufügen: „Wenn man sich bereiten muß, vom Schauplatz abzutreten, dann ist das schönste Gefühl, daß unsere Überzeugungen in Andern fortleben." Wer so spricht und empfindet und gesinnt ist, der kann kein Egoist sein.

Der letzte Abschnitt unsers Buchs handelt „von dem Verständniß der Werke Goethe's aus dem Verständniß seiner Individualität". Von welcher Art, welcher seltenen Größe diese letztere ist, das haben die vorhergehenden Abschnitte in einer Weise gezeigt, in der sich Geist und Liebe in gleichem Maße kund thun. Gewiß, nur Der, den diese beiden beseelen, konnte so die Individualität eines solchen Wesens darstellen; nur er vermochte, was in diesem Abschnitte für das Verständniß der Werke Goethe's gefodert wird: die *organische Nothwendigkeit ihrer Hervorbringung*, und *wie sich in denselben des Schöpfers ganzes Wesen abspiegelt*, zu erkennen. Wir müssen, wie gern wir auch hier länger verweilten, zum Schlusse eilen; und so machen wir nur aufmerksam auf die Darstellung, wie ein Geist wie der Goethe'sche zu einer Unendlichkeit von Productionen aufgefodert und genöthigt werden, wie ein solcher, gleich der Natur, die in allen seinen Erzeugnissen lebt und wirkt, in einem beständigen Werden begriffen sein mußte; wie aber in demselben neben der Centrifugalkraft die centripetale waltete, welche beide in Harmonie zu setzen die *Lebenskunst* war, die Goethe in seltenem Grade übte. „Daß du nicht enden kannst, das macht dich groß", sang er von seinem Hafis, welches Wort hier in seiner Bedeutung glücklich auf jenen selbst angewendet wird. Immer betrachteten wir ferner mit Wonne das Leben des Dichters, wie er als Knabe, um in der bunten, zerstreuenden Welt Beschwichtigung und Ruhe zu finden, sich zu der patriarchalischen des Orients wandte, und wie derselbe, nach „dem ernsten Führen" des mittlern Lebens sich wiederum dem Osten zukehrte und seine dichterische Thätigkeit im „Divan" ihren Abschluß fand.

Diese Religion, Mythologie, Sitte geben Raum einer Poesie, wie sie meinen Jahren ziemt. Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Überblick des beweglichen, immer kreis- und spiralförmig wiederkehrenden Erde-Treibens, Liebe, Neigung zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend — was will der Großpapa weiter? (Goethe an Zelter; „Briefwechsel", Th. 3, S. 86.)

Und diese Betrachtungen galten nicht allein dem Dichter.

Sehr passend schließt dieser Abschnitt mit den *Orphischen Urworten*, denen ein kurzer, aber zu Recapitulation alles Dessen, was über Goethe's Natur, Leben und Lebenskunst gesagt ist, dienender Commentar zugegeben ist.

Für Zweierlei müssen wir Hrn. Carus noch besonders danken: einmal für die Mittheilung der Briefe Goethe's an ihn, die, den ersten Abschnitt einnehmend, in sehr würdiger Weise, ohne diese Absicht zu haben, die Testimonia vertreten, die man ehemals einem ältern Autor, den man herausgab, vorausschickte; sie beurkunden den Beruf zu Abfassung einer Schrift wie die hier angezeigte. Dann dafür, daß er so nachdrücklich auf die wol nicht von Vielen beachteten, obgleich höchst bedeutenden *Sprüche*, *Maximen* und *Reflexionen* Goethe's hinweist, die uns einen Blick in *das Leben* thun lassen, von dem des Dichters Freunde, „die ihn kennen mußten", sagten: „Was er lebe, sei besser als was er spreche, dieses besser als was er schreibe, und das Geschriebene besser als das Gedruckte", was freilich cum grano salis verstanden sein will. Einige derselben werden am Schluß des Werks mitgetheilt, um zu zeigen, wie ihnen in dreifacher Hinsicht die höchste Anerkennung zu widmen sei: in Hinsicht auf die in ihnen ausgesprochene Höhe und Reinheit der Gesinnung, dann in Beziehung auf scharfe Kenntniß menschlicher Verhältnisse, endlich in Bezug auf die freie und mächtige Beherrschung der Sprache.

Auch wir setzen zum Schluß ein paar solcher Sprüche hin; die beiden ersten mögen Goethe's Antagonisten beherzigen, der dritte sei in Bezug auf jenen und unsern Autor zugefügt:

Die Menschen kennen einander nicht leicht, selbst mit dem besten Willen und Vorsatz; nun tritt noch der böse Wille hinzu, der Alles entstellt. — Man würde einander besser kennen, wenn sich nicht immer Einer dem Andern gleichstellen wollte. Ausgezeichnete Personen sind daher übler daran als andere; da man sich mit ihnen nicht vergleicht, paßt man ihnen auf.

Die Meisterschaft gilt oft für Egoismus.

Mir kommt immer vor, wenn man von Schriften wie von Handlungen nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht mit einem gewissen parteiischen Enthusiasmus spricht, so bleibt so wenig davon, daß es der Rede nicht werth ist. Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle und was wieder Realität hervorbringt, alles Andere ist eitel und vereitelt nur. 92.

Über die Reform des Postwesens in Deutschland. Ein Beitrag zur Erörterung der Zeitfrage von C. F. Müller. Frankfurt a. M., Brönner. 1843. 8. 10 Ngr.

Die Post ist ein Staatsinstitut, welches Jeder benutzt, dem Jeder instinctmäßig vertraut, dessen innere Einrichtung den Meisten aber das größte Geheimniß blieb, über dessen Organisation nur die Wenigsten Rede und Antwort zu stehen wissen. Bei der Aufmerksamkeit, welche die Gegenwart allen staatlichen Zuständen und Instituten zollt, werden indeß auch mehr und mehr die deutschen Postgeheimnisse gelüftet und die Kritik, der Reformtrieb will auch die Postzustände nicht länger verschonen. Der Verf. der vorliegenden Schrift hat ein unleugbares Verdienst für die Bewegung einer Frage, welche weit wichtiger ist als sie von den Meisten betrachtet werden mag. Die Post berührt die innersten Lebenspunkte der Nation, alle Staats-, alle Privatinteressen; der ärmste Handwerker, der Gelehrte wie der Kaufmann ist gleich sehr bei ihrer sichern Einrichtung betheiligt, und bei jedem Briefe, den ich in den Postkasten werfe, bezeige ich dem Staate mein höchstes Vertrauen. Was ich vielleicht bei dem innigsten Freunde nicht thät, ich vertraue ihm meine heiligsten Geheimnisse an. Dazu übt die Postverwaltung den größten Einfluß auf die materielle sowie geistige Entwickelung der Nationen aus, und es geht daraus wohl hervor, daß die Postfrage eine lebhaftere Besprechung und gründlichere Debatte verdient als ihr bisher zu Theil geworden.

Der Verf. versetzt uns zuerst auf den historisch-rechtlichen Standpunkt:

„In Folge der Auflösung des Deutschen Reichs und der hiermit eintretenden großen Veränderungen in unserm Vaterlande gerieth das Postwesen in bedeutenden Verfall, da statt der früher im Reichspostwesen unter Verwaltung des Fürsten von Thurn und Taxis stattgefundenen größern Einheit, nach Erlangung der Souverainetät des Landesherrn fast lauter Territorialposten eingerichtet wurden, ungeachtet der Reichsdeputationsbeschluß den Status quo des Thurn und Taxis'schen Reichspostwesens in seiner ganzen Vollständigkeit, so wie es zur Zeit des Luneviller Friedens seiner Ausdehnung wie seiner Ausübung nach bestanden, garantirt hatte. Es hatten zwar schon früher einzelne Territorialposten bestanden, doch stand neben ihnen und ihnen gegenüber noch das Reichspostwesen als festes, compactes corpus und als Hauptvermittler der fernen Correspondenz."

„Hauptsächlich nach dem Frieden von Presburg, wo die drei Reichsstände Baden, Baiern und Würtemberg eine relative Souverainetät erlangten, hörte das Taxis'sche Postwesen nach und nach ganz auf, einen Körper zu bilden, indem die resp. Landesherren die vorhandenen Posten als Landesposten erklärten, die der Fürst von Thurn und Taxis nur zum Theil entweder in Lehn oder in Pacht, zum Theil aber gar nicht wieder erhielt, weil der Rechtsgrundsatz nicht überall anerkannt wurde, daß durch die Aufhebung des Deutschen Reichs nur die Reichslehnbarkeit, nicht aber das Recht selbst erloschen sei. Jeder Staat betrieb nun das Postwesen in Erwartung großen Gewinns auf eigene Hand, sodaß bis 1810 in dem ehemaligen Deutschen Reiche nicht weniger als 43 Territorial-Postanstalten gleichzeitig arbeiteten, welche in dem Mangel eines Hauptzusammenhangs und bei dem Vorhandensein einer großen Verschiedenheit in technischer wie in finanzieller Hinsicht dem Publicum unendlich schadeten, den Staatskassen aber dessenungeachtet nicht viel nutzten, da die Verwaltungskosten der vielen Postanstalten auf kleinen Territorien außer Verhältniß zur Einnahme kommen mußten und gekommen sind."

„Ungeachtet nun die deutsche Bundesacte für Einheit des deutschen Postwesens in dem größten Theile der Bundesstaaten nicht Fürsorge getroffen hat, so haben die hohen Regierungen zum Theil doch bald diesen sehr fühlbaren Mangel erkannt und ihm dadurch abzuhelfen gesucht, daß viele kleinere Staaten sich zum Theil an größere in dieser Hinsicht anschlossen, zum Theil die Verwaltung Sr. Durchlaucht dem Fürsten von Thurn und Taxis übertragen haben; in beiden Fällen unter Vorbehalt der landesherrlichen Hoheitsrechte wie des Obereigenthums der Posten mit allen hieraus fließenden Rechten. Dessenungeachtet existiren in den deutschen Bundesstaaten noch 15 Hauptpostverwaltungs-Bezirke, die auch sämmtlich verschiedene Verwaltungsprincipe befolgen, wobei die unter Thurn und Taxis'scher Verwaltung befindlichen Staaten nicht speciell gezählt sind, obwol auch hier nicht einer dem andern ganz gleich verwaltet wird."

Wir können Hrn. Müller hier nicht ins Einzelne folgen, aber mit Besonnenheit und Kenntniß weist er die Schwächen unserer postalischen Verhältnisse nach und sieht nur in einer größern Einigung eine radicale Hülfe. Groß, sagt er, muß der Raum sein, auf welchem eine Postanstalt sich bewegt, wenn sie Großartiges leisten soll. Deutschlands Getrenntheit muß daher in postalischer Rücksicht aufhören und sein Postwesen muß unter eine Centralverwaltung gebracht werden, wenn es sein höchstes Ziel erreichen und erfüllen soll. Die Eisenbahnen sind der Post über den Hals gekommen und zwingen sie gleichsam mit Gewalt zu durchgreifenden Reformen. Der Mangel an nationaler Auffassung, der engherzige Particularismus hat die großartige Idee, welche unserm deutschen Postwesen zum Grunde liegt, sehr verkümmert, und der Glaube, die Post sei nicht eine Staatsanstalt, sondern ein Regierungsinstitut, eine Dienerin fiscalischer Interessen, eine Quelle indirecter Steuern, trug nicht weniger zum Verfalle des deutschen Postwesens bei.

Eine größere Gleichheit in den Taxen, in den Verordnungen und Gesetzen würde vor allen andern Dingen nothwendig sein. Die deutsche Ausländerei ist auch in unserm Postwesen noch nicht beseitigt worden; wenn die Correspondenz aus dem einen Verwaltungsbezirk in den andern übergeht — und wir haben ja 15 Postverwaltungsbezirke! — so werden die sämmtlichen Taxen noch erhöht, es wird Grenzporto aufgeschlagen und die Progression der Meilenzahl muß in jedem Verwaltungsbezirke wieder von eins an beginnen. Wie nachtheilig dies aber für den höhern Aufschwung unsers Lebens und Verkehrs ist, wird Jeder sich selbst sagen können.

Für die Einführung des englischen Briefpostsystems, der Pennypost, entscheidet Hr. Müller sich nicht und wir müssen ihm vollkommen beistimmen. Unsere Verhältnisse sind andere, unser deutsches Postwesen hat sich eine höhere Aufgabe gestellt als das englische, welches sich nur mit Briefbeförderung beschäftigt und alles Übrige Privatentreprisen überläßt. England producirt in seinem großartigen Handelsverkehr mit allen Theilen der Welt weit mehr Handelscorrespondenz als Deutschland, und diese eben ist es, welche den dortigen Postkassen so großen Vortheil gewährt, denn der Transport eines großen Theiles dieser Correspondenz kostet dem Staate gar nichts, da die Beförderung der überseeischen Correspondenz nach ganz Amerika, Ostindien, den Inseln, Frankreich, Italien, der Türkei und Deutschland von der Marine getragen wird; bei

uns aber würde sich kein so günstiges Verhältniß herausstellen können, da wir keine Marine haben. Dazu verlangt das großartige deutsche Fahrpostsystem einige Berücksichtigung; die Unterhaltungskosten sind bei der Fahrpost sehr bedeutend, der Ertrag des Briefportos muß daher sehr oft einen Ausfall decken. In England und Frankreich befährt man hauptsächlich nur die Hauptstraßen; was nicht an denselben liegt, bleibt außer einer geregelten Verbindung. Das aber ist ein großer Vortheil Deutschlands, daß diese bei uns auch bis in die entferntesten Gegenden reicht. Sind unsere Hauptwege erst sämmtlich dem Eisenbahnverkehr geöffnet, so ist die Fahrpost ohnehin schon auf die Nebenwege verwiesen und hier wird sich nur dann eine ebenmäßige sichere Verbindung erhalten lassen, wenn die Postanstalt in ihrem Rechte bleibt und der ganze Binnenverkehr nicht in die Hände von Privatunternehmern gegeben wird, welche nur für den Privatvortheil arbeiten und unter denen die Reichen sich bald, wie es in England und Frankreich geschieht, zu einem Quasi-Monopol heraufarbeiten, welches für das reisende Publicum immer mit sehr vielen Unannehmlichkeiten und drückenden Umständen verbunden sein wird. Man muß nur auf englischen und französischen Routen gefahren sein, um diese zu kennen und auch den guten Seiten unsers deutschen Postwesens Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Die Taxis'sche Postverwaltung, welche in neuester Zeit mannichfach angegriffen, wird von Hrn. Müller vertheidigt. Er betrachtet sie als eine Wohlthat für die kleinern Länder, weil diese dadurch zu einem größern Ganzen an Hauptverbindungslinien betheiligt sind und ihre Correspondenz schnell und prompt erhalten. Sodann werde es durch das Taxis'sche Institut möglich, nach allen Seiten der kleinen Ländchen hin Course anzulegen und auch kleinere Orte in regelmäßigen Postverkehr untereinander zu bringen. Ebenso erhalten die Staatskassen in der Form des Kanon eine baare Einnahme, die bei selbständiger Verwaltung ausbleiben würde.

Es fragt sich nun nur, ob sich von dem staatsrechtlichen Standpunkte der Gegenwart die Stellung der Thurn und Taxis'schen Postverwaltung zu den einzelnen Staaten vertheidigen läßt. Sollte das hohe Haus Thurn und Taxis wirklich so unparteiisch sein, wie Hr. Müller meint? Sollte es nicht nothgedrungen für sich, unter all den Interessen ringsum, Partei nehmen müssen? Ließe sich dann aber die Post, als Staatsinstitut betrachtet, unter der Verwaltung eines Privatinteresses rechtfertigen? Ohne das hohe Thurn und Taxis'sche Haus, welches für den deutschen Postverkehr sich große Verdienste erworben hat, mit der altfranzösischen Generalpächterei in eine Kategorie setzen zu wollen, so erscheint seine Stellung nach Auflösung des Deutschen Reichs doch mehr als schwankend und nur in der Zersplitterung Deutschlands wird es für die Ausübung seines alten Reichsprivilegiums, unter Anerkennung der einzelnen Souverainetätsrechte, einen vertheidigenden Grund suchen können. Der Staat, wie er sein soll, darf keine Privilegia kennen und wollen, die Idee der Post, als Staatsinstitut, wird mit der privilegirten Thurn und Taxis'schen Verwaltung, mag sie auch manches Gute aufweisen können, immer in Widerspruch bleiben, und man darf über einzelnes Gute nie das Ganze, das Höhere aus dem Auge verlieren. Deutschland als staatliche Einheit wird auch die Post als ein Staatsinstitut darstellen und festhalten müssen; bis dahin freilich scheint, namentlich in Süddeutschland, die Stimmung dem Taxis'schen Hause günstiger zu sein als einem großen norddeutschen Staate! Man will sich lieber dem Taxis'schen Hausinteresse vertrauen, als das ganze große Geheimniß des Briefverkehrs in die Hände des norddeutschen Staats geben. Deutschland wird erst dann Vertrauen zum Staate gewinnen, wenn es sich in seiner Ganzheit als einen freien Staatsorganismus auffassen gelernt hat!

Hr. Müller schlägt einen großen Postcongreß und als Resultat desselben eine Centralpostverwaltung vor. Allerdings verlangen unsere Verhältnisse, unser gesteigerter Verkehr, die vielfachen Momente eines erwachten Nationallebens dieses Institut mehr als dringend. Hr. Müller empfiehlt, das Thurn und Taxis'sche Haus an die Spitze der Centralverwaltung zu stellen. Wir haben ihm aus staatsrechtlichen Gründen nicht unbedingt beistimmen können. Aber was soll geschehen? Wer soll leiten? Die Frage wäre entschieden, bestände Deutschland nicht aus 38 souverainen Staaten, und man könnte bestimmt antworten: Der Staat. Aber so? Soll man Einem Staate mit der postalischen Centralverwaltung die Macht über den ganzen geistigen Verkehr des deuschen Volks geben? Besitzt einer von unsern Staaten ein solches großes Vertrauen beim ganzen deutschen Volke? Der Zollverband sagt noch nichts, der Zoll greift lange nicht so tief wie die Post in den ganzen Volksorganismus, in alle einzelnen Fibern und Fasern der Familien und Individuen. Am Ende wird auch hier wieder die Antwort sein: unser deutsches Postinstitut wird erst dann sein, was es sein soll, wenn wir ein staatlich einiges Deutschland gewonnen haben. 104.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Geschichte der Päpste.

Der ehemalige französische Gesandte in Rom, A. Fr. Artaud de Montor, scheint sich ganz und gar zu einem Historiographen des päpstlichen Stuhls machen zu wollen. Wir haben vor kurzem eine Geschichte des Papstes Leo XII. aus seiner Feder erhalten, die sich würdig an seine treffliche Biographie von Pius VII. anreiht. Bekanntlich steht dieses Werk, das mit der „Vie politique et privée de Pie VII" von Simon (Paris 1823) und den „Esquisses historiques sur le pape Pie VII" von Guadet (Paris 1824) nicht auf eine Linie zu stellen ist, in mancher Beziehuug als ein Muster biographischer Darstellung da. Nur in einzelnen Partien seiner Werke dürfte Artaud wol eine gewisse diplomatische Reserve und Schonung zu sehr zur Schau getragen haben. Auf einen freiern und unbefangenern Standpunkt hat er sich in seinem herrlichen Werke über Machiavelli („Machiavell, son genie et ses erreurs", 2 Bde., Paris 1833) gestellt. In neuerer Zeit hat Artaud sich hauptsächlich zu kunsthistorischen Studien gewendet, als deren Ergebniß die Herausgabe werthvoller Gemälde von ältern italienischen Meistern, die er vor kurzem begonnen hat, zu nennen ist. Tief unter den historischen Schriften eines Artaud stehend und mehr auf die Belustigung und den Beifall der Galerie berechnet, ist eine Geschichte der Päpste, die kürzlich mit der 73. Lieferung abgeschlossen worden ist. Der Titel derselben lautet „Histoires des papes, crimes, meurtres etc." und deutet schon hinreichend ihre ganze Tendenz an. Alles, was ein zweideutiges Licht auf die Geschichte der Nachfolger Petri werfen kann, ist in diesem geschmacklos zusammengeflickten Werke ausgebeutet und jede, auch die abgeschmackteste Verleumdung findet ihren Platz. Diese Blütenlese aller Abscheulichkeiten bildet einen grellen Contrast mit der bekannten apologisch geschriebenen „Histoire de la papauté" von M. R. A. Henrion (2 Bde., Paris 1832), die wir übrigens deshalb noch nicht als Muster aufstellen wollen.

Zur Geschichte von Burgund.

Einen interessanten Beitrag zur Geschichte von Burgund erhalten wir in der „Histoire de dix ans de la Franche-Comté de Bourgogne", von Girardot de Noscroy. Diese kleine Schrift, welche die J. 1632—42 umfaßt, ist im Manuscripte lange unbeachtet geblieben. Der Herausgeber derselben ist Jules Crestin. Ihr eigentlicher Verfasser soll um das J. 1580 geboren sein. Wir sind im Augenblicke außer Stand gesetzt, näher zu prüfen, ob das ihm beigelegte Werk wirklich authentisch ist; so viel steht fest, daß Lelong in seiner „Bibliothèque de France" weder des Verfassers noch seiner Geschichte Erwähnung thut. Vielleicht wird hierdurch die ohnehin schon lange Liste untergeschobener Memoiren noch um eine Nummer vermehrt. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 56. —— 25. Februar 1844.

Die Gräfin Hahn-Hahn.

Wir haben zu viel und zu oft von der Gräfin Ida Hahn-Hahn gesprochen, als daß wir uns jetzt nicht auch ein Wort über ihre letzten Schriften *): „Sigismund Forster", „Reiseversuch nach dem Norden" und „Cecil", erlauben sollten. „Sigismund" hat uns theilweise, der „Reiseversuch nach dem Norden" gar nicht, „Cecil" auch nur in einzelnen Episoden angesprochen. „Sigismund" ist eher eine Novelle als ein Roman, eher ein Carton als ein Ölgemälde. Es sind keine entschiedenen, stark aufgetragenen Charaktere in ihm; Alles verschwimmt, ist Grau in Grau, glanz- und farblos, eine Geschichte, die am Abend gelesen und am Morgen vergessen wird. Nichts klingt nach in ihr, nichts wiegt ein oder schreckt auf. Am consequentesten ist der Charakter des Sigismund durchgeführt; der weiß, was er will, der geht ruhig und still seiner Wege. Tosca aber ist ein ganz modernes, unendlich kühles, von nichts als von der Eitelkeit durchglühtes Wesen, denn als in ihren Mädchenjahren Sigismund Blumen, die sie ihm geschickt, vor ihren Augen wegschenkt, vergißt sie die Erfahrung nicht wieder, nimmt sie als eine scharfe Warnung und verschließt so sehr ihr Herz allen wärmern Gefühlen, daß sie einen Mann von 60 Jahren heirathet und — glücklich ist. „Der Unterschied der Jahre machte mir keinen andern Eindruck, als daß ich mich zuweilen zu jung für den General fand; er kam mir nie zu alt für mich vor", sagt sie selbst im Gespräch mit Sigismund. Und an einer andern Stelle heißt es: „Was liegt Ihnen an der Liebe? Sie lieben ja nicht wieder. Das ist Ihr einziger Fehler (wir denken, er ist groß genug); Sie haben ein eiskaltes, marmornes Herz: Sie können nicht lieben." Und daß sie nicht lieben kann, scheint um so gewisser, als in dem ganzen Buche nicht ein lebhafter Athemzug, nicht ein glühender Pulsschlag zu erkennen ist. Die Frau geht ruhig zu Bette und steht ruhig wieder auf, und selbst ein Concert, dem sie mit Sigismund beiwohnt, wo ihr Sammetshawl von ihrem Nacken auf die Lehne ihres Stuhles gleitet, Sigismund die Hand darauf legt und dann fast ohnmächtig wird, weil er sich sagt: „Ja sie gehört einem andern Mann, ja sie ist für mich verloren", rührt sie so wenig, daß sie mitten im Rausch der Accorde an die verschmähten Blumen, nicht an den Genuß des Augenblicks denkt. Ihre Definition von der Liebe: „Die Liebe muß ein unvergänglicher Austausch von unerschöpflichen und magnifiken (!!) Gefühlen sein", klingt wie ein auswendig gelerntes Sprüchlein, fließt also keineswegs aus jener warm sprudelnden Quelle, die, vom Herzen kommend, das Herz erreicht. Dagegen hat Sigismund eine Seele, einen Willen, innere Klarheit und das Bestreben, edel zu handeln. Er hat eine Braut und will diese trotz seiner Leidenschaft für Tosca gleich auf der Stelle heirathen, weil er fühlt: entweder jetzt oder nie. Diese Scene ist meisterhaft geschildert. Das ganze Aderwerk des aufgeregten, innerlichen Menschen liegt vor uns. Da zuckt und wehschreit es, daß ein Wort gebrochen oder ein Wort gehalten werden muß. Sigismund hatte sich in der Nacht fieberhaft zugerufen: „Nein, es soll, es darf nicht sein. Ich gehöre Agathen an, ich habe kein Recht mehr auf mich selbst." Und somit eilt er zu ihr. „Liebste, beste Agathe", ruft er, „ich habe eine glühende, dringende Bitte. Heirathe mich heute, gleich, auf der Stelle." Worauf die Mutter höchst gelassen antwortet: „Das ist ganz unmöglich, denn Agathens Aussteuer ist nicht fertig." Die Verf. versteht es trefflich, aus dem Nichts ein Etwas, aus den kleinen unsichtbaren Fäden, die das tägliche Leben durchziehen, ein festes, unzerreißbares Gewebe zu machen, so fest, daß sich die Helden und Heldinnen an ihm wie an einer Mauer den Kopf einrennen. Diese ganze Partie des Buchs, dieses Buch im Buch, ist gut gelungen; wir meinen die allmälige Entwickelung und Auflösung des Verhältnisses zu Agathen, das von S. 141—228 den Leser so lebhaft beschäftigt, daß er sich mitten in die häuslichen Discussionen einer magdeburger Wirthschaft versetzt glaubt und herzliches Mitleid mit der ganz uninteressanten Agathe und ihren rothen Händen empfindet. Es ist ein hervorstechender Zug der Gräfin Hahn, ihren Romanen stets eine moderne Färbung geben zu wollen. Berlin, Dresden, die Brühl'sche Terrasse und Sala Taroni stehen so lebendig da, daß man auch an

*) 1. Sigismund Forster. Berlin, A. Duncker. 1843. Gr. 12. 1 Thlr. 22½ Ngr. — 2. Ein Reiseversuch im Norden. Ebendaselbst. 1843. 8. 1 Thlr. 15 Ngr. — 3. Cecil. Zwei Bände. Ebendaselbst. 1844. 8. 4 Thlr.

dem Uninteressanten Interesse finden muß. Ob das aber nicht eher Geschicklichkeit als Talent, eher ein Charlatanismus als eine Kunst ist, lassen wir dahingestellt. In „Sigismund" ist Vieles wahr, Vieles naturgetreu, Vieles dem Leben und dem Herzen abgelauscht; aber poetisch ist nur das Ende, ist nur das Fatum, das die Hand ausstreckt und das trennt, was sich über ein Grab einigen wollte. Da Tosca Witwe und Sigismund frei wird, kommt ein Drittes, kommt Ignaz, der Erbschleicher, mit dem schwarzen Haar und dem feingeschlitzten Munde. Da flammt es — nicht in Tosca, aber in Sigismund, da muß er in den Tod, weil er einmal als Student gesagt hat: „Meine Lippen sollten verdorren, wenn sie sie küßten!" In diesem Moment hebt sich plötzlich das Buch aus der gewöhnlichen Sphäre in die der tragischen. Warum die Gräfin „Sigismund" schrieb? Warum sie sich in die Bremer'sche Alltäglichkeit versetzte, sie, die recht eigentlich die Beherrscherin des Salons ist? Frauen sind launisch. Wir denken uns die Verf. ermüdet auf ihrer Ottomane; es ist trübes Wetter, sie hat gerade eine Recension gelesen, in der ihr wieder und abermals wieder ein zu starres Anhalten an den Aristokratismus vorgeworfen wird. „Halt", denkt sie, „ich will euch zeigen, daß ich bürgerlich einfach und auch in diesem Gewande geistreich sein kann." Und aus diesem Gesichtspunkte gesehen ist „Sigismund Forster" ein Fortschritt, ein interessanter Beitrag zur Geschichte unserer Zeit, ein Zusammenfluß kleiner zarter Ereignisse, die der weiblichen Feinheit Ehre machen. Aber aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet ist er ein Rückschritt; nach der Poesie der „Faustine" nur Prosa, nach den früher angelegten, im großen Stil ausgeführten Bauten eine ganz kleine Hütte.

Zu der Prosa rechnen wir denn auch den „Reiseversuch nach dem Norden". Die Gräfin Hahn, die uns in ihren Reisebriefen mit so glühenden Farben die Alhambra malte, die vor Murillo auf den Knieen lag, die mit hinreißender Begeisterung uns Bilder beschreibt, daß wir sie zu sehen glauben, die hätte diesen Reiseversuch nicht drucken lassen sollen. Ihre kunstfertigen Finger, vom Hauche des Nordwinds erstarrt, haben zwar Buchstaben und Worte auf das Papier geschrieben, aber es sind Worte, matte, ermüdete, ermüdende Worte. Da kriecht, schleicht, schläft Alles. Da ist nicht ein einziger entzückter Augenaufschlag, nicht ein einziger aus voller Seele geflossener Gedanke. Es ist immer schlechtes Wetter in dem Buch, es regnet fortwährend; Stockholm ist feucht und die Gräfin Hahn friert und der Leser friert. Der Besuch bei Frederike Bremer, bei dieser gemüthlichen, seelenguten Frau, die an ihrem Herzen ein Glasfenster hat und dessen kleine sanfte Pendelschläge immer nur Wünsche, nie Leidenschaften zeigen, der Besuch ist auch ein Stückchen nordischer Empfindung, ein fröstelnder Abstecher in diesem frostigen Lande, eine unwohlthuende Beschreibung eines wohlthuenden Gegenstandes. Erst in Kopenhagen kommt die Verf. wieder zu sich. Da kann sie den kleinen wattirten Mantel von sich werfen, unter dem ihr Stockholm allein erträglich war, und einen tiefen Seelenathemzug in der Frauenkirche thun. Da ist sie wieder — sie selbst. Da söhnt sie sich wieder mit sich und mit Andern aus. Alles, was sie von Thorwaldsen's Leistungen sagt, gleicht einem Heldengesang. Die Leier ruht in ihrem Arm, die Augen sind nach oben gerichtet. Sorgen ums Wetter, um die schlechten Wirthshäuser, um die schlechten Equipagen sind hinweggeräumt. Die verwöhnte, klagende, ins Kleinliche sich versandende Frau ist wieder Dichterin geworden. Das zeigt sie, das sagt sie, das singt sie. Man fühlt es mit ihr, die zusammengedrückten Schwingen heben sich; — schade, daß schlechtes Wetter sie lahm, sie ungerecht machen kann. Sie ist es in Stockholm. Sie ist so exclusiv, daß sie das Gute nur dann anerkennt, wenn es sie angenehm berührt; sie kann sich nicht über sich selbst erheben: das ist's. Warum denn nicht heiter mit Regenschirm und Galoschen ausgehen? Die Gräfin hat Sonnenschein nöthig.

Der ist denn auch reichlich in „Cecil" zu Theil geworden, den hat sie in Berlin, Ischl, Wien und Nizza genossen, und somit ist dies Buch beiweitem wärmer als der „Reiseversuch", aber doch lange nicht so warm als „Ulrich" oder „Faustina". Zuerst ist der Titel ein Fehler, oder doch ein Irrthum. Niemand wird begreifen, warum die Gräfin diesen Roman nicht Renata nannte, da Renata doch die Blüte, die Krone ist, da sie allein anzuregen und zu interessiren weiß. Denn daß Cecil als Egoist aus dem ff weder fesselt noch hinreißt, ist um so natürlicher, als es nicht in dem Willen der Verf. gelegen zu haben scheint, ihn fesselnd oder hinreißend zu malen. Sie wollte einen Mann unserer Zeit, eine speculative Idee personificirt darstellen. Sie wollte beweisen, wie Männer heutzutage lieben und wie sie eine Carrière machen. Zuerst schildert sie den Knaben Cecil. Cecil ist der leibliche Bruder Sigismund's. Er ist vier Jahr jünger, leidet unter des Bruders dominatorischem (?) Charakter und will ihn, da er selbst Neigung und Anlage zum Herrschen und eine große Meinung von seinen eigenen Talenten hat, überflügeln. Das gibt zu häuslichen Conflicten Anlaß, schadet Cecil's Gesundheit und veranlaßt die Ältern Forster, ihn zu Verwandten, die am Rhein wohnen, zu schicken. Da wächst er unter Mädchen auf, lernt wieder und sagt: Was ich will, das kann ich! Im neunzehnten Jahre geht er auf die Universität, sieht dort Alles von oben herab, ist übermüthig, trinkt, weil man ihm sagt, er vermeide seiner Gesundheit wegen die Trinkgelage, schlägt sich ein paar Mal, um zu zeigen, daß er sich schlagen kann, und beweist in Allem einen stachelnden, den äußern Einflüssen preisgegebenen, unendlich betrübenden Ehrgeiz. Denn dieser Ehrgeiz ist nicht aufs Vaterland, auf den Wunsch gerichtet, einmal ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu werden, sondern statt nützlich zu sein, will er glänzen, statt zu beglücken, will er genießen. So kommt er nach Berlin. Hier macht er die Bekanntschaft der Tochter des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten,

wird durch sie dem Vater näher gerückt, bekommt Aussicht auf eine Carrière und liebt um dieser Carrière willen Nandine, des Ministers Tochter. Verletzend wie Cecil's Gemüthsgänge sind, egoistisch wie sich hier ein Gedanke an den andern reiht, ist es ganz natürlich, daß Nandine als Piedestal zertreten wird und an ihrer Liebe stirbt. Sie weiß, woran sie stirbt, und Cecil weiß es auch; denn in der Todesstunde denkt er: „Fünf Jahre hat sie dich geliebt, mit einer muthigen, standhaften Liebe, die alle Hindernisse, alle Entfernungen überdauert und jede Prüfung überstanden hat, jede — sogar deine Treulosigkeit. Aber du! sobald du ihrer Hand und ihres Herzens gewiß warst, hast sie nicht geliebt. Warum brachst du nicht mit ihr? Darum: sie ist die Tochter ihres Vaters, und du glaubtest ihn nöthig zu haben bis jetzt" ... und Nandine sagt: „Du mußt mir versprechen, daß du künftig lieben willst, dich selbst vergessen willst, denn in einem Andern leben, das ist die Liebe!" Und in diesem Sinne geht es zwei dicke Bände fort, zwei Bände voll betrübender Hinblicke auf Cecil's selbstisches Wesen, das nie anzieht, aber sehr oft abstößt. Anders ist das mit Renata, die erst einen Ungar Emmerich, einen festen, kräftigen, edeln Mann und dann leider! Cecil liebt. Renata ist eine tugendhafte, an ihre Pflicht gekettete Frau, ein Wesen höherer Art, nicht anmuthig, nicht graziös, keine Margaretha, keine Faustine, sie hat nicht die feine, fast überreizte Organisation, die durch Colorit, Beweglichkeit der Züge schön macht; sie ist sehr mager, dadurch treten ihre Züge scharf hervor, sie entbehrt der Regelmäßigkeit, welche in einem Frauenantlitz mit ihrer Härte versöhnt. Die Augen sind groß und sanft, aber fast immer von schweren röthlichen Augenlidern zugedeckt. Der Mund ist sehr groß und ohne Lieblichkeit, denn er verschließt eine Welt von Gram. Die Schönheiten zweiter Ordnung, das Haar, der Teint, die Zähne, nichts war ausgezeichnet. Und wenn Cecil fast zu dem Resultate kommt: sie ist häßlich! wie geht es denn nun zu, daß sie interessant aussieht? so bleibt sein Auge auf ihrer Stirn ruhen, die mit fester klarer Ruhe dem ganzen Antlitz einen geistig hohen Ausdruck gibt. Wie Mondenlicht über eine Ruine! „Dieser Mensch", sagt die Verf., „der sein halbes Leben an äußern Erfolg verschwendet hatte, sehnte sich danach, die andere Hälfte an eine Frau zu verschwenden, die nichts von dem Allen war und hatte, was ihm bisher als das Wünschenswertheste und Köstlichste erschienen war."

Renata ist von der Verf. mit großer Liebe gezeichnet worden. Sie hat das Pflichtgefühl in ihr personificirt. Diese Frau, die an einen Blödsinnigen verheirathet ist, wankt nicht, als ihr Geliebter Emmerich sagt: „Ein Band wie zwischen dir und Egon ist keins, hat nicht die Basis der Gegenseitigkeit, macht dich zu seiner Wärterin, nicht zu seinem Weibe", sondern antwortet: „Laß uns doch versuchen, um der Liebe willen gut zu werden, besser als wir sind ... und nicht schlechter, nicht so schwach, so feig, so heftig." Und als Emmerich dennoch auf Scheidung besteht, ruft sie: „Ich habe dir gesagt, daß ich die Liebe nicht als einen Freibrief verstehe, um Schlechtigkeiten zu begehen. Wer bei den gemeinsten Angelegenheiten des Lebens sein Wort nicht hält, wer von der Fahne desertirt, zu der er geschworen, ist entehrt, gilt für niederträchtig. Und ich sollte ehrlos mein Wort brechen, weil ich dich liebe? Das ist Unsinn, Emmerich." Hier tritt nun wahre, edle Gesinnung, ein frischer, gesunder Luftzug ein, der uns von den unbehaglichen Gefühlen, die uns der ganze Band gibt, heilt. So lange Renata die Trägerin dieser Gesinnung bleibt, ist sie für uns eine erhebende, erquickliche Erscheinung, die zwar eher Ehrfurcht als Begeisterung einflößt, aber die so stark ist, daß wir hoffen dürfen, dies Gefühl werde sich bis zuletzt erhalten. Das ist aber nicht der Fall. Indem man Renata's Geschichte anfängt, denkt man: O die bleibt treu, o die bleibt fest — aber nein! auch sie wankt, auch sie zeigt, daß die Treue ein Traum und die Liebe ein Hirngespinnst ist. Wie das wehe thut! Wie man sich versucht fühlt, mit der Verf. ob dieses Irrthums zu rechten, wie es uns unmöglich dünkt, daß eine Seele, die Emmerich liebte, diesen in den Hintergrund drängen und Cecil, den Egoisten, an die Stelle setzen kann. Von dem Augenblicke sinkt der Charakter Renata's, von dem Augenblicke haben wir keine Bewunderung, ja nicht einmal Achtung mehr. Aus Pflicht gibt sie Emmerich auf, und als sie frei wird, als sie dem auf ihr Bitten verheiratheten Emmerich auf seine Frage: „Nicht mir wirst du gehören, aber auch keinem Andern", antwortet: „Thor, ich gehöre ja dir und darum keinem Andern!" vergißt sie ihn so sehr, daß sie hofft, glücklich mit Cecil zu sein. Das ist ein Mißton, ein Fehler, eine Verirrung. Zwar kommt die Nemesis, schnell, fürchterlich, macht Emmerich wieder frei und bringt seine Leiche nach Nizza, in dem Augenblicke, da Renata einen geistigen Treubruch begeht, aber was hilft das dem Leser — der Glaube ist zertrümmert!

Die Gräfin Hahn hat ein mächtiges Zweigwerk, viel Epheu und Schlingkraut ineinander geflochten, Details gegeben, die den Baum zum Wald anwachsen lassen; hat hier eine Schwester reisen, dort eine sich scheiden und wieder heirathen, eine Thorschreiberstochter lieben und sterben lassen, hat wieder ein dickes Buch voll Reflexion, voll Geist, voll Phantasie geschrieben, dennoch reißt es nicht hin, bleibt es unaufgelöst, lückenhaft. Cecil bessert sich zwar, aber nur etwas, Emmerich stirbt, Renata lebt, aber ohne Selbstachtung; da ist kein Schluß, kein bestimmter, fester, alle Ereignisse übertönender Accord, da klagt es zuletzt in Cecil's Brief ganz unheimlich, ganz zerknirschend. Da fragt sich der Leser: Was ist hier die Grundidee? Und da er sie nicht finden kann, fallen ihm zuletzt zum Trost Renata's Gedanken auf der Felsklippe zu Nizza ein, sie heißen also:

Nichts ist wol interessanter als die verschiedenen Existenzen zu beobachten, was sie für eine bestimmte Färbung oder Stempel — wie man's nennen will — tragen, von dem sie sich durchaus nicht losmachen. Es liegt etwas Fatalistisches darin, und je bestimmter der Charakter ausgeprägt ist, um

desto mehr tritt es hervor, weil alsdann die Bestrebungen in diesem Sinn um desto mächtiger sind. Es sind nicht widrige Verhältnisse noch Schicksale in der gewöhnlichen Bedeutung voll Lust und Leid, die wechselnd durch das Leben der Menschen ziehen und bei dem Einen etwas länger, bei dem Andern etwas kürzer verweilen, es sind so zu sagen innere Schicksale, zu denen der Mensch nun gerade berufen ist. Es ist ein Wort über ihn ausgesprochen, das heißt: Zu spät! — oder: Umsonst! — oder: Glück auf! — oder: Einsam! — oder: Hüte dich! — und ich meine oft: die größte Lebensweisheit würde darin bestehen, daß der Mensch gleich beim Eintritt ins Leben zum Verständniß darüber käme. Die großen Menschen finden auch schnell das Wort, das ihr Leben regiert, versuchen nicht diese Magnetnadel nach allen Seiten der Windrose zu drehen, sondern folgen ihr zuversichtlich. Aber die Übrigen auch sehr begabte, auch sehr kluge, finden es dennoch nicht, rathen und tappen herum, sträuben sich dagegen, legen die Hände in den Schoos, oder überanstrengen sich — und machen troß Kraft und Willen die Sachen verkehrt, das kommt daher, weil sie ihr Bestimmungswort nicht gefunden haben. Dies klingt bizarr, ich weiß es wol, aber unwahr ist es nicht.

11.

Über Vermögen und Sicherheit des Besitzes. Gespräche zwischen dem Beamten, dem Freiherrn und dem Kaufmann. Stuttgart, Cotta. 1843. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Vor allen Dingen haben wir mit dem Verf. dieses Buchs über die Form zu rechten, in welche er seine Arbeit eingekleidet. Er hat sich, um nationalökonomische Wahrheiten in anspruchloser und gemeinfaßlicher Darstellung zu verbreiten, der Form eines Dialogs bedient, in welchem ein Kaufmann das moneyed interest, ein Freiherr das landed interest und ein Beamter — später noch ein Professor — die Theorie repräsentirt. Leider müssen wir diese Form für ebenso geschmacklos als zweckwidrig erklären. Dialoge passen für wissenschaftliche Expositionen nicht. Was bei Plato einen ganz eigenen Reiz hat, wird bei andern Dialogenschreibern unerträglich. Zweckwidrig ist die Form aber, weil das Zerreißen der Gedanken durch Hin- und Herfragen, die Einmischung unnützer Nebendinge — worin der Verf. sehr stark ist — die Lecture auf unnütze Weise erschwert und verweitläufigt. Wir wollen indeß nicht gerade vor dem Buche warnen. Es finden sich die charakteristischen Merkmale des landed interest und monneyed interest gut darin bezeichnet und nebenbei bekommt man manche gute Betrachtungen über statistische Notizen und deren Werth. Die Gespräche verbreiten sich über die meisten nationalökonomischen Tagesfragen: Verhältniß der Production zur Bevölkerung, Gründe der Schwankungen der Preise, Staatsschulden und Papiergeld, wahre und eingebildete Werthe, die Mengen der edlen Metalle u. s. w., und eröffnen am Ende, als Consequenz des Misverhältnisses wahrer und eingebildeter Werthe, die Aussicht auf einen enormen Bankrott, aus dem sich allein das Grundeigenthum rettet.

4.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Beitrag zur Geschichte der deutschen Journalistik in Paris.

Kaum hatte sich die Nachricht verbreitet, daß in Paris der Versuch, ein deutsches Journal zu gründen, erneuert werden sollte, so bemühten sich die deutschen Blätter, aus dem kurzen Bestehen ähnlicher Institute, die in Paris zu verschiedenen Zeiten gegründet waren, die Thorheit dieses ganzen Beginnens zu beweisen. Wir theilen diese Ansicht nicht so ganz und glauben vielmehr, daß, wenn ein Blatt in deutscher Sprache etwa in der Art, wie Galignani's bekanntes englisches Journal, nur mit größerer Berücksichtigung der wichtigsten literarischen Erscheinungen, geleitet würde, — daß, sagen wir, dasselbe nicht blos in Frankreich, sondern im Auslande überhaupt auf einen Absatz rechnen könnte, der seine Existenz einigermaßen zu sichern im Stande wäre. Wenn es in Deutschland bekannt wäre, wie die bisherigen Unternehmungen ähnlicher Art geleitet wurden, so würde man einsehen, daß ihr kümmerliches Gedeihen und ihr schnelles Eingehen nichts beweisen als die Unfähigkeit der Leute, die an der Spitze zu stehen pflegten. Die ganze Haltung und der Ton d. Bl. verbieten uns Mittheilungen aus der eigentlichen Chronique scandaleuse dieser Journale und ihrer Redacteure zu machen, aber ein Pröbchen von der grenzenlosen Leichtsinnigkeit, mit der z. B. das deutsche Blatt, welches vor einigen Jahren in Paris auftauchte, redigirt wurde, müssen wir doch geben. Die Mitarbeiter versammelten sich, nach Art der Redactionen der übrigen politischen Tageblätter, gewöhnlich des Abends, um die Artikel, welche während der Nacht gesetzt und gedruckt werden sollten, gemeinschaftlich zu berathen und abzufassen. In diesen Versammlungen stellte sich nun täglich die Unmöglichkeit heraus, daß das Blatt, dem alle geistigen und materiellen Mittel versagt waren, lange bestehen konnte. Bald fehlte es am nöthigen Papiere, und eine Nummer mußte in Octav erscheinen, während einige Tage darauf, wenn ein Papierhändler wieder etwas auf Credit verabfolgen ließ, dem Journale wieder das größere Format gegeben wurde; dann versagten die Drucker, die nicht länger ohne Bezahlung arbeiten wollten, ihren Dienst u. s. w. Eines Tages war man eines leitenden Artikels für den kommenden Morgen wegen in Verlegenheit, man hatte weder Stoff bei der Hand, noch fühlten die Redacteure Lust, etwas auszuarbeiten, sodaß sie sehr froh waren, als einer der Mitarbeiter, der sich später des großartigen Bücherdiebstahls wegen in Paris berüchtigt gemacht hat, einen vergilbten Aufsatz hervorzog, der unbesichtigt abgedruckt wurde. Am nächsten Tage empfingen die wenigen Abonnenten, welche das Blatt hielten, statt eines leitenden politischen Artikels eine philologische Abhandlung über das alte Massilia! Der schnell erloschene „Stern" war so leer und gehaltlos, daß er auch in Deutschland sich nicht am Horizonte würde gehalten haben. Ob Ruge's beabsichtigte Revue ein langes Bestehen haben wird, muß sich zeigen. Wir bezweifeln es fast, Ruge müßte denn seiner Zeitschrift eine rein socialistische Färbung geben. Was das Journal „Vorwärts" betrifft, so müssen wir gestehen, daß wir uns von diesem Unternehmen, welches von Personen ausgeht, die wol eine gewisse industrielle Thätigkeit und Beweglichkeit, aber keinen wahren Fonds haben, nichts Rechtes versprechen können.

Anatomisch-physiologische Werke.

Der Nachfolger Cuvier's am „Jardin des plantes", Flourens, hat, seitdem seine Wahl zum Mitgliede der französischen Akademie von vielen Seiten mit so großer Erbitterung getadelt worden ist, durch eine Reihe glänzend geschriebener Abhandlungen, welche auch dem größern Publicum zugänglich sind, bewiesen, daß er die ihm gewordene Auszeichnung wirklich verdient. Wir rechnen dahin vor Allem seine schöne Darstellung der Verdienste seines großen Vorgängers und die interessante Kritik der Phrenologie, die wir aus seiner Feder erhalten haben. Darüber hat Flourens seine eigentlich gelehrten Arbeiten nicht vernachlässigt; wir haben vielmehr von ihm eine Reihe von „Recherches sur le développement des os et des dents" anzuzeigen, aus denen die Wissenschaft nicht unwesentliche Bereicherungen zu erwarten hat. Ein anderes wichtiges anatomisch-physiologisches Werk, von dessen Erscheinen wir die Gelehrten vom Fach in Kenntniß setzen wollen, ist die „Anatomie et physiologie du système nerveux de l'homme et des animaux vertébraux", von der vor kurzem der erste Band in den Buchhandel gekommen ist.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 57. —— 26. Februar 1844.

Urban Grandier, oder die Besessenen von Loudun, von W. Alexis. Zwei Bände. Berlin, Lesecabinet. 1843. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Unter die zarte, salonfähige, von Aromen und Riechwassern duftende Gesellschaft jener geleckten und überklugen Helden und Heldinnen, mit deren Hülfe Frau von Paalzow und Ida Gräfin Hahn-Hahn und Therese und die Verfasserin des „Schlosses Goczyn" und wie sie alle heißen mögen unsere gegenwärtigen deutschen Mad. Genlis und Mad. Staël und Mad. Dudevant und Mistreß Trollope, welche die plumpen, dummen und naseweisen Burschen unserer männlichen Autoren aus dem Tempel der deutschen Romantik vertrieben und diese selbst in einen niedlichen Salon verwandelt haben, den der Portier der Erwartung öffnet und der Livreebediente der Ermüdung schließt: unter diese geschmackvoll conversirende exclusive Gesellschaft stürzt hier plötzlich, ein blutendes Gespenst, dieser Urban Grandier, zerfleischt, zerrissen, zerfoltert, an allen Gliedern zerdehnt und verrenkt, mit geisterhaften und doch so unendlich stolz und ruhig blickenden Augen, und hinter ihm her ein Gesindel wüster von Gott verlassener und vom Teufel besessener Weiber, Flammen der Hölle ihre Augen, Teufelskrallen ihre Hände, krampfhaftes Zittern ihre Glieder, glühender Dampf ihr Athem, tobend, kreischend, brüllend, zuckend, fluchend, Gott lästernd, sich krümmend, sich windend, auf den Boden geworfen und wieder emporgeschnellt, darunter ein finsterer Priester, hager, mit verwüstetem Gesicht, struppigen Brauen, brennenden und wild rollenden Augen und eine Unzahl anderer grimmig und teuflisch blickender schmuziger Mönche, gräßliche Flüche und Verwünschungen ausstoßend und in fleischlosen Fäusten Brände schwingend, die nach dem noch qualmenden Scheiterhaufen dunsten, und all die St.-Roche, und die Ulrich und die Cecil und die Sigismund Forster und die Falkenberg, mit ihren zierlichen Cabinetsstückchen von Leidenschaften, oder „Passionen", wie es im vornehmen Rococostil heißt, mit allen ihren „sublimen" Redensarten, ihren „Emotionen", ihrer „Adoration", ihrem „brillantirten Verstand", ihrer „facticen" Bildung, ihrer „finanziellen Somnität", ihren „Alluren", alle diese feinen Leute, die nicht elend sein können, sondern nur „miserabel", stäuben von allen Seiten auseinander, „stupid" vor Schreck bei dem Anblick einer solchen „insipiden Societät"; höchstens dauert Cecil aus, weil er als Diplomat erst bei seinem Hofe um Urlaub nachsuchen muß, und sucht den Höllenspuk durch ein diplomatisches Nötchen zu beschwichtigen und lorgnettirt da eine Besessene, die, obgleich ihre Haare herabhängen und ihre Zähne knirschen und ihre Augen rollen, doch eine schöne „Büste" hat, um in Ausdrücken der vornehmen Gesellschaft zu sprechen. Ich habe, trotz meiner „inferioren" Stellung, doch einige Studien bei euch gemacht, ihr Herren Cecil und Sigismund und Ulrich und Frau Gräfin Faustina, aber vor diesem Urban Grandier und diesen tollen ekelhaften Weibern und diesen nach dem Gestank des Fanatismus dunstenden Mönchen — meine aristokratischen Leserinnen werden hier nach „Odeurs" verlangen — laufe ich plebejischer Mann nicht davon, ich halte aus, ich mische mich unter das Gesindel, dränge mich durch die verhexten Weiber, stoße die wilden Exorcisten und den fanatischen Lactanz und Barre bei Seite und drücke dem gemishandelten unglücklichen Urban Grandier warm die Hand.

Indeß sehe ich mich doch zu einer kritischen Straf- und Gardinenpredigt genöthigt. Zuvörderst aber, Willibald Alexis! erlaube mir, mich mit dir auf einen vertraulichen Fuß zu setzen und dich mit du anzusprechen; denn Das fehlte noch, daß wir Schriftsteller uns mit Er anredeten, und das Sie ist unter Schriftstellern ebenso wenig etwas werth als unter Brüdern. Demnach frage ich dich, o Wilibald Alexis! wie konntest du so unklug sein und in einer Zeit, wo die gelesenen Romane unter geistreichem Geplauder im Sopha und der chaise longue abgespült werden und Jedermann im Romane wie im Foyer der großen Oper zu London im Ballanzuge erscheinen muß, wo man alle arabischen und indischen Wohlgerüche verspritzt, nur kein Blut, wo die Herren des Romans rings umher stehen wie schwarzumflorte Orgelpfeifen und die Damen gut sprechen haben, weil sie so bequem sitzen — wie konntest du in einer solchen Zeit nach einem so greuelvollen Stoffe greifen und dich vergreifen, bei dessen bloßem Anblicke jeder Salondame die schöne Menschenhaut in eine Gänsehaut zusammenschaudert? Allerdings fängst du, o Wilibald Alexis! ganz gemüthlich mit einem Kamine, einem Lehnstuhle

und andern sanftmüthigen Dingen an, die in einem Romane sehr gebräuchlich sind und einen guten Eindruck machen, aber der Lehnstuhl dehnt sich am Ende zu einer martervollen Folter aus und die Lohe im Kamin wächst an zu einem Scheiterhaufen! Unbesonnener Mann! erwartest du die eisernen Nerven eines Urban Grandier von deutschen Leserinnen, deren Nerven wie aus Seide gesponnen oder wie aus Baumwolle gewebt sind? Wende nicht ein, Tollkühner, daß das weibliche Geschlecht sich mit Begierde dahin drängt, wo eine Hinrichtung zu sehen ist, daß die vornehmen pariser Damen bei der gräßlichen Hinrichtung Damier's alle Fenster am Grèveplatz in Beschlag nahmen und mit Wollust dem entsetzlichen Schauspiele beiwohnten, was ausdrücklich in den Berichten der damaligen Zeit erwähnt ist — jede noch so zarte Leserin würde mit Nero auf dem Thurme sitzen, dem Brande Roms gemüthlich zuschauen und Schiller's Brandverse aus dem Glockenliede mit flötender Stimme recitiren können, aber sie schaudert vor dem Brande Roms, vor dem Mordbrenner Nero, wenn sie davon hört oder liest; denn das Ohr steht mit der Vorrathskammer von Vorstellungen im Gehirn viel inniger in Verbindung als das Auge, es vernimmt Geschichte, wo dieses nur ein Schauspiel erblickt, das Auge richtet sich starr und unbeweglich auf das Opfer seiner Lust, während das Ohr bis in die Gehirnkammer hinein bang erzittert, und die Thräne tritt erst dann in das Auge, wenn das Ereigniß bereits zur Vorstellung und zur geschichtlichen Erinnerung geworden ist. Dieselbe Dame, die jetzt dein Buch, höchst greuelvoller Alexis! bei der Schilderung der Martern, die Urban Grandier erdulden mußte, vor Entsetzen von sich schleudert und dich sammt deinem Romane verwünscht, würde vielleicht, wenn eben dies Entsetzliche zu sehen wäre, die süße Mühe nicht scheuen, sich in Putz zu werfen und von einem Fenster oder Balcon aus an dem blutigen Schauspiele ihre Augen zu weiden. Endlich, unsauberster aller unsaubern Geister! in welchem Zustande führst du uns die Frauen und Jungfrauen vor? Du wirst sagen, nicht du, sondern die Geschichte selbst habe sie so geliefert, wie sie aussehen. Als ob den Frauen etwas Anderes Geschichte wäre als die Gegenwart, als der Mann, der ihnen schmeichelt, als der Geliebte, der ihnen treulos geworden, als das Nächste, was sie von ihrem Sopha oder ihrer Kalesche aus sich bewegen oder stillstehen sehen. Sie wollen nichts hören von den Verirrungen ihres Geschlechts, weil sie nichts hören wollen von der Geschichte; oder vielleicht auch umgekehrt: sie fürchten auf Entsetzliches und Abscheuliches in der Geschichte ihres Geschlechts zu stoßen, darum fliehen sie das geschichtliche Studium überhaupt. Daß Madeleine vom Teufel der Liebe besessen ist, das ginge noch hin, das sind andere Weiber auch, obgleich es schon unrecht erscheint, sie so abhängig vom Schicksale ihres Geliebten, so wenig geistreich im modernen Sinne, dagegen so poetisch wahnsinnig, in ein so himmelstürmendes Pathos ausbrechend erscheinen zu lassen; aber Das, überaus freventlicher Wilibald Alexis! ist unverantwortlich von dir, daß du uns Weiber, ja junge und schöne Mädchen wie bei einer Thierschau vorführst, die entweder sich vom absoluten Teufel besessen stellen oder vom absoluten Teufel wirklich besessen sind, und wie besessen! Du selbst sagst, schonungsloser aller Schonungslosen, diese Mädchen und Frauen und Jungfrauen und Witwen hätten ihre Glieder in Stellungen hin und hergeschleudert, die zu schildern das Gefühl des Anstands verböte, als ob überhaupt bei einem Autor, der nicht in der „Intimität" der exclusiven Gesellschaft lebt und zur Crême gehört, von einem Gefühl des Anstands die Rede sein könnte. Und Worte stoßen diese unglücklichen Geschöpfe aus, die ihnen nur der infernalische Sprachmeister selbst eingegeben haben kann, und auf die Toilette halten sie nun gar nichts, vielmehr haben sie aller Toilettenkunst und aller Mode den Krieg erklärt, ja, der Kleidung selbst, die sie verzerren und herabzupfen und, wie König Lear seinen Purpurmantel, als Plunder zu betrachten scheinen — kurz, wir haben hier einen vollständigen Tanz von Brockenhexen vor uns, die sogar mit ihren Schuhen und Pantoffeln um sich werfen; sagt doch Urban Grandier selbst von ihnen: „Das sind ja Teufel, die sich selbst die Hufeisen abreißen", und wenn Urban Grandier so ungebührlich von ihnen spricht, was sollen wir dazu sagen, die wir das Wort Schuh oder Pantoffel in einer feinen Gesellschaft kaum aussprechen dürfen? Gehe zu Rathe mit deinem Gewissen, durchaus antisocialer Wilibald Alexis! der du die Wände deines Romans, statt mit Rosenkränzen, mit Pechkränzen behängst und Schwefelpulver statt Riechpulver abbrennst und deine Romane im rustiken Geschmack statt in modern elegantem Stile aufführst. Doch nebenbei gesagt: auch der vornehm exclusive Roman hat seine Vorzüge, den Vorzug der Reinlichkeit und Zierlichkeit und der geschmackvollen Eleganz und einen Vorrath von feinen psychologischen Bemerkungen, die freilich wie mit scharf geschliffenem Messer aus zartem socialen Holze geschnitzt zu sein scheinen, und nicht wie bei dir mit dem Meißel und dem Marmor der Geschichte selbst herausgearbeitet sind.

Doch zur Sache. Wir haben hier, wie der Verf. selbst sagt, „nur eine schwarze Pagina aus dem großen Buche von Wahnsinn, das in immer neuen vermehrten Auflagen gedruckt wird, das in jedem Zeitalter, in jeder Nation, Zusätze erhält". Und er fügt hinzu: „Ähnliches freilich ist selten vorgekommen, Verwandtes dagegen oft; es kommt noch heute vor." Um aber den Leser auf den richtigen Standpunkt zu setzen, reicht es hin, aus der kurzen aber bedeutungsvollen Vorrede Folgendes mitzutheilen:

Ob, was ich hier dem Leser übergebe, ich Roman, Novelle, Geschichte nennen soll, bin ich in Zweifel. In ganz andern Studien begriffen stieß ich auf dies erschütterndste Trauerspiel, das der Wahn in Frankreich aufführte. Ich wollte darüber hinweg, ich konnte es nicht. Der Wahn hat in Frankreich so zahllose furchtbare Trauerspiele aufgeführt, er spielt noch immer, nur in neuen Masken und Kutten fort, und dort

nicht allein, und umhängt das Ewige, Göttliche mit seinen Dunstmänteln; was quälten mich gerade diese bluttriefenden, Feuer und Schwefel duftenden Phantasmagorien täglich und nächtlich, bis ich jene Studien und andere Arbeiten plötzlich bei Seite warf und — die Geschichte niederschreiben mußte, oder das Gedicht dichten, wie man will. — — Roman ist es nicht. Es ist Alles wahr, von der documentirten Geschichte, von Acten, von zahllosen Schriften beglaubigt. Keine der handelnden Personen, keiner ihrer Acte ist ein erfundener. Es ist Wahrheit bis in die kleinsten Details, selbst bis zur unscheinbaren Quelle der Tragödie hinauf, dem albernen Spiele junger Mädchen, die nicht ahnten, welche entsetzliche Verhängnisse ihre Kinderei ins Leben rief. Aber die Wahrheit stand so dürr da, das Gräßliche so nackt; die abscheulichste Intrigue allein sollte die Wunder ins Leben gerufen haben! Hier glaubte ich, nach einer andern Wahrheit suchen zu müssen, nach dem psychologischen Processe, nach der psychischen Quelle, die das Unerhörte, das Unglaubliche aus dem alleinigen Gebiete der Willkür und cannibalischen Bosheit reiße. Dies ist der Roman der Geschichte. — — Aber ich glaube, es ist ein wahrer Roman. Die Geschichte aller Verirrungen des Glaubens, aller Greuelherrschaften des Wahns und des Fanatismus lehrt uns, daß die Intrigue immer nur eine secundaire Rolle spielte und das Heft alsbald Denen aus der Hand fiel, welche es zu führen meinten und eine dämonische Gewalt es aufgriff, deren Walten außer aller Berechnung ist. — So spielt der Teufel nicht mehr auf Erden! Will man mir den Einwand gegen die Zeitgemäßheit des Themas machen? Ich meine der Besessenheiten in unserer Zeit sind viel, auch ohne die von Prevorst, Orla u. A. zu erinnern; und wo man mit dem eisernen Zollvisitatorstabe nicht mehr nach dem Teufel, sucht man vielleicht damit nach dem ewigen Gott in den Herzen der Menschen. So meine ich, wird die Geschichte noch für lange Zeit Gültigkeit behalten, bis zu der späten, goldenen, vielleicht tausendjährigen, wo es zum Frevel wird, das Ewige in der Menschenbrust einer irdischen Controle zu unterwerfen.

Also auch Wilibald Alexis ist in seiner Art ein Chiliast, er glaubt an ein tausendjähriges goldenes Reich, wo mit den Leidenschaften der Menschheit auch ihre Leiden aufhören sollen und das reine Licht leuchten wird. Es gibt einen eigenen Orden, der sich eigens das Ziel gesetzt hat, die Menschheit diesem Lichte entgegenzuführen. Diese Ordensvereinigung besteht aus Tausenden und im Verhältniß zur Gesammtzahl doch nur aus Wenigen; ihr Zweck ist edel, aber selbst unter diesen Wenigen haben die dämonischen Leidenschaften, Rang-, Ehr-, Stellensucht, Stolz und Eigennutz und kindisches Spiel mit Äußerlichkeiten und Ausschließlichkeit nicht aufgehört; wie will man der gesammten Menschheit das reine Licht versprechen und ein tausendjähriges Reich des Glücks und des Friedens? Und warum nur tausend Jahre? Und wenn diese vergangen sind, was dann? Nein, die Menschheit, so unvollkommen in sich, ist für dieses reine Licht, für diese Ruhe nicht bestimmt, sondern für den Kampf, ja, für einen ewigen Kampf, hervorgerufen durch die Leidenschaften, die tief in der Menschen Brust eingepflanzt sind als die Triebräder der ganzen Maschine. Nicht der vierte Theil der Menschheit athmet in der Luft der Civilisation, und wie viel dunkle Schichten, in die noch kaum ein Lichtstrahl, höchstens ein matter mehr blendender und verwirrender als leitender und aufklärender Abschein dringt, strecken sich noch innerhalb dieser civilisirten Welt in die Tiefe, und wie vulkanisch gährt es darin und kocht es, und wie bricht sich prismatisch dieses Licht der Erkenntniß nach den verschiedenen Rangstufen und Volksstämmen und provinziellen Abzweigungen, daß man vergebens sucht, wo das reine Urlicht zu finden ist. Und wie ein leiser Luftzug die Leuchte, so mag ein Geschichtssturm das Licht der Erkenntniß und Aufklärung über Nacht erlöschen, oder es erstickt in der bösen dunstigen Luft, die sich unversehens in der Tiefe entwickelt, und der Bergmann, der es trug, erstickt mit ihm. Jede Religion, die jüdische, die der griechisch-römischen Welt, wie die christliche, hat ihre Wahngläubigen gehabt, und auch die der Zukunft prophezeite Religion, die der philosophischen absoluten Erkenntniß oder wie man sonst sie nennen will, wird ihren Wahn, ihre Fanatiker haben und, wie sie jetzt verfolgt wird, Die verfolgen, welche nicht erkennen wollen oder nicht so zu erkennen im Stande sind wie sie. Denn die Art Derer, die das Heft in Händen haben, war es stets, Gewissenszwang zu üben, die Einen aus wirklicher Überzeugung, die Andern eines äußerlichen Zwecks und Vortheils wegen. Und der Gang des Fanatismus war überall derselbe und wird immer derselbe sein, in politischen wie in religiösen und in intellectuellen Dingen, und hätten wir nicht schon einen politischen Fanatismus gehabt? Und wäre er nicht, wenn auch gebunden, auf beiden Seiten noch vorhanden? Und liegt er nicht in der Atmosphäre und wird er nicht zur ansteckenden Krankheit wie jede Schwärmerei? Betrüger und Intriganten mischen sich ein, die Einsichtsvollern selbst werden schwankend, aber die Masse glaubt, es steckt Einer den Andern an und das Tollste geschieht, wovor dem gesunden Menschenverstande schwindelt. Wie viel mehr im Mittelalter, wo blutige unablässige Fehden, eine noch ungezähmte wildere Natur, deren Gesetze noch nicht verstanden wurden, Pestseuchen und Hungersnoth die Phantasie mit schrecklichen und düstern Vorstellungen bevölkerten! Darum möge Wilibald Alexis an der Zeitgemäßheit seines Themas nicht zweifeln, der Fanatismus und wie er entsteht, wird, wächst und von Charlatanen und eigennützigen Intriganten benutzt wird, ist ein stets zeitgemäßes Thema und lehrreich für jedes Zeitalter und jede Nation. Der Fanatismus während der französischen Revolution, Sand's That, Weidig's martervolle Gefangenschaft, die in das Mittelalter zu gehören scheint — wer zweifelt, daß ein Rückfall möglich sei? Und gibt es nicht in der Schweiz noch Exorcisten?

(Der Beschluß folgt.)

Ein Wunsch.

Daß der Sinn für Erforschung des Culturzustandes unserer Voreltern, welcher vor einem Vierteljahrhundert wenn nicht erweckt, doch neu belebt wurde, seit dieser Zeit immer mehr sich verbreitete, beweist die bedeutende Anzahl von Alterthumsvereinen, welche besonders in allen Gauen Deutschlands sich gebildet haben, und die zahlreichen, zum Theil höchst schätzbaren Schriften, die, wie jeder Meßkatalog zeigt, in rascher Folge von diesen Vereinen oder von einzelnen For-

schern ausgehend, nachgerade einen hellern Blick in die sittlichen und Culturverhältnisse der frühern Jahrhunderte gestatten.

Bei dieser Anhäufung von Material, das in Hunderten von Journalen zerstreut ist, war es erwünscht, daß von Zeit zu Zeit von verschiedenen Gelehrten, wie z. B. Klemm, Wagner, Preusker u. A., Zusammenstellungen der bis dahin gemachten Entdeckungen versucht und mit eigenen Forschungen bereichert veröffentlicht wurden; und daß, wie früher Vulpius in seinen vielgelesenen „Curiositäten" und in andern ähnlichen von ihm verfaßten Journalen, neuerlich v. Raumer, v. Hormayr, Westenrieder x. in ihren „Historischen Taschenbüchern" die gesammelten Thatsachen zu allgemeinen und besondern Sittenschilderungen zu verarbeiten begannen, welche, mehr ins Einzelne gehend als Raum und Zweck allgemein historischer Werke zuläßt, uns ein lebendiges Gemälde des Lebens und Wirkens unserer Altvordern in mancherlei Lagen und Verhältnissen vorhielten. So schätzenswerth alle diese Arbeiten sind, so vermißt wenigstens Einsender Dieses in den ihm bekannten Leistungen dieser Art ein tieferes Eingehen auf den Zustand der untern Volksclassen, während die höhern Stände, besonders die höchsten und der hohe Adel, in jenen Darstellungen und in den bekannten Werken über Ritterthum und Hofleben ihre Geschichtschreiber fanden, wie sie den übrigen Ständen ebenfalls zu wünschen wären, wenngleich auch jene Arbeiten noch Manches zu wünschen übrig lassen, in Beziehung auf Darstellung des gewöhnlichen oder Stilllebens. Zwar weiß Einsender recht wohl, daß für Darstellung eben dieses stillen und häuslichen Lebens und für den normalen Zustand des geselligen Verhältnisses jener höhern Stände sowol als auch, und zwar in noch weit höherm Grade für die der untern Volksclassen, die historischen Quellen weit sparsamer und verborgener fließen, eben weil diese Zustände kein chronikwerthes Aufsehen machten und weil besonders der Bürger und Bauer in seinem Alltagsleben und in seinen gewohnten Vergnügungen der öffentlichen Beachtung entgeht und diese gerade nur dann erregt und daher auch dann nur in Specialchroniken genannt wird, wenn er aus seiner gewöhnlichen Sphäre heraustritt, indem er durch besondere Glücks- oder Unglücksfälle oder durch Excesse jeder Art die Augen der Menge auf sich zieht.

Daher kam es denn auch, daß die meisten bis jetzt versuchten Schilderungen des frühern Zustandes der untern Stände, wenn sie aus ältern Geschichtswerken, besonders aus Stadtchroniken entlehnt wurden, als Zerrbilder erschienen, welche nur schiefe Begriffe veranlassen können, und aus gleichem Grunde findet sich auch noch mancher solche Auswuchs in der Darstellung des häuslichen und alltäglichen Lebens der höhern und höchsten Stände, wie Jedem bekannt ist, der sich in der betreffenden Literatur umgesehen hat.

Eben diese Kenner der ältern Literatur werden aber auch zugeben, daß außer den eigentlichen Geschichtswerken sich in vielen andern Schriften der frühern Zeiten recht schätzbare und für die Cultur- und Sittengeschichte aller Classen höchst lehrreiche Daten finden lassen, wenn man Zeit und Mühe anwendet, sie aus einer Masse unfruchtbarer Spreu auszulesen.

Es finden sich auch unter den Papieren unserer Gelehrten und anderer Literaturfreunde gewiß hin und wieder zahlreiche Excerpte dieser Art, welche wol nur darum ungebraucht liegen, weil ihr Besitzer eben nicht Lust oder Beruf fühlt, sie zu verarbeiten, weil er sie, so wie sie sind, nicht veröffentlichen mag und sie daher so lange beiseite schiebt, bis sie nach seinem Hintritte wieder zerstreut werden. Daß auf diese Weise schon manches sehr schätzbare, mühsam erworbene Excerpt wieder verloren ging, ist nicht zu bezweifeln, und viele mögen auch in bestaubten Fascikeln öffentlicher Bibliotheken schlummern. Vulpius fand dergleichen z. B. in der gothaer Büchersammlung, und theilte daraus mancherlei Interessantes in seinen „Curiositäten" mit.

Wäre es nun nicht zu wünschen, daß neben den vielen andern Journalen auch eins bestände, in welchem die Besitzer solcher Excerpten-Sammlungen für die eigentliche Sittengeschichte der untern Stände sie zum öffentlichen Gebrauch mittheilten? Es versteht sich, daß bei jedem Citat die Quelle genau angegeben, das Excerpt wortgetreu und in der Sprache des alten Autors selbst mitgetheilt und, wo erläuternde Abbildungen, schwarz oder colorirt, erfoderlich wären, auch diese gleichfalls mit diplomatischer Treue beigefügt würden; da über den Werth solcher Bilder, nach Dem, was Kopp, Mone, Dreger, Grupen u. A. darin geleistet und darüber geäußert haben, wol kein Zweifel bestehen wird. Diese Excerpte unter passende Rubriken gebracht, mit einer kurzen Einleitung versehen und auf eine ungezwungene Weise unter sich verbunden, müßten schon durch solche Zusammenstellung auch ohne vieles Raisonnement sehr belehrend werden und gleichsam en mosaique den fraglichen Gegenstand in seiner ursprünglichen Gestalt und Farbe mit den Worten der Alten selbst uns wieder vorführen.

Diese Rubriken dürften etwa die Zustände der verschiedenen untern Volksclassen theils im Allgemeinen, theils speciell bezeichnen, und wenn z. B. unter die Collectivtitel

Charakter, Denkart, Sitten und Gebräuche aller Stände und Volksclassen überhaupt, Bürgerstand und Stadtleben, Volksglaube und Aberglaube, religiöser Glaube, Gebräuche und Kirchenfeste, Hauswesen und häusliches Leben, geselliges und Volksleben, Kriegswesen der Städte x., öffentliche Anstalten für Sicherheit und Bequemlichkeit x.

die hin und wieder sich findenden oft recht lebendigen Schilderungen solcher allgemeinen Zustände und Einrichtungen mit den Worten der Alten wiedergegeben und so ihre Ansichten darüber uns vorgeführt würden, so würden die besondern Rubriken, z. B.:

Häuser und Hausgeräthe, Kochkunst, Essen, Trinken, Mahlzeiten und Trinkgelage, Kleidung, Putz, Moden, Parfumerien x., Preise aller Dinge und Lohn und Besoldung zu verschiedenen Zeiten, Heiraths-, Tauf-, Wochen-, Begräbniß- und Trauergebräuche, Kinderzucht und Kinderspiele, Schulbesuch, fahrende Schüler, Volksbelustigungen aller Art, Winterfreuden, Faschingslust, Tanzfreuden, Musik, Schauspieler, Gaukler, Fechtschulen, Schießübungen, Volksfeste und Feierlichkeiten x.

dann unter den Titeln:

Kaufleute, Krämer, Botenwesen, Reisen, Kutschen und Pferde, Sänften, Schlittenfahrten, Gasthöfe, Schenken, Trinkstuben, Frauenhäuser, Badestuben, Badereisen u. dgl.

die einzelnen Züge des häuslichen und geselligen Lebens des Bürger- und Bauernstandes geschildert werden, woneben das Leben und Treiben der in frühern Jahrhunderten so zahlreichen fahrenden Leute:

Bettler, Aussätzige, Zigeuner, Pilgrime x.

gleichfalls dargestellt werden könnten, da auch hierüber sich belehrende Nachrichten finden lassen.

Auch lebhafte Erzählungen von den Drangsalen einzelner Personen und ganzer Gemeinden im Kriege, bei Pest und Hungersnoth, Berichte von Reisen und Wallfahrten u. s. w. sollten nicht übersehen werden, sowie überhaupt charakteristische Züge des Zeitgeistes zu sammeln wären.

Daß eine solche Sammlung von brauchbaren Citaten dem gelehrten Forscher ebenso erwünscht sein könnte als sie, wenn auch nur leidlich gehalten, bei dem größern Publicum Theilname finden würde, läßt sich nach dem Interesse, mit welchem ähnliche Sammlungen von Beckmann, Vulpius u. A. aufgenommen wurden, um so weniger bezweifeln, als jene Werke ein Menge Dinge enthielten, die weit weniger allgemeines Interesse erregen als die bisher so sehr versäumten Darstellungen der Sitten und Gebräuche der mittlern und untern Volksclassen in der Vorzeit.

Es ist kaum zu zweifeln, daß, wenn nur erst der Anfang gemacht wäre mit dem Abdrucke einiger Rubriken aus dem Vorrathe eines Sammlers, sich dann bald Nachträge und Erörterungen hierzu von andern Forschern finden würden. 110.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 58. —— 27. Februar 1844.

Urban Grandier, oder die Besessenen von Loudun, von W. Alexis. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 57.)

Urban Grandier — ich will das Factum von den Besessenen von Loudun, das halb eine Posse, halb eine entsetzensvolle Tragödie, im Ganzen aber ein schaudervolles Pasquill auf das dumme, erbärmliche, aller Scheußlichkeiten fähige Menschengeschlecht ist, als bekannt voraussetzen — Urban Grandier selbst ist von dem Verf. mit großem Geschick als historische Person in den Vordergrund und als Romanheld in die vollste Beleuchtung gestellt worden. Durch seine körperliche Schönheit, durch das Feuer seiner Beredtsamkeit, durch seine gesammte Haltung, in der sich ein edler übermächtiger Geist spiegelt, reißt er die Weiber und Mädchen zur glühenden Bewunderung hin; man will nur ihn sehen, nur ihn sprechen hören, nur von ihm sich fragen lassen. Um so weniger Freunde zählt er unter den Männern, die sein Stolz wie sein Glück empört; besonders arbeitet die Geistlichkeit an seinem Sturze, hierunter der schleichende, listige, sonst unbedeutende Kanonikus Mignon, ferner der Requetenmeister Laubardemont und Andere. Sogar den allmächtigen Cardinal Richelieu hat Grandier beleidigt, und bis an die Stufen des Throns dehnt sich das Spalier seiner Feinde. Die Nonnen des Ursulinerklosters, sämmtlich bis zur Äbtissin hinauf junge Geschöpfe, sind, wie es plötzlich heißt, besessen, eine nach der andern, sie werden exorcisirt, und Alle sagen auf Grandier aus. Dies mag eine Intrigue gewesen sein, und die Meisten haben sie dafür mit Recht angesehen; so schreibt Pétin, ein Arzt, in Bezug auf Laubardemont, „daß dieser es gewesen, der im J. 1634 den armen Pfarrer zu Loudun, Urban Grandier, lebendig verbrennen ließ und vorgab, dieser Pfarrer hätte eine Legion Teufel in die Leiber der Nonnen zu Loudun geschickt, da er doch selbst die Nonnen hatte abrichten lassen, seltsame Capriolen zu machen, und dadurch dem Volke einbildete, sie wären besessen". W. Alexis spricht sich nicht geradezu für eine Intrigue aus, doch geht aus der ganzen juridisch geschickten Darstellung hervor, was der Verf. von dieser mysteriösen Geschichte denkt. Es mag aber immerhin eine Art Besessenheit gewesen sein, nämlich eine durch pfäffische Veranstaltungen, Drohungen, Ein- und Überredungen und Schreckmittel aller Art hervorgebrachte künstliche Besessenheit; denn wer den Tollen spielt, nehme sich in Acht, daß er nicht aus dem gefährlichen Spiele als Toller hervorgehe. Was aber bei Jenen nur eine künstliche oder verstellte Besessenheit war, wurde bei Andern eine wirkliche Besessenheit, eine närrische Einbildung, eine Krankheit. Ähnliche Erscheinungen sind in alter und neuer Zeit vorgekommen, und am meisten ist das seltsam organisirte weibliche Geschlecht solchen dämonisch wirkenden Einbildungen unterworfen, besonders wenn sie aus religiöser Schwärmerei hervorgehen. Halb belügen sich diese schwärmerischen Weiber selbst, halb sind sie belogen, und doch sind sie ehrlich und ihr Zustand kein erheuchelter; sie haben den Dämon an die Wand gemalt, und der Dämon hat sich von der Wand losgelöst und in die Tiefen ihres Organismus versenkt. Erst vor kurzem las man in öffentlichen Berichten, daß ein bedenklicher religiöser Fanatismus in einer schwedischen Provinz unter den Mädchen um sich griffe, daß sie sich vom Geiste beseelt fühlten und öffentlich predigten u. s. w., und wie viele Somnambulen erzeugte in Deutschland die Seherin von Prevorst! So geschah es auch in Loudun, im ganzen Bezirke von Loudun, in der Umgegend von Chinon und Angers; alle Frauen waren besessen oder fürchteten besessen zu werden, jene sagten auf Urban Grandier aus, und diese, wenn der Name Urban Grandier nur ausgesprochen wurde, erschraken wie bei dem Namen Beelzebub's. Ganze Scharen Besessener strömten in die Thore Louduns ein, an ihrer Spitze der Fanatiker Barre; gegen diesen, wie gegen die Exorcisten Lactanz und Tranquillus, gegen die ganze geistliche Verschwörung, welche den widrigen Laubardemont, den Pater Joseph und Richelieu selbst im Hinterhalte hatte, vermochten Die, welche die tragische Posse durchschauten, vermochten die Männer der weltlichen Gerechtigkeit, der aufgeklärte Bailli nichts auszurichten. Die armen Besessenen erhielten von pflichtvergessenen Ärzten statt beruhigender Getränke aufregende; sonst fand allerlei Possenhaftes bei den Beschwörungen statt, wodurch der Spottgeist reichliche Nahrung erhielt und die Beschwörer selbst bloßgestellt wurden, ohne beschämt zu werden; es fanden so burleske und doch so tief tragische Scenen dabei statt,

alle Rechtsformularitäten wurden in solcher empörenden Weise verletzt, alle Scham und Schande, alle Gesetze des Anstandes, alle Paragraphen der Gerechtigkeit so mit Füßen getreten, daß ein Grauen vor den Entartungen der Menschheit das Herz ergreift und die Röthe der Scham über ihre unter den Schutz des Gesetzes genommenen Dummheiten und Schlechtigkeiten die Wangen des Lesers färbt. Man sage nicht, dergleichen sei jetzt nicht mehr möglich; annähernd gewiß; Burleskes mit tragischer Verzerrung geschieht auch jetzt noch genug; wie die Menschheit sich von jeher lächerlich gemacht hat, so thut sie es noch heute und wird es noch morgen thun, und wenn man jetzt nicht mehr die Leiber auf die Folter legt, so weiß man doch zu martern, wenn auch die Marter mehr geistiger Art ist und langsam aber sicher den innern Kern des Menschen erfaßt, bis er ein Zerrbild von Dem geworden, wozu die Natur ihn bestimmte. Und nun, daß solche grauenvolle possirliche Dinge zweihundert Jahre vor uns möglich waren, verglichen mit noch so entfernt ähnlichen Erscheinungen der nächsten Vergangenheit, muß gegen die Möglichkeit, die Menschheit zu einer idealen Stufe der Vollendung, zur absoluten Vernunft zu erheben, mistrauisch machen. Doch zurück zu Urban Grandier! Würdevoll, frei, stolz, kühn, unerschüttert steht er in diesem wüsten, abscheulichen Getümmel aufrecht; aber was hilft Vertheidigung da, wo das Urtheil früher fertig ist als der Proceß? Er wird auf die Folter gelegt, die Beine werden ihm zerschmettert, aber nicht der Geist; er duldet still, und die wilden Töne, die aus der Folterkammer dringen, sind die cannibalischen Töne, das Hohngelächter, der schnaubende Groll der Dominicaner und Franciscaner, weil Urban stärker war als ihre Erfindungskraft. Ich will die Leser nicht weiter mit einem Bericht über die ferner an ihm verübten Qualen martern: Urban wird lebendig verbrannt. Dies die tragische Katastrophe. Nachträglich wird noch über die Nemesis berichtet, wie sie seine Widersacher verfolgte und in Schande und Tod jagte, ja, wie selbst Die, welche ihn beschuldigt hatten, ein Zauberer zu sein, selbst als verzaubert oder als Zauberer gelten mußten.

Der Verf. hat, wie es scheint, um einen Roman herzustellen, noch eine oder die andere Person hinzu oder aus einer historischen in eine Romanperson umgedichtet, was ihm bei einigen trefflich gelungen ist. Ich nenne z. B. Madeleine Brou, die Urban wirklich mit seinem Zauber, mit dem Zauber der Liebe umstrickt hat. Ihre Gespräche mit Urban sind ebenso zart und edel, als ihre Verzweiflung im Fortgange sich zu einem echt dramatischen Pathos erhebt. Manouri hat etwas Unheimliches, aber Verbrauchtes, und verdient den Accent nicht, der anfangs auf ihn gelegt wird, da er sich nur als eine wüste und dunkle Gestalt hier und da um eine Ecke schleicht, um wieder in sein nächtliches Dunkel zurückzutauchen. Er verdient nicht, der einzige Mensch zu sein, bei dessen Anblick Grandier schaudert. Eine durchaus wohlthuende Erscheinung ist dagegen der treffliche Schotte Duncan als glücklicher und wohlwollender Repräsentant jener spottenden, ironischen und doch tief ernsten Auffassung der Dinge, welche dem Autor so eigenthümlich ist, obgleich er in gegenwärtigem Roman die Stimmung dazu nur selten gefunden hat. Blos der Teufel kann über solche Dinge lachen, aber des Teufels Lachen ist nicht das der Ironie. Auch Richelieu, den bekannten Pater Joseph, den apathischen König, Königin Anna, wie das Hofleben überhaupt hat der Autor in einer meisterhaft ausgeführten Scene, die freilich nur lose mit dem eigentlichen Roman zusammenhängt, in den Kreis seiner Darstellung gezogen; überhaupt fehlt es nicht an einer Menge contrastirender Figuren, welche die Bühne bunt und lebhaft genug machen. Der Stoff eignete sich nicht für eine verschmolzene harmonische Form; Alles sondert sich in einzelne Theile, die sich ziemlich scharf voneinander absetzen, wie etwa jene Bilder auf Jahrmärkten, welche Momente aus Mordgeschichten darstellen. Auch die Sprache hat etwas Schneidendes, Strenges, Zerrissenes; sie athmet, wie aus Beängstigung, schwer und unterbrochen, und die Schweißtropfen mühevoller Anstrengung scheinen ihr auf der Stirn zu stehen.

Alles Dies vermehrt den eigenthümlich charakteristischen Eindruck dieses Buchs, um welches eine bange Atmosphäre schwebt. Indeß läßt sich doch fragen, ob ein solcher Stoff für eine künstlerische Fassung empfehlenswerth sei, ob zwischen dem herzzerreißenden, nervenangreifenden Inhalt und der Schönheit, welche ein Kunstwerk beansprucht, nicht ein gar zu schneidender Widerspruch stattfinde, der die Marter und die Qual nur vermehrt? Oder kam es dem Verf. etwa darauf an, den geleckten, sauber colorirten, in Goldleisten gefaßten Mode- und Toilettenbildern des socialen Conversations- und Salonromans ein Nachtgemälde voll Rembrandt'scher kräftiger Schatten in tüchtigem Holzrahmen, der bloßen geistreichen Unterhaltung die That, zärtlich organisirten Naturen Charaktere und den oft gemachten und eingebildeten Leiden der Exclusiven wirkliche und großartige gegenüberzustellen, bei deren bloßer Erzählung eine fein organisirte Seele der jetzigen Zeit in einen Nervenschauer zusammenschrumpft? Ich kann mir sehr wohl vorstellen, daß ein männlicher Geist wie Wilibald Alexis zu einem solchen Gegenstoße sich gestachelt und aufgefodert fühlt, da ihm ohnehin alle weichliche Sentimentalität und weibliche Koketterie fern liegt, da er nicht einmal die modernen stilistischen Toilettenkünste kennt, nicht jene kleinen weiblichen Reizmittel und Schmucksächelchen, die jetzt so gebräuchlich und auch wirklich wohlfeil zu haben sind. Alles ist bei ihm gediegen und zeugt von gewissenhaftem Fleiße, auch die Sprache, obgleich ich, wenn ich das Buch wie eine Schularbeit corrigiren sollte, Manches als fehlerhaft oder doch gezwungen anstreichen würde, z. B. die Stelle: „Was Diejenigen wünschen, daß gefunden werde, die Dasjenige, was gefunden werden soll, hingelegt haben"; ferner: „Nur halbe Blicke *von unter* den Seidenwimpern beobachteten"; oder: „Was bei der Priorin paßte,

was brauchte das die Eudoria zu hören"; oder: „Wie bang, wie schmerzlich, wie schrillend vor Entzücken diese Athemzüge in einer Zeit, die wir nicht kennen, sehen, messen, fein werden, Das"; oder: „Es könnte Neugier sein, aber was ist sie nicht mit ein, zwei Mal befriedigt"; oder: „Thörichtes Kind, was verredest du meine Cousine?" u. s. w. Zur Versöhnung für diese kleinen Mäkeleien ziehe ich sogleich folgende pathetische Stelle aus, und zwar weil das dramatische Pathos bei unserm Autor seltener zum Ausbruch kommt:

„O Gott! Gott!" — ruft Madeleine verzweifelt. „Schläft deine Allmacht, ist dein Auge geschlossen, hast du die Welt den Dämonen überlassen? Ein Mensch, allmächtiger Vater, blutet, zerrissen von Geierkrallen, verhöhnt, verlästert, verspottet wie einst dein Sohn. Sie stachen ihn mit giftigen Nadeln, langsam, teuflisch, mehr als die Hölle erfinden kann, und in deinem Namen thaten sie es. Das muß ja ein Menschenherz rühren und wäre es von Stein. Deine Donner schweigen! — O es ist Alles aus. Er hört nicht; gleichgültig, kalt wie die steinernen Götter. Ein Klumpen verschlungener Nattern ist dein Menschengeschlecht; ihre Edelsten opfern sie dem Moloch, der in ihrer Brust seinen verschwiegenen Thron hat, ihr giftiger Geifer leckt die Wunden, die ihre Zungen stechen, und gleißend in deinem Sonnenschein, der die Bösewichter lieblich vormalt, heucheln sie Nächstenliebe, Glauben, Tugend, Eifer für dich. Zerstören, vernichten läßt du sie Die am liebsten, die sich aus dem Gezücht erheben, die der thörige Wahn begeistert, sie könnten dein Ebenbild werden. Lästere nicht! — Rief das nicht eine Stimme? Sie lästern, die das Gloria in excelsis rufen. Die Orgeln lästern, die Posaunen lästern; der Weihrauch duftet vom Aasgeruch der Verwesung, — — Vergib mir, Allmächtiger, zürne dem kranken Weibe nicht mehr, ich kann nicht mehr zu deiner Majestät aufblicken. Ich sehe nur die Teufel, übereinander geballt, rollenden Auges, Schlangenwindungen, Engelmienen, hoch, immer höher. Es ist kein Platz im Himmel für dich. Wo bist du? Der Thautropfen zerfällt, wenn die Sonne brennt, die Rose entblättert im Sturm, ein Funke zündet ein Haus an und eine ganze Stadt sinkt in Asche; warum muß eines schwachen Weibes Seele alles Das ertragen können! So viele Stöße, Sturm auf Sturm, von einer Klippe auf die andere, von einem Abgrund in den andern geschleudert und doch noch nicht zerschellt, doch noch Kraft, um von neuem zu fürchten, bis zur Verzweiflung zu fürchten. Hülfe, Hülfe! All' ihr Heiligen, Mutter Gottes, da brechen sie hervor, da stoßen sie ihn aufs neue, da zerreißen sie ihn Glied um Glied, Keiner hat Erbarmen! Laßt mich, laßt mich hindurch, ich liebe ihn — er ist ein Heiliger — ich bete ihn an — ich liebe ihn — mich mit ihm auf den Scheiterhaufen — o die Flammen sind lieblich an seiner Seite" u. s. w.

Denselben Vorwurf jedoch, den ich W. Alexis schon in meiner frühern Recension über den „Roland von Berlin" zu machen mich nicht enthalten konnte, denselben Vorwurf muß ich auch hier wiederholen: die Personen seines Romans sind, ich will nicht sagen zu geschwätzig und redselig, nein! dies eigentlich nicht, sondern in ihren Unterhaltungen zu umständlich, zu ausführlich und gewissenhaft; es ist keine gedankenlose Plauderei am Theetische — es ist vielmehr Studium darin, ein viel zu gründliches Studium, sodaß das abzuhandelnde Thema wie eine Citrone beim Punsch bis zum letzten Tropfen ausgepreßt wird. Da klingt denn allerdings Manches oft mehr wie geschrieben als gesprochen. Auch in der Beschreibung des Proceßganges und der Exorcismen bekundet sich zum Theil diese an sich lobenswürdige Gewissenhaftigkeit, die sich in solchem Grade weniger für einen Roman als für eine actenmäßige Darstellung eignet. Ob das Buch ein eigentliches Kunstwerk sei, läßt sich bezweifeln, aber überall erkennt man, daß ein wirklicher Künstler daran gearbeitet und gefeilt hat; man scheidet von dem Autor mit der Achtung, welche seinem Talente und seiner Gesinnung gebührt, und von dem Buche mit einer freilich gemischten und düstern, aber doch unverlöschlichen Stimmung.

Übrigens lese man das Buch unter ähnlicher Umgebung wie ich: in einem einsam aber romantisch gelegenen Dorfe, dem zur Erinnerung an das Mittelalter selbst eine Ruine nicht fehlt, in einem wüsten, geräumigen, durch seine Structur an den Baugeschmack des 17. Jahrhunderts erinnernden Zimmer; dazu Spätherbst und ein stürmischer Abend wie der, den der Verf. selbst im ersten Theile beschreibt:

Die Fensterscheiben klirrten, von den Dächern prasselten die Ziegel, und der Wind, der sich in den Höfen wie in einem Sacke fing, rüttelte in den alten Baulichkeiten und brach heulend in die leeren hohen Dachböden, wo er in gräßlichen Lauten raste u. s. w.

Da wird die Stimmung von selbst erzeugt, die sich für den Genuß eines solchen Romans und das Verständniß der darin aufgestapelten Entartungen der menschlichen Natur vorzüglich eignet; sogar das Scheußliche gewinnt dann einen Schein von Nothwendigkeit und natürlicher Berechtigung; alle jene brutalen Leidenschaften sind ja am Ende auch nur elementarische Gährungen, Empörungen wie die der Erdatmosphäre, die sich reinigen will, gesetz- und zweckmäßig, ohne daß wir freilich wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen.

Hermann Marggraff.

Zeitschrift für volksthümliches Recht und nationale Gesetzgebung, herausgegeben von Gust. Eberty. Erstes Heft. Halle, Lippert und Schmidt. 1844. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 4 Thlr. 20 Ngr.

Unsere Zeit trägt manches Wahrzeichen, daß das deutsche Volk aus dem langen Schlafe des politischen Indifferentismus zu politischem Leben erwacht. Der gallische Hahn hat den Tagesanbruch verkündigt, und dem Morgen selbst haben unsere Dichter helle Lerchenlieder entgegengesungen. Das Streben nach Nationalität ist das erste Lebenszeichen des politischen Bewußtseins der Deutschen. Von einer Grenze unsers Vaterlandes hallt er bis zur andern wider; eine Ständekammer ruft es als Losung der andern zu, nach Einheit des großen Vaterlandes zu streben, die verschütteten Goldgruben der Nationalität wieder aufzugraben, um die heiligen Kleinodien: deutsches Recht und deutschen Patriotismus, ans Licht zu schaffen. Unsere Urväter haben unter dem Römerschwert geblutet, unsere Kaiser mußten sich unter den päpstlichen Krummstab beugen; große Schmach haben beide über uns gebracht, aber einen Schaden an unserer Seele drohte erst das römische Recht. Dem deutschen Volksleben wurden die Lebensadern unterbunden, die gesammten öffentlichen und privaten Verhältnisse wurden für seine Auffassung verrückt, an seinem eigenen Herde wurde das Volk ein Fremdling. Der lebendige Volksgeist, wie er sich in Gesetz und Recht ausspricht, war an sich selbst irre, seine Kraft erlahmte, in die starren Formen des römischen

Rechts eingeschnürt, verging ihm fast der Lebensathem. Auf die unnatürlichste Weise sollte sich der christliche Geist der Germanen mit dem heidnischen der römischen Juristen begatten, und es ist nur der unverwüstlichen Natur des deutschen Volks zu verdanken, daß das schleichende Gift den tiefsten Kern des Organismus nicht ergreifen konnte.

Vom Papst haben wir uns den freien Glauben, der durch eigene Selbstthätigkeit aus tiefstem Herzen quillt, erstritten, jetzt verlangt das Volk auch sein nationales Recht zurück. Für jedes Volk ist aber das Recht von der größten Bedeutung; nicht nur weil es den Volkswillen darstellt, sondern weil es die Form für jedes Lebensverhältniß bestimmt, weil es das Gleis ist, in welchem sich dieses bewegt. Es fehlt allen unsern politischen, socialen, kirchlichen Reformen der fruchtbare Boden, sobald ihnen das nationale Recht noch verweigert wird.

Zwar ist diese Foderung schon oft ausgesprochen worden, in den verschiedenen Ständekammern sowol als auch in Zeitungen; aber eben darum ist der Kampf zu vereinzelt geführt, oder die Kämpfer stritten mit Waffen, welche von ihren Gegnern nicht als erlaubte anerkannt wurden. Um daher zu einer Entscheidung zu kommen, ist ein Organ nöthig, in welchem sich alle Kräfte concentriren, von wo aus operirt werden kann, und welches, das positive Recht zur Basis seiner Bewegungen machend, den Gegnern jede Ausflucht versperrt. Als ein solcher Sammelplatz für die Vorfechter deutschen Rechtes und deutschen Lebens tritt die vorliegende Zeitschrift auf. Das Recht soll für sie das feurige Schwert sein, welches den Römer von der Pforte deutschen Volksthums zurücktreibt; das deutsche Recht soll der Fels sein, auf welchen der Freiheitsdom des deutschen Bürgerthums gegründet wird; das deutsche Recht soll das unzerstörbare geistige Band sein, durch welches Deutschland zur wahren Einheit verbunden wird. Die deutsche Freiheit kann nur dann eine Wahrheit werden, wenn der Volksgeist lebendig im Recht waltet und wirkt, wenn das Recht Allgemeingut ist, durch welches sich der Einzelne mit dem Staatsleben, mit dem Volksleben in Verkehr setzt.

Dieses Ziel hat sich die genannte Zeitschrift gesteckt; denn „sie wird die politischen Begebenheiten vom rechtlichen Standpunkte aus begleiten und beleuchten, und in den Beilagen eine Anzeige der neuesten und wichtigsten politischen, publicistischen, juridischen, rechtsphilosophischen und staatswissenschaftlichen Schriften theilweise mit kurzen kritischen Bemerkungen beifügen". Weiter beschreibt sie die Grenzen ihrer Thätigkeit: „Sie stellt es sich zur Aufgabe, die Jurisprudenz mit dem allgemeinen wissenschaftlichen Bewußtsein der Gegenwart zu vermitteln, die Gesetzgebung nicht als äußerliches Machwerk, sondern als fortzubildendes Erzeugniß des Geistes aufzufassen. Der Geist der Vormundschaftlichkeit, mit dem der Beamtenstand die Regelung der Rechtsverhältnisse für sich ausschließlich in Anspruch nimmt, der aber leider auch in den Gemüthern der Regierten tiefe Wurzeln geschlagen, sodaß sie alle Sorge für Das, was über die Grenzen des eigenen Herdes hinausgeht, gern von sich abwenden, muß überwunden werden. Denn in unserer Zeit allgemeiner Bildung kann kein Stand in seiner Abgeschlossenheit den Anfoderungen des öffentlichen Lebens genügen, vielmehr ist ein befriedigender Zustand nur dann herzustellen, wenn jeder Denkende die Angelegenheiten des Gemeinwohls, die Aufgabe der Gesetzgebung zu der seinigen macht. In diesem Sinne soll sich die Zeitschrift mit dem Recht in seinem weitesten Umfange, dem inländischen und ausländischen, dem antiken und modernen, dem materiellen und formellen, dem privaten und öffentlichen, sowie mit den dem Recht verwandten Verwaltungszweigen und Staatswissenschaften, und zwar mit vorzüglicher Rücksicht auf die systematische Stellung, die begriffsmäßig historische Entwickelung einer jeden Erscheinung auf diesen Gebieten und ihrer Bedeutung für die Gegenwart beschäftigen."

Die Wissenschaft hat also ihren Beruf endlich erkannt, vom Katheder herunter und mitten unter das Volk hinein zu treten; eine Macht im öffentlichen Leben zu werden, indem sie mit der Gegenwart in die regsamste Wechselwirkung tritt. Die Wissenschaft als Volksgut, als Product des Volksgeistes, soll in dessen Tiefe mit ihren Wurzeln reichen und für das Volk Früchte, nicht blos Blüten tragen.

Was unsere Zeitschrift in der Vorrede versprach, hat sie im ersten Hefte getreulich gehalten; denn der Öffentlichkeit, der politischen Mündigkeit des Volks, der Einheit Deutschlands im Geiste hat sie beherzt das Wort gesprochen; auf ihrer Fahne trägt sie das Motto: Vorwärts! Die Bedeutung der Zeitschrift liegt aber nicht blos in dem juridischen Fortschritt, sondern in dem politischen, da sie ja Theilnahme des Volks am Staatsleben verlangt, und die Berechtigung dazu durch positive Gesetze und wissenschaftliche Gründe darthut. Sie will Lehrerin und Vorkämpferin für die heiligen Volksrechte sein. Was die Ständekammern für die constitutionnellen Staaten sind, Das wird unsere Zeitung für Preußen sein: eine Controle des Staats- und Volkslebens im weitesten Umfange. Hält die Zeitschrift diese Richtung fest, wird sie vom Volke tüchtig unterstützt, so steht zu erwarten, daß Preußen zur Constitution hingedrängt wird, wenn es der Rechtswissenschaft nicht etwa eben solche Fesseln anlegen will wie der Theologie und Philosophie, wodurch es sich selbst den Todesstoß geben würde.

Die Abhandlungen des ersten Heftes über „Deutsche Nationalgesetzgebung", „Zur wissenschaftlichen Begründung des Staatsrechts" u. s. w. mögen zur Beherzigung dem Publicum bestens empfohlen sein. Das deutsche Volk mag seine politische Mündigkeit dadurch beweisen, daß es sein Interesse wahrzunehmen und Das kräftig zu unterstützen versteht, was zu seinem Wohl, zu seiner Ehre und Freiheit unternommen ist; es wäre ein sehr schlimmes Zeichen, wenn die genannte Zeitung nur auf ein rechtsgelehrtes Publicum beschränkt bliebe und nicht auch von dem Volk, für das es geschrieben ist, viel gelesen würde.

113.

Notizen.

Neue Stiftung eines Cyklus von fromm-wissenschaftlichen Schriften.

Nach Art der Bridgewater-Verlassenschaft hat die Witwe des Architekten Samuel Acton ein Capital ausgesetzt, dessen Zinsen von sieben zu sieben Jahren mit 150 Pf. St. dem Verfasser einer von dem Comité der Royal Institution für die beste erkannten Abhandlung irgend eines von dem Comité zu bestimmenden wissenschaftlichen und zum Preise der Weisheit und Güte Gottes dienlichen Gegenstandes ausgezahlt werden sollen. Die Stiftung führt den Namen Acton-Endowment.

Quid novi ex Africa?

Das „Athenaeum" hat aus Berlin erfahren, daß „der Justizminister alldort eine Commission ernannt habe, die den für eine Commission etwas seltsamen Auftrag habe, die Lebensbeschreibungen der größten Verbrecher abzufassen, die während der letzten zehn Jahre von preußischen Gerichtshöfen verurtheilt worden." Allerdings ein etwas seltener Auftrag. Diese Engländer denken sich die Preußen aber doch ein bischen zu weit in der Cultur zurück. Strafe für unsere Sünden!

Napoleon's Grab.

Napoleon's Grab soll mit einem Paviment nach dem Muster jenes berühmten im Dome von Siena, welches Domenico Beccafumi um die Mitte des 16. Jahrhunderts zeichnete, umgeben werden, nur daß statt der alttestamentlichen Geschichten, welche man in Siena sieht, Scenen aus Napoleon's Leben zur Darstellung kommen werden. Die Arbeit ist dem jungen Bildhauer Henri de Triqueti übertragen.

48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 59. — 28. Februar 1844.

Goezius redivivus.

Das Schauspielwesen. Dargestellt auf dem Standpunkte der Kunst, der Gesetzgebung und des Bürgerthums. Von Wilhelm Hebenstreit. Wien, Beck. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Die Überschrift dieses Aufsatzes will nicht etwa sagen, daß der Inhalt des vorliegenden Buchs ein antiquirter sei. Denn dies würde voraussetzen, daß er irgend einmal an der Zeit gewesen wäre. Hrn. Hebenstreit's Ansicht vom Schauspielwesen, welches er gleich durch diesen Ausdruck als ein Unwesen bezeichnen zu wollen scheint, läßt sich dahin zusammenfassen, daß der Schauspieler, weil er kein eigenes und für sich bestehendes Kunstwerk schaffe, sondern ein fremdes an sich selbst, oder, wie Hr. Hebenstreit sich wiederholt mit furchtbarer Realität ausdrückt, an seinem Leibe, darstelle, für einen Künstler nicht zu halten sei. Und weil so seine ganze „Profession“ sich darauf richte, eine „Täuschung“ zu bewirken, so sei dieser Stand von jeher mit Recht als unehrlich betrachtet worden. Zwar ist Ähnliches in vergangenen Jahrhunderten von gar vielen wackern Leuten behauptet. Aber Hr. Hebenstreit irrt sich, wenn er glaubt, daß er, weil er es wiederholt, mit diesen auf gleicher Stufe stehe. Die Kunst hatte damals vielleicht keine, oder nur eine verkrüppelte Existenz; sie stand außerhalb des Kreises der wesentlichen Interessen des Geistes; es war eine Zeit, in der nicht sie war, sondern etwas anderes Gutes; so war es Pflicht, dieses zu bevorzugen. Oder sie existirte zwar, aber nicht für jene Männer; der Glanz der Kunst verbarg sich ihnen, weil etwa das Licht der Religion ihr Auge erfüllte. Das war eine Einseitigkeit, aber es ist das Loos des Menschen, alle Größe um diesen Preis erkaufen zu müssen. Sie verachteten die Kunst, weil sie überhaupt auf ihrem Wege, der ein anderes Ziel hatte, weder rechts noch links sahen; auf diese Weise leisteten sie das Höchste; sie bereicherten den Schatz der Geschichte um einen positiven Gehalt, darum haben sie jetzt die Ehre, veraltet zu sein. Sollte Hrn. Hebenstreit's Abneigung gegen das Theater der eines Augustin analog sein, so hätte er sich vor allen Dingen eben gar nicht mit demselben abgeben müssen.

Aber Hr. Hebenstreit gehört einem andern Geschlecht an. Questi sciagurati che mai non fur vivi! Er schreibt ein Buch von VI und 336 Seiten, in welchem er mit unheimlicher Emsigkeit den Schmutz von Jahrtausenden zusammenkehrt, um seine Ansichten durch die Erfahrung zu beweisen. Und was versteht er darunter? Er hat, laut Vorrede, oft hinter den Coulissen gestanden und dort manches Zweideutige gesehen; daraus hat er sich seinen Begriff vom Theaterleben gebildet, und für diesen darauf in den Schriften Derer, welche einen ähnlichen hatten (z. B. der Puritaner, S. 104), Belege gesucht, oder, was sonst überliefert wird, in seinem Sinne gedeutet. Wir glauben ihm gern, daß er auf diese Weise noch viel mehr hätte aufbringen können. Es hat nie an Menschen gefehlt, die Erfahrung zu sammeln glaubten, wenn sie aufspeicherten, was ihnen in ihrem Einzelleben Wunderliches oder Ärgerliches vor Augen trat. Aber wenn die Erfahrung Wahrheit geben soll, muß sie nicht vielmehr darin bestehen, daß der Einzelne über seine zufälligen Erlebnisse erhoben wird? Ein Jeder erfährt nur sich selbst, und um das Wahre zu erfahren, muß man von einer Gesinnung, die auf das Bedeutende und Ewige gerichtet ist, erfüllt sein. Dem Reinen ist Alles rein. Wer aber seine Liebe zum Guten dadurch an den Tag legen will, daß er Skandal erzählt, sucht nicht das Gute, sondern den Skandal.

Hr. Hebenstreit mag einen Widerwillen gegen die unverständige und genußsüchtige Theaterliebhaberei gefaßt haben, die in Wien herrschen soll (S. 33, 34). Das wäre freilich schon einseitig. In Hamburg konnte neulich „Emilia Galotti“ mit glänzendem Erfolge zu einer Benefizvorstellung gewählt werden. Doch es sei darum. Er bekämpft die Schauspieler um der Ansicht willen, welche ihnen, wie sie nun einmal sind, eine große Wichtigkeit beilegt. Ein scharfer Ingrimm gegen das Recensentenwesen, gegen die Sonette auf die gestrige Vorstellung u. dgl. zieht sich durch sein ganzes Buch. Er verzeihe. Wäre er nicht selbst in die gemeine Erscheinung versunken, er würde andere Gegner gewählt haben. Die Beurtheilung, welche er in den wiener „Jahrbüchern“ erfahren hat, beweist — wenn es dessen sonst bedürfte —, daß es auch in seiner Nähe Freunde des Theaters gibt, die weiter sehen. Auf die Lieferung der Theaterkritiken der Tageblätter scheinen freilich in man-

chen Städten die Gymnasiasten ein Privilegium zu haben. An diese mag er denken, wenn er in der Vorrede droht, die Vertheidiger des Schauspiels, die gegen ihn auftreten möchten, mit einem „Windfächer, besetzt mit einer Anzahl tüchtiger Beweisstellen“ — mit denen es, wie wir sehen werden, allerdings bei ihm windig genug aussieht — niederzuschlagen. Der gelehrte Mann weiß nicht, daß, wie es ein Zeichen von keimendem Wahnsinn ist, wenn Einer sich mit Verrückten in Streit einläßt, die Gegnerschaft gegen das Gemeine der beste Beweis ist, daß man mit ihm auf Einem Boden stehe. Wir wissen was wir sagen. Als Quelle seiner schätzbaren Coulissenkenntnisse nennt Hr. Hebenstreit seine frühere „dramaturgische Laufbahn“ (S. 60, 74). Vermag sich Jemand, den Grundansichten von der Schauspielkunst nach, zu denen er sich bekennt, unter seiner Dramaturgie etwas Anderes als ganz gewöhnliches Kritikenwesen zu denken, der trete auf. Schale Lobhudelei und marklose Mislaunigkeit sind die beiden Pole, zwischen denen dasselbe zu oscilliren pflegt; von der letztern ist das Buch des Hrn. Hebenstreit eine großartige Durchführung — großartig, wie ein herbstlicher Nebelwind, der Tage, Wochen lang über die öden Stoppeln hinschleicht.

Wir bitten Hrn. Hebenstreit, uns nicht als seinen Gegner zu betrachten. Nicht, als wären wir so thöricht, ihn zu verachten, weil ihm die Speculation, die doch jetzt in Deutschland als Voraussetzung zu allgemeinen Kunstbetrachtungen gilt, fremd ist, und er folglich von der ganzen Entwickelung der Kunstlehre seit Solger nichts weiß. Auch werfen wir ihm nicht vor, daß er, so viel auch von Iffland und dessen Zeitgenossen die Rede ist, die ja doch jetzt „Hand aufs Herz“ als veraltet zu betrachten sein würden (S. 168), Ludwig Devrient und Seydelmann — um auch unsererseits nur Verstorbene zu nennen — nicht zu kennen scheint; sie sind vielleicht nicht in Wien gewesen, oder Hr. Hebenstreit hatte gerade den Schnupfen. Wozu auch diese „einzelnen ehrenwerthen Ausnahmen“ berücksichtigen, wozu sich an den Erscheinungen erlaben, die das Wesen zeigen, wenn es einzig darauf ankommt zu beweisen, daß dieses selbst nur ein Schein ist? Wir gehören nicht zu den Unbilligen, welche einen Mann mit einem andern Maße messen, als das er selbst anerkennt. Lassen wir daher die Kunstansichten; wo sollten wir anfangen, z. B. der Meinung ihr Recht widerfahren zu lassen (S. 295), wenn im Trauerspiel ein Wechsel des Komischen und Rührenden stattfinde, so erfolge ein plötzliches Verlöschen des frühern Eindrucks, ein Wiederkehren des Bewußtseins, und eine handgreifliche Mahnung, daß Alles nur Täuschung und ein vorübereilendes Spiel sei? Aber Hr. Hebenstreit gibt sehr viel auf Gelehrsamkeit; wir haben gesehen, daß er sich sogar dazu herabläßt, mit derselben zu drohen. Auch in dieser Beziehung gehört er einer durchaus verschollenen Bildung an. Von einigen Gewohnheiten abgesehen, denen man jetzt zu begegnen staunt — die Stellen aus griechischen Schriftstellern sind sämmtlich Lateinisch angeführt, die griechischen Brocken mit lateinischen Lettern geschrieben (für wen?) *), und wo er die Ankläger der Schauspieler in langer Reihe vorführt, steht bei jedem Namen eine Jahrszahl, z. B. Cicero 107 v. Chr., Seneca 3 n. Chr. — es sollen die Geburtsjahre sein! — mag nur angeführt werden, daß das neueste der deutschen Bücher über das antike Drama, welches er citirt — und Hr. Hebenstreit citirt sehr viel — Kannegießer's Schrift über die komische Bühne zu Athen 1807 ist. Wie würden ihm folglich Unrecht thun, wenn wir einzeln Irrthümer anführten. Mit der Geschichte der neuern Bühne sieht es nicht viel besser aus. In Bezug auf die englische wird nur Warton angeführt, und unter Anderm erzählt, daß die Moralities und Miracles in England schon im 11., in Frankreich erst im 13. Jahrhundert aufgekommen (S. 102, 103). Aber Collier's Untersuchungen — deren Resultat Hr. Hebenstreit, da das Original auf dem Continent allerdings selten ist, wenigstens aus Ulrici kennen mußte — haben gezeigt, daß die dramatischen Darstellungen aus der biblischen Geschichte, welche sich in Folge Dessen, daß sie zu Verbreitung einiger Bibelkenntniß unter dem Volke bei Gelegenheit der Einsetzung des Frohnleichnamsfestes vom Papste sanctionirt wurden, in kurzem über ganz Europa verbreiteten, vor 1268 von Frankreich nach England verpflanzt worden sind. Es läßt sich nämlich beweisen, daß sie bis ins 11. Jahr der Regierung Eduard's III., welcher im 36. durch den Befehl, daß alle Gerichte in englischer Sprache gehalten werden sollten, zuerst die systematische Unterdrückung des einheimischen Idioms aufhob, in französischer Sprache aufgeführt worden. Auch sind von diesen heiligen Dramen **) die Morals — Morality ist eine spätere Form — oder allegorischen Darstellungen nur eine weitere Ausbildung gewesen. Aber was werden unsere Leser von uns denken, daß wir dergleichen anführen, wenn sie gleich darauf (S. 104) angeblich nach Schlegel's „Über dramatische Kunst und Literatur“, II, 2, S. 308, erzählt finden, unter Cromwell seien alle Theater geschlossen worden, und selbst der Umstand, daß fast alle Schauspieler in der Armee Karl's I. Dienst genommen, und ihren Tod auf dem Schlachtfelde gefunden, habe die Übrigen nicht ret-

*) z. B. S. 90 ypo tu poietu kekeleumenos.

**) Über die künstlerischen Anfoderungen an dieselben macht Collier („The history of english dramatic poetry to the time of Shakspeare“, Th. 2, S. 156) eine sehr treffende Bemerkung: „The authors of these sacred dramas“, sagt er, „having the advantage of a story already constructed, had only to clothe the incidents in dialogue, while the ordinary objection of want of probability could never be urged against them, even in those portions which were derived from the apocryphal gospels. The term miracle implies the divine agency, and a conviction among the auditors of the power of that agency was all that was necessary. The words of the author of «Piers Glougkman's Vision» referring to the season of the year when representations of this kind ordinarily took place, may very fitly be applied to them:

— Our believe sufficeth
As clarks in Corpus Christi singen and reden
That sola fides sufficit.

ten können. Gewiß eine äußerst wirksame Empfehlung bei den Puritanern. Mehr solcher Fächerbesatz könnte Einem allerdings bange machen. *)

Das ist jedoch nicht die Hauptsache. Die, für welche das Buch des Hrn. Hebenstreit bestimmt ist, könnten immer noch Eins oder das Andere von ihm lernen, oder es kommt ihnen auch überhaupt auf solche Kleinigkeiten nicht an. Aber was die strengste Rüge verdient, ist, daß er die Gelehrsamkeit, oder was er dafür hält, im Dienste der Klatscherei verwendet. Er hat seine wissenschaftliche Methode dem Kaffeegeschwätz der Frau Base entlehnt. Ohne die mindeste Rücksicht auf Zeiten und Verhältnisse werden alle Umstände und Zeugnisse, welche dem Stand der Schauspieler schaden können, bunt durcheinandergewürfelt; ja, wo der Zusammenhang es nöthig macht, ein paar Worte anzuführen, die etwas günstiger für denselben lauten, kann er sich nicht halten, bis sie zu Ende sind, sie werden überall mit Frage- und Ausrufungszeichen durchspickt. Und wenn seine Berufung auf die öffentliche Meinung aller Zeiten und Völker — gesetzt, sie wäre immer so gewesen, wie er sie darstellt — nur überhaupt statthaft wäre! Das wahre Kunstverständniß ist von jeher nur Wenigen beschieden gewesen. Ein Beispiel dieser Akrisie ist das Gewicht, welches auf die Stellung der Schauspieler bei den Römern gelegt wird. Es ist wahr, daß der römische Schauspieler übergroßen Erniedrigungen ausgesetzt war. Aber er war Sklave, wie hätte er, weil er zufällig Schauspieler und nicht Thürhüter war, weniger aller Willkür ausgesetzt sein sollen als sein Schicksalsgenosse, den man zu letzterm gemacht hatte? Oder wenn er etwa Freigelassener war, so stellte ihn das Volk doch auf Eine Linie mit dem Gladiator, d. h. es betrachtete nicht Das, was von ihm dargestellt wurde, sondern seine Person selbst als Gegenstand der Belustigung. Kein heutiger Schauspieler wird die Unglücklichen, die sich dazu hergeben mußten, für seine Standesgenossen anerkennen, wie soll man es nun nennen, wenn Hr. Hebenstreit diese Unsauberkeiten hervorsucht, um heute den Stand mit Koth zu bewerfen?

Wir wiederholen, wir sind nicht Gegner des Hrn. Hebenstreit. Im Gegentheil danken wir ihm, daß er uns in seinem Buche eine Handhabe dargereicht hat, um der Unklarheit über die Bedeutung der Schauspielkunst, in welche in unserm späten Jahrhundert Manche verfallen sind, vielleicht mit einigen Bemerkungen beikommen zu können.

Hr. Hebenstreit hat einen Abschnitt, den wir fast ohne Vorbehalt unterschreiben könnten; Lessing hätte ihn gewiß in seine Zeitschrift „Das Beste aus schlechten Büchern" aufgenommen. Es ist XI, über Privat- und Liebhaberbühnen. Er schildert die Übelstände, welche sich bei dergleichen Belustigungen einzustellen pflegen, die Rücksichteleien, welche bei der Rollenbesetzung beobachtet werden, die Eitelkeit, sich durch kostbares Costume mehr als durch gutes Spiel auszuzeichnen, die unfreie Stellung der eingeladenen Zuschauer. Das Ganze ließe sich zusammenfassen, daß es bei solchen Gelegenheiten gemeiniglich keinem der Theile Ernst mit der Sache sei; weit entfernt, daß man sich zum Eingehen in ein bedeutendes Werk zu entäußern wüßte, ist nichts als ein allseitiges persönliches Verhalten vorhanden.

Dies ist nun gerade die Auffassung des Schauspielwesens, über welche sich die Menge überhaupt nicht zu erheben weiß — man würde sonst eben gar nicht auf den Einfall kommen, selbst Komödie zu spielen — und deren Ausdruck Hr. Hebenstreit öffentliche Meinung zu nennen beliebt; auch unterscheidet sich, was er selbst gegen die öffentliche Schaubühne vorbringt, nicht qualitativ von dem in jenem Abschnitt enthaltenen Tadel.

Man ist auf dem Standpunkte eines durchgebildeten Sinnes für die Kunst mit Recht ungehalten darüber, wenn die Leute einen Antheil in den Werken derselben nur durch Urtheilen an den Tag zu legen wissen. Wozu ihnen das Höchste vor Augen stellen, wenn es nur dazu dient, ein eingebildetes Besserwissen anzuregen? Indessen wird man sich, wenn alle Kunst darauf angelegt ist, den Menschen von dem Inhalte, den sie ihm vorführt, frei zu machen, oftmals gern damit begnügen, hierzu wenigstens ein abruptes und ruckweises Streben zu bemerken. Denn diese Bedeutung hat das Urtheilen; indem es die Foderungen, die es macht, unvermerkt aus dem Werke selbst oder seiner allgemeinen Sphäre zieht, und dasselbe also im Grunde nur mit sich selbst vergleicht, ist es ein Abstoßen desselben, welches die Totalität der Befreiung, die das reine Kunstverständniß bedingt, im Sinne hat. Aber in dem Falle, mit welchem wir hier zu thun haben, wird das ästhetische Urtheil durch sein Unbewußtsein auf einen wirklichen Irrweg geleitet. Weil es bei der Schauspielkunst nicht zu sagen pflegt: — Dies oder Jenes ist so oder so dargestellt — sondern: — Dieser stellt Jenes so dar —, so verwechselt es sich mit dem sittlichen Urtheil, welches immer auf ein Individuum geht. Es gewöhnt sich nach und nach, vom idealen Zusammenhange der Darstellung, dessen Auffassung es dem Schauspieler anfangs noch zur Aufgabe stellte, abzusehen, und die Kunstübung als ein blos empirisches Thun desselben zu betrachten. Bald springt es dazu über, auch das anderweitige Verhalten desselben vor sein Forum zu ziehen. Und indem es damit aus einer unbewußten Selbstexplication des Kunstwerks zu einer sittlichen Bethätigung des urtheilenden Zuschauers geworden ist, hat sich die Kunstbetrachtung in ein ganz empirisches Verhältniß zweier wirklichen Individuen umgewandelt.

(Der Beschluß folgt.)

*) Schlegel: „Nun erfolgte ein bürgerlicher Krieg, und hierbei ereignete sich der außerordentliche Fall, daß die Schauspieler, die sonst, unbekümmert um die Regierungsform, nur für die friedliche Unterhaltung ihrer Mitbürger zu sorgen pflegen, nothgedrungen eine politische Partei ergriffen, deren Interesse mit dem ihrer eigenen Erhaltung auf das genaueste zusammenhing. Fast alle nahmen Dienste in der Armee des Königs, viele kamen für die gute Sache um, die überlebenden kehrten nach London zurück und fuhren fort ihre Kunst insgeheim auszuüben."

Magellan, oder die erste Reise um die Erde. Nach den vorhandenen Quellen dargestellt von August Bürck. Mit Magellan's Bildniß. Leipzig, B. Tauchnitz. 1844. 8. 1 Thlr.

Man kann unsere Zeit eine kosmopolitische nennen. Die alten engherzigen Abmarkungen der Völker sinken immer mehr zusammen vor dem Zauberfluge der Dampfschiffe und Locomotiven und vor den Lichtfackeln der auf jenen modernen Hippogryphen sich von Land zu Land, von Küste zu Küste fortschwingenden Wissenschaften und Künste, welche die isolirten Nationalculturen zur universellen Menschheitscultur erheben. Auf diesem Höhenpunkte angelangt ist es Pflicht der Dankbarkeit, auf die großen Genien zurückzublicken, welche zuerst dem Europäer die Bahn zur großen Weltschau brachen, welche ihn zum Herrn der Schätze beider Hemisphären machten, welche das Reich der Wissenschaft wie das des materiellen Verkehrs zu einer nie geahnten Weite und Fülle förderten. Da tritt uns nun nächst dem Entdecker der neuen Welt besonders der erste Weltumsegler Ferdinand Magellan als ehrfurchtgebietende Heldengestalt entgegen. Und doch besaßen wir bisher noch keine deutsche Beschreibung jener wunderbaren Argonautenfahrt, die als goldenes Vließ die praktische Bestätigung der Wahrheit mitbrachte: daß die Erde wirklich eine Kugel sei.

Der geachtete Verf. der vorliegenden Schrift hat es unternommen, diese fühlbare Lücke in unserer Literatur auszufüllen und sich dadurch den gerechtesten Anspruch auf unsern Dank erworben. A. Bürck hatte sich schon früher durch seinen Roman „Heinrich von Osterdingen oder der Sängerkrieg auf der Wartburg" (1833), durch sein Drama „König Arthur und die Tafelrunde" (1834), durch einen socialen Roman „Alt und Neu", besonders aber durch seine „Biographie König Ludwig Philipp's von Frankreich" (1838), einen sehr vortheihaften Ruf erworben, als eine lange schwere Krankheit ihm auf mehre Jahre in seiner literarischen Thätigkeit hinderlich ward. Kaum genesen ging er an die Ausführung eines großen Plans, dessen Grundzüge er während seines Krankenlagers entworfen hatte. Es ist die „Allgemeine Geschichte der Reisen und Entdeckungen", die er zu bearbeiten unternommen hat und wovon bereits die ersten zwei Bände, die Geschichte der Alten und die des Mittelalters umschließend, zu Ostern dieses Jahres erscheinen werden.

Kehren wir jedoch jetzt zum „Magellan" zurück, der jenem größern Werke gewissermaßen als Vorläufer und Muster der zu befolgenden Behandlungsweise vorangeht. Der Verf. hat alle für seinen Stoff vorhandenen Quellen, namentlich die spanischen Geschichtschreiber Herrera, Navarrete, Fray Gaspar, den portugiesischen Barros und des Ritters Pigafetta Reisetagebuch sorgfältig benutzt. Die Darstellung ist einfach, würdevoll und klar veranschaulichend, nicht blos für die feinere Auffassung der höhern Stände, sondern auch für den gesunden Verstand der mindergebildeten Volksclassen berechnet, damit es im eigentlichen Sinne ein Volksbuch werde. Denn Das eben ist ja eine Hauptaufgabe des heutigen Schriftstellers, daß er alles dem Menschen wahrhaft Wissenswerthe zu einem Gemeingut mache, damit endlich nirgend mehr Pöbel, sondern überall nur tüchtige Bürger und Menschen zu treffen seien. Ein Buch aber wie Bürck's „Magellan" ist ganz geschaffen, auch beim schlichten Handwerker und Landmann Eingang zu finden, ihn zuerst durch die wechselnden Bilder mannichfacher Naturscenen, Völkersitten und Abenteuer der kühnen Reisenden angenehm zu unterhalten, dann aber allmälig seinen beschränkten Vorstellungskreis zu erweitern, ihn vom Haften an der engen Scholle und kleinen Nachbarverhältnissen zur Anschauung des Erdplaneten und des ihn belebenden Nationengetümmels zu erheben, ihm Achtung vor der Civilisation, vor den Wissenschaften, vor den der Menschheit voranschreitenden höhern Genien einzuflößen, ihn zum Kampf mit Widerwärtigkeiten und zum Vertrauen auf Gott durch die Betrachtung eines edeln felsenfesten Geistes wie jener Magellan zu stärken. Welchen ergreifenden Eindruck muß nicht z. B. folgende Stelle hervorbringen, wo der Verf. den endlichen Sieg der Beharrlichkeit Magellan's über die Hindernisse der Natur und die Feigherzigkeit und Meuterei seiner Gefährten schildert. Die lange gefahrvolle Meerenge, die das Land der Patagonen vom Feuerlande trennt und an deren Verbindung mit dem Weltmeer das kleinmüthige Schiffsvolk nicht hatte glauben wollen, ist endlich glücklich durchsegelt:

„Nach einer Fahrt von 20 Tagen wichen die Felsenufer an beiden Seiten immer mehr zurück, die Straße hatte ihr Ende erreicht — das Weltmeer lag vor ihnen in unendlicher Majestät; man hörte nicht mehr das Tosen der fernen Brandung, das Heulen der Winde durch die Klippen, das ewige Geschrei der Seemöven; die Wogen rollten dahin, dem fernen ringsumgebenden Horizonte entgegen, aber in furchtbarer Ruhe — der Pulsschlag der Ewigkeit. Und Alles ward mit einem Mal still auf den Schiffen und blickte staunend hinaus in die ungeheure Weite. Magellan beugte das Knie und alle Andern, die Gottheit still, ahnungsvoll zu verehren. Aber das Menschliche wurde wieder wach, ein unendlicher Freudenruf scholl mit einem Mal, wie aus einem Munde, dem großen Ocean grüßend entgegen. Voll fester Willenskraft mit unerschütterlichem Muthe war Magellan dem seinem innern Auge klar daliegenden Ziele entgegen gesteuert, in stetem Kampfe mit allen Schrecknissen der Elemente, mit dem noch gefährlichern, dem Kleinmuth und der Furcht, der Meuterei und Tücke seiner Gefährten. Siegreich und glänzend trat sein Genius aus diesem Kampfe hervor — und als er den großen Ocean, sein Ziel und ferneres Thatenfeld, vor sich ausgebreitet sah, mußte er da nicht den göttlichen Ursprung seines Geistes fühlen?"

Auf ähnliche Weise ist die Darstellung des Verf. durchgängig einfach, edel und bedeutungsvoll gehalten. Wir empfehlen das treffliche Werk aus voller Überzeugung als eine schätzbare Bereicherung unserer Literatur und zugleich als ein zweckmäßig belehrendes Volksbuch; möge ihm überall dafür gerechte Anerkennung und weite Verbreitung zu Theil werden!

Ernst von Brunnow.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Protestanten in Frankreich.

Der trefflichen Schrift des Grafen Agénor de Gasparin: „Intérêts du protestantisme en France", ist in d. Bl. bereits Erwähnung gethan. Unter den übrigen protestantischen Erscheinungen, welche seit kurzem aus der französischen Presse hervorgegangen sind, verdient vor allen die Predigtsammlung des trefflichen Coquerel („Sermons") hervorgehoben zu werden. Mit Ausnahme Saurin's hat das protestantische Frankreich wenige geistliche Redner hervorgebracht, die Coquerel an wirklicher Beredtsamkeit überträfen. Bekanntlich hat sich dieser würdige Vorfechter des Protestantismus in Frankreich auf dem Felde der Polemik durch seine „Lettre à M. Guizot" hervorgethan, in der er dem protestantischen Glauben eine immer größere Verbreitung in Frankreich prophezeit.

Die Fortsetzung von Blanc's „Histoire de dix ans".

Soeben erhalten wir den vierten Band von Louis Blanc's Geschichte der Gegenwart. Dieses Werk, dessen Interesse mit jedem Bande steigt, gewinnt auch in der That eine immer größere Verbreitung. Der soeben erschienene Band, welcher der ersten Ankündigung zufolge eigentlich der letzte sein müßte, geht nur bis auf den 15. Juli 1835; sodaß wir wenigstens noch auf drei bis vier Bände rechnen können. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 60. —— 29. Februar 1844.

Goezius redivivus.

(Beschluß aus Nr. 59.)

Wenn Goethe von einer theatralischen Darstellung verlangt, daß sie eine Reihe von Gemälden sein solle, so hat er insofern Recht, als sie ihrem Wesen nach eine bloße Fläche ist, bei welcher nach einer dritten Dimension nicht gefragt werden darf. Hinter den Coulissen stehen, heißt den Farbenreibern zusehen; der Kunstwerth eines Gemäldes leidet nicht darunter, daß bei ihm ein Öl angewendet wird, das wir zur Bereitung unserer Speisen nicht wählen würden. Eine Bühnendarstellung muß ebenso wohl als ein reiner Kunstvorgang betrachtet werden wie eine musikalische Aufführung; wer bei der letztern über die Stellungen der Violinisten lachen wollte, wäre eben nicht bei der Sache.

Zwar ist es zu entschuldigen, wenn man sich vor unserer Bühne nicht leicht ganz unbefangen verhält. Das Vollendete ist selten; bei der großen Menge von Personen, die in unsern Stücken beschäftigt sind, kann es im besten Falle nicht fehlen, daß nicht Einer oder der Andere zu wünschen übrig lassen sollte. Dazu sind uns die Stücke größtentheils schon bekannt; wir haben uns, sei es in Folge anderweitiger Aufführungen oder aus eigenem Studium, bereits für eine bestimmte Auffassung der Hauptrollen entschieden. Das kritische Verhalten, welches daraus hervorgeht, gewöhnt uns an eine Trennung des Schauspielers von seiner Rolle, welche uns selbst in die ersten Aufführungen neuer Stücke begleitet. Überhaupt hat für uns das dramatische Werk auch ohne scenische Darstellung schon eine Wirklichkeit — eine Zeitansicht, welche sich aus dem Vorhandensein von solchen Werken, die zur Aufführung nicht geeignet oder gar von Anfang an nicht bestimmt sind, rechtfertigen zu können glaubt.

Allein dies sind Alles ganz abgeleitete Verhältnisse. Gehen wir nämlich auf die Resultate zurück, welche seit 30 Jahren durch die Bemühungen der berühmtesten Alterthumsforscher verschiedener Geistesrichtung, die sich auf diesem Felde begegnet haben, festgestellt sind, so finden wir, daß das Drama historisch geradezu aus dem Bedürfniß hervorgegangen ist, daß etwas aufgeführt werde. Ehe ein Drama war, gab es Aufführung, und die letztere hat die Formen bestimmt, von welchen jenes die Durchbildung ist. Dies gilt sowol von der antiken als von der modernen Bühne. Nur wenn auf jene Gesetze Rücksicht genommen wird, ist die dramatische Dichtung eine eigene Kunst. Schauspiele wie Bauwerke können auf dem Papier allein existiren; aber wie bei den letztern in diesem Falle supponirt werden muß, daß sie aus schwerer Materie bestehen, so ist auch das nur in der Phantasie uns vorübergeführte Schauspiel eine bloße Abstraction. Dies erhellt unwidersprechlich daraus, daß wir es nicht als wirklichen Vorgang zu denken haben, was z. B. beim griechischen Drama unmöglich ist, und uns nach Tieck's Nachweisungen bei Shakspeare der Einsicht in die größten Schönheiten berauben würde, sondern als aufgeführtes Kunstwerk. Die Aufführung ist dem Drama so wesentlich wie der Lunge das Athmen; ein solches Werk, das ohne Hinblick auf dieselbe angefertigt worden, ist als Drama todtgeboren; es hält die Wasserprobe nicht; es wird etwa ein Roman in Dialogen sein, so wie Goethe in dem Roman in Briefen einen Übergang zum Drama findet, und selbst, nach Schiller's Urtheil, mehr epischer als dramatischer Dichter ist. Demzufolge muß man sich freuen, daß es einen Stand gibt, der durch sein Interesse genöthigt wird, auf die Aufführbarkeit und die Befolgung der Kunstgesetze, welche aus derselben folgen, zu dringen; ein ähnliches Verhältniß wäre in unsern Jahrzehnden auch andern Künsten zu wünschen. Diese Unzertrennlichkeit der dramatischen Dichtung und Darstellung ist nicht nur im Alterthum, sondern fast überall zu den Zeiten der höchsten Blüte der erstern anerkannt worden. Haben Sophokles, Aristophanes, Shakspeare selbst die Bühne betreten, so ist von den übrigen griechischen Dichtern sowie von Lessing und Goethe die Unterweisung der Darsteller mehr oder weniger unmittelbar übernommen worden, und mag Schiller ein schlechter Declamator gewesen sein, die Geformtheit seiner spätern Stücke ist nicht blos der sittlichen und intellectuellen Bildung, die er im Mannesalter erworben, sondern zum Theil auch der frühern Verbindung mit dem Theater in Manheim zuzuschreiben. Indem diese Alle, insofern es sich um ihre eigenen Werke handelte, solchergestalt den Schauspieler gleichsam mitgedichtet haben, ist diesem, wenn man andere die dramatische Dichtkunst für eine nothwendige

Äußerung des menschlichen Geistes hält, im Reiche der letztern eine so bestimmte und wesentliche Stellung angewiesen, wie kaum einem andern Stande.

Und so wäre denn also wol das jetzige Verhältniß, nach welchem der Schauspieler nicht nur die Stücke, welche aufgeführt werden sollen, auswählt, sondern auch die Rollen, welche eine verschiedene Auffassung zulassen, nach seinem eigenen Gutdünken ausführt, ja bisweilen selbst den Dichter verbessern oder ergänzen zu wollen scheint, um so mehr als ein Zeichen des Verfalls der Kunst zu betrachten?

Ganz im Gegentheil. Die Unterweisung, welche im Alterthum der Schauspieler vom Dichter empfing, war nicht, wie Hr. Hebenstreit uns glauben machen will, eine mechanische Abrichtung. Sie konnte es nicht sein. Wenn ein Mensch in seinem persönlichen Auftreten Theil eines Kunstwerks werden soll, so muß er es verstehen. Das kann ihm aber nicht von außen beigebracht werden; man kann ihn nur dazu anleiten. Die schulmäßige Erziehung, auf welche Hr. Hebenstreit sich beruft, wurde natürlich nur Denen gegeben, deren Anlage zum Höhern der Ausbildung werth schien. Nahm sie einen unverhältnißmäßig großen Raum ein, so ist dies nur eine Äußerung des Realismus der alten Welt. Also alle Kunstübung ist an sich eine freie — wie sollte es nun nicht vielmehr als ein entwickelterer Zustand zu betrachten sein, wenn sie auch als solche auftritt? Dazu hat der Schauspieler ein Feld der künstlerischen Productivität, welches ihm ganz eigenthümlich ist. Hr. Hebenstreit erkennt dies selbst an. Er sagt S. 73:

daß es Schauspieler gibt, die Künstler sind — wer wollte dies leugnen? Es sind jene glücklichen Naturen, welchen der Himmel eine entschiedene Nachbildungsfähigkeit verliehen hat, die alle bemerkbaren Äußerlichkeiten sich anzueignen, sie zu verarbeiten und in passender Form wiederzugeben, zu jedem dargebotenen Charakter eine originelle oder die passendste Bekleidung aus dem stets gegenwärtigen Reichthum ihrer Erinnerungen zu wählen wissen. Dies sind aber Künstler von Natur aus, nicht darum, weil sie Schauspieler sind, oder durch das Schauspielen; sie würden es sein, wenn sie auch aufhörten, Schauspieler zu sein, oder es nie gewesen wären.

O du Dämonischer, würde Sokrates sagen, sie sind ja eben von der Natur zu Schauspielern bestimmt! Man muß es für eine Äußerung der irrigen Kunstauffassung ansehen, nach welcher, wie v. Rumohr („Italienische Forschungen", II, S. 419) sich ausdrückt, „die Kunst überhaupt nur da vorhanden wäre, wo sie dem Inhalt nach ihr Höchstes hervorbringt", wenn die reine technische Fertigkeit des Schauspielers geringgeschätzt wird. Es ist keine unwürdige Aufgabe für ihn, wenn die Zeit in der dramatischen Poesie vielleicht nur Mittelmäßiges hervorbringt, diesem durch vollendete Darstellung eine künstlerische Bedeutung mitzutheilen. Die Zeit, in welcher man die niederländische Malerei verachtete, ist vorüber. Es liegt im Interesse aller Kunstbildung, daß man die Schauspielkunst nicht fallen lasse, denn sie ist in unserm bildlosen Norden das einzige reine Darstellen, welches als solches einiger Popularität genießt.

Erkennt man solchergestalt den reinen Kunstcharakter der Schauspielkunst an, so wird man auch nicht mehr im Unklaren sein, wie man sich in Bezug auf die persönliche Schätzung des Schauspielers zu verhalten habe. Man wird nämlich einsehen, daß die Würde des Berufs nicht darunter leiden könnte, wenn auch alle Mitglieder dieses Standes schlechte Subjecte wären, und daß überhaupt das sittliche Verhalten derselben einen Dritten ebenso wenig angeht wie bei irgend einem andern Stande. Denn wir haben gezeigt, daß nicht die Person des Schauspielers, sondern seine Kunstleistung eine öffentliche ist. Ständen wir aber etwa mit irgend einem Bühnendarsteller in solchen Verhältnissen, daß es uns aus persönlichem Antheile am Herzen liegen müßte, über seinen sittlichen Werth ins Klare zu kommen, so würde die Frage, die wir darüber an uns zu stellen hätten, diese sein: ob er den Versuchungen, welche sein Stand mit sich führt, und welche jedenfalls außerordentlich sind, in demselben Maße zu widerstehen wisse wie andere Stände den ihrigen. Im Übrigen hat man den Schauspieler als ein Individuum zu betrachten, welches, ähnlich dem Philologen, der auch nebenbei für den täglichen Bedarf in seinem Fache arbeiten muß, sein Leben der möglichst gediegenen und klaren Auffassung der höchsten Werke des menschlichen Geistes gewidmet hat.

Hr. Hebenstreit schlägt sich viel mit der Ansicht herum, welche der Schaubühne einen moralischen Einfluß zuschrieb. Und doch stand diese insofern noch weit über seiner eigenen Anschauung, als sie ganz unbefangenerweise Dichtung und Aufführung als eine untrennbare Einheit betrachtete. Es war der Sache nach jene, welcher dieser Einfluß beigelegt wurde. Folglich haben wir in dieser Ansicht nichts als einen Zweig jener von der Wissenschaft längst überwundenen Theorie vor uns, welche, von der Herrlichkeit der Kunst ergriffen, ihrer Verehrung derselben noch nicht den richtigen Ausdruck zu geben wußte. Sollten aber etwa auch unter den Künstlern selbst einige mit dieser oder einer ähnlichen Behauptung hervorgetreten sein, so kann uns Andern das zwar zunächst ebenso gleichgültig sein, wie wenn ein Maler die Farben auf ungewöhnliche Weise zu mischen liebt; gehen wir aber dennoch darauf näher ein — nun, wie sollte von der Verirrung, statt die Würde des Menschen in die treue Erfüllung des ihm von Gott gegebenen Berufs zu setzen, das wünschenswerthe Selbstgefühl vor sich und Andern dadurch begründen zu wollen, daß man den jedesmaligen Inhalt für den höchsten erklärt, dieser Stand mehr befreit geblieben sein als andere? In diesem Allen liegt kein Grund zu dem pfäffischen Geschrei über Verwechselung der Schaubühne mit Schule und Kirche, welches Hr. Hebenstreit anhebt; wir Deutschen sind so glücklich, zur Abweisung desselben nur um 70 Jahre zurückdeuten zu dürfen.

Wilhelm Danzel.

Über Gutzkow's „Zopf und Schwert".

(Nach der hamburger Darstellung.)

Wir haben der Aufführung des neuen Stücks von Gutzkow: „Zopf und Schwert", mit besonderm Interesse entgegengesehen, nicht weil wir ein Freund des Autors, sondern weil wir ein Freund alles Schönen sind, was über die Bühne geht. Befähigung für das Theater bewies Gutzkow schon da, als er noch keine Stücke schrieb. Der Leser gebe sich die Mühe, Gutzkow's reiche Anzahl von Novellen und Romanen zu durchblättern, er richte sein Augenmerk auf die seltene Erfindungsgabe des Autors, auf diese meist überall selbst gewählten Stoffe. Er geselle dieser blühenden Phantasie einen tiefern Blick auf Gutzkow's anatomisirenden, zuweilen zum Erschrecken scharfen Verstand bei, jenen Verstand, der sich in dem Bau aller seiner Schriften zeigt. Er gestehe ein, daß, was die Charaktere Gutzkow's in seinen Werken betrifft, diese durchgehends wahr, klar und richtig durchfühlt sind, und er wird sagen müssen, daß da, wo solche Elemente walten, der Beruf zum Dramatiker mehr angeboren als erworben ist. Und dieser Beruf stellte sich gleich auf eine schlagende Weise in „Richard Savage", in diesem unwillkürlichen Streben nach Effect heraus, ob wir auch gestehen, daß Alles zu grell herauskam, und namentlich die Unsicherheit des Schlusses, wo Savage einmal der wirkliche und einmal der falsche Sohn ist, eine Gefälligkeit für das Publicum zeigte, das die poetische Begeisterung, die ihrem Ziele unverwandt zuschreiten sollte, auf eine fast peinliche Weise beeinträchtigte. Indeß war dies nur ein Durchgangspunkt. „Werner", weniger sprühend, aber innerlich fester, brachte eine sehr große Wirkung hervor. Wenn ein Correspondenzartikel aus Dresden, der in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" abgedruckt ist, Gutzkow's Dramen schief und unwahr nennt, so müssen wir diesem Urtheil, das sich auf nichts gründet, um so mehr widersprechen, als wir die feste Überzeugung haben, daß der Autor, durchglüht von seinem Stoff, diesen auch wieder zu durchglühen wußte. Ist die Handlung nicht anregend und überraschend genug als Handlung: wie fein, wie durchsichtig ist dafür das Athmen, das Pulsiren, das Leben und Streben dieser Herzen. „Patkul" beurkundet einen gewaltigen Fortschritt in der Bühnenkenntniß, eine sehr geschickte Steigerung und so viel Sicherheit und Harmonie des Ganzen, daß sich dieses Stück, selbst wenn es von dem Repertorium gestrichen würde, wo jetzt leider „freie Bearbeitungen" den Originalproducten vorgezogen werden, einen dauernden Nachhall in der Literatur erwerben muß. In „Patkul" zeigt Gutzkow zuerst die Bewältigung eines historischen, und hier sehr spröden Stoffs; er zeigt ein kräftiges, lebensvolles Bild, eine concentrirte und doch wild hervorbrechende Leidenschaft, eine Annäherung an das Terrain, das er jetzt mit kühnem Schritte betreten hat. „Die Schule der Reisen" möchten wir einen Seitensprung, ein hors-d'oeuvre nennen, vielleicht aus dem Drange entstanden, eine gewisse moralisirende Gewalt auszuüben, vielleicht einer trüben Stunde, einem verbissenen Groll über die ungleiche Gütervertheilung entnommen, einen Abglanz seiner Studien Shakspeare's, dessen Geist sich auch hier und da in dem seltsamen Wechsel von Scherz und Ernst regt, der aus dem Stück bald ein Trauer- bald ein Lustspiel macht. „Das weiße Blatt" reiht sich an „Werner", an die innern Regungen des Gemüths, an jene unsichtbare Welt an, die dem Dichterauge erschlossen ist und aus der er seine Bilder, seine Rührungen, ja, seine Begeisterung schöpft. Bewundert haben wir in diesem Stücke die Zartheit der Behandlung, die innere Wahrhaftigkeit der Charaktere, die schönen Naturschilderungen, die öfters hinreißen. Wenn Holm die Sonne untergehen sieht, das Geläute der heimkehrenden Kühe in sein Ohr dringt, der Schatten verlorener Liebe sich langsam herniedersenkt, dann tritt eine so heilige Stille ein, daß der Zuschauer das Alles nicht allein miterlebt, sondern miterleben muß, daß er getragen vom Dichter mit ihm über die Schwelle in das Heiligthum des Herzens, in die Hallen der verklärenden, der andachtsvollen Poesie tritt. Da ist warmes Leben, tiefe Menschenkenntniß, Tüchtigkeit der Ausführung, die immer etwas Dauerndes, etwas Ewiges, nicht allein das Gegenwärtige im Auge hat. Da ist auch leichter, tändelnder, gutmüthiger Scherz, und über ihm ausgegossen eine Vollendung der Sprache, die Gutzkow diesem Stück vorzugsweise zugewendet hat.

Nachdem wir nun diese Übersicht der frühern Leistungen Gutzkow's gleichsam als Einleitung Dessen, was wir zu sagen haben, gaben, wenden wir uns zu seinem neuesten Producte, zu „Zopf und Schwert". Zum ersten Mal betritt der Autor eine neue Phase seines Talents, das Lustspiel; zum ersten Mal sehen wir ihn in schönster Objectivität, ganz seinem Stoff und wir müssen sagen seinem Patriotismus dahingegeben, fest, abgeschlossen, „ein wahrer Virtuos im Benutzen kleiner Zufälligkeiten", wie Kühne in seinen „Portraits und Silhouetten" sagt, aber auch ein Virtuos in der Charakteristik, im Reproduciren historischer Figuren, die, obgleich treu, doch durch ihn gleichsam neu und so spannend, so lebendig werden, daß das Interesse an ihnen alle Fasern der Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Zwar ist es nicht zu leugnen, daß der Charakter Friedrich Wilhelm's I. eine reiche Ausbeute für den Autor war, jedoch mußte diese benutzt, mit Takt verwendet, mit Maß verarbeitet werden. Irgendwo wird gesagt, daß man den guten Schriftsteller an Dem erkenne, was er — verschweige. Gutzkow hat sich in dieser Hinsicht durchaus tüchtig, gewandt, voll Urtheil und Feinheit bewiesen. Er hat Vieles verschwiegen und doch Alles gesagt. Er hat einen durch und durch harten aber biedern Charakter mit glücklichem Humor so wiedergegeben, daß er in seiner Schroffheit liebenswürdig erscheint. Friedrich Wilhelm I. hat zwar Fehler, aber es sind die Fehler seiner Eigenschaften, es sind jene Ecken, die Der nicht abstreift, der geraden Wegs wandelt, es sind jene Eigenheiten des Alters, das seine Zeit für die beste hält, es sind die hartnäckigen, oft ehrenwerthen Versuche, einen Fortschritt zu hemmen, der ihm unheilbringend scheint. Friedrich Wilhelm I. ist der Mann der eisernen Überzeugung, der Repräsentant seines Jahrhunderts, der entschiedene Antipode Ludwig's XIV. Sehr schön hat das Gutzkow in der Rede ausgedrückt, die er dem Erbprinzen von Baireuth im trunkenen Zustande in den Mund legt. „Impfen wollt' er Stamm auf Stamm, Vater auf Sohn, Alter auf Jugend", sagt er oder doch Ähnliches. Und später deutet er darauf hin, wie Friedrich der Große in den Schöpfungen des Vaters die Grundlage seines Staats erkennen, aber über ihm mildere Geister weben, Künste und Wissenschaften walten lassen würde. Und Das ist so wahr, daß wir überzeugt sind, daß, ebenso wenig als Napoleon ohne die Revolution Das geworden wäre, was er war, Friedrich der Große ohne seinen ihm hinderlichen Vater die ungeheuere Thatkraft in sich nicht hätte zur Genüge entwickeln können. „Zopf und Schwert" ist ein durch und durch deutsches, ein durch und durch populaires Stück. Es wird überall, wo die vaterländische Gesinnung vorherrscht, wo Drang nach Einheit weht, einen vibrirenden Effect hervorbringen, es wird das Volk belehren, das Publicum elektrisiren. Es wird zeigen, welch eine Wirkung ein deutscher Stoff, aus deutscher Geschichte genommen, auf deutscher Bühne haben kann. Da ist Alles historisch. Da liebt, weint, zittert und lacht eine preußische Prinzessin, da zürnt, tobt, zankt und raucht ein preußischer König. Wer nur einigermaßen in der Geschichte des 18. Jahrhunderts bewandert ist, dem fallen zehn Details statt eines über eine Hofhaltung ein, die durchaus bürgerlich sein sollte. Der findet in Gutzkow's Stück die bekannte geistreiche Prinzessin Wilhelmine, die sich durch ihre Memoiren und ihre stachelnde Zunge berühmt gemacht hat, findet sie liebenswürdig, was sie in der Wirklichkeit nicht war, begegnet der Königin, die, von Ehrgeiz entbrannt, ihre Tochter zur Königin von England machen wollte, und muß sich gestehen, daß der Umstand, daß man den Prinzen von Wales in Berlin

glaubte, indeß er in Schottland war, ein Factum, das kein Geschichtschreiber zu erklären weiß, äußerst geschickt zum Knoten einer Intrigue gewählt wurde, die an Feinheit den französischen Lustspielen in nichts nachgibt. Sehr rühmlich an diesem Stück ist nicht allein der witzige Dialog, sondern auch die klug vertheilten Effecte, die rasch sich durchwindende Handlung, die gänzliche Abwesenheit von Längen, an denen unsere meisten Productionen kränkeln. Gutzkow ist nicht umsonst bei unsern Nachbarn den Franzosen gewesen, er ist nicht vergebens in die Fasern der französischen Bühnenzustände gedrungen. Bei seinem Verstande hat er das Gute zu benutzen, das Fehlerhafte zu vermeiden gewußt. Unstreitig ist der Glanzpunkt seines Stücks das Tabackscollegium. Aber es gibt noch andere Scenen in demselben, die die Meisterschaft verrathen, Scenen, die so eindringlich und so belustigend, so derb und so fein sind, daß wir nicht umhin können „Zopf und Schwert" für ein sehr bedeutendes Lustspiel, für ein Werk zu halten, das Gutzkow's Beruf für dies Fach entschieden beurkundet. Dazu gesellt sich noch außer dem Talent die in dem Stücke ausgedrückte Gesinnung, die gehaltvollen Charakterschilderungen, die die übersprudelnden Geisteskräfte in ein schönes Ganze fassen und ihm eine wahrhaft geniale Färbung verleihen.

Der Beifall, der dem Dichter geworden, wird ihn hoffentlich veranlassen, immer festern Fuß auf diesem, wenn auch schlüpfrigen Terrain zu fassen. Er beweist, daß wir Stücke wie dieses bedürfen. Nicht allein das gebildete Publicum, auch die Masse sehnt sich nach ähnlichen gesunden, wahren, heitern Anschauungen. Der Anfang ist gemacht. Der Fortgang kann nur Gewinn für uns und für den Autor eine ihm von seinem Genius gestellte Aufgabe sein. 111.

Bibliographie.

Beck, J., Philosophische Propädeutik. Ein Leitfaden zu Vorträgen an höhern Lehranstalten. II. Encyklopädie der Philosophie. Stuttgart, Metzler. Gr. 12. 20 Ngr.

Bilder und Sagen aus der Schweiz. Von J. Gotthelf. 3tes und 4tes Bändchen. Solothurn, Jent und Gaßmann. 1843—44. 8. à 15 Ngr.

Brandes, H. W., Vorlesungen über die Naturlehre für Leser, denen es an mathematischen Vorkenntnissen fehlt. 2te vermehrte und verbesserte Ausgabe, besorgt von C. W. H. Brandes und W. J. H. Michaelis. Mit Kupfern. 1ste Lieferung. Leipzig, Goeschen. Gr. 8. 1 Thlr.

Jones, P., Emil Devrient und das deutsche Schauspiel in Dresden. Eine Neujahrsgabe. Dresden, Sillig. 16. 5 Ngr.

Jugendgeschichte des sächsischen Kapellmeisters J. G. Naumann, in sprechenden Zügen dargestellt, mit einer Vorrede von G. H. v. Schubert. Dresden, Naumann. Gr. 12. 7½ Ngr.

Leutsch, K. C. Freih. v., Über die Belgen des Julius Cäsar. Ein geographisch-kritischer Versuch, begleitet von einigen andern dahin einschlagenden Untersuchungen: namentlich über die Caracaten, die Gründung des Erzstifts Mainz und die Akademie Karl's des Großen. Nebst der einzig richtigen Karte der römischen Provinzen Belgica I und II, Germania I und II. Gießen, Ricker. Gr. 8. 20 Ngr.

Mengs, A. R., sämmtliche hinterlassene Schriften. Gesammelt, nach den Originaltexten neu übersetzt und mit mehren Beilagen und Anmerkungen vermehrt herausgegeben von *G. Schilling*. 1ster Band. Bonn, König. 1843. Gr. 8. Preis beider Bände 3 Thlr.

Mezger, G. C., Über die Benutzung der alten Classiker für die religiös-sittliche Bildung. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Möller, J. H., Urkundliche Geschichte des Klosters Reinhardsbrunn. Reinhardsbrunn als Amt und Lustschloß. Mit einer Ansicht des jetzigen Schlosses Reinhardsbrunn. Gotha, Müller. 1843. Gr. 8. 20 Ngr.

Moltke, L., Neuere Gedichte. 1ster Band: Ufermuscheln. Leipzig, Moltke's Verlagsexpedition. 1843. 8. 1 Thlr. 11¼ Ngr.

— — Derselben 2ter Band: Tag- und Nachtfalter. Leipzig, Moltke's Verlagsexpedition. 1843. 8. 22½ Ngr.

— — Monumente für Momente. Poetisches Tagebuch. 1ster Band. 1stes bis 3tes Heft. Leipzig, Moltke's Verlagsexpedition. 1843. 8. 27 Ngr.

Nauwerck, K., Über die Theilnahme am Staate. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 6 Ngr.

Österreich und das constitutionelle Princip. Leipzig, Reclam jun. Kl. 8. 1 Thlr.

Püttmann, H., Dithmarschen-Lieder. Leipzig, O. Wigand. 16. 12 Ngr.

Rellstab, L., Gesammelte Schriften. 7ter bis 9ter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr.

Reumont, A., Die poetische Literatur der Italiener im 19. Jahrhundert. Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Verein am 13. Januar 1844. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ringklib, H., Ausführliche Beschreibung des im Herbste 1843 in der Umgegend von Lüneburg stattgefundenen großen Übungslagers des 10ten deutschen Bundes-Armee-Corps. Mit einer Karte der Umgegend von Lüneburg und einem Anhange, enthaltend eine Darstellung des Gefechts bei Lüneburg zwischen dem französisch-sächsischen Corps und den vereinigten Russen und Preußen am 2. April 1813. Celle, Schulze. Gr. 8. 20 Ngr.

Rüder, F. A., Statistisches Handbuch der Monarchieen und Republiken mit der Genealogie der regierenden und standesherrlichen Häuser auf das Jahr 1844. Grimma, Verlagscomptoir. Gr. 16. 1 Thlr.

Ruth, E., Geschichte der italienischen Poesie. 1ster Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Der Schwanen-Orden. Wort eines Preußen an seine Zeitgenossen. Erfurt, Expedition der Thüringer Chronik. Gr. 8. 7½ Ngr.

Seidl, J. G., Der neue Adler auf dem Stephansthurme 1842. Gedicht. Wien, Tauer und Sohn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Sigwart, H. C. W., Geschichte der Philosophie vom allgemeinen wissenschaftlichen und geschichtlichen Standpunkt. 1ster Band, enth. die erste Periode und der zweiten Periode 1ste Abtheilung. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Souvestre, E., Gesammelte Werke. Aus dem Französischen übertragen von Mehreren. 4ter und 5ter Band: Ein Wassertropfen. Eine bretagnische Erzählung aus den Zeiten der Restauration. Ins Deutsche übertragen von K. H. Milhauser. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 1 Thlr.

Der Thurmbau zu Köln und was damit zusammenhängt. Von einem Süddeutschen. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 15 Ngr.

Ungewitter, F. H., Geschichte des Handels, der Industrie und Schifffahrt von den ältesten Zeiten an bis auf die Gegenwart. Mit Zeichnungen und Karten. 1stes Heft. Meißen, Goedsche. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Vertheidigung von Süddeutschland gegen die Franzosen, mit Zuziehung der Eisenbahnen, unter Berücksichtigung der verschiedenen Spurweite. Eine strategische Skizze von Pz. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 7½ Ngr.

Vogel, F. A., Von den verderblichen Vorurtheilen der studirenden Jugend. Eine Rede. Plauen, Schmidt. 8. 2½ Ngr.

Das Volk und die Parteien. Nebst einem Anhange über die freie Presse. Heilbronn, Drechsler. 8. 1 Thlr. 11¼ Ngr.

Welcker, P. H., Der Ahnherr und sein Haus. Zum Andenken an die Grundsteinlegung des Friedensteins durch Herzog Ernst den Frommen, den 26. October 1643. Gedichte. Gotha, Müller. 1843. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Welp, L., Neue Petersburger Skizzen. Schweidnitz, Heege. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 61. —— 1. März 1844.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Neue deutsche Romane.

Obgleich ich in diesem Aufsatze eine bunte Reihe deutscher Romane einer gewissenhaften Kritik zu unterwerfen gedenke und die Anzahl derselben keineswegs klein erscheint, so muß ich mir doch gestehen, daß seit einigen Jahren die Romanproduction der Deutschen im Sinken ist. Man braucht nur die jetzigen Meßkataloge mit frühern zu vergleichen, um zu diesem Resultate zu gelangen. Ein Resultat setzt aber natürlicherweise Ursachen voraus. Diese als einen bloßen Zufall betrachten verriethe sehr wenigen philosophischen und geschichtlichen Blick; es ist ein Jeder, auch im Kleinsten, ein Kind seiner Zeit und ihrer Bewegungen. Es wird wol keinem meiner Leser etwas Neues erzählt sein, wenn ich bemerke, daß die großen Massen unserer Romane, die auf den deutschen Büchermarkt kommen, weder aus einer tiefen poetischen Fülle des Individuums entsprungen sind, noch auch als Kunstproducte erscheinen und Stand halten können, sondern daß sie eben nur einem müßigen Lesetriebe des Publicums fröhnen, ihm die Langweile vertreiben wollen und die Sinne kitzeln, mit Einem Worte, daß sie, wie man es sehr gut nennt, Leihbibliothekenfutter sind. Da das öffentliche Leben unserer Nation, im Vergleich zu andern, ein sehr beengtes genannt werden muß, so hat sich bei den Deutschen das Organ der Intelligenz vorzugsweise auf die Literatur geworfen; die Einen schreiben, die Meisten lesen. Nun aber gibt es Viele, die, aus verschiedenen Gründen, nur für die Massen schreiben und sich ganz nach dem Geschmacke derselben richten. Je unerfreulicher das Leben sich in seinen öffentlichen Verhältnissen gestaltete, je trauriger es nebelte, je häßlicher es draußen stürmte und schneite, desto lieber setzte der deutsche Philister sich hinter den Ofen, zog die Mütze über die Ohren, um nichts von dem Sturme zu hören, und las, um die Wirklichkeit zu vergessen, Romane. Das war prächtig, wenn es darin recht wunderbar zuging! Auf diese Art weiß ich mir denn auch, was doch so Viele verwundert, recht gut zu erklären, wie gleich nach den Freiheitskriegen das deutsche Volk, welches soeben noch die Kanonen donnern gehört und das Schwert geführt hatte, sich kopfüber in die fadeste Romanlecture stürzte, wie sie epidemienartig alle Stände ergriff, wie ein Clauren und Gesellen entzückten und die ganze schönwissenschaftliche Literatur in einem süßlichen Geruche von Rosen, Vergißmeinnicht, Veilchen, Tulpen, Nelken, Camellien u. s. w. schwamm. Man nahm absichtlich Opium, um zu schwärmen, um zu vergessen. Aber es ist nun allmälig wieder lebendiger in unsern politischen Leben geworden, der Geist des Volks hat sich aus der Apathie energisch erhoben, und es will nun nicht mehr lesen, um zu vergessen, es will lesen, um zu lernen, zu prüfen. Es liest nicht mehr, wenigstens nicht mehr der große Theil desselben, im Gefühle der Müssigkeit, es liest mit sittlichem Ernste. Dadurch wird es bestimmt, die fade Romanlecture von sich zu weisen, Belehrung über die wichtigsten Gegenstände im Gebiete der Politik, der Geschichte, der Geographie, der Rechtswissenschaft, der Kirche u. s. w. zu suchen, und so hat denn der deutsche Buchhandel nie eine so große Menge populairer Schriften über solche und ähnliche Gegenstände geboten als gerade jetzt. Mögen diese Werke oft noch so schlecht und locker sein, mag der Verfasser sie aus den niedrigsten Motiven geschrieben und der Buchhändler damit nur auf den Beutel des Volks speculirt haben, das Volk nimmt sie mit sittlichem Ernste, es macht sie sich mit tiefem Drang nach Erkenntniß zu eigen, und dadurch, um den ganz prosaischen Ausdruck zu gebrauchen, daß das Volk sie nicht mehr so gierig kauft wie früher, ist der gemeinen, deutschen Romanmilbe der Zeugungstrieb sehr verkümmert worden.

Gegen den Roman, seinem Wesen nach, soll dadurch natürlich nichts gesagt werden; er wird immer seinen Werth behalten. Einer unserer bedeutendsten Geschichtforscher, Schlosser, sagte einmal, daß man in der Geschichte seiner Romane die Geschichte eines Volks schreiben könne, so wichtig schätzt ein Mann, der die Weltgeschichte zu seinem Studium gemacht hat, den Roman, und man wird ihm immer beipflichten müssen, wenn man höher steht als die immense Anzahl der bornirten Fachgelehrten, welche in jedem, auch dem besten Romane nur eine unnütze Schreiberei sehen und gewiß jedes Actenconvolut weit höher stellen. Freilich, jener Roman, der eben keinen andern Zweck in sich hat, als ein leeres Spiel einer gelangweilten Lesewelt sein zu wollen, verdient kaum eine andere Beachtung, aber Das ist es ja eben, daß man den Roman von der Laune der hin- und hergetriebenen Masse unabhängig machen, und ihn aus der Anarchie, worin er sich befindet, auf höhere Grundsätze der ästhetischen Kunst und Wissenschaft zurückführen soll. Dazu soll der Kritiker ganz besonders helfen. Wer sonst, wenn er nicht? Man weiß aber ja, wie die Romankritik in unsern belletristischen Journalen getrieben wird! Ohne Ernst, ohne Grundsätze, ohne Wissen. Es ist alles Vertrauen zu dieser Kritik verloren gegangen. Das Publicum liest sie kaum mehr, und es sind bloße Bücheranzeigen geworden. Wenn der Roman wieder gedeihen soll, so ist es durchaus nothwendig, daß sich ebensowol unsere Romanschriftsteller als unsere Romankritiker als wirkliche Priester ihrer Kunst und ihrer Wissenschaft zeigen.

Das Epos, diese Kunstform eines sich in frischer Jugendlichkeit empfindenden Volksgeistes, ist für unsere Verhältnisse eine Unmöglichkeit geworden; der Boden des Naturstaats, in dem die Heroen noch vollauf zu thun haben, ist lange verloren; der Boden der Freiheit, des freien Staats ist noch nicht errungen, es schwanken alle Verhältnisse hin und her. In ihnen hat sich keine bestimmte Kunstform ausbilden können. Die Bewegungen sind zu gewaltig, die Verwickelungen sind zu bunt, die Übergänge sind zu plötzlich und rapid, als daß sich in ihnen die erhabene, kindliche Einfachheit eines Homer'schen Epos ermöglichen könnte. Es hat sich dafür der Roman ausgebreitet und seine Form allmälig so erweitert, daß er Alles, was uns bewegt, in sich aufnehmen kann. Nach einem Drama, wie es der Idee und der heutigen Bewegung genüge, ringen die besten Kräfte, ohne es bis jetzt finden zu können. Der Begriff des Romans läßt eine solche Vielseitigkeit zu und läuft so sehr ins Ungebundene hinaus, daß es schwer wird, sich einen bestimmten und richtigen Maßstab zu gewinnen und mit demselben zu messen. So viel aber wenigstens steht fest, daß es eine der ersten Aufgaben des Romans sein muß, die Menschheit in kleinern oder größern Partien, in ihren verschiedensten Thaten und Bewegungen abzuspiegeln, den Einzelnen in seinem Verhältnisse zur großen Ordnung zu begreifen und durch die Gesetze der abgerundeten Kunstform sowie durch den unerschöpflichen Zauber der Poesie Das zu ersetzen und reiner darzustellen, was die spröde Wirklichkeit nur lückenhaft aufweist oder mit schmutzigen Farben verwischt hat. Indem der Roman dieses als sein Wesen erkennt, muß er sich der Welt gleichsam gegenüberstellen, um sie objectiv in sich aufnehmen zu können, er muß sich bestimmte Grenzen setzen und innerhalb dieser Grenzen bestimmte Gesetze anerkennen. Diese Gesetze werden namentlich die Wahrheit verlangen, nicht jene Wahrheit des gemeinen Lebens, sondern die poetische Wahrheit der Fabel und aller Charaktere, welche der Roman durcheinander bewegt, in dieser Durcheinanderbewegung aber hat sich nicht eine rohe Willkür, sondern die Kunst der Harmonie zu zeigen und einen Mittelpunkt für das Ganze zu finden. Dadurch rundet sich dann der Roman zu einem lebenvollen Organismus ab, und wenn es auch nun noch Mancherlei gibt, was schöne Staffagen und pittoreske Bewegungen in ihn hineinbringen kann, so wird es doch immer ein Fehler sein und zu seinem Ruine beitragen, wenn man solche Nebensachen, z. B. ethnographische Studien oder ein ganz strictes Halten an historische Facta, mit seinem Wesen verwechselt, wie es so viele Schriftsteller, von der Kritik noch gar aufgemuntert, zu treiben gewohnt sind.

Der Roman hat nun nicht blos einen Kunstzweck, sondern er hat auch einen tiefen Lebenszweck. Er ist nicht blos da, um eine schöne Form zu geben und darzustellen, sondern er soll auch, wie angedeutet, das Leben zeichnen und es durch die Macht der Poesie und der durch die künstlerische Begrenzung sehr gehobenen Wahrheit fortbilden helfen. Er sinkt nicht zur Allegorie herab, wie einige Ästhetiker behauptet haben, sondern er stellt sich der nackten Wirklichkeit als die poetische Wahrheit des Lebens gegenüber, und je bunter, je tiefer und verwickelter das Leben geworden, um so weiter und mannichfaltiger breitet sich auch der Roman aus, um so schwieriger aber wird auch seine Behandlung als Kunstproduct werden, und nicht selten ist eben die Kunst über die psychologische Wahrheit und über die bunte äußere Welt der Romane verloren gegangen. An dem Letztern pflegt das gewöhnliche Romanschreibervolk zu Grunde zu gehen, das Erstere aber ist selbst eine gefährliche Klippe für unsere schönsten Talente und strebsamsten Geister geworden.

Jedoch wenden wir uns zur Beurtheilung der einzelnen neuen Erscheinungen, um daran noch besondere Bemerkungen über den Roman und sein Wesen zu knüpfen:

1. Der Prinz von Oranien. Historischer Roman von Robert Heller. Drei Bände. Leipzig, Reichenbach. 1843. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der achtzigjährige niederländische Freiheitskampf hat so viele kühne Thaten gezeigt und so viele großartige Leidenschaften entwickelt, daß es gar kein Wunder nehmen kann, wenn der Geschichtschreiber sowol als der Dichter gern an dieses ungeheure Ereigniß herantritt. Beide sollen ja in die Tiefen der Menschennatur grei-

fen. Schiller schrieb die Geschichte dieses Trauerspiels, Goethe wählte daraus einen seiner ergreifendsten dramatischen Stoffe, seinen „Egmont". Schiller fühlte zu deutlich, daß in diesem großen Ereignisse das reale Leben zu große Foderungen macht und zu vielseitig hervordringt, als daß er mit idealen Trauerspielgestalten hätte ausreichen können; Goethe wählte eine Figur zum Mittelpunkte seines Dramas, welche mehr allgemein menschliche Theilnahme erregt als große Aufschlüsse über die besondern Kämpfe gibt, aber er wußte auch mit feiner Bedeutsamkeit das menschliche Interesse durch die nationalen Bewegungen, denen er in seiner meisterhaften Volksscene ihr vollkommenes Recht widerfahren läßt, zu steigern und ihm dadurch einen tiefen Nachdruck zu geben. Goethe faßte die negative Seite des großen Ereignisses auf, er stellte den liebenswürdigen Menschen, der sich um die Politik nicht viel bekümmern mochte, als Opfer des berechnenden Despotismus dar, das Positive ließ er nebenbei liegen. Das Positive, das politische Element des ungeheuerlichen Kampfes, bekommt seinen Mittelpunkt in Wilhelm v. Oranien, den Hr. Heller zum Mittelpunkte seines Romans gemacht hat. Wenn man aber den fanatischen Kampf der Niederlande, des kleinen Volks gegen den mächtigsten Regenten in seinem Wesen und Principe begreifen will, so muß man nicht blos die geschichtlichen Data kennen, sondern man muß mit Grundsätzen, mit Forscherblick an jene große Zeit herangetreten sein, in welcher der menschliche Geist allenthalben die alten Formen durchbricht und in den Kreis eines neuen Lebens tritt. Diesen hohen, sittlichen Ernst offenbarte Schiller in seinem Werke; er lebt auf jeder Seite, wie das überhaupt sein wahres Leben war, im Ganzen und ist über die rohe, empirische Betrachtung der Geschichte hoch erhaben.

Ob aber Hr. Heller sich wol strenge Rechenschaft über alles Das gab, was zu erwägen ist, ehe er sich an die Darstellung dieser großen Ereignisse machte? Ob er vor Allem seine Kräfte wohl prüfte und sich fragte, sind sie dem Stoffe gewachsen? Ob ernste geschichtliche Studien vorangegangen sind? Ob Hr. Heller bedacht hat, daß es hier gilt, Charaktere zu liefern, und ob er sich es wol wirklich zutraut, Charaktere schaffen und darstellen zu können? Wir dürfen mit einigem Bedenken alle diese Fragen äußern, denn bisher hat Hr. Heller in seinen Romanen und Novellen noch nicht bewiesen, daß er nach etwas Anderm als nach einem Platz in der Leihbibliothek strebt, daß seine Producte auf Grundsätzen ruhen und daß der Geist der Geschichte in ihm lebendig geworden ist; vielmehr hat er sich immer in einer glatten und geschwätzigen Darstellung und in einer oberflächlichen Malerei gefallen, die der Geschichte gegenüber sogar erbärmlich genannt werden konnte. Das Auge des Hrn. Heller sucht im Flachen Befriedigung, und diese Vorliebe möchte Hrn. Heller wol auch in die meerumsäumten Ebenen der Niederlande gelockt haben; dabei hat er denn freilich nicht bedacht, daß diese Flächen von Männern bewohnt sind. Weiß Hr. Heller, was es bedeutet: Männer? Männer, deren aures batavae sprüchwörtlich geworden sind, Männer, die schon einem Cäsar den heftigsten Widerstand leisteten, die in der Cultur des Mittelalters das Höchste erreichten und nun mit allem Fanatismus ihrer Mannhaftigkeit für ihren Glauben, für ihre Freiheit kämpfen! Ich bilde mir ein, daß es Hrn. Heller nicht so leicht werden wird, dieses Volk, tüchtig bewährt, rein deutschen Ursprungs, ganz wahr in seinem wilden Aufstande darzustellen und aus seiner Individualität poetisch Das hervorzuholen, was diesem Volke die Eroberung der Welt sichern mußte!

In einem sehr unzweckmäßigen Nachworte scheint Hr. Heller eine übertriebene Wichtigkeit auf seine Lecture über den niederländischen Freiheitskrieg zu legen. Als ob das Publicum sich dafür interessiren müsse; wäre Hr. Heller nicht eitel auf sein bischen Lesen, wir würden uns nicht darum kümmern, denn wenn der Roman selbst nicht den unauslöschlichen Eindruck der Wahrheit macht, wenn nicht durch ihn geschichtlich-originelles Leben in vollen Wogen rauschet und brauset, so ist auch mit einer unverdauten Lecture und mit einer als Ergänzung eintretenden und beschwatzenden Nachwortsrednerei durchaus nichts geholfen. Der Kritiker wird schon wissen, wo er die Quellen für den niederländischen Freiheitskrieg zu suchen hat, und sich nicht, wie Hr. Heller, mit v. Campen's „lichtvoller Auffassung im Ganzen" oder gar mit einer Corvin-Wiersbitzki'schen Compilation begnügen, „worin die geschichtlichen Darstellungen von einer Vollständigkeit sind, daß nur der historische Forscher neben ihnen noch nach den Quellen verlangen wird". Will Hr. Heller damit sagen, daß er nichts weiter gelesen hat, und sich damit entschuldigen? Ob Hr. Heller den alten Emanuel v. Meteren gelesen hat, will ich wahrlich nicht mit Gewißheit behaupten. Mag diesem alten Chronikenschreiber auch die historische Kunst und Feinheit fehlen, er gibt so viele für die ganze Zeit lichtgebende Einzelheiten an, daß ein besonnener und vom geschichtlichen Geiste beseelter Romandichter in ihm eine unerschöpfliche Fundgrube findet; Goethe hat sich durch ihn zum „Egmont" anregen lassen, Hr. Heller freilich wenig von ihm Gebrauch gemacht, sei es aus Unkenntniß oder sei es aus Mangel an feiner Combinationsgabe und geschichtlicher Darstellungskraft. Daß Hr. Heller das alte Buch „Initium bell. Belg." nicht kennt, scheint unzweifelhaft, er hätte sich sonst die unparteiische Darstellung, welche er gesprächsweise über den Charakter Alba's sowie auch Oranien's macht, gewiß nicht entgehen lassen, ebenso wenig scheint er auch auf die reiche englische und französische Literatur über diesen Krieg, z. B. auf Aubery's „Memoiren", auf das „Supplément à l'histoire des guerres civiles de Flandre", noch auf die „Annales et historiae" des berühmten Grotius Rücksicht genommen zu haben. Es ist aber keine Literatur so reichhaltig als die über den niederländischen Krieg, der ganz Europa in Spannung erhielt — es sind ihr jetzt durch den Aufschluß der Bibliotheken zu Madrid, Si-

manca's, im Escurial neue Fundgruben geöffnet, Coremans und Duller hatten sich schon vor einiger Zeit darum verdient gemacht —, und wenn man sich dann im Angesicht einer solchen Literatur einen Anstrich von Studium und eigener Forschung geben will, weil man sich auf v. Campen, dessen Fleiß zwar Achtung verdient, und noch mehr auf die Corvin'sche Compilation stützt, so reicht schon das zum Beweise hin, wie leichtsinnig und ungründlich Hr. Heller mit der Geschichte verfuhr. Daß er die Städtezeichnungen Guicciardini's angesehen hat, ist nicht zu leugnen, er hätte aber jedenfalls besser gethan, eine geistige Durchdringung seines Stoffs zu versuchen, als sich um Dinge zu bekümmern, die für den Geschichtsforscher von Interesse sind, bei einem Romanschreiber aber nichts Anderes beweisen, als daß er selbst nicht weiß, worauf es bei dem Wesen des historischen Romans ankommt. Was hilft es denn, daß Hr. Heller alle Schanzen und Thore, alle Märkte, Straßen und Winkel einer Stadt schildern kann, ganz acurat so, wie sie damals waren: wird dadurch Leben gewonnen? Im Gegentheil wird durch eine solche unnütze Steckenpferdsreiterei ein durchaus fremdartiges Interesse in das Gebiet des Romans hineingezogen, Das aber, worauf es eben ankommt, die große Aufgabe, die Zeit und die Charaktere in einer künstlerischen Begrenzung darzustellen, im heimlichen Gefühl der Schwäche umgangen, und eine zwecklose Grille soll uns den Mangel an Kunst, an Poesie, an Charakter, an geschichtlichem Geist ersetzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur und Leben. Erinnerungen aus den letzten Decennien. In Auszügen aus dem Tagebuche eines ruhenden Wanderers am Egeri-See. Zürich und Frauenfeld, Beyel. 1843. 8. 22½ Ngr.

Dies Buch gehört in die Classe der raisonnirenden Reisebeschreibungen. Die wechselnde Localität von Frankreich, Schweiz, Holland und Deutschland gibt dem Verf. allemal neue Themata. Der Verf. vertheidigt keine politische Farbe; er kämpft für keine Partei; Privatverhältnisse öffentlicher Charaktere berührt er nie; er ist gerecht und mild. Dabei macht er von seinen umfangreichen Kenntnissen einen geschickten Gebrauch; er fällt nicht in den Ton des Lehrers, aber der Leser erfährt von ihm Mancherlei, namentlich Historisches. Ich betrachte die Lecture dieses Buchs wie die Unterhaltung mit einem recht verständigen Manne; Jeder fühlt die Gediegenheit und Festigkeit heraus; der Mann von Genie versagt ihm seine Anerkennung nicht; der Mann von geringerer Einsicht hat in vielfacher Hinsicht den fühlbarsten Vortheil von dieser Unterhaltung. Der Verf. hat einen Vorzug, der seltener ist als Manche glauben, nämlich gesunden Menschenverstand; darum gestatten wir ihm auch gern, daß er über alle Tagesfragen, als über den Communismus, über Bruno Bauer und Feuerbach, über Schelling und so fort spreche. Von den Kritikern spricht er offenbar zu viel. Er bildet sich nämlich ein, daß die Kritiker viel Rücksicht auf sein Werkchen nehmen möchten; allein da glaubt, hofft oder fürchtet er zu viel, denn sein Buch ist weder ein Buch der Wissenschaft, noch ein Buch der Bewegung und des Fortschritts, noch ein Buch der Partei — also kann die Kritik ihm höchstens einen Geleitsbrief ausstellen, wie es in Obigem geschehen ist. 29.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Geschichte und Bibliographie der Musik.

Im Verlage von Techener zu Paris, der gewiß allen Bibliomanen und Bibliophilen bekannt sein wird, ist soeben ein kleines Werkchen erschienen, welches außer dem bibliographischen Interesse ganz insbesondere noch für die Geschichte der ältern Musik von Wichtigkeit ist. Wir meinen die fleißigen „Notices sur les collections musicales de la bibliothèque de Cambrai et des autres villes du département du Nord par Ch. de Coussemaker". Der Verf. dieser kleinen Abhandlung, der sich durch eine sehr gelehrte größere Arbeit über Hucbald bekannt gemacht hat, bemerkt mit Recht, daß ungeachtet der großen Anzahl von Messen, Motetten, Liedern und Madrigalen, welche in Italien, Frankreich, Deutschland und Belgien während des 16. Jahrhunderts ans Licht getreten sind, doch die Werke der Componisten jetzt für wahre Raritäten gelten können. Mit Ausnahme der großen königlichen Bibliothek und der des Conservatoriums zu Paris weiß man in Frankreich wenig von größern Sammlungen älterer Musikalien. Diejenige, welche in der werthvollen Bibliothek zu Cambrai aufbewahrt wird, zeichnet sich weniger durch die Zahl als durch Seltenheit einzelner Stücke aus. Die vorliegende Schrift, in der diese Sammlung beschrieben wird und die sich an das bekannte Werk von Le Glay über die Archive des Norddepartements („Mémoire sur les bibliothèques et les archives du departement du Nord") würdig anreiht, gibt zugleich einen kurzen Abriß einer Geschichte dieses musikalischen Schatzes. Der größte Theil dieser Sammlung rührt aus dem reichen Repertorium des Capitels der Hauptkirche zu Cambrai her, an der lange Zeit hindurch ausgezeichnete Tonkünstler, wie Josquin Desprès, der berühmteste Musiker des 15. Jahrhunderts, Jacques de Kerle, Laurent de Vos, Phlippe de Mons u. s. w. thätig waren. Manche der Componisten, deren einzelne Compositionen hier angeführt werden, sind bisher in der Geschichte der Musik noch ganz unbekannt gewesen, so z. B. Baupullaire, Ducrocq, Mielle u. a. Von nicht geringerm Interesse als das kleine Werk selbst ist der dreifache Anhang, welchen der Verf. demselben gegeben hat. In der ersten Beilage erhalten wir einen kurzen Überblick über die andern musikalischen Sammlungen des Norddepartements, namentlich über die zu Dünkirchen, Lille, Valenciennes und Douai. Hieran reiht sich eine kleine Auswahl interessanter Texte von Liedern aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Den Schluß des Werkes bilden die interessanten „Dicta Magistri Symonis de semitonio Platonico". Leider ist diese treffliche Monarchie nur in 110 Exemplaren abgezogen, sonst würden wir ihr eine große Verbreitung wünschen.

Heinrich IV.

In seiner unermeßlichen „Geschichte von Frankreich" schildert Sismondi Heinrich IV., „den Vater des Vaterlands", mit viel ungünstigern Farben als die meisten frühern Historiker. Seine Angaben sind übrigens zu positiv und zu wohl begründet, als daß man ihre Richtigkeit ohne weiteres in Zweifel ziehen könnte. Der Vicomte de Rogent in seiner soeben herausgekommenen „Histoire de Henri IV" thut dies zwar auch nicht geradezu, aber er sucht doch, so viel es nur angeht, die Ehre des geliebten Monarchen zu retten. Er weiß Licht und Schatten so glücklich zu ordnen, daß das Urtheil, welches sich der Leser nach dieser Darstellung vom Charakter Heinrich's bilden wird, ohne Zweifel wieder weniger scharf lauten wird als das, welches der gedachte Historiker über ihn fällt. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 62. — 2. März 1844.

Neue deutsche Romane.

(Fortsetzung aus Nr. 61.)

Wie arm und unglücklich aber die Ansichten des Hrn. Heller über den Roman sind, das läßt sich denn nun nicht nur in diesem Romane selbst, sondern noch bestimmter aus dem Nachworte erkennen. Hr. Heller behauptet nämlich:

Der Roman ist schmiegsam. Er braucht nicht wie das Drama ein Schmelzen der geschichtlichen Starrheit zu fodern, er ergreift vielmehr die Hand der Historie, und die Begebenheiten mögen eilen oder schleichen, springen oder festen Anhalt suchen, er begleitet sie. Eben aber, weil dem Romane eine so große Freiheit der Bewegung gestattet ist, darf er auch nirgend mit der Geschichte in Widerspruch gerathen. Diesen Grundsatz streng ins Auge fassend, habe ich im „Prinzen von Oranien" nirgend die historische Treue verleugnet und bis auf den romantischen Kranz auf dem Haupte, ohne welchen historische Gestalten zum lebensgeschichtlichen Schattenbilde herabsinken würden, bürgt der Verf. für die Übereinstimmung seiner Darstellung mit den Jahrbüchern des Befreiungskampfes.

In der That, man kann seine Schwäche und Unfähigkeit nicht leicht besser darstellen, als es Hr. Heller in diesem Bekenntniß gethan hat. Freilich hat er darin sein Wohlgefallen an seinem Werke befriedigen wollen, aber, wahrlich, wer von einer geschichtlichen Starrheit reden mag, der zeigt schon dadurch seinen niedrigen Standpunkt, wie roh, wie empirisch, wie ganz und gar ohne Grundsätze er die Geschichte betrachtet, wie fremd ihm der Geist, die Bewegung desselben ist und wie unfähig er sein muß, den historischen Roman zu cultiviren, wenn man nämlich von diesem mehr als eine Coulissenklexerei erwartet und wenn er Höheres sein soll als ein Futter für Leihbibliotheken. Für Hrn. Heller ist die Geschichte etwas Starres; das Drama soll diese Starrheit doch noch schmelzen, aber der Roman hat es nicht nöthig, er bettelt beiher, er hat weiter nichts zu thun, als um die starren Geschichtsklötze allerlei bunte romantische Lappen zu hängen und recht viel Geschwätz zu verbreiten. Damit löst er seine Aufgabe vollkommen! Wahrlich, eine würdige Ansicht von der Poesie und ihrer Berufung! Bei solchem Meinen über Geschichte und Poesie läßt sich Großes erwarten! Der historische Roman ist schon an sich selbst nichts Vollkommenes, er ist ein Zwitterding und ein Beweis, daß wir die Ruhe und die Reife für das Epos noch nicht gewonnen haben; aber jene Behauptung von ihm heißt nichts Anderes, als ihm alle poetische Berechtigung nehmen und ihn zum leeren Spiele der Lesewelt machen. Der geschichtliche Roman gewinnt darin seinen Adel, nicht daß er um starre Klötze der Vergangenheit Theaterflitter hängt, wie Hr. Heller es für nothwendig erachtet, sondern daß er die Geschichte im künstlerischen Maße selbst producirt. Er soll durchaus ein freies Kunstwerk und kein Sklave der Geschichte in ihrer Wirklichkeit sein. Wer das nicht begreifen kann, wer nicht selbst Geschichte schaffen kann, der bleibe weg vom historischen Roman, er wird doch nur Stümperwerk liefern. So sehr Walter Scott das Detailliren liebte, erst schuf er sich selbst die Geschichte, er trug die ganze Zeit, die er darstellen wollte, bis zum Kleinsten lebendig in sich. Leben konnte Leben schaffen, daher die harmonische Durchbildung der Fabel, die Wahrheit aller Charaktere. Da ist nichts von „geschichtlicher Starrheit", Alles ist wahr, lebendig. Allein Hr. Heller, dem die Geschichte ja starr erscheint, schreibt lange Seiten aus den Geschichtsbüchern ab und verbindet sie durch ein charakterloses, glattes Geschwätz; dies Zusammen, dies leblose Aggregat, worin weder eine gerundete Fabel noch irgend ein Charakter zu entdecken ist, beliebt er dann als historischen Roman zu bezeichnen! Während der echte Romandichter die Ereignisse selbst und in aller Freiheit schaffen soll, sind sie hier ein von außen Herbeigeholtes, ein Aufgedrücktes, welches Hr. Heller mit allerlei werthlosem Flitter behängt; die Geschichte, die größte That des Menschengeistes, das Drama der gewaltigsten Schmerzen und der reinsten Tugend, muß sich von Hrn. Heller als Faulenzerbett benutzen lassen; — er will einen Roman erfinden, mag aber nicht selbst schaffen, er setzt sich einige geschichtliche Thatsachen, einige geschichtliche Personen hin und läßt dann sein Geschwätz zwischen denselben hin- und hergehen! Wahrlich, durch ein solches Verfahren wird der historische Roman nur noch immer tiefer getreten und die Geschichte entwürdigt. Aber diese Grundsatzlosigkeit, dieser Leichtsinn, welcher die Geschichte zum Puppenspiel herabzieht, rächt sich an sich selbst, sie kann sich nie auf die Dauer einen Platz im Herzen des Volks gewinnen, sei es im Roman, sei es im Drama oder in der Lyrik. Es wird ihr nie, so viele Prätensionen sie

auch macht, irgend eine Bedeutung eingeräumt werden, also auch nicht diesem Romane.

Hr. Heller hat sich vorgenommen, nirgend mit der Geschichte in Widerspruch zu treten, allein was ihm die Geschichte ist, das ist sie nicht uns, sie ist uns kein rohes Aggregat, kein Raritätencabinet, sondern Leben. Hr. Heller meint, daß er Hohes erfülle, wenn er kleine Curiositäten und Nebensächelchen angibt, wenn er sein Geschwätz nur um, seien sie auch noch so unbedeutend, Ereignisse hängt, die wirklich geschehen sind; aber er verkennt auch hier ganz und gar das Wesen des Romans. Es kommt dem Romane ebenso wenig wie dem Drama zu, alle kleinen Wirklichkeiten der Geschichte wiederzukäuen; wenn er nur den Typus der Zeit im Ganzen wie in den einzelnen Charakteren und diese Charaktere überhaupt lebendig darstellt, so mag ihm innerhalb dieser Grenzen alle Freiheit gelassen werden. Freilich, wer in der Geschichte nur eine Starrheit sieht, der kann höchstens zu einem Wiederkäuungsprocesse gelangen. Hr. Heller will nirgend mit der Geschichte in Widerspruch gerathen sein, und doch ist er es gerade! Wären die Niederlande in jener gewaltigen Periode von solchen Schwätzern und schwachen Menschen angefüllt gewesen, wie Hr. Heller sie vorführt, sie wären nicht zum Resultate der Freiheit gekommen. Indem Hr. Heller keine Charaktere schaffen und darstellen kann, ist er gerade mit der Geschichte in den schreiendsten Widerspruch gerathen, denn die Geschichte schuf damals große Menschen, große Charaktere! Gottlob, daß Hr. Heller nicht das Amt der Geschichte versehen hat, es hätte den armen Niederländern da schlimm gehen mögen! Als Hr. Heller den Alba erscheinen läßt, glaubt man wahrlich nicht diesen gewaltigen, strengen, vom Principe des Königthums und des Katholicismus fanatisch durchdrungenen Mann zu sehen, er erscheint vielmehr wie ein grimmiger Schulmeister, der seine Jungen züchtigen will, und Oranien, den der Cardinal Granvella den Schweiger nannte, wäre man, nach dieser Heller'schen Darstellung, oft versucht, den Schwätzer zu nennen! Nennt Hr. Heller denn etwa, große Charaktere in schwächliche Gestalten verwandeln, niemals die historische Treue verleugnen? Dazu spricht er aber von einem romantischen Kranze, „ohne den historische Gestalten zum lebensgeschichtlichen Schattenbilde herabsinken". Wenn man nur wüßte, was ein „lebensgeschichtliches Schattenbild" ist! Die Romantik aber ist wahrlich nicht der Freund der Geschichte und des historischen Romans, sie täuscht und betrügt, aber Hr. Heller, dem die Geschichte eine Starrheit ist, hat nun freilich nichts Anderes zu thun, als romantische Coulissen herumzustellen und durch Flitter über das wahre Leben zu täuschen.

Man sehe die Gestalten an, die sich in diesem „historischen Romane" bewegen! Wo ist da Kraft, Leben, Innerlichkeit! Es sind keine Charaktere, sondern lauter Collectivmenschen. Jene Zeit aber war ungeheuerlich, es war gewissermaßen ein verzweifelter Naturstand eingetreten, in dem sich alle Leidenschaften gewaltig entwickelten; Jeder war tief im Innern bewegt, jede Fiber war angespannt, jeder Nerv bebte, die Niederländer waren ein Volk von Heroen geworden, aber Hr. Heller schildert ein Volk von Pygmäen, welche zwischen den großen Ereignissen, die sie doch selbst geschaffen haben, ängstlich und charakterlos umherkriechen. Hr. Heller hat seine Kräfte weit überschätzt. Dazu hat er eine eigenthümliche Seite des niederländischen Volkscharakters, wie sie damals scharf hervortrat, nämlich den Humor und den furchtbaren Spott der Verzweiflung, der sich tausendfach zeigt und wovon die Annalen jener Tage gefüllt sind, gar nicht beachtet. Es ist aber gerade die Pflicht des echten Romandichters, den Volkscharakter in allen seinen Grundlagen und Regungen lebenvoll darzustellen! Hr. Heller hat lieber die Städtezeichnungen in Guicciardini betrachtet und rühmt sich seiner historischen Treue!

An eine harmonische Durchbildung der Fabel ist ebenfalls nicht zu denken. Aber das liegt schon im Obengesagten. Wenn dem Romandichter, wie Hrn. Heller, die Ereignisse etwas Äußerliches, etwas Gegebenes sind, so wird er nie frei schaffen und das Ganze harmonisch durchbilden können, sondern immer von einer unorganischen Masse der Thatsachen, von einer äußern Macht abhängen, daran scheitern und Brocken statt eines Kunstwerks geben; nur Demjenigen, der die Geschichte selbst produciren kann, dem sie ein flüssiges Element und keine „Starrheit" ist, eine geistige Bewegung, aus der die Charaktere und die Ereignisse ganz natürlich hervorgehen, kann ein historischer Roman gelingen, der auch die Kunstansprüche befriedigt. Der Roman des Hrn. Heller besteht aus geschichtlichen Ereignissen, die nicht von ihm reproducirt, sondern nur aus den Geschichtsbüchern abgeschrieben sind, aus einem dazwischen hin- und hergehenden Geschwätz — denn das Geschwätz ist Alles, und die Personen, welche da schwatzen, sind gar nichts —, aus einigen romantischen Episoden, und das Alles nimmt mit der Belagerung von Leyden ein willkürliches Ende.

2. Abfall und Buße oder die Seelenspiegel. Von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Erstes bis drittes Buch. Berlin, Enslin. 1844. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Nimmt man heutzutage einen von jenen ältern Romanen zur Hand, die ihre Wurzel in der romantischen Schule haben, so wird Einem wahrhaft wunderlich zu Muthe. Die Wirklichkeit versinkt ins Nebelmeer, und ein Sausen und Klingen, ein Grünen, Schweben, Leuchten, Dämmern, Funkeln nimmt uns gefangen; man glaubt in einem verzauberten Walde zu irren. Als die Wirbel der Sturm- und Drangperiode sich wieder geglättet hatten, als man der darauf sich breitmachenden Philisterhaftigkeit müde war, als die französische Revolution die Welt mit den ungeheuerlichsten Gestaltungen erfüllte, da wuchs die Dame Romantik zwischen den jenenser Bergen empor. Ihren Söhnen konnte das Alterthum in seiner strengen Begrenzung keine Begeisterung einflößen, ebenso wenig auch der vernünftige Pro-

ceß der Neuzeit, darum schwärmten sie in das Mittelalter hinein und hingen um zerbrochene Burgen den Mantel der Poesie. Das Mittelalter wurde, der Gegenwart gegenüber, bis zur Abgötterei verehrt, und um doch auch an die Stelle des Alterthums etwas zu setzen, schweifte man in den wunderlichen Orient hinein und träumte von den hindostanischen Wundern und Herrlichkeiten. Wol hat diese Romantik ihre schönen Seiten und ihren Nutzen gehabt, ist sie es doch gewesen, welche auf eine Weltliteratur hinleitete, aber sie hat auch, namentlich da, wo sie nicht als etwas Ursprüngliches, sondern als angelernte Schulmaxime hervortritt, die lächerlichsten Blößen gegeben; sie, aus den revolutionnairen Bewegungen der Welt und Literatur hervorgegangen, fiel bald aus dem revolutionnairen Übermuth in zaghaften Kleinmuth und, irre an der Zeit und der Freiheit geworden, mit ihr sogar in Widerspruch gerathen, hat sie all jenen Spott verdient, der über sie ausgegossen wurde. Mag Tieck nun mit noch so viel Bitterkeit auf die heutigen Bewegungen schauen, mag Steffens mit noch so viel Mystik das Mittelalter romantisch erklären und Schelling die Philosophie mit dem Mantel der Romantik bekleiden, der alte Schwindel kann doch nicht wieder hervorgerufen werden und wir lassen uns durch solche Bestrebungen nicht mehr irre machen. Die Hegel'sche Philosophie hat den Auflösungsproceß der alten Romantik entschieden befördert; wie dem rohen Deutschthum, so trat sie auch der Romantik entgegen, und da nun die Romantik ebenso wenig wie jenes noch geistige Potenzen aufzuweisen hatte, sondern sich immer mehr einem unfreien Gefühlsdogmatismus hingab, so mußte sie wol im Verlauf der neuern geistigen Bewegungen ihren allmäligen Untergang finden.

So wenig es hier der Ort und die Zeit ist, die romantische Schule in ihrer Entwickelung darzustellen, so kann man doch wol sagen, daß Eichendorff als der letzte Ritter der romantischen Schule, ja, als die idealisirte Romantik selbst betrachtet werden muß. Bei einem markirten Charakter wußte er sich eine ungestörte Entwickelung zu sichern, und er ist der Romantik so treu geblieben wie ein Ritter nur je seiner Herzensdame. Sein wenig bekannt gewordener Roman „Ahnung und Gegenwart" enthält eine Fülle von wahrhafter Poesie und sucht mit heiliger Begeisterung die richtige Concentration für die freie, brausende Jugendkraft anzudeuten. Wie gesagt, Eichendorff ist eine der reinsten und lieblichsten Erscheinungen in der romantischen Schule gewesen.

Ganz anders erscheint uns dagegen der Baron de la Motte Fouqué. Hätte Fouqué seine literarische Thätigkeit auf die liebliche „Undine" und etwa noch auf den „Zauberring" beschränkt oder hätte er doch so viel freien Geist gehabt, daß er den äußern Putz der Romantik nicht als ihr eigentliches Wesen nehmen mochte, so würde ihm eine ganz andere Stellung in der Literatur gebühren als jetzt. Er brachte aber eine aristokratische Tendenz in seine Schöpfungen hinein, die theils lächerlich, theils bedauerlich wirkte, dann setzte er ihr noch eine gehörige Portion moderner Sentimentalität bei, und dadurch mußte es denn wol kommen, daß er größtentheils schon ungenießbar geworden. Immer gefiel sich seine nicht unbedeutende Phantasie in den starren, rohen Formen des Ritterthums, eine affectirte Gemüthlichkeit und Derbheit machte seinen Stil manierirt, und seine subjective Schwärmerei ließ ihm zu keiner künstlerischen Gestaltung Ruhe. Als die Zeit seiner kurzen Geltung schnell vorübergegangen war und er bemerkte, daß er mit der Zeit und dem Publicum in Widerspruch getreten sei, verfiel er in Bitterkeit und auf Thorheiten mancherlei Art. Anstatt zu untersuchen, weshalb das Publicum ihn so schnell vergessen habe, war er trotzig und hartnäckig geworden.

Indeß, der vorliegende Roman ist jedenfalls in der Absicht geschrieben, mit aller noch übriggebliebenen Kraft noch einmal vor dem Publicum zu erscheinen und sich den Beifall desselben noch einmal zu gewinnen. Darüber ereilte der Tod ihn. Indem Fouqué seinem Romane beisetzt: „aus der Grenzscheide des 18. und 19. Jahrhunderts", entsagt er gewissermaßen öffentlich dem langen Traum seines Lebens, der öden Verherrlichung des mittelalterlichen Ritterthums, ja es kommt sogar in diesem Romane die hier recht auffallende Stelle vor:

> Mag denn allenfalls das Ritterthum zusammengebrochen sein, — meinenthalb nicht nur das maltesische, sondern auch das Ritterthum des gesammten, morschgewordenen Europa überhaupt —

aber der ganze Roman muß uns dann eben beweisen, wie unmöglich es dem Verf. wird, seinen Vorsatz zu halten, und wie er nicht lassen konnte, im Staube alter Burgruinen zu wühlen.

Dieses letzte Werk Fouqué's leidet an allen seinen Schwächen und Bizarrerien, aber es erinnert auch wieder an seine schönsten Fähigkeiten und läßt uns schmerzlich bedauern, daß ein so reiches Dichtertalent sein ganzes Leben hindurch auf einer falschen Bahn fortschreiten mochte. Der Held des Romans ist ein junger preußischer Husarenoffizier, der in die Dienste der französischen Armee übertritt, in Italien und Ägypten unter Napoleon kämpft und endlich, da nichts von seinen romantischen Träumereien wahr werden wollte, weltmüde und nach Deutschland zurückgekommen, den Geist aufgibt. Kaum hat Fouqué nun mit Ruhe und richtigem Maß die pyrmonter Badezirkel, worin sich der junge Held anfangs bewegt, geschildert, so treibt ihn sein altes Gelüste auch schon wieder in das Mittelalter zurück, und er umspinnt die Gegenwart mit alten wunderlichen Geschlechtssagen, damit sie in ihr gewissermaßen ihre Erfüllung haben. Ein Duell zwischen Nordeck und Salmour bei Pyrmont muß seine Begründung in der Kreuzzugszeit suchen! Dazu wird das alte Preußenthum verherrlicht, die Waffen donnern, die schwarz-silbernen Portepées funkeln, und hat man eben ein bischen festen Boden, so nimmt Alles auch gleich wieder jenen zerfließenden und dabei großsprecherischen Charakter an, dem Fouqué sich nun einmal hingegeben

hatte. Waffenritterlichkeit, Preußenthum, Spiel und Galanterie kreuzen hin und her, und die unstäten Ideen des jungen Offiziers, in dem Fouqué wieder seine ganze Subjectivität ausschüttet, sind zuweilen ebenso interessant wie ein andermal bornirt und lächerlich. In den Darstellungen der Hortensia und des Olivier ist wol das Beste gegeben, der Verf. hat an diesen Gestalten wenig von seinen Vorurtheilen und Lieblingsideen absetzen können, diese wurden alle auf den Helden des Romans, den jungen Nordeck, zusammengetragen. Er erliegt darunter; an Klarheit, an frei entwickeltes, ebenmäßiges Leben ist bei diesem Wuste natürlich nicht zu denken, er zerfließt ganz und gar im Reich der Romantik, der Phantastereien, der mittelalterlichen Ehrbegriffe. Wo Napoleon erscheint, mäßigt Fouqué allerdings seine romantischen Launen, und der Kaiser wird denn auch Gottlob! durch keinen mittelalterlich-ritterlichen Anstrich carikirt; aber die Realität bekommt er doch nicht, und er muß ins Dämonische hinüberschweben. Im zweiten Buche, wo Ägypten der Schauplatz ist, geht der Spuk nun erst recht los, hier kann Fouqué die Vorliebe der Romantik für den Orient und für das mittelalterliche Ritterthum nach beiden Seiten hin ausbeuten, Sphynxe, Hieroglyphen, Hexen, alte Rittermönche, Papyrusrollen, Krokodille fahren untereinander umher und dazwischen ist dann einmal wieder von den Thaten Napoleon's die Rede, die preußische Dienstgenauigkeit des Romanhelden wird aber mit lächerlichem Eifer gepriesen. In einem solchen Taumel kann von künstlerischer Gestaltung nicht mehr die Rede sein und in diesem Dunste kann auch nur getaumelt werden. In der Halle des Rittermönchs, der noch ganz im Wunderglauben der Kreuzzüge lebt, erreicht der Spuk seine höchste Stufe und der Stil seine wunderlichste Verschrobenheit; Fouqué scheint hier Hoffmann'sche Effecte hervorbringen zu wollen, aber wie unendlich weit entfernt bleibt er von der Genialität seines Freundes! Wo man sich nun endlich von diesen Fratzen befreit glaubt und bestimmt erwartet, von dem großen Strudel der Ereignisse, die sich an den Namen Napoleon knüpfen, wieder nach Europa getragen zu werden und die Gestaltungen einer neuen Welt zu erleben, da hat Fouqué schon gänzlich die Kraft und die Lust verloren, sich um diese große Zeit zu bekümmern. Ein schwacher Mondenblick, dann wieder romantischer Hexentanz. Die zehn Jahre, welche ganz Europa umgestalten und Napoleon auf den Gipfel seiner Macht erheben, schleichen unserm Helden müßig in einer alten Burg am Libanon hin, deren Burgherr noch ganz als Ritter gekleidet geht, flucht, donnert, heult und betet. Man sieht, der Verf. hat die Kraft verloren, es ward ihm unmöglich, sich im Processe der Gegenwart, auf der bewegten Grenzscheide der neuesten Jahrhunderte zu erhalten und über dem tollsten und unklarsten Spuk, an den er bereits sein ganzes Leben hingegeben, wird auch hier in seiner letzten That die Wirklichkeit und Wahrheit verflüchtigt, jeder künstlerische Faden aber zerissen. Die gewaltsame Anknüpfung zum Schluß hat etwas Fieberhaftes und Zufälliges. Unter vielen Wolken und Nebeln leuchten immer noch einzelne große Sterne; eine reiche Erfindungsgabe sinkt zuweilen zur Wüstheit und Fratzenhaftigkeit herunter und läßt bei alledem erkennen, was sie bei mehr geistiger Klarheit und feinerm Kunstgefühl hätte leisten können. Fouqué sieht in diesem seinem letzten Werke nach der Höhe, nach dem Lichte; aber die Macht, der er sich einmal hingegeben, zieht ihn immer wieder in ihren Bann zurück und umringt ihn mit ihren wirren, lügnerischen Gestalten. Mit dem Bewußtsein, daß die Phantasie noch nicht den Dichter mache, und mit dem Bedauern, daß ein reiches Dichtertalent, wie Fouqué es jedenfalls besaß, sich so weit verirren konnte, daß es ihm unmöglich ward, sich wieder zurechtzufinden, wird man diesen Roman aus den Händen legen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen über englische Übersetzungen deutscher Schriften.

Die sächsische Constitution, d. h. die Constitutionsacte (oder Charter, Charte, wie der Engländer und Franzose sagt) ist ins Englische übersetzt worden von H. Schütze, auf Verlangen „einiger in Sachsen wohnhafter Engländer und einiger Freunde in England". „Diesen Personen", setzt der Referent einer englischen Zeitschrift hinzu, „wird damit mehr gedient sein als dem Publicum im Allgemeinen, wiewol die Publication nicht ohne allgemeines Interesse ist."

„Der Roland von Berlin" von W. Alexis ist unter dem Titel „The Burgomaster of Berlin" ins Englische übersetzt worden.

Eine Übersetzung von Schlegel's „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" („A course of lectures on dramatic art and literature") von John Black ist schon 1840 erschienen, wird aber jetzt zugleich mit den „Essais littéraires et historiques" (Bonn 1842) im „Foreign quarterly review" angezeigt und besprochen.

J. D. Haas hat die „Stunden der Andacht" ins Englische übersetzt: „Hours of meditation and devotional reflection". „Der Verfasser", heißt es in der Anzeige, „ist als deutscher Novellenschreiber von nicht gemeinem Talent längst bekannt; aus dem vorliegenden Werke wird das englische Publicum ihn als gesunden und gefühlvollen Moralisten kennen lernen."

Auch unser „Orpheus", die allen Quartett-Männergesellschaften bekannte Sammlung, ist ins Englische metamorphosirt erschienen: „Orpheus, a collection of glees or vocal german quartetts, by the most admired german composers with english poetry."

Kohl's „Irland" ist in englischer Übersetzung bei Chapman und Hall herausgekommen, und das Werk gefällt in England so ausnehmend, daß z. B. das „Athenaeum", das schon aus dem deutschen Original beträchtliche Auszüge gebracht hatte, die Gelegenheit benutzt und aus der Übersetzung abermals Auszüge liefert. Zum Schlusse wird gesagt: „Wir nehmen nun aber endlich Abschied von Kohl's «Irland» und sehen einem «England» oder «Schottland», was nun je nach Umständen oder Neigung der Verfasser liefere, mit Verlangen entgegen."

Die neueste Übersetzung, die sich anführen läßt, ist die von Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts": „History of the 18th century", übersetzt (unter Aufsicht des Verfassers) von David Davison. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 63. —— 3. März 1844.

Neue deutsche Romane.

(Fortsetzung aus Nr. 62.)

3. Kreuz und Halbmond. Historischer Roman von William Fitz-Berth. Zwei Bände. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 1843. Gr. 12. 2 Thlr.

Die Eroberung Konstantinopels durch Mohammed II. im J. 1453 ist schon sehr oft zum Stoff für Romane gebraucht worden, die sich „historisch" nennen. Meistentheils aber sind sie nichts weniger als dieses. Das Epitheton historisch läßt sich nur dann einem Romane mit Recht beilegen, wenn er das starke Knochengerüste der Geschichte nicht blos mit Phrasen umhüllt, sondern wenn er die ganze Zeit, worein der Stoff fällt, den er behandelt, ihrer innern Nothwendigkeit nach veranschaulicht, die Erscheinungen und ihre Motive erklärt und die Individuen nicht nur allgemein menschlich richtig, sondern auch dem Typus jener Zeit gemäß, in der sie sich bewegen, naturgemäß darstellt. Geschichte studiren heißt ja auch nicht, die Facta kennen und hersagen können, sondern wissen, weshalb Alles so kommen mußte, und das Einzelne im Ganzen sehen. Grobgeschrotene Menschen stehen gewöhnlich gaffend vor den gewaltigen Krisen und Ereignissen der Geschichte still, die feinern und höhern Geister suchen nach den Ursachen derselben. Die Analogie in Bezug auf den historischen Roman ist leicht gefunden. Die großartigsten Ereignisse sind in der Regel von Schriftstellern, die gar keinen historischen Geist haben, so oft angepackt und handwerksmäßig benutzt worden, daß größere Talente sich gar nicht mehr daran machen mögen. Die Eroberung Konstantinopels ist einer von diesen Stoffen. In ihr liegen alle Bedingungen zu einem großen historischen Romane, aber dieses tragische Ereigniß ist so oft als Theatercoulisse benutzt worden, daß man schon ein Vorurtheil gegen einen Roman von vornherein hat, der es behandelt. Auch der vorliegende bietet nichts Bedeutendes und in irgend einer Art Hervorragendes. Wilde Türken, schlaue Griechen und Genueser, Ereignisse und Gestalten, wie sie die Romantik träumt, und die ihren Lebenssaft nicht aus der Geschichte gewonnen haben, gruppiren sich zusammen, eben nur des Effects halber, aber eine zuweilen recht frische Darstellungsweise läßt uns wünschen, daß der Verf. sein Talent in Zukunft mehr cultiviren und die Geschichte mit mehr Ernst und Würde betrachten möge.

4. 1814 und 1815. Historischer Roman von Max Roderich. Drei Theile. Kassel, Hotop. 1843. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. hat die letzten Acte des Napoleonischen Weltdramas nicht ohne Talent und Erfindungskraft zum Mittelpunkte seines Romans genommen. Er hat mit Fleiß und Genauigkeit die Geschichte jener Zeit studirt und sucht, bei dem Bestreben wahr zu sein, die allgemeinen Bewegungen in jedem Individuum wirken zu lassen. Aber die Schilderungen sind beiweitem besser gelungen und die Zusammenknüpfung der einzelnen Fäden verdient beiweitem mehr Anerkennung als die Zeichnung der Charaktere. Eine bestimmte Individualisirung will dem Verf. nicht gelingen, man hat zu viel mit Collectivmenschen zu thun. Sie sagen recht schöne Worte, sie zeigen Alles auf, was geschehen soll und wird, sie verknüpfen Alles wie Drahtpuppen, aber sie leben nicht voll und frisch, sie lassen keine organische Lebenskraft, sondern nur eine mechanische Fortbewegung des Interesses erkennen. Besonders der Mittelpunkt des Romans, Napoleon in seinem letzten, riesigen Aufleuchten, macht keineswegs den tiefen, tragischen Eindruck, den hier vielleicht ein Walter Scott hervorbringen würde, wenn es überhaupt thunlich ist, eine so gewaltige Gestalt in den Mittelpunkt eines Romans zu stellen, d. h. wenn sie sich die Begrenzung gefallen läßt, welche der Roman, vom künstlerischen Standpunkt aus, nothwendig verlangt. Ihr würdigstes Piedestal bleibt immer die Geschichte. Die Kraft des Verf. war zu schwach, um das große, untergehende Weltgestirn in seiner ganzen Glorie und Tragik auffassen zu können, aber dieser Tadel verliert an Gewicht, wenn man bedenkt, daß Napoleon uns Allen noch viel zu nahe steht und einen viel zu gewaltigen Eindruck auf Jeden macht, als daß schon jetzt sein Geist — wenn ein solcher Geist nicht schon überhaupt, wie gesagt, die Kunstbegrenzung des Romans überschreitet — objectiv, nach allen Seiten hin, in einem Romane ausgezupft werden könnte. In dieser Darstellung aber verliert Napoleon namentlich viel zu viel Worte und er tritt fast nie auf den marmorenen Standpunkt, von wo aus er die Welt zu beherrschen wußte. Auch in seinem Unglücke ist Napoleon größer

als ihn der Verf. schildert. Übrigens ist dieser Roman durch seine lebenvolle Darstellung wohl geeignet, jene große Zeit zu veranschaulichen und auch bei dem gewöhnlichen Leser ein Gefühl und ein Interesse zu erwecken, welches über das allgemeine Romaninteresse beiweitem hinausreicht.

5. Erasmus Agricola. Roman in drei Büchern. Liegnitz, Strempel. 1843. 8. 2 Thlr.

Der Verf. hat eben nicht Recht gethan, sein Buch einen Roman zu nennen. Man unterscheidet freilich in der neuern Zeit Roman, Erzählung und Novelle nur noch selten, denn, indem alle drei ihre Grenzen weiter ausgedehnt haben, hat man sie oft unbemerkt ineinander laufen lassen, und eine solche Gewohnheit mag den Verf. denn auch wenigstens entschuldigen. Das vorliegende Werk ist eine biographische Erzählung. Der Roman soll allerdings auch, wie man zu sagen pflegt, einen „Helden" haben als Mittelpunkt, aber dieser Held darf nie zu wirksam hervortreten und alles andere Interesse verschlingen. Diese Regel kann der Verf. von allen großen Romanschriftstellern befolgt sehen, er betrachte den „Wilhelm Meister" Goethe's, den Hermann Immermann's in den „Epigonen" und vor Allem die Werke Desjenigen, der die Kunst des Romans am tiefsten innehatte, den genialen Walter Scott. Bei Scott ist der Held nie Derjenige, in dem die Handlung des Romans ihre höchste Spitze und Lösung gewinnt, sondern immer ein Anderer, der sich durch irgend einen Faden lebendiges Interesse erobert. Die Schüler des Schotten sind von diesem Grundsatze nur zu oft abgewichen und Biographien, romantisch oder historisch, oder romantisch-historisch oder romantisch-lyrisch u. s. w., sind mannichfach als Romane betrachtet worden.

Der Held dieser Erzählung absorbirt das ganze Interesse, er macht durchaus einen rührend-komischen Eindruck. Der Verf. hat auch wol nichts Anderes beabsichtigen wollen. Es scheint beinahe, als ob er pädagogische Zwecke verfolge, dadurch bekäme die Erzählung dann also noch ihre besondere Moral. Der kleine Erasmus ist eine Art Wunderkind; Pedantismus und tiefes Gemüth vereinigen sich in ihm. Das kleine Männchen bedauert z. B., daß er durch einen Klapperstorch, wie die allergewöhnlichsten Kinder, in die Welt gebracht worden sei, da doch Moses, Cyrus, Romulus, Alexander u. A. ihren Eintritt in die Welt durch ungewöhnliche Ereignisse bezeichnet hätten. Schon der Knabe geberdet sich als Pastor und Philosoph, die Altklugheit drängt sich allenthalben hervor, allein er gibt auch den Heroismus der Kindlichkeit auf eine überraschende Weise zu erkennen, indem er zu Fuß nach Paris läuft und seinem Vater, der erschossen werden sollte, Gnade erwirkt. Nachher nimmt er freilich wieder die absprechendste Arroganz an. Der Gymnasiast urtheilt über Dinge ab, an die kein Mann sich ohne jahrelanges Studium wagen würde, er gefällt sich in der grellsten Eitelkeit und Selbstüberschätzung. Man höre nur, wie er einige Bücherreihen mustert: „Diese Reihe, diese, diese, Alles Geschichte, — die ist absolvirt. Da ist Voltaire, — kann mir nicht mehr nützen." Diese Eitelkeit, in der sich heute die des Lebens unkundige Jugend gefällt, ist im „Erasmus" sehr gut dargestellt worden. Der Student Erasmus fällt endlich durchs Examen. Jetzt, einmal aus dem Himmel der Selbstvergötterung gestürzt, fällt er ins entgegengesetzte Extrem. Er wird eine von jenen traurigen Figuren, die keine Bedingung der Welt zu erfüllen wissen, die eine Masse von Gelehrsamkeit aufspeichern, ohne sie geistig durchdringen zu können und überall mit Spott und Lachen begrüßt werden. Der Verf. ist treffend in seinen Schilderungen, schalkhaft steht er hinter dem Gemälde und verräth einen Mann, der, vielleicht selbst Lehrer oder Candidat, es nicht lassen kann, den Schlendrian, die Bornirtheit, den Pedantismus so mancher Collegen mit jovialem Geist zu verhöhnen. Während er gut detaillirt und in einzelnen kleinen Zügen einen feinen psychologischen Blick bewährt, hätte er doch bei den Übergängen mit mehr Ruhe und Kunst verfahren sollen. So schalkhaft, so liebenswürdig, so jovial der Verf. auch wird, so hat er doch die höhere Weihe des Humors nicht empfangen. Er betrachtet das Leben nicht in Einem großen Spiegel, nicht im Ganzen, sondern im Einzelnen; darüber ist er denn auch nicht zum Romane gekommen, sondern bei der Biographie stehen geblieben. Einzelne Scenen sind köstbar, z. B. gleich die Zopfabschneidescene, der Candidat als Sänger u. s. w., aber immer ist die Situation mehr als der Charakter humoristisch gehalten. Das Studium Sterne's und des sich ihm anschließenden Hippel wäre wol nicht blos unserm Verf., sondern auch unserer ganzen neuern Literatur zu empfehlen, damit der humoristische Roman, der schwierigste von allen, wieder mehrfach cultivirt werde und einen versöhnenden Einfluß auf unser sich in einzelnen Richtungen verlierendes Leben gewinne.

6. Die freien Schützen. Ein Roman von Johannes Rudolphi. Zwei Bände. Leipzig, Voigt und Fernau. 1843. Gr. 16. 2 Thlr. 25 Ngr.

Jedenfalls eine der flüchtigsten und unsichersten Erscheinungen, die im Gebiete der deutschen Romanliteratur anzutreffen sind. Man könnte versucht sein, dieses Buch mit den niedrigsten Räuber- und Gespensterromanen in eine Kategorie zu setzen, so arbeitet der Verf., ohne alle ästhetische Besonnenheit und ohne alle psychologische Wahrheit, auf den Lärm und Knall der Effecte hin. Und auch diese sind alle schon in den gewöhnlichsten Räuberromanen bis zum Überdruß angewandt werden. Man höre nur: In einer dunklen Herbstnacht kehrt der Graf von Waldsees mit seiner Tochter Lydia in einer einsamen Waldherberge ein und wird von dem spitzbübischen Wirth und räuberischen Genossen überfallen. Zur Ermordung kommt es aber nicht, denn eine „räthselhafte Erscheinung" rettet den Grafen und versieht darauf Kutscherdienste bis Nußberg, wohin die Reise des Grafen geht und wo sie sich als Wildschützen zu erkennen gibt. Der Graf macht die räthselhafte Erscheinung zu

seinem Leibjäger und sie fühlt sich unendlich zufrieden. Unterdeß vergehen vier Jahre und der Verf. bemerkt uns bei dieser Gelegenheit, daß die „Ereignisse wie dunkle, körperlose Schatten vor seinem geistigen Auge aufdämmern". Wir sind einigermaßen erstaunt darüber, denn wir erwarten von jedem Romanschriftsteller, daß ihm die Welt, welche er schildern will, eine bestimmt begrenzte und klar gewordene sei, und stehen im Bedenken, ob es räthlich ist, sich einer körperlichen Schattenwelt, mit andern Worten, einem Romane zu überlassen, wo der Fortgang der Geschichte weder eine psychologische Entwickelung der Charaktere, noch eine harmonische Ausbreitung des Stoffs und bewußtvolle Gruppirung der Massen erwarten läßt, aber — en avant, Recensent! In einer hellen Sommernacht, auf dem Rückwege ins Schloß, trifft der Herr Leibjäger mit zwei Männern zusammen, die auch auf das Schloß wollen und von einer Verwandtschaft mit dem Grafen murmeln. Das findet der Leibjäger sehr sonderbar, im Schlosse selbst kommt ihm eine Gestalt, ein Gespenst entgegen, „dessen Gesicht viel Ähnlichkeit mit einem Todtenkopfe hat". Endlich erkennt der Leibjäger seinen gnädigen Herrn, den das böse Gewissen umhertreibt und der immer den Namen seines Bruders murmelt; der Leibjäger ist so gescheit, wunderliche Gedanken zu bekommen. Man muß nämlich wissen, daß der Herr Graf seinen Bruder umgebracht hat, um dessen reiche Erbschaft zu gewinnen. Am andern Morgen erscheinen auch die beiden Fremden; der jüngere legitimirt sich als einen unehelichen Sohn des Bruders vom Grafen, der Graf wird darüber wüthend und befiehlt dem Leibjäger, das Pack herauszuwerfen, aber der Leibjäger hat noch seine wunderlichen Gedanken, behauptet, daß Gottes Fluch auf dem Grafen ruhe, und bekommt dafür einen Schlag ins Gesicht. Als nun die beiden Fremden das Schloß wieder verlassen, sagt der ältere zu unserm Leibjäger, wenn „er einmal ins Pech komme", so möge er nur nach dem alten Bollinger fragen. Der Graf hat jetzt seinen Haß auf den Leibjäger geworfen und beordert ihn am folgenden Tage unter einem Vorwande zum Lieutenant v. Möllwitz. Als getreuer Fridolin reitet der Leibjäger fort, hat um Mitternacht eine schaurige Zusammenkunft am Galgen mit der „Waldhexe", welche ihm prophezeit, daß er an diesem Galgen umkommen werde, und am folgenden Morgen sogar noch mit dem Scharfrichter. Von Möllwitz wird er unter die Soldaten gesteckt, und nun schnaubt er fürchterliche Rache. Als der Lieutenant am Abend aber von Waldsees zurückkommt, wo er der schönen Lydia die Cour gemacht hat, ist der neue Rekrut schon wieder entflohen und hat sich zu Bollinger, zu dem „freien Schützen" begeben. Sie hausen in einem zerfallenen Jagdschloß, und der Verf. bietet nun all seine verworrene Phantasie auf, um recht viel Spuk und Schauerlichkeiten zusammenzubringen.

Da es mir nur darauf ankam, die Verbrauchtheit einer solchen Fabel, wie sie in Räuberromanen bis zum Überdruß aufgestellt wurde, nachzuweisen, so wird mir der Leser eine weitere Inhaltsangabe gewiß gern erlassen, er kann sich ja selbst sagen, daß nun im freien Schützenleben allerlei wilde Thaten begangen werden und daß der Leibjäger dann endlich auf dem Hochgericht endet, der schurkische Graf aber auch von der Strafe ereilt wird. Ein solcher Roman wie dieser liegt bereits unter dem Bildungsniveau unserer Grisetten und Ladendiener, und man weiß in der That nicht, wozu er geschrieben ist. Hätte der Verf. nur einigermaßen ästhetisches Bewußtsein und nur eine Ahnung von der Kunst des Romans, er hätte ein solches monstroses Machwerk, welches wir nur mit den Schreibereien des seligen Pastors Hundeiker zusammenstellen können, unmöglich geschrieben; aber das kommt davon, wenn man glaubt, zu einem Romane gehöre weiter nichts als eine Feder, ein Buchhändler und ein Bogen Papier. Nach dem „Stefano Carini", so wüst und gestaltlos auch dieser war, glaubte man doch noch in Zukunft von dem Verf. etwas Lichteres bekommen zu können; leider ist diese Hoffnung nun getäuscht und schmerzlich war es mir, ein solches Urtheil aussprechen zu müssen. Der Stil ist zuweilen bis zur Abgeschmacktheit mit Fremdwörtern und namentlich mit Gallicismen überladen worden.

7. Die Marquise v. L***. Roman von Jean Charles. Drei Bände. Berlin, Duncker und Humblot. 1844. 8. 3 Thlr.

Der sociale Roman hat sich weit freier und großartiger in Frankreich als in Deutschland ausbilden können. Während er sich dort zum Spiegel der ganzen Gegenwart macht und alle Bewegungen und Gestaltungen derselben in sich aufnimmt, hat er bei uns noch immer große Ähnlichkeit mit dem alten Familienromane behalten. Ein bischen lichter und freier, ein bischen mehr weltmännischer Ton, etwas größere Perspectiven, etwas lebhaftere Hintergründe darin, das eben ist Alles, da der Hebel eines ganzen nationalen Lebens nicht in Bewegung gesetzt werden kann. Da ihm die große Arena fehlt, wie Paris sie darbietet, so wendet er sich dem Innern zu, dem Seelenstudium und namentlich jenen Productionen, in denen die Liebe innerhalb des ehelichen Lebens dargestellt wird. So neu ist diese Seite des Romans freilich nicht; sie wurde bereits im vorigen Jahrhundert sowol bei den Franzosen als auch bei den Deutschen cultivirt. Seiner Natur nach spaltet sich dieses Romangenre aber wieder in zwei Linien, in die Linie der Ehebruchs- und in die Linie der Entsagungsromane. Das raffinirte Leben der höhern, gesellschaftlichen Classen vor der Revolution in Frankreich hatte im Mittelpunkte jener bodenlos lasciven Literatur, die man kennen muß, um die damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse verstehen zu können, eben dem Ehebruchsromane eine bedeutende Stellung angewiesen, die Deutschen gefielen sich mehr auf der andern Seite, in den blaßblütigen Entsagungsromanen, während doch Goethe in seinen „Wahlverwandtschaften" die andere Seite berührte. Den Deutschen war bisher, eine Ansicht, die in den höhern Classen Frankreichs schon lange verloren war, die Ehe ein eben-

so heiliges als sittliches Institut gewesen, aber man hatte bisher nicht bemerkt, daß die Sittlichkeit der Ehe mit der Heiligkeit derselben in den schneidendsten Contrast gerathen kann. Durch Goethe aber in seinen „Wahlverwandtschaften", denen man so oft den Vorwurf der Unsittlichkeit gemacht hat, ist auf den großen Conflict zwischen dem Heiligkeits- und dem Sittlichkeitsprincip der Ehe hingewiesen — eine Frage, die noch immer nicht zur Lösung gekommen, sondern noch in der lebhaftesten Bewegung ist —, und es ward darin unserm deutschen Roman eine ganz neue Richtung gegeben. Mit den Lascivitäten, womit in Frankreich vor der Revolution gegen die Ehe gekämpft wurde, hat Goethe wahrlich nichts gemein, ebenso wenig wie die geniale Dudevant, welche mit tiefem Schmerze und mit sittlichem Ernste das Eheinstitut in seinen Einflüssen auf die Gesellschaft behandelte. Und es kann Niemand dem Dichter das Recht nehmen, Verhältnisse darzustellen, die einen so gründlichen Einfluß auf alle Seiten des Lebens äußern, die der Poesie, der psychologischen Beobachtung, der Sittenschilderung ein so unermeßlich reiches Feld geben und wodurch so mächtig auf das Leben selbst zurückgewirkt werden kann. Allerdings muß man mit sittlichem Ernste und nicht mit bloßer Nachahmerei, sondern mit dem reinsten Bewußtsein an diese Seite des socialen Lebens treten. Goethe war nicht frivol in seinen „Wahlverwandtschaften", er war ernst und bedeutungsvoll. Die losen Verhältnisse, welche neben der Ehe herspielen, sind von ihm entschieden bekämpft und über die Wichtigkeit der Ehe die tiefsinnigsten Fingerzeige gegeben worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz aus Frankreich.

Colonisationsversuche.

Die Colonisation in Afrika beschäftigt gewiß fast ebenso viele Schriftstellerfedern als Hacken und Spaten. Geschrieben wird genug, gethan desto weniger. Wenn nicht die in immer größern dorthin ziehenden Scharen von fleißigen Elsassern dem Ackerbau und der Viehzucht einen höhern Aufschwung geben und Afrika den alten Namen einer Kornkammer wieder verschaffen, so dürften die zahllosen Werke, welche über Algier ans Licht getreten sind, nur wenige Früchte tragen. Mit Ausnahme der früher erwähnten Arbeit des ehemaligen Hauptes der Saint-Simonistischen Schule und einer neuen Broschüre des biedern Generals Duvivier ist in letzter Zeit wenig erschienen, was in Deutschland bekannt zu werden verdiente. Dagegen befinden sich unter den Werken, welche über die Colonisation anderer Gebiete, namentlich in Amerika herausgekommen sind, einige, auf die wir in diesen Blättern aufmerksam machen wollen. Mit besonderer Vorliebe hat man sich mit den französischen Besitzungen in Guiana beschäftigt; aber auch hier wäre es wol Zeit, einmal die schönen Theorien, welche man der Reihe nach über die Urbarmachung und bessere Benutzung dieser Ländereien aufgestellt hat, ins Leben treten zu lassen. Recht praktisch scheint uns ein Werk von Laboria, das den Titel führt: „De la Guyane française et de ses colonisations." Es lehnt sich an eine fleißige Arbeit des bekannten Ternaux-Compans („Notice historique sur la Guyane française") und an ein Werk von Jul. Lechevalier an. Letzterer ist, wie wir vernehmen, von der französischen Regierung beauftragt, einen neuen Plan von der besten Art, aus diesen Besitzungen Gewinn zu ziehen, zu entwerfen. Besondere Aufmerksamkeit zieht, wie sich denken läßt, die Production des Zuckers in den Colonien auf sich. Einige von den Abhandlungen, die in Bezug auf diese Frage letzthin erschienen sind, verdienen auch in Deutschland einige Beachtung zu finden. Wir rechnen dazu insbesondere das gediegene Werk „De la fabrication du sucre aux colonies" (2 Bde.) von Derosne und Cail und die nicht minder verdienstvolle Arbeit des Grafen de St.-Croix, welche den nämlichen Titel führt. Nicht ohne Interesse ist eine kleine Schrift von Gabalde über die Benutzung des Bananenbaums („Essai sur le bananier et sur ses applications à la fabrication du papier et au tissage"). Bei der wirklich regen Aufmerksamkeit, die man seit einiger Zeit in Frankreich den Colonien zuwendet, konnte es nicht fehlen, daß der Versuch einer belgischen Gesellschaft, sich in Südamerika niederzulassen, in der französischen Presse nicht unbesprochen blieb. Wir finden die verschiedenen Stimmen, welche sich darüber Luft gemacht haben, in folgender Broschüre zusammengestellt: „Colonisation dans l'Amérique centrale du district de St.-Thomas de Guatemala fondée par la compagnie belge; opinion de la presse française." Wie lebhaft indessen auch in Belgien das Interesse an den verschiedenartigsten Colonisirungsversuchen ist, beweist eine vor kurzem erschienene Schrift eines ehemaligen Ingenieur-Offiziers und Wasserbaudirectors in Chile, eines geborenen Belgiers. Dieselbe führt den Titel: „De la colonisation au Brésil par Ch. van Séde." Es ist dies ein Werk, welches auf wirkliche Beachtung Anspruch machen kann und das namentlich für die Kenntniß der politischen und besonders finanziellen Verhältnisse Brasiliens von hohem Werthe ist. Wir finden darin nämlich allgemein statistische und andere Angaben, die sich bis auf die neueste Zeit (1842) erstrecken. Über die Finanzen namentlich sind die gegebenen Notizen so vollständig, wie wir sie in keinem andern Buche noch in den Tageblättern finden können. Über den Stand der Staatsschuld erfahren wir Folgendes. Im März 1841 betrug sie an auswärtigen Anleihen, deren Zinsen in London al pari zahlbar sind, 140,626,080 Fr. Die einheimische Schuld war zu derselben Zeit 109,234,317 Fr. und an unverzinsbarem Papiergelde 100 Mill., was zusammen 349,860,397 Fr. macht. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 64. — 4. März 1844.

Neue deutsche Romane.
(Fortsetzung aus Nr. 63.)

Die Physiologie der Ehe war nun einmal für den Roman erobert und namentlich griffen die deutschen Frauen von dieser Seite in die Romanproduction hinein. Wer kann ihnen das verargen? Haben sie doch dabei das tiefste und das allerunmittelbarste Interesse, findet doch ihr ganzes Leben erst in der Liebe und in der Ehe seine eigentliche Vollendung, während dem Manne noch so viele Wege und Mittel übrig bleiben. Eine Zeit lang gefielen sich unsere Frauen sehr in den Entsagungsromanen: — die zarten Blumen wurden geknickt, — es verwehten die Blätter im rauhen Winde des Lebens! Aber die Frauen täuschten sich über ihre Eigenthümlichkeiten und namentlich über ihren Rechtsinn. Sie setzten ihr Höchstes in die Erfüllung eines abstracten Grundsatzes: „eheliche Pflicht", und opferten ihm ihr Alles, ihr Herz, indem viel schöne Worte gemacht, viele rührend-romantische Situationen angelegt wurden und sehr viele Thränen flossen. Das Weib folgt jedoch in der Liebe nur dem Herzen, nicht dem Verstande, es ist ihm das Festhalten an Grundsätzen, um ihrer selbst willen, fremd, das Rechtsgefühl des Mannes ist ihm nicht gegeben, die Liebesregung übertäubt Alles, und darum ist in ihm jenes Dogma: eheliche Pflicht an ihm selbst eine Unmöglichkeit. Es ist dem Weibe die Ehe nur bedingt heilig, nämlich, so lange sie durch die Liebe sittlich ist; dagegen, ist diese erloschen, so steht die Heiligkeit der Ehe sogleich unter Null, und indem nun das Weib das ursprüngliche Liebesgefühl entweder bekämpft, nicht, weil sie es für unheilig hält, sondern weil die Formen der Welt ihr dräuend entgegenstehen, oder indem sie demselben nachgibt, entstehen alle jene Contraste, welche der Roman abschildern soll. Mit großer Feinheit und mit all dem Reize der psychologischen Wahrheit hat sich namentlich Gutzkow in seiner neuesten Novelle „Die Wellenbraut" an der Darstellung dieser Verhältnisse, an dem Kampfe zwischen Herz und Welt versucht, und es ist sehr wohl gethan, daß geistreiche Männer die Lösung dieser großen Probleme aufnehmen, da unsere literarischen Frauen, so zart und so sinnig sie auch manches Räthsel im Herzen des Weibes schlichteten, die Grundverhältnisse weichlich zu verwaschen drohten, denn es steckt nicht in jeder schreibenden Frau eine Dudevant.

Hier will ich bei einer Bemerkung, welche der Verf. des vorliegenden Romans macht, an diesen selbst anknüpfen. Jean Charles sagt:

> Die George Sand ist der geistreichste Repräsentant einer bedauernswerthen Abtheilung von Frauen, die glücklicherweise nicht sehr groß und von Tag zu Tag mehr im Abnehmen ist. Ich kenne nichts Traurigeres als ein schreibendes Weib.
>
> Man muß zu einer Seite, in der man bedeutend werden soll, geboren sein, und das Weib ist nicht zur Schriftstellerei geboren.

Der Verf. geht vom Speciellen zum Allgemeinen; ich will es umgekehrt machen. Also, es gibt nichts Traurigeres als ein schreibendes Weib und das Weib ist nicht zur Schriftstellerei geboren! Kann man denn überhaupt zur Schriftstellerei geboren sein? Ist, wenn das möglich ist, also die Schriftstellerei ein Instinct oder ein besonderer Sinn oder ein genialer Funke, den eben nur der Mann bekommt! Wie lächerlich wäre eine solche Behauptung! Was ist denn die Schriftstellerei anders als die Festhaltung der Gedanken durch die Feder und die Vervielfältigung derselben durch die Presse? Und zu dieser Mechanik, welche alle Gedanken, allen Geist, alles Genie und Talent ausschließen kann und — leider Gottes! — heutzutage vielfach ausschließt, soll man bei der Geburt erst durch das Nachweisen des männlichen Geschlechts wie zur Ausübung eines Privilegiums befugt werden? Also Herr Jean Charles ist zur Schriftstellerei geboren, aber die Dudevant ist es nicht! Wo der Geist ist, sei es im Manne oder Weibe, da hat er auch das Recht, sich zu äußern und zum Durchbruche zu gelangen, und wenn Herr Jean Charles nur etwas feiner organisirt wäre, um in dem Geiste seine Absolutheit zu ahnen, und wenn seine Bildung etwas mehr auf philosophischem Grundstock beruhte, so würde er dem Geiste, wo er sich im Weibe in so eigenthümlichen Brechungen äußert, nicht das Recht der Äußerung absprechen können! Er würde nicht so tyrannisch sein, dem Weibe, welches die tiefsten Seelenkämpfe erduldet hat, den lindernden Schmerzenschrei — indem es die Feder ergreift — zu verwehren! Er würde auch nicht so barbarisch sein, der Welt den großen, schmerzlichen Genuß zu rauben, welcher ihr wird, indem sie sich durch ein selbst geistig

tief erregtes Weib in die Geheimnisse des weiblichen Herzens hineinführen läßt! Aber — die Schriftstellerei ist wol unweiblich? Da möchte man denn doch wol fragen, ob die Schriftstellerei, wenn man von ihr das Geistesleben abzieht und nur die mechanische Thätigkeit beobachtet, denn wirklich eine so edle und so männliche Beschäftigung ist? Von dieser Seite wird Herr Jean Charles schwerlich etwas ausrichten können, oder er möchte sich denn wirklich, indem er seine Bücher schreibt, als Theseus, Achill, Hercules oder Apollo präsentiren! Aber nun weiter. Die Dudevant ist bedauernswerth? Freilich, das ist sie! Aber warum? Nicht, weil sie schreibt, wie Herr Jean Charles meint, sondern der furchtbaren Seelenpein halber, durch die sie zur Feder gleichsam gehetzt worden ist, während Herr Jean Charles seine Schriftstellerei nur als Tagewerk zu betrachten scheint. Die Dudevant schrieb mit ihrem Herzblut, sie schrieb nicht für die Welt, sie schrieb ihrer selbst, ihrer Qualen willen, aber dadurch ist sie auch so genial, so gewaltig geworden, und hätte Herr Jean Charles in ihren „Lettres d'un voyageur" ihr Seelenbekenntniß gelesen:

> Moi, je voulais vivre de la vie humaine, j'avais un coeur, on me l'a arraché vivement de la poitrine, on ne m'a laissé qu'une tête, une tête pleine de bruit et de douleur, d'affreux souvenirs, d'images de deuil, de scènes d'outrage —

so hätte er jedenfalls zu einem andern Urtheil kommen und beschämt dastehen müssen, daß er es wagte, einem so großen und geprüften Geiste das Recht des Darstellens und des Schreiens in die Welt hinein streitig zu machen, weil er — in einem Weibe wohnt. Ebenso falsch und unbegründet ist auch die Behauptung, daß die Frauen, deren Repräsentant die Dudevant ist, von Tag zu Tag mehr abnehmen; im Gegentheil, je verwickelter unsere socialen Verhältnisse werden und je größer der Riß in dem Glauben an die untheilbare Heiligkeit und Sittlichkeit der Ehe wird, desto tiefer, schwerer und häufiger wird auch das weibliche Herz geprüft und versucht werden müssen!

Nicht ohne Absicht habe ich mich, um die besondere Kritik des Romans zu beginnen, an eine einzelne Behauptung des Verf. gehängt, die er noch dazu einer Romanfigur in den Mund legt, die unzweifelhaft aber seine eigene Ansicht vertritt. Denn ich meine, da, wo sich über die Stellung des Weibes der Welt und dem Manne gegenüber ein so banaler Ausspruch hervorwagen mag, da ist schwerlich an ein vollkommenes Bewußtsein über die socialen Zustände, welche es hier im Innersten zu ergreifen gilt, und an eine feine, gerechte Abschätzung der verschiedenen Momente zu glauben. Und diese Vermuthung hat mir denn auch bei der Lecture des ganzen Romans zur Wahrheit werden müssen. Es fehlt dem Verf. der philosophische Blick, jenes sinnige Auge, welches allenthalben bis in den Mittelpunkt vorzudringen weiß und das Einzelne immer im Ganzen ergreift, es fehlt ihm die objectivirende Schwebungskraft über dem Leichtsinn, dem Wirrwarr und der Haltungslosigkeit des modernen Lebens. Wahrlich, es gehört mehr als ein bischen Farbe aus jedem Topf, es gehört mehr als ein bischen literarische Suada und Lebenserfahrung dazu, um die socialen Verhältnisse in ihrer Beziehung zur Vergangenheit und zur Zukunft begreifen zu können und aus diesem Chaos sich selbst tragende und vom höhern Geiste beseelte Kunstwerke zu schaffen. Man kann zu einer praktischen Lebensweisheit gekommen sein, aber sie hebt noch nicht auf jene Höhe empor, wo sich die socialen Verhältnisse von heute in ihrer Ganzheit darstellen und wo die Morgenröthe des Geistes darüber schwebt, mahnend und deutend. Der Portraitmaler soll mehr als ein Gesichtsabschreiber sein, er soll aus den in der Wirklichkeit verbleichten und verstörten Zügen bei aller Ähnlichkeit doch den höhern Geist, den wahren Menschen hervortreten lassen. Wer sociale Zustände schildert, der soll über das Wirkliche in das Absolute, in das Sittliche hinausblicken können. Aber der Verf. rühmt sich sogar, wo es nur eben angeht (III, 144), daß er die Wirklichkeit als seine höchste Instanz betrachte. Dadurch wird nur bewiesen, daß ihm ebenso sehr der philosophische Blick über das Ganze, als auch der psychologische in die einzelne Natur fremd geblieben ist, daß sich die Geheimnisse des Lebens, die Mysterien der Poesie ihm nicht erschlossen haben. Wo die Erscheinung aufhört, da ist auch sein Reich zu Ende. Wer aber nicht über die Welt der Erscheinungen hinausragt, wer in dem unorganischen, bunten Aneinanderknüpfen bloßer Erscheinungen den Zweck des socialen Romans vollendet sieht, der hat auf den Namen Dichter wenig Ansprüche zu machen. Wer die Wirklichkeit als das Höchste anerkennt, der wird ihr gegenüber immer ein Stümper bleiben, denn sie ist so weit und so mannichfaltig in ihrer sinnlichen Gewißheit, in der Zeit und im Raume, daß jeder Versuch, diese Wirklichkeit darzustellen, immer mislingen wird. Nur der Geist und die Poesie bändigen sie, das Unendliche beherrscht das Endliche und eben in der künstlerischen Durchdringung des Endlichen mit dem Unendlichen soll die Dichtkunst ihre höchsten Triumpfe feiern.

Also der Verf. steht auf einem Standpunkte, der für die Darstellung der socialen Verhältnisse keineswegs als ausreichend und maßgebend erscheint. Jean Charles, dem die Dudevant nicht berechtigt ist, die Welt darzustellen, in welchen wirren Lichtern zeichnet er seine Figuren! Es quillt nichts voll aus dem Innern, es ist keine Ursprünglichkeit, keine Frische in der Production geblieben, und dabei hat er diese unersetzbaren Mängel doch nicht einmal, wie z. B. Bulwer es versteht, hinter einer feinen Maschinerie in der Erfindung und einem wenigstens blendenden Raisonnement zu verbergen gewußt. Disharmonien sind da, aber es fehlt die Versöhnung. Die Fäden sind weder fein verschlungen, noch lösen sie sich künstlerisch. Das Buch endigt abrupt, mit einem Pistolenknall und einer Vergrabung ins Kloster, ohne einen nachhaltigen Eindruck zu hinterlassen. Man wird drei Bände hindurch zwischen allerlei Seelenqual hin-

und hergetrieben, ohne daß sich die Charaktere consequent entwickelten. Betrachten wir z. B. Julius. In dem Augenblicke, wo er sich dem Marquis als Privatsecretair anbietet, erkennt er in der Gattin desselben das Weib, welches er mit der ganzen Glut des Jünglings geliebt hat, welches ihm durch trübe Schicksale entrückt wurde und dessen Bild sich dauernd in seiner Seele erhalten hat; — verwirrt verläßt er den Marquis und begibt sich in den Tuileriengarten. Dem tiefen, schwärmerischen Charakter gemäß, welchen der Verf. ihm beilegen will, müßte jetzt natürlich die vergangene Zeit mit allen ihren Schmerzen und Freuden lebendig werden, Angelica wird ihm vorschweben und ein tiefes Weh seine Brust durchzucken, bei dem Gedanken an sie; aber was geschieht? Julius verliebt sich im Tuileriengarten in eine Grisette! Auf diesem Momente beruht die ganze Fortentwickelung des Romans, und ich frage, ob ein größerer Verstoß gegen den Charakter des Julius hätte begangen werden können? Wie ist da aller psychologische Blick, alles wahre Seelenleben fern geblieben! Und wie matt klingen die Expectorationen über das Wesen der Liebe, welche der Verf. (II, 31) macht; in seiner Unklarheit verliert er ganz den sittlichen Grund und jagt einem Schatten nach; wenn man aber die Liebe, ohne sittliche Begrenzung, ins Ewige hinaustreibt, so ist dadurch jeder Don Juan gerechtfertigt, denn indem er sich dem ewigen Cultus der Liebe weiht, bleibt er der Liebe immer treu, und nur die Formen — die geopferten Frauen — wechseln und verderben. Auf solche Irrwege muß man aber gerathen, wenn man sich, ohne philosophische Bildung, an Abstractionen wagt und nun gar an die Abstractionen über ein ursprüngliches Gefühl. Der Marquis wird als einer der edelsinnigsten, feinfühlendsten Männer beschrieben, aber bis zu welcher Unnatur, jeder Menschennatur, aller Mannesehre entgegen, sucht der Verf. dieses Zartgefühl zu steigern! Der Marquis weiß nämlich, daß seine Gattin nicht ihn, sondern Julius liebt, und nun sagt er im Vertrauen zu dem Letztern: „Sie ist es ja, die liebt, und du bist es ja, der geliebt wird!" Nicht wahr, diese Ergebenheit, dieses Vertrauen klingt so sentimental, so großmüthig? Aber es ist die Unsittlichkeit selbst. Wenn der Marquis sich von Dem, was er sagt, vollkommen überzeugt hat, so verlangt die Sittlichkeit der Ehe, daß er an eine Trennung von seiner Gattin denke; thut er das nicht, so wird er verächtlich. Aber in solchen Paradoxen und in einem solchen falschen Prunk hat der Verf. sich gefallen! Die Marquise macht eigentlich nur den Eindruck eines launischen Weibes, bald liebt sie ihren Mann, bald liebt sie Julius, bald liebt sie alle Beide, und man kann weiter nichts von ihr sagen, als daß der Verf. in ihr eine von jenen zarten Frauen hat zeichnen wollen, deren Gefühle und Reflexionen sowol durch die Langweiligkeit der großen Welt, als durch Gemüthsleiden aufs höchste gesteigert worden und in denen die Liebe sich nicht in ihrer unmittelbaren Natürlichkeit, sondern mit kränklicher Leidenschaft und unter dem Streite zwischen Pflicht und Gefühl zu einem Besorgniß erregenden Resultate entwickelt. Freilich ist es dem Verf. kaum zur Hälfte gelungen. Gutzkow stellt diesen Kampf in seiner kleinen Novelle „Die Wellenbraut" weit bestimmter dar als Jean Charles in diesen drei Bänden. Leider hat der Verf. es auch nicht versucht, seinem Romane einen lebenvollen, socialen pariser Hintergrund zu geben, der doch noch für so manche Schwächen und Verstöße hätte entschädigen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Friedrich Rohmer's Lehre von den politischen Parteien. Erster Theil. Frauenfeld, Beyel. 1844. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Je mehr Deutschland gegenwärtig zu politischem Leben erwacht, dessen Regungen aber durch das Mistrauen der Censur und der Policei leider noch zu sehr gehemmt werden, um so angenehmer muß uns das Buch eines gemäßigten Republikaners sein, welcher uns über unsere eigenen Interessen zu belehren verspricht. Zwar ist Rohmer's Liberalismus von Fröbel sehr verdächtigt worden, aber dennoch hat Rec. das Buch mit der vertrauensvollen Erwartung, viel Lehrreiches zu finden, in die Hand genommen.

Nachdem Theodor Rohmer die „Hegel'sche Afterphilosophie" als unpraktische, verstandlose, wenn auch sehr „geistreiche Speculation" in der Vorrede mit einigen derben Keulenschägen elendiglich zu Boden geschlagen hat, gibt er den Zweck und die Stellung des vorliegenden Buchs zur Gegenwart an. „Die Wissenschaft Fr. Rohmer's will weder als schriftstellerisches Werk noch als philosophisches System, sie will und wird als fortlaufende That in dem Volke wirken, aus dem sie hervorgegangen ist. Eine Wissenschaft, die Schritt für Schritt aus dem Leben erwachsen ist, kann nur Schritt für Schritt ins Leben eingeführt werden."

Das Buch soll also lediglich praktisch sein, was um so lobenswerther ist, als es uns an solchen Büchern noch sehr fehlt. Wir wollen es daher einmal näher ansehen. Zwar liegt nur der erste Theil vor, und des Verf. Plan ist es, „die Consequenzen seiner Wissenschaft zuvor in einzelnen Fächern mit praktischer Anschaulichkeit darzustellen, um dann das eigentliche System nachfolgen zu lassen"; doch kann uns dies von der Prüfung nicht abhalten, als dieser erste Theil als „ein Ganzes" betrachtet werden soll.

Nachdem in den ersten Capiteln bevorwortet ist, daß mit den Namen der verschiedenen politischen Parteien im Verlauf der Geschichte verschiedene Begriffe bezeichnet sind, entwickelt der Verf. im dritten Capitel (§. 22—43) die Grundlage seines Buches. „Der Mensch ist von Natur ein politisches Wesen. Im Organismus der menschlichen Seele liegt folglich der ganze Organismus des Staats. Um den Staatskörper zu erkennen, muß ich die Bestandtheile der menschlichen Seele, um das Staatsleben zu begreifen, die Gesetze ihrer Entwickelung suchen. Der Ursprung der Parteien geht somit aus der organischen Entwickelung des Menschen, d. h. aus den Lebensstufen des menschlichen Geistes hervor. Diese Lebensstufen sind sichtbar ausgedrückt in den Lebensaltern. Die Stufen als selbständige Gestaltungen für sich und nebeneinander sind die Parteien. Das schaffende Princip ist im Jüngling, das erhaltende im Manne, das anregende im Knaben, das abschließende im Greis. Der Jüngling ist liberal, der Mann conservativ, der Knabe radical, der Greis absolut. Die Entwickelung dieser vier Stufen ist die Entwickelung der Weltgeschichte."

In den folgenden Seiten werden die vier Altersstufen charakterisirt und ihnen die vier Parteien gegenübergestellt. Schon hier zeigt sich die Abstraction dieser anthropologischen

Gruppirung, indem z. B. vom Knaben dessen „Charakter, Weltansicht und Politik" besprochen werden, obschon von allen dreien bei einem Knaben nicht die Rede sein kann. Die anthropologische Charakteristik des Knaben hat sich nach der politischen des Radicalismus richten müssen, dem sie entsprechen soll.

Das Buch enthält viel Treffendes, viel Lehrreiches; es ist reich an Beobachtungen und überraschenden Pointen, aber dies Alles ist nur geistreich (d. h. ein Idol nach des Verf. Definition); denn die anthropologische Grundlage ist für Politik und Geschichte durchaus verwerflich. Wir unterlassen es, die zahlreichen Widersprüche aufzudecken, in welche das unglückliche Schema den Verf. verwickelt hat, um eben diesen Mittelpunkt des Systems in seiner hohlen, bodenlosen Abstraction und in seinem unlebendigen Materialismus zu zerstören.

Die verschiedenen Altersstufen sind für den einzelnen Menschen natürliche Bestimmtheiten, nothwendige Formen seiner Entwickelung, die für nichts weiter gehalten werden dürfen als für Larven der verschiedenen Entpuppungsperioden seines Geistes, und schon deshalb wenig Bedeutung für sich haben, als sie sich gegenseitig voraussetzen und ineinander übergehen. Sie stehen in organischem Zusammenhange untereinander und fixiren sich durchaus nicht zu so festen Unterschieden, wie es der Verf. glauben machen will. Zwar gibt jede Lebensperiode dem Einzelnen einen bestimmten Charaktertypus, doch ist dieser nur ein allgemeiner und dem Wesen des Einzelnen äußerlicher; denn der Mensch ist in Wahrheit nur Das, wozu er sich selbst macht, nicht was er von Natur ist.

Der Mensch ist Geist, erkennend und begreifend erhebt er sich über die Natürlichkeit seiner Existenzform zum allgemein Menschlichen. Durch Geisteskraft beherrscht er seine Leiblichkeit, unterwirft diese seinem Willen und wird eben dadurch frei, daß er sich selbst bestimmt, und selbst gesetzte Zwecke verfolgt. Eine solche freie geistige That ist die Dahingabe des Einzelnen an das Staatsleben, welche keineswegs von den Lebensjahren abhängig ist, da viele Greise liberal, viele Jünglinge absolutistisch gesinnt sind. Es ist grober Materialismus, wenn man den Menschen zum Sklaven seiner Lebensjahre machen will, und hierin rächt sich des Verf. Verachtung der Philosophie recht empfindlich.

So wenig der freie Menschengeist nach dem Zollstabe seiner Jahre gemessen werden kann, so gedankenlos ist es auch, den Staat selbst nach solchen Abstractionen zu gliedern. Der Staat ist keineswegs ein Naturproduct, wozu ihn die rohen Auffassungen Haller's, Leo's u. A. machen wollten, noch ist er ein Conglomerat sich anfeindender Parteien; sondern er ist die geistigste, großartigste Schöpfung des Menschengeistes. Seine Seele ist die Sittlichkeit, welche sich in den verschiedenen Staatselementen, in Kirche, Recht, Kunst u. s. w. eine leibliche Existenz gegeben hat. Diese Sittlichkeit ist der Volksgeist selbst, der sich in jenen Formen versinnlicht anschaut. Wir begreifen daher die Geschichte nicht in ihrer Wahrheit, wenn wir alle Schlachten, Eroberungen und Königsnamen wissen, die vielmehr nur die Spuren ihrer Fußtapfen sind; sondern sie entfaltet ihr Wesen in dem Entwickelungsprocesse politischer Begriffe. Die Verfassung ist ihr klopfendes Herz; Religion, Sitte, Recht u. s. w. sind ihre Pulsadern. Das Ideal, welches ein Volk im Herzen trägt, sucht es in seiner Geschichte zu verkörpern, und dieses Ideal ist die Freiheit, zu welcher die Menschheit bestimmt ist, weil sie Geist ist.

Das Ideal geht aus der geistigen Bildung des Volks hervor und gebiert wiederum alle Bildungen des Volksgeistes aus seinem Mutterschoose; weshalb hier die reichste Mannichfaltigkeit von Freiheitsideen aufwächst, deren Verwirklichung unter den verschiedensten Formen versucht wird. Die Weltanschauung eines Volks ist die Atmosphäre, die sich um die ganze Geisteswelt desselben legt und sein Seelenleben als Lebenshauch durchweht.

So mannichfach die verschiedenen Völker die Idee der Freiheit auffassen, so verschieden wird das Ideal Eines Volks von den Einzelnen verstanden, und diese Freiheit der Auffassung des objectiven Geistes durch den subjectiven erzeugt die verschiedenen Parteien. Der Staat entzieht sich jeder materialistischen Auffassung, die ihn zu einer leeren Abstraction zusammenschrumpfen läßt. Nicht nach den Gesetzen der Anthropologie, sondern nach denen der Ethik und des Geistes überhaupt können seine Formen beurtheilt werden. In den Adern des Staats rollt kein menschliches Blut, sondern der Ichor sittlicher Ideen; ebenso wenig darf man die Tiefen eines Volksgeistes nach den Jahren messen, wie denn z. B. das Princip der jungen germanischen Völker ein viel tieferes war als das der alten Römer und Griechen. Die Weltgeschichte bewegt sich nicht vom Radicalismus der Jugend zum Absolutismus des Alters fort, sondern entwickelt sich von dem mangelhaften Freiheitsideal des Despotismus zu dem vollkommenern des constitutionnellen Staats, indem ihre Bildungsphasen reicher, tiefer und gründlicher werden, nicht aber ärmer und schwächer.

Des Hrn. Rohmer Grundlage zu seinem System ist einseitig, abstract und rein willkürlich; es krankt an dieser Schwindsucht das ganze Buch, dem ich eine praktische Bedeutung nicht zuzusprechen wage. Die Anwendung der anthropologischen Erfahrung auf die politische Praxis ist durchaus nur scheinbar, denn beide Theile verhalten sich gleichgültig gegeneinander, sie geben nur das Bild einer unnatürlichen Ehe. Wie soll es z. B. zusammenhängen, daß Östreich, weil es conservativ ist, im Mannesalter stehe, oder umgekehrt? Habe ich die römische Geschichte ihrem Wesen nach begriffen, wenn ich sie in fünf Menschenalter eingetheilt habe (das Greisenalter nämlich für zwei gerechnet, weil der Greis in seinem letzten Stadium wieder zum Kinde wird), auf jedes 250 Jahre rechne, sodaß 1200 für die Dauer des römischen Reichs herauskommen? Liegt der Kern der römischen Geschichte nicht vielmehr in der Entwickelung des römischen Rechts?

Solche „praktische" Pillen sind für den deutschen Magen unverdaulich, und es thut uns leid, daß der Hr. Verf. eine so schlechte Meinung von der deutschen Bildung hat, um von solchen blutlosen Abstractionen Erfolg zu hoffen. Das deutsche Staatsrecht und die deutsche Geschichtsauffassung sind längst über den anthropologischen Standpunkt hinaus, und von dem so tief verachteten Hegel hätte der Verf. wenigstens so viel lernen können, daß sein Buch hundert Jahre zu spät kommt.

F. Körner.

Notiz.

Zu Goethe's „Dichtung und Wahrheit".

Goethe erzählt im siebenten Buche von „Dichtung und Wahrheit", wie er in lustiger Gesellschaft ein Gedicht niederschrieb, welches zugleich eine Lobrede auf den Besitzer der Kohlgärten bei Leipzig und eine Satire auf die schlechten Verse des damaligen Professors Clodius war; er theilt das Gedicht selbst mit und erzählt dann weiter, daß dasselbe, anfangs nur dem engsten Kreise bekannt, später von einem seiner Landsleute und Studiengenossen, Horn, erweitert, speciell gegen ein verunglücktes Drama von Clodius gewendet und in dieser Gestalt in weitern Kreisen verbreitet worden sei, woraus dann für Goethe und seine Genossen mancherlei Unannehmlichkeiten erwuchsen. Das aber scheint Goethe nicht gewußt zu haben, daß das Gedicht in seiner zweiten Gestalt etwa ein Jahr nach seinem Abgange von Leipzig gedruckt und so bis auf unsere Tage erhalten worden ist. Es findet sich in der Vorrede zu „Vermischte Gedichte" von J. C. Rost, herausgegeben 1769. Auch die Beziehung desselben auf Clodius ist hier klar angedeutet, von dem Verfasser aber oder den Verfassern nicht die Rede; ob etwa Horn jene Sammlung Rost'scher Gedichte veranstaltet, muß dahingestellt bleiben; der Herausgeber nennt sich zwar in der Vorrede einen Freund des 1765 gestorbenen Verfassers, doch wird diese Angabe dadurch zweifelhaft, daß er einige unechte Gedichte mit in die Samlung aufgenommen hat. 58.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 65. — 5. März 1844.

Neue deutsche Romane.

(Fortsetzung aus Nr. 64.)

8. Die Primadonna. Ein Theater-Roman von F. L. Bührlen. Zwei Bände. Stuttgart, Franckh. 1844. 8. 3 Thlr.

Hier wird eine andere Seite der socialen Verhältnisse beleuchtet. Die Bühne mit ihren bunten Lichtern, mit allen ihren Contrasten und seltenen Verschlingungen durfte dem Romane natürlich nicht entgehen. Von dem Schriftsteller aber, der dem Publicum die Theaterwelt in ihrer Wahrheit vorführen will, darf man verlangen, nicht blos daß er die jetzige Theaterwelt genau kenne, sondern auch, daß er das Bewußtsein über den Grund ihrer faulen Zustände und das Mittel zu ihrer Heilung kenne. Die Stellung der Schauspieler, zur Kunst sowol wie zum Leben, läßt sich nur dann befriedigend, in höherm Sinne darstellen, wenn man die Bühne in ihrem wahren Wesen erfaßt und sie als ein Nationalinstitut betrachtet. Das aber war bei den meisten Romanen zu vermissen, welche die bunte Bühnenwelt zu ihrem Schauplatze wählten, sie hielten sich fast immer nur an den Schein des Lebens, ohne den Nerv des Lebens selbst zu erfassen. Die wenigsten ahnten den innern Zusammenhang zwischen der Bühnenwelt und der wirklichen Welt, es fehlt ihren Schilderungen die höhere Weihe, die Deutung über die Coulissen hinaus und die Bühne erscheint in ihnen gewöhnlich als ein Sumpf, auf dem allerlei bunte Blasen spielen und seltsame Irrwische tanzen. Der wahrhafte Theaterroman soll noch erwartet werden.

Soll die Bühne aber ihren Zweck erfüllen, als eine Pflegerin der höchsten Kunst und als eine Bildungsanstalt der Nation, so muß sie auch die gehörige Kraft haben, um auf den Geschmack wirken zu können. Diese Kraft ist verloren gegangen. Wie? Wodurch? Das eben mag der Dichter im Theaterromane veranschaulichen. Man wird leicht zur Überzeugung kommen, daß nur in der Nationalbewegung eines freien Volks die Kunstwelt ihr Recht finden kann. Griechenlands Bühne entstand, als die Freiheit gesichert war, Äschylus hat zuerst bei Salamis gekämpft, dann hat er gedichtet; unsere Bühne aber hat den Kunstzweck verloren, sie ist außerhalb der geistigen Bewegung geblieben, auf das Amusement des Augenblicks hingewendet. Sobald aber ein so tiefsinniges Volk wie das deutsche in der politischen Freiheit seinen Mittelpunkt findet, wird es auch der Kunst und dem Künstler die rechte Stellung gestatten. Mögen die Tempel, wo ein freies Volk den Cultus der Kunst feiert, auch wenig von jener Pracht aufweisen, die Fürsten für jene Gebäude nothwendig halten, worin sie der Bühne ein Cactusleben fristen; das ist zu entbehren. Den Griechen erschien die Muse auf schlechten Bretergerüsten, zu dem Römer wollte sie nicht in die riesigen Marmorbauten kommen und er mußte sie durch ein leeres Schaugepränge ersetzen. Diese durchdringende Überzeugung, die Darstellung des haltlosen Scheinlebens, zu dem die Künstler bei unsern Verhältnissen verdammt sind, der Conflict zwischen Kunst und Welt, ja zwischen Kunst und Theater wird dem Theaterroman ein tiefe Bedeutung gewähren können.

Bührlen läßt aber nicht diese allgemeinen Punkte, sondern ganz besonders den Kampf des Weibes, welches in der Kunst ihren vollen Beruf findet, gegen die Prätensionen der Unsittlichkeit im Theaterleben hervortreten. Dies ist allerdings eine Seite, die wol Beachtung verdient. Man prüfe hundert Schauspielerinnen und man wird finden, daß davon kaum einige aus wahrer Kunstliebe den engen Kreis des Weibes durchbrochen haben. Da fehlt denn meist die ernste Kunstbildung, die liebenswürdige Bescheidenheit, es ist Alles nur Zufall, Naturglück und Arroganz. Wie sehr solche Weiber den Zweck der Bühne entwürdigen, braucht nicht gesagt zu werden, wenn man sich den Zweck und das Wesen derselben vor das Auge stellt. Leider aber fehlt diesem Romane durchaus des Lebens innere Fülle, das Mark, die Frische, der Farbenreichthum, die kühne Erfindung und, da ein glatter Goethisirender Stil diese Mängel nicht ersetzen kann, so ist die Anschaulichkeit, die volle Wahrheit ausgeblieben. Man stößt nirgend auf eine lebendige Phantasie, auf ein tiefes Gefühl. Phantasie und Gefühl sind ihrem Wesen nach rücksichtslos, jene im Fluge, dieses in der Durchdringung, sie brechen aus den Tiefen der menschlichen Natur hervor und bringen ein Unerwartetes, ein Ungleichartiges zu Tage, das sich nicht in jenes conventionnelle Maß hineinfindet, welches Bührlen als Schranke für seine Muse anerkennt. Bühr-

len hat die socialen Verhältnisse von den verschiedensten Punkten aus und das menschliche Herz in den eigenthümlichsten Bewegungen betrachtet, aber nicht als Dichter, sondern als Anthropolog, er hat auch theoretische Bildung im Gebiete der Kunst, aber das Alles hilft noch nicht zur Poesie und zu einem guten Romane. Das Leben kann keinen Saft, kein warmes Blut bekommen, es zergeht in geistreichigen Reflexionen und Gedanken. Die glatte gewöhnliche Form kann den Mangel an innerer Kraft nicht ersetzen. Wo die Combinations- und Lebenskraft versagt, werden allerlei Bemerkungen und geistreiche Aperçus über Kunst und Welt herbeigeholt, um als Lückenbüßer zu dienen. Aber wo bleibt da die poetische Befriedigung! Der Roman könnte weniger geistreich sein, wenn er nur mehr poetische Durchdringung des Stoffs und der Charaktere aufweisen wollte! Was hat Bührlen aber mit den Faust-Fragmenten sagen wollen? Meint er wirklich, daß ein Theater damit belästigt werden könnte? Es sind ja nur die armseligsten Copien des großen Goethe'schen Meisterwerks und je lebendiger Jedem das Urbild ist, desto ungeduldiger muß er bei dieser Copistenarbeit werden. Weiß Bührlen doch selbst, daß der Copist die Erscheinungen memorirt und producirt, daß er nur im Stande ist, Gesehenes und Gehörtes nachzuahmen, während der Genius nach Analogien schafft und über eine Unendlichkeit von Combinationen und Abstufungen der Gemüthszustände gebietet. Und dennoch stellt er sich selbst unter diese armseligen Nachbeter und Copisten! Durch das Studium Goethe's hat er sich überhaupt wol eine gefällige, glatte, feingekräuselte Form gewonnen, aber die Ursprünglichkeit Goethe's ist ausgeblieben. Die Reflexionen zeugen ebenfalls weit mehr von Gefälligkeit, Vielseitigkeit und Elasticität, als von einer derben großartigen Natur, aber sie sind jedenfalls das Beste am Buche, und wer bei seiner Romanlecture feine krystallisirte Gedanken und Gedänkchen einer poetischen Handlung und einer lebendigen Charakterentwickelung vorzieht, der möchte hier wol Befriedigung finden.

9. Vier Brüder aus dem Volke. Ein Roman aus Östreichs jüngsten Tagen. Zwei Bände. Von Joseph Rank. Leipzig, Einhorn. 1844. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. dieses Volksromans hat der Literatur schon vor einiger Zeit durch seine lebenvollen und naturwahren Schilderungen „Aus dem Böhmerwalde" ein nicht werthloses Geschenk gemacht. Auch dieser Roman hat seinen Schauplatz in jenen romantischen Gegenden, wo sich das deutsche Element neben dem czechischen angesiedelt hat und wo der Verf. selbst das Licht der Welt erblickt haben muß, so warm schildert er, so wahr weiß er den Volkscharakter selbst im Kleinsten darzustellen und mit einer so wehmüthigen, tiefsinnigen Liebe hat er sich an diesen Stoff hingegeben. Es ziemt sich hier auch wol der Ernst und die Wehmuth. Das deutsche Leben in den einsamen Thälern des Böhmerwaldes ist durch die starre Staatspolitik Östreichs fern von dem großen deutschen Leben gehalten, aber dennoch bewahrt es alle Eigenthümlichkeiten desselben und träumt und träumt fort. Es hängt, glaube ich, beinahe Niemand mit einer solchen schwärmerischen Liebe an Deutschland als der Deutsche in Böhmen. Man muß sich von ihm selbst erzählen lassen, wie herrlich, wie frei er Deutschland glaubte, wie ihm in seinen Thälern die Brust danach klopfte und die Sehnsucht ihn nicht ruhen ließ, bis er endlich, auf geheimen Wegen, als ob er ein Verbrechen beginge, die Heimat verließ, wenn der erste sächsische Grenzpfahl hinter ihm lag, freudiger athmete und sich im Lande der Freiheit wähnte, bis diese schöne Blüte nur zu bald verloren ward. Auf die Blüte Böhmens ist ein böser Mehlthau geworfen worden, es zieht sich ein Trauerstreif über alle seine schönen Thäler, durch die Seelen des ehrlichen deutschen Volks in denselben, und wenn es auch wol eigentlich auf das Czechenthum gehen soll, was das Volk in dem Verse ausdrückt:

> Auf der Prager Bruck,
> Da wächst ein Rosmarin,
> Niemand begießt ihn
> Und dennoch wächst er fort!

so läßt es sich wol mit noch mehr Recht auf das deutsche Element in Böhmen anwenden. Ja, Niemand begießt es, Niemand pflegt die immer noch tüchtigen Keime desselben, daß sie wachsen und gedeihen, alle Einrichtungen sind vielmehr darauf berechnet, die Lust am Leben und die Freude an der Heimat zu ertödten; aber dennoch wächst es fort, es grünt immer wieder aufs neue, die heitern Gebräuche der deutschen Volkseigenthümlichkeit, die elastische Kraft des Gemüths wollen nicht verschwinden und auch der Glaube an den Kaiser will nicht irre werden. „Wenn das unser Ferdinandl wüßt'" bleibt der ewige Trost, die ewige Rede, und Rank hat diese harrende, geduldige Stimmung des Deutschen meisterhaft schön in jenem Traume ausgedrückt, den der eine Hausvater den übrigen im Wirthshause erzählt. Überhaupt, die Darstellung der deutschen Fülle und Biederkeit, wie sie sich in den einsamen böhmischen Thälern, allen verderblichen Staatseinwirkungen gegenüber, frisch und freudig erhalten hat, ist dem Verf. aufs höchste gelungen und wir räumen diesem Buche, wenn auch nicht als Roman, doch als Sittenschilderung eine sehr hohe Stelle ein. Den Unterschied zwischen dem deutschen und dem czechischen Leben weiß der Verf. auf das bestimmteste auszudrücken. Zuerst schildert er das Sonntagsbild eines deutschen Dorfes wie folgt:

Aus dem Dorfe beginnt jetzt die Wanderung der Hausväter und Hausmütter; jene in größern oder kleinern Gruppen voran, diese in ähnlichen Gruppen nach. Die meisten Männer rauchen und sprechen laut und lebhaft; ihr Gang ist rüstig, aber gemessen, und da Männerschritte viel ausgiebiger sind, müssen die noch lauter sprechenden Frauen eiliger zuschreiten, um nur die einmal angenommene Entfernung hinter den Männern zu behaupten. Bei aller Schwere der Zeit, die eben am schwersten auf diesen Vätern und Müttern ruht, noch Leben in Allen! Das ist im Unglück ein Glück, wenn auch nicht im rechten Sinne ein Glück. Diese Lebendigkeit ist ein gereiztes Wehren und Ringen gegen das drohende Erdrücken und Lähmen der Umstände. Ein dunkeles Ahnen drängt diese Vä-

ter und Mütter; sie wissen nicht, warum es so ist, fühlen aber: wenn es noch lange dauert, ist es nicht mehr auszuhalten. Eine giftige Mückenwolke schweben die Sorgen über Vätern und Müttern, deren Lebendigkeit, wie gesagt, in Sprache und Geberden nur ein Abwehren bedeutet, auf das sich diese so gesunden, geduldigen, deutschen Herzen verlegen müssen, um sich vor Ertödtung zu schirmen. Ja einmal mehr davon.... Sie sagen nur —: Wenn das unser Ferdinandl wüßte!....

Aber lärmend und schäkernd rauschen bunt durcheinander Burschen und Mädchen hinter den Hausvätern und Müttern daher, indem sie eben im Sturm aus dem Dorfe hervorbrechen. Frische, jugendliche Lebenswogen, die jedes fremde und störende Element rasch und unbekümmert sondern und absetzen, und nur was Herz- und Heimat Liebes und Eigenthümliches hat aufnehmen und dulden. Sie überfluten die Sorgen der Ältern, den Kummer der Alten, den welken Herzensgrund derselben für manches grüne Freudenblatt wieder befruchtend. Sonderbar. Wie sich doch Alles nach Umständen richtet! Sonst steht das Alter mäßigend, mahnend, dämmend den heftigen Jugendwogen gegenüber und liebt die bloße Betrachtung; hier wechselt der Fall. Frei drängen, wogen, stürmen die jugendlichen Lebensfluten, und das Alter, entfernt, zu mäßigen und zu mahnen, fühlt nur, wie sehr unentbehrlich diese freie Lebenserscheinung ist, daß ihr Herz nicht verdorre. Man sieht es auch gleich. Väter und Mütter hören kaum den fröhlichen Lärm der Burschen und Mädchen hinter sich herrauschen, als sie entweder ihren Schritt mäßigen oder gar anhalten, um sich vom bunten, heitern Jugendtreiben bald möglichst umflutet zu sehen....

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Blätter für Landwirthschaft und Nationalökonomie. Von Friedrich G. Schulze. Erstes Heft: 1) Über höhere Bildung des deutschen Landwirths und Gutsbesitzers. 2) Beschreibung des Landwirthschaftlichen Instituts zu Jena. Jena, Frommann. 1843. Gr. 8. 10 Ngr.

Steh und lies! möchte ich den über landwirthschaftliche und nationalökonomische Schriften mit fast misgestimmtem Auge hineilenden Lesern hier zurufen. Nicht das Technische, sondern das Menschliche, die Entfaltung Desjenigen, was sich, unbeschadet des Strebens nach einem Gewinn aus dem Gewerbe, der Landwirth unter philosophisch begründeter „höherer Lebensansicht" zu denken und davon sich anzueignen habe, ist der Vorwurf des Verf. Er ist wegen dieses Themas, als er es zu Dresden vor der ersten Versammlung deutscher Landwirthe in einer Rede behandelte, in d. Bl. (1838, Nr. 252 und 253) auf eine Weise angegriffen worden, welche iram et studium unzweideutig verräth. Deshalb ist es gewiß billig, auch hier von einer unentstellten Entwickelung seiner Ansichten einige Notiz zu nehmen. Doch wir müssen uns kürzer fassen als wir bei weniger enggesetzten Schranken thun möchten, und werden deshalb auch den andern Theil der Schrift, das Landwirthschaftliche Institut zu Jena betreffend, mit kargen Worten nur berühren.

Nachdem der Verf. in §. 1 einen Rückblick auf die seitherigen Vorstellungen der deutschen Landwirthe von dem höchsten Ziele ihres Berufs geworfen, nämlich möglichste Ausdehnung des Besitzes (Habsucht), darauf einseitiges Trachten nach höchstem Reinertrage (Gewinnsucht), behauptet er und beweist es aus Thaer's Leben und Koppe's öffentlich ausgesprochenen, gedruckten Worten im Einzelnen, daß jene Ziele den wahrhaft Gebildeten unter den deutschen Landwirthen nicht mehr genügen, sondern daß sie neben dem Trachten nach möglichst hohem Reingewinne, neben dem sachlichen Ziele, ja über dasselbe ein persönliches setzen, welches nicht ausschließlich auf das Ich, sondern auch auf die Persönlichkeit der Mitmenschen gerichtet ist und durch die Ausdrücke „Gemeinwohl, Gemeinnützigkeit, Volkswohlstand, Volkswohlfahrt" u. s. w. häufig bezeichnet wird. Allein wenn auch die Richtung der Lebensansicht hierdurch schon einigermaßen als eine höhere bezeichnet wird, so ist Wesen und Umfang der letztern dadurch auch nicht erschöpfend ausgedrückt und einerseits der Mangel an Sprachgewandtheit, anderntheils die Befürchtung, für einen Mystiker, Pietisten, Philanthropen u. dgl. gehalten zu werden, hält manchen gutgesinnten Landwirth ab, Das, was klarer oder dunkler in seiner Seele über das höhere Ziel der Landwirthschaft sich gestaltet hat, so frei und öffentlich auszusprechen, wie es Koppe bei jener Versammlung zu Dresden (s. d. betreffenden Bericht S. 115) gethan. Um nach Kräften jenem schädlichen Mangel an Klarheit abzuhelfen, charakterisirt der Verf. in §. 2 die niedern Lebensansichten: den arbeitsscheuen Müßiggang, die Genuß- und Vergnügungssucht, die Modesucht, die Habsucht, den Geiz und diejenige, welche Fries eine raffinirte Bestialität genannt hat, die in der Anspannung der Verstandeskräfte behufs der Befriedigung der Bedürfnisse oder der Begierden der sogenannten feinen sowol wie der groben Sinnlichkeit besteht. Diesen allen setzt er die höhere Lebensansicht entgegen, welcher alle Diejenigen huldigen, die nach einer Vervollkommnung des Geistes streben, blos um des Geistigen willen das Körperliche, Sinnliche, Materielle dem Geistigen unterordnend, das Irdische geringer schätzend als das Himmlische. Er macht dabei auf die Einseitigkeit sehr anschaulich aufmerksam, in welche viele Menschen in ihrer Auffassung der höhern Lebensansicht verfallen, und weist ebenso treffend die offenbaren Verirrungen nach, die dabei zum Vorschein kommen, und nimmt in seiner Entwickelung allenthalben Citate aus den gediegensten Schriftstellern unsers Volks zu Hülfe, z. B. aus Fries, Schleiermacher, F. W. Tittmann, Fichte, Kant u. A.

Jedoch ist es uns nicht möglich, unbeschadet der Klarheit, alle zehn vom Verf. gezeichneten Lebensansichten hier wiederzugeben, weshalb wir uns auf nur einige mit den kürzesten Worten beschränken müssen. Da nennt er denn die religiöse und setzt ihr als Verirrung Scheinheiligkeit, Frömmelei u. s. w. entgegen; dann der Tugendübung im Verhältniß zu andern Menschen, als Ausartung: Herrschaft der Rechtsform mit Unterdrückung des Rechtsgefühls (Freiheitsschwindel, Communismus u. dgl.); ferner der Lebensweise, welche von der Schönheitsliebe geleitet wird: Tändelei mit Gefühlen, Sentimentalität, Mysticismus, wobei mit dem Gefühlsvermögen oder Geschmack nicht zugleich auch die übrigen Geisteskräfte gebildet werden; so der sittlichen Ansicht, nach welcher unser Gewissen allein den reinen guten Willen, d. h. den sittlichen Charakter, die Gesinnung lobt, den Irrthum, welcher den guten Willen preist, der nur Schwäche ist, ohne Thatkraft. Doch genug von diesen Beispielen, aus welchen man erkennen wird, daß der Verf. mit philosophischer Umsicht und Tiefe seinen Gegenstand behandelt und sein Ideal in dem kräftigen Streben nach gleichmäßiger Ausbildung der Religiosität, Sittlichkeit und des Rechts im Menschen erkennt. Die Frage: welche Lebensansicht soll der Landwirth zu der seinigen machen? beantwortet er ausführlich in §. 3 im Wesentlichen mit den Worten: „Er soll in Allem, was er denkt, erstrebt und thut, Volksthümlichkeit, Menschlichkeit, Vernünftigkeit, Weisheit, Sittlichkeit, reine Liebe, wahre Ehre, Gerechtigkeit und Religiosität zugleich üben, weil in jeder «Äußerung der Sittlichkeit alle einzelnen Tugenden vereinigt sein müssen. Denn jede muß aus der Gesinnung kommen. Wer Eine Tugend hat, hat alle.»" (Schleiermacher's „Entwurf eines Systems der Sittenlehre, Berlin 1835.) Als wahren Hebel für dieses Streben nennt Schulze „die Liebe, die reine, uneigennützige; denn «im Menschen bleibt die feste, ernste Kraft des Willens roh, die gründlichste Einsicht leer und bedeutungslos, der feinste Geschmack kalt, wenn nicht allen diesen erst aus der innersten Tiefe des Gemüths die Wärme und das Leben der Frömmigkeit und der reinen Liebe geweckt wird» (Fries)." „Echte Wissenschaftlichkeit", sagt der Verf. mit besonderm Hinblick auf studirende Jünglinge, „edler Gemeingeist, wahre Freundschaft und Patriotismus sind ja nichts Anderes als besondere Arten der reinen Liebe." Er will mit dem Inhalte dieser Entwickelung nicht etwa etwas von ihm selbst erst zum Auf-

schluß Gebrachtes gesagt haben, sondern mißt seine Bemerkungen bescheiden seinem Studium fremder Geister und dem Einflusse der Zeit überhaupt zu. Allein sein Eigenthum ist die Anwendung der in der Abhandlung enthaltenen, mit großer Klarheit vorgetragenen Lehren auf das Leben der Landwirthe und die Ausbildung höherer Lebensansicht, zunächst bei den jüngern unter denselben.

„Wichtigkeit der höhern Bildung des Landwirths" ist §. 4 überschrieben und leider, daß wir sie nicht geradezu ganz einrücken können; denn sie ist durch und durch voll praktischer Lebensweisheit und treffender Belege. Die Vortheile jener Bildung aber sind, kurz gesagt, solche, welche der Landwirth persönlich durch sie gewinnt, und solche, welche auf diesem Wege seinen Mitbürgern zu Theil werden. Zum Belege für die Richtigkeit der Behauptung, daß die einseitig auf Reichwerden gerichtete Bildung der Landwirthe und Gutsbesitzer dem Volks- und Staatsleben weit mehr geschadet als genützt habe, verspricht der Verf., in den folgenden Heften dieser Blätter eine Anzahl von überzeugenden Thatsachen anzuführen. Hier werden einstweilen deren zwei und zwar sehr verdeutlichende Schilderungen vorgeführt, die eine aus der englischen Landwirthschaft durch Schweizer, die andere aus der deutschen durch Koppe entlehnt. §. 5 beleuchtet die Wichtigkeit der Gewerbsbildung des Landwirths in der gegenwärtigen Zeit. „Ich halte", heißt es, „die gewerbliche Ausbildung für dringend nöthig und behaupte sogar, daß, wenn der Landwirth für sein Gewerbe sich mangelhaft ausbildet, er auch die höhern Zwecke der Landwirthschaft nur sehr unvollkommen erreichen kann." Diese Nothwendigkeit wird mit Beispielen, welche eine sehr richtige praktische Anschauung der jetzt bestehenden landwirthschaftlichen Verhältnisse im Gegensatz zu denen der Vergangenheit darthun, kurz bewiesen. §. 6 endlich macht uns mit den Beziehungen, in welchen die naturwissenschaftliche und nationalökonomische Bildung zu dem höhern Leben stehen, auf eine Weise bekannt, welche den Verf. wiederholt als einen klaren Denker und tief Eingeweihten in das die Seele mit erhebenden, läuternden Ahnungen erfüllende Heiligthum echter Wissenschaftlichkeit und den wahren Forscher nach Menschen- und Selbsterkenntniß achten und lieben lehrt. Diese Eigenschaften, verbunden mit einem großen Schatze von sehr geordneten allgemeinen und Fachkenntnissen, langjähriger Ausübung der landwirthschaftlichen Praxis in verschiedenen Gegenden Deutschlands, sehr bewährten Lehrgaben, einer Zutrauen und Liebe erweckenden Persönlichkeit, dem Besitz aller nöthigen Lehrmittel für Theorie und Praxis machen den Verf. in hohem Grade geeignet, die ihm anvertrauten Jünglinge nicht nur mit sehr brauchbaren Schätzen für Theorie und Praxis und einer guten Methode, sie anzuwenden, sondern auch mit tüchtigen und edlen Gesinnungen auszurüsten, vorausgesetzt, daß sie guten Willen und Vorkenntnisse mitbringen, welche nicht über diejenigen eines gut ausgebildeten Zöglings einer höhern Bürgerschule hinauszugehen brauchen.

Abgesehen von Dem, was wir über seine Persönlichkeit gesagt haben, findet man über das zu Jena befindliche Landwirthschaftliche Institut des Verf., die Verbindung der Anstalt mit der Universität und dem von Schulze selbst nächstens in Pacht zu nehmenden, von jener Stadt eine gute halbe Stunde entlegenen Kammergute Zwätzen, dann über Zweck, Lehrmittel, Lehrgegenstände, Lehrart, Ordnung des Unterrichts, häusliche und geldliche Verhältnisse und die Bedingungen der Aufnahme in der andern Abtheilung des vorliegenden Hefts nähere Nachrichten. Hier nur so viel, daß der Cursus zweijährig ist, aber vermöge getroffener Einrichtungen jedes Semester begonnen werden kann, und Alles in Allem, ohne drückende Einschränkung, jährlich 250—300 Thlr. an Kosten verursacht. Die Zahl der Schüler, welche Schulze in den zu Jena und Eldena von ihm gegründeten oder organisirten landwirthschaftlichen Lehranstalten während eines zwölfjährigen Zeitraums um sich gesehen, beträgt 392, unter denen 329 Landwirthe, 15 Ökonomiecommissare und 48 Staatswirthe oder Kameralisten sich befanden. Die Inhaltsanzeige für die nächsten Hefte (die Zeitschrift wird, um niemals zur Aufnahme von Lückenbüßerartikeln genöthigt zu sein, sich mit ihrem Erscheinen an keine bestimmte Fristen binden) läßt uns Abhandlungen über sehr wichtige Zeitfragen, der Mehrzahl nach aus dem Gebiete der praktischen Landwirthschaft, dann dem der Nationalökonomie und dem nationalen und landwirthschaftlichen Bildungswesen mit Spannung entgegensehen; denn für ihre gediegene Besprechung bürgt uns die strenge Rücksicht, welche Schulze auf seine Stellung und auf seinen Ruf zu nehmen hat. Ref. zögert nicht, zum Schlusse die Behauptung auszusprechen, daß dieses Heft die fleißige Beachtung aller Derjenigen verdiene, welche sich eine streng wissenschaftliche Ansicht über das Wesen und die Mittel praktisch, theoretisch und sittlich gediegener Bildung der landwirthschaftlichen Jugend verschaffen wollen, und überhaupt wird Jeder, den Denken glücklich macht und der einen ernsten Antheil an der Fortbildung zum Guten unter der ganzen Menschheit nimmt, hier einen durch gediegene Vielseitigkeit ausgezeichneten Stoff sowie eine Einkleidung desselben finden, die, je weniger gekünstelt sie ist, desto mehr durch die echten Vorzüge der Reinheit, Klarheit und Lebendigkeit dem Leser von unverdorbenem Geschmack gefallen wird.

Victor Jacobi.

Literarische Notiz.

Monumente des Mittelalters.

In Deutschland wird den Franzosen wol der Vorwurf gemacht, sie hätten keinen Sinn für das Historische und vernachlässigten die schönsten Denkmale der Vergangenheit aufs unverantwortlichste. Früher mag diese Beschuldigung einigermaßen wenigstens begründet gewesen sein, aber gegenwärtig hat sie keine Geltung mehr. Wir nehmen keinen Anstand zu behaupten, daß jetzt gerade nirgend mehr für Erhaltung wichtiger Monumente aller Art gethan wird als in Frankreich. Der erste Anstoß ist allerdings von der Regierung — und man kann wol behaupten vorzüglich vom Könige selbst — ausgegangen, aber man darf nicht übersehen, daß die Privatpersonen bei diesen löblichen Bestrebungen nicht zurückgeblieben sind. Musterhaft ist die Organisation des Comité historique, dem hauptsächlich die Erweckung des Interesses an diesen Denkmälern in den weitern Kreisen obliegt, und das den Spott nicht verdient, welcher in den beißenden „Mémoires de Jérôme Paturot" über dasselbe ausgeschüttet wird. Als Beleg dafür, daß diese kunsthistorischen Bestrebungen wirkliche Theilnahme im größern Publicum finden, kann wol die große Anzahl von Werken dienen, welche seit einiger Zeit über diesen Gegenstand erschienen sind. Es ist dies stets ein sicheres Thermometer der öffentlichen Theilnahme. Am meisten versprechen wir uns von einem großen Kupferwerke von Ramée, von dem zunächst erst die Einleitung erschienen ist. Der Titel desselben lautet „Le moyen-âge monumental et archéologique". Ramée scheint einem so weitschichtigen Unternehmen, wie es der Einleitung nach zu werden verspricht, ganz gewachsen; wenigstens berechtigt sein brauchbares „Manuel de l'histoire générale de l'architecture chez tous les peuples" (2 Bde., Paris 1841) zu schönen Erwartungen. Von nicht geringem Werthe ist eine andre großartige Sammlung, welche den allgemeinen Titel führt „Choix de monuments du moyen-âge". Dieses prachtvolle Werk ist bereits bis zur 16. Lieferung gediehen. Das 13. bis 16. Heft behandeln die Kirche Notre-Dame zu Paris und wahrscheinlich sind damit die Darstellungen dieses wichtigen Monuments christlicher Bauart noch nicht einmal abgeschlossen. Unter den zahlreichen Monographien, welche einzelne interessante Überreste der ältern und namentlich mittelalterlichen Architektur betreffen, heben wir nur ein recht fleißiges „Mémoire archéologique suivi d'une notice sur l'église de St.-Fort sur Gironde", das vor kurzem die Presse verlassen hat, hervor.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 66. —— 6. März 1844.

Neue deutsche Romane.

(Beschluß aus Nr. 65.)

Ein czechischer Bursche, den ein deutscher Hausvater als Knecht bei sich aufgenommen hat, ist zum Diebstahl verleitet worden und muß nun das deutsche Dorf verlassen und in seine czechische Heimat zurückkehren. Sein Herr begleitet ihn. Dies gibt dem Verf. Gelegenheit zu folgender musterhaften Schilderung des czechischen Lebens und Charakters:

Czechische Burschen, die unter anwohnenden Deutschen dienen (wozu sie sich zwar nicht mit Vorliebe herbeilassen), bewähren bald eine wunderbare Hinneigung zum Nationalleben dieser Deutschen. Nichts eiliger dann, als daß sie ihre czechische Nationaltracht ablegen, sonderlich ihre gelbe lederne Kniehose mit der schwarzledernen vertauschen, ihre blaue Tuchjackt ihres Schnittes und den Hut der breiten Krempe halber nicht mehr gebrauchen. Die Ursache dieser Vorliebe für deutsches Nationalleben liegt ganz einfach im Mangel eines eigenen Nationallebens der Czechen dieser Gegend, wenn man einige Sitten und Gebräuche, die nur mit dem Volke selbst zu Grunde gehen können (wie Tanz, Verlobung, Hochzeit u. s. w.), ausnimmt, aus denen zuletzt die Eigenthümlichkeiten des Nationalgeistes gewichen oder bis zur farblosen Äußerlichkeit unerquicklich verwaschen sind. Nationalität ist der Körper des Volksgeistes, der Volksgeist kann sich nur in eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen lebendig erhalten; Sitten und Gebräuche erfodern Harmlosigkeit; diese ein erträgliches, geselliges Loos; dieses bleibt undenkbar, wo der Druck, der geistige wie der körperliche, zu empfindlich lastet. Auf dem Strich der czechischen Bewohner, wo unser junge Czeche zu Hause, ist es leider der Fall, daß man nicht weiß, wofür man Gott danken sollte, wenn man für die Erhaltung der Nationalität danken wollte. Das Volk darf mit Hamlet sagen: „Ich habe meine gewohnten Übungen aufgegeben." Daher jenes verschlossene, melancholische Hinträumen eines jungen Czechen dieser Gegend, der sich einmal in das deutsche Nationalelement vertieft und es liebgewonnen, sobald ihn Umstände, die gewichtig sein müssen, zwingen, auf sein czechisches Gebiet unter die Seinen zurückzukehren. Wenn er auch nicht einsieht, warum ihm Nationalleben fehlt, so liegt doch der dumpfe, melancholische Sehnsuchtstraum nach Nationalleben um so schwerer auf seiner Seele, wenn er eingesehen, wie der Deutsche ein Nationalleben, wenn auch im Kleinen, feiert und sein Bewußtsein bei aller Unwichtigkeit seines politischen Zustands behält. — Das Dulden und Tragen des hiesigen Czechen darf man nicht mehr Resignation heißen, es liegt nicht Bewußtsein und freies Entschließen darin; sondern die Nothwendigkeit ist zur Gewohnheit geworden und man darf sagen, daß jede andere, zehnmal freiere Nation mehr und lauter klagt als dieser Czeche. Nicht leicht aber ist auch Selbstgefühl und jeder Schein einer Aufklärung ferner in einem halbcivilisirten Staate als von diesem Czechen.

Ref. ist nicht bekannt in Böhmen und kann also nicht aus eigener Erfahrung für die Wahrheit dieser schönen Schilderung bürgen, allein ist sie, was wahrscheinlich, wahr, so folgert sich dann von selbst, daß die Idee des Panslawismus mehr eine Abstraction slawischer Gelehrten als ein Naturgefühl der Slawen selbst ist. Das Slawenthum, wenn es dieses auch mit Widerstreben thut, wird doch der Macht des deutschen Lebens nicht widerstehen können und eben nur durch das Aufnehmen germanischen Lebensstoffs eine höhere, culturgeschichtliche Bedeutung gewinnen, als ihm bisher möglich geworden.

Man darf natürlich ein Buch wie das vorliegende nicht als Spielzeug für eine müßige Laune in die Hand nehmen, sondern der Verf. darf von jedem Leser fodern, daß er ein Herz habe für die Wehen des Volks, einen reinen Blick für die Goldadern in demselben. Das ist allerdings nicht wenig verlangt, denn in unsern verzwickten Lebenskreisen geht die Reinheit für das Anschauen des Volkslebens nur zu sehr verloren. Eben deshalb aber ist es sehr verdienstlich, daß sich, im Gegensatz zu den verwickelten socialen Romanen, welche alle Schäden und Schwächen einer ermatteten Gesellschaft aufweisen, die Seite des Volksromans immer tüchtiger entwickelt und der Verderbtheit der Gesellschaft die Kernigkeit des Volks, welche ja gerade zu einer neuen Zeit helfen muß, scharf und schneidend entgegenstellt. Auch Rank erinnert, sehr zweckmäßig, an das Treiben der höhern Classen durch die Erscheinung einer fürstlichen Maitresse, des „Wiener Netterl's". Der Charakter der deutschen Böhmen zeigt, nach Rank's Schilderung, eine herrliche Gesundheit auf. Die Burschenzeit ist ihr Lebensfrühling, eigenthümliche Gewohnheiten umranken sie mit den schönsten Dolden der Poesie, das Lied verklärt sie, die Liebe ist der Mittelpunkt derselben und, nach der Schilderung Rank's zu schließen, muß dieser deutsche Böhme, als echter, schöner Naturmensch, noch mit der Kraft seines ganzen Lebens lieben. „Diesen Burschen", sagt der Verf., „ist ihre Jugend Alles und das erklärt ihre Stellung und ihre Zukunft." Die „Hausväter" sind tief bekümmert, leiden unter dem ent-

seßlichsten Drucke. Die Dumpfheit der Pfaffen, die Starrheit des östreichischen Beamtenthums tödten hier die schönsten Kräfte. Die folgende Schilderung mag zeigen, wie ein verholztes Pfaffenthum das Volksleben auffaßt:

So schreiten nun Greise und Mütterlein der Kirche des nahen Dorfes zu, betrübt, gebeugt — daß Gott schwere Jahre über ihre Kinder schicke. So reizend auch die Fußwege durch frischgrüne Wiesen weiterführen, wollen wir euch nicht weiter folgen. Nein, nein, nein, liebe Alte! Ihr seid zu betrübt, und wer weiß, was man euch wieder predigen muß heute. Wir könnten uns nur mehr ärgern als erbauen, wenn der alte Pfarrer wie vorigen Sonntag euch anschreien sollte: „Bessert euern Wandel, eure Gesinnung; sonst muß Gott ärgere Tage schicken als da schon über euch kommen!“ Alles weinte; aber nicht aus Schuldgefühl, sondern aus Beklemmung, weil man nicht wußte, wieso man anders wandeln, wieso man anders gesinnt sein sollte? Man arbeitet von Tagesanbruch bis zur Nacht, man schweigt, man duldet, man klagt Niemand an, man haßt Niemand, man zahlt die im Schweiß errungenen Abgaben an Kaiser und Herrschaft, man denkt nicht nach, woher die Übel kommen, man betet, man ist mäßig und muß es sein, man entbehrt jeden Überfluß im Haus und ist daran gewöhnt, man stellt Söhne zu Soldaten, man läßt dem Grafen das Wild im Walde, dem herrschaftlichen Förster die Fische im Bach, man glaubt dem Pfarrer, man weint um den Kaiser, wenn er krank ist, man singt: „Gott erhalte &c.“ mit gleicher Wärme und Andacht, wie das: „Wir werfen uns darnieder, Vor dir Gott Sabaot.“ Was also? Was dann? Nein, nein, liebe Alte! Wir folgen euch nicht in die Kirche, wir wollen lieber umkehren. Ihr seid die Trauerseite des Volkslebens, und so wenig sich ein Minister herabläßt, eure Trauer anzusehen und ihr abzuhelfen, ebenso wenig wollen wir diesen Pfarrer hören, sehen, oder gar seine Worte euch erklären: Wie ihr euern Wandel ändern, eure Gesinnung bessern solltet —?....

Rank theilt eine Predigt mit, die jedenfalls nicht von ihm ersonnen, sondern gewiß auf einer böhmischen Dorfkanzel gehalten worden; sie ist aber zu charakteristisch für das dortige Pfaffenthum, als daß sie hier nicht mitgetheilt werden sollte:

Heut ist Sonntag, heut muß ich euch's sagen. — So? — Kreuzsacrement! Das auch noch? — Was ist euch der Priester? Heut muß ich euch's sagen, da hilft nichts. — Oder wollt ihr's ein andermal hören? Adieu dann; — dann adieu! Da hat euer Hautwerk längst des Gehörnten Hund, und ist eure Sacrementsseele mit dem Teufel pfutsch, fort, dahin. Ja, so seid ihr längst des Teufels, wenn ich euch diesmal im Auftrag des Evangeliums nicht sage, was euch der Priester ist, der Abgeordnete Gottes. — Kreuzsacrement! Schaut ihr mich an? Wo steht der Pfaff? Wer ist der Pfaff? Kanonen sollen ihm in den Rachen feuern, der da sagen will Pfa — damit sie ihm die zwei f noch von der Lästerzunge reißen, bevor ihr sagt Pfaff! Aber nein! Noch einmal nein! Ich sag's euch doch nicht. Und wenn ihr mich steinigt, wie Stephan, der gesteinigt worden, ich sag euch's nicht — ich sag' euch's dennoch nicht, was euch der Priester bedeuten soll, der Abgeordnete der Kirche und Nachfolger Christi. Nein, sag' ich zehntausendmal lieber, und wenn auch heute Sonntag ist und das Evangelium winkt — nein, nein, nein! Und noch einmal, nein! Ich mag euch gar nicht mehr retten — zwei Drittel sitzt ihr in seinem Schnappsack, das dritte Drittel stopf' und stoß' und bläu' ich selbst noch hinein — so! so! so! — nur hinein — ei hinein nur — da hilft nichts — hinein nur! O Himmel! O Himmelsacrement! Wo steht der Pfaff? Lebt wohl! So seid ihr des Teufels um eines solchen Wortes willen, — des Teufels um des Pfaffen willen, — Schelme, Diebe, Mörder, Mordbrenner, Hurer, um des Pfaffen willen! u. s. w.

Nicht weniger charakteristisch wird das Beamtenthum dargestellt. Ein armer Hausirer wartet schon 14 Monate auf seinen Hausirpaß, den er gesetzlich vorausbezahlen mußte, und kann in seinem Kummer nicht umhin, den betreffenden Beamten anzureden, der ihn nicht beachtet und lacht.

O, Herr, Ihr lacht, — gut lachen habt Ihr! Darf ich fragen, Herr, ob es natürlich ist, daß ich verhungere mit Weib und Kind, Herr?

Der Beamte lacht immer fort. Der arme Mann geräth in Verzweiflung und fällt einem Bekannten um den Hals mit den furchtbar anklagenden Worten: „Wo hinaus, Freund? — Wo hinaus? — Was schützt uns im Vaterland? — Wo ist unsere Heimat?“

Jetzt endlich sieht der Beamte ihn an und sagt, um dann wieder zu lachen: „Er hat ja beim Kreisamt geklagt! Thut er das wieder, so steckt er! Verstanden? Künftig wird er ohne Paß von der Herrschaft nicht mehr vors Kreisamt gelassen!“

Man muß staunen, wenn man durch solche kleine aus dem Leben gegriffene Beispiele sieht, welcher furchtbare Druck auf dem armen Volke lastet, daß sich in ihm immer noch so viel Poesie, so viel Geduld, so viel Treue zum Kaiserhause, so viel natürlicher Verstand und so viel Rechtsgefühl erhalten hat; aber man fühlt auch, daß dieses Buch eine sehr ernste, politische Seite hat, wenn man Wahrung der Menschen- und Volksrechte noch im Bereiche der Politik aufsuchen mag. Ja dieses Buch enthält eine schwere Anklage der östreichischen Regierung, ihrem Volke gegenüber; es schneidet tiefer ein, als politische Broschüren, die ein staatswissenschaftliches System verfolgen, es greift ins Mark des volksthümlichen Lebens. Zugleich aber gibt es wieder einen neuen Beweis von der Zähigkeit und Tiefe der deutschen Natur, die sich ihre Wurzeln selbst bei dem gewaltigsten Sturme zu decken weiß.

Den Grundgedanken seines Buchs spricht Rank (I, 91) selbst aus:

Östreich, unser Vaterland, hat viele Generalstäbe, herrliche Krönungswagen, sehr viele Cavaliere in Gold — und Metternich ist Minister...

Was will das sagen?

Nichts für das Volk.

Betrachte ich nun dieses Buch noch als Roman, wie es ja Pflicht ist, so kann man wol sagen, daß es seinem Inhalte nach eine Bereicherung für unsere Literatur ist, indem es sich mit sittlichem Ernste und mit reinem Sinn in den schmerzgequälten Busen des Volks versenkt. Rank ist bedeutend weiter gegangen als die übrigen Schriftsteller in diesem Genre. Auerbach zeichnet in seinen „Dorfgeschichten“ mit viel Treue den Reiz und das Naturwüchsige des Volkslebens, Willkomm hält selbst dieses nicht durchaus rein, sondern künstelt und modelt, um einfache Stoffe verwickelt und pikant zu machen, Rank aber stellt nicht nur das naturwüchsige Element des Volkslebens bestimmt und wahr heraus, sondern er zeichnet auch noch mit sicherer Hand die Einflüsse der Staatsgewalt auf dasselbe und gibt dadurch ein weit größeres und ergreifenderes Bild als die Andern, wozu allerdings die Herbheit der östreichischen

Verhältnisse das Ihrige beitragen mochte. Er ist nach allen Seiten hin Meister. Was das Naturwüchsige betrifft, so wird der Sagenreichthum, die treue, klare Liebe der böhmischen Mutter zu ihren Kindern, die gewaltige Macht der Liebe, wie sie so verschiedenartig in den drei Brüdern wirkt und zu einem so tragischen Ende führt, der sittliche Ernst, der edle Schmerz des Vaters, die Naivetät der Mädchen durch die Wahrheit der Schilderung Jeden tief ergreifen müssen; und nach der andern Seite hin ist die Trauer, das Leben des Volks nicht weniger wahr dargestellt worden. Man lese nur in den Portraits des harten Beamten und jenes Seelenerlösers, in dem sich die fanatisch-schwärmerische Seite des Katholicismus im Volke hervorthut, man beobachte der Pfaffen Dumpfheit, und man wird Alles bestätigt finden. In dem jungen Geistlichen scheint Rank die Wirkung einer würdevollen Persönlichkeit und der Religion auf das schlichte Volk darstellen zu wollen, der vierte Bruder aber, welcher in Wien studirt hat und erst am Schlusse erscheint, den der Beamte, weil er ein Dichter ward, einen „Zuträger des Teufels" und Feind des Kaisers nennt, hat die hohe Bestimmung in sich, für die Freiheit des Volks zu arbeiten, indem er sich über die dunkeln Schmerzensträume desselben erhoben hat und zum Bewußtsein Dessen gekommen ist, was ihm fehlt und was ihm nothwendig ist. Es hätte nicht geschadet und den Eindruck des Ganzen versöhnend gesteigert, wäre diese, eine helle Zukunft in sich tragende Gestalt, anstatt daß jetzt am Ende Alles verschwimmt und in stammelnden Ausdrücken oder in Thränen zittert, mit ihren freudigen Hoffnungen, mit ihrem Wissen und Können etwas klarer und sicherer hervorgetreten.

Was die Form des Romans betrifft, so ist diese am wenigsten gelungen. Die einzelnen Schilderungen sind nicht selten meisterhaft, aber Rank wird nun vor Allem zu sorgen haben, daß er ein Ganzes schaffe. Der Eindruck wird dadurch noch sehr erhöht werden. Wer hätte hier vier bis fünf Seiten Abschrift aus Sallet's „Laienevangelium" erwartet? Auch die Noten stören im Texte. Alles Willkürliche, sei es an sich noch so schön, wird auf das Ganze einen nachtheiligen Einfluß üben. Der Stil soll einfach sein, aber er ist darüber zuweilen ins Manierirte übergegangen.

Mit einer wahren Wuth verschlingt das deutsche Publicum Eugène Sue's „Pariser Geheimnisse", ein monströses Buch, worin die verworrenste und verworfenste Phantasie ihre Orgien feiert, worin sie unter dem Scheine, die Schäden der Gesellschaft aufzuweisen, an der ekelhaftesten Übertreibung und ausschweifendsten Gemeinheit sich sättigt und Heilmittel charlatansmäßig ankündigt, die aus Immoralität und Barbarei zusammengebraut wurden, — dieses Buch verschlingt unser Publicum! Die Geheimnisse des deutschen Volks sind ihm noch unentschleiert geblieben, es meint am Ende auch wol, daß es im ruhigen, policeiumstrickten Deutschland gar keine Geheimnisse gebe! Rank hat mit Talent einen Schleier gelüftet, schöne Bilder, aber auch entsetzliche Zustände kamen ans Tageslicht, und wenn unsere Romanschriftsteller nur Herz und Kopf genug haben, um jeder auf seinem Terrain die Mysterien zu zerreißen und die Vogelscheuchen niederzustoßen, so hoffen wir, daß sich das deutsche Publicum von der französischen Ausgeburt und affectirten Unnatur zur tiefsinnigen Wahrheit seiner eigenen Verhältnisse und Geheimnisse bei Zeiten zurückwenden werde! Möchte Rank's Darstellung vielfach gelesen und überall im Vaterlande ein Zeuge werden, daß auch in Böhmen treue, deutsche Herzen schlagen und mit uns streben nach dem Einen hohen herrlichen Ziel; — was sie der östreichischen Staatsgewalt ist und sein wird, das sagt sich von selbst!

Friedrich Saß.

Museum für wirthschaftliche Erdkunde in London.

Unter den vielen, theils nützlichen, theils vergnüglichen Schaustellungen in London ist wahrscheinlich keine, wie in London selbst, so auf dem Continente weniger gekannt als das Museum für wirthschaftliche Erdkunde (Museum of economic geology). Für London ist ein Grund davon sein junges Dasein. Menschen und Dinge gelangen dort meist nur nach Probejahren zu allgemeiner Kenntniß. Und ein zweiter Grund liegt darin, daß es mehr dem praktischen Nutzen als eitler Schaulust gewidmet, nicht eigentlich ein Ort für loungers und sightseers, für Müßiggänger und Schaujäger ist. Dem Continente aber blieb es fremd, weil gewöhnliche Journalcorrespondenzler davon zufällig keine Notiz nahmen, Alltagsreisende in London regelmäßig den Gänsemarsch gehen und ein literarisches Werk darüber erst jetzt erschienen ist unter dem Titel: „Account of the Museum of economic geology, and Mining records office, established by government in the department of Her Majesty's Commissioners of woods and forests, under the direction of Sir H. de la Beche. By *Thomas Sopwith.*" (London 1843.) Der Verf. dieses Berichts, ein in geologischer Versammlung wohlklingender Name, erstattet ihn „um der Überzeugung willen, daß das Museum allgemein bekannt zu werden verdiene, nicht blos wegen der wichtigen Zwecke, die es verfolge, sondern auch wegen der lehrreichen Unterhaltung, die es in seiner mannichfaltigen Sammlung bereits darbiete". Das Buch ist geschickt zusammengestellt und beweist, da es in der Hauptsache nur ein raisonnirender Katalog ist, wie anziehend ein unterrichteter und gewandter Mann einen solchen zu machen weiß. In der Einleitung wird bemerkt, daß die Anstalt sich Nr. 5 und 6 Craig's Court, Charing Cross, befindet und mit Ausnahme der Sonn- und gewöhnlichen Feiertage — in England eine kleine Zahl — täglich unentgeltlich zu sehen ist. Sie steht in höchster Instanz unterm Forstdepartement und unmittelbar unter der Direction des Sir Henry de la Beche. Conservateur ist zur Zeit Hr. Richard Phillips, und Vorsteher des damit verbundenen Bureau für Bergbaunachweisungen — Office of mining records — ein Hr. T. B. Jordan. Letzteres ist auf Anmelden ebenfalls jeden Wochentag zugänglich.

Über das Entstehen der Anstalt heißt es: „Im Juli 1835 trug der gegenwärtige Director dem Kanzler der Schatzkammer vor, daß die mit der ordonnanzmäßigen geologischen Schau betrauten Personen stets Gelegenheit hätten, sich Proben zu verschaffen, durch welche die Anwendbarkeit der Geologie auf nützliche Lebenszwecke erläutert werden könne, mit andern Worten, Proben der Mineralschätze des Reichs, und deutete kurz die Vortheile an, welche eine solche Sammlung in einem oder mehren Zimmern unter Aufsicht der Behörde für öffentliche Bauten gewiß bringen würde. Aufgabe der Sammlung sollte sein, Proben von all den verschiedenen Mineralien zu vereinigen,

die zum Straßenbau, zu Errichtung öffentlicher Gebäude und sonstigen Bauten brauchbar, von der Kunst nützlich oder zur Verzierung angewendet oder woraus nutzenbringende Metalle gewonnen werden könnten. Es kam demnächst in Vorschlag, bei der Aufstellung jedes Mittel der Belehrung zu gewähren, deshalb die Orte, von wo die Proben erlangt worden, nicht blos an diesen selbst, sondern auch auf guten Landkarten zu vermerken, dergestalt, daß eine Masse von bisher zerstreutem Material auf Einen Punkt zusammengebracht und Jedem, der ein Interesse daran habe, durch freien Zutritt die Gelegenheit erleichtert würde, selbst zu beurtheilen, inwiefern unser bekannter Mineralreichthum zu diesem oder jenem seiner Leitung anvertrauten Unternehmen brauchbar oder überhaupt zu Zwecken dienlich sei, deren Förderung dem Lande zu Nutz und Zier gereichen müßte. Um diese Kenntnißnahme nach Möglichkeit vollständig zu machen, ging der Antrag ferner dahin, erwähnten Proben amtliche Documente beizugeben, woraus der zeitherige Gebrauch des betreffenden Minerals, die Kosten der Verschiffung oder des Landtransports und was außerdem wissenswerth, deutlich zu ersehen, und die Proben selbst von einer Größe anzuschaffen, die über den eigenthümlichen Charakter des Minerals keinen Zweifel lasse. Mit Vergnügen wird das Publicum hören, daß dieser klare und faßliche Antrag von der Regierung ohne Weiteres genehmigt und unterstützt wurde. Man wies der während der ordonnanzmäßigen geologischen Schau gemachten Sammlung passende Räume an, und im Februar 1837 ersuchte Lord Duncannon, damaliger Chef des Forstdepartements, Sir H. de la Beche, der weitern Ausführung sich zu unterziehen, was derselbe auch seitdem unentgeltlich mit einem Eifer und einer Wirksamkeit gethan hat, wofür der gegenwärtige Zustand dieses werthvollen und interessanten Instituts das glaubwürdigste Zeugniß ablegt."

Die Erweiterung des auf solche Weise gegründeten Museums erfolgte so schnell und die Vortheile traten schon in den ersten zwei Jahren so auffällig hervor, daß Dr. Buckland, rühmlich bekannten Namens, bei einem 1841 in der Geologischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage keinen Anstand nahm, die Bildung jenes Instituts für eins der wichtigsten Ereignisse zu erklären, welche im verflossenen Jahre Britanniens wissenschaftliches Fortschreiten bezeichnet hätten. „Ein Museum für wirthschaftliche Erdkunde", sagte er unter Anderm, „beweist selbst dem Laien, welche nutzenbringende Resultate eine Wissenschaft im Geleite führt, sobald sie sich damit befaßt, die von der Vorsehung innerhalb der Erde in reichen Vorrathskammern aufgespeicherten Schätze zu Tage zu fördern. . . . Der jährliche Durchschnittsertrag unserer britischen Bergwerke beläuft sich auf die enorme Summe von 20 Millionen Pf. St. (140 Millionen Thaler), wovon acht Millionen auf Eisen und neun auf Kohle kommen. Findet daher der Inhalt geologischer Forschungen und mineralisch-statistischer Nachweise bei den zahllosen Zweigen der Kunst, des Gewerbes und des Handels, die ohne Verarbeitung der Metalle und ohne ausschließend durch Kohle gewonnene Dampfkraft nicht existirten, Beachtung und Anwendung, so kann gegen die ungeheure nationale Wichtigkeit solcher Nachweise und gegen das Bedürfniß von Modellen, Landkarten und Zergliederungen, an welchen allein das Einzelne zu ersehen ist, kein Mensch sich verblenden."

Es muß gegenwärtiger Anzeige fern liegen, das Sopwith'sche Buch auszuschreiben. Nur das Hauptsächlichste kann hier Erwähnung finden. Dahin gehört die Einrichtung des Museums. Schon die fünf Granitsäulen am Eingange dienen seinem Zwecke. Sie sind in Aberdeen, Peterhead, Cornwall, Dartmoor und unweit Dublin gebrochen, folglich Granitproben aus Schottland, England und Irland. Das Museum selbst besteht in einer Vorhalle, einem geräumigen Saale im Erdgeschoß und einer 103 Fuß langen, zwischen 17 und 25 Fuß breiten Galerie im ersten Stock. Darüber das Bureau für Bergbauangelegenheiten, eine Plankammer, eine Galerie mit allerhand Bergbaugeräthen, Modellen von Gruben und Maschinen zu deren Bearbeitung und Trockenlegung u. s. w., ein Laboratorium, eine Werkstatt zu Anfertigung von Modellen, eine kleine Bibliothek und ein Zimmer für den Director. Gedachte Vorhalle ruht auf geschliffenen Säulen von britischem Marmor, und in der Mitte steht auf geschliffenem Granitblocke eine vier Fuß hohe Vase von Gußeisen, die Alles in sich vereinigen soll, was von einem Eisengusse Treffliches gefodert und erwartet werden kann. Der Saal im Erdgeschosse enthält britische Bausteine, mit Einschluß von Granit, Porphyr, Serpentin, Marmor, Erdarten u. s. w. Darunter die ungefähr 200 Nummern starke Sammlung von Bausteinproben, welche eine eigens ernannte Commission in den Brüchen selbst auswählte, um danach den zur Verwendung bei den neuen Parlamentshäusern geeignetsten Stein zu bestimmen. Die Commission war angewiesen, von jeder einigermaßen brauchbaren, auf den britischen Inseln brechenden Bausteinart eine Probe einzuliefern, mit alleiniger Ausnahme von Granit und Porphyr, die wegen der äußerlich anzubringenden Verzierungen einen zu enormen Aufwand erheischt haben würden. Die Entscheidung ist bekanntlich auf den magnesischen Kalkstein, den sogenannten Dolomit aus Bolsover Moor in Derbyshire gefallen, dessen große Dauerhaftigkeit theoretisch durch chemische Analyse und andere Experimente, praktisch daraus sich ergeben hat, daß in der davon im 10. und 12. Jahrhundert zu Southwell erbauten Kirche nicht blos die Simse unversehrt scharf und rein sich erhalten, sondern sogar die eingemeißelten Linien noch ganz das ursprünglich frische Ansehen haben. Die Galerie zerfällt in drei Abtheilungen. In der ersten sind Erzstufen und edle Metalle, in der zweiten britische und ausländische Nachweise, wie jene in den Gruben oder Mineraladern vorkommen, in der dritten Kohlen und metallurgische Processe. Da liegen Zinn, Kupfer und Blei vom rohen Erze bis zur Verarbeitung, Eisen vom Erze bis zum feinsten Stahle, Glas, Mineralfarben, kurz, Proben von allen nützlichsten und werthvollsten Mineralproducten.

Schließlich noch ein Wort von dem Bureau für Bergbaunachweisungen. Dieses dankt sein Entstehen dem Verf. des hier angezeigten Buchs, der 1838 der britischen Naturforscherversammlung „einige Ideen über die Thunlichkeit und Wichtigkeit, nationale Bergbaunachweisungen aufzubewahren" mittheilte, in dessen Folge die Versammlung eine Commission beauftragte, dieselben mit Beistand der deshalb anzugehenden Regierung ins Leben zu rufen. Das geschah. Die Regierung unterstützte die Ausführung, und es wurde für das Zweckmäßigste erachtet, die Anstalt mit dem Museum für wirthschaftliche Erdkunde zu verbinden. Im October 1840 begann sie ihre Thätigkeit, deren Umfang aus dem bereits Gesagten erhellt. 14.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 67. —— 7. März 1844.

Waldfräulein. Ein Märchen in achtzehn Abenteuern von J. Chr. v. Zedlitz. Stuttgart, Cotta. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Zu meinen Verdrießlichkeiten im Leben rechne ich es, wenn ich die Kritik bemüht sehe, einen Dichter todt zu machen. Wohlverstanden nicht sein Gedicht, ein einzelnes schwächeres Product, eine verfehlte Dichtung, sondern, wenn sie ihm selbst den Garaus machen, ihn ganz abthun will, weil seine letztern Productionen den frühern nicht gleichkommen. Ich habe mich anderwärts schon darüber ausgesprochen, wie ich es selbst empfunden, wenn ich in meinem eigenen, doch nicht zu langen Lebenslaufe schon zu verschiedenen Malen, ich glaube vier bis fünf Mal, vollkommen todtgeschlagen und begraben wurde. Aber ich theilte dieselbe Empfindung, wenn ich mit Andern ebenso verfahren sah. Dieser unglückselige Drang, ein hochnothpeinliches Halsgericht in letzter Instanz abzuhalten und den Todtengräber zu spielen, ist unserer deutschen Kritik ganz ausschließlich eigen, sie beschränkt sich nicht auf einzelne philosophische und ästhetische Schulen, nicht auf unsere jüngste Zeit. Es war von früh an so; jede neue Richtung in der Poesie glaubte nur dann auf Dauer espiriren zu können, wenn sie die, welche vor ihr herrschte, nicht allein aus dem Felde schlug, sondern sie ganz in die Erde stampfte, ohne zu bedenken, daß es auch ihr einst, wenn eine jüngere erwacht, ebenso gehen müsse. Wie anders bei Engländern, Franzosen, Italienern! Um die Sonne zu bewundern, schmäht man nicht auf den Mond und die Sterne, und beim Glanz der aufgehenden wird des Lichts und der Wärme der untergegangenen nicht vergessen. Wie sich diese Vernichtungs- und Zertretungswuth mit dem deutschen Charakter vereint, ist mir zur Zeit noch ein Problem. Zuweilen denke ich daran, daß es uns Deutschen im ästhetischen Gebiete so geht wie den Polen im politischen. Wir liegen im Mittelpunkt Europas eingedrängt, und wissen nicht, wo mit unserer Überfülle hin, während die andern Nationen das Meer näher und Colonien haben, wohin sie ihre überflüssige Population schicken. Aber nein, die Engländer und Franzosen schicken ihre abgethanen Dichter, die, welche dem unseligen Fluch des usé erliegen, nicht über das Meer, ihre Namen bleiben geehrt, sie bleiben Notabilitäten, sie werden historisch reponirt, sie kommen, wenn man ihre Werke nicht mehr liest, mit einem Lorberkranz um ihre Stirn in die Akademie. Auch ist es nicht die Kritik, welche das Abschlachtegeschäft übernimmt, oder das Beil, um den dürrgewordenen Stamm zu fällen; man überläßt das dem Volksgericht. Ein gefeierter Schriftsteller, der sich im Sommer und Herbst überschrieben hat, welkt von selbst, und hat dann noch den Trost, den unsere nicht haben, daß er behaglich unter dem Ertrag seiner Früchte ausruhen kann. Man muß leben! ruft eine dunkle Stimme. Jedes neue Leben schlägt altes todt. Wir sind unser zu viel. Aber es ist der Gang der Natur ein ganz anderer. Sie decimirt nicht, sie wählt nicht, wen sie tödten will, noch weniger bedeckt sie die Sterbenden mit Schmach. Im Urwalde wie in der Baumschule drängt sich jeder Stamm nach Luft und Licht; wenn er die andern erdrückt, ist es nicht Vorsatz, sträfliche Bosheit, es ist das ewige Gesetz des Lebens, dem Keiner sich entziehen darf, über das Keiner murren kann. Vielleicht finden wir anderswo den Grund. Jene Nationen haben ein politisches Leben, unsere ganze Oppositionskraft war bis gestern auf das Gebiet der Wissenschaft und Literatur beschränkt! Die Nutzanwendung überlasse ich Jedem sich selbst zu ziehen.

Umgekehrt gehört es mir zu den Freuden des Lebens, wenn ein Dichter, den man schon als usé beiseite geschoben wähnte, sich wieder frisch und kräftig erhebt. In dem germanischen Stamme ist diese Regenerationskraft mächtiger als in irgend einer Nation, die seit der Schöpfung auftrat. Michel oder Teut, wie man will, er ist kein Jüngling mehr, aber ein Mann, der sich aus allen Niederlagen wieder erhebt, der glaubt und hofft, wie oft auch betrogen, niedergeschmettert, anscheinend vernichtet. Er lebt freilich mehr in der Tiefe als in der Höhe, dort aber labt er sich an den Quellen, und seine Wurzeln wuchern. Möglich, daß es eben darum Bestimmung für den deutschen Dichter ist, oben recht oft zerzaust und niedergedrückt zu werden, um in sich zu gehen und, die mütterliche Erde küssend, zu neuem, frischem Wachsthum aufzuschießen. Der trostreichen Beispiele sind viele. Wenn es eine Fabel ist, daß der achtzigjährige Sophokles den „Ödipus auf Kolonos" dichtete, so ist es Wahrheit, daß Schiller's „Demetrius", wenn

vollendet, sein größtes Gedicht geworden wäre, und welche andere Wahrheit leuchtet uns aus dem Kernwuchs des achtzigjährigen Stammes der Goethe'schen Dichtung?

Das ist ein langer Eingang zur Anzeige über ein kurzes Gedicht. Aber das kurze Gedicht hat mich so angenehm überrascht, so nachhaltig erwärmt, daß ich nicht anders konnte. Den Dichter der „Todtenkränze“ wollte man auch schon abgethan wissen, ihn reponiren unter die Celebritäten der Vergangenheit; darin gerechter gegen ihn als gegen manche Andere, überließ man ihm einen Ehrenplatz. Aber todt wollte man ihn haben; ich weiß nicht, ob allein deswillen, weil andere letzte Gedichte die „Todtenkränze“ nicht erreichten, oder weil er als Schriftsteller Ansichten vertheidigt haben soll, die vielleicht nicht seine, gewiß aber nicht die der Kritiker oder des Publicums waren. Dies Letztere lasse ich unerörtert; wenn es so wäre, bin ich der Letzte, der es vertheidigt; aber es kümmert mich nicht, wenn ich nur mit dem Dichter zu thun habe. Und so kommt er mir hier entgegen mit dem kräftigen, lebenvollen Beweise, daß er nicht todt ist, vielmehr in voller frischer Dichterkraft. Oder ist das nicht Poesie, wenn ein Dichter für das ewige, uralte Thema noch eine solche Sprache findet:

O süßer Zauber, wonnereich,
Wer spricht dich aus, was kommt dir gleich,
Wann erste Liebe unbewußt
Aufblitzt in jugendlicher Brust;
Das junge Herz die ganze Last
Der neuen Seligkeit nicht faßt;
Ein Schauer durch die Sinne dringt,
Die Sehnsucht unter Wonnen ringt,
Nichts sieht als des Geliebten Blick,
Nichts fühlt als eines Kusses Glück,
Nichts hört als sein viel süßes Wort;
Hingeben möcht' die ganze Welt,
Nichts eigen mehr für sich behält —
Der Seele Schatz, des Leibes Hort,
Wie reicher sie — und nicht bedenkt,
Was sie empfängt und was verschenkt! —
So sank Waldfräulein willenlos
Hin in deß schönen Jünglings Schoos!

Zedlitz führt uns nicht ins Reich der Todten, nicht zu den Schmerzen des Dichters, nicht zu den tragischen Wendepunkten, wo die Menschenkraft mit dem Verhängniß ringt; die Phantome und die Visionen der aufgeregten Seele, die über das Irdische wegsieht, hat er diesmal von sich gewiesen und es ist in das Reich der Märchenwelt, daß er uns ohne Vorbereitung hineinführt, in das, welches dem Kindesalter angehört, so meinten wir, und es sei erschöpft von den alten Dichtern, mit seiner Maienluft, seiner Wiesenpracht und seinem Waldesduft. Aber nein, frisch, ursprünglich steht es vor seiner Seele, und mit so mächtiger Jünglingskraft weiß er es zu malen, vor uns hin zu zaubern, daß es auch vor unserer Seele neu, eigenthümlich, lebendig, uns mit seinen Schauern und Düften berückt. Das seien doch abgethane Sachen, keine Aufgaben mehr für die Dichter der Jetztwelt, glaubten wir, Waldeinsamkeit, die Sprache des Windes in den Bäumen, das Plätschern des Bachs, die Sprache der Vögel, das Erwachen der ersten Liebe. Halm hat so was Ähnliches in seinem „Sohne der Wildniß“ versucht; das mag ein geschicktes, wirkungsreiches Drama geworden sein, aber ein Gedicht wurde es nicht. Aber für die Poesie ist nichts abgethan, wenn es der echte Dichter zu fassen weiß, wie es erfaßt werden muß. Das ist Zedlitz gelungen. Weiß der Himmel, in welcher glücklichen Stunde, in welchem glücklichen Lande ihm der Gedanke kam, oder besser das Bild, denn es war vor dem Gedanken da, und überherrscht ihn, daß die Bäume zu ihm sprechen, und der deutsche Spessart, der aus der Poesie ganz verschwunden war,

Mit seinen Buchen, seinen Eichen
Läßt sich kein andrer Wald vergleichen!
Wie Säulen schlank im Tempelraum
Steh'n seine Stämme Baum an Baum,
Und seine Wipfel wölben sich
Zum weiten Dom andächtiglich,

daß er ihm zum Zauberwald ward, in welchem sein Märchen spielen konnte:

Die Matten licht, die Büsche grün,
Der Riesenbäume Baldachin,
Die bunten Blumen mannichfalt,
Der Weiher still vom Schilf umwallt,
Darauf der Schwan still rudernd gleitet,
Der Reiher seine Feder spreitet,
Und tausend Stimmen in den Bäumen,
Und tausend Schimmer in den Räumen,
Und Wohlgeruch und Duft und Glanz
Und gold'ner Sonnenstrahlen Tanz,
Die, wie anmuthige Gedanken,
Im lind bewegten Laube ranken.
O Spessart süß, o Spessart süß,
Holdselig Waldesparadies!

Es ist ein so einfaches Märchen, daß es sich in Prosa kaum wieder erzählen läßt, ohne Tendenzen, Symbole und tiefe oder witzige Anspielungen. Der Zauber der grünen, die Jungfräulichkeit einer weiblichen Natur, die Wärme und Kraft eines unverdorbenen Jünglings, eine frische Sinnlichkeit, die so entfernt von der Sünde wie von der Unnatur ist, die wehen darüber und verweben sich, und wenn man recht zusieht, sind ihre verschlungenen Fäden das Gedicht, nicht mehr und nicht minder. Es ist keine Natur, die ihr Licht vom Alpenglühen, ihre Schatten und Schrecken von den rollenden Gewittern im Gebirge empfängt; es ist eine bescheidene deutsche Waldesnatur, wohin das Märchen, das deutsche, mit seiner Herzinnigkeit recht eigentlich gehört. Da muß man den Specht am Baumstamm hämmern hören und den Halm am Weiher sich bewegen, da muß es so licht sein, daß der Schatten des Vogels in den Lüften die sonnenhelle Wiese färbt. Da sind Sonnenaufgang und Sonnenuntergang Wunder, und der Strahl, der durch die Buchenwipfel fällt, spricht zu den Menschen. Aber gerade, weil die Stimme so bescheiden ist, und die Sprache mit ihr, sich nicht übernehmend in pomphaften Worten und Bildern, wirkt sie durch Erscheinungen, die, von einem höhern Kothurn betrachtet, ins Gewöhnliche fallen. Waldfräulein hat nie einen

Wasserfall gesehen. Da kann sie in Staunen ausbrechen, als sie der Einsiedler durch die Felsschlucht führt,

Und fiel herab der Flutenschwall,
Stürzt, donnergleich, der Wasserfall,
Und füllt des Felsenbeckens Raum
Mit weißem Perlengischt und Schaum;
Und in den Wasserstaub hinein
Fällt licht der Sonnenstrahlen Schein,
Daß eine Brücke d'rüber hin
Zwei farb'ge Regenbogen zieh'n.
Waldfräulein, überwältigt ganz
Von dieser hohen Wunder Glanz,
In neuem staunenden Entzücken
Weiß ihre Lust nicht auszudrücken,
Hält sprachlos fest Einsiedels Hand
Und blickt hin nach der Felsenwand,
Von der der Lichtschaum sich zum Grund
Hinabstürzt aus dem schwarzen Schlund.

(Der Beschluß folgt.)

Moldauisch-walachische Zustände in den Jahren 1828 bis 1843 von C. A. Kuch. Leipzig, Michelsen. 1844. 12. 1 Thlr.

Der Verf. dieser interessanten und lehrreichen Mittheilungen über die beiden Donaufürstenthümer, und zwar aus einer Zeit, die namentlich auch für diese letztern selbst von Wichtigkeit war, ist der vormalige preußische Consul für die Moldau, der eine Reihe von Jahren „Zeuge aller Vorgänge in dem neuerwachten politischen Leben des moldauisch-walachischen Volks, und als Fremder überhaupt wie insbesondere durch seine dortige Stellung von aller Parteinahme entfernt“ gewesen ist. Obgleich die beiden Donaufürstenthümer bereits seit längerer Zeit schon, und namentlich seit ihrer Befreiung von der türkischen Gewaltherrschaft, eine allgemeine Theilnahme auf sich gezogen haben, die sie besonders auch in Bezug auf Deutschland, und ebenso wohl in politischer als in mercantiler und andern Beziehungen verdienen: so haben wir doch bisher fast nur von solchen Personen Schilderungen über die dortigen Verhältnisse und Zustände erhalten, welche bei einer flüchtigen Reise durch diese Länder und bei einem kurzen Aufenthalte in den Hauptstädten derselben nicht im Stande waren, sich durch eigene Beobachtungen von der wahren Lage der Dinge zu überzeugen, sondern die sich begnügen mußten, ihre Notizen von der oberflächlichen, größtentheils parteiischen Auskunft, die ihnen an Ort und Stelle gegeben wurde, zu entlehnen. So ist es erklärlich, daß die innern Verhältnisse beider Provinzen noch wenig bekannt geworden sind; und nur um so willkommener müssen die vorliegenden Mittheilungen über die Zustände der Moldau und Walachei sein, da sie eben den Zweck haben, diese Zustände im wahren Lichte darzustellen und ein treues Bild von denselben zu entwerfen.

Zuerst (S. 1—182) beschäftigt sich der Verf. mit der Moldau. Da die Verwaltung beider Fürstenthümer in ihrer Organisation vollkommen übereinstimmt, so hat er sich darauf beschränkt, dieselbe auch nur in Betreff der Moldau ins Einzelne zu zergliedern, in Bezug auf die Walachei aber nur die Art und Weise zu erörtern, wie die neuen organischen Statuten zur Anwendung gebracht, und welche Resultate dadurch in jedem Zweige der Verwaltung erlangt worden sind. Allerdings mag man nach diesen Mittheilungen von einem „neu erwachten“ politischen Leben des moldauisch-walachischen Volks und von „ersten Schritten zur Civilisation“ in den Donaufürstenthümern reden, indeß gerade sehr weit hat man es mit jenem politischen Leben und mit diesen Schritten zur Civilisation, namentlich in der Moldau, noch zur Zeit nicht gebracht. Der Gründe dafür mögen gar verschiedene sein, von oben und von unten, und nur langsam mag auch hier, nach Lage der Sache, das Werk der politischen Wiedergeburt gefördert werden können. Dessenungeachtet sollte die Sache wol anders, als es geschieht, von oben und von unten eingeleitet und geführt werden, wenn es Denen, die hier etwas zu sagen haben, vorzüglich Denen in den obern Regionen, allenthalben wahrer Ernst wäre, wenn man nicht vielmehr mit den Nationen und den Nationalitäten zu egoistischen Zwecken einer selbstsüchtigen Politik, die man von der andern Seite wiederum mit tadelnswerther Schwäche duldet, geradezu ein freventliches Spiel treiben wollte. Doch bleibe das hier im Übrigen dahingestellt; warum denn auch — Eulen nach Athen tragen wollen? Über das „neu erwachte“ politische Leben in der Moldau werden hier Details mitgetheilt, die, auch wenn man hier in gewisser Hinsicht darauf gefaßt sein sollte, doch immer höchst unerfreulich und betrübend sind. Meuchelmord, Meineid, die grenzenloseste Gewissenlosigkeit, List und Intriguen aller Art, um zu seinen Zwecken zu gelangen, sind die ungescheut angewendeten Mittel, deren man sich nicht selten selbst in den obern Regionen bedient. Der Verf. führt dies Alles in einzelnen Beispielen vor. Auch hier, in der Moldau, meint man Alles mit bloßen Gesetzen machen und erlangen zu können, statt dem Übel auf den Grund zu gehen; und diese „neuen Gesetze sind gewöhnlich die Geburten der Eitelkeit junger Leute, welche in der Heimat Das zur Anwendung bringen wollen, was sie im Auslande gesehen, ohne unterscheiden zu können, ob es hierher passe oder nicht“. Das sind die Folgen des Staatsgrundgesetzes, das man auch der Moldau auf ungenügende Grundlagen hin ertheilt hat, die Folgen der Generalversammlungen, die dort alljährlich gehalten werden, ohne daß das Volk zu allem Diesen reif sei. Daher ist es auch kein Wunder, wenn der Verf. hier geradezu sagt, daß die moldauischen Generalversammlungen „nur von sehr geringem oder gar keinem Nutzen für das Land sein können“. „Das einzige Gute“, setzt er hinzu, „was dieser Einrichtung beiwohnt, und das vielleicht in mancher Provinz eine Nachahmung verdienen möchte, ist, daß die Deputirten für die Dauer ihrer Sitzungen keine Diäten beziehen.“ Wie schlecht es mit der Verwaltung des Staats in der Moldau sein müsse, kann man leicht daraus abnehmen, daß dort alle öffentlichen Ämter, in Justiz- und andern Fächern, käuflich sind, und die Justiz nicht unbestechlich; aber man kann auch ebenso leicht denken, daß der Verf. Recht hat, wenn er bemerkt: „Der Nutzen des Hospodars Stourdza sei in jedem Punkte gewahrt“, und hinzufügt, daß es sich schwerlich ebenso mit dem Interesse der verschiedenen Einwohnerclassen und den Zuständen des Landes überhaupt unter seiner Herrschaft verhalten dürfte. Man muß bei dem Verf. selbst die Darstellung der dort herrschenden Gesetzlosigkeit, mitten im Frieden — wovon ein schlagendes Beispiel bei Gelegenheit der Aushebung der Rekruten und der Nationalmiliz mitgetheilt wird —, sowie der unzähligen Misbräuche in allen Zweigen der Verwaltung, der Justiz, ebenso der Civil- und Criminaljustiz, z. B. bei Besetzung der Stellen, und insofern es dort keinen geregelten Geschäftsgang gibt, nachlesen. Da ist ferner von Forstkultur, von weiser Sorge für die Cultur des Bodens keine Rede; das Schicksal der Bauern ist ein höchst trauriges; der Handel ist allerlei Beeinträchtigungen unterworfen, und diejenige, die sich Rußland an den Donaumündungen seit langer Zeit, ohne den diesfallsigen Klagen abzuhelfen, erlaubt, ist nicht das einzige Unrecht, welches Rußland der Moldau und dem gesammten Deutschland zufügt. Wird übrigens hier im Allgemeinen der russischen provisorischen Regierung vom J. 1828 an, und was von derselben für die öffentlichen Verhältnisse der Moldau im Einzelnen geschehen ist, mit Unparteilichkeit gedacht, so werden auch die besondern Verdienste derselben um die Moldau hervorgehoben. Das ist z. B. der Fall mit den Quarantaineanstalten, wie ja die rein-materiellen Interessen von Rußland auch in Polen gepflegt zu werden pflegen. Übrigens hat der russische Einfluß in der Moldau, selbst nachdem die Verwaltung derselben

durch Hospodare von neuem begonnen und die russische provisorische Regierung ihr Ende erreicht gehabt, keineswegs aufgehört; die Autorität des russischen Divanspräsidenten ist auf den Consul dieser Schutzmacht übergegangen, welcher, gleichsam als controlirende Behörde, sich beständig in die innern Angelegenheiten der Administration einmischt. „Es ist deshalb der Hospodar", sagt der Verf., „in Beziehung zu Rußland nicht anders wie als ein Statthalter mit ausgedehnten Vollmachten, und zur Türkei wie als ein Pascha zu betrachten, der in der That die Landeshoheit der Pforte wenig mehr anerkennt und um die Folgen seines Ungehorsams gar nicht bekümmert ist, da er zu wissen scheint, daß, so lange er — Rußland befriedigt, er von türkischer Seite nichts zu befürchten hat." Interessant sind noch besonders in Betreff der Moldau die Mittheilungen des Verf. über den öffentlichen Unterricht daselbst, dessen Leitung einem aus Bojaren zusammengesetzten Comité unter dem Namen „Ephorie des öffentlichen Unterrichts" zusteht; sie sind von Interesse, wenngleich auch auf diesem Gebiete des öffentlichen Lebens der Moldau, nach den Berichten des Verf., gar komische Sachen vorkommen. Es gibt übrigens dort, und zwar in Jassy, eine schon seit längerer Zeit bestehende öffentliche Schule, der man in neuerer Zeit eine zweckmäßigere Einrichtung gegeben hat; ferner eine Nationalakademie und eine Handwerksschule. Dorfschulen haben in der Moldau errichtet werden — sollen; auch bestehen neben den Unterrichts- und Erziehungsanstalten für die männliche Jugend deren in Jassy und in kleinern Städten auch für Töchter aus den Familien der niedern Einwohnerclassen. Im Ganzen schlägt jedoch der Verf. die Bildung in den vornehmen Familien nicht sehr hoch an; sie ist eine oberflächliche französische, und entbehrt im Allgemeinen der sittlichen Grundlage.

Über die Walachei verbreitet sich der Verf. von S. 183—218. Hier ist es nach Demjenigen, was er darüber im Allgemeinen bemerkt, weit besser mit den öffentlichen Angelegenheiten bestellt als in der Moldau. Der Verf. findet den Grund davon theils in der Verwaltung des frühern Hospodars, Gregor Ghika, theils in dem Volke selbst. Über Erstern, sowie über dessen Bruder und Nachfolger, Alexander Ghika, wird hier, was deren Verwaltung sowie die bestehenden Quarantaineanstalten, die Nationalmiliz und die bewaffnete Macht, was die Handwerksschulen für Soldaten, was die Policeiverwaltung und die Sicherheit des Reisens, was Sanitätsanstalten, den Zustand der Gefängnisse und Strafhäuser, was die Verhältnisse des Bauernstandes, das Gemeindewesen, was die Einkünfte des Staats, was Handel und Viehzucht, was den öffentlichen Unterricht, die geistlichen Seminarien u. s. w. betrifft, viel Interessantes und im Allgemeinen und Einzelnen Erfreuliches mitgetheilt; und namentlich ist dies nach Dem, was man vorher über die Moldau gelesen, um so erfreulicher. Die Justizpflege ist freilich auch hier noch in der Kindheit; indeß liegt, nach dem Verf., der Grund davon mehr in der Unzulänglichkeit der Gesetze und in der Unfähigkeit der Richter als in der Bestechlichkeit der Letztern, „obgleich", setzt er hinzu, „auch diese noch nicht so ganz aus den Wehen der walachischen Justiz verschwunden ist". Übrigens herrscht der russische Einfluß auch in der Walachei, wenngleich gegen die noch bestehenden Staatsverträge von 1774 und 1829; und nur diesem Einflusse ist, auch nach den Mittheilungen unsers Verf., die Absetzung des Hospodars Alexander Ghika zuzuschreiben, weil er — nicht der Mann Rußlands war, nicht aber, weil er das ihm anvertraute Land auf eine pflichtwidrige Weise verwaltet hätte. So sagt der Verf. mit ausdrücklichen Worten. 31.

Miscellen.

In reinlichen Rechtssachen verträgt sich das Durchhelfen, d. h. eine mit Umgehung der gesetzlichen Vorschriften beabsichtigte Schonung des Inquisiten, nicht mit der Pflicht des Richters, dessen Verstand und Einsicht der Staat recht eigentlich in Anspruch und Dienst genommen hat, weil er aus sehr guten Gründen dem Gemüthe die Herrschaft in der Beurtheilung der Rechtssachen so viel als möglich hat entziehen wollen und müssen. Schon die römischen Gesetze, sowol ältere als neuere, sprechen hierfür, wie z. B. aus der L. 19, §. 1, D. de offic. praesid. und der L. 8, §. 2, C. ad L. Jul. de vi publ. ersehen werden kann. Dennoch wird hiergegen häufig aus übel verstandener Empfindelei gefehlt. Ein merkwürdiges Beispiel erzählt Suetonius im „Leben des Kaisers Augustus" (Cap. 33), dessen Gelindigkeit in der Rechtspflege rühmend, während die ungesetzliche Verfahrungsart vielmehr Tadel verdient. Suggestivfragen, d. h. solche Fragen, wodurch dem Befragten die blos bejahende oder verneinende Antwort über einen Umstand, den man von ihm eingestanden haben will, schon im voraus in den Mund gelegt wird, waren im Untersuchungsproceß auch bei den Römern verboten, wie aus der L. 1, §. 21, D. de quaest. erhellt. Augustus aber soll einem des Vatermordes offenbar Schuldigen, um ihn von der Strafe des Säckens, die nur auf das Beweismittel des Geständnisses zuerkannt werden konnte, zu befreien, die Frage gestellt haben: „Nicht wahr, du hast deinen Vater nicht umgebracht?" Freilich war die Strafe des Säckens eine fürchterliche, denn sie bestand nach der L. 9. pr. D. de L. Pomp. de parricid. darin, daß der Missethäter mit blutigen Ruthen gestrichen, sodann in einen ledernen Sack mit einem Hunde, einem Hahne, einer Viper und einem Affen eingenäht, und so in die Tiefe des Meeres — wenn dieses in der Nähe — versenkt, oder außerdem den wilden Thieren vorgeworfen wurde. Allein nach des Kaisers Verfahrungsweise war es lediglich dem Schuldigen anheimgegeben, sich von aller und jeder Strafe loszusagen.

Als Leo X. nach seiner Erwählung zum Papste am 19. März 1513 sich zur Krönung nach der Peterskirche begab, ging vor ihm her ein Ceremonienmeister, der in jeder Hand ein Schilfrohr trug. An der Spitze des einen war ein brennendes Wachslicht, und an der des andern ein Büschel Werg befestigt, welches er, knieend vor dem Papste, anzündete und ihm dabei zurief: „Pater sanctissime, sic transit gloria mundi!" Im neunten Jahr seiner Regierung starb Leo am 2. Dec. 1521 im 46. Jahre seines Alters. In Absicht auf sein Verhalten gegen Luther haben ihm die Zeitgenossen folgendes Denkmal gesetzt:

Dum Leo conatur falso pessuadare pacto
Lutherum sancta religione virum:
Irrita fecerunt Superi mala vota Leonis,
Et pro Luthero mortuus ipse Leo.

Der Marschall Graf von Grammont stand als fein gebildeter Hofmann bei dem König Ludwig XIV. von Frankreich in großer Gunst, welcher er sich auch stets würdig bewies. Einmal, als der König Schach gespielt, erhob er Streit über einen Zug des Gegners. Die umstehenden Hofleute schwiegen und Grammont trat aus der Entfernung hinzu. „Entscheiden Sie, Graf!" rief ihm der König entgegen. „Sire, Sie haben Unrecht", sagte Grammont. „Wie können Sie hierüber einen Ausspruch thun", fragte fast beleidigt der König, „ehe Sie nur wissen, wovon die Rede ist?" „Eh, Sire", erwiderte der Graf, „ne voyez vous pas que, pour peu que la chose eût été seulement douteuse, tous ces messieurs vous auraient donné gain de cause?"

Derselbe Marschall von Grammont befand sich einst unter den Zuhörern bei einer Predigt des Jesuiten Ludwig Bourdaloue, welcher zu Paris (wo er 1704 gestorben) durch seine Predigten sich berühmt und auch als homiletischer Schriftsteller bekannt gemacht hat. Die Predigt machte auf den Marschall einen solchen Eindruck, daß er, Ort und Zustände vergessend, bei einer der ergreifendsten Stellen laut ausrief: „Mordieu, il a raison!" 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 68. —— 8. März 1844.

Waldfräulein. Ein Märchen in achtzehn Abenteuern von J. Grafen von Zedlitz.

(Beschluß aus Nr. 67.)

Das Waldfräulein ist ein Kind der Liebe und wird, ein Kind der Natur, in dem einsamen Feenschlosse erzogen. Ihre ersten Wahrnehmungen, als sie aus den Mauern des Schlosses heraustritt, ihre ersten Empfindungen, Gedanken, das ist eigentlich der Stoff des Gedichts; diese natürliche Naivetät ist mit Meisterhand und fast plastisch wiedergegeben. Sie schlägt die Warnung der Fee aus dem Sinn, als sie den ersten Mann sieht und begeht den ersten Fehltritt, wenn man das unter diesen Bedingungen so nennen kann. Dafür muß sie büßen, verstoßen aus dem Schlosse, das verschwunden ist, bei rohen Leuten dienen, Versuchungen überstehen, irren und wandern, bis sie, durch Geschicke erzogen, den geliebten Mann und zugleich auch das großälterliche Haus wieder findet.

Es sind reizende, idyllische Bilder im Gedicht, die sich ebenso durch Treue als Zartheit des Ausdrucks auszeichnen. Abgesehen von jenem erotischen Hauptstück, wie Waldfräulein Ächter von Mispelbrunn im Walde erblickt und sein Weib wird, wo Farben und Töne eine specifische Kraft haben, rechnen wir besonders dahin ihre Ankunft vor dem kleinen Waldhaus der Waldburga, ihren schweren Dienst bei derselben und ihr Zusammentreffen mit dem Einsiedel. Einsiedel ging

> Betrachtend fromm, wie auf den Höh'n
> Der Herr gemacht den Wald so schön,
> Wie rings durch ihn ein heilig Weben
> Hinstreicht, ein mild bewegtes Leben,
> Und wie durch die gemeß'ne Statt
> Jed Ding ein Haus der Schöpfung hat.

Der Gedanke kann wol nicht mit einfachern Worten anschaulicher ausgedrückt werden. Hier, wie in manchen andern Theilen, tritt uns auch ein Charakter plastisch entgegen, und die Naivheit der Auffassung, die durchweg gehalten ist, krystallisirt sich zuweilen zu launigen, ja spitzen Impromptus; auch tief ernsten! Der Einsiedler fühlt zum ersten Male was Liebe ist, in der Nähe des lieblichen Mädchens, er erwacht in Kummer, sie erwacht in vollem Seelenfrieden:

> So ist was in der Seelen Reich
> Gleich scheinen mag, nicht immer gleich!
> Die Wange röthet froher Muth,
> Der andern Roth ist Schmerzensglut.

Einsiedel küßt die Scheidende auf die Stirn, um sich auf immer von ihr zu trennen, und böse Geister zu verscheuchen. Er erröthet, wie auf der Sünde betroffen; aber der Dichter tröstet uns:

> Den einen Kuß in seinem Leben
> Wird ihm der liebe Gott vergeben!

Auch der junge Ritter ist in seiner treuherzigen, warmblutigen Biederkeit gut angelegt und durchgeführt. Doch kommt der Theil des Gedichts, welcher seinen Schmerz um das verlorene, liebe Weib und seine Rheinfahrt zu den klugen Schwestern nach Köllen schildert, dem ersten Theil, wo Waldfräulein die Hauptperson ist, nicht gleich. Überhaupt wird das Gedicht gegen den Schluß schwächer. Für ein Märchen, das so anfing, kommt er fast zu alltäglich heran. Freilich ist das auch alte Märchenart, die scharf geschieden sein muß von der Novellenart. Indeß glauben wir, daß der Dichter schon sein Bestes ausgegeben in der Schilderung des Einfachsten, und, um nicht zum Erfinden gezwungen zu sein, nun eilte, mit der Sache zum Schluß zu kommen.

Wir erwähnten schon unsere Verwunderung oder Bewunderung darüber, daß Herr v. Zedlitz jede Zeitanspielung sorgfältig vermieden hat, auch wo sie sich von selbst gab; als aber Herr Ächter den Rhein hinunterfährt, kann er doch nicht ganz umhin, um ein Weniges aus seinem Märchenkreise herauszutreten, und die Gegenwart übt ihre Ansprüche auf den Dichter, der sich ihrer so ganz entschlagen wollte. Er redet ihn an:

> O Rhein, wie klingt dein Name hold,
> Gleich einer Glocke, hell von Gold;
> O fließe fort in stolzer Ruh,
> Taufwasser deutschen Volkes du!
> Wie hat Natur hier ausgestreut,
> Was nur des Menschen Herz erfreut u. s. w.

und zum Schluß der schönen Parentation heißt es mit noch deutlichern Hinblicken auf die Gegenwart:

> Es singen die Sänger zur Harfe laut
> Was sie im Nebel der Lüfte geschaut!
> Sie singen fort bis diese Stund,
> Noch ist geschlossen nicht ihr Mund;
> Sie werden singen vom stolzen Rhein,
> So lang er fließt in das Meer hinein.

Wie hübsch auch der Nixengesang und die Versuchungsscene am Lurley gehalten ist, so lasen wir diese rheinischen Sagen doch schon besser. Auch die Ankunft in Köln und der Besuch bei den klugen Schwestern, den letzten Sprößlingen der nibelungischen Zwerge, ist recht launig, kommt indeß nicht in Vergleich mit der Behandlung, welche Simrock den alten Sagen, auf die er in seinem „Schmied Wieland's" gelegentlich stieß, angedieh. Doch war dies eben nicht Aufgabe für den Dichter, es sollte nur Beiwerk bleiben. Aus dem Walddust des Spessart wollte er nur einen Ausflug ins Freie machen und beiläufig die frische Wasserluft des goldenen Rheins einathmen.

So viel des Lobes für ein kleines Gedicht, und dazu eins, das sich fern hält von der großen Zeitströmung, in der heutzutage ein Dichter eigentlich allein auf Anerkennung rechnen kann, und auch das nur, insofern er am keckſten vorausspringt. Dazu ein Stoff und die Gewänder und die Sprache aus dem Mittelalter; eine Minnelust im Walde, Tieck'sche Waldeinsamkeit, katholisches Glockengeläute; ein geflissentliches Ausbeugen und Sichfernhalten von allem Zeitgemäßen! Wird man mir nicht zurufen: Der Dichter hat sich verirrt in das Feudalreich und seine bunten Herrlichkeiten, die aber von der neuen Dichtung nicht mehr als Wesenheiten, nur noch als „Schutt" behandelt werden dürfen? Die Poesie erkennt keine Gesetze von den Zeitverhältnissen dictirt. Der Überzeugung wurde ich freilich, daß die größten Dichter aller Zeiten, von Homer bis Shakspeare, welche, einathmend die freien Luftströme, die auf den Höhen ihrer Zeit wehten, gedichtet haben, auch das Höchste für alle Zeit erreichten. Sie verklärten in der Dichtung für die Ewigkeit, was in verworrenen Stimmen ihr Ohr umtoste. Aber weil sie so gethan, muß darum jeder Dichter ebenso thun? Zu den Höhen der Zeit schwingt sich Zedlitz' „Waldfräulein" nicht auf, aber es ist das anmuthigste Märchen, was in unserm märchenreichen Vaterlande seit langen Zeiten geboren wurde; und was ich bewundere, und mir erneute Achtung für die Dichterkraft seines Verf. gibt, ist, daß er, mitten in ganz anderartigem Getreibe, sich so wieder ganz in sich selbst versenken und aus der mütterlichen, grünen Walderde diese lieblichen Bilder vorzaubern konnte. Es ist Alles empfunden, nichts gemacht. Wo kommt das her?

Für die reiche Sammlung deutscher Märchengedichte, von Wieland's „Oberon" an, und fortgesetzt durch Ernst Schulze's „Bezauberte Rose", Immermann's „Tulifäntchen", Simrock's „Wieland" u. A. ist Zedlitz' „Waldfräulein eine schöne Zugabe. Für die Heldengedichte, deren Zeit um ist, wollte man Balladencyklen substituiren. Das Märchen will aber schlicht und anmuthig hinfließen, es verträgt nicht die Zerstückelung, die eckig epigrammatischen Abschlüsse und Wiederanknüpfungspunkte. Um ein solches anmuthiges Gedicht mehr ist die Literatur der Deutschen, und besonders die der Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke bereichert; denn auch die äußere Ausstattung übertrifft Alles, was wir bisher darin, wenigstens in ersten Ausgaben von Gedichten, kennen.

W. Alexis.

Der Index der brüsseler Jesuiten.

Während die Literatur der Völker germanischer Zunge mit jedem Tage einen kräftigern Aufschwung nimmt, während selbst Zweige der Sprache, die man abgestorben wähnte, von neuem Blätter und Blüten treiben, scheint die Literatur der Romane immer mehr zu sinken, scheint besonders Frankreichs Literatur einer halben Auflösung entgegen zu eilen. Rom in den Tagen seines größten sittlichen Verfalles wäre schon roth geworden bei dem Lesen der Greuel, die uns die französische Presse tagtäglich in Massen bietet.

In Belgien stellt sich keine Censur hindernd dem Nachdrucke jener Werke in den Weg, da schämt sich kein Buchhändler, sie zu vertausendfältigen, da kann der König nicht der Schande ein Ziel setzen. Kaum ist ein Roman, der einen der gebrandmarkten Namen an der Stirn trägt, drei Tage in Paris aus der Presse, und er erscheint in Brüssel und kostet dazu hier noch kein Drittel des Preises, den man in Paris dafür bezahlt. Ist er also in vier oder fünf verschiedenen Sammlungen erschienen, dann nehmen ihn die Zeitungen noch zum Schlusse als Feuilleton; so dringt er selbst in die Schenken, so bis in die untersten Classen des Volks. Aus den Feuilletons wird er noch einmal besonders abgedruckt; der Satz ist vollendet und der Buchhändler muß nur noch Papier und Druckerlohn dazu geben, kann das Buch bei Spottpreisen noch mit Gewinn verkaufen, der ABC-Schüler kann sich dasselbe verschaffen.

Daß auf diese Weise eine ungeheure Sittenverderbniß für Belgien vorbereitet wird, liegt am Tage; daß, wo der Staat dem drohenden Unheile nicht hemmend entgegentritt, die Kirche dies über sich nimmt, ist wahrlich dankbar anzuerkennen. Die Kirche müßte aber Schranken kennen und nicht so weit in ihrer Opposition gehen, nicht mit dem Unkraute auch den Weizen ausjäten. Wie das aber von belgischen Geistlichen, wie das von belgischen Jesuiten verlangen, von ihnen, die, könnten sie wie sie wollen, die Nächte zu Tage machten mit den Gluten von Scheiterhaufen, auf denen Ketzer, Ungläubige und Freimaurer ihr Leben aushauchten, von ihnen, die zu schreiben wagen: „Il n'y a de vertu complète que dans le catholicisme." So nämlich schreibt der brüsseler Jesuit Pater Boone eben noch in der vierten Ausgabe seines Index, der unter dem Titel erschien: „Les mauvais livres, les mauvais journaux et les romans avec un catalogue de mauvaises publications périodiques et de mauvais livres et une liste de romanciers du jour", und dem wir hier eine kurze Übersicht widmen wollen.

Die Einleitung zu dem Kataloge oder vielmehr zu den Katalogen füllt 92 Seiten; der Verf. trachtet darin zuerst die Vorurtheile zu heben, welche das Romanlesen begünstigen; das erste der Vorurtheile ist das folgende. „Wir leben", sagt man, „in einer Zeit der Aufklärung, in einer Zeit des Fortschrittes; die Stunde der Emancipation des Geistes hat geschlagen; Alles dürfen wir lesen, denn Denk- und Schreibfreiheit, die Tochter der neuern Civilisation, waltet überall." Wir verschonen den Leser mit Boone's Widerlegung dieses ersten Vorurtheils, sowie der andern, welche sind: „Ich lese das Für und Wider, denn ich will nicht hinter meinem Jahrhundert zurückbleiben; man muß doch wissen, was in der Welt geschieht. Was ich auch lese, ich fühle wenig Eindrücke davon; ich kenne meine Religion und bin ihr treu. Zudem, in euern guten Büchern herrscht ein unerträglicher Stil; will man ein bischen schreiben lernen, man muß die Bücher lesen, die ihr schlechte nennt." Nachdem all Dies in den Grund gebohrt ist, geht der Pater zum Beweise über, daß die schlechten Bücher das größte Übel stiften, so für die Kirche, wie für den Staat, daß sie die heiligsten Bande lösen, und hier spricht er manches wahre, manches beherzigenswerthe Wort. „Die Unschuld fin-

det ihr Grab im Romane, das Herz wird verdorben, der Glaube an Gott schwindet, die Freude am Ernsten, die Lust zur Arbeit gehen unter, Körper und Geist leiden, Selbstmord endet nicht selten die Tage des zu gierigen Lesers."

Folgt der erste Katalog. Den Almanachs und Volksbibliotheken Frankreichs wird im vorab der Hals gebrochen; das „Conversations-Lexikon" muß zum Scheiterhaufen; es ist très-mauvais. Schlimmer noch kommt das „Echo des feuilletons" weg; sein Urtheil lautet: très-mauvais; impie; obscène. Die Mitarbeiter an der „Encyclopédie morale du 19ième siècle" gehören alle zur romantischen Schule und die meisten der Ablieferungen dieses Werks sind détestables. Für illustrirte Werke ist auch wenig Gnade: Alles ist Speculation und Corruption. Das „Journal des connaissances utiles" ist in einem sehr schlechten Geiste redigirt. Der „Courrier français", „Constitutionnel", „Siècle", „Commerce", „Temps", „Journal des débats", „Presse" u. s. w. taugen alle nichts, sind durchaus zu verbieten. „Musée des familles" — grundschlecht. „Les animaux peints par eux-mêmes." Man schildert darin die Thiere als gottlos und revolutionnair. Welche Tollheit! Capegue's „Histoire philosophique des juifs" ist très-mauvaise. Aimé-Martin sagt in seiner „Education des mères de famille", daß alles Übel uns von den Theologen käme, und fährt dann fort: Sei man Katholik, Lutheraner, Calvinist u. s. w., thut nichts zur Sache. Und die Akademie hat das Werk gekrönt!!! Bodin's „Résumé de l'histoire de France" — détestable. Die Leute corrumpiren die Geschichte, um den Katholiken nur Böses nachzusagen. Chateaubriand's „Versuch einer Geschichte der englischen Literatur" ist mitunter antikatholisch, frei und irrthumreich. Von Cousin schweige man nur; Goldsmith ist stark antikatholisch; Guizot ein gefährlicher Feind des Katholicismus. Heeren, unser Heeren, Protestant. Der Bischof von Lüttich, der nur allzu bekannte van Bommel, bewies neuerdings die ganze Größe der Verkehrtheit Heeren'scher Grundsätze. Die belgische Ausgabe ist darum auch stark corrigirt! Leo kommt nicht gnädiger weg mit seiner „Geschichte von Italien", die in Dochez einen Übersetzer fand: l'esprit protestant et philosophique y perce de tous côtés. Maltebrun's „Géographie" ist auch ein schädliches Buch. Marmier in seinen „Lettres sur le Nord" ist allzu tolerant, spricht mit derselben Indifferenz von Katholiken wie von Protestanten. Einige seiner Bilder haben einen wollüstigen Anstrich. Michelet, Mignet, Edgar Quinet, Sacy, Saint-Marc Girardin, Salvandy, Simonde de Sismondi, Thierry, Thiers, Tissot, Villemain, Alles schlechtes Volk, dessen Bücher die Prädicate très-mauvais, mauvais, absurde, dangereux, licencieux, impie bekommen. Mit Leopold Ranke's „Geschichte der Päpste" springt der Pater vorsichtiger um. „Sie ist eins der Bücher, die man anders nicht herausgeben sollte als mit Noten begleitet, welche die Gefahr zum Theil abwenden. Nur mit der größten Behutsamkeit mag dies Buch gelesen werden; der Vortheil, den man übrigens daraus ziehen kann, ist assez médiocre. Alles Große, Herrliche in der Geschichte der Päpste ist im Allgemeinen verfehlt in dem Werke." Lamartine's „Chûte d'un ange" — très-mauvais.

Begnüge sich der freundliche Leser mit diesem gedrängten Auszuge; er gibt wenigstens ein Bild, wenn auch nur ein höchst unvollständiges, der sinnlosen Raserei, mit welcher unser Jesuit den Stab über Alles bricht, was nicht aufs genaueste mit seinen Ansichten übereinstimmt. Was bleibt aber übrig, dürfte man mit Recht fragen, wenn man all Das aus der Literatur Frankreichs und Belgiens wegstreicht? Darauf antwortet uns der „Katalog einer ausgewählten Bibliothek", welcher dem Index folgt. Da finden wir denn recht hübsche Tractätlein über die Wohlthaten des Katholicismus, das Tolle des Protestantismus, merkwürdige Bekehrungsgeschichten, Apologien für die ehrwürdige Gesellschaft Jesu, Ketzerlexika, Wallfahrtsbüchlein, Gnadenschätze, das Buch der Auserwählten, das heilige Jahr, den geistlichen Kampf, das Leben der Heiligen, Katechismen, Kinderbibeln, eine „Mythologie epurée par une maîtresse de pension"; für das Studium der Geschichte sind empfohlen eine „Archéologie chrétienne" von Pater Bourassé, die „Memoiren des Cardinals Pacca", „Histoire du clergé de France, civilisateur, missionnaire, martyr, depuis sa prédication de l'évangile dans les Gaules jusqu'à nos jours", von Christian, de Geramb's „Reisen", der „Schweizer Robinson", „revu par une société d'ecclésiastiques" u. s. w. Der größte Theil der Werke ist von Geistlichen geschrieben, sehr viele von Vätern der Gesellschaft Jesu. Folgt der Katalog der Bibliothèque choisie de littérature et de livres amusants, dessen Zusammenstellung dem Pater besonders viel Mühe gekostet hat, denn hier vor Allem bedarf es der Umsicht, sagt er. Zu empfehlen sind: Boileau und „Télémaque" in den Ausgaben von A. M. D. G. Die Chiffre ist nicht unbekannt. Wie ein Fluch schallt das Ad majorem dei gloriam durch die Weltgeschichte, sagt Duller, und wir fügen zu, selbst bis in die Litteratur hinein. Chateaubriand's „Abrégé du génie du christianisme" kann passiren, nicht aber „Atala" und „René". „Vermischte Gedichte" von Pater Ducerceau, Jesuit — excellent! Die „Messiade", aus dem Deutschen übersetzt von d'Horrer. Das Original ist ein Meisterstück. Man hat in der Übersetzung mehre Stellen corrigirt, unter andern die Bekehrung eines gewissen Teufels. „Leçons de littérature" von Noel und de la Place. Brüsseler Ausgabe der Gesellschaft zur Verbreitung guter katholischer Bücher. Die Originalausgabe taugt nichts. „Mes prisons" von Silvio Pellico. Gereinigte Ausgabe des Abbé M. „Das befreite Jerusalem." Nur die Ausgabe von Nantes ist gut. „Joseph" von Bitaubé, ed. nouvelle revue et purgée. „Don Quichote", édition épurée u. s. w.

Damit sollte man die Sache abgemacht glauben, aber unser Pater ist umsichtig. Es gibt Werke, die dem Titel nach gut scheinen, aber die nichtsdestoweniger einen verdächtigen Beigeschmack haben, die mit großer Vorsicht zu lesen sind. Wir halten diese Abtheilung für die bezeichnendste in Bezug auf die Ansichten des Paters, denn hier gibt er Gründe an, warum er das Buch abrathe, er sagt uns, was gut und was schlecht in demselben sei. Ein kurzer Auszug wird den Leser unserer Meinung sein lassen. Die Gedichte zweier Brüder Deschamps könnte der Verf. anempfehlen, aber es ist zu viel Gefühl darin: „On y rencontre beaucoup trop de ces sentiments tendres, que la poésie se croit malheureusement en droit d'exprimer." „Morale en action." Da steht Vincentius de Paula citirt neben einem protestantischen Pfarrer. Als Neujahrsgeschenk ist das Buch nicht zu kaufen. Walsh' „Leben der Mad. de Sévigné". Zu viel Lob und zu wenig Tadel und diese Frau liebte doch den Jansenism, scherzte über sehr ernste Sachen, von dem Allen Walsh nichts sagt. „Jeanne d'Arc" von Anna Marie. Zu viel Romantism und gefährliches Zeug. „Les nuits d'Young." Mehre Stellen mit Vorsicht zu lesen. Milton's „Verlorenes Paradies", übersehen und verbessert von Abbé Roussier, der das Werk aufs sorgfältigste reinigte. Trotzdem und obgleich das Buch mit Genehmigung des Erzbischofs von Bordeaux in die Jugendbibliothek aufgenommen wurde, findet der Pater Boone noch einen Mangel an der Ausgabe. Die Bilder nämlich, welche dieselbe begleiten, sind nicht keusch genug gehalten. „Conteur des familles" von Me. Bernier. Gut, doch findet man darin eine Entführung, gefolgt durch eine eheliche Einsegnung. Quelle bévue! Orsini, „La vierge". Zu romantique. Viel dogmatische Ungenauigkeiten. „Les petits livres de M. le curé." Durch die Geschichte des Alten und Neuen Testaments scheint ein protestantischer Wind zu wehen; man kann aber noch nicht gewiß darüber urtheilen und erwartet die Fortsetzung. Poujoulat's „Geschichte von Jerusalem", nicht orthodox genug. „Après le travail." Gut, aber mit einem leisen Anhauch von Romantism. Paladan, „Mélodies catholiques". Der Verf. hätte keine Liebe in seine Gedichte bringen müssen, hat übrigens in dem Fache auch so wenig Manier, daß er es wol aufgeben

wird. Walter Scott. Neue Ausgabe, in welcher die Liebesintriguen gänzlich umgearbeitet sind, aber noch nicht genug abgeschliffen; die Liebe spielt noch eine zu große Rolle in den Bänden. „Les fiancés de Manzoni" von M. A. D. Es scheint noch ein S zu fehlen und das A vor das M zu gehören; wenigstens ist die Ausgabe ein würdiges Gegenstück zu denen Fénélon's und Boileau's.

Das Alles geht nun größtentheils die französische Literatur an, aber in Belgien gibt es auch eine junge kräftige flämische Literatur. Namen aus derselben nennen, das schien dem Pater unklug; die Dichter könnten das übel nehmen und ganz gottlos werden; das ganz und einzig gegen Pfaffenumtriebe gerichtete löwener Blatt könnte noch Schwestern bekommen. Hier musste er also im Allgemeinen sprechen. Sein Urtheil darüber sowie der gleich darauf folgende Schlußstein des Werkes sind der allerwörtlichsten Übersetzung werth:

„Historische Schilderungen in flämischer Sprache, geschöpft aus dem Mittelalter. Diese Sammlungen umfassen die groben Leidenschaften, die Liebe und die Verführungen jener Zeit. Welche Literatur!"

„Unter dem Vorwande, die flämische Sprache zu cultiviren, verbreitet man nur zu viel Werke, welche Moral und Religion von sich weisen."

„Die Tageswuth ist, altes Elend wieder zu drucken und gar zu illustriren, so z. B. Spinoza (!) Rabelais (!!) Macchiavel, den Koran, Confucius, Aristophanes (!!!), Lucian (!!) u. s. w."

Wir wünschen dem Pater Boone nur ein Millionstel dieses Elends, seinem Büchlein noch recht viele Auflagen; es gehört wahrlich zu den guten und wird — davon sind wir überzeugt — recht kräftig wirken, die Aufmerksamkeit des lesenden Publicums immer mehr von jenen verstümmelten Ausgaben großer Geisteswerke ab- und guten vollständigen Ausgaben zuzuwenden. Dem Literator ist es natürlicherweise unentbehrlich.

J. W. Wolf.

Bibliographie.

Aphorismen über Krieg, Kriegsübung und Kriegerstand. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 12 Ngr.

Beiträge für Geist und Herz. Zum Besten der Gustav-Adolph-Stiftung von zwei Geistlichen im Erzgebirge, Behr und Facius. 1stes Heft. Annaberg, Rudolph und Dieterici. 1843. 10 Ngr.

Benfey, T., Über das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Betrachtungen über das neue sächsische Grundsteuer-Cataster, und die zu dessen Instandhaltung neuerdings getroffenen Veranstaltungen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 8 Ngr.

Bock, A., Schlözer. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Hanover, Kius. Gr. 8. 1 Thlr.

Boost, J. A., Geschichte der Reformation und Revolution von Frankreich, England und Deutschland (von 1517—1843). 2ter Band: England. 2te Hälfte. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 27½ Ngr.

Brederlow, C. G. F., Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Literatur. Ein Lesebuch für die erwachsene Jugend. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bremer, Frederike, Ein Tagebuch. Aus dem Schwedischen. 2ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. Beide Theile 20 Ngr.

Calman, C., Gedichte. Leipzig. Gr. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Decker, C. v., Algerien und die dortige Kriegführung. Nach officiellen und andern authentischen Quellen, und den auf dem Kriegsschauplatze selbst gesammelten Nachrichten bearbeitet. Zwei Bände. Mit 4 Karten und 1 Plane der Stadt Algier. Berlin, Herbig. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Dietrich, F. E., Altnordisches Lesebuch. Aus der skandinavischen Poesie und Prosa bis zum XIV. Jahrhundert zusammengestellt und mit übersichtlicher Grammatik und einem Glossar versehen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Diez, F., Grammatik der romanischen Sprachen. 3ter Theil. Bonn, Weber. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ebers, J. J. H., Die Ehe und die Ehegesetze vom naturwissenschaftlichen und ärztlichen Standpunkte beleuchtet und beurtheilt. Erlangen, Palm und Enke. Gr. 8. 18¾ Ngr.

Fischer, F., Jordan. Vertheidigungsschrift eines deutschen Advocaten. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Floia. Cortum versicale de Flois, swartibus illis deiriculis, quaeomnes fere Menschos, Mannos, Weibras, Jungfras etc. behuppere et spitzibus suis Snaflis steckere et bitere solent. Auctore *Griphaldo* Knickknackio ex Flolandia. Editio nova. Zur Seite eine deutsche Übersetzung mit Anmerkungen und einer Nachschrift von Warbiz. Colberg, Post. 1843. 12. 7½ Ngr.

Forster, G., Sämmtliche Schriften. Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forster's von G. G. Gervinus. 3te Lieferung. 3ter, 4ter und 8ter Band. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 8. 3 Thlr.

Gretsch, N., Über das Werk: La Russie en 1839, par le Marquis de Custine, aus dem Russischen übersetzt von W. v. Kotzebue. Heidelberg, Groos. Gr. 8. 15 Ngr.

Grün, K., Friedrich Schiller als Mensch, Geschichtsschreiber, Denker und Dichter. Ein gedrängter Commentar zu Schiller's sämmtlichen Werken. 1stes Heft. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 16 Ngr.

Hartenstein, G., Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hilgenberg, C., König Enzio, der Letzte der Hohenstaufen. Ein Gedicht in fünf Gesängen. Wolgast 1843. 4. 5 Ngr.

Hillert, A., Der Schwanenorden. Seine Geschichte, Statuten und Bedeutung. Nebst 1 colorirten Abbildung des Schwanenordens. Berlin, Voss. Gr. 8. 5 Ngr.

Horvát, S. v., Über Croatien als eine durch Unterjochung erworbene ungarische Provinz und des Königreichs Ungarn wirklichen Theil. Aus dem Ungarischen übersetzt. Leipzig, Köhler. Gr. 8. 20 Ngr.

Knigge, A. Freih., Über den Umgang mit Menschen. 12te Originalausgabe in einem Bande. Durchgesehen und eingeleitet von K. Gödeke. Hanover, Hahn. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Krone, J., Frà Dolcino und die Patarener, historische Episode aus den piemontesischen Religionskriegen. Mit Kirchen-, Kultur- und rechtsgeschichtlichen Erläuterungen, nach Originalquellen. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Liebetrut, F., In welchem Verhältniß steht die besondere Aufgabe der Enthaltsamkeitssache zu der Religion und dem Christenthume überhaupt? 2te Auflage. Hamburg, Bödecker. Gr. 8. 1¼ Ngr.

Meidinger, H., England und Wales in geognostischer und hydrographischer Beziehung. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Pfundheller, J., Novellen und Erzählungen. Zwei Bändchen. Wien, Tauer und Sohn. 8. 2 Thlr.

Shakspeare's Hamlet, übersetzt von A. W. v. Schlegel. Berlin, Reimer. 8. 10 Ngr.

Wachenhusen, G., An die deutschen Studenten. Berlin, Hermes. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 69. —— 9. März 1844.

Bruno Bauer's Kritik der evangelischen Geschichte und die Literatur darüber. *)

Erster Artikel.

1. Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker. Von Bruno Bauer. Erster und zweiter Band. Leipzig, O. Wigand. 1841. — Dritter Band. Braunschweig, Otto. 1842. Gr. 8. Alle drei Bände 5 Thlr. 20 Ngr.
2. Bruno Bauer und die protestantische Freiheit. Ein politisches Votum. Leipzig, Binder. 1842. Lex.-8. 15 Ngr.
3. Bruno Bauer und die akademische Lehrfreiheit. Von O. F. Gruppe. Berlin, Nauck. 1842. Gr. 8. 20 Ngr.
4. Über die Anstellung der Theologen an den deutschen Universitäten. Theologisches Votum. Berlin, Lesecabinet. 1842. 8. 7½ Ngr.
5. Separatvotum Marheineke's zu den Gutachten der berliner theologischen Facultät über Bruno Bauer (als Anhang zu dessen „Einleitung in die öffentlichen Vorlesungen über die Bedeutung der Hegel'schen Philosophie in der christlichen Theologie"). Berlin, Enslin. 1842. Gr. 8. 15 Ngr.
6. Gutachten der evangelisch-theologischen Facultäten der königlich preußischen Universitäten über den Licentiaten Bruno Bauer, in Beziehung auf dessen „Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker". Im Auftrage des vorgesetzten hohen Ministeriums herausgegeben von der evangelisch-theologischen Facultät der rheinischen Friedrich-Wilhelm's-Universität. Berlin, Dümmler. 1842. Gr. 8. 25 Ngr.
7. Die Gutachten über Bruno Bauer, ein Zeichen der Zeit. Von Fr. Breier. Oldenburg, Schulze. 1842. Gr. 8. 5 Ngr.
8. Die gute Sache der Freiheit und meine eigene Angelegenheit. Von Bruno Bauer. Zürich, Literatur-Comptoir. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 11¼ Ngr.
9. Lehrfreiheit und Preßunfug; als Fortsetzung der Schrift: „Bruno Bauer und die akademische Lehrfreiheit". Von O. F. Gruppe. Berlin, Besser. 1843. Gr. 8. 15 Ngr.
10. Das Evangelium ohne die Evangelien. Ein offenes Sendschreiben an Herrn Bruno Bauer. Von Otto Thenius. Leipzig, Weidmann. 1843. Gr. 8. 15 Ngr.
11. Lehrfreiheit und Widerlegung der kritischen Principien Bruno Bauer's. Zugleich eine Auseinandersetzung mit Dr. Gruppe. Von J. Räbiger. Breslau, Gosohorsky. 1843. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Werk von Bruno Bauer über die evangelische Geschichte der Synoptiker bietet ein doppeltes Interesse dar; einmal an sich selbst, als eine unstreitig wichtige und epochemachende Erscheinung des wissenschaftlichen Geistes, als die Spitze und der Gipfelpunkt der modernen Philosophie in ihrer Anwendung auf die Theologie und das Christenthum; das andere Mal durch die äußern Schicksale, welche sich für Bruno Bauer an die Veröffentlichung dieses Werks geknüpft haben, und durch die allgemeinen politischen und religiösen Fragen, welche wiederum durch diese Schicksale angeregt und zum Gegenstande lebhafter Erörterungen und heftiger Kämpfe von Seiten der Literatur und der Tagespresse gemacht worden sind. Wir wollen diese beiden Standpunkte, unter welchen die Bauer'sche Kritik sich unserer Betrachtung darstellt, so weit es möglich ist, trennen und deshalb zuerst deren wissenschaftliche Seite, die exegetischen, dogmatischen und philosophischen Resultate des Bauer'schen Werks, nebst den dieselben entweder ergänzenden oder bekämpfenden Schriften ins Auge fassen, sodann aber, in einem spätern Artikel, die äußern Folgen, welche dieses Werk für seinen Urheber gehabt hat, erwähnen und die daran sich knüpfenden Fragen von allgemeinem Interesse, insbesondere die Frage der Lehrfreiheit und der Fortbildungsfähigkeit der christlichen Theologie, einer genauern Erörterung unterziehen.

Die Bewegung, welche durch Strauß auf dem Gebiete der Theologie hervorgerufen worden war, konnte nicht an einem bestimmten Punkte stillstehen, sondern mußte in immer weitern Kreisen sich ausbreiten, zu immer größerer Heftigkeit sich steigern. Schon Feuerbach hatte einen entschiedenen Schritt über Strauß hinaus gethan, indem er die religiösen Dogmen nicht, wie Strauß that, als nothwendige Entwickelungsmomente des denkenden Geistes, sondern vielmehr als lediglich zufällige, willkürliche, ja sogar größtentheils als krankhafte Äußerungen der Seelenthätigkeiten des Menschen, seiner Phantasie, seines Gefühls, seines abstrahirenden Verstandes, darstellte. Dabei hatte jedoch Feuerbach sich lediglich an das speculative Endresultat der Strauß'schen Ansichten gehalten, dessen exegetische Vermittelung aber, d. h. die Art und Weise, wie Strauß durch eine kritische Auflösung der geschichtlichen Grundlagen des Christenthums, namentlich in seinem „Leben Jesu", die rein philosophische Auffassung und Umbildung der christlichen Grundbegriffe vorbereitet hatte, gänzlich bei Seite gelassen. Allein diese letztere Seite der Strauß'schen Anschauungsweise — die exegetische — foderte ebenfalls zu einer weitern Durch- und Fortbildung auf, um so mehr,

*) Vgl. die Aufsätze über Strauß in Nr. 21—25, 91—95, 252—254 d. Bl. f. 1842, über Feuerbach in Nr. 46—48 f. 1843. D. Red.

als theils Strauß selbst durch vielfache Schwankungen und Ausbeugungen von seiner ursprünglichen Ansicht einen Mangel an innerer Consequenz dieser letztern verrathen hatte, theils auch von Seiten der Vertheidiger des Positiven in der Theologie Einwürfe gegen die Auffassungsweise von Strauß erhoben worden waren, zu deren Widerlegung der von Strauß festgehaltene Standpunkt nicht ausreichend erschien.

Hier war es nun Bruno Bauer, welcher den von Strauß erfaßten, aber zu bald wieder fallen gelassenen Ariadnefaden der Kritik mit kecker und sicherer Hand aufnahm und, von ihm geleitet, festen Schrittes immer weiter und weiter vorwärtsschritt, so lange bis er aus allen Irrgängen mythischen und mystischen Halbdunkels heraus und ans volle, helle Tageslicht der Vernunft gelangt zu sein glaubte.

Der Punkt, auf welchem Bruno Bauer die neutestamentliche Kritik fand und an welchen er, wenn auch nur negativ, polemisch, anzuknüpfen hatte, war folgender: Strauß hatte bekanntlich der gewöhnlichen, orthodoxen Ansicht, welcher zufolge die evangelische Geschichte, wie sie in den Schriften des Neuen Testaments und namentlich in den drei ersten Evangelien enthalten ist, wirkliche Geschichte, d. h. Darstellung wirklich geschehener Thatsachen sein soll, entstanden unter der unmittelbaren Eingebung des heiligen Geistes, dieser Ansicht hatte Strauß die sogenannte mythische entgegengestellt, nach welcher diese angeblichen Geschichtsberichte nichts Anderes sind als Erzeugnisse eines unter den damaligen Zeitgenossen und speciell im jüdischen Volke lebendigen und sich von Generation zu Generation fortpflanzenden sagen- oder mythenbildenden Gemeinbewußtseins, die Geschichte von Jesu also nichts Weiteres als ein solcher Mythus oder eine solche Sage (gleich den Sagen anderer Völker vom Hercules oder vom Thor oder vom Romulus u. dgl.), Christus selbst endlich eben nur eine mythische Person, der Typus, die Personification einer gewissen Idee oder eines gewissen Vorstellungskreises, der sich gerade in der damaligen Zeit, unter den damaligen Weltverhältnissen herausgebildet hatte. Die Schriftsteller des Neuen Testaments waren also, nach dieser Ansicht, bloße unselbständige Werkzeuge jenes mythenbildenden Geistes, des Weltgeistes, der über den einzelnen Individuen wie über ganzen Nationen unaufhaltsam dahinschreitet mit eiserner Nothwendigkeit, dessen einzelne Erscheinungen daher nothwendige Momente in dem Processe des Ganzen sind, Momente, die gerade so und gerade in dieser Zeit auftreten mußten, die aber, wenn ihre Zeit vorüber ist, andern Momenten, andern Erscheinungsweisen des Weltgeistes oder (wie es Strauß nennt) der „Substanz" den Platz räumen müssen.

Diese Ansicht nun, die Strauß aufstellte, enthielt zwar nach der einen Seite hin einen Fortschritt über die orthodoxe Ansicht hinaus und eine kritische Auflösung dieser letztern, insofern nämlich, als dadurch die Geltung der Persönlichkeit Christi, als einer absoluten Erscheinung des Göttlichen in der Welt, als einer wunderbaren und mit Wundern umgebenen Thatsache, aufgehoben, diese Persönlichkeit zu einem bloßen relativen Momente des allgemein weltgeschichtlichen Processes herab- und dadurch auf die gleiche Stufe mit andern geschichtlichen und natürlichen Erscheinungen gesetzt ward. Allein auf der andern Seite hatte diese Auffassungsweise doch noch etwas äußerst Mysteriöses und Überschwängliches, Etwas, woran eine nüchterne Kritik nothwendig Anstoß nehmen mußte; ja, sie fiel sogar in gewisser Hinsicht wieder mit der alten orthodoxen Ansicht zusammen. Denn offenbar macht es, in Bezug auf die Stellung der neutestamentlichen Schriftsteller zu ihren Schriften, nur einen geringen Unterschied, ob wir sagen: die Evangelisten haben unter der Eingebung des heiligen Geistes geschrieben, oder ob wir sagen: sie haben Dasjenige ausgesprochen, was als Ausdruck, als Offenbarung eines in der Gemeinde lebenden und fortwirkenden Gemeinbewußtseins an sie gelangte. In beiden Fällen nämlich sind diese Schriftsteller bei ihren Compositionen unfrei, unselbständig, als bloße, willenlose Werkzeuge einer fremden, über ihnen waltenden Macht thätig gewesen; in beiden Fällen also haben wir es mit einem über dem einzelnen menschlichen Bewußtsein Stehenden, einem Jenseitigen, Transscendenten zu thun; die Kritik aber duldet nichts Transscendentes, denn der Zweck der Kritik ist die vollständige Emancipation des menschlichen Selbstbewußtseins von jeder fremden Herrschaft und Autorität, welcher Art diese letztere auch immer sein möge.

Diesen Standpunkt consequentester Kritik nun sucht Bruno Bauer festzuhalten und von ihm aus bezeichnet er seine Stellung zu Strauß, sowie die weitere Aufgabe, welche nach seiner Ansicht die Kritik zu erfüllen hat, in den folgenden Worten (Vorrede zu seiner „Kritik" u. s. w., Bd. 1, S. VIII):

Das bleibende Verdienst von Strauß besteht darin, daß er die weitere Entwickelung der Gefahr und der Mühe einer unmittelbaren Berührung mit dem frühern orthodoxen System überhoben hat. Wir wollen damit natürlich nicht sagen, daß die Kritik nicht mehr die Auflösung der überlieferten Ansichten zu übernehmen brauche. Im Gegentheil! Diese Arbeit wird jetzt den gedeihlichsten Fortgang nehmen und endlich den Erfolg haben, daß das neue Weltprincip sich selbst und das Alte erkennt und durch diese Erkenntniß seine Freiheit zugleich und seine Anerkennung in der Welt sichern und begründen wird. Wir meinen nur, wie sich von selbst versteht, daß nach Strauß' großer Leistung die Kritik nicht mehr in die Gefahr, die Kategorien der ältern orthodoxen Ansicht beizubehalten, gerathen wird. Ebenso wenig braucht die Kritik ihren nächsten, unmittelbaren Gegensatz in dem frühern kirchlichen Systeme aufzusuchen; sie trägt ihn jetzt in sich selbst, und zwar in der abstracten, reinen Gestalt, in welcher mit ihm erfolgreich die Sache durchgestritten werden kann; sie hat diesen ihren innern Gegensatz an dem Werke von Strauß, und, wenn es ihr gelingt, dessen Ansicht von der Substanz und seine Traditionshypothese aufzulösen, so hat sie zugleich die frühere, orthodoxe Ansicht in ihrer höchsten Vollendung aufgelöst.

Die Kritik hat sich demnach gegen sich selbst zu richten und die mysteriöse Substanzialität, in welcher sie bisher sich und die Sache gehalten, dahin aufzulösen, wohin die Entwickelung der Substanz selbst treibt — zur Allgemeinheit und Bestimmtheit der Idee und zu deren wirklicher Existenz — dem unendlichen Selbstbewußtsein.

Unterdessen hatte aber schon von einer andern Seite her die Strauß'sche Ansicht von Entstehung der Evangelien eine wichtige und folgereiche Umbildung und Widerlegung erfahren. Zunächst trat der bekannte Philosoph C. H. Weiße der Traditionshypothese von Strauß, nach welcher der Inhalt der Evangelien in der Überlieferung der Gemeinde seine Quelle haben sollte, mit der Behauptung entgegen, daß eine Überlieferung dieser Art, welche die gesammte evangelische Geschichte in einem bestimmten Typus mit sich herumgetragen habe, der Gemeinde in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens gänzlich fremd gewesen sei. Sodann aber entkräftete er jene Hypothese auch noch auf eine andere und wirksamere Weise, indem er den Beweis führte, daß das erste und das dritte Evangelium nicht originale und authentische Geschichtsdarstellungen, sondern nur Nachbildungen des Evangeliums von Marcus seien, welcher Letztere allein aus einer authentischen Quelle geschöpft habe, nämlich aus den Erzählungen des Apostels Petrus, dessen Begleiter er gewesen — ein Beweis, der von Wilke bekräftigt und vervollständigt wurde.

Diese von Weiße und Wilke in der Hauptsache ziemlich übereinstimmend aufgestellte Auffassungsweise hat ebenfalls eine doppelte Seite. Auf der einen Seite geht sie von der Strauß'schen Ansicht zurück auf die positive, insofern sie nämlich einen wirklich geschichtlichen Ursprung der Evangelien annimmt — den Bericht des Marcus, als Nacherzählung des von Petrus selbst Erlebten —, folglich auch die Thatsachen, welche berichtet werden, für vollkommen erwiesen und die Person Christi selbst für eine geschichtliche, nicht für die bloße Personification einer Idee hält, wennschon mit Beseitigung des Übergeschichtlichen daran, der Wunderberichte, welche namentlich Weiße für bloße allegorische Erzählungen ausgibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hexen- und Ketzerproceß in Irland 1344.

T. Wrigt hat für die Camden Society einen Bericht über den Hexenproceß, der gegen Dame Alice Kyteler oder Ketler 1344 geführt worden, verfaßt von einem gleichzeitigen Schriftsteller, herausgegeben („A contemporary narrative of the proceedings against Dame Alice Kyteler or Ketler, prosecuted for sorcery in 1344"). In Bezug auf die irländische Geschichte ist dies ein interessanter Beitrag zur Schilderung des nur wenig bekannten socialen Zustandes der Plantagenet. Aber auch im Allgemeinen ist es heilsam, sich die Wirkungen des religiösen Aberglaubens in immer neuen Beispielen vorzuhalten, wenn, wie jetzt der Fall ist, von so vielen Seiten dahin gestrebt wird, das Volk in Dummheit zu erhalten oder dumm zu machen und der Pfaffengewalt immerhin wieder ein wenig mehr Spielraum zu verschaffen. Edward Bruce war mit seinem Versuche, sich zum Könige von Irland zu machen, gescheitert, nachdem er es auch mit dem Papste (Johann XXII.), der ihm anfangs günstig war, verdorben hatte. Excommunicationsbullen wurden gegen ihn und seine Anhänger, sowol Laien als Kleriker, geschleudert; vacante Sitze wurden nur solchen Personen verliehen, welche sich der vereinigten Sache der englischen Krone und der römischen Tiara treu ergeben zeigten; die irländische Insurrection wurde als Ketzerei gebrandmarkt, und durch Anklagen auf Zauberei und Hexerei wurden die Angriffe gegen gefährliche Häupter verstärkt. Um diese Zeit wurde Richard de Ledred zum Bischof von Ossory im Palatinat Kilkenny ernannt. Er kam nach Irland mit dem festen Entschlusse, den Hochverrath, die Ketzerei und die Zauberei, diese drei Verbrechen, die man damals als miteinander verbunden und verschmolzen ansah, kräftig auszurotten. Aus Pembroke, welches in jener Zeit eine große Selbständigkeit behauptete (sodaß man diese Grafschaft „Klein-England nächst Wales" nannte), waren die meisten Herren im Palatinat Kilkenny gekommen und hatten den unruhigen Geist und die Eigenmächtigkeit, die dort herrschten, mitgebracht. William der Kyteler oder Ketler, Viscount von Kilkenny, scheint kein sehr gewissenhafter Verwalter gewesen zu sein. Unter andern Gewaltthaten wird diese berichtet, daß er in William Outlaw's Haus drang und daselbst 3000 Pf. St. raubte, die dem Outlaw von einem Adam le Blond und dessen Frau Alice in Verwahrung gegeben waren. Als Adam le Blond und dessen Frau das Geld reclamirten, wurden sie von dem Ketler auf Grund falscher Anklagen ins Gefängniß geworfen, aber mit den Outlaw fand eine Aussöhnung statt, welche durch Verschwägerung befestigt wurde. Wenigstens wird in dem alten Berichte Dame Alice Ketler die Mutter des William Outlaw genannt; vielleicht hat sie nach des alten Outlaw Tode den William Ketler geheirathet. Die Habsucht der Outlaw und ihr Glück im Ansammeln von Reichthümern suchte sich das Volk im Zeitgeschmack zu deuten und auszulegen. Dame Alice Ketler, Outlaw's Mutter, hieß es, geht jeden Abend „zwischen Gebet und Lauten" durch die Straßen von Kilkenny und murmelt die Zauberformel:

„Alles Gut von Kilkenny heraus
Und zu meinem Sohn William ins Haus."

Der Bischof von Ossory hatte schon angefangen, in seinen Hirtenbriefen und Erlassen gegen die „gens pestifera novella" zu kämpfen, die keine kirchlichen Abgaben und Zehnten bezahlen wollte, die das bischöfliche Ansehen verachtete, die freventlich Kirchenländereien plünderte. William Outlaw gehörte vermuthlich zu diesen praktischen Ketzern, zu diesem „verpesteten Volk der Neuerer". Im J. 1324 wurde Dame Alice, die wahrscheinlich zu den „kirchenräuberischen" Praktiken ihres Sohnes den Hauptanstoß gab, nebst William Outlaw und ihren beiden Zofen Petronilla und Basilia vor das geistliche Gericht geladen, weil sie der Zauberei angeklagt waren. In der sehr langen Anklageschrift war jener oben erwähnte Spruch angeführt. Ferner sollte Dame Alice auf Kreuzwegen (in quadriviis) gewisse Zusammenkünfte mit einem bösen Geiste von der armseligsten Sorte (ex pauperioribus inferni), Einem, Namens Robin Artysson (Artis filius) halten. Diesen ihren Liebhaber, hieß es, regalire sie bei besagten Zusammenkünften mit neun rothen Hähnen und einer unbekannten Zahl von Pfauenaugen; sie bereite auch Pulver, Salbe und Kerzen aus ekelhaftem Gewürm, giftigem Kraut und dem Fett und Hirn ungetaufter Kinder nebst andern greuelvollen Ingredienzen, die sie allesammt in dem Schädel eines vom Galgen gestohlenen Missethäters mische und koche. Ferner begehe die Angeklagte mit ihrem Liebhaber bei selbigen Zusammenkünften eine Ceremonie, welche dem heiligen Meßopfer nachgeäfft sei, und an diese Handlung schließen sich Verwünschungen gegen alle ihre Feinde, ihre Ehemänner mit eingeschlossen, die sie in allen Gliedern einzeln verfluche (per omnia membra nominatim et sigillatim) und deren sie bereits vier durch ihre Teufelskünste hingeopfert, wie denn auch ihr gegenwärtiger Ehemann, Lord John de Poer, in einen solchen Zustand gerathen, daß ihm Nägel und Haare ausgegangen. Diese Schandthaten sollte sie ihrer Liebschaft, dem Teufel Robin Artysson zu Gefallen verübt haben, und es wurde als Erschwerung ihrer Schuld noch angeführt, daß selbiger einer der gemeinsten aus der Hefe aller Teufel in der Hölle wäre, denn er erscheine immer nur in Gestalt eines Katers oder schwarzhaarigen Hundes oder allenfalls, wenn er bei sehr guter Laune sei, in Gestalt eines Mohren, und bringe dann

gemeiniglich zwei andere Mohrenteufel, die eher noch anständiger aussähen als er selbst, für Petronilla und Basilia zur Gesellschaft mit. William Outlaw suchte der Gefahr, die ihm und seiner Mutter drohte, durch starke Bündnisse zu begegnen: er wandte sich zuerst an seinen Bruder, den Prior von Kilmainham, welcher damals Lordkanzler von Irland und der deputirte Lord des Königreichs war; da aber die Centralgewalt nicht sehr einflußreich war, rief er auch noch den Lord Arnold de la Poer, Seneschall des Palatinats, an. Durch diese Connexionen war so viel erreicht, daß dem Bischof die Verhaftsbefehle gegen Dame Alice und ihre Mitschuldigen verweigert wurden. Nach vielem Processiren wurde Dame Alice excommunicirt und William Outlaw vorgefodert, um sich gegen eine Anklage auf Ketzerei und Anreizung zur Ketzerei zu verantworten. Der Seneschall Poer gab sich alle Mühe, die Aufhebung dieser Citation zu bewirken, und da er nichts ausrichtete, nahm er den Bischof selbst gefangen, indem er ihm verschiedene Vergehungen, besonders Beraubung einer Witwe, zur Last legte. Der Bischof wendete ein, daß der königliche Gerichtshof und nicht der pfalzgräfliche sein Forum sei; wegen der Anklage auf Beraubung einer Witwe aber habe er nur dem geistlichen Gerichte Rede zu stehen. Zugleich waren die benachbarten Lords alle sehr entrüstet über die Gefangennehmung des Bischofs; sie machten ihm zahlreiche Besuche, „sodaß sein Kerker eher einer Hofhaltung glich", und ihre Frauen schickten ihm Wein, Wildpret und Leckerbissen aller Art, wodurch er in Stand gesetzt wurde, seine Gäste fürstlich zu bewirthen. Arnold de la Poer sah, daß die Verhaftung des Bischofs ein Fehlgriff gewesen, und setzte den Prälaten in Freiheit. Dieser versammelte sogleich die Geistlichkeit und zog mit Kreuzen, Fahnen und Rauchfässern in die Kathedrale, wo er predigte über den Text: „Unsere Seele ist entronnen wie ein Vogel dem Stricke des Voglers, der Strick ist zerrissen und wir sind los" (Ps. 124, 7). Während der Seneschall dem Bischof vor dem obern Gerichtshofe in Dublin den Proceß machte, kam dieser eines Tages plötzlich in vollem priesterlichen Ornat, mit einer geweihten Hostie in den Händen, auf den Pfalzhof und foderte den Seneschall laut bei dessen Diensteid auf, ihm zur Unterdrückung der Ketzerei und bösen Zauberei beizustehen. Lord Arnold fertigte ihn derb ab, und der Bischof entfernte sich, erließ aber unmittelbar darauf ein Rundschreiben an die vornehmsten irischen Bischöfe, worin er sie sämmtlich auffoderte, die Rechte der Kirche und ihre geistlichen Privilegien zu vertheidigen. Dadurch erhielt die Sache ein so wichtiges Ansehen, daß die Einberufung eines Parlaments nöthig erachtet wurde. Als dies versammelt war, zeigten die Prälaten zuerst Neigung, den mächtigen Lords nachzugeben; allein als Bischof Ledred die einzelnen Umstände, welche seine Gefangennehmung begleitet hatten, vortrug, erklärten sie Lord Arnold einstimmig für einen gottlosen Tyrannen; er mußte den Bischof um Verzeihung bitten und versprechen, nicht länger den Lauf der Gerechtigkeit gegen Ketzer und Zauberer zu hemmen. Nunmehr wurde eine neue Anklageacte gegen Dame Alice und ihre angeblichen Mitschuldigen eingereicht. Die Angeklagten wurden indeß nach einem entfernten Theile Irlands in Sicherheit gebracht, mit Ausnahme der Petronilla von Midia. Diese wurde der Ketzerei und Hexerei überwiesen und zum Scheiterhaufen verurtheilt. Das unglückliche Weib war, wie der Bericht meldet, sechsmal gegeißelt worden, ehe die Marter sie zum Geständniß brachte (**sex vicibus per episcopum pro suis sortilegiis fustigata**), und ihr Benehmen am Pfahle zeigte, daß sie von den vorangegangenen Mishandlungen wahnsinnig geworden war. William Outlaw wurde zugleich im Schlosse Kilkenny verhaftet und in schwere Ketten gelegt. Er unterwarf sich daher dem Bischof und erhielt Absolution unter der Bedingung, daß er einige reiche Besitzthümer der Kirche abtrete und nach dem heiligen Lande wallfahrte; die Wallfahrt kaufte er nachher mit einer Summe Geldes ab, und es ist von William Outlaw und Dame Alice nicht weiter die Rede.

Des Bischofs Rache wendete sich hierauf gegen Lord Arnold de la Poer. Er klagte auch diesen der Ketzerei an. Arnold appellirte an den Lordkanzler, der, wie zugleich Lord, Deputirter war. Als dieser hohe Würdenträger sich dem Angeklagten günstig zeigte, ging der Bischof einen Schritt weiter und klagte den Lordkanzler selbst der Ketzerei an. Durch diese außerordentliche Procedur wurde der Gang aller Staatsgeschäfte unterbrochen, wurden die Functionen der executiven Gewalt suspendirt, die Parlaments- und Gerichtssitzungen verhindert bis nach erfolgter kirchlicher Entscheidung über die Rechtgläubigkeit des Staatshaupts. Während so alle Civilgeschäfte ruhten, sah sich der Lordkanzler andererseits gezwungen, auf Requisition den Verhaftsbefehl (**de excommunicato capiendo**) gegen den Lord Arnold de la Poer zu erlassen, und der Unglückliche starb in dem Kerker, in welchen sein mitleidloser Feind ihn schaffen ließ. Auch noch sein Leichnam wurde verfolgt. Da er ohne Absolution gestorben war, verweigerte der Bischof ihm das Begräbniß, und man ließ die Leiche im Freien liegen, bis man sie endlich der fortschreitenden Verwesung halber doch einscharren mußte. Der Lordkanzler hatte das Glück, seine Sache durchzufechten. Er wurde losgesprochen und als getreuer Sohn der Kirche anerkannt. Hierauf wendete sich der Bischof an den römischen Stuhl und erwirkte ein Breve, durch welches der Papst den König von England auffoderte, einen Befehl an seinen Gouverneur und sonstige Beamte von Irland zu erlassen, daß sie dem Bischof von Ossory und den übrigen Prälaten zur Ausrottung der Ketzerei behülflich sein sollten. Dieser Schlag fiel auf den Bischof von Ossory selbst zurück. Sein Metropolitan, Alexander Bircknor, Erzbischof von Dublin, beschuldigte ihn der Ketzerei, und da der Bischof, um sich der Untersuchung zu entziehen, übers Meer floh, wurden seine Güter von der Krone sequestrirt. Er lebte neun Jahre in der Verbannung, dann erhielt er Erlaubniß, auf seinen Stuhl zurückzukehren. Kaum war er einige Monate in Thätigkeit, als sein Vermögen abermals mit Beschlag belegt wurde, weil er den Lord Schatzmeister von Irland ungerechterweise excommunicirt, den Oberrichter der Common Pleas in offenem Gerichtshofe insultirt und Thomas Fitzgilbert aufgereizt habe, das Schloß Moycobin in Brand zu stecken und den Eigenthümer desselben, Hugh de la Poer, zu ermorden. Dessenungeachtet fand er wieder Gnade und brachte seine letzten Lebensjahre mit Verschönerung seiner Kathedrale hin.

In diesen Vorgängen stellt sich recht auffallend heraus, wie Irland unter den Plantagenet von England thatsächlich für Rom regiert wurde. 78.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 70. —— 10. März 1844.

Bruno Bauer's Kritik der evangelischen Geschichte und die Literatur darüber.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 69.)

Dies ist, wie gesagt, die positive Seite der Weiße-Wilke'schen Ansicht. Allein dieselbe hat auch noch eine andere Seite, wonach sie sich nicht allein von der positiv-geschichtlichen Auffassung der neutestamentlichen Erzählungen entfernt, sondern selbst in gewisser Hinsicht noch über Strauß hinausgeht. Indem nämlich Weiße und Wilke behaupten und zu beweisen suchen, daß die Evangelien nicht durch unmittelbare, gleichsam blos mechanische Reproduction und Fixirung einer fertigen, abgeschlossenen Überlieferung, oder eines mündlichen Urevangeliums, sondern vielmehr auf dem Wege freier schriftstellerischer Composition zu Stande gekommen seien —, das erste und dritte unter Benutzung des zweiten, dieses selbst aber durch Wiedergabe und Vorarbeiten gelegentlicher, einzelner mündlicher Mittheilungen von Seiten eines oder auch einiger der Augenzeugen des Lebens und der Thaten Christi — indem also Beide (wenn auch nicht ganz in demselben Grade und auf dieselbe Weise) den Evangelisten einen selbständigen, selbstschöpferischen Antheil an ihren Productionen einräumen, gehen sie, wie gesagt, nicht blos über die positive Ansicht hinaus, welche in diesen Productionen nichts als blos mechanische, unfreie Nacherzählungen geschichtlicher Thatsachen erblickt, sondern sogar über die Strauß'sche Traditionshypothese, der zufolge die Evangelisten zwar keine wirkliche Geschichtserzählung, aber doch immer eine in sich abgeschlossene und fertige Überlieferung — an der sie nichts ändern konnten — aufgenommen und in völlig unselbständiger Weise niedergeschrieben haben sollten.

Das nun ist der Punkt, wo Bauer seine Kritik an die von Weiße und Wilke anknüpft. Bauer ist mit Weiße und Wilke völlig einverstanden in Bezug auf den schriftstellerischen Ursprung der Evangelien, d. h. darüber, daß die Evangelien weder vom heiligen Geiste noch von einer mythenbildenden Substanz, noch von sonst einer allgemeinen Überlieferung ihren Verfassern gleichsam in die Feder dictirt, daß sie vielmehr von Letztern wirklich verfaßt, componirt worden seien, daß also die Form derselben jedenfalls das Erzeugniß und Eigenthum ihrer Verfasser sei. Es entsteht aber nun hier nothwendig die Frage, ob nicht durch die Form zugleich auch der Inhalt bedingt sei, ob, wenn jene als das freie Erzeugniß der Verfasser der neutestamentlichen Geschichtserzählungen anerkannt wird, der Inhalt dieser letztern noch ferner als etwas unabhängig von dem schaffenden Geiste jener Schriftsteller Entstandenes und ihnen schlechthin von außen Zugekommenes gedacht werden könne. Bauer drückt sich hierüber (Vorrede S. XIV) folgendermaßen aus:

> Wenn die Form durchweg schriftstellerischen Ursprungs ist und dem Evangelium des Marcus den Charakter eines „Kunstwerks" gibt, wenn aber eine künstliche Composition auf den Inhalt nicht nur von Einfluß ist, sondern selbst Inhalt schafft, können wir dann noch bei der Anerkennung eines bestimmten Positiven stehen bleiben? D. h. — man verstehe es recht! — können wir in der Darstellung des Marcus, als solcher — als künstlicher —, das vermeintliche Positive, als solches — als das rein gegebene und nackte Reale —, noch unmittelbar vorzufinden hoffen? Nein!
>
> Die Aufgabe der Kritik — die letzte, die ihr gestellt werden konnte — ist nun offenbar die, daß zugleich mit der Form auch der Inhalt darauf so untersucht wird, ob er gleichfalls schriftstellerischen Ursprungs und freie Schöpfung des Selbstbewußtseins ist.

Daß nun der Inhalt der Evangelien keineswegs so von ihrer Form getrennt werden könne, wie Wilke und namentlich Weiße dies anzunehmen scheinen; daß vielmehr, wenn einmal zugegeben wird, die Form der Geschichtserzählung, wie sie in den Evangelien enthalten ist, sei den Evangelisten nicht fir und fertig zugekommen, sondern von ihnen freischöpferisch, künstlerisch gestaltet worden, daß dann, sagen wir, auch zugegeben werden müsse, der Inhalt der Evangelien habe ebenfalls seinen Weg erst durch das Bewußtsein der Verfasser genommen und sei darin, wenn auch nicht ganz aus dem Frischen geschaffen, doch jedenfalls wesentlich umgestaltet, fortgebildet, von jedem Einzelnen nach Maßgabe seiner individuellen Ansichten aufgefaßt und verarbeitet worden; daß also, mit Einem Worte, Dasjenige, was die Orthodoxen für unmittelbare Eingebung des heiligen Geistes, Strauß für die Manifestation einer allgemeinen Substanz, eines Gemeinbewußtseins, Weiße und Wilke endlich für eine der Form nach freie, dem Inhalte nach aber historisch treue Nacherzählung wirklicher, thatsächlicher Begebnisse

ansehen, daß dies nicht mehr und nicht weniger sei als — eine Erfindung, eine künstlerische Production der Verfasser der Evangelien. Das nachzuweisen ist der Zweck der Bauer'schen „Kritik der evangelischen Geschichte". Die Sache ist also, nach Bauer's Ansicht, einfach diese. Die Evangelisten wollten gewisse religiöse Ideen, die sie in ihrer Zeit, unter ihren Umgebungen verbreitet vorfanden, als Principien, als leitende Ideen einer ganz neuen Weltanschauung aufstellen und zum allgemeinen Bewußtsein erheben. Sie thaten dies so, daß sie diesen Ideen die Geltung historischer Thatsachen, historischer Gestalten beilegten. Der Mittelpunkt aller dieser Ideen nun war die Idee des Messias, d. h. die Idee eines übernatürlichen, göttlichen Menschen, die Idee, daß die Menschheit, um ihre Bestimmung zu erfüllen, um zum Frieden zu gelangen, sich über das Natürliche erheben, sich gleichsam sich selbst entfremden, ein höheres, heiliges, göttliches Wesen anthun müsse. Diese Idee ward von jenen Schriftstellern aufgefaßt, aber, statt dieselbe als religiöses oder philosophisches Axiom hinzustellen und zu begründen, wählten sie die anerkanntermaßen ungleich wirksamere, ungleich eindringlichere Form der geschichtlichen Darstellung, der Personification derselben; mit Einem Worte, anstatt zu sagen: der Mensch muß sich über sich selbst und die Welt erheben, muß ein übersinnliches, übernatürliches Leben führen, stellten sie einen Menschen dar, der ein solches Leben geführt, der wirklich mehr als natürlicher Mensch, der das Gegenstück davon, ein Gott oder Gottmensch gewesen sei. Diesem ihrem personificirten Ideale nun, oder, wenn wir so sagen dürfen, diesem selbstgeschaffenen Helden ihres selbstgedichteten Romans legten sie alle die Attribute bei, welche sie für nothwendig oder passend hielten, um das Bild desselben möglichst auszuschmücken und somit Das zu erreichen, was sie bei dieser ganzen Darstellung bezweckten, nämlich: ihre Zeit für ihre Idee zu gewinnen oder wenigstens dieser Idee einen möglichst vollständigen und allgemein faßlichen Ausdruck zu geben. Die ursprüngliche Erfindung dieses — wir können kaum anders sagen als: Romans gehört dem Marcus an; Matthäus und Lucas benutzten die vorhandene Anlage, schmückten sie aber Jeder nach seiner Weise, nach seinem besondern Ideengange oder seiner besondern künstlerischen Erfindungsgabe aus, und so entstanden diese verschiedenen, in den meisten Punkten zusammenstimmenden, in vielen aber auch abweichenden Geschichtserzählungen, wie wir sie in den drei synoptischen Evangelien vor uns haben. Was das vierte Evangelium anlangt, so ist dessen rein schriftstellerischer, also unhistorischer Charakter bereits früher erkannt und auch von Bruno Bauer schon anderswo nachgewiesen worden.

Wie nun das soeben angegebene Resultat der Kritik von Bauer in den einzelnen Stellen der drei genannten Evangelien, durch Vergleichung derselben untereinander, aufgezeigt wird, Dies zu verfolgen liegt außerhalb der Grenzen d. Bl. und mag billig der theologischen Fachkritik überlassen bleiben. Nur das allgemeine dogmatische Resultat, was daraus am Schlusse des ganzen Werks hervorgeht, die Ansicht, welche Bauer auf dem hier gewonnenen Standpunkte über die Person Christi und über das Wesen des Christenthums gewinnt, muß uns interessiren. Hören wir daher, was der Verf. darüber in dem Abschnitte seines dritten Bandes sagt, welcher „Ruhepunkt" überschrieben ist. Dort heißt es S. 307 fg.:

Der Gedanke des Messias, und zwar der Gedanke, daß Dieser der Messias sei, gab der christlichen Gemeinde ihre Existenz, oder vielmehr: Beides, die Bildung der Gemeinde und der Hervorgang jenes Gedankens sind Eins und Dasselbe und fallen, der Sache und der Zeit nach, zusammen; aber jener Gedanke war nur die Vorstellung, d. h. die erste Lebensregung der entstehenden Gemeinde, der religiöse Ausdruck einer Erfahrung, die das allgemeine Bewußtsein der Welt machte und die sich im Kreise der religiösen Vorstellung eben so ausdrückte, daß sie ihren Inhalt, ihr Inneres als eine fremde Person darstellte, wie überhaupt das religiöse Bewußtsein der sich selbst entfremdete Geist ist.

Die Frage, mit der sich unsere Zeit sehr viel beschäftigt hat, ob nämlich Dieser, ob Jesus der historische Christus sei, haben wir damit beantwortet, daß wir zeigten, daß Alles, was der historische Christus ist, was von ihm gesagt wird, was wir von ihm wissen, der Welt der Vorstellung und zwar der christlichen Vorstellung angehört, also auch mit einem Menschen, der der wirklichen Welt angehört, nichts zu thun hat. Die Frage ist damit beantwortet, daß sie für alle Zukunft gestrichen ist.

Wenn ein Mann Namens Jesus existirt hat, wenn dieser Jesus den Anstoß zu der Revolution gegeben hat, die im Namen Christi die Welt erschüttert und ihr eine neue Form gegeben hat, dann ist so viel gewiß, daß sein Selbstbewußtsein noch nicht durch die dogmatischen Satzungen des evangelischen Christenthums entstellt und aus seinen Fugen gerissen war; dann ist der Charakter seiner Persönlichkeit gerettet. Der evangelische Christus, als eine wirkliche, geschichtliche Erscheinung gedacht, wäre eine Erscheinung, vor welcher der Menschheit grauen müßte, eine Gestalt, die nur Schrecken und Entsetzen einflößen könnte.

Der geschichtliche Jesus, wenn er wirklich existirt hat, kann nur eine Erscheinung gewesen sein, welche den Gegensatz des jüdischen Bewußtseins, nämlich die Trennung des Göttlichen und Menschlichen, in ihrem Selbstbewußtsein aufgelöst hatte, ohne aus dieser Auflösung eine neue religiöse Trennung und Entfremdung hervorgehen zu lassen, und die sich aus den Formen der gesetzlichen Knechtschaft in ihre Innerlichkeit zurückgezogen hatte, ohne für neue gesetzliche Fesseln besorgt zu sein.

Ob aber diese Persönlichkeit existirt, ob sie die Seligkeit und Tiefe ihres Selbstbewußtseins auch Andern aufgeschlossen, also auch zum Kampf und endlich zur Bildung eines neuen religiösen Princips Anlaß gegeben habe, diese Frage kann erst entschieden werden, wenn wir die Arbeit absolvirt haben, die der Kritik der Evangelien folgen muß, die Kritik der neutestamentlichen Briefe. Bis jetzt ist uns so viel gewiß geworden, daß die Evangelien spätern Ursprungs und ein Werk der längst bestehenden Gemeinde sind; wann sie aber geschrieben und wie sie in die Entwicklung der brieflichen Literatur einzureihen sind, wird uns die Kritik der letztern lehren.

Hier verweilen wir einen Augenblick, um dies dogmatische Resultat des Bauer'schen Werks mit den Resultaten der, auf einen ähnlichen Zweck hinzielenden Schriften von Strauß und Feuerbach zusammenzuhalten, da wir gleich im Eingange auf diese Beiden, als auf die Vorläufer und Kampfgenossen von Bauer, hingewiesen haben. Die Ansicht, welche Bauer von dem Wesen

und Kerne des Christenthums, von der Person Christi aufstellt, vereinigt gewissermaßen die Standpunkte von Strauß und Feuerbach in sich, modificirt aber auch, natürlicherweise, beide in dieser Verbindung. Mit Feuerbach hat Bauer den anthropologischen Standpunkt gemein, demzufolge er die Idee des Messias für eine bloße Hypostasirung oder Personification gewisser Richtungen des menschlichen Gedanken- und Gefühlslebens ansieht. „Die christliche Vorstellung", sagt er, „bestand darin, daß das allgemeine Bewußtsein der Welt sein eigenes Inneres als eine fremde Person darstellte." Und anderswo: „Der historische Christus ist der Mensch, den das religiöse Bewußtsein in den Himmel erhoben hat." „Der Menschensohn der Religion ist der sich selbst entfremdete Mensch." Nach einer andern Stelle spricht dies Bauer deutlicher so aus:

Der religiöse Geist vollendete seine Entfremdung, indem er seine allgemeine Macht — das leere Ich — als eine fremde sich selbst gegenüberstellte, und dieser Macht gegenüber in Furcht und Zittern für seine Erhaltung und Seligkeit arbeitete. Die Bürgschaft für seine Erhaltung sah er im Messias, der ihm nur Dasjenige, was er im Grunde selbst war, repräsentirte, nämlich sich selbst als die allgemeine Macht, aber als diejenige Macht, die er auch selbst war, als die Macht, in welcher alle Naturanschauung, und die sittlichen Bestimmungen des Familien-, des Volksgeistes und des Staatslebens, sowie die Kunstanschauung, untergegangen waren.

Hier haben wir ganz und gar den anthropologischen Standpunkt Feuerbach's, welcher auch z. B. in der Idee Gottes nur den abstracten Verstand, als die allgemeine Macht im Menschen, die gleichsam über seinem ganzen übrigen Wesen herrschend waltet, in der Idee des Mittlers die Versöhnung ihres, den Menschen sich selbst entfremdenden Verstandes mit dem Gemüthe, dem individuellen Vermögen im Menschen, personificirt erblickt u. dgl. m. Bei Feuerbach ist indessen diese psychologische Bewußtseinsoperation, deren Resultat der religiöse Vorstellungskreis sein soll, gleichsam nur hypothetisch hingestellt, d. h. Feuerbach läßt es völlig unentschieden, wie der einzelne Mensch oder eine ganze Generation dazu gekommen sein möge, eine derartige Umkehrung ihres natürlichen Bewußtseins und Erhebung ihrer eigenen Ideen und Einbildungen, als selbständiger Wesen über sich selbst vorzunehmen, also, mit andern Worten, sich einen gewissen religiösen Vorstellungskreis zu bilden. Die Kritik, welche Feuerbach an den religiösen Dogmen übt, ist weder eine exegetische noch eine historische, sondern eine rein dialektische oder psychologische. Bauer hat diesen Feuerbach'schen Standpunkt erweitert und ergänzt, indem er ihn auf das Exegetische und Historische anwandte. Er versucht zu erklären, wie, unter welchen geschichtlichen Voraussetzungen es geschah, daß die Menschen ihrem Denken und ihrem geistigen Leben überhaupt eine solche Richtung gaben, welche, mittels jenes oben beschriebenen psychologischen Processes — der „Selbstentfremdung des Bewußtseins", wie es Bauer nennt —, die Idee des Messias, des Gottmenschen, nebst allen den damit in Verbindung stehenden Ideen erzeugen mußte. Durch diese geschichtliche Vermittelung kommt in die Entstehung des christlichen Vorstellungskreises eine gewisse Nothwendigkeit; die Verkehrung des natürlichen Bewußtseins (wie Bauer die christliche Weltansicht, wegen der in ihr vorherrschenden Abkehrung vom Sinnlichen und Natürlichen, nennt), wenn sie auch vielleicht vom Standpunkte einer andern Lebensauffassung aus betrachtet als krankhafte Verbildung erscheint, erhält doch eine gewisse geschichtliche Berechtigung, wäre es auch nur als Durchgangsstufe des geistigen Lebens der Menschheit zu freiern Anschauungen. Bauer selbst scheint dies einzugestehen, wenn er sagt: „Wenn die Befreiung des menschlichen Geistes gründlich geschehen sollte, so mußte die Entfremdung desselben von sich selbst vorher zu einer totalen werden, die alles Menschliche umfaßte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Das schöne Mädchen am Gmundner See. Novelle von Penseroso. Drei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1843. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Eine junge Kellnerin im Gasthofe zu Gmunden bezaubert durch große Schönheit und anmuthiges, unverdorbenes Wesen einen reichen Engländer und wird diesem als Gattin angetraut. Sie bleibt auch im Reichthume und in der großen Welt ihrem frühern Charakter treu, hat aber manche Stürme zu bestehen, da ihr Gatte, eifersüchtig und mistrauisch, ihr oft Scenen macht und jedes harmlose Vergnügen, das ihr nicht von ihm und an seiner Seite wird, verdirbt. Sie geht triumphirend aus allen Prüfungen hervor, ohne je die ihm schuldige Dankbarkeit zu vergessen oder ihrer Pflicht untreu zu werden, und nach dreijähriger Ehe, als sie mit dem Gatten und dem kleinen Sohne eine Reise nach Ischl macht und Gmunden wieder besucht, scheint der Gemahl von aller Eifersucht geheilt. Donaufahrt und die schönen Punkte bei Ischl sind in dem Romane mit schuldiger Bewunderung verherrlicht; überhaupt gewährt das Buch, trotz des einfachen, wenig bewegten Stoffes, während der drei Theile Interesse, weil es Wahrheiten gibt. Der Charakter des Engländers, welcher danach dürstet, geliebt zu werden, allein und über Alles; der des schönen Mädchens, das sich lieben läßt, halb erwidert das Gefühl, welches sie ganz zu erwidern strebt; ihre Unschuld, ihr halbes Verstehen und endlich das nach und nach einbrechende vollständige Verständniß sind gut geschildert.

2. Egon. Ein Roman von Gustav vom See. Drei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1843. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Vorliegender Roman verdient vollkommene Anerkennung und ein großes Publicum; die Bilder aus den Feldzügen der neunziger Jahre geben ihm das Gepräge eines historischen Romans, während das Gefühlsinteresse die zartesten Seiten der Menschenbrust fibriren läßt; schöne Charaktere, mit Liebe und Menschenachtung gezeichnet, erfreuen den Leser, und die Romanentwickelung ist auch originell und überraschend. Das kleine Zigeunermädchen Malve wird im Hause der Fürstin von Greifenstein erzogen; der junge Fürst Egon und sein Freund Bruno Winter mit ihr. Der Krieg entführt die jungen Leute; Bruno kehrt früher nach Greifenstein zurück und wirbt um Malve, über deren Herkunft er von der Zigeunerin Aufschluß erhalten hat. Bruno zeigt sich bald als das böse Princip des Romans, und seinen Intriguen gelingt es, Malve zu einer Verlobung mit ihm zu bewegen. Bei Egon's Rückkehr fühlt sie aber eine Leidenschaft zu diesem, welche auch erwidert wird; die Erklärung derselben führt zu einer Herausfoderung zwischen Egon und Bruno; das Duell wird indeß von dem Zigeunerweib durch die Mittheilung gestört, daß Malve Egon's

Schwester, das Kind eines von seinem Vater verführten Mädchens sei. Nachdem Monden über die wegen dieser Entdeckung entstandene Verzweiflung vergangen sind, heirathet Egon auf Zureden von Mutter und Schwester ein Mädchen, das ihn schon lange geliebt hat, und erhält nach der Hochzeit einen Brief von Bruno, worin dieser ihm meldet, daß Malve nicht seine Schwester, sondern ein geraubtes Kind sei, da das uneheliche Kind des entführten Mädchens gestorben; die sterbende Zigeunerin gibt die Belege zu dieser neuen Entdeckung, welche neuen Schmerz in die Familie und für das arme Mädchen bringt. Ihr etwas romantischer und unwahrscheinlicher, jedoch nicht unpoetischer Tod endet die Wirren, und mit einem wohlthuenden Gefühl legt der Leser das Buch nieder, dessen drei Theile mit nie ermattendem Interesse gelesen wurden.

3. Erzählungen von M. Norden. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1843. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Nach den Schilderungen der Gräfin Hahn-Hahn lassen sich kaum mehr Romane von andern Autoren lesen, welche in höhern Kreisen ihre Schaubühne aufschlagen. Wie kann es auch interessiren, Theetisch, Kronleuchter, Ballsaal, geschminkte Damen und geputzte Toiletten vorgeführt zu sehen, wenn man hinter dieser äußern Decoration nichts Anderes als Intriguen, Schlechtigkeiten und Miserabilitäten ahnen soll! Man kann die Kleinlichkeiten und Fadaisen des Salonlebens nur hinnehmen, wenn sie der buntgewebte durchsichtige Schleier sind, hinter welchem man große Plane, tiefe Schmerzen, edle Gesinnungen, stilles Verbluten, tragische Momente ahnt. Der Schleier muß durchsichtig sein, damit man das innere Leben durchschimmern sehe; die Pulsschläge eines höhern ernstern Daseins müssen ihn in Bewegung setzen wie ein leiser Luftzug, aber er darf nicht aufgezogen werden wie der Vorhang einer Komödie. Die vorliegende Novelle der „Stiefschwestern" ist ungeschickt angelegt, die handelnden Personen erinnern darin an die schlecht gemalten Figuren eines Modejournals, sie sind manierirt, die Farben aufgekleckst; überall Absichtlichkeit der Charakteristik, nicht Wahrheit. „Paul Scatig in Preußen", eine historische Erzählung, sowie das „Zusammentreffen auf Helgoland" sind besser; der Stil ist gut und fließend, und manche einzelne Schilderung sowie auch manche Reflexion nicht ohne Werth.

4. Schloß Lilienhof oder die nordischen Flüchtlinge von St. Nelly. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1844. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Roman beginnt und endigt zwar in Deutschland, spielt aber größtentheils in russischen Familien und unter russischen Zuständen. Frauen, welche viele Romane gelesen haben, können auch endlich deren schreiben, indem sie die eigenen Erfahrungen und die ihrer Bekannten mit dem Gelesenen vermischen. Einem solchen chemischen Proceß verdankt das beifolgende Werk seine Entstehung; man findet Anklänge von Balzac und andern französischen Autoren: eine Menge unnöthiger Detailschilderungen und unendlich viele Personen werden aufgeführt, die zur Entwickelung des Hauptmoments nicht nöthig sind; es wird breit erzählt, was mit einigen Worten abgethan werden könnte, kurz man möchte wol das Buch zu den gänzlich unbedeutenden rechnen, wenn nicht hier und da Situationen vorkämen, welche anziehen und fesseln. Der eine Charakter, Natalie, ein für blödsinnig geltendes Mädchen, welches zuletzt das Interesse der Leser fesselt, ist allerdings mit Kunst und Umsicht gebildet.

5. Blüten aus Tetschens goldenen Auen von St. Nelly. Drei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1843. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Diese Blüten sind sieben Novellen, welche sich recht fließend und anmuthig lesen und ebenso schnell vergessen lassen, da keine derselben durch irgend eine geistreiche Wendung überrascht oder fesselt. Oft werden Unwahrscheinlichkeiten herbeigerufen, damit der Faden der Erzählung nicht zu reißen braucht. Ref. weiß nicht, ob St. Nelly der Name einer Frau oder eines Mannes ist, beide Bücher schrieb er aber instinctmäßig einer weiblichen Feder zu und läßt aus angeborener Galanterie als solche sie ohne allzu strenge Kritik durchgehen.

6. Der Bettler von Amsterdam und Die Söhne Academias. Zwei Novellen von C. Lucas. Berlin, Rubach. 1843. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Man nehme alle möglichen romantischen Ingredienzen, verzerrten Edelmuth und ungeschminktes Laster, Verarmung, Mord, Verurtheilung des Unschuldigen, einen Gentleman im Bettlerrock, Betrug, List, Verzweiflung u. s. w., würfle sie geschickt zusammen, sodaß es eine passende Mischung gibt, dann gieße man es aufs Papier und man hat die Novelle des „Bettler von Amsterdam". Bei dem Roman:

7. Der Zigeuner. Roman von C. Lucas. Berlin, Rubach. 1843. 8. 2 Thlr.

hat ein ähnliches Verfahren wie bei der Novelle stattgefunden, Unwahrscheinlichkeiten und bis zur Caricatur übertriebene Charaktere sind an einen verworrenen Faden gereiht worden, und selbst die schöne Hand einer Dame, von welcher die Vorrede erzählt, konnte diesen nicht ordnen. In besagter Vorrede ruft der Autor: „Was historische Basis! was Tendenz! der Poesie habe ich gehuldigt und Poesie ist der Wahrheit schönstes Gewand!" Welche Wahrheit oder Wahrheiten hat der Dichter hier einkleiden wollen? Wir sind indeß weit entfernt, ihm alles Talent und alles Verdienst abzusprechen, wenn er auch uns nicht gerade darreichte, was uns als dem 19. Jahrhundert genügend erschien; die Lebendigkeit seiner Schilderung von Volksscenen, vom äußern Leben und Treiben erinnert an einen Bilderkasten mit bunten Malereien, die das Auge interessiren; Bösewichte und Tugendhelden müssen darin grell hervortreten, um die Aufmerksamkeit zu fesseln, und solche Bilderkasten sind auf Vogelschießen besonders zu empfehlen.

8. Aus dem Leben. Novellen und Erzählungen von Gustav vom See. Leipzig, Wienbrack. 1843. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zwei Novellen, „Der Handschuhmacher" und „Der Todtensinger", sind hübsch erzählt, das Unbedeutende indeß mit etwas zu viel Wichtigkeit behandelt. Die Kunst, in die äußern kleinen Umstände etwas hineinzulegen, ist eine andere, als es darin zu suchen; der Autor thut Letzteres mehr, während er das Erstere versäumt; der Stil ist aber gut, der Plan nicht zu tadeln. 12.

Notiz.

Nichts Neues unter der Sonne.

Seit einigen zwanzig Jahren sind mehrfach religiöse Fragen in Romanform abgehandelt worden; auch dies ist keine neue literarische Erscheinung, schon im 17. Jahrhundert haben tüchtige Männer das Gleiche versucht und zum Theil Werthvolleres geleistet als ihre heutigen Nebenbuhler. So erinnert ganz speciell an einige derartige Schriften der Gegenwart des alten ehrwürdigen Balthasar Schuppius „Bekehrter Ritter Florian oder Discurs, darinn kürtzlich entdecket wird, wie der Papst und sein Anhang bißhero Große und Kleine in der Welt veriret habe und noch verire". Die Grundlage dieser didaktischen Erzählung bildet eine gemischte Ehe, woran sich dann eine weitere Entwickelung des Gegensatzes zwischen der protestantischen und der römisch-katholischen Kirche anschließt, die auf die Bekehrung des Ritters Florian zur erstern hinausläuft. An der künstlerischen Anlage würde man nach unsern Begriffen mancherlei Ausstellungen machen können. Desto höher steht sie durch ihren gediegenen Inhalt, der für die siegreiche Kraft der Wahrheit weit schlagender und nachdrücklicher streitet als matte und farblose Vermittelungsversuche oder verketzernde Invectiven. 58.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 71. — 11. März 1844.

Bruno Bauer's Kritik der evangelischen Geschichte und die Literatur darüber.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 70.)

Von dieser Seite her nun nähert sich Bauer wieder der Strauß'schen Ansicht, wenigstens im Resultate. Bei Strauß ist der Eintritt des Christenthums eine nothwendige Entwickelungsstufe des allgemeinen Weltgeistes, aber auch nur eine Stufe, ein Moment und, als solches, mit derselben Nothwendigkeit, mit welcher es auftrat, auch prädestinirt, höhern Entwickelungen als Basis sich ein- oder unterzuordnen. Hier haben wir es also mit einer absoluten, objectiven Nothwendigkeit, mit einer Art von Fatalismus zu thun. Bei Bauer ist die Nothwendigkeit der Entstehung des Christenthums eine blos relative oder subjective; d. h. nach seiner Ansicht war der Eintritt des Christenthums nur die höchste Spitze, die unvermeidliche Consequenz einer Richtung, welche nun einmal der Geist des Menschengeschlechts eingeschlagen hatte. Nachdem die Menschheit in den Religionen des Alterthums ihre Freiheit, ihr Selbstbewußtsein an beschränkte nationale und religiöse Vorstellungsweise hingegeben hatte, mußte sie freilich diese Selbstentfremdung auf die Spitze treiben, um dann erst, gleichsam durch das Übermaß von Unnatur, zu sich selbst und zum Bewußtsein ihrer wahren Bestimmung, ihrer Freiheit, zu kommen; aber nothwendig war es nicht, daß sie überhaupt diesen Entwickelungsgang nahm, und ebenso wenig war es nothwendig, daß sie diese christliche Weltansicht fast zwei Jahrtausende mit sich herumtrug, daß sie nicht gleich in den ersten christlichen Jahrhunderten zur Besinnung kam, obgleich auch Dies, wie Bauer meint und zeigt, psychologisch sehr wohl erklärbar ist.

Nach diesen Betrachtungen gehen wir nunmehr über zu der Darstellung des eigentlichen philosophischen Endresultats der Bauer'schen Kritik, d. h. seiner Ansichten über den Werth, das Wesen und die culturgeschichtliche Bedeutung des Christenthums, worüber wir im Vorhergehenden bereits einige flüchtige Andeutungen gegeben haben. Die Ansicht Bauer's über die durch das Christenthum zur Geltung gelangte Lebensanschauung läßt sich mit wenigen Worten charakterisiren. Bauer betrachtet als den Kern der christlichen Lebensanschauung die vollendete Abstraction von allem Natürlichen, den auf die Spitze getriebenen Spiritualismus; er findet diesen Spiritualismus im directen Widerspruche mit dem Wesen des Menschen, mit seiner Freiheit, mit seinen natürlichen Interessen, und er hält es daher für die dringende Pflicht der Philosophie, der Kritik, diese natürlichen Interessen und diese Freiheit des Menschen wieder in ihre ursprünglichen Rechte einzusetzen, sie von jener spiritualistischen Lebensanschauung, welche sie beeinträchtigt und sie, wenn es anginge, gänzlich vernichten würde, zu emancipiren.

Diese Ansichten, die wir hier in kurzem Abrisse darstellen, hat Bauer sowol in seinem Hauptwerke als auch in der spätern Schrift: „Die gute Sache der Freiheit", ausführlich entwickelt. Wir wollen die wichtigsten der betreffenden Stellen aus beiden Schriften anführen. Die Hauptstelle findet sich im dritten Bande der „Kritik", S. 309; dort heißt es:

> Die Religionen des Alterthums hatten zu ihren Hauptmächten die Natur, den Familien- und den Volksgeist. Die Weltherrschaft Roms und die Philosophie waren die Regungen einer allgemeinen Macht, die über die Schranken des bisherigen Natur- und Volkslebens sich zu erheben und ihrer Herr zu werden suchte — der Menschheit und des Selbstbewußtseins. Für das allgemeine Bewußtsein konnte dieser Triumph der Freiheit und Menschlichkeit — davon abgesehen, daß die äußere Weltherrschaft Roms ihn nicht bewirken konnte — noch nicht in der Form des freien Selbstbewußtseins und der reinen Theorie herbeigeführt werden, da die Religion noch eine allgemeine Macht war und innerhalb derselben erst die allgemeine Revolution vor sich gehen mußte. Innerhalb der Sphäre des sich selbst entfremdeten Geistes mußten — wenn die Befreiung gründlich und für die Menschheit geschehen sollte — die bisherigen Schranken des allgemeinen Lebens aufgehoben, d. h. die Entfremdung mußte zu einer totalen werden, die alles Menschliche umfaßte. In den Religionen des Alterthums verbergen und verhüllen die wesentlichen Interessen die Tiefe und das Schreckliche der Entfremdung; die Naturanschauung bezaubert, das Familienband hat einen süßen Reiz, das Volksinteresse gibt dem religiösen Geist eine feurige Spannung zu den Mächten seiner Verehrung: die Ketten, die der menschliche Geist im Dienste dieser Religionen trug, waren mit Blumen umwunden; wie ein Opferthier, herrlich und festlich geschmückt, brachte sich der Mensch seinen religiösen Mächten als Opfer dar, seine Ketten selbst täuschten ihn über die Härte seines Dienstes.
>
> Als die Blumen im Verlauf der Geschichte verwelkt, die Ketten durch römische Kunst zerbrochen waren, vollendete der

Vampyr der geistigen Abstraction das Werk. Saft und Kraft, Blut und Leben bis auf den letzten Blutstropfen saugte er der Menschheit aus, Natur und Kunst, Familie, Volk und Staat wurden aufgesaugt, und auf den Trümmern der untergegangenen Welt blieb das ausgemergelte Ich sich selbst aber als die einzige Macht übrig. Nach dem ungeheuern Verluste konnte sich das Ich aus seiner Tiefe und Allgemeinheit Natur und Kunst, Volk und Staat noch nicht sogleich wiederschaffen, das Große und Ungeheure, was jetzt vorging, die einzige That, die es beschäftigte, war vielmehr die Absorption alles Dessen, was bisher in der Welt gelebt hatte. Es war Alles jetzt, das Ich, und doch war es leer, es war jetzt die allgemeine Macht geworden, und doch mußte es auf den Trümmern der Welt vor sich selbst erschrecken und wegen des Verlustes verzweifeln; dem leeren, Alles verschlingenden Ich graute vor sich selbst, es wagte sich nicht als Alles und als die allgemeine Macht zu fassen, d. h. es blieb noch der religiöse Geist und vollendete seine Entfremdung, indem es seine allgemeine Macht als eine fremde sich selbst gegenüberstellte und dieser Macht gegenüber in Furcht und Zittern für seine Erhaltung und Seligkeit arbeitete. Die Bürgschaft seiner Erhaltung sah es im Messias, der ihm nur Dasjenige, was es im Grunde selbst war, repräsentirte, nämlich sich selbst als die allgemeine Macht, aber als diejenige Macht, die es auch selbst war, nämlich als die Macht, in welcher alle Naturanschauung und die sittlichen Bestimmungen des Familien- und Volksgeistes und des Staatslebens, sowie die Kunstanschauung untergegangen waren.

Der geschichtliche Ausgangspunkt für diese Revolution war im jüdischen Volksleben gegeben, da in dessen religiösem Bewußtsein nicht nur Natur und Kunst bereits erwürgt waren, also der Kampf gegen die Natur- und Kunstreligion an sich durchgeführt war, sondern auch der Volksgeist bereits in den mannichfachsten Formen — deren Darstellung ich an einem andern Orte gegeben habe — mit dem Gedanken einer höhern Allgemeinheit hatte in Dialektik treten müssen. Der Mangel dieser Dialektik lag nur darin, daß an ihrem Schluß der Volksgeist sich doch wieder zum Mittelpunkt des Universum machte; das Christenthum beseitigte diesen Mangel, indem es das reine Ich zum Allgemeinen machte. Die Evangelien haben in ihrer Weise, nämlich in der Weise der Geschichtsdarstellung, diese Umwandlung durchgeführt: überall abhängig von dem Alten Testamente und fast nur eine Copie desselben, haben sie doch die Macht des Volksgeistes in der Allmacht des puren, reinen, aber der Menschheit entfremdeten Ich sich verzehren lassen.

Aber, möchte man fragen, wenn das Christenthum eine so gänzliche Verkehrung des natürlichen Bewußtseins ist, wie es Bauer hier darstellt, wie kam es doch, daß die Menschheit so lange — fast zwei Jahrtausende lang — daran glauben, sich ihm ganz hingeben und von ihm beherrschen lassen konnte? Ist diese ganze Zeit, während welcher die Menschheit unter dem Einflusse jenes religiösen Princips gelebt, gedacht, gehandelt hat, eine für ihre naturgemäße Entwickelung, für den wahren Culturfortschritt verlorene? Oder welchen culturgeschichtlichen Werth hat das Christenthum? Hierauf antwortet Bauer (III, S. 311) Folgendes:

Das Selbstbewußtsein hatte es in den Evangelien mit sich selbst, wenn auch nur mit sich selbst in seiner Entfremdung, also mit einer fürchterlichen Parodie seiner selbst, aber doch mit sich selbst zu thun: daher jener Zauber, der die Menschheit anzog, fesselte und sie so lange, als sie sich noch nicht selbst gefunden hatte, Alles aufzubieten zwang, um ihr Abbild sich zu erhalten, ja, es allem Andern vorzuziehen und alles Andere, wie der Apostel that, im Vergleich mit ihm Dreck zu nennen. In der Knechtschaft unter ihrem Abbilde wurde die Menschheit erzogen, damit sie desto gründlicher die Freiheit vorbereite und diese um so inniger und feuriger umfasse, wenn sie endlich gewonnen ist. Die tiefste und fürchterlichste Entfremdung sollte die Freiheit, die für alle Zeiten gewonnen wird, vermitteln, vorbereiten und theuer machen, vielleicht auch für den Kampf theuer machen, den die Knechtschaft und Dummheit gegen sie führen wird. Odysseus ist in seine Heimat zurückgekehrt, aber nicht durch Götterhuld, nicht schlafend, sondern wachend, denkend und durch seine eigene Kraft, vielleicht wird er auch mit den Freiern kämpfen müssen, die ihm das Seinige verpraßt haben und das Theuerste ihm vorenthalten wollen. Odysseus wird den Bogen noch zu spannen wissen.

(Der Beschluß folgt.)

Das Geld, die Banken und der Handel.

1. Über die Banken. (Von einem schwedischen Fürsten.) Deutsch von F. C. Feller. Leipzig, Göz. 1843. Gr. 8. 11¼ Ngr.
2. Vom Wesen des Geldes. Von einem russischen Schriftsteller. Leipzig, O. Wigand. 1842. Gr. 8. 10 Ngr.
3. Der Handelsverkehr die Seele des Staatslebens. Herausgegeben von Edward Ganswindt. Leipzig, Brockhaus. 1843. 12. 12 Ngr.
4. Lebensfragen für den deutschen Welthandel. Von einem Hanseaten. Bremen, Heyse. 1843. Gr. 8. 5 Ngr.

Geld, Banken und Handel sind Gegenstände, die so ineinandergreifen, daß sie in Verbindung miteinander zu betrachten, folglich auch die Anzeige der obigen vier Broschüren zusammenzufassen, so weit unter ihnen diese Verbindung besteht, uns nicht verargt werden mag. Indessen ist

Nr. 1 eigentlich hiervon auszunehmen, da es nicht sowol vom Wesen der Banken, deren Zweck und Principien, Beschaffenheit und Formen im Allgemeinen handelt, sondern von dem dermaligen Zustande der Bankeinrichtung in Schweden und den damit beabsichtigten Reformen. Es ist eine Staatsschrift, in welcher zwar nicht amtlich, aber doch unter unverkennbarer Veranlassung und Einwirkung des Königs selbst, die öffentliche Meinung darüber aufgeklärt und gewonnen werden soll, indem ihr darüber Aufschluß gegeben wird, weshalb der König den Beschlüssen der Reichsstände vom J. 1835 seine Zustimmung versagt hat und welche Einrichtungen er selbst vielmehr zum allgemeinen Besten des Landes beabsichtigt. Die ganz eigenthümliche Natur der Reichsbank von Stockholm und ihrer Verhältnisse zum Lande und zur Staatsregierung, verbunden mit der besondern Beschaffenheit der Staatseinrichtungen und der dortigen Stellung der Regierung und der Stände zueinander, lassen von Dem, was dort in Betrachtung zu ziehen ist, wenig oder keine Anwendung im Allgemeinen zu. Die Bank von Stockholm ist beiweitem weniger Bank als ein Staatsgeldinstitut, begründet durch den Staat selbst, von ihm dotirt und mit ansehnlichen Zuschüssen versehen, und hauptsächlich benutzt zur Ausgabe und zum Umlaufe des Papiergeldes und zur Beschaffung der Mittel zur Staatsschuldentilgung. Der eigentliche Bankverkehr ist nur Nebensache und fällt zum großen Theil den im Reiche außerdem vorhandenen fünf Privatbanken anheim, deren Privilegium jedoch zu Ende geht. Da handelt es sich nun wieder darum, ob diese zu erneuern oder vielmehr dem Bankwesen überhaupt eine ganz andere Richtung und Einrichtung zu geben sei, dergestalt, daß die Hauptbank durch Zweigbanken nach einerlei Verfahrungsweise ihre Wirksamkeit über das ganze Land dahin erstreckt, der Industrie im Landbau, Gewerbe und Handel durch angemessenen Credit empor zu helfen, den dermaligen günstigen Zustand des Bankvermögens aber dazu zu benutzen und zu verwenden, um nach und nach, wie es in Norwegen bereits mit glücklichem Erfolge durchgeführt ist, das Papiergeld von seinem Verfalle bis zum Nennwerthe zu erheben, den großen Ausfall in dem Landes-

einkommen zu ersparen, welcher aus jenem erwächst, und damit nicht nur diese indirecte Besteuerung des Landes abzustellen, sondern selbst einen namhaften Steuererlaß zu begründen. Der Plan des Königs ist unstreitig edel und den einmal bestehenden Verhältnissen, wie es scheint, völlig angemessen, wenn es auch nicht in Abrede zu stellen ist, daß die zu diesem Behufe angestellten Betrachtungen die Sache weder erschöpfen, noch zum Theil Probe halten. Aber es gilt hier nicht eine gänzliche Umbildung des ganzen bisher befolgten Systems, sondern dessen Verbesserung behufs eines Übergangs zu dem weiterhin zu erzielenden noch bessern. Denn im Allgemeinen findet der Grundsatz, daß die Staatsverwaltung kein Gewerbe selbst betreiben dürfe, dessen Betreibung von ihren Unterthanen vorgenommen und ausgeführt werden kann, auch auf die Banken seine Anwendung. Der Bankverkehr ist ein Theil des Handelsverkehrs. Nur dessen Beaufsichtigung, die gesetzliche Verhütung der so leichten Misbräuche in demselben und ganz besonders zu dem Ende, da Alles auf dem öffentlichen Credit beruht, Offenlegung getreuer Abschlüsse des jedesmaligen Finanzzustandes einer jeden Bank, fällt der Fürsorge der Staatsverwaltung anheim, und nur die Mängel der Gesetzgebung in diesem Betrachte haben die bedrohlichen Krisen herbeigeführt, welche die Privatbanken in England und Amerika mit verursacht haben. Die französischen Assignaten und die östreichischen Kassenscheine aber gehören in diese Erwägung nicht, da sie keine Bankzettel, sondern Papiergeld waren und nur zur Realisirung der erstern eine Bank eingerichtet worden war. Gerade Das aber ist für ein Land höchst bedenklich, wenn sein Papiergeld mit den Bankzetteln vereint wird, wie es denn überhaupt höchst gefährlich ist, dem Staate auch nur ein Miteigenthum an den Banken des Landes und eine Verfügungsgewalt über dieselben einzuräumen, weil erstens einem eindringenden Feinde ein leicht verletzbarer Angriffspunkt bloßgestellt wird, durch dessen Bemächtigung er das Mark des Landes in seine Hand bekommt (man denke an die Bank von Hamburg); weil zweitens die Bereitschaft so ansehnlicher Mittel die Versuchung ihrer Benutzung zu den Absichten der Regierung enthält, und drittens weil dadurch alle Diejenigen, welche der Bank Credit gegeben haben, wider ihren Willen zu Staatsgläubigern gemacht und ihr Privatvermögen in das Staatsschiff verladen wird. Allein die Bank von Stockholm ist eigentlich, wie schon erwähnt, ein Staatsgeldinstitut, und es ist recht und billig, daß der Staat durch dasselbe sein Papiergeld erst wieder zum vollen Werthe bringe, nichtsdestoweniger aber zugleich den bestehenden Fonds und Credit desselben dazu verwende, daraus eine Landescreditanstalt zu machen. Die Reichsstände, unter deren Verwaltung durch Commissarien die Bank steht, und welche in Schweden mit der Krone bekanntlich in einem fortwährenden stillen Kampfe zur Erlangung überwiegender Macht sich befinden, betrachten die Bank als eine Hauptquelle und Gewährsmittel politischer Macht und waren 1835 darauf bedacht, ihrer Commission noch größere Gewalt in der Bankverwaltung zu verschaffen. Daß der König dies gewahr ward und sich widersetzte, konnte erwartet werden; aber die Vorsicht, Umsicht und Voraussicht in seiner Kritik der ständischen Beschlüsse verdient ebenso große Ehrerbietung als seine Sorgfalt, aus der Bank, die gegenwärtig hauptsächlich eine Staatsanstalt ist, eine Landesanstalt zu schaffen. Möge sein Bemühen gelingen und die schönen Worte in der Einleitung bestätigen: „Die Voraussicht ist mehr als eine Hoffnung; sie ist so zu sagen der Vorgenuß einer glücklichen Zukunft des Vaterlandes!"

Nr. 2 macht dem Verf. alle Ehre, indem er darin nicht nur eine reiche Belesenheit über den Gegenstand, sondern auch eine sehr klare und durchdachte Auffassung bewährt, die ihm eine einfache und lichte Darstellung möglich gemacht haben. Der gelehrte Staatswirth findet darin eben nichts sonderlich Neues; aber diese gedrängte Durchsicht der Lehre vom Gelde geht von unverwerflichen Grundsätzen aus und wird zusammenhängend durchgeführt. Sachgemäß gibt er die Erklärung vom Gelde: es sei eine Waare, zum allgemeinen Tauschmittel in dem Umkreise ihrer Geltung bestimmt, sodaß beide Prädicate, Waare und allgemeines Tauschmittel, darin verbunden vorgestellt werden. Durch diese richtige Erklärung werden alle Merkmale und Eigenschaften des Geldes sofort vollständig bestimmt. Ebenso wahr daher ist auch die weitere Bemerkung, daß der Preis des Geldes, wie jeder andere Waarenpreis, sich durch den Productionswerth und durch das Verhältniß zwischen Vorrath und Bedarf bestimmt, wobei wir nur erinnern, daß wenn auch das Geld seinen veränderlichen Preis hat, die früher aufgestellte Erklärung vom Preise, „er sei der im Gelde ausgedrückte Werth der Sachen", nicht richtig sein kann. Der Preis der Dinge ist keine bloße Modification ihres Werthes, sondern Werth und Preis sind reell verschiedene Bemessungen, wennschon der erstere auf die Bestimmung des letztern von entschiedenem Einflusse ist. Gegen Smith führt der Verf. aus, daß nicht die im höchsten Lohne, sondern die im niedrigsten Lohne stehende gemeine Arbeit den Regulator des Arbeitspreises abgibt, und ebenso der Kostenbetrag des am theuersten gewonnenen Metalls, nicht in den reichsten Bergwerken, den Preis desselben bestimmt. Wir pflichten ihm vollkommen bei, indem eben daraus, daß ein Bergwerk noch bebaut wird, sich ergibt, daß es für den gangbaren Preis noch Metall fördern kann, der Überschuß in den reichern Bergwerken aber den Gewinn umfaßt, den sie abwerfen. Daß bei jenem alle Bodenrente verschwindet, hat hiermit nichts zu thun, da dieselbe in der Regel in den Steigerungen der Bewirthschaftungskosten aufgeht.

Sehr gut beleuchtet ist die Unmöglichkeit der Festigkeit oder Stetigkeit des Geldpreises sowol in der Zeit als im Raume, mithin auch die Unmöglichkeit einer gesetzlichen Feststellung des Curses verschiedener Münzsorten, wobei wir nur bemerken, daß der Unterschied zwischen Münze und Gold ganz übergangen worden ist, obgleich die gebrauchten Ausdrücke zeigen, daß er dem Verf. bekannt ist. Öfter jedoch setzt er auch Geld, wo es eigentlich Münze heißen sollte. Den Namen leitet er davon ab, daß die ersten Münzen zu Rom im Tempel der Juno moneta geprägt worden sein sollen. Die wahre Natur des Papiergeldes macht er dadurch erkennbar, daß er erweist, wie dasselbe eigentlich in Kassenanweisungen, oder unverzinslichen auf den Staatscredit entnommenen Schuldscheinen besteht. Warnend bemerkt er dabei: „So wohlthätig der Credit ist, wenn seine rechten Grenzen nicht überschritten werden, um so verderblicher ist sein Misbrauch. Die Versuchung aber, die Befugniß zu leihen und zu borgen, so lange sie kein Hinderniß findet und ihr keine Schranken gesetzt werden, ist eine oft nahe gelegte. Es ist Pflicht der Regierungen, diese Schranken für den Privatverkehr festzustellen, wie vielmehr mit eigenem guten Beispiele voranzugehen. Sie müssen alle Kräfte aufbieten, ihre Schuldbriefe im vollen Werthe zu erhalten, und nichts sparen, wenn sie zum Credit ihre Zuflucht nehmen müssen, einer Waffe, die wirksamer, aber zugleich auch gefährlicher ist als Schießgewehr, denselben aufrecht zu erhalten und die übernommenen Verpflichtungen streng zu erfüllen. Da der Staat eine Rechtsanstalt ist, so soll ihm auch nichts wichtiger und heiliger sein als die Beobachtung des Rechts und der ihm gegenüberstehenden Verpflichtungen. Das Interesse der Unterthanen ist in der Obhut der Staatsgewalt; der Misbrauch des ihr erwiesenen Vertrauens, die Ausgabe einer zu großen Masse Papiergeldes reißt die allgemeinen Bande des Staatsverbandes entzwei."

Der Misbrauch ist noch schreiender, wenn dem Papiergelde gesetzlich ein gezwungener Curs gegeben worden ist. Dieser Punkt, der doch bei der Entwickelung der Natur des Geldes von großer Erheblichkeit, nämlich die gesetzlich bestimmte Annahme der Landesmünze und was Dem anhängt, ist aber überhaupt nicht in Betrachtung gezogen. Endlich in einem andern Punkte, und einem sehr wichtigen, können wir dem Verf. nicht beipflichten. Er selbst gibt zu, daß das Geld eben wegen seiner Eigenschaft als allgemeines Tauschmittel zum beliebigen Gebrauche einen höhern Werth habe, als sein Metall-

gehalt mit Hinzurechnung des Schlagschatzes beträgt; aber er vergißt dies wieder ganz, wenn er dennoch den Satz aufstellt, es verhalte sich mit der Capitalisirung des Geldes und seiner Anhäufung zum Reichthume ganz und gar ebenso wie bei allen andern Waaren, und der Reichthum der Länder sei nicht nach ihrem Geldvorrathe, sondern nach der Masse sämmtlicher verwerthbaren Gegenstände zu schätzen, sodaß die ganze Vorstellung von vortheilhaften oder nachtheiligen Handelsbilanzen zu den Phantomen zu zählen sei. Diese oft genug wiederholte Behauptung vermischt einiges Wahre mit vielem Falschen und führt zu Theorien, die in der Praktik nicht Bestand halten und in Schaden bringen. Zuvörderst müssen wir dagegen bemerken, daß die Voraussetzung hierbei, die eines ungehemmten freien Verkehrs unter allen Ländern, keine Wirklichkeit hat. Wir leben in keiner idealen, sondern in einer irdischen Welt, und müssen dieser unsere Maximen anpassen. Von größerm Gewichte ist auch die besondere Natur des Geldes, die schon sein Name bezeichnet. Es ist eine Waare von allgemeiner und sich im Wesentlichen gleich bleibender Geltung, eine Waare, welche immer gilt und einen gemeinen Werth hat. Es ist eben deswegen nicht blos ein Tauschmittel, sondern zugleich das Ausgleichungsmittel alles Verkehrs und die Grundlage aller Geltung und Schätzung in demselben. Hierdurch nun unterscheidet es sich von allen Waaren, welche

a) dem Verderben oder auch nur der Verschlechterung ausgesetzt sind;
b) ferner von allen verzehrbaren Waaren, die nur durch ihren Verbrauch, oder eigentlicher Verzehrung, einen Gebrauch gewähren, nicht minder
c) von allen unbeweglichen und gar nicht ausführbaren Gütern, sowie
d) von denjenigen, welche Gegenstände des Luxus oder der Liebhaberei sind und einen eingebildeten, vergänglichen oder einen Werth der besondern Vorliebe haben,

und welche bei der Summirung des Nationalreichthums ganz anders veranschlagt werden müssen als die Geldcapitale. Allerdings ist die vorhandene Münze nicht allein Das, woraus eines Landes Reichthum besteht, dieser also auch nicht allein danach zu bemessen. Aber ausgemacht ist und bleibt es, daß ein Land, dem es an dem Geltungsmittel, an dem Mittel der Vergeltung im innern und äußern Verkehr gebricht, schon darum arm ist; daß folglich auch jedes Land, welches fortgesetzt mehr Geld aus- als einführt, daran mit der Zeit Mangel leiden und nothwendig immer mehr verarmen muß, wenn solches nicht geschehen könnte, wenn es mindestens ebenso viel erzeugte, als es braucht. Wenn umgekehrt in Nr. 3 gefolgert wird, ein Land mit einer vortheilhaften Bilanz müsse nach und nach alles Geld verschlingen, eben damit aber auch in demselben Maße allen Handel aufgeben, ist augenfällig hierbei übersehen, daß die tributairen Länder in Ermangelung des Geldes andere Artikel um so unvortheilhafter in Tausch geben müßten, wodurch der Reichthum noch immer mehr wüchse. Das Übel der Geldentblößung wird noch größer, wenn Sitte und Lebensweise es mit sich bringen, für das baare Geld meist nur verzehrbare oder Luxusgegenstände oder Liebhabereien einzuführen. Gesetzt, ein Land schickte all sein Geld nach Paros für Marmor und führte daraus im Lande Paläste auf: würde dies Land noch so wohlhabend sein als vorher? Artikel ähnlicher Art lassen sich Tausende benennen, und aus allen zusammen erhellt, daß der Abschluß der Handelsbilanzen weder ein Traum noch eine Thorheit ist. Die Masse des Verkehrs in jedem Lande bedingt das Bedürfniß des Vorraths an Mitteln zu dessen Ausgleichung; je mehr Reichthum, desto mehr Begehr nach allerhand Gegenständen und desto mehr Gelegenheit zu seiner Befriedigung, mithin wächst auch mit der Nothwendigkeit, dazu Geld zu haben, das Vermögen, es anzuschaffen. Daraus ist die Regel abzunehmen, daß das Geld dem Reichthume folgt, dessen Repräsentant ist. Der Grad der Cultur und Sitte, die Lebensweise, Staatsverfassung und Rechtspflege können darauf großen Einfluß üben und das Verhältniß abändern, immer aber doch nicht die Regel umstoßen, sondern sie nur dahin beschränken, wo alles Übrige sich gleich ist. Unter dieser Beschränkung wird sie selbst durch die Dichtigkeit der Bevölkerung nicht verändert, da außerdem diese ein Loch hinein machen würde. Denn wenn auf der einen Seite die Dichtigkeit der Bevölkerung den Verkehr ungemein erleichtert und vermehrt, folglich dazu auch mehr Geld brauchen läßt, führt sie auf der andern Seite auch die Möglichkeit herbei, daß dasselbe Geldstück in gewissen Zeiträumen dazu öfter benutzt wird, folglich sich so oft verdoppelt, als eben dies geschieht. Wenn jenes eine arithmetische Progression schafft, so dieses eine geometrische, also sich rascher vergrößernde. Nur ein einziger Umstand, der kein äußerlicher, sondern eine nothwendige Folge des Reichthums selbst ist, greift um deswillen auch die gefundene Regel an. Reichthum schafft Credit, und je mehr Credit vorhanden ist, desto mehr Anweisungen und Schuldverschreibungen, private und öffentliche, werden anstatt des Geldes zum Handel gebraucht, machen die Münze überflüssig und drängen sie aus dem Lande. Dies ist aber auch nicht verkannt worden. Der Sprachgebrauch begreift eben darum das gemünzte Papier mit unter dem Gelde, und es muß dasselbe, wenn die Summe seines Vorraths in Betracht kommt, allemal mitgezählt werden, versteht sich, nicht nach seinem Nominalwerthe, sondern nach dem jedesmaligen Realwerthe. In den Ländern, in denen ein Wechsel- und Handelsbilletstempel eingeführt ist, läßt sich selbst deren umlaufender Betrag annähernd schätzen und hinzurechnen. Solchergestalt umfaßt der Artikel Geld ungleich mehr als das gemünzte Metall, und ist nicht so einfach, als wenn er damit abgefertigt wird, Geld sei Waare. Daß es dies nicht allein ist, sondern eine Waare von ganz eigenthümlicher Beschaffenheit, hat der gemeine Menschenverstand und die Rechtswissenschaft durch die Unterscheidung des Tausches und Kaufes erkannt und die Sache umgekehrt, sodaß der Kauf als der einfache und regulirende Contract, der Tausch hingegen als ein wechselseitiger Kauf angesehen wird. Es liegt Dem das Bewußtsein zum Grunde, daß das Geld den Repräsentanten aller Werthsbestimmung, aller Vergeltung und alles Erwerbsvermögens abgibt. Um deswillen greift Montecuculi's bedeutende Regel für alle Unternehmungen Platz. In der Welt regiert das Geld.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Nachgebende Gefälligkeit kann so weit gehen, daß sie noch eher Glück und Leben als die Gewogenheit der Person auf das Spiel setzt. Dahin gehört, was Rousseau in den „Confessions" erzählt. Ein gewisser Mensch bewies ihm große Zuthätigkeit, stellte sich ihm oft in den Weg und begleitete ihn zuweilen auf seinen Spaziergängen. Einst kostete Rousseau eine gewisse Art von Beeren, und da er sie schmackhaft fand, so fing er an, mit Appetit davon zu essen. Sein Begleiter sah ihm eine Zeit lang stillschweigend zu, endlich sagte er: „Aber Sie wissen es doch, daß diese Beeren giftig sind?" „Mein Gott", entgegnete Rousseau, „warum haben Sie mir Das nicht sogleich gesagt?" „Ah, Monsieur", versetzte Jener, „je n'osais pas prendre cette liberté."

Von ganz besonderer Art ist die Verordnung, welche der Magistrat der vormaligen Reichsstadt Nürnberg 1699 für die Stadt Altdorf in Betreff des Almosengebens erlassen hat. „Es sey", heißt es, „Niemand zwar zu dem Almosengeben zu nöthen, hingegen sollen die Häuser derienigen, welche sich zu nichts verstehen wollen und doch wohlvermögende Leute sind, mit vollem Schwarm der Bettler, durch den Bettelvogt angeführt, überfallen werden, damit sie durch ihren Geiz zu Schanden gemacht werden und sich um so viel mehr zu der gebenden Partie schlagen möchten." 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 72. —— 12. März 1844.

Bruno Bauer's Kritik der evangelischen Geschichte und die Literatur darüber.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 71.)

Deutlicher noch und ausführlicher spricht er sich über seinen Zweck und über die Aufgabe, welche nach seiner Ansicht die Kritik zu erfüllen hat, in der andern Schrift aus, namentlich in folgenden Stellen. S. 203 heißt es:

Nicht die Philosophie soll Alles in Allem sein, nicht um eine Philosophie, auch nicht um die Philosophie handelt es sich, wenn die Religion gestürzt wird, sondern um die Menschheit handelt es sich und die Menschheit soll Alles in Allem sein.

Sämmtliche Güter der Menschheit, Staat, Kunst und Wissenschaft, die ein Ganzes, ein System bilden, und unter denen keins als ein absolutes und ausschließliches gilt, keins ausschließlich herrschen darf, wenn es nicht wieder ein Übel werden soll, alle diese Güter sollen endlich einmal, nachdem sie bisher von der Religion auf Tod und Leben bekämpft waren, d. h. von dem Ausdruck ihrer Unvollkommenheit immer beherrscht werden sollten, frei werden und sich frei entwickeln.

Die Menschheit will nichts Ausschließliches mehr, darum kann sie die Religion, die sie bisher hinderte, Alles zu sein, was ihre Bestimmung ist, nicht mehr als eine allgemeine herrschende Angelegenheit wollen. Sie schließt die Religion deshalb nicht so aus, wie die Religion die Kunst und Wissenschaft ausschließen muß, daß sie dieselbe mit Stumpf und Stiel ausrotten wollte, sondern sie erkennt sie an und läßt sie als Das bestehen, was sie ist, als Bedürfniß der Schwäche, als Strafe der Unbestimmtheit, als Folge der Muthlosigkeit — als eine Privatsache.

Kunst, Staat und Wissenschaft werden deshalb immer noch mit den Unvollkommenheiten ihrer Entwickelung zu kämpfen haben, aber ihre Unvollkommenheit soll nicht zu einem jenseitigen Wesen erhoben werden und als die himmlische, religiöse Macht ihren Fortschritt hemmen, ihre Unvollkommenheiten sollen als ihre eigenen anerkannt und als solche im Fortgange der Geschichte leicht genug überwunden werden.

In der Religion wird der Mensch um sich selbst gebracht, und sein Wesen, das ihm geraubt und in den Himmel versetzt ist, zum Unwesen, zur Inhumanität selbst gemacht.

Die Kritik ist die Krisis, welche das Delirium der Menschheit bricht und den Menschen wieder sich selbst erkennen läßt.

In diesem Endresultate seiner „Kritik", in der Auflösung — nicht nur der christlichen, sondern aller Religion, trifft Bruno Bauer, wie wir wol nicht erst zu sagen brauchen*), abermals mit seinen beiden Vorgängern zusammen. Dennoch ist ein Unterschied unter den drei Wortführern der modernen Kritik auch in diesem Punkte nicht zu verkennen, zwar nicht in Bezug auf die Hauptsache, nämlich die Bekämpfung der christlichen, überhaupt der religiösen Lebensansicht, wol aber in Bezug auf den Standpunkt, von welchem aus Jeder derselben diese Opposition unternimmt, d. h. mit andern Worten in Bezug auf Das, was Jeder an die Stelle des Christenthums oder der Religion setzen will. Auf diesen Unterschied ist bereits in dem neuesten philosophie-geschichtlichen Werke von K. Biedermann: „Die deutsche Philosophie von Kant bis auf unsere Zeit, ihre wissenschaftliche Entwickelung und ihre Stellung zu den politischen und socialen Verhältnissen der Gegenwart", aufmerksam gemacht worden, und wir nehmen keinen Anstand, die daselbst angestellte Vergleichung zwischen Strauß, Feuerbach und Bauer hier wiederzugeben. Es heißt dort (II, S. 501):

Wenn es Strauß hauptsächlich darum zu thun ist, die Selbständigkeit der speculativen Weltanschauung, der Betrachtung der Natur und der Geschichte in ihrem nach innern Gesetzen geregelten organischen Zusammenhange vor den Einflüssen der religiösen Vorstellungsweise sicher zu stellen, die überall das Natürliche auf ein Übernatürliches bezieht und dadurch aus jenem Zusammenhange herausreißt, wenn also Strauß, um uns der gewohnten Ausdrücke zu bedienen, an die Stelle der theistischen Ansicht überall die pantheistische setzt, so haben Feuerbach und Bauer bei ihrer Opposition gegen das religiöse Princip vornehmlich die Freiheit des Einzelnen, also ein praktisches Motiv im Auge. Die christliche Religion hat die natürlichen Beziehungen des Menschen zur Natur und zur Gesellschaft aufgehoben, indem sie ihn auf Etwas hinwies, was gänzlich außerhalb aller dieser Beziehungen lag, auf die Idee eines rein Übersinnlichen, Übernatürlichen, Absoluten, sie hat den Menschen gleichsam sich selbst entfremdet. Diese Selbstentfremdung des menschlichen Bewußtseins suchen nun Feuerbach und Bauer wieder aufzuheben; sie wollen den Menschen wieder zum Menschen machen, ihn wieder in seine natürlichen Beziehungen zur materiellen Außenwelt und zur Gesellschaft zurückversetzen, ihm die Freiheit seines Selbstbewußtseins zurückgeben. Strauß vertritt also vorzugsweise das Interesse der Philosophie, der rein speculativen Wissenschaft, gegen die Abstractionen und den Autoritätsglauben der positiven Religion; das gemeinschaftliche Interesse Feuerbach's und Bauer's dagegen ist ein überwiegend praktisches; allein bei Feuerbach beschränkt sich dasselbe noch mehr auf den einzelnen Menschen, während es sich bei Bauer auf die allgemeinen Verhältnisse der Gesellschaft richtet. Feuerbach will das Individuum

*) Wir verweisen hierüber auf die Artikel über Strauß und Feuerbach in Nr. 46—49 d. Bl. f. 1843.

von den Fesseln der nach seiner Ansicht mit der natürlichen Ausbildung des Menschen in Widerspruch stehenden religiösen Vorstellungsweise befreien; Bauer möchte gern den Einfluß brechen, den die Religion auf die politischen und socialen Einrichtungen ausübt; er richtet seine Opposition gegen den „christlichen Staat", d. h. gegen den Staat, welcher das Princip des Übernatürlichen noch anerkennt und dessen Anerkennung seinen Angehörigen aufdringt. Mit einem Worte, die Tendenzen Feuerbach's und Bauer's, obgleich in ihren letzten Resultaten die gleichen, unterscheiden sich doch in ihren nächsten und directesten Zwecken dadurch, daß Feuerbach mehr eine ästhetisch-moralische, Bauer mehr eine politisch-sociale Reform im Auge hat.

Hiermit schließen wir diesen ersten Abschnitt unserer Betrachtungen über Bruno Bauer. In einem zweiten Artikel wollen wir uns mit den hauptsächlichsten Entgegnungen beschäftigen, welche gegen die von ihm entwickelten Ansichten in exegetischer, dogmatischer und allgemein philosophischer Beziehung in den oben aufgeführten Schriften aufgestellt worden sind.*) 32.

*) Den zweiten Artikel hoffen wir im nächsten Monat mittheilen zu können. D. Red.

Das Geld, die Banken und der Handel.

(Beschluß aus Nr. 71.)

Nr. 3 hat der aufgeklärte und edelmüthige Verf. diese richtige Bedeutung des Geldes aufgefaßt, indem er sagt: „Das Geld ist Repräsentant jeder Waare, nach der ein Bedürfniß ist." Hätte er gesagt, der Repräsentant der Verwerthung oder Vergeltung oder der Entäußerung jeder Waare, würde er ganz richtig gesprochen haben, indem nicht die verkäuflichen Waaren selbst dadurch repräsentirt werden, sondern das Anschaffungsvermögen zu ihrem Erwerbe. Ebenso wenig kann man dem Satze widersprechen, „daß das Geld nur durch seinen dauernden Gebrauch, nicht durch seinen aufgespeicherten Besitz ein nutzbares Eigenthum werde", obgleich auch hierbei noch zu bemerken bleibt, daß man es haben muß, bevor man es brauchen kann, und es aufsammeln muß, bevor man viel damit anfangen kann. Auch ist es nicht der Gebrauch selbst, was dem Gelde seinen Werth gibt, sondern das ihm einwohnende Vermögen und die Macht seines Gebrauchs. Dergleichen genauere Bestimmungen verhüten gar oft die unrichtige Anwendung allgemeiner Sätze, welche ohne dieselben in unbegrenzter Anwendung zu schiefen Urtheilen verleiten. Ganz gewiß ist der Satz, daß der Vorrath an edlen Metallen über den Nationalreichthum entscheide, ein unrichtiger, mithin auch das Colbert'sche oder Mercantilsystem, soweit es auf diesem Satze beruht; aber daraus folgt noch nicht, daß die bloße Verneinung oder das Gegentheil des erstern die volle Wahrheit enthalte, und daß man das Kind mit dem Bade ausgießen müsse, indem man jene sehr angemessene Antwort der Handelsdeputation, mit welcher sich Colbert über die Maßregeln zur Aufnahme des Handels berathen wollte und welche ihm immer nur antwortete: „Lassen sie uns Kaufleute nur machen!" für die Quintessenz aller Weisheit in der Handelspolitik ausgibt. Wenn die Regierungen aus Verwaltungseifer und vermöge unrichtiger Theorien Fehler begangen haben, begehen deren Kaufleute und Handelskammern nicht minder aus Unkunde oder Kurzsichtigkeit der Eigensucht, was nicht selten schon zu entgegengesetzten Anträgen derselben Anlaß gegeben hat. Überdieß können die Kaufleute andern Ständen und dem Auslande gegenüber sich nicht allein schirmen und Maßregeln ausführen, die ihnen heilsam dünken, wobei dann doch die Regierung entscheiden können muß, ob solche ihren Schutz verdienen oder nicht. Eine völlige Ungebundenheit des auswärtigen Handels ist unstatthaft, so lange es noch einem Staate, der im Handelsverkehr sich befindet, gefällt, dieselbe nicht bestehen zu lassen. Der Verf. selbst erkennt an, daß, so lange in England die Kornbill besteht, kein freier Handel mit ihm obwalten könne. Andere Ausschließungen und Vorbehalte sind von geringerer Bedeutung, aber deßhalb nicht ohne Bedeutung. Ohne Zweifel werden jedoch immer mehr Sperren und Zollbelastungen verschwinden, je deutlicher das Nachtheilige und die zurückwirkende Verderblichkeit derselben eingesehen wird.

Dazu nun mitzuwirken ist der Zweck dieser schön und warm geschriebenen Schrift. „Regierungen und Völker! hofft nicht früher auf einen Zustand des Rechts, der Wahrheit und der Freiheit, bis ihr niedergerissen habt die Tempel der Nichtswürdigkeit, die euch zwar Mammon, der Gesittung aber den Tod bringen! Deshalb schafft die Zölle ab, mit ihnen den Betrug des Paschens und gebt die Hände der Zöllner und der Schmuggler dem ehrlichen Gewerbe und der productiven Kraft des Vaterlandes wieder!" Dies ist das Ziel der Ausführung, und der Verf. bekennt, „es stehe ihm die Überzeugung lebendig vor der Seele, daß bei dem einmal angenommenen Standpunkte der Gesittung und Bildung kein Jahrhundert vergehen werde bis zur Realisation dieser Idee."

Sind auch unsere Erwartungen etwas weniger sanguinisch, so hoffen auch wir, daß der Zustand des Friedens, des Rechts und der Freiheit immer mehr Bestand und Ausdehnung gewinnen werde, und gestehen gern, daß der Verf. dazu kein unwichtiges Scherflein beigetragen habe. Wie Kant den allgemeinen Frieden aus der Rechtsherrschaft ableitete und prophezeite, so der Verf. aus der Wichtigkeit des Handels für das Leben der menschlichen Gesellschaft. „Die Zeit ist ihm eine Flüssigkeit mit einem fortwährenden Fermente, welche durch Destillation Geist und immer Geist erzeugt, stets neuen Geist, auf daß es kund werde, daß Alt nicht Neu sei und Neu nie Alt werden könne."

Den Gang seiner Betrachtung legt der Verf. selbst (S. 43) in gedrängtem Auszuge vor. Ganz kurz zusammengefaßt ist er folgender: Der Handel ist der wirksamste Hebel zur Cultur des Menschengeschlechts gewesen und wird es bleiben; um seine volle Wirkung zu erweisen, muß er durchaus unbehindert sein; dies kann er nicht ohne Aufhebung alles Zolles, sowol der Verbrauchs- als Schutzzölle, deren Einführung auf ganz verkehrten Voraussetzungen beruht, nämlich der, daß indirecte Abgaben unentbehrlich und die Staatswirthschaft durch Fabriken gefördert werde, zu deren Bestehen es dieser Unterstützung bedürfe.

Anlangend die erstern hält er dafür, daß, da die Befürchtung eines Krieges immer mehr schwinden werde, auch bei dem Militairetat eine so große Ersparniß eintreten müsse, daß mit Zuhülfenahme der Ausgabe für die ganze indirecte Steuerverwaltung und einiger andern unnöthigen Luxusgegenstände in der Staatsverwaltung es überall keiner indirecten Besteuerung weiter bedürfen werde, welche, wo und so lange sie bestehe, darum eine unzurechtfertigende Einrichtung ausmache, weil sie einerseits den Reiz zur Contravention mit sich bringt und im Rechtsstaate zwischen den Contravenienten und Steuerbeamten einen Kriegszustand herbeiführt, durch Beides aber das Volk demoralisirt. Allein jede Abgabe ist eine Beschwerde, und einer jeden sich nach Möglichkeit zu entziehen wird die Unrechtlichkeit die Versuchung haben auch bei den directen Steuern, und zwar in dem Grade mehr als sie von Belang werden. Es lassen sich hiergegen nur zwei Mittel denken, einmal Belebung des Rechtssinnes durch die Einsicht von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Steuern, und demnächst durch deren Verminderung bis zu dem Grade, daß die Defraudanten durch lockenden Gewinn sich in Gefahr zu geben nicht gereizt werden. Eben deshalb sind mehrartige Steuern nicht wohl zu entbehren. Von dem Enthusiasmus der Einwohner, der bei außerordentlichen Bedrängnissen durch freiwillige Opfer der Regierung die erfoderlichen Mittel darbringt, aber auch weder

zu oft noch zu lange in Anspruch genommen werden darf, mag inzwischen die Erhaltung des ordentlichen Verwaltungsganges nicht abhängig gemacht werden.

Die Bemühungen der Regierungen, durch Anlage von Fabriken und Manufacturen das Nationaleinkommen zu erhöhen, ohne daß sie aus dem Bedürfnisse entspringen, welche vielmehr nur durch Unterstützung oder Schutzzölle im Gange erhalten werden können, nennt der Verf. treffend die Fabrikenmanie. Er zeigt klar, daß der natürliche Gang des Gewerbes zuerst auf Production und dann erst auf Fabrikation gerichtet sei, wenn jene die vorhandenen Menschenkräfte nicht mehr beschäftigen, ihnen nicht mehr einen reichlichern Unterhalt liefern kann, als sie in den Fabriken finden können, und daß die Verarbeitung der rohen Erzeugnisse des Landes und der Bedürfnisse der arbeitenden Einwohner der Verarbeitung auswärtiger Erzeugnisse und der Luxusgegenstände zweckmäßig vorangehe, auch hierbei aber es am besten sei, den ganzen Gewerbetrieb sich selbst zu überlassen, der, was ihm noth thut und ihm frommt, besser herausfühle als die Regierung in größerer Entfernung.

Mit diesem letztern Satze können wir nicht einverstanden sein, er führt ins andere Extrem. Daß die Regierungen es nicht darauf anlegen, Treibhauspflanzen zu ziehen, wie es vielfältig geschehen ist, Das mögen sie sich gesagt sein lassen; daß sie aber nicht auch, gleich guten Gärtnern, durch Verpflanzen, Veredeln und Nachhelfen den in heimischem Boden fortkommenden Gewächsen, sie mögen ursprünglich ihm oder anderwärts entkeimt sein, forthelfen sollen, Das mögen sie ganz überhören! Größere Betriebsanlagen können häufig in ärmern Ländern entweder aus Mangel an Capital oder an Geschick nicht aufkommen und besonders in ihrer Kindheit nicht die Concurrenz mit dem Auslande aushalten. Liegt es blos hieran, so wird es immer lohnen, zu Hülfe zu kommen, wenigstens bis dahin, daß das Kind groß gewachsen sein kann. Daß auf den Ursprung des rohen Materials es nicht ankommt, beweist der ungeheure Verbrauch der Baumwolle in den Spinnereien und Webereien Englands; es beweist dies die Uhrenfabrikation in der Schweiz und die Wollenmanufactur Belgiens. Auch wird keine Regierung darauf eingehen, die Erzeugung roher oder verarbeiteter Materialien im Lande, z. B. ihre Eisenwerke, Glashütten oder Alaunsiedereien darum aufzugeben und die darin beschäftigten Arbeiter, die ihr Soldaten und Steuern liefern und dem Lande eine sichere Consumtion statt einer unsichern Ausfuhr verschaffen, darum ziehen zu lassen, weil es eines mäßigen Schutzzolls bedarf, damit die Concurrenz mit dem Auslande ausgehalten werden könne. Es hat in diesen Dingen Alles sein Maß, das nicht überschritten werden darf, ohne in Fehler und Nachtheile zu verfallen. Es läßt sich darüber durch einige Gemeinplätze nicht absprechen, sondern die allgemeinen Regeln unterliegen einer großen Menge von Nebenbestimmungen, Modificationen und Ausnahmen, von denen im Einzelnen die richtige Beurtheilung abhängt.

Nr. 4. Auf einem ganz andern Standpunkte steht der Verf. der zuletzt angeführten Schrift. Er hat es mit keiner Theorie und keiner allgemeinen Einführung und Ausführung derselben zu thun; die Gegenwart, die Wirklichkeit und insonderheit unser gemeinsames Vaterland ist der Gegenstand seiner Sorge. Er erkennt die Wohlthätigkeit und Wichtigkeit des Zollvereins vollkommen an, hält es sogar für unumgänglich, daß auch der übrige Theil von Deutschland, der ihm noch nicht beigetreten ist, sich ihm anschließen müsse, indem nur erst dadurch sein Zweck und seine Wohlthätigkeit vollkommen in Erfüllung gehen könne, hält aber dafür, daß der Zollverein dieses so wünschenswerthe und erhebliche Ereigniß selbst durch die Einrichtung seines Verfahrens, vorzüglich durch seinen Tarif verzögere und aufhalte. Wie die Sachen einmal stehen und durch die Gewalt der Anordnungen und Maßregeln des Auslandes gestaltet sind, ganz vorzüglich Englands, kann dermalen kein Land in der Welt Differentialsätze in seinen Zoll-, Handels- und Schiffahrtsgesetzen entbehren, am allerwenigsten solche Länder, deren Handel noch von untergeordnetem Umfange ist und sich erst von dem auf ihm lastenden Drucke erheben und davon losmachen soll. Hier die nöthigen Vorkehrungen und Schutzmittel verabsäumen, daß das Kind erst gehen lerne und der Jüngling sich ausbilde zum kräftigen Manne, heißt durch Verwahrlosung jenen verkrüppeln und unfähig machen, jemals selbständig zu werden.

Der Zollverein ist von dem Grundsatze der gleichen Behandlung der ganzen Welt ausgegangen und hat alle Unterscheidungen vermieden, so unendlich verschieden er selbst vom Auslande betroffen wird und nach dem Bestande der dortigen Umstände und Verhältnisse behandelt werden muß. Die Erfahrung hat in der kurzen Zeit seines Daseins ihm gezeigt, daß er das angenommene Princip nicht durchführen können, sondern daß er absonderliche Schutzmaßregeln hat ergreifen und Specialverträge um deswillen abschließen müssen, wie er denn auch damit umgeht, noch mehre einzelne Handelstractate mit andern Staaten einzugehen. Gerade Dies ist es, was den Verf. bange macht und was er ansicht, weil durch dergleichen Verträge nicht nur das Augenmerk immer nur auf Einzelheiten gerichtet wird und die Allgemeinheit der Beschaffenheit und der Wirkungen der bestehenden Einrichtungen aus den Augen verloren wird, sondern auch weil durch solche besondere Vertragsverpflichtungen immer der Arm zur Ein- und Durchführung allgemeiner heilsamer Maßregeln in der Folge gelähmt wird.

Die Beschlüsse der letzten Conferenz zu Stuttgart führen nach dem Verf. zu der Schlußfolgerung, „daß man einstweilen fortfahren wolle, den Anordnungen des Zollvereins nur die augenblicklichen Zustände und Zahlenverhältnisse derjenigen Specialinteressen zum Grunde zu legen, die sich selbst bemerklich machen, also derer, die ihren Einfluß gerade am besten geltend zu machen wissen; daß man aber nicht geneigt sei, sich an bestimmte allgemeine Grundsätze zu binden, oder eine parteilose gründliche Erforschung von Amtswegen sowol des gegenwärtigen Zustandes wie der künftigen Stellung aller wichtigen Nationalinteressen in Betracht zu ziehen —, im Gegentheil nicht einmal den Gedanken blicken lasse, daß die bezweckte Zoll- und Handelseinheit Deutschlands ganz andere und großartigere Verhältnisse erzeugen müsse und werde als die der unvollkommenen Gegenwart, weshalb es eben die Aufgabe des Zollvereins sei, diese zu wünschende günstige Veränderung durch seine Handels- und Zollgesetzgebung mit weiser Voraussicht zu berücksichtigen, die Theilnahme aller Bundesstaaten daran zu erleichtern und mittels jener sogar vorzüglich herbeizuführen."

Die Ursache, daß Dem so ist und dieses Gebrechen nicht einmal erkannt, nur geahnt wird, erblickt der Verf. in dem Mangel an zureichender Erfahrung in den Mercantilangelegenheiten Derer, die das Werk eingerichtet und bisher geleitet haben, und in der bisherigen Verabsäumung der Enquêten, wodurch dieselbe allmälig hätte erworben werden können. Unleugbar ist, daß in den Hansestädten mehr Erfahrung und praktische Kenntnisse sich vorfinden, und daß es eine ebenso unerreichbare als verwerfliche Idee wäre, deren Handel in andere Orte zu ziehen. Wenn es daher sich bewährte, daß die Hansestädte gern dem Zollvereine beitreten würden und an diesem Anschlusse nur durch die dermalige Gesetzgebung desselben gehindert und davon abgehalten werden, würde dies zureichenden Grund enthalten, dieselbe einer Durchsicht und Umgestaltung unter Hinzuziehung erfahrener Geschäftsmänner aus jenen je eher desto lieber zu unterwerfen. Denn sehr wahr und sehr zu bedenken ist, daß im Handel Zeit versäumen sehr oft ebenso viel ist als ganz aufgeben, und daß Handelswege, welche ihren Zug genommen haben, durch ihre Befahrung selbst immer tiefere Gleise bekommen, aus denen schwer herauszukommen ist.

Unter Enquêten versteht man sorgfältige Sammlungen zuverlässiger historischer Nachrichten über besondere Einrichtungen in Handels- und Zollangelegenheiten und deren Wirkungen und Erfolge unter den Umständen, unter denen sie wirkten

und deren Rückwirkung sie erfuhren, woraus denn, so weit sie zureichen, eine Statistik und empirische Kenntniß deren Behandlung geschöpft wird. Daß dergleichen Nachforschungen im In- und Auslande, das Studium derselben und eine darauf gegründete reiche Erfahrung viele Misgriffe verhüten und von großem Nutzen sein müsse, springt in die Augen, sodaß deren Vernachlässigung unbedingt eine Mangelhaftigkeit sein würde. Soweit sie fehlen, können sie nur durch die Vernehmung mit Leuten von vieler Erfahrung und zusammenstellendem Scharfsinne einstweilen ersetzt werden.

Am Ende muß sich Alles auf den Tarif und dessen Sätze und auf das Abfertigungsverfahren in den Zollämtern beziehen. Von dem letztern erwähnt der Verf. nichts, aber desto unzufriedener ist er mit dem erstern. Seine Vorwürfe lassen sich in zwei Capitel zusammenfassen. Zuerst sind ihm die Steuersätze, zumal auf die hauptsächlichsten Verzehrungsgegenstände, viel zu hoch, was er durch eine Vergleichung des Tarifs des Zollvereins mit dem neuen Zolltarif der nordamerikanischen Staaten erweislich macht, über dessen Erhöhung so allgemeine Klagen laut geworden sind. Diese Abgabengröße erschwert natürlich an sich den Handelsvertrieb, erzeugt eine große Schmuggelei und verringert den Verbrauch. Schwerlich möchte die Erfahrung den Verf. widerlegen, welcher behauptet, daß die Einnahme der Zollkassen durch eine ansehnliche Ermäßigung der Steuersätze nicht nur nichts verlieren, sondern noch sich steigern würde.

Zweitens tadelt er und hebt es als einen noch viel erheblichern Fehler hervor, daß auf die Beförderung eines directen Handels mit denjenigen Ländern, deren rohe Erzeugnisse wir einführen und an die wir absetzen, vorzüglich unsere Fabrikate und Manufacturwaaren, gar keine Rücksicht genommen, der directe Handel vor dem Zwischenhandel nicht begünstigt und zu dem Ende kein Bedacht darauf genommen worden ist, mit welchen Schiffen der Handel geführt wird und welche Rhederei dabei betheiligt ist. Den mislichen und bedrohlichen Erfolg hiervon führt er sowol im Allgemeinen aus, als er ihn beispielsweise an zwei wichtigen Artikeln klar macht, der übermäßigen Belastung des Rohzuckers und der nicht zureichenden Besteuerung der Halbfabrikate aus Baumwolle, wobei noch in Betreff des erstern die Begünstigung der Zuckersiedereien, die der Rechtfertigung entbehrt, von selbst durch die Steuerverminderung wegfallen würde.

„Täglich dringender mahnt die Nothwendigkeit", schließt der Verf. seine Ausführung, „nicht blos an die formelle Vereinigung aller deutschen Staaten zu einem einzigen Zoll- und Handelsvereine, sondern noch mehr an den überwiegenden Zweck derselben, an die Aufstellung eines wahrhaft nationalen Handelssystems nach durchgreifenden gesunden Grundsätzen und nach allen Seiten praktisch, wie die Musterbilder unserer größten Rivalen."

Da wir dies bis auf die Vertauschung des Wortes „Musterbilder" in Abwehrsvorkehrungen nur unterschreiben können, müssen wir der Schrift die größte Beachtung wünschen. Von so entgegengesetzten Standpunkten sie und die vorhergehende ausgehen und zu so verschiedenen Ergebnissen sie führen, sind sie doch beide beachtungswerth, ja beide sehr wohl miteinander zu vereinen. Denn Nr. 4 handelt um die Gegenwart und um die Abwehr der in ihr vorhandenen Unbill und Behinderungen des Gebrauchs und der Übung der Kraft des deutschen Volks, welche vorangehen muß, bevor es sich darum handeln kann, welcher Gebrauch von eben dieser Kraft zu machen ist, wenn sie sich frei bewegen kann, und welche Richtung sie befolgen muß, um diesen glücklichen Zustand zu vervollkommnen und zu erhalten. Dies beleuchtet Nr. 3. Zunächst also halten wir es mit Nr. 4, nicht seiner Vollkommenheit, sondern seiner Nothwendigkeit wegen, um dahin zu kommen, was Nr. 3 dann weiter in Aussicht stellt. Dort ist von dem Muß des Thuns in der Gegenwart, hier von dem Soll des allmäligen Erstrebens in der Zukunft die Rede. Jedes hat seine Zeit und sein unleugbares Verdienst. 59.

Bibliographie.

Alker, A., Preußens Preßgesetze und der Buchhandel in Preußen. Eine systematische Bearbeitung der betreffenden Gesetze und ministeriellen Verordnungen; nebst Anhang, betreffend die Concessionirung der Buchdrucker, Lithographen u. dergl. und über die Leihbibliotheken. Lissa, Günther. Gr. 12. 22½ Ngr.

Dermout, J. F., Geistliche Rede zum Andenken an Se. Maj. Wilhelm Friedrich, Grafen von Nassau, König der Niederlande. Aus dem Holländischen übersetzt von *E. G. Lagemans.* Haag, Noordendorp. Gr. 8. 6 Ngr.

Eppes Kittisch!! Noch ä Beitraagk zu Israels Verkehr und Geist. Vunn Kaa'm vunn unsere Leut'. Speyer, Lang. 1843. 8. 15 Ngr.

Essig, Untersuchung der Frage: ob durch Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens in Criminalsachen den seitherigen Mängeln der Strafrechtspflege abgeholfen werde? Ulm, Ebner. 1843. 5 Ngr.

Fischer, L. W., Die teutsche Justiz. Für die Freunde des Rechts und der nationalen Einheit, auch zur Verständigung über Zweck und Ziel der bevorstehenden Mainzer Advocatenversammlung. Stuttgart, Göpel. 8. 22½ Ngr.

Die enthüllte Geheimlehre des Hrn. F. J. W. v. Schelling, und der Schelling-Paulus'sche Rechtshandel. Eine populair-philosophische Darstellung. Schaffhausen, Brodtmann. 8. 15 Ngr.

Genelli's, B., Umrisse zum Homer, mit Erläuterungen von E. Förster. Stuttgart, Cotta. Qu. gr. 4. 4 Thlr.

Hat Beneke Recht oder Unrecht? Ein Gutachten über den Werth und das Schicksal der Beneke'schen Psychologie, Philosophie und Pädagogik. Mit Hindeutungen auf den zwischen Dreßler und Calinich darüber obwaltenden Streit. Von einem praktischen Schulmanne. Bautzen, Reichel. 8. 10 Ngr.

Hug, J. L., Gutachten über das Leben Jesu, kritisch bearbeitet von D. F. Strauß. 2ter Theil. Freiburg, Wagner. 8. 1 Thlr.

Jahn, G. A., Geschichte der Astronomie vom Anfange des 19. Jahrhunderts bis zu Ende des Jahres 1842. 2ter Band. Leipzig, Hunger. Gr. 8. Beide Bände 4 Thlr.

Kopf, D. T., Altes und Neues aus der Mappe eines alten Pädagogen. Ein Beitrag zur Geschichte des Volksschul- und Erziehungswesens im nördlichen Deutschland. Drei Theile. Berlin, Wohlgemuth. 1842—43. 1 Thlr. 10 Ngr.

Moore's, T., Paradies und die Peri. Mit einem Anhang Byron'scher Lieder. Für Freunde der Poesie, von H. Kurtz. Stuttgart, Rieger. 16. 8¾ Ngr.

Napoleonlieder von V. Hugo, Baggesen, Rückert, Byron, Zedlitz, Barthelemy u. s. w. Zusammengestellt von E. Ortlepp. Ulm, Ebner. 1843. Gr. 16. 18¾ Ngr.

Puchta, W. H., Der Inquisitions-Proceß mit Rücksicht auf eine zeitgemäße Reform des deutschen Strafverfahrens überhaupt und besonders auf die Öffentlichkeitsfrage betrachtet. Erlangen, Palm und Enke. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Schubert, G. H. v., Altes und Neues aus dem Gebiet der innern Seelenkunde. 5ter Band. Erlangen, Heyder. 8. 15 Ngr.

Über die großen Cavallerie-Angriffe in den Schlachten Friedrich's und Napoleon's. Ein Beitrag zur Geschichte des Verfalls der Verwendung dieser Waffe. 2te erweiterte Auflage. Berlin, Heymann. Gr. 8. 15 Ngr.

Venedey, J., Irland. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 4 Thlr.

Wiest, W., Die Nothwendigkeit und die Bedingungen der Mündlichkeit im Strafverfahren. Schaffhausen, Hurter. 8. 17½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 73. —— 13. März 1844.

Geschichte der bildenden Künste von Karl Schnaase. Erster und zweiter Band. — Auch u. d. T.: Geschichte der bildenden Künste bei den Alten. Düsseldorf, Buddeus. 1843. Gr. 8. 6 Thlr.

Erster Artikel.

Der Verf. des vorliegenden Werks gibt, ehe er den weiten Weg durch die Geschichte, den er sich vorgesetzt, antritt, in einer allgemeinen Einleitung ein theoretisches Glaubensbekenntniß, indem er in vier Capiteln von dem Schönen und der Kunst, von der Idee des Kunstwerks, von den einzelnen Künsten und von dem Verhältniß der Kunst zur Geschichte spricht. Auch nach allen Lehren der Ästhetik, welche seit einem halben Jahrhundert und länger bedeutende Denker Deutschlands in ihren philosophischen Systemen aufgestellt haben, scheinen die hier ausgesprochenen Sätze sehr beachtenswerth. Sie zeichnen sich durch eine große innere Consequenz aus sowie durch überraschend neue und scharfsinnige psychologische Ansichten, und dürften das Verdienst haben, nicht blos den Philosophen, sondern auch den Künstler und den Kunstfreund anzusprechen. Schreiber Dieses, selbst Künstler, und mehr gewohnt mit dem Pinsel als mit der Feder sich auszudrücken, glaubt daher manchem Leser d. Bl. etwas Nützliches zu liefern, wenn er, die Beurtheilung der historischen Abschnitte des Buchs den Gelehrten überlassend eine Übersicht der in jener Einleitung ausgesprochenen Gedanken mittheilt.

Der Verf. nähert sich seinem Gegenstande auf empirischen Wege. Er betrachtet das Schöne als ein Postulat der menschlichen Natur, die, vermöge ihrer doppelten, geistigen und sinnlichen Ausstattung, in dem Kampfe und in der Noth der Welt das Bedürfniß empfinde, sich die Einheit und Harmonie beider Potenzen anschaulich zu machen. Er begrenzt dann den Begriff des Schönen durch die des Angenehmen und Erhabenen, welche, beide schon Anfänge künstlerisch geistiger Befriedigung, dem Bedürfnisse noch nicht ganz genügen; das Angenehme nicht, weil es in das Sinnliche und Materielle, das Erhabene nicht, weil es in das Gedachte und Undarstellbare übergeht. In der wirklichen Natur findet er nun das Bedürfniß der Schönheit nicht befriedigt, obgleich sie vielfache Anklänge daran gibt und den Weg dahin zeigt. Die vereinzelten Naturerscheinungen genügen nicht, weil sie als unbeseelt und unselbständig erscheinen, selbst das Höchste der Schöpfung, der Mensch, kann nicht bleibend als schön betrachtet werden, weil die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit und der innere Zwiespalt seines Wesens den Eindruck der Schönheit immer wieder vertilgen. Daher ist denn das Bedürfniß nach Schönheit auf die Kunst verwiesen, in ihr allein findet sich die ungetrübte Erscheinung des Schönen. Die Kunst schafft nichts Besseres als Gott, nur etwas Anderes; sie ist eine mittelbare Schöpfung, durch das dem Menschen eingepflanzte Bedürfniß. Der Mangel der wirklichen Dinge ist, daß sie nicht schön, der schönen, daß sie nicht wirklich sind. Die Werkmeisterin der Kunst im Menschen ist die Phantasie, aber nicht die losgelassene, sondern nur, wenn sie durch die Wirklichkeit belehrt und gezügelt ist. Im Spiel und in der Wechselwirkung der Phantasie mit der Natur, geleitet von dem vollen Bewußtsein des Künstlers, entsteht aus der Sehnsucht nach dem Schönen in seiner Seele das wahre Kunstwerk, es gibt dem natürlichen Stoffe das Gepräge geistiger Ordnung, bringt Geist und Natur in Einklang. Je reiner und erhabener die Phantasie und die Liebe des Künstlers zur Natur ist, je höher wird das Kunstwerk sein. Die Erscheinungen der Wirklichkeit sind mannichfaltig, mithin auch die Erzeugnisse der künstlerischen Phantasie; daher gibt es kein abstractes Schöne in der Kunst, das Schöne ist nicht das Vollkommene. In diesem Sinne hat jeder Gegenstand sein ihm eigenthümliches Ideal.

Der zweite Abschnitt behandelt die Idee des Kunstwerks. Die Idee des Kunstwerks ist die Seele des Körpers. Sie ist etwas Anderes als der Gedanke des Philosophen, ist innig verschwistert mit der Form und Farbe der Sinnenwelt, und begreift recht eigentlich das begeisterte Gefühl mit in sich. Daher unterscheidet sich die künstlerische Religiosität wesentlich von der theologischen; letztere abstrahirt von der Natur, erstere cultivirt sie mit reinem Sinne. Die Kunst kann weder ein Dogma noch einen Moralbegriff bilden, sondern nur das Resultat derselben im Menschen. Nicht unmittelbar und lehrend, sondern secundair wirkt das wahre Kunstwerk moralisch, indem es die Menschen veredelt

und erhebt. Die Idee des Kunstwerks ist nichts Anderes als die Vorstellung des Gegenstandes im Einklange mit den Foderungen des begeisterten Schönheitsgefühls.

In dem Abschnitte „Symbol" sind die verschiedenen Deutungen, welche Kunsttheoretiker diesem Worte beilegten, auseinandergesetzt.

Im dritten Capitel, welches von den Künsten im Allgemeinen handelt, stellt der Autor dar, daß jede Kunst ihrer Eigenthümlichkeit nach besondere geistige Elemente hat, auf welche sie fußt, gleichsam die ihr eigene Sphäre. Diese Elemente sind der Raum, die Zeit und das Leben. Warum gerade diese Drei und nur sie, würde mich hier zu weit führen. Die bildende Kunst gibt uns die Erscheinungen der Natur im Raume, abgesehen von der wirklichen Bewegung der Dinge; ihr Material sind die Körper mit deren Farben. Die Musik ordnet das Reich der Zeit; ihre Mittel sind die Töne. Die Dichtkunst gibt die Ereignisse des Lebens in ihren Ursachen und Wirkungen; ihr Mittel ist die Sprache, mit den in ihr niedergelegten geistigen Stoffen. Um aus allen diesen Elementen, welche in der Wirklichkeit verworren untereinander liegen, ein Kunstwerk zu gestalten, bedarf es des ordnenden Geistes des Künstlers, welcher ihnen das geistige Band gibt. Sind nun die Künste zwar einander verwandt, so hat doch jede ihr eigenthümliches Feld; dies hindert sie nicht, sich fremde Vorzüge, so weit deren Benutzung ihr wohlthätig, sich anzueignen. Die bildende Kunst leiht das Harmonische von der Musik, das Sprechende von der Dichtkunst, und umgekehrt bedürfen Musik und Dichtkunst des symmetrischen, plastischen und malerischen Elements. Sie bilden insgesammt ein in sich geschlossenes Reich und stehen der Wirklichkeit gemeinsam gegenüber. Ihr Verhältniß zu denselben ist indessen verschieden. Am schärfsten gesondert ist die bildende Kunst und die Musik. Die Grenzen des Raums sowie das Maß der Zeit sind in diesen Künsten strenger bezeichnet, als es bei der Darstellung der Ereignisse im Leben für die Dichtkunst der Fall ist, indem diese willkürlicher hineingreifen kann. Sie spricht mehr als die andern Künste die volle Wirklichkeit der Dinge aus. In den andern Künsten ist das eigentlich Technische vorherrschend, sie sind Künste im speciellen Sinne; die Dichtkunst ist es im allgemeinen und geistigen.

Nach der Begrenzung der Sphären der verschiedenen Künste geht der Autor zur Betrachtung über, daß, weil das Wesen der Schönheit in innigster Harmonie des äußerlich Dargestellten mit seinem geistigen Inhalt besteht, die verschiedenen Künste eine verschiedene geistige Richtung voraussetzen.

In der Körperwelt sind die Elemente, Stoffe oder Eigenschaften, im Geiste können sie nur Thätigkeiten sein; solche Thätigkeiten sind zunächst das Empfinden und das Wissen. Diese stehen aber in beständiger Wechselwirkung, und eins muß fortwährend das andere ergänzen. Das eigenthümliche Wesen des Geistes ist weder Empfinden noch Wissen, sondern die vollkräftige, individuelle Durchdringung beider. Dem Wissen entspricht vorherrschend die bildende Kunst; dem Empfinden vorherrschend die Musik; dem mittlern Geist, welchen am meisten die ganze Seele umfaßt, entspricht die Dichtkunst. Jede einzelne Kunstrichtung hat, wie das Individuum, verschiedene Epochen der Entwickelung, und nach derselben bilden sich die verschiedenen Abtheilungen. Der Verf. erörtert diese nur für die bildenden Künste näher, für die beiden andern Kunstrichtungen bezeichnet er nur andeutend die Grenzen. Für die Architektur gibt er eine neue Theorie, indem er sie in Bezug auf ihre geistige Production mit den sogenannten naturnachahmenden Künsten ganz gleichstellt. Bei der Ausführung folgt der Baumeister, belehrt durch die Erfahrung, ebenso sehr den in der Natur liegenden statischen und mathematischen Gesetzen, wie der Bildhauer und Maler andern Naturgesetzen folgt. Diejenigen jedoch, welche diese Künstler leiten, sind höchst mannichfaltig und schwer verständlich, und so sehr vom freien Leben der Natur überdeckt, daß Maler und Bildhauer sich mehr an die unmittelbare Nachahmung derselben halten müssen. Nachdem der Autor noch diejenige Theorie, welche das Schöne in der Baukunst als lediglich aus dem Zweckmäßigen hervorgehend höchst geistreich widerlegt hat, gibt er als Resultat: daß die Baukunst nichts Anderes sei als die Darstellung des Schönen in der unorganischen Natur; sie behandelt den Stoff der bildenden Künste, die Körperlichkeit, nach seinen eigenen Gesetzen, regelt und verbindet diese durch den einigen Geist künstlerischer Thätigkeit, und stellt so ein Abbild der höhern Weltordnung dar. Ihre schwache Seite ist, daß sie den Schein des materiellen Zwecks erfodert; somit ist sie von den Bedingungen der Nützlichkeit abhängig und steht nicht, wie die andern Künste, in unverkennbarer Freiheit da. Sie hat aber dagegen den Vorzug, bei der Gestaltung der unorganischen Natur, welche am wenigsten schön ist, nicht wie die andere, in die Nachahmung der Wirklichkeit, in das blos Angenehme verfallen zu können; sie hält am meisten die Kunstgesetze fest und ist daher am meisten Kunst zu nennen.

Die Musik, obgleich am wenigsten naturnachahmend, behandelt nicht das strenge Material der Architektur, und verliert sich daher viel leichter in das blos sinnlich Angenehme. Durch die eigenthümliche Strenge und Reinheit ihrer Kunstgesetze wird die Architektur die Grundlage aller Künste. Alle müssen ihr folgen und, wenn sie im Ringen mit der Natur nach Kunstregeln suchen, auf den architektonischen Boden zurückgehen. Bei minderer Ausbildung des Schönheitsgefühls kann sie dem religiösen Gefühl durch das Kolossale Ehrfurcht erwecken, bei weiterer Entwickelung wird aber dieser falsche Anspruch aufgegeben, und sie wird auch in geistiger Beziehung mit ihrem Stoffe und ihrer Aufgabe ganz eins. Den Gemeingeist der Völker in ihren verschiedenen Entwickelungsepochen gibt die Architektur am meisten wieder, und erlangt dadurch eine besondere historische Wichtigkeit.

Die Sculptur.

Nur theilweise erreicht die Architektur, indem sie die unorganische Natur behandelt, die Aufgabe der Kunst; die Sculptur muß daher dazu übergehen, auch die Schönheit der organischen Natur im Element des Raumes hervorzurufen, und zwar zuerst blos in Bezug auf Körperlichkeit. Die Architektur war eine nothwendige Vorschule durch die Auffindung derjenigen Gesetze, nach welchen die Kunst die Wirklichkeit zu ihren Zwecken benutzt. Aus der Anwendung dieser Schönheitsgesetze auf das Leben folgt sogleich, daß nur solche Gestalten der Natur dieser Schönheit fähig sind, in welchen sich das Leben vollständig und in sich abgeschlossen zeigt. Daher sind alle natürlichen Dinge, welche mit dem Boden verwachsen sind, hier ausgeschlossen. Die eigentliche Aufgabe der Sculptur ist aber die Statue, und zwar die nackte. Die Gruppe und das Relief sind die natürlichen Übergänge zur Malerei. Das Nackte gibt die feste Form des menschlichen Körpers; Gewänder, welche die natürliche Körperform zu sehr verdecken, sind der Sculptur weniger günstig. Nach der Meinung des Autors vermeidet die Plastik das vorherrschend Physiognomische im Kopfe, damit derselbe mehr in Harmonie mit der ganzen nackten Gestalt trete. Die Gestalt aber soll, mit Hinweglassung alles Überflüssigen und Zufälligen, streng ihren Naturgesetzen gemäß gebildet werden, und dadurch gleichsam vergeistigt erscheinen. In geistiger Beziehung geht, während die Architektur nur die allerallgemeinsten Verhältnisse der religiösen und politisch-sittlichen Grundanschauung gibt, die Sculptur auf die individuelle Grundanschauung über. Im Gegensatz zu den mehr subjectiven Künsten, namentlich auch zu der Malerei, bleibt sie aber noch im Allgemeinen stehen. Auf die feinsten Modificationen und zumal auf die Abweichungen darf sie sich nicht einlassen. Ihr Reich ist in den einfachen Verhältnissen, wo Regel und Maß noch vorherrschend sind.

(Der Beschluss folgt.)

---

1. Musikalische Reise in Deutschland. In Briefen an seine Freunde in Paris von Hector Berlioz. Aus dem Französischen. Leipzig, Friedlein und Hirsch. 1843. Gr. 12. 22½ Ngr.
2. Naturgeschichte des Musikanten von Hilarius Paukenschläger. Leipzig, Binder. 1843. 16. 20 Ngr.

Berlioz machte im Winter 1842 auf 1843 von Paris aus eine Reise durch Deutschland, um den Deutschen seine musikalischen Compositionen vorzuführen. Da der Compositeur auch Journalist ist, so ließ er nach seiner Rückkehr die oben bezeichneten Briefe in dem Feuilleton des „Journal des débats" drucken. Die Compositionen dieses Romantikers haben in Deutschland und Frankreich nicht geringes Aufsehen erregt. Sie sind Tongemälde im ausgedehntesten Sinne des Worts. Höchst interessant ist die Vergleichung eines Instrumentalsatzes von Berlioz mit einem italienischen, etwa aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. In diesem italienischen finden sich nur Geigen, Bratschen, Celli und Bässe, kurzweg gesprochen nur Geigen und Bässe; höchst selten kommt einmal ein Blasinstrument vor. Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fingen die Italiener an, zur Unterstützung der Geigen die Hoboen, und zur Unterstützung des Basses das Horn anzuwenden. Berlioz geht in der Anwendung verschiedenartiger und quantitativ gehäufter Instrumente weiter als vor ihm jemals ein Franzose. Und eine innere Nothwendigkeit, selbst für diese Musik, scheint die Anwendung der vielen und verschiedenen Hörner, Trompeten, Posaunen, Harfen, Pauken und Paukenschlägel mit Schwammköpfen gar nicht zu haben. Zum Exempel verlangt Berlioz für sein Orchester eine neu erfundene, mit einem Schlangenkopf versehene Posaune, Ophicleide genannt; kommt er nun in eine Stadt, so ist seine erste Frage allemal: „Hat man hier eine Ophicleide?" Die Antwort ist überall: „Nein", und doch ist das fehlende, so dringend geforderte Instrument niemals Hinderniß der günstigen Aufnahme eines Musikstücks.

Die Musik des Hector Berlioz ist vorherrschend Instrumentalmusik. Die Musik als solche bedarf nicht der Worte, damit ihr Inhalt verdeutlicht werde; die Musik wendet sich nicht an unsern Verstand, sondern an unsere Phantasie, an unser Gemüth, an unser Ahnungsvermögen: sie bedarf der Worte nicht, und da sie eine durchaus selbständige Kunst ist, gewinnt sie durch Ausbildung der Instrumentalmusik ihre höchste Vollkommenheit. Schon oben haben wir gesagt, daß die Musikstücke von Berlioz Tongemälde sind, das heißt, beim Anhören derselben entwickeln sich in uns Empfindungen, Gefühle, Stimmungen, Seelenzustände, bald mehr, bald weniger klar und entschieden; indeß wir werden oft durch die Masse des Hörbaren bedonnert; wir werden mehr durch Pikantes gereizt als durch Schönes wohlthätig angeregt; wir kommen nicht zum recht ruhigen Genuß, weil Frappantes sich auf Frappantes häuft. Doch läßt sich nicht leugnen, daß in Erfindung wie in Durchführung dieser Werke etwas Geniales liegt.

In den vorliegenden Briefen erscheint der Franzose mit all seinen Vorzügen; die Leichtigkeit, mit der er sich in alle Verhältnisse zu schicken weiß, wird unterstützt durch eine scharfe Beobachtungsgabe; das Anziehende seines Umgangs beruht auf der Beweglichkeit seines Geistes. Berlioz ist Tonkünstler und Journalist zugleich. So viel Blendendes, Frappantes seine Compositionen haben, so viel hat davon auch sein Stil; an mehren Stellen erhebt sich derselbe zu jener Leichtigkeit und Eleganz, die wir nur an den größten Meistern kennen. In Frankreich ist jetzt eine gewisse Galanterie gegen Deutschland modern; die finden wir auch in den vorliegenden Briefen; die Unwissenheit der Franzosen über Deutschland mag noch groß sein, aber man respectirt es und man zeigt das auch; sogar Victor Hugo's letztes Drama ist aus deutschem Stoffe. Berlioz erkennt die Vorzüge der deutschen Art und Kunst. Er war es, der vor Jahren schon in Paris zuerst die Musik von Beethoven und von Karl Maria v. Weber einführte. Nur gegen einen großen Deutschen scheint Berlioz ungerecht zu sein, nämlich gegen Sebastian Bach. Indeß die Galanterie hindert den Franzosen nicht, die schwachen Seiten herauszufinden und herauszustellen. So schildert er einmal höchst ergötzlich die Kleinstädterei von Manheim; nämlich es kostet ihm daselbst so viel Mühe, das Orchester in Gang zu bringen. Bei den Proben fehlen immer viele Mitglieder der Kapelle: denn die Hoboe hat eine Frau in Wochen; die Posaune hatte vergessen, um Dispensation von der Parade zu bitten; das Kind des ersten Violoncells hat die Bräune. Der Franzose sagt mit Recht, schon aus dem Anblicke der Stadt, aus der Haltung der Einwohner läßt sich leicht abnehmen, daß man der Kunstbewegung dort ganz fremd ist.

Ferner spricht er einmal, und zwar mit viel Schärfe, über das Verhältniß zwischen Goethe und Schiller. Er geht nämlich in Weimar umher und sieht Schiller's Wohnung. „Wie, die beiden kleinen Fenster geben der armseligen Dachstube Licht, die Schiller bewohnte? In diesem bescheidenen Winkel schrieb der große Dichter aller edlen Begeisterung die «Jungfrau von Orleans», den «Tell», die «Braut von Messina»? Ach, es gefällt mir nicht, daß Goethe dies litt; er war ja reich, er

war ja Staatsminister. Konnte er nicht das Loos seines Freundes, des Dichters, umgestalten? Oder wäre es mit dieser glorreichen Freundschaft nicht Ernst gewesen? Ich fürchte, sie war nur von Seiten Schiller's wahr. Goethe besaß zu viel Eigenliebe; auch hielt er zu viel auf seinen verruchten Sohn Mephisto, er war zu hart gegen Margarethe, er war zu alt, er hatte zu viel Furcht vor dem Tode. Schiller, Schiller, du verdientest einen weniger menschlichen Freund!"

Nicht ohne Ironie schildert Berlioz ein berliner Hofconcert; er sagt von diesen Concerten: man finde sie angenehm, wenn sie zu Ende sind, weil sich darin gewöhnlich Personen versammeln, mit denen einen Augenblick sich unterhalten zu haben man stolz und glücklich ist; daß der erste Kammerherr des Königs, Graf Redern, Madame Schröder auf dem Pianoforte accompagnirt, das frappirt doch den Franzosen nicht wenig. Natürlich hat Berlioz, wie alle Künstler, seine starken Sympathien und Antipathien, die sich darauf gründen, ob man ihn selbst anerkennt oder nicht. An Denen, die ihm nicht huldigen, rächt er sich oft dadurch, daß er ihre Namen da, wo sie hingehören, nicht nennt; boshaft und verleumderisch finden wir ihn nicht.

Die einzelnen Briefe sind gerichtet an August Morel, an Girard, Chef des Orchesters der Opéra comique, an Liszt, an Stephan Heller, an Ernst, an Heinrich Heine, an Fräulein Louise Bertin, an Habeneck, Chef des Orchesters der großen Oper, und an Desmarets. Jeder einzelne Brief ist mit Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit des Empfängers geschrieben. Zu Liszt z. B., zu diesem schwärmenden, bacchantischen Jünglinge, redet er mit Pathos und doch nicht ohne Ironie. Er sagt nämlich einmal zu Liszt: „Du kannst mit Zuversicht den Ausspruch Ludwig's XIV. auf dich anwenden: Das Orchester bin ich, die Kapelle bin ich, der Chor bin ich ebenfalls. Mein Clavier singt, widerhallt, wetteifert im Fluge mit dem behendesten Bogen, besitzt wie das Orchester eine Harmoniemusik und kann gleich demselben ein Gewölke zauberischer Accorde den Abendlüften hingeben. Liszt spielt und es herrscht tiefes Schweigen, eine innige, tiefe Bewunderung. Dann folgen die leuchtenden Bomben, Jubelruf des Publicums, Blumen und Kränze überströmen den auf seinem Dreifuß bebenden Priester der Harmonie, und jugendliche Schönheiten küssen in heiliger Entzückung, mit Thränen im Auge, den Saum seines Mantels." Der Brief an Ernst, den Geigen-Virtuosen, ist viel ernsthafter gehalten; er spricht darin ausführlich über die Technik des Harfenspielens und über den Harfenisten Parish-Alvars; auch erzählt er von Theodor Hell, den er einen ebenso gelehrten als geistreichen Mann nennt und der bei der letzten Probe der Symphonie funèbre in Dresden auf der Stelle die Chöre in deutsche Verse übersetzt habe. Der Brief an Heine ist vorzüglich pikant; Heine wird darin bezeichnet als Heinrich Heine, berühmter Ideenbanquier, Neffe Herrn Salomon Heine's, des Verfassers so vieler kostbaren Gedichte in Barren, Dichter der Willys, Halbbruder dieser anmuthigen, boshaften Geschöpfe. Berlioz neckt den Heine und reizt ihn und ist unerschöpflich in kleinen Bosheiten; so sagt er einmal, Heine habe wahre Sammetpfötchen, sei aber doch eine wahre Tigerkatze, leo quaerens quem devoret. Der Franzose meint, Heine habe sein Vaterland, diesen Boden so reich an Dichtern und an Grübelgenies, zu oft verspottet, er liebe es doch.

Recht hübsch ist ferner der Brief an Louise Bertin, nämlich angefangen; in diesem Anfange klagt der Tondichter über die Anfälle böser Laune, die ihn oft plagen und die Niemand bannen könne. Aber nach einer pikanten Einleitung verläuft der Brief sehr öde; er spricht gar zu ausführlich über Ventiltrompeten, über Hörner, über Harfen und Pauken und über die Quartposaune, die nur in Berlin, nicht einmal in Paris sich fände, weil die Preußen bessere Lungen haben als die Franzosen. In dem Briefe an Herrn Habeneck wird ausführlich über Meyerbeer's „Hugenotten", ein Meisterwerk, wie Berlioz es nennt, gesprochen; auch die berliner Künstler werden darin kritisirt.

Zum Schlusse dieser Relation erwähnen wir noch eins: Berlioz hat nicht überall Anerkennung gefunden; er verschweigt das nicht. Die Art und Weise, wie er darüber berichtet, ist oft ergötzlich; z. B. erzählt er, daß seine Musik Herrn Gustav Schilling in Stuttgart gar nicht gefallen habe, daß ihm aber derselbe eine Empfehlung in das Fürstenthum Hohenzollern-Hechingen gegeben habe, damit er nicht weiter über die Musik selbst zu sprechen brauche. Eine offenbar maliciöse Kritik rügt Berlioz gar nicht. Und doch hat er sie erfahren. Man hat mehrfach die Bemerkung gemacht, daß in Berlin eine Sorte von Scriblern ein Gewerbe daraus macht, anerkannte Künstler zu bekritteln und zu bemäkeln; wenn man sagen wollte, dergleichen Stimmen seien durch Pistolen zum Stillschweigen zu bringen, so wäre das entweder ein Witz oder eine Injurie. Berlioz thut, was jeder Ehrenmann thun muß: dadurch, daß er sie nicht berücksichtigt, zeigt er ihnen seine Verachtung.

Aus allem Obigen ergibt sich, daß die bezeichneten Briefe das allgemeine Interesse mit Recht in Anspruch nehmen.

Der Verfasser des unter Nr. 2 angeführten Buchs ist ein Satiricus; er hat eine Menge kleiner Kenntnisse, interessanter Notizen, die er wie Pfeile verschießt, mit denen er oft scharf verwundet. Der Verf. kämpft mit allen Waffen, die ihm zu Gebote stehen — freilich ist sein Arsenal nicht groß — gegen den grassirenden Dilettantismus in der Kunst, gegen die fade Musikmacherei, gegen die forcirte Genialität moderner Virtuosen, namentlich gegen musikalische Wunderkinder; ferner führt er den Beweis, daß durch die vielen neuen Instrumente, als Melodion, Apollion, Apollonikon, Melophon, Ärophon, Polyplektron, Harmonikon, Harmoniphon, Harmonikord u. a. — die Ophicleide nennt er noch gar nicht einmal — eigentlich doch nichts Gewaltiges ausgeführt werde. Der Verf. zieht gegen die musikalischen Notabilitäten und deren forcirte Sonderbarkeiten scharf zu Felde, namentlich gegen die Absurdität, daß Meyerbeer, wenn er Sturm und Regen schildern will, sich sein Piano in eine verfallene Scheune setzen läßt (?), daß Adam, wenn er Melodien erfinden will, sich in Eiderdunen steckt (?) u. dgl. Der Verf. meint, die Musik habe, je vollkommener sie ausgebildet sei, desto mehr an Macht verloren; ein Tyrtäus, ein Amphion, ein Josua, meint er, würden jetzt nicht viel mehr ausrichten. In den meisten Punkten trifft der Verf. das Rechte; wir wünschten, daß derselbe mehr Erzähler wäre; seine Scherze, seine Witze stehen oft so kahl da, seine kleinen Anekdoten haben keinen rechten Hintergrund. Ungeachtet dieser Ausstellungen wird das kleine Buch eine große Zahl von Lesern amusiren können. 29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 74. — 14. März 1844.

Geschichte der bildenden Künste von Karl Schnaase. Erster und zweiter Band.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 73.)

Malerei.

In der Sculptur hörte die Kunst auf am Boden zu haften, statt des allgemeinen Lebens faßte sie das individuelle Leben auf, behielt aber noch das Äußerlichste, die Körperlichkeit bei. In der Malerei leistet sie auf diese Verzicht und begnügt sich mit dem bloßen Schein des Körpers, fügt jedoch die Farbe hinzu. In der Sculptur ist schon so viel von dem Elemente der Wirklichkeit, daß die Farbe nicht darauf angewandt werden kann, ohne unschön zu werden. Da die Bewegung und das wirkliche Leben fehlen, würde dieselbe mehr wie eine Täuschung als wie ein Kunstwerk wirken. In der Sculptur herrschen die Gesetze der Körperwelt nach Geschlechtern und Gattungen vor; die Malerei ist aber mehr auf das Seelenleben angewiesen, in welchem die Sculptur hinter ihr zurücksteht. In der Malerei steht der Körper nicht mehr so isolirt da, die Farbe desselben bedingt einen Hintergrund, Licht, Reflexe, Umgebungen. Auch in geistiger Beziehung sind die Gestalten nicht mehr so isolirt wie in der Sculptur; die eigenthümliche Färbung des Körpers wird durch den Stand, Verhältnisse, klimatische Einflüsse u. s. w., der dargestellten Gegenstände bedingt, welche nothwendig mit angedeutet werden müssen. Das Individuelle eines Charakters spiegelt sich auch in denjenigen Gegenständen, womit derselbe sich umgibt. Daher gibt die Malerei, nicht wie die Sculptur, die isolirte Gestalt, sondern durch die Umgebungen zugleich ein Bild seiner Zeit und seiner Geschichte. Die Architektur construirte ihr Werk durch die Gesetze der leblosen, unorganischen, die Sculptur beschränkt sich auf die Gesetze der belebten Natur, die Malerei umfaßt das Gesammtleben, vereint also, was jene getrennt hatten. Die Architektur faßt das Leben in äußerer Ordnung auf, wie es auch in der unorganischen Natur erscheint; die Sculptur das Leben des natürlichen Organismus; die Malerei das geistige Gesammtleben der Welt. Diesem steigenden Fortschritt in geistiger Beziehung entspricht ein Abnehmen in materieller, denn die Architektur hat noch die grobe, schwere Masse der Wirklichkeit, die Sculptur noch die äußere fühlbare Gestalt, die Malerei nur den Schein. Die Malerei, indem sie das Gesammtleben der Welt gibt, bedient sich eines Reichthums der Motive, einer Fülle der Stoffe, sie kann selbst das Häßliche als Contrast gebrauchen, daher läuft sie, mehr als die andern Künste, Gefahr, in das blos Sinnliche, in den Naturalismus hinabzusinken. Die Architektur ist die reinste Kunst, am entferntesten von aller Willkür, welche sogleich als Fehler erscheint; in der Sculptur kann die Schönheit nur durch Strenge und Reinheit wirken; aus obigen Gründen verhält es sich in der Malerei aber verschieden. Durch die Harmonie der Farben ist die Malerei mit der Musik, durch die Harmonie der Formen mit der Architektur, dem Symmetrischen, verwandt. Sie ist die unkörperlichste unter den bildenden Künsten, und daher nur durch die Verbindung mit der plastischen Form künstlerischer Behandlung fähig. Wir erkennen hierin zwei Pole, zwischen denen sich die Malerei bewegt, den der strengen, plastischen Form, und den der weichen, verschmelzenden Farben. Die vorherrschende Annäherung zu einem dieser Pole wird im erstern Falle dem malerischen Werke etwas zu Starres, Strenges, im letztern etwas Charakterloses, Weiches und blos Angenehmes verleihen. Die Geschichte der verschiedenen Schulen der Malerei liefert den Beweis hierfür. Die Malerei steht in einem umgekehrten Verhältniß zur Wirklichkeit wie die Baukunst. Diese, aus dem täglichen Lebensbedürfniß hervorgehend, riß sich durch Strenge und Reinheit von der Wirklichkeit los und erhob sich in den reinen Äther der Kunst, jene, vom Schein ausgehend, senkt sich in die Wirklichkeit zurück, um ein Scheinbild derselben zu werden.

Unsern Zeitgenossen, weil sie gewohnt sind, die Kunst nur in naher Beziehung auf die Natur zu betrachten, werde es, meint der Verf., schwer fallen, sich die Architektur als den Anfang der Kunst zu denken. Sie werden eher mit der Malerei beginnen, von da zur Sculptur übergehen, und erst zuletzt die Schönheit in der Baukunst erkennen. Sie werden sich dabei auf die Maler berufen, welche keineswegs diesen Gang durchmachen, um zu ihrer Kunst zu gelangen. Dem Talent ist jedoch, erwidert er darauf, das Gefühl für die Gesetze der

Schönheit angeboren, wenn es sie auch nicht in Worten aussprechen kann. Nichtsdestoweniger ist dem Talente doch die Schule nöthig, durch welche es jene strengen, architektonischen Elemente der Schönheit, wie sie im Laufe der Jahrhunderte in jeder der drei Künste angewendet sind, sich aneignet und in sich verarbeitet. Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Kunst keine bloße Nachahmung des Wirklichen ist, sondern eine neue Schöpfung; weil sie dies ist von Menschen und für Menschen, muß sie in weiser Beschränkung von der Fülle der Wirklichkeit abstrahiren und eins ihrer Elemente in seiner Reinheit und Strenge zum Stoffe machen, in dem sie arbeitet. In diesem Stoffe aber soll die Fülle des Lebens, das Höchste und Tiefste, seinen Ausdruck finden. Die größten Genies allein sind fähig, in den verschiedenen Künsten die Bahn zu brechen, und auf dieser Bahn kann dann die größere Zahl begabter, aber doch minder ausgestatteter Talente fortschreiten. Beim Anschauen ihrer Werke versenken wir uns in ihren Geist, die Kunstgeschichte hat nur den Weg dahin zu zeigen.

Die geschichtliche Bedeutung der Künste.

Früher herrschte die Ansicht vor, als ob die Kunst blos ein Gegenstand des Luxus sei, von dem das Wohl und Wehe der Welt wenig abhänge; die Blüte derselben sei lediglich ein Resultat von der zufälligen Geburt irgend eines grossen Genies, und die Kunstgeschichte hätte nur die Aufgabe, von diesen und ihren Schulen zu berichten; sie gewähre daher nur den Nutzen, auf die Irrthümer und Misgriffe belehrend aufmerksam zu machen. Dem aber ist nicht so. Die Geschichte, wie jede Erscheinung, ist nur für Den ein verwirrtes und unverständliches Bild, welcher ihre Einheit nicht kennt. Wem das Auge für ihr geistiges Wesen geöffnet, dem kann ihr innerer Zusammenhang nicht entgehen, wenn er auch noch nicht alle ihre feinsten Züge zu verstehen und mit dem Ganzen in Einklang zu bringen vermag. Auch das größte Genie producirt nicht allein aus der angeborenen Kraft, sondern erhält die Stoffe zu seiner geistigen Production gleichsam durch die Erbschaft historischer Überlieferung; diese Überlieferung aber ist ein Gemeingut seiner Nation.

In Beziehung auf die größern geistigen Leistungen bildet jedes Volk nur Ein untrennbares Wesen; dieser Volksgeist ist unpersönlich, aber in sich einig, concentrirt und organisch gegliedert. Vermöge dieses organischen Zusammenhangs ist die Richtung einer seiner geistigen Thätigkeiten nicht gleichgültig für seine andern Thätigkeiten. Man nimmt häufig an, daß nur mysteriöse Offenbarungslehren einen traditionellen Zusammenhang haben; bei näherer Betrachtung jedoch erkennt man die Ueberlieferung in jeder Richtung geistiger Thätigkeit. Jedes Volk überliefert dem andern nicht blos Einzelnes, sondern sein ganzes Wesen, oder doch das Eigenthümlichste desselben. Auf diese Weise wird ein Entwickelungsgang der Menschheit wahrnehmbar, und wir versehen, daß dieselbe nicht dem blinden Zufall, sondern einer höhern Ordnung der Dinge unterworfen ist. Ist einmal die Grenze äußerster Roheit und des Nothdürftigsten überschritten, so bildet sich überall ein System geistiger Lehre, eine Schöpfungslehre, eine Religion, welche die materielle Welt mit der geistigen verbindet.

Die Religion ist die eigentliche Seele des Volksgeistes, sie bezeichnet dessen individuellen Charakter, und je nachdem sie überwiegend zum Materiellen oder Spirituellen hinneigt, wird auch jede Äußerung desselben diesen Charakter haben. Auch die Kunst gehört zu den nothwendigen Äußerungen des Geistes eines Volks, denn sie manifestirt nicht allein dessen Anschauungsweise des Übersinnlichen, wie in der Religion, sie gibt noch mehr, sie gibt zu gleicher Zeit die individuelle Auffassung der sinnlichen Natur, in welcher dieses specielle Volk lebt. Das Bedürfniß der Kunst gehört aber nicht der äußern Nothwendigkeit an; in seiner Klarheit wird es erst empfunden, wenn dem Materiellen genügt ist, und seine volle Befriedigung gelingt nur den edelsten, begabtesten Völkern.

Die Geschichte der Kunst ist ein zusammenhängendes Ganze, ein Volk überliefert dem andern seine Fortschritte in derselben, und das Ziel ist ein gemeinsames. Doch ist dies Vorwärtsschreiten kein stetiges zu nennen, es machen sich häufig geistige Momente geltend, welche nachgeholt werden müssen, denn der Eintritt eines neuen Princips führt die Zerstörung der, auf ein älteres Princip gegründeten Civilisation, und damit eine chaotische Verwirrung herbei. Auch solche Epochen sind jedoch sehr beachtenswerth, denn in der Zerstörung und im Wiederaufleben der Kunst lernen wir ihr Wesen von einer Seite kennen, welche in ihrer Blütenzeit nicht ans Licht kam. Auch für die Geschichte überhaupt sind diese Epochen wichtig, denn obgleich die Kunst unvollkommen und krüppelhaft erscheint, so ist sie nichtsdestoweniger der vollste und zuverlässigste Ausdruck des Volksgeistes, weil sie die absichtloseste Äußerung des Gefühls desselben ist. In der Politik und der Wissenschaft wiegen die einzelnen Charaktere zu sehr vor, in der Kunst allein bringt die nothwendige Harmonie des Werks die zartesten, dem Worte unaussprechlichen Regungen ans Licht. In ihr allein wird das Naturelement nicht als Beschränkung des Geistes, sondern in seiner belebenden Eigenthümlichkeit ausgeprägt. Die Kunst eines Volks ist gleichsam eine Hieroglyphe, ein Monogramm, in welchem sich das geheime Wesen der Völker, denen sie angehört, zwar abgekürzt und auf den ersten Blick dunkel, aber für Den, welcher diese Zeichen zu deuten versteht, vollständig und bestimmt ausspricht. Die Gesetze, nach welchen sich die Künste bei einem Volke entwickeln, sind im Allgemeinen etwa folgende: Zunächst geht bei jedem Volke dem wirklichen Entstehen der Kunst ein, mehre Jahrhunderte umfassender, Zeitraum der Vorbildung voraus. Das Naturelement eines Volks zeitigt, gleich dem Keime in der Erde Schoos, langsam. In dem Kunstgebiete, welches dem Volksgeist am meisten entspricht, entwickeln sich dann die ersten Keime. Diese Kunstgattung bildet sich rasch aus, erreicht ihre höchste Blüte und erhält

sich darin eine Zeit lang. Aus ihr und unter ihrem Einflusse entwickeln sich nach und nach die andern Kunstgattungen, bis endlich mit dem Volke selbst, und als Vorbote seines völligen Unterganges, seine künstlerische Kraft überhaupt altert und erstirbt. Die Reihenfolge der Künste wird durch das Naturelement des Stoffs bedingt. Zuerst erscheint die Poesie, dann die Musik und dann die bildende Kunst; alle drei im Beginn, aber noch ungetrennt von den Zwecken der sinnlichen Wirklichkeit. Die Poesie entwickelt sich zuerst als wahrhafte Kunst; sie ist zuerst episch, weniger das Einzelne als das Ganze behandelnd, und mehr Product des gemeinsamen Verkehrs als eines Einzelnen. Sie bedient sich der Musik, als untergeordneter Begleiterin. Je mehr sie sich jedoch entwickelt, je weniger bedarf sie derselben, und überläßt sie ihrer eigenen Ausbildung. Die Poesie wird sodann Lyrik und sodann Dramatik. Bald nach Vollendung des Epos erlangt die bildende Kunst eine künstlerische Behandlung; die Poesie muß zuerst dem Geiste einen höhern Schwung verleihen, damit die bildenden Künste auch in den wirklichen Dingen das Maß und die schönen Verhältnisse zu erkennen vermögen. Die Architektur ist die erste von den bildenden Künsten; der Sinn muß sich erst für die reinen Verhältnisse gebildet haben, ehe er ihre tiefere Bedeutung an der individuellen Gestalt auffassen kann. Ihr folgt die Sculptur, analog der Lyrik. Sodann kommt die Malerei, durch das Mittelglied, das Relief vorbereitet. Wie die Malerei unleugbar eine Beziehung auf das Drama hat, so üben beide Kunstrichtungen, die poetische und die bildende, auch wieder auf jeder ihrer Stufen eine Rückwirkung auf die Musik aus. Wir sehen drei Epochen. In der Poesie: Epos, Lyrik und Drama. In den bildenden Künsten: Architektur, Sculptur und Malerei. In der Musik die strenge, gewöhnlich kirchliche Musik, die Melodie des Liedes, die völlige Entwickelung der Musik zur reichern Harmonie und Instrumentirung.

Die Lebensdauer der Kunst ist kürzer als die eines Volks, weder dem rohen Knabenalter noch der Periode der Altersschwäche angehörend, sondern dem Zeitpunkte jugendlicher Reife und edler Männlichkeit, ein Product des Selbstgefühls der Völker. Die Geschichte der Wirkungen des eigenthümlichen Geistes eines Volks auf die Ergebnisse ihrer Kunst, und die Rückwirkung der Kunstschöpfungen auf die sittlichen und politischen Zustände desselben, würde auf die unbefangenste Weise das Wesen eines Volks (wie in einem verkleinernden Spiegel) dem Eingeweihten zeigen, sodaß ein scharfer Blick auch aus den Reflexen und Schatten auf die verborgenen Stellen schließen könnte. Die Geschichte der bildenden Künste würde die Geschichte der Menschheit vom Standpunkte des Schönen geben, im Gegensatz zur politischen Auffassung derselben.

Nach dieser Einleitung folgt im ersten Bande die Kunst der Inder, Babylonier, Perser, Juden und Ägypter; im zweiten Bande die der Griechen und Römer. Der Verf. entwickelt den besondern Geist der Kunst jedes dieser Völker aus ihren religiösen, politischen, geographischen und klimatischen Verhältnissen. Es ist unmöglich, in dieser kurzen Anzeige den Reichthum und die Mannichfaltigkeit der Ideen, welche der scharfsinnige und gelehrte Autor in diesen klar geschriebenen, historischen Vorträgen entwickelt, genügend anzudeuten. Von einem großartigen Standpunkte ausgehend, sind sie bis ins Einzelne ebenso belehrend als unterhaltend. In diesem Geiste unternimmt der Verf. die Darstellung der Kunstgeschichte aller Völker, und seine Auffassungsweise scheint mir nicht allein bedeutend für den Künstler und den Kunstfreund, sondern für den denkenden Menschen eines jeden Standes. *)

W. S.

Ein Priester, Historie aus der Gegenwart. Erzählt von Scherr. Stuttgart, Franckh. 1843. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

„Aus der Gegenwart": welch einen Zauber schließen diese Worte ein! Alles was reizen, was Interesse erregen will, muß „aus der Gegenwart" sein, muß den Stempel „der Gegenwart" an sich tragen. Ach, es ist noch gar nicht lange her, da hatten ganz andere Worte einen unwiderstehlichen Zauber: „Geschichte aus der Vorzeit", oder „aus dem grauen Alterthum", oder „aus dem 12., 13. ꝛc. Jahrhundert". In die „Vorzeit", in „das graue Alterthum" war man ganz verliebt. Grau war die Lieblingsfarbe aller Welt. Das hat sich gewaltig geändert, ein Strudel hat uns ergriffen, und Heil uns! er hat uns nach oben gerissen: nach oben, an den hellen Tag der Gegenwart. O! es ist ein Glück, es ist eine Seligkeit, in einer Zeit zu leben, deren Schooskind die „Gegenwart" ist: „Es freue sich, was da athmet im rosigen Licht (der Gegenwart), Da unten aber (in der grauen Vorzeit) ist's fürchterlich." Aber es lastet noch ein gutes Stück Vorzeit auf unsern Schultern, jedoch — Dank sei dem Himmel und den Franzosen! — nicht viel mehr von der „grauen". Es ist vielmehr nicht weit her, aus dem 18., höchstens aus dem 17. Jahrhundert. Nur einige alte Ritter, die sich einbilden, Rüstung und Lanze ihrer Väter zu tragen (sie sind aber nur von Pergament — ihre Privilegien, ihre „wohlerworbenen" Rechte), und eine Schar von Pfaffen (protestantische und katholische) träumen von der Erneuerung längst vergangener Zeiten. Das Losungswort der Jugend aber ist die „Gegenwart"; und die Gegenwart will die Freiheit.

Darum lockt uns Alles, was seinen Namen von der „Gegenwart" hat: „Lieder der Gegenwart", „Jahrbücher der Gegenwart"; aber wehe Denen, die das Zauberwort misbrauchen, um uns anzulocken, ohne die Begeisterung für die heiligen Interessen der Gegenwart zu theilen.

Herr Dr. Scherr lockt uns auch mit seiner „Historie aus der Gegenwart"; denn daran denkt man nicht, daß Herr Dr. Scherr so gedankenlos sein könnte, unter seiner „Historie aus der Gegenwart" blos eine Geschichte zu verstehen, die etwa vor einigen Jahren passirt ist. Sie muß vielmehr mit den Fragen, mit der Bewegung, mit den Conflicten der Gegenwart wesentlich zusammenhängen, d. h. so, daß dieselben den Ausgangspunkt, den Verlauf und die Katastrophe der Geschichte bedingen. Herr Dr. Scherr scheint das gewollt zu haben, aber es ist ihm nicht gelungen. Sein Priester geräth zwar auch in Zwiespalt mit seinem Amte durch seine Theilnahme an der freien philosophischen und politischen Bildung unserer Zeit; aber dieser Zwiespalt geht nicht tief, bleibt rein theoretisch und übt

*) Über den Inhalt des ersten und zweiten Bandes wird ein anderer Mitarbeiter einen Bericht liefern, den wir bald geben zu können hoffen. D. Red.

keinen Einfluß auf sein Leben und seine Schicksale. Mit Einem Worte — der Priester des Herrn Dr. Scherr verliebt sich. „Das ist eine alte Geschichte, und ist doch ewig neu" u. s. w. Um sich zu verlieben und dadurch unglücklich zu werden, brauchte der Priester keinen Antheil an der Bildung und an den Bestrebungen der „Gegenwart" zu haben; und wenn er wahren und ernsten Antheil an den Bestrebungen der „Gegenwart" hatte, durfte er sich nicht verlieben, oder wenigstens nicht an der Liebe zu Grunde gehen. Das Theoretische, die Gedanken, die der Verf. seine Personen oft weitläufig expliciren läßt, und das Praktische, ihre Leidenschaften und ihre davon abhängigen Schicksale sind zwei ganz getrennte Bestandtheile des Buchs; und diese Trennung macht dasselbe ungenießbar. Was die Theorie, die theologischen und politischen Ansichten betrifft (denn auf diesem Gebiete bewegen sich die Personen), so sind sie matt, halb, unentschieden.

Das Pathos, die Leidenschaft, die den Helden der Geschichte ergreift, bewegt und zu Grund richtet, ist — wie gesagt — die alte, die Liebe. Und was für eine Liebe! Auf dem Wege zu seiner ersten Messe sieht der junge Priester (Leo heißt er) ein junges Frauenzimmer, und zittert gleich vor Liebe. Das junge Frauenzimmer, Viola, die Frau eines alten grauhaarigen Grafen, sieht den jungen Priester, und ihr hängen gleich vor Liebe „die Arme schlaff an den Hüften herunter". Leo reist in die Schweiz, Viola auch, und Beide treffen sich in Zürich bei der Pfaffenrevolution. Leo kehrt ins Schwabenland zurück, Viola richtet sich mit dem Grafen auf einer alten Burg dicht neben Leo's Pfarrhause ein. Sie werden bekannter und kommen endlich „auf einem jener Plätzchen, die die Liebe aufzusuchen pflegt", im Walde zusammen. Sie thun aber weiter nichts, als daß sie miteinander verabreden, zu fliehen. Aber Leo's Mutter, eine alte wunderliche Frau, merkt Lunte, wie die Berliner sagen. Sie wird vor Kummer gleich todtkrank. Leo, der herbeigerufen wird, kommt eben noch zur rechten Zeit, ihre letzten Worte zu vernehmen. Sie übergibt ihm ein Packet Papiere, aus denen er seine Herkunft erfahren soll. Während er darin liest und erfährt, daß er der uneheliche Sohn eines reichen adeligen Herrn ist, wird ihm die schriftliche Herausfoderung des Grafen gebracht. Die Schriftzüge der alten Briefe und dieses Billets sind dieselben. Leo bittet den Grafen, selbst zu kommen; er gehorcht; er gesteht. Leo dringt in ihn, mit Viola noch an demselben Tage die Gegend zu verlassen. Er reist mit Viola ab, um durch Frankreich nach Spanien zu gelangen. Aber in den Schluchten der Pyrenäen (an der Stelle, wo Heine, den der Verf. zärtlich liebt und unglücklich nachahmt, einen Sommer zugebracht hat) finden sie Leo's Leichnam. Leo hat sich „mitten durchs Herz" geschossen. Diese Phrase wiederholt der Verf. noch an drei Stellen; sie ist der Knalleffect des ganzen Buchs. Was der Leo für ein Held ist! „mitten durchs Herz"! Viola wird wahnsinnig. Eine armseligere Liebesgeschichte (S. 229 kommt der verrätherische Druckfehler „Leibesgeschichte" vor, denn in der That ist diese Liebe weiter nichts als Das, wofür Lessing bei Gelegenheit des Werther — vielleicht zu hart — alle Geschlechtsliebe erklärte, ein körperliches Bedürfniß), ich sage, eine armseligere Liebesgeschichte ist kaum auszudenken. S. 184 läßt der Verf. sein Pärchen „durch den Instinct der Liebe" zusammengeführt werden. Nun, wenn Hans und Grete „durch den Instinct der Liebe" geleitet „auf einem jener Plätzchen, die die Liebe aufzusuchen pflegt", zusammenkommen, so kann Niemand etwas dawider haben, wenn Hans nur für die Folgen steht: aber eine solche Geschichte, durch unklares politisches und theologisches Raisonnement unterbrochen und in einer gesuchten und holperigen Sprache dem lesenden Publicum aufzutischen, das ist — unverschämt. Um nicht mit diesem übelklingenden Worte zu schließen, und zuletzt noch einen weitern, allgemeinern Gesichtspunkt zu erreichen — was für einen herrlichen Stoff hat der Verf. verunstaltet! Einen Priester mußte er uns schildern, der von der Bildung unserer Zeit ergriffen und dadurch in einen tiefen und ernsten Conflict versetzt ist. Ob katholisch oder protestantisch, darauf wäre nicht viel angekommen, denn der Unterschied zwischen beiden ist ziemlich darauf reducirt, daß die einen unverheirathet, die andern — wenn auch nicht meist glücklich, wie Ludwig Feuerbach zu wissen vorgibt — verheirathet sind. Dieser Unterschied aber ist nur insofern von Bedeutung, als bei dem protestantischen Priester (man erlaube einmal den Ausdruck) mehr noble und menschliche Motive wirken können, ihn an sein Amt und seine Stellung zu fesseln. Ob der Stoff sich mehr zu einer ernsthaften oder mehr zu einer satirischen Darstellung eignete, das würde davon abhängen, welchen Charakter man dem Helden zu geben und in welche Situationen man ihn zu versetzen wüßte. 42.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Über Wohlthätigkeitsanstalten.

Wir wollen es gar nicht in Abrede stellen, was für verderbliche Folgen ähnliche Schilderungen vom menschlichen Elende und von der Verworfenheit Einzelner, wie wir sie in den „Mystères de Paris" erhalten, haben können; besonders wenn, wie dies bei diesem vielbesprochenen Buche geschehen ist, die unglücklichen Classen der menschlichen Gesellschaft gerade die Stellen, die ihrem eigenen Elende gewidmet sind, verschlingen und dadurch die Bitterkeit, welche sie beim Anblicke des Reichthums, des Glanzes und äußern Glücks empfinden, nur noch mehr nähren. Dabei darf aber auf der andern Seite auch wieder nicht geleugnet werden, daß solche Schriften, in denen die Wunden des großen Gesellschaftskörpers mit unerbittlicher Hand aufgedeckt werden, auch ihr Gutes zu wirken im Stande sind. Wie manches Elend, wie manche herbe Noth haben nicht diese „Mystères" in Frankreich allein zur Sprache gebracht! Abgesehen davon, daß namentlich die himmelschreienden Gebrechen der Justiz an die Öffentlichkeit gezogen sind, meinen wir vorzüglich die Frage der Leihhäuser, die von diesem Buche aus in Anregung gekommen ist. So wurde, noch bevor das Ende derselben erschienen war, schon in Lyon von reichen Handelsleuten eine milde Anstalt errichtet, wo die Armen ohne Zinsen mäßige Summen vorgestreckt bekommen. Wir könnten mehre ähnliche Fälle anführen. Besonders hervorheben wollen wir aber noch, wie Männer von Fach sich durch das ungeheure Aufsehen, welches das Werk des Eugen Sue erregt hat, veranlaßt gesehen haben, einzelne von den Punkten, welche darin zur Sprache kommen, einer besondern Untersuchung und einer sorgfältigern Prüfung zu unterwerfen. So ist, um bei dem erwähnten Punkte stehen zu bleiben, die Angelegenheit der Leihhäuser im Allgemeinen seit dem Erscheinen der „Mystères" sowol in selbständigen Werken als in einzelnen Flugschriften ganz vorzüglich oft zur Sprache gebracht. Wenn auch dieser Umstand nicht gerade Veranlassung zu der trefflichen Schrift von Blaize gegeben hat, so findet dieselbe doch erst jetzt und zwar hauptsächlich in Folge des erwähnten Romans volle Anerkennung. Sie führt den Titel „Des monts de piété et des banques de prêts sur nantissement" und erstreckt sich über alle wichtigern Anstalten dieser Art, welche sich in Frankreich, England, Belgien und Deutschland befinden. Die öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten überhaupt sind auf diese Art seit einiger Zeit zu einem Lieblingsthema geworden, das in unzähligen Schriften behandelt wird. Dabei werden auch die bessern Werke des Auslandes berücksichtigt. So haben wir vor kurzem eine brauchbare französische Bearbeitung des trefflichen Werks von Morichini („Des institutions de bienfaisance publique et d'instruction primaire à Rome, traduit par Bozelaire") erhalten, auf welches Mittermaier vor einiger Zeit in einem gediegenen Aufsatze über Wohlthätigkeitsanstalten in Italien aufmerksam machte. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 75. —— 15. März 1844.

Ein Schloß am Meer. Roman von Levin Schücking. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 12. 3 Thlr.

Ein Roman, der es ernst meint, der davon ausgeht, Doctrinen des Lebens in einer Kunstgestalt aufgehen und Weisheit und Lehre aus warm und kunstvoll erzählten Ereignissen der Dichtung hervorsprießen zu lassen, ist immerhin eine nicht zu übersehende Erscheinung am geistigen Horizont eines Volks. Wir begehren jedoch vor allen Dingen Ernst und Überzeugung, eine bestimmte Lebensauffassung und die Kunst, diese in einer gesetzmäßigen Form zu versinnlichen, von ihm und bestreiten ihm seine Bedeutung, wenn ihm das eine oder das andere dieser Requisite gebricht. Ist keine Überzeugung in ihm lebendig, so besticht uns die Kunstform nicht, und wir werfen ihn zu dem Plunder in der Literatur; ist keine Kunstform an ihm erkennbar, so macht seine Weisheitslehre keinen Eindruck auf uns, und wir schieben ihn in die Maculaturstabel unserer Bibliothek, wo er sein Schicksal tragen mag, bis zur Vollendung. Vereinigt er Beides, so ist er uns ein Gegenstand der Betrachtung, und wir meinen mit Recht; denn alles Lebendige lebt nur durch eine Verbindung von Geist und Form, während der Geist an sich unfaßbar, die Form an sich todt, ein Gesetz ohne Befolger ist.

In dem vorliegenden Romane treffen wir auf ein ernstes Bestreben, diese Vereinigung zu Stande zu bringen und sie als bewerkstelligt darzustellen. Der Gedanke, die Überzeugung, die Lehre des Verf. scheint uns der Satz zu sein, daß das Glück des Daseins weder in einer gedankenlosen Thätigkeit noch in einem thatenlosen Betrachten der Dinge um uns her, sondern im bewußten, mit dem Leben congruenten Handeln gefunden werden möge. Das Bewußtsein ist unser Glück; wir leben glücklich, wenn in unserm Thun das Bewußtsein eines gesetzmäßigen, auf die Gestaltung des Lebens abzielenden Handelns zur Erscheinung kommt. Diese Lehre, mit Überzeugung und Prägnanz ausgesprochen, nimmt im „Schloß am Meere" eine Kunstform an, in die sie hineinwächst und die uns von der allgemeinen Durchbildung und der poetischen Stimmung des Verf. eine günstige Meinung aufdringt, und hiermit haben wir seine Schöpfung genügend charakterisirt.

Eine entschiedene Gestaltungsfähigkeit kommt ihm zu statten, Wissen und schöne Abwägung, Geschmacksbildung und Herrschaft über die Sprache stehen ihm bei der Arbeit zur Seite und begünstigen den ersten glücklichen, poetischen Impuls, indem sie ihn unter die Oberherrschaft des Bewußtseins und der Kritik stellen. Dennoch bleibt das Ganze warm und erkaltet nicht zu einem Geschöpf der Absicht und der Berechnung; man sieht die mitunter etwas peinliche Anstrengung unserer ersten Erzähler bei ihm nicht, eine Anstrengung, von der weder Tieck noch seine besten Nachfolger stets ganz frei sind, und die in Sternberg's, W. Alexis', Gutzkow's oder Rellstab's Arbeiten mitunter recht störend hervortreten kann. Der Verf. ist frei davon und hält dennoch Maß; das aber mag leicht als der bezeichnendste Zug seiner Leistungen in dieser Gattung poetischer Thätigkeit hervortreten, daß er seine Absicht bis zur Unfreiwilligkeit verbirgt und dennoch als Lehrer wirkt.

Eine Begebenheit voll natürlichen Interesses dient als Träger dieser Lehre. Wir machen die Bekanntschaft eines Knaben, eines jungen Mannes, den wir im Laufe der Erzählung seine „Lehrjahre" im Sinne Wilhelm Meister's durchmachen sehen, und den, wenn auch eben nicht sehr mannichfache, doch sehr bedeutende Lebensverhältnisse, die wesentlichsten Richtungen der Zeitbildung versinnlichend, prüfen und reifen. Die Zeit ist das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts, jene stille, brütende Zeitepoche, die auch in Deutschland die Wehen einer neuen Zeit verkündigte. Der Ort ist eine ebenso stille geistliche Residenz, in der man das Picken der Hausuhren hörte, und die uns in ihrem gemüthlichen Rococostil nur wie Fabeln der Vorzeit erscheinen, vielleicht Münster oder ein ähnlicher Ort. Paul, der Held unserer Geschichte, in der Pflege eines zornmüthigen, mistrauischen, fest am Alten hängenden Großvaters, entwickelt sich als ein Knabe voll Sinnlichkeit und Genußlust. Die kindische Neigung zu Luise, der ältern Tochter des Nachbarhauses, erregt zuerst die junge Seele, und stimmt sie traurig, als die Jungfrau weitweg an den Strand der Nordsee hin sich verheirathet. Die nächsten Scenen spielen an eben dieser öden Küste der Nordsee, wir sehen die Gräfin Albany an dieser Küste scheitern und im Schlosse des Barons Dietburg, Lui-

sens Gemahl, ein Asyl finden, und mit seiner Tochter ein Freundschaftsbündniß schließen. Hier müssen wir ein Geheimniß verrathen, das vielleicht dem Verf. selbst ein Geheimniß ist. Der Baron Dietburg ist nämlich kein Anderer, als der, wir glauben aus Kohl's „Reisen in Rußland", bekannte kühne Pirat, welcher auf seinem Gebiet einen falschen Leuchtthurm in Form eines Laboratoriums erbaut hatte, um vorüberfahrende Schiffe zum Stranden zu bringen und an ihrer Ladung das Strandrecht auszuüben. Gewiß, eine der kühnsten Unthaten, von denen die Sage geht, und die, wenn wir nicht irren, nach Kohl, mit lebenslänglicher Bergwerksarbeit in Sibirien bestraft wurde. Hier verläuft die Sache anders, wie wir sehen werden. Genug, Paul ist indeß zum jungen Manne geworden, den man auf Reisen schickt. Er geht nach Salzburg, wo ein Onkel Domherr ist; dieser Onkel stellt ein gar behagliches Bild eines vornehmen Geistlichen am Schluß des gesegneten 18. Jahrhunderts dar: ein Bild, das nach den Seesturmscenen auf Schloß Dietburg gar wohl thut und den Reichthum der Phantasie des Verf. wie seinen originellen Kunstgeschmack bekundet. Ein junger Mönch und eine sehr gut gezeichnete feine Kokette, Fr. v. Lescomte, welche Paul durch seinen Oheim kennen lernt, theilen sich zunächst in unser Interesse; später kommt eine gefangen gehaltene Dame in schwarzer Sammetmaske als vierte Person im Spiele dazu. Den Netzen der Kokette entgeht Paul, die gefangene Sammetmaske verschwindet plötzlich aus ihrem verborgenen Landhause; aber der junge Mönch, Manuel, bleibt uns. In diesem Hauptcharakter ist sich der Verf., so scheint es, nicht ganz klar geworden. Manuel, ein Findling, ein Unglücklicher, der seine Familie sucht, ein unfreiwilliger Eremit in der Mönchszelle, ein Weltenstürmer, ein Wahnsinniger, der Gott verleugnet, ein Ungeheuer von Egoismus, wenn man will, erschüttert uns ab und zu durch seinen phantastischen Welthaß, durch seine Wuth, diesen „festen Bau der Erde" zerstören und ihre Bewohner mit sich in einen Brandpfuhl von Haß, Rachgier und Verachtung hinabreißen zu wollen; allein so großartig er auch gezeichnet ist, so anziehend sein Seelenzustand auch erscheint — wir können ihn nicht für wahr halten, nicht einmal für wahr im Wahnsinn. Um ganz wahr, wenigstens um fortdauernd wirksam zu sein, müßte Manuel seinen kolossalen Irrthum, mindestens bei seinem zweiten Auftreten, als Eremit auf der Rheininsel, erkennen und trotz dieser Erkenntniß aus demselben nicht hervor können. Der resolute Egoismus bindet seine Leute fest!

Genug, Paul setzt seinen Wanderstab weiter und geht nach Italien. Was ihm dort begegnet, erfahren wir nicht, wir nehmen nur wahr, daß die französische Revolution inzwischen ausgebrochen und Paul ein Mann geworden ist, als er uns wieder am Rhein entgegentritt. Von jetzt an löst sich die Erzählung in Episoden auf, in sehr geistreiche, aber doch immer in Episoden. In der ersten derselben, einem wirklichen kleinen Meisterstück von Darstellung und Stil, begegnen wir einer flüchtigen französischen Emigrantenfamilie, in der die Vorurtheile und die Befangenheiten der alten, soeben zu Grabe getragenen Zeit, die Art fixen Wahnwitzes, in dem die Aristokratie in Frankreich, beinahe mitleidswerth, so lange fortlebte, auf eine wirklich höchst originelle Weise zur Darstellung gebracht werden. Der alte Edelmann und seine Gattin, flüchtig vor dem Roturiernamen Maupeau und der Constituante, haben sich in Ermangelung eines andern Obdachs in einer alten Burgruine heimisch gemacht, wo sie Paul trifft und wo sie mit wahrhaft köstlicher Caricatur die alten Gewohnheiten ihres Hotellebens zu Paris conterfeien, und auf einem Bret zwischen zwei Tonnen sitzend, die Würde französischer Großen höchst ergötzlich darstellen. Diese Situation, voll dichterischer Wahrheit, ist auf das geistreichste durchgeführt und muß dem Verf., weil sie ganz Original ist, zu hoher Ehre angerechnet werden. Paul, dem bis dahin die eigentlichen Ursachen des Umsturzes aller Dinge jenseit des Rheins dunkel waren, erkennt auf einmal in dieser Umgebung die nothwendigen Gründe desselben, das Schicksalartige in der ihm unklaren großen Weltbegebenheit, und fürwahr, Andere können es mit ihm aus diesem kleinen aber trefflichen Bilde erkennen! Wie Paul noch mit den Unglücklichen, durch ihren Wahn aber Glücklichen beschäftigt ist, sieht er auf einmal seine Jugendliebe, Luise, wieder. Es ist jedoch, wie sich natürlich bald zeigt, ihre Tochter, die in Begleitung der Gräfin Albany und in der ihres zweiten Gemahls, des Dichters Vittoria Alfieri, reist. Hier beginnt eine zweite Episode, von nicht minderer Originalität als die erste, die Schicksale und den Charakter des italienischen Tragöden umfassend. Die ungemessene Leidenschaft des trefflichen Dichters wird mit einer ebenso leidenschaftlichen Feder gemalt, und gezeigt, wie diese ungebändigte Leidenschaft sich selbst durch die Nachahmung und Aneignung der classischen Kunstruhe bezwang und in diesem Kampfe die trefflichen Werke schuf, die wir kennen. Da Ref. diese Werke übersetzt hat, so wird er einigermaßen befugt sein, die Charakteristik des Verf. zu beurtheilen, und er kann nur bezeugen, daß sie überaus geistvoll und vollkommen naturgetreu ist.

Dem Dichter Alfieri, nun ein gereifter Mann, wird aus Deutschland das Manuscript einer Lebensgeschichte eingesandt, die das „Waidmesser" betitelt ist. Diese Erzählung stellt eine dritte Episode dar, löst jedoch zugleich die Räthsel, welche bis jetzt für uns in der Geschichte Paul's vorhanden waren. Die Scene spielt am Hofe einer jungen deutschen Erbgräfin, um deren Hand ganz erlauchte Freier, Prinzen von Geburt, aber sehr unliebenswürdig, sich bewerben. Ein junger Edelmann kommt als Jagdjunker an diesen kleinen Hof. Reizbar und feinfühlend wie er ist, erschüttert es ihn aufs tiefste, als er in Folge eines Jagdfehlers das Waidmesser erhalten soll. Er sträubt sich so lange gegen diese Strafe, bis die junge Erbgräfin, die er liebt, dieselbe in Person an ihm zu vollstrecken gelobt. Nun schlägt sie ihn —

zu ihrem Ritter, indem sie ihn mit dem Waidmesser berührt. Die Liebe, lange beherrscht, flammt auf, und als die Prinzen die Entführung der Gräfin beschließen, entführt der Jagdjunker seine Geliebte den Entführern. Später werden sie ereilt, getrennt; die Frucht eines kurzen Rausches ist ein Sohn; seine Mutter ist die Dame mit der Sammetmaske bei Salzburg; der Vater ist — der große Verbrecher an der Nordseeküste; der Sohn ist — Manuel; seine Schwester, aus der Ehe Dietburg's mit Luise, ist Paul's Geliebte. Die Erzählung geht nun rasch zu Ende. Empörte Bauern zerstören das verrätherische Schloß Dietburg, wo sich die Erbgräfin wieder zu ihrem Gemahl gefunden hat und mit ihm duldend, sich reinigt, während der Letztere, sich für sie hingebend, auf unser Mitleid ein schwaches Anrecht erlangt. Manuel findet die lange gesuchten Ältern und der Sturm der Schlußscenen beruhigt sich in dem Glücke der schuldlos Liebenden.

Wir können uns nicht entschließen, an dieser Begebenheit selbst etwas auszustellen, obwol sie für eine so gedrängte Darstellung fast zu reich ist; es war Stoff, nicht für zwei Bändchen, sondern für vier vorhanden. Rascher Fluß der Erzählung ist eine schöne Eigenschaft, das cascadenartige Hinstürzen derselben aber tritt dem ruhigen Genuß entgegen. In dieser Beziehung kann der Verf. von den Frauen lernen, die mit dem Stoff Haus zu halten verstehen. Andererseits ist nichts gefährlicher als ermattendes Interesse; nur ist wohl zu bemerken, daß dies gerade aus der Überfülle des Stoffs am leichtesten erzeugt wird.

(Der Beschluß folgt.)

Erinnerungen aus den ersten Feldzügen des Herzogs von Wellington in Portugal und Spanien. Vom Grafen von Westmoreland. In das Deutsche übertragen vom Grafen C. v. d. Goltz. Berlin und London, Asher und Comp. 1843. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Feldzüge Wellington's in Spanien und Portugal haben in dem General Murray, dem Obersten Napier, dem Major Moyle Sherer und andern höhern englischen Offizieren genaue und einsichtsvolle Geschichtschreiber gefunden und zuletzt durch die vor einigen Jahren veröffentlichten Depeschen und Berichte des Herzogs die vollständigste Ergänzung erhalten, sodaß neue Aufklärungen kaum möglich erschienen. Indeß ist es nicht zu tadeln, daß die oben genannten Erinnerungen, welche aus der Feder eines Kampfgenossen, des damaligen Lord Burghersh, herrühren und im J. 1817 in England als die erste zusammenhängende Nachricht über die Ereignisse auf der pyrenäischen Halbinsel großen Beifall gefunden hatten, jetzt in das Deutsche übertragen worden sind. Der Übersetzer ist preußischer Offizier und hat dadurch seine hohe Achtung und Unparteilichkeit gegen einen Feldherrn an den Tag gelegt, der gegen das Heer, ohne dessen Hülfe er einen seiner glänzendsten Siege nicht erfochten haben würde, sich bald nach jenem denkwürdigsten Ereignisse auf eine ebenso unfreundliche als ungerechte Art geäußert hatte.

Das vorliegende Buch empfiehlt sich den Kennern der spanischen Feldzüge durch gedrängte Kürze und Klarheit, so in der Schilderung der Schlachten bei Vimeiro, Almeida, Busaco und Talavera, wo auch englische Verluste und Nachtheile nicht in der Art der Napoleonischen Geschichtschreibung bemäntelt sind, ferner durch die offene Darlegung der Ränke und Feindlichkeiten, mit denen Wellington bei den spanischen Machthabern zu kämpfen hatte, bis die Regentschaft in Cadiz zu ihm Vertrauen faßte, nicht minder durch die unverhohlene Schilderung der Mängel in der spanischen Heerverfassung. Es wird hier aus vielen Einzelheiten recht klar, wie die Spanier ohne englische Unterstützung das Werk ihrer Befreiung hätten ebenso wenig durchführen können als die heutigen Griechen die Gestaltung ihres neuen Staats ohne die Unterstützung der jetzt so schmählich behandelten Baiern. Denn was hier an verschiedenen Stellen (namentlich auf S. 73 fg., 85 fg. u. a. O.) über die militairische Unfähigkeit der spanischen Armee, über den Mangel an Feldherren, über die Unfähigkeit der Centraljunta und den Ungehorsam der Provinzialjunten, über die Geldnoth und über die Verdorbenheit des höhern Adels, den Nachlaß der schlechten Regierung des Friedensfürsten, gesagt ist, trägt den Charakter der Wahrheit und gewinnt an Sicherheit, weil die Zustände des heutigen Spaniens jene Bemerkungen nur zu oft bestätigen. Das Unbegreifliche der Capitulation der Generale Dupont und Vedel (warum gibt ihm Hr. v. d. Goltz stets den altpreußischen Namen „Wedell"?) deutet der Graf von Westmoreland auf S. 32 fg. an, bestimmter und härter äußert sich über Dupont, der sich von der ungeübtesten Armee hätte einschüchtern lassen, die „Biographie Eugen von Hirschfeld's" im Novemberhefte der „Minerva" vom J. 1843, wo überhaupt dieser kampfesmuthige Offizier die Spanier derselben Mängel und Gebrechen anklagt wie unser Verf., ohne dabei ihren Patriotismus und ihren Freiheitssinn zu verkennen. Wie passend es daher war, daß Wellington nach der Schlacht bei Ocana den kleinen Krieg organisirte, springt von selbst in die Augen.

Das Lob, welches Graf Westmoreland an verschiedenen Stellen der Tapferkeit und Disciplin seiner Landsleute spendet, darf nicht als übertrieben angesehen werden, da es aus andern Berichten hinlänglich bekannt ist, sowie auch der Heldensinn des bei Coruña gefallenen Generals John Moore, dem der Verf. auf S. 38 fg. einfach schöne Worte der Erinnerung gewidmet hat. Ebenso wahr ist die Bemerkung über die von den Franzosen in Portugal verübten Excesse. Sie hatten bisher nur in Ländern Krieg geführt, wo sich die Bevölkerung ihnen ohne Widerstand unterwarf; als sich daher in Portugal eine ganze Nation wider sie erhob, betrachteten sie einen solchen Widerstand als eine Empörung und hielten sich für berechtigt, die Einwohner, welche mit den Waffen in der Hand gefangen wurden, als Ruhestörer und Rebellen ohne Gnade und Rücksicht zu behandeln. Dabei fand eine zügellose Soldateska hinlängliche Veranlassung, ihre Rachsucht und Habgier zu befriedigen.

An Einzelheiten ist die Erzählung nicht reich, da ihre Kürze solche ausschließen mußte, wie viele auch der unterrichtete Verf. hätte mittheilen können. Wir haben nur die Beleuchtung des räuberischen Benehmens Junot's und seiner Offiziere in Lissabon wahrgenommen und ein Beispiel des Hasses der portugiesischen Landleute bei der Gefangennehmung des französischen Obersten Pavetti, der Ermordung seiner Begleitung und der jämmerlichen Zerprügelung des Obersten, der sodann englischer Gefangener wurde. Diese Geschichte gewinnt auf der einen Seite an Interesse, weil sie sich im Mittelpunkte einer französischen Armee von 60,000 Mann ereignete und die Portugiesen schwere Rache fürchten mußten, auf der andern aber, weil der gefangene und sehr freundlich behandelte Oberst sich mit echt französischer Prahlerei an der Tafel Wellington's dahin äußerte, daß die Herzogin von Abrantes bei ihrem Gemahl Junot sei et qu'elle comptait faire ses couches dans son duché. Bekanntlich war Abrantes die Dotation des Marschalls Junot, aber sie lag im Rücken der englischen Armee und fiel während des ganzen folgenden Feldzugs nicht in die Hände der Franzosen.

Die Erinnerungen reichen bis zu den Begebenheiten nach der Befreiung Portugals durch Wellington.

Der deutsche Übersetzer hat seine Aufgabe mit Geschick und Gewandtheit gelöst, und wir wünschen, daß seine Arbeit beitragen möge, den Namen des geschätzten Militairs, der mit dem Ruhme eines ausgezeichneten Diplomaten (er ist englischer Gesandter am Hofe zu Berlin) auch den eines talentvollen Componisten und Kunstkenners verbindet, in der deutschen Literatur bekannt zu machen. 9.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Historische Literatur.

Indem wir eine flüchtige Zusammenstellung der wichtigsten französischen Neuigkeiten auf dem Gebiete der Geschichte geben wollen, stößt uns zunächst ein ebenso gelehrtes als geistreiches Werk von J. M. Lehuëron auf, welches soeben unter dem Titel „Histoire des institutions Carolingiennes et du gouvernement des Carolingiens" erscheint. Der Verf., welcher Lehrer der Geschichte an einem königlichen Collegium der Provinz ist, hat sich der gelehrten Welt bereits durch ein ähnliches Werk, die Zeit der Merovinger betreffend, rühmlich bekannt gemacht. Famin gibt in seiner Geschichte von den Einfällen der Sarazenen in Italien („Histoire des invasions des Sarrasins en Italie du 7ième au 11ième siècle"), von welcher der erste Band vor einigen Monaten die Presse verlassen hat, das Ergebniß langjähriger, umfassender Studien. Diese Partie der italienischen Geschichte ist von den Italienern selbst noch nicht so genügend behandelt worden. Von der ungeheuren Geschichte Languedoc's, welche 10 starke Bände umfassen wird, ist vor kurzem die 24. Lieferung erschienen. Mit derselben ist der sechste Band abgeschlossen. Die Fortsetzung ist des Fleißes und der Ausdauer der Benedictiner würdig, die bekanntlich diese umfassende Arbeit begonnen haben. Möchten doch auch die verschiedenen Theile unsers Vaterlandes so genügende Specialgeschichten aufzuweisen haben! Seit einiger Zeit fangen die französischen Historiker an, auch der deutschen Geschichte einige Aufmerksamkeit zu widmen. So haben wir vor einigen Monaten eine gutgeschriebene, vollständige Geschichte von Joseph II. erhalten, die sich durch musterhafte Unparteilichkeit auszeichnet. Der Verf. derselben, C. Paganel, hat sich schon früher durch eine ebenso wackere Biographie Friedrich's des Großen bekannt gemacht. Er ist Staatsrath und Deputirter und scheint Deutschland aus eigener Anschauung zu kennen. Wenn man seinem Werke einen Vorwurf machen wollte, so wäre es vielleicht der, daß der Verf. oft und ganz besonders in der Einleitung zu sehr von seinem eigentlichen Thema abschweift und sich bei den Schilderungen der auswärtigen Verhältnisse, die mit der Geschichte Joseph's oft nur in einem lockern Zusammenhange stehen, zu lange aufhält. Übrigens ist von diesem lesenswerthen Buche bereits eine deutsche Übersetzung erschienen. In der Geschichte der Wiedererweckung der Wissenschaften („Histoire de la renaissance des lettres en Europe au 15 siècle", 2 Bde.) von Charpentier sind vorzugsweise deutsche Quellen, z. B. das bekannte Werk von Heeren u. s. w., benutzt. Indessen ist dem Verfasser das Verdienst einer geschickten Verarbeitung nicht streitig zu machen. Noch weniger Anspruch auf selbständige Forschungen machen die beiden neuesten Werke von Th. Burette, Professor der Geschichte an einem Collegium zu Paris und bekannt als Verf. einer weit verbreiteten Geschichte von Frankreich. Wir meinen seine „Histoire ancienne" in drei Bänden und seine „Histoire moderne", welche deren zwei umfaßt. Diese beiden Werke führen wir nur deshalb an, weil wir sie für recht brauchbare Handbücher für den gewöhnlichen Bedarf halten, an denen die französische Literatur nicht eben allzu reich ist. Gleichfalls weniger für den eigentlichen Gelehrten als für den Gebildeten überhaupt (pour les gens du monde) berechnet ist die Geschichte Englands von Roujoux und Alf. Mainguet, von der vor kurzem die ersten Lieferungen erschienen sind. Der Anfang zeichnet sich vor dem bekannten Werke von Roche, von dem eine neue Auflage herauskommt, nicht eben sehr aus. Überhaupt muß die Geschichte Englands — wenn wir die ältere Periode und von der spätern Zeit die Geschichte der Revolution ausnehmen — in Frankreich einen genügenden Bearbeiter erst noch finden. Im Allgemeinen begnügt man sich immer noch mit Übersetzungen des verbreiteten Werks von Hume und der Fortsetzungen von Smollet, obgleich dasselbe mit Ausnahme einzelner Partien eigentlich nicht mehr auf der Höhe der Zeit steht.

Französische Literatur in der Schweiz.

Der größte Theil der jüngern Literaten aus der französischen Schweiz wird von Paris mit so unwiderstehlicher Kraft angezogen, daß sie ihr Vaterland und ihre Eigenthümlichkeit aufgeben und im großen französischen Leben aufgehen. So z. B. Ch. Didier, der aus einem biderben Schweizer ein so eifriger Franzose geworden ist, daß er von seinem Adoptivvaterlande sagt, dasselbe habe den Beruf, für den übrigen Theil der Welt zu denken. Nur einige wenige ziehen es vor, an ihrem eigenen Herde zu bleiben und ihr eigenes Wesen ungekünstelt sich entfalten zu lassen. Wenn wir indessen von Genf absehen, so finden wir im Ganzen nur wenige einigermaßen selbstständige Dichter und Schriftsteller, die hier und da in der französischen Schweiz zerstreut leben. In der Regel ist aber ihre Stellung und ihr Verhältniß zum Publicum beklagenswerth. In Frankreich finden ihre Productionen ebenso wenig Anerkennung als die dürftigen Sprossen, welche die französische Poesie seit einigen Jahren in Belgien treibt. Dazu kommt aber noch, daß sie auch in ihrem Vaterlande, so treu sie auch demselben anhängen, meistens übersehen werden. Dies ist z. B. der Fall mit Albert Richard, der jetzt die Stelle eines Professors der französischen Literatur in Bern bekleidet. Dieser treffliche Dichter, der sich namentlich auf dem wenig angebauten Felde der epischen Poesie rühmlich hervorgethan hat und von dem wir einige Romanzen von tief ergreifender Wirkung (z. B. „L'ossuaire de Stanz") haben, die sich mit den besten französischen Dichtungen messen können, findet nämlich immer noch keine rechte Berücksichtigung, obgleich in jüngster Zeit die deutsche Presse angefangen hat, ihn etwas zu heben. Zu bedauern wäre, wenn Mangel an Anerkennung dieses schöne Talent verstummen ließe. Aber fast hat es den Anschein, denn seit längerer Zeit ist uns, mit Ausnahme einiger gefälligen Übersetzungen, nichts von ihm zu Gesicht gekommen. Der Tod des jungen talentvollen Dichters Durand ist für die Schweiz ein fühlbarer Verlust. Er hatte sich durch seine Leistungen sowie durch seine liebenswürdige Persönlichkeit viel Freunde geschaffen. Dagegen haben sich seit kurzem zwei jüngere Dichter in französischer Sprache hervorgethan, die nicht nur die nämliche poetische Gattung, das Drama, sondern beide auch absichtslos Einen und denselben Stoff gewählt haben. Wir meinen Porchat und Haldy. Ersterer hat sich früher schon durch eine Reihe anmuthiger Fabeln bekannt gemacht. Von seinen dramatischen Leistungen glaubt man sich, wegen der Unbedeutendheit einiger frühern Versuche, nicht viel versprechen zu können. Indessen lautet das Urtheil der „France théâtrale" über seine „Jeanne d'Arc", die der Dichter selbst in verschiedenen pariser Salons zur Vorlesung gebracht hat, sehr günstig. Bis jetzt verlautet indessen noch nichts über die Aufführung dieses Stücks. Haldy, der erst Lehrer in Prangins war und jetzt die Stelle als Professor der französischen Literatur in Basel bekleidet, hat sich, wie gesagt, an denselben Stoff gemacht, an dem schon mehr als Ein französischer Dichter gescheitert ist. Auch er soll in Paris Versuche gemacht haben, seine Tragödie auf die Bühne zu bringen. Seine „Essais poétiques", die er früher herausgegeben hat, sind vielversprechend. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 76. —— 16. März 1844.

Ein Schloß am Meer. Roman von Levin Schücking. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 75.)

Der Verf. nimmt alle seine Charaktere ernst; wir müssen, weil er will, von jedem derselben ein scharfes Bild mitnehmen. Der alte Hofgerichtsverwalter, Paul's Großvater, sein Onkel der Domherr, sind zwei Portraits, die aus dem Rahmen zu springen drohen. Dasselbe ist von Frau v. Lescomte, von dem alten Vicomte und seiner Gattin, von Benoit zu sagen. Paul selbst ist eine Personification und hat, wie Romanhelden überhaupt, nicht viel vom Individuum an sich; und Manuel ist kaum eine Personification, er ist ein Zustand, ein Gedanke. Dieser Manuel sagt merkwürdige Sachen. Für eine bloße Verstimmung treten sie zu scharf auf; der Verf. hatte daher, dünkt uns, die Pflicht, sie ernst zu widerlegen, indem er ihren Ungrund nachwies. Daß er dies nicht gethan hat, ist der größte Vorwurf, den wir seinem Werke zu machen haben, dem wir sonst eine wohlverdiente Achtung zollen. Manuel sagt S. 192:

> Die Natur hat nur Eine Sprache für mich, wenn die Elemente aus ihren Fesseln über ihre Schranken hinausstreben. Es erfreut mich dann, mich in der Hoffnung zu wiegen, daß der nächste Augenblick Alles durcheinander schlagen wird in einer Himmel und Erde erschütternden Verwirrung. Dann habe ich nur noch Einen Wunsch, den nämlich, bei der Zertrümmerung des Erdballs zugegen zu sein.

Hierauf nun ist es keine Antwort, wenn Paul sagt:

> Sie haben sehr viele Wünsche, und weil sie Ihnen unerreichbar sind, so haben Sie sie um diesen excentrischen vermehrt. Sie sind unglücklich, aber nicht tief unglücklich, sonst würden Sie gelernt haben, Trost zu lesen aus der Hieroglyphenschrift, womit die Natur Erde und Himmel vollgeschrieben hat.

Das ist, wie gesagt, keine Antwort, und der Mönch hat Recht zu rufen: „Natur — Trost — das sind schöne Worte! Ich glaube an einen — gestorbenen Gott, nicht an einen lebenden." Wir meinen, es gab eine andere Antwort für Manuel, die nämlich, daß er das allgemeine Unglück der Geister, von dem er nun einmal träumt, mit Würde zu tragen verpflichtet sei.

Doch wir geben Manuel, als einen Hoffnungslosen, wie er sich denn auch weiterhin zeigt, gänzlich auf und bitten den Verf., in seinem eigenen Interesse, mit ihm ein für allemal abzuschließen und diesen todten Geist ja nicht etwa wieder zu citiren. Er halte sich an so treffliche Gestalten wie Alfieri, den er mit schöner Kühnheit in seinem Roman auftreten läßt, wie den Jagdjunker, den Vicomte u. s. w., welche sämmtlich ein seltenes Talent der Gestaltung und der Individualisirung bekunden. Er richte ferner sein Augenmerk darauf, diesen Gestalten so poetische Elemente beizumischen und so viel Bedeutung unterzulegen, wie hier geschieht, und er kann unserer Theilnahme und unserer Würdigung gewiß sein. Die Charakteristik und die Lebensskizze Alfieri's verdient, daß wir noch einen Augenblick bei ihr verweilen; denn es zeigt sich hier etwas mehr als ein bloßes Erzählertalent. Die Glut und die Kunst in dieser Episode zeugt vom Beruf des Biographen, des Historikers, und dennoch steht dies fremde Element nicht fremdartig und unvermittelt an dieser Stelle. Nachdem er uns gezeigt hat, wie Liebe und Kunst diesen wilden, unbändigen Charakter, den selbst ein Beinbruch in seiner Rastlosigkeit nicht hemmt, umgewandelt, und was der Fleiß und die Kunstweihe aus ihm gemacht, läßt er uns den Weisen und den tiefen Denker in ihm erblicken. Über die Pflicht des Einzelnen zur politischen That, über die Berechtigung des französischen Volks zur Revolution läßt er ihn bedeutende Worte sagen.

> Es ist möglich, aber mislich auszusprechen, sagte Alfieri, ob die Staatsumwälzung in Frankreich eine Pflicht des Volks war, oder nicht. Wer kann es ruhig und sicher entscheiden? So viel weiß ich, daß von allen Pflichterfüllungen eine solche mir die schwerste sein würde. Käme ich begeistert von einem neuen Glauben als Apostel zu einem Volke, es würde mir schwer fallen, seine alten Tempel umzustürzen; es wäre wie ein Frevel gegen die Andacht der Hunderttausende. Jede tiefere und bessere Natur streift nicht leicht die Pietät ab, welche sie an das von den Vätern Ererbte bindet, an das von der Poesie vergangener Zeiten Durchdrungene, Geheiligte. Deshalb sieht man bei allen Umwälzungen nicht diese Naturen, sondern die leichtsinnigern an der Spitze der Bewegung. Das ist für den Fortschritt ein gewichtiges Hemmniß; denn gerade hierdurch bekommt die im Interesse des Fortschritts unternommene Bewegung so oft gleich von vorn herein die verkehrte Richtung und verliert so in den Augen gewiegter Männer, deren Autorität und Hülfe ihr so nöthig wäre. Kann man dem großen Haufen zumuthen, daß er die Person von der Sache trenne, da sich Personen und Sachen in der Wirklichkeit so selten trennen? Ich für mein Theil halte die Freiheit für den Lebensäther der Seele, aber wie tief hat es mich immer gekränkt, daß man mich für einen Anhänger dieser über Frank-

reich hereinbrechenden Freiheit hielt, weil ich den Sturz der Bastille besungen! Um nicht länger zu dem wüsten Chor der Verbrecher gezählt zu werden, die ihre Freiheit in das Leichenhemd der Humanität kleiden und die um dies Scheusal ihre blutberauschten Tänze halten, bin ich entschlossen, in einem Buche Alles auszusprechen, was ich seit meinen ersten Jahren gegen diese falsche und verrätherische Nation auf dem Herzen habe.

Die achtunggebietende Gesinnung, die sich in diesen Worten ausspricht — wir nehmen sie für die des Verf. und wünschen ihm von Herzen Glück dazu —, sie war und ist auch die unserige.

In einem Buche, wo solche Stellen vorkommen, kann der Leser auch noch andere von gleicher Bedeutung erwarten; wir würden aber dem Verf. kaum, wie wir es doch wünschen, nützen, wenn wir der Versuchung zu fernern Auszügen nachgäben. Dagegen gestattet ein Buch von so entschiedenem Charakter, wie das vorliegende ist, auch ein entschiedenes kritisches Erkenntniß, und mit diesem wollen wir diesen Bericht denn auch schließen. Eine reiche poetische Begabung muß dem Verf. ohne allen Zweifel zugestanden werden; Klarheit und Sicherheit in der Lebensbetrachtung, eine so tüchtige Gesinnung, wie sie sich hier zu erkennen geben, gehören zu den Geistesgaben, die mit poetischer Gestaltungsfähigkeit selten vereint angetroffen werden. Es ist anzuerkennen, daß der Verf. so gut Denker ist als Dichter, und es ist erfreulich, die Wärme des Gefühls bei ihm nicht von der Schärfe des Gedankens gefährdet und eingeschränkt zu sehen. Für die Zeichnung der Besonderheiten im Allgemeinen, d. h. der Individualität, hat er mehr als Eine treffliche Probe in dieser Arbeit abgelegt, und die schöne Herrschaft,, die er über Wort und Ausdruck übt, hat er voll zur Erscheinung gebracht. Da er nun zu diesem Allen auch noch stoffhaltige Erfindung und den sichern Geschmack, der sich überall des rechten Maßes bewußt ist, hinzubringt, so ist er offenbar auf dem Wege, nicht sowol den Bedürfnissen der gewöhnlichen Lesewelt genügende Erscheinungen hervorzubringen, als vielmehr auf dem, die Kunst der Erzählung selbst zu fördern und ihren Reiz an Werken darzustellen, aus denen Lehre und Genuß zugleich gewonnen wird, weil ihnen Ernst und Spiel, Gedanke und Phantasie, Bedeutung und Gefühlsanregung, kurz Alles, was den Leser bei sich selbst erhöht und steigert, zu gleichen Theilen beiwohnt.

Die Klippe, welche er dagegen zu vermeiden hat, haben wir schon angedeutet; es ist die Versuchung, dem blos Phantastischen zu viel Raum zu bewilligen. So unklar und phantastisch sein Manuel ist, so klar und besonnen erscheint uns der Verf. selbst — er wolle daher nicht geben, was in ihm selbst nicht lebt; er überlasse die Zerrissenen ihrem eigenen Geschicke und strebe vielmehr, uns ferner durch so klare, classisch-heitere, durch und durch scharf erfaßte und mit seltenem Reiz ausgestattete Gestalten zu erfreuen, wie sein Vicomte, sein Benoit, sein Domherr, sein Hofgerichtsverwalter u. a. m. sich uns zeigen, oder mit so sanft angehauchten, im Wesen der weiblichen Schönheit gedichteten Charakteren, wie seine Luisen, seine Gräfin Albany und die Erbgräfin Eleonore sind. Ein wohlverdienter Beifall, ja selbst die willig oder unwillig ausgesprochene Zustimmung der Kritik selbst, wird ihm dann niemals fehlen.

8.

Heinrich Friedrich Knust.

Der neueste (achte) Band von Pertz's „Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" (Hanover 1843) enthält unter Anderm die auch für einen größern Leserkreis geeigneten, sehr anziehenden Briefe des zu früh verstorbenen trefflichen Knust auf seiner Reise nach Frankreich und Spanien in den J. 1839—41. Dr. Heinrich Friedrich Knust, geboren zu Linden bei Hanover am 26. Oct. 1807, gestorben zu Paris am 9. Oct. 1841, also noch vor vollendetem 34. Lebensjahre, einer der thätigsten und talentreichsten Mitarbeiter an den „Monumenta", für welche er die Reisen machte, verband mit umfassender Erudition in seinem Fache einen unter Gelehrten nicht häufig anzutreffenden offenen Sinn für die öffentlichen, politischen wie moralischen und volksthümlichen Zustände der Länder und Gegenden, in welchen er sich aufhielt. Davon sind seine hier mitgetheilten, an Verschiedene gerichtete „Briefe aus Spanien" ein vollgültiges Zeugniß. Er hatte auch nicht blos die Absicht, wie die mitgetheilten Auszüge kund thun und der Herausgeber ausdrücklich bezeugt, die gelehrten Ergebnisse seiner Reise nach Frankreich und Spanien durch den Druck bekannt zu machen, sondern er gedachte sich auch über die Ereignisse, deren Zeuge er gewesen war, über die geselligen und politischen Zustände zu äußern, in denen er gelebt und Vieles mit freier und scharfsinniger Vergleichung aufgefaßt hatte; „und gewiß", drückt sich Pertz mit Recht aus, „seine Darstellung, wie sie, aus rein menschlichem Gefühl entsprungen, überall nur der Sache selbst galt, würde die Beachtung und Theilnahme nicht allein seiner Freunde erworben haben, denen er durch sein reines, treues Gemüth, seine ernste, sittliche und religiöse Richtung, sein unermüdliches Streben nach Wahrheit lieb geworden war." Im Sommer 1839 traf der Verf. dieser Notiz mit ihm in Paris auf der königl. Bibliothek und sonst oft zusammen, als Knust für Kirchenrecht und Kirchengeschichte, sein nächstes Fach, in welchem er sich bleibende Verdienste erworben, die reichen pariser Schätze fruchtbar ausbeutete und auch die nahen Bibliotheken von Laon, Rheims und Rouen besuchte. Schon damals dachte er an die Reise nach Spanien, um die dortigen Hülfsmittel für die Quellen des kanonischen Rechts, besonders den Isidor und Pseudoisidor zu benutzen, über welche er schon früher ganz neue Aufschlüsse gegeben, zugleich mit Rücksicht auf die in Spanien erfoderlichen Arbeiten für die „Monumenta"; doch ließen die bürgerlichen Unruhen, welche damals das nördliche Spanien verheerten, noch wenig Aussicht auf die Ausführung dieses Plans. Im Mai 1840 aber reiste Knust wirklich nach Spanien ab und gelangte im Juni nach Madrid. Dort arbeitete er auf der königl. Bibliothek, sowie in der des Escorial und wartete auf die Rückkehr der Königin-Mutter, um in ihre an Manuscripten reiche Privatbibliothek Eintritt zu erhalten. Dabei beschäftigten ihn die öffentlichen Anstalten, die Schulen, besonders die Kunstsammlungen; er hegte den lebhaften Wunsch, daß deutsche Fürsten die Meisterwerke der Malerei, welche die Noth der Zeiten in Spanien zum Verkauf brachte, nach Berlin oder München retten möchten, und gab dazu eine, wiewol fruchtlos gebliebene Anregung. Er bejammerte das herrliche, aber durch langen Druck herabgewürdigte und in Parteien zerrissene Volk und hegte damals, wie die Meisten, ehe die Ereignisse widersprachen, die Ansicht, daß Espartero vor Allen die Kraft besäße, durch strenges Aufrechthalten der Verfassung

glücklichere Zeiten herbeizuführen. Ohne den Ausbruch der tückischen Krankheit, welche ihn in der Kraft seines Wirkens hinraffen sollte, würde er auch den Süden, Sevilla, Cordova, Valencia besucht und ausgebeutet haben; so aber mußte er sich auf Ausflüge nach Toledo beschränken. Den Keim des nahen Todes in sich tragend, verließ er mit einer überreichen Mappe im September 1841 das tragisch schöne Volk und Land. Man kann darüber urtheilen nach dem Plane seines spanischen Reisewerks, wofür er schon in Madrid an einen Verleger in Deutschland dachte. Es sollte ein starker Band in Quart werden, in mehren Abtheilungen. „Ich gebe darin Nachrichten", schrieb er von Madrid den 24. Febr. 1841 an einen Freund, „über Archive und Bibliotheken, Kataloge über die Handschriften (denn von Hänel sind nur von einigen Bibliotheken die Kataloge mitgetheilt und diese nicht immer vollständig), Excerpte aus Manuscripten, unedirte Werke, sowol griechische als lateinische, spanische und italienische, historische, theologische, geograpische, philosophische, dichterische (vielleicht nebst Facsimiles und Karten aus Manuscripten, sowie Umrisse von bildlichen Darstellungen in alten Manuscripten), abgerechnet Das, was für die «Monumenta» bestimmt ist. Das Werk kann lateinisch oder deutsch sein; vielleicht ist lateinisch angemessener. Es werden die Mittheilungen aus griechischen Manuscripten theils theologisch, theils historisch und philosophisch sein, vom 3. Jahrhundert an bis zum Untergange des oströmischen Reichs (vielleicht noch dazu die Fabeln des Babrias und einige ältere Sachen und πραξεις). Aus lateinischen Manuscripten theile ich mit als inedita oder verbessert: alt- und neutestamentliche Apokryphen, Bibelerklärungen (saec. VI—IX), historische Werke, darunter die wirkliche Chronik des Prosper, Bruchstücke aus der Chronik des Origenes nebst dem griechischen Texte aus einer hiesigen Handschrift; zwei historische Werke des Claudius, wovon nur das eine und dieses noch dazu unvollständig, von Labbe, edirt war u. s. w.; geographische Werke — alte Erdkarten; Dichterisches: Germanici prognosticon, vollständiger; Satiren, Gedichte von Erchempert, Paulus Diaconus, Bernhard, Teodala; alt-italienische, alt-spanische Gedichte u. s. w. Philosophisches, Briefe und theologische Sachen — Glossarien, Altdeutsch; vielleicht auch noch Juristisches und auf Kreuzzüge sich Beziehendes; Numismatisches; Nachrichten über Manuscripte, Verhandlungen, die die neuere Zeit betreffen u. s. w." Und bei dieser erstaunenden Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit sollte auch noch das in Frankreich Gefundene, ja kirchenrechtliche Sachen mit in den Kreis gezogen werden, außer einer Menge literarisch-historischer Notizen und Facsimiles, Karten und Umrisse von Gegenständen, die die Symbolik, die alten Trachten, Gefäße, Werkzeuge, Waffen u. s. w. betrafen. Mit Recht nahm der Verewigte an, daß „daß Werk für Bibliotheken und für viele Zweige der Wissenschaften unentbehrlich sein, gute Erfolge haben und Nutzen stiften würde".

Leider vernichtete der Tod diese schönen Hoffnungen. Niemand als er selbst, sagt der Herausgeber des „Archivs", konnte diese wissenschaftlichen Sammlungen ganz in seinem Sinne vollenden und bearbeiten. Den Seinigen blieb nur die Sorge, seinen Nachlaß für die Wissenschaft, der er gelebt hatte, zu erhalten. Sie übergaben dem Herausgeber der „Monumenta" die gesammelten Papiere mit dem Wunsche der Veröffentlichung Dessen, was dazu geeignet sei. Der für die „Monumenta" geeignete Stoff wird schon jetzt benutzt; die noch übrig bleibende Sammlung für Kirchengeschichte und kanonisches Recht wartet noch auf ihren Bearbeiter. Auf eine würdigere, die allgemeine Theilnahme erregende Art hätte dieser Nachlaß nicht eingeleitet werden können als durch die interessanten Reisebriefe, denen man nun einen andern Platz gewünscht hätte als in dem für einen so ganz speciellen Gelehrtenkreis berechneten „Archiv". Ich enthalte mich daher nicht, durch wörtliche Aufnahme einiger von Knust mit lebhafter Theilnahme hingeschriebener Bemerkungen den Leser zu eigener Lecture des Ganzen zu laden.

In einer allgemeinen Charakteristik von Madrid und den Spaniern heißt es (S. 136): „Der Charakter der Spanier ist mit dem deutschen sehr verwandt; sie verkehren daher auch lieber mit den Alemannen als mit den Franzosen und selbst mit den Engländern. Man findet fast in allen bedeutenden Städten Deutsche, die als Handwerker oder Fabrikanten sich daselbst niedergelassen haben und gute Geschäfte machen; von den Handlungsreisenden sind ⅘ Spanier und ⅕ Franzosen, die übrigen fast alle Deutsche." Auf diese schon früher wahrgenommene Ähnlichkeit des spanischen Nationaltypus mit dem deutschen kommt Knust später noch einmal zurück, „auch der Körperbau und die Gesichtsbildung der Leute in dieser Gegend ist fast ganz wie in Deutschland. Alles Folge der vor jetzt mehr als 1300 Jahren erfolgten Einwanderungen deutscher Völkerschaften." Bekanntlich sind in der Sierra Morena deutsche Colonien, doch erst unter Karl III. angelegt. Man lese noch eine Stelle, welche in geistreich-humoristischer Weise die Frage stellt und beantwortet, was wir in Spanien zu suchen und zu erwarten haben (Madrid, 12. Febr. 1841): „— Gehen wir nun gleich in den Text hinein und wandern, wie Luther sagt, etwas darin herum..... Dieses alte Nebel- und Fabelland des Alterthums mit diesem Gemisch von Nord-, Süd- und Ostländern, die sich die alte, stolze, spanische Nation nennen, hat für einen Nachkommen der alten Sachsen gewiß noch ebenso viel Reiz als ehemals für unsere Genossen, die Vandalen, Sueven und Gothen. Und wir thun wohl, diese sich selbst für stolz haltenden jetzigen Bewohner Iberiens in ihrem Glauben zu lassen, weil darin jetzt wie in alter Zeit ihr Haupttrost beruht, und außerdem zu handeln wie unsere Vorfahren. Denken Sie hierbei an eine Eroberung, die zu machen, so haben Sie recht, wenn sie eine figürliche, geistige, nicht physische meinen. Die alten Eroberungen durch blos physische Gewalt haben in der jetzigen Welt Europas keinen Bestand mehr und längst der geistigen Gewalt und Herrschaft weit und breit Platz gemacht. Gäbe es nur bei uns eine Incarnation des Gesammtwillens und eine durch das Organ des allgemeinen Lenkers sich mächtig aussprechende Manifestation des germanischen Geistes und Lebens, so könnten wir einer zweiten, diesmal geistigen Eroberung sicher sein. Allein bis dieser Geist überall hinwirken könne, werden noch Zeiten und Ereignisse kommen müssen, die wir vielleicht kaum noch erleben.... Doch da jene Zeit auch plötzlich, wie ein Dieb in der Nacht, hereinbrechen kann, so thun wir wohl, uns auf ihr Erscheinen gefaßt zu machen. Bis dahin mögen wir versuchen, die Einleitung dazu durch Eroberungen anderer Art zu machen. Und deshalb versuchen wir, den Text, was aus Spanien Gutes kommen könnte, etwas näher zu begründen.... War nicht die Decretaliensammlung des Isidor einem spanischen Heiligen angedichtet? Und da der spanische Stolz sich gebeugt fühlte gegenüber der alten wissenschaftlichen Thätigkeit anderer Nationen, hat man da nicht eine ganze Reihe von Chroniken fabricirt, falsche Inschriften gemacht u. dgl.? Und soll nicht noch ganz neuerlich aus Iberien der falsche Sanchuniathon gekommen sein? Was kann also aus Spanien Gutes kommen? Freilich wol nicht gar zu viel! Allein der Marschall Soult und Louis Philipp haben gute Gemälde dorther bekommen und die Engländer erhalten von hier deren noch täglich. Die nordamerikanische Bank hat bedeutende Summen in Verwahrung genommen für Mönche und Geistlichkeit, und Italien verbirgt viele gerettete Kunstschätze. Und dennoch ist hier eine große Ernte von Gemälden und Kunstwerken noch jetzt zu machen; Bücher sind in Masse wie Heu und Stroh; Adelsdiplome und Genealogien pfundweise; altrömische und arabische Kupfermünzen cursiren wie Maravedis oder Pfennige; Handschriften kommen weniger zum Verkauf; es sind aber davon genug über die Seite geschafft und in sichern Händen, die sie gleichwol nicht zu lange mehr verwahren werden. Die Granden, ihrem vermeintlichen Schicksale, wie es scheint, schnell entgegengehend, werden auch bald leeres Haus machen müssen. Also viel, viel ist von hier zu holen!...."
Wir denken mit Knust, daß es eben nicht gegen unser Gewis-

sen sein dürfte, dem unglücklichen Lande die gebliebenen Schätze zu entführen; ja daß es menschlicher und christlicher sei, selbige in der Fremde sicher zu überwachen und der Kunst und Wissenschaft zu erhalten, als daß sie hier zerstreut, zerstört, verbrannt würden. Die gegenwärtige Cultur in Spanien steht damit in Harmonie. So war es für Knust sehr schwer, in Madrid einen Mann zu finden, der eine Abschrift einer Handschrift oder eine Vergleichung machen konnte. Nach den Gesetzen darf kein Buch, keine Handschrift ausgeliehen werden. „Man muß ein deutscher Arbeiter sein", bemerkt Knust schließlich, „um überhaupt dort etwas zu beschicken." 107.

Noch ein paar Worte über Meinhold's „Bernsteinhexe".

Hr. Pfarrer Meinhold sagt in seiner Erklärung über die „Bernsteinhexe" (Nr. 53 d. Bl.), es sei keinem Kritiker auch nur die leiseste Ahnung beigegangen, daß sein Buch eine reine Dichtung sei. Wenn Ref. in einem bereits im Nov. v. J. geschriebenen Bericht (Nr. 34 d. Bl.) ausgesprochen hat, „man möchte sich versucht fühlen, das Ganze für eine Mystification, für einen mit vieler Geschicklichkeit in veraltetem Idiom geschriebenen Roman zu halten", so dürfte dies wenigstens für eine „leise Ahnung" der stattgehabten Mystification zeugen. Doch ist Ref. weit entfernt, sich daraus ein Verdienst machen zu wollen, da er selbst hinlängliche Gründe für die Echtheit der Schrift zu haben glaubte und dem dagegen aufgestiegenen Verdachte nicht weiter nachgegeben hat. Darauf kommt es indeß hier nicht an. Nachdem Hr. Meinhold gegenwärtig selbst eingestanden hat, daß sein Buch durchaus eigene Erfindung ist, fällt zwar ein wesentlicher Reiz — der Glaube an die Wahrheit der geschilderten Begebenheiten — bei der Lesung des Buches weg; dagegen erntet Hr. Meinhold den Ruhm, einen sehr interessanten Roman in täuschender Färbung und Sprache eines frühern Jahrhunderts geschrieben zu haben. Nächst der Anerkennung des hierbei bewiesenen großen Talents würde über die Absicht, welche den Verfasser bei seinem Kunstwerke geleitet hat, nichts Besonderes zu sagen sein, da füglich anzunehmen wäre, daß ihn eben nur die Liebe zur Kunst und der Drang, sich in etwas Ungewöhnlicherm zu versuchen, zu dieser Production getrieben habe. Wenn aber Hr. Meinhold etwas ganz Anderes damit beabsichtigte, nämlich einen neuen Beweis für die Authenticität der Heiligen Schrift zu liefern, so muß man sich wundern, wie er ein so zweckwidriges Mittel hat wählen können. Wie? Um Jemand in dem Glauben an die Echtheit einer Urkunde zu bestärken, dupirt man ihn mit einer falschen und zeigt ihm hinterher, wie leicht es ist, dergleichen Urkunden höchst täuschend nachzuahmen? Ref. gehört nicht zu den Zweiflern an der Heiligen Schrift. Wäre dies aber der Fall und wollte man ihn auf solche Weise überzeugen, so müßte er im Zweifel nur noch hartnäckiger werden.

Konnte demnach der Verf. hoffen, durch sein Kunstproduct „Vielen zu nützen, welche den leichtsinnigen und gewissenlosen Mythen und Vocabelnriechern der heiligen Schrift ihr Ohr geliehen haben"? Bei der Umsicht und Urtheilskraft, welche der Verf. in seinen anderweitigen Schriften und auch bei dem in Rede stehenden Romane dargethan hat, ist es kaum denkbar, daß er sich bei Abfassung des letztern wirklich einen durch das angewandte Mittel völlig unerreichbaren Zweck vorgesetzt haben sollte. 28.

Bibliographie.

Anhalts Sagen, Mährchen und Legenden. Gesammelt und herausgegeben von F. Stahmann und L. Züllich. 1ste Lieferung. Bernburg, Gröning. Gr. 8. 5 Ngr.

Briefe über Liszt's Aufenthalt in Ungarn, vom Ritter v. S. Berlin, Schlesinger. 1843. Gr. 8. 12½ Ngr.

Corberon, Comte de, Contes populaires de l'Allemagne. Tome I. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. Gr. in-8. 2 Thlr.

Dahlmann, F. C., Geschichte der englischen Revolution. Leipzig, Weidmann. 8. 2 Thlr.

Germanus, Über die Leistungen und Mittel zur Hebung der deutschen Volksschule. Mit Rücksicht auf die Volksschule im Großherzogthum Baden. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Gleich, J. A., Die eiserne Jungfrau im rothen Thurme zu Wien, oder: Das Racheopfer der geheimen Richter. Mit 1 Stahlstich. Wien, Dirnböck. 1843. 8. 20 Ngr.

— — Mathilde von Rapperschwyl, oder das Rachegespenst. Eine Geistergeschichte aus den Zeiten Kaisers Otto des Großen. Mit 1 Stahlstich. Wien, Dirnböck. 1843. 8. 18¾ Ngr.

— — Ottfried von Tannenberg, oder der Fluch der Verführung. Eine Sage aus den Zeiten Friedrich's von Hohenstauffen. Mit 1 Stahlstich. Wien, Dirnböck. 1843. 8. 25 Ngr.

— — Die beiden Spencer, oder die Wunder der Todtengruft. Nach einer wahren englischen Geschichte des 14. Jahrhunderts frei bearbeitet. Mit 1 Stahlstich. Wien, Dirnböck. 1843. 8. 25 Ngr.

— — Der Wassermann. Ein Volksmährchen aus dem 12. Jahrhundert. Mit 1 Stahlstich. Wien, Dirnböck. 1843. 8. 25 Ngr.

Gottfried von Straßburg, Tristan und Isolde. Nachgebildet von H. Kurtz. 1ste Lieferung. Stuttgart, Rieger. Gr. 8. 15 Ngr.

Hagen, K., Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter. 3ter Band: Der Geist der Reformation und seine Gegensätze. 2ter Band. Erlangen, Palm. Gr. 8. 2 Thlr.

Handbuch der musikalischen Literatur, oder allgemeines systematisch geordnetes Verzeichniss gedruckter Musikalien, auch musikalischer Schriften und Abbildungen mit Anzeige der Verleger und Preise. 3te, bis zu Anfang des Jahres 1844 ergänzte Auflage. 1stes Heft. Leipzig, Hofmeister. Hoch schm. 4. 20 Ngr.

Kosegarten, F. F. v., Spätrosen. Eine Sammlung Gedichte in zwei Bändchen. Reval 1842—43. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Margaretha Minde, oder die Feuersbrunst zu Tangermünde am 13. September 1617. Ein Denkmal menschlicher Verworfenheit. Aus Originalacten gezogen. Tangermünde, Doeger. 1843. 8. 5 Ngr.

Pfizer, G., Der Welsche und der Deutsche. Aeneas Sylvius Piccolomini (Pabst Pius II.) und Gregor von Heimburg. Historisch-poetische Bilder aus dem 15. Jahrhundert. Stuttgart, Rieger. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Rückert, F., Herodes der Große, in zwei Stücken. 1stes Stück: Herodes und Mariamme. Stuttgart, Liesching. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Scheiffele, A., Jahrbücher der römischen Geschichte, mit erläuternden historischen, chronologischen, mythologischen, archäologischen Anmerkungen. 1stes Heft: Von den frühesten Sagen bis Romulus. 2te verbesserte Auflage. Nördlingen, Beck. 4. 5 Ngr.

Über die Hof- und Staats-Bibliothek für Besucher derselben. München, Finsterlin. 1843. 8. 7½ Ngr.

Wehl, F., Berliner Stecknadeln. Mit Illustrationen von J. Böhmer. 1stes Heft. Berlin, Schepeler. Kl. 8. 7½ Ngr.

Ein Wort über Marquis von Custine's Rußland im Jahre 1839. Von einem Russen. Aus dem Französischen übertragen und mit einem Nachworte von einem Deutschen. Berlin, Schröder. Gr. 8. 10 Ngr.

Zierlein, P., Phantasien und Gedichte, mit einem Anhange humoristischer Lieder. Berlin, Eyssenhardt. Gr. 16. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 77. — 17. März 1844.

Taschenbücherschau für das Jahr 1844.

Dritter Artikel.*)

9. Dombausteine.

In der Regel macht sich bei Zweckschriften wie bei Zweckessen der jesuitische Grundsatz geltend: „Der Zweck muß die Mittel heiligen.“ Das Publicum kommt ihnen daher mit Recht nicht ohne Mistrauen entgegen, und an diesem Mistrauen geht dann nicht selten auch die Erreichung des Zweckes selbst zu Grunde. Da sich nun ein ähnliches Vorurtheil auch gegen die vorliegende, von August Lewald angeregte Zweckschrift richten könnte, halten wir es für unsere Pflicht, der Wahrheit gemäß die Versicherung zu geben, daß die „Dombausteine“ in Quantität und Qualität ganz ihrer Bestimmung entsprechen, und daß sie, auch abgesehen von dem großartigen Unternehmen, zu dem sie beisteuern sollen, schon an und für sich die lebendigste Theilnahme der Lesewelt verdienen, ja daß sie derselben würdig sein würden, auch wenn die eine unter den vielen Gaben die einzige wäre. Ich meine „Das Stiftsfräulein“, Roman von Levin Schücking, von welchem als dem größten und bedeutendsten Beitrage zuerst und vorzugsweise die Rede sein soll. Schon die Bezeichnung „Roman“ deutet dem Leser an, daß er in der vorliegenden Erzählung ein größeres, stoffreicheres Werk zu erwarten hat, als er sonst in Taschenbüchern zu finden pflegt, und in der That ist es von solchem Umfang und, was mehr ist, von solcher innern Fülle und Bedeutsamkeit, daß es mehr den Eindruck einer selbständigen und um ihrer selbst willen daseienden, als einer in buntem Reigen flüchtig an uns vorüberschwebenden und einem höhern Zwecke dienenden Erscheinung auf uns macht. Lassen wir die Reihe der erzählenden Dichtungen, die wir in den diesjährigen Taschenbüchern bis jetzt gefunden haben, noch einmal an uns vorüberschweben, so sind nur zwei, welche sich mit der vorliegenden messen, ja sich an künstlerischer Vollendung, Concentration des Stoffs und Tiefe des Eindrucks vielleicht noch über sie stellen dürfen: „Die Wellenbraut“ von Gutzkow in der „Urania“ und „Brigitta“ von Adalbert Stifter im „Gedenkemein“; was aber Reichhaltigkeit des Materials und Vielseitigkeit der Darstellung betrifft, so steht „Das Stiftsfräulein“ ganz ohne Nebenbuhlerin da, ja hat eine solche auch nicht außerhalb des Gebiets der Taschenbücherliteratur zu fürchten; denn was auch an ihr zu tadeln sein möge, sie muß jedenfalls als eine der bedeutendsten Erscheinungen ihrer Art auf dem Felde der Romanliteratur in neuester Zeit anerkannt werden. Indem wir dies von vornherein sogleich ausgesprochen und die „Dombausteine“ vorzugsweise um ihretwillen dem Publicum auf das angelegentlichste empfohlen haben wollen, erlauben wir uns zu einer ausführlichern Beschreibung, sowol Dessen, was jenes allgemeine Lob begründet, als Dessen, was es in dieser oder jener Beziehung beschränkt, überzugehen und der Reihe nach den stofflichen Grundriß der Erzählung, die Scenerie, die einzelnen Situationen und Begebenheiten, die Charaktere, die Darstellung und endlich die ideale Grundlage mit der kritischen Lampe zu beleuchten.

Was also zunächst den stofflichen Grundriß der Erzählung betrifft, so ist dieser etwa folgender. Ein Hofrath von Katterbach ist Besitzer eines früher von Schemmey'schen Ritterguts im Großherzogthum Berg und als solcher in einen langwierigen Proceß verwickelt gegen seinen Nachbar, den Herrn von Driesch „puncto Koppeljagdgerechtsame“. Da ihm die rechtliche Entscheidung zu lange währt, nimmt er eines Morgens den fraglichen Jagddistrict mit Gewalt für sich in Beschlag, und der Herr von Driesch, als ein Mitglied des Pegnitzer Blumenordens mehr auf den Ruhm eines Homer als eines Achill lossteuernd, sucht mit seinem Sohne Johannes das Heil in der Flucht, und zieht sich, da er sich selbst auf seinem nahgelegenen Rittergute nicht sicher wähnt, auf sein im Westfälischen gelegenes altes Schloß, die Bechenburg, zurück. Hier hat zeither die alte Margreth Fahrstein gehaust, die bei dem Volk und bei Herrn von Driesch selbst im Rufe einer Hexe steht, wodurch dem furchtsamen Herrn von Driesch sein Aufenthalt daselbst sehr unheimlich gemacht wird. Diese Margreth, die Tochter eines westfälischen Bauers, der, weil er einst einer Procession den Weg verlegt, auf sein Geschlecht den Fluch geladen hat, ist in der That eine unheimliche Person. Durch Noth getrieben, hat sie

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 305 — 307 und Nr. 355 — 358 d. Bl. f. 1843. D. Red.

in ihrer Jugend bei dem Freiherrn von Schemmey in Dienst treten müssen, ist dort aber, besonders um ihrer Schönheit und bessern Abkunft willen, höher als andere Dienstboten gehalten und namentlich mit der Pflege der Kinder beauftragt. Es sterben ihr aber die Kinder der Reihe nach unter den Händen weg — das dritte und letzte in Paris —, bald darauf auch die Ältern derselben, und nun fallen die Schemmey'schen Güter an den Hofrath von Katterbach. Bei diesem bleibt Margreth noch eine Weile im Dienst, alsdann macht sie eine Pilgerfahrt, nimmt sich nach ihrer Rückkehr eines alten Schulmeisters an, heirathet ihn und bewirkt, daß er Verwalter der Bechenburg wird. Nach dem Tode desselben führt sie die Verwaltung selbst und sorgt nebenbei vorzugsweise für die Erziehung und Ausbildung Bernhard's, von dem man nicht weiß, in welchem Verhältniß er eigentlich zu ihr steht, da sie ihn bald als Sohn, bald als „jungen Herrn" behandelt. Dieser Bernhard, der eigentliche Held dieser Geschichte, ist um jene Zeit, da der Herr von Driesch auf Bechenburg anlangt, in der ersten Hälfte der Zwanziger und hat soeben seine Universitätsstudien mit vielem Erfolge beendigt. Er besitzt ein tiefes, sinniges, poetisches Gemüth und hat sich durch dieses wie durch seine Bildung und Sitteneinfalt die Gunst eines Stiftsfräuleins Katharina von Plassenstein erworben, das in einem der Bechenburg nahgelegenen weltlichen Damenstift lebt und seit bereits zwei Jahren eine eigene Curie erhalten hat, was beweist, daß es etwa 27 Jahre alt ist. Bei diesem Fräulein macht Bernhard gern und oft Besuche, und sie nimmt dieselben ebenso gern an. Das Verhältniß zwischen Beiden stellt sich anfangs ganz wie das einer Gönnerin zu ihrem Schützling dar, nach und nach aber wird es immer gleichartiger und inniger, und ehe beide Theile selbst es merken, bildet es sich zur wärmsten Liebe aus. Ehe sich diese Beziehung weiter entwickelt, tritt ein Zwischenvorfall ein, durch den Bernhard in tiefe Melancholie versenkt wird. Herr von Driesch nämlich hat Herrn von Katterbach wegen Mordanfall verklagt; dieser, um sich dafür zu rächen, weiß sammt einem Junker Philipp, der mit seiner Schwester Josina versprochen ist, den Herrn von Driesch Nachts in den Wald und in eine Wolfsfalle zu locken, und Beide sind schon dabei, ihn tüchtig abzuprügeln, als Bernhard erscheint, den Hofrath niederwirft, festhält und im Sinne hat, ihn einem ebenfalls herbeieilenden Jäger zu überantworten. Allein einige Worte, die ihm der Hofrath zuflüstert, veranlassen ihn, denselben frei zu lassen, und machen auf ihn einen höchst niederschlagenden Eindruck. Der Inhalt dieser Worte ist — wie sich im Roman erst später selbst ergibt — kein anderer als die Erklärung, daß Bernhard des Hofraths und der Margreth unehelicher Sohn sei. Bernhard hat um so eher Veranlassung, diese Mittheilung für wahr zu halten, als Margreth das Geld, womit sie die Kosten seiner Erziehung bestritten, stets vom Hofrath empfangen hat. In höchster Aufregung hierüber eilt er zum Stiftsfräulein, um gegen sie seinen Schmerz auszuschütten, aber die Umstände machen dies unmöglich, und statt dessen erfährt er vom Fräulein die Geschichte vom mysteriösen Tode der drei Schemmey'schen Kinder und das im Schwunge gewesene Gerücht, daß Margreth diesen Tod veranlaßt habe. Hierdurch, obwol von der Unschuld seiner Mutter überzeugt, noch mehr aufgeregt, kehrt er nach Bechenburg zurück. Hier hat indeß die Nachricht, daß Margreth von Katterbach Geld empfängt, in Herrn von Driesch den Argwohn geweckt, sie sei durch das Geld bestochen und wolle ihn vergiften. Er kündigt ihr deshalb den Dienst auf und verlangt, daß sie schon morgen das Haus verlassen soll. Margreth wird darüber vor innerer Aufregung krank und sieht sich dadurch genöthigt, das Einpacken ihrer Magd Lene zu überlassen, die sie schon als Kind zu sich genommen hat. Am andern Tage soll die Abreise vor sich gehen. Bernhard will vor derselben noch einmal das Stiftsfräulein besuchen; aber unterwegs im Walde begegnet ihm eine prächtige Parforcejagd des Erzbischofs Clemens August, und mitten in derselben, von zwei galanten Cavalieren begleitet, auch Katharina, die stolz und mit gnädigem Kopfnicken an ihm vorüberreitet. Nun erst fühlt er sich ganz zu Boden gedrückt und im Zustande des bittersten Schmerzes, aber dennoch begleitet er seine Mutter mit kindlicher Ergebenheit in das Sauerland, wo die Familie in dem Hause eines gutmüthigen Vicars freundliche Aufnahme findet. Auch Lene, aus dem zigeunerartigen Geschlechte der „Scherenschleifer" stammend, ist mit hierher gezogen, und Bernhard merkt mit Besorgniß für sie, daß sie hier mit einem diesem Geschlecht angehörenden Menschen wieder Umgang angeknüpft zu haben scheint. Herr von Driesch gelangt indeß auf der Bechenburg nicht zur erwünschten Ruhe: denn es verbreitet sich das Gerücht, daß im Saale ein Gespenst hause. In einem Anfluge von Kühnheit und Aufwallung erklärt er, eine Nacht in diesem Saale zubringen zu wollen, und zwingt seinen Vicar, an dem Abenteuer Theil zu nehmen. Wirklich erhebt sich um Mitternacht im Kamine ein Geräusch, und während sich Herr von Driesch in höchster Angst verkriecht und der Vicar Exorcismen spricht, tritt daraus eine riesige Gestalt hervor, holt aus einem verborgenen Wandschrank Papiere und entfernt sich wieder, ohne daß Einer von Beiden wagt, ihm in den Weg zu treten. Einige Zeit nach diesem Vorfalle erscheint ein junger Offizier bei Herrn von Katterbach, der demselben in einem geheimen Gespräch außerordentlich imponirt und bald darauf als Herr von Schemmey und Bräutigam Josina's in den Cirkeln der vornehmen Welt allgemeines Aufsehen erregt. In diesen Cirkeln bewegt sich jetzt auch das Stiftsfräulein und läßt sich von den Herren und namentlich auch von Herrn von Schemmey den Hof machen. Den Letztern begünstigt sie vor allen andern und sucht ihn sogar augenscheinlich von seiner Braut abzuziehen. In einer dieser Gesellschaften erscheint auch Herr von Driesch und beleidigt Josina, als er in ihr eine Katterbach erkannt, auf das eclatanteste, sodaß Herr von Schemmey sich genö-

thigt sieht, ihn zu fodern. Der Pegnitzschäfer ist in äusserster Verlegenheit, und das Stiftsfräulein benutzt diese, um ihn zu einem Vertrage zu vermögen. Dem gemäß verpflichtet sie sich, das Duell rückgängig zu machen, er dagegen soll um Josina von Katterbach werben und dadurch den Herrn von Schemmey von seiner Braut befreien, zu gleicher Zeit sich aber so genau als möglich nach den frühern Lebensverhältnissen des Herrn von Schemmey und besonders nach dem Documente erkundigen, womit sich derselbe als solcher bethätigt hat. Als Grund dieses Contracts gibt sie an, sie gedenke sich mit Herrn von Schemmey zu verbinden, und so liege es in ihrem Interesse, darüber genau unterrichtet zu sein.

Während sich so Katharina als höchst leichtsinnig und frivol darstellt, verfällt Bernhard in eine immer tiefere Melancholie, bis er plötzlich durch eine überraschende Wendung aus derselben zu neuen Hoffnungen aufgerüttelt wird. Auf einer Jagd erscheint ihm nämlich Wendels, jener Scherenschleifer, mit dem Lene in Einklang zu stehen scheint. Dieser fragt ihn, ob er etwa Absichten auf Lene habe, und als er dieses verneint, bescheidet er ihn nach acht Tagen wieder an dieselbe Stelle mit dem Versprechen, ihm hierbei wichtige Papiere auszuliefern. In der folgenden Nacht macht Bernhard die Entdeckung, daß Lene ihn liebt, und erfährt von ihr selbst, daß sie während der letzten Nacht auf Bechenburg in Margreth's Koffer Papiere gefunden, die Bernhard als untergeschlagenen Sohn des letzten Herrn von Schemmey und als einzigen rechtmäßigen Erben der Schemmey'schen Güter bestätigen, daß sie aber diese Papiere aus Furcht, daß ein Freiherr sie nicht heirathen könne, in einem Wandschrank auf der Bechenburg versteckt, jetzt aber, nun sie von Bernhard's Liebe zum Stiftsfräulein überzeugt sei, ihrem Bewerber Wendels die Bedingung gestellt habe, sie von der Bechenburg zu holen und an Bernhard auszuliefern. So eröffnet sich auf einmal für Bernhard die Hoffnung, dem Stiftsfräulein nähergestellt zu werden, und natürlich versäumt er nicht, sich an dem von Wendels bestimmten Orte einzufinden. Wendels aber erscheint nicht, bis er ihn einige Tage darauf zufällig sieht, wie er von zwei Reitern verfolgt wird, sich vor ihnen in einen Sumpf flüchtet und in demselben ertrinkt. Bernhard, der sich vergebens bemüht hat, ihn zu retten, verfällt in Folge der Erkältung und vielfacher Aufregung in eine Krankheit, während welcher er auf dem Schlosse von Kraneck von dem gutmüthigen Besitzer desselben und dem schon erwähnten Vicarius gepflegt wird. Unterdessen geht Lene zum Stiftsfräulein, macht derselben wegen ihres Verhaltens zu Bernhard und zu Herrn von Schemmey die bittersten Vorwürfe und erzählt dabei, daß Wendels wirklich die Documente aus Bechenburg geholt habe, unterwegs aber von einem preußischen Werbeoffizier aufgefangen, seiner Papiere beraubt und bei der Flucht verunglückt sei. Dieser Offizier sei kein anderer als der vorgebliche Herr von Schemmey. Katharina ist über diese Entdeckung höchst erfreut, und es ergibt sich jetzt, daß sie sich diesem Schemmey blos genähert hat, weil sie seine Falschheit geahnt und ihn zu entlarven gehofft hat. Jetzt thut ihr vor Allem das Zeugniß Margreth's noth. Sie reist deshalb nach Kraneck und bringt die Alte wirklich zum Geständniß. Daraus ergibt sich, daß dieselbe wirklich die beiden ersten Kinder des Herrn von Schemmey aus Rache für dessen Treulosigkeit gegen sie ermordet, das dritte aber beiseite geschafft und später als ihren Pflegesohn erzogen hat. Nun erst begibt sich das Fräulein auf das Schloß zu Bernhard, der eben von seiner Krankheit hergestellt ist, und die Dissonanzen zwischen ihnen lösen sich natürlich sogleich in die schönste Consonanz. Während Katharina rücksichtlich des falschen Schemmey an ein gerichtliches Verfahren, Bernhard an einen Zweikampf denkt, enträthselt sich die Sache unverhofft rascher. Jener Offizier erscheint nämlich nebst dem jungen Herrn von Kraneck plötzlich auf dem Schlosse, um Katharinen wegen ihres plötzlichen Verschwindens und ihres Verhältnisses zu Bernhard zu beschämen. Die Sache dreht sich aber um, Alles stürmt auf ihn ein, er sieht sich entdeckt, verschmäht es, die Rolle weiter zu spielen, und weiß sich noch auf ziemlich noble Weise aus dem Handel zu ziehen. Nun steht Bernhard nichts mehr im Wege, die Katterbach's müssen die Besitzungen räumen. Bernhard und Katharina leben dort von jetzt an das glücklichste Leben. Die alte Margreth stirbt als reuige Sünderin. Lene geht in ein Kloster, wo sie es bis zur Äbtissin bringt, und der Pegnitzschäfer erfreut sich von nun an einer friedlichen Nachbarschaft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Literatur in Helgoland.

Helgoland und die Helgolander. Memorabilien des alten helgolander Schiffscapitains Hans Frank Heikens. Herausgegeben von Adolf Stahr. Oldenburg, Schulze. 1844.

Dieses kleine Werk wird später eine literarhistorische Seltenheit sein. Es ist das erste, vielleicht auch das letzte, welches ein Helgolander geschrieben und in Druck gegeben hat. Es ist aber auch zugleich belehrend und interessant; es lehrt uns Helgoland, seine Natur und seine Bewohner mit ihren Sitten und Gebräuchen und ihren Freuden und Leiden kennen und werthschätzen. Es hat dabei einen poetischen, romantischen Reiz in seinen Sturm- und Lootsenscenen, wie eine Galerie kleiner naturgetreuer Marinegemälde. Wenn man das Büchlein liest, kommt es Einem vor, als höre man fortwährend das dumpfe Brausen des brandenden Meeres. Der Stil ist lebendig und naiv bis zur Seltsamkeit; er hat das Verdienst, durchweg persönlich zu sein, er macht den Eindruck einer Profilzeichnung eines alten Lootsengesichts, das unter Todesgefahren auf dem Meere in Sturm und Wetter ausgeprägt worden ist und uns doch dabei mit klugen, freundlichen Augen anblickt. Es läßt sich denken, welche Mühe der Herausgeber, Adolf Stahr, hatte, das mit dem Altfriesischen zusammengeflochtene Deutsch des alten Heikens dem Leser genießbar zu machen, ohne die Eigenthümlichkeit des Originals zu verwischen. Das Werkchen ist Allen, welche auf Helgoland das Seebad gebraucht haben, als Gedenkbuch zu empfehlen. Literaten werden nicht versäumen, künftig ihren alten Collegen Heikens zu begrüßen, wenn sie die Nervenschwäche in den starken Armen der Meerwogen dort von sich schütteln werden. Dieses Buch wird aber auch Allen ein unterrichtender Begleiter sein, welche

die Nordsee und ihre Küsten im ethnographisch-poetischen Interesse bereisen wollen. Es ist in zwölf Capitel getheilt; alle zusammen geben uns ein so klares Bild von Helgoland und seinen Bewohnern, daß man bei dem Lesen dort zu sein wähnen mag. Ungemein anziehend ist die Beschreibung der Art und Weise der Fischerei, der Geräthe, welche dabei und wie sie gebraucht werden, und der religiösen Gebräuche bei dem Auswerfen und Einziehen derselben. Zur Probe des Stils heben wir die Beschreibung eines unglücklichen Fischerzugs aus:

„Es war den 18. November 1835 bei schwerem Sturme, welcher alle unsere Einwohner in Schrecken setzte. Am Morgen dieses Tages gingen 42 Fischerboote unter Segel auf den Fischfang, mit 168 Menschen bemannt, der Kern unsers Volks. Das Meer zeigte schon Vorboten eines herannahenden Sturmes, indem die Wellen sich schon am Morgen ungewöhnlich hoch thürmten und die Luft ein blauschwarzes Ansehen mit aschgrauen Streifen bezogen, annahm; und doch gingen die Wagehälse in See, als wenn eine Art Todesverachtung jedes Mannes Brust eingenommen hätte. Doch kaum hatten sie ihre Angelleinen ausgeworfen, als der Wind immer heftiger wurde und die See ihr Toben begann. Nun hieß es, an die Rettung zu denken. Aber ihre Fischergeräthe im Stiche lassen wollten diese braven Seeleute nicht. Sie strengten daher alle ihre Kräfte an, dieselben dem Meeresgrunde wieder zu entreißen. Bekanntlich ist eine solche Fischerleine in mehren Abtheilungen zusammen ungefähr 3500 Faden oder Klaftern lang, und jeder Faden mit einer Angelschnur besetzt, sodaß jedes Boot 3500 Faden führt. Die Fischangel mit Köder versehen, ist im Ganzen von großem Werthe und kostet viel Geld. Diese wollten die Leute nun dem Meeresgrunde nicht zur Beute lassen, und so überraschte sie denn der Sturm mit allen seinen Schrecknissen. Unterdessen standen am obern nördlichen Rande des Felsens alte Greise, Männer, Weiber und Kinder im ängstlichen Harren, um die Ihrigen, die ihr Leben für das liebe Brot in die Wagschale warfen, ankommen zu sehen. Schon nahte der Abend und es begann dunkel zu werden, als das gespannte Auge in der Ferne einige Boote gewahrte, welche sich der Insel näherten. Allein die See wüthete schrecklich, jede Sturmwelle drohte jedes Boot zu verschlingen und in den Abgrund zu schleudern. Bald schwebten die Schaluppen auf den Spitzen der Wellen, bald waren sie wieder in den tiefen Höhlungen und Schluchten des Meeres dem schauerlichen Anblicke entzogen. Die Brandung hatte sich bereits um die ganze Insel verbreitet, und fast nirgend schien ein Durchkommen möglich. Die ältesten Seeleute, welche sich auf der Insel befanden und dieses Schreckniß mit ansahen, begannen zu verzagen. Nun wurde angefangen, die näher kommenden Schaluppen zu zählen, bis 20, zuletzt bis 30. Darüber wurde es Nacht. Alle Zuschauenden eilten zum Strande hinunter, um jedes einzelne Boot, welches sich durch die schwere Küstenbrandung hindurchgearbeitet hatte, mit herzlicher Freude willkommen zu heißen. Gegen 8 Uhr Abends kamen die letzten bis auf ein Boot, welches leider ein Raub der Wellen geworden war. So hatten denn vier verheirathete Männer im besten Mannesalter ihr Leben eingebüßt, um für ihre Frauen und Kinder Brot zu verdienen, die sich nun in die bitterlichste Armuth versetzt sahen. Der Sturm war unterdessen zum Orkan gestiegen. Die Fischerboote lagen selbst auf der Rhede nicht mehr sicher. Acht Mann sprangen in eine kleine Zölle, um ihre in Gefahr schwebende Fischerschaluppe mit einem Anker wieder zu versichern. Allein sie kamen nicht wieder. Als man schon mehre Stunden gewartet hatte, wagten 18 rüstige Männer abermals ihr Leben, um mit einem der besten Ruderboote die Zölle aufzusuchen. Aber auch dieses Ruderboot kam nicht wieder. Die Besorgniß um die 26 Menschen stieg von Stunde zu Stunde. Das Wehklagen wurde allgemein. Die rabenschwarze Nacht ließ die nächsten Gegenstände nicht erkennen. Das fürchterliche Gebrüll der ungeheuern Wellenbrandung, das unaufhörliche Donnern des Orkans ließ wenig Hoffnung zur Rettung. In dieser schrecklichen Ungewißheit wurde der größte Theil der Nacht zugebracht, bis gegen Morgen um fünf Uhr der Orkan sich legte und das große Boot zuerst erschien, mit der Nachricht, daß die Zölle ihm folge. Unbeschreiblich war die Freude, welche alle Herzen einnahm. Ob zwar der Strand von Menschen wimmelte, diese Helden willkommen zu heißen, so verbreitete sich doch diese Nachricht wie ein Lauffeuer über die ganze Insel, und an alle Fenster und Thüren der Häuser wurde angeklopft mit der frohen Botschaft: die Sechsundzwanzig sind gerettet."

In solchen Bildern rollt das helgolander Leben in den Memorabilien des alten Heikens an uns vorüber. In den vielfachen gefährlichen Seeabenteuern, welche hier erzählt werden, kommt jede Seite dieser kräftigen Seeleute zur Anschauung. Todesverachtung mit Menschenliebe, aber auch Verwegenheit und Trutz, welcher wieder mit kindlich-rührenden Gemüthsäußerungen abwechselt, sind die durchgehenden Fäden dieser seemännischen Charaktere.

Besonders rührend ist der Zug, welchen Heikens bei der Rettung der Mannschaft einer preußischen Brigg im Winter 1806 erzählt. In Sturm und Brandung war das Schiff geborsten und im Versinken. Durch die gräßlichen Sturmwellen ringt sich das muthige Lootsenboot und rettet glücklich die Menschen; aber ein Hund war zurückgeblieben. „Der Hund", erzählt Heikens, „wie er sah, daß er allein zurückblieb, fing zu heulen an und kroch von einer Bank zur andern, bitterlich schreiend, ihn doch mitzunehmen. Aber das Rudervolk, da sie den Hund gewahrten, kehrten sie wieder um, setzten noch einmal durch die Brandung hin und retteten auch den Hund." Wer die Nordseebewohner näher kennen lernen will, der lasse sich von dem alten Schiffscapitain Heikens erzählen, und sei dabei des Dankes unvergessen, welcher Adolf Stahr dafür gebührt, daß er den ersten helgolander Schriftsteller bei uns eingeführt hat. 115.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 78. — 18. März 1844.

Taschenbücherschau für das Jahr 1844.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 77.)

Schon dieser Grundriß, hoffe ich, ist hinreichend, um den Leser zu überzeugen, daß er es hier mit keinem gewöhnlichen Roman zu thun hat. Sind auch die einzelnen Fäden, aus denen das Ganze gewoben ist: — ein untergeschlagener Sohn, der Gefahr läuft, seine rechtmäßigen Besitzthümer zu verlieren, ein Fräulein, das denselben trotz seiner niedern Stellung liebt, eine alte Hexe, die über dem Ganzen wie ein düsteres Fatum schwebt, eine großmüthige Seele, die mit Resignation auf eigenes Glück ein glückliches Ende herbeiführt u. s. w., nicht gerade neu zu nennen und von guten und schlechten Schriftstellern oftmals in Anwendung gebracht, so hat doch der Dichter, wie ein geschickter Damastweber, sie so zu legen und zu verschlingen gewußt, daß die anziehendsten und lebendigsten Bilder daraus entstanden sind, die uns ebenso sehr einladen, bei der Betrachtung jedes einzelnen zu verweilen, als sie uns neugierig machen, auch ihre Aneinanderreihung und Fortspinnung kennen zu lernen, und die in ihrer Abgeschlossenheit nicht minder schön sich darstellen als in ihrer gegenseitigen Beziehung und proportionalen Gesammtwirkung. Dieselbe Befriedigung, die uns von Bild zu Bild, von Scene zu Scene begleitet, verläßt uns auch am Schlusse nicht. Ich habe selten einen glücklichen Schluß gefunden, der die eben noch verworren scheinenden Elemente so leicht und natürlich gelöst und zu einem Ganzen vereinigt hätte wie der des vorliegenden Romans. Wer da weiß, wie viel schwieriger ein solcher ist als ein tragischer Schluß, wird dies zu würdigen wissen.

Nicht minder interessant ist die Scenerie, sowol was den landschaftlichen Grund und Boden betrifft, auf dem die Fabel spielt, als auch in Ansehung der Zeit, in der sie sich bewegt. Jener ist, wie schon angedeutet, einerseits das bergische Hügelland, andererseits das westfälische Sauerland, jenes vorzugsweise anziehend durch seine historische, dieses durch seine natürliche Romantik.

Kennt ihr — so sagt er vom ersten — das grüne Hügelland von Berg? Ich kann in diesem Augenblicke nicht sagen, unter welchem Grad der Breite und Länge von der Sternwarte zu Greenwich oder von der Insel Ferro an der liebe Gott es so säuberlich hingelegt hat; aber ich weiß, daß er es gesegnet hat mit Fruchtbarkeit und einem tüchtigen, betriebsamen Menschenschlage, in dem sächsisches und fränkisches Blut sich begegnen, und daß es ein schönes Land ist, wie es daliegt zwischen dem Ebbegebirge und dem Rhein, zwischen der Sieg und der Ruhr. Auch ist es reich an schönen Sagen und Legenden von höchst wunderbaren Ereignissen, die Niemand glauben sollte; an Geschichten von Feme und Liebe, von Mord und Andacht; von frommen Mönchen, die nichts taugten, und höchst ritterlichen Straßenräubern; von Edelleuten, die sich die Harnische zerhieben, die Schwerter zu Schanden schlugen und ihrer Liebhaberei für blutige Köpfe mit all der großartigen Gravität nachgingen, mit welcher ein Mingo oder Delaware für sein Cabinet von scalpirten Hirnhäuten sammelt. In der That, dies Land ist so reich an Erinnerungen an jene romantischen Strauchgesellen, es sind ihrer so viele mit jedem alten Gemäuer verwebt, um jedes einsame Steinkreuz geschlungen, daß man in der Ferne keine duftige Höhe aus dem blauen Wellenschlage der Hügelreihen hervortreten sieht, ohne zu erwarten, daß im nächsten Augenblicke ein Reiter im Eisenkleide mit wackelndem Helmbusch, mit flatterndem Wimpel an der Turnierstange darüber auftauche und seiner Stegreifpoesie nachtrabe. Sind doch heute noch die Männer von Berg die besten Waffenschmiede in der Welt; noch heute sieht man sie Schwerter und Dolche schmieden, biegsam wie die Klingen von Damaskus, scharf und hart wie die Klingen von Toledo, mit einem Worte, die solinger Klingen.

Das Sauerland aber schildert er unter Anderm in folgender Stelle:

Nach und nach nahm die Gegend, durch welche der kleine Zug sich langsam fortbewegte, einen ganz andern Charakter an, als sie bis an die Ufer des zurückgelegten Flusses getragen hatte. Sie entfaltete vor Bernhard's entzückten Augen eine ganz ungeahnte märchenhafte Schönheit, wie sie auf keiner seiner frühern Wanderungen sich ihm gezeigt hatte. Der Weg zog das Gestade eines kleinen, aber wie zürnend über sein kieselreiches Bett hinschießenden Bergstroms entlang, der hier kollernd, spritzend, Streichwellen über das Ufer werfend, dahin rollte, dort hitzig mit einer tüchtigen Schaumwelle einem Felsriff ins Gesicht fuhr. Dichtbewaldete Berge traten mit Felsenwänden von mehren hundert Fuß Höhe dicht an das Gewässer oder stellten ihren Fuß auf die smaragdgrünen Teppiche, wo sich das Flußthal erweiterte und Raum für Wiesengründe ließ, welche wieder von unendlich malerischen Gruppen uralter Eichen und Pappeln überragt wurden. Kleine, aber nette und reinliche Ortschaften mit schimmernden weißen Häusern, welche sich in den größern Thalerweiterungen angesiedelt hatten und halb in Gärten und üppigem Pflanzenwuchs wieder versteckten, waren überragt von imposanten und noch wohl erhaltenen Burgen, wenn auch ein zertrümmerter Wartthurm und eine

zerfallende zinnengekrönte Brustwehr an den Außenwerken schon von dem breitwuchernden Epheu umfangen war, der seine grünen Ranken wie triumphirende Banner eines jungen Lebens um die alten Zacken und Scharten flattern ließ.

Mit derselben Anschaulichkeit und Lebendigkeit weiß er uns die Zeit der Geschichte, die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts, vorzuführen mit ihrer Roheit und ihrer Bildung, mit ihrer Frugalität und Luxuriosität, mit ihrer deutschen Derbheit und französischen Tournure. Die detaillirten, das Innere und Äußere mit gleicher Sorgfalt und Liebe umfassenden Schilderungen, die geschickte Einflechtung aller derjenigen Momente, die vorzugsweise zur Charakteristik jener Zeit beitragen, z. B. des Hexenwesens, des preußischen Werbesystems, des Zigeunerlebens, der Parforcejagden, der Damenstifte u. s. w. und endlich die Einstreuung mehrer sehr schätzbarer Mittheilungen, z. B. der Sage vom letzten Schwalenberg und einige Bruchstücke der damaligen Volks- und Schäferpoesie — alles Dies liefert den deutlichsten Beweis, daß der Verf. über jene Zeit die gründlichsten Studien gemacht und sie mit lebendigster Conception in sich aufgenommen und aus sich wieder geboren hat.

O Zeit der goldenen Tabatièren — so reflectirt er selbst über dieselbe — und der gestickten Westen mit den großen, schönen Blumen darauf! Deine Menschen hatten selbst etwas Blumenhaftes; sie dufteten ja so süß — von Bisam und Poudre à la Marechale; schimmernde Thauperlen lagen in den Kelchen dieser Blumen, jene Perlen, welche die zarte Empfindung weint. Es war nicht bloße Mode, daß die Poesie jener Tage immer im Schäfergewande auftrat und alle Verhältnisse mit dem rothen Hirtenbande durchflocht. Diese Menschen der Mitte des 18. Jahrhunderts waren in der That sehr nahe den Lämmern verwandt.

Die gescholtene Unnatur jener Zeit bestand darin, daß man in jedem Schloßpark ein Arkadien sah, daß jedes Hoffräulein eine Celinde, jeder gepuderte Cavalier ein Damöt werden mußte, wenn man irgend eine der verschiedenen Situationen, in welche ein Cavalier mit einem Hoffräulein in einem Park gerathen kann, poetisch verklären wollte. Nun, was ist denn so viel Lächerliches daran? Kann denn eine solche Situation nicht in der That und Wirklichkeit sehr schäferlich ausfallen?

Und sind wir weniger unnatürlich? Wir nehmen die concave Schale des Himmels in die Faust und schlagen den converen Erdball hinein, daß es klappt; und zu dem Donner blitzen wir Gedanken. Hat je Einer — die Hand aufs Herz! — einen dieser Blitzkerle in der That und Wirklichkeit Gedanken blitzen gesehn?

Eins der lebendigsten Bilder ist die Schilderung des kurkölnischen Hofs:

Wo der Kurfürst einzog, hob ein bewegtes lärmendes und fröhliches Leben an; die großen und düstern Höfe des vom Lande heimkehrenden Adels öffneten ihre eisernen Gitterthore für Karosse und Sänfte, die dunkeln, verschlossenen Gemächer, in denen eine moderige Luft sich eingefangen, schlugen wie nach einem langen Winterschlafe die Augen ihrer Fenster auf, und athmeten einmal wieder den Crème aller Wohlgerüche ein, der aus den Riechfläschchen und den seidenen Tüchern emporstieg, oder aus den Sandelholzfächern duftete; die gestickten Atlasschuhe mit den hohen rothen Absätzen trippelten über das neugewichste Parket, die lange Schleppe von Drapd'or rauscht ihnen nach; und in unerreichbarer Höhe darüber wogen die Locken-, Federn- und Spitzenbaue der kunstreichen Toupés, langsame und feierliche Bewegungen gebietend. Desto behender sind die gepuderten Herren; in der goldgestickten Sammetweste, in dem scharlachrothen oder veilchenblauen Rocke mit goldenen Knöpfen, kommen sie von einer Dame zur andern wie auf dem horizontal geschnallten Degen angeritten, und schwenken die Spitzenmanschetten, um mit graziöser Handbewegung den blumigten Redensarten eine Bekräftigung zu geben, worin sie Chlorindens Brillanten-Prätension von dem Funkeln ihrer Augen überstrahlt erklären, und an Chimenens Nacken Perlenschnüre entdecken, welche ein unglücklicher Schäfer über ihre Grausamkeit in den Kelch einer Rose geweint hat. Man sollte glauben, dieses zarte Geschlecht habe sich blos vom Honig des Hymettus genährt; aber nein, wenn wir in die Küchen treten, finden wir gewölbte Hallen, weit wie Kirchen, die weißen Köche in Scharen, ganze Schwadronen von Bratenwendern und ein Geschmor und Gezisch und Brodeln, als gält es ein Lord-Mayormahl zu bestellen; und von allen Dingen, welche die Üppigkeit ausgesonnen, das Seltsamste ist der Porzellanvorrath, der in diesen Hallen klappert und rasselt, um seine Wanderung in die obern Regionen anzutreten. Nicht allein daß die feinsten Blumenmalereien diese japanischen und chinesischen Erzeugnisse schmücken; nein, jedes Geschirr hat die Form des Thiers oder der Frucht, welche es aufzunehmen bestimmt ist, bunt mit den natürlichsten Farben bemalt, und die Vorrathskammer ist eine ganze Menagerie von allen möglichen Thierarten; hier glotzt das kalte Auge der wilden Gans, dort streckt euch der Eber den dräuenden Hauer entgegen; neben ihm der Truthahn, das bunte Rad seines Schweifs und den rothen Hals hoch aufrichtend, das Birkhuhn mit dem rothen Augenwulst, der Auerhahn, die Trappe, das schlummernde Reh; und umher eine ganze Vegetation von Kohlköpfen, Spargelbündeln, Melonen, Ananas, der Himmel weiß was Alles; in der That, es muß hübsch aussehen, wenn es aufgetragen, zwischen vollen duftigen Blumensträußen die Tafel bedeckt.

Man sollte ferner glauben, wenn man die classischen Scherze, die sub rosa geflüsterten Anspielungen, die wunderlichen Dialoge in der Augensprache anhört, trotz des gehaltenen Wesens und trotz der völligen Herrschaft über sich selbst, welche jeder Einzelne dieser säuselnden und wie auf Schmetterlingsflügeln durchs Leben schwebenden Gesellschaft an den Tag legt — taugten sie alle miteinander nicht besonders viel; von gutem christlichem Glauben gar nicht zu reden. Aber auch da würde man irren; denn was den Glauben angeht, so haben sie dessen viel mehr als nöthig, und auch darin hat das Zeitalter des Luxus seinen Charakter bethätigt. Prakticirt einem dieser Cavaliere aus der Tasche seiner gestickten Weste zum Spaß die Börse; ich will nicht behaupten, daß immer das Jahrhundert des Überflusses bis in ihr Inneres hinabgestiegen sei, um sich auch darin breit zu machen; aber das weiß ich, daß ihr ein wunderliches schwarzbraunes Säckchen findet, aus dem ihr nicht klug werdet, bis ich euch sage, daß dieser Stoff von den Häuten der Fledermaus ist, die Glück im Spiele gibt. Nun wieder hinein damit. Da — ihr fühlt ein einziges Geldstück noch in der Tasche; das ist ein Mansfelder Davidzulden, der unverwundbar macht, den er springt jedesmal der Kugel und dem Stiche entgegen, welche auf den Träger gerichtet werden.

Nicht so durchweg befriedigend wie die Scenerie im Allgemeinen sind die einzelnen Scenen und Situationen. Neben ausgezeichneten finden sich auch mittelmäßige und verbrauchte, z. B. die Scene, wie Herr von Driesch in der Wolfsfalle steckt, wie er die Nacht im Saale zu Bechenburg zubringt und noch andere. Die gelungenen bilden jedoch beiweitem die Mehrzahl, und unter diesen zeichnen sich einige ebenso durch Ergötzlichkeit und komische Kraft wie andere durch Zartheit und tragische Tiefe aus. Von der ersten Classe ist namentlich die Gewitterscene zwischen Herrn von Driesch und seinem

Sohn Johannes und das Abenteuer der Freiin Josina von Katterbach erwähnenswerth. Das letztere fühlen wir uns veranlaßt als eine lustige Anekdote mitzutheilen:

Die Freiin hatte einen Spaziergang gemacht und war in einer engen Schlucht einem Schäfer begegnet, der geraden Weges aus einem zum Gute des Hofraths gehörenden Schlag jungen Holzes kam und voranschreitend seine Heerde zur Abendruhe wieder in das Dorf hinab führte. Mit erhobener Rechten war die Dame dem auf der That ertappten Frevler entgegengeschritten, um ihn am Kragen zu fassen und mit sammt seiner blökenden Begleitung in den Pfandstall „einschütten" zu lassen. Der Schäfer aber hatte, wie es schien, an die Milde ihres Frauenbusens appelliren wollen; er hatte das zur Flucht vorgebeugte Haupt an die Brust gelegt und war dann zugeschritten, als ob sie gar nicht im Wege stände. Die Folge dieses mit einem kräftigen Nacken ausgeführten Manoeuvres konnte keine andere sein, als daß die Dame zu Boden stürzte. Nun trat zuerst der Schäfer über sie weg, sodann Fix, der treue Wächter, drittens der Leithammel und endlich die ganze zahllose trippelnde Heerde, die den Fersen ihres flüchtigen Führers folgte.

Durch Zartheit und Naivetät zeichnet sich besonders die Scene zwischen Bernhard und Katharina aus, worin sie ihm die alte Handschrift „von Jesus und der Seele und beider Liebe zueinander" zeigt. Sie ist höchst originell angelegt und wäre vor allen der Mittheilung werth; doch müssen wir, weil sie zu lang ist, darauf Verzicht leisten.

Hat die Kritik bisher fast ganz geschwiegen, so bekommt sie in Anbetracht der Charaktere etwas mehr zu thun. Ist auch der Haupteindruck, den sie machen, bei allen ein günstiger, so lassen sie doch im Einzelnen Manches zu wünschen übrig. Die geringste Befriedigung gewährt fast Bernhard. Er erscheint gar zu passiv, gar zu sehr als Gefühls- und Reflexionsmensch. Er besitzt außer seiner räthselhaften Stellung im Leben und außer seiner Bildung und Gefühlstiefe nichts, was ihn zum Helden und Mittelpunkt einer Geschichte qualificirt. Zwar soll der Held des Romans im Gegensatz zum Helden des Dramas mehr durch Erlebnisse als durch Thaten das Interesse erwecken; indessen eine gewisse Activität ist ihm nicht zu erlassen, weil ohne alle Opposition von Seiten der freien Persönlichkeit auch die Activität des Schicksals in Nichts zerfällt. Weit bedeutender steht Bernhard gegenüber das Stiftsfräulein da. Sie greift wirklich thätig ein — freilich in etwas verkehrter und darum unglücklicher Weise; aber eben dies macht ihren Charakter so interessant und hebt sie aus der Sphäre einer hohlen Idealität. Dagegen ist an ihr zu tadeln, daß sie nicht durchweg einen und denselben Eindruck macht. Anfangs dünkt sie uns für die ihr zugetheilte Rolle fast zu alt und zu verständig; späterhin für ein Stiftsfräulein zu jung und leichtsinnig. Dem Titel nach zu urtheilen hat der Verf. beabsichtigt, sie zur Hauptfigur des Romans zu machen; damit stimmt aber ihre fast zufällig erscheinende erste Einführung nicht überein. Dieser Einführung sowie auch dem Titel zufolge glaubt man, daß sie sich besonders als „Stiftsfräulein" entwickeln soll — aber späterhin tritt sie fast ganz aus diesem Verhältniß heraus und erscheint wie jede andere Weltdame. Ihre Fata wie ihre Facta hätten ihr in jeder andern Situation auch begegnen können. Die gelungenste Figur ist jedenfalls die alte Margreth. Sie macht von Anfang bis zu Ende einen Totaleindruck, ihr ganzes Leben liegt in fast biographischer Klarheit und Wahrheit vor uns, und jedes Moment in demselben erscheint durch ein vorangegangenes naturgemäß herbeigeführt und nach tiefen psychologischen Gesetzen motivirt. So bestimmt sich dies Alles am Schluß, wenn uns der Gesammtüberblick gestattet ist, herausstellt, so tritt sie doch im Laufe der Geschichte durchaus nicht aus ihrem räthselhaften, mysteriösen Lichte heraus und bis zu dem Punkte, wo uns der Verf. selbst darüber ins Klare setzt, bleiben wir im Ungewissen, ob wir sie für schuldig oder unschuldig halten sollen.

Unter den übrigen Figuren trägt besonders die des Herrn von Driesch den Charakter einer originellen Composition; doch sind ihre beiden Elemente: das der Furchtsamkeit und das der Pegnitzschäferschaft, nicht hinlänglich zur Einheit verschmolzen und jenes auf Kosten des Interesses beiweitem mehr hervorgehoben als dieses. Auch verdient noch gerügt zu werden, daß ihm im Verhältniß zu seiner Bedeutung für die geschichtliche Entwickelung eine zu große Aufmerksamkeit gewidmet worden ist. Das Umgekehrte läßt sich über Lene sagen. Sie, die eigentlich die Lösung des Knotens herbeiführt, stellt sich anfangs als gar zu unbedeutend dar und erst gegen das Ende wird ihr die Wichtigkeit beigelegt, die ihr zukommt. Ihrem Charakter fehlt es nicht an Tiefe und Wahrheit, doch ist er daher von geringerer Wirkung, weil ähnliche Charaktere schon sehr häufig geschildert sind. In einzelnen Momenten jedoch, z. B. Bernhard und Katharina gegenüber, steht sie einerseits als eine ebenso rührende, wie andererseits als eine fast erhabene Erscheinung da. Alle übrigen Personen sind interessant an sich und stehen im gehörigen Verhältniß zum Ganzen. Es ist keine einzige müßige und überflüssige darunter. Rücksichtlich des Jagdjunkers Philipp und der Freiin Josina, die beide gut angelegt sind, ist es zu bedauern, daß sie der Verf. zuletzt gänzlich hat fallen lassen. Es hätte gewiß eine gute Wirkung gemacht, wenn er sie als heitere Elemente in der Schlußgruppe mit aufgenommen hätte.

Hat sich in Betreff der Charaktere die Kritik kaum ein wenig regen dürfen, so muß sie in Betreff des Stils und der Darstellung wiederum gänzlich schweigen. Ich muß auf die Gefahr hin, von meinen tadelfertigen Collegen für einen enkomiastischen Recensenten gehalten zu werden, gestehen, daß mir selten ein so gewandter, natürlich fortschreitender, nach Bedürfniß ruhiger und lebendiger, einfacher und schmuckvoller, naiver und sentimentaler, kurz dem jedesmaligen Inhalt sich anschmiegender Stil vorgekommen ist wie der des vorliegenden Romans. In der Erzählung die epische Klarheit und Gemächlichkeit, im Dialog die dramatische Rührigkeit und individualisirende Kraft, in der Reflexion die lyri-

sche Wärme und Gefühlstiefe entfaltend, befriedigt er in angenehmem Wechsel alle Anfoderungen, die man an die Darstellung überhaupt machen kann. Er ist modern, ohne sich irgend wie mit modischen Phrasen aufzuputzen; er ist sinnlich und bildlich ohne rhetorisch zu sein, er ist geistreich und pikant, ohne mit Witz und Genialität zu cokettiren. Die allgemeinen Gedanken tragen nie den Charakter von Gemeinplätzen. Man höre unter Anderm folgende Stelle:

Man beneidet das Glück der Jugend, weil ihr nie die Hoffnung ausgehe, und diese jugendliche Hoffnung selbst hat man mit den unzerstörlichen Thierköpfen verglichen, von denen die Fabel erzählt, daß sie nach jedem Streich, der eins fortgenommen, neu wieder angewachsen seien. Nichts ist unrichtiger als dies. Wer das Leben und den mannichfachen Wechsel der Geschicke beobachtet zu haben nicht alt genug ist, läßt nichts leichter fahren als alle Hoffnung. Er weiß nicht, welchen wunderbaren Zufällen das Leben zum Spielball dient; er ist geneigt, überall die bekannte Regel als waltend anzunehmen und, wenn diese Regel ihm keine Chancen verspricht, da die Welt mit Bretern vor sich zugenagelt zu sehen, wo erfahrnere Leute noch hundert Aussichten wissen, welche der erste beste Zufall aufreißen kann.

Freilich, ein Erfolg — und der jugendliche Muth glaubt an kein Hinderniß mehr; er glaubt, die Welt an seiner Hand zu haben, oder ist mindestens immer das Milchmädchen, das mit dem Korb voll Eiern zu Markt geht und sich aus ihnen einen Meierhof mit Vieh und Pferden, mit Land und Leuten ausbrütet, bis die Eier zerplatzt auf dem Boden liegen. Aber nur ein Misgeschick, wo er sicher gerechnet zu haben glaubt — und er liest über seinem Lebensthore die Inschrift, welche Dante über dem Portal der Hölle erblickte.

Nicht minder Treffendes und Gediegenes sagt er, wenn er über die Tragik und die Illusionen des Lebens spricht und die letztern als die Schöpferinnen der Poesie und der Philosophie bezeichnet.

Die Philosophie einer Frau ist — so schließt er eine dieser Stellen — mit wenigen Ausnahmen der männlichern Geister unter ihnen — getäuschte oder unbefriedigte Liebe; oder es ist der Druck des Müßigganges ihrer Gefühle, der auf ihnen liegt, und wie das Druckwerk einer Wasserkunst die Springbrunnen ihrer Gedanken öffnet und in vollen Garben aussprudeln läßt. Die Liebe macht sie poetisch und ihr Schwinden philosophisch.

Das Gesagte mag hinreichen, um den Roman als eine der werthvollsten Erscheinungen der neuern Zeit der Lesewelt zu empfehlen. Das Einzige, was der eine oder andere Ästhetiker gegen ein so überschwellendes Lob einwenden könnte, möchte der Vorwurf sein, daß der Roman zwar eine stoffliche, aber keine ideale Einheit habe, daß sich keine Grundidee herausfühlen läßt, die den Dichter zur Schöpfung desselben getrieben und bei der Ausarbeitung fortwährend begleitet habe. In der That habe auch ich eine solche nicht auffinden können, und es stellt sich wirklich Alles rein sinnlich und concret dar. Aber gereicht das dem Dichter nicht eher vielleicht zum Lobe als zum Tadel? Soll uns doch der Dichter stets nur das Schöne vorführen; schön aber ist jedes Sinnliche, das als solches die Idee der Totalität oder der Concretion von Unendlichkeit und Einheit in sich ausdrückt. Es wird aber nicht leicht ein Roman gefunden werden, der bei aller Mannichfaltigkeit und Verschiedenartigkeit des Materials sich dermaßen zu einem in sich geschlossenen, proportional-gegliederten Ganzen abrundete wie der vorliegende. Was bedarf es zu dieser sinnlichen Totalität noch einer geistigen? Wozu ist nöthig, daß sich das farbenfrische, lebensvolle Bild als das Transparent irgend eines weisheitvollen Spruchs oder einer sogenannten Idee erweise? Der Geist fehlt darum doch nicht. Jede Totalität, auch wenn sie sich an einem Sinnlichen darstellt, ist schon an sich ein Geistiges, Ideales. Nur das Einzelne, Besondere ist stets das körperliche, und nur im zufälligen, beziehungslosen Aggregat des Besondern dauert die Körperlichkeit als solche fort. Jede symmetrische Anordnung aber, jede harmonische Mischung, jede proportionale Gliederung des Besondern läßt einerseits die Sinnlichkeit fortbestehen, andererseits stellt sie dieselbe in das Licht der Idealität und bringt eben dadurch jene geheimnißvolle Vereinigung von Idee und Sinnlichkeit zu Stande, die das innerste und eigentlichste Wesen des Schönen ausmacht. Drückt das also entstandene Schöne zugleich auch eine neue und tiefe Wahrheit in sich aus, so wird diese der Kunstphilosoph, der die Sprache der Kunst gern in die der Philosophie übersetzt, mit Dank aufnehmen; geradezu fodern aber darf er es nicht: sonst stellt er dem Schönen eine Bedingung, deren Erfüllung außer seiner Sphäre liegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Wohnungsverbesserungs-Gesellschaft in London.

Ein Verein unter dem Namen Metropolitan association wird soeben gebildet, der den Zweck haben soll, den arbeitenden Classen bessere Wohnungen zu verschaffen. Über das Dasein und die Ausdehnung des Übels, welches sie zu bekämpfen unternimmt, und über die dringende Nothwendigkeit, Abhülfe zu schaffen, kann kein Zweifel sein. Die statistischen Gesellschaften, die Parlamentscomités, die British association haben in dieser Beziehung eine Masse von Material zusammengebracht, von welchem man nicht ohne Schauder und Mitleid Kenntniß nehmen kann. Ganze Familien, Ältern, Söhne und erwachsene Töchter, manchmal zwei bis drei Familien in Ein Gemach zusammengedrängt, ohne Luft, ohne Mittel sich der Kälte und Feuchtigkeit zu erwehren, ohne Wasser, ohne Bequemlichkeiten irgend einer Art. Die Metropolitan association will suchen, die Arbeiterclassen dadurch zu heben, daß sie sie in eine äußere Lage versetzt, die ihrer Gesundheit förderlich ist und es ihnen möglich macht, Selbstachtung zu gewinnen. Man will Häuser einrichten für unverheirathete Arbeiter mit Wohn- und Schlafräumen, Alles wohl gelüftet, erwärmt, mit hinlänglichem Wasser versehen und im Erdgeschoß Gesellschaftssäle mit Gas erleuchtet und mit nützlichen Büchern versehen. Man will bequem und zweckmäßig eingerichtete Familienhäuser herstellen. Man will mäßiges Leben, Voraussicht, Niederlegung von Geld in Sparkassen begünstigen und fördern. Man will den Leuten Arbeit zu ermitteln und zuzuführen suchen u. s. w. Das Ganze soll nach Art einer gegenseitigen Versicherungsanstalt eingerichtet werden. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 79. —— 19. März 1844.

Taschenbücherschau für das Jahr 1844.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 78.)

Je ausführlicher wir uns über das „Stiftsfräulein" ausgesprochen haben, um so mehr müssen wir uns rücksichtlich der übrigen Gaben der „Dombausteine" mit einer bloßen Anzeige begnügen. An Beiträgen in gebundener Rede enthalten sie noch: 1) „Von einer armen Frau zu Köln am Rhein", von Wilhelm von Chezy in Baden, eine Erzählung, welche die Geschichte der Marie von Medici (diese ist die arme Frau) und namentlich ihren unter ärmlichen Verhältnissen zu Köln erfolgten Tod behandelt und damit einige Liebesgeschichten in Verbindung bringt, die Gelegenheit zu lebendiger Schilderung des bürgerlichen Lebens zu Köln geben. Besonders ist der Anfang zu loben; im Übrigen hat sie manche Fehler; namentlich leidet sie an einer unzweckmäßigen Anordnung und allzu großen Breite. 2) „Das Kirchlein mit dem bösen Segen", von J. F. Leutner in München, eine gut erzählte, nur zu pretentiös eingeführte Tirolersage, düstern Inhalts. 3) „Eine Neckarfahrt", von Emma Niendorf in Stuttgart, eine mosaikartige Composition von historischen, geographischen, mythologischen Notizen und lyrischen Expectorationen, die so rasch und flüchtig an uns vorüberfliegen wie die Ufer, auf welche sie sich beziehen, den Dampfschifffahrern selbst. 4) „Die Geschichte vom Einarm", von F. W. Hackländer in Stuttgart, ein mit viel Phantasie und Treuherzigkeit geschriebenes Märchen, das zwar im Ganzen keine originale Fassung trägt, aber im Einzelnen manche neue und spannende Combinationen bietet. Es scheint vorzugsweise für das kindliche Gemüth berechnet zu sein, wird jedoch auch jedem Erwachsenen, dessen Sinn für derartige Genüsse noch nicht abgestumpft ist, eine gute Unterhaltung gewähren. 5) „Die Geburt des Amadis", von August Lewald, eine Übersetzung des ersten Capitels des „Amadis von Gallien" nebst einer Einleitung, worin die Entstehung dieser Übersetzung erzählt wird. Das Bruchstück ist — abgesehen von dem literarischen Interesse — vorzugsweise durch seine naive Darstellung höchst anziehend.

Unter den poetischen Beiträgen von J. E. Braun, Robert Hase, Moritz Carriere, A. Mann, E. Duller, Ida Gräfin Hahn-Hahn, Adelheit v. Stolterfoth, Adolf Schults, Adolf Stahr und Ludwig Braunfels sind nur wenige, die an Werth den prosaischen gleichkommen. Sie sind zum größten Theil politischen Charakters und entfalten eine sehr ehrenwerthe, der Freiheit und dem Vaterlande ergebene Gesinnung. Von eigentlicher Poesie aber, ja selbst von einer effectvollen Rhetorik ist darin selten die Rede. Das Kräftigste in dieser Art findet sich in „Sängerleben" von Moritz Carriere. Man höre unter Anderm folgende Stelle:

> Wehe wenn in Eisenbande
> Ihr des Volkes Nacken schirrt,
> Daß ins Ohr der Ruf der Schande
> Ihm die Sklavenfessel klirrt;
> Bald muß es die Schmach zerbrechen,
> Überschäumt der wilde Muth,
> Und dahin in rothen Bächen
> Strömet siedend euer Blut!
>
> Doch wer wird des Königs Retter
> Aus dem Wahn der Tyrannei,
> Daß er wie ein himmlisch Wetter
> Heiter macht die Luft und frei,
> Daß er nach der alten Sage
> Kommt wie aus Kyffhäusers Bann,
> Und ein Held mit Schwert und Wage
> Seinem Volke geht voran?
>
> Stehen nicht ihn zu empfangen
> Männer auf in Süd und Nord,
> Die mit glühendem Verlangen
> Ihn erkiest als letzten Hort?
> Spricht er nur das Wort: Es werde!
> Folgen Einem Alle nach,
> Und es grüßt die deutsche Erde
> Rings ein heller Frühlingstag.

Unter denjenigen Gedichten, die eine directe Beziehung auf den Dombau ausdrücken, ist jedenfalls „Albertus Magnus" von E. Duller das tiefste und gediegenste; den höchsten poetischen Werth aber von allen haben jedenfalls die kleinen lyrischen Gedichte von Adolf Schults, die er unter dem Titel „Frühlingsleben" zusammenfaßt. Bei der größten Anspruchslosigkeit entfalten sie eine Zartheit, Innigkeit und Lieblichkeit, daß sie sich nur mit den ähnlichen Liedern von Uhland und Heine vergleichen lassen. Ich gebe als Probe nur das eine:

Der Bäume Huldigung.

Die Bäume neigen die Kronen
Vor dir mein Lieb, o schau!
Sie flüstern: willst du wohnen
Bei uns, du schöne Frau?

Sie strecken die grünen Äste
Gleich Armen aus nach dir,
Sie bitten: o Liebste, Beste,
O weile, weile hier!

Schließlich erwähnen wir nur noch, daß die äußere Ausstattung dem gediegenen Inhalte gemäß ist und daß sich außer einem gut ausgeführten Steindruck von Fr. Hanfstängl, ein kölner Bürgermädchen aus dem 13. Jahrhundert darstellend, besonders die Initialen durch ebenso viel Eleganz als Geschmack auszeichnen.

10. Rheinisches Taschenbuch.

L. Schefer ist unter den Dichtern der Gegenwart jedenfalls der gedankenreichste und gemüthvollste — er ist es in dem Grade, daß er darüber zugleich der formenärmste geworden ist, denn er besitzt, genau betrachtet, nur eine einzige Form: die der Reflexion. Welchen Stoff er auch behandelt, sei er mehr ideeller oder mehr materieller Natur, er thut mit demselben nichts, als daß er ihn nach allen Seiten hin- und herwendet und ihn mit bewunderungswürdiger Kunstfertigkeit in eine so unendliche Masse von verschiedenen Lagen und Combinationen zu bringen weiß, daß er in jedem Augenblicke an Farben, Umrissen und Verhältnissen ein anderer erscheint und einen wahrhaft makrokosmischen Reichthum vor uns entfaltet. Sein Formen ist daher mehr musikalischer als plastischer Art und alle seine Dichtungen machen den Eindruck von Symphonien, in denen ein ursprüngliches Motiv, ein zum Grunde liegender Gedanke durch alle Instrumente, Tonarten und Variationen hindurch so lange gedreht und gewendet wird, bis ihm eine unendliche Fülle von Modificationen abgewonnen ist und er sich selbst endlich nach einem Abschluß und nach einer Rückkehr zur ursprünglichen Einheit sehnt. Am reinsten und vollendetsten hat er diese Art des poetischen Gestaltens in seinem „Laienbrevier" und neuerdings in seinen „Vigilien" ausgebildet, weil der Gedanke als solcher dieser fast dialektischen Behandlung am adäquatesten ist; aber auch in seinen Novellen finden wir sie durchgängig wieder, und zwar nicht nur in den eingestreuten eigentlichen Betrachtungen, sondern auch in der Handhabung und Fortspinnung der Geschichte selbst, sodaß sich seine Novellen fast nicht kürzer und treffender bezeichnen lassen, als wenn wir sie epische Reflexionen nennen. Ganz von demselben Charakter ist denn auch seine neueste Dichtung, welche uns der diesmalige Jahrgang des „Rheinischen Taschenbuchs" bringt — wie sie überhaupt als ein echtes Product der Schefer'schen Weltanschauung zu erkennen ist und die ganze Fülle und Tiefe seines gemüthlichen Pantheismus zu Tage legt. Sie führt den Titel „Chinas Erretter" und behandelt die Occupation des chinesischen Throns durch die Mandschu im J. 1644. Das eigentlich Geschichtliche darin ist, obschon an sich von der größten Bedeutung, doch so sehr von der Schefer'schen Reflexionspoesie überwuchert, daß es darunter wie der kräftigste Stamm unter der üppigen Vegetation der Schlingpflanzen fast verschwindet. Man kann daher seinen Wuchs sowie sein Auslaufen in Äste, Zweige und Nebenzweige nicht sowol an ihm selbst offen sehen, als vielmehr nur aus den Richtungen und Wegen, welche die daran emporstrebenden Ranken und Reben nehmen, ahnen und errathen. Dies ist immer mit einigen Schwierigkeiten verbunden, und da es der Leser in der Regel gern so bequem als möglich hat, hoffen wir ihm einen Dienst zu leisten, wenn wir statt seiner die Mühe übernehmen und ihm den oft in feinsten und leicht übersehbaren Linien ausgeführten Grundriß der Erzählung in möglichster Deutlichkeit und Einfachheit vor Augen legen. Er ist etwa folgender: Die chinesische Herrscherfamilie Ming ist in Gefahr, von dem Empörer Lytsching, der schon fast ganz China erobert hat und Peking bedroht, gestürzt zu werden. Da weiß der Mandarin Usankuei, ein treuer Anhänger seines Kaisers Hoai-Tsong, dem der Kaiser für seinen Sohn Sekofa seine Tochter Tien-ling zur Gemahlin versprochen hat, keinen andern Rath, als gegen Lytsching die Mandschu zu Hülfe zu rufen, und trotz der Worte des Kon-fu-tse:

> Wen du zum Helfer begehrst, dem hast du die Schwäche gestanden. Er kommt, doch er kommt mit halber Verachtung und ganzer Hinterlist. Wähle keinen Stärkern zum Bundesgenossen. Der Schwächere schon, wenn er sich mit deinem Feinde verbündet, ist doppelt so stark als du. Am Besten verbänden sich die Schwachen miteinander. Der Schwache ist der Sicherste, sowie immer der Arme der Hülfreichste ist. Der Vorsichtigste, Sicherste und Ehrenwertheste ist immer Der, der Alles, was er thut, mit eigener Kraft aus eigenen Mitteln thut. Nur Thoren springen aus der Traufe in das Meer der Noth. Ja Jemand, der Verstand hat und seine Ehre im Volke nicht verlieren will, befolgt nicht einmal den heimlich zugeflüsterten Rath eines Stärkern; denn wessen Seele niederkniet, um sich von Andern beladen zu lassen, der ist ein dienstbares Kameel, so groß er ist. Sich füttern lassen macht zum Kinde; sich führen lassen, zum Greise; sich helfen lassen, zum Kranken; sich beherrschen lassen, zum Sklaven. Jeder Mensch und jedes Volk helfe sich allein, oder gehe unter; so ist es würdig —

läßt er sie durch seinen Freund Kaomonki dennoch einladen, unter der Bedingung, daß sie sich unter seinen Oberbefehl stellen, und nach dem Sturze Lytsching's mit reichem Lohne, unter Anderm mit 11,000 Jungfrauen wieder nach Hause ziehen. Ehe aber die Antwort hierauf eintrifft, erfährt Usankuei vom Jesuiten Schall, der ihm als Artilleriegeneral dient, daß Lytsching immer stärkere Fortschritte mache, weil die Unzufriedenen sämmtlich auf seiner Seite, die Zufriedenen aber indifferent seien, und daß die große Stadt Kaifong mit ihren 300,000 Einwohnern zufolge des verzweifelten Entschlusses eines chinesischen Heerführers durch den Hoanyo ersäuft, Lytsching aber, auf dessen gleichzeitiges Verderben es abgesehen war, mit seinem Heer von der Flut unberührt geblieben sei. Unmittelbar nach dieser Nachricht langt mit Tien-ling und deren Erzieher die noch größere Unglücksbotschaft an, daß auch Peking erobert

sei und die kaiserliche Familie bis auf Tien-ling und ihre Brüder, die der Kaiser nach Kanton geschickt, sich selbst den Tod gegeben habe. Um die Anhänger der alten Dynastie nicht ganz verzweifeln zu lassen, verkündet Usankuei vorläufig die Botschaft, daß er mit den Mandschu kommen werde, und wirklich hat dies zur Folge, daß neue Schaaren zu seinem Heere strömen, und Lytsching selbst ihm die Hälfte des Reichs anbietet, wenn er sich ruhig verhalten wolle. Aber dies Anerbieten und die Auffoderung seines von Lytsching gefangenen Vaters spornt ihn nur noch mehr an, und er wagt sogar eine Schlacht vor der Ankunft der Mandschu trotz seiner weit geringern Macht. Schon ist er auf dem Punkte, der Übermacht zu erliegen, da langen plötzlich die Mandschu an und Lytsching erleidet eine große Niederlage, nach der er sich nach Peking zurückziehen muß. Usankuei schwankt anfangs, ob er diese Stadt einer nochmaligen Belagerung unterwerfen soll; aber die Nachricht, daß Lytsching seinen Vater und der Prinzessin Tieng-ling Bruder ermordet, hebt jeden Zweifel und die Bestürmung geht vor sich und Lytsching muß Peking räumen. So ist China befreit und Usankuei denkt daran, die Mandschu mit ihrem Lohne nach Hause zu schicken. Aber ihr Anführer Neschingnang weiß unter der Maske der Demuth und Freundschaft den Usankuei zu überreden, daß er ihm mit einem Theile des Heeres die Bewachung von Peking überträgt, während er selbst mit einem andern Theile sich zur Verfolgung und gänzlichen Vernichtung Lytsching's anschickt. Er findet ihn endlich an günstiger Stelle; aber zu gleicher Zeit trifft die Botschaft ein, daß die Mandschu die Herrschaft von Peking und China sich selbst angeeignet und ein Kind auf den Thron erhoben haben, für welches Neschinguang das Scepter führt. Die Erbitterung Usankuei's über diese Treulosigkeit benutzt Lytsching, ihm den Vorschlag zu einer Versöhnung mit ihm und eines Bündnisses gegen Neschinguang zu machen, aber Usankuei will mit dem Empörer und dem Mörder seines Vaters keine Gemeinschaft haben und trotz seines Unwillens über die Mandschu benutzt er dieselben, Lytsching's Macht plötzlich zu vernichten, und erhält dafür von den Mandschu den Ehrentitel: Friedensstifter im Morgenlande und der Provinz Schen-Si. Aber er vermag sich dessen nicht zu erfreuen und er würde Alles gegen die Mandschu wagen, wenn ihn nicht der Schmerz über seine geistige Blindheit plötzlich in den Wahnsinn hätte verfallen lassen, daß er auch körperlich blind sei. Sein einziger Trost in diesem Zustande ist Tien-ling, die er nach dem Tode Sekofa's selbst zum Weibe genommen hat. Unterdessen machen einige Prinzen aus dem Geschlechte Ming verschiedene Versuche, die Herrschaft wieder zu gewinnen; allein vergeblich. Das Volk hat sich bald an die fremde Herrschaft gewöhnt und das chinesische Element droht gänzlich im tatarischen aufgehen zu wollen. Da aber tritt plötzlich ein Erretter Chinas auf, und dieser ist kein anderer als der chinesische Zopf oder Penzeh, dessen Abschneidung die Mandschu befohlen haben. Dieses tyrannische Edict bringt auch die Zufriedensten in Aufruhr, ganz China steht auf, die große Zopf-Schlacht wird gewonnen, die Mandschu müssen entweichen, und wenn sie auch, weil unter den Chinesen keine Einheit ist, nach und nach wiederkehren und das Kind, das nun erwachsen, abermals den Thron einnimmt, so erkennen sie doch das chinesische Element als ein gleich berechtigtes an und versprechen sogar, ihm wechselsweise die Herrschaft zu überlassen. Trotzdem tritt im hohen Alter, nachdem der Wahn der Blindheit allmälig von ihm gewichen, Usankuei noch einmal gegen sie auf, um sie, die er herbeigerufen, wieder zu verjagen und Tien-ling in den Palast ihrer Väter wieder zurückzuführen. Er unterwirft sich mit reißender Schnelligkeit mehre Provinzen, und dringt bereits gegen Peking vor; da aber erhält er plötzlich die Nachricht von der Hinrichtung seines Sohnes und einem solchen Schmerz ist er nicht mehr gewachsen. Ein Blutsturz endet sein Leben, sein zweiter Sohn gibt sich, als die Masse entmuthigt wieder von ihm abfällt, selbst den Tod, und Tien-ling bleibt allein übrig, um ihr ganzes untergegangenes Geschlecht zu beweinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittel zur Verhütung von Revolutionen. Aus dem vertrauten Schreiben eines deutschen Geheimraths vom Jahre 1794. Zürich, Literarisches Comptoir. 1843. 16. 2 Ngr.

Machiavelli schreibt im funfzehnten Capitel seines „Principe": „Essendo l'intento mio, scrivere cosa utile a chi l'intende, mi è parso più conveniente andar dietro alla verità effettuale della cosa che all' immaginazione di essa", d. h. in etwas freier Übersetzung: „Da es meine Absicht ist, etwas Nützliches für verständige Leute zu schreiben, so werde ich ohne Umschweife auf die Sache selbst losgehen und nicht mit theoretischem Geschwätz die Zeit verderben." Auch unser deutscher Geheimrath hält nicht hinter dem Berge; wir erkennen ihn als einen durchaus praktischen Mann, der für zwei Neugroschen einen ungeheuren Schatz von Regierungsweisheit zu Tage fördert. Schon die Grundansicht, von welcher er ausgeht, zeugt von seiner nebelfreien und handfesten Staatsphilosophie. Trifft er nicht den Nagel auf den Kopf, wenn er sagt:

„Die Revolutionen entstehen nach meiner festen Überzeugung aus der deutlichern Einsicht, welche das Volk von seinen Rechten und von den Mängeln der Verfassung seines Staats erlangt hat. Wir werden also mit großer Sorgfalt darauf zu sehen haben, daß diese Einsicht nicht deutlicher werde, wozu folgende Mittel wol zweckmäßig sein möchten:

1. Man hindere die Verbreitung aller Schriften, welche von den leidigen Menschenrechten oder von jenen Mängeln handeln, und suche den Druck derselben unmöglich zu machen.

Hierzu ist nöthig:

a. Die Schärfung der Censur. Man wähle so viel als immer möglich beschränkte, ängstlich um ihr weiteres Fortkommen bemühte Leute, oder — was die Atheisten so nennen — Frömmler, oder Eingeweihte und Theilhaber an den Geheimnissen unserer Regierungspolitik, zu Censoren und gebe ihnen absolute Gewalt über die Manuscripte.

b. Die Verminderung und Beschwerung der Buchhandlungen und Buchdruckereien. Dies ist ein Gewerbszweig, der für die Finanzen keineswegs so beträchtlich ist, als gewisse Schreier es darstellen möchten, und in anderweiter Beziehung kann seine Niederhaltung unsern Zwecken nur förderlich sein. Man übe strenge Policeiaufsicht über Buchhändler und Drucker, die Durchsuchung der ankommenden Bücherballen und der Vorräthe muß bei einigermaßen Verdächtigen so häufig als mög-

lich erfolgen. Über die Gehässigkeit der Maßregel wird anfangs viel geschrieen werden; am Ende gewöhnen sich aber die Leute daran.

c. Freche Scribenten — im gewöhnlichen Stil «freisinnige Schriftsteller» genannt — verfolge man auf alle Art und Weise so lange, bis sie schweigen (bei Ausländern ist plötzliche Landesverweisung am probatesten). Oder man versuche, sie durch Geld zu unserer Seite herüberzuziehen. Bei der Armlichkeit der meisten Schreiber können die pecuniairen Opfer gar nicht bedeutend sein, um ein paar Dutzend der lautesten zum Schweigen zu bringen. Nur muß man es so einrichten, daß man bei etwanigem Rückfalle Beweise von ihrer Käuflichkeit in der Hand hat, um sie vor der Welt zu blamiren und ihnen das Vertrauen ihrer Partei zu entziehen.

d. Man suche Bücher, welche die Begriffe der Unterthänigkeit und des absoluten Gehorsams befördern, so viel als möglich unter das Volk zu bringen" u. s. w.

Doch wollen wir der Versuchung des weitern Abschreibens nicht nachgeben; nur eine Stelle, die uns gar zu anlockend erschien, möge hier noch Raum finden:

„10. Ich berühre noch einen Punkt, der gewöhnlich für sehr geringfügig gehalten wird, es aber in der That nicht ist: die Etikette. Sie ist es, welche den Fürsten in die geeignetste Umgebung versetzt, eine undurchdringliche Schranke gegen das Andringen gemeiner Menschen ist und folglich auch überflüssige Beschwerden vom Throne entfernt hält. Das Volk betrachte den Fürsten als ein höheres Wesen, dessen Anblick ihm nur von fern vergönnt ist. Friedrich der Große und Joseph II. haben in diesem Punkte außerordentlich viel verdorben. Ich finde das spanische Gesetz por la Reyna, welches Jedermann bei Lebensstrafe verbietet, den Fuß der Königin zu berühren, gar nicht so unvernünftig. Zwar hätte eine solche Königin, als sie einmal im Steigbügel hängen blieb, in Folge jenes Gesetzes beinahe den Tod gehabt; aber sie wäre doch für eine gute Sache gestorben."

Man hat von Machiavelli behauptet und mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß sein „Principe" nur eine versteckte Satire auf gewisse italienische Regierungen gewesen sei; möglich, daß der deutsche Geheimrath etwas Ähnliches beabsichtigte; möglich aber auch, daß er seine wohlmeinenden Rathschläge in vollem Ernst niedergeschrieben hat. Des Ref. beschränkter Unterthanenverstand wagt es nicht, sich über diese beiden Möglichkeiten auszusprechen. 28.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten vom Jahre 1842.)

Da bei dem gesetzgebenden Körper des Staats Pennsylvanien eine von einer Anzahl Einwohner unterzeichnete Petition eingereicht worden war, worin darauf angetragen ward, die Staatsschulden unbezahlt zu lassen, so hat der Senat am 10. Januar 1842 einstimmig folgende zwei Beschlüsse gefaßt: „1) Daß der Senat von Pennsylvanien den Rath, die Staatsschulden nicht zu bezahlen, als unconstitutionnell, unmoralisch und ganz geeignet, die Grundsätze unserer republikanischen Einrichtungen über den Haufen zu werfen, ansieht, und willens ist, den Credit des Staats unbefleckt aufrecht zu erhalten, indem er passende Mittel ergreifen wird, alle Foderungen an den Staat pünktlich in ihrem ganzen Umfange zu befriedigen. 2) Daß der Senat volles Vertrauen in die Bürger dieses Staats setzt, daß auch sie willens sind, alle Schulden der Regierung ehrlich und vollständig zu bezahlen, und daß sie den Credit des Staats unverletzt und unverletzbar erhalten wollen." Zugleich wurde der Druck dieser beiden Beschlüsse in 2000 Exemplaren in englischer Sprache und in 500 in deutscher verordnet. Ebenso wurden im Hause der Repräsentanten folgende Beschlüsse über diesen Gegenstand einstimmig angenommen: „1) Die Staatspapiere in Pennsylvanien sind in Übereinstimmung mit den Gesetzen ausgegeben und deshalb constitutionsmäßig; die Bürger des Staats aber sind rechtlich und moralisch verpflichtet, die Staatsschulden zu bezahlen und die Schuldbriefe einzulösen. 2) Der Credit und die Rechtlichkeit des Staats sind noch nicht gesunken, und rechtlicherweise ist das Eigenthum der Bürger einer Taxation unterworfen, wenn die Schulden bezahlt werden müssen. 3) Die Lehre der Repudiation führt zu höchst schädlichen Folgen und würde die Grundsätze, auf denen unsere freie Verfassung ruht, vernichten. Jeder gute Bürger aber ist moralisch und gesetzlich verpflichtet, ohne Zögern seinen Theil zur Bezahlung der Staatsschulden beizutragen." Diese drei Beschlüsse des Hauses der Repräsentanten im Staate Pennsylvanien sind in 3000 gedruckten Exemplaren in englischer und 2000 in deutscher Sprache im ganzen Lande vertheilt worden.

Der Gouverneur von Luisiana, Hr. Roman, empfahl in seiner diesjährigen Botschaft an den Gesetzgebenden Körper dieses Staats, die dort bisher bestandenen Gesetze gegen den Zweikampf abzuändern, weil sie, eben wegen ihrer zu großen Strenge, doch niemals in gegebenen Fällen in Anwendung gebracht werden. Der am Leben bleibende Duellant soll nämlich nach diesen Gesetzen zum Tode verurtheilt werden, welches nicht nur unpolitisch sei, sondern auch gewissermaßen einen Widerspruch in sich schließe. Er schlägt darum vor, Gefängniß an die Stelle der Todesstrafe zu setzen, und sowol den überlebenden Duellanten als auch die Secundanten für alle Schulden haften zu lassen, die der im Zweikampf Umgekommene hinterläßt, und dieselben außerdem noch auf dem Wege des Civilprocesses zur Leistung eines bedeutenden Schadenersatzes zu verurtheilen. Durch diese Abänderungen in der Gesetzgebung, glaubt er, könne allein das barbarische Gelüste nach Duellen, welches in dem Staate Luisiana stärker als in irgend einem andern Theile der Union grassire, kräftig unterdrückt werden. Eine amerikanische Zeitung nimmt hierbei Anlaß zu bemerken: „Narren am Geldbeutel zu strafen, ist zwar so übel nicht; noch besser wäre es aber, wenn man Duellanten sofort ins Narrenhaus steckte. Dadurch würde sich die Duellirwuth im Süden der Union am schnellsten abkühlen. Derjenige, der solchergestalt die Strafe erlitte, sein Leben hinfüro unter lauter Narren zuzubringen, würde allenfalls, wenn man sich überzeugt hätte, daß er aufrichtige Reue bezeige, mit der Zeit auf Begnadigung hoffen dürfen; ließe er sich aber späterhin noch einmal in ein Duell ein, dann müßte er unerbittlich und unwiderruflich zum Aufenthalt in dem Narrenhause auf zeitlebens verdammt werden."

Am 10. Jan. wurde im Saale des Countygerichts zu Philadelphia eine zahlreiche Bürgerversammlung gehalten, um die Abschaffung der Todesstrafe in der diesjährigen Session der beiden Häuser der pennsylvanischen Legislatur zu bewirken. Der Vorsitzende, Hr. Thomas of Cope, entwickelte die Gründe gegen die fernere Beibehaltung der Todesstrafe. Er nahm dabei auf das allmälige Fortschreiten der Gesittung und Bildung Bezug, welches sich besonders auch darin zeige, daß darauf gedacht werde, die barbarischen Strafen alter Gesetzbücher zu mildern und Strafarten an deren Stelle zu setzen, die mit menschlichen Gefühlen mehr im Einklange ständen. Die Versammlung erklärte hierauf, daß ein großer und höchst respectabler Theil der Staatsbürger von der Überzeugung durchdrungen sei, daß kein menschliches Gericht das Recht habe, die Todesstrafe in irgend einem Falle auszusprechen; daß diese Strafe nicht im Stande sei, unter allen Umständen Verbrechen zu verhindern; daß sie die Gefühle einer überwiegenden Mehrheit des Volks beleidige; daß sie unchristlich in der Anwendung, barbarisch in ihrem Zwecke, abscheulich in der Ausführung und bisweilen sogar mehr geeignet sei, Verbrechen herbeizuführen, als von denselben abzuschrecken. Im Hause der Repräsentanten war zugleich der Vorschlag gemacht worden, einsames Gefängniß für Lebenszeit nebst harter Arbeit an die Stelle der Todesstrafe zu setzen. 33.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 80. — 20. März 1844.

Taschenbücherschau für das Jahr 1844.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 79.)

Wer, nachdem wir ihm diesen Ariadneknäuel geboten, in das Labyrinth der Schefer'schen Gedankenwelt einzubringen wagt, wird, ohne Gefahr sich darin zu verlieren, einen wahren Tempel der Weisheit darin entdecken. Von allen Seiten blicken ihm die tiefsten Wahrheiten, die gehaltvollsten Inschriften entgegen, und von Schritt zu Schritt hat er die lebendigsten Schilderungen und die effectvollsten Gemälde ergreifender Zustände und Situationen zu bewundern. Höre man unter Anderm, was Usankuei antwortet, als ihn Tien-ling vor der Belagerung Pekings über sein Sinnen und Brüten befragt:

Ich schreibe jetzt mit dem Schwert ein Blatt der zwanzigtausendjährigen Geschichte der Chinesen, und bedenke, was ich in die nächste Zeile setzen soll: Die kaum von Blut gewaschene Stadt schon wieder bestürmen? und wie vielmal schrecklicher! O schriebe doch Tien für mich diese Worte! Nicht Wunden, Blut und Tod und Brand und Armuth macht den Krieg so verwünschenswerth. Denn alle Getödteten wären doch einmal gestorben, alle Häuser wären zuletzt doch eingestürzt. Aber das Schändlichste ist der Krieg dem Menschen einzig nur darum: wenn sein Feind geschlagen ist, dann muß er ihn verfolgen! Ist er schwächer, dann muß er ihn gerade überfallen! Ja er muß suchen ihn zu theilen und erst schwach zu machen! Er muß ihn zu Fehlern verleiten! Des Feindes Fehler, ohne ihn zu warnen, muß er benutzen. Seinem Hunger muß er das Brot wegnehmen, seinem Durste das Wasser abgraben; seine Klugheit muß er zu Dummheit machen, seine Redlichkeit muß er bestrafen, seine Tapferkeit mit Schande vergelten. Und thue ich das Alles nicht, so geschieht das Alles mir! Aber der reine Himmel verstößt alle Unreinen, gleichviel aus welchen edeln, errettenden Ursachen: unrein. Und, gute Tien-ling, auch mich kann der Himmel nicht segnen — du wirst seine Strafe an mir erleben. Also weißt du, was ich thue? — ich opfere mich! nicht etwa Hand oder Fuß, oder Auge und Haupt .... nein, die Seele, die zu dir spricht! das Herz, das nicht anders kann.

Von höchster tragischer Wirkung ist die Schilderung der Eroberung selbst:

Unterdessen hatte ein aus der Stadt verstoßener Chinese dem Karmonki ein Wort in das Ohr geflüstert, und dieser wiederum dem Usankuei, der plötzlich wie ein Tiger in Todesangst an das Thor sprengte, das auf dem Spieße steckende, bleiche Haupt seines Vaters, mit seinem Zopfe aus silbergrauen Haaren erblickte, erkannte, die schmähliche Überschrift im Fluge las, und einen lauten, furchtbaren und fürchterlichen Schrei des Schmerzes und der Wuth ausstieß. Die ihm zur Bedeckung nachgesprengten Reiter wiederholten den Schrei, sie verstärkten ihn und leiteten ihn in das Heer der Belagerer, wo er durch alle Glieder der Tausende tief wie ein Feuer, und zu einem langen, immer wieder aufgefrischten Hall anschwoll, den noch die soeben zu Hülfe kommenden 20,000 Mongolen und Mandschu wie zu eines Meeres oder eines Berges furchtbarem Gebrüll verwandelten. Aber auch auf die Mauern der Stadt pflanzte der Schrecken den tausendstimmigen Schrei; und auf der Mauer und den Thürmen ergriffen und weiter getragen, lief er um die ganze ungeheure Stadt wie Hahnengeschrei, wie Kettenfeuer, wie die springenden Gänge einer Pulvermine. Und die 100,000 Krieger des Lytsching in den Straßen und auf den Plätzen der Stadt wurden wie von Einem über die ganze Stadt fallenden Blitze gleichsam mit angezündet, aufzulohen; und die zwei Millionen Bewohner der Häuser: Weiber, Kinder, Greise, Männer und Jünglinge schrieen mit auf, unwissend zwar, was geschehen sei, oder was geschehen solle; aber sie schrieen alle mit auf und fort, als breche alles ausgestandene Leid, alle Qual, alle Schande erst jetzt wie aus der vor Überfülle gesprungenen Brust hervor, und die Angst und Furcht vor der nahen und fernen Zukunft breche und steige in unsichtbaren, aber dafür hörbaren Flammen zum Himmel empor! Selbst die Kinder schrieen über die schreienden Aeltern und Geschwister an der Mutter Brust oder in der Wiege. Die zahllosen Hunde bellten auf, riefen sich heulend zu, und die Tausende von Tauben flogen auf und kreisten hoch umher, und die niedern und hohen Staatsbeamten alle schrieen mit auf, die Mandarinen schrieen in den Höfen der Burg; und die beiden Flammen, die Flamme drinnen und die Flamme draußen entzündeten einander immer wieder aufs neue und erhielten sich rege lebendig.

Der unerschreckbare eherne Held Lytsching stand mit herausgerissenem Säbel horchend in dem Palast. Es blieb nur bei dem Geschrei. Keine Hufschläge, keine Tritte nahten. Wie in einem Walde der Donner widerhallt, so hallte der zu einem mächtigen Klange gewordene Hall in seiner Brust wider, und wie schon von eines Sängers ausgehaltenem, krystallenen schwellenden Tone ein ganzer Tempel wie zu Krystall wird, daß die Scheiben in den Fenstern zittern, so durchbebte der Ruf ihn doch leise. Er hörte in dem Tone alle seine Thaten, und deutlich die letzten, die grausamen, die Morde der drei Knaben und des alten Usiang; er sah sie klar vor Augen, als wenn ein Blitz, der stehen blieb und mit seiner Feuerflamme nicht wegzuckte, sie ihm erhelle. Er kannte, er vermuthete kein gemachtes Einverständniß zwischen Usankuei's Heer und dem seinen, noch zwischen den Bewohnern der Hauptstadt; aber er erkannte ein natürliches, menschliches selbst in seinem Heere, ja in seinem eigenen Herzen. Er wollte es weglachen und lachte, als das Geschrei schon so lange gedauert, wie ein altes Weib sich einen großen Apfel mit ihrem lahmen Messer schabt, oder

wie ein Kind mit Muße eine Granate sich auskernt. Er besaß die nothwendigste Eigenschaft, die fast allein hinlängliche zum großen Helden und Dichter: die tiefste, vollste Menschenkenntniß; er durchdrang und überschaute mit seinem scharfen Verstande alle Verhältnisse zuerst, und so war er nun der Erste, der jetzt sah und leise zu sich sprach: „Hier weiche dem Schicksal! Fort!"

Wollten wir alle die Stellen, die wir zur Mittheilung angestrichen haben, hier wirklich abdrucken lassen, so würden wir uns fast des Nachdrucks der ganzen Novelle schuldig machen. Nur die Beschreibung des Effects, den das Zopfverbot gemacht, sei uns noch mitzutheilen erlaubt.

Vor dem Machtgebot: „Du sollst dir deinen Zopf abschneiden und ihn auf das Reichssteueramt einliefern", erstarrten alle Chinesen in allen Städten, in allen Dörfern, jung und alt; ja die Knaben, denen die Mutter den ersten kleinen Penzeh gewunden. Ihre Gesichter nahmen einen Grimm an, als sollten sie nun mit Haut und Haar, mit Herz und Sinn, mit Leib und Blut, mit Hand und Verstand Tataren werden, oder was noch schlimmer war, Tataren nur vorstellen, wie verkleidete Affen. Alle Ehre fuhr ihnen in den Zopf, den sie mit der Hand vom Rücken vornahmen zu Schutz und Trutz und Bewunderung, ja ihn zum Kusse an die Lippen führten. Erst brachen sie einzeln, dann scharenweise, darauf häuser-, dörfer- und städteweise in ein Hohngelächter aus, das von himmlischer Kraft zeugte, die alles Irdische verspottet und tief unter sich fühlt und weiß. Ihre ganze Welt stand ihnen auf dem Zopfe. Die Greise sprachen zu ihren Söhnen: Siehe, alle unsere Väter im Vorfahrensaal — alle haben gelebt mit ihrem Zopfe, alle sind mit ihrem Zopfe gestorben und begraben worden! Mit dem Zopfe haben sie alle Geschäfte verrichtet, geheirathet, ein Weib gewonnen, Kinder gezeugt. Mit dem Zopfe sind sie in den Tempel gegangen; mit dem Zopfe haben sie den Himmel verehrt, gebetet, geräuchert, geweint, gelacht. Mit dem Zopfe hat sie die Sonne gesehen, und der Mond und die Sterne. In dem Zopfe stecken alle unsere Sitten und Gebräuche; in dem Zopfe liegen zwanzigtausend Jahre unsers Reichs unter dem Himmel begraben, nein nicht begraben und verwest, sondern erhalten, lebendig und ehrwürdig, wenn was in der Welt. Ohne Zopf kein Leben, keine Ehre, ja wahrlich keine Treue, keine Verehrung der großen Väter unsers Reichs. Mit dem abgeschnittenen Zopfe fielen alle unsere 300 Bände Gesetze, unsere Tempel, unsere Bonzen, ja unsere Götter, unsere Erinnerung, unsere Hoffnung und also unsere Seligkeit! So und ähnlich, nur fanatischer, wie sich von Bonzen denken läßt, sprachen die Priester. Die Fischer rühmten, wie die Taglöhner und Arbeiter: wozu ihnen Alles der Zopf, der lange Zopf nützlich und unentbehrlich sei, ja nützlicher als eine dritte Hand! Zum Anbinden leichter Last; zum Zusammenbinden der Netze, des Schilfes, der Bambusstäbe; ja zur Leine für den Hund, das gehütete Schaf oder die Ziege; zur Lenkleine des Esels, Ochsens, ja der Elefanten, zum Nachziehen des Schubkarrens, zur Errettung aus dem Wasser, ja aus dem Meere! Sie gaben sich nicht mehr die Hand, sondern den Zopf; sie schwuren nur bei ihrem langen Zopfe. Die Mütter zogen ihre kleinen Knäbchen an sich, und versicherten sie mit Thränen: „Nein, mein Kind, fürchte dich nicht! Du sollst deinen Penzeh nicht verlieren! Dein Vater und alle deine Brüder sind dafür in den Krieg gezogen, und Tien wird sie segnen! Sie werden wie Löwen fechten und siegen, und die elenden, kurzschopfigen Tataren sollen lernen, was es zu bedeuten hat, einem Chinesen den Zopf nur nehmen zu wollen!"

Durch diese Zopfgeschichte schlägt die tragische Tendenz der Novelle fast in eine humoristische um. Ob dies für den Gesammteindruck günstig sei, fragt sich. Usankuei ist jedenfalls eine zu tief und groß angelegte Persönlichkeit, als daß wir ihn uns durch einen Zopf gern in eine komische Figur umwandeln lassen, und doch wird er eine solche beinahe, wenn alle seine Heldenthaten und Opfer durch die Macht, welche ein Zopf ausübt, verdunkelt werden. Selbst sein letztes nochmaliges Auftreten und sein tragischer Untergang sind nicht im Stande, diesen Eindruck ganz wieder zu verwischen, zumal da sein Unternehmen gegen eine Potenz gerichtet ist, die schon aufgehört hat, eine wirklich feindliche zu sein. Nichtsdestoweniger bleibt er seinen Grundzügen nach ein höchst bedeutender tragischer Charakter und würde, wenn ihm ein Weniges von seiner Sentimentalität genommen würde, selbst für die dramatische Tragödie einen trefflichen Helden abgeben.

Die zweite Gabe dieses Taschenbuchs ist eine Erzählung von Eduard Duller: „Johanne von Aragon", und macht es sich vorzugsweise zur Aufgabe, den durch die überschwängliche Liebe und Eifersucht herbeigeführten Wahnsinn dieser unglücklichen Fürstin zu schildern. Wir müssen gestehen, daß uns weder die Aufgabe noch die Lösung derselben als eine glückliche erschienen ist. Soll der Wahnsinn überhaupt poetisch wirken, so muß er einerseits an sich originell sein, andererseits einen unendlichen Reichthum scheinbar wirrer und doch vom Dichter unter Einen Brennpunkt gebrachter Gedanken aus sich entfalten. Der hier geschilderte leistet aber weder das Eine noch das Andere. Er ist seinen Motiven wie seinem allgemeinen Charakter nach gerade ein solcher, wie er sich, namentlich beim weiblichen Geschlechte, am häufigsten findet, und der Dichter hat diesen allgemeinen Typus nur wenig individualisirt und ist bei der Gestaltung desselben zu sehr bei einer einzigen und obenein ziemlich unfruchtbaren Idee stehen geblieben. Trotzdem fehlt es nicht an manchen effectvollen Stellen und unter diesen sind vorzugsweise diejenigen von größerer Wirkung, in denen die historische Bedeutung dieser Gemüthskrankheit hervortritt. Z. B. die Scene, wo sie durch Conchillo verführt wird, zu Gunsten ihres Vaters Ferdinand des Katholischen auf die Regentschaft von Castilien Verzicht zu leisten. Unten den übrigen tritt vorzugsweise klar und lebendig die des Erzherzogs hervor und erweckt durch die unglücklichen Verhältnisse, in die er durch die extravagante Liebe seiner Gemahlin — obwol nicht ganz ohne Schuld — gestürzt wird, unsere aufrichtige Theilnahme. Alle andern lassen mehr oder weniger kalt; besonders hat uns Juanita, so viel Nachdruck auch vom Dichter auf sie gelegt ist, nur wenig Interesse abgewonnen.

Die dritte Gabe: „Die Tochter der Luft", Märchen aus dem Wisperthale von Wilhelm Genth, behandelt eine Rheinsage aus der Zeit Karl's des Großen, die sich zwar weder durch Neuheit der Erfindung noch durch einen großen Vorrath von überraschenden Gedanken auszeichnet, aber trotzdem um der Zartheit und Duftigkeit des Stoffs und des Ausdrucks willen dem Leser empfohlen werden kann. Dagegen möchten wir dem Leser

fast rathen, die folgende Novelle: „Ein Frauenherz", von Levin Schücking, nicht oder wenigstens nur die erste Hälfte zu lesen — nicht um des Lesers willen, denn dieser verdaut oft noch ganz andere Sachen, sondern um des Dichters willen, der durch dieses Product höchst unvollkommen repräsentirt wird. So sehr wir uns an seinem „Stiftsfräulein" ergötzt haben, so wenig können wir uns mit diesem Erzeugniß seiner Muse befreunden. Der Grundgedanke der Novelle: daß eine junge vornehme Dame einerseits aus Liebe, andererseits aus Durst nach einer außergewöhnlichen Handlung den Entschluß faßt, einen jungen Mann dadurch von einer krankhaften Idee zu heilen, daß sie sich Nachts als Alp auf ihn werfen und sich von ihm das Herz durchbohren lassen will, glücklicherweise aber ihren Zweck auf halbem Wege erreicht und dafür natürlich seine Frau wird — dieser Gedanke ist an sich einerseits so unwahr, andererseits so unschön, daß darüber trotz alles Aufwandes an geistreichen Wendungen und Reflexionen das Ganze in sich zusammenfällt und einen fast komischen Eindruck macht. Der Autor hat dies auch selbst gefühlt; denn was ihm sonst fast niemals, im „Stiftsfräulein" gar nicht begegnet, begegnet ihm hier: er verfällt in die Phrase und sucht eingedenk des Mephistofelischen Winks:

„Denn eben wo Gedanken fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein."

durch sie die innere Leere auszufüllen. Aber so trefflich sich auch sonst mit Worten Systeme bereiten lassen, hier ist es ihm doch nicht gelungen, den Glauben zu erwecken, und wir freuen uns dessen; denn es ist uns ein Beweis, daß ihm selbst die Wahrheit mehr gilt als das Wort. Den letzten Beitrag zum „Rheinischen Taschenbuch" hat Gustav von Heeringen geliefert, eine Novelle, „Der grüne Schüler" betitelt. Sie nimmt den Anlauf auf Witz und Komik, schießt aber am Ziele vorüber und geht dann die gewöhnliche novellistische Heerstraße.

11. Die Perlen.

Heller liefert uns diesmal drei Novellen, die ihn als einen gewandten und mit Leichtigkeit gestaltenden Erzähler erkennen lassen. Die erste derselben „Der Verhaftsbefehl" behandelt die leichtsinnige Liebe eines jungen französischen Edelmanns, der auf dem Punkt steht, einer Sängerin, die ihn umgarnt hat, den größten Theil seines Vermögens zu opfern und dadurch sich und seine Mutter in Armuth zu stürzen, aus dieser Gefahr jedoch durch Aurora, die Tochter eines Advocaten, welche mit der Theorie und Praxis des Rechts gleich sehr vertraut ist, wider seinen Willen gerettet und aus einem Thoren zu einem vernünftigen Manne gemacht wird. Erscheint hierbei er selbst für die männliche Hauptfigur einer Erzählung fast zu dumm, zu sehr als Spielball in den Händen Anderer, so stellt sich umgekehrt Aurora für die weibliche Hauptfigur fast zu klug, zu sehr als Ballschlägerin dar. Beides thut dem sexualen Charakter derselben einigen Eintrag, doch gewinnt wenigstens Aurora, was sie an Weiblichkeit verliert, an Originalität und gibt insofern dem Ganzen das Gepräge einer eigenthümlichen Erfindung.

In der zweiten Erzählung: „Der Schmidt von Antwerpen", welche mittheilt, wie Quintin Messis durch Liebe zu einer Malerstochter bewogen wird, vom Schmiedehandwerk sich der Malerei zuzuwenden, und es in derselben zur höchsten Meisterschaft bringt, ist besonders die Schilderung des Wettkampfs der Rederyker, d. i. der rhetorischen Gesellschaften, welcher zur Vermählungsfeier Maximilian's von Östreich und Maria's von Burgund zu Gent stattfand, von höherm Interesse. Im Übrigen ist die Geschichte aus den gewöhnlichen Elementen zusammengesetzt, doch so, daß sich Alles zu einem entsprechenden Ganzen abrundet.

Gewinnen die beiden ersten Erzählungen vorzugsweise durch ihr historisches Colorit, so ist für die letzte: „Das Landhaus am Passeier", besonders die landschaftliche Unterlage von günstiger Wirkung. Die Erfindung selbst ist nicht bedeutend, doch würde sie bei dem psychologischen Interesse des behandelten Gegenstandes und der gelungenen Zeichnung einiger Persönlichkeiten und Situationen einen wohlthuenden Eindruck machen, wenn die Darstellung nicht gar zu breit und in ihrer Breite zu gewürzlos wäre. Konnten vor einigen Jahren die jungen Schriftsteller nicht genug Salz und Pfeffer an ihre Gerichte thun, so scheinen sie jetzt absichtlich damit zu sparen. Daß dies Streben nach Einfachheit im Ganzen ein löbliches ist, wird Niemand leugnen; nur mögen sie nie vergessen sich zu fragen, ob auch die Speise, die sie dem Publicum gerade vorsetzen, an sich so tadellos ist, um ohne pikante Sauce schmackhaft gefunden zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dr. Edward Cartwright.

„Memoirs of the life, writings and mechanical inventions of Edward Cartwright" (London 1843), heißt die Biographie, aus welcher die folgenden Notizen entnommen sind. Edward Cartwright, William Cartwright's vierter Sohn, wurde gerade vor hundert Jahren zu Marnham in Nottinghamshire geboren. Er war eine Art Universalgenie. Zuerst machte er sich als Dichter bemerkt. Er wurde in Oxford Master of arts. Er war fleißiger Mitarbeiter des „Monthly review". Seine Gedichte drangen wirklich ins Volk und eins derselben, „Armine and Elvira", erlebte in nicht viel über einem Jahre sieben Auflagen. Er trat später in den Kirchendienst. Wie er für das Seelenheil seiner Parochianen zu sorgen gewußt hat, ist nicht bekannt geworden; aber für ihr leibliches Heil erwarb er sich in der That ein Verdienst durch die Entdeckung, daß sich das Faulfieber durch Bärme curiren ließe. Er selbst erzählt die Geschichte dieser Entdeckung wie folgt: „Als ich vor zwanzig Jahren in Brampton, einem volkreichen Kirchspiel bei Chesterfield, war, brach ein Faulfieber aus. Der größte Theil meiner Pfarrkinder war zu arm, um sich ärztlichen Beistand zu verschaffen; dies bewog mich, medicinische Bücher, welche ich besaß, zu Rathe zu ziehen und sie nach deren Anleitung zu behandeln. Ich besuchte unter Andern einen Knaben von 14 Jahren; dieser war kaum erkrankt, als sich unwidersprechliche Symptome des Fiebers zeigten. Ich wandte alle Heilmittel an, die meine Bücher vorzeichneten, aber ohne Erfolg. Der Zustand des Knaben verschlimmerte sich von Tage zu Tage, und ich erwar-

tete schon stündlich seine Auflösung. Da ich auf einige Tage verreisen mußte, wollte ich ihn vor meinem Aufbruche noch einmal sehen, wie ich glaubte, zum letzten Male; ich bereitete die Ältern auf seinen Tod vor, den ich als unvermeidlich ansah, und tröstete sie so gut ich konnte wegen eines Verlustes, den sie, wie ich wußte, schmerzlich empfinden würden. Während ich mit der Mutter über diesen traurigen Gegenstand sprach, bemerkte ich in einem Winkel des Zimmers ein Fäßchen, worin junges Bier arbeitete. Dabei fiel mir ein, daß ich einmal ein Stück angezogenes Fleisch dadurch hatte wiederherstellen sehen, daß man es über gährende Hefen hing. Vielleicht, dachte ich, vermag die Wärme auch dieses fauligte Übel zu heilen, und ich gab sogleich dem Knaben zwei Löffel voll davon. Ich sagte der Mutter, wenn sie sähe, daß es dem Kinde gut thäte, sollte sie alle zwei Stunden die Gabe wiederholen. Danach reiste ich ab. Als ich nach einigen Tagen zurückkehrte, erkundigte ich mich sogleich nach dem Knaben und hörte, daß er genesen sei. Ich konnte meine Neugier nicht unterdrücken, und obgleich ich sehr müde von der Reise war und die Nacht hereinbrach, ging ich doch nach seinem Wohnorte, der drei Meilen entfernt in einer wilden Gegend des Moors lag, und zu meiner Überraschung öffnete mir der Knabe selbst die Thür, ganz wohl aussehend und sagte mir, es sei ihm gleich nach der Wärme besser geworden." Die nächste Erfindung dieses Landpfarrers war der Power-loom, der Kraftwebstuhl. Cartwright verstand gar nichts von Mechanik, als er den ersten Gedanken zu dieser wichtigen Erfindung faßte, deren Product jetzt viele hunderttausend Stühle sind. In wenig mehr als einem Jahre stellte er seine Maschine vollständig in allen ihren Theilen her und zwar sogleich in derjenigen Form, in welcher sie nachher lange Zeit in den Webereien angewendet wurde. Er fing damit an, den gewöhnlichen Webstuhl zu studiren und stellte sich nur die Aufgabe, sämmtliche Verrichtungen des vernunftbegabten Webers der blos mechanisch combinirten Thätigkeit einer Dampfmaschine zu übertragen. Sobald er seine Maschine hergestellt hatte, nahm er im J. 1785 ein Patent. Er fand mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, bevor es ihm gelang, seiner Maschine Eingang zu verschaffen. Aber zwanzig Jahre nach der Aufstellung des ersten Modells wurde von den Fabrikanten derjenigen Stadt, in welcher derselbe damals den heftigsten Widerspruch gefunden, der Regierung eine Denkschrift eingereicht, in welcher sie erklären, daß bereits mehre Tausend Cartwright'sche Stühle in Thätigkeit wären. Der Widerstand, den Cartwright anfangs von Seiten der Fabrikanten fand, mag die Ursache gewesen sein, daß er selbst sich an ein gewagtes Unternehmen machte, die Errichtung einer Spinnerei und Weberei in Doncaster, wo er schon seit 1785 ein kleines Besitzthum hatte. Er führte in seiner Anstalt nach und nach wichtige Verbesserungen ein. Wenigstens war die Maschinenweberei nun eine Thatsache geworden. Cartwright hatte indessen von seinem Unternehmen keinen Nutzen; er war mit dem Geschäftsgange zu wenig vertraut, litt von fremder Eifersucht, Cabale und Chicane, setzte zu, und endlich, als sich bessere Aussichten eröffneten, als er 1791 mit einigen unternehmenden Fabrikanten von Manchester wegen der Errichtung von 400 Stühlen contrahirt und bereits eine Anstalt zur Ausführung des Unternehmens eingerichtet hatte, wurden die Gebäude von den Widersachern der Maschinenspinnerei in Brand gesteckt und Cartwright auf diese Art zu Grunde gerichtet. Zu seinen wichtigsten Erfindungen gehört die der Wollkrämpelmaschine, welche 50,000 Arbeiter von dieser ekelhaften, geistlosen Beschäftigung befreit hat. Sodann wandte er seine Aufmerksamkeit dem Baue der Dampfmaschine zu und machte noch allerlei einzelne Erfindungen, mit denen hier der Leser nicht aufgehalten werden soll. Das Parlament bewilligte ihm als eine Entschädigung 10,000 Pf. St., nicht als Belohnung, denn er hatte selbst über 30,000 Pf. St. bei seinen für das Land so fruchtbaren Unternehmungen zugesetzt. Er zog sich hierauf von dem öffentlichen Schauplatze zurück, kaufte eine Meierei, pflanzte seinen Kohl und schrieb über landwirthschaftliche Gegenstände. Zuletzt sann er über Locomotive, Rotations- und Schießmaschinen und machte den Beschluß mit einer Theorie des Planetensystems. Er starb 1824. 78.

Bibliographie.

Gelzer, H., Schule und Erfahrung. Ein biographisches Fragment. Aus den Papieren eines schweizerischen Theologen. Zürich, Höhr. Gr. 16. 17½ Ngr.

Grün, A., Der letzte Ritter. Romanzenkranz. 3te durchgesehene Auflage. Leipzig, Weidmann. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Schutt. Dichtungen. 6te Auflage. Leipzig, Weidmann. Gr. 12. 1 Thlr.

Hollatz, A. D., Das Princip der Union nach Lehre der heiligen Schrift. Eine Beleuchtung des von Hrn. Pastor Moll zu Löckenitz aufgestellten Unions-Principes. Stettin, Weiß. 1843. 8. 5 Ngr.

Krieger, J., Das Naturgrundgesetz der Einheit und Harmonie als allgemeines Princip wissenschaftlicher Systeme. Ein Bruchstück. Tirnau, Wachter. 1843. Gr. 8. 20 Ngr.

Lieblingsbibliothek aus der Zeit des Siegwart, Hasper a Spada, Rinaldo rc. Sammlung der beliebtesten Räuber-, Ritter-, Geister-, Kloster-, Liebes- und anderer Romane, Sagen und Geschichten jener Periode. Neu herausgegeben von O. v. Friedheim. 1ster und 2ter Band: Siegwart. Eine Klostergeschichte. 1ster und 2ter Band. Stuttgart, Henne. 16. à 7½ Ngr.

Pabst Leo der Zwölfte. Nach Artaud von Montor, mit Berücksichtigung anderer Quellen, deutsch bearbeitet und mit einer urkundlichen Beilage über die Organisation des Erziehungswesens im Kirchenstaate. Herausgegeben von A. Scherer. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 2 Thlr.

Rede zur 1000jährigen Feier der Einheit und Selbständigkeit Deutschlands, gehalten am 5. August 1843 beim Gymnasium zu Schleusingen, von dem Director. Schleusingen, Glaser. Gr. 8. 2½ Ngr.

Smend, R., Nothwendigkeit einer Kirchenreform durch das Prophetenthum. Mit einem Vorwort von F. Mallet. Bremen, Kaiser. 1843. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Soden, F. Freih. v., Der Sturm auf Belden. Monographie aus dem ersten Jahrzehend des 30jährigen Krieges. Mit 13 Schlacht- und Lobgesängen. Nach handschriftlichen Quellen bearbeitet. Nürnberg, Recknagel. 8. 11¼ Ngr.

Der Upsalazug. Reise der dänischen Studenten zu ihren schwedischen Brüdern. Nach dänischen und schwedischen Quellen zusammengetragen. Christiania. 1843. Gr. 8. 12½ Ngr.

Vogel, C. F., Würdigung des Rechtsinstituts der Geschwornen-Gerichte beim Strafverfahren, in einer historisch-kritischen Schilderung des Ursprungs und der allmäligen Fortbildung dieser Gerichte in Deutschland, England und Frankreich. Nebst einem Anhange über den neuen preußischen Strafgesetz-Entwurf. Leipzig, Wienbrack. Gr. 8. 25 Ngr.

Votum in Sachen der Ruthardtschen Methode, die alten Sprachen zu lehren, mit Rücksicht auf deren Einführung in die sächsischen Gymnasien. Leipzig, Barth. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Weaver, R., Der Puseyismus in seinen Lehren und Tendenzen beleuchtet. Aus dem Englischen übersetzt von *Ed. Amthor*. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 1 Thlr.

Wippermann, C., Beiträge zum Staatsrechte. 1ster Beitrag: Über die Natur des Staats. Eine publicistische Abhandlung. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 Thlr.

Worte für die Gegenwart über die Bischöfe Ungarns und ihre Güter. Von J. G. F. Tirnau, Wachter. 1843. Gr. 8. 12½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 81. —— 21. März 1844.

Taschenbücherschau für das Jahr 1844.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 80.)

12. Charitas.

Dieser von Eduard von Schenk begründete und von Karl Fernau fortgesetzte Almanach ist auch in diesem Jahre wieder durch und durch bairisch. Zuerst begegnen uns in demselben fünf trefflich ausgeführte Stahlstiche, darstellend lauter bairische oder dem bairischen Hause verwandte Fürsten und Kaiser, nach Statuen von L. Schwanthaler, dem allbekannt bairischen Bildhauer, gestochen von A. Schleich, dem geschätzten bairischen Kupferstecher, mit Distichen begleitet von Ludwig dem gekrönten bairischen Dichter. Sodann bietet uns derselbe königliche Dichter eine Reihe von Distichen an funfzehn bairische Künstler, und sein ihm nacheifernder Sprößling Maximilian ein Gedicht an die Prinzessin Maria von Preußen, jetzige Kronprinzessin von Baiern. Hierauf erzählt uns ein bairischer Reisender, der tief-religiöse Schubert, eine kurze orientalische Sage: „Das Vermächtniß", von Jussuf und Christodulos handelnd. Danach folgen „Versuche in gebundener Rede" von J. A. Seuffert, größtentheils Sinnsprüche, in Form und Inhalt ganz den bekannten Rückert'schen Lehrgedichten nachgebildet und insofern ebenfalls in bairischem Grund und Boden wurzelnd. Nächstdem erhalten wir von Fr. X. Badhauser eine historische Erzählung aus der bairischen Geschichte: „Konrad Triener oder Bürgerunruhen zu München" (1398—1403); hierauf werden wir zu einer „Bairischen Dichtertafel" eingeladen, an der uns vierzehn lebende und zwei todte mehr oder minder bekannte Poeten mit den Producten ihrer poetischen Küche regaliren. Nächst diesem Genuß bietet uns Helmina von Chezy, irre ich nicht, ebenfalls eine Bairin, einen Balladenkranz: „St.-Bonifacius Jugend"; sodann unterhält uns der Herausgeber Karl Fernau selbst mit einer historisch-romantischen Erzählung: „Des Kurfürsten Sklavin", unter dem bairischen Kurfürsten Maximilian Emanuel spielend, und nachdem uns C. F. Ph. v. Martius, wie schon im vorigen Jahrgange, ein Bruchstück aus „Suitram's Fahrten" mitgetheilt, schließt endlich den Almanach der Herausgeber mit einer Novelle: „Die unheimliche Verfolgung", deren Schauplatz Regensburg, mithin ebenfalls bairischer Grund und Boden ist. Bei diesem exclusiv-provinziellen ja fast localen Charakter des Taschenbuchs — als solcher wird er bereits vom vorjährigen Referenten bezeichnet — würde das allgemeine Interesse jedenfalls weit geringer sein, wenn nicht die meisten der dargebotenen Spenden auch einen bald höhern bald niederern ästhetischen Werth hätten. Die novellistischen Gaben sind, wenn auch in keiner Beziehung bedeutend und hervorstechend, doch in reinem Geschmack und mit einer höhern Tendenz als die der gewöhnlichen Taschenbuchsliteratur geschrieben. Auf gleichem Standpunkte stehen die poetischen Beiträge. Es findet sich unter ihnen viel Ansprechendes und namentlich gewinnen sie bedeutend, wenn man sie mit den größtentheils charakterlosen, gar zu fabrikmäßig hingearbeiteten Reimereien der östreichischen Taschenbücher zusammenhält. Unter dem Nachlaß von Eduard von Schenk ist „Die Cicade", eine griechische Sage behandelnd, an Wohlklang der Diction den Schiller'schen Balladen an die Seite zu stellen.

13. Huldigung den Frauen.

Daß sich die Frauen Castelli's Huldigungen schon 22 Jahre lang haben gefallen lassen, ist ein Beweis, daß er sie auf die rechte Weise zu behandeln versteht. Und es ist kein Wunder, daß er's versteht — schließt er sich doch eng genug an die bekannten drei Regeln an, die uns der erfahrenste und feinste Beobachter des weiblichen Herzens gibt. Wenn die erste derselben lautet:

> Geh den Weibern zart entgegen,
> Du gewinnst sie auf mein Wort —

wer möchte leugnen, daß dies Castelli treulich befolgt? In jedem Jahre tritt er ihnen ja mit einer höchst zarten „Widmung" entgegen, welche Frauenwürde und Frauenhuld als das Schönste und Höchste grüßt; auch verfehlt er nicht, seine Gaben jedesmal recht zierlich und elegant auszustatten. Heißt es dagegen:

> Doch wer keck ist und verwegen,
> Kommt vielleicht noch besser fort —

so muß zugegeben werden, daß auch darin Castelli das Mögliche leistet; denn er erzählt dem schönen Geschlecht zuweilen Dinge, die sie manchem Andern schwer übelnehmen würden, so unter Anderm diesmal eine sehr ins-

Detail gehende Hebammengeschichte. Und endlich, wenn uns Goethe drittens verräth:

> Doch wem wenig d'ran gelegen
> Scheinet, ob er reizt und rührt, —
> Der beleidigt, der verführt —

so wird Jeder gestehen, daß sich der schlaue Castelli auch dies weislich zu Herzen genommen hat: denn Keiner von Allen, denen es um die Huld der Frauen zu thun ist, macht wol seine Huldigungen mit so viel Sorglosigkeit und selbstzufriedener Behaglichkeit als er, wenigstens merkt man, daß er sich mit der Wahl seiner Gaben keine große Qual zu bereiten pflegt. Damit er sieht, daß Ref. die Richtigkeit seines Verfahrens anerkennt, will er es auch so machen und erstens so zart sein, dem Urtheil der schönen Leserinnen in keiner Weise vorzugreifen, zweitens so keck sein, ihnen gerade die obenerwähnte Hebammengeschichte — welche wenigstens im Anfange mit Laune und Geist geschrieben ist — vorzugsweise zur Lecture zu empfehlen, und drittens so bequem sein, mich dem galanten Dienste eines Vorreiters zu entziehen. Nur eine Aufmerksamkeit glaubt er ihnen durchaus schuldig zu sein, nämlich ihnen den Rath zu geben, diese azurblaue Huldigung ja nicht anders als mit Glacehandschuhen anzunehmen, weil sie abfärbt.

14. Iris.

Iris spannt ihre Brücke nur über einen dunkeln Grund, daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn es die Adoptivtochter ihres Namens ähnlich macht und, wo nicht alle, doch die meisten Strahlen ihrer Poesie auf die düstern und schattigen Regionen des Lebens fallen läßt. Sogleich die erste Novelle: „Das neue Leben", von Eduard von Bülow, führt uns unter einen ziemlich schwülen und schwarzbewölkten Himmel, den wir über Winfred, den jüngern Sohn einer gräflichen Familie, herabhängen sehen. Diesem Winfred geht es eigentlich ganz gut, seine Wünsche sind erfüllt, seine Zukunft ist gesichert, er besitzt ein einträgliches viel verheißendes Amt — dennoch fühlt er sich höchst unglücklich, er ist in tödtliche Gleichgültigkeit gegen Alles und Jedes verfallen, Tag für Tag wird ihm zur Plage, das ganze Leben erscheint ihm abgeschmackt. Warum? Weil er zu der Überzeugung gelangt ist, daß Alles blüht, um zu welken, Alles welkt, um zu modern; daß kein Fortschritt, keine Steigerung stattfindet, sondern nur ein immerwährender Kreislauf, in dem der Geist mit Recht ausruft: nur schlafen, schlafen, um nicht nachsinnen zu müssen. Zu diesem großen Universalschmerz gesellt sich übrigens noch ein kleines Privatmisbehagen darüber, daß er nicht sein älterer, d. h. reicherer und unabhängiger Bruder, der Reichsgraf, ist, daß er diesem so viel verdankt, daß er sich von diesem so viel vornehme und aristokratische Regeln muß geben lassen, er, dem das vornehme Wesen so sehr zuwider ist, obschon er es um Alles in der Welt nicht für ein anderes Dasein austauschen möchte. Die Regeln des Reichsgrafen sind übrigens treffend und geistreich, sie stimmen ziemlich mit denen überein, welche Sternberg in der „Urania" gibt, es scheint also fast, daß es diejenigen Principien sind, die sich in der aristokratischen Welt einer allgemeinen Geltung erfreuen. Der Hauptgrundsatz derselben ist: hege für nichts einen Enthusiasmus, für nichts eine Leidenschaft; nimm die Verhältnisse wie sie sind, aber suche sie dir so vortheilhaft wie möglich zu gestalten, und wo du nicht auf directem Wege zum Ziele gelangen kannst, da lavire! Demgemäß handelt denn auch der Reichsgraf. Er verlobt sich mit Gräfin Julie, blos weil es die beiden Väter testamentarisch so verfügt haben und weil er nicht Lust hat, im Weigerungsfall so und so viel von seinem Vermögen abzutreten. Er schreibt darüber seinem Bruder, wie man über einen Ochsenhandel spricht, und bittet ihn zugleich, ihn auf einer Gebirgsreise, bei der sich die Verlobten näher kennen lernen sollen, die „sonst wol etwas dürre ausfallende" Unterhaltung der Braut und ihrer Begleiterin zu erleichtern. Diese Reise geht denn auch wirklich vor sich, und Winfred thut auf das redlichste seine Pflicht — so sehr, daß Gräfin Julie, eine Art Bettina, die den Reichsgrafen aus purem Leichtsinn und Übermuth genommen, ihn überallemaßen interessant findet und nicht übel willens ist, eine Intrigue einzuleiten, die ihr statt des ältern den jüngern Bruder verschafft. Winfred findet sie natürlich nach dem romantischen Hergange der Dinge nicht minder interessant und damit ist er denn von seiner „tödtlichen Gleichgültigkeit gegen Alles und Jedes" glücklich curirt; freilich zugleich in neue Trostlosigkeit verfallen, da er viel zu dankbar und edel denkt, um irgend Schritte zur Erreichung seiner Wünsche zu thun, ja seinen Edelmuth so weit treibt, sich nach einer höchst feierlichen Entdeckung ihrer Gegenliebe gänzlich zurückzuziehen. Auch sie läßt nun, von dem Edelmuth der Resignation angesteckt, die Idee jener Intrigue fahren, und so scheint sich der Himmel wieder gänzlich verdüstern zu wollen, als plötzlich die zur rechten Stunde losbrechende Explosion eines etwas närrischen Courmachers der Gräfin alle Wolken auseinandertreibt und damit der so düster beginnenden Geschichte ein heiteres Ende bereitet.

Ist hiermit ein unheilschwangeres Gewölk glücklich überwunden, so thürmt sich vor dem Leser unmittelbar ein zweites auf, noch viel schwärzer, schrecklicher, und nicht wie jenes blos mit Bangemachen sich begnügendes. Dieses wird von Eduard Duller herauf beschworen in einer Novelle, die „Der Tausch" betitelt ist. Auch hier begegnen wir wieder derselben trostlosen Weltanschauung, die man nach und nach mit den Modeworten Zerrissenheit, Weltschmerz, Europamüdigkeit und wie sonst noch getauft und die unter den Producenten wie in den Producten unserer Literatur schon seit Jahren eine der wichtigsten Rollen gespielt hat. Machte sie sich noch vor kurzem in lyrischen, subjectiven Expectorationen Luft, in denen die Dichter selbst als von ihr beherrscht erschienen, so scheint man sich jetzt ihrer als eines poetischen Objects bemächtigen und sie von einem höhern, unbefangenern Standpunkte aus nun zur epischen oder

dramatischen Darstellung bringen zu wollen. Auch die vorliegende Novelle ist auf diesem Wege entstanden, und gibt den Beleg, daß ihr Verf. die Abgründe und Zerklüftungen des Lebens, aus denen der Dämon der Unzufriedenheit aufgestiegen ist, mit allen ihren Schrecknissen kennen gelernt hat und wol im Stande ist, Wehen und Qualen, welche er vielleicht selbst durchempfunden, mit scharfschneidendem Griffel zu ergreifenden Bildern zu gestalten. Damit ist aber die Aufgabe noch lange nicht gelöst. Soll der subjective Schmerz als bemeistert erscheinen, so muß auch das objective Elend von irgend einer tröstlichen, versöhnenden Seite gezeigt werden; der Leser muß zuletzt zu dem innern Wohlgefühl gelangen, daß in Dem, was Unsinn und Elend schien, Weisheit und Güte waltete und daß nichts verkehrter ist als eine absolute Verzweiflung. Diese Elemente der Novelle sind, gegen jene gräßlichen gehalten, höchst dürftig weggekommen und wirken um so weniger, als der Verf. in der Hervorhebung derselben durchaus nicht glücklich gewesen ist. Die ganze Entwickelung des tröstlich sein sollenden Schlusses ist unklar, befremdend und kalt lassend. Unklar ist sie, weil sie in ein allegorisch-mystisches Gewand gehüllt ist, befremdend, weil die Maschinerie plötzlich durch Hebel in Bewegung gesetzt wird, von denen man vorher nichts weiß, und kalt lassend, weil sich eine zu ätherische Theorie darin ausspricht. Um dieses mangelhaften Schlusses willen macht die ganze Novelle trotz ihrer pikanten Anlage und ihrer wenigstens einseitig höchst lebendigen und ergreifenden Ausführung einen mehr unangenehmen als angenehmen Eindruck, und der versöhnende Bogen der Iris macht sich auf dem schwarzen Grunde kaum bemerklich. Ein wenig matt ist derselbe auch in dem Lebensbilde „Auf- und Untergang“ von Betty Paoly ausgefallen, und seine volle Farbenpracht kommt erst mit der Gabe des Herausgebers, des Grafen Mailáth, einem in der Hauptanlage zwar dem gewohnten Zuschnitt folgenden, im Einzelnen aber phantasiereichen und fesselnden Märchen, zum Vorschein.

Außerdem werden uns nur noch in ungebundener Rede „Sonntage eines Poeten“ von Heinrich Landesmann, die nicht ohne glücklichen Humor geschrieben sind, und eine kurze Lebensbeschreibung Schleifer's geboten. Alles Übrige ist versificirt und erhebt sich in keiner Beziehung über die Mittelmäßigkeit. Dagegen sind einige der Stahlstiche, namentlich das Titelkupfer, der Gassenkehrerjunge und die Tochter der Haide, sehr ansprechend und gehören zum Besten, was die diesjährigen Taschenbücher in dieser Hinsicht geboten haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Controversen.

Es ist so gar lange noch nicht her, daß die einzelnen Länder Deutschlands — und einige sind eben nicht ungeheuer groß — so umzäunt waren, daß es Manchen bedünken könnte, die Welt wäre für einen reisenden Menschen, für reißende Thiere nicht, auf alle zwei Tage mit Bretern zugenagelt: es schien in der That so, als hätten an vielen Orten die Leute harte Breter vor den Köpfen gehabt. Da hat sich Preußen — aber gehört es nicht jetzt zum guten Tone der Freisinnigkeit und der aufgeklärten Politik, dies Land zu tadeln? und doch auf die Gefahr hin, für einen verblendeten Obscuranten zu gelten, soll die Wahrheit heraus: da hat sich Preußen die sauere Mühe nicht verdrießen lassen, den eingepferchten Deutschen durch Wegnahme der Breter die Aussicht zu öffnen. Gott erhalte uns den Zollverein trotz aller Gegenpredigten auf den Dächern von den Preußenfeinden!

Es ist auch noch nicht gar lange her, daß Lutheraner auf Reformirte, und Reformirte — aber diese milder und sanfter — auf Lutheraner losplatzten. Das Kleingewehrfeuer wird dermalen noch frisch unterhalten; aus dem Lager der „Zeitschrift für die gesammte lutherische Theologie und Kirche“ fliegt bis diesen Augenblick noch manche Kugel unter die Reformirten, damit diese die Abscheulichkeit der Vernünftigkeit ihrer Religion einsähen. Und doch läßt sich eine Annäherung von beiden Seiten nicht verkennen; der eine der lutherischen Herren schreibt für rechte Union; und mancher Reformirte erklärt sich offen und nachdrücklichst für das Lutherthum. Auch im Gebiete der Kirche hat sich Preußen zur Union durchgekämpft — und sie ist eine Thatsache geworden. Dies Factum ist ein Trost für die historische Schule. Die Union wird obsiegen. Ärger ist der politische Zwiespalt zwischen Juden und Christen; doch ist das Hepp! Hepp! längst verklungen, und die Emancipation hat ihre Siege gefeiert. Um dergleichen zu bewerkstelligen, sollten sich die Mächtigen aller wirksamen Mittel und der klingenden Opfer zu schämen nöthig haben? Das Uniren muß auch seine Grenzen finden: Wasser und Feuer vertragen sich nicht; und eine Universal-Monarchie, oder eine Universal-Republik, nach welcher orientalische und occidentalische Despoten und Phantasten gestrebt haben, gehört ins Reich der Träume. Wenn auch O'Connell Repeal ruft, und ihm aus tausend und abermal tausend Kehlen Repeal widerhallt, wenn ihm bei seinem glorreichen Kampfe gegen die Union des grünen Eilands mit den Sachsen auch das letzte Fäserchen eines Haars unter seiner Perücke aussterben sollte, — wir Deutsche in unserer ohnmächtigen Zerrissenheit und zerrissenen Ohnmacht begrüßen mit ernster Freude alle Union und alles Vereinen, sobald es nur einigermaßen zu Stande kommen kann, sei es auch in zukünftiger Zeit. Schon die bloße zuversichtliche Aussicht auf Union, die langsame Vorarbeit zu einem einträchtigen Vereine muß einen Deutschen erfreuen. Aber freilich Mancher freut sich über dergleichen Bestrebungen nicht: auch der Gefangene kann sich an die Ketten gewöhnen, welche er trägt, als hätte er sie nicht, sondern als wären es bunte Zwickel in seinen Strümpfen. Und gibt es doch auch nicht Wenige, welche nur von Zwist und Klopffechterei leben.

In der Politik also und Religion, in der Industrie und Wissenschaft ist uns Alles, was Union und Verein heißt und diese bewirkt, willkommen: Dampfwagen und Eisenbahnen, Zollverein und andere Vereine, der Naturforscher, der Philologen und gelehrten Schulmänner, der Landwirthe, der Mitglieder der Gustav-Adolf-Stiftung, und Anderer, die schon zusammen gegessen und getrunken haben oder noch zusammentreten wollen oder sollten, wie der Universitäts-Professoren zufolge des Aufrufs in einer politischen Zeitung, selbst der alten Junggesellen, der Hagestolzen, nur der alten Jungfern nicht.

Wie steht es nun aber — und diese Frage haben wir uns bis hierher verspart — mit den zwei großen Scharen: den Evangelischen und Katholischen? Seit dem Jahre 1837 platzen die Geister beider Confessionen wacker aufeinander; da ist, so scheint es, fast allgemeiner Krieg; und die Stimmen Derer, die Friede rufen, werden betäubt von dem Kampfgeschrei. So fruchtlos sich auch von Anfang der Kirchentrennung an die Unionsversuche waren, so werden doch auch diese endlich zur Ausführung kommen. Wie überall, so ist auch hier die Waffe die Mutter des Friedens; und die Stimmen der Versöhnung Verkündigenden bleiben nicht ungehört. Auch Philipp Me-

lanchthon hat seine Jünger. Wer auf die Zeichen der Zeit achtet, wird an einer gelehrten, geist- und gemüthvollen Schrift, welche jüngst erschienen ist, Interesse nehmen. Sie hat den Titel:

Theologische Controversen von Herm. Adalb. Daniel. Halle, Lippert. 1843. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Inhalt derselben geht nicht blos den Theologen als den privilegirten Inhaber einer über dem Leben in ätherischen Lüften schwebenden, speculativen Wissenschaft an, sondern reicht herunter in die Atmosphäre, aus welcher wir alle einen guten Theil unserer Nahrung ziehen. Der Verf. ist evangelischer Theolog, spricht seine herzliche Hochachtung, tiefe Ehrfurcht vor der Bibel aus; es ist ihm aber eine Herzenssache, seine begründeten Zweifel gegen einen Hauptpunkt der protestantischen Kirchenlehre auszusprechen. Den Satz, welchen Herr Professor Delbrück zu Bonn im J. 1826 nachdrücklichst zu behaupten suchte, und den drei Theologen: Sack, Nitzsch und Lücke zu widerlegen sich bemühten, nimmt Herr Dr. Daniel wieder auf und empfiehlt ihn im hochfeierlichen Ernst wie eine Bill, an der eine Lebensfrage hängt, zur zweiten Lesung. Er lautet: Wer das Schriftwort des neuen Bundes zur höchsten (richtiger alleinigen) Erkenntnißquelle des Glaubens erhebt, erklärt es für etwas, das es seiner Natur nach nicht sein kann, der Absicht des Herrn gemäß nicht sein soll, seinem eigenen Zeugnisse zufolge nicht sein will, und setze ich hinzu, für etwas, wofür es in den ersten Jahrhunderten, als das Christenthum in der Fülle seiner Kraft bestand, nicht galt — und da, was begreiflich undenkbar, auch factisch unmöglich sein muß — was es auch in der Praxis nie gewesen ist. Auf den Kampfplatz zu treten ist hiesigen Orts nicht unsere Meinung; aber auf die ernste, liebenswürdige Unparteilichkeit, auf die großartige Toleranz (wenn man sich diesen Ausdruck will gefallen lassen), welche in der kleinen Schrift herrscht, aufmerksam zu machen, das ist dieses Orts. Wer, der nicht ganz in einseitiger Parteiblindheit befangen ist, möchte die Wahrheit leugnen können, daß die Natur, die Geschichte, die Erfahrung, die Vernunft und Philosophie Quellen religiöser, wahrhaft religiöser Erkenntniß wären! Es wäre endlich einmal Zeit, daß eine Unart der Deutschen, durch welche sie ihr Vaterland zerrüttet und auf lange Zeit geschwächt und zerrissen haben, ein Ende nähme, eine Unart, die Prinz Eugen, der edle Ritter, im J. 1714 tadelte. Als der Friede mit Frankreich unterhandelt wurde, schrieb er an den Kur-Erzkanzler: „Die Herren Fürsten scheinen auf ein halbes Jahrhundert Materialien zu unversieglichen Zänkereien gesammelt zu haben, denen Frankreich das einzige Wort: Dies gehört nicht hierher, entgegensetzt. Es streitet wider die gesunde Vernunft, wegen der Religionsverfassung von ein paar elenden Dörfern, für die man durch verständige Veranstaltungen sorgen kann, ganze Königreiche und Provinzen den Drangsalen des Kriegs aussetzen zu wollen. Die Religion soll ihrer Bestimmung gemäß zur Vereinigung der Menschen dienen; in Deutschland jedoch wird dieses unschätzbare Kleinod zum entgegengesetzten Zwecke gemisbraucht."

Wenn im J. 1848 die Erinnerung an den Frieden, welcher dem großen furchtbaren Religionskriege in Deutschland ein Ende setzte, bei uns lebendig erwachen wird, was für ein Urtheil wird der unparteiische Mund der Geschichte über die Beobachtung oder Übertretung jenes Friedens von Seiten der Häupter unserer Nation aussprechen! Ganz umsonst sind jene Ströme Bluts nicht geflossen; aber Protestantische und Katholische werden die Hand auf das Herz legend bekennen müssen, weder wir noch unsere Väter haben immer und überall Liebe und Recht geübt gegen Jene, welche in einigen Stücken der Lehre und der Gebräuche von uns abweichen. Wie Vieles, das ganz oder zum Theil unbegründet ist, hat eine Confession der andern nachgesagt! Wer unbefangen ist, kann und wird die oft verkannte Wahrheit bereitwillig sich aneignen. Einiges können wir uns nicht versagen hier mitzutheilen. Auf S. 93 heißt es: Öfters wird gelehrt und geschrieben, Luther habe auf einer Bibliothek die Bibel als ein gefährliches Buch an eine Kette gelegt gefunden — eine Notiz, die allein hinreicht, Zorn und Haß zu erregen und zu verbreiten. Der Kundige weiß, daß es auf den alten Bibliotheken eine weit verbreitete Sitte war, gerade vielgelesene Bücher an einer Kette zu befestigen. Dieses Ketten-Märlein, das noch viele Brüder und Schwestern hat, mag zum Beweise dienen, wie giftig und unwahr besonders populair gehaltene Schriften unserer Literatur gehalten sind, wie nachtheilig sie auf die Stimmung des Volks einwirken müssen. Es gemahnt an die engherzigen und versteinerten Ansichten zweier Scribenten in der „Literarischen Zeitung", wenn S. 101 Luther's Worte aufgeführt werden: „Die Schulen fahen jetzt an heidnisch zu werden und die Heilige Schrift wird ausgetrieben." In der That ist es überaus komisch, wenn excentrische Philologen Luther als ihren Schutzpatron betrachten. Gerade Luther war gar nicht dahin organisirt, daß er die vorchristliche Zeit unbefangen auffassen und würdigen konnte; er hatte eine Ansicht über das Heidenthum, die wir nimmermehr theilen möchten. Die Theorie von den „glänzenden Lastern" ist ihm durchaus geläufig, er sieht vor Christus nichts als Finsterniß, Tod und Verdammniß. Die alte und auch die katholische Kirche urtheilen bekanntlich milder.

Aus dem zweiten Theil dieser kleinen Schrift, einer Darstellung des Lebens des heiligen Ansgar, möchte das Bekenntniß wol Manchen ansprechen. Ich für meine Person gestehe offen: Wäre ich ein Brahmane und hörte, wie der katholische Missionar den protestantischen, der mir eben die Bibel in die Hand gab, als ein Kind des Verderbens abschilderte; weiter dann, wie der Evangelische behauptete, daß die Katholiken (beiweitem die Mehrzahl aller Christen auf Erden) in nicht allzu viel dünnerer Finsterniß säßen als ich selbst, wie denn erst 1517 das wahre Licht aufgegangen sei und nun etwa in einem Viertel der christlichen Erde strahle — gewönne ich überhaupt eine Einsicht in all die Entzweiung, Parteiung, Spaltung und Trennung, unter der die Kirche in ihrem Innersten zuckt: — ich würde ruhig meinen Kuhmist weiter fort gebrauchen. 50.

Notiz.

Loudon, der Landschaftsgärtner.

Herr Loudon, der Ende vorigen Jahres nach langwieriger Krankheit am Lungenschlage gestorben ist, war der ausgezeichnetste Landschaftsgärtner Englands, daneben ein tüchtiger Botaniker und unermüdlicher Schriftsteller. Er verfaßte eine „Encyclopaedia of gardening", ein Werk über „Cottage and villa architecture", einen „Suburban gardener", ein „Arboretum britannicum" und andere Schriften. Das „Gardeners' magazine" und die erste lediglich der Architektur gewidmete Zeitschrift Englands, das „Architectural magazine", sind seine Stiftungen. Loudon ist ungeachtet seines höchst arbeitsamen Lebens arm gestorben. Das „Arboretum britannicum", das er auf eigene Kosten herausgab, hat sein Vermögen aufgezehrt und ihn noch in Schulden gestürzt; er hatte 10,000 Pf. St. hineingesteckt. Indessen ging das Werk nebst Loudon's übrigen Schriften so gut, daß nur noch 2600 Pf. St. abzuzahlen blieben, als Loudon starb. Für seine hinterlassene Witwe und Tochter (die erstere als Schriftstellerin bekannt) wird sicher die englische Nation etwas thun, wenn auch nur durch zahlreiche Subscription auf das „Arboretum" und andere Schriften des Verstorbenen. Auffoderungen dazu sind durch die englische Presse ergangen. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 82. —— 22. März 1844.

Taschenbücherschau für das Jahr 1844.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 81.)

15. Narrenalmanach.

Narrenalmanach — heißt das ein Almanach von Narren, über Narren oder für Narren? „Von Narren" paßt nicht, von wegen des Plurals, oder Hr. Öttinger müßte es denn jener Hexe gleichzuthun glauben, von der Faust sagt: „Mich dünkt ich hör' ein ganzes Chor von hunderttausend Narren sprechen"; „über Narren" paßt auch nicht recht, oder der Hr. Verf. müßte die ganze Welt für ein Narrenhaus halten; „für Narren" endlich paßt gar nicht, oder der Hr. Autor müßte der Ansicht sein, daß alle Diejenigen Narren sind, die seinen Almanach lesen. Was folgt? daß uns Hr. Öttinger mit dem Titel „Narrenalmanach" blos zum Narren hat, und so sind wir am Ende doch die Dupirten — und das wird wol die wahre Meinung des Schalkes gewesen sein. Statt lustiger Schwänke und komischer Genrebilder, die er erwarten läßt, bietet er uns nämlich diesmal zwei fast tragische Geschichten, die so viel Raum einnehmen, daß sie für ein paar leichtere Skizzen, wie sie der Verf. sonst zu liefern pflegte, nur wenig Blätter übrig gelassen haben. Öttinger spricht sich in der Vorrede selbst so darüber aus:

> In den meisten meiner frühern Schriften habe ich größtentheils blos Situationen, leichte, flüchtige Skizzen aus dem Leben und Treiben unserer blasirten Gesellschaft gemalt; in diesem Buche und namentlich in den beiden ersten Erzählungen habe ich Charaktere und Leidenschaften, und vor Allem Frauen und Liebe, zwei der mächtigsten Factoren aller Zeiten, zu zeichnen und in der Gräfin Saint-Germain, in Mademoiselle Guimard, in Lady Eloa T. und in Juliette vier Gattungen weiblicher Liebe zu zergliedern versucht. Die Erste dieses vierblätterigen Frauen-Kleeblatts ist ein Typus der sinnlichen, die Zweite ein Typus der leichtsinnigen, die Dritte ein Typus der herzlosen, die Vierte ein Typus der wahren Liebe. Unter je zehn Frauen finden sich, nach meiner Ansicht, vier, die der ersten; drei, die der zweiten; zwei, die der dritten und eine, die der vierten Gattung angehören.

Man sieht hieraus, daß der Verf. selbst die Sache ernster angegriffen hat und tiefer beurtheilt sein will. Die Fingerzeige aber, die er uns dazu gibt, sind — wenigstens was die erste und Haupterzählung betrifft — weder ganz richtig noch politisch; denn sie deuten nicht auf den Mittelpunkt, sondern auf die Seitenpartien des Gemäldes, die obenein gerade nicht die interessantesten Theile desselben ausmachen. Das Centrum ist vielmehr — wie schon der Titel ganz richtig angibt — ohne alle Frage der „Graf Saint-Germain". Er ist es, der durch die Räthselhaftigkeit seiner Individualität vorzugsweise unser Interesse in Anspruch nimmt, der das ganze Räderwerk der Geschichte in Bewegung setzt und der zugleich dem Verf. am meisten Gelegenheit gegeben hat, den Reichthum seines Waarenlagers zur Ausstellung zu bringen. Daneben erscheint „Angioletta", die Gräfin Saint-Germain, durchaus als Nebenfigur, ihre Zeichnung ist weder tief noch neu, ihrer Persönlichkeit mangelt die Alles aus sich entfaltende Einheit, sie erscheint zuweilen sogar langweilig, und der Verf. hat es nicht einmal verstanden, die Beziehung des Grafen zu ihr als die interessanteste darzustellen, was nur dadurch erreicht werden konnte, wenn die Besonderheit und Eigenthümlichkeit seines Wesens innerhalb dieses Verhältnisses, am klarsten und lebendigsten ins Licht gestellt wäre. Origineller und pikanter ist Mademoiselle Guimard gezeichnet; aber sie tritt doch im Ganzen viel zu wenig hervor, als daß ihre Schilderung eine der Haupttendenzen des Verf. gewesen sein könnte. Auch alle übrigen Personen, z. B. die Marquise von Pompadour und Ludwig XV., obschon größtentheils mit lebendigen Farben und treffend portraitirt, treten doch schon darum hinter den Grafen zurück, weil sie als dessen Dupen erscheinen, und der Verf. hätte daher auch in der Vorrede die Charakteristik des Grafen als die Hauptaufgabe, die er sich gestellt habe, bezeichnen sollen. Daß er es nicht gethan, ist ein Beweis, daß er sich seiner Tendenz selbst nicht klar bewußt geworden ist, und wirklich zeigt auch die Zeichnung des Grafen selbst mancherlei Mängel, welche jedenfalls durch die Confundirung der Haupt- und Nebentendenzen herbeigeführt sind. Der bedeutendste unter diesen Fehlern ist jedenfalls der, daß der Einheit seines Charakters nicht genug Mannichfaltigkeit abgewonnen ist. Die Art und Weise wie er sich darstellt ist fast überall dieselbe; der Mittel und Kunstgriffe, wodurch er Andere mystificirt und dupirt, sind überhaupt zu wenige und obenein sehen sich diese wenigen gar zu ähnlich; von einer genetischen Entwickelung seines Charakters durch

verschiedene, als nothwendig erscheinende Phasen hindurch ist wenig oder gar nicht die Rede, und die Conflicte, die er durchzumachen hat, sind einerseits zu äußerlich und oberflächlich, andererseits mit seinem eigentlichen Wesen in zu lockerm Connex stehend. Daraus geht hervor, daß er trotz des allgemeinen Interesse, das er als abenteuerliche mystische Person nothwendig erwecken muß, nach und nach monoton erscheint und daß Mittheilungen, die an und für sich interessant und pikant genug sind, doch darum langweilig werden, weil sie sich zu oft wiederholen. Dies gilt namentlich von allen den Stellen, in denen Graf Saint-Germain und nebenbei der Verf. selbst die ungeheure Vorraths- und Polterkammer seines Gedächtnisses auskramt. So amusant dergleichen Ausstellungen am andern Orte sein können, so störend werden sie innerhalb einer Novelle, zumal wenn sie, wie hier, fast ein Capitel um das andere den Fortgang der Erzählung unterbrechen. Ein Publicum freilich, dem es weniger um einen echten Kunstgenuß, als um eine bequeme und pikante Ausfüllung leerer Stunden und um Stoff zur Conversation zu thun ist, wird hierbei gerade am meisten seine Rechnung finden, und da Hr. Öttinger, trotz seiner ernsthaften Miene in der Vorrede, ein solches Publicum wol vorzugsweise im Auge gehabt hat, so wollen wir weiter nicht mit ihm rechten, im Gegentheil seinen Lesern den „Grafen Saint-Germain" als ein Raritäten- und Curiositätencabinet erster Classe empfehlen, worin sie über tausenderlei verschiedenartige Dinge: über den venetianischen Carneval, über Leute, die ein bewunderungswürdiges Gedächtniß gehabt haben, über die Liebe, über den Ewigen Juden, über die Geliebten und Maitressen der französischen Könige, über die Ehe, über die Eifersucht, über Liebestränke, Amulete, Talismane und Zaubersprüche, über die Kabbala und alle möglichen Erzeugnisse des Aberglaubens überhaupt, über die Weiber, über närrische Themata, die von Gelehrten behandelt sind, über den Kuß, über Mittel zur Erforschung ehelicher Untreue, über berühmte Mahlzeiten, über große Trinker und Feinschmecker, über den Ehebruch und dessen Bestrafung, über Träume und Traumdeutungen, über Goldmacherei, über merkwürdige Tode, kurz über alles Mögliche eine ebenso reichhaltige als kurz und pikant vorgetragene Belehrung finden werden. Leser dieser Gattung werden sich auch durch die oben angedeuteten Mängel nicht eben irre machen lassen, sondern auch an der Geschichte selbst sich aufs beste ergötzen, was sie denn auch in vielen Beziehungen, namentlich durch die Rührigkeit und Elasticität des Vortrags, in vollem Maße verdient. Hr. Öttinger thut sich auf diesen Vorzug etwas zugute und wir hoffen daher, er wird einigermaßen mit unserm Urtheil zufrieden sein. Ist er es nicht, so können wir uns nicht helfen, und er mag immerhin auch in Beziehung auf unsere Kritik denken:

> Gern verzichte ich auf das Lob Derer, die einestheils zu befangen, anderntheils zu schwerfällig sind, um dem raschen Ringeltanze einer leichten Lecture folgen zu können; ich begreife recht gut, daß ein keuchendes Kameel selbst beim besten Willen nicht im Stande ist, den Zickzacksprüngen einer schnellfüßigen Gazelle nachtraben zu können, ohne über seine eigene Größe zu stolpern.

Die zweite Novelle „Clerodendron fragrans" hält zwar die eben mitgetheilten Versprechungen der Vorrede besser als die erste, hat auch mehr Einheit und Abrundung in ihrer Anlage, ist aber zugleich auch viel stoffarmer und unbedeutender und eigentlich nichts weiter als eine Variation über das Heine'sche Thema:

> Es ist eine alte Geschichte,
> Doch bleibt sie ewig neu,
> Und wem sie just passiret,
> Dem bricht das Herz entzwei.

Die nähere Verfolgung dieser Variation wie auch der beiden Capricen: „Myosotis" und „Eine ganz verrückte Idee", durch alle Sprünge und Triller, Figuren und Coloraturen der Öttinger'schen Compositionsmanier hindurch müssen wir dem Leser selbst überlassen.

16. Cornelia.

Außer einer Reihe von guten Stahlstichen, unter denen besonders die landschaftlichen ansprechend sind, bietet uns dieses Taschenbuch vier Erzählungen, die, wenn auch an Werth ungleich, doch sämmtlich den Anfoderungen entsprechen, die man an die Gaben der Almanachsliteratur zu machen pflegt. Die beste unter ihnen scheint mir „Der Normann" von Bernd von Guseck zu sein. Sie spielt in Unteritalien, als die Normannen ihre Herrschaft daselbst ausbreiteten; namentlich behandelt sie die Conflicte, welche die Fürsten der Normannen Drogo, Robert Guiscard und Richard von Areosa nach und nach mit den Griechen, dem Papste und den letzten Herzogen von Benevent durchgemacht haben. Als romantische Hauptfigur der Novelle erscheint hierbei Richard, der diese Streitigkeiten endlich, nachdem er in seinen Wünschen und Planen längere Zeit durch die Ränke eines Griechen Risos gehemmt ist, durch eine Vermählung mit Sieglinda, der Schwester des letzten Herzogs zu Benevent, beilegt.

Zwei andere Novellen hat Walter Tesche geliefert. Die erste derselben „Die Kohlentreiber" erweckt die Vorstellung, daß sich Walter Tesche Walter Scott zum Vorbild genommen; wenigstens finden sich lauter Ingredientien darin, die vorzugsweise in den Vorrathskammern dieses Dichters aufgespeichert liegen, und zum Theil sind sie auch so gemischt und zusammengesetzt wie eben Walter Scott zu mischen und zusammenzusetzen gewohnt ist. Aber trotzdem ist kein den Werken jenes Dichters nur entfernt nahe kommendes Product daraus entstanden, und es geht damit ganz natürlich zu. Die Thätigkeit des Künstlers und Dichters ist nicht eine chemische oder mechanische, sondern eine organische. Diese aber läßt sich nicht belauschen und berechnen, sondern hüllt sich in jenes undurchdringliche Mysterium, welches von jedem wahren Schöpfungsact unzertrennlich ist. Mag nun Einer alle Stoffe eines Organismus zusammentragen und sie ganz nach dem Verhältniß mischen und zusammensetzen, wie er sie im Organismus gemischt und zusammengesetzt gefunden — es wird, so

lange das Feuer des Genius darunter fehlt, doch ewig kein Organismus daraus werden, sondern im glücklichsten Falle ein in der Retorte des Gehirns gefangener Homunculus oder eine von fremden Händen an Drahtfäden bewegte Gliederpuppe.

Die dritte Erzählung: „Die Tochter des Verbannten", von Pr. F., ist keine andere als „Elisabeth ou les exilés en Sibérie", von Madame Cottin, eine zwar sehr rührende und außerordentlich moralische, dabei aber so langweilige und mit der Tugend förmlich kokettirende Geschichte, daß wir nicht begreifen, warum sie der Verf. für die „Cornelia" aufgewärmt hat, noch dazu ohne auf ihre erste Entstehung hinzudeuten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Leben des Fürsten von Pückler-Muskau von August Jäger. Mit dem Bilde des Fürsten. Stuttgart, Metzler. 1843. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Es kann kein günstiges Vorurtheil erwecken, wenn ein Buch mit einer weitläufigen Rechtfertigung seines Erscheinens beginnt. In solchem Falle befindet sich das vorliegende „Leben des Fürsten von Pückler-Muskau", und der erste ungünstige Eindruck kann nur gesteigert werden, wenn wir sehen, daß die angeführten Rechtfertigungsgründe sehr wenig stichhaltig sind. Wol kann es im Ganzen nicht unerlaubt sein, einen Lebenden zum Gegenstande biographischer Darstellung zu machen, wenn nämlich der Dargestellte durch seine ganze Lebensthätigkeit der Öffentlichkeit, der Geschichte angehört; dies kann aber auf den Fürsten Pückler keine Anwendung finden, der sich, so viel bekannt, niemals an dem öffentlichen Leben irgend betheiligt hat. Nur als Schriftsteller ist er ein öffentlicher Charakter, und nur als solchen also haben wir das Recht, ihn vor das Forum öffentlicher Besprechung zu ziehen; um so weniger durfte ein Weiteres geschehen, da der Fürst, wenn er will, jedenfalls vor vielen Andern befähigt ist, selbst als sein eigener Biograph aufzutreten, ja nach ausdrücklicher Angabe vorliegender Biographie damit beschäftigt ist, seine Memoiren niederzuschreiben. Nur eine ausdrückliche Autorisation des Fürsten könnte diese Bedenklichkeiten genügend beseitigen, eine solche fehlt aber der Schrift des Hrn. Dr. Jäger; Recensent kann sie wenigstens darin nicht finden, wenn der Verf. sagt, daß ihm zu seinem Unternehmen „die Erlaubniß, wenn auch gerade nicht die Billigung" des Fürsten zu Theil geworden sei (S. 17). Diese Erlaubniß erscheint uns unter den Nebenumständen, die der Verf. selbst noch hinzufügt, nicht viel besser als sans comparaison die Erlaubniß, die Jemand auf die höfliche Anfrage: La bourse ou la vie? zu Untersuchung der erstern gibt. Steht es so mit der äußern Berechtigung dieser Lebensbeschreibung nicht zum Besten, so können wir von des Verf. subjectiver Berechtigung nicht mehr rühmen: sie besteht darin, daß Hr. Dr. Jäger die Schriften des Fürsten Pückler so gut kennt wie tausend andere Leute auch; daß er eine Zeit lang in Muskau lebte und hier den Fürsten persönlich kennen lernte; endlich darin, daß ein Bruder des Verf. Secretair und Reisebegleiter des Fürsten und somit im Stande war, dem Verf. mancherlei Mittheilungen zu machen. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob es mit einer solchen Stellung, wie sie Hr. Jäger der Zweite eine Zeit lang einnahm, vereinbar ist, das so Erfahrene an die große Glocke zu hängen; wir können selbst Das nicht als genügende Rechtfertigung gelten lassen, daß der Fürst dem Verf. hier und da „Aufschlüsse, Berichtigungen und einzelne Daten auf desfallsige Anfragen nicht vorenthalten hat". Sah sich derselbe einmal genöthigt, zu dem ganzen Unternehmen seine Einwilligung, „nicht Billigung" zu geben, so mußte es ja wol in seinem eigenen Interesse liegen, dasselbe wenigstens von falschen Angaben und Irrthümern möglichst rein zu erhalten. Alle die angeführten günstigen Umstände finden sich gewiß in bedeutend höherm Maße noch bei vielen andern Männern — Recensent will nur L. Schefer und H. Laube nennen — vereinigt, ohne daß diese deshalb daran denken, sich zu Biographen des Fürsten Pückler aufzuwerfen. Den Höhepunkt der Verwerflichkeit erreichen aber die Motive zu vorliegender Biographie durch folgende Angabe: „Schon früher war mir von speculativen Verlegern angetragen worden, über Semilasso zu schreiben, und wenn ich es ablehnte, so geschah es nur in uneigennütziger Absicht und aus Rücksichten, die mir stets (?) heilig sein werden. Neuerdings jedoch, als ich meinen Aufenthalt für längere Zeit nach Muskau verlegt hatte, ward mir ein neues Anerbieten der erwähnten Art gestellt und zugleich bedeutet, daß, wenn ich nicht darauf eingehen wolle, ein anderer Literat die Arbeit übernehmen werde. Da fand ich mich bereit unter der Bedingung, daß Se. Durchlaucht der Fürst Pückler-Muskau seine Einwilligung gäbe, was dann auch geschah, namentlich auf den Beweggrund hin, daß im Falle meines Rücktritts ein Anderer die Arbeit ausführen würde." (S. 17 fg.) Hier erfahren wir es also mit klaren Worten, daß die ganze Schrift nichts als das Product buchhändlerischer Speculation ist, welcher Hr. Dr. Jäger seine hülfreiche Feder geliehen hat. Hatte derselbe in der That so uneigennützige Absichten und so heilige Rücksichten als er von sich rühmt, dann durfte ihn auch die Drohung des „speculativen Verlegers", die Arbeit einem andern Literaten zu übertragen, nicht zu Dem bestimmen, was er von vorn herein für unrecht hielt, zumal wir ja aus den oben ausgeschriebenen Worten recht klar erkennen, wie hoch die Einwilligung des Fürsten Pückler zu dieser Biographie anzuschlagen ist. Nach unsern Begriffen hätte Hr. Dr. Jäger den Verleger seine Drohung immerhin verwirklichen lassen sollen. Entweder fand dieser einen geeignetern Literaten und dann verlor das Publicum durchaus nichts, oder er fand einen ungeeignetern als Hrn. Jäger und dann würde das so entstandene Machwerk schon seine gebührende Würdigung erfahren haben. Unter so bewandten Umständen ist das Beste an der ganzen Sache Hrn. Dr. Jäger's unumwundene Darlegung des Thatbestands, die einen neuen Blick in das Getriebe deutscher Buchmacherei und Schriftsteller-Misere thun läßt, und das Spaßhafte an der Sache ist, daß der „speculative Verleger" — vorausgesetzt, was wir bezweifeln, daß er mit dem wirklichen Verleger des Buchs eine und dieselbe Person ist — auch noch die Naivetät besitzt, die geheime Entstehungsgeschichte des Buchs selbst zu drucken und nach allen vier Himmelsgegenden auszusenden.

Das lesende Publicum würde sich aber allerdings in gewissem Maße über alle die erwähnten Bedenklichkeiten hinwegsetzen können, wenn es nicht einerseits durch die ungeschickte Vertheidigung des Verf. erst recht auf sie aufmerksam gemacht worden wäre, und wenn andererseits das Werk, welches auch seine Entstehung sein möchte, ein wahrhaft werthvolles wäre. Es ist aber nichts weniger als dies, sondern trägt die Spuren seiner Entstehung, wie sich das freilich leicht erwarten ließ, durch und durch auf das deutlichste an sich.

Fürst Pückler erscheint jedenfalls in seinen eigenen Veröffentlichungen als ein so durchaus eigenthümlicher und merkwürdiger Charakter, daß eine scharfe und klare Zeichnung desselben, aus seinen Schriften geschöpft, eine sehr dankenswerthe Arbeit wäre. Einen werthvollen Beitrag dazu, welchen Theodor Mundt in Büchner's „Deutschem Taschenbuche" (Jahrgang 1837) geliefert hat, scheint Hr. Dr. Jäger nicht zu kennen oder nicht kennen zu wollen; wenigstens habe ich keine Erwähnung desselben gefunden. Die vorliegende Schrift zerfällt ganz von selbst in zwei Theile: in denjenigen, wo der Verf. Pückler's Reisewerke vor sich hatte, und in den, wo dies nicht der Fall war. Letzteres findet namentlich bei des Fürsten Jugendgeschichte statt; es werden hier die einzelnen Umrisse seines Lebens, einzelne Anekdoten, eine mehr als dürftige Charakterzeichnung geboten. Wie wenig der Verf. dabei auf festem Bo-

den steht, ersieht man aus seinen häufigen Bevorwortungen, daß diese oder jene Nachricht nicht ganz verbürgt sei u. dgl.; daß dieser Theil des Buches bei dem eigenthümlichen Charakter seines Helden manchen interessanten Zug bringt, versteht sich von selbst. Auf ungleich festerm Boden steht Hr. Dr. Jäger freilich in dem zweiten Theile seines Buchs. Dieser enthält nämlich nichts mehr und nichts weniger als ausführliche Auszüge aus Pückler's sämmtlichen Schriften; aus den „Briefen eines Verstorbenen" z. B. wird uns auf den Tag genau angegeben, wo und wie lange Pückler gewesen; aber Das, was den Reiz jener Briefe ausmacht, muß hier natürlich wegfallen. Was sollen nun eigentlich alle diese Auszüge? Die Lesewelt auf Pückler's Reisewerke aufmerksam machen? Das hieße doch wahrlich Eulen nach Athen tragen und wäre auch Hr. Dr. Jäger schwerlich der Mann dazu. Eine Biographie des Fürsten bilden nennt man das chronologische Verzeichniß der Örter, wo ein Mann gelebt, und die Angabe seiner rein äußerlichen Beschäftigungen eine Biographie? Und welchem vernünftigen Menschen kann es einfallen, aus dieser abgeleiteten Quelle zu schöpfen, wo die reinere und vollere allgemein zugänglich ist? Wir können nichts dahinter finden als die alte Kunst, aus zehn Büchern das elfte zu machen. Die Epitomatornatur des Verf. zeigt sich recht augenfällig in den Partien seines Buchs, welche die verschiedenen Reisen des Fürsten verbinden: in ihnen herrscht durchweg die größte Dürftigkeit.

So zeigt also der stoffliche Gehalt dieses Buchs auf das deutlichste, daß Hr. Dr. Jäger die ganze Arbeit ohne Nachtheil einem andern Literaten hätte überlassen können; denn den großen Haupttheil derselben hätte jeder andere Federheld gerade ebenso gut aus des Fürsten Schriften ausschreiben können. Noch weniger hat er durch die geistige Auffassung seines Helden seine Befähigung zum Biographen nachgewiesen. In Pückler's früherer Lebensperiode gefällt er sich mit großer Behaglichkeit, denselben als einen Heroen der Frivolität, wie sie das Lebenselement des jungen Adels war und stellenweise noch ist, hinzustellen und dieser Frivolität nach Kräften das Wort zu reden. Rec., obgleich durchaus kein unbedingter Verehrer des Fürsten, denkt doch viel zu gut von demselben, um zu glauben, daß eine so leichtfertige Auffassung den Charakter desselben jemals erschöpft habe. Späterhin ist von einer eigentlichen Charakterzeichnung des Fürsten, namentlich seiner schriftstellerischen Natur, auf die es hier doch hauptsächlich ankam, gar nicht oder doch nur in der oberflächlichsten lobrednerischen Weise die Rede. Kurz, das Buch ist auf Andringen eines speculativen Verlegers entstanden und ist deshalb auch so beschaffen wie jedes, welches keinen bessern Entstehungsgrund in sich trägt.

Ob das beigegebene Portrait des Fürsten Pückler ähnlich ist, kann Rec. nicht beurtheilen; dem ältern in dem schon erwähnten „Deutschen Taschenbuche" enthaltenen ist es in den Hauptzügen ähnlich, steht ihm aber wie in technischer Ausführung so auch an künstlerischer Auffassung unendlich nach.

Sollte der Fürst Pückler selbst sich jemals über diese seine Lebensbeschreibung äußern, so zweifelt Rec. keinen Augenblick, daß er in derselben nicht mehr und nicht weniger als eine Strafe seiner schriftstellerischen Sünden erblicken wird, und er könnte wol behaupten, diese hiermit abgebüßt zu haben, wenn sie auch viel zahlreicher wären als sie wirklich sind. 58.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Zur dramatischen Literatur.

Beiweitem die bedeutendste Erscheinung, die sich auf die Literatur des Drama bezieht, sind die Vorlesungen, welche der bekannte Saint-Marc Girardin über diese Gattung der Poesie hat erscheinen lassen („Cours de littérature dramatique"). In Paris selbst fanden diese ebenso geistreichen als eleganten Vorträge ihrer Zeit den lebhaftesten Beifall vor einem weiten Kreise von Zuhörern. Kaum daß der Saal, in dem Girardin auftrat, die herbeiströmende Menge zu fassen vermochte. Das eigentliche Thema, über das der beliebte Professor in den bis jetzt erschienenen Vorlesungen redet, dreht sich um den Gebrauch, welchen der dramatische Dichter von den Leidenschaften zu machen hat. Wenn auch Girardin meistens mehr an der glänzenden Oberfläche der Dinge hingleitet und die wesentlichen Fragen, namentlich gewisse allgemeinere Sätze der Ästhetik nicht immer ganz befriedigend löst, so wird doch Niemand sein Werk ohne Gewinn und besonders ohne eine gewisse Anregung gefunden zu haben aus der Hand legen. Besonderes Interesse erhält dasselbe dadurch, daß der Verf. seine Beispiele meistentheils aus den bekanntern Studien der neuern französischen dramatischen Literatur wählt. Wenn er dabei meistens polemisch gegen die romantische Schule und deren Häupter verfährt, so kann dies nur als ein Beweis mehr dafür dienen, wie dieselbe ihre eigentliche Mission vollendet hat und wie eine Reaction gegen das classische Drama, wie sie sich in der „Lucrèce" an den Tag gelegt hat, ganz im Gange der französischen Literatur begründet war.

Wenn wir uns vom Felde der Theorie zu den wirklich gehaltvollen Productionen der dramatischen Literatur wenden, so finden wir zunächst eigentlich nur ein Werk, was unter den jüngsten Erscheinungen besonders hervorgehoben zu werden verdient. Es ist dies die Sammlung der dramatischen Werke eines höchst talentvollen Dichters, welchen der Tod in der Blüte seiner Jahre plötzlich hingerafft hat. Wir meinen die „Oeuvres dramatiques suivies de poésies diverses et de fragments de prose par *Cam. Bernay*". In diesem jungen Dichter, der nicht einmal das dreißigste Jahr erreichte (er war am 16. März 1813 geboren und starb am 14. Juni 1842), hat die französische Literatur viel verloren. Niemand wird die obiger Sammlung beigefügte biographische Notiz, in der man das Ringen des wahren Talents mit ungünstigen äußern Verhältnissen sieht, ohne Interesse lesen. Der Verf. einer Reihe höchst interessanter Aufsätze, welche das „Morgenblatt" über Ponsard's „Lucrèce" und das neuere französische Theater überhaupt brachte und die von einem geborenen Franzosen herrühren sollten, heißt Wacquez und ist, wie schon das den Nordfranzosen eigenthümliche W seines Namens andeutet, aus dem nördlichen Theile von Frankreich gebürtig. Sein Stil ist für einen Ausländer wirklich gut und was seine ästhetischen Ansichten betrifft, so können wir dieselben zum größten Theil unbedingt unterschreiben. Besonderes Gewicht ist darauf zu legen, daß aus Allem, was er schreibt, eine tüchtige und ehrenfeste Gesinnung hervorleuchtet. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 83. —— 23. März 1844.

Taschenbücherschau für das Jahr 1844.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 82.)

17. Iduna.

Dieses Taschenbuch erinnert an gute alte Zeiten, d. h. an Zeiten, die gut für die Taschenbücher waren. Gewiß hat es selbst stets mit wehmüthig-seligen Empfindungen an dieselben zurückgedacht und ist darum ganz so geblieben wie dazumal, als es vor 24 Jahren zuerst in den ästhetischen Soirées Furore machte. Zwar habe ich Iduna selbst in ihrer ersten Blüte nicht gesehen; doch leben noch einige ihrer gleichalterigen Schwestern in meinem Gedächtniß, und diese spielten damals gerade ein so kurzes dickes Figürchen wie sie jetzt noch; auch hatten sie ihr Boudoir mit just so geschmacklos-ausdrucksvollen Bilderchen ausgeputzt, wie sie jetzt noch, und was die Erzählungen betrifft, so waren auch diese ganz so anspruchslos und unbedeutend, wie die ihrigen jetzt noch. Wir werden daher kaum irren, wenn wir in der „Iduna" von 1844 noch die „Iduna" von 1820 vor uns zu sehen glauben und uns veranlaßt fühlen, ihr das aufrichtige, galante Compliment zu machen, daß sie sich trefflich conservirt hat, und daß die Revolutionen und die Fortschritte der Zeit fast spurlos an ihr vorübergegangen sind.

18. Libussa.

Libussa wird, wenn ich nicht irre, als eine weise Frau, ja Hexenmeisterin gerühmt. Mit diesem Almanach hat sie dies eben nicht bewiesen. Unter Allem, was sie liefert, findet sich nicht einmal ein Meisterstück schlechthin, viel weniger ein solches, das auf außerordentliche Künste hindeutete. Es hält sich vielmehr Alles in den bescheidenen Grenzen der Gewöhnlichkeit, und wenn nicht vielleicht eben in dieser Bescheidenheit die Weisheit der Libussa besteht, so haben wir auch von dieser Eigenschaft nichts entdecken können. Die beste der gelieferten Erzählungen ist „Das fröhliche Herz" von J. G. Seidl. Eine Witwe Corsina in Neapel hat einen Sohn Carlo, den sie mit übermäßiger Sentimentalität liebt. Dieser muß, um Medicin zu studiren, nach Bologna und erkrankt daselbst, sodaß er mit Bestimmtheit seinen Tod voraussieht. Er fürchtet, daß die Nachricht davon auch seine Mutter tödten wird. Um dem vorzubeugen, schreibt er ihr, sie möchte ihm ein Hemde schicken, das vom fröhlichsten Herzen in Neapel genäht sei; späterhin werde er ihr erklären, zu welchem Zwecke. Die Mutter sucht nun dasselbe und findet es endlich in Juliette, die ihre beste Freundin wird. Diese hat die traurigsten Schicksale erlebt und ist dennoch stets fröhlichen Sinnes. Dadurch wird Corsina ermuthigt und sie trägt sogar den Tod ihres Sohnes mit Fassung.

Die drei übrigen Novellen von Verf., die am besten nicht aus ihrer Zurückgezogenheit hervorgezogen werden, sind sämmtlich pitoyablen Charakters und ich wiederhole in Bezug auf jede von ihnen die Schlußworte der letzten: „eine traurige, traurige Geschichte", nur mit Weglassung des Kommas: eine traurige traurige Geschichte! Dankenswerther sind die „Vaterländische Denkblätter", Beiträge statistischen, geschichtlichen und biographischen Inhalts enthaltend. Das Anziehendste darunter ist die mit Geist und Gemüth geschriebene Selbstbiographie des Malers Joseph Führich, dessen interessantes Portrait dem Almanach als Titelkupfer beigelegt ist.

19. Wintergrün.

Wer sich in eine glänzende Gesellschaft ohne hochzeitlich Kleid begibt, muß, wenn er nicht hinausgeworfen oder doch hinter die Thür gestellt sein will, als Ersatz für das mangelnde Äußere wenigstens ungewöhnlich viel innere Vorzüge entfalten. Ich sage „wenigstens". Das versteht sich von selbst, daß die innern Vorzüge neben den äußern doch immer den geringern Platz einnehmen. Das hat das „Immergrün" nicht bedacht, als es sich mit seinem Alltagskleide in den bunten Kreis der Schwestern begab, sonst würde es wenigstens im Alltagskleide nicht auch eine Alltagsgeschichte gebracht haben. Der Verf. derselben heißt Carlo Brunetti, und wenn vom Werk auf den Meister geschlossen werden darf, sind wir zu der Annahme berechtigt, daß wir auch in ihm kein Sonntagskind vor uns haben.

20. Christbaum.

Dieser Almanach ist „zum Besten der Mission für Heiden und Israeliten" bestimmt und sein Inhalt ist diesem Zwecke entsprechend. Was den Zweck selbst betrifft, so enthalte ich mich jedes Urtheils und füge des

Gleichgewichts halber zu Dem, was in diesem Almanach dafür gesagt wird, nur einige Worte von L. Schefer dagegen an, die er einem Mandarinen, einem Missionar gegenüber, in den Mund legt:

Wenn wir einmal aus Brotlosigkeit euer Gold bräuchen sollten, um durch Krieg die Feinde unserer Gebräuche unter unser Joch zu bringen, dann wollen wir unsere Bonzen als Bekehrer, Prediger und Sendlinge zu euch schicken, damit ihr an ihnen seht, wie ihr uns gefallt, und an unserer Thorheit eure Thorheit merkt, ja unsere Schändlichkeit, euch ruhiges glückliches Volk zu verwirren, uneins, treulos und elend zu machen, und euerm weisen und guten Herrn das Volk zu rauben. Und noch kann Vieles geschehen; noch seid ihr nicht sicher vor uns; so lächerlich dir das scheint, o Ta-Yao-Wang. Wie wir aber nicht gestört sein wollen, so müßten wir den Verstand verloren haben, euch stören zu wollen. Jedes Haus hat sein Hausrecht; auch jedes Reich. Wir haben Alles. Und wenn wir eurem Kranken unsere Wurzeln und Kräuter nicht vorenthalten, so haben wir alle Pflichten der Menschlichkeit an euch erfüllt. Wenn ich ein Sendling werden sollte, dann foderte ich vorher die Erfüllung der ersten Pflicht jedes Mannes: ein Weib zu nehmen; dann die daraus quillende: meine Kinder groß zu erziehen und für mein Haus zu sorgen. Bliebe mir dann Zeit und Kraft, so kümmerte ich mich um des Nachbars Kinder, oder um mein Dorf, und ließe nicht dem guten Glück oder dem Unglück die Bewohner meines Vaterlands, ließe nicht mein Haus ungekehrt, um Anderer gekehrte Häuser zu kehren! Und wäre ich dennoch so lieblos und verstandlos gewesen, in die Ferne hin als Sendling zu gehen, und sähe dort die Sonne scheinen, die Saaten auf dem Felde wallen, so vermuthete ich doch: Tien ist hier bei dem Volke, und weil Der da ist, zöge ich heim! Oder ich sähe nur Eine Mutter ihr Kind säugen und lieben, und alle Kinder ihre Väter und Mütter verehren, wie ich es noch nicht gesehen, so vermuthete ich: Tien lebt in den Herzen des Volks, und weil Der da ist, zöge ich heim! Oder ich sähe, selbst schuldenbelastet zum Erdrücken: hier hat der Kaiser keine Schulden, und das Volk keine Schulden, so vermuthete ich: hier walten alte, weise Gesetze, und zöge beschämt heim! Es ist gottlos, alle andern Menschenherzen der Völker für gottlos zu halten; denn wenn sie es wären, könnte dann auch der Himmel mit allen Sternen gottlos sein, wo ihr nicht hin könnt.

21. Weihnachtsblüten.

Ref. hat schon öfter die Erfahrung gemacht, daß Dichtungen, die für Kinder bestimmt sind, mehr poetischen Werth entfalten als solche, die darauf Anspruch machen, ein höheres Bedürfniß und reiferes Urtheil zu befriedigen. Es ist dies auch nicht zu verwundern. Wer für Kinder schreibt und faßt seinen Zweck redlich und unbefangen ins Auge, ist dadurch von selbst schon in eine der poetischen Thätigkeit höchst günstige Sphäre versetzt. Zunächst nützt es ihm sehr, daß er mehr als bei andern Productionen sich seiner selbst entäußern, sich von seiner subjectiven Anschauungsweise losreißen muß: denn dadurch befreit er sich von allen den Ansprüchen, die das Ich zu erheben pflegt, sobald wir es als Mittel zu irgend einem Zwecke gebrauchen wollen, und schafft es sich zu einem dienstwilligen Organ um. Indem er aber von seiner Anschauungsweise gerade zu der eines Kindes hinabsteigt, tauscht er in der Regel für eine abstracte eine sinnliche, für eine sentimentale eine naive, für eine ins Ferne schweifende eine dem Nahen zugewandte ein: ein Tausch, bei dem er gerade nicht als Glaukus erscheint. Dazu kommt, daß ihn die didaktische Tendenz, die gewöhnlich mit Kinderschriften verbunden ist, vor gänzlicher Sinn- und Planlosigkeit, die moralische dagegen vor widerlicher Unsittlichkeit bewahrt. Freilich fällt er zufolge dessen oft in den entgegengesetzten Fehler und wird aus einem Poeten zu einem trockenen Präceptor und Sittenprediger; aber selbst in diesem Falle ist er immer noch achtbarer als Diejenigen, die für nichts als ein flaches, seichtes Amusement sorgen und dazu Gott weiß welche Mittel anwenden, um ihr größtentheils schon abgestumpftes, blasirtes Publicum neu zu stacheln und zu reizen. Glücklicherweise sind aber auch die Schriftsteller für Kinder von jener falschen Manier, welche die ergötzenden und poetischen Elemente in den belehrenden und moralisirenden ersäufte, neuerdings mehr und mehr zurückgekommen und sie wissen mit einer gewissen Gewandtheit und richtigen Erfassung des kindlichen Gemüths auch das Wahre und Gute unter den Gesichtspunkt des Schönen zu bringen. So geschieht es zuweilen, daß auch der Erwachsene, wenn er noch nicht alle Empfänglichkeit für das Naive und Kindliche verloren hat, gelungene Kinderschriften mit mehr Befriedigung liest als andere, die ausdrücklich für seinen Standpunkt berechnet waren. Dies gilt denn auch von den vorliegenden „Weihnachtsblüten", deren Gaben wir fast sämmtlich der Jugend, für welche sie bestimmt sind, einige derselben aber auch den Erwachsenen als eine ansprechende Lecture empfehlen können. Die originellste und poetisch werthvollste Gabe, welche wirklich die obenerwähnte Gabe der Verschmelzung moralisch-didaktischer und ästhetischer Elemente am vollkommensten zu Stande gebracht hat, ist jedenfalls der „Wirth von Hohenwarth", eine Erzählung von Karl Stöber. Neben ihr sind auch die Beiträge von Schmid, dem Verf. der „Ostereier", von Erdmann Müller, von Chr. Barth, von Gustav Nieritz und dem Herausgeber Plieninger als die bedeutendsten hervorzuheben, die bei vielen und stark fühlbaren Mängeln doch im Ganzen ihrem Zwecke entsprechen.

22. Märchen von Hackländer.

Was wir über die bessern Gaben des vorstehenden Almanachs gesagt haben, findet auch auf diese, ebenfalls für den kindlichen Standpunkt berechneten Märchen seine Anwendung, weshalb wir ihnen, obschon sie nicht ausdrücklich als Taschenbuch bezeichnet sind, hier einen Platz eingeräumt haben.

Was der Verf. in der Widmung von ihnen sagt, daß sie „gar bunt gestaltet, gar bunt gereiht" seien, können wir nur bestätigen. Sechs an der Zahl, trägt jedes Einzelne einen besondern, eigenthümlichen Charakter, sodaß sich der Reihe nach vor den Augen des Kindes fast sämmtliche Reiche der Märchenwelt erschließen. Sie zeugen sämmtlich von des Verf. genauer Bekanntschaft mit den morgenländischen und abendländischen, nördlichen und südlichen, mittelalterlichen und modernen Gebilden der Einbildungskraft, von seiner le-

bendigen Phantasie, von seiner gewandten Darstellungsweise und namentlich von seiner naiven Anschauung der Natur und moralischen Betrachtung des Lebens. Dennoch sind nicht alle von gleichem Werth; das eine bewegt sich gar zu sehr im prosaischen Gebiete einer etwas philiströsen Moral; einem andern fehlt es an der innern Nothwendigkeit, die bei aller Freiheit, mit der die Phantasie ihre Schwingen regt, dennoch sich fühlbar machen muß; einem dritten sieht man zu sehr die Verwandtschaft mit einem Originalmärchen an — und so ließen sich vom ästhetischen Standpunkt betrachtet fast an jedem verschiedene Ausstellungen machen. Zu den gelungensten und wirksamsten gehört jedenfalls das letzte: „Weihnachtsmärchen“ — wenn auch manche Idee dazu dem genialen Märchen von Hoffmann: „Nußknacker und Mausekönig“, entnommen zu sein scheint.

(Der Beschluß folgt.)

Heinrich IV. an Clemens VIII.

Beim Ordnen der handschriftlichen Schätze des Archivs Doria fanden sich vor kurzem in einem Portefeuille zwei noch unedirte Briefe Heinrich's IV. von Frankreich an Clemens VIII., welche zur Specialkenntniß der am Ende des 16. Jahrhunderts angeregten Restaurationsplane des Katholicismus ein schätzbarer Beitrag sind. Beide Schreiben des Königs sind Autographen. In den Unterschriften: Marcoussys 6. und 7. Nov. fehlt die Jahreszahl. Da indessen die von Heinrich dem Papste hier versprochene Einführung des Tridentiner Concils und des Jesuitenordens innerhalb des Zeitraums von 1595—1604 realisirt ward und der König während dessen nur 1595 in Marcoussys war, so ist, anderer Gründe nicht zu gedenken, das Datum gewiß durch diese Jahreszahl zu vervollständigen. Hier das erste dieser merkwürdigen Documente, mit Beibehaltung der Orthographie des Originals.

Tressaynt pere.

Ure S.tete ma oblygé a magnyfyer son saynt nom au plusyeurs et dyverses sortes premyeremant elle a vollu par sa tres grande bonté me recevoyr un gyron de leglyse tressaynte (au laquelle merytoyremant elle presyde) avec plus desperance uoyre de confyance de la synceryte de ma foy que mes actyions ne luy accoyent ancores donné de suget, despluysyl a pleu a Ure S.tete meye du soyn paternel quelle a tous yours eu du bien unyversel de la chrestyanté de nous procurer et donner une pay generalle de la quelle ye recognoys auoyr au particulyer tyre plus dauantages que nul des autres, et freschemant Ure S.tete a uoullu ancores pour sue combler d'oblygatyons me fere esprouuel la yustyce admyre de tous avec tant de tesmoygnages de la contynuasyon de la byenueylance anuers ma personne et mon Royaume que comme Jay faute de parolles sufysantes pour remersyer dygnement Ure S.tete de ceste dernyere grace Jay estymé pour .... excuser mon ynsufysance luy rapresenter la souuenance et le ressantymant que Jay de la grandeur des precedentes doncques Ure S.tete mayante aynsy fauoryse extraordynayremant et par dessus mon meryte pour toute actyons de graces de cete dernyere gratyfycasyon ye la suphyeray comme ye fays tant afectueusemante quyl mest possybyle de dysposer et user de moy et de mon estat au toutes choses, qui se presanteront pour le contantemant de Ure S.tete comme dun acquest quelle a fayt a sy haut pryse quyl ne luy peut james de faylyr tressaynte pere, Ure S.tete a par les deus premyeres byenfayt mys ma consyance et mon royaume au grand repos mes var la dernyer elle ma ouert le chemyn de fere youyr de ce bonheur non ceulemant ceus quy uyuent mes aussy les autres quy naytront et uyuront apres nous de sorte que comme la grace sera perpetuee a la posteryte la memoyre et loblyagasyon an seront aussy eternelles et a fyns que ayny yl aduyenne tressaynt pere je promes a Ure S.tete que je suyurey et accomplyray la parolle que luy a donnee mon ambassadeur car ye ne pouseray yames fame qui ne soyt uraymant catolyque de façon que Ure S.tete san contantera recognyssant avec ycelles que ie feroys une tres grande faute den prandre un autre, yauray tal soyn aussy de contynueer a menager ludit que Jay fet pour la trancquylyte de mon royaume que la relygyon catholyque en receulyera le pryncypal et plus assuré fruyt comme elle a byen commancé aynsy que aura represanté mon dyg ambassadeur la supplyante de ne sarrester ans auys luy paurroyent etre donnee du contrayre car an ueryte yls procedent de personns poussey de factyons plùtot que de relygyon comme Ure S.tete congnoytra tout les yours davantage parce q^uy san ansuyra, quanta la publycasyon de concyle de trante et au restablyssemant des Jesuystes au mon royaume que Ure S.tete a uoullu me recommander de rechef par sa lre du XXVIme doctobre je suplye Ure S.tete de croyre que Jay ce pansemant au coeur aussy accant que Ure S.tete le peut desyrer et que ie rechercheray touts moyens de donnèr sur ce Ure S.tete tout le contantement quy me sera possyble aynsy que faynasures dyt au nonce de Ure S.tete a larcheuesque darles et au pere leonardo Maggyo des comportemans des quels tant au cete poursuyte que au toutes autres occasyons je ne me puys louer asses a Ure S. tete comme luy dyra mon dit ambassadeur le quel pareylemant luy randra fydelle compte de ce quy ce passe au fayt de saluces portant je supplye Ure S.tete auoyr agreable che ie man remet sur luy pour pryer Dieu voulloyr conseruer Ure S.tete treslongu‹mant et tres heureusemant pour le byen general de la chrestyante. ce VI Nouambre a Marcoussys. votre tres deuot fyls Henry.

Das andere Schreiben ist eine Zusicherung französischer Hülfe für ein allgemeines vom Papste eingeleitetes Fürstenbündniß gegen die Türken. Clemens starb vor der Realisation des Plans; denn seine Expedition gegen Buda mittels seines Nepoten Gianfrancesco Aldobrandino, wobei ihn Kaiser Maximilian II. unterstützte, gehört in die Kategorie der Kriegspräliminarien. Der Brief ist ein werthvoller Beitrag zu des Königs Charakterkenntniß.

Tressaynt pere,

ie respond a part par la presante a la lre quyl a pleu a Ure S.tete me scryre du XXIIme du moys doctobre touchant la lygue et confedrasyon que Ure S.tete desyre fere antre les prynces et potantes de la chrestyanté pour le byen dycelle et pour l'exaltasyon de la gloyre de Dieu contre les ynfydelles et ennemys de son saynt nom et dyray a Ure S. tete que telle entrepryse est uraymant dygne de la pyeté et magnanymyté de Ure S.tete et samble que Dieu luy an ayt reserué et destyné la gloyre dans les choses que sa prouydance dyuyne a fa par nuys que Ure dyte S.tete ayt faytes acomplyes de puys son heureus pontyfycat a laduantage et benefyce de la chrestyanté Ure S.tete layant par sa prudance et son boneheur myraculeusemant retyrée dune mer de confusyon et dyscord dans la quelle elle estoyt come submergée et preste a fere naufrage pour la fere jouyr dune bonasse playne dunyon et contre lesperance et contre lopynyon des hommes yl est trescertayne aussy que lampyre de la meson otomane est grandemant descheu et afeybly de reputasyon dauctorité de forces et moyans depuys le pontyfycat de Ure S.tete come yl luy a pleu me rapresenter par sa lre de sorte que toutes choses concurrent a neus yeut fere esperer du

desayne de Ure S.tete sy elle est segondée et assystee dun chachun comme elle doyt estre, quand a moy tressaynt pere je receuray a grande grace de pouuoyr an telle occasyon randre a Dieu et a Ure S.tete le talent de celles que sa dyuyne m.té et Ure S.tete mont sy largemant departyes comme je souuant declare et fay dyre a Ure S.tete et me samble que la uoye proposé par Ure S.tete pour achemyner et conduyre la fere a sa perfectyon est la meyleure et plus propre quy sy peut tenyr partout Ure S.tete croyra syl luy playt quelle mest tresagreable comme me sera tousyours a se quy uyendra delle doncques pour satysfere au dit desyr de Ure S.tete et y contrybuer ce quy depant de moy jay donne charge a mon ambassadeur dantandre tous moyans quy serant proposée et represanter aussy a Ure S.tete ce que jestime estre propre et necessayre de fere pour bien commancer et conduyre une suy haute antrepryse me confyant comme jay tousyours fayt au lequyté et byenueylance de sa sayntete quelle aura tousyours bon esgard a tout ce quy sara de ma dygnyté et de mon ynterest aynsy que luy dyra plus partycularemant mon dyt ambassadeur sous la foy et creance que ye supplye Ure S.tete contynuer a luy doner et ye prye Dieu tressaynte pere quys la conserue tresheuresemant et treslonguemant comme de tout mon coeur la supplye. le 7 nov a Marcouseys. Ure tresdeuot fils Henry. 112.

Leben und Wirken des Dr. Th. Johann Gustav Reinbeck, weiland königl. preuß. Consistorialrath, Propst zu Köln an der Spree u. s. w. Nach Urkunden und Familiennachrichten hundert Jahre nach seinem Tode mitgetheilt von seinem Enkel Georg von Reinbeck. Ein Beitrag zur Lebens- und Charaktergeschichte der Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. von Preußen. Stuttgart, Beck und Fränkel. 1842. 8. 22½ Ngr.

Eine gutgeschriebene Denkschrift des Enkels auf seinen durch Freimuth, geistliche Würde, Wohlredenheit und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Großvater, dessen Verdienste auch von den neuern Geschichtschreibern der auf dem Titel genannten preußischen Könige, von Wilken, Preuß und Stenzel, nach Gebühr belobt worden sind. Hierauf hat indeß der Biograph, ein achtungswürdiger Veteran unserer Literatur, weniger Rücksicht genommen, er erwähnt nur die Biographie Reinbeck's von Büsching, die er aus Familienpapieren und aus den mündlichen Mittheilungen seines Vaters zu vervollständigen beabsichtigte. Man wird daher hier manche interessante Einzelheit finden, namentlich manche Beweise des hohen Vertrauens, das Reinbeck bei Friedrich Wilhelm I. und bei Friedrich II. genoß, und mit Vergnügen hier die Thätigkeit wahrnehmen, welche Reinbeck zu Gunsten des Philosophen Wolff bei verschiedenen Gelegenheiten mit Erfolg anwendete, wenngleich das Meiste schon aus der von Wuttke herausgegebenen Biographie Wolff's und aus Eckstein's „Hallescher Chronik" bekannt war. 9.

Literarische Notizen.

Englisches Urtheil über die „Unpolitischen Lieder".

Das „Athenaeum" enthält in einigen seiner letzten Nummern Berichte über „The living political poets of Germany". Die Artikel der großen englischen Zeitungen über politische Zustände Deutschlands zeigen gewöhnlich neben vielem richtig und scharf im Ganzen und Großen Durchschauten, wie schwer es den Engländern wird, sich von unsern politischen Zuständen im Einzelnen eine Darstellung zu machen. Die politischen Gedichte scheinen ihnen dies sehr zu erleichtern. Wenigstens ist der Berichterstatter des „Athenaeum" gewöhnlich auf richtigem Wege. Über Hoffmann's von Fallersleben „Unpolitische Lieder" sagt er, es sei nicht möglich, durch Proben dem Leser ein Bild von dem Charakter dieser Sammlung zu verschaffen. Man müsse das Ganze lesen, wenn man sich ein Urtheil bilden wolle. „Und doch", fährt er fort, „wenn wir nun das Ganze durchmustert haben, so müssen wir Engländer erstaunt sein, was wol darin einen so militairischen Monarchen wie den König von Preußen beunruhigt und bewogen haben kann, nicht nur den Dichter, einen gelehrten und allgemein geachteten Mann, aus seinem Amte und Erwerb zu treiben, sondern auch die sämmtlichen Verlagsartikel der Buchhandlung, welche diese und ähnliche Sachen herausgegeben hatte, in seinem Lande zu verbieten. Es ist wahr, in den Gedichten ist viel Witz und epigrammatische Schärfe, aber immer so fein und humoristisch (good-humoured), daß es uns durchaus nicht sehr furchtbar vorkommt." Der Berichterstatter gibt am Ende doch noch einige Proben. Besondern Spaß scheint ihm das Auswanderungslied gemacht zu haben, das er ganz und gar übersetzt hat. Hier einen Vers zur Probe:

> Hurra! hurra! hurra! hurra!
> We're off unto America!
> What shall we take to our new land?
> All sorts of things from every hand.
> A brave supply of corporals' canes,
> Of livery suits a hundred wains.
> Cockades, gay caps to fill a house and
> Armorial buttons a hundred thousand.
> Or when we to the new world come
> The German will not feel at home.

48.

Kostbare Werke über Kunstgeschichte.

Wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß kein Land so viele Privatpersonen aufzuweisen hat, welche ihr ganzes Vermögen, ihre ganze Zeit und alle ihre Kräfte an die Verwirklichung einer literarischen Idee setzen wie Frankreich. Nehmen wir z. B. nur das Gebiet der Kunstgeschichte, so muß man erstaunen über die Menge von kostbaren Werken, welche die Kräfte eines Einzelnen zu übersteigen scheinen und die ohne die größten Opfer von Seiten ihrer Herausgeber nicht möglich sind. Dahin rechnen wir u. a., um bei den Productionen des vergangenen Jahres stehen zu bleiben, das wichtige Werk von Dusommerard „L'art au moyen-âge", das von dem verstorbenen Kunstkenner begonnen und nach seinem Tode von seinem Sohne mit wahrer Pietät fortgesetzt wurde. Dazu gehört ferner ein umfassendes Werk über Kunstgeschichte, welches Hr. de Bastard mit unglaublichen Kosten vorbereitet. Wir würden nicht in Verlegenheit gerathen, wenn wir diese Liste noch weiter fortführen sollten, aber wir wollen hier nur noch eines Werkes gedenken, das gleichfalls nicht blos ein unvergängliches Denkmal der Gelehrsamkeit, sondern auch der aufopfernden Kunstliebe seines Verfassers ist. Wir meinen die „Histoire de l'art par les monuments" von Serour d'Agincourt. Quatremère de Quincy hat nicht unrecht, wenn er dieses Werk zu denen rechnet, die einen ungeheuern Kraft- und Geldaufwand erfodern und die man deshalb fast für unmöglich halten sollte, weil sie die Kräfte eines Einzelnen übersteigen, während sie doch wieder der Einheit des Interesses wegen nicht von Mehren zugleich unternommen werden können. Ein solches Unternehmen kann nur ins Leben treten, wenn ein kunstsinniger Mann, der von Glücksgütern gesegnet ist, sich ihm mit edler Begeisterung unterzieht und gewissermaßen sein ganzes Leben daransetzt. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 84. —— 24. März 1844.

Taschenbücherschau für das Jahr 1844.

Dritter Artikel.
(Beschluß aus Nr. 83.)

23. Taschenbuch deutscher Sagen.

Der Herausgeber dieses in diesem Jahre zum ersten Mal erscheinenden Taschenbuchs ist *Roderich Benedix*, der dem Publicum bereits als glücklicher Lustspieldichter bekannt ist. Hat er als solcher gezeigt, daß er genug Subjectivität des Geistes besitzt, um sie als Springquell des Witzes und des Humors aufsprudeln zu lassen und das sich ihm darbietende Object in die komische Situation eines unfreiwilligen Douchebades zu versetzen, so gibt er hier den Beweis, daß er auch das Object zu ehren versteht und Selbstverleugnung genug besitzt, um sich in möglichst einfacher und gegenständlicher Darstellung ganz demselben hinzugeben. Die erste Erzählung, an der er dieses bewährt, heißt „Des Goldes Fluch". Sie ist ihrer Anlage nach eigentlich eine Zusammenstellung *mehrer* Sagen, die ursprünglich in keinem Connex stehen, hier aber mit Geschick und Leichtigkeit in einen zwar nicht neuen, aber doch passenden und das Verschiedene gut zusammenfassenden Rahmen gebracht sind. Die wichtigsten derselben sind: die Sage vom Glockenguß zu Attendorn, vom Brückenbau zu Frankfurt, vom Dombau zu Halberstadt, von den unseligen Zauberkräften des Alrauns, des Galgenmännleins, der Springwurzel u. s. w., sämmtlich ohne Schmuck und anspruchlos dem Volksglauben nacherzählt und auch wie dieser sich mit der kurzen und guten Moral begnügend, daß alle Künste des Teufels entweder ihm selbst zum Spotte oder Denen, die sich ihm ergeben, zum Verderben dienen.

In gleicher Einfachheit ist auch die zweite Erzählung „Die Pfalz" geschrieben. Sie enthält im Allgemeinen dieselbe Geschichte, die *Friedrich von Heyden* poetisch im „Wort der Frau" behandelt hat, jedoch als Sage so modificirt, daß sich Agnes dem Befehl des Vaters *selbst* widersetzt, deshalb von ihm auf die Pfalz im Rhein gebracht und streng bewacht wird, trotzdem aber sich gerade hier mit ihrem Geliebten Heinrich, der es gewagt hat, sich während des Eisganges einen Weg zu ihr zu bahnen, heimlich vermählt und hierauf, weil die Sache nicht zu ändern ist, von ihren Eltern und dem Kaiser Friedrich I. Verzeihung erhält. So verschönend die Sage sonst zu gestalten pflegt, so ist sie doch hier offenbar an Poesie hinter der Geschichte zurückgeblieben, und Heyden hat daher mit dem richtigsten Takte gehandelt, daß er sich bei seiner Dichtung so viel als möglich an die Wahrheit angeschlossen hat.

Außer Roderich Benedix haben noch zwei Damen diesem Taschenbuche beigesteuert: *Mathilde von Tabouillot* und *Agnes Franz*, jene mit einer Idylle aus dem Ruhethal „Die Melkerin von Blankenstein", diese mit einer böhmischen Sage „Isolde". Beide Gaben schließen sich denen des Herausgebers nicht unwürdig an.

24. Frauenalbum.

Die Schriftstellerei der Damen hat von jeher vor dem Richterstuhle der Kritik wenig Glück gemacht, und auch diesem „Frauenalbum" würde es, wenn wir ungalant genug wären, es vor die ungalanten Schranken zu fodern, nicht besser ergehen. Sämmtliche Gaben, die es bringt, erheben sich nicht über das Niveau der Mittelmäßigkeit und leiden an denselben Mängeln, die schon hundert Mal an den Producten der Frauen gerügt sind. Wir wollen sie hier nicht aufs neue aufzählen, auch den Damen, mit deren Werken wir es hier zu thun haben, keinen besondern Vorwurf daraus machen — aber wie geht es überhaupt zu, daß die literarischen Erzeugnisse der Frauen so selten eine höhere Befriedigung gewähren? Mir scheint, es kommt blos daher, weil sie nicht in der ihnen zukommenden Art und Weise produciren. Frauen müssen keine Novellen, keine Romane, keine Schauspiele — mit einem Worte keine eigentlichen Kunstwerke schreiben wollen. Darin werden sie nie etwas leisten, weil dazu eine Selbstbeherrschung, ein Eingreifen des Verstandes und der Kritik gehört, die ihrer Unmittelbarkeit durchaus zuwider sind. Nur ihre planlos und formlos hingeworfenen Productionen sind es, die eine eigenthümliche, oft unwiderstehliche Anziehungskraft besitzen: ihre Briefe, ihre Tagebücher, ihre Aphorismen — kurz was ihnen unmittelbar aus dem Herzen läuft, was keinem allgemeinen Zwecke untergeordnet und angepaßt zu werden braucht. Darum haben Bettina's und Rahel's Schriften so elektrisch gewirkt, darum üben die Reflexionen und Dialoge in den Werken der Gräfin

Ida Hahn-Hahn einen so mächtigen Zauber aus, während Alles, was auf Totalität und Abgeschlossenheit Anspruch macht, kalt und unbefriedigt läßt oder nur dem ungebildeten Geschmacke Genüge leistet.

25. Der Nebelriese.

Ich bin fest überzeugt, daß nicht leicht ein Buch seinem eigenen Autor schon während der Entstehung so trefflich gemundet hat wie dieser „Nebelriese“. Aus jedem Satze fühlt man heraus, wie der Verf. vor Freude darüber, daß ihm so etwas Extrafeines und Pikantes gelungen ist, mit der Zunge geschnalzt und so lange daran herumgeleckt hat, bis dem Leser nichts übrig geblieben als — der Ekel. Ich kann dies dem Verf. nicht verdenken. Jedes Ding will eine Seele haben, die sich daran ergötzt, und da sich für dieses Ding schwerlich eine andere gefunden haben würde, so hat er klug gethan, seine eigene dazu herzugeben. Genau betrachtet liegt in diesem Verhältnisse eine gewisse Vollkommenheit. Wer sein eigenes Publicum ist, weiß im voraus, wie er es zu machen hat und kann wenigstens darauf rechnen, daß er nicht falsch verstanden wird. Eine günstige Aufnahme ist ihm in den meisten Fällen gewiß, und erlaubt sich ja einmal das Publicum in ihm eine klare Kritik über den Autor in ihm, so ist dies nichts als eine freudige Selbstüberraschung, die ihn zum süßen Bewußtsein bringt, daß er eigentlich noch klüger ist als er selbst. Wir rathen daher dem Verf., dieses vortheilhafte Verhältniß ja nicht aufzulösen, und nur auf Eins glauben wir ihn aufmerksam machen zu müssen, daß er nämlich in diesem Falle die Druckkosten sparen kann.*) 87.

Flüchtige Blicke nach den beiden Rheinufern.

Es will mich doch zuweilen bedünken, wenn ich nach den beiden Seiten des Rheins hin horche, als befänden sich viele Wortführer daselbst in einem gleichmäßigen Irrthum über die Stimmung, welche sie bei den Bewohnern dieser Ufer voraussetzen. Hört man nämlich gewissen französischen Touristen und Allerweltsvormündern zu, so sollte man meinen, Frankreich brauche nur eines schönen Morgens sich in Masse auf den Weg zu machen, um die offenen Arme aller Rheinländer der rechten Seite sehnsuchtsvoll sich ihm entgegenstrecken zu sehen; — welches denn doch gewiß ein so großer Irrthum ist, als nur einer existiren kann, sobald man von den allen Nationen die offenen Arme und Hände entgegenstreckenden Kaffeewirthen und Badekellnern abstrahirt, unter denen allein diese scharfsichtigen Beobachter das „deutsche Volk“ studiren, in Ermangelung des einzigen Vehikels das eigentliche Volk kennen zu lernen, nämlich der Kenntniß seiner Landessprache, ohne welche auch der geistreichste Reisende immer mehr oder weniger als Ignorant wieder nach Hause kommt.

Dagegen gibt es andererseits Ultradeutsche, ja sogar in Frankreich reisende und französisch sprechende, die sich nichtsdestoweniger alles Ernstes einbilden, das Elsaß (wo nicht gar auch noch Lothringen) seufze nach nichts Anderm als nach der Wiedervereinigung mit dem „deutschen Vaterlande“. Ich erlaube mir zu bemerken, daß dies ein ebenso großer Irrthum ist als der soeben erwähnte. Mir scheint, es gehe auf beiden Rheinufern ungefähr so zu wie in vielen Ehen: — man schmollt, zankt, klagt über vielerlei Ungemach, woran man zu leiden hat oder zu leiden glaubt, und möchte im Augenblicke des Unmuths einen andern, idealen Zustand gern herbeiführen; kommt es nun aber zu der nöthigen Resolution über das Wie der Abhülfe — und die tristen Gesetze der realen Welt bieten, als einziges radicales Mittel, nur die Scheidung dar —, dann besinnt man sich doch ein wenig und findet am Ende aller Enden, das Heilmittel sei noch übler als das Übel, die Gewohnheit eine schöne Sache in dieser sublunarischen Welt.

Nach meinem bescheidenen Dafürhalten dürfte sich also wol die Frage über die „Deutschheit“ der deutsch-französischen Provinzen für die Deutschen selbst auf das französische Sprüchwort zurückbringen lassen, que l'on est toujours puni par où on a péché, d. h., daß, da wir uns Lothringen und das Elsaß nehmen ließen, diese ganz in ihrem Rechte sind, wenn sie eben nicht nöthig finden, sich uns zu geben.

Zwar habe ich nicht eigene Anschauung genug gehabt, um mir über den Geist im Elsaß ein absolutes Urtheil erlauben zu können, aber wenn ich von dem mir vergönnt gewesenen kurzen Blick auf die alte, Deutschland allerdings noch sehr verwandte Stadt Erwin's von Steinbach schließen darf, so möchte ich wol annehmen, daß in der ältern Generation ganz das deutsche Element vorherrschend geblieben ist, in der mittlern das deutsche und „welsche“ (strasburgisch zu reden) sich ungefähr das Gleichgewicht halten, dagegen in den jüngern Generationen schon ganz notorisch das französische Element beiweitem überwiegt, in Folge des mit großer Consequenz von oben herab durchgeführten Systems des Französirens, namentlich im öffentlichen Erziehungswesen, vorzüglich mittels der überall eingeführten legalen Erhebung der französischen Sprache zur allein officiellen, bis sogar in die geringsten Volksschulen hinab.

Ob dies System unter den gegebenen Umständen anders sein kann, wage ich nicht zu entscheiden; im Gegentheil gestehe ich, daß es mir vorkommt, da, wo einmal das Centralisationssystem herrscht (und warum sollte es nicht, da Alles ein Recht hat zu herrschen — was die Leute sich gefallen lassen?), da sei diese Entnationalisirung nur einer von den ganz natürlichen nicht zu umgehenden Ringen, aus denen die lange Kette sich zusammensetzt, mit welcher sie, wie Dido mit ihrer Kuhhaut, ihr zu gewinnendes Terrain umspannen muß. Nur die Bemerkung kann ich nicht unterdrücken, daß es mir doch, dies zugegeben, ziemlich wunderlich vorkommt, wenn ich in der Hauptstadt an der Seine nachher die eifrigen Organe dieses Systems zu gleicher Zeit so pomphafte Reden dagegen halten höre, daß anderwärts man sich die Freiheit nimmt, es ebenso zu machen, in den Ländern, die man eroberte, oder die sich erobern ließen, was ungefähr immer auf Eins hinausläuft.

Wenn man nun auf das Vorhandene in Bezug auf die französirende Jugendbildung der untern Classen im deutschen Frankreich einen praktischen Blick werfen will, so lese man das in diesem Jahre von der Académie française nach einem glänzenden Berichte des Herrn Villemain selbst gekrönte Werk: „Essai sur l'éducation du peuple“, von Willm, Inspector der Akademie zu Strasburg. Der Name des Verf. hat auch in Deutschland bereits einen guten Klang neben Denen, die im Elsaß noch, trotz der officiellen Uniform des gallischen Idioms, das alte angestammte Wesen des deutschen Ernstes beurkunden.

Das (Herrn Cousin zugeeignete) Buch gibt einen sehr klaren Überblick über das französische Schulgesetz von 1833, über die Folgen, die es bis jetzt gehabt, und Das, was es noch zu wünschen übrig läßt. Hieran reiht der Autor auf lange eigene Erfahrung gegründete Vorschläge zur Vervollkommnung des schon Gegebenen. Sein eigentliches Interesse

---

*) Eine Nachlese zu der Taschenbücherschau wird ein vierter Artikel geben, den wir im nächsten Monat mittheilen werden.
D. Red.

kann das Werk natürlich nur für Männer vom Fach haben, und auch nur ihnen dürfte eine eigentliche Prüfung desselben zustehen. Mich aber hat es für meine ungelehrte Person darum sehr interessirt, weil ich ziemlich verstanden habe, was der Autor will, etwas, das mir bei ähnlichen deutschen Schriften nicht immer geschieht, wo ich oft à propos der Organisation einer Dorfschule von „idealem Staat" und „christlichem Staat", von „Selbstbewußtwerden" und „Innerlichkeit" und einer Menge ähnlicher Kathederabstracta lesen muß, nur nicht von der praktischen Lösung der zwei einfachen Hauptfragen, um die sich, meines Erachtens, doch nur das ganze Wesen einer wohlgeordneten Dorfschule dreht, nämlich, daß die Bauerkinder nicht darin verwildern und der Schulmeister nicht darin verhungere.

Dieser letztere Punkt scheint mir vor der Hand noch der wichtigste; denn ehe man gute Suppe genießen kann, muß man vor allen Dingen gutes Fleisch haben; das heißt, nur gute Erzieher bilden gute Zöglinge, und gute Arbeiter muß man gut bezahlen. Hier finde ich wirklich den geschätzten Verf. noch fast zu bescheiden in seinen Ansprüchen für die Lehrer; es ist wirklich zum Entsetzen, was von diesen Alles gefodert und wie wenig ihnen dagegen als Ersatz geboten wird; nur das ideale Spartanerthum unserer Soldaten, mitten in dem persischen Epikuräismus der Zeit, ist etwa damit zu vergleichen. Mit Recht legt daher der Verf. den betreffenden Behörden die achtungsvolle Behandlung der Schullehrer ans Herz. In der That, wenn man in dieser Zeit der zärtlichen Vorliebe und Vorsorge für jenen interessanten Theil der Menschheit, der die übrige Menschheit beraubt und ermordet, das Loos betrachtet, was unsere Humanität Denjenigen bereitet, welche die Menschheit erziehen oder vertheidigen, so hat man doch wirklich nicht mehr den Muth gegen „Schulmeisterhochmuth" oder „Militairdünkel" zu eifern; denn etwas muß der Mensch haben, noch neben seinem Bewußtsein, für ein Leben, das blos aus Unterwerfung, Entsagung und Entbehrung zusammengesetzt ist; folglich, da nun einmal unsere Opern-, Concert- und Börsensäle, unsere Künstlerovationen, patriotischen Bankette und Armenbälle uns nicht gestatten, unsern Vaterlandsvertheidigern und Staatsbürgererziehern mehr zu geben als trocken Brod, so gebe man ihnen wenigstens — ein bischen Ehre. Es macht zwar auch nicht satt, wie Fallstaff sagt, aber es läßt doch den Hunger etwas leichter ertragen. C'est toujours autant de gagné.

Mir aus der Seele gesprochen ist auch der Tadel des Verf. gegen jene Übertreibung einer misverstandenen und daher nur demoralisirenden Philanthropie, welche in den untern Classen der Gesellschaft die ohnehin schon so gelockerten Familienbande noch mehr zerstört, durch das gänzliche Abnehmen der Älternsorge auf öffentliche Kosten und das fast ununterbrochene Entfernen der Kinder vom häuslichen Herde, mittels der, oft den höhern, die wahren Bedürfnisse der Armen nicht kennenden Classen als Spielwerk dienenden Armen-, Waisen-, Kleinkinderschulen, und wie alle diese mit schönen Namen decorirten, verweichlichenden, künstliche Bedürfnisse und künstliche Passionen erregenden Gefängnisse des kindlichen Alters heißen, dem unsere ungelehrtern, aber physisch und moralisch gesündern Väter Gottes freie Natur ließen, zur Stärkung seines Körpers, des Menschen freien Willen, auf die Nase zu fallen, wo es ihm gefällt, zur Entwickelung seines Verstandes, vor Allem aber jene große Schule zur Ausbildung seines Charakters, die Nothwendigkeit sich selbst zu helfen, weil Niemand hilft, aber auch den Schutz vor der servilen Pflicht permanenter Dankbarkeits-Demonstrationen gegen aufgedrungene Helfer.

Namentlich in letzterer Beziehung, die mir für die socialen Zustände von höchster Wichtigkeit scheint, da dieses ganz im Geiste der Zeit liegende pädagogische Maschinenwesen mit der zwiefachen Gefahr droht, Heuchelei oder Trotz zu erzeugen (welche erstere dem religiösen, letzterer dem politischen Fanatismus ihre Milizen zu liefern pflegen), sehe ich mit Vergnügen den Verfasser sich überhaupt gegen den ganzen Begriff von speciellen Armenschulen erheben und mit Recht den Satz aufstellen, daß die Armuth als ein zufälliger Zustand behandelt werden muß, aus dem man sich herausarbeiten kann und soll, allenfalls durch fremden Beistand, aber nicht als normaler Stand für einen Theil der Bevölkerung. Ich gestehe, daß ich mich jedesmal verletzt fühle, wenn ich in jenen Höhlen des Elends, die man große Städte nennt, auf einer Seite jenes Abtheilen der Armen und Einpferchen ihrer Kinder in besondere Corporationen sehe, in denen, wie im Bagno, die Verderbniß sich unaustilgbar fortgepflanzt, auf der andern aber wieder jene unzarte, unchristliche (und nebenbei, wie mir scheint, unbesonnene) Ostentation, welche die Armen zwingt, sich vor dem Publicum in regelmäßigen Solennitäten zur Schau zu stellen, als Gegenstand mitleidiger Neugierde, oder wol gar sich dabei die empfangenen Wohlthaten bei Heller und Pfennig vorrechnen zu lassen, jenem beliebten Öffentlichkeitsprincip zufolge, das jeden Verwalter fremden Gutes so lange als präsumtiven Dieb behandelt, bis er seine Ehrlichkeit auf offenem Markte schwarz auf weiß dargethan hat.

Die erste christliche Wohlthätigkeitspflicht ist, dünkt mich, seinen Nächsten nicht unnöthig zu demüthigen und die Linke nicht wissen zu lassen, was die Rechte thut; daher sollte es gar keine Armenschulen geben; sondern nur, wie auch Herr Willm verlangt, Volksschulen, wo auch arme Leute ihre Kinder hinschicken dürfen neben die weniger Armen, und hätte ich darin zu befehlen, so dürften die Kinder unter sich, ja wo möglich kaum der Lehrer wissen, welche der Kinder die vorhandenen Freistellen einnehmen. Allein diese Verschmelzung dürfte bei den bestehenden Verhältnissen freilich nicht mehr zu bewirken sein; nur wünschte ich, daß in dieser Zeit, die sich vorzugsweise die demokratische nennt, die Philanthropie der Rapportirsucht wenigstens so viel Schonung gegen die Armen beobachtete, die Feste, wo sie dieselben als Figuranten braucht, in zwei Acte zu theilen, bei welchem einen zu erscheinen ihnen erlassen wäre, bei den Rapporten über ihren Zustand nämlich. Der Pauperismus ist eine Krankheit des Volkskörpers, und zwar eine sehr böse und sehr gefährliche; nun pflegt man doch aber einen Kranken nicht eben zum Ohrenzeugen der Consultation zu machen, welche die Ärzte über seine Heilung halten. *)

Diese Bemerkung führt mich auf das besprochene Buch zurück, da auch der Verf. bei allen Vorschlägen von der moralischen Idee ausgeht und von der Nothwendigkeit, den Volksgeist zu veredeln und zu heben. Er zieht daher auch die gehörigen Grenzlinien zwischen Unterricht und Erziehung, erstern nur als Mittel zur letztern betrachtend und nicht nach utopischen Prämissen, sondern mit weisem Anschluß an das Bestehende zeichnet er die nöthigen Abstufungen der verschiedenen Schulen, welche das Kind zu durchlaufen hat. Wie sehr seine Lehren auf praktischem Boden wurzeln, zeigt der Umstand, daß er auch noch auf Schuldisciplin dringt, weshalb er freilich Denen noch sehr „zurück" in der Aufklärung scheinen dürfte, welche bei uns die luminöse Erfindung gemacht, das „constitutionnelle Leben" schon bei den Schulkna-

*) Hier möchte ich mir wol noch eine Bemerkung erlauben. Ich höre oft die „Roheit" des Volks anklagen und seinen „Undank" für die ihm dargebotene „Wohlthat" der „Bildung", und allerdings ist es ein Factum, daß das Volk sich stets gegen die Schulen sperrt. Aber hätte ich ein „Amt", das mir den „Fürwitz" gestattete, so wollte ich doch dem Volk gegen die klagenden Humanitätsprediger eine Vertheidigungsrede halten über das kurze Thema: Eben weil das Volk roh ist, darum hat es den Instinkt behalten, wie das Pferd, das auch den Zügel nicht kennt, aber — ihn erkennt, wenn man sich ihm damit naht! — Auch ist es doch gewiß noch keinem vernünftigen Reiter eingefallen, „Dank" von seinem Pferd dafür zu verlangen, daß er ihm Hafer in die Krippe schüttet, damit es die Kraft behalte — ihn zu tragen!

den anzufangen und ihnen das Recht zu vindiciren, den Lehrer im Fall „ungerechter Strafe“ förmlich zu belangen vor Papa und Obrigkeit (welches übrigens eigentlich auch nichts Neues mehr ist, sondern nur die praktische Ausführung des berühmten nürnberger Bilderbogens, wo das Kind der Amme mit der Ruthe droht).

Daß ich nicht immer Alles unterschreiben möchte, was der Verf. sagt, versteht sich wol von selbst. Vorzüglich möchte ich auch hier noch mich gern opponiren gegen Etwas, das ich für einen Irrthum der Zeit halte und zwar für einen sehr gefährlichen, nämlich das zu viel und das zu Vieles Lernen (oder vielmehr Lehren) in den Volksschulen, weil dadurch eine beklagenswerthe Halbheit und Zwitterhaftigkeit entsteht, die, wie alles Halbe und Zwitterhafte, dem Individuum ebenso schädlich ist als der Gesammtheit, da der Dünkel die unausbleibliche Folge davon ist, der Dünkel, der immer nur bei den Halbwissern wohnt. Allein über diesen Gegenstand müßte ich selbst ein Buch schreiben, wollte ich meine ganze Meinung darüber aussprechen, daher breche ich ab.*)

Jedenfalls ist das Werk ein schätzbarer Beitrag zur Vergleichung und Vermittelung zwischen den Extremen unserer gewöhnlichen Beurtheilungen französischer Zustände, indem es Denjenigen, welche alles Heil und alles Licht der Welt lediglich von Frankreich erwarten, augenscheinlich zeigt, wie viel wir in vielen Stücken diesem Lande doch voraus sind, andererseits aber auch den ebenso Befangenen, die umgekehrt, an Frankreich, um mich trivial auszudrücken, kein gutes Haar lassen, doch ebenso deutlich sehen läßt, daß zwischen all dem Bedauerlichen der Gegenwart sich daselbst auch manches Zweckmäßige Luft macht und Raum gewinnt.

Heinrich Paris.

*) Bei dieser Gelegenheit glaube ich schicklicherweise auf den soeben in Straßburg erschienenen Compte rendu der im vorigen Jahre daselbst gehaltenen zehnten Sitzung des Congrès scientifique de France aufmerksam zu machen, wo von Berufenern als ich über die von mir nur angedeuteten Fragen beachtenswerthe Worte niedergelegt sind, namentlich auch von deutschen Mitgliedern. Überhaupt ist dieses, freilich der Natur der Sache nach etwas bunt zusammengesetzte Buch vorzüglich in der Beziehung für mich von Interesse, als ich, die französischen und speciell die elsässischen Mitarbeiter anlangend, darin wieder nur eins der mannichfaltigen Organe jenes großen Processes zu errathen glaube, der täglich mehr und mehr in Frankreich ans Licht tritt, ich meine das Ringen der Provinzen nach Emancipation von dem intellectuellen Monopol der Metropole; — in welchem Proceß, beiläufig gesagt, der so viel Lärm (folglich auch viel blinden Lärm) machende Streit zwischen dem geistlichen und weltlichen Princip im öffentlichen Unterricht gleichfalls nur eine Fraction ist. Hierbei ist nun freilich weiter nichts zu bedauern, als daß, wie gewöhnlich in derlei Processen, die Hauptfrage längst bereits durch Nebenzwecke in den Hintergrund geschoben worden, sodaß man nur noch auf einem der Sache ganz fremden Boden kämpft, — bekanntlich das sicherste Mittel, die Dinge entweder beim Alten zu lassen, oder sie höchstens anders zu machen, aber nicht besser. 50.

Bibliographie.

August, F. L., Die Liebe am Rhein. Ein Lebensbild aus der Gegenwart. Leipzig, Wienbrack. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Beauvoir, R. de, Frau von Soubise. Übersetzt von Emilie Wille. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Belani, H. E. R., Kranichfels, oder Geheimnisse aus dem Leben eines Edelmanns. Leipzig, Fritzsche. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Berthet, E., Die schöne Tuchhändlerin. Roman. Nach dem Französischen von G. Lotz. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Charles, J., Donna Quixote, oder Leben, Abenteuer und Meinungen einer scharfsinnigen Edlen aus Jungdeutschland. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Melzer. Kl. 8. 3 Thlr.

Dietrich, E. B., Fürstenmuth, Rittersinn und Bürgertreue. Historisch-romantische Bilder aus Leben und Zeit Friedrich's (mit der gebissenen Wange) und Dietzmann's, Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen. Leipzig, Melzer. Kl. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Eisenberg, F., Staat und Religion mit besonderer Rücksicht auf die Stellung der Israeliten in den sogenannten christlich-germanischen Staaten. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Gedichte von C. W. aus verschiedenen Zeitperioden. Herausgegeben nach Hamburgs Schreckenstagen vom 5.—8. Mai 1842. (Zum Besten der abgebrannten Kirchen.) Hamburg, Restler und Melle. 1843. 8. 15 Ngr.

Goehring, C., Warschau eine russische Hauptstadt. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. Gr. 12. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Grimm, W., Graf Rudolph. Mit Facsimile und den Bildern der pfälzischen Handschrift. 2te verbesserte und vermehrte Ausgabe. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 1 Thlr.

Hansgirg, K. V., Heimatstimmen. Gedichte. Gitschin. Gr. 8. 20 Ngr.

Hartmeyer, A., Joh. Gust. Droysen's Rede zur 1000jährigen Gedächtnißfeier des Vertrages zu Verdün und der Schleswig-Holsteinismus. Kiel, Bünsow. 1843. Gr. 8. 5 Ngr.

Haase, K., Kirchengeschichte. 5te verbesserte Auflage. — A. u. d. T.: Theologisch-akademische Lehrschriften. 2ter Band. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Havemann, W., Handbuch der neueren Geschichte. 3ter Theil — A. u. d. T.: Handbuch der Weltgeschichte von F. Straß, fortgesetzt von W. Havemann. 6ter Theil. Jena, Frommann. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Heinlein, H., Der Friedhof zu Leipzig in seiner jetzigen Gestalt, oder vollständige Sammlung aller Inschriften auf den ältesten und neuesten Denkmälern daselbst. In vier Lieferungen. Leipzig. 1843. 8. 1 Thlr.

Herbert, E., Der Criminalproceß des Jochim Hinrich Ramcke, beleuchtet. 2te Abtheilung: Die schließliche Entscheidung desselben, mit Beziehung auf die neueste Verordnung wegen des Beweises durch Indicien und der beim Assisenhof von Brabant kürzlich vorgekommenen Verurtheilung dreier Unschuldigen zum Tode. Altona, Heilbutt. 1843. Gr. 8. 2½ Ngr.

James, G. P. R., Gesammelte Novellen. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

König Friedrich Wilhelm III. Sein Leben und Wirken. Eine Schrift für das preußische Volk. Quedlinburg, Basse. 8. 5 Ngr.

Krämer, S., Hofagent Maier, der Jude des 19. Jahrhunderts. Eine Volksschrift für Israeliten. Nördlingen, Beck. 16. 8¾ Ngr.

Laube, H., George Sand's Frauenbilder. Mit 24 Stahlstichen. 1ste bis 3te Lieferung. Brüssel, Haumann und Comp. Gr. Lex.-8. à Lieferung 7½ Ngr.

Meinhold, W., Athanasia, oder die Verklärung Friedrich Wilhelm's III. Ein christlich-religiöses Gedicht. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Norden, M., Astolfo Bardonnas. Gemälde aus der jüngsten Vergangenheit Spaniens. Drei Theile. Leipzig, Wienbrack. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Winter, A., Novellenkranz. 1ster Theil. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zeller, E., Die Philosophie der Griechen. Eine Untersuchung über Charakter, Gang und Hauptmomente ihrer Entwicklung. 1ster Theil: Allgemeine Einleitung, vorsokratische Philosophie. Tübingen, Fues. Gr. 8. 1 Thlr. 12½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 85. — 25. März 1844.

Der Schwanenorden.

Die Cabinetsordre des Königs von Preußen vom Christtage des vorigen Jahres hat sowol innerhalb als außerhalb der Grenzen unsers Vaterlandes nicht geringes Aufsehen erregt und mehr oder weniger Theilnahme gefunden.

Die Veranlassung zur Wiederbelebung der schon im Jahr 1440 vom Kurfürsten Friedrich II. gestifteten, 1459 von Albrecht Achilles erweiterten und 1484 mit neuen Statuten versehenen „Rittergesellschaft unserer lieben Frau auf dem Berge bei Alt-Brandenburg oder des Schwanenordens" hat der hochgestellte Verf. jenes denkwürdigen Decrets mit beredter Feder ausgesprochen. Es dürfte den Lesern dieser Blätter aber nicht unwillkommen sein, die kurze Geschichte dieses Ordens sowie dessen Statuten und Insignien näher kennen zu lernen.

Hat der alte, aber wieder erloschene Orden „unserer lieben Frauen zum Schwan", der als die Basis aller Orden des brandenburgisch-preußischen Regentenhauses betrachtet werden kann, zwar schon öfters, theils in besondern Monographien, theils in Werken allgemeinern Inhalts Berücksichtigung gefunden — wie z. B. nur auf Jacobson's „Beiträge zur Geschichte der Ritter der Jungfrau Maria vom Berge bei Brandenburg" in v. Ledebur's „Neuem Archiv" (B. III, S. 18—83), auf v. Rochow's „Geschichtliche Nachrichten über Brandenburg" (Beilage, S. 96—107), auf Klöden's Schrift „Zur Geschichte der Marienverehrung in der Mark" und auf Heffter's „Geschichte der Kur- und Hauptstadt Brandenburg" hingewiesen zu werden braucht —, so gebührt doch dem Historiographen des Hauses Hohenzollern, dem für alles Vaterländische warm erglühenden Freiherrn Rudolf Maria Bernhard von Stillfried-Rattonitz (auf Lomnitz bei Görlitz) das Verdienst, die Denkmale jener für deutsche Sitte, Treue und Redlichkeit nicht unwichtigen Verbindung zuerst in möglichster Vollständigkeit zusammengestellt und in einem typographisch schönen Werke bekannt gemacht zu haben.

Da die bei Gropius in Berlin 1842 in 4. auf Kosten des Verf. erschienene „Monographie" in den Händen nur weniger Geschichtsfreunde sich finden dürfte, so wird ein Auszug aus derselben, mit Benutzung der oben angeführten Quellen, hier am rechten Orte sein.

Wenn die Menschen von jeher sich genöthigt sahen, in gemeinschaftliche Verbindung unter den verschiedenartigsten Formen zu treten, um durch die Thätigkeit vereinter Kräfte zu erreichen, was dem Einzelnen nicht möglich gewesen wäre, so sind es besonders die bewegtern Perioden unserer Geschichte, in welchen die Völker entweder von besondern Gefahren bedroht, oder sich zu einer erhöhten Bildungsstufe durchzuarbeiten im Begriffe waren, wo größere oder kleinere Vereine zu gemeinschaftlichen Zwecken zu Stande kamen. Beide Beweggründe vereinten sich im Mittelalter bei den germanischen Völkerstämmen vom 13. Jahrhundert an.

Die Kreuzzüge waren der Wendepunkt einer neuen Zeit in Europa und im größern Maßstabe für das Abendland Dasjenige, was 2000 Jahre früher der Argonautenzug und der trojanische Krieg für das Morgenland und besonders für das ewig junge Hellas gewesen war: — der Anstoß zu einer höhern Regsamkeit, zu größern Entwickelungen von innen nach außen.

Mit ihrem Ende, am Schlusse des 13. Jahrhunderts, begann das geistige Leben in allen Ständen sich zu regen, und die beiden folgenden Jahrhunderte sind als Vorspiel zu dem welthistorischen Drama der neuen und neuesten Zeit zu betrachten, dessen erster Act mit der Erfindung der Buchdruckerkunst, der zweite mit der Entdeckung von Amerika, der dritte mit der Reformation, der vierte mit der französischen Staatsumwälzung und endlich der fünfte mit dem Ideenumschwunge des J. 1830 eröffnet wurde.

Mehr jedoch als dieses erwachte geistige Leben führte der trostlose politische Zustand jenes Jahrhunderts in Deutschland, welches seitdem der Mittelpunkt aller Bewegungen Europas geworden war, zu einer Menge von Verbindungen, Gilden und Vereinen. Das große deutsche Reich war kein Ganzes, sondern ein Aggregat von Theilen, deren jeder selbst ein Ganzes zu bilden strebte, und es fehlte diesen Theilen an einer verbindenden, das Gleichgewicht herstellenden Kraft. Das Zwischenreich, welches nach dem Tode des letzten Kaisers aus dem Stamme der Hohenstaufen eintrat, hatte den Grund zu einer Unordnung gelegt, die selbst ein Ru-

dolf von Habsburg (1273) nicht zu beseitigen vermochte. Bei der Schwäche seiner Nachfolger war Selbsthülfe in Fällen der Noth die einzige Rettung. Das Recht des Stärkern war die Moral der Zeit. Je trauriger die Folgen solchen rechtlosen Zustandes, je tiefer das Verlangen nach Änderung! Die Versuche der Kaiser, durch erneuerten Landfrieden dem Übel zu wehren, blieben erfolglos, weil die Kraft fehlte, das Gesetz aufrecht zu erhalten, und selbst Karl's IV. Goldene Bulle (1356) war nur von bedingtem Einfluß.

Daher entstanden in und nach dem 13. Jahrhunderte zahllose Verbindungen einzelner Stände des Reichs: Rittergesellschaften, Städtebünde, Kaufmannsgilden, Handwerksinnungen — so im Norden die bedeutungsvolle Hansa, am Rhein der große Städtebund und allerwärts Vereine der Fürsten, des Adels, des Bürgerthums und der Geistlichkeit und unter diesen auch solche, die wir Orden zu nennen gewohnt sind.

Der ursprüngliche Zweck: die Sicherung des Rechts und Schutz gegen Gewalt, trat nach und nach in den Hintergrund, und Spiel und Belustigung an deren Stelle. Aus den Rittervereinen entstanden Turniergesellschaften. Daß aber die, zum Theil heute noch, wenn auch nur im schwachen Abglanz früherer Größe, bestehenden Ritterorden, wie derjenige der Johanniter, Malteser und Deutschen Herren, das Andenken an jene ältern in der That bestandenen Gesellschaften erhalten, leidet historisch wol keinen Zweifel. Die Ritterorden hatten im Gebiete des Staatslebens ganz dieselbe Bedeutung wie die geistlichen Ordensverbrüderungen, deren erste Spuren sich schon im 6. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung finden, für die Kirche. Sie wollten Zwecke erreichen, die durch die allgemeine Thätigkeit des Ganzen nicht erreicht werden konnten, aber auf das Bestehen des Ganzen berechnet waren.

Im 15. Jahrhundert war die Kirche noch mehr als der Staat gesunken. Edelsinnige Fürsten fühlten das Bedürfniß nach Besserung in beiden Theilen. Dies reine schöne Gefühl bestimmte Friedrich II., Sohn des Burggrafen Friedrich von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern, der 1411 als Verweser in die Mark kam und 1417 die Belehnung mit derselben und die Kurwürde erhielt, durch eine Corporation von dreißig Männern und sieben Frauen den ersterbenden Sinn für Religion und Recht zu erwecken und zu erhalten.

Zu diesem Ende stiftete er am Tage des heil. Michael (29. Sept.) 1440 eine Gesellschaft, die außer ihm aus dreißig Männern, welche „echt und recht zu Helm und Schild geboren waren" (d. h. ehrlich und adelig geborene Ältern und Großältern hatten) und aus sieben frommen Frauen bestehen sollte.

Die Gesellschaftsglieder nannten sich „Brüderschaft unserer lieben Frauen" oder „des Ordens unserer lieben Frauen Kettenträger", oder auch nur kurz „des Schwanenordens".

In dieser Gesellschaft sollte 1) kein Ehebrecher oder offenbar unkeuscher Mensch sein — „da die keusche Maria wol keuscher Dinge würdig sei"; — 2) kein Verräther oder gewaltthätiger Räuber — „da solche Bosheit und Gewalt nicht zum Dienste der heil. Jungfrau gehöre"; — 3) kein Trinker — „da von diesem Laster viele Sünde und Bosheit komme". Wer zur Gesellschaft sich bekenne, soll seinen Mitgesellen treu beistehen und ihnen helfen — „da es ja einer solchen Gesellschaft wohl anstehe, daß Diejenigen gegeneinander in Treue handelten, die sich mehr denn andere Leute zu dem allertreuesten Dienste verpflichteten".

Alle Quatember im Jahre sollte jedes Mitglied vier böhmische Groschen an die Mönche auf dem Berge bei Brandenburg (in das von Friedrich II. im J. 1435 begründete und von Mönchen aus dem Kloster auf der Burg bevölkerte Prämonstratenserstift) einsenden. Dafür sollten diese zu vier Zeiten im Jahre mit Vigilien und Seelenmessen den Tod aller verstorbenen Mitglieder feierlich begehen, die Namen derselben öffentlich verlesen und Gnade für sie vom Himmel erbitten. Zu diesen Gedächtnißtagen sollte der Dekan alle Gesellschaftsmitglieder einladen, und diese waren verpflichtet, dabei zu erscheinen oder einen „ehrbaren Mann" statt ihrer zu senden; und was solches dem Dekan an „Botenlohn und Zehrung" kostete, das sollten die Mitglieder unter sich aufbringen und dem Dekan erstatten.

Es unterschied sich also die Gesellschaft in ihrem Zwecke und in der dadurch bedingten innern Verfassung wesentlich von allen frühern Rittervereinen des 14. und 15. Jahrhunderts.

Die erste Stiftungsurkunde in der märkischen Landessprache (bei Stillfried, II, 1—22) ist von Berlin am St.-Michaelstage (29. Sept.) 1440, und die zweite mit etwas veränderten Statuten (bei Gercken, „Stiftshistorie von Brandenburg", S. 559 fg. und in Jungk's „Miscellen zur brandenburgischen Geschichte", VII, 133 fg.) von Tangermünde am Tage Mariä Himmelfahrt (15. August) 1443 ausgestellt.

Da die frühere, bei Stillfried zum ersten Male gedruckte Urkunde, welche der königlich preußische Geheime Staatsminister von Nagler während seiner Verbindung mit dem damals preußischen Frankenlande erhalten hat, den Geschichtschreibern bisher unbekannt geblieben ist, so hat man diejenige von 1443 allgemein für die ursprüngliche gehalten und daher die Entstehung des Ordens erst in dieses Jahr gesetzt.

In der zweiten Urkunde wurde die Zahl der Mitglieder des Ordens unbestimmt gelassen, und außer den Marken konnten sie aus Sachsen, der Lausitz, Anhalt, Meckenburg, Braunschweig sowie aus Hessen, Baiern, Würtemberg und Östreich gewählt werden.

Der eigentlichen Stiftungsurkunde folgten in 22 Artikeln die Statuten des Ordens: §. 1. erklärt, warum die Kirche auf dem Harlungerberge bei Brandenburg zum Mittelpunkte der Gesellschaft gewählt worden; §. 2, 3, 10 bestimmen, daß die Aufzunehmenden von „ehrlicher" Geburt sein sollten und die herkömmlichen

„vier Ahnen zu Helm und Schild" aufweisen könnten.

Jedes Mitglied mußte beim Eintritt in den Orden elf rheinische Gulden an den Propst des Marienklosters entrichten, durfte aber auch seine „eheliche Hausfrau" mit aufnehmen lassen, und diese zahlte alsdann noch einen rheinischen Gulden als Eintrittsgeld. Jeder sollte täglich zur Ehre der Jungfrau Maria das nachstehende Gebet sprechen, welches hier der größern Deutlichkeit wegen in etwas verjüngter Schreibart mitgetheilt wird:

1.

Mutter aller Seligkeit!
Dich lobt die Christenheit
Bei Pflicht zu allen Stunden;
Doch zu fürder Innigkeit,
Zu deines Lobes Würdigkeit
Hab' ich mich verbunden.

2.

Ohne Sorgen ich nicht bin, —
Das Herze, Muth und Sinn
Gar kleine es bedenken,
Wo, wenn, und zu welcher Stund
Gedanken, Werke und Mund
Mich an deinem Lobe kränken.

3.

Reine Jungfrau, so ist Noth,
Daß dein übrig Gut berot (berath)
Auch mir solche Gnade gebe,
Daß mit Reue, Beicht' und Buß
Meins Selbst Muth ich „premtzen" muß
Und so in Hulden lebe.

4.

Insonderheit bitt' ich von dir,
Wollst solche Gnade geben mir,
Daß ich in meinen Jahren
In rechtem, edlem Staat
Ohne Schand' und Missethat
Mit Ehren möge fahren.

5.

In der letzten Stunde mein
Wenn ich leide Schmerz und Pein
Und von hinnen wohl verscheide,
Thu mir dann, Maria, Trost,
Daß ich selig, ganz erlost (erlöset)
Fahr' hin in dei'm Gekeide (Geleite)!

Statt dessen konnte er auch sieben Paternoster und sieben Ave Maria beten, oder an die Armen sieben Pfennige geben.

Die Marienfeste sollten vor Allem „mit ganzer Innigkeit und Würdigkeit gefeiert werden unter Fasten und mit Vermeidung aller weltlichen Geschäfte". Jeder sollte sich seinem ritterlichen Stande gemäß „ehrlich" verhalten und sich vor schimpflichen Handlungen bewahren. Beim Tode eines Mitbruders war Jeder verpflichtet, zur Seelenmesse nach Brandenburg zu kommen, oder an die Marienkirche eine Mark Silber zu zahlen, — weigerte er sich dessen, so sollte er ausgestoßen werden. Doch konnte man sich nach Umständen durch einen Stellvertreter ersetzen lassen. Was auf den Capitelstagen beschlossen oder besprochen worden, sollte Jeder geheim halten und ohne Erlaubniß oder Befehl Niemandem mittheilen.

In §. 12 versprach Kurfürst Friedrich II. jedem Mitgliede des Ordens, im Falle es verarmen sollte, Aufnahme und lebenslängliche Verpflegung an seinem Hofe oder auf einem seiner Schlösser.

Die §§. 13, 15, 16, 18—20 enthalten die Verpflichtungen des Klosters. Die Klosterbrüder sollten täglich vollständigen Gottesdienst (Mette, Prime, Terzie, Sexte, None, Vesper und Complete) halten, daneben früh unserer lieben Frauen Messe, Abends nach der Complete deren Lob singen. „Der Meßpriester sollte mit ganzer Andacht beten für die Eintracht der Christenheit." Für die verstorbenen Ordensglieder sollten Vigilien und Seelenmessen abgehalten werden.

Damit alle Punkte der Stiftung gehörig beobachtet würden, ward in der Folge ein Gericht niedergesetzt aus den Mitgliedern der Gesellschaft, bestehend aus Schaffern (Schöppen, Richtern) und Schiedsmännern; zum ersten Obmanne aber wurde der Kurfürst gewählt.

(Der Beschluß folgt.)

Französische Romanliteratur.

Wir haben in Nr. 351 d. Bl. f. 1843 über die bessern Erscheinungen der neuern französischen Romanliteratur Bericht erstattet. Gegenwärtig wollen wir dieser Liste, welche nur sehr unvollständig war, eine Nachlese nachschicken, um so mehr, da sich in dieselbe ein kleines Versehen eingeschlichen hat, das wir gleich berichtigen wollen. Bei Erwähnung des neuesten Romans der beliebten Schriftstellerin Mad. la Comtesse Dash, deren wahrer Name Gräfin Cinq-Mars ist, hatten wir gesagt, daß von derselben Feder auch die unter dem Pseudonym Daniel Stern in der „Presse" erscheinenden Kunstartikel herrührten. Dem ist nicht so. Allerdings birgt sich hinter dieser Maske gleichfalls eine geistreiche Dame, welche der vornehmen Welt angehört; aber der Name derselben ist nicht Cinq-Mars, sondern Gräfin d'Agoult. Wir haben ganz kürzlich aus ihrer eleganten Feder auch ein paar Novellen unter dem Titel „Harvé et Julien" erhalten, von denen ein Theil wenigstens bereits vom Feuilleton der „Presse" gebracht war. Auch von der erwähnten Gräfin Dash haben wir einen neuen Roman anzuführen, dessen wir in unserer vorigen Romanübersicht noch nicht gedacht haben, obgleich er der Zeitfolge nach vor die „Bals masqués" zu stellen ist. Gleichfalls von einer Dame, die bereits als Romandichterin einen guten Namen hat, rührt die „Belagerung von Orleans im Jahre 1429" („Le siège d'Orléans") her. Die Verf., die Fürstin von Craon, hat die historischen Gestalten nicht ohne Geschick behandelt; besonders gelungen ist ihr die Zeichnung der weiblichen Charaktere. Um gleich bei den bas-bleus stehen zu bleiben, wollen wir auch noch des neuesten Romans der Mad. Ancelot gedenken. Dieselbe hat sich, seitdem sie mit ihrem Manne oder ihr Mann mit ihr — wir erinnern an die geistreiche Caricatur auf dem Chemin de la postérité — an der Spitze des Theaters Vaudeville steht, fast ausschließlich auf das sentimentale Drama und das historische Vaudeville (seltsame Zwittergattungen!) geworfen.

Wenn wir uns nun zu den Romanschreibern männlichen Geschlechts wenden, so dürfen wir in so anständiger Gesellschaft wol kaum Paul de Kock und dessen neuesten Roman: „L'amoureux transi", erwähnen; denn wenn auch im Auslande, und namentlich in Deutschland und England, dieser leichtfertige Schriftsteller als eine der Hauptgrößen der modernen französischen Literatur angenommen wird, so gilt in Frankreich doch immer noch, was Sainte-Beuve von ihm so fein sagt: „On le lit, mais per-

sonne ne le connait." Viel unverhohlener gesteht man seine Leidenschaft für Balzac, diesen Liebling der „**femme de trente ans**", die er erfunden oder wenigstens zu einer gewissen Würde erhoben hat. Unter den neuern Producten seiner unerschöpflichen Feder heben wir „Dinah Piédefer" und „Honorine ou la fausse maitresse" hervor. Beide Romane sind zuerst als Feuilletons erschienen — der erstere im „Siècle", wenn wir nicht irren, und der letztere in der „Presse"; hierauf hat der Verf., wie das jetzt ganz in der Ordnung ist, verschiedene Ausgaben veranstaltet, die bereits mehre Ab- und Nachdrucke erlebt haben, und wird sie dann in seine gesammten Werke, welche unter dem Titel „La comédie humaine" in glänzender Ausstattung erscheinen, zum Schluß noch aufnehmen. Wir haben eben der femme de trente ans erwähnt, und wollen deshalb an Balzac einen andern beliebten Romanverfertiger anreihen, Charles de Bernard, den Verf. der „Femme de quarante ans", eines vielgelesenen Romans, welcher auch als Vaudeville verarbeitet ist. Auch dieser Schriftsteller ist schon so glücklich, einen Buchhändler gefunden zu haben, der von seinen Romanen eine bändereiche Gesammtausgabe veranstaltet. Eine seiner bessern letztern Novellen, unter denen wirklich einige ganz lesbare sind, ist „Un homme sérieux", dessen sich die brüsseler Nachdrucker bereits bemächtigt haben.

Dumas übertrifft die genannten Schriftsteller an Productivität beiweitem.

„Er schmieret wie man Stiefeln schmiert, vergebt mir diese Trope,
Und ist ein Held an Fruchtbarkeit wie Calderon und Lope."

Dabei wird man keinen seiner zahllosen Romane ganz unbefriedigt aus der Hand legen. Sein letztes Werk „Albine" — aber während wir vom letzten reden, haben gewiß schon ein paar neue das Licht der Welt erblickt — spielt in Deutschland und zaubert uns das duftige Waldleben in einem Grade vor, wie wir es noch bei keinem andern französischen Romane gefunden haben. Auch seine „Villa Palmieri" hat ihre anziehenden Partien. Monotoner als Dumas, der sich in allen Kreisen bewegt, obgleich immer noch mit einer reichen Erfindungsgabe versehen, ist Frédéric Soulié, von dessen neuesten Producten wir nur „Une maison de campagne à vendre" erwähnen. Dieser fleißige Schriftsteller gefällt sich am meisten in düstern, schauerlichen Schilderungen, aber der eigentliche Erzähler haarsträubender Gespenster- und Mordgeschichten ist Léo Lespès, der fleißige Mitarbeiter an dem Gerichtsblatte „L'audience". Er ist übrigens nur ein Schriftsteller dritter oder vierter Ordnung und hat in seinen Geschichten ebenso wenig Selbständigkeit wie in seinen „Mystères du grand opéra", die schon im Titel ihren Ursprung verrathen.

In Frankreich mehr als irgendwo gehört es zum guten Ton, sich die Autorschaft irgend eines Romans oder einer Gedichtsammlung beilegen zu können. Schon oben sahen wir fast lauter altadelige Namen unter den Schriftstellerinnen figuriren, hier können wir aber noch eine ganze Reihe von Autoren anführen, welche sämmtlich aristokratischen Familien angehören; freilich mögen die meisten davon in der Gesellschaft einen höhern Rang einnehmen als in der Literatur. Der erste von diesen schreibenden Gentlemen ist Roger de Beauvoir, qui est, wie Dumas einmal in einer Gesellschaft sagte, bête à force d'avoir trop d'esprit, was etwa so viel sagen will als: weil er mit seinem Geiste nicht recht hauszuhalten versteht. Seine Werke geben nur einen schwachen Begriff von seiner Lebendigkeit und dem Witze, den er in der Gesellschaft zu entfalten pflegt. Einer seiner letzten Romane ist „Les trois Rohans". Zu dem Besten, was aus seiner Feder geflossen ist, gehören seine Reiseschilderungen aus Spanien. Auch M. de Bazancourt, der Verf. eines neuen Romans „Noblesse oblige" und der Herzog von Abrantes, von dem vor kurzem eine Novelle unter dem Titel „Alfrède" herausgekommen ist, gehören der vornehmen Welt an. Letzterer ist der Sohn der berühmten Schriftstellerin seines Namens und hat sich selbst durch mehre Lustspiele und durch sein geniales Leben bekannt gemacht. Den schon vor mehren Monaten erschienenen Roman „Le dragon rouge" von Léon Gozlan haben wir in d. Bl. noch nicht erwähnt und wollen ihn deshalb an dieser Stelle nachtragen, indem er zum Besten gehört, was seit einiger Zeit auf dem Gebiete des Romans vorgekommen ist. Dieser fruchtbare Schriftsteller hat, seitdem er mit seinem „De la main droite et de la main gauche" so viel Glück gemacht hat, sich fast ausschließlich dem Drama, das, wenn man einmal en vogue, das ergiebigste Feld von allen ist, zugewendet. Indessen haben seine neuern Stücke doch nie wieder den Anklang gefunden wie das ebenerwähnte Drama, in dem die reiche Phantasie des Dichters ihr buntes Spiel treibt. Zwei Feuilletonisten, welche sich bisher nur wenig durch selbständige Werke hervorgethan haben, sind E. Berthet, von dem wir einen Roman „Le loup-garou" erhalten haben, und Eyelly, der am Feuilleton des „Constitutionnel" thätig ist. Sein „Epée de Damoclès" ist auch in diesem Journal zum ersten Male erschienen. Als fleißiger Mitarbeiter an der „Revue de Paris", namentlich auf dem Felde der Kunstkritik und der Novellistik, hat sich Ed. Ourliac bekannt gemacht, von dem in schneller Folge zwei recht ansprechende Novellen: „Brigitte" und „Le souvenir de Kazakaba", erschienen sind. Michiels, dessen „Art en Allemagne" und „Idées littéraires en France" wir in d. Bl. erwähnt haben, tritt in seinem „Nevillac", so viel wir wissen, zum ersten Mal als Novellist auf. Eine sehr dichterische Phantasie scheint dem jungen Schriftsteller nicht eben zu Gebote zu stehen. Weniger fehlt es hieran Aug. Luchet, der sich durch seinen mit Beschlag belegten Roman „Une famille sans nom" sowie durch einige andere poetische Producte bekannt gemacht hat. In seinem neuesten Romane „Le talisman" stört uns dasselbe Schautragen radicaler Grundsätze, die sich in allen seinen Werken Luft machen. Der Dichter soll nicht — und der Romanschreiber am wenigsten — „auf der Zinne der Parteien stehen". Auch bei Georges Sand, die wir oben nicht bei den schriftstellernden Damen genannt haben, weil sie männlicher ist als alle die Männer, welche wir eben aufgezählt haben, sind gerade diejenigen von ihren Dichtungen die schwächsten, wo sie lediglich unter dem Einflusse ihrer demokratischen Gesinnung steht. Die Politik ist ein schlechter Träger des Romans. So stellen wir ihren „Compagnon du tour de France", von dem immer noch der zweite mit noch grellern Farben gezeichnete Theil erwartet wird, ihren neuern Schöpfungen, dem „Consuelo" und der „Comtesse de Rudolstadt" unbedingt nach. Einzelne Partien dieser beiden Romane, durch die der Faden eines gemeinschaftlichen Interesses läuft, gehören zum Schönsten, was die französische Literatur, ja die neuern Literaturen überhaupt aufzuweisen haben.

6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 86. —— 26. März 1844.

Der Schwanenorden.

(Beschluß aus Nr. 85.)

Da der Orden einen völlig geistlichen Charakter hatte, so bedurfte er der Bestätigung des Papstes. Diese erfolgte alsbald durch Nikolaus V. (s. v. Raumer's „Cod. diplomat.", I, 193). Unter den Mitgliedern, welche damals die Ordensgesellschaft bildeten, waren 40 aus den Marken, 20 aus Sachsen und Braunschweig und 54 aus Franken, Baiern, Östreich und Schwaben.

Als im J. 1459 einige Ordensritter aus Franken beim Markgrafen Albrecht, Friedrich's II. Bruder, sich entschuldigten, wegen der großen Entfernung nicht immer zur bestimmten Zeit in Brandenburg erscheinen zu können, so bestimmte er mit der Einwilligung seines Bruders, für diejenigen Ordensbrüder, welche von Brandenburg aus gerechnet jenseit des Thüringerwaldes wohnten, die Sanct-Georgskapelle in der Stiftskirche des heil. Gumpertus zu Ansbach zur Filialkirche der Gesellschaft. Diese führte von nun an den Namen „Ritterkapelle" und wurde bald überreich an Denkmälern, besonders Grabsteinen und Wappenschildern von Mitgliedern des Schwanenordens.

Somit ward der Orden in zwei Zungen: die norddeutsche und süddeutsche, eingetheilt.

Mit der Reformation des Kirchenwesens erloschen Beide, obgleich eine förmliche Aufhebung des Ordens in der That nie stattgefunden hat; dieses allmälige Sinken hatte auch die Auflösung des Klosters auf dem Berge bei Brandenburg zur Folge. Einige Mitglieder lebten bis 1550. Während der hundertjährigen Dauer der Gesellschaft hat dieselbe 24 Fürsten, 11 Grafen, 8 Freiherren, 69 Ritter und 229 Adelige, im Ganzen 331 Personen unter ihren Gliedern gezählt.

Die Ordensinsignien, in der Urkunde gemeinhin nur „die Gesellschaft" genannt, bestanden in einer goldenen oder silbernen Kette, deren Glieder je aus einem zolllangen Folterinstrument (in der Stiftungsurkunde „premtze", d. i. Bremsse) mit eingepreßten Herzen bestanden, und zwar so, daß ein jedes dieser Instrumente nach Art der Maulpfriemen (pastomides), die aus zwei gezahnten Seitenschienen mit einem Verbindungsring am obern Ende und einem durch eine Schraube zusammenziehbaren Querriegel am untern Ende gebildet waren, je ein rothes Herz einpreßte. (Nach den Worten der Originalurkunde: „in meinung, daß wir unsern frechen mut, eigenwillen vnd wollust zwingen vnder der mechtigen hand gots diemütigen vnd unsre hertzen mit premtzen wahrer vnd rechtfertiger rawe [Reue] beicht vnd buß kestigen [kasteien] sollen.") Daran hing das Ordenszeichen: ein Marienbild mit dem Jesuskind auf dem linken Arme mit der Inschrift: „gegrüsset seistu der weldte frawe", unterhalb ein mit den Spitzen nach aufwärts gekehrter Halbmond, der nebst den Sonnenstrahlen, die das ganze Bild umgeben, die heil. Jungfrau als Himmelskönigin bezeichnet (wozu die Offenbarung Johannis, C. 12, die erste Veranlassung gegeben). Unter der Madonna befand sich das eigentliche Ordenssymbol — ein Schwan — mit ausgebreitetem Fluge nach rechts gewendet, sowol um die Reinheit des Herzens als das stete Andenken an den Tod zu bezeichnen. (Für Beides ist der Schwan seit den ältesten Zeiten ein stehendes Symbol; das Vorahnen seines Todes und der damit verbundene Gesang war wenigstens damals als Thatsache anerkannt.) Den Schwan umgab eine kreisförmig gedrehte, weiß emaillirte „Quehle" oder Binde, deren Enden, in einen Knoten verschlungen, herabhingen und je mit sieben Kettchen und sieben daran befindlichen Glöckchen verziert waren, — zur Erinnerung an die sieben Werke der Barmherzigkeit oder die sieben Haupttugenden, und an die Wachsamkeit. Das Ordenszeichen war oft in Kleinigkeiten abweichend, z. B. statt der Kettchen und Glöckchen zuweilen zehn Franzen zum Gedächtniß der treuen Übung der zehn Gebote.

Die Urkunde von 1440 sagt: „Den Unserer Lieben Frauen-Orden tragen wir in solcher Andacht und Meinung, daß unser Herz in Betrachtung unserer Sünde in Bitter- und Wehtagen gleich wie in einer Premsse sein soll, und wir der Gnade und Hülfe, die uns die Jungfrau Maria erworben hat, in unserm Herzen nicht vergessen, und daß wir auch unser Ende, gleich dem Schwane, zuvor bedenken und uns darnach richten sollen, also, daß wir in der Seele unschuldig befunden werden mögen."

Das einzige noch vorhandene Originalordenszeichen, welches der König von Preußen zu Weihnachten 1842

seiner Gemahlin zum Geschenke gemacht hat, und wobei die Zeitungen versicherten, daß die von dem Publicum vermuthete Erneuerung dieses Ordens ein Irrthum sei, stammt aus einer Kirche in Basel. Bei der Auflösung der Cantonalverfassung und der daraus entstandenen Theilung der Güter in Basel-Stadt und Basel-Landschaft im J. 1835 wurde dasselbe mit andern Kirchenschätzen zu öffentlicher Versteigerung, und namentlich mit folgenden Worten feilgeboten: „Eine stark vergoldete silberne Halskette mit ein Zoll langen Gelenken; als Gehänge das Bild der Maria und darunter dasjenige eines Schwanes tragend, von fleißiger Arbeit.“ Der Generalpostmeister von Nagler, damals preußischer Gesandter am Bundestage zu Frankfurt, las diese Ankündigung im Auctionskataloge und errieth den hohen Alterthums- und Kunstwerth dieses Kleinods. Er ließ dasselbe aufkaufen und legte es dem jetzt regierenden Könige, dem damaligen Kronprinzen, zu Füßen.

In Baron Stillfried's Schrift findet man eine treue Abbildung dieser Insignien; ebenso auch eine (etwas davon abweichende) Darstellung der Ordenskette, als Stickerei auf einem Meßgewande in der Domkirche zu Brandenburg (innerhalb derselben die Wappenschilder von 1) Brandenburg, 2) das Erzkämmererschild, 3) von Pommern, 4) des Burggrafthums Nürnberg, 5) des Hauses Hohenzollern). Die älteste Abbildung kommt in dem „Wappenbuche“ des konstanzer Bürgers Ritter Konrad Grünenberg vom J. 1483 vor, wo die (silberne) Kette des Schwanenordens das Wappenschild des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg umfaßt und von Stillfried trefflich wiedergeben ist.

Die ältesten Mitglieder des Schwanenordens zu Lebzeiten des Stifters Markgraf Friedrich's II. bis zu dessen Tode 1471 waren:

I. In der Mark Brandenburg: Markgraf Friedrich II., als Stifter; Markgraf Albrecht, dessen Bruder; Friedrich Burggraf zu Nürnberg; Albrecht Graf zu Lindow, Herr zu Ruppin; Busso Gans, Herr zu Puttlitz; Hans von Waldau; Bernd, Werner und Busso von der Schulenburg; Mattis von Jagow; Achim Kerkew; Rudolf Schenk; Günter von Berkensleue (Batdeleben?); Mattis von Bredaw der Alt; Hans und Hasso von Bredow; Ludolf und Busso von Alvensleue (Alvensleben); Mattis, Bernd und Werner v. d. Schulenburg; Werner Schenk; Werner von Aluensleue; Offe vnd Otte von Slieben; Arnd Crumensehe; Ebel von Arnym; Gabel von Burgstorff; Heinrich von Slaberndorff; Claus Sparr; Eckart Krumenteich; Hennig Quast; Friedrich von Hoym; Veit von Schonemborne; Gebhardt von Bodenteich; Baltzer von Rochow; Mang, Marschalk des heil. röm. Reichs; Ritter von Hohenreichen; Jorg von Pappenheim, Erbmarschalk; Jorg von Sliwen.

II. Im Lande zu Braunschweig: Otto Wilhelm der Alt, Wilhelm der Jung und Friedrich, Herzoge zu Brunswig vnd Lüneburg; Heinrich Hertzog zu Mekelnburg; Adolf, Albrecht und Jorg, Fürsten zu Anhalt; Bernd Graue zu Regenstein; Gunter Graue zu Mülingen, Herr zu Barby; Friedrich vnd Wentzlaw von Byberstein; Hans, Herr von Torgaw; Reinhart, Herr zu Kottbuß; Vicke von Bülow; Johann Viereck; Heinrich Knutt; Ludolf von Veltem; Gerhard von Wustraw; Alverich von Bodenteich.

III. In Östreich, Franken, Baiern, Schwaben, Thüringen und Meissen: Ludwig, Graf zu Castell; Cunrat, Herr zu Weinsperg; Friedrich, Hertzog zu Sachsen; Johann, Herr zu Heideck; Conrat, Marschalk von Pappenheim; Wilhelm und Ulrich von Rechberg; Friedrich von Gruben; Wygoleiß Gradner; Hans von Parsperg; Siegmund von Lentersheim; Eberhart von Rorensteet; Jorg von Ehenheim; Hans Truchseß von Stetten; Heinrich und Curt, Marschalk von Pappenheim; Hans Aberdar von Seckendorff; Hans von Absberg; Wilhelm Fuxs; Jorg, Mertin vnd Wilhelm von Wallenfels; Carl von Tungen; Hans von Rotenhain; Hanns von Wallenrod; Hans und Siegmund von Sensen; Albrecht von Gych; Mertin Furtzsch (Förtzsch); Heintz von Aufseß; Wilhelm Schenck von Gyer; Hans von Seckendorff zu Krattendorff; Christoph Dornheimer; Heintz von Egloffstein; Bruno, edler Herr zu Quernfurth; Heinrich von Bünaw; Dietrich von Miltitz; Otto Spiegel; Heintze und Rickel Pflug (Pflugk); Jorg von Bamberg; Luthart, Herr zu Kottbuß; Heinrich Spiegel; Cuno Barffte; Lütz von Rotenhain; Egbrecht von Moren; Heintz von Kynsperg; Joachim von Greiffenberg; Weichart von Bredaw; Mattis von Bredaw der Jünger; Baltzar von Sliuen (Schlieben); Graf Gunter von Mansfeld; Graf Gunter von Beichlingen.

IV. Fürstinnen und Frauen: Katharina, Marggräfin von Brandenburg; Margaretha, Herzogin zu Baiern; Hedwig, Fürstin zu Anhalt; Margaretha, Gräfin zu Ruppin; Margaretha, Burggräfin zu Nürnberg; Margaretha, Gräfin zu Mansfeld; Metz Fraw von Beyberstein (Bieberstein); Ilse vnd Kuncke von der Schulenburg; Sophie von Bredaw; Else vnd Anna von Aluensleue; Sibylla von Wallenrod; Else von Wallenfels; Sophia vnd Ermengart von der Schulenburg; Margaretha von Pechaw; Sophia von Bardensleue; Christina von Jagow; Sophia von Burtorff (Borsdorf?); Sophia Hennig Quast's uxor; Christina, Herrn Vicker von Bulow's uxor.

Ein Verzeichniß der spätern Mitglieder des Schwanenordens sowie der für dieselben gehaltenen Gedächtnißfeierlichkeiten findet man in G. E. Finckler's Dissertation: „Sacra et illustris Sodalitas B. Mariae Virginis in monte ad vetus Brandenburgum; praeside J. D. Koelero“ (1723, 4.), wo auch die zweite Originalurkunde der Stiftung vom J. 1443, welche die Statuten gewissermaßen in sich schließt, abgedruckt ist. Eine obwol mangelhafte Abbildung der Ordensinsignien ist dieser nicht allzu häufig vorkommenden Abhandlung als Titelkupfer beigegeben. Weit genauer aber und technisch vollendeter finden sich dieselben in der v. Stillfried'schen „Monographie“.

Karl Falkenstein.

Denkwürdige Erinnerungen aus einer vierjährigen Reise durch Süddeutschland, Holland und England nach den Freistaaten des mittlern Südamerika, von Friedrich Saacke. Zwei Theile. Wolfenbüttel, Holle. 1844. 8. 2 Thlr.

Wer es ergötzlich und auch für nähere Bekanntschaft mit jenen zeither wenig besuchten und beschriebenen Landen des mittlern Südamerika diensam findet, die Reise dorthin in Gesellschaft eines schlichten, vorurtheilsfreien, wahrheitliebenden, heiter gestimmten, mit hellen Augen und gesundem Urtheil begabten Mannes, von einer britischen Bergwerksgesellschaft zur Aufsicht über das Maschinenwesen in Sold genommen, mitzumachen, dem dürfen wir das oben angezeigte Buch bestens empfehlen. In dem ersten Theile durcheilen wir die hanoverschen und hessischen Landschaften, fahren dann rheinab über

Mainz, Koblenz, Köln, Nymwegen nach Rotterdam, setzen von da über nach London, nehmen dessen Merkwürdigkeiten und besonders die Kingsbench (eine Schuldgefangenenstadt) und die übrigen Gefängnißanstalten in Augenschein; bestehen hier wie auch an den andern Orten mancherlei Abenteuer und gehen dann, nachdem wir noch in Manchester und Liverpool uns umgesehen haben, nach Colombia unter Segel. Wir kämpfen mit Stürmen und Windstillen, auch mit Haifischen und landen endlich wohlbehalten im Hafen von Santa-Marta nach 73tägiger Seefahrt. Von hieraus besuchen wir Bolivar's Grabstätte und durchwandern die Umgegend. Dann schiffen wir uns auf dem Magdalenenflusse ein und erreichen unter vielfachen, mitunter gefährlichen Abenteuern Baraquilla, rudern auf einem zerbrechlichen Bongo flußauf nach Baranca nuevo, Mompor, Santa Pedro vieja, Nare, Honda, St.-Anna, wo wir eine Weile bei dem dortigen Pochwerke Halt machen. Dann geht es zu Lande durch unwirthbare Strecken, wo die Brücken fehlen, nach Marmato, zwischen Santa-Fé de Bogota und Popayan gelegen, wo nun Saacke, den wir bis hierher durch gute und böse Tage begleitet und unterwegs viel Neues und Specielles in jenen selten besuchten Landen kennen gelernt haben, als Aufseher und Dirigent der Maschinenwerke angestellt wird. Im zweiten Theile begleiten wir ihn durch die Freistaaten des mittlern Südamerika, Colombia, Peru, Bolivia, Paraguay und La Plata. Dieser Aufenthalt wird mehre Jahre dauern. Wir werden mit ihm die natürliche Beschaffenheit, die Sitten und bürgerlichen Zustände jener jungen Freistaaten ganz in der Nähe betrachten, werden in Paraguay die persönliche Bekanntschaft des Dr. Francia machen und die noch gefährlichere der Menschenfresser in Groß-Chaco, einer bisher noch beinahe gänzlich unbekannten Wildniß.

Nach diesem Überblicke des Ganzen heben wir noch einige Bruchstücke aus, um die Darstellungsweise des Verf. näher zu bezeichnen. Ein Abenteuer in London (I, S. 117): „Wir besuchten die Erholungsorte und öffentlichen Spaziergänge. Wohin wir kamen, fanden wir den Raum von Lustwandelnden, Reitern, Tilburies und den glänzendsten Karossen gleichsam überdeckt. Doch das furchtbarste, ein wahrhaft chaotisches Gewühl trafen wir zuletzt in Regents Park. Noch nicht zwanzig Schritte vorgedrungen, befand ich mich von meinen Begleitern nur noch allein im Besitze des Taschentuchs, und blos rein zufällig, weil ich es in der Hand behalten hatte. Mein älterer Gefährte, der an diesem Nachmittage bereits seine Uhr und den Geldbeutel eingebüßt hatte, war verdrießlich und begab sich nach Hause, während Wilhelm und ich den Spaziergang im Park fortsetzten. Gegen Abend verlor sich die Menge allmälig und als es dunkel war, sahen wir uns fast noch allein in diesem noch vor kurzem so belebten Park. Eben im Begriff, auch heimzukehren, machte uns der ängstliche Hülferuf weiblicher Stimmen stutzen. Schwächer und gedämpft hörten wir den Ruf wiederholen. Ohne daran zu denken, daß es eine von Dieben gelegte Falle sein könnte, um Unerfahrene ins Garn zu locken, stürzten wir tolldreist, mit keinen andern Waffen als den guten Ziegenhainern in der Hand, in die nahe, dicht verwachsene Baumgruppe, woher der Hülferuf zu schallen schien. Kaum eingedrungen verjagte unser lautes «Halloh!» drei Bösewichter, die zwei Damen auszuplündern, ihnen vielleicht noch Schlimmeres zuzufügen im Begriff gewesen waren. Ein alter Diener lag geknebelt und mit einem langen Riemen zusammengeschnürt neben ihnen. Gern hätten wir den feigen Räubern nachgesetzt, doch die Furcht, bei noch längerm Verweilen im Park eingeschlossen zu werden, die völlige Unbekanntschaft mit der Gegend und hauptsächlich die Hülflosigkeit der beiden Damen und des alten Mannes hielt uns davon ab. Die Geretteten ergossen sich in einer Überfülle von Dank. Sie waren indeß nicht ganz ohne Schaden davongekommen. Die jüngste Dame hatte eine kostbare Uhr zu bedauern; der ältern war ein goldenes Halsband zerbrochen, welches ihr einer der Räuber zu entreißen gesucht hatte. Die Damen nach dem Wagen begleitend, der ihrer außerhalb des Parks wartete, erfuhren wir zu unserer Freude, daß wir das Glück gehabt, in ihnen die Gattin und Tochter eines in London ansässigen Deutschen zu retten. Auch sprachen Beide Deutsch. Madame Franky, die ältere Dame, meinte lächelnd, wir müßten uns wol wundern, sie mit ihrer Tochter und einem altersschwachen Bedienten noch so spät an diesem Orte getroffen zu haben. Sie erzählte, wie sie die Gefahr, worin sie geschwebt, ganz ihrer Unvorsichtigkeit beimessen müsse. Sie wären auf dem Wege nach dem Wagen von einem anständig gekleideten, engelschönen Kinde angesprochen worden, welches weinend sie um Beistand für ihre Mutter, die nicht weit davon in Ohnmacht liege, angefleht habe. Das Kind habe sie dann erst eine Zeit lang in die Irre geführt und dann nach einem Baume gezeigt, unter welchem auch in der That eine Frau bewegungslos am Boden lag. Die Frau, die in dem Augenblicke, wo sie herangetreten waren, wieder aus einer schweren Ohnmacht zu erwachen schien, habe sie abermals eine Weile aufgehalten und darauf in jenes Dickicht gelockt, durch welches, wie sie vorgab, der nächste Weg aus dem Park führe. Hier kaum angekommen, wären sie von den drei verlarvten Räubern angefallen. Im Nu sei ihr Begleiter, der alte John, gebunden und geknebelt, die Frau aber und das Kind seien lachend davongeeilt." Weiter unten heißt es: „Der Zufall hatte mit uns ein wundersames Spiel getrieben: denn Herr Franky war — einer der Directoren unserer Principalgesellschaft und befand sich in diesem Augenblicke in Columbien zur Oberaufsicht der Bergwerke, wohin wir eben bestimmt waren. Nach dem heutigen Vorfalle durften wir hoffen, in ihm einen warmen Gönner zu finden." (S. 150): „Wie Liverpool, das an seinen Schiffswerften über 3000 Zimmerleute beschäftigt, die erste Seestadt genannt werden dürfte, so ist Manchester der erste Fabrikort der bekannten Welt. Es zählt mehr als 200 Fabriken. Indeß neben dem Glanze fehlt es nicht an Schatten; und um des Schattens willen, möchte ich, als guter Patriot, meinem Vaterlande ein Manchester wahrlich nicht wünschen. Neben den durch gigantische Speculationen erworbenen Reichthümern stößt man auf das gräßlichste Elend. Tausende in der bittersten Armuth Schmachtende neben einem Reichen! Es kostete anfangs Mühe, Zutritt in einer der Baumwollenfabriken zu erhalten; endlich gelang es mir, mit Hülfe eines Geldgeschenks in eine solche Anstalt einzudringen. Es war ein viereckig achtstöckiges Gebäude. Jede Seite zählte 7 Reihen und jede von dieser vierzig hohe Fenster. In der Mitte lag der Hof, auf welchem kleinere Gebäude standen, von wo aus sämmtliche Maschinen in dem Hauptgebäude betrieben wurden und mit diesem durch lange, oft leibdicke Röhren verbunden waren. Das dumpfe Dröhnen, das klappernde, schrillende Getöse in solch einer Fabrik übersteigt alle Beschreibung. Tritt man zum ersten Male in die unabsehbaren Werksäle, so erregen die verschiedenen, mit mathematischer Genauigkeit ineinanderschlagenden Maschinen das höchste Erstaunen. Mit gefangenen Sinnen erblickt man wie verdummt auf die niegesehenen Werkzeuge, auf die vom Menschen geschaffene übermenschliche Kraft des Mechanismus. Jedoch nicht lange und das Auge gewöhnt sich an den Anblick der rollenden und stampfenden Walzen, der mit Windesschnelle wirbelnden Räder und Spindeln, und dann bleibt der Blick an Hunderten von kleinen menschlichen Geschöpfen hangen, die in dieser schwülen, von den Ausdünstungen der Menschen und der Öle pestartig geschwängerten Atmosphäre inmitten dieses furchtbaren Getriebes Baumwolle zupfen oder ähnliche Arbeiten verrichten, zu welchen kleine und geschmeidige Finger erfodert werden. Diese armen Geschöpfe, meistens Kinder von 4—14 Jahren, haben alle ein krankhaftes, schmutziges, oft ekelhaftes Ansehen. Aufseher mit langen Knotenpeitschen sorgen dafür, daß keins von den unglücklichen Kindern einschläft oder auch nur ermüdet. Auch vergeht selten eine Woche, daß nicht durch Unvorsichtigkeit das eine oder das andere von den Rädern der Maschinen ergriffen, verstümmelt, auch wol zermalmt wird. Eine deutsche

Mutter würde lieber verhungern, als ihr Kind solchen Gefahren preisgeben, solche Leibes- und Seelenqualen erdulden lassen." In London S. 128 erschien dem Reisenden der englische Kaufmann dagegen in der komischen Maske. Der Besitzer eines Bilderladens lud ihn ein, seine schönen Sachen zu besehen. Als er nachher Abschied nehmen wollte, bat sich der Kunsthändler einen Schilling aus. Ein ander Mal fragte er einen Vorübergehenden nach dem Namen des Hausherrn bei einem sehr schönen Hause. Der Mann nannte den Namen, foderte aber dann 4 Pence für seine Bemühung.

Bei den Streifereien in der Umgegend von Santa-Marta besuchte der Reisende auch des berühmten Bolivar Grabstätte. „Sie befindet sich auf einer kleinen Anhöhe in einem lichten Walde von Citronenbäumen, kurzgehaltenen Aloebüschen und weißen Pappeln, umgeben von einer grandiosen südamerikanischen Natur. Das Grab selbst ist höchst einfach. Ein weißer, von seinen Freunden ihm gesetzter Sandstein trägt die Worte: «Bolivar el Libertador». Sein Riesendenkstein aber, den er selbst sich gesetzt hat, ist Columbien, ist Peru, ist Bolivia!" Das furchtbarste Ungethüm in den dortigen Flüssen ist die Rieseneidechse, der Kaiman. Bei einer Hitze von 96 Grad Fahrenheit im Schatten sehnt man sich nach einem erfrischenden Bade im nahen Flusse, an einer seichten Stelle. Aber welche Vorkehrungen! (S. 251): „Während wir badeten, mußten uns Sklaven auf Kähnen fortwährend umkreisen und mit Schellen und großen Klappern lärmen, um die Kaimane zu verscheuchen." Eine einzige Unvorsichtigkeit kann das Leben kosten (S. 313): „Unsere Jäger fanden sich von einer Jagdpartie sehr ermüdet. Sie legten sich auf die Bedachung des Boots, weil es im untern Raume zu heiß und dunstig war. Der Patron warnte sie vor dem Einschlafen, weil sie bei einem Anstoßen des Fahrzeugs leicht hinabstürzen und verunglücken könnten. Unser Freund Barth schlief dennoch ein. Bei einer Biegung stieß das Boot an. Der Schläfer rollte hinab in die Flut, und ehe noch an Hülfe gedacht werden konnte, sahen wir ihn schon die rettungslose Beute eines Kaimans werden. O mein Gott! der gellende Angstschrei des Unglücklichen — ich höre ihn heute noch."

(Der Beschluß folgt.)

Anerkennung der deutschen Literatur in Frankreich.

Abgesehen von einigen eingefleischten Anhängern der alten Schule, die im Überhandnehmen germanischer Ideen den Untergang für die französische Literatur sehen, und den liebedienerischen Schmeichlern des Nationalstolzes, wird man im Allgemeinen in der französischen Presse eine Umwandlung zu Gunsten Deutschlands und unserer Literatur seit einem Jahrzehnd wahrnehmen. Auf einzelne feindselige Demonstrationen muß man kein zu großes Gewicht legen. Das Kriegsgeschrei von 1840 ist vorübergehend gewesen und Manifeste wie Quinet's Schmähschrift gegen die „Teutomanie" sind zum Theil wenigstens aus persönlichen Rücksichten zu erklären. Die Anzahl anerkennender Kritiken von deutschen Leistungen wird in den französischen Blättern immer größer, und ein Theil derselben verräth wirklich nicht unbedeutende Sachkenntniß und Interesse an unsern literarischen und artistischen Bestrebungen. Wir wissen recht wohl, daß ein selbständiges, lebenkräftiges Volk nicht so gar viel auf das Urtheil des Auslandes geben sollte; aber wir Deutsche haben nun einmal die „bonhommie" und sind so wohlerzogen, daß wir uns jedes Lob, welches vom Auslande herkommt, jede Anerkennung, die wir auswärts finden, zur Ehre anrechnen und uns vergnüglich die Hände reiben, wenn uns der Nachbar einen stolzen Beifall nickt. So wollen wir denn auch nicht unterlassen, unsern erfreuten Lesern Bericht zu erstatten von dem günstigen Eindruck, den eine vor kurzem erschienene Bearbeitung des „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" bei unsern geneigten Nachbarn jenseit des Rheins gemacht hat. Es ist dies in der That um so bemerkenswerther, da bekanntlich die rohe Hand der englischen Kritik diese bunten, düftereichen Sträuße der reinsten Poesie arg zerpflückte, als Bettina unter Beihülfe eines englischen Übersetzers dem „sprachverwandten Brudervolke" ihr Werk vorgeführt hatte. Die französische, wirklich recht gediegene Bearbeitung — sie rührt von Sebastien Albin her, der sich durch eine Sammlung deutscher Volkslieder bekannt gemacht hat — findet wie gesagt in der französischen Presse alle Anerkennung. Vorzüglich versteht es der Beurtheiler dieses Werkes in der „Revue des deux mondes" auf eine Art, die man noch vor 20 Jahren in Frankreich für unmöglich gehalten hätte, auf den originellen Sinn Bettina's, der oft ans Kindisch-Tändelnde streift und doch stets so wahrhaft poetisch bleibt, einzugehen. Überhaupt fängt diese inhaltreiche Zeitschrift, die in literarischer Beziehung in Frankreich auf der ersten Linie steht, seit einiger Zeit an, unsern politischen und literarischen Verhältnissen besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Wenn sie nur die Angriffe Quinet's und die ungünstigen Berichte des pseudonymen de la Genevais nicht auf dem Gewissen hätte, die eine einflußreiche deutsche Zeitung der „Revue des deux-mondes" noch immer nicht vergeben kann! Auch in den neuesten Aufsätzen aus der Feder eines jungen talentvollen Kritikers, Namens René Taillandier, Sohn des namhaften Deputirten, fehlt es in dem Bilde, das der Verf. von Deutschland und seinem intellectuellen Leben entwirft, nicht an Schatten. Indessen wollen wir uns Tadel gern gefallen lassen, wenn Derjenige, von dem derselbe ausgeht, nur Kenntniß unserer Verhältnisse und wenigstens keine ungünstige Stimmung gegen unser Wesen im Allgemeinen zeigt. Taillandier legt sowol in seinen politischen als literarischen Skizzen eine große Vertrautheit mit deutschen Zuständen an den Tag. Damit soll nicht gesagt sein, als liefe in seinen Aufsätzen nicht manche Ungenauigkeit und mancher Irrthum mit unter. Aber, die Hand aufs Herz, können dies die Franzosen nicht unsern Correspondenten und Beurtheilern französischer Verhältnisse ebenso gut zur Last legen? Im Allgemeinen hat Taillandier die verschiedenen Bestrebungen und die sich bekämpfenden Richtungen in unserer Literatur trefflich aufgefaßt und zeichnet ein ebenso geschicktes als treues Bild des gegenwärtigen Deutschland. Wenn er auch in seinen literarischen Partien vielleicht gegen einzelne unserer Dichter und Schriftsteller zu schonungslos verfährt und ihnen nicht überall gleichmäßige Anerkennung zu Theil werden läßt, so muß man sein Urtheil doch im Allgemeinen unterschreiben. Ja einige der Vorwürfe, die er unserer gegenwärtigen Literatur macht, muß man schon gelten lassen. Dahin gehört unter Anderm der Mangel an hervorragenden Persönlichkeiten in unserm übereichen Dichterheere, und vor Allem eine immer mehr überhandnehmende Nachahmungssucht, obgleich sich freilich auch in Frankreich die nämlichen Symptome einer allmäligen Abzehrung zeigen. Auch was Taillandier von der verderblichen Tyrannei des politischen Liedes sagt, das alle übrigen Triebe am Baume der Poesie zurückdrängt und überwuchert, ist im Grunde gar zu falsch nicht; nur klingt es allerdings sonderbar, daß dieser Einwand gegen unsere moderne Poesie gerade in Frankreich erhoben wird, wo doch die Politik mehr als irgendwo in alle Gebiete der Kunst hinüberspielt und wo unter Andern Béranger seine außerordentliche Verbreitung mehr seinen Gedichten politischer Farbe als den übrigen Erzeugnissen seiner reichen Muse verdankt. Übrigens hat es sich Hr. Taillandier, vor dessen kritischem Talente wir alle Achtung haben, vorbehalten, auf diese Richtung und die vornehmlichsten Repräsentanten derselben, insbesondere auf Herwegh, den schon die englische Presse so wenig geschont hat, in einem folgenden Artikel noch näher einzugehen. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 87. —— 27. März 1844.

F. G. Kühne.

1. Portraits und Silhouetten. Von F. Gustav Kühne. Zwei Theile. Hanover, Kius. 1843. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Mein Carneval in Berlin 1843. Von F. Gustav Kühne. Braunschweig, Westermann. 1843. Gr. 8. 25 Ngr.

Kühne ist mit Neujahr 1843 von der journalistischen Warte der eleganten Welt herabgestiegen, hat seine Beobachtungstagebücher in Ordnung gebracht, und ist dann zu seiner Erholung nach Berlin auf die Fastnacht gegangen. Dies die Genesis der beiden oben angeführten Schriften. Am Ref. ist es nun zu fragen: Wie hat Kühne auf seiner literarischen Sternwarte beobachtet, die Fixsterne, die Wandelsterne und die Nebelflecken bezeichnet, und wie hat Freund Gustav sich in Berlin amusirt?

1) Schon der Titel „Portraits und Sihouetten" verräth uns, daß wir Zeichnungen von Persönlichkeiten erhalten sollen. Es sind hauptsächlich literarische Berühmtheiten oder wenigstens Namhaftigkeiten. Am Ende der Galerie ist auch eine Anzahl Zeichnungen von Schauspielern und Schauspielerinnen aufgehängt, und zwischen den Bildern kommen einige Umrisse über deutsche, französische, belgische und holländische Maler sowie über den deutschen Stil vor. Im Allgemeinsten dürfen wir sagen, daß diese Schilderungen mit Wohlwollen entworfen und mit Geist ausgeführt sind. Kühne geht mit Liebe den Absichten des Autors nach, und beurtheilt mit Geist die Stellung und Bedeutung der Leistungen desselben. Er forscht gern nach Dem, was an einem Werke gelungen ist, und unterscheidet sich darin von andern Kritikern, namentlich von Gutzkow, dessen Blick immer zuerst auf das Mislungene fällt. Indem er den Fußtapfen des Autors nachspürt, entwickelt er einen feinen Sinn, ihn auch in den versteckteren Intentionen zu errathen; indeß ein Anderer, auf sein Kanape ausgestreckt, das Werk des Schriftstellers an sich und seine augenblickliche Stimmung heranbringt, und darin blättert, bis ihm ein frappanter Gedanke, ein pikantes Bild einfällt, und den Gesichtspunkt seiner Beurtheilung abgibt. Kühne freut sich, vor einem Werke die Stellung zu finden, wo sich in demselben ein Stück Welt am richtigsten abspiegelt, und denkt nicht daran, wie ein Anderer, den Diamant seines eigenen Scharfsinns dadurch zu bewähren, daß er einige Ritze rasch in das geschliffene Glas rißse. Kühne geht aber nicht aus schwacher Gutmüthigkeit so zu Werke, sondern mit vollem Bewußtsein. Er stellt sich im zweiten Theile seines Werks S. 216 die Frage, was die Kritik solle, da das überkritische Deutschland anfange, nicht mehr zu wissen, was Kritik sei:

> Sie soll die Natur des Autors erklären. Loben und tadeln ist sehr trüglich objectiv, die echte Kritik deutet. Aus dem Naturel des Autors, hat man es erkannt, springen von selbst seine Fehler und seine Tugenden hervor.

Mit diesem deutenden Geist behandelt Kühne die besprochenen Schriften, mit diesem forschenden Blick zeichnet er ihre Verfasser. Ich will damit nicht gesagt haben, daß auch alle mit ihren Portraits oder Silhouetten zufrieden sein dürften. Viele im Gegentheil werden sich nicht erkennen wollen; man könnte sagen, je härter sie sich getroffen fühlen, desto weniger werden sie ihr Bild für getroffen halten. Denn auch abgesehen davon, daß selten Einer sich auch in seinen Lücken und Mängeln gern erkennen mag, selbst wenn er von der Unvollkommenheit aller Sterblichen überzeugt ist: so kann sich ja auch der Kritiker in seinem mit dem besten Herzen und unbefangensten Blick aufgesuchten Standpunkt zu einem Schriftsteller irren. Daß aber auch der scharfe Tadel oder die leise Ironie, mit welchen Kühne einige der namhaftesten Autoren behandelt, nicht aus kleinlicher, miswollender Gesinnung hervorgehe, zeigt die freudige Anerkennung, mit welcher er in den Getadelten Das auch wieder hervorhebt und anerkennt, was ihn an andern Werken derselben, oder auf andern Seiten ihrer Physiognomie erfreut, ja manchmal entzückt. Kühne ist oft so weit von kleinlicher Reizbarkeit des Urtheils entfernt, daß ein im Publicum vielleicht nicht ungünstig aufgenommenes Werk sich in seiner Kritik nur darum mangelhaft ausnimmt, weil er es in einen umfassendern Gesichtspunkt stellt, als es der Verfasser selbst gegeben hat. Ein wohlwollender Zug an Kühne's Kritiken liegt auch darin, daß er die Fehler und Schwächen an schriftstellerischen Leistungen nicht so kurzweg aus unzureichendem Talent erklärt, sondern oft aus überwiegender Begabung auf der andern Seite begreiflich macht. So findet er an Julius Mosen, daß bei mannichfaltigen Waffen des Geistes, bei der Fülle seiner Weltanschauung, bei der aufgeregten Stimmung seines überschäu-

menden, aber doch tiefen und unerschöpflichen Gemüths, gerade die brennende Lyrik dieses liebenswürdigen Dichters hinderlich werde, auch fertige, vollauf in Scene tretende dramatische Gestalten zu liefern, und im Roman, ruhigen Behagens, einen reichen Geist mit den Stoffen der Welt sich vereinigen zu lassen. „Und doch", ruft er am Ende wieder, „wer gibt uns die Befugniß, eine Natur sich in sich selbst orientiren zu helfen?"

Nichts ist in der Kritik unerträglicher und kommt in unserer Journalistik doch so häufig vor, als daß Lumpe kritisiren, — Plebejer, möchte ich sagen, die den Schatz ihrer Einsicht, das baare Geld ihrer Kenntnisse — wie man es bei den über Land laufenden Metzgern sieht — in einer Rinds- oder Schweineblase mit sich führen, die sich in ihrer Frechheit mit Dünkel und absprechender Anmaßung aufblasen läßt. Dagegen hat Kühne etwas Aristokratisches als Kritiker. Ich meine nicht blos den anständigen und feinen Ton seiner Besprechungen, sondern daß er auch dem weniger bedeutenden, dem scharf getadelten Autor mit einem schönen Aufwand von Einsicht begegnet, und ihn dadurch ehrt, daß er fein gekleidet und als vornehmer und reicher Geist an den Schriftsteller herantritt. Kühne scheint nie vergessen zu haben, daß er ein Buch und einen Autor in der eleganten Welt einführte. Er hatte sich nicht gewöhnt, gleich einem andern Kritiker, den Schriftsteller im Schlafrock und neben dem Spucknäpfchen zu empfangen, wo denn gar oft im Eifer des Kritisirens die aufgeregte Galle statt ins Näpfchen — in die Federspule geräth. So spricht Kühne im ersten Theile (S. 217 fg.) über Witz, Ironie und Humor, dies Triumvirat, das die Gedankenwelt beherrschen wolle, und zeigt, wie der Witz nur lacht und hohnlacht, die Ironie nur sticht und blitzend eine jähe Helle verbreitet, in der sich ihr eigenes Antlitz wie in einer eisernen kalten Verachtung zeigt, der Humor aber das Alles kennt und besitzt, daneben aber noch viel reicher ist, und auch Thränen hat, weil er Liebe kennt und Liebe ist. Und auf welchen Anlaß, für welchen ausgezeichneten Schriftsteller macht Kühne diesen Aufwand schöner und bedeutsamer Gedanken? Er macht ihn, wo er von Saphir spricht, von dieser Sternschnuppe am literarischen Himmel Deutschlands, dessen „Meteorgeschichte" Kühne erzählt, und den er mit dem ironischen Aufruf preist: „Er war ein Mann; nehmt nichts zu nichts, wir werden nimmer seines Gleichen sehen!" Kühne nennt es boshaft, was einst F. Förster von Saphir sagte, daß er nämlich ein Edelstein sei, den nur die Policei fassen könne. Vielleicht findet er es gutmüthiger, wenn man behauptet, Saphir habe immer am meisten geglänzt, wenn er — gewichst worden sei.

Indem nun Kühne mit so viel Aufwand von Geist selbst an die oft scharf getadelten Schriftsteller herantritt, wird er in die verschiedensten Sphären der Besprechung geführt, und wir lernen ihn als einen Mann kennen, der ebenso die granitenen Höhenpunkte der Wissenschaft erstiegen als die Zaubergärten der Poesie durchmessen hat. Er entwickelt bei Besprechung des Immermann'schen „Merlin" den Begriff des Logos, bei Mosen's „Ahasver" das Verhältniß von Geist und Natur. Ebenso treffend spricht er sich aber auch wieder über Goethe in alten und jungen Tagen, und über Shakspeare und dessen bedeutsamste Lebensabschnitte aus.

Sehr nahe liegt es dem Zeichner so verschiedener Schriftsteller, dann und wann einen flüchtigen Blick auf die Perioden und Entwickelungen unserer Literatur überhaupt zu werfen. Er gewinnt an diesen Übersichten einen hellern oder dunklern Hintergrund für seine Portraits, zumal dieselben ohne literaturgeschichtlichen Zusammenhang nebeneinander gereiht sind. Zu solchen Betrachtungen veranlassen ihn besonders Gervinus und Laube durch ihre umfassenden, wiewol sehr verschiedenartigen Werke über unsere Literatur. Als Probe von Kühne's Anschauungs- und Darstellungsweise geben wir hier aus dem ersten Theile S. 229 folgende Betrachtung:

Die deutsche Literatur hat in keiner Epoche eine Normalform zur Erscheinung gebracht. Unter dem Druck des Mönchthums, unter der Zügellosigkeit des ritterlichen Zeitalters, in den Fesseln des heimischen Gewerbstandes war sie ein Kind der Nothdurft. Und was die große classische Periode ans Licht gerufen, das ist bei allem Glanz und aller Fülle des tief innern Lebens doch ein in Kampf und Noth errungenes und geflüchtetes Erbtheil. Schiller hat mühsam errungen, Goethe mühsam geflüchtet. In Griechenland, in England, in Spanien ging die Nationalentwickelung der goldenen Literaturepoche glorreich voran. Diese Gunst des Zusammengreifens aller Volkskräfte ist uns versagt geblieben, oder steht noch fern am Horizont der zukunfttrunkenen Wünsche. Wie die Geister wach wurden, da kroch die Menge noch in abgepferchten Winkeln herum, die freie Seele fand keinen freien Leib; Nationaltriumphe wie in Athen, London, Madrid hat die deutsche Literatur nicht feiern können; unsere politische Entwickelung scheint eine nachträgliche sein zu sollen; wird man es uns verargen, wenn wir an eine Literatur der Zukunft glauben, die mit der Entwickelung der Nation Schritt hält?

Und hieran schließt sich dann füglich, was einige Seiten früher über die neueste Literatur und ihre Bedeutung bemerkt ist.

Ob es nach Feststellung jener beiden Gestalten — Goethe's und Schiller's —, zu denen alle literarische Vorgeschichte sich pyramidalisch hebt, wieder abwärts geht, einer großen Demokratie entgegen, wo ein ganzer, voller Strom die Nation erfaßt, und Alles von derselben Gedankenmacht getragen scheint: das hebt die Bedeutsamkeit einer Literatur nicht auf, selbst wenn sie nicht mehr als freie Kunst auserlesener Geister gültig ist. Sind die Schranken zwischen Publicum und Producirenden gefallen, wie das bereits wirklich der Fall ist, so kann die Literatur ästhetisch verloren haben, ist aber historisch, in ihren Wirkungen um so mächtiger geworden.

Aber auch andere Lebenskreise als geschichtliche zieht Kühne, gelegentlich der Charakterisirung so verschiedenartiger Schriftsteller, in seine Betrachtung. Bei Ernst Willkomm erklärt er sich über das Verhältniß novellistischer Production zu den Tagesfragen; bei Sternberg's Romanen spricht er sich über den Lebensgeist der exclusiven Gesellschaft für die Gestaltung der großen und allgemeinen Processe der Gegenwart aus, und ungern lassen wir hier die treffenden Gedanken unabgeschrieben, mit denen er sich im zweiten Theil, S. 238 fg., über

Liebe und Ehe äußert. Den Tiefsinn dieser mächtigen Lebensfactoren entwickelt er wieder recht in der oben bemerkten Weise gerade neben dem Tadel der Flüchtigkeit, mit der Laube in seinen frühern Novellen Liebe und Ehe behandelte, ebenso wie Saphir's leichtfertiger Witz mit einer tiefgreifenden Betrachtung über Ironie und Humor zurecht gewiesen wurde.

Mit solchen Betrachtungen legt ein Kritiker zugleich auch ein Bekenntniß seiner Gesinnung ab. Es fehlt in diesem Buche nicht an Stellen, wo in Kühne's Kritik sein deutsches Herz pulsirt. Wahrlich, er hat Recht, wenn er bei Besprechung der Gutzkow'schen „Briefe aus Paris" sagt:

Die Versuche, uns bei den Fremden in ein gutes Licht zu stellen, sind gut gemeint; aber noch einen Schritt weiter, und — man gibt sich gar nicht alljährlich so viel Mühe, die französischen Herrlichkeiten von heut und die pariser Feuilletonpotenzen zu begreifen und zu construiren. Der regelmäßige Schwalbenzug der deutschen Reisenden und die pflichtgetreue hergebrachte Literatur darüber wird lächerlich.

(Der Beschluß folgt.)

Denkwürdige Erinnerungen aus einer vierjährigen Reise durch Süddeutschland, Holland und England nach den Freistaaten des mittlern Südamerika, von Friedrich Saacke. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 86.)

Die Lage, Umgegend, Geschäfte und besonders die Menschenwelt vom Goldbergwerke Marmato werden in dem zweiten Theile geschildert; dann geht die Reise weiter über Quito und Lima nach dem goldenen Potosi und endlich von dort durch bisher unbesuchte Länder noch freier, wilder Indianer auf dem Flusse Picolmayo nach Paraguay zum berüchtigten Dr. Francia. Eine kühne Flucht aus des Dictators Käfig gelingt nach Buenos Ayres. Von da die Rückreise nach dem Vaterlande. Marmato, 12,000 Fuß über dem Wasserspiegel, unter dem 30° nördl. Br. und dem 57° westl. L., liefert aus seinen gediegenen Goldadern und aus den Golderzen monatlich 80—85 Pf. reingeschmolzenes Gold; außerdem wird in den Goldwäschen der benachbarten Thäler viel Goldstaub gewonnen.

Sitten und Unsitten der Bewohner dieser Landschaften, meistens Mischlingsracen, daneben hin und wieder in kleinen Ortschaften Überbleibsel der indianischen Urbewohner, allenthalben aber wie hier, so durch ganz Südamerika, auch einzelne Deutsche, meistentheils aus ungünstigen Umständen zu günstigen emporgestiegen, lernen wir kennen; desgleichen die Eigenthümlichkeiten der dortigen tropischen Natur, der Staatsverfassung, der örtlichen Einrichtungen, besonders auch eines, wiewol hier vom Papst unabhängigen, dennoch aufs äußerste verdummenden, herrschsüchtigen, ketzerfeindlichen Pfaffenthums. An erotischen Abenteuern fehlt es auch nicht bei den heißblütigen, üppigen Menschen dieses Himmelsstrichs, deren Religiosität in einem kindischen Spiel mit Ceremonien besteht, übrigens aber Jeder thut, was ihm gelüstet, was dann freilich oft zu tragischen Ereignissen führt, deren uns mehre erzählt werden; denn überall ist es das baare, wirkliche Leben der Menschen, welches uns der Verf. bei frischer, jugendlicher, oft leichtsinniger Theilnahme an demselben anschaulich schildert. Von Marmato aus werden Ausflüge hier und dorthin unternommen, besonders nach den zwei bedeutendsten Städten des damaligen (aber kurz nachher in drei föderirte Freistaaten: Neu-Granada, Venezuela und Equador zertheilten) Colombia, nämlich Bogota und Popayan. Zuerst ([illegible]) nach Bogota, der Hauptstadt, über kahle Bergketten, abwechselnd mit pfadlosen, von wachsenden Hügeln und gewaltigen Massen umgebenen, von wilden Bergströmen durchbrausten Urwäldern, dann durch romantische Ebenen, geschmückt mit tropischen Gewächsen, an andern Orten mit Weizen-, Gerste- und Maisfeldern. Man erntet zwei Mal im Jahre, das erste Mal im April, das zweite Mal im September. Nur fehlt es überall an Menschen, den üppigen Wachsthum des reichen Bodens zu benutzen. Denn zur Zeit der Eroberung Südamerikas durch die Spanier sind die Urbewohner bis auf wenige Überbleibsel fast ausgerottet worden, und in unserer Zeit haben wiederum die Spanier von den Südamerikanern ein Gleiches erfahren müssen; aber diese selbst haben danach durch Bruderkriege untereinander ihr schönes Vaterland gräßlich verwüstet und entvölkert, und noch immer stellt die Intoleranz der Pfaffen großartigen Unternehmungen der Fremden überall Hindernisse entgegen. Wenn man auf dem Wege nach Bogota in niedrig gelegenen Thälern öfters eine Hitze von 86° Fahrenh. hat erdulden müssen, tritt man desto freudiger auf die schöne, kühle, 8000 Fuß über den Wasserspiegel erhobene, mit Städten, Dörfern, Pflanzungen, Landhäusern bedeckte Ebene von Bogota. Die Stadt, mit 42,000 Einwohnern, stellt Colombias London dar, wird durch Handel, Verkehr, Behörden, Militair belebt und wimmelt von einem bunten Gemisch der verschieden gefärbten amerikanischen und afrikanischen Menschenracen in ihren eigenthümlichen Trachten. Man sieht Damen in den feinsten Kleidern und im kostbarsten Diamantenschmuck, aber barfuß und die Cigarre im Mündlein, wiederum Neger, ohne alle Kleidung, dann die Hirten (Llaneros) mit ungeheuern, mit Federn und Cocarden gezierten Strohhüten, gewaltige stählerne Sporen an den nackten Füßen, Pistolen im Gürtel von rohem Kuhleder, eine baumwollene Decke der Mantel, dazwischen Schwärme von herrenlosen Hunden und unverschämten Bettlern; von Policei ist aber nichts zu entdecken. Auch in Bogota ist ein arm eingewanderter Niedersachse, Elbers, zum reichsten Manne emporgestiegen. Im Theater sah der Reisende zwei kleine Stücke von Calderon aufführen. Als der Vorhang aufrollte, erblickte man eine Prinzessin im königlichen Schmuck auf einer Ottomane; sie war barfuß und rauchte eine Cigarre. Ländlich, sittlich! Auf der Rückreise traf man auf eine tragischere Scene. Zwei Indianer kämpften mit langen Messern um den Besitz einer Schönen. Nachdem der eine todt niedergestreckt war, bestieg der andere sein Maulthier und ritt mit der Beute ruhig davon. Ein zweiter Abstecher führte nach der zweiten Hauptstadt, Popayan, über eiskalte Bergregionen und durch glühendheiße Thäler, mit Temperaturdifferenzen von 50 Graden. Auch in dieser Stadt ein Deutscher, Eisenberg, im Bolivar'schen Revolutionskriege emporgestiegen, in behaglichen Umständen. Auch hier jagt alle Welt dem Vergnügen nach, das aber öfters plötzliche Störungen erleidet, wie S. 162 und 163 zwei, aber ganz verschiedene, aufeinander folgen. Nur der letztern wollen wir erwähnen. Bei einem Balle, den der Gouverneur gab, wo der hochwürdige Bischof lustig mit schönen Damen umherwirbelte, vernahm man plötzlich ein unterirdisches, dem Donnergeroll ähnliches Getöse. „Ein Erdbeben!" hieß es. Der Tanz wogte aber jetzt noch ungestört fort. Jedoch als kaum nach zehn Minuten das unterirdische Rollen sich furchtbar verstärkt wiederholte, der Palast in seinen Grundfesten erbebte, Wandleuchter und Gemälde von den Decken herabfielen, der Kalk sich von der Decke löste, — da schwieg die Musik mit einem widrig kreischenden Nachklang der Geigen; Verwirrung und Gedränge der Fliehenden an den Thüren; Alles floh ins Freie. In der Gegend von Purace sah man zwei Vulkane Feuer speien. Eine Stunde von Bogota war ein Dorf von 20 Hütten verschwunden und ein tiefer See zeigte sich an der Stelle.

Nach einem Aufenthalte von ein paar Jahren zu Marmato trat den Verf. die Lust zu Reisen und Abenteuern von neuem an und er ließ, nebst einem andern Landsmann, sich (1833) von zwei [illegible] reicher Silberbergwerke in Potosi in Sold nehmen. So ging nun die Reise über den wunderseltsamen [illegible] hinaus auf

halsbrechenden Wegen zwischen den beiden Andesketten, über den Häuptern rauchende Vulkane, dann durch weite, fruchtbare, menschenleere Thäler mit zahlreichen Spuren niedergebrannter Ortschaften, nach Pasto, in der neuen Republik Ecuador. Beim Eintritt in Pasto, bewohnt von ⅘ Indianern und freien Negern, und ⅕ Creolen und Mestizen, wären die Reisenden, denen man „den Ketzer" anroch, weil sie an einem Festtage unterwegs waren, beinahe von der fanatischen Menge ermordet worden, wenn nicht ein Kapuziner, den sie für ein Stück Geld um seinen Segen baten, sie gerettet hätte. Von Pasto dann nach Ibarra unter großen Gefahren durch weglose Gebirge und Wüsten, öfters von wilden Indianerstämmen durchstreift; weiter nach Cayambo am 18,330 Fuß hohen Berge Coyamburo, von wo man über das Stille Weltmeer hinausblickt; dann nach der blühenden Fabrikstadt in Tuch und Leinen Otabalo, im J. 1822 vom Braunschweiger Meyl unter Bolivar durch einen kühnen Handstreich erobert; von da nach Quito, 9000 F. über dem Meeresspiegel, wo man wieder einen Landsmann, Meyer aus Wolfenbüttel, als Herrn einer Lakirfabrik begrüßt; von Quito 10 Tage lang durch grausenvolle Wege über die westlichen Cordilleras, durch Felsengrüfte und Eisfelder nach den zwar sandigen, aber fruchtbaren Küsten des Stillen Weltmeers und dann in 7 Tagen auf einem Küstenfahrer nach Lima. Zwar sind durch die Erdbeben von 1687 und 1825 die Prachtgebäude der reichen Stadt (von 72,000 Einw.) verschwunden, aber noch immer zeichnet sie sich durch mancherlei löbliche Anstalten vortheilhaft, wie durch zügellose Üppigkeit neben ungeheurer Bettelei nicht zu ihrem Vortheil aus. Von hier wurde die Reise auf einem Dampfboote fortgesetzt, in Cobijo (Puerto Lamar) gelandet und dann durch die an edeln Metallen wie an fruchtbaren Thälern reichen Provinzen Lipes und Chicas das berühmte Potosi mit seinen 27 Gold- und Silbergruben erreicht, bewohnt von 20,000 Indianern, Mulatten und Mestizen, und 14,000 Weißen, prangend mit schönen Häusern, zahlreichen Kirchen und Klöstern, deren unschätzbare Reichthümer, vom Aberglauben beschirmt, in den wildesten Revolutionskriegen nie berührt worden sind. Je reicher an edeln Metallen die Natur, desto armseliger zeigt sich gegenüber die Kunst. Selbst an den gewöhnlichsten Pumpwerken fehlt es noch, weshalb sehr oft die ergiebigsten Schächte ersaufen. Deshalb richtete sich der beiden Neuankömmlinge Thätigkeit sogleich auf den Bau kräftiger Pumpwerke, des einen, eines lockern Zeisigs, alte Liebhaberei aber auch unverzüglich auf die Erwerbung einer indianischen Dulcinea, wobei es aber zu einem harten Faustkampfe mit einem Nebenbuhler, einem feisten Franciscaner, kam, der einen zuerst für den Mönch, dann aber für die Sieger sehr schmerzhaften Ausgang nahm. Denn der racheglühende Mönch, der beliebteste Kanzelredner in Potosi, hetzte nun seine Beichtkinder, besonders die Bergleute, gegen unsere beiden Abenteurer, als Ketzer, die Unglück über die fromme Stadt bringen, besonders auch durch ihre teuflischen Maschinen den armen Arbeitern das Brot nehmen würden, dergestalt auf, daß beschlossen wurde, sie am Fastnachtabend in ihrer Behausung zu verbrennen, sodaß ihnen nun an einem Orte, wo es keine Policei gab, nichts übrig blieb, als sich insgeheim davonzumachen (im Februar 1834). Sie beschlossen die kühne Fahrt auf dem Rio Picolmayo nach Paraguay, um dort mit ihrem erworbenen Vermögen ein einträgliches Handelsgeschäft mit dem beliebten Paraguaythee (Mate) zu unternehmen, waren aber leider mit den politischen Grundsätzen des furchtbaren Dictators, Dr. Francia, durchaus unbekannt. Wohlgemuth schifften sie sich auf einem Boote von Kuhhäuten auf dem Flusse ein, der seiner ganzen Länge von drittehalbhundert Leguas nach, durch die noch nie von Europäern besuchte Landschaft Chaco strömt, erfüllt von wilden, menschenfressenden Indianerstämmen, aber auch von einer wunderbaren Thierwelt, der üppigsten Vegetation, vermuthlich auch von edeln Metallen, da hin und wieder gediegene Silberklumpen umherliegen.

Um die für das gegenwärtige Buch gesteckten Grenzen nicht zu überschreiten, behält sich der Verf. die Schilderung dieses noch unbekannten Landes und der hier erlebten Abenteuer, die alle frühern an Interesse überböten, für eine andere Gelegenheit vor. Nach einer Fahrt von drei Monaten lenkten die Reisenden wohlbehalten aus dem Picolmayo in den Paraguayfluß ein, wurden aber sogleich von Dr. Francia's Küstenwächtern gefangen genommen und nach Assumpcion in Verhaft gebracht, in Erwartung Dessen, was der gestrenge Dictator über sie entscheiden würde. Und nun die letzten drei Capitel (15—17, S. 300—413) höchst anziehend! Wir müssen aber, weil uns hier der Raum beschränkt, auf das Buch selbst verweisen. Nur andeuten können wir noch, daß auch in Assumpcion die bedrängten Deutschen einen treuen Landsmann Namens Lehmann antrafen, der nebst seinem Adoptivsohn ihnen mit Rath und That half, und dessen Unterweisung sie es zu verdanken hatten, daß sie ein vierstündiges, höchst merkwürdiges Verhör vor dem argwöhnischen, schlauen Dictator selbst glücklich überstehen konnten. Darauf folgte, nachdem sie bei einem der zahlreichen Spione Francia's einquartiert waren, eine zweite geheime Audienz bei dem Dictator, wonach der Verf. zum Baudirector ernannt wurde. Durch einen glücklichen Zufall, indem der Verf. den alten ehrlichen Pater Sylverius aus dem Wasser rettete, gegewann er dessen dankbares Herz, spielte auf dessen Veranstaltung den Pockenkranken, ward schnell aus der Stadt entfernt, starb und ward in effigie nebst seinem Gefährten schleunigst begraben und entkam, zwar noch immer unter großen Gefahren, doch zuletzt glücklich über die Grenze nach Buenos Ayres, von wo er in das Vaterland zurückkehrte und nun zu Wolfenbüttel das Amt eines Bauaufsehers verwaltet. Wer dem berüchtigten Dr. Francia als Regent und als Privatmann, den Zustand seines Reichs und überhaupt die Art des dortigen Lebens von einem Augenzeugen näher kennen zu lernen wünscht, wird dem Verf. für seine Mittheilungen danken. „In der That", ruft er S. 322 aus, „Paraguay ist ein wunderbares Land, einzig, allein stehend in seiner Art. Denn wo gibt es ein zweites Paraguay ohne Advocaten, ohne Lotterien, ohne Anleihen überhaupt? Ein Land, regiert durch den Willen eines einzigen Menschen, der König ist ohne Titel und ohne Civilliste; Minister ohne Portefeuille und Gehalt; Gerichtspräsident ohne Beisitzer und Richter; Oberfinanzdirector ohne Räthe, Controle, Rechnungsablage, ohne Einkünfte von seinem Posten und doch ein ehrlicher Mann? Er will allein, unumschränkt regieren, — das ist seine einzige Leidenschaft. Man warf ihm Härte, selbst Tyrannei vor, aber Niemand entsann sich einer von ihm wissentlich begangenen Ungerechtigkeit, es sei denn, man wollte das Summum jus summa injuria auf ihn anwenden." 93.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Quellenkunde der französischen Geschichte.

Die neueste Arbeit des gelehrten und hochverdienten Pardessus ist für das Quellenstudium der französischen Geschichte von der höchsten Wichtigkeit. Es ist dies eine neue Bearbeitung der ältern Sammlungen wichtiger Documente von Bréquigny und Du Theil. Sie führt den Titel: „Diplomata, chartae, epistolae, leges aliaque instrumenta ad res francicas spectantia prius collecta a VV. de Brequigny et Du Theil nunc ed. T. M. Pardessus." Diese neue Ausgabe, von der bis jetzt der erste Band (in Folio) erschienen ist, bietet so viele wichtige Zusätze und so bedeutende Anmerkungen, daß sie für eine völlig neue Arbeit gelten kann. Erwähnt zu werden verdient auch wol noch eine neue Bearbeitung eines wichtigen Quellenschriftstellers, welche vom verdienten Géraud besorgt wird. Wir meinen die „Chronique latine de Guillaume de Nangis de 1113—1300 avec les continuations de cette chronique de 1300—1368. Nouv. édit. revue et publ. par H. G." Diese neue Ausgabe ist auf Veranlassung und auf Kosten der Société de l'histoire de France veranstaltet. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 88. —— 28. März 1844.

F. G. Kühne.

(Beschluß aus Nr. 87.)

Wir glauben zur Charakterisirung des ersten Buchs genug gesagt zu haben. Die Art, wie es entstanden, bringt auch ihre Mängel mit sich. Die Zeichnung von mehr als 30 Autoren ist gelegentlich ihrer in Zwischenräumen erschienenen Werke mit zerstreuten Strichen ausgeführt. Ein Gesammtbild ihrer geistigen Persönlichkeit, ihrer Entwickelung und Bedeutung gewinnen wir nicht bei allen; ihre besprochenen Schriften selbst stehen in keinem literaturgeschichtlichen Zusammenhang, und die Kritik derselben gibt mithin auch kein geschichtliches Bild der Zeit, aus der sie herrühren. Warum Kühne das im Lauf von Jahren ausgestreute Material bei seiner jetzigen abschließenden Sammlung nicht zu einem solchen ausgeführten Gemälde angeordnet und die Bildnisse der Autoren ausgezeichnet hat? Wer kann ihn darüber zur Rede stellen? Er will eben nur ein gehaltreiches, vorbearbeitetes Material liefern, das Jeder benutzen und verwenden mag; er stellt Bilder auf, die dazu angelegt sind, daß man sie nach und nach selbst ausführen kann; denn die meisten der besprochenen Schriftsteller sind selbst noch in ihrer Entwickelung begriffen. Manche dieser Portraits sind warm und weiter ausgeführt als andere, z. B. Schleiermacher's, Justus Möser's, Sternberg's, Gutzkow's, Wienbarg's. Kurz, es ist ein Buch, das Vielen dazu dienen wird, sich im Gewoge der gegenwärtigen Literatur zu orientiren, und zu dem man bei neuen Erscheinungen der darin besprochenen Autoren immer wieder zurückgreifen kann. Fragen wir nun aus dankbarer Theilnahme, wie sich Freund Gustav auf seinem berliner Carneval amusirt habe.

2) Wir finden in diesem zweiten Buch unsern gemüthlichen, weichen, schwärmerischen Freund noch mit einer Halbmaske auf seinem Sopha in Dölitz ausruhend. Sein kleiner Max will ihn hinter dieser Satyrnase und mit den scharfen Augen nicht gleich erkennen. Fatales Berlin, das die Feder eines gemüthlichen Schriftstellers gleich in eine Feile verwandelt! Die Söhne und Zöglinge Berlins (Kühne, der Magdeburger, gehört zu Letztern) haben einen unvertilgbaren Zug nach Berlin: darin sind sie dankbar; sie haben einen verhängnißvollen Trieb, auf Berlin zu schelten, über Berlin zu spotten, und werden so an der Mutter oder Pflegemutter immer wieder echte Berliner, Wiedertäufer in alter, berliner Lauge. Wenn der Freund selbst S. 4 sagt: Niederreißen ist das Wort, das hier — in Berlin — den Einzelnen hält und aufbaut: so gibt er uns mit diesem berliner Wortspiel einen Wink, daß wir weniger Erbauliches als — Abgerissenes zu erwarten haben.

Das ganze, 123 Seiten starke Büchlein ist in kurzen Sätzen, wie mit Fuchtelhieben abgefaßt, und die Wortwitze, deren in den zwei Theilen „Portraits und Silhouetten" gar keine vorkommen, flattern hier herum wie berliner Motten, die man sich vom feinen Frack verscheuchen, wie Spreeschnaken, die man sich von der Haut abwehren möchte. Das Büchlein hat zehn verschiedene Rubriken. Unter der ersten sagt Kühne bittere Wahrheiten über die nach Berlin gezogenen Notabilitäten, über diese schon tief herabgebrannten Kerzen, die nun, auf Hofleuchter gesteckt theils ausgehen wollen, theils ein falsches Licht geben. Im zweiten Abschnitt liest der Freund Bücher über Berlins und Preußens Entwickelung. Im dritten sagt er sehr scharf, daß das, zugleich dem pariser, londoner, petersburger, römischen und konstantinopolitanischen Leben nachgefärbte Berlin nur in — seinen Hoffnungen, Wünschen und in seiner Zuversicht Deutsch sei. Das wären also die noch weißen Stellen an Berlin, die, wie vielleicht Manche fürchten, bald so berlinerblau gefärbt erscheinen dürften, daß es dem übrigen Deutschland — bleumourant vor den Augen wird.

Den guten Kern des Buchs enthält die Besprechung des neuen Ehegesetzentwurfs. Er ist der materiell erschöpfendste und formell wohlthuendste Artikel. Viel weniger will es sagen, wenn man im berliner Schloßhof einen wohlaussehenden König in den Wagen einsteigen sieht, der nach Charlottenburg fährt, einen Monarchen, der Kopf genug hat, Schriftstellerfedern zu prüfen, und der bei dieser Gelegenheit — nicht mit dem Kopf — die Stahlfedern des Wagens prüft. Von der Universität werden uns drei als die hervorragendsten Persönlichkeiten vorgeführt — Steffens, Schelling, Mundt; ihre Bedeutung wird aber nur flüchtig dargelegt, und fast erscheint Bruno Bauer im neunten Artikel interessanter behandelt. Die Theaterleiden und -Freuden im Schlußartikel lassen wir ganz dahingestellt sein; doch

nur, weil wir Theaterpersonen lieber agiren sehen als noch so gut besprochen lesen.

Das Büchlein ist pikant und geistreich genug geschrieben. Ich wollte aber, Kühne hätte sich hier, seiner schönen Stufenbetrachtung über Witz, Ironie und Humor eingedenk, selbst bis zum Humor erhoben. Von Vielem in Berlin erfahren wir gar nichts, und hätten doch am liebsten etwas vom echten berliner Bürgerthum und von der Gesinnung der kernhaften Volksclassen gehört, von jenem Geist, der in der mittlern Region, zwischen den Professoren und den Eckenstehern, zwischen dem Ministerium und dem Vogtland weht. Fastnacht fiel 1843 zu Ende Februars; da trieben schon so manche Frühlingsstauden: erinnerten diese den Freund nicht an Das, was in Berlin von der nächsten Zukunft zu erwarten sein möchte? Und Berlin ist doch wol noch näher an die Tag- und Nachtgleiche des Preußenthums vorgerückt. Grünen denn bis jetzt nur — Stachelbeerreiser dort? Wollte aber Kühne nur seiner Laune Luft machen, unter Berlinern wieder einmal Berliner sein: so hätte er, bei so viel poetischem und philosophischem Geist, als er vereint besitzt, seine Mittheilungen unter eine gemeinsame Idee oder Anschauung bringen und uns etwa Berlin in allen seinen Richtungen als eine große Fastnacht vorüberführen sollen. Welche Gestalten und Contraste, welche Sprünge und Verkleidungen hätten sich da nicht seiner Ironie und seinem Humor dargeboten! Er allein hätte als ruhiger Beschauer in einer Ecke stehen können, halbmaskirt oder mit einer vorgesteckten Nase, unter der man ein schalkhaftes Lächeln, neben deren Wurzel man ein thränendes Auge gesehen hätte, das auch vor dem etwanigen König der Fastnacht noch feucht geblieben wäre.

H. Koenig.

---

1. Diplomatische Geschichte der polnischen Emigration. Von ***r. Stuttgart, Cast. 1842. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.
2. Geschichte der polnischen Revolution der Jahre 1830 und 1831 und ihrer Helden. Mit Benutzung der besten historischen Quellen bearbeitet von Gustav Hermes. Mit Abbildungen. Erstes Heft. Berlin, Hübenthal und Comp. 1843. Gr. 8. 5 Ngr.

Wenn irgend ein einzelnes weltgeschichtliches Ereigniß, so gibt die letzte polnische Revolution einen dankenswerthen Gegenstand für eine historische Monographie ab. Alles, was sich der Geschichtschreiber zu einer solchen nur wünschen kann: weltgeschichtliche Bedeutsamkeit, runde Abgeschlossenheit, fast dramatische Entwickelung von der Exposition an bis zur Peripetie und Katastrophe, Hervortreten einer Idee und dadurch bewirkte innere Einheit bei größter Mannichfaltigkeit der äußern Gestaltung, lebhaftes psychologisches Interesse durch das Auftreten der verschiedenartigsten Charaktere und das Eingreifen der Leidenschaft neben dem tiefsten philosophischen Interesse, wie es nur durch das sichtliche Walten einer für Sieger wie Besiegte verhängnißvollen Nothwendigkeit hervorgerufen werden kann — alle diese Vortheile gewährt die letzte polnische Revolution dem Geschichtschreiber. Und doch ist über sie bis jetzt noch kein Werk erschienen, das mit seinem Stoffe auf gleicher Höhe stände und die Gunst desselben durch ein um so vollendeteres Kunstwerk vergälte; mit Ausnahme einiger Memoiren und einiger die rein militairische Seite der polnischen Revolution betreffenden Schriften sind die übrigen alle historiographisch unbedeutende Producte, entweder Fabrikarbeit, oder lediglich von stofflichem Interesse, oder Parteischriften, oder alles Dreies zusammen; keine ist unter ihnen, die sich einigermaßen mit dem Nothomb'schen Werk über die belgische Revolution messen könnte; sammt und sonders aber haben sie den Fehler, daß sie sehr unkritisch sind. Auch vorliegende beide Schriften machen hiervon keine Ausnahme, die eine trägt das Parteizeichen so offen an der Stirn, daß Niemand sich über ihre angeblichen Absichten täuschen, und Jedermann leicht den rückhaltigen Gedanken, der ihr zu Grunde liegt, errathen wird; die andere aber ist eine von den gewöhnlichen Compilationen, wie man sie wol in der Zeit unmittelbar nach dem Ereignisse selbst, wo noch die erste leidenschaftlich erregte Theilnahme herrscht, verzeiht, eben weil diese Theilnahme einestheils die Befriedigung ihrer Neugierde gebieterisch verlangt, solche Bücher also dann ein Bedürfniß befriedigen, anderntheils aber doch noch nicht Zeit, Ruhe und Material genug vorhanden ist, die Sache auf angemessenere Weise zu bearbeiten. Wenn jedoch Bücher dieser letztern Art nach schon längst verrauchtem Interesse noch erscheinen, nachdem Stoff und Muße genug zur Schaffung eines wissenschaftlichen Werkes vorhanden war, so muß man sie, gelind gesagt, für sehr überflüssig erklären. Wir glauben daher über beide uns kurz fassen zu können. Von Nr. 1 ist in öffentlichen Blättern schon öfters die Rede gewesen als von einer Schrift, die auf fremden Impuls und in fremdem Sold geschrieben worden sei, und zwar von einem Manne, der früher einer andern Seite gedient. Wir lassen alle diese Divinationen bei Seite, da auf sie zur Beurtheilung der Schrift nichts ankommt, und halten uns lediglich an diese selbst. Aus ihr ergibt sich nun, daß sie nichts Anderes ist als eine Diatribe, dazu bestimmt, den Regierungen und der öffentlichen Meinung in Deutschland durch Wiedervorführung des Popanzes propagandistischer revolutionnairer Umtriebe alle liberalen Regungen verdächtig zu machen und insbesondere die Polen als die unverbesserlichsten Revolutionnairs, die nur durch die strengste Knechtschaft im Zaum gehalten werden könnten, darzustellen. Nicht unwahrscheinlich ist in letzterer Hinsicht die ausgesprochene Meinung, daß die Schrift den besondern Zweck habe, den der polnischen Nationalität im Großherzogthum Posen gemachten Concessionen entgegenzuarbeiten.

Diesen seinen Zweck sucht der Verf. auf doppelte Weise zu erreichen, indem er zuvörderst von S. 1—140 in einem kurzen Abriß die Geschichte der polnischen Emigration erzählt, und dann von S. 141—346 als Belege hierzu eine Folge von Documenten gibt, die er wol keineswegs auf offenem Wege erworben hat, da er selbst sagt, „er werde auf keinen Fall indiscret sein und Die, welche ihn in den Besitz der Papiere gesetzt, den Händen ihrer Widersacher, den Dolchen von Meuchelmördern überantworten". Das geht doch wol auf Verräther an ihrer eigenen Sache.

Auf seine eigene Darstellung der Geschichte der polnischen Emigration scheint der Verf. nicht viel zu geben, denn er selbst nennt die beigegebenen Urkunden den „Hauptbestandtheil des Werkes", den Text seiner historischen Darstellung aber „nur eine zusammenhängende Übersicht ihres Inhalts". In der That kann man sich auch nichts Oberflächlicheres und Seichteres denken als diese historische Darstellung. Da ist von keiner pragmatischen Auffassung, keiner kritischen Sichtung des Stoffes die Rede, noch viel weniger von psychologischem Eingehen auf die Charaktere, philosophischer Würdigung der Verhältnisse und Ereignisse und am allerwenigsten von historischer Gerechtigkeit; denn das Ganze ist nur eine Zusammenstellung alles Dessen, was die Polen in dem schwärzesten Lichte zeigen kann, ohne alle Zuthat Dessen, was zu ihren Gunsten oder zu ihrer Entschuldigung spricht. Aber auch als Parteischrift ist dem Ref. nicht leicht eine schlechtere vorgekommen; denn auf

die trockenste, geistloseste Weise ist der Stoff zusammengestellt und in einer Sprache erzählt, die man Mühe hat für Deutsch des 19. Jahrhunderts zu halten. Es ist eine Schande für die deutsche Literatur, daß ein obscurer Parteiscribent es wagen darf, in einer barbarischen, schlotterigen Sprache, die in ihrer Sprachmengerei eher an den Deutsch-Franzosen im Anfang des vorigen Jahrhunderts als an das Vorbild eines deutschen Classikers erinnert, das deutsche Publicum mit seiner Weisheit zu behelligen.

Was nun das in dem Buche mitgetheilte Thatsächliche betrifft, so ist es größtentheils schon hinlänglich bekannt, und Niemand wird es einfallen, dasselbe dem Verf. abzuleugnen. Aber damit ist für den Zweck desselben nur wenig gewonnen; denn alles Üble, was er den Polen nachsagt, zugegeben, kann man ihm immer entgegenhalten: Das, was du gibst, ist nur die Hälfte der Wahrheit, die andere verschweigst du wohlweislich, und dadurch eben wird jene halbe Wahrheit zur Lüge. Warum hat der Verf. nicht auch eine Darstellung der diplomatischen Intriguen gegeben, durch die man erst die polnische Revolution zu Grunde gerichtet, und mit denen man dann die Polen in der Verbannung zu verderben bemüht war; der Schuld, welche das gesammte Europa seit der ersten Theilung Polens an diesem Lande auf sich geladen, gar nicht zu gedenken. Nichts ist leichter als eine solche willkürliche Zusammenstellung von sonst ganz wohlbegründeten Thatsachen zu machen, in welcher die Polen als unverbesserliche Revolutionnaire, Verschwörer, haltungslose, übereilte Menschen, Wirrköpfe &c. erscheinen; aber nichts ist auch ungerechter, wenn nicht unparteiisch gezeigt wird, wie die Polen bei dem gegen sie angewandten Verfahren so werden mußten. Wenn irgend ein Volk, so ist gewiß das deutsche von Verschwörungen, politischen Umtrieben u. dgl. entfernt; dennoch würde es, in der Art, wie der Verf. gegen die Polen verfährt, einem Geschichtschreiber der Befreiungskriege vom französischen Standpunkte aus gar nicht schwer fallen, die Deutschen als undankbar gegen Napoleon, als eine Bande von Verschwörern, welche Meuchelmörder ausgesendet u. s. w., darzustellen; und doch ist das Unrecht, welches Deutschland von Napoleon erduldet, gering zu nennen im Vergleich mit dem, welches Polen von seinem Nachbarn zu erleiden gehabt. Wie kann man sittliche Haltung von einem Volke verlangen, dem man die Basis derselben, die Existenz als Nation, genommen hat?

So bleiben denn an dem ganzen Buche nur die mitgetheilten Documente beachtenswerth, die, obschon sie nur in einseitiger Richtung zusammengestellt sind, und auch gerade weder einzelne unerwartete Aufschlüsse geben noch die Begebenheiten in einem neuen Lichte erscheinen lassen, doch für den Historiker ein brauchbares Material abgeben.

Wir kommen nun auf Nr. 2, die wir oben eine der „gewöhnlichen Compilationen" nannten; dies ist aber nicht die richtige Bezeichnung, wir hätten sie vielmehr eine der ordinairsten Fabrikarbeiten nennen sollen, so oberflächlich zusammengestoppelt, zum Theil aus den bekanntesten Werken des Tages fast wörtlich abgeschrieben, so ohne allen pragmatischen innern Zusammenhang und noch mehr ohne alle philosophische Entwickelung ist dieses Machwerk. Keine Spur von einer Idee, kein sittliches Interesse für das große Ereigniß, das es beschreibt, keine politische Gesinnung durchweht dasselbe; es ist das Resultat lediglich der gewöhnlichsten Büchermacherei. Wir können uns deshalb darüber sehr kurz fassen. Selbst über die „geographisch-historische Einleitung", die, ohne allen logischen Zusammenhang mit der folgenden Geschichtserzählung, lediglich nur wie ein usuelles Außenwerk dasteht, das ebenso gut hätte wegbleiben können als es dasteht, da es nichts als willkürlich aufgeraffte, allbekannte, triviale Notizen, ungesichtet und ohne allen geistigen Zusammenhang, blos durch allgemeine leere Phrasen verbunden, mittheilt: selbst über diese Einleitung wollen wir uns nicht verbreiten, obschon sie sehr amusant ist und manche merkwürdige Dinge berichtet, wie z. B. daß Polen sich in der Zeit seiner Blüte bis ans Schwarze Meer erstreckt, daß es einen Flächeninhalt von mehr als 30,000 Quadratmeilen gehabt, daß durch die Unbeständigkeit der Witterung der Winter daselbst nicht selten zum Sommer, der Herbst zum Winter wird, daß die stehenden Wasser und dunkeln Wälder dort Sternschnuppen und Nordlichter erzeugen; daß der Büffel, das merkwürdigste Thier des Landes, in Lithauen angetroffen werde; daß es an hafenreichen Meeresküsten gelegen gewesen sei; daß Mineralien in seltener Menge in denjenigen Gegenden gegraben wurden, wo sich Seen und Erdhügel finden; daß man „von dem Salzreichthum vielleicht auf die geistigen Anlagen seiner Bewohner schliessen dürfe" (wie witzig!) u. s. w. Nur Das aber möge uns erlaubt sein, ausführlicher zu zeigen, wie genau der Verf. sich an seine Quellen hält, um daraus einen Schluß zu ziehen, wie er in der Composition seines ganzen Werks verfahren ist. Wir wählen dazu folgende biographische Schilderungen aus und setzen ihnen die Quelle, aus der sie geschöpft wurden, zur Seite.

Hermes, S. 75.	Conv.-Lexikon d. neuesten Zeit &c. III, 679.
Michael Radziwill, geb. am 24. Sept. 1778, trat frühzeitig in Militairdienste und machte theils unter dem Fürsten Joseph Poniatowski, theils unter Kosciuzko den ersten unglücklichen Befreiungskrieg der Polen von 1792—94 mit. 1812 zog er als Commandant des 11. Regiments im 10. Armeecorps gegen Rußland und zeichnete sich in verschiedenen Gefechten so vortheilhaft aus, daß Napoleon ihn auf dem Schlachtfelde zum Brigadegeneral ernannte und ihn eigenhändig mit dem Kreuze der Ehrenlegion schmückte. Bei der Belagerung von Danzig that er sich aufs neue hervor und wohnte allen Schlachten der Jahre 1812, 1813 und 1814 bis zur Übergabe von Paris bei. Seit 1815, als Kaiser Alexander seinen Bruder Konstantin an die Spitze der Armee stellte, hatte er sich vom öffentlichen Schauplatze zurückgezogen. Seine unbegrenzte Vaterlandsliebe und sein Leben ohne Makel machten ihn des ihm geschehenen Vorzugs (der Wahl zum Oberbefehlshaber) würdig, und besaß er auch nicht jenen bestimmten durchgreifenden Charakter, den die damalige Lage Polens erfoderte, so leistete doch seine Bescheidenheit Bürgschaft gegen jeden Misbrauch der Militairherrschaft. Das Volk zollte ihm, als einem „guten Polen", die höchste Achtung; und wenn die öffentliche Meinung über ihn getheilt war, so geschah es nicht in Betreff seiner Gesinnungen,	Michael, Fürst R., — geb. am 24. Sept. 1778, trat frühzeitig in Militairdienste, und machte theils unter dem Fürsten Joseph Poniatowski, theils unter Kosciuszko den ersten unglücklichen Befreiungskrieg der Polen von 1792—94 mit. — - und zog 1812 — — als Commandant des elften Regiments im zehnten Armeecorps mit gegen Rußland. Bei — Smolensk und den — Gefechten von Witepsk und Polock setzte er sich so sehr dem feindlichen Gewehrfeuer aus, daß ihn Napoleon auf dem Schlachtfelde zum Brigadegeneral ernannte, dessen Brust eigenhändig mit dem Offizierkreuze der Ehrenlegion schmückte — — Bei Danzig befehligte er ein Corps von zwei Regimentern &c. Er wohnte allen Schlachten der Jahre 1812, 1813 und 1814 bis zur Übergabe von Paris bei. Als nun Kaiser Alexander die polnische Armee aufs neue organisirte und seinen Bruder Konstantin an deren Spitze stellte, nahm R. seinen Abschied und zog sich auf seine Güter zurück. Seine unbegrenzte Vaterlandsliebe, sein Leben ohne Makel und seine Aufopferungen für die Sache des Aufstandes hatten die Blicke der Senatoren und Landboten auf ihn gelenkt, als Chlopicki die Dictatur &c. niedergelegt hatte. Besaß er auch nicht jenen bestimmten durchgre fenden Charakter, den die Lage Polens und die Zeit verlangten, so leistete doch seine Bescheidenheit Bürgschaft gegen jeden Misbrauch der Militairherrschaft. Die Wahl fiel daher — — auf den Fürsten R., dem das Volk „als gutem Polen" die höchste Achtung zollte. — — Die öffentliche Meinung in Warschau war nicht über seine Gesin-

Hermes.

sondern seiner Fähigkeiten. Sein Name gehört zu den wenigen, denen weder die Radicalen des patriotischen Clubs, noch die Häupter der Aristokratie, noch die diplomatische Partei, noch die liberalen Zeitungsschreiber, während des ganzen polnischen Freiheitskampfes, durch Wort oder Schrift etwas anzuhaben wagten.

Conv.-Lexikon ꝛc.

nung, aber über seine Fähigkeiten getheilt. — — Sein Name gehört zu den wenigen, den weder die Radicalen des patriotischen Clubs, noch die Häupter der Aristokratie, noch die diplomatische Partei, noch die liberalen Zeitungsschreiber, während des ganzen Freiheitskampfes der Polen, durch Wort oder Schrift anzugreifen wagten.

Ferner:

Hermes, S. 157.

Joseph Dwernicki, um das Jahr 1775 auf seinem väterlichen Gute Ballin im Kreise Kaminiec in Podolien geboren, stammte aus einer seit hundert Jahren dort sehr angesehenen, begüterten alten Familie. Nachdem er in der polnischen Legion für Frankreich gefochten hatte, nahm er 1809 an dem berühmten Feldzuge Joseph Poniatowski's Theil, unter dessen Anführung die polnischen Truppen in Ostgalizien am Dniester ihre siegreichen Fahnen aufpflanzten. In seinem Geburtskreise brachte Dwernicki, obgleich von den Argusblicken der Russen bewacht, eine Escadron freiwilliger Reiter zusammen, equipirte dieselben auf eigene Kosten, schlich sich mit ihnen bei Zawale über die Grenze und trat in das Parteigängercorps des Oberstlieutenants Strzynowski, der am Dniester den kleinen Krieg führte. Dwernicki zeichnete sich an mehren wichtigen Kampftagen sehr vortheilhaft aus, und erwarb sich durch schöne Beweise seiner Fähigkeiten wie seiner Entschlossenheit die Liebe und Achtung seiner Kameraden und Vorgesetzten. Poniatowski belohnte seinen Eifer durch die Ernennung zum Escadronchef und die Ertheilung des goldenen Militairverdienstordens. Mit dem 15. Uhlanenregiment ging Dwernicki 1812 nach Rußland, wo er, in Vereinigung mit dem Dombrowski'schen Corps, sich wieder dem kleinen Kriege mit vorzüglichen Erfolgen widmete und durch seine Neckereien den Russen ein sehr unwillkommener Feind wurde. Den Gefahren des unglückseligen Rückzugs über die Berezina durch des Himmels Gunst entronnen, focht er als Oberst und Regimentscommandant des 15. Uhlanenregiments mit seiner gewohnten Bravour bei Kalicz und Posen, bedeckte sich mit neuem Ruhm in den Schlachten bei Leipzig, Hanau und Paris und kehrte als Offizier der Ehrenlegion mit den polnischen Kriegern nach seinem Vaterlande zurück. Während der Behauptung Polens durch den Großfürsten Konstantin diente Dwernicki im vaterländischen Heer als Commandeur des 2. Uhlanenregiments und wurde bei Gelegenheit der Krönung des Kaisers als ältester Oberst zum Brigadegeneral befördert. Seinen gut combinirten und rasch ausgeführten Bewegungen seit dem Ausbruche des Kriegs, durch welche er selbst die kühnsten Hoffnungen seiner Landsleute übertraf und bei Stoczek den ersten glorreichen Sieg der Polen erkämpfte, sind wir bisher gefolgt.

Conv.-Lexikon d. neuesten Zeit. I, 747.

Dwernicki (Joseph), um das Jahr 1775 auf seinem väterlichen Gute Ballin im Kreise Kaminiec in Podolien geboren, stammt aus einer seit hundert Jahren daselbst begüterten alten Familie. Nachdem er bereits in der polnischen Legion für Frankreich gefochten hatte, nahm er 1809 Theil an dem berühmten Feldzuge Joseph Poniatowski's, unter dessen Anführung die polnischen Truppen in Ostgalizien am Dniester ihre siegreichen Fahnen aufpflanzten. Damals sammelte er im kaminiecer Kreise, troß der strengen Wachsamkeit der Russen, eine Escadron freiwilliger Reiter, die er aus eigenen Mitteln ausrüstete, überschritt im Juni 1809 mit ihnen die Grenze bei Zawale und vereinigte sich mit dem polnischen Parteigänger Oberstlieutenant Strzynowski, der am Dniester — — den kleinen Krieg führte. In den wichtigen Gefechten bei ꝛc. zeigte D. schon sein Talent und seinen Muth und zog die Aufmerksamkeit seiner Obern auf sich. Am Schlusse des Feldzugs ward er vom Fürsten Poniatowski zum Escadronchef ernannt, mit dem goldenen Militairverdienstorden geziert und mit seinen Podoliern dem funfzehnten Uhlanenregimente zugetheilt. — — ging dann 1812 mit demselben Regimente nach Rußland und wurde — — dem Corps Dombrowski's zugetheilt. — Als abgesonderter Parteigänger wurde er schon in diesem Feldzuge den Russen ein furchtbarer Feind. — Nach dem unglücklichen Rückzuge über die Berezina — kam er nach Warschau zurück, und als er das funfzehnte Uhlanenregiment von neuem organisirt hatte, ward er Major und Regimentscommandant. In Dombrowski's Division zeichnete er sich in den Gefechten bei Kalisch und Posen so sehr aus, daß — —. Nach den Schlachten bei Leipzig und Hanau ward er Offizier der Ehrenlegion und 1814 bei Paris, nachdem er den bedeutendsten Antheil an den letzten ruhmvollen Angriffen der polnischen Reiterei genommen, Oberst. — — Als Großfürst Konstantin die polnischen Truppen neu organisirte, erhielt D. das Commando des zweiten Uhlanenregiments — —, und da er bei der Krönung des Kaisers Nikolaus der älteste Oberst war, ernannte man ihn bei dieser Gelegenheit zum Brigadegeneral. — — Durch seine gut combinirten und rasch ausgeführten Bewegungen übertraf er die kühnsten Hoffnungen seiner Landsleute.

Auf diese Weise sind in dem Hermes'schen Buche fast sämmtliche eingefügte Biographien — und deren ist eine bedeutende Anzahl — dem „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit" oder dem „Conversations-Lexikon der Gegenwart" entnommen, man kann wohl sagen abgeschrieben; denn wenn auch Manches verkürzt und Weniges hinzugesetzt ist, so ist doch das Ganze in Gedankengang und Darstellung durchaus in der Fassung der genannten Werke geblieben, hier Wort für Wort dem Original folgend, dort mehr paraphrasirend, und wiederum an andern Stellen nur geringe Veränderungen in den Worten und deren Stellung anbringend. Wir glauben daher, nach dem bisher Angeführten, uns jedes weitern Eingehens auf das Werk behufs dessen Kritik und Charakteristik entheben zu können: ex ungue leonem. 90.

Notizen.

Nach einem Journale von Valenciennes ist ein großer Theil der Correspondenz Fénélon's, welcher bis jetzt unbekannt geblieben war, in den Archiven und in der Stadtbibliothek von Cambray aufgefunden worden; außerdem hat der Baron Ferdinand de Roisin der Historischen Gesellschaft des Departements du Nord die Auffindung eines voluminösen Briefwechsels zwischen Fénélon und einer Prinzessin Albertine von Salm angezeigt. Die genannte Gesellschaft ist gegenwärtig im Besitz jener bisher nicht zur Öffentlichkeit gelangten Briefe, in welchen sich die hohe Frömmigkeit und seltene Weisheit des berühmten Prälaten im glänzendsten Lichte zeigen soll.

Alexander Dumas trägt in seinem Äußern, in seinen etwas aufgeworfenen Lippen, in seiner kurzen Nase und in seinem krausen wolligen Haare die unverkennbaren Spuren seiner Abkunft aus dem gemischten Blute farbiger und weißer Voreltern. Personen, welche Dumas näher kennen, versichern, daß der so geistreiche Schriftsteller die Schwäche hat, außerordentlich empfindlich gegen jede Anspielung auf jene Charaktere seiner äußern Erscheinung zu sein. Vor kurzem fragte in einer Gesellschaft ein nur mit einer sehr mäßigen Dosis attischen Salzes versehener Herr den Dichter: „Von welcher Farbe war ihr Herr Vater?" „Er war Mulatte", antwortete Dumas. „Und Ihr Großvater?" fährt der Andere fort. — „Neger!" — „Und Ihr Urgroßvater?" — „Affe", erwiderte der Literat; „meine Genealogie fängt gerade da an, wo Sie gegenwärtig mit der Ihrigen sind." 57.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 89. — 29. März 1844.

Dramatische Literatur des Jahres 1843.

Erster Artikel.

Ungenügsame und übellaunige Kritiker haben den anklagenden Satz behauptet, die heutige dramatische Literatur Deutschlands sei eine Probe von dem fehlgegangenen Bildungsgange des Volks überhaupt. Die Anklage ist schwer und sie verdient, daß wir einleitend einen Augenblick bei ihr verweilen. Allerdings ist es kein leichtes Geschäft, die Widersprüche zu erklären oder zu rechtfertigen, welche sich bei uns zwischen der Wirklichkeit und der Kunstfoderung, zwischen dem Leben und der Bühne, zwischen dem Gesetz der Gattung und dem, womit unser Bühnengeschmack sich begnügt, herausstellen; indessen scheint uns diejenige Kritik doch immer zu weit zu gehen, welche deshalb, weil keine „einzelne" Arbeit leicht den Vollbegriff dramatischer Kunstleistung erfüllt, auch die annähernde Erfüllung des Begriffs überhaupt nicht anerkennen will, oder welche aus eben diesem Grunde auch gegen das Gesetzmäßige und Entsprechende in den einzelnen Theilen dramatischer Erzeugnisse sich abschließt und sich verblendet. Kein einzelner Mensch stellt den ganzen Begriff der Menschheit dar; aber die gesammte Menschheit thut es. Ebenso dürfen wir, dünkt uns, sagen, daß kein Einzelner unter den dramatischen Dichtern Deutschlands den Begriff des deutschen Dramas voll und ganz repräsentire, daß aber die Gemeinschaft Aller, wenn auch nicht das Kunstgesetz selbst, in seiner Absolutheit, doch ein Kunstgesetz darstelle, das auf sein Bestehen ein vernünftiges Recht behauptet. Darum soll nicht geleugnet werden, daß einzelne Richtungen verwerflich, einzelne Bestrebungen verfehlt und nichtig, einige Versuche unhaltbar, in sich verkehrt und kritiklos erscheinen. Wer wollte auch leugnen, daß unsere Bühne unter den Widersprüchen in unsern Lebensformen leide, daß wir im Allgemeinen im Drama über die Gebühr gefühlsam und unmännlich, im Lustspiel über die Erlaubniß empfindlich und ideenlos, im Schauspiel planlos und verworrener Begriffe voll, im Singspiel aber ganz unkünstlerisch erscheinen; wer wollte in Abrede stellen, daß es widersprechend sei, wenn wir im Bühnensaal dieselben kleinen und kleinlichen Eindrücke wieder aufzusuchen scheinen, mit denen das Leben uns übersättigt hat; wenn wir die Erhabenheit der Gedanken dem Effect des Contrastischen unterordnen, das Komische in schlechte Angewöhnungen setzen, anstatt in den Widerspruch der Sitte mit dem Leben; wenn wir Rührung und Jammer für das Tragische selbst halten und Posaunenstöße für Darstellung musikalischer Gedanken hinnehmen; allein darum ist unsere dramatische Literatur noch nicht hoffnungslos und ihre Gesammtwirkung, ihr ideeller Ausdruck ist noch nicht Beweis einer gänzlich verfehlten Bildung, wie man zu behaupten sich erdreistet hat. Als die Gnostiker philosophirten, war Plato immer noch nicht vergessen und das griechische Volk wußte noch, was Philosophie sei; nach Homer erschien keine „Ilias" mehr, aber der Begriff des Heldengedichts lebte unter den Griechen fort; nach dem Dreigestirn der Tragöden mußte auch das begabteste Volk der Erde sich mit kleinerer Münze genügen lassen. Dies Schicksal wiederholte sich überall, und hat auch uns getroffen. Auf Cervantes und Lopez folgte eine Unzahl kleinerer Geister, von denen mancher groß geworden sein würde, wäre der Vorgänger nicht dagewesen. Shakspeare hatte vollends gar keinen Nachfolger, und Racine mußte sich in hundert kleine Partikeln zersetzen sehen. Wir dürfen daher mit Recht nicht klagen, wenn Lessing, Goethe und Schiller im Drama noch heute als Gesetzgeber erscheinen, der Erste durch seine philosophische, der Zweite durch seine allgemein-menschliche, der Dritte durch seine nationale Richtung.

Indem wir dies aussprechen, haben wir unwillkürlich die drei Hauptelemente des Dramas bezeichnet, wie das deutsche Volk dasselbe begreift. Daß sein Kunstgeschmack in diesen drei Richtungen ganz und völlig enthalten und von ihnen bedingt sei, davon sind wir so überzeugt, daß wir jedem dramatischen Dichter ohne weiteres anrathen, sein Werk unter diesen drei Gesichtspunkten zu prüfen und sich zu fragen, ob einer derselben darin hervorstechend, überwiegend sei. In dem Maße, wie es ihm gelungen sein wird, allen dreien ihr Recht widerfahren zu lassen, in demselben Maße wird ihn die allgemeine Zustimmung belohnen. Wir rathen ihm hierbei, auf das letzte, das nationale Element, nicht allzu sehr zu rechnen, und es mit großer Vorsicht zu verwenden; denn der Deutsche, im philosophischen Purpur geboren, ist theils sehr empfindlich gegen übertreibende

keit für alles Schöne; Reife des Gemüths, der Vernunft und des Verstandes, eine solche Gründlichkeit und Ernst bei ihren Studien, bei solcher Leichtigkeit der Auffassung, und das Alles in dem Zeitraume von acht Jahren vom siebenten bis zum funfzehnten, wo sie starb! Wenn man die ganze Erscheinung zusammenfaßt, so reißt sie uns zur höchsten Bewunderung hin, oder vielmehr zu Dem, der sie mit diesen Gaben, mit diesem Geist ausgestattet und geboren werden ließ. Die Richtung, die diese Gaben nehmen, ist nicht sein Werk, sondern das Werk der Erziehung, und da müssen die Mängel derselben augenblicklich aufstoßen, sobald man dieses junge reiche Leben von Seiten der Religion auffassen will. Viele werden meinen, es sei ein rechtes Buch für die Frommen. Mit nichten — es ist zwar nicht abstoßend für sie, es wird ihnen vielmehr sehr viel Stoff zum Nachdenken geben, wie dieser reiche Geist, der so viel Empfänglichkeit für göttliche Dinge hat, durch irregeleitete Erziehung, die Religion, den Glauben neben alle andern Dinge und nicht über sie stellt. Die Religion ist ihr nicht Grundlage des Lebens, sondern Werk der Phantasie, mit welcher sie alles Schöne umfaßte. Hätte die Mutter mit ihr in ihrem siebenten Jahre die Bibel gelesen, mit ihr täglich öfters gebetet, statt ihr Thomson's «Jahreszeiten» in die Hand zu geben, dann würde der gute, sanfte, demüthige Geist Christi den ersten Platz in ihrem Herzen eingenommen und ihre frommen Studien begleitet haben, sodaß sie Alles aus Liebe zu ihm gethan, so würde ihre Phantasie nicht unterdrückt, aber beschäftigt worden sein, die bei ihrer Erregtheit so verderblich auf ihren Körper gewirkt hat. Wie konnte Der wol Stand halten bei den Arbeiten des Geistes, der Gott und Christus, die schöne Natur und das ernste Studium der Geschichte, welcher Scott's Romane und die Mutter und die Freundinnen mit gleicher Erregbarkeit und Liebe umfaßte! Hätte ihre Mutter, statt so früh ihren Geist so vielseitig zu wecken, den Spruch des Apostels Paulus ins Herz gelegt: Christum lieb haben ist besser denn Alles wissen, und so viele Aussprüche von Jesus selbst, so würde ihre Phantasie mehr in ruhige That übergegangen sein, wie wir es in dem schönen Leben von Marthe Reed sehen, die auch von der Ewigkeit ihrer Gefühle niedergeworfen wäre, wenn sie sie nicht Dem unterworfen hätte, der den brausenden Wellen Stille gebieten wie dem menschlichen Herzen Frieden geben kann. Marthe lebte bei aller Kränklichkeit ihres Körpers nur für das Wohl Anderer, und vieler Segen ist ihr in die Ewigkeit gefolgt, Margarethe lebte nur im Genuß ihrer Gefühle; zwar im Alter von 13, 14 und 15 Jahren verlangt man noch keine That, aber bei diesem vorgerückten Geiste wäre es Wohlthat gewesen, nach außen mehr zu wirken als im Innern fortwährend zu arbeiten. Wie das Übel da war, die Phantasie in immer größern arbeitenden Zustand gerieth, da rieth ihr die Mutter, als alleinige Führerin die Bibel zu lesen und sich durchs Gebet zu erheben und zu beruhigen, als es zu spät war, und die Ruhe des Grabes sie aufnahm." 10.

Literarische Notizen.

Wissenschaftliche Bestrebungen in Belgien.

Wir stellen uns in der Regel alle französischen Werke, welche in Belgien erscheinen, als Nachdruck vor. In der That ist auch, was die schöne Literatur betrifft, Alles entweder wirklich nachgedruckt oder französischen Mustern sklavisch nachgebildet. Wie dürftig ist doch im Ganzen die fleißige Zusammenstellung aller poetischen Bestrebungen in Belgien von Van Hasselt („Essai sur l'histoire de la poésie française en Belgique")! Desto erfreulicher sind die wissenschaftlichen Leistungen einiger jüngerer belgischer Gelehrten, unter denen namentlich der erwähnte Van Hasselt, der außerdem Verf. einer fleißigen Biographie von Rubens ist, Octave Delepierre, Archivarius von Westflandern, Verf. einer „Belgique illustrée" und Herausgeber der „Chronique des faits et gestes admirables de Maximilien I" zu erwähnen sind. In Deutschland haben diese zum Theil sehr gediegenen Forschungen leider bisher noch nicht die Theilnahme und Anerkennung gefunden, die sie verdienen. Überhaupt würde dieses rühmliche Streben, welches sich bei einem großen Theile der jüngern belgischen Gelehrten zeigt, längst schon wieder erkaltet sein, wenn es nicht von Seiten der Regierung in einem hohen Grade Förderung und Aufmunterung fände. So wurde vor kurzem erst wieder Hr. Gachard, königlicher Archivarius, der sich u. a. durch seine gelehrte Ausgabe von Barante's „Histoire des ducs de Bourgogne", sowie durch einige selbständige Werke bekannt gemacht hat, auf Staatskosten nach Frankreich und Spanien gesendet, um in den Bibliotheken dieser beiden Länder nach Manuscripten und andern Documenten zu forschen, die einiges Licht auf die ältere Geschichte von Belgien werfen können. Die Berichte, die bisher über seine Entdeckungen in Madrid und einigen andern wichtigen Städten Spaniens eingelaufen sind, lassen eine reiche Ausbeute hoffen. Sehr interessant besonders ist ein Fund, den Gachard im Staatsarchive zu Simancas gethan hat. Er hat hier nämlich aus einem ungeheuern Wuste von Documenten aller Art eine höchst wichtige Correspondenz von Granvella ans Licht gezogen. Dieselbe gewinnt ungemein an Wichtigkeit dadurch, daß gerade vor kurzem auch die wichtigen Papiere dieses hervorragenden Staatsmannes, die sich in der Bibliothek zu Besançon befanden, veröffentlicht worden sind. Beide Sammlungen werden sich wahrscheinlich ergänzen und die spanische Politik unter Granvella in einem neuen Lichte erscheinen lassen. Sehr interessant sollen namentlich mehre Berichte aus der Feder von Rubens sein, aus denen man sich, wie es heißt, einen Begriff von den eigentlichen Zwecken der diplomatischen Mission dieses berühmten Mannes nach England wird machen können. Dieser Theil seiner Biographie ist bisher nämlich weder in dem oben angeführten Werke von Van Hasselt noch in der interessanten Schrift „Lettres inédits de Rubens, précédés d'une introduction sur la vie de ce grand peintre et sur la politique de son temps" (Brüssel 1840) von Emile Gachet auf eine genügende Weise dargestellt worden. Bei Erwägung des ergiebigen Erfolges, den bisher schon diese Nachforschungen in Spanien gehabt haben, drängt sich uns der Wunsch auf, daß es doch auch einer unserer Regierungen gefallen möge, einen oder einige tüchtige junge Gelehrte auszusenden, um in den überreichen Bibliotheken und Archiven Spaniens Untersuchungen im Interesse unserer Nationalgeschichte anstellen zu lassen. So viel wir wissen, ist an der Stelle von Dr. Knust, der vor zwei Jahren in Paris starb und über dessen Forschungen wenig verlautet hat*), bis jetzt von preußischer Seite noch Niemand wieder zu ähnlichen Zwecken nach Spanien geschickt.

Geschichte der mittelalterlichen Zierathen.

Bei der großen Vorliebe für das Rococo, die namentlich in den Salons der Vornehmen immer mehr überhand nimmt, war es ein ganz glücklicher Gedanke, eine Sammlung bildlicher Darstellungen von allen verschiedenen Modearbeiten, welche zur Zeit der sogenannten Renaissance gäng und gäbe waren, zusammenzustellen. Drei Künstler und Kunstfreunde haben sich zur Verwirklichung dieser Idee verbunden. Das Werk, welches aus dieser Vereinigung hervorgegangen ist, bietet nicht nur für den Liebhaber dieses Geschmacks, sondern zum Theil selbst für den Geschichtsfreund einiges Interesse. Es führt den Titel: „Motifs d'ornements du 16ième siècle ou matériaux rares et inédits pour toutes les professions qui ont l'ornement pour base ou pour auxiliaire", von E. Clerget, Dupuis und H. Brevière. 2.

*) Vgl. über Knust Nr. 76 d. Bl. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 90. —— 30. März 1844.

Dramatische Literatur des Jahres 1843.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 89.)

2. König und Bauer. Lustspiel in drei Aufzügen. Nach dem Spanischen frei bearbeitet von F. Halm. Wien, Gerold. 1842. 8. 1 Thlr.

Aus der Zueignung an den nun verstorbenen Enk geht hervor, wie es auf dieses literarischen Mentors Rath geschah, daß der Verf. sich dem unerschöpflichen Schachte zuwendete, den Lope de Vega Carpio für dramatische Stoffe angebrochen hat. Der Probegang ist gut ausgefallen und wir können dem Dichter, der der Erholung bedarf von den Wehen der Erfindung, nur rathen, an dem gemachten Funde weiter zu graben; es wird ihn niemals reuen. Die Einfachheit des dramatischen Grundgedankens bei Lope läßt stets eine vielseitige und mannichfache Bearbeitung zu, schützt vor der blossen Übersetzerarbeit und gibt Gelegenheit genug, eigenen Geist und eigene Form im Fremden und Angeeigneten kund zu thun. „El villano en su rincon" („Der Bauer in seinem Winkel") ist ein reizender Stoff: Königsstolz gegenübergestellt dem Stolz des freien Landmanns, der auf seiner Scholle König ist; ein so reicher Stoff, so einfach und naheliegend, daß er unsern stoffsuchenden Dramaturgen gar nicht in den Wurf kommt! Und wie sinnreich, wenn auch unserer Sitte ein wenig fremd, ist nun dieser Stoff verwendet, das Thema durch alle Schattirungen durchleuchtet, in das Gewand einer anziehenden Begebenheit wie glücklich verhüllt; die romantische Liebe Rosanna's und Gauthier's, die bürgerliche Clement's und Marion's, des Königs Neigung zu Rosanna, wie fein und glücklich ist dies Alles in den ernsten Gedanken des Themas, das Glück der Freiheit, verwebt, darin aufgelöst; wie lieblich endlich die Lösung der ganzen vorangegangenen Verwirrung! Fürwahr, Meister Carpio steht dem großen dramatischen Menschenkündiger im Nebellande nur wenig, und nur darin nach, daß er minder für das Individuum, mehr für den Lebensinhalt seiner Stoffe verwendet, daß der Gedanke ihm mehr gilt als der Mensch.

Der Reiz eines anmuthigen, streng festgehaltenen, in sich völlig abgerundeten und erschöpften Planes und der Reiz lieblichster Diction treten auch in dieser Arbeit Halm's wieder siegend hervor. Das Stück gefällt auf den Bühnen und hat, obwol an überraschenden Effecten ganz arm, ein Recht zu gefallen. Die Exposition ist von dem Verf. stark verändert und hat hierdurch an Durchsichtigkeit und Klarheit gewonnen, die Clowns sind veredelt. Rosanna ist auf Deutsch etwas sentimentaler geworden. Eine Fülle anmuthiger Scenen zwischen dem Idyllischen und dem Tragischen auf- und niederschwebend, ein Reichthum guter Maximen und Gedanken, über die Nichtigkeit des Glanzes und die Unersetzlichkeit der Freiheit, ein Überfluß an Lebensregeln und kornigen Sprüchen belebt dies reizende Drama, indem es uns lehrt, wie leicht es sei, mit aller Einfachheit des Planes ein wachsendes Interesse an seiner Entwickelung zu verbinden. Da, wo der König von Frankreich — denn bei Paris spielt die Scene — als Gast des Bauer Gomard, der ihn ehrt, aber ihn flieht, erscheint, tritt ein wahrhaft dramatisches Interesse ins Spiel und behauptet sich bis zum Schlusse hin. Die Monologe des frommen und treuen Bauer Gomard — ein Charakterbild wie es unsere Tage freilich nicht mehr darbieten, so treu dem König, so fest in sich selbst wurzelnd und so dankbar gegen den Himmel, der ihm Unabhängigkeit gewährte — sind Horaz'scher Gedanken voll und sprechen uns wie Satiren des alten Flaccus an:

— — Doch, Herr, für Eins vor Allen Dank!
Daß ich empfing aus deiner Vaterhand
Zufriedenheit mit meinem Stand.
Daß ich, wenn dort in königlichen Hallen
Der Höfling sich in Sorgen müht,
Gunst, Anseh'n, Macht und Ehren zu erreichen,
Daß mich nicht gleicher Drang durchglüht;
Daß sorglos mir, geehrt von Meinesgleichen,
Die Tage ungetrübt verstreichen.
— — — — — — — — —
Dies Thal gebar mich, hier auf diesen Matten
Hier war mein Spielplatz — unter diesen Bäumen —
Ich sah ihr erstes Laub entkeimen —
Und niemals aus dem Umkreis ihrer Schatten
Noch wichen meine Schritte.
Was sollt' ich auch? Denn wenn daheim ein Mann
Ein friedlich Obdach, wär's nur eine Hütte,
Und Trank und Speise sich gewann,
Was strebt, was rennt, was sucht er in der Weite?
O Thorheit des Soldaten, den zum Streite
Treibt Ruhmbegier, als hätt' statt einem Paare
Er tausend Arm' und Beine zu verlieren!
O Thorheit Dessen, der am kargen Haare
Recht fest meint flüchtig Glück zu fassen
Und Furchen zieht im falschen Meere,
Als ob zu eng der Erde Raum ihm wäre! . .
O Thorheit, Thorheit! Eitler Wahn!
Ihr sucht und rennt und wagt und müht euch ab,
Und ihr erringt — ein ungewisses Grab!

Wir geben dies Bruchstück nicht eben für dramatisch aus, allein wir geben es als eine Probe des Stils und des fleißigen und flüssigen Verses, in dem dies Drama geschrieben ist. Es ist nicht zu besorgen, daß der Verf. sich etwa diese behagliche Diction an andern Orten zum Vorbilde nehme; er hat damit nur die Mannichfaltigkeit und Formfähigkeit seines Ausdrucks bewährt. An der rechten Stelle den rechten Stil zu treffen, ist die Aufgabe des Poeten, die der Verf. nach einstimmigem Urtheil wohl zu lösen weiß. Und so gestatten wir ihm, sich an dem reichen und muntern Quell zu stärken, zu sammeln oder sich zu erholen, aus dem er seinen „König und Bauer" geschöpft hat. Der eigene Genius wird ihn, wir hoffen es, zu rechter Zeit davon zurückrufen.

3. Zum Tode verurtheilt! Volksdrama in drei Acten. Von F. Steinmann. Münster, Expedition des Mephistopheles. 1843. 12. 1 Thlr.

So verkehrte und widerwärtige Schülerarbeiten, wie das vorliegende Volksdrama ist, und welche obenein sich für etwas Rechtes, ja wol gar für etwas „Zeitgemäßes" geben möchten, werden, dem Himmel sei Dank! in der jüngsten Zeit, doch seltener gedruckt als vor einem Decennium. Es scheint, als wenn die Cultur der deutschen Verleger im Steigen begriffen sei und als wenn einige Scheu und Scham über sie gekommen wäre, zu welchem Schlusse wir unter Anderm dadurch hingeleitet werden, daß der Verf. dies sein unglückliches Product in eigene Pflege, d. h. in Selbstverlag hat nehmen müssen. Da nun Hr. Steinmann schon Besseres und Verständigeres geliefert hat, so bleibt nur anzunehmen übrig, daß trotz der Jahrzahl 1843 und trotz der Zueignung dieses Machwerks an die Mitglieder der würtembergischen Abgeordneten, die gegen die Todesstrafe stimmten, ein Schülerversuch hier vorliege, bei dem die Gesetze des Dramas aus dem einfachen Grunde nicht in Betracht kommen konnten, weil der Verf. ihre Bekanntschaft noch nicht gemacht hat. Was aber ohne diese Bekanntschaft für Misgeburten in die Welt kommen können, davon gibt dies Stück ein warnendes Beispiel.

Ein Fürst — wie es deren glücklicherweise nicht gibt — liebt eine Försterstochter, die einen Försterburschen liebt, und die auch von dem Oberforstmeister geliebt wird. Aus dieser dreifachen Bewerbung folgt, daß Rose dem Fürsten widersteht und den Oberforstmeister erschießt, zum Tode verurtheilt wird und sich im Kerker umbringt. Das heißt nun das Volk über die Frage aufklären, ob eine Todesstrafe gerecht oder nothwendig sei! Wäre nun in alle Dem der mindeste Verstand, ginge die Sache nach den Gesetzen der menschlichen Natur her; hätte zum Beispiel der Vater in Vertheidigung seines Kindes den Mord verschuldet, oder wäre die Tochter selbst im Fall erlaubter Nothwehr dargestellt, so ginge Alles noch hin. Allein auf diese ganz natürliche Situation verfällt der Verf. gar nicht. Er läßt seine unschuldige Rosa den Mord nicht etwa in höchstem Drang, noch augenblicklichen Impuls begehen, sondern er gebraucht die ungeschickte und gegen seine eigene Intention sprechende Wendung, daß er uns Rosa's Rachegedanken in einem ganz sinnwidrigen Monolog vorher verkündigt. Es bedarf nicht mehr, um die gänzliche Abwesenheit aller vernünftigen Conception darzuthun. Zu diesem kommt nun eine Diction, die das Verdienst hat, nicht ohne komische Wirkung zu sein; es ist nur Schade, daß diese Wirkung gerade dann eintritt, wenn der Verf. eine tragische beabsichtigt. S. 85 hält der Fürst diesen Monolog:

> Die That erschiene mir gleich einem Märchen,
> Wenn nicht das Selbstgeständniß ihrer Schuld
> Den Wahn zerstört. Die Taube, fromm und schüchtern,
> Hat wie ein Geier sich auf ihre Beute
> Gestürzt und sie mit kaltem Blick zerfleischt.
> Seit Wochen (!) harr' ich auf gewisse Kunde,
> Bestätigend das Wort aus ihrem Munde.
> Der Försterbursche gibt Gewißheit nur,
> Und nirgends findet sich von ihm 'ne Spur.
> Ich liebte unaussprechlich sie; denn rein
> Und ohne Falsch war sie, gleichwie die Taube;
> Durch sie allein erstarkt in mir der Glaube,
> Das Frauenwürde nicht ein eitler Schein!

Rosa's Selbstgespräch im Kerker und die Scene, wo sie Martin den Hirschfänger entreißt, um sich zu durchbohren, haben das Verdienst der Neuheit; denn so viel Theatermorde auch jährlich in Deutschland vorfallen, so mag wol noch keinem Poeten eingefallen sein, seine Heldin sich mit einem Hirschfänger den Garaus machen zu lassen. In solchen Erfindungen ist der Verf. außerordentlich.

4. Oliver Cromwell. Trauerspiel in fünf Acten. Von Hermann Müller-Strübing. Berlin, Nauck. 1843. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn der Verf., wie ihn seine Kräfte befähigten, sich auf ein ehrliches Schauspiel in Prosa beschränkt hätte, so wäre seine Arbeit besser ausgefallen. Er hat sich aber daran nicht genügen lassen, hat eine Tragödie aus einem Stoffe zu schreiben unternommen, dem in seiner natürlichen Auffassung das tragische Element fehlt, und seine ehrliche gute Prosa zu dem Kothurnton hinaufgeschraubt, für den es ihm am Ohr gebrach, und so ist ein schlechtes Trauerspiel entstanden, wo ein gutes historisches Drama gerade nur zu erwachsen Platz hatte. Wir heben dies zur Warnung für junge Dramatiker hervor. Eine Hauptsache ist es, seinen Vorwurf, seinen Stoff zu prüfen vor aller Arbeit. Der junge Poet frage sich ernstlich, was er natürlich darbietet. Er hoffe nicht, da, wo es am tragischen Elemente naturgemäß fehlt, dies durch Episoden oder durch Umformung der Charaktere erst in die Begebenheit hineinzubringen. Es sei ihm gesagt, daß diese Hoffnung eitel ist, wofern er nicht ein Genie sei. Im „Hamlet", im „Macbeth", im „Wallenstein", im „Tasso" selbst liegt das tragische Gold zu Tage und darf nur gefördert werden; im „Arminius", in Raupach's „Hohenstaufen", außer Friedrich II., im „Cromwell", in so vielen hundert deutschen tragischen Helden, haben die Poeten sich auf ihre Kunst des Erfindens und Hinzuthuns verlassen, um bloße geschichtliche Charaktere in tragische Helden zu verwandeln, und — sind an diesem Act der Gewalt gescheitert. Darum sind historische Tragödien eine so misliche Aufgabe, darum ist vor ihnen, besonders im Anfange der Laufbahn, so streng zu warnen; darum so eindringlich anzurathen, die ersten Versuche außerhalb dieser Sphäre zu machen und seine Kräfte zu prüfen an freierfundenen, selbstgeschaffenen Stoffen, die der Arbeit des Genius die Fesseln der Tradition nicht entgegenhalten und bei denen die schwere Aufgabe der Vermittelung zwischen Poesie und Leben, nicht zu allen sonstigen Schwierigkeiten, gewissermaßen als Ur- und Naturschwierigkeit noch hinzukommt. Daß so viele junge Talente diese Bedingungen verkennen, daß sie die Naturwüchsigkeit ihres Stoffs nicht beachten und unbekümmert um die Gattung von Gedichten, wohin er seiner Grundanlage nach gehört, aus jedem Stoff Alles formen zu können meinen: dies ist der Grund so vieler nichtigen Arbeit in diesem Gebiete der Poesie, so vieler unbelohnten Mühe und so vieler getäuschten Erwartung. Jene Prüfung aber finde zu Anfang statt; denn sind wir einmal vertieft in einen Stoff, hat die erste poetische Arbeit begonnen und sind die Wehen der dichterischen Geburt eingetreten, so erkennen wir die wahre Natur des Stoffs nicht mehr in ihrer Reinheit, und die falsche Bahn wird mühselig, oft widerwillig, unter erwachenden Zweifeln, dennoch durchlaufen.

So scheint uns denn auch dies Stück entstanden zu sein. Der Verf. zeigt sich uns unverkennbar als [illegible] Talent. Wenn er nur die einzige Scene des dritten A[illegible]geschrieben hätte, wo Cromwell richtend unter die von D[illegible] Ludlow aufgereizten Meuterer tritt, wo er Harrison, seinen liebsten Freund — den Piccolomini dieses Wallenstein — verurtheilt, tödten läßt und nun die blutige Bahn der Tyrannei vor sich offen sieht — wir würden ihn für ein Talent gelten lassen müssen, und solcher mit aller Kraft und Würde der dramatischen Poesie ausgestatteten Scenen enthält dies Stück mehre. Und nichtsdestoweniger fehlt ihm doch alles Anrecht darauf, uns den reinen Genuß der tragischen Kunst zu gewähren, einmal weil der Stoff das tragische Element nicht freiwillig, sondern nur nach gewaltsamem Druck hergibt, und zweitens, weil der Ausdruck bald über, bald unter dem Stoffe schwebt und ihn nur stellenweise, wie in der angezeigten Scene, wirklich trifft und verkörpert. Wie wenig der Verf. die Harmonie zwischen Stoff und Ausdruck festzuhalten versteht, zeigt sogleich die folgende Scene, nach jener gelungenen. Cromwell mit Lord Broghill

im Gespräch, hat diesem Abgesandten Karl Stuart's die Hand seiner Tochter und seine Nachfolge im Regimente zugesagt, Broghill scheidet mit den Worten: „Mit guter Zeitung kehr' ich bald zurück." Das Gespräch in Versen endet und Cromwell fährt mit dem geschmacklosesten aller Monologe in Prosa also fort: „Mich wundert, daß er nicht altklug sagt, hab' ichs euch nicht vorhergesagt? Aber dazu ist er zu fein. Er liebt mich, er ist mein Freund, davon habe ich Proben; und dabei liebt er zugleich im Ernst Karl Stuart, d. h. so weit er mit seinem liebevollen Waschlappen von Herzen überhaupt Jemand lieben kann." Und so fort in diesem Ton, und mit demselben Munde, der soeben Verse voll pathetischer Klänge und im Rhythmus des Kothurns sprach. Welcher Schauspieler ist im Stande, dergleichen so zu spielen, daß nicht jede Wirkung zerstört werde? Von nun an, von jenem Acte feiger Klugheit ab, die ihn mit Lord Broghill unterhandeln ließ, sinkt Cromwell von Scene zu Scene mehr unter sich selbst hinab. Er stirbt endlich mit den Worten:

> Mit meinem Leben zeugt' ich für die Freiheit,
> Mein Tod versöhnt' was ich an ihr gesündigt.
> (Aufstehend.)
> Ich grüße dich, mein Stern! Du leuchtest wieder.
> Hellstrahlend stehst du da und füllst mein Herz . . .
> Du kannst nicht untergeh'n — so leuchte fort,
> Führ' and're Männer noch auf große Bahnen —
> Und schütze sie, daß sie dich nicht, wie ich,
> Durch feige Klugheit schänden und verfinstern.
> Fahrt wohl — ich bin erlöst!

In diesen seinen eigenen Worten mag der Verf. erkennen, daß wir Recht hatten, wenn wir seinem Vorwurf die tragische Bedeutung absprechen. Kann eine Tragödie mit einer Selbstanklage enden? Wir glauben: nein!

In dem Charakter Vane's hat der Verf. versucht, das sonst mangelnde tragische Element durch eine Art Verrina aus Schiller's „Fiesco" zu verstärken. Doch dieser Rekrut taugt wenig und belegt nur, was wir oben hinstellten, daß nämlich solche von außen hineingepreßte Ingredienzen einen an sich nicht tragisch construirten Stoff unmöglich zu Dem machen können, was er nicht ist. Und so haben wir denn hier abermals eine, trotz unverkennbarer Begabung dennoch verunglückte Arbeit dieser Art mehr erhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Die gelehrten Göttinger Anzeigen während einer hundertjährigen Wirksamkeit für Philosophie, schöne Literatur, Politik und Geschichte. Von H. A. Oppermann. Hanover, Kius. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein interessanter und schätzbarer Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte. Der Verf. des Buchs hatte sich, wie er in der Vorrede mittheilt, schon früher mit der Geschichte der „Göttinger gelehrten Anzeigen" (so ist ja wol ihr eigentlicher Titel; warum stellt der Verf. denselben um und das Beiwort: gelehrt, vor?) beschäftigt, und dabei die Wichtigkeit begriffen, die eine mit Fleiß ausgearbeitete Geschichte dieser Anzeigen haben müsse. Er unternahm es daher, eine solche Geschichte zu schreiben, und machte dazu besonders fleißige und ausführliche Studien. Indeß war er bemüht, da er seinem Unternehmen nicht blos für Gelehrte und Literaten ein Interesse verleihen wollte, mehr zu geben als einen bloßen Beitrag zur Literaturgeschichte. Vielmehr sollte seine Arbeit die „Göttinger gelehrten Anzeigen", so weit dies angemessen war, selbst vertreten, nicht nur das Lesen von 300 Bänden ersparen, sondern auch das Anschaffen derselben, indem sie die wichtigsten und vorzüglichsten Recensionen unverkürzt mittheilte, von den minder wichtigen aber einen Auszug lieferte. Dabei ward der Verf. durch die Wahrnehmung, daß die „Göttinger gelehrten Anzeigen" in ihrer ganzen Reihe in Deutschland sehr selten seien, zu der Überzeugung hingeführt, daß ein solches bändereiches Journal wie die „Göttinger gelehrten Anzeigen" ein verborgener Schacht sei, und das Unternehmen nützlich, diesen Schacht zu öffnen. Das hat der Verf. nun auch mit seltenem Fleiß und großer Umsicht gethan, und auf diese Weise den doppelten Zweck erreicht, auf den es ihm ankam, theils einen Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur, und zwar von einer Seite zu geben, die bisher gänzlich unbearbeitet gewesen, theils, so weit dies möglich, die „Göttinger gelehrten Anzeigen" in der Philosophie, schönen Literatur, Politik und Geschichte zu vertreten. Indeß hat er, was diesen letzten Zweck anlangt, hin und wieder auch die andern Facultätswissenschaften, Theologie, Jurisprudenz und Medicin, wenigstens vorübergehend berücksichtigt. Das ganze Material hat er unter vier Perioden, nämlich die einzelnen Redactionen, erstens A. v. Haller's und David Michaelis', von 1747—70, zweitens Heyne's, von 1770—1813, drittens Eichhorn's, von 1813—27, endlich viertens Heeren's und Beneke's, von 1827—42, vertheilt, dabei in allgemeinen Beziehungen über die vornehmsten Eigenschaften einer guten gelehrten Zeitung und ihres Redacteurs, über den Charakter der einzelnen Redactionen der „Göttinger gelehrten Anzeigen" selbst, über die hauptsächlichsten Mitarbeiter einzelner Perioden der „Göttinger gelehrten Anzeigen" u. s. w. sich ausgesprochen, sodann aber vorzüglich, und zwar nach den einzelnen angegebenen wissenschaftlichen Richtungen die Wirksamkeit der „Göttinger gelehrten Anzeigen" näher betrachtet und dabei einzelne Recensionen ganz oder in Auszügen mitgetheilt. Es ist nicht zu leugnen, daß aus allen diesen Mittheilungen für unsere Zeit in Betreff der Hauptrichtungen in der Literatur, auch in gewisser Hinsicht im öffentlichen Leben, sowie für unsern Journalismus und die heutigen Journalisten, nicht blos für die damalige Zeit und den damaligen Zustand der hier besonders ins Auge gefaßten Wissenschaften, viel, sehr viel zu lernen ist, auch wenn wir der Meinung sein müßten, daß gerade Diejenigen, die besonders etwas hier lernen können, sich nicht die Mühe nehmen werden, dies zu thun. Auf das Einzelne, auf die Beziehungen und Anknüpfungspunkte, die sich hier für unsere Zeit mit der damaligen fast von selbst und in großer Zahl darbieten, ist hier nicht weiter einzugehen; indeß können wir nicht unerwähnt lassen, zu bemerken, daß man sich mit manchen Äußerungen, z. B. insofern der Verf. des Jungen Deutschlands, der angeblichen Regeneratoren unserer Literatur, sich annimmt (S. 252 fg.), nicht wird einverstehen können. Solcher Beziehungen auf unsere Zeit hätte sich der Verf. hier lieber ganz enthalten sollen; dagegen möchten wir Dasjenige besonders herausheben, was hier (S. 112 fg.) in einer Recension Bouterwek's über die Tragödie der alten Griechen und das Verhältniß unsers heutigen Bildungsstandes dazu bemerkt wird. Hat da Bouterwek Recht, daß unser Geschmack nie bleibend der griechische werden könne; haben alle Diejenigen Recht, die da meinen (wenn anders es noch nöthig ist, dies besonders auszusprechen), daß wir keine Griechen sind und werden können, so ist es doch ebenso wahr, daß wir aus den Dichtungen der alten Griechen unendlich viel lernen können, daß dies namentlich auch von der Tragödie der alten Griechen im Verhältniß zu unserer eigenen tragischen Dichtkunst gilt, und daß dazu auch die Versuche, die in Potsdam und Berlin sowie an andern Orten gemacht worden, einzelne altgriechische Dichtungen, freilich erst nachdem sie unserer Zeit zuvor mundrecht gemacht und auf eine nicht ganz angemessene und würdige Weise zugestutzt worden sind, auf unserer Bühne zur Darstellung zu bringen, nicht wenig beitragen können. Allein eine Classe heutiger Literaten ist sich in ihrer modernen Weisheit bereits klug genug, und wird von dieser Seite her kaum etwas lernen können, weil sie — eben zu eingebildet und darum unverbesserlich ist. Noch ma-

chen wir zur Beherzigung für unsere Zeit auf die beherzigenswerthen Worte des wackern J. Grimm besonders aufmerksam (S. 287 fg.), die derselbe im J. 1833 über deutsche Universitäten, für Lehr- und Lernfreiheit, gegen Maturitätsexamina, aussprach. Wir leben in Zeiten, wo man nicht nur Partei nehmen muß, weil in ihnen das Gute gegen das Böse, das Wahre gegen die Lüge, die Freiheit gegen die Unterdrückung im Kampfe begriffen sind, sondern wo es auch Pflicht ist, für die Gegenwart aus der Vergangenheit zu lernen, um jenen Kampf für die Zukunft zum Siege des Guten über das Böse, des Wahren über die Lüge, der Freiheit über die Unterdrückung zu geleiten. 31.

Humoristische Reisebilder von Theodor von Kobbe. Hamburg, Verlagscomptoir. 1843. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Theodor von Kobbe gehört seit einigen Jahren zu den oft genannten Autoren Deutschlands. Und doch ist er nicht einer von denen, die, auf die Lesesucht des Publicums speculirend, nur Das anbieten, was einem epikuräischen, sybaritischen Volk gerade mundrecht ist. Seine Schriften gehen ganz offenbar von einem ganz subjectiven Bedürfniß aus; der Autor verbirgt sich nie hinter seinem Werk; er agirt unablässig mit; er leiht uns sein Glas, um dadurch die Welt zu betrachten; er nimmt unsere Hand und läßt sie sein Herz fühlen. Kobbe ist nicht vorherrschend sentimental und nicht vorherrschend witzig; er ist geistreich und geistweckend; ich habe nichts dagegen, daß man diese Disposition humoristisch nenne, indeß ich bezeichne diese Kobbe'sche Art von Humor als den zahmen Humor. Der rechte Humor bewegt sich auf einem nicht abzugrenzenden Gebiete; der Humor hat es mit allem Menschlichen zu thun; ich kann mir keinen Gegenstand denken, den er nicht in seinen Kreis ziehen könnte. Der Humor ist ein Gegengewicht gegen alle Verkehrtheiten, Irrthümer und Absurditäten der Zeit; der Humor versöhnt Himmel und Erde. Indeß, wie man beim Nivelliren Pfähle aussteckt, so scheint Herr von Kobbe hier und dort Punkte ausgesetzt zu haben, über die sein Humor nicht hinausschreiten darf. Kobbe faßt Eigenthümlichkeiten, Abnormitäten der Persönlichkeiten auf; aber er erhebt sich nicht zu der Idee des Ganzen der Menschheit; er scheint es mit einer gewissen Ängstlichkeit zu vermeiden, auf die tiefsten Interessen der Gegenwart einzugehen. Ob ihn sein Dienstrock als Gerichtsassessor, oder das Wort „von" vor seinem Familiennamen, oder eine angeborene Disposition daran hindert, wissen wir nicht; so viel aber ist gewiß, daß durch diese Beschränktheit seine Productionen den Charakter von Ephemeren erhalten und behalten. Übrigens kann ich mir recht gut vorstellen, daß, wer Kobbe's Bücher so liest, wie die Leute lesen, niemals zu solchen Reflexionen gelangt; denn alle diese Sachen haben den Vorzug interessant zu sein, und in dieser Beziehung befriedigen sie die Anfoderungen der modernen Welt vollkommen. Kobbe hat einen scharfen Blick für die Auffassung von pikanten Zügen; dazu gerade Phantasie genug, um das Vereinzelte zu einem hübschen Bilde zu vereinigen; und wenn auch sein Erzählungstalent in mündlicher Mittheilung befriedigender sein mag, so genügt doch auch die schriftliche.

Das vorliegende neue Buch hat alle Vorzüge und Mängel der frühern. Eine besondere Erwähnung machen wir von Folgendem. Herr von Kobbe redet gern von Geisteskranken. Das möchte geschehen; allein er redet oft darüber in einer Weise, die dem gräßlichen Zustande jener Unglücklichen, was aber viel wichtiger ist, dem Unglück ihrer Freunde und Angehörigen, durchaus nicht angemessen ist. Es ist doch gar zu wohlfeil, über jene Geistesschwachen etwas Frappantes zu sagen. Wie wir aus der Vorrede sehen, hat Herr von Kobbe für einen bekannten Irrenarzt Interesse; aber wir glauben nicht, daß demselben gefallen kann, was und wie der Verf. zum Exempel S. 5 spricht und an vielen Stellen seiner Bücher und seiner „Humoristischen Blätter". Warum will sich Herr von Kobbe rücksichtlich eines so ernsthaften und zarten Punktes den Vorwurf der Indelicatesse oder des Leichtsinns muthwillig zuziehen? Warum vermeidet er nicht, wehe zu thun, er, der höchstens einmal einen Lieutenant verwundet, nota bene nur mit einer Redensart.

Obwol Ref. durchaus kein Anhänger und Liebhaber des zahmen Humors ist, obwol er in Kobbe's Hand lieber die Geißel der Satire sähe, so glaubt er doch, allen Freunden amusanter Lecture diese Kobbe'schen „Reisebilder" empfehlen zu müssen. M.

Literarische Notizen aus England.

Eine Schrift über Sir John Oldcastle.

„The life and times of the good Lord Cobham", von F. Gaspey (2 Bde., London 1843). Sir John Oldcastle von Cobham, der eifrige Anhänger Wiclef's, wurde bekanntlich 1416 in Ketten aufgehängt und verbrannt. Er gehörte vor der Thronbesteigung Heinrich's V. zu dessen Gesellschaft. Heinrich befolgte als Prinz die in England gewöhnliche Politik der Kronerben, sich den Volkssympathien hinzugeben, denen er dann als Regent den Abschied gab. Dies ist die wahre Entpuppung, die an ihm vorging, nicht der Übergang von Liederlichkeit und Leichtsinn zum Ernst und zur Weisheit. Seine frühern Freunde wurden nun nicht nur im Staube zurückgelassen, sondern auch verfolgt, denn sie gehörten der Partei an, der der Prinz schmeichelte, der der König den Fersenstoß gab. Dem „guten Lord Cobham" wurde indeß kein politischer Proceß gemacht, wie dies zu erwarten gewesen wäre; er wurde nicht wegen Hochverraths vor Gericht gestellt, sondern wegen Ketzerei, man verurtheilte ihn als Lollarden, d. h. als Wiclefiten, denn weiter hat dieser Ketzername in England nichts zu bedeuten. Die Anklage mußte auf Ketzerei und nicht auf Hochverrath gestellt werden, weil es darauf ankam, den politischen Gegner unter dem Vorwande eines dem Volke verhaßten Verbrechens hinzurichten. Das ist die ewig und immer wiederkehrende Taktik der Gewalthaber, sich ihrer politischen Widersacher zu entledigen. Herr Gaspey schildert den Zustand der Gesellschaft in der Zeit der Plantagenets, Londons damalige Gestalt und die Sitten der Bürger, manchmal recht lebhaft. In die Tiefe der kirchlichen Händel ist er jedoch nicht eingedrungen; er hat weder die nationale Grundlage des Zwiespalts in dem angelsächsischen und normannischen Elemente aufgesucht, noch die Lehrpunkte verfolgt, auf deren Behauptung und Verwerfung es den Parteien ankam.

Chronik von Gretna-Green.

Unter dem Titel „Chronicles of Gretna-Green" hat ein Hr. Peter Orlando Hutchinson ein abgeschmacktes Buch herausgegeben, welches im ersten Theile Heirathsgeschichten aller Art von den alten Römerzeiten an bis auf Maria Stuart erzählt. Erst im zweiten Theile kommt er auf Gretna und Gretna-Hall und die copulirenden Besitzer der Schmiede. Ist aber auch nur elendes Machwerk. 48.

Literarische Anzeige.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 91. — 31. März 1844.

Dramatische Literatur des Jahres 1843.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 90.)

5. Hermance, oder ein Jahr zu spät. Schauspiel in drei Aufzügen. Frei nach dem Französischen der Madame Ancelot. Bearbeitet von L. W. G. Karlsruhe, Macklot. 1843. Gr. 8. 12½ Ngr.
6. Vendetta, oder die corsicanische Rache. Posse in einem Act. Nach dem Französischen bearbeitet durch L. W. G. Karlsruhe, Macklot. 1843. Gr. 8. 7½ Ngr.
7. Die Liebe am Abend. Lustspiel in drei Aufzügen. Nach dem Französischen bearbeitet durch L. W. G. Karlsruhe, Macklot. 1843. Gr. 8. 7½ Ngr.
8. Stella, oder das Gespenst von Oriol. Drama in fünf Aufzügen. Nach dem Französischen bearbeitet von L. W. G. Karlsruhe, Macklot. 1843. Gr. 8. 12½ Ngr.

Von der vorhergegangenen Arbeit uns etwas zu erholen, stellen wir eine kleine Schar französischer Leichtfüßler vor uns hin, die es der Mühe nicht verlohnt, mit der Lanze der Kritik niederzurennen, und bei der es genügt, nur ein wenig an ihr umher zu plänkern; leichte Waare, deren viel auf ein Gewicht geht und das die dramatische Wagschale des Jahres kaum im geringsten beschwert.

Nr. 5 „Hermance", ist ein berühmtes Stück der Mad. Ancelot, in Paris und Petersburg viel gesehen und von den deutschen Bühnendirectionen nicht verschmäht. Die Geschichte, künstlich genug erfunden, mag sich dennoch oft zutragen. Eine todtgeglaubte Geliebte kehrt in das Haus ihrer Schwester zurück, die ihre Stelle eingenommen hat. Der Umstand droht ernst zu werden, als Mad. Ancelot glücklicherweise durch eine rechtzeitige Resignation Alles abzuthun beschließt. Die Schwester bleibt im Besitze des wankenden Gemahls, dem Hermance zum Glück nur während einer Ohnmacht erschienen ist, und der nicht weiß, ob er diese Gegenwart nur geträumt hat. Die Verf. ist wie immer reich an allerliebsten Episoden und Nebencharakteren, die wie hier die edelstolze Gräfin mit der reichgewordenen Modistin, Mad. Bardouillet, in ein reizendes Spiel treten. Solche glückliche Züge, die die Wirklichkeit des Lebens treu zurückspiegeln, sind die starke Seite der Franzosen und helfen über die Unwahrscheinlichkeit der Erfindung, für welche das französische Publicum weit mehr Nachsicht hat als das deutsche, meistens glücklich hinweg.

Nr. 6 ist eine gar gute Posse. Jedermann kennt die corsicanische Rache und die Gesetze der Vendetta. Es ist nun ein allerliebster Gedanke, einen pariser Pomadenverkäufer, mit allen Manieren und pariser Guinguetteneigenthümlichkeiten zum Erben einer corsicanischen Familienvendetta zu machen, und ihn, der weder an Liebe zu seiner Familie noch an Muth Überfluß hat, hierdurch in die lächerlichsten Situationen zu versetzen. Dies geschieht in reichlichster Fülle mit einer komischen Kraft, die aus der Situation selbst hervorgeht, und sich darum, obwol abgeschwächt, selbst in der deutschen Übersetzung gut behauptet. Das Stück hat hierin Ähnlichkeit mit F. Raymund's unzerstörbaren Possen, eine Gattung, welche die Franzosen auffallenderweise fast gar nicht kennen.

Nr. 7 ist hingegen matt, und da das Lustspiel fast nur auf Unarten der französischen Sitte basirt ist, so war es eigentlich gar nicht zu übersetzen. Die deutschen Repertoires machen wenig Gewinn davon. Dergleichen will französisch gespielt sein, um auch nur einen augenblicklichen Werth zu haben und wir besitzen keine französischen Acteurs, sondern nur Schauspieler.

Nr. 8 ist ein französisches Schreckensgewebe, das in den römischen Katakomben beginnt und in den Ruinen des Klosters Oriol endet — ein in Scene gesetzter Spieß'scher Roman, „Eine warnende Stimme um Mitternacht", für die pariser Epiciers zugestutzt und in Porte St.-Martin verarbeitet. Dergleichen gehört der Literatur nur wie eine Misgeburt dem Menschengeschlecht an. Der Übersetzer aller vier Stücke hat aber kein Meisterstück geliefert und leidet an vielen Provinzialismen und einigen grammatischen Unrichtigkeiten; er ist höchstens lesbar.

9. Alexei Petrowitsch. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Ernst Otto. Leipzig, Teubner. 1843. 8. 22½ Ngr.

Wir messen uns nun wieder an einer ernst gemeinten, aber darum nicht minder grotesken und abenteuerlichen Arbeit, als die zuletzt erwähnte war. Um den Leser sofort auf den richtigen Urtheilspunkt zu stellen, bitten wir ihn blos folgende Verse aus der ersten Scene zu lesen:

Kikin.

> In dieser Nacht nun will der Fürst sich meiner
> Person versichern. Jedenfalls will er
> Mit mir, dem Hochverräther, vor dem Zaren
> Bei dessen Ankunft hier in Petersburg
> Schön paradiren. Aber warte, Männchen!
> Hast dich verrechnet — Zehn handfeste Kerls!
>
> (Geht ab.)

Es ist außerordentlich, was ein deutscher Dramatiker sich Alles für erlaubt, ja, was er sogar für löblich und schön, weil charakteristisch — hält. Dieses Streben nach dem Charakteristischen, dem so viel Unheil in unserer Literatur entflossen ist, diese heillose Untiefe, welche in den Literaturen des Südens unbekannt blieb, und der wir allerdings von der andern Seite einen großen Theil der Erfolge verdanken, die unser Literaturgeist seine Errungenschaft nennen kann, erwartet noch immer seine eigentliche Gesetzgebung. Zur Zeit wissen selbst die Besten unter uns kaum, was darunter so recht zu verstehen sei, wo es seine Grenzen finde, und wie es die Conflicte, in welche es nothwendig mit dem Gesetz der Schönheit gerathen muß, zu versöhnen habe. Charakter auf Kosten der Schönheit, Schönheit ohne Charakter, Beides läuft in unserer Literatur, und besonders in der dramatischen, noch immer in- und durcheinander und streng genommen weiß Niemand, wie er sich ge-

gen diese Vermischung zu verhalten habe. Die Kritik tadelt die einzelnen Erscheinungen, rügt diese oder jene Ungebühr — und das deutliche Gesetz für Alle mangelt eigentlich noch immer. Goethe und Schiller haben die Fundamente dieser Gesetzgebung angedeutet, Heinse, Winckelmann, Fernow und Solger haben an ihr gebaut — ein Gesetz ist immer noch nicht da.

Der Grund hiervon ist, daß die Sache nicht so leicht ist; die Geheimnisse der poetischen Conception verbergen sich in dieser Lehre von der Verbindung des Charakters mit der Schönheit. Man kann nachweisen, wo sie sich findet und nicht findet; aber es ist unendlich schwer zu lehren, wie sie gefunden, geschaffen, erlangt werde. Sie ist in Shakspeare, in Goethe, in Schiller und Lessing. Von dem Erstern kennen wir kaum einen Satz, der nicht beide Potenzen der Dichtung reflectirte; keine dramatis persona, die nicht „Charakter geschmolzen in Schönheit, oder Schönheit, geweiht durch Charakter", darböte. Unsere modernen Dramaturgen haben in der Regel nicht einmal das Bewußtsein des Bedürfnisses dieser Durchdringung. Sie malen Gestalten mit geradem regelmäßigem Profil und nennen sie classisch. Wohlan! Oder sie bilden Charaktere individuellster Individualität, unbekümmert darum, ob das Gesetz der Schönheit den geringsten Antheil daran hat und haben kann — aber von Schmelzung beider Bedingungen, von einer Kunstgestalt, die dann neu aus dieser hervorgeht, ist leider nur in sehr wenigen Fällen die Rede. Raupach z. B. war einer der dramatischen Poeten, die ein deutliches Bewußtsein jener Aufgabe besaßen. Er hat sie erstrebt — redlich, eifrig, fleißig, gelöst hat er sie kaum hier und da einmal, wie im Fluge, und vielleicht gerade dann, wenn er am wenigsten daran dachte. Die Mysterien der Poesie sind, wie die der Gottheit, Niemand offenbar und der hellste Seher, Goethe sah sie selbst nicht immer. Er hatte den Blick darauf gerichtet, stets und unverrückt; allein es geschah ihm, daß er für ein Mysterium hielt, was ganz und gar keins war, ja, im zweiten Theil des „Faust" hat er sogar die Künstlichkeit der Bezüge von Schönheit und Charakter mit der Kunst selbst verwechselt und deren „Freiwilligkeit" verkannt.

Wir bitten um Verzeihung, daß wir bei einem so unbedeutenden Anlaß, als die vorliegende Tragödie an sich ist, zu einer so ernsten Abschweifung verleitet worden sind. Hier ist wenig Grund vorhanden, die Tiefen der Kritik aufzuregen, um eine Arbeit zu verurtheilen, der es an allem innern Halt oder Inhalt gebricht. Der Tod des Zarewitsch Alerei in Folge seines Zerwürfnisses mit dem Vater, dem großen Zar, ist bekannt. Eine verkehrte Herrschbegier, verkehrtes Streben nach Unabhängigkeit und seine Liebe zu Euphrosyne werden hier ins Spiel gesetzt, um aus diesem Tode einen tragischen Stoff zu gestalten. Die gute Absicht mislingt gänzlich, weil Alerei ein größeres Ziel, als sich selbst, gar nicht vor Augen hat, und weil es der Verf. nicht versteht, was an Effecten natürlich in den Situationen liegt, durch das rechte Wort hervortreten zu lassen. Die geschichtliche Tradition ist stoffreich genug; ist sie auch nicht durchaus tragisch, weil zu viel äußere Gewalt dabei mitspielt, so ist sie doch nahe daran, tragisch zu sein. In der Hand des Verf. ist sie ein — Nichts. Die Scenen folgen sich einander; Verschwörung auf Verschwörung, ohne eine eigentliche Handlung, die man in ihrem Auf- und Absteigen, in ihrer Peripetie verfolgen könnte, oder die eine Umkehr (Katastrophe) darböte. Wie einer der Haupthelden des Stücks, Kikin, spricht, haben wir gesehen. Alerei selbst weiß nur zu jammern und kläglichen Tones für die Mutter zu bitten. Selbst die Liebe, diese Jedermanns-Leidenschaft, ist matt und farblos gemalt.

Von Stil, Diction und Vers, wie sie hier verbraucht sind, ist es besser zu schweigen; am besten gelingen dem Verf. noch die kurzen, antithetischen Dialoge, wie in der Banditenscene des dritten Acts und an einigen ähnlichen Stellen. Im Ganzen wird Geschmack und der Sinn für das rechte Maß nur allzu sehr vermißt. Doch darüber würden wir hinsehen, wäre im Gedanken, in der Situation, in der Charakterzeichnung, überall nur eine Kraft zu erblicken, welche Hoffnung gäbe, daß sie sich selbst dereinst zurecht finden könnte.

10. Dramatisches Vergißmeinnicht von Th. Hell. Einundzwanzigstes Bändchen. Dresden, Arnold. 1844. 8. 1 Thlr.

Zum Schluß dieses ersten Artikels nehmen wir noch eine bekannte dramatische Gabe mit uns, da ihr Gewicht nicht groß und die Unterhaltung, die sie gewährt, des Dankes werth ist. Das „Vergißmeinnicht" enthält diesmal in der „Reise nach Rußland" ein treffliches Lustspiel in drei Aufzügen, das die Einbürgerung bei uns verdient, und gut dargestellt seine Wirkung nicht leicht verfehlen kann. Die Form französischer Sitte ist hier mehr in das Allgemeingültige aufgelöst, und die komische Kraft der Situation im hohen Grade wirksam. Dagegen sei uns hier ein für allemal die Bemerkung gestattet, daß die modernen französischen Lustspiele an Gedanken- und Wortwitz doch auffallend arm sind und selbst die besten unter ihnen ganz gewöhnlichen deutschen Leistungen hierin nachzustehen anfangen. Als Ersatz dafür mag es gelten, daß die Komik der Situation den Deutschen wesentlich unzugänglich zu sein scheint, und daß diese sich den Franzosen, wie es scheint, fast von selbst darbietet.

Das historische Intriguenstück „Der Sohn Cromwell's, oder eine Restauration", in fünf Acten, nach Scribe, ist eine Abschattung von dem vielgerühmten „Glas Wasser", doch beiweitem nicht so keck-genial, wie jenes, aufgefaßt. Karl Stuart's Restauration ist zwar ganz so leichtfertig, wie Scribe dies muß, gestaltet, der Held selbst, mit einer ziemlichen Dosis Leichtsinn, Bonhommie, Sorglosigkeit und Galanterie, wie sie im Charakter des Dargestellten wie des Dichters liegen mögen, wiedergegeben; Monk ist ganz so undurchdringlich, beherrscht von den Umständen, besonnen und doch unfrei gezeichnet, wie Scribe dies liebt; inzwischen vermißt man doch, wie viel Leichtsinn auch im Ganzen waltet, den kecken Humor und die gänzlich luftige Conception des „Glases Wasser". Es ist eben ein zweiter Versuch in derselben Gattung, bei dem einige „Absicht" unverkennbar ist. Richard Cromwell spielt bei dem Ganzen eigentlich nur die Nebenrolle des Sentimentalisten, der in keinem französischen Schauspiel fehlen darf, und den Scribe nur in seinen genialsten Arbeiten hinwegzulassen wagte. Ironie enthält das Stück in Fülle.

Das Lustspiel „Oskar", in drei Aufzügen, nach Scribe und Duveyrier, zeigt gute Einzelheiten und bietet den Anblick einer musterhaften innern Ökonomie mit dem Stoffe, „die Kunst, seine Frau zu betrügen", dar; kann sich jedoch an wirklichem Werth mit den beiden andern Arbeiten nicht messen. Eine frische und lebendige Diction ist besonders an diesem Lustspiel zu loben, während namentlich „Der Sohn Cromwell's" eher etwas ernster und breiter übertragen ist als nöthig war. Das Ganze bietet jedoch die gewandte Form des Ausdrucks dar, die wir in Th. Hell's Arbeiten anzutreffen gewohnt sind.*) 114.

Die allgemeinen Interessen des Protestantismus in Frankreich. Von Graf Agenor von Gasparin. Aus dem Französischen von Martin Runkel. Erste Abtheilung. Essen, Bädecker. 1843. Lex.-8. 20 Ngr.

Diese Schrift ist in mehr als einer Beziehung eine merkwürdige Erscheinung. Ihr Verf. ist Mitglied der Deputirtenkammer und zwar für die drei katholischen Arrondissements Bastia, Calvi und Corte, trotzdem verficht er die Sache des Protestantismus. Es ist aber nicht sowol die politische Stellung desselben zu der katholischen Kirche in Frankreich, oder das Streben nach einer Emancipation vom Staate, denen diese

*) Einen zweiten Artikel geben wir im nächsten Monat.
D. Red.

Denkschrift gewidmet ist, sondern es sind die innern Gebrechen und Bedürfnisse der Kirche, durch deren Heilung und Berücksichtigung sich eine Reorganisation derselben zum echt christlichen Leben erzeugen soll. Eine so warme, beredte, freimüthige Sprache in religiösen Dingen hat man lange nicht aus dem Munde eines Franzosen gehört, es ist ihm heiliger Ernst in Allem, was er spricht, man glaubt die Ermahnungen und Ansprachen des frommen Spener aus der Zeit, wo er alle Polemik mied, zu vernehmen. Denn er behauptet geradezu, daß die jetzigen Protestanten in Frankreich ebenso unwissend als furchtsam wären, daß die Erziehung in den Collegien nichts weniger als religiös wäre (womit er in Deutschland bei einer gewissen Partei nicht wenig Anklang finden wird, wenngleich Gasparin eine gegründetere Ursache zur Klage hat als jene neuen Zeloten unter uns), er wünscht nichts dringender, als daß die französischen Protestanten ein bekehrtes Volk sein möchten. „Wir alle", ruft er aus, „protestantische Minister, Pairs, Deputirte, Magistratspersonen, Grundbesitzer, Fabrikanten, Arbeiter, alle müssen wir den Herrn durch unser Benehmen wie durch unsere Wege verkündigen. Wir sollen nicht allein die Sprache, sondern auch die Handlungen des Glaubens haben, an unserer eigenen Bekehrung arbeiten ist das Mittel, unsere Umgebung zu bekehren."

Solche Grundsätze sind es, die den gewiß ehrenwerthen Verf. bei der Empfehlung und Anpreisung christlicher Tugenden leiten. Sie bestehen in der directen Verbreitung der Wahrheit durch Predigt und gute Bücher, in der Bestrebung, böse Gewohnheiten (wie die häufigen Ehescheidungen) zu zerstören, bessere zu schaffen und den öffentlichen Übertretungen der Gebote Gottes (z. B. durch Entweihung des Sonntags, Lotterien, Spielhäuser, Duelle) ein Ende zu machen, in der Sorge für die Anstalten des Unterrichts, in der Beaufsichtigung der Strafanstalten (namentlich derer zur Besserung junger Verbrecher und liederlicher Mädchen) und in den Werken der Mildthätigkeit, außerdem in den allgemeinen Pflichten, welche die französischen Protestanten als Gläubige, als Bürger, als Verwalter der ihnen von Gott anvertrauten Güter und als Mitglieder der Kirche zu erfüllen haben. Hier verbreitet sich nun der Verf. unter Anderm über die verschiedenen Zweige des Staatsdienstes sowie über die Presbyterialverfassung, und zieht die Grundlinien einer christlichen Politik, auf die wir in unserer politischen Zeit, wo sich Jeder berufen glaubt, im öffentlichen Leben mitzusprechen, besonders aufmerksam machen müssen. Und nicht blos auf die Grenzen von Frankreich beschränkt der Graf Gasparin seine Vorschläge. Auch außerhalb Frankreich hat der französische Protestantismus seine Interessen zu bewachen, namentlich durch protestantische Colonisationen, für die er aber z. B. in Algier sichere Bürgschaften haben muß, wenn etwas Dauerndes und Nützliches bewirkt werden soll. Dies kann aber in Algier geschehen, weil es für die Araber keine sicherere Evangelisation gibt als das Vorbild gottesfürchtiger Colonien, statt deren sie bisher nur Taugenichtse, ohne Vaterland und ohne Religion, gesehen haben. Ferner ermahnt Graf Gasparin seine Landsleute zur fleißigen Unterstützung der Missionsanstalten in den übrigen Welttheilen und der Glaubensgenossen in Spanien und läßt von S. 41—86 eine weitläufige Besprechung der Gründung des protestantischen Bisthums in Jerusalem folgen. Er nimmt hier die englische Kirche in Schutz, „obschon sonst viel Schlimmes in England ist", redet voll Freude über diese Stiftung der protestantischen Fürsten und sieht in großer Begeisterung die wohlthätigsten Folgen voraus: aber auch das evangelische Frankreich muß sich dabei betheiligen. Hierdurch wird dieser neuen Mission der Charakter protestantischer Allgemeinheit gegeben, der im Geiste ihrer Begründer gelegen hat, und in Frankreich wird die Kälte und Zurückhaltung gegen England aufhören, welche dasselbe durch den so unzarten Tractat vom 15. Juli in Frankreich erzeugte. „Denn England hat Unrecht gegen uns gehabt." Dagegen wird das Benehmen des Königs von Preußen in kirchlichen Angelegenheiten bei mehr als einer Gelegenheit gepriesen und es muß als ein Zeugniß für die Unparteilichkeit des französischen Edelmanns gelten, daß er sogar Preußen ein Land nennt, welches „genau gekannt zu werden verdient".

Die Übersetzung liest sich recht gut. Sie kann daher zur Verbreitung dieser interessanten Denkschrift unter den deutschen Protestanten wesentlich beitragen und den Hochmuth Derjenigen eines Bessern belehren, die sich für ganz unfehlbar erachten. Denn viele Gebrechen der französischen evangelischen Kirche spiegeln sich auch in der unserigen. Ebenso beginnt auch in Frankreich das Streben nach einer Emancipation vom Staate leise und schüchtern laut zu werden, dessen Organ das jetzt im sechsten Jahrgange zu Paris erscheinende Blatt „Espérance" ist. Wir verwahren uns indessen gegen solche Ansichten, sie mögen nun deutsche oder französische sein. 9.

Notizen.

Der nachfolgende bis jetzt unbekannt gebliebene Brief Napoleon's wird durch das Journal „La presse" mitgetheilt, welches die Authenticität desselben verbürgt:

„An den Bürger Joseph Bonaparte, Deputirten im Rathe der Fünfhundert.

Kahira, den 7. Thermidor.

Du wirst in den bekannt gemachten Papieren den Bericht der Schlachten und Eroberungen in Ägypten sehen, welches hinlänglich streitig gemacht worden ist, um ein Blatt zu dem kriegerischen Ruhme dieses Jahrs hinzuzufügen.

Ägypten ist das an Getreide, Reis, Gemüsen und Fleisch reichste Land der Erde; die Barbarei ist daselbst in ihrer größten Höhe; Geld gibt es hier nicht, selbst nicht genug, um die Truppen zu bezahlen. Ich kann in zwei Monaten in Frankreich sein. Ich empfehle dir meine Interessen. Ich habe viel häuslichen Kummer, denn der Schleier ist ganz gelüftet .... Du allein bleibst mir auf der Erde übrig, deine Freundschaft ist mir sehr theuer; es fehlte mir nichts weiter, um Misanthrop zu werden, als sie zu verlieren und dich an mir zum Verräther werden zu sehen. Es ist eine traurige Lage, alle Gefühle für eine und dieselbe Person in seinem Herzen zu haben; du verstehst mich. Richte es so ein, daß ich eine Gefährtin (compagne) zur Zeit meiner Ankunft, sei es bei Paris oder in Burgund finde; ich habe mir vorgenommen, den Winter dort zuzubringen und mich dort einzuschließen. Ich habe die menschliche Natur bis zum Überdruß satt! Ich fühle das Bedürfniß der Einsamkeit und Isolirung; die Größe langweilt mich, das Gefühl ist verschrumpft, der Ruhm geschmacklos; mit 29 Jahren habe ich Alles erschöpft, es bleibt mir nichts übrig als im wahren Sinne des Worts Egoist zu werden. Ich beabsichtige mein Haus zu behalten, ich werde es Niemand abtreten, wer es auch sei; ich habe nicht mehr die Mittel zu meinem Auskommen! Adieu, mein einziger Freund; ich bin nie ungerecht gegen dich gewesen, du mußt mir das zugestehen, trotz des Wunsches, es zu sein. Du verstehst mich. Umarme deine Frau in meinem Namen. Bonaparte."

Der vorstehende Brief, welcher sich im Besitz einer englischen Dame befindet, ward unterwegs von einem englischen Kreuzer aufgefangen und seine Authenticität durch einige vom Admiral Nelson mit der linken Hand an den Rand geschriebene Worte bestätigt.

In dem kleinen französischen Dorfe Tilloy soll vor kurzem ein herrlicher Rafael durch einen merkwürdigen Zufall entdeckt worden sein. Der Prediger des Orts, welcher die Glieder seiner Gemeinde häufig in ihren Häusern besucht, hatte in der Hütte eines armen Arbeiters eine Madonna gesehen, deren Ausdruck ihn besonders angesprochen; da die Kirche des Orts von allem Schmuck entblößt war, kam dem Priester der Gedanke, daß das mit einer dicken Kruste von Staub bedeckte Bild des Ar-

beiters gereinigt, ein passendes Altarblatt abgeben könnte. Der Besitzer der Madonna war nicht wenig erfreut, das für ihn vollkommen unnütze Bild für die Summe von 5 Fr., welche der Prediger ihm bot, losschlagen zu können. Nachdem der Handel abgeschlossen war, ließ der Prediger des Orts das erstandene Altarblatt abwaschen und in der Kirche aufhängen. Acht Tage später tritt ein Fremder, dessen Accent den Engländer ankündigte, in das Zimmer des Predigers und bietet diesem für sein Altarblatt 6000 Fr. Der Besitzes des ohne sein Wissen so werthvollen Bildes sieht den Fremden erstaunt an, hütet sich aber wohl, dessen Anerbietungen anzunehmen, obgleich der sich ihm darstellende Käufer bis zu 20,000 Fr. hinaufgeht. Dessenungeachtet beschloß der Prediger, der ohne Absicht einen armen Bauer seiner Gemeinde zur Veräußerung eines wahren Schatzes bewogen hatte, jenen zu Rathe zu ziehen und ihm die Verfügung über das Bild als freies Eigenthum zu überlassen. Was entscheidet der arme Mann, dem sich auf unverhoffte Weise die Aussicht zu einem in seiner Lage großen Vermögen darbietet? Er erklärt, daß der Ertrag seiner Arbeit ihm genügt und daß er den Erlös des Bildes zum Wiederaufbau der fast zur Ruine herabgesunkenen Kirche und zur Unterstützung der Armen der Gemeinde verwendet zu sehen wünscht. Der Prediger verkauft nun das merkwürdige Bild für 25,000 Fr. an den sich als Käufer darbietenden Engländer, es erhebt sich an Stelle der verfallenen Kirche ein elegantes Gotteshaus und es gibt in der Gemeinde von Tilloy heute keinen Bettler mehr. Man sieht, daß ein Meisterwerk des unsterblichen Malers sich nicht in würdigern Händen als in denen des armen Arbeiters und des Predigers von Tilloy hätte befinden können. 57.

Bibliographie.

Bayer, V., Schuldig oder Nichtschuldig! Ein Criminalfall aus neuester Zeit, als Beitrag für die Mündlichkeit und Öffentlichkeit des Strafverfahrens, actenmäßig dargestellt. Manheim, Hoff. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bibliothek der neuern Geschichte. Herausgegeben von P. H. Külb. 1ster Theil. Guicciardini's Geschichte Italiens. Aus dem Italienischen von E. Sander. 1ster Band. 5tes Heft. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 15 Ngr.

Bibliothek politischer Reden aus dem 18. und 19. Jahrhundert. 3ter Band. 1ste und 2te Lieferung. Gr. 16. 10 Ngr.

Braß, A., Der Scharfrichter von Berlin. Eine historisch-romantische Erzählung aus der Zeit des 17. Jahrhunderts. Berlin, Lüderitz. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Dumas, A., Ascanio. Nach dem Französischen von W. L. Wesché. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Thlr. 7½ Ngr.

Eylert, R. F., Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. Gesammelt nach eigenen Beobachtungen und selbst gemachten Erfahrungen. 2ter Theil. 1ste Abtheilung. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. Der ganze Band in zwei Abtheilungen 2 Thlr.

Georgi, Erwiderung auf des Herrn Karl Welcker's Schrift: „Die geheimen Inquisitionsprocesse gegen Weidig und Jordan ic." Siegen, Friedrich. 8. 5 Ngr.

Grün, K., Die Judenfrage. Gegen Bruno Bauer. Darmstadt, Leske. 12. 15 Ngr.

Koch, M., Wien und die Wiener. Historisch entwickelt und im Verhältniß zur Gegenwart geschildert. Karlsruhe, Macklot. Gr. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der fliegende König, oder: des Seeräubers Familie. Roman nach dem Englischen des R*** von St. L. Faber. Zwei Bände. Nordhausen, Fürst. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Lentner, J. F., Ritter und Bauer. Roman in vier Büchern. Drei Bände. Zweite Auflage. Magdeburg, Baensch. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Lenzen, M., Glandorf. Ein Roman. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Leo, W., Handbuch der chemischen Farbenbereitung in ihrem ganzen Umfange. Quedlinburg, Basse. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Magyaren-Spiegel, oder wahre Schilderung der Völkerverfassung und Richtung des ungarischen Reiches neuester Zeit. Von einem Magyaren. Leipzig, Volckmar. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meyn, L., Gedichte. Kiel, Bünsow. 1843. 8. 15 Ngr.

Nachtseiten der Gesellschaft. Eine Gallerie merkwürdiger Verbrechen und Rechtsfälle. Herausgegeben von A. Dietzmann, W. Jordan und L. Meyer. 1ster bis 4ter Theil. Leipzig, O. Wigand. Gr. 16. 24 Ngr.

Nagel, F. G., Friedrich Wilhelm III. der Feste und Milde, König von Preußen, nach seinem Leben und Charakter geschildert. 6te Lieferung. (Schluß.) Erfurt, Müller. 8. 2½ Ngr.

Perault, oder Sklaven und Herren. Scenen aus dem letzten Sklavenaufstand in Südcarolina. Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Ploennies, Luise v., Gedichte. Darmstadt, Leske. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Reichardt, H. G., Statistik und Vergleichung der jetzt gelterden städtischen Verfassungen in den monarchischen Staaten Deutschlands. Ein Beitrag zur Kenntniß des bisher Geschehenen und zur Auffassung künftiger Fortschritte. Altenburg, Pierer. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Reisen und Länderbeschreibungen, herausgegeben von E. Widenmann und H. Hauff. 27ste Lieferung: Geschichte der Entdeckung und Eroberung Peru's von Franzisco de Xerez. Aus dem Spanischen von P. H. Külb. Nebst Ergänzung aus Augustin's de Zarate und Garcilasso's de la Vega Berichten. Stuttgart, Cotta. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rispart, E., Richard Löwenherz in Palästina. Historischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Politisches Rundgemälde, oder kleine Chronik des Jahres 1843. Für Leser aus allen Ständen, welche auf die Ereignisse der Zeit achten. Herausgegeben von T. Ölckers. Leipzig, Fest. Gr. 12. 12½ Ngr.

Saint-Felix, J. de, Obrist Richmond. Ein Roman aus den letzten Zeiten des Kaiserreichs. Frei bearbeitet von F. Heine. Zwei Bändchen. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Saint-Hilaire, M. de, Die Verschwörung Malet's 1812. Napoleon's Wohnungen in Paris. Erinnerungen aus der Kaiserzeit. Aus dem Französischen von G. Lotz. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Sammlung der vorzüglichsten neuern Reisebeschreibungen mit besonderer Beziehung auf Naturkunde, Kunst, Handel und Industrie bearbeitet. Herausgegeben von P. H. Külb. 4ter Band. J. Dumont d'Urville Reise nach dem Südpole und nach Ozeanien in den Jahren 1837 bis 1840. 1ster Band. 1stes Heft. Mit 3 lithographirten Tafeln. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 20 Ngr.

Stawinsky, C., Ernst und Scherz. Eine Auswahl von ältern und bisher ungedruckten Gedichten, zum Vortrage in geselligen Kreisen geeignet. Berlin, Lüderitz. 8. 1 Thlr.

Wahoda, J., Es gibt ein Fatum. Leipzig, Braune. 8. 15 Ngr.

Wanderer, R., Die Pilger. Historisch-romantische Bilder aus dem Leben für alle Stände. Mit 16 Stahlstichen. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 2 Thlr.

Züge aus dem Leben eines preußischen Offiziers. Herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von J. Buchmann. Speyer 1843. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 92. — 1. April 1844.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Zweite Auflage. Sechs Bände. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 12. 12 Thlr.

Die in einer Reihe von Jahren allmälig erschienenen „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften" Varnhagen's liegen jetzt in einer rasch gefolgten zweiten Auflage, in der gleichen Zahl von Bänden wie früher, aber in veränderter Anordnung dem Publicum vor. Die so bald nöthig gewordene zweite Auflage beweist, welchen Beifall diese Schriften bei dem deutschen Publicum gefunden haben, und die veränderte Anordnung des Inhalts spricht den Leser wohlthuend an, weil jetzt das Gleichartige und Zusammengehörige wirklich zusammengestellt ist, besonders aber auch, weil jetzt in den „Denkwürdigkeiten" die chronologische Ordnung des Erlebten und der Ereignisse herrscht und die Übersicht des Lebens- und Entwickelungsganges des Verf. sehr erleichtert. Drei Bände bringen jetzt die „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens"; drei andere, beiweitem stärkere, enthalten etwa zur Hälfte Biographisches, in größern und kleinern Aufsätzen; sodann Original- und übersetzte Erzählungen, eine ziemliche Anzahl von Kritiken, meist aus den berliner „Jahrbüchern", Gedichte und kürzere politische Aufsätze. Diese Mannichfaltigkeit des Inhalts (und der Form!), welche noch auffallender sich darstellt, wenn man nur einen Blick auf das Verzeichniß der Kritiken wirft, gibt schon einen Begriff von der Vielseitigkeit des Mannes, welcher in dieser werthvollen Sammlung einen bedeutenden Theil der Früchte seiner gelehrten und literarischen Bestrebungen sowie seiner Erlebnisse und Erfahrungen niedergelegt hat. Die Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens geben die Erklärung dieser Vielseitigkeit, die Geschichte dieser vielumfassenden Bildung und dieses Lebensreichthums, sowie umgekehrt die vermischten Schriften und die sonstigen literarischen Leistungen Varnhagen's die thatsächlichen Belege Dessen sind, was dort von wissenschaftlichen und praktischen Bestrebungen verschiedener Art berichtet wird.

Als eine künstlerische Natur kündigte sich Varnhagen schon als Kind an durch eine ganz eigenthümliche, wie es scheint ganz von selbst in ihm erwachte Kunstfertigkeit, die er durch fortgesetzte Übung zu einer unübertroffenen Stufe der Vollkommenheit brachte. Nicht viel über drei Jahre alt nämlich fing er an, in Papier auszuschneiden, theils nach vorgezeichneten Umrissen, theils aus freier Hand, Figuren, Blumen, Landschaften u. s. w. Man muß die allerliebsten Producte dieser Kunstfertigkeit Varnhagen's oder seiner hierin mit ihm wetteifernden Schwester, Rosa Maria, gesehen haben, um zu begreifen, wie er darauf einen nicht geringen Werth legen und sagen konnte: „Diese Fertigkeit ist in der Folge für mich eine große gesellige Annehmlichkeit, eine gleichsam unterscheidende persönliche Auszeichnung geworden, und hat mir bei Männern und Frauen, bei Erwachsenen und Kindern mehr Beifall und Ruhm, Gunst und Schmeichelei, Ansehen und Vortheil des Augenblicks verschafft als alle andern guten Eigenschaften und Gaben, die ich besitzen mag, zusammengenommen." Gewiß hat ein solches Talent, eine solche „Art von Spiel, Hand und Sinn zu bildender Selbstthätigkeit leitend, geräuschlos und reinlich, kaum eines Theilnehmers bedürftig, und zu Zweien schon gesellig genug", einen mehrfachen Werth, in ästhetischer, geselliger und selbst sittlicher Hinsicht; hier aber ist es uns zunächst merkwürdig als eine Art von vorbedeutendem Symbol von Varnhagen's Geistesart und Eigenthümlichkeit. Es scheint uns nämlich, sein Streben, seine Anschauung der Welt und des Lebens, sowie sein Schaffen, seien immer vorwiegend ästhetisch, künstlerisch gewesen, und so oft auch in einem vielbewegten Leben, in einer von mächtigen Stürmen umgetriebenen Jugend, die heftigen Erregungen des Augenblicks, der Ungestüm der Leidenschaften der Drang des

Entschlusses, die Nothwendigkeit des Handelns, die Raschheit der That und auch das ahnungsvolle, begierige Vorwärtsstreben der Wissenschaft, der Speculation, dem stillen Genügen einer in sich abgeschlossenen ästhetischen Stimmung und Weltanschauung Eintrag thun, es stören und unterbrechen und dem Geist einen andern Maßstab als den der künstlerischen Schätzung aufdringen mochten: dennoch strebte, wie uns dünkt, Varnhagen's Natur aus und nach allen solchen Erregungen und Störungen immer wieder zurück zu der ihr gemäßesten ästhetischen Betrachtungsweise, zur künstlerischen Gestaltung, und das Beglückendste wie das Schmerzlichste eignete er sich in solcher künstlerischen Reproduction erst gleichsam aufs innigste an. Die geschichtlichen Ereignisse der verschiedensten Art werden ihm zu Bildern, zu Gemälden — wovon weiter unten noch näher die Rede sein wird —, bei den Personen, deren Leben und Charakter er schildert, ist es sein Hauptaugenmerk, ob sich ihr Dasein und Wesen zu einem harmonischen, in sich geschlossenen Bild abrunde, und sein eigenes Leben stellt sich ihm gleichsam als eine künstlerische Aufgabe dar, wenn er sagt: „Meine Lebensentwickelung war noch unvollständig sogar in ihren Umrissen, deren Gestalt sich abschließen, sich nach vielen Seiten über viele Lücken hin ergänzen mußte." Mit der ästhetischen Weltanschauung und Schätzungsweise wird nun allerdings seit den Zeiten der Romantiker mancher Misbrauch getrieben, aber darum behauptet sie doch immer, innerhalb ihrer Grenzen, ihr Recht und ihren Werth, und bei Varnhagen namentlich hat sie an vielfachen und gründlichen gelehrten, wissenschaftlichen, geschichtlichen und praktischen Kenntnissen und Einsichten, an einer vielfach erprobten Lebenstüchtigkeit eine starke, sichernde Unterlage. Es mag hier eine kurze Skizze seines Lebensgangs, nach Anleitung seiner „Denkwürdigkeiten", eine Stelle finden.

Varnhagen wurde zu Düsseldorf im J. 1785 geboren. Sein Vater, Arzt daselbst, stammte aus dem altsächsischen, in Westfalen von frühesten Zeiten heimischen und ausgebreiteten, „uralten, berühmten, ritterlichen Geschlecht von Ense"; doch hatte die Familie längst durch erwählten Stand und Verhältnisse sich dem Bürgerthume zugewendet. Katholik und von den Jesuiten erzogen, war der Vater Varnhagen doch in seinen religiösen Ansichten sehr freisinnig, hielt sich von seiner Kirche entfernt, heirathete eine Protestantin aus Strasburg und trug keine Sorge dafür, daß sein Sohn katholischen Religionsunterricht erhielt, obgleich er auch nicht den Wunsch an den Tag legte, daß dieser zum protestantischen Bekenntniß übertrete. Übrigens schildert Varnhagen seinen Vater als einen höchst rechtschaffenen, charakterfesten, seinen Überzeugungen treuen Mann, als aufrichtigen Freund der religiösen und bürgerlichen Freiheit, als wissenschaftlich gebildeten, sehr bewährten und geschätzten Arzt, ebenso menschenfreundlich als berufstreu, geliebt von den Armen, geachtet von den Rechtschaffenen, aber gefürchtet und gehaßt von den Finsterlingen und von Solchen, die im Geheimen unredliche Absichten verfolgten. In Düsseldorf, damals zu Pfalzbaiern gehörig, noch immer als fürstliche Residenz geltend, Sitz einer eigenen Landesregierung, von vielen Beamten, Militair, Adel und Fremden belebt, fehlten ebenso wenig die Eindrücke eines bunten, reichen, bewegten Lebens als einer ansprechenden Natur, und der Knabe empfing sehr früh schon manche Anregungen durch geselligen Verkehr, durch die Kunst, das Schauspiel und von dem belebten Rhein; sein liebster Umgang war die einzige, wenig ältere Schwester. Die Mutter scheint weniger auf ihn gewirkt zu haben. Dagegen nahm ihn der Vater häufig auf Gängen und Ausflügen, und sogar, kaum sechsjährig, auf einer Reise nach Brüssel mit, welche Stadt einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf ihn machte. Schon 1790 aber siedelte Varnhagen's Vater, aus politischen und andern Gründen, von Düsseldorf nach Strasburg über, wo er Lehrer an der Universität zu werden hoffte. So wurde der Knabe mitten in die enthusiastische Aufregung und Begeisterung der französischen Revolution hineinversetzt; sein Vater leistete den Bürgereid, trat unter die Nationalgarde und hing von Herzen der Revolution an, bis ihre Ausschweifungen und Greuel ihn mit Mistrauen erfüllten, und die Ränke der Schlechten in Strasburg ihm den Aufenthalt daselbst, zumal er keine Anstellung fand, zuwider und gefährlich machten. Mit seinem achtjährigen Sohne verließ er 1792 Strasburg, lebte einige Zeit mit ihm in Brüssel, dann in Aachen, kehrte dann nach Düsseldorf zurück, wurde aber von dort ausgewiesen und lebte eine Zeit lang in einem Dorf am Rhein, wohin ihm bald auch sein Sohn folgte, der bei zwei lutherischen Fräulein in Düsseldorf eine wohlwollende Aufnahme gefunden hatte, aber in der lateinischen Schule durch zu schwere Aufgaben und Foderungen, und zu Hause durch die Versuche der Fräulein, ihm seinen Vater verdächtig zu machen und ihn selbst zum lutherischen Bekenntniß zu bekehren, arg gequält worden war. Der Knabe hatte inzwischen, bald sich selbst und schmerzlicher Einsamkeit überlassen, bald bei Hausgenossen einigen kärglichen Umgang suchend, bald von seinem Vater unterrichtet und dessen Begleiter auf seinen Wanderungen, bald auch von Lehrern angeleitet, Mancherlei gelernt, jedoch ohne rechte Ordnung, ruck- und stoßweise, und seiner Selbstthätigkeit war so mehr überlassen geblieben, als sonst der Fall zu sein pflegt. Er sagt von sich, es sei bei ihm große Reife in mancher Hinsicht mit großer Unreife in andern Punkten gepaart gewesen. Etwas regelmäßiger wurde sein Leben und sein Lernen, als er 1794 mit seinem Vater nach Hamburg reiste, wohin 1796 auch Mutter und Schwester nachkamen, und wo nun die Familie blieb. Der junge Varnhagen, im Latein tüchtig geschult, des Französischen mächtig, mit zwölf Jahren erwachsen und entwickelt, widmete sich dem Studium der Medicin und bereitete sich schon in Hamburg durch anatomische Studien u. s. w. darauf vor. Erst 15 Jahre alt ging er, bald nach seines Vaters Tod, mit einer Empfehlung des Prinzen Louis

Ferdinand von Preußen, nach Berlin und trat in die der Universität gleich laufende medicinisch-chirurgische Pepinière als Volontair ein. Durch Fleiß und Talent sich auszeichnend, gewann er den Beifall, die Gunst, ja die Freundschaft der vornehmsten Lehrer und wurde in mehre ausgezeichnete Familien und selbst in höhere Kreise eingeführt. Außer seinem Fach trieb er auch mit Eifer Latein, Französisch, Philosophie, zunächst besonders die Kant'sche, erweiterte seine bisher sehr fragmentarische Kenntniß der deutschen Literatur, machte selbst Versuche in der Poesie, besuchte die Vorlesungen A. W. Schlegel's, welchen er deshalb persönlich um eine Einlaßkarte anzugehen hatte, und kam mit mehren literarischen Männern in Berührung, deren Bekanntschaft für ihn „einen unaussprechlichen Reiz" hatte, und so war er „den beschränkten Verhältnissen seiner äußerlichen Lage nach allen Seiten entwachsen; eine bedenkliche Auszeichnung", fügt er bei, „die mir seitdem noch vielmals im Leben, und oft ungünstig genug, sich wiederholt hat, und wobei wirklich ebenso sehr ein Mangel als ein Übermaß zum Grunde liegen mag". Misverhältnisse, welche die Folgen seiner Stellung in der Pepinière waren, veranlaßten ihn, nach drittehalb Jahren auszutreten; er miethete ein eigenes Zimmer in Berlin und wollte jetzt in ungehemmten Studien seiner Freiheit recht froh werden; aber ungünstige Verhältnisse in Hamburg wirkten auf ihn zurück; in Folge zu großer Anstrengungen erkrankte er gefährlich, und nach seiner Wiedergenesung entschloß er sich, in einem angesehenen Hause in Berlin eine Stelle als Erzieher anzunehmen, wo er neben der Erfüllung seiner Pflicht Zeit genug für seine eigene Ausbildung übrig hatte. Hier genoß er, in seinem achtzehnten Jahre schon, „zum ersten Male die Vollempfindung des persönlichen Dastehens und Geltens", und das glücklichste Zusammenströmen von Begünstigungen, wie sie sich selten vereinigen, machte ihm diesen Zeitraum, 1803 und 1804, zu einem der reichsten und köstlichsten seines Lebens. „Jugendfreunde" ist der Abschnitt überschrieben, welcher diesen Zeitabschnitt schildert, und als solche werden eingeführt Wilhelm Neumann (in Gemeinschaft mit welchem Varnhagen die „Versuche und Hindernisse" schrieb), Graf Alexander zur Lippe, Theremin, A. v. Chamisso, Hitzig; mehr oder minder traten ihm H. v. Kleist, L. Robert, Koreff u. A. näher; aber auch mit höherstehenden Personen, Männern und Frauen, wurde er vielfach bekannt, z. B. mit dem portugiesischen Geschäftsträger Pinheiro-Ferreira und dem spanischen Grafen Casa-Valencia; besonders aber sah er sich auch von Fichte freundlich und aufmunternd aufgenommen. Die poetischen Freunde gaben miteinander einen Musenalmanach heraus, welcher wieder viele neue Bekanntschaften und Berührungen nach sich zog und die Aufmerksamkeit besonders auch von ausgezeichneten Frauen auf sie lenkte. Die jungen Dichter — Varnhagen zählte kaum neunzehn Jahre — wurden von Kritikern zur romantischen Schule gezählt, doch protestirt Varnhagen dagegen und sagt: „Der Fall, daß ich Parteifarbe tragen sollte, die mir fremd war, hat sich in der Folge oft wiederholt, und wird sich immer da einfinden, wo ein redlicher Sinn dem eigenen Lichte folgt, ohne dieses so stark leuchten lassen zu können, daß Andere ihm folgen." Zwar hörte er A. W. Schlegel's Vorlesungen, studirte aber daneben aufs eifrigste Goethe, und erweiterte seine Kenntnisse nach allen Seiten. Aus dem Hause, wo er als Erzieher gelebt, schied er schon 1804 mit dem Vorsatz, jetzt erst einen förmlichen Universitätscursus durchzumachen. Die Freunde zerstreuten sich; Varnhagen ging nach Hamburg, und Mitherausgeber eines Almanachs, zu welchem sogar Fichte Beiträge gab, bereitete er sich zum Universitätsstudium vor durch Erlernung der griechischen Sprache, zu welchem Behuf er mit den kleinen Knaben den Unterricht im hamburger Gymnasium benutzte. Er schritt darin sehr rasch vor. Nebenher machte er viele werthvolle Bekanntschaften, namentlich die des Philosophen Jacobi. Wohlvorbereitet begab er sich mit seinem Freunde W. Neumann im Frühjahr 1806 auf die Universität Halle, wo er sich als Beflissenen der Medicin und der Philologie einschreiben ließ, obgleich seine Neigung eigentlich nur auf letztere gerichtet war; doch wollte er das erste halbe Jahr ungetheilt mit voller Freiheit seinen Lieblingsstudien widmen. Schon stand er den Lehrern näher als den Studenten und lebte auf freundschaftlichem Fuße mit Männern wie F. A. Wolf, Schleiermacher, Steffens, deren Collegien er vorzugsweise hörte. Dies schöne Leben dauerte aber nur kurz; die Schlacht von Jena hatte die Aufhebung der Universität Halle zur Folge, und schon nach einem halben Jahre hatten Varnhagen's Studien in Halle ein Ende. Doch befand er sich zur Zeit der Katastrophe zu Berlin in den Ferien, und schildert aus eigener Anschauung den Eindruck der Botschaft des Unglücks und dessen nächste Folgen daselbst. Im Winter kehrte er in die geschlossene Universität Halle zurück und lebte dort eine Zeit lang seinen Privatstudien und im Umgange mit den zurückgebliebenen Lehrern. Abwechselnd lebte er dann in jener politisch verworrenen und trüben Zeit, unter „Studien und Störungen", in Hamburg und in Berlin, während sich der Umfang seines Wissens und der Kreis seiner Bekanntschaften immer mehr erweiterte. Namentlich lernte er 1808 Rahel näher kennen, mit welcher ihn bald ein inniges Verhältniß bleibend verknüpfte. Um jedoch seine Ausbildung zu vollenden, bis „das innere Leben sich zu dem äußern in gehöriges Verhältniß gebracht hätte", um eine feste Stellung im Leben sich zu verschaffen, trennte er sich von Berlin und von Rahel und ging — unterwegs Jean Paul besuchend — mit seinem Freunde Harscher von Basel, nach Tübingen, um dort in zurückgezogener Stille die Medicin weiter zu studiren. Bald wurde er des kleinen und engen Lebens satt, obgleich er sich an Freunde wie J. Kerner und L. Uhland anschloß, und verlangend, seine politischen, patriotischen Gesinnungen durch die That zu bewähren, begab er sich im Frühjahr 1809 zu dem östreichischen Heere, in welches er als Fähnrich eintrat, in der Schlacht von Wagram

verwundet, und während seiner Herstellung in Zistersdorf zum Kriegsgefangenen der Franzosen erklärt wurde. Als solcher reiste er nach Wien, wo er ausgewechselt wurde; auch hier wurden manche schätzbare und nützliche Bekanntschaften gemacht und erneut. Im J. 1810 finden wir ihn in Paris, und zwar, wie es scheint, als Begleiter und Adjutant des östreichischen Obersten Grafen von Bentheim, Überbringers eines Schreibens von Kaiser Franz an seine Tochter. Dort sah er Napoleon mehrmals ganz in der Nähe und war Zeuge des unglücklichen Schwarzenberg'schen Festes. Mit seinem Oberst verweilte er dann in Steinfurt, in Prag, in Teplitz, lernte in Prag den Freiherrn von Stein kennen und begab sich nach dem verhängnißvollen Ausgange des russischen Feldzugs nach Berlin, entschlossen, die östreichischen Dienste zu verlassen, um unter andern Fahnen gegen die Franzosen zu fechten. Der russische General Tettenborn, schon früher mit ihm bekannt, nahm ihn, noch ehe er förmlich preußische Dienste genommen, für den russischen Dienst als Hauptmann in Anspruch. Als dessen Adjutant machte Varnhagen die Besetzung und die nachmalige Räumung Hamburgs sowie den Krieg des Walmoden'schen Corps gegen die Franzosen mit und rückte mit ihm 1814 in Frankreich ein. Nachdem er einige Monate in Paris verweilt, verließ er den russischen Kriegsdienst und zog eine diplomatische Thätigkeit und Laufbahn in Preußen den ihm in Östreich ebenfalls eröffneten Aussichten vor. Dem Wiener Congreß wohnte er als Mitglied der preußischen Gesandtschaft bei, nachdem er sich in Berlin 1814 mit Rahel verheirathet hatte. Im J. 1817 finden wir ihn als Ministerresidenten Preußens am badischen Hofe, und damit schließt die vorliegende Serie der „Denkwürdigkeiten". Wir wollen Diesem nur noch beifügen, daß Varnhagen, seines Gesandtschaftspostens in Baden bald enthoben, nunmehr seit einer langen Reihe von Jahren in Berlin lebt und sich vorzugsweise mit biographischen Studien und Arbeiten beschäftigt, für welche er ebenso viel Neigung als Talent besitzt. Besonders zu nennen sind die Biographien von Zinzendorf, Winterfeldt, von der Königin Sophie Charlotte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jeffrey's gesammelte Beiträge zum „Edinburgh review".

Das „Edinburg review" wurde bekanntlich 1802 von Francis Jeffrey gegründet. Es brach einer ernsten, scharf eindringenden Kritik in England die Bahn und erwarb sich im Lande das Ansehen einer gewaltigen, gefürchteten kritischen Macht. „Das «Edinburg review»", sagt Jeffrey selbst in der Vorrede der in der Überschrift genannten Sammlung seiner Beiträge, „strebte wie bekannt von Anfang an nach einem hohen Ziele. Indem es die Beschränkung der Kritik auf den niedrigen Handdienst, das literarische Verdienst der Bücher blos zu classificiren, verschmähte, stellte es sich die Aufgabe, tief in die Principien einzudringen, auf welche ein gesundes Urtheil gegründet werden muß, und die wichtigern Fragen, welche in den zu besprechenden Schriften behandelt wurden, selbständigen und umfassenden Erörterungen zu unterwerfen. Im Ganzen genommen glaube ich, ist jetzt ziemlich allgemein anerkannt, daß es hinter seinem Ziele nicht zurückgeblieben ist. Manche Irrthümer liefen mit unter und wol auch bedeutende Misgriffe, viele Indiscretionen, besonders in den frühesten Nummern, und allzu viele Ausschreitungen sowol im Parteieifer und im überschätzenden Selbstvertrauen als in ungemessenem Tadel. Aber mit allen diesen Einschränkungen wird, denke ich, zugestanden werden müssen, daß es ihm im Wesentlichen geglückt ist, den öffentlichen Geist (d. h. die Geister bedeutend vieler Einzelnen) an eine höhere Betrachtungsweise, an tüchtigern und großartigern Überblick auf den Gebieten menschlicher Bestrebungen zu gewöhnen, als ihnen je zuvor dergleichen in erreichbarer Weise zur Anschauung und zur Geläufigkeit gebracht worden, und auch den Einfluß und die Bedeutung dieser gesammten Gelegenheitsschriftstellerei fortwährend zu steigern, nicht nur in England, sondern im größern Theile Europas und der freien Staaten Amerikas." Von den tüchtigen Mitarbeitern des „Edinburgh review" haben bereits mehre ihre Beiträge nach und nach gesammelt herausgegeben, so Sidney Smith, Macaulay. Jetzt ist Jeffrey selbst ihrem Beispiele gefolgt. Seine „Contributions to the Edinburgh review" sind soeben in vier Bänden erschienen. Er sagt in der Vorrede: „Diese Aufsätze sind das rechtmäßige Eigenthum der Herausgeber des «Edinburgh review», die darüber völlig freie Verfügung haben. Da sie, in der Meinung, daß die Herausgabe einer Sammlung derselben ihnen vortheilhaft sein könnte, mir den Wunsch ausgedrückt haben, daß ich verstatten möchte, dieselben unter meinem Namen ausgehen zu lassen und mit denjenigen Verbesserungen, die ich etwa nöthig fände, und es mir zu dem Ende mit großer Liberalität freistellten, die Auswahl nach meinem Ermessen zu treffen, so habe ich mich geneigt finden lassen, auf den Vorschlag einzugehen; und mit um so größerer Bereitwilligkeit, als ich benachrichtigt wurde, daß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika mit demselben Unternehmen umgegangen würde, bei welchem jedoch natürlich meine Mitwirkung unter keinerlei Bedingung stattfinden könnte." Ferner bemerkt Jeffrey: „Was ich hier wieder vorzulegen wage, ist nur ein kleiner Theil, ich glaube kaum ein Drittel alles Dessen, was ich dem Journal geliefert hatte; ich habe mich redlich bemüht, aus der großen Masse nicht sowol solche Artikel, die vielleicht durch kühne Auffassung, strenges Urtheil oder lebhafte Darstellung noch jetzt Theilnahme erwecken möchten, sondern vorzüglich diejenigen auszuwählen, in denen ich auf Das, was ich für richtige Grundsätze und heilsame Ansichten hielt, Nachdruck legte und dahin zu wirken suchte, die Menschen glücklicher und besser zu machen." 78.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 93. —— 2. April 1844.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Sechs Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 92.)

Was Varnhagen, der seit vielen Jahren ausschließlich der Literatur angehört, vor den meisten deutschen Autoren auszeichnet, ist die Verbindung einer gründlichen und vielseitigen gelehrten, wissenschaftlichen und literarischen Bildung mit denjenigen Eigenschaften, welche ihn zu einer in eminentem Sinne praktischen und öffentlichen, zu einer militairisch-diplomatischen Laufbahn theils befähigten, theils die Frucht und der Erwerb dieser Laufbahn sind. Und man kann sich versucht finden, zu glauben, er habe seinen ganzen wissenschaftlichen, ästhetischen, geselligen und praktischen Bildungsgang hauptsächlich darum durchmachen müssen, um in der Reife seiner Jahre als darstellender Künstler der Erscheinungen des socialen, des sittlichen und geschichtlichen Lebens mit allseitiger, auf lebendiger Einsicht, Anschauung und Erfahrung beruhenden Kenntniß und Vertrautheit sich bemächtigen, um in geistreich reflectirenden Darstellungen das reiche, bunte Leben objectiv aus sich heraus setzen und gestalten zu können. In der That setzen Varnhagen's künstlerische Leistungen die ganze Fülle von theoretischen und praktischen Kenntnissen und Erfahrungen voraus, die ihm zu Gebote stehen, und Alles, was er studirt, gelernt, getrieben, angeschaut hat, übt auch einen mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß auf Inhalt und Form seiner Darstellungen, läßt sich in dieser oder jener feinern Schattirung und Färbung erkennen. Wir können nicht angeben, wie — aber anders gewiß würde Varnhagen die Welt und das Leben gefaßt und angeschaut, anders würde sich ganz gewiß sein Stil im weitesten Sinne gestaltet haben, wenn er nicht von Jugend an mit sehnsüchtigem, rastlosem Geiste so ziemlich die ganze Sphäre der Bildung umfaßt, wenn er nicht durch ein tiefeingehendes Studium der griechischen und römischen Classiker seinen Geist genährt, wenn er nicht unter Anleitung eines Wolf mit Homer, eines Schleiermacher mit Platon sich vertraut gemacht, wenn er nicht die neuern Literaturschätze der Engländer, Franzosen, Spanier u. s. w. umfaßt und durchforscht, wenn er nicht in Goethe's vollendete Schöpfungen sich vertieft und eingelebt, nicht die Einflüsse der ganzen deutschen Literatur, zumal auch der Romantiker eingesogen und in sich verarbeitet, sich nicht selbst in poetischen Schöpfungen und Beherrschung schwieriger, classischer Formen versucht hätte; wenn er der Philosophie Kant's, dann Fichte's, später der Naturphilosophie und der Speculation Hegel's fremd geblieben wäre; wenn ihn seine militairisch-diplomatische Laufbahn nicht darauf hingewiesen hätte, die Kriegswissenschaften, die Geschichte — unter den Anregungen und Einflüssen eines Stein und Schlabrendorf! — die Politik, das Staatsrecht zu studiren, ja selbst, wenn nicht seine medicinischen, ob zwar bald verlassenen Studien ihm den Blick für das Physische und Organische, für seine Zerrüttungen, Leiden und Heilung, für seinen Zusammenhang mit dem Geistigen und seinen Einfluß darauf, geschärft; wenn nicht die Bekanntschaft mit all diesen Fächern und Richtungen ihm eine gesteigerte Zuversicht, eine größere Sicherheit in der Beurtheilung der Menschen und der Dinge verliehen hätte. Ebenso wichtig und einflußreich aber als diese Studien waren für Varnhagen seine äußern Lebensverhältnisse, seine praktische Schule; die Selbständigkeit, die ihm früh schon dadurch aufgedrungen wurde, daß er als Knabe Jahre lang mit seinem Vater allein in der Welt herumreiste, häufig in der Einsamkeit sich selbst überlassen blieb oder mit ihm Gesellschaften von Männern besuchte; der häufige Wechsel des Aufenthaltes, die tiefhaftenden Eindrücke großer, merkwürdiger, belebter Städte, Brüssels, Strasburgs im hoffnungsvollen Enthusiasmus der ersten Revolutionszeiten, des handelbelebten Hamburg, wimmelnd von allen Nationen, erst von französischen Emigrirten, dann von republikanischen Soldaten, später von Spaniern; der Aufenthalt in Berlin, in Wien, in Paris, und damit abwechselnd das Leben in kleinern Universitätsstädten; der frühe, vielfache Verkehr mit ausgezeichneten Menschen, mit geistig oder gesellig Hochstehenden, mit Virtuosen und Virtuosinnen der Conversationskunst; das frische, wechsel- und gefahrvolle Soldaten- und Kriegsleben, die Theilnahme an einem begeisterten Nationalkampf; die vielfache Geschäftsberührung mit Personen, welche über die Schicksale von Staaten und Völkern verfügten, der Einblick in manche Geheimnisse aufregender oder niederschlagender Art — das Alles bildete in verschiedenen Richtungen an dem

nach Bildung strebenden und für sie unendlich empfänglichen Jüngling und Mann. Dieser unbegrenzte Bildungstrieb scheint uns ein Grundzug in Varnhagen's Natur, ja, in gewissem Sinne das Maßgebende seiner gesammten Lebensthätigkeit zu sein. Bildung, im höchsten Sinne, im weitesten Umfang und in der größten Gediegenheit und Intensität galt ihm einerseits als das Ziel seines Strebens, als Aufgabe seines Daseins, sowie sie ihm andererseits auch immer wieder der Schlüssel, die Leiter zu Neuem und Höherm war. Dem Eifer und dem Streben entsprach ein ausgezeichnetes Glück oder Talent im Auffinden, Ergreifen und Benutzen der günstigsten Gelegenheiten, in Anknüpfung und Nährung der werthvollsten förderndsten Bekanntschaften, und wenn er, zumal in jüngern Jahren, gegenüber von literarischen und politischen Größen, hauptsächlich sich anzuschließen, sich hinzugeben, zu empfangen, mehr als zu geben und zu erwidern haben mochte: so mußten ihn doch bald glückliche natürliche Gaben in Verbindung mit erworbener Bildung und Kenntniß in Stand setzen, hervorragenden Männern in verschiedenen Lebenskreisen mit dem Bewußtsein eines eigenen Gehaltes zu nahen und Berührungspunkte aufzufinden, welche ihn, bei aller bescheidenen Anerkennung ihrer Superiorität, doch als selbständig Strebenden, auf sich selbst Stehenden zeigten, die Gelegenheit zu einem Austausch von Ideen und Ansichten gaben. Man kann wol zugeben, daß das Glück Varnhagen begünstigte bei der Anknüpfung so vielfacher fördernder Verhältnisse und Bekanntschaften, bei einer an den schönsten Erinnerungen so reichen Laufbahn; aber sehr wahr ist und findet in hohem Grade seine Anwendung auf ihn selbst, was er in seinen „Denkwürdigkeiten" (II, 369) sagt: „Das, was man Glück zu nennen pflegt, ist meist nur der Inbegriff der Wirkungen, die aus dem dunklern Zusammenhange der Eigenschaften aufsteigen." Der Erfolg von Varnhagen's Streben nach dem Höchsten der Bildung scheint uns gleichsam symbolisch in einem äußern Factum angedeutet und ausgesprochen zu sein, — darin, daß er eine Frau, welche vielleicht den Gipfel von Verstandesschärfe und Tiefe, von umfassendem, selbständig gebildetem Geist unter der weiblichen Welt Deutschlands repräsentirt, daß er Rahel als Gattin in sein Haus führte, so manche äußere Umstände dagegen zu sein schienen. Die Verbindung mit Rahel galt ihm als das Vollendende, in gewissem Sinn Abschließende seiner Bildung, wie dies in folgender Stelle liegt, die wir hier einrücken, weil sie in mehrfachem Bezug zu dem eben Gesagten steht:

In einzelnen Menschen, oder in einer Gemeinsamkeit zusammengehöriger und einander sich ergänzender und übertragender Persönlichkeiten, war mir schon einigemal das Heil widerfahren, mich durch das bloße Lebensbegegniß, ohne mühsames Streben und Verdienst, ohne Pein der Allmäligkeit, sondern im Schwunge des vollen Glücks, und gleichsam durch einen Ruck, auf ein erhöhtes Lebensfeld versetzt zu sehen, wo schon die Luft, die ich athmete, die Sinneseindrücke, die mir zukamen, das lebendige Spiel der umgebenden Elemente, mir ein neues Dasein erschlossen und mich einer neuen Bildung theilhaftig machten, wo dann weiterhin wol Eifer und Mühe folgerecht und nachhaltig mitwirkten und den Gewinn ordnen und bewahren konnten, ihn selbst aber nimmermehr hervorzubringen vermocht hätten. Solcher gesteigerten Lebensstufen zählte ich bis dahin hauptsächlich drei, das erste Andringen allgemeinen geistigen Lebens im Beginn meiner Studien zu Berlin, das Freiwerden eines sich selbst bestimmenden und lebensthätigen Dastehens, und die kräftigende Weihe der akademischen Herrlichkeit zu Halle. Jetzt kam . . die vierte Stufe hinzu, durch das Bekanntwerden mit Rahel; ein Wiederaufnehmen, ein Zusammenfassen und ein Abschließen aller frühern, ja der ganzen Erlebungsweise, — denn wie viel Neues, Großes und Unerwartetes auch ferner mir in einem wechselvollen Leben begegnet ist . . ., so ist mir doch (seitdem) kein Begegniß, keine innere noch äußere Lebenserfahrung wiedergekehrt, die ich jener genannten anreihen und mit ihr und den vorhergegangenen in gleichen Werth stellen könnte. So ist mir noch heute (1832) Rahel das Neueste und Frischeste meines ganzen Lebens.

Die Verbindung mit Rahel endigte Varnhagen's „Lehrjahre", und mit ihr trat gleichsam das Ideal oder Idol seines Cultus, die vollendete Geistes- und Weltbildung, in leiblicher Gestalt in sein Haus.

Hört nun aber auch das Fortschreiten in der Bildung, das Lernen und Empfangen im Leben nie ganz auf, so tritt doch bei begabten, strebenden Naturen, wenn sie eine gewisse Reife erlangt, die dringendsten Bedürfnisse des Aneignens befriedigt haben, ein Zeit- und Wendepunkt ein, wo der Trieb sich geltend macht, nun auch äußerlich zu schaffen und zu gestalten, und die gewonnene lebendige Bildung in eigenen Gebilden zu erproben und zu bethätigen. Schon früh war der Trieb zu schaffen und zu dichten in Varnhagen rege geworden; in der Pepinière versuchte er sich in der Poesie, aber er gesteht selbst: „Mein dichterischer Trieb war eigentlich ganz technisch und hielt sich an die äußere Kunstform überlieferter Vorbilder." Dies scheint uns, mit einiger Erweiterung, auch von den spätern Poesien Varnhagen's zu gelten; freilich fehlt ein Inhalt, fehlen Gedanken und Empfindungen nicht, wie dies bei einem so begabten Geiste sich von selbst versteht; aber es sprudelt darin nicht die frische Quelle des Gefühls, der Unmittelbarkeit, der Begeisterung oder der Naivetät; der Gedanke, die Reflexion einerseits, und andererseits die Form, die Technik überwiegen. Auch in den Erzählungen und Novellen Varnhagen's findet man zwar eine sehr kunstvolle Behandlung, eine tiefe und feine Beobachtung, eine blühende Darstellung und manche echt poetische Momente, doch vermißt man darin die eigentliche Schöpfungskraft, die fruchtbare Erfindung und die reichere Verwickelung. Die Anregung zu solchen Arbeiten kam ihm, wie es scheint, vorzugsweise aus dem wirklichen Leben, wie er denn, bei der Schilderung des wiener Lebens 1810 sagt:

Ich lebte als Zuschauer, als Vertrauter, in solchen Tagesreizen (Liebesverhältnissen u. dgl.) mit, und bewunderte die dichterische Fruchtbarkeit des wirklichen Lebens, das neben seinen Helden- und Staatsgeschichten so manchen Roman und unzählbare Novellen spinnt, wundersam und abenteuerlich, daß keine Dichtung hierin es ihm zuvorthut. Ich schrieb einiges der Art nieder, in der Absicht, es künftig auszuarbeiten.

Diese Behauptung wollen wir weder bestreiten, noch

es irgend tadeln, daß Varnhagen seine Stoffe aus der Wirklichkeit entlehnte; aber es leitet uns dies wieder zurück auf die oben ausgesprochene Ansicht, daß Varnhagen wesentlich eine künstlerische Natur sei, in einem Sinne, den wir jetzt näher anzugeben haben. Wir unterscheiden, auch wo es sich von Darstellungen durch das Mittel der Sprache handelt, die künstlerische Anlage und Gabe von der dichterischen (welche beide unter der Benennung ästhetisch zusammengefaßt werden) durch das Merkmal, daß der Künstler einen aufgegebenen oder gegebenen Stoff bildet und gestaltet, der Dichter aber den Gegenstand und Stoff selbst in gewissem Sinne hervorbringt und erschafft. Auch in der Sphäre der eigentlichen, der bildenden Kunst in allen Gattungen, läßt sich diese Unterscheidung machen, und die größten Künstler, Maler und Bildhauer, sind immer zugleich schöpferisch, poetisch; doch läßt sich hier allerdings auch ohne Poesie, durch großes technisches Talent, Ausgezeichnetes leisten. Der Portraitmaler kann, ohne dichterische, schöpferische Anlage, vielleicht nicht den höchsten Anfoderungen genügen, aber doch höchst dankenswerthe Werke schaffen; und mit einem ausgezeichneten, glücklichen Portraitmaler Varnhagen zu vergleichen, liegt sehr nahe, wenn man seine zahlreichen biographischen Arbeiten überschaut. Und wie man schon manchmal bei Malern ihr eigenes Portrait für ihr Meisterstück erklärt hat, so läßt sich auch von Varnhagen behaupten, daß er in den „Denkwürdigkeiten" aus seinem eigenen Leben, in seiner Selbstbiographie, je mehr sie einem Ganzen entgegenwächst, das bedeutendste Werk eines Lebens ausarbeite. Wir müssen es Varnhagen zum hohen Verdienst anrechnen, daß er, ohne Zweifel oft angelockt von dem glänzendsten Lorber des schaffenden Poeten, und vielleicht gereizt durch das Beispiel von manchen nicht höher Begabten, als er sich bewußt sein durfte, doch in einsichtsvoller Würdigung seiner Kraft den bescheidenen Kranz des kunstreichen Biographen vorzog, und lieber auf diesem Felde es zur Meisterschaft bringen, als auf dem scheinbar verheißungsvollern einem unsichern Erfolge nachringen wollte. Die Vergleichung des künstlerischen Biographen jedoch mit einem Portraitmaler hinkt — wie jede Vergleichung. Der Biograph, der Charakterschilderer in der Art Varnhagen's hat weit mannichfaltigern Anfoderungen zu genügen, als der Portraitmaler in seiner Sphäre; und wenn der Letztere mit einer ausgebildeten Technik und mit einem glücklichen Talent oder Instinct des Treffens schon Ansprüche befriedigt, die nicht das Außerordentliche, das Höchste verlangen, wenn er die Züge, den Ausdruck, das Auge des Helden, des Genius mit ziemlicher Treue zu copiren im Stande ist, obgleich er von seinem Geiste, von seinen Planen und Ideen kaum eine Ahnung haben mag: so muß dagegen der Darsteller eines Charakter- und Lebensbildes mit Worten, sich in die Persönlichkeit, die er schildern soll, ganz hinein zu versetzen wissen, er muß ihre Gemüthsart, ihre Gesinnung, ihre Bestrebungen verstehen, ihre Leistungen würdigen können, muß gleichsam ein fremdes Leben in der Phantasie sich aneignen, es mit- und nachleben; und wenn der Maler, um charaktervoll zu malen, die Anatomie studirt haben muß — wie viele Sphären des Wissens, der Bildung, des Lebens muß der Charakterzeichner durchforscht und sich vertraut gemacht haben, wenn er seinen Bildern das scharfe Gepräge lebensvoller Individualität verleihen, wenn er ihre Züge nicht in weicher Unbestimmtheit verschwimmen, wenn er den Ausdruck von innen heraus motiviren will! und wenn er sein eigenes Leben schildern will, so muß er, abgesehen von der Gabe der Beobachtung und Auffassung, auch selbst etwas Bedeutendes erlebt haben!

(Die Fortsetzung folgt.)

Englische Literatur.

1. Travels in the great western prairies, the Anahuac and Rocky Mountains and in the Oregon territory. By *Thom. J. Farnham*. Zwei Bände. London 1843.

Im Norden von Mejico steht dem regen Forschungseifer unserer Zeit noch ein weites Feld offen. Farnham hat die Länder, welche hier gelegen sind, in allen Richtungen durchstrichen, und die Bemerkungen, welche er auf seinen zahlreichen Wanderungen gesammelt hat, sind zum Theil von vorzüglichem Interesse. Ganz besonders anziehend sind die Schilderungen, welche der Verf. uns von den förmlichen Karavanen gibt, welche sich alljährlich zu verschiedenen Malen aus dem Staate Arkansas in Nordamerika nach den nördlich gelegenen Städten von Neumejico begeben. Diese Wanderungen bieten eine große Analogie mit den Karavanenzügen in den Wüsten Afrikas und Asiens. An ihre Spitze stellt sich ein Häuptling, der nach Mehrheit der Stimmen gewählt wird und der das Recht hat, sich seine Untergebenen selbst zu wählen und die nöthigen Verfügungen in Bezug auf die übrigen Posten zu treffen. Diese Karavanen bestehen in der Regel aus mehren Hundert Personen, die von etwa 100 Wagen und 800 Lastthieren begleitet sind. Farnham verweilt mit besonderm Gefallen bei der Beschreibung der Karavane von Santa-Fé, welche ihren Namen von der Hauptstadt von Neumejico am Rio del Norte entlehnt hat. Die ganzen ungeheuren Strecken Landes, welche diese Karavanen zu durchschneiden haben, sind nur von Elennthieren, Antilopen, wilden Pferden und Wölfen bewohnt. Die Bisons und Bufalos sind in so großer Anzahl vorhanden, daß sie den Reisenden nicht selten gefährlich werden, obgleich die Indianer diese wilden Thiere fortwährend jagen. Der ganze Boden ist gewissermaßen von ihnen wie bedeckt, sodaß man auf einer Strecke von 1350 englischen Quadratmeilen kaum einmal eine Stunde frei passiren kann, ohne von ihrer Seite gehindert zu werden. Die großen Steppen fangen eigentlich erst in einer Entfernung von 300 englischen Meilen von den Felsbergen an; aber auf ihnen hört der Graswuchs und das Gebüsch auf, und bald verwandelt sich das Ganze in eine völlige Wüste, in der sogar während der heißen Jahreszeit Ströme, Teiche und Seen austrocknen. Nur einzelne kleinere Strecken, wo einiges Kraut wächst, bezeichnen die Stellen, wo erst das Wasser war, und hierher flüchtet sich nun die ganze Thierbevölkerung dieser unermeßlichen Gegenden. Auch die zahlreichen Indianerstämme, welche hier hausen, wie die Sioux, die Cumanchen, die Apachen u. s. w., pflegen hier während dieser Zeit ihre Sitze aufzuschlagen. Die Cumanchen oder Comanchen sind der vornehmste und bedeutendste Stamm; man behauptet, daß sie im Stande sind, zehn, ja zwanzigtausend Mann zu Pferde zu stellen. Das Capitel, welches Farnham ihnen in seinem Werke widmet, ist ebenso anziehend als belehrend. Die Kette der Rocky mountains, welche der Verf. gleichfalls mit einiger Ausführlichkeit be-

schneidet, ist ihrerseits ebenso wenig bekannt. Kaum fünf bis sechs Fußstege durchschneiden diesen Gebirgszug, und auch diese sind nur den Jägern und den Pelzhändlern zugänglich. Farnham erstieg diese Anhöhen etwa unter dem vierzigsten Breitengrade und langte bei dem Mittelplateau an, von dem aus sich mehre große Ströme, die Nordamerika durchschneiden, ergießen. Der Rio del Norte geht nach Süden, der Arkansas nach Osten, der große Colorado strömt dem Golf von Californien zu. Von einem dieser Berge genießt man eine seltene Aussicht nach einem Lande hin, das nur selten der Fuß eines Europäers betreten haben mag. Zahlreiche Indianerstämme, die sich theils vom Fischfang, theils von wilden Früchten nähren, und die im Allgemeinen weniger wild sind als die Horden der großen Steppen, treiben sich hier umher. Die eigentlichen Eigenthümer des Landes sind bis jetzt noch die Häupter der Hudsonscompagnie. Am Ausflusse des Columbiaflusses hat sich nämlich im Fort Vancouver eine Gesellschaft Engländer und Europäer, die der ewigen Wanderungen müde sind, niedergelassen. Diese Abenteurer bilden einen eigenen Staat, dessen Oberhoheit bis jetzt weder die Vereinigten Staaten Nordamerikas noch England in Anspruch genommen hat. Farnham ist sehr ausführlich in der Schilderung der Art und Weise, wie diese Gesellschaft ihren Einfluß auf unabsehbare Länderstrecken ausübt. Dies ist die sorgfältigste Partie seines ganzen Werkes. In diesem ganzen Theile vom nördlichen Amerika ist, wenn wir die russischen Besitzungen, welche hier noch zu bemerken sind, ausnehmen, aller Handel das Monopol dieser unabhängigen Colonie geworden. Die Agenten derselben erstrecken ihre Thätigkeit von der Hudsonsbai bis zum Gestade des Stillen Oceans. Jede Concurrenz mit dieser furchtbaren Compagnie wird unmöglich, selbst der unermüdliche Astor mußte nach bedeutenden Opfern davon abstehen. Zuvor hatte sich eine neue englische Handelsgesellschaft gebildet, welche den Namen der Nordwestcompagnie annahm, aber kurze Zeit nach ihrer Gründung, schon im J. 1821, fand sie es für gut, sich mit der ältern Rivalin zu verschmelzen, nachdem noch ein Jahr zuvor die Agenten beider Gesellschaften nicht selten handgemein geworden waren. Das Ländergebiet, welches die Hudsonscompagnie ausbeutet, ist doppelt so groß als die Oberfläche von ganz Europa. Eins von den Mitteln, wodurch man es fast unmöglich macht, daß einzelne Europäer sich in diese Gegenden wagen können, besteht darin, daß die Mitglieder der Gesellschaft gehalten sind, keinem Weißen irgend eine europäische Waare, welchen Namen sie auch habe, verabfolgen zu lassen. Außerdem nimmt man ihnen ihre Pelze um keinen, auch nicht den wohlfeilsten Preis ab. Der Reisende traf mit einem Nordamerikaner zusammen, der von dieser Art von Interdict getroffen war, weil er sich den Bestimmungen der Compagnie nicht hatte unbedingt unterwerfen wollen. Schon seit mehren Jahren verweigerte man ihm das Tuch, dessen er bedurfte, um sich zu kleiden, sodaß er sich genöthigt sah, sich mit Pelzen und Thierfellen zu begnügen. Nächst der Indischen Compagnie dürfte wol die Handelsgesellschaft vom Hudson die wichtigste von allen sein. Übrigens scheint aus den Bemerkungen des Verf. hervorzugehen, daß früh oder später das Land, wo diese Compagnie ihre Macht ausübt, so sehr sich auch die Amerikaner dagegen sträuben dürften, in den Besitz der Engländer kommen wird.

2. The castles and abbeys of England from the national records, early chronicles and other standard authorities by *Wm. Beattie.* Erster Band. London 1843.

Diese Abbildung und Beschreibung englischer Burgen und Abteien entspricht allen Anfoderungen, welche man an die prachtvollen englischen Modeausgaben machen kann, und ist doch auch für die Geschichte nicht ganz ohne Werth. Abgesehen von den oft in architektonischer Beziehung nicht uninteressanten Beschreibungen gibt der Text eine Fülle einzelner Züge und Bemerkungen, die immer aus den glaubwürdigsten Quellen geschöpft sind und die nicht selten recht werthvolle Beiträge zur Geschichte der englischen Aristokratie und zur Kenntniß der Geistlichkeit im Mittelalter liefern. Bei der Ausarbeitung einzelner Partien seines Werkes scheinen dem Verf. Privatarchive und Familienüberlieferungen zu Gebote gestanden zu haben, die für Andere nur ausnahmsweise zugänglich sein dürften. Im ersten Bande, welcher uns vorliegt, befinden sich die Darstellungen und Beschreibungen folgender Burgen und Schlösser: Arundel, das einer der ersten normannischen Familien gehörig ist, nämlich dem Geschlechte der Fitz-Alans. Diese pittoreske Burg wird noch jetzt von dem gegenwärtigen Vertreter dieser Familie, dem Herzoge von Norfolk, bewohnt. Daran schließt sich die sonst so berühmte Abtei Saint-Alban an, deren großartige Trümmer für ihre ehemalige Pracht zeugen; hierauf bemerken wir Etham-Hall, den Palast, wo die ersten englichen Könige ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten; ferner Rochester, dessen Erbauer der normannische Erzbischof Gundulph war und das während des 12. und 13. Jahrhunderts blutige Kämpfe am Fuße des Felsens, auf dem es steht, gesehen hat; Tewkesbury, diese Burg, die während des Krieges der Rothen und der weißen Rose zu einer so traurigen Berühmtheit gelangt ist; Kenilworth, das schon der Name der unglücklichen Maria Stuart unsterblich gemacht hat. Den Beschluß dieses ersten Bandes macht die Abtei Waltham, die letzte Schöpfung des letzten sächsischen Königs Harold, ehe er in die Schlacht von Hastings zog, Carisbrook, wo der unglückliche Karl I. gefangen gehalten wurde, und endlich die grandiosen, malerischen Ueberreste der Abtei Netley. Wir machen auf dieses geschmackvolle mit etwa 200 schönen Kupfern und Zeichnungen verzierte Werk um so mehr aufmerksam, da seit den Romanen der Frau von Paalzow der Geschmack an diesen „Biographien der ehrwürdigen Reste des Mittelalters" sich auch in Deutschland wieder mehr und mehr zu verbreiten angefangen hat. 6.

Notiz.

Ein Beitrag zur Geschichte der Verdienste des Jesuitenordens um den Glauben.

Nachdem man schon geraume Zeit von den Wirkungen der wunderthätigen Medaille, die auch in Deutschland, besonders in Östreich, viel verbreitet worden war, nichts mehr gehört hatte und dieselbe ihren Credit verloren zu haben schien, fanden es die Jesuiten, welche gern ausschließlich für „Ausspender der göttlichen Geheimnisse" gelten wollen, gerathen, eine neue Gnadenquelle zu eröffnen. Mittels eines Stückes vom Rocke des Heilandes haben sie ungefähr um die Zeit, als ihre Aufnahme in den Canton Luzern, die Errichtung eines Convicts in Innspruck u. s. w. in Vorschlag kam, mehre wundersame Heilungen verrichtet, und noch immer hat dieses Stück (welches zu besitzen das Collegium zu Freiburg in der Schweiz so glücklich ist) von seiner therapeutischen Wirksamkeit nichts eingebüßt. Bei diesem Anlasse scheint es passend, zur Belehrung ungläubiger Zweifler, welche die Echtheit solcher Reliquien in Abrede stellen, auf das Werk des Jesuiten Ferrand, „Disquisitio reliquiaria", hinzuweisen, der unter Andern den Einwurf, daß viele Reliquien, die ihrer Natur nach nur einmal vorhanden sein können, an mehren Orten vorkommen und „operiren", folgendermaßen widerlegt: „Unum mihi sat erit in praesentia dicere, supremum Numen suum dubio procul explicuisse potentiam in iis nominatim reliquiis multiplicandis seu replicandis quae revera nonnisi unae secundum entitatem, et natura sua singulares existere poterant; ut sunt, verbi gratia, praeputium, sanguis, aliaque id genus, quae cum ad corporis Christi perfectionem faciant, vel quae cum ipso, vel ab ipso traxerint originem, nec multiplices esse nec diu illibatae seu integrae servari poterant, nisi divina vis mirabilem in modum accessisset. Idem in aliis permultis singularibus Christe Divorumque reliquiis videre est." 54.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 94. —— 3. April 1844.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Sechs Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 93.)

Man könnte sich wundern, daß wir Varnhagen in ein Verhältniß zu den ästhetischen Darstellern bringen, und nicht vielmehr zu den historischen, da doch seine biographischen Arbeiten der Geschichte näher zu stehen scheinen als der Kunst, der Poesie. Allerdings haben sie auch ein Verhältniß zur Geschichte, — wir versuchen zu bezeichnen: welches? Die Geschichte ist einerseits der Boden, auf welchem biographische Darstellungen und Charakteristiken stehen; eine gewisse Kenntniß der Zeitverhältnisse wird dabei immer entweder vorausgesetzt oder gelegentlich mitgetheilt, weil durch dieselben jedes einzelne Lebensschicksal bedingt, ohne sie unverständlich ist; andererseits erbaut sich auch wieder aus dem Leben, den Thaten und Charakteren der einzelnen, zumal ausgezeichnetern Individuen, auch wenn diese nicht eben Regenten oder Feldherren sind, die Geschichte auf, und einzelne, selbst kleinere Beiträge summiren sich in ihr zu bedeutenden Wirkungen und Mächten. So entlehnt der Biograph von der Geschichte, arbeitet ihr aber auch in die Hände und vor. Wenn aber auch der Boden und der Stoff bis auf einen gewissen Grad Beiden gemeinsam sind, so gehen doch die Gesichtspunkte des Historikers und des Biographen oder des Charakterzeichners sehr auseinander. Dem Erstern ist das Allgemeine die Hauptsache, er sieht die Individuen nur im Spiegel der Alle umfassenden Geschichte, er schätzt sie nach dem Maß ihrer Einwirkung auf die Geschichte; dem Letztern spiegelt sich die Geschichte, das politische und Culturleben in seinen Individuen ab; der Historiker hat es mit vollendeten, wirklichen Thatsachen und Thaten zu thun, dem Biographen sind unausgeführte Vorsätze, Entschlüsse und Schritte, die ohne Erfolg bleiben, oft ebenso wichtig; Jener wird mehr die Seite des Gesetzlichen und Nothwendigen, Dieser die des Zufälligen und Freien, welche in den menschlichen Dingen neben- und ineinander bestehen, hervorheben. Beide können sich ergänzen, und Einer die Einseitigkeiten des Andern ausgleichen, wenn der Biograph an den Individuen, deren charakteristische Eigenschaften dem Historiker auf seinem höhern Standpunkte leicht verschwimmen und verschwinden, die ihm als Theile einer Masse leicht gleichgültig werden, die Eigenthümlichkeit des geistigen und sittlichen Gepräges aufweist und rettet, und wenn der Historiker hinwiederum durch seine Darstellung thatsächlich und ernst daran erinnert, welche Massen von geistigen und sittlichen Kräften die Macht, welche die Geschichte eines Volks oder der Menschheit bestimmt, zu ihren Entwickelungen, Fortschritten oder Umwegen verbraucht; daß der gewöhnliche Maßstab der intellectuellen und sittlichen Schätzung der Menschen nicht überall hinreicht, daß die Auserwählten des Schicksals oder der Vorsehung ihre eigene Signatur haben, daß aber auch in der Geschichte dem schärfern Auge eine Nemesis sichtbar wird, welche der Beobachter der Thaten und Schicksale der Einzelnen leicht verkennt und in zu beschränktem Sinne deutet.

Am meisten wird sich, kann man im Allgemeinen annehmen, durch subjectiven Charakter von der der Geschichte geziemenden Objectivität die Selbstbiographie — Denkwürdigkeiten, Memoiren, Erlebnisse u. s. w. — unterscheiden und entfernen, obwol möglicherweise auch sie auf den Standpunkt der unbefangensten und umfassendsten Betrachtung sich stellen kann, wie dies z. B. bei Goethe der Fall ist. Überhaupt bewegt sich die Selbstbiographie auf einem sehr weiten Gebiete zwischen fern voneinander abstehenden Extremen. Das eine Extrem ist da, wo die Schilderung der eigenen Erlebnisse der Geschichte sich annähert, in Geschichte übergeht, nur daß der Erzähler, was er berichtet, mit erlebt, mit angeschaut, wol auch selbst mit gehandelt oder mit gelitten hat; das andere Extrem ist da, wo der Erzähler hauptsächlich nur die Geschichte seines innern Lebens gibt, Confessionen, wie Augustinus und Rousseau. Zwischen den Selbstbiographien von fast ganz historischer Haltung und denen von vorzugsweise psychologischem oder gar ascetischem Interesse liegt nun eine große Mannichfaltigkeit mitten inne, und es ist schwer zu sagen, welche Gattung dem Begriffe der Denkwürdigkeiten oder der Memoiren am besten entspricht; wir zweifeln nicht, daß man auf mehr als eine Weise auf diesem Felde classisch sein kann. In hohem, vielleicht im höchsten Grade ist es Goethe, welcher in seinem berühmten Werke, das die wichtigsten Verhältnisse der deutschen Cultur- und Literaturgeschichte, selbst Manches aus der politischen Ge-

schichte, umfaßt und mit dem wohlthuendsten, reichsten und mildesten Licht überströmt, doch seinen individuellen Standpunkt nie verloren, und ohne die mindeste Anmaßung Alles, was er bespricht und schildert, wieder auf sich und seine Entwickelung bezogen hat. Unverkennbar hat Varnhagen in seinen „Denkwürdigkeiten" Goethe's Selbstbiographie sich vielfach zum Vorbilde genommen, wie er überhaupt dem großen Dichter ein beharrliches, tiefeindringendes Studium gewidmet hat, und es als bedeutungsvoll gelten darf, daß den Schluß der drei Bände „Denkwürdigkeiten" der Bericht über einen Besuch bei Goethe bildet, woraus wir folgende Worte ausheben:

Im Ganzen gibt das Werk über sein Leben — diese gehaltreichsten Denkwürdigkeiten, in welchen die tiefsinnige Kürze des alten Philosophen mit der Homerischen Fülle des alten Dichters vereinigt ist — den Standpunkt, auf welchem er sich als Mensch jetzt befindet, seine Art und Weise des Daseins, ziemlich vollständig und ungefälscht zu erkennen... Das Übergewicht, das die erwartete Wirkung des Dichters so ganz der Wirkung des Menschen unterordnete, und mich von dem erstern zwar Vieles, aber fast nur in Bezug auf den letztern sehen ließ, wurde mir gleichsam zum Triumphbilde des Mannes, von dessen Anschauen ich die folgenden Tage mit einer sanften Glut erfüllt blieb, wie nur die außerordentlichsten Begegnisse der innern Welt sie über die Seele verbreiten können, und für das ganze Leben, kann ich nun sagen, bin ich um ein großes Gut reicher!

Der Einfluß, das Vorbild Goethe's ist in manchen Abschnitten von Varnhagen's „Denkwürdigkeiten" sehr fühlbar, besonders, dünkt uns, in den Abschnitten, welche von der Kindheit und Jugend handeln; aber doch ist der Unterschied des ganzen Geistes und Charakters in beiden Werken sehr groß und tiefgegründet. Man könnte von Goethe, dem beschaulichen Dichter, Denker und Forscher, mehr nur Confessionen, von Varnhagen, dem Militair und Diplomaten, mehr eine Darstellung des äußern, geschichtlichen Lebens erwarten; letzteres ist nun zum Theil wol der Fall, aber wo es ist, da hört Varnhagen im Grunde auf, Denkwürdigkeiten seines Lebens zu schreiben, und gibt vielmehr geschichtliche Skizzen oder Bilder — denn dies sind in Wahrheit die Abschnitte: „Die Schlacht von Deutsch-Wagram", „Tettenborn", „Hamburg", „Kriegszüge von 1813 und 1814", „Der Wiener Congreß". In all diesen Abschnitten tritt die Person des Verf. fast ganz oder ganz zurück, sodaß er oft seiner gar nicht erwähnt oder sich nur in dem „Wir" einschließt. Es sind Gemälde, deren Frische, Lebendigkeit, Fülle und Charakter von selbsterlebter Anschauung zeugt, die aber alles Interesse auf sich ziehen und es von dem Verf. gänzlich ablenken. Goethe's Werk hat, obgleich von den großen Weltgeschicken und von dem Geräusche der Waffen sich fern haltend, doch mehr Fortschritt, mehr Entwickelung — es ist mit Einem Worte in einem wahrhaft epischen Tone gehalten; Varnhagen's „Denkwürdigkeiten", in der Gestalt, wie sie uns jetzt nach vorliegen, zerfallen in einzelne Bilder, die unter sich wol auch zusammenhängen, aber deren jedes doch gleichsam auf eine bestimmte Wirkung berechnet, von einer besondern Idee erfüllt, auf eine gewisse Gruppe beschränkt und von einem eigenen Rahmen umschlossen ist. Hier haben wir wieder den Unterschied des Künstlers vom Dichter. Während die Darstellung von diesem in leichtem, freiem Flusse sich dahin bewegt, sucht der Künstler Ruhe- und Anhaltspunkte, stellt hier Gleichartiges zusammen, wirkt dort durch Contraste, hebt die effectvollsten Momente heraus, concentrirt hier das Licht auf Einen Punkt, vertheilt es dort fein abwägend über ganze Gruppen und paßt den Ton seiner Darstellung abwechselnd den Gegenständen an. Varnhagen stellt die verschiedensten Erlebnisse und Begebenheiten wirklich mit meisterhafter Kunst dar, aber Goethe ist seines Stoffs ganz und gar Meister, und seine Darstellung erscheint als kunstloseste Natur. Obgleich er seine Lebensbeschreibung Wahrheit und Dichtung nennt, merkt man doch darin gar keine ästhetische Absicht, sie erscheint nur als das harmlose Wiederdurchleben eines vielumfassenden, glücklichen, genuß- und früchtereichen Daseins. Varnhagen geht mit mehr ästhetischer Absicht und künstlerischem Bewußtsein zu Werke, und während in Goethe's Werk der Mensch sich des Dichters beinahe völlig entäußert, die dichterischen Schöpfungen selbst als ein menschlich Erlebtes behandelt und hauptsächlich nach ihrer psychologischen und sittlichen Entstehungsart, nach ihren Wirkungen auf Geist und Gemüth des Dichters selbst besprochen werden, verwandelt umgekehrt Varnhagen, bei welchem Geschmack und Reflexion das schöpferische Vermögen überwiegen, das Erlebte gern in ein ästhetisch wirkendes Bild und sucht es durch Begrenzung, Beleuchtung und Form zur Poesie zu erheben und zu verklären. Eine tiefer eingehende Vergleichung würde auf manche interessante Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten führen, doch verbietet diese der Raum, daher wollen wir ohne ausdrücklichen Hinblick auf Varnhagen's großes Vorbild, dem er mit Glück nacheifert, den Charakter seiner „Denkwürdigkeiten" noch etwas schärfer zu bezeichnen suchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nationaltheater.

Nationaltheater! ein stolzer Titel, der fast wie Anmaßung oder gar wie Hohn klingt, wenn er da angewendet wird, wo es eigentlich keine Nation gibt. England hat eins, Frankreich rühmt sich eines, Spanien hatte eins, Indien, China; aber auch Deutschland? Wo ist es? (Wir meinen nicht dem Namen, sondern der That nach.) Im nördlichen oder südlichen Theile? in Berlin oder in Wien? — Und was ist es denn, wodurch jene Nationen sich eines Nationaltheaters rühmen können? — Sie entlehnen nichts von fremden Nationen, sondern auf ihren Bühnen erscheinen Nationalstoffe, Nationalsitten, Nationalgesinnungen und Nationaldichtungen; und wenn sie wie Frankreich fremde Stoffe, fremde Sitten darauf bringen, so werden diese völlig nationalisirt und müssen Nationalgesinnungen annehmen. Darum hat ihre Bühne auch ein ganz nationales Gepräge. Sie haben aber auch Nationaldichter, denn sie setzen den höchsten Werth in eine Nationaldichtung und lassen sich nicht einreden, daß die Dichtungen anderer Nationen höher stehen, und lassen wenigstens jene nicht

durch diese verdrängen. Auf Deutschlands Bühnen herrschen fremde Stoffe, fremde Sitten, und von deutscher Gesinnung ist kaum, um nicht zu sagen gar nicht, die Rede; denn die Gesinnung, die Deutschland durch die pariser Propaganda eingeimpft werden soll und die sich auch auf unserer Bühne geltend zu machen sucht, wird wol kein echter Deutscher für echt Deutsch erkennen: wir meinen Frivolität, Atheisterei, Selbstvergötterung, Mishandlung der heiligsten Gefühle und Verhältnisse, der Liebe und der Ehe, kurz den Gegensatz von allem echt *Deutschen*, dessen Repräsentanten wir früher auf unserer Bühne in einem Lessing und theilweise in einem Schröder und in jüngerer Zeit in Schiller finden, den ein günstiges Geschick und sein edlerer Geist vor dem vergiftenden Einflusse von der Seine her bewahrt hat; und vor Allen auch in Iffland, den wir sonst eben nicht als Muster aufstellen möchten. Und daß ein echt deutscher Originaldichter — worunter natürlich die pariser-deutschen Flunkeroriginale in Glacéhandschuhen nicht zu rechnen sind — bis zur Bühne durchdringe, wo jedes Ausländische und Ausländischflunkernde geöffnete Arme findet, darunter glückt es kaum einem, wie einem Halm, unter Hunderten.

Aber woran kann denn das liegen? An echt deutschen Talenten und echt deutscher Gesinnung doch wol nicht; oder sollten jene mit einem Schiller und diese überhaupt ausgestorben sein? — Woran es liegt? — An der schiefen Stellung, in welche die deutsche Bühne gerathen ist, die dem deutschen Volke — wir verstehen keineswegs darunter den Pöbel, sondern den Theil, der für geistige Genüsse als solche, wir wollen nicht sagen gebildet, aber wenigstens empfänglich ist — den Rücken zukehrt und ihm bei einer Anstalt, die beinahe vor allen übrigen eine echt volksthümliche im höhern Sinne sein sollte, keine Stimme gewährt. In diese schiefe Stellung ist sie gedrängt worden, als, gewiß in bester Absicht, fürstliche Directionen an ihre Spitze gestellt wurden, bei denen sich dann, als an die Stelle Sachverständiger (wenn man will Salons-, aber nicht kunstgebildete) Hofleute traten, anderweitige Interessen als die der Kunst und der Nationalbildung, deren sie zum Theil selbst entbehrten, füglich einschleichen konnten. Ein Engel, ein Ramler, ja auch nur ein Iffland (der selbst als Mitdarsteller in einer ganz schiefen Stellung war) — wo sind sie? — Bei dem Mangel an Urtheil, an gebildetem Kunstsinn, ja bei dem gänzlichen Mangel an aller Kunsteinsicht, wie sich in unsern Directionen bei dem zum Theil besten Willen derselben auch wol nachweisen läßt, mußte es denn bald dahin kommen, daß Zudringliche, die mit Kunsteinsicht prahlen, welche ihnen größtentheils von Paris aus soufflirt worden, Einfluß gewannen, und so sehen wir unsere Bühnen zum größern Theile in den Händen von Coterien, die sich ihrer zu bemeistern gewußt durch alle Mittel, welche der zudringlichen Mittelmäßigkeit weit mehr zu Gebot stehen als der bescheidenen echten Einsicht, die man wol, einmal auf Abwege gerathen, selbst scheut. Und so sehen wir auch die meisten Tageblätter, die sich der ästhetischen Cultur gewidmet haben, in den Händen einer Coterie, und nicht weniger unsere sogenannten kritischen Institute, selbst im Heiligthum der Wissenschaft. Diese nun wollen ihre Stimme als Nationalstimme geltend machen und lassen andere Stimmen gar nicht aufkommen. Sie sagen wie Ludwig XIV. — und (es wäre zum Todtlachen, wenn es nicht zu ernst wäre) darunter vorzüglich die Stimmen der Kinder Israel's in Deutschland — la nation, c'est moi! (Wir gönnen ihnen alle mögliche Emancipation, wenn aber von *deutscher Nationalität* die Rede ist, so können wir ihnen doch unmöglich eine Stimme zugestehen.) Und wie weit der Unfug geht, davon zeugte unlängst die Naivetät eines solchen kritischen Blattes, in welchem eine dramatische Literaturgeschichte angezeigt und dem Verfasser der Vorwurf gemacht wurde, daß er Namen nenne, „die wir nicht genannt wissen wollen", und zwar achtungswürdige und geachtete, welche aber dem „Wir" der Coterie in ihrem Interesse nicht zusagen. Und einsichtslose Directionen lassen diese unreinen Stimmen für Nationalstimmen gelten und stellen ihrer Entscheidung anheim, was dem Publicum auf der Bühne bekannt werden soll oder nicht. Das ist nun so tief hinein böse, daß nur eine Radicalreform, die immer dringender nothwendig wird, soll dem Deutschen seine Bühne nicht ganz verloren gehen, helfen kann. *Unsere Bühne muß wieder dem Publicum gewonnen werden, und dieses muß entscheiden, was ihm zusagt oder nicht, und um dies zu können, müssen nicht nach Gunst oder Einseitigkeit Einzelner, sondern nach innerm Werthe die verschiedensten dramatischen Erzeugnisse unserer Dichter vorgeführt werden.*

„Das Publicum?! Dieses vielköpfige Ungeheuer, dessen Geschmack so verdorben ist, das nur nach Neuigkeiten lechzt und höchstens eines Stoffsinteresses fähig ist, das amusirt sein will und selbst nicht weiß, was es will?" Wir wollen nicht untersuchen, wodurch der Geschmack des Publicums, welches gegenwärtig das Theater besucht, so verdorben ist, als es scheint; allein wir glauben, Geschmack und Publicum sind in sich noch gesünder, als jene Coterien es wünschen, denn — warum lassen denn eure von euch gepriesensten Werke die Bänke so bald leer, und warum füllen sie sich leichter bei der hundertsten Darstellung der Werke der ältern Meister, obgleich diese beiweitem vernachlässigter zur Darstellung gebracht werden als eure leichte Waare, die ihr aufs erfreulichste auf der Bühne herauszuputzen sucht, und man selbst behaupten kann, daß die Rollendarsteller unserer Meisterwerke ausgestorben sind, dagegen Darsteller für eure Naivetäten sich leicht finden lassen? Und dann ist euer Publicum auch nicht das ganze deutsche, denn der gesündere Theil, den die Langweile nicht plagt und dem am Begaffen und Begafftwerden nichts gelegen ist, der ist von euch verscheucht, ihm ekelt vor euerm Getreibe. Und seht, euer sogenanntes vielköpfiges Ungeheuer selbst ist doch immer ein *deutsches*, in welchem *deutsche Sitte und Gesinnung* beiweitem nicht so erstorben und vergiftet ist, als ihr euch einbildet. Gebt ihm nur Raum und laßt es frei von eurer Bevormundung, ihr propagandistisch Bevormundete, und ihr werdet Wunder sehen. Eure Bevormundung ist aber freilich nicht die einzige für die deutsche Bühne. Auf der einen Seite drängt sich mittelalterlicher Spuk mit dem Kastenthum ein, und jedes freiere Wort fällt unter den Strich; auf der andern Seite darf nebst dieser Unfreiheit kein Drama auf der Bühne erscheinen, in welchem Personen der Geistlichkeit im Guten oder Bösen auftreten, und damit ist allen geschichtlichen Nationalstoffen der Stab gebrochen, denn gerade die prägnantesten Momente in der Geschichte Deutschlands, und beinahe in der Geschichte jedes europäischen Volks, sind ohne diese gar nicht darstellbar. Kirchliche Dogmen und Ceremonien gehören freilich nicht auf die Bühne.

Aber von wem sollte denn die verlangte Radicalreform unserer Bühne ausgehen? Von wem anders als von einem weisen Fürsten, der die Wichtigkeit der Bühne, wenn auch nur als *Nationalunterhaltung* und *Träger des Nationalruhms*, was doch auch etwas sagen will, ins Auge faßte, unsere Bühne von allen jenen Bevormundungen befreite und uns ein echtes deutsches *Nationaltheater* gewänne.

Und wie könnte denn das gewonnen werden? Ein echtes Nationaltheater macht Ansprüche, die dramatische Nationalbildung darzulegen und für geistige Nationalbildung zu wirken. Auf diesem Theater müßten also nur deutsche Originaldichtungen erscheinen, und von ausländischen nur anerkannte Meisterwerke, von anerkannten Meistern in unsere Literatur verpflanzt, und alle die Tausende von Machwerken der französischen Boulevards, von denen sich größtentheils unsere Bühnen nähren und die jedes deutschen Elements, selbst in dem Darsteller, entbehren, müßten verbannt sein.

Kein deutsches Originaldrama, *das sich über das Mittelmäßige erhebt*, müßte ausgeschlossen, sondern jedes zur sorgfältigsten Darstellung gebracht werden; und der Maßstab

dafür wäre, daß es sich — die dramatische Composition vorausgesetzt — (allerdings bei unsern neuern Dramadichtern größtentheils eine starke Voraussetzung) — durch einige der folgenden Vorzüge empföhle: durch geistreiche Auffassung des Stoffs, oder durch ergreifende Situationen, oder durch anziehende Scenen, oder durch Charakteristik, oder durch Phantasie, oder durch Diction und Dialog — alles Dieses vereinigt würde es zu einem Meisterwerke stempeln, und Meisterwerke sind überall selten und für die Praxis nicht auf sie zu rechnen. Auf sogenannten Bühneneffect dürfte bei der Wahl nicht gesehen werden, denn das Streben danach ist störend für die Kunst, und wie unberechenbar es ist, läßt sich in unzähligen Beispielen beweisen, daß gerade Dramen, von denen man sich für die Bühne wenig versprach, das Meiste leisteten, und umgekehrt.

Über den Werth der Dramen nach diesen Rücksichten müßten Ästhetischgebildete entscheiden, die aber dabei von jedem andern Interesse als dem der Kunst frei sein müßten: also weder active Dramendichter noch Schauspieler, deren Urtheil nothwendig und ohne Ausnahme menschlicherweise befangen ist. Wo das Urtheil besonders den Letztern zusteht und sie wol gar die Macht haben ihr Urtheil geltend zu machen, da ist es gewiß um die Bühne in ihrem innern Werthe geschehen: die Äußerlichkeit kann vielleicht dabei gewinnen, um doch durch etwas zu gelten, und die Frivolität gewinnt gewiß. Die Namen der Richter müßten öffentlich angezeigt werden, um ihre Befugnisse zum Richteramte beurtheilen zu können und sie für ihre Wahl oder Verwerfung mit ihrer Ehre und Achtung verantwortlich zu machen. Also kein verborgenes Femgericht! So würde das Publicum als solches mit den mannichfaltigen gelungenern Dichtungen seiner Nationaldichter, die ihm jetzt oft aus purem Unverstand oder aus Intrigue und Coteriewesen vorenthalten werden, bekannt, und es würde sich in ihm bald ein festes Urtheil bilden, und welchen Einfluß müßte dies auf unsere Dichter haben, und wie würde das Interesse des Publicums sich steigern, wenn es sich als den eigentlichen Richter erkennte mit seinem freien Urtheil. Hier würde die Volksstimme sich als Gottesstimme bewähren. Jetzt erfährt das Publicum gar nicht, was denn seine dramatischen Dichter leisten, sondern nur was die herrschende Coterie leistet, und was wird ihm aus der Mitte dieser Coterie geboten? Betet zu euerm göttlichen Nichts, daß kein Lessing erstehe, der eure zusammengewürfelten frivolen Machwerke in ihr Nichts zertrete, dem sie entsprossen sind. Wir möchten uns anheischig machen, aus nicht auf die Bühne gebrachten deutschen Dramen ein Repertoire zu bilden, mit dem sich nicht leicht eine unserer größten Bühnen messen dürfte.

Vor allen Dingen aber müßte das Verhältniß des dramatischen Dichters zur Bühne geregelt werden, und wir wüßten dazu keinen einfachern und praktischern Vorschlag, als der unlängst im „Morgenblatt" aufgestellt wurde: „daß nämlich bei der Annahme eines Drama ein bestimmtes mäßiges Honorar entrichtet, jedes Drama aber von der ersten Darstellung an mit dieser innerhalb drei Wochen dreimal aufgeführt werde, und die dritte Aufführung mit öffentlicher Ankündigung zum Vortheil des Dichters." So würde zum Theil wenigstens die Tantième der französischen Bühnen, die in Deutschland gar nicht ausführbar ist, ersetzt. Ja wir möchten sogar im Interesse der Directionen und der Dichter vorschlagen, daß jenes Honorar wegfallen und dagegen die ganze dritte Einnahme ohne allen Abzug der Vorstellungskosten dem Dichter überlassen werden möge. Dann würde die Belohnung des Dichters nicht vom Gutdünken der geehrten Directionen, sondern vom Publicum abhängen und ihren Ehrenkranz mit sich bringen. Dies müßte denn aber auch für gedruckte Dramen gelten, wodurch den Dichtern die Demüthigung erspart würde, ihre Arbeiten ausbieten zu müssen und sich nicht selten einer schnöden und anmaßlichen Behandlung des im Versteck wirkenden Unverstandes ausgesetzt zu sehen. Der Vortheil einer Darstellung aus dem Manuscript geht nur die Kasse, nicht die Kunst an, und ein echtes Nationaltheater würde nicht nöthig haben, auf einen so precairen Vortheil zu achten.

Auf solche Weise würden die Bühne und das Publicum in eine Wechselwirkung treten, die von dem wohlthätigsten Einfluß für beide sein dürfte. Wie gegenwärtig Bühne, Dichter und Publicum gegeneinander stehen, muß die deutsche Bühne nothwendig ihrem gänzlichen Untergange entgegen gehen. Schaubuden werden freilich immer übrigbleiben, die aber dann nicht einmal den Werth haben werden wie die Jahrmarktsbuden mit Wachsfiguren, Akrobaten, fremden Thieren und Ähnliches.

Ist es wahr, was ein Freund, der den Inhalt des Vorstehenden für völlig zutreffend erkannte, dabei bemerkte? „Der Zustand des deutschen Schauspiels ist unheilbar krank; es hat aber leider noch weit zu dem Stadium der größten tödtlichen Schwäche, das ihm unfehlbar bevorsteht. Alle denkbare Reformvorschläge sind unter diesen Umständen völlig nutzlos." Ja, es ist wahr, wenn der Kranke in der verdorbenen Luft bleibt; sollte er denn aber gar nicht daraus zu retten sein? Wenigstens, meinen wir, sei es doch keineswegs unnütz, die Idee wie es sein sollte und könnte, dem Bewußtsein lebendig zu erhalten, wenn sich auch keine augenblickliche Wirkung davon erwarten läßt. Nur müssen die Reformvorschläge an sich bei gutem Willen für die deutsche Bühne ausführbar sein, was wir von den hier angegebenen glauben; so werden sie wenigstens als Fingerzeige dienen, worauf bei veränderten Verhältnissen, die gar leicht in dem erleuchteten Willen eines fürstlichen Mäcen der Bühne unerwartet eintreten können, vorzüglich zu achten sein möchte. Die gute Sache wird ja nicht immer unterliegen: davor wird Deutschlands Genius Deutschland bewahren. 117.

Notizen.

Die preußischen Preßangelegenheiten erregen immerfort Theilnahme in England. In einem Aufsatz des „Athenaeum" über die neuern deutschen politischen Dichter waren unter Anderm Herwegh's Gedichte besprochen und dabei des Briefes von Herwegh an den König von Preußen gedacht. Der Recensent hatte bemerkt, daß dieser Brief durch nichts provocirt gewesen sei. Nunmehr theilt das „Athenaeum" ein Schreiben mit, welches diese Behauptung berichtigt und den eigentlichen Hergang erzählt. Der Schreiber erwähnt des Verbots des „Deutschen Boten aus der Schweiz" schon vor dessen Geburt und fügt dann hinzu: „Proceedings of this kind would in my opinion be sufficient to rouse the just indiguation of any man, and consequently produced the letter to the king from Herwegh, couched in strong terms of complaint against his majesty's ministers."

Aus dem „Prose-Christmas-Carol" von Charles Dickens ist ein Theaterstück gemacht worden, welches die kleinern Theater in London geben; das Theater Adelfi machte den Anfang. Das Stück findet unglaublichen Beifall und Zulauf, obgleich es nichts weniger als dramatisch ist und an vielen Stellen durch sein naives Pathos ins Lächerliche streift. „Übrigens ein Beweis", bemerkt ein englischer Berichterstatter, „daß Tugend und Laster nicht die einzigen Ingredienzen sind, welche die Menge an das Drama fesseln, und eine Aufmunterung für dramatische Schriftsteller, welche sich an die sanftern Gefühle der menschlichen Natur wenden und lieber angenehme und süße als schmerzliche und gewaltsame Empfindungen in gemischten Versammlungen erwecken wollen." 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 95. —— 4. April 1844.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Sechs Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 94.)

Der Geist der Humanität ist es, was in solchen Schriften am wohlthuendsten anspricht, das günstigste Vorurtheil, die entgegenkommendste Neigung erweckt, und Humanität, ein hoher und würdiger Begriff vom Menschen, prägt sich auch überall in den vorliegenden „Denkwürdigkeiten" aus; nicht ein Menschenfeind noch ein Menschenverächter vergällt uns durch die Darstellung selbst oder durch bittere Bemerkungen den Genuß seiner Erzählung, geschweige denn, daß dem Häßlichen, dem Bösen schadenfroh zugelächelt würde. Mit Liebe wird gezeigt, wie die menschliche Natur unter den verschiedensten Verhältnissen der Erhebung, der Begeisterung, des Adels fähig ist, schöne, feine und edle Züge werden mit Eifer gesammelt, die Repräsentanten der entwickeltsten, gesteigertsten Menschheit werden mit Feuer gepriesen, und ein schönes, ein echt humanes Wort ist es: „Mir schienen immer Urtheil und Kritik ihren besten Vortheil — ganz im Gegensatz vom Krieg — nicht im Angriff, sondern in der Vertheidigung zu haben." Wenn indessen Wohlwollen und Urbanität sich vielfältig kund geben, so will uns doch bedünken, daß die Humanität in den „Denkwürdigkeiten" zuweilen etwas ausschließlich auftrete und die Würde, den Werth der Menschheit etwas zu sehr nur in Einzelnen, und zwar in den durch äußere Stellung und durch Geistesbildung Hervorragenden anerkenne, während die Humanität im höchsten Sinne wol auch Unterschiede macht, aber doch nicht so herb zwischen Vornehmen und Gemeinen Schranken zieht, und nur den Adel der Menschheit, so zu sagen, als Personen gelten läßt. Etwas Verletzendes haben Äußerungen wie folgende:

> Ein Mediciner, Philosophie und Poesie verächtlich belächelnd, aber eifrig fürs Praktische, streng auf sein Fach versessen und wohlbeschlagen fürs Examen, kurz, einer von der infamen Race, die man hoffnungsvolle Jünglinge und später Ehrenmänner nennt, will sich unser annehmen... Wir aber wollen nichts mit ihm und seinem Gelichter zu thun haben.

Oder wenn er von Rahel's Liebe und Unglück sagt:

> Die Glut der Leidenschaft hatte hier überschwänglich die edelste Nahrung gefunden und aufgezehrt; anderes Leid und anderer Untergang erschien dagegen gering und kaum noch mitleidswerth.

Auch die höchste und freieste Geistesbildung, die glänzendste und reizvollste Trefflichkeit hat nicht das Vorrecht des Hochmuths und der Lieblosigkeit, und die Überwindung, nicht das Pochen des Egoismus, ist der Gipfel der Humanität. Aber es hängt dies mit dem überhaupt etwas aristokratischen Sinn und Geschmack Varnhagen's zusammen, nicht sowol im politischen als im intellectuell-ästhetischen Sinne das Wort genommen. Ein gewisser Aristokratismus ist die Frucht jeder höhern Bildung; der gebildete Geist erkennt den hohen Werth des Talents, der intellectuellen Auszeichnung, poetischer, künstlerischer, wissenschaftlicher Leistungen, und fühlt sich von den ihm Gleichartigen und Höherstehenden angezogen; nur darf dies nie so weit gehen, daß über dem intellectuell und ästhetisch Ausgezeichneten gemüthliche und sittliche Eigenschaften übersehen und geringgeschätzt, über Kunst und Bildung die Natur, über einer wol oft durch manche Verzärtelung und Kränklichkeit erkauften Verfeinerung die schlichte, aber tüchtige Gesundheit misachtet würde. Davon ist allerdings Varnhagen weit entfernt; er rühmt hoch sittliche und gemüthliche Vorzüge, er macht die Rechte der ursprünglichen Natur mit Nachdruck geltend und preist besonders die kecke Selbständigkeit kräftiger Menschen, welche die Fesseln der conventionnellen Gewohnheiten, Regeln und Lügen durchbrechen; aber doch ist es dann meist das Außerordentliche, das Geniale, was er als ein Natürliches vertheidigt, und zwar so, daß er das Recht öfters auch wol zum Vorrecht spannt und ausdehnt. Varnhagen zieht, man muß es anerkennen, den Kreis Derjenigen, die ihm etwas sind und gelten, nicht allzu eng; sein glücklich beobachtender, scharf individualisirender Blick gewinnt auch minder bedeutenden Personen eigenthümliche Züge, ein gewisses Interesse ab, und er weiß ihnen in seinen kunstvollen Gemälden leicht noch einen passenden Platz anzuweisen, wenn er will, wenn irgend ein Reiz ihn dazu veranlaßt; aber wo ein solcher Reiz fehlt, gleitet sein Auge gleichgültig über Massen weg, die für ihn wie nicht vorhanden sind. Daß er irgend gegen Jemand ungerecht, daß seine Schilderungen zu ungünstig seien, wird man schwerlich behaupten können; wer diese oder

jene von ihm charakterisirten Personen kennt, wird gestehen, daß er das Wesentliche meisterhaft auffaßt, und was man als aristokratische Vorneigung bezeichnen kann, äußert sich mehr im Idealisiren der Einen als in ungünstiger Schilderung Anderer. Idealisiren wird beinahe nothwendig jeder Darsteller und Maler wirklicher Persönlichkeiten, wenn er mit Liebe und Neigung schildert; er wird alles Günstige zusammen suchen, und das Ungünstige nicht allzu stark andeuten wollen; das Idealisiren ist die nothwendige Wirkung des leider bei den meisten Menschen vorauszusetzenden Hanges zum Verkleinern und Tadeln, welcher zum voraus in Rechnung genommen wird; bei einem Autor von dem glänzenden Stile und dem ästhetischen Sinne Varnhagen's muß sich ganz besonders erwarten lassen, daß er auch das Gewöhnlichere in ein bedeutsameres Licht zu rücken, und das Ausgezeichnete, Außerordentliche mit den ihm zu Gebote stehenden schimmernden Farben zu verklären sich gedrungen fühle. Wirklich wird Niemand in Abrede stellen, daß Varnhagen idealisire — in einem Sinne, versteht sich, wonach es sich ganz gut verträgt mit der schärfsten Auffassung und treuem Wiedergeben des Wesentlichen; zugleich aber ist hier auch anzumerken, daß er in Bezug auf seine eigene Persönlichkeit diese Neigung zu unterdrücken strebt, der er bei Schilderung von Andern wol manchmal gern sich hingibt. Man kann nun die Frage aufwerfen: ist Varnhagen's Idealisiren Sache des Künstlers, oder des Menschen, oder des Weltmannes und Diplomaten? Uns scheint, öfters mag die eine oder die andere Beziehung, eins dieser drei Interessen, vorherrschen, im Ganzen aber wirken wol alle drei zusammen. Varnhagen erkennt selbst in einer merkwürdigen Stelle die in seiner Natur gelegene Neigung zum Idealisiren an, beschränkt sie aber dort auf das Gebiet der Poesie, und glaubt, durch sein klares Bewußtsein davon bald über die Täuschung sich erhoben zu haben; er schreibt:

> Ich heftete (während des Aufenthalts in der Pepinière) den Ausdruck meiner Begeisterung an die nächsten Gegenstände, denen ich, wie ich insgeheim sehr gut wußte, im Grunde doch nur lieh, was ich von ihnen aussagte. Ich erhöhte mir aber gewaltsam die ganze Umgebung ins Edelste und Zarteste, und wollte eine ungeheure Lüge mir schlechterdings als wirkliche Wahrheit aufbürden. Durch das nicht zu vertilgende Bewußtsejn darüber war jedoch eine große Ironie gleich anfangs in die Entzückungen gelegt, sie konnte, oder mußte vielmehr, durch ihr eigenes Reifen aufwachen, und dann ihrer zerbrechlichen Hülle übel mitspielen.

Solche Selbsttäuschung schwand natürlich bei einem so klaren und scharfen Geiste mit den reifern Jahren, aber die ohne Zweifel glückliche Gabe einer verschönernden Anschauung — verwandt mit jener Gabe Goethe's, Situationen, Scenen des gewöhnlichen Lebens mit künstlerisch geweihtem Auge plötzlich als Gemälde dieses oder jenes Meisters anzuschauen — blieb ihm, bewacht und beherrscht von einem scharfen Blicke und von kühler Besonnenheit, als eine wesentliche Eigenschaft seines schriftstellerischen Charakters. Als Künstler, mit feinem, verletzlichem ästhetischen Sinne, lehnt er ab oder mildert, was allzu grell und schneidend die Harmonie störte, was nicht von irgend einer Seite her sich noch poetisch fassen und deuten läßt, obwol er auch bei Schilderung grauenvoller Ereignisse, wie z. B. des Brandes beim Schwarzenberg'schen Fest in Paris, seine Meisterschaft bewährt, wo freilich der Contrast des höchsten Aufwandes von Glanz und Luxus mit dem durch ein unbezwingliches Element herbeigeführten Verderben ein dankbarer, tragischer Stoff war. Das Schicksal der Stadt Hamburg, deren Vertheidigung durch Tettenborn er schildert, nach dem Wiedereinrücken der Franzosen zu erzählen sträubt sich seine Feder, und er überläßt solche Erzählung „einem Augenzeugen, dem zu einer solchen Schilderung der erbitterte Schmerz Kraft gibt, und der nicht scheut, die herzzerreißende Wirkung solchen vaterländischen Trauerspiels wie Phrynichus in verwünschendem Danke zu erfahren".

Der Krieg, welchen Varnhagen mitmachte, bot gewiß manche herzzerreißende Scenen, aber dabei verweilt der Erzähler nicht, was man ihm in der That danken muß, denn wozu dienten solche schmerzliche Reizungen? Der Krieg war einmal eine Nothwendigkeit, von der Ehre und Selbsterhaltung der Nation geboten, und so galt es, dessen erhebende und begeisternde, nicht die peinlichen und niederschlagenden Seiten hervorzuheben. Dies führt schon zum Theil auf den zweiten Standpunkt Varnhagen's, den des Welt- und Staatsmannes, des Diplomaten, hinüber. Als solcher mußte er oft aus Pflicht, oft aus Klugheit die Sachen und Personen im besten Lichte sehen und noch mehr — darstellen; ohne die höchste Noth durfte von den Freunden und Bundesgenossen Niemand bloßgestellt und preisgegeben, das einen schlimmen Eindruck Machende mußte verhüllt, das Herbe gemildert werden, um den Glauben, das Vertrauen, den Muth aufrecht zu halten, und selbst dem unvermeidlichen Tadel (wie z. B. bei dem Benehmen des Kronprinzen von Schweden gegen Hamburg) mußte die Schonung und Entschuldigung zur Seite gehen. Und wo es sich von der Politik, den Schritten und Staatsmännern deutscher Regierungen handelt, waltet ohnehin, herkömmlicherweise, überall nur die unbedingteste Anerkennung und Bewunderung, die gewandte Vor- und Rücksicht einer Eiertänzerin, und in den wichtigsten Dingen — Schweigen und Heimlichkeit gegenüber der Nation —, und diese Netze kann und darf der Einzelne beim besten Willen nicht durchbrechen, so lange nicht ein ununterdrückbarer Hader — irgend ein untoward event — einen Riß durch den Nebelschleier macht und dem profanen Auge einen Blick in jene sonst unzugängliche Welt gestattet. Wie auf der Bühne, sieht das deutsche Publicum von den Lenkern seiner politischen Geschicke nur die Vorderseite, die sie ihm zuwenden; es soll nicht mehr sehen, und nicht mehr sehen wollen, und weitergehende Enthüllungen werden als Verrath oder Souffleursgeschwätz verdammt. Hier wird das Idealisiren zur Nothwendigkeit, wenn man nicht in den Ruf des Skandalmachers und Verräthers kommen will. Endlich idea-

ehrt Varnhagen auch als Mensch Diejenigen, die ihm nahe stehen oder gestanden, die seinem Herzen theuer sind. Vor Allen wäre hier Rahel zu nennen, welcher ein eigener Abschnitt gewidmet ist. Nicht als ob wir irgend die Treue dieser Schilderung einer außerordentlichen Frau bezweifeln wollten, und Beiden gereicht die enthusiastische Wärme der Darstellung zur Ehre; gewiß ist auch die Zeichnung von ungemeiner Wahrheit; aber das Colorit ist von überschwänglichem Glanze, und es will uns bedünken, daß der in Kunst und Eleganz hier sich selbst überbietende Stil einen fühlbaren Contrast mit der sonstigen viel größern Einfachheit bilde; besonders in der Schilderung der Jugendjahre finden wir den Stil sehr anmuthig-einfach. Vergessen wir jedoch nicht, daß der Geschichtschreiber seines eigenen Lebens dem Publicum einen Beweis von Vertrauen gibt, welches den gegründetsten Anspruch hat, nicht gemisbraucht zu werden! Ist nun aber Varnhagen wirklich, bei seinem Talente, verschönernd zu sehen und darzustellen, Optimist? Findet er die Welt, das Leben, die Geschichte vortrefflich und vollkommen? Uns scheint, so wenig als Pessimist; der Maßstab, der diesen beiden Weltanschauungen zu Grunde liegt, der sittliche, ist überhaupt bei ihm, als Autor, nicht der vorherrschende, sondern, wie oben ausgeführt, der ästhetische, und dieser macht ihn zum Eklektiker, der das Schöne, Gefällige, Interessante heraushebt, das Widrige, das Peinliche, das Häßliche bei Seite liegen läßt.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Die Jüdin. Roman von Amalie Schoppe. Zwei Theile. Leipzig, Taubert. 1844. 8. 3 Thlr.

Vergebens sucht man in beifolgendem Roman die Emancipationsfrage verhandelt, er bringt eine Liebesgeschichte zwischen einem Christen und einer Jüdin und endigt mit dem Übergange der letztern zur christlichen Religion; anstatt dem Geliebten die Hand zu reichen, geht sie in das Kloster, weil sie an seiner wahren Liebe zweifelt, da derselbe einigemal Anstoß an ihrem Judenthum genommen hatte. Christliche Anschauung, mehr als philosophische, präsidirt bei diesem Werk; so wird die Heldin bedauert, „weil sie keine Heiligen habe, zu denen sie in ihrem Schmerz flehend Herz und Auge erheben könne, und weil die Religion, in der sie aufgewachsen war, ihr keine Hülfe, keinen Trost bot". Da könnten wol die sich zum jüdischen Glauben Bekennenden ein Wörtchen dagegen einwenden. Die Schilderungen der jüdischen Gebräuche, mit Nennung der technischen Namen, scheinen aus einem kürzlich erschienenen Werke entlehnt, man fühlt zu sehr die Absichtlichkeit ihrer Einschaltung heraus. Die Rede des jungen Grafen Jablonowski an den alten Juden, worin er ihm vorhält, daß der Israeliten Unglück nur in ihrem Mistrauen gegen die Christen liege, gibt Unwahres, wenn man die Geschichte nachschlägt, und ist unlogisch, wenn man vorliegende Blätter gelesen hat, da diese mit Hohn und Mishandlung der Juden beginnen und das Unglück des Alten und die Katastrophen des Romans herbeiführen. Diese Fehlgriffe, sowie auch einige Unwahrscheinlichkeiten, sind die Hauptgebrechen des vorliegenden Werks; der Rollenaustausch des jüdischen Bräutigams mit dem schönen Ungar ist sehr abenteuerlich, und besonders unbegreiflich erscheint es, daß letzterer nicht besser die jüdischen Gebräuche vorher einstudirt hat, um sich Blößen zu geben. Wenn nun auch der denkende Leser hier und da Anstoß findet, so erfreut sich der nicht denkende an dem vielfach verschlungenen Faden, an dem hübschen fließenden Stil, an manchen interessanten Charakteren.

2. Gesammelte Novellen von Schubar. Drei Theile. Berlin, Heymann. 1844. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. der „Memoiren eines Edelmanns", wie der „Memoiren eines Verurtheilten", ist schon rühmlich bekannt, und das Publicum nimmt gern seine „Gesammelten Novellen" in Empfang, welche größtentheils Zeitfragen und Zeitbilder behandeln. Verstand und Humor sind bei dieser Behandlung vorherrschend, Hohn ist eine der beliebtesten Ingredienzen darin, und es fehlt am Gemüthlichen. Die „Bekehrungsgeschichte eines Homöopathen" — wo die Apothekerstochter den homöopathischen Arzt mit der Pistole zur Verschreibung eines allopathischen Receptes zwingen will — gehört unter die Erzählungen, bei denen man fragt, warum sie geschrieben sind. Als Lebensbild fehlt die Wahrscheinlichkeit, als Erfindung das Unterhaltende, als Tendenznovelle gibt es weder homöopathische noch allopathische Tendenzen. Das Ganze ist indeß mit Witz geschrieben. „Das graue Haar" macht Ref. den Eindruck eines Hohngelächters. Die verlassene Geliebte ist plötzlich ergraut — nicht von Liebesschmerz, sondern von einer Tinctur zur Haarfärbung, und aus der bittersten Selbstanklage geht der Treulose ins Lächeln des Hohnes über. Von den beigefügten Gedichten sind manche recht hübsch und geistvoll.

3. Waldheim. Ein Roman von Henriette von Bissing. Zwei Theile. Hanover, Hahn. 1844. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Einer jener Romane, den jede Mutter gern ihrer Tochter zu lesen geben wird, jeder Gatte gern in den Händen einer jungen Gattin sieht. Er gibt das Leben in seinen edelsten Beziehungen, in der Poesie des Herdes, in der Heiligkeit der prosaischen Bestandtheile eines Familienkreises. Man begegnet einer Mannichfaltigkeit von Charakteren, darunter viele große, edle, die das Leben ernst nehmen und die Pflichten, die es auferlegt, sich nicht leicht machen. Das Princip des Egoismus wird in den Hintergrund gedrängt, und man sieht Kampf und Aufopferung der Menschheit als Erbtheil beschieden. Man möchte vielleicht Eveline für exaltirt erklären, indem sie dem Manne, den sie liebt, als Freundin zur Seite stehen will, anstatt als Gattin, weil sie meint, ihn nicht beglücken zu können; sie zieht vor, Tante zu sein anstatt Mutter, und könnte, indem sie manchem verschmähten Mädchen als Beispiel der Resignation dient, manches andere gesuchte Mädchen zur Verscherzung ihres Lebensglückes veranlassen; Bücher nützen und schaden indeß in jetziger Zeit nicht mehr, man liest zu viel, und ein Eindruck wird leicht durch den andern verdrängt. Therese, die unglückliche, ungeliebte und unordentliche Hausfrau, gibt ein gelungenes Beispiel des Betirrens und Wiederzurechtfindens, denen junge, exaltirte, ausgezeichnete Frauen unterworfen sein können.

4. Novellen und Erzählungen von Marie von Thurnberg. Erstes und zweites Bändchen. Wien, Stöckhölzer v. Hirschfeld. 1843. Gr. 16. 1 Thlr.

Die erste Novelle: „Der Kerker in dem Gastein", enthält eine sehr unwahrscheinliche Criminalgeschichte, welche der gasteiner Gerichtspflege wenig Ehre machen würde. Die Wahrheit kommt an den Tag durch ein belauschtes Selbstgespräch und wird ohne andere Bestätigung als dessen Mittheilung geglaubt. Auch sind die schlichten Landleute und Hüttenbewohner viel zu empfindsam geschildert. Die zweite Novelle: „Amalie", trägt den Stempel der Wahrheit; daß die schändlich getäuschte und verlassene Braut eines Grafen im fünfundvierzigsten Jahre einen dreißigjährigen Bürgerlichen heirathet, unglücklich mit ihm wird, ihn, wie den Neffen, den sie erzieht, verliert, und in ihrer Einsamkeit mit den schmerzlichen Erinnerungen noch zur wohlconservirten Siebenzigerin wird, ist keineswegs ro-

mantisch genug an Erfindung noch an der Ausführung, um nicht zum Glauben an die Wahrheit der Ereignisse veranlaßt zu werden. Die dritte Novelle: „Der Gausenberger Klemm", ist anmuthig und ergreifend erzählt.

5. Schloß Wilden. Drei Theile. Leipzig, Eisenach. 1844. 8. 4 Thlr.

Der Verf. hat sich nicht genannt, und wenn er seinen Namen verschwieg, aus Besorgniß, sein Werk möchte nicht mit Anerkennung aufgenommen werden, so irrt er sich; es ist ganz geeignet, das Interesse des Publicums zu fesseln, und liefert ein vollendetes historisches Gemälde aus dem Mittelalter, mit allen den Zuthaten damaliger Roheit und chevaleresker Romantik. Herenproceß, Judenverfolgung, Ketzerverhöre, Übermuth der Geistlichkeit, Ohnmacht des Rechts, Allmacht der Stärke, alle diese Attribute jener Zeit, wo Menschenrechte und Gerechtigkeit noch im chaotischen Zustande schlummerten, sind zu finden, und die einzelnen Charaktere mit hervortretenden Zügen sind alle in ihrer Art vollendet, in Zeit und Begebenheit passend. Die verschiedenen Geistlichen, die Freiknechte, die der Hexerei angeklagten Frauen, die Juden, die Kriegsmänner, die Bettler, der zwergigte Schloßnarr, alle bösen und guten handelnden Personen sind treffend und lebendig dargestellt, in der grotesken Färbung jener Zeit angemessenen Zügen. Der Roman ist den Leihbibliotheken sowol für ein gebildetes als auch für ein ungebildetes Publicum zu empfehlen.

6. Die Alte von Livadostro. Roman aus hellenischen Memoiren des fahrenden Musikanten. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1844. 8. 3 Thlr.

Griechenlands historisch merkwürdiger Moment des 15. September 1843, wo es in beispielloser Einigkeit den Ruf „Es lebe der König" mit dem ersehnten neuen „Es lebe die Constitution" verschmolz, hat das Publicum für einen Roman auf griechischem Boden und in griechischen Verhältnissen empfänglich gemacht. In dem Freiheitskampfe von 1822 bewegen sich unsere Helden und Heldinnen, und man folgt ihnen mit Interesse; Begebenheiten reihen sich an Begebenheiten, Gefahren aller Art werden bestanden, und der fahrende Musikant hat so viel als möglich Harmonie hineinzubringen gesucht. Wir lasen die beiden vorliegenden Bände mit Vergnügen, obgleich wir die Memoiren ohne Versuch auf Romanbehandlung lieber gelesen hätten; wo die wirklichen Ereignisse so romantisch sind, braucht die menschliche Feder wirklich keine Romantik hinzuzuthun, besonders wenn die Erfindungsgabe so schwach ist wie hier.

7. Freund und Bruder, oder die Herren von Beauvours. Roman in zwei Bänden von Wilhelmine Sostmann. Braunschweig, Meyer sen. 1843. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Eine Heldin ohne Charakter; zwei Brüder, wovon der eine ein Teufel, der andere ein Engel ist; sehr breit erzählte Begebenheiten; furchtbare und unwahrscheinliche Ereignisse, sehr gewöhnliche Schilderungen, oft dagewesene Bemerkungen bilden den vor uns liegenden Roman, den man trotz seiner Gebrechen und Mängel doch den Leihbibliotheken anempfehlen kann, da das jetzt so seltene Talent, die Neugierde des Lesers zu reizen, der Verf. zu Gebote steht, was sie auch in frühern Werken schon bewiesen hat. Dieses könnte als eins der wenigst werthvollen bezeichnet werden, entbehrt aber doch nicht des verwickelten, erfindungsreichen, fesselnden Erzählungsfadens.

8. Shakspeare-Erzählungen von Karl Lamb. Übersetzt von F. W. Dralle. Stuttgart, Erhard. 1843. 8. 1 Thlr.

Ein harmloses, unverheirathetes, kurzsichtiges, kränkliches, ältliches Geschwisterpaar, welches 1812 in einem kleinen Häuschen in London lebte, hat sich die Mühe gegeben, die Shakspeare'schen Trauerspiele in Erzählungsform zu versetzen und für Jugend und Volk mundrecht zu machen. Shakspeare's Meisterwerke wurden auf diese Weise zu ihrer Urform zurückgebracht, denn nach solchen Skizzen hatte der große Dichter seine gewaltigen Charaktere geschaffen, und das Geschwisterpaar gab sie als Skizze wieder. Das Leben und Walten dieses Geschwisterpaars ist indeß schön, an und für sich eine hübsche Erzählung. 12.

Notizen.

Illustrationen zu Shakspeare.

Seitdem Voltaire den Shakspeare „un monstre" nannte und selbst seitdem Ducis es zum ersten Male versuchte, die unsterblichen Werke des großen Briten auf der französischen Bühne einzuführen, hat das Studium des Shakspeare in Frankreich unglaubliche Fortschritte gemacht. Man hat seine Dichtungen übersetzt, nachgedichtet, interpretirt, und sie sind nun allmälig so verbreitet, daß die unternehmenden Buchhändler das dringende Bedürfniß fühlen, illustrirte Ausgaben davon zu veranstalten. Dieser Umstand zeugt wenigstens dafür, daß man zur Bestreitung der nicht unbeträchtlichen Kosten, welche solche Ausgaben verursachen, auf bedeutenden Absatz zählen zu können glaubt. Daneben sind bereits auch alle Arten von „Beautés de Shakspeare", „Femmes de Shakspeare" u. s. w. herausgegeben. Wir denken, daß Freunde Shakspeare's es uns Dank wissen werden, wenn wir sie auf eine soeben erschienene „Galerie de Shakspeare" aufmerksam machen, welche an Pracht und Luxus sowie an wirklichem Gehalt alle ähnlichen Unternehmungen übertrifft. Wir erhalten hier eine Auswahl der ausgezeichnetsten Scenen aus den berühmtesten Shakspeare'schen Stücken, welche auf 80 Holzschnitten und Stahlstichen dargestellt sind. Dazu gehören sorgfältige Analysen aller Dramen des großen Dichters aus der gewandten Feder von Amédée Pichot, der sich als langjähriger Herausgeber der gediegenen „Revue britannique" und als Mitarbeiter an der Guizot'schen Übersetzung von Shakspeare bekannt gemacht hat. Von einem besondern Interesse dürften noch 30 Portraits sein, Shakspeare selbst, seine vorzüglichsten Commentatoren, einige seiner Zeitgenossen, mit denen Shakspeare in Berührung gekommen ist, und einige der Schauspieler darstellend, welche hauptsächlich dazu mit beigetragen haben, seinen Ruf allgemeiner zu machen. Eine biographische Notiz von Shakspeare, welche der bekannte Kritiker Old Nick (Forgues) dem Ganzen beigegeben hat, ist nicht ohne Werth. 2.

Sir Francis Burdett und Mr. Punch.

Wie populair einst das berühmte unlängst verstorbene Parlamentsmitglied war, bevor es seinen Rock umwendete und zur Torypartei übertrat, geht unter Anderm aus einer Scene hervor, die zu seinen Gunsten, wie dies manchmal bei volksthümlichen Namen geschieht, in das beliebte englische Puppenspiel eingeschoben wurde. Bei Gelegenheit einer der Wahlen für Westminster, das bekanntlich so lange Zeit von Sir Francis im Unterhause vertreten wurde, sah man denselben Mrs. Judy (die Gemahlin des Mr. Punch) und ihr Kind küssen und bei Mr. Punch um dessen Stimme werben, in folgender Weise („Punch and Judy, with illustrations by S. Cruikshank", London 1828): „How are you, Mr. Punch? (inquired the Baronet) I hope you will give me your support." — „I don't know (answered Punch), ask my wife. I leave all those things to Mrs. Punch." — „That is very right (continued Sir Francis), what do you say, Mrs. Judy? Bless me! what a sweet little child you have got, I wish mine were like it." — „And so they may be, Sir Francis (observed Judy), for you are very like my husband; you have got such a beautiful long nose." — „True Mrs. Judy; but Lady Burdett is not like you (added Sir Francis, kissing her). A sweet little infant indeed! I hope it has good health. How are its little bowels?" — „Charmingly, thank you", was the answer; and Judy would not refuse the solicitating of so gallant and kindhearted a candidate. 54.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 96. —— 5. April 1844.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Sechs Bände.

(Beschluß aus Nr. 95.)

Das Einzelne der „Denkwürdigkeiten" ist wol bei deren allmäligem Erscheinen schon besprochen worden; jetzt wäre zu bestimmen: welche Stellung nimmt Varnhagen überhaupt nach seinen politischen, philosophischen, ästhetischen Ansichten und Gesinnungen ein? Es ist schwer, dies kurz und bündig anzugeben; aber Das ist unverkennbare Thatsache, daß er in allen diesen Beziehungen eine große und mannichfaltige Schule durchgemacht hat, wodurch bei einer so bildsamen Natur vieles Schroffe und Einseitige abgeschliffen werden mußte. Im Ästhetischen gelangte Varnhagen am frühesten zu einem festen, entschiedenen Standpunkt; in ziemlich jungen Jahren schon in das Studium Goethe's sich vertiefend, blieb er bei der Anschauungs- und Darstellungsweise des großen Dichters als bei einem Höchsten stehen, nach ihm bildete er sich, obgleich er die Schätze und Merkwürdigkeiten keiner Literatur verschmähte, und ein seltenes Buch so sehr den Eifer des glücklichen Suchers und Finders reizte, als ein merkwürdiger Mensch. Von Schiller ward er einigermaßen durch die Romantiker abgezogen; diesen selbst aber trat er nie eigentlich bei. In der Philosophie aber wurde Varnhagen, von Kant bis Hegel, von allen wichtigern Entwickelungen und Systemen mehr oder minder berührt und angezogen — persönlich von Fichte, Schleiermacher und Hegel —, und wenn er auch nicht Philosoph im strengern Sinne war und ist, so hat ihn doch der Geist der verschiedenen Philosophien, namentlich der neuesten, hat ihn Schleiermacher's und Hegel's Dialektik ergriffen und durchdrungen. Mit einem positiven Religionsglauben kamen diese Philosophien bei Varnhagen eigentlich nicht in Conflict. Er war der Sohn eines katholischen Vaters und einer Protestantin, wurde aber selbst weder als das Eine noch das Andere erzogen, und vermählte sich nachmals mit einer Gattin von israelitischer Abkunft. Er selbst sagt:

> Ich wüßte keinen Abschnitt meines Lebens, in welchem ich der Innigkeit frommer Empfindungen ganz entbehrt hätte. Allein keine meiner Beziehungen zur Frömmigkeit hatte (bis dahin) einer Kirche sich wahrhaft verknüpfen können.

Anderswo sagt er:

> Die wahre Bahn zwischen Unglauben und Aberglauben bestimmt sich für jeden Menschen wol nach eigenem Maße.

Er bekennt, es würde ihm schwer werden, ein ausführliches Glaubensbekenntniß zwischen den Klippen dogmatischer Bezeichnungen unverfälscht durchzusteuern, und fügt hinzu:

> Indeß kann die Gemeinde, zu der ich gehöre, dem kundigen Sinne längst nicht zweifelhaft sein; hat sie auch selber keinen confessionellen Namen, so darf sie doch die edelsten und reinsten unserer Zeit und Nation sich zum Ruhme rechnen.

Man versteht, was diese Worte meinen, aber in Wahrheit! sie klingen doch etwas ausschließlich! Hierher gehört auch, was Varnhagen über das gegenseitige Schweigen Goethe's und Schleiermacher's voneinander folgt:

> Auch Schleiermacher (wie Herder) war durch seinen Stand in seiner freien Entwickelung gehemmt, und der Gang der theologischen und kirchlichen Sachen zwang ihn, immer mehr in jene Hemmung sich zu fügen. Von solchem Misverhältniß wollte Goethe ein- für allemal unberührt bleiben, und ... es schauderte ihn, mit solchen Gaben sich einzulassen, die er gegen die Welt und gegen ihn selbst unwiderruflich schiefgestellt wußte.

Hiermit ist dem Anhänger eines positivem Glaubens eine vollkommene, rein menschliche Entwickelung abgesprochen; aber es läßt sich doch stark bezweifeln, ob die Erhebung über alles Positive denn wirklich die höchste und wahre Freiheit ist, ob das Positive nicht vielmehr ein Boden und Halt als eine Schranke und Hemmung ist? Wenigstens auf dem realen Gebiete des Volksthümlichen darf dies zuversichtlich behauptet werden, und gewiß ist die edelste, gediegenste Bildung nicht die vornehme, welche in europäischen Kreisen „über das Volksthümliche hinweg" ist, sondern diejenige, die im Leben und Geist des eigenen Volks heimisch wurzelt. Übrigens erklärt es sich schon aus Varnhagen's Lebensverhältnissen, daß ihm das Positive minder wichtig ist als Andern; und auch im Politischen sah er sich über Schranken, welche Vielen unübersteiglich schienen, von einem wechselvollen Geschick leicht hinübergetragen. Als pfalzbairischer Unterthan geboren, wurde er im sechsten Jahre durch die Ansiedelung seines Vaters in Strasburg Franzose, dann Hamburger; nachmals galt er als Preuße, trat in östreichische, dann in russische Dienste, und trat dann in preußische Dienste zurück. Als Knabe

enthusiasmirt für die französische Revolution, sah er nachmals mit tiefem Leidwesen seinen Vater eher auf die Seite der Royalisten sich neigen; entzündet für den General Bonaparte, hegte er später keinen heftigern Wunsch, keine heißere Leidenschaft, als gegen den Kaiser Napoleon, den Unterdrücker der französischen und deutschen Freiheit zu kämpfen, und eilte den Fahnen zu, welche sich zum Krieg gegen ihn entfalten sollten; erfüllt von der Hoffnung einer glorreichen Wiedergeburt Deutschlands, nahm er an den Verhandlungen des Wiener Congresses Theil. Auch seinen politischen Glauben spricht Varnhagen nirgend in einer Formel aus, doch wird man ihn ebenso wie den religiösen oder philosophischen leicht errathen und zusammenlesen können; nur darf man sich nicht irre machen lassen durch die selbstverleugnenden, glänzenden Schilderungen gewisser Kreise und Tendenzen, oder einzelner Männer, wie z. B. Gentz, wo Varnhagen ganz objectiv, als Künstler, darstellt und malt, und die eigene politische Gesinnung nicht mit aufnimmt in das Urtheil, dessen Maßstab er den Bestrebungen und Verhältnissen der Geschilderten selbst entnimmt. Mit welcher Anerkennung und Lobpreisung er auch die Einsicht, die Klugheit, die Consequenz, auch die Wohlmeinung der Staatsmänner darstellen und rühmen mag, welche dem Strome der Zeit und des öffentlichen Geistes glaubten Schranken und Dämme entgegensetzen zu müssen, wie glücklich der Glanz seines Stils wetteifert mit dem Glanze der von ihm beschriebenen Kreise, Badegesellschaften, Congresse, seine tiefere Sympathie, seine innere Überzeugung ist, wenn wir uns nicht irren, doch viel mehr auf der andern Seite, und wenn ihn dort die Personen mehr anziehen und reizen mögen, so miskennt er doch hier gewiß nicht den Werth, die Bedeutung, die Berechtigung der Sache. Übrigens wollen wir uns hüten, ihn, wider seinen Willen, einer bestimmten Partei zuzuzählen. Ohnehin ist er mit seinen „Denkwürdigkeiten" noch lange nicht bei der Gegenwart angekommen, und die Parteibezeichnungen verändern mit jeder geschichtlichen Entwickelung, mit jedem Decennium oder Lustrum mehr oder weniger ihre Bedeutung. Von Varnhagen aber mehr als von irgend Einem können wir Das lernen, daß mit allgemeinen Partei-, oder Classen- und Eigenschaftsnamen das Wesentliche und Charakteristische einer Persönlichkeit nicht erschöpft, oft kaum angedeutet ist, und die Einordnung in solche Classen den richtigen Gesichtspunkt oft mehr verrückt als feststellt.

Die drei Bände vermischter Schriften ausführlicher zu besprechen, verbietet der Raum. Die biographischen Aufsätze und die Kritiken bestätigen uns die Universalität von Varnhagen's Bildung und Sinn, zeigen uns ihn einheimisch in fast allen Gebieten des Lebens, der Geschichte, der Literatur, und die verschiedensten Menschen und Dinge bespricht er ebenso mit eindringendem Geist und Geschmack, wie mit einer immer Neues beibringenden Sachkenntniß. Die Biographien sind zum Theil ziemlich ausführlich, wie z. B. die sehr interessanten von Bollmann, von Schlabrendorf, von Prinz Louis Ferdinand, von Gentz, zum Theil kurze Skizzen, oder sind nur einzelne Züge mitgetheilt. Es ist eine sehr bunte Gesellschaft, und in der That in dieser Hinsicht ein „treues Bild wirklichen Lebens- und Weltgemisches"; neben Kaisern, Prinzen, Fürsten, Grafen, Militair und Diplomaten hohen Ranges, großen Gelehrten, Philosophen, Dichtern, Ärzten, vornehmen und liebenswürdigen Frauen, findet man auch fromme Asceten und Mystiker, innerliche Naturen, die sich in der Welt nicht eben hervorgethan haben, aber auch seltsame Originale, zweideutige Charaktere, wie den Schau- und falschen Spieler Czechtizky, verunglückte Genies oder Talente, Abenteurer, schlechte Subjecte. Als gemeinsame Eigenschaft dieser so verschiedenen Personen muß bezeichnet werden — das Interessante, und dies weiß Varnhagen ebenso an den mehr oder minder verächtlichen Charakteren hervorzuheben wie an den trefflichsten. Von einem gleichförmigen Maßstab des ausgesprochenen oder nur angedeuteten Urtheils kann bei einer so bunten Menge nicht die Rede sein; eine seltene Toleranz aber bewährt Varnhagen darin, daß er Jeden in seiner Weise gelten läßt, und die seltsamen Gemüths- und Seelenzustände des schlechten Subjects ebenso zu verfolgen, ihnen mit Interesse und selbst Theilnahme nachzugehen würdigt, wie er sich in die Stimmung der frommen, mystischen Seelen, der edeln Schwärmer hineinversetzt. Manchem wird dies weitherzige Geltenlassen, dies sich Hineindenken in Charaktere und Naturen jeder Art unbegreiflich, selbst anstößig sein; sie werden die Consequenz darin vermissen; aber Varnhagen, von seinem Standpunkte, nach seiner Eigenthümlichkeit, sucht nun einmal im Leben, in der Geschichte, nicht sowol bestimmte Resultate, nicht die Bestätigung moralischer oder religiöser Sätze, sondern Reichthum, Mannichfaltigkeit der Gestalten, lebendige Beispiele von der unendlichen Mischungs- und Entwickelungsfähigkeit der Elemente der menschlichen Natur, den Zauber der Neuheit, den Reiz der Contraste und Widersprüche; und die Zweifel des Moralisten, die Probleme des Geschichtsphilosophen, wenn sie ihm auch öfters nahen mögen, treten doch immer wieder zurück gegen das ruhig beschauliche Genügen des Künstlers. Unstreitig hat diese Auffassung und Anschauungsweise der Menschen, des Lebens, der Geschichte ihre Vortheile; sie erhält das Interesse unabgestumpft und frisch, sie macht immer neue, interessante Entdeckungen, ihr wird der Genuß nicht durch Niedergeschlagenheit und sittlichen Unwillen verkümmert; aber auch wer sich mit ihr im Ganzen nicht einverstanden erklären kann, wer mit strengern, vielleicht einseitigen Foderungen in die bewegte Menschenwelt hinaustritt und ihre Gestalten, ihre Bestrebungen vor ein ernsteres Forum zieht, wird dankbar erkennen müssen, mit wie offenem, klarem, vielseitigem Sinne Varnhagen aus einer reichen eigenen Erfahrung und einem Schatze von Wissen Materialien herbeigeschafft, die für Jeden nützlich sind, und mit rühmenswerther Unparteilichkeit und Unbefangenheit häufig Thatsachen

mittheilt, welche leicht als Waffen gegen seine Ansichten benutzt werden könnten.

Mit lebhaftem Verlangen sehen wir der Fortsetzung seiner „Denkwürdigkeiten" entgegen, und zugleich mit dem sehnlichsten Wunsche, es möge ein frischerer, freierer Hauch des Lebens und der Öffentlichkeit in Deutschland einem Schriftsteller, der jetzt schon durch so viele hohe Vorzüge den ausgezeichnetsten französischen und englischen Autoren seiner Gattung sich vollkommen gleichstellen darf, gestatten, ja ihm zur Ehrenpflicht machen, auch an Freimüthigkeit nach allen Seiten hin hinter ihnen nicht zurückzubleiben, und für die deutsche politische Memoirenliteratur, neben dem Verdienste sichtender und berichtigender Kritik und Ausfüllung der geschichtlichen Umrisse mit lebensvollern Gestalten, mit sattern Farben, auch die Ehre wichtiger Enthüllungen und Offenbarungen zu erringen. 101.

Sismondi.*)

Aus der Familie der Sismondi, die, im 14. Jahrhundert aus Pisa vertrieben, nach dem Dauphiné floh, nach Aufhebung des Edicts von Nantes wiederum von dort sich nach Genf rettete, wurde Jean Charles Leonard am 9. Mai 1773 in dieser letztern Stadt geboren. Er verlebte seine Kindheit unter angenehmen Verhältnissen und im Wohlstand zu Châtelaine, einem schönen Landsitz am Zusammenflusse der Rhone und Arve. Seine erste Erziehung erhielt er auf dem Collège zu Genf. Er schien nicht viel zu versprechen; er war schüchtern, von zärtlichem, fast weiblichem Wesen, doch unendlich ausdauernd. Die Spöttereien und Neckereien seiner Kameraden drängten ihn noch mehr in sein eigenes Innere zurück; seine Phantasie erschloß sich, ohne daß er es an Fleiß im Lernen fehlen ließ. Er machte Fortschritte im Lateinischen und Griechischen und zeichnete sich durch einen gewissenhaften Eifer in der Erfüllung alles Dessen aus, was Lehrer oder Ältern von ihm foderten. Ohne alle Neigung für den Handel wurde er als Lehrling zu den Kaufleuten Eynard und Comp. in Lyon gegeben. Sein Vater war in seinen Vermögensumständen heruntergekommen, da er sein Geld in französischen Fonds angelegt hatte und durch den Staatsbankrott fast Alles verlor; er mußte darauf denken, seinem Sohn eine Richtung zu geben, die ihn zum Selbsterwerb befähigen konnte. Aus Pflichtliebe trieb Sismondi sein neues Gewerb, das ihn anwiderte, mit allem möglichen Eifer, und hatte wenigstens den Vortheil davon, daß er sich an Ordnung und Genauigkeit, Fertigkeit im Überblicken und Berechnen und an Ausdauer bei der Arbeit gewöhnte. Der Ausbruch der Revolution in Lyon (1792) nöthigte ihn, nach Genf zurückzukehren; aber das Unheil folgte ihm nach. Sein Vater erlitt die grausamste Verfolgung, weil er der alten Aristokratie angehörte, wurde des Restes seiner Habe beraubt und sammt seinem Sohne eingekerkert. Beide wurden jedoch bald wieder in Freiheit gesetzt. Sie gingen nach England, gaben sich bei einem Landgeistlichen in Kost, lebten später in Tenterden und zogen endlich nach London. Die Familie lebte sich ganz in englische Sitte ein; es wurde in ihrem Kreise nur Englisch gesprochen, und Leonard erwarb sich außerordentliche Fertigkeit in dieser Sprache sowol für die Unterhaltung als für das Schreiben. Er studirte gründlich die englische Verfassung und englisches Recht, zum Theil aus Büchern, mehr noch durch fleißigen Besuch der Gerichtshöfe, und machte sich theoretisch wie praktisch mit dem gesammten englischen Staatswesen vertraut. Zugleich vernachlässigte er die Literatur des Landes in keinem ihrer Zweige. Er würde gern in England geblieben sein, wol auch sein Vater und seine Schwester, aber seine Mutter bekam das Heimweh in so heftigem Grade, daß die Familie sich genöthigt sah, nach achtzehnmonatlichem Aufenthalt in England, während der unglücklichsten Zeit der Schreckensregierung nach Genf zurückzukehren. Als sie kaum wieder in Châtelaine waren, wurden in Genf die vier Syndiken der Republik des Verbrechens der lèse-nation angeklagt und zum Tode verurtheilt. Ein Herr Caila, mit dem sie sehr befreundet waren, suchte bei ihnen Zuflucht und sie versteckten ihn in einem Gartenhäuschen, welches hart an der französischen Grenze stand, damit er beim ersten Lärm hinüberfliehen könnte. Madame de Sismondi stellte ihren Sohn als Schildwacht an. Mitten in der Nacht hörte er den abgemessenen Tritt der Gendarmen und eilte nach dem Gartenhäuschen, aber die Thür war verriegelt; Caila war alt und taub und schlief so fest, daß es Sismondi nicht gelang, ihn zu erwecken. Die Soldaten gingen geradeswegs auf das Gartenhäuschen los, ohne Zweifel durch Verrath genau unterrichtet. Leonard sah kein anderes Mittel als sich zur Wehr zu setzen; er hoffte durch den Lärm, welcher entstehen würde, den Schläfer zu wecken; er wurde mit dem Schaft eines Karabiners zu Boden geschlagen. Caila erwachte nun; anstatt aber einen Fluchtversuch zu machen, lieferte er sich ruhig aus, und Madame de Sismondi sah ihn zum gewissen Tode führen. Sie fiel betend auf die Knie und lag so im Gebet bis an den Morgen, als sie die entfernten Schüsse der Hinrichtung hörte. Dieser Vorfall verleidete ihnen Genf. Sie hielten Familienrath und vereinigten sich in dem Entschlusse, Châtelaine zu verkaufen, so schwer sich ihr Herz von dem lieben Orte losriß. Sie beschlossen nach dem alten Vaterlande ihrer Vorfahren, Toscana, zu ziehen. Im Oct. 1795 langten sie in Florenz an, und beschlossen, indem sie, wie dies ihre Gewohnheit war, Rath miteinander hielten, den Ertrag ihres genfer Grundstücks wieder in Landbesitz anzulegen. Leonard wurde aufs Suchen ausgeschickt. Er ging zu Fuße durch Prato und Pistoja und kam in das Val di Nievole, wo das Land wohlfeil und die Gegend reizend war. In Val Chiusa bei Pescia fand er ein kleines podere (Grundstück) mit einem ganz kleinen Wohnhäuschen zu Kauf; diese wurde erworben und vor Weihnacht saß die Familie wieder auf ihrem eigenen Grund und Boden. Sismondi wurde nun Landmann, er legte buchstäblich Hand an den Pflug und stand der kleinen Ackerwirthschaft ämsig vor. Seine Schwester verheirathete sich in Pescia, wo sie bis zu ihrem kürzlich erfolgten Tod gewohnt hat. Sismondi selbst behielt dort auch das kleine Grundstück, das er während seines übrigen Lebens von Zeit zu Zeit besuchte. Obgleich er sich allem Parteitreiben entzog, oder vielleicht eben deswegen war er auch hier Verfolgungen ausgesetzt. Erst wurde er von den Franzosen als Aristokrat festgenommen; nachher bei einem der Aufstände gegen die französischen Unterdrücker wurde er von den Toscanern als Franzose festgenommen, weil man wußte, daß er aus Genf war und Genf an Frankreich hing. Viermal wurde er gefangen gesetzt; er ließ sich dadurch nicht am Verfolg seiner Studien hindern und begann seine „Recherches sur les constitutions des peuples libres" zu schreiben, ein Werk, das unvollendet blieb. Es war auf zehn Abhandlungen berechnet: 1 und 2) Theorie der politischen Freiheit; 3) die englische Constitution; 4) die genfer; 5) die alte spanische; 6) die italienischen Republiken; 7) Schweden; 8) Polen; 9) die Hansestädte; 10) die Vereinigten Staaten von Amerika. Er war 23 Jahre alt, als er dieses kolossale Werk unternahm. Sismondi stand von diesem mit unreifer Kraft entworfenen Plan ab, um Materialien zu einer Geschichte Italiens zusammenzubringen, an die Abfassung des Werks konnte er noch nicht gehen, da die letzte Zeit seines Aufenthalts daselbst von der ersten Arbeit, die er herausgab, dem „Tableau de l'agriculture toscane" gänzlich in Anspruch genommen war. Dieses „Tableau" enthält eine Beschreibung der verschiedenen Wirthschaftsmethoden, welche in Val di Nievole in Gebrauch sind,

*) Nach Bossi's „Necrologia di B. C. L. Sismondi" (Florenz 1842).

und hält sich frei von allem Theoretisiren. Sismondi kehrte mit den Seinigen 1800 nach Genf zurück, wo sie die Trümmer ihres ehemaligen Besitzes sammelten und sich in der Nähe der Stadt niederließen. Sie fanden ein Haus in der Stadt, das ihnen gehörte und ehemals über 12,000 Francs Miethe getragen hatte, gänzlich unbewohnt; so heruntergekommen war die Stadt in ihrem Wohlstande. Ihr in französischen Fonds angelegtes Vermögen war natürlich ganz verloren, nur etwa 4000 Francs Einkünfte blieben ihnen noch, wovon die Hälfte der Schwester Sismondi's nach Pescia geschickt wurde. Sismondi lebte in der größten Einschränkung und setzte seine Studien und Arbeiten fort. Im J. 1803 gab er sein erstes national-ökonomisches Werk heraus, die Abhandlung „Sur la richesse nationale“, worin er sich Adam Smith anschließt. Das Werk fand bei seinem Erscheinen großen Beifall; Sismondi selbst legte später gar keinen Werth darauf, nahm es nicht einmal in den Katalog seiner Schriften auf, den er selbst angefertigt hat und hatte kein Exemplar davon in seiner Bibliothek; er hatte in späterer Zeit sich von den Grundsätzen Adam Smith's losgesagt, wenigstens insofern dieselben darauf abzwecken, Arbeit und Industrie ganz sich selbst zu überlassen. In Folge des Namens, den sich Sismondi durch seine Schrift gemacht hatte, erhielt er einen Ruf nach Wilna, den er ungeachtet der vortheilhaften Anerbietungen, die der dortige Senat ihm machte und ungeachtet des Zuredens der Seinigen ablehnte, weil er es nicht für seinen Beruf hielt, auf dem Lehrstuhl zu wirken und Beschränkungen seiner Schreibfreiheit von der Annahme dieser Stelle fürchtete. Der Kampf mit sich selbst muß ihm um so schwerer geworden sein, da diese Anstellung (mit 6000 Francs Gehalt und Zusicherung einer Pension nach zehnjährigem Dienst) ihn in den Stand gesetzt haben würde, seine erste Geliebte zu heirathen (die einige Jahre nachher gestorben ist) und seine Familie nachdrücklich zu unterstützen. Sismondi hatte damals große Neigung zu einer publicistischen Thätigkeit; seine Mutter aber, die seine Anlagen, wie die Folge erwies, gut kannte, drang in ihn, sich entschieden den historischen Studien zu widmen; er hatte selbst ein großes Vertrauen in die Einsicht seiner Mutter gesetzt, war gewohnt ihrem Rathe zu folgen und that es auch in diesem Falle.

Im J. 1806, noch ehe Sismondi als Geschichtschreiber aufgetreten war, bat ihn Michaud in Paris um Beiträge für die „Biographie universelle“; er ging auf den Vorschlag ein und arbeitete seine Charakteristiken der ausgezeichnetsten Männer Italiens zusammenhängend und gleich in einem Zuge aus, sodaß er die ganze Folge den Herausgebern schon fünf Jahre vor dem Erscheinen ihres ersten Bandes überlieferte; durch diese Methode der Behandlung erreichte er eine für biographische Wörterbücher ungewöhnliche Abrundung und Zusammenstimmung seiner Artikel. Er erhielt 6 Francs für den Artikel; er ließ sich an der mäßigen Summe, die ihm demnach diese Arbeit eintrug, genügen und schlug das Anerbieten aus, welches ihm gemacht wurde, Professor an der Schule von Genf mit zwischen 2—3000 Francs Gehalt zu werden. „Je connaîtrais“, schrieb er seiner Mutter, „peu de métiers dont je me souciasse moins que celui de dresser les enfants ou les singes en leur donnant des leçons tous les jours.“

Um diese Zeit wurde er mit Johannes v. Müller bekannt, der ihm mit Rath beistand, ohne daß jedoch die Bekanntschaft sehr folgenreich für Sismondi geworden wäre. Eine innige und feste Freundschaft, die nie eine Trübung oder Unterbrechung erlitt, ungeachtet aller Verschiedenheiten der Anlagen, der Meinungen und der Gemüthsart, knüpfte er mit Necker. Diesem und seiner Tochter las er oft Stücke aus seiner italienischen Geschichte vor und vernahm ihr Urtheil. Tadel wurde ihm dabei genug zu Theil, besonders von Madame de Staël, die ihm sehr viel Unzufriedenheit mit seiner Arbeit zu erkennen gab. Er arbeitete die einzelnen Partien wieder und wieder um, und je mehr er feilte und je weniger er es sich und seinen Freunden zu Dank machte, desto schwankender wurde sein eigener Glaube an sein historisches Talent. Er wurde völlig muthlos, er wurde des Lebens so überdrüssig, daß er ernstlich wünschte, ein Fieber möchte ihn hinwegraffen. Endlich raffte er sich wieder empor, ging von neuem ans Werk und arbeitete unablässig, bis sieben Bände zum Drucke fertig waren. Aber nun kam die Qual, einen Verleger zu finden, und besonders einen, der ihm seine Arbeit einigermaßen vergütigte, denn Sismondi war jetzt entschlossen, die Schriftstellerei zu seiner Lebensaufgabe zu machen. Der Buchhändler Geßner in Zürich fand sich endlich 1807 willig, einen Versuch mit dem Werke zu machen und druckte die beiden ersten Bände, welche gleichzeitig Französisch und Deutsch erschienen. Geßner bezahlte den Verf. größtentheils in Büchern; indessen war Sismondi doch zufrieden; die große Theilnahme, die sein Werk fand, entschädigte ihn und ließ an dem Erfolg der übrigen Bände nicht zweifeln. Der Verlag ging an Treuttel und Würtz über; die Bände erschienen nun nach und nach, der letzte erst 1818.

Im J. 1811 wurde er aufgefodert, einen Cursus von Vorlesungen über die südeuropäische Literatur zu halten. Diese Art des Lehrens war ihm nicht zuwider; er machte sich mit Freuden an die Arbeit. Die Vorlesungen überarbeitete er sodann, seiner Gewohnheit nach, zu wiederholten Malen und ging 1813 nach Paris, theils um einen Verleger dafür zu suchen, theils um dort noch seltene Werke zu benutzen, die in Genf nicht zu finden waren. Für die Herausgabe einer Schrift konnte die Zeit nicht ungünstiger sein. Sismondi fand Paris, das er zum ersten Male sah, in großer Aufregung. Napoleon's Rückzug aus Rußland hatte eben erst stattgefunden. Aber desto interessanter und lehrreicher war für ihn diese Zeit. Er machte Guizot's Bekanntschaft, der später (1819), als er Minister des öffentlichen Unterrichts geworden war, ihm eine Professur in Paris mit 18,000 Francs Einkommen anbot. Diese Stelle schlug Sismondi nicht minder aus als die in früherer Zeit ihm angebotenen und nachmals 1824 eine lütticher Professur von gleicher Höhe des Einkommens. Sismondi fand sich zu seinem Erstaunen 1813 in Paris populair; obgleich er acht Stunden täglich auf Bibliotheken beschäftigt war und jeden Abend in den Salons zubrachte, ließ er doch keinen Tag hingehen, ohne an seine Mutter zu schreiben: nach einer Reihe von Tagen schloß er einen Brief, den er an sie abgehen ließ, und fing sogleich einen neuen an, sodaß diese Briefe ein fortlaufendes Tagebuch seines pariser Aufenthalts bilden. Seine Mutter lag ihm fortwährend an, nach Hause zu kommen, aber er mußte den Abschluß seines Contracts abwarten; Treuttel und Würtz übernahmen die Vorlesungen „De la littérature du midi de l'Europe“, und nachdem die Censur dem armen Verf. noch außerordentlich viel Noth und Sorge gemacht hatte, erschienen sie in demselben Jahre. Der meiste Raum ist in diesen Vorlesungen der italienischen Literatur gewidmet; dieser geht die provenzalische voran, die besonders glücklich bearbeitet ist; am schwächsten sind die Partien, welche die spanische und portugiesische Literatur betreffen, weil Sismondi diese zu wenig kannte.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 97. —— 6. April 1844.

Beiträge zur Geschichte des russischen Reichs. Von Ernst Herrmann. Leipzig, Hinrichs. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses kleine Werk zerfällt seinem allgemeinen Inhalte nach in drei an sich voneinander unabhängige Theile: 1) „Über die Verbindung Nowgorods mit Wisby und der Deutschen mit den Russen"; 2) des Freiherrn Schoulz von Ascheraden „Geschichte der Reduction in Livland"; 3) „Tagebuch des Generalfeldmarschalls Grafen von Münnich", mit zwei Beilagen und Einleitung. Aber alle drei Theile vereinigen sich in dem Punkte zu einem gewissen Ganzen, daß sie Beiträge zur mercantilischen und politischen Geschichte des nordöstlichen Europas bilden, und uns auf den Boden eines Reichs versetzen, wo die germanischen und slawischen Nationalitäten mit ihren gegenseitigen Bestrebungen schon in uralter Zeit zusammengestoßen sind. Die Sache hat also ein rein wissenschaftliches, zugleich aber auch ein für die Gegenwart nicht unwichtiges politisches Interesse, wie der Verf. selbst, wenn wir ihn richtig verstanden haben, in der Vorrede andeutet. Denn um Rußlands Politik in den jüngsten Jahrhunderten zu verstehen, bedarf es des Zurückgehens in die frühern Zeiten, bedarf es der Aufklärung und des Bekanntwerdens der ältern historischen Momente. Unsere nur etwas genauere Kenntniß des Nordens und Nordostens von Europa ist ziemlich jung, aber noch jünger rücksichtlich ihrer Verbreitung. Und doch ist sie insbesondere für die Deutschen aus mehr als einem Grunde höchst wichtig: es knüpfen sich daran noch ganz andere als blos gelehrte Interessen. Wir glauben darum, daß der Verf. mit seinem Buche besondern Dank verdiene, weil es für den großen gebildeten Leserkreis geschrieben ist, der keinen gelehrten Apparat zu seiner Verfügung hat, für den es aber gleichwol von Wichtigkeit sein muß, zu wissen, was einstens geschah, um zu begreifen, wie Das gekommen sei, was jetzt um ihn vorgeht oder ihn wol gar zu bedrohen scheint. Wir sollten überhaupt keine Gelegenheit verabsäumen, das deutsche Volk zu mahnen, daß es seinen Blick nach dem Osten und Nordosten Europas unausgesetzt richten möge, und weder von Denen Belehrung annehme, die aus lauter Patriotismus und aus beinahe kindischem Vertrauen auf die Zauberkraft früherer Lorberkränze keine Gefahr anerkennen wollen, noch aber auch von Denen sich täuschen lasse, die aus wohlbekannten Absichten und Hoffnungen unter den einschläfernden Gesängen der Sirenen im Baltischen oder Schwarzen Meere uns zu beschleichen suchen. Politische Betrachtungen und Erörterungen gehören zwar nicht zu unserer vorliegenden Aufgabe, doch vermögen wir nicht die Bemerkung zu unterdrücken, daß das große nordöstliche Slawenreich, durch Germanen einst ins Leben gerufen und noch jetzt im Westen mit germanischen Elementen versetzt, eine ähnliche Stellung zu Deutschland einnehme wie im Alterthume Macedonien unter Philipp zu Griechenland, während die Politik seines Cabinets allen übrigen Staaten Europas gegenüber dem römischen Senate vergleichbar ist, dessen Festigkeit und Klugheit der Grundsätze der damalige orbis terrarum zum Opfer fiel.

Der erste Theil unsers Buchs zerfällt in fünf Capitel, die folgende Überschriften führen: 1) „Gothlands Erhebung zum Mittelpunkt des nordeuropäischen Welthandels"; 2) „Zustand Nowgorods bis zur Begründung des gothländischen und des deutschen Hofs in dieser Stadt"; 3) „Handelsverbindung Nowgorods mit den Gothländern und den Deutschen, Hof der Deutschen und der Gothländer zu Nowgorod, Verhältniß der Deutschen zu den Russen, Verfassung von Nowgorod"; 4) „Folgen der Verbindung Nowgorods mit Wisby, Colonisation von Livland und Förderung des in der deutschen Hanse liegenden welthistorischen Moments"; 5) „Absonderungsprincip und Oberhand der Sonderinteressen". Diese Überschriften geben zu erkennen, daß der Verf. manches Interessante zur Sprache gebracht habe; und liegen auch keine durchaus selbständigen Studien zum Grunde, so ist doch das von Andern Erforschte gut benutzt, klar dargestellt und so beschaffen, daß es den gebildeten Leser anspricht und zu belehren vermag, ein Verdienst, was jedes Mal Anerkennung erwarten darf. Denn Sartorius' und Lappenberg's Werke über die Hansa, Ewers' und Karamsin's „Geschichten von Rußland", Giesebrecht's „Wendische Geschichten", Geijer's „Geschichte Schwedens", Neumann's „Verfassung von Nowgorod", Lehrberg's „Untersuchungen", Schildener's altes „Rechtsbuch der Insel Gothland", oder Schlözer's „Nestor", lauter Werke, die dem Verf. bei seiner Aufgabe nicht unbekannt sein

durften, sind nicht weit über den Kreis der gelehrten Welt hinaus verbreitet. In der Einleitung ward der Verf. nothwendig auf die Waräger, d. h. die normännischen Stifter des russischen Reichs, geführt. Die Normannen erscheinen nach den Resultaten der neuesten Untersuchungen in einer historischen Merkwürdigkeit, wie man früher nie geglaubt hat; man ist zu der Überzeugung gelangt, daß ihre Thaten, Unternehmungen und Einflüsse einen sehr werthvollen Theil der Geschichten Europas bilden; und man wird diese Überzeugung unbedingt noch theilen müssen, wenn man auch die beinahe fanatische Begeisterung für den normännischen Volksstamm, die Clement in seiner „Nordgermanischen Welt" neben einer sonderbaren Geringschätzung der übrigen europäischen Volksstämme, namentlich der Slawen, ausspricht, als unhistorisch zurückzuweisen hat. Außer den baltischen Provinzen wissen die Annalen Neapels, Frankreichs, Spaniens, Großbritanniens, des nördlichen und nordwestlichen Deutschlands, des slawischen Rußlands, des byzantinischen Reichs und Amerikas von den Normannen zu erzählen. *) Und die jüngste Geschichtsliteratur hat manches Werk aufzuweisen, was sich mit den weitausgreifenden Unternehmungen jener kräftigen und kühnen Söhne des europäischen Nordens, mit ihren Sitten, Gebräuchen, Mythen, religiösem Glauben theils im heidnischen, theils im ältesten christlichen Zeitalter beschäftigt. Wir können den Wunsch nicht unterdrücken, daß unser Verf. in seiner Einleitung, wo sich ihm die Gelegenheit darbot, über jene merkwürdigen Verhältnisse sich etwas ausführlicher verbreitet haben möchte, um so mehr, da seine Abhandlung, wie wir schon oben bemerkt haben, nicht blos für Gelehrte von Fach berechnet sein kann. Wir hoffen deshalb unsererseits den Lesern d. Bl. einen nicht werthlosen Dienst zu erweisen, wenn wir einige unsers Bedünkens brauchbare literarische Notizen hier zusammenstellen; wir glauben dazu um so eher berechtigt zu sein, weil sich Clement über Vernachlässigung der normännischen Geschichte beklagt, eine Klage, die von uns schon bei einer andern Veranlassung durch Beweise als unbegründet zurückgewiesen worden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sismondi.

(Beschluß aus Nr. 96.)

Im J. 1819 begann Sismondi sein größtes und bestes Werk, die „Histoire des Français", von welcher der erste Band 1821 erschien, in demselben Jahre Bd. 2 und 3, bis 1823 Bd. 4—6, bis 1826 Bd. 7—9, bis 1828 Bd. 10—12, bis 1831 Bd. 13—15, bis 1833 Bd. 16 und 17, 1834 Bd. 18, 1835 Bd. 19 und 20, 1836 Bd. 21, 1839 Bd. 22, 1840 Bd. 23 und 24, 1841 Bd. 25 und 26, 1842 Bd. 27 und 28 und endlich 1843 Bd. 29.

Die Rückkehr Napoleon's von Elba gewann dem Helden Sismondi's Herz; der Geschichtschreiber war kein Freund von improvisirten Constitutionen, sondern hieß nur diejenige Verfassung gut, welche sich im Volke und mit dem Volke gebildet hat, aber von allen aus dem Stegreife geschaffenen schien ihm die neue französische die glücklichste und wegen ihrer Genialität bewundernswerth. Er publicirte eine Reihe von Briefen über diese Constitution im „Moniteur", welche Aufsehen machten; Napoleon wünschte den Verf. zu sehen; er wurde dem Kaiser vorgestellt. Über diese Zusammenkunft gab er unmittelbar nach derselben seiner bonne mère Nachricht. Die Mutter, die von ihrer Anhänglichkeit für die alte Aristokratie niemals gewichen war, hatte dem Sohne wegen seiner republikanischen Gesinnung stets Vorwürfe gemacht, und sodann auch wegen der Achtung, die er vor Napoleon hatte. Er sucht diese in seinem Briefe an sie zu rechtfertigen. Der Vorgang war, dem Briefe zufolge, kurz dieser: Sismondi drückte, als das Wort an ihm war, dem Kaiser sein Bedauern aus, daß dessen „wahrhaft liberale" Constitution mit so viel Murren und unsinnigem Geschrei aufgenommen worden. „Indessen", sagte Napoleon, „hoffe ich, die Opposition wird abnehmen und mein Decret über die Municipalitäten und die Wahlcollegien wird schon Alles gut machen. Die Franzosen sind bis jetzt noch nicht reif für diese Ideen. Sie bestreiten mir das Recht, die Kammern aufzulösen; wenn ich aber die Mitglieder mit Hülfe von Bayonneten auseinanderjagte, würden sie solchen Staatsstreich ganz in der Ordnung finden." „Ich beklage tief", entgegnete Sismondi, „daß sie nicht inne worden sind, wie sehr Ew. Majestät sich verändert hat." Er glaubte nämlich mit Bestimmtheit, daß Napoleon nach den Erfahrungen seines ersten Sturzes sich würde gedrungen finden, Frankreich nach bessern Principien zu regieren als zuvor. Im Verfolge des Gesprächs äußerte Napoleon, er glaube sich von den gesunden Grundsätzen der Revolution niemals entfernt zu haben, obwol er zugab, daß er dieselben mit andern großen Projecten in Verbindung gebracht, die mehr sein eigen gewesen. „Aber", fügte er hinzu, „in allen praktischen Grundsätzen bin ich der Revolution treu geblieben, so in unparteiischer Handhabung der Gerechtigkeit, gleichmäßiger Vertheilung der öffentlichen Lasten, Niederreißung aller alten Vorrechte des Ranges, der Stellung und der Geburt. Solche Vortheile sind aus der Revolution entsprungen, wie der Fall veralteter Institutionen, wovon der Bauernstand nun den Genuß hat. Deshalb bin ich ihnen zum Trotz populair, aber die Franzosen stürzen sich, wenn es um Principien geht, aus Extrem in Extrem. Sie beurtheilen die Sachen mit ihrer furia francese, sind mistrauisch und argwöhnisch. Die Engländer sind darin nüchterner, sie besitzen mehr Reife für derartige Fragen und sind im Durchschnitt gesunde Denker. Ich habe viele von ihnen auf Elba kennen gelernt; sie waren großentheils linkisch, hatten mauvaise tournure und wußten sich nicht recht zu benehmen, wenn sie mir vorgestellt wurden, aber wenn sie erst offenherzig geworden, fand ich bei ihnen unter der rauhen Hülle klare, gemäßigte und tiefe Ansichten." Napoleon fragte Sismondi nach vielen Engländern, insonderheit nach Lady Holland, der er sich schon sehr zugethan zeigte, obwol er sie nie gesehen hatte. Sismondi ließ sich weitläufig über das Land aus, vorzüglich über die Schwierigkeiten, mit denen die Engländer zu ringen hätten. Das Gespräch kam dann wieder auf Frankreich und den französischen Nationalcharakter. „C'est cependant une belle nation, la française", sagte Napoleon, „noble, sensible, généreuse, toujours prête à entreprendre ce qu'il y a de grand et de beau. Que peut-il avoir de plus beau, par exemple, que mon retour à présent? Eh bien, je n'y ai aucun mérite, aucun que d'avoir deviné la nation." Er schrieb seinen Erfolg weit weniger der Armee als dem Landvolk zu. „Nach meiner Landung", sagte er, „rückte ich 50 Lieues vor, ohne auf einen Soldaten zu treffen; aber die Bauern kamen mir entgegen und zogen mir singend mit Weib und Kind nach. Sie hatten sich politische Lieder gemacht, in denen sie den Senat der Verrätherei ziehen. Als ich nach Dignes kam, zwangen die Einwohner die Municipalität, sich mir vorzustellen. Die Beamten waren mir nicht geneigt, aber sie stellten sich ergeben. Ich war in der That

*) In Spanien heißen die Normänner Magogen, d. h. Heiden; in Britannien bekanntlich Dänen, und in Byzanz Russen.

unbeschränkter Herr in Dignes. Ich hätte sie zu Hunderten können henken lassen, wenn ich gewollt hätte. Sie drangen in mich, in die Stadt zu kommen, aber ich hatte keine Zeit zu verlieren und mußte weiter. Ich stieg auf eine Höhe bei Dignes und die ganze Bevölkerung zog mir nach. In meinem Bivouac wurde ich von Leuten jedes Standes besucht, Hoch und Niedrig, und doch hatte ich keinen Soldaten bei mir." Napoleon gab interessante Auskunft über die Art, wie er die Wahlcollegien nach seiner neuen Constitution anzuordnen gedachte. Wahlversammlungen, meinte er, in denen lebenslänglich gewählte Mitglieder säßen, würden ein sehr nützliches aristokratisches Element in die Sache bringen. Sismondi versetzte, er hielte ein aristokratisches Element für nothwendig zur Erhaltung der Freiheit, indem alle Elemente der permanence ebenso wohl als die der vorübergehenden Interessen des Tages in der Legislatur vertreten sein müßten. Es gehe im Staatswesen, bemerkte Napoleon, wie bei der Schiffahrt; zwei Elemente müßten zusammen wirken. „On n'a aucune possibilité de direction dans la démocratie pure; mais en la combinant avec l'aristocratie, on oppose l'une à l'autre et on dirige le vaisseau par les passions contraires." „In der That", entgegnete Sismondi, „halte ich den Erbadel für ein der menschlichen Natur entsprechendes Institut. Der Adel ist ein Gut, welches an Werth gewinnt, je mehr die nationale Freiheit erweitert wird und je mehr der Ruhm der Familien mit dem Ruhme der Nation verwächst; aber unter den Verhältnissen, in welche sich Ew. Majestät gestellt findet, halte ich die Begründung eines solchen Standes für ausnehmend schwierig. Ich sehe nicht recht ein, wie Ihre Pairskammer die Achtung sich erwerben soll, die unentbehrlich ist. Ew. Majestät hatte früher das System befolgt, den alten Adel mit dem neuen zu verschmelzen, und dies glückte damals Ew. Majestät, kann aber, wie mir scheint, jetzt nicht wieder aufgenommen werden. Die ancienne noblesse ist jetzt entschieden feindlich gegen Ew. Majestät gesinnt, ich glaube nicht, daß Ew. Majestät sie wieder für Ihr Regierungssystem gewinnen werde, ich halte dies auch nicht für räthlich; ebenso wenig aber vermag ich einzusehen, wie ein neuer Adel sich in Opposition mit dem alten soll behaupten können." „Ich gebe zu", antwortete Napoleon, „daß es im gegenwärtigen Augenblick rein unmöglich ist, die beiden Elemente miteinander zu vereinigen." „In diesem Fall", versetzte Sismondi, „möchte ich wünschen, daß Ew. Majestät eine Wahlaristokratie statt einer Erbaristokratie eingesetzt hätte." „Und wie würden Sie Ihre Einrichtung getroffen haben, M. de Sismondi?" sagte der Kaiser. „Ich würde Ew. Majestät das Recht eingeräumt haben, neue Pairs zu creiren, der Kammer aber das Recht überlassen haben, sich selbst durch ihre Wahl zu ergänzen, so oft Vacanzen eintreten." „O nein", entgegnete Napoleon, „das wäre ganz unpraktisch; man muß der Sache Zeit lassen. Anfänglich wird die Stellung der Pairs keine angenehme sein, sie werden auf große Opposition stoßen; aber mit der Zeit wird sich das Volk an sie gewöhnen. Der alte Adel wird wieder in die Kammer treten, und die Vereinigung des alten und neuen Adels wird sich endlich ganz von selbst machen." Das Gespräch ging dann auf Italien über. Napoleon nannte die Italiener un brave peuple und setzte hinzu: „Il y-a de l'étoffe là pour une nation. Ich that viel für sie. Ich pflanzte ihnen einen kriegerischen Geist ein, den sie nicht hatten, und Nationalgefühl. Es ging damals ganz gut mit ihnen; aber jetzt sind sie bien malheureux." Sismondi antwortete mit Behutsamkeit, denn auf diese Meinung ließ sich nicht antworten. Er räumte ein, daß Napoleon die Italiener zu guten Soldaten gemacht hätte, deutete aber an, daß in Toscana keine Neigung weiter wäre, sich revolutionniren zu lassen, und Napoleon brach von der Sache ab. Er kam auf die Schweizer; die Masse des Volks, meinte er, würde sehr gern die Mediationsacte wieder annehmen. „Et je ferais une révolution en Suisse avec cet acte, comme je l'ai faite en France." Sismondi ließ diesen Punkt unbeantwortet, und man sprach von Literatur. Napoleon sagte, er habe keine Vorliebe für J. J. Rousseau; dieser erscheine ihm voller Prätension und habe un style constamment tendu. *)

Die Öffnung des Continents brachte Sismondi in viel englische Gesellschaft, dies gab ihm Anlaß sich auch wieder mit englischer Literatur zu beschäftigen und er schrieb für Brewster's „Edinburgh encyclopaedia" den Artikel „Political economy", den er dann weiter ausführte in seinen „Nouveaux principes d'économie politique". Er heirathete eine Engländerin Miß Allen, des verstorbenen Mr. Allen von Cressily (Parlamentsglieds für Pembrokeshire) Schwester und lebte glücklich in dieser Ehe. Der Ertrag seiner Schriften war zwar nie glänzend, reichte aber doch in Verbindung mit seiner kleinen Rente hin, seine geringen Bedürfnisse zu befriedigen, obwol nicht seinen wohlthätigen Sinn. Er hatte seinen eigentlichen Wohnsitz fortdauernd in Genf, doch stattete er seinem podere in Pescia und seinen Verwandten in England häufig Besuche ab. Indessen ließ er von seinen Arbeiten und Studien nicht ab. Es beschäftigten ihn zwischen 1833 und 1842, wie schon bemerkt, seine „Histoire de France" und beiläufig die „Etudes sur l'économie politique." Allmälig schlich sich eine Krankheit ein, die sein Leben zu kürzen drohte. Politische Ereignisse, Sorgen um das Wohl seiner Vaterstadt kamen hinzu, trübten seinen Geist und erschwerten ihm die körperlichen Leiden. Sismondi hatte an den genfer Angelegenheiten immer lebhaften und thätigen Antheil genommen. Genf war von 1798—1813 dem französischen Reich angeschlossen. Als sich im Dec. 1813 die östreichischen Truppen näherten, bildete sich aus Mitgliedern des alten Magistrats eine provisorische Regierung, welche von den Verbündeten anerkannt wurde, und unverzüglich daran ging, eine neue Verfassung zu entwerfen. Einigen Genfern schien dieser Schritt übereilt; an deren Spitze stand Sismondi, und ihm zur Seite Dumont, der bekannte Herausgeber Bentham's. Sie reichten eine Schrift ein, worin sie auf Aufschub der Maßregel drangen; dennoch wurde die neue Verfassung zur Abstimmung gebracht und mit 2444 Stimmen gegen 334 angenommen. Sismondi wurde Mitglied des neuen Raths. Er war nicht daran gewöhnt, öffentlich zu reden, aber es gelang ihm; der reiche Fluß seiner Gedanken ersetzte die Übung. Fast beständig sah er sich genöthigt zu opponiren. Eine Zeit lang war sogar die selbständige Existenz Genfs in Zweifel gestellt, da Lord Castlereagh es gern Sardinien wieder zugewiesen hätte. Diese Krisis ging vorüber und Genf erhielt noch einen Zuwachs an den Cantonen Faucigny und Chablais. Sismondi war von diesem Zuwachs katholischer Unthanen nicht sehr erbaut, ebenso wenig von dem Anschluß Genfs an die Eidgenossenschaft. Im Rathe standen ihm Dumont und Pictet gewöhnlich zur Seite und manche gute, praktische Maßregel wurde durchgesetzt; vorzüglich ließ man es sich angelegen sein, dem Lande, das über zu schwache Betheiligung an der Regierung klagte, und noch mehr den neu erworbenen katholischen Cantonen gegenüber immer viel Unparteilichkeit und Gerechtigkeit zu zeigen. Indessen hinderte dies doch nicht, daß seit 1830 der Radicalismus immer weitere Fortschritte machte. Endlich 1841 bildete sich eine förmliche Gesellschaft, die Association du 3 mars, Flugschriften wurden gewechselt und am 18. October fand — etwas in Genf ganz Ungewöhnliches — eine große Volksversammlung statt. Die Regierung wurde eingeschüchtert, versprach Abhülfe der Beschwerden und sonderlich ein allgemeines Stimmrecht. Das Volk ließ sich nicht beschwichtigen; am 22. November wurde das Posthaus von tobenden Massen bedrängt. Die Nationalgarde wurde aufgerufen, die meisten Gardisten weigerten sich zu erscheinen, und die Regierung beschloß eine vollständige Revision der Ver-

*) Rousseau machte schon bei seinem Leben die Bemerkung, die er öfter ausgesprochen hat, daß alle Tyrannen, wie sie sich auch stellen mochten, ihn im Grunde ihres Herzens haßten und ewig hassen würden.

fassung, welche durch eine vom Volk zu erwählende constituirende Versammlung vorgenommen werden sollte. Sismondi wurde Mitglied der Constituirenden Versammlung. Er bestritt gegen die Association du 3 mars die Nothwendigkeit der vorgeschlagenen neuen Organisation und bekämpfte aus allen Kräften den Fortschritt der Revolution. Krankheit, Schmerzen, Erschöpfung verhinderten ihn, an den Versammlungen thätigen Antheil zu nehmen, aber in seinen „Discours", die er drucken ließ, griff er die Neuerer an und beklagte den Untergang, in welchen durch den eingerissenen schlechten Geist Genf zu stürzen in Gefahr sei, „l'ancienne Genève, la patrie à la quelle ses enfants tiennent par tant des souvenirs". Man werde, behauptete er, durch die neue Einrichtung des allgemeinen Stimmrechts nichts Anderes herstellen als eine geistlose Masse und ein appoint von 60,000 Einwohnern, um bei dem nächsten rifacciamento Europas die Beute des ersten besten Nachbarn zu werden. Kein Volk habe eine Zukunft, das seine Vergangenheit aufgebe. Une patrie de hier n'a point de lendemain etc. Umsonst, der Radicalismus triumphirte. Mit jedem Tage nahm Sismondi's Bekümmerniß und leibliche Schwäche zu. Er wendete alle Kraft, die ihm blieb, auf die Vollendung seiner französischen Geschichte. „Gott sei Dank!" schrieb er einem Freunde, „ich finde noch Lust an meiner Arbeit. In sechs Wochen werde ich die Aufgabe meines Lebens beendet haben; geschieht es nicht jetzt, so geschieht es nie; wenn ich die Feder nur einen einzigen Tag niederlege, werde ich nicht mehr fähig sein, sie wieder zu ergreifen." Für das nächste Jahr machte er noch Plane, wollte Pescia und das Val di Nievole besuchen, dann den Winter in der milden Gegend von Covigliano zubringen und im Mai 1844 nach Hause zurückkehren. Am 25. Juni 1842 übereilte ihn, in seinem neunundsechzigsten Jahre, der Tod. 78.

Notiz.

Zur Statistik deutscher Bibliotheken.

Zur Vervollständigung des J. Petzholdt'schen „Adreßbuches deutscher Bibliotheken" läßt sich in Bezug auf die Angaben des Bücher- und andern Bestandes der Bibliotheken aus den von Ort und Stelle eingezogenen Nachrichten vorläufig Folgendes mittheilen:

Ort	Bibliothek	Bände.
Aarau:	Cantonsbibliothek	20,000
Ansbach:	Regierungs-, Schloß- und Historische Vereinsbibliothek	18—19,000
Dresden:	Königliche öffentliche Bibliothek 2800 Handschriften, 182,000 Dissertationen, 20,000 Landkarten.	300,000
=	Prinzliche Secundogeniturbibliothek 250 Handschriften, 3000 Kupferstiche, 150 Bände Karten.	20,000
=	Bibliothek der Medicin.-chirurgischen Akademie	10,000
=	Bibliothek der Ökonomischen Gesellschaft	8000
=	Bibliothek der Thierarzneischule	5000
=	Bibliothek der Technischen Bildungsanstalt	3000
=	Bibliothek der Akademie der bildenden Künste	1400
=	Bibliothek der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde	1000
=	Bibliothek der Flora, Gesellschaft für Botanik und Gartenbau	500
=	Bibliothek des Pädagogischen Vereins	300
=	Bibliothek des Gewerbevereins	300
=	Bibliothek des Sächs. Alterthumvereins	100
=	Bibliothek der Isis, Gesellschaft für Naturkunde	70
Görlitz:	Bibliothek der Naturforschenden Gesellschaft	1000
=	Bibliothek der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften 80 Handschriften. (25,000 Bände nach A.)	32,000
=	Armen-Gymnasialbibliothek	2000
Görlitz:	Milich'sche Gymnasialbibliothek 250 Handschriften. (11,000 Bände nach A.)	15,000
Grätz:	Bibliothek des ständischen Johanneums	31,000
=	Universitätsbibliothek	42,000
Halle:	Bibliothek des Waisenhauses	25,000
Hamburg:	Bibliothek des Archivs	2000
=	Bibliothek des Clubs der Freundschaft (5000 Bände vor dem Brande.)	2000
=	Commerzienbibliothek	30,000
=	Bibliothek der Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- u. Erziehungswesens (1500 Bände vor dem Brande.)	1100
=	Bibliothek der Harmoniegesellschaft (8000 Bände vor dem Brande.)	1400
=	Bibliothek der Juristischen Lesegesellschaft	3500
=	Bibliothek der Patriotischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste u. nützlichen Gewerbe (4000 Bände vor dem Brande.)	2500
=	Bibliothek der Pharmaceutischen Gesellschaft	3000
=	Hoffmann'sche Privatbibliothek 4500 Werke.	
=	Bibliothek der St.-Katharinenkirche	2000
=	Bibliothek der vereinigten Logen	2500
=	Militairbibliothek hamb.-hanseatischer Offiziere	1200
=	Bibliothek des Gesundheitsrathes	3000
=	Stadtbibliothek 5000 Handschriften.	140,000
=	Bibliothek des Ärztlichen Vereins (12,000 Bände vor dem Brande.)	4500
=	Bibliothek des Schulwissenschaftlichen Bildungsvereins	800
Hanover:	Königliche öffentliche Bibliothek 2000 Handschriften.	80,000
=	Königliche Privatbibliothek	8000
=	Bibliothek der höhern Gewerbschule	6000
=	Societätsbibliothek	25,000
Nürnberg:	Fenitzer-Dillherr'sche Bibliothek in der Kirche zu St.-Laurentius	10,000
=	Stadtbibliothek incl. 700 Incunabeln.	50,000
Rostock:	Universitätsbibliothek	120,000
Rudolstadt:	Fürstliche Bibliothek	44,000
Schönbrunn bei Görlitz:	Herrl. v. Schindel'sche Majoratsbibliothek	3000
Stralsund:	Stadtbibliothek	30,000
Trier:	Stadt- und Gymnasialbibliothek	95,000
Warmbrunn bei Hirschberg:	Gräflich Schaffgotsch'sche Bibliothek	50,000
Weimar:	Großherzogliche Bibliothek incl. von 5000 Bänden und 6000 Landkarten der Militairbibliothek.	140,000

In Bezug auf die zum Bücherankaufe vorhandenen Bibliothekfonds, worüber ausführliche Mittheilungen nicht ohne Interesse sein würden, geben die genannten Nachrichten vorläufig nur über folgende Bibliotheken die erfoderliche Auskunft:

Ort	Bibliothek	Jährlich
Kassel:	Bibliothek des Generalstabes	400 Thlr.
=	Gymnasialbibliothek und die damit verbundene Schülerbibliothek à 100 Thlr.	200 =
=	Kurfürstliche Bibliothek	1000 =
=	Bibliothek der höhern Gewerbschule	200 =
=	Bibliothek des Landwirthschaftlichen Vereins	100 =
=	Stadtbibliothek die Zinsen von 100,000 Thlrn.	
=	Bibliotheken der einzelnen Staatsbehörden à	50 =
Dresden:	Königliche öffentliche Bibliothek	3000 =
=	Prinzliche Secundogeniturbibliothek	1000 =
Rastatt:	Lycealbibliothek	360—380 Gulden.

116.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 98. —— 7. April 1844.

Beiträge zur Geschichte des russischen Reiches. Von Ernst Herrmann.

(Fortsetzung aus Nr. 97.)

Da es uns um die Kenntniß der neuesten Werke zu thun ist, so übergehen wir hier die immer noch werthvolle Quellensammlung von Duchesne, die von 838—1220 reicht, sowie die frühern Hülfsschriften von Gerhard Schöning, Schlözer, Thunmann, Suhm, Rühs u. s. w., setzen aber auch Geijer's „Geschichte von Schweden" nebst Allen's „Geschichte Dänemarks" als bekannt voraus und behalten vorzugsweise das Monographische im Auge. Wir stellen oben an: „History of the Northmen or Danes and Normans from the earliest times to the conquest of England by William of Normandie", von Henry Wheaton. Dann „Histoire des conquêtes des Normands en Angleterre", von Thierry (übersetzt von Bolzenthal), womit Das zu verbinden ist, was Lappenberg in dem ersten Bande seiner „Geschichte Englands" über das Leben und die Sitten der Normannen in vorzüglicher Weise geschrieben hat. Allgemeiner ist Depping's „Histoire des expéditions maritimes des Normands". Diese Werke erschienen ziemlich schnell hintereinander; seitdem aber haben die Franzosen und Engländer, so viel uns wenigstens bekannt geworden ist, kein größeres Werk wieder geliefert. Dagegen sind Deutsche, Schweden und Dänen unausgesetzt bemüht gewesen, die ältesten Zustände und Thaten der Skandinavier ans Licht zu ziehen. Dafür liefern folgende Schriften einen hinlänglichen Beweis: „Wikingszüge, Staatsverfassung und Sitten der alten Skandinavier", von Strinnholm, von Frisch aus dem Schwedischen ins Deutsche übersetzt (2 Bde., Hamburg 1839—41); dieses Werk ist rücksichtlich seiner Forschungen über das heidnische Zeitalter der Skandinavier classisch zu nennen. „Island, Hvitramannaland (Amerika), Grönland und Vinland, oder der Normänner Leben auf Island und Grönland und deren Fahrten schon über 500 Jahre vor Colombo, vorzüglich nach altskandinavischen Quellen", von Karl Wilhelmi (Heidelberg 1842). Die Resultate sind zum Theil sehr merkwürdig, aber in vieler Beziehung nur möglich geworden durch die Forschungen, welche wenige Jahre vorher zur Überraschung für Europa und Amerika der Däne Rafn in dem Werke: „Antiquitates Americanae sive scriptores septentrionales rerum Antecolumbianarum in America", niedergelegt hatte. Dieses Werk ist ein Product der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen, und Alexander von Humboldt hat die Anregung dazu gegeben. Die bedeutendsten Ergebnisse sind: Sonder allem Zweifel besetzten schon am Ende des 10. und zu Anfange des 11. Jahrhunderts Normannen mehre Inseln und Küsten Amerikas. Colombo war 1477 auf Island und erhielt dort Kunde von dem großen westlichen Continente, dessen Entdeckung ihm 1492 auf einem andern Wege zum Erstaunen Europas gelang. Welche Vermittelungsrolle Island zwischen den Normannen und Amerika gespielt und wie das Christenthum schon frühzeitig nach diesem Erdtheil verpflanzt worden zu sein scheine, darüber müssen wir unsere Leser auf Wilhelmi verweisen. Was dann Kruse auf einem andern Gebiete der normännischen Geschichte und Lebensthätigkeit geleistet hat durch seine „Anastasis der Waräger" ist noch in zu frischem Andenken, als daß wir mehr nöthig hätten denn sein Werk blos zu erwähnen. Was die Runen betrifft, diese eigenthümliche Schriftschöpfung des skandinavischen Nordens, so hat das Jahr 1843 ein wahrhaft classisches Werk erscheinen sehen in dem sechsten Bande der „historischen Schriften" der königlich dänischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen. Der Verf. desselben, Finn Magnussen, verbreitet sich daselbst mit einer Gelehrsamkeit über die gesammte Runenliteratur und mit einer Klarheit, wie sie nur einem Manne möglich werden konnte, der eine Reihe von Jahren mit unausgesetztem Fleiße sich diesem Studium gewidmet hat. Welche Stellung aber die skandinavische Mythologie, deren wesentliche Quelle, die „Edda", von Island im 17. Jahrhunderte zuerst in Handschriften nach Dänemark gebracht ward und in den neuern Zeiten bei den skandinavischen und selbst deutschen Dichtern vielfach widerhallt *), der eigentlichen Geschichte gegenüber einnehme, ist ebenso wenig bereits entschieden, als die Forscher des classischen Alterthums über die historische Bedeutung einzelner griechischen Nationalsagen einig sind. Jedenfalls erleidet jedoch Das eine Einschränkung, was z. B.

*) Der wissenschaftliche Begründer der nordischen Mythologie ward für die Skandinavier der Däne Grundtvig, unter den Deutschen erwarb sich dieses Verdienst Mone.

Rehm in seinem „Abriß der Geschichte des Mittelalters" im J. 1840 noch äußert:

So hohes poetisches und philologisches Interesse aber die „Edda" und „Sagas" haben mögen, so kann doch der kritische Geschichtschreiber in ihnen nur mythische Anklänge aus einer seinen Forschungen entrückten Zeit in ihnen erkennen, und muß sie mehr als Denkmäler der Zeit, in welcher sie die auf uns gekommene Gestalt erhalten haben, denn als Zeugnisse uralter Verhältnisse und Thaten betrachten.

Daß übrigens der skandinavische und baltische Norden wenigstens sechs Jahrhunderte vor dem Emporkommen der Hansa in nicht unbedeutendem Verkehre mit dem östlichen Europa und dem Orient durch Rußland gestanden habe, dafür haben neuerdings handelsgeschichtliche und numismatische Untersuchungen die Beweise zu liefern gewußt. Wir dürfen uns zu diesem Zwecke auf Stüwe's „Handelszüge der Araber" (Berlin 1836) und auf v. Minutoli's „Andeutung über den Handelsverkehr der nordischen und morgenländischen Völker" (Berlin 1843), eine kleine Schrift, die mit großer Belesenheit und ebenso großem Sammlerfleiß geschrieben ist, berufen.

Nach diesem ziemlich reichen literarischen Material nun, was über das Vaterland der Normannen vorliegt, würde es dem Verf. wol nicht schwer geworden sein, etwas ausführlicher zur Belehrung seiner Leser über jenes merkwürdige Volk sich zu verbreiten und gewissermaßen einen Commentar zu liefern zu folgender Stelle seiner Einleitung:

Die Normannen bemächtigten sich seit dem Anfange des 9. Jahrhunderts der Herrschaft zur See, umschwärmten alle Küsten Europas und setzten durch ihre Kriegszüge die entferntesten Gegenden dieses Erdtheils in eine nähere Verbindung miteinander. Kein Meer ließen sie unbefahren, keinen Strom unbesucht, an den entferntesten Küsten landeten sie, drangen die Flüsse aufwärts ins Innere der Länder ein; so trugen sie Schrecken und Verheerung an die Ufer der Elbe, des Rheins, der Schelde, der Seine und der Themse, sowie an die Gestade der Loire, der Rhone und des Arno hin.

Die zweite Abtheilung, die des Neuen oder weniger Bekannten ungleich mehr darbietet als die erste, aber eine Fortsetzung der Verhandlungen über das Thema ist, daß der Germanismus die ersten Culturmomente im slawischen Rußland erzeugt und das letztere, nachdem es in den neuern Jahrhunderten zur Selbständigkeit und Selbstbewußtsein gelangt sei, den erstern nun zu benutzen gesucht habe, um seine Intelligenz zu heben, ohne jedoch im entferntesten seine Nationalität aufgeben zu wollen, beschäftigt sich namentlich mit Livland, zuerst als Ordensstaat, dann als polnische Provinz, ferner als schwedische Eroberung, und zuletzt folgt noch eine Schlußbemerkung über die russische Beherrschung dieses Landes. Der Verf., der in dieser Abtheilung seines Buchs offener als vorher das politische System der russischen Regierung vertheidigt und als höchst ersprießlich für die Ostseeländer darstellt, während die polnische und schwedische Herrschaft absichtlich in einen contrastirenden Gegensatz gebracht wird, findet es daher auch ganz in der Ordnung, wenn die russische Regierung

vorzüglich auch danach trachtete, gerade die Provinzen, durch welche bisher die Ausgleichung mit dem cultivirten Auslande stattgefunden hatte, die Ostseeprovinzen, dem russischen Staatskörper einzuverleiben, mit Zusicherung und Garantie aller Rechte und Privilegien, kurz der gesammten Verfassung, durch welche dieselben sich zu einer von der russischen Nation noch nicht erreichten Culturstufe erhoben hatten.

Und in der schon oben erwähnten Schlußbemerkung läßt sich der Verf. in folgender Weise vernehmen:

Es schien von Iwan III. Wassiljewitsch an die Aufgabe der Regenten Rußlands zu sein, in den slawischen Osten die diesem abgehenden mittelalterlichen Culturmomente durch Aufnahme und Bevorzugung westeuropäischer Ansiedler nachträglich hineinzuschaffen und das nicht zur Entwickelung gekommene und durch die Tartarenherrschaft*) völlig absorbirte Warägerthum durch neue Fermente zu ersetzen. Diese Tendenz der Europäisirung ist das Fundament des russischen Absolutismus und seine Stärke, wie andererseits ein nicht zu übersehender Grund des Verfalls von Polen in der Ausstoßung des Germanismus lag. Durch diese Einverleibung der Küstenländer der Ostsee gab Peter der Große seinem Reiche nicht nur eine sichere materielle Basis, sondern indem er den unterworfenen Provinzen sämmtliche unter schwedischer Herrschaft verletzte und geschändete Rechte aufs neue und auf ewige Zeiten unverbrüchlich zusicherte, bereitete er auch für die spätere Zukunft die Möglichkeit eines stetig wachsenden Zuflusses geistiger Kräfte vor, welche in einer ungestörten Entwickelung ihres national-deutschen Lebens den Urquell, aus dem sie entsprungen waren, sich rein und ungetrübt erhalten konnten. Und Livland, diese in den rauhen Osten vorgeschobene Mark des Deutschthums, der durch ihre unmittelbare Vereinigung mit Rußland freilich zur Zeit nur die Möglichkeit eines freien Handels in Aussicht gestellt ist, kann noch heutzutage als großartige Erweiterung des fast verschollenen Hofs der Deutschen zu Nowgorod angesehen werden.

Wir haben mit Absicht diese Stellen zur Charakteristik der Meinung und Tendenz unsers Verf. mitgetheilt, weil wir mit den Lesern d. Bl., um noch einmal seine Worte zu gebrauchen, „auch als Mitlebende berufen sind, auf die Zeichen der Zeit Acht zu haben". Darum also mußten die deutschen Ostseeländer einer Macht, die auf einer völlig fremden und feindlichen Nationalität ruht, zur Beute werden, damit dieselbe ihren vermeintlichen westeuropäischen Bildungsgrad erreichen könne? Fürwahr eine neue Völkerrechtsquelle, die der Verf. ausfindig gemacht hat, aus der nun ein Rechtsprincip abgeleitet wird, welches die Gewalt und Eroberungslust des Feindes vertheidigen soll. Freund, darf man diesem Grundsatze zufolge auch sagen, ich brauche dein Geld zu einer vollkommnern Entwickelung meiner häuslichen Verhältnisse; nun weiß ich aber, daß du es mir nicht freiwillig geben wirst, darum kannst du es unmöglich widerrechtlich oder wunderbar finden, wenn ich dich todtschlage! Wenn aber der äußerste Winkel des Deutschthums solche große und eigenthümliche Dinge zu thun von jener nordischen Großmacht bestimmt worden wäre, wie der Verf. begreiflich machen will, wie kommt es denn, daß schon seit geraumer Zeit die lautesten und geachtetsten Stimmen aus jener Richtung zu uns herüber dringen, die über die Unterdrückung des Germanismus in politischer und kirchlicher Beziehung klagen?

*) So schreibt der Verf. Allein Schmidt hat in seinen „Forschungen auf dem Gebiete mittelasiatischer Geschichte" schon längst klar nachgewiesen, daß der Name dieses Volks von Tatar, d. h. tributpflichtig, abgeleitet werden müsse.

Oder müßten wir nach dem völkerrechtlichen Principe, dessen Quelle der Verf. entdeckt hat, nicht fürchten, daß die nordische Macht, welche derselbe das Deutschthum an ihr Herz drücken läßt, jedem seiner Vorposten, die an Deutschlands Grenzen stehen, das Feldgeschrei gebe: komm, ich brauche dich! Entweder muß also jene Zuneigung zu dem germanischen Bildungselement und die Anerkennung seiner Bedeutsamkeit für die slawische Intelligenz nur vorübergehend gewesen sein und eine Zeit lang zum Deckmantel eroberungssüchtiger Plane gedient haben, oder wir müssen den Verdacht hegen, daß, da das Einzelne für so anziehend und einflußreich angesehen worden ist, das Ganze um so natürlicher ein Gegenstand der Begehrlichkeit sei. Man sieht, wohin man kommt, wenn des Verf. aufgestelltes Princip in seinen Consequenzen verfolgt wird. Wie nun, wenn wir Deutschen es beklagten, wie wir es auch thun müssen, wovon sich freilich bei dem Verf. keine Spur findet, daß jene baltischen Länder seit 1721 aus unkluger und kraftloser Politik Deutschlands in fremde Hände gerathen seien, in die sie nie hätten gerathen sollen? Wie, wenn der Satz aufgestellt werden muß, daß wir jede abgezwungene Benutzung unserer Bildungsergiebigkeit aus dem völkerrechtlichen Standpunkte betrachtet für eine Gewaltthätigkeit zu erklären genöthigt sind? Wie endlich, wenn sich die Behauptung erhärten ließe, wie das in der That möglich ist, daß der slawische Norden durch Herbeiziehung der germanischen Culturkraft und ihrer mächtigen Eigenthümlichkeit niemals an das Ziel einer compacten und dauerhaften Nationalität gelangen könne, er müßte sich denn im Falle des ernstlichen Versuchs der Gefahr aussetzen wollen, seinen Koloß in eine westliche und östliche Hälfte zerfallen zu sehen. Und daß die russische Regierung Scharfsinn und Einsicht in das Wesen der beiden zur Zeit allerdings noch im Kampfe begriffenen Nationalprincipe genug besitze, das hat sie durch ihre Maßregeln seit einer Reihe von Jahren bereits überzeugend an den Tag gelegt. Die germanische Nationalbildung ist aus der Freiheit emporgewachsen, die des slawischen Nordens, so weit sie ins Leben getreten ist, aus dem Despotismus, wie der Verf. selbst sehr wahr behauptet, und wird auch fernerhin diesen Ursprung bis zu einem gewissen Grade nicht verleugnen können. Daher ist auch Das, was ein alter russischer Chronist am Ausgange des 15. Jahrhunderts schon über den Geist der Russen und die Herrschaftsmittel ihrer Regierung schreibt, noch so frisch, als wenn es von gestern wäre. Wir glauben unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen die ganze merkwürdige Stelle aus der Schrift des Verf. mittheilen:

Leges, quibus utantur, paucas admodum habent, eamque fere solam ut principis voluntatem pro lege observent. De eo ita illis persuasum est, metropolitis maxime opinionem hanc eorum juvantibus per principem tanquam interpretem deum suum conjungi, ac prout de deo meriti sint, ita principem vel benignum in se vel asperum esse. Itaque voluntati ejus non secus ac divinae, seu turpia seu honesta, seu bona seu mala jubeat, omnibus in rebus parendum pro fidei decreto habent, illeque vitae ac necis omniumque rerum summam in suos potestatum obtinet. Quod ut ad potentiam comparandam conficiendaque bella maximum habet momentum, unum omnibus rebus summa cum auctoritate praeesse, omnia imperia solum administrare, eundem et consiliorum dominum et rerum omnium auctorem esse; exiguo temporis spatio copias quam maximas cogere posse, fortunis civium ad potentiam suam stabiliendam pro suis uti, et quemadmodum iis rebus maxime auctoritas ac opes Mosci creverunt, ita crudelitas quoque ejus ac dominandi asperitas vehementer confirmata est.

(Der Beschluß folgt.)

Tagebuch der Unfälle in Afghanistan 1841—42. Von Lady Sale. Aus dem Englischen von Th. Ölkers. Mit zwei Lithographien. Leipzig, T. O. Weigel. 1843. Gr. 8. 2 Thlr.

Das „Tagebuch" der Lady Sale wurde zu seiner Zeit mit Ungeduld erwartet, und als es erschien, mit Interesse gelesen, commentirt und bestritten. Für dies Interesse der Tagesgeschichte kommt die gegenwärtige Übersetzung etwas zu spät. Die Begebenheit, auf welche es sich bezieht, ist in den Hintergrund getreten, und hat, Dank der Klugheit der englischen Regierung, überhaupt nicht die Wichtigkeit erlangt, welche Continental-Politiker davon erwarteten. Die drohenden Folgen davon sind ziemlich verwischt, und nur die Opfer blieben übrig — die nun auch vergessen sind. Somit kommt dies Buch auf dem deutschen Markte post festum an. Inzwischen haben die Ereignisse selbst ihr eigenes Interesse, und dies besonders im Munde einer Frau, die dabei Augenzeugin und Märtyrerin zugleich war, und in dieser Beziehung ist es kurzer Besprechung immer noch werth. Freilich wird uns diese Schrift in der ungünstigsten Form, der eines Tagebuchs, dargeboten, welche Bedeutendes und Unerhebliches mit historischer Treue darbietet, und zwar die Vollständigkeit sichert, die Übersicht aber auch ebenso sehr erschwert und den Faden der Ereignisse da zerreißt, wo wir seine Fortführung am meisten wünschen. Diese Form konnte fast nur für die Angehörigen der vielen Opfer erwünscht sein, die jener unglückliche Feldzug gefodert hat, und deren hier Tag für Tag gedacht ist. Eben hierin liegt es, daß es schwer fällt, einen Auszug, der an sich ein gewisses Interesse darböte, aus diesem Werke zu liefern. Wir wollen uns auf ein Einzelnes beschränken, den Besuch der gefangenen Lady bei den Frauen Mohammed Schah Khan's. „Ich feierte", sagt diese, „den Jahrestag meiner Vermählung mit den Frauen; sie erzählten mir, daß Futteh Dschang König geworden sei. Wir hatten zwei weibliche Dienerinnen, die uns als Dolmetscher dienten; die Gesellschaft bestand aus drei Frauen Mohammed's, eine von Dost Mohammed, nebst der Mutter desselben, und zwei unverheiratheten Schwestern. Sie neigten sich im Allgemeinen zum Embonpoint mit starken Formen und groben Zügen; ihre Kleidung war unzierlich und vom gröbsten Stoff. Die Lieblingsfrau, die noch am besten gekleidet war, trug ein gewöhnliches Kabulkleid von Seide; hinten war aus Ökonomie ein Stück Zitz eingesetzt. Dies Gewand, das die ganze Person umhüllte, glich einem Nachtkleide und war mit Münzen, Gold- und Silberstücken in Form von Halbmonden vorn und an den Ärmeln bedeckt. An dem Halse prangte ein Brustschild von zusammengereihten Münzen, das in Schnüren bis in den Schoos hinabhing. Von Juwelen war nichts zu sehen, nur etwa sieben Perlen von gewöhnlicher Größe, die einen Smaragd voller Blasen umgaben, bildeten einen Schmuck der Nase. Das Haar trugen die Damen in unzähligen kleinen Flechten niederhängend, die nur einmal in der Woche geordnet und mit Gummi gesteift werden. Die unvermählten Damen trugen ihr Haar in einem flachen Geflecht quer über die Stirn, was ihnen ein sehr plumpes An-

sehen gab. Die Augenbrauen bleiben, so lange sie Jungfrauen sind, unverändert; sobald sie sich aber verheirathen, werden sie in der Mitte sorgfältig ausgerissen und der so auf höchst unnatürliche Weise erhobene Bogen wird bemalt. Die Frauen gebrauchen weiße und rothe Schminke und färben sich nicht blos, wie in Hindostan, die Nägel, sondern die ganze Hand bis zum Gelenk aufwärts, was aussieht, als ob sie sie in Blut getaucht hätten, und nach unsern Begriffen sehr widerlich ist. Ein Tschudda (Schleier) wird im Hause über Kopf und Schultern geworfen; auswärts tragen sie die Burka, Ru-i-band, und eisenbeschlagene Pantoffeln mit hohen Absätzen vollenden das Costume. Nach einer Weile wurde ein äußerst schmutziges Tuch über die Namdas (Teppiche) vor uns gebreitet, und Gerichte von Pillau, Dhye oder saurer Milch, und Fernes, süße Milch, wurden uns vorgesetzt. Wer keinen Löffel mitgebracht hatte, aß mit den Fingern: eine afghanische Sitte, in der ich keineswegs au fait war. Man trank dazu Wasser aus einem Theetopf" u. s. w.

Im Ganzen genommen ward die gefangene Lady mit vieler Rücksicht behandelt und hatte keine Ursache, über ihre Haft Klage zu führen. Ihr Briefwechsel mit ihrem Gemahl blieb ungehemmt. Nicht ohne Interesse ist es, ihr Urtheil über das Maß der Verschuldung bei jenem großen Unfalle zu vernehmen, wie sie es für jeden der stimmberechtigten Anführer vertheilt. Die blinde Zuversicht und das maßlose Vertrauen Macnaghten's auf Schah Sudscha war ein erster, später sehr bereuter Fehler. Zuletzt hoffte der Gesandte, die Afghanen zu überlisten, und büßte diesen zweiten Fehler mit dem Leben. General Elphinstone, geistig und körperlich unfähig, gab sich ganz dem Rathe eines Mannes hin, der nur ein Ziel hatte, auf jeden Fall nach Hindostan zurückzukehren. Grant hintertrieb mit kalter Vorsicht jedes entschlossene Unternehmen, Bellew kam aus den Bedenklichkeiten nicht heraus. Brigadier Shelton schlief gewöhnlich während der Berathungen oder nahm doch diesen Schein an, um nur keine Meinung aussprechen zu dürfen. Major Thain, ein Freund des Generals, blieb aus Überdruß ganz aus dem Kriegsrath weg, und Sturt, ein Feind jeder Zögerung, folgte diesem Beispiel.

Die Verf. hat ihrem „Tagebuch" ein Wörterbuch der currentesten Ausdrücke angehängt, für dessen Richtigkeit sie jedoch selbst einstehen mag, und zwei Pläne von Kabul und seiner nächsten Umgebung beigefügt, die nur den Mangel haben, für die Theilnehmenden wie ihr „Tagebuch" selbst zu spät zu kommen. 8.

Notizen.

Irische Statistik.

In den unter Capitain Larcom's Aufsicht aufgenommenen Bevölkerungstabellen von Irland für das Jahr 1841 („Census of the population of Ireland in 1841") kommen, wie der Reviewer des „Athenaeum" bemerkt, wunderliche Sachen vor, z. B. unter 4,155,548 Frauen nur acht Matronen; oder was versteht Capitain Larcom unter Matronen? Diese acht Matronen sind unter den Personen aufgezählt, welche „mildthätigen Zwecken dienen". Und wenn auch; acht in ganz Irland! Sargmacher werden ebenfalls acht aufgezählt. Acht Sargmacher in ganz Irland! Bei einer Bevölkerung von mehr als acht Millionen! Oder werden wirklich in Irland nur wenige Bevorzugte ordentlich begraben? Ärzte gibt es dem Berichte zu Folge 1380, in der That ein furchtbares Heer, und neben diesen ganzer fünf Quacksalber. Blutegelhändler zwei. Grünzeug scheint gar nicht verkauft zu werden; kein einziger Kräuterhändler ist angeführt. Unter den Waschfrauen kommen fünf vor, die männlichen Geschlechts sind. Architekten 292; sage: zweihundertundzweiundneunzig Architekten. Man lese etwa Kohl's Beschreibung von den Wohnhäusern, mit denen sich der beiweitem größte Theil des irischen Volkes behelfen muß! Was bauen diese 292 Baumeister? Die Gerechtigkeitspflege beschäftigt 19,483 Personen. Es gibt also mehr Gerechtigkeit in Irland als zu essen, wenigstens wenn man die Zahl der Grünhändler beispielsweise in Betracht zieht. Die Volkserziehung wird von 11,381 Personen besorgt. Der eine Pater Mathew leistet wahrscheinlich mehr als diese 11,381. Übrigens läßt es einem englischen Blatte nicht gut, das irische Elend, wie das „Athenaeum" bei Gelegenheit der Anzeige dieses „Census" thut, im Spaß hin zu behandeln.

Shakspeare's Name.

Ein Facsimile ist in London von Mr. Harris herausgegeben worden, welches dazu dienen soll, die Frage über die rechte Schreibung des Namens Shakspeare's womöglich zu entscheiden. Malone entschied bekanntlich für Shakspeare, Collier und die Shakespeare-Society für Shakespeare, endlich Madden und Knight für Shakspere. Das Facsimile stellt die erhaltenen sechs Unterschriften des Dichters dar: 1) die auf dem Kaufcontract vom 10. März 1612, gegenwärtig in der Bibliothek der City, 2) die von dem sogenannten Garrick-Autograph, der Pfandverschreibung (mortgage) vom 11. März desselben Jahres, 3) die von dem Schmutzblatt der ersten Ausgabe der „English translation of Montaigne", gegenwärtig im British Museum, 4—6) die von den drei Abschriften des Testaments, gegenwärtig in dem Prerogative Court at Doctors' Commons. In Nr. 1 und 2 kann man nicht recht erkennen, ob der Zug Shaksper oder Shakspea zu lesen sei; Nr. 3 zeigt ganz deutlich Shakespere, jedoch die Echtheit dieses Namenszuges kann angefochten werden. In Nr. 4, 5 und 6 ist der Vorname William merkwürdig deutlich, der Familienname aber ein völlig unentzifferbares Gewirr. Ein zweites auf Shakspeare bezügliches Facsimile hat Mr. J. P. Collier von dem berühmten H.-S.-Briefe, der unter den Egerton'schen Papieren aufgefunden worden, herausgegeben. Dieser Brief, der sich als Copie darstellt (von einem Brief anscheinend an den Earl von Southampton, H. S., „Henry Southampton") ist als eine Erfindung des Quälgeistes der Commentatoren, Steevens, bezeichnet worden, der ihn unter die Egerton'schen Papiere gemischt haben soll, um Malone irre zu führen. Collier fand indeß erst den Brief auf, und das Geschichtchen mit Steevens hat wenig Wahrscheinlichkeit. Das Original ist den gerichtlichen Sachverständigen vorgelegt worden, und diese waren einstimmig der Meinung, daß das Blatt wirklich aus der Zeit Jakob's I. stammen müsse.

Junius' Briefe.

„The history of Junius and his works, and a review of the controversy respecting the identity of Junius", von John Jaques (London 1843), ist ein gut geschriebenes, aber ganz unkritisches Buch. Der Verf. nimmt mit Coventry an, daß Junius Niemand anders als Lord George Sackville gewesen, während Lord Sackville auf seinem Todbette, wie Cumberland erzählt, den Lord Mansfield, der in den „Letters of Junius" so entsetzlich mitgenommen und als der ärgste Schurke behandelt wird, seiner stets gehegten Achtung versicherte und ihn nur deswegen um Verzeihung bat, wenn er etwa in der Hitze des Parteikampfes einmal des Lords Verdienste nicht gebührend anzuerkennen und dessen viele Gunstbezeigungen vergessen zu haben den Schein auf sich geladen hätte; während Cumberland, der intime Freund des Lords Sackville, es geradezu für eine Unmöglichkeit erklärte, daß dieser Lord die Junius-Briefe geschrieben haben könnte; während Lord Sackville, nach Dem, was von ihm erhalten ist, nicht das mindeste Schriftstellertalent besessen haben kann. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 99. —— 8. April 1844.

Beiträge zur Geschichte des russischen Reiches. Von Ernst Herrmann.

(Beschluß aus Nr. 98.)

Wir hätten noch manche Stelle, über die wir mit dem Verf. zu rechten uns veranlaßt sehen könnten, wenn uns nicht der Raum Beschränkung zur Pflicht machte; indeß Einen Punkt möchten wir doch nicht gern übergehen, da sein Interesse zu sehr an die unmittelbare Gegenwart geknüpft ist. Der Verf. spricht nämlich in seiner Weise über den Kampf zwischen der russischen und deutschen Sprache in den Ostseeprovinzen und macht bei dieser Gelegenheit folgende Äußerung:

Wir Deutschen sind trotz des lateinischen Papstthums und der griechischen Schulen weder Lateiner noch Griechen geworden, aber wir haben das Römer- und das Griechenthum in uns aufgenommen. Ebenso wenig würden die Russen von der deutschen Sprache für ihre Nationalität zu fürchten haben. Wenn aber umgekehrt in neuester Zeit mehrfach die Befürchtung laut geworden ist, als beabsichtige die russische Regierung eine planmäßige Entnationalisirung und Russificirung der Deutschen in den Ostseeprovinzen, so kann der Verf. dieses Entwurfs einer Darstellung der nowgorod-wisbyschen und livländisch-russischen Angelegenheiten nicht umhin, die Überzeugung auszusprechen, daß dem die wahren Bedürfnisse seiner russischen und seiner deutschen Unterthanen mit gleicher Liebe umfassenden Herrscherauge die Mittel nicht fehlen werden, diese ebenso wichtige als schwierige Aufgabe der Politik der Gegenwart, die Vereinbarung verschiedener Nationalitäten innerhalb Eines Staats, einem glücklichen und der natürlichen Lage der Dinge entsprechenden Ziele entgegen zu führen.

Die letzte Hälfte dieser Äußerung wollen wir dem eigenen Urtheile unserer Leser überlassen, nur über ihren ersten Theil glauben wir nicht stillschweigend hinweggehen zu dürfen, weil eine Täuschung oder, wenn man will, ein Fehlschluß in ihm enthalten ist. Erstlich waren die Sprachen der Griechen und Römer bereits im Mittelalter ebenso als todt zu betrachten, wie sie es jetzt sind; zweitens ist es weder der Hierarchie noch einer Regierung aus Vorliebe für die lateinischen und griechischen Schulen eingefallen, zu gebieten, daß das Volk Lateinisch oder Griechisch rede oder keine Bücher in seiner Muttersprache schreibe. Es war also weder von den beiden classischen Sprachen an sich noch von den Instituten, die sie gebrauchten und lehrten, für das Leben der Nationalsprache und für das Bestehen derselben im Herzen des Volks etwas zu befürchten: denn das Todte bleibt todt, und weder eine Allgewalt der Hierarchie noch der Fleiß der Schulen kann dasselbe wieder ins Leben rufen. Allein ganz anders gestaltet sich das Verhältniß, wenn es sich um eine lebende Sprache handelt, noch dazu um eine solche, die bereits einen glänzenden Reichthum der Intelligenz zu Tage gefördert, die ihre Bildungsbefähigung vielleicht schon an andern Völkern erprobt hat und deren Volk entweder an den Grenzen eines fremden Staats lebt oder gar zu seinem Verbande gehört. Die Macht einer gebildeten lebenden Sprache ist ebenso mächtig als das Volk selbst, das sie spricht. Der Verf. durfte also unter keiner Bedingung die alten Sprachidiome mit dem der Deutschen in Absicht auf ihre Wirkungsfähigkeit auf gleiche Linie stellen. Die Russen haben allerdings Ursache, den Einfluß der deutschen Sprache unter den obwaltenden Verhältnissen auf ihre Nationalität zu fürchten; und von ihrem Standpunkte aus die Sache richtig erkennend ergreifen sie auch Maßregeln, die ihre Nationalität zu wahren geeignet zu sein scheinen, und werden sich gewiß nicht abhalten lassen, selbst das Äußerste zu versuchen, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Dies hätte der Verf., wenn er völlig unparteiisch sein wollte, weder verschweigen noch auf irgend eine Weise den Deutschen, um sie zu beruhigen, versüßen sollen. Die Frage, warum denn in den neuern Zeiten erst dieser Kampf sich entsponnen habe, liegt mit ihrer Beantwortung sehr nahe. Früher war für Rußland von deutscher Sprache und deutscher Reichsmacht nichts zu befürchten; aber Beide hat die neueste Zeit zu Mächten ersten Ranges erhoben; sich gegenseitig unterstützend sind sie für eine Macht gefährlich, die in der Entwickelung ihrer Nationalität noch ebenso jung als eifrig und eifersüchtig ist.

Als eine Art Anhang zu der obigen Darstellung der Geschichte Livlands läßt nun der Verf. „Die Geschichte der Reduction in Livland", von Schoulz von Ascheraden folgen. Die nöthigen biographischen Notizen über diesen in seiner Zeit sehr geachteten Mann, der 1720 geboren war und 1782 starb, finden sich in dem „Allgemeinen Schriftsteller-Lexikon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland", von J. Fr. v. Recken und K. Ed. Napiersky, Bd. 4, S. 116—119. Diese kleine Monographie, die aus einem nur handschriftlich

vorhandenen größern Werke über die Geschichte Livlands und dessen Staatsrecht entlehnt ist, verdient die Beachtung aller wissenschaftlichen Historiker, um so mehr, da auch Patkul's Schicksal mit der berüchtigten Reduction, welche sowol den schwedischen als livländischen Adel zu Grunde richtete und fast vernichtete, ganz Europa aber in Erstaunen setzte, in engster Verbindung steht, und sie die Ereignisse, die Schweden namentlich nach Karl's XII. Tode erlebte, vielfältig erklärlich macht. Einen Auszug können wir füglich von dieser kleinen Schrift nicht liefern. Nur den Begriffsumfang des Worts Reduction halten wir für nothwendig unsern Lesern zu geben; da er aber bei dem Verf. in der historischen Darlegung selbst verschwimmt, so wollen wir der Kürze halber eine Stelle aus Förster's „Höfe und Cabinete Europas", Bd. 2, entlehnen, die uns ausreichend erscheint:

Karl XI. setzte auf einem Reichstage zu Stockholm 1680 durch Bestechung, Drohung und erregte Eifersucht eine Abänderung der Reichsgesetze durch. Der zweite Punkt derselben bestimmte die Errichtung eines Reductions-Collegiums, welches die Macht haben sollte, alle von den vorigen Königen schenkungsweise veräußerten oder unter ihrem wahren Werthe verkauften Domainen mit der Krone wieder zu vereinigen. Demzufolge sollten alle, sowol allodiale als feudale Graf- und Herrschaften, die vor oder nach dem Jahre 1604 von der Krone abgesondert worden, dem Könige zurückgegeben werden und ihm wie zuvor eigenthümlich zugehören, sowie auch alle königliche und adelige Paläste, die mit ihren Renten von 1655—81 zu reduciren seien. Ferner wurden dem Könige zuerkannt: alle Güter in Finnland, in Schweden und in den vom Meere entlegenen Provinzen, von denen man befinden würde, daß sie über 600 Reichsthaler Silbermünze einbrächten. Dem Adel verblieben die Güter, deren Ertrag geringer war, wie auch die Freiheit, diejenigen, die mehr Einkünfte gewährten, wieder einzulösen, ausgenommen die Graf- und Herrschaften, von denen der Rückkauf nicht gestattet wurde. Auch wurde beschlossen, daß der König solche Auflagen, als ihm gefällig, auf diejenigen, die mehr als 600 Thaler einzunehmen hätten, auflegen könne.

Bei Schoultz findet man, daß die nach Riga gesendete Reductionscommission zugleich den Auftrag des Königs gehabt habe, das Land zu übermessen und zu revidiren, sowie die Leibeigenschaft der Bauern aufzuheben.

Die zweite Hälfte unsers Werks nimmt das Tagebuch des Grafen von Münnich ein, welches den Feldzug beschreibt, den die Russen unter seiner Anführung gegen die Tataren und Türken vom Herbste 1735 bis eben dahin 1736 unternahmen. Der Verf. fand das Manuscript im Hauptstaatsarchive zu Dresden; wie es dorthin gekommen sein möge, ist ungewiß. Der Inhalt übertrifft alle übrigen Schriften, die über diesen Krieg erschienen sind. Für den Urheber dieses Tagebuchs hält unser Verf. aus sehr triftigen Gründen den Grafen von Münnich selbst. Die Einleitung, welche der Herausgeber hinzugefügt hat, ist sehr brauchbar zur richtigen Würdigung und zum Verständnisse des Tagebuchs. Die Kriegsgeschichte jener Zeit und die Biographie Münnich's, die von Halem 1803 zu Oldenburg herausgab, haben auf diese Weise ebenso interessante als die Kenntniß erweiternde Nachträge erhalten. Die sprachliche Darstellung des Journals zeigt zwar die Schlacken des angehenden 18. Jahrhunderts, indem das Deutsche von französischen Wörtern wimmelt, ist aber ebenso rasch fortschreitend als klar und läßt ohne Gezwungenheit auf den Feldherrn schließen, der mit dem Blicke des Falken, wie ihn seine Soldaten nannten, die Thaten, die er beschreibt, theils beobachtet theils ausgeführt hat. Übrigens sind noch zwei Beilagen hinzugefügt, von denen die erste, die interessanteste, Französisch geschrieben, die Überschrift trägt: „Description du palais du Chan de la Crimée et de la ville Backtschisarey, sa residence."

Karl Zimmer.

Die Liebekunst. Drei Bücher. Dem Publius Ovidius Naso nachgedichtet von Christian Friedrich Adler. Leipzig, Brockhaus. 1843. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hätte auch der Verf. dieser Verdeutschung, indem er dieselbe auf dem Titel als „dem Ovid nachgedichtet" bezeichnet, dadurch nicht schon im voraus es aussprechen wollen, daß diese Verdeutschung eine freie Übersetzung sein solle, so kann man dies doch theils aus dem Vorworte und aus Demjenigen abnehmen, was er über seine Arbeit selbst sagt, theils springt es aus der Verdeutschung offen in die Augen. Der Verf. derselben ist kein Philolog und kein besonders warmer Freund der Philologen, die er vielmehr als monopolistisch, als formbefangen, als engherzig verwirft, weil sie die Poesie nach der Ethik, die der erstern eigen oder nicht eigen ist, bemessen; weil sie die Schönheit der classischen Werke nach ihrer äußern Form beurtheilen; weil sie die Kenntniß der classischen Literatur als ihr Monopol, als ein Monopol des Gelehrtenstandes ansehen und behandeln. „Diese Kenntniß", sagt er S. LVI, „ist eben darum nicht in das deutsche Volk selbst eingedrungen", und „der Grund dieser Erscheinung kann nur in der ungewohnten Form liegen, in der man dem Publicum die alten Classiker bot; gewiß nur an der Schale, nicht an dem Kerne". Durch diese Wahrnehmung veranlaßt, glaube er den Versuch wagen zu dürfen, für seine Übersetzung eine, der Gewöhnung und den Begriffen des Volks entsprechende und geläufige Form zu wählen. „Hat man", mit dieser Hoffnung schmeichelt er sich, „das Volk, seinen Wunsch verstehend, beachtend und demselben entgegenkommend, auf einem, seiner Gewohnheit und seinem Fassungsvermögen angemessenen Wege in das classische Alterthum einmal einzuführen und zur Anschau seiner Herrlichkeit vermocht, so wird es, ergriffen von der Schönheit und dem Gehalte seiner Erzstufen, die es daselbst findet, den Wunsch in sich rege werden fühlen, dieselben auch in ihrer eigenthümlichen Krystallisationsform kennen zu lernen."

Wir wollen dem Verf. jene Hoffnung nicht misgönnen und ihn darum nicht beneiden. Sie allein mag ihm in gewisser Hinsicht den gegenwärtigen Versuch, den er der Zeit, in welcher wir leben, für angemessen erklärt, eingegeben haben, den Versuch, seinen Lieblingsdichter Ovid aus der sogenannten gelehrten Welt in die gebildete herüberzuführen. Auch diesen Versuch selbst wollen wir weder dem Verf. misgönnen, noch sonst etwa verargen oder gar an sich tadeln, da ihn eben eine besondere Vorliebe zu Ovid dazu bestimmt hat, wennschon er nach unserer Meinung besser gethan hätte, mit einem andern Dichter oder einem andern Gedichte Ovid's zu beginnen; vielmehr wünschen wir aus wahrer Verehrung des classischen Alterthums und aus tiefer Anerkennung des Werthes seiner auf uns gekommenen Werke, daß ein Weg aufgefunden werde, auf welchem diese Werke mit ihrem reichen Gehalte für Verstand, Phantasie und Herz mehr als bisher ins Volk eindringen könnten; und wir wünschen dies, auch wenn wir mit dem hier vom Verf. gewählten Wege selbst uns nicht ganz einverstehen

können. Der Verf. hat nämlich bei seiner vorliegenden Nachbildung keineswegs das Metrum des Originals beibehalten, sondern für seinen Versuch, statt „der alten appischen Distichenstraße, deren — auf deutschem Boden — holperiges Steinpflaster unsern heutigen Reisenden nach den Hesperidengärten Latiums nicht mehr zusagt", „eine macadamisirte, deutsche Trochäenchaussee" gewählt, „an deren Seiten die Reime wie schattengebende Pappeln und Kastanien stehen". Die Nachbildung des Verf. ist in Trochäen und gereimt. Wir gehören nicht zu den formbefangenen engherzigen Philologen par excellence; aber um so mehr können wir wol unsere Ansicht aussprechen, daß wir gereimte Übersetzungen antiker Dichtungen dem Charakter der antiken Poesie für widersprechend halten, auch wenn der Reim an und für sich, übrigens doch wol nur unter den Laien oder mit Hinblick auf die Laien und mit besonderer Rücksicht auf dieselben, seine Gönner findet. Ebenso möchten wir das gewählte Versmaß als angemessen dem antiken Charakter und seiner Würde, seinem Ernste, nicht ansehen. Auch schreiben wir es nur der Wahl der gereimten Nachbildung, also den Reimen, sowie überhaupt dem gewählten trochäischen Verse zu, daß, trotz der großen, alle Anerkennung verdienenden Sprachgewandtheit und Sprachfertigkeit, mit welcher der Verf. das Original nachgebildet hat, doch manche Härten und Dunkelheiten neben Reimverlegenheiten sich finden, aus denen sich der Verf., wie es eben hat gehen können, herausgezogen hat. Auch Flicksylben und Flickwörter, die den natürlichen Lauf der sonst sehr gefälligen Verse und im Allgemeinen fließenden Nachbildung störend hemmen, fehlen nicht ganz, was wir übrigens weiter nicht erwähnen würden, wenn es nicht nach unserer Ansicht eben nur eine Folge des für die Nachbildung gewählten kurzzeiligen Versmaßes und des Reimes wäre. Auch sonst ist der Sprache in einzelnen Wortbildungen um des Versmaßes, um des Reimes willen Gewalt angethan, was uns in gewisser Hinsicht von dem Verf. nicht wenig wundert, da ihm, wie frei auch sonst seine Übersetzung ist, doch im Allgemeinen die Gedanken, und für sie die Worte, Wendungen und Reime, scheinbar ungesucht, sich darbieten. Es ist nicht der Ort hier, weiter in das Einzelne einzugehen und Beweise für unsere Behauptungen beizufügen; doch können wir nicht unterlassen, zu bemerken, daß die beiden bekannten Stellen: Spectatum veniunt etc. (I, 99) und Et, si nullus erit pulvis, etc. (I, 151), dem Originale nicht besonders glücklich nachgebildet sind.

So viel oder so wenig über diese Nachbildung der „Liebekunst" Ovid's selbst, wie sie hier versucht worden ist. Über den besondern Eindruck, den sie auf uns beim Lesen gemacht hat, unterdrücken wir jedes weitere Urtheil, indem wir vielmehr den Wunsch nochmals aussprechen, daß für den Zweck, den der Verf. hierbei gehabt hat, im Allgemeinen und im Einzelnen etwas oder recht viel gewonnen werden möge. Aus dem langen Vorworte erwähnen wir noch, daß darin manches Interessante über Ovid's Leben und Dichtungen überhaupt, nebst Bruchstücken aus einigen andern der letztern, mitgetheilt wird; natürlich verbreitet sich der Verf. auch namentlich über Ovid's „Kunst zu lieben", und wie im Allgemeinen über Ovid's Moralität, so auch über die Moralität oder Unmoralität dieses Gedichts selbst. Er hält es der Moral nicht für schädlich, und — die Kenner des Originals wissen, was das heißt und bedeutet! — er hat es daher auch ganz und fast unverändert wiedergegeben. „Nur zu Ende des dritten Buches", sagt er, „habe ich mir erlaubt, im Interesse Derer, die ein etwas zarter bezogenes Nervensaitenspiel besitzen, selbst mildernd einzuschreiten; dennoch konnte ich mich auch hier nicht entschließen, etwas geradezu wegzulassen. Im Allgemeinen enthält die Einleitung des Verf. manche geistreiche Bemerkung über die damaligen Verhältnisse im alten Rom, und über Ovid und dessen Dichtungen, die der Verf. mit Liebe behandelt, auch wenn die Darstellung mitunter etwas Gesuchtes hat, wie dies auch aus den hier mitgetheilten Stellen sich ergeben dürfte. Ob er nicht Ovid als Dichter, den Manche nur als einen Verskünstler angesehen wissen wollen, zu hoch stelle, und ob dies nicht auch von der hier verdeutschten „Ars amandi" Ovid's gelten müsse, die Manche, natürlich aus dem heutigen, nicht gerade aus dem Standpunkte der Zeit Ovid's und aus dem Gesichtspunkte des römischen Volks, nur für eine Kunst halten, die Weiber zu verführen, bleibe hier ganz dahingestellt. Wir bemerken nur noch, daß der Verf. es vielleicht unternimmt, noch einige andere Dichtungen Ovid's ebenfalls zu übersetzen, namentlich die „Remedia amoris" und die „Consolatio ad Liviam Augustam"; für die Nachbildung der letztern würden wir das Versmaß des Originals und ohne Reime in der Übersetzung unbedingt in Anspruch nehmen. 31.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Philosophische Studien.

Wir haben schon früher in d. Bl. darauf hingedeutet, wie groß die Anzahl der Werke ist, welche auf dem Gebiete der Philosophie seit kurzem in Frankreich erscheinen. So haben wir zwei ganze Sammlungen angeführt, in denen nicht nur die bessern philosophischen Schriften, welche die französische Literatur aufzuweisen hat, sondern auch die wichtigsten Werke dieser Wissenschaft aus andern Ländern zusammengestellt werden. Dieselben haben, seitdem wir zum letzten Male davon Bericht erstattet haben, einen erfreulichen Fortgang gehabt. Aber auch abgesehen von diesen „philosophischen Bibliotheken" haben wir eine ganze Reihe selbständiger Werke anzuzeigen, welche dieser Wissenschaft, die noch vor wenigen Jahren in Frankreich eine sparsame Pflege genoß, gewidmet sind. Ohne eigentlichen Werth für die Wissenschaft ist die neue Bearbeitung der „Speculativen Anthropologie" von Tissot. Der Standpunkt dieses Vielschreibers ist der des sogenannten gesunden Menschenverstandes. Sein Werk mag in den Partien, wo es sich nur um positive Beobachtungen handelt, nicht ohne Interesse sein, aber nach wirklich philosophischer Methode, nach tiefgreifenden Ideen oder wahrer Speculation sieht man sich darin vergeblich um. Ein Versuch, unsere gegenwärtigen Wissenschaften auf die Lehre des Cartesius, die in einigen jüngern Gelehrten zum Theil treffliche Erklärer gefunden hat, zu gründen, ist das Werk von Huet: „Le Cartésianisme" (2 Bde.). Man muß in diesem Buche keine tiefere Kritik des Cartesianischen Systems suchen. Es handelt sich darin vielmehr nur darum, dasselbe auf unsere Zeit anzuwenden und es der Gegenwart anzupassen. Ein neues Resultat gewinnt auch durch dieses Werk die Wissenschaft nicht. Mehr oder weniger in den unerquicklichen Lehren der sensualistischen Schule befangen ist Bonnetain, der Verf. eines Werkes „De l'humanité et de ses divers ordres de civilisation", dessen erster Band die Presse verlassen hat, und Collineau, von dem wir eine „Analyse physiologique de l'entendement" erhalten haben. Beide Verf. dürften kaum auf der Höhe der Wissenschaft stehen; wenigstens haben ihre Werke für Deutschland keine große Bedeutung. Viel erfreulicher ist eine kleine Abhandlung von Lefranc, die einen Beitrag zum Verständniß der Platon'schen Philosophie liefert. Sie führt den Titel: „De la critique des idées Platoniciennes par Aristote." Dieses kleine Werk, das sich hauptsächlich auf das erste Buch der „Metaphysik" des Aristoteles bezieht, ist zu Bordeaux herausgekommen, wo der Verf., wenn wir nicht irren, Professor der Philosophie ist. Wahrscheinlich ist er aus der philosophischen Schule Cousin's hervorgegangen, welche überhaupt in Frankreich den ersten Anstoß zu einem regern Studium dieser Wissenschaft und namentlich gerade der griechischen Philosophie gegeben hat. Ungleich wichtiger noch ist der Plan zu einem umfassenden philosophischen Lexikon, welcher von mehren jüngern Professoren entworfen ist, die sämmtlich dieser Schule angehören. Die erste Idee dazu soll von Franck, dem talentvollen und fleißigen

Verf. eines gediegenen Werkes über die Kabbala, von dessen großem Eifer für die Wissenschaft schon Thiersch in seiner Schrift über das Unterrichtswesen in Westdeutschland und Frankreich so viel Rühmliches sagt, ausgegangen sein. Über die Ausführung selbst können wir uns kein Urtheil erlauben, da uns die erste Lieferung, obgleich sie schon erschienen sein soll, noch nicht zu Gesicht gekommen ist. Mit Recht hat man schon bemerkt, daß gerade die eklektische Schule sich in der günstigsten Lage zur Abfassung eines solchen Werkes befinden dürfte, in dem die verschiedenartigsten Philosopheme zur Sprache kommen. Eine andere Frage ist freilich, ob nicht die feindselige Stellung, welche die Philosophie der Geistlichkeit gegenüber in Frankreich gerade jetzt behauptet, der Parteilosigkeit Abbruch thun kann. Entweder werden sich nämlich die Verf. um des Friedens willen zu Concessionen bequemen müssen, oder sie werden in eine Polemik verfallen, aus der für die Wissenschaft kein großer Gewinn entsprießen kann. Sehr erfreulich ist die immer größere Verbreitung, welche die deutsche Philosophie in Frankreich findet. Dieselbe wird sich noch steigern, wenn das ganze System Hegel's und dessen spätere Entwickelung den Franzosen erst zugänglicher gemacht sein wird. Hier ist ein schönes Feld für Ruge und dessen Freunde, die sich mit ihm nach Paris übergesiedelt haben. Von der lesbaren Übersetzung der Hegel'schen Ästhetik („Cours d'esthétique par Hegel") von Bernard ist der zweite Theil vor kurzem erschienen. Was aber vor Allem noth thut, ist eine einfache Darlegung der gesammten Hegel'schen Lehre, um so mehr, da diese Partie in dem mehrfach erwähnten Werke von Borchou de Penhoën über deutsche Philosophie gerade weniger genügend ausgefallen ist.

Über die Südseesprachen.

Einen wichtigen Beitrag zur Kunde der Südseeinseln, insbesondere in Bezug auf Linguistik, liefert ein soeben erschienenes Werk von J. Mallat über die Philippinen („Les îles Philippines"). An dasselbe reiht sich eine kurze französisch geschriebene Broschüre des berliner Gelehrten Buschmann an, welche die Südseesprache im Allgemeinen behandelt. Der Verf. derselben ist ein Schüler von W. von Humboldt, dem Begründer dieses Theiles der Linguistik, und verbreitet die Ideen seines Lehrers auf befriedigende Art. Das kleine Werk von Mallat, dessen wir soeben gedacht haben, kann indessen noch ein anderes Interesse in Anspruch nehmen; wir erhalten in demselben nämlich außer den linguistischen Bemerkungen vorzüglich noch wichtige Beiträge zur hydrographischen Kenntniß der erwähnten Inselgruppe. 2.

Bibliographie.

Des Aeschylos gefesselter Prometheus. Deutsch mit einer einleitenden Abhandlung über die Prometheus-Trilogie und einer Nachdichtung des gelösten Prometheus von *G. F. Schoemann*. Greifswald, Koch. Gr. 8. 25 Ngr.

Binz, R., Heldenmuth und Treue. Eine wahre Geschichte neuester Zeit. Saarbrücken. Kl. 8. 5 Ngr.

Bitzer, F., Die Realgemeinderechte, ihre Entstehung und Stellung in der Gegenwart, mit besonderer Beziehung auf Würtemberg beleuchtet. Stuttgart, Steinkopf. Gr. 8. 7½ Ngr.

Brinkmann, R., Über Schwurgerichte in Strafsachen und deren Einführung in Holstein und Schleswig. Kiel, Schwers. 1843. Gr. 8. 5 Ngr.

Buß, F. J., Vergleichendes Bundesstaatsrecht von Nordamerika, Teutschland und der Schweiz. 1ster Band: Das Bundesstaatsrecht der vereinigten Staaten Nordamerikas. Nach J. Story's Commentaries on the constitution of the united states. Karlsruhe, Macklot. Lex.-8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Duval, C., Die Klöster und Klosterruinen Deutschlands. 1ster Band. Nordhausen, Fürst. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die deutsche Eisenbahnsache, in besonderer Beziehung auf Kurhessen. Kassel, Krieger. Gr. 8. 7½ Ngr.

Feldbausch, F. S., Bemerkungen zu der dritten Satire des Horaz im ersten Buche. Rastatt, Knittel. 1843. 8. 5 Ngr.

Griesinger's, C. T., Sämmtliche belletristische Schriften. 1ster Band: Silhouetten aus Schwaben. Stuttgart, Griesinger. 1843. Kl. 8. 11¼ Ngr.

Grimm, W. v., Marquis von Custine und sein Werk: Rußland im Jahre 1839. Eine kritische Beleuchtung obgenannter Schrift. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Günther, C., Der Branntwein und die Mäßigkeits-Vereine. Nebst einem literarischen Anhange. Glogau, Flemming. Gr. 8. 2½ Ngr.

Huberich, C. A., Die Schriften der göttlichen Offenbarungen. Deren Ursprung, wesentlicher Inhalt und Einfluß auf den Bildungsgang der Menschheit. Mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte. — A. u. d. T.: Einleitung in die christliche Religionslehre. Stuttgart, Ebner und Seubert. Gr. 8. 1 Thlr.

Jones, P., Caroline Bauer. Drei Briefe an eine Dame. Dresden, Sillig. 16. 5 Ngr.

Kock, H. de, Der König der Studenten. Aus dem Französischen übersetzt von L. Fort. Leipzig, Literarisches Museum. Kl. 8. 1 Thlr.

Kock, P. de, Sanscravate oder die Commissionairs. Aus dem Französischen übersetzt von L. Fort. Vier Bände. Leipzig, Literarisches Museum. Kl. 8. 2 Thlr.

List, F., Das nationale System der politischen Ökonomie. 1ster Band: Der internationale Handel, die Handelspolitik und der deutsche Zollverein. Neue unveränderte Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Mundt, T., Lesebuch der deutschen Prosa. Musterstücke der prosaischen Literatur der Deutschen, nach der Folge der Schriftsteller und der Entwickelung der Sprache. Berlin, Simion. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Muttersegen, oder: Die neue Fanchon. Drama in fünf Aufzügen mit Gesang. Nach dem Französischen des la Grace de Dieu frei bearbeitet von F. Bartels. Nordhausen, Fürst. 8. 22½ Ngr.

Prechtler, O., Gedichte. Wien, Klang. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Purgold, F., Der deutsche Anwaltstag zu Mainz und Deutschlands Aussichten auf denselben zur Vorbereitung einer allgemeinen deutschen Gesetzgebung. Darmstadt, Jonghaus. 12. 7½ Ngr.

Scheitlin, P., Meine Apologie der Bibel. Eine Vorlesung. 2te umgearbeitete sehr vermehrte Auflage. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. Gr. 8. 15 Ngr.

Schütz, W. v., Die Epik der Neuzeit in Betrachtungen des Heldengedichts Luniſias. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 15 Ngr.

Offenes Sendschreiben an Se. Excellenz den königl. preuß. Justizminister Herrn Mühler, in Bezug auf dessen Ministerialrescript vom 6. Februar 1844, von einem sächsischen Anwalte. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 4 Ngr.

Tretzel, W., Evangelischer Rath wider römische Verführung. Ein Gespräch zwischen Christoph und Isaschar. Stuttgart, Steinkopf. Gr. 12. 5 Ngr.

Die Verhandlungen zwischen Hannover, Braunschweig und dem Zollvereine über Hannovers Anschluß. Köln, Du Mont-Schauberg. 4. 5 Ngr.

Was ist Eigenthum? Darin das einzige Mittel, die jetzigen Staatsgewalten vor den unsinnig communistischen Ideen zu retten, eine Erweiterung von der guten Sache der Seele. Wandsbeck 1843. Gr. 8. 15 Ngr.

Wessenberg, J. H. v., Die falsche Wissenschaft und ihr Verhältniß zu dem Leben. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 22½ Ngr.

Yakowlef, J., Rußland im Jahre 1839, wie es der Marquis von Custine träumte, oder Briefe über dieses Werk. Aus dem Französischen. Leipzig, Thomas. 8. 17½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 100. — 9. April 1844.

Notice historique sur Barère, député à l'Assemblée constituante, à la Convention nationale, et à la Chambre des représentants, par M. *Carnot*. Paris 1842.

Die französische Revolution ist zu betrachten als eine der allerheftigsten und also merkwürdigsten Entwickelungskrankheiten der europäischen Menschheit; als ein höchst lehrreicher Genesungsproceß zur Wiederherstellung der Freiheit, welche an und für sich nichts Anderes ist als der politische Normalzustand, oder die Gesundheit der Völker. Bei den leidenschaftlichen, reizbaren, ehrsüchtigen Franzosen, mußte wol dieser das ganze Lebenssystem ergreifende Proceß von den furchtbarsten, gewaltsamsten Symptomen begleitet sein. Deshalb muß jeder Beitrag zur innern Geschichte dieser Revolution, besonders wenn er, wie der vorliegende, so unmittelbar aus so lebendiger Quelle geschöpft worden ist, die dankbarste Anerkennung finden.

Es ist ein jammervolles Zeichen, wie schwer politisch krank die europäische Menschheit danieder lag und zum Theil noch liegt, daß man die französische Revolution meist immer nur wie eine gehässige Sklavenempörung betrachtet, nicht aber als Das, was sie wirklich war: als einen wahrhaft organischen Proceß gegen überhandnehmende innere Zerrüttung. Die französische Revolution ist wesentlich verschieden von den politischen Bewegungen anderer Völker, welche, nur auf Abstellung einzelner heimischer Misbräuche gerichtet, nur blos örtliche Reformen bezweckten. Der Aufstand des französischen Volks dagegen beruht ursprünglich auf einem geistigen Kampfe für die gesammten Rechte der Menschheit, und hatte somit gleich vom Anfange an eine viel höhere Bedeutung. Die Nationalversammlung begann mit der Erklärung: daß sie nicht blos für Frankreich, sondern für die Menschheit überhaupt arbeite; daß ganz Europa an ihren geistigen Siegen und Eroberungen Theil haben solle. Deshalb widerhallten ihre Reden und Gesetze so bezaubernd im Herzen aller europäischen Völker. Noch ein anderes Zeugniß tiefen politischen Verfalls ist es, daß man diplomatisch die Freiheit selbst theils für einen gewaltsamen, theils sogar von Haus aus für einen krankhaften Zustand hält und demgemäß berechtigt zu sein glaubt, das im innersten Leben der Völker sich unwillkürlich immer heftiger entwickelnde Verlangen nach dem unverkümmerten Genuß der politischen Gesundheit an Haupt und Gliedern, nur als eine den gemeinsten Leidenschaften und Gelüsten entquollene Umwälzungssucht, ja sogar als eine epidemische Raserei zu betrachten, welche mit aller Macht, ja selbst auch mit den verruchtesten Mitteln bekämpft werden müsse!

Der wahre, sittliche, d. h. politische Begriff der Freiheit ist nicht nur in den Cabineten, sondern auch im Volke so vollständig verloren gegangen, daß man sich unter Freiheit nur eine mehr oder minder absolute oder beschränkte Regierungsform zu denken pflegt, sodaß z. B. Republik ohne weiteres für Freiheit gilt, wie Monarchie für Knechtschaft. Dabei schadet es nichts, daß die in Monarchien lebenden Freiheitschreier, wenn sie sich nothgedrungen in Republiken übersiedeln müssen, sich in diesen nur noch bitterer über Willkür zu beklagen haben; wenn sie nur von dort aus ihrem plebejischen, sogenannten republikanischen Lumpengrimme gegen alles Monarchische, als solches, auf die brutalste Weise Genüge leisten können. Daß die Freiheit eine Tugend ist, eine süße, heilige Gewohnheit des Bewußtseins im Staat und Volke, welche nur gedeiht auf dem sorgfältig bearbeiteten Boden der Gerechtigkeit, Selbstbeherrschung, Uneigennützigkeit, der aufopfernden Tapferkeit und Hingebung jedes Einzelnen ans Vaterland und dessen Gesetz*), daran zu denken, liegt ganz außer ihrem Wollen, Wissen und Wünschen.

Dies Geschlecht will aber auch keineswegs etwa die Freiheit, d. h. denjenigen Zustand von Volk und Staat, welcher nur bei einer gleichsam zur andern Natur gewordenen Tugendlichkeit Aller, sowol im Familien- als Volksleben, stattfinden kann; sondern es schreit nur nach seiner Republik, d. h. nach demjenigen Zustande, wo Jeder auf seine eigene Faust so verrucht sein kann wie er will; wo Parteikampf, Verschwörung, Wagniß auf Alles oder Nichts, wo räuberkühne Persönlichkeit und gewissenloses Talent zu Lug und Trug ein erwünschtes Blachfeld finden. Da schreit dann: „Vive la république!" nicht blos der wüste, zu jedem Skandal

*) „La vertu est l'inébranlable fondement des républiques", sagt Montesquieu.

gern bereite pariser Straßiast, sondern auch barock und toll genug, in deutschem Liede jener junge deutsche Poet, der, wie ein wahrer Helot, keinen andern „Heiland der Freiheit“ kennt als — „das Eisen“; der nur nach einem „Trauerspiele der Freiheit“ lechzt, und dem in seinem Freiheitstaumel so kannibalisch wohl ist, daß er beim Anblick der in der Abendsonne glühenden Alpen aufjauchzt: als gehe dort, der Republik zur Ehr' und Lust, ein Königshaus in Flammen auf!*) Wenn dagegen der entflammte Barde der Freiheit den Gesang anstimmt wider anschleichendes Verderbniß, dann tobt er nicht bacchantisch daher in blindem Rasen; er lehrt nicht jauchzend Mord, nicht lüstern Brand, nicht tückisch Empörung; er umwindet das Schwert mit geheiligtem Laub und schart begeisternd die Brüder zur unüberwindlichem Schutzwehr für des Volks und Vaterlands Ruhm, Recht, Gesetz und Majestät. Er begeistert weder zu einem Lustspiel noch zu einem Trauerspiel, sondern zu einem Gottesdienst der Freiheit!

Das Volk war nie und nirgend der Quell der Revolutionen; aber freilich verschuldet es meist den Fanatismus derselben. Dagegen sind es die machtgierigen Lenker des Volks, die üppigen Höfe der Herrscher, die unwissentlich den überall vorhandenen Revolutionssamen nicht nur zum Keimen bringen, sondern ihm auch zu seinem Gedeihen den Boden geflissentlich auflockern, in ihres Übermuths Verblendung.

Dessen nun gibt auch die vorliegende Schrift vielfaches Zeugniß. Der Verf. derselben, Hr. Hippolyte Carnot, Mitglied der Kammer der Deputirten — der jüngere, jetzt nur allein noch übrige Sohn des berühmten Generals dieses Namens —, hat das Glück gehabt, von zweien der bedeutendsten Männer der französischen Revolution, von Grégoire und Barère, zum Erben ihres gesammten schriftlichen Nachlasses eingesetzt zu werden. Wie vortrefflich und mit welcher Pietät er diese Schätze zu benutzen weiß, hat er bereits schon früher bewiesen, durch Herausgabe der „Mémoires de Grégoire“ (2 Bde., Paris 1837), welchen er eine sehr geistreiche „Notice biographique et critique“ vorgesetzt hat, worin er mit besonderer Vorliebe darthut: wie sittlich rein Zweck und Ursprung der französischen Revolution gewesen und wie die aufs ärgste verschrieenen Helden derselben als wahrhaft hochachtbare, im vollsten Sinne tugendliche Männer gelebt, gedacht und gehandelt haben.

Jenem trefflich ausgeführten, lebhaft vergegenwärtigenden Bilde des ehrwürdigen Bischofs von Blois läßt der Verf. hier das nicht weniger treue Bildniß des fast noch ärger verschrieenen Barère folgen. Diese Arbeit war für ihn persönlich schwieriger; er hatte hier besonders zwei Klippen zu fürchten: Barère, in der Revolution oft schwankend und ohne Charakterstärke, stand in diesem und andern Bezuge im geraden Gegensatze mit Carnot, dem Vater des Verfassers. Es war nicht leicht, die vielfachen ihm eingeflößten Vorurtheile vollständig zu beseitigen; dann auch sah er Barère von den abscheulichsten Nachreden verfolgt, deren gehässige Farben ihm beim nähern Betrachten freilich in nichts verschwanden; darüber empört, konnte er sich kaum genug hüten, statt einer historischen Darstellung nicht eine Apologie zu liefern. Da es ihm aber nur um die Wahrheit zu thun war, hat er jene Klippen glücklich umschifft. Der Leser wird das Bild nicht ohne bedeutende Schatten finden. Des Verf. Hauptzweck aber ist ihm auch hier trefflich gelungen: er hat alle die Ansichten und Irrthümer wacker niedergekämpft, nach welchen man es gewohnt ist, die Männer der Revolution so in Pausch und Bogen insgesammt herabzuwürdigen.

Bertrand Barère — sein Vater, war Jurist, die Mutter aus dem edeln Geschlecht der Raïs — ward geboren am 10. Sept. 1755 zu Tarbes, einem Städtchen am Fuß der Pyrenäen. Der Vater besaß in Vieuzac, in dem reizenden Thale von Argelès, ein kleines Lehen, dessen Einkünfte meist in Feudalgefällen bestanden, und nannte sich nach dieser Besitzung Barère de Vieuzac. In seinem funfzehnten Jahre begann er das Studium der Rechte zu Toulouse, wo eben damals die Kammer der Parlamentsadvocaten durch ausgezeichnete Talente vor allen berühmt war. Nachdem er Advocat geworden, kam er bald in großen Ruf durch die Rettung einer armen, des Kindmords angeklagten und bereits vom Sénéchal zum Tode verurtheilten Tagelöhnerin. Auch als Schriftsteller erwarb er sich früh einen geachteten Namen, durch seine Eloges auf Ludwig XII., auf dessen Minister, den Cardinal d'Amboise, auf den Kanzler Siguier, auf Montesquieu, J. J. Rousseau u. A. Einige dieser Arbeiten wurden gekrönt und erwarben ihm die Mitgliedschaft der vorzüglichsten Akademien des südlichen Frankreich. Endlich ward er auch als Redner berühmt, durch die wirksame Vertheidigung eines jungen Mädchens, welches ein Malteserritter entehrt, entführt und heimlich geehlicht hatte, dann aber nach einigen Jahren verstoßen wollte, unter dem Vorwande zu großer Standesverschiedenheit. Barère begnügte sich indeß nicht damit, einen so edelmüthigen Gebrauch von seinem Talent zu machen, sondern benutzte den dadurch erhaltenen Einfluß auf seine Collegen zur Bildung einer Conférence de charité, welche die unentgeltliche Vertheidigung mittelloser Angeklagter zum Zweck hatte. Im J. 1788 ward er Mitglied der Akademie der jeux floraux; seine Antrittsrede machte durch viele neue philosophische Ansichten großes Aufsehen und veranlaßte den alten Präsidenten der Akademie zu dem Ausruf: „Dieser junge Advocat bringt es gewiß weit. Nur hat er leider bereits schon zu viel von der unlautern Milch der neuen Philosophie getrunken. Glaubt mir's, dieser Advocat ist ein gefährlicher Mensch!“

Um diese Zeit versetzte ihn ein Familienproceß nach Paris; als er dahin abging, sagte ihm sein Vater prophetisch: „Du betrittst einen Boden, der über kurz oder

*) „Lieder eines Lebendigen.“ Man findet darin aber auch sehr schöne Lieder und Weisen. Je mehr man sich indeß dem jugendlichen Dichter von so herrlichen Gaben zugewandt fühlt, desto trübseliger ist es, diesen Genius so von republikanischen Rüden gehetzt zu sehen.

lang höchst gefährlich sein wird; der Bogen ist zu stark gespannt, er muß brechen!" Anfangs nahmen Kunst und Wissenschaft, die Gerichtshöfe und Theater seine Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch; bald aber fühlte er sich empört beim Anschauen des verschwenderischen Aufwandes der Großen, neben so großem öffentlichen Elende. Er sah die Maschine zu Marly und verglich deren durchdringendes Gestöhn mit dem Seufzen des unglücklichen Volks, das für seine Dränger arbeitet und duldet. Da bringen ihm die Parlamentsstreitigkeiten, deren ganzen Verlauf er genau kennt, neuen Stoff zum ernsten Nachdenken; er erlebt den Sturz Brienne's, die zweite Versammlung der Notabeln, endlich die Einberufung der Reichsstände; und eben jetzt ruft ihn die Nachricht von seines Vaters Tode nach der Heimat; er kehrt dahin zurück, ohne auch nur entfernt zu ahnen, daß er selbst noch eine so bedeutende Rolle im Geschick seines Vaterlandes spielen solle. Als er im März 1789 in der Vaterstadt angekommen war, begannen dort eben die Wahlen; er ward zum Wähler und bald darauf zum ersten Deputirten seiner Provinz (Bigorre) ernannt. Als solcher ging er nun nach Paris zurück, sodaß er am 5. Mai der Eröffnung der Reichsstände zu Versailles beiwohnen konnte. Da er wegen des vom Vater ererbten Lehns und wegen der vielfachen damit verbundenen Feudalvorrechte zu den privilegirten Ständen gehörte, überdem auch als Advocat eines bedeutenden Rufs genoß, so sah er sich von der bevorzugten Partei, die sich seiner Talente wacker zu bedienen dachte, nicht wenig umschmeichelt. Dessenungeachtet trat er sofort auf die Seite der Gegenpartei. Frau von Genlis sagt von ihm in dieser Zeit:

Er war jung, von sehr gutem Ruf, und hatte bei vielem Geist ein angenehmes Äußere, verbunden mit einer ebenso edeln als einnehmenden und angemessenen Haltung. Nie habe ich einen Menschen so unmittelbar aus der Provinz in der Hauptstadt ankommen gesehen, mit einem so feinen Ton und Benehmen, wie man sonst nur in der großen Welt und am Hofe zu finden pflegt. Ich fand ihn nicht eben sehr unterrichtet, aber seine Unterhaltung war immer liebenswürdig, immer fesselnd; er verrieth viel Gefühl und einen sehr ausgebildeten Sinn für Kunst, Talent und Landleben. Diese sanften Neigungen, vereint mit seinen sehr geistreichen, frappanten Ansichten, gaben seinem Charakter und seiner Persönlichkeit etwas überaus anziehend Eigenthümliches.

Barère schloß sich alsbald an Bailly und Mirabeau an, die ihn beide mit Wohlwollen aufnahmen und ihn zum Reden anfeuerten. Nachdem die Reichsstände sich zur Nationalversammlung erhoben hatten, begann er sofort eine Zeitschrift: „Point du jour", in welcher er Alles, was in den Sitzungen verhandelt worden, in dramatischer Form zur Kenntniß des Volks brachte, und dasselbe, indem er es über die große Angelegenheit aufklärte, mächtig dafür begeisterte.

Im September 1792 ward Barère von seinem Departement zum Mitgliede des Nationalconvents gewählt, als er eben, um sich zu erholen, einige Monate lang in seiner Heimat war; erst am Abend vor der Erstürmung der Bastille (10. August) nach Paris zurückgekommen, blieb er, bis zur Eröffnung der Conventssitzungen, an allen politischen Ereignissen ohne persönlichen Antheil.

Als in der ersten Conventssitzung (21. September) auf Grégoire's Antrag, das Königthum abgeschafft und sofort die Republik mit unendlichem Enthusiasmus eingesetzt wurde, schien es Barère tadelnswerth, daß man ein so bedeutendes Werk nicht vorher einer förmlichen Berathschlagung unterworfen habe, damit eine so mächtige Umwälzung durch Nationalzustimmung hätte können feierlich bestätigt werden; ein gültig Zeugniß davon, wie fern diesem Manne alle Neigung zum „Revolutionniren" lag, dergleichen man diesem Geschlecht ohne weiteres anzudichten so sehr gewohnt ist.

Er war allerdings seit jenem denkwürdigen Tage ganz entschieden für die Republik, aber nur deshalb, weil dem eben gestürzten, unheilvollen Königthum gegenüber die Republik sich allgemein als die der Freiheit angemessenste Form aufdrang. Wie er später darüber dachte, sehen wir aus den S. 55 fg. vom Verf. mitgetheilten Auszügen aus Barère's handschriftlich hinterlassenen Mémoiren:

Für die Franzosen paßt die Republik ebenso wenig wie die englische Verfassung für die Türken. Um eine Republik zu Stande zu bringen, dazu gehören vor Allem Republikaner, d. h. Menschen, welche ein Vaterland haben, welche uneigennützig, redlich, sittlich, und wohlunterrichtet sind. Aus alten, unbeschränkt-monarchischen Unterthanen aber sofort eine Republik machen wollen, mittels ränkesüchtiger Emporkömmlinge, das ist eine unsinnige Idee. Die Franzosen können nimmer aus dem glänzenden, aber engen Zauberkreise heraus, welchen das Königthum um sie herumgezogen hat. Wie sollten sie sich erheben können über die monarchische Form und über die Ungleichheit der Personen und Verhältnisse! An den Ufern des Tiberstroms dauerte die Republik sieben Jahrhunderte hindurch; dagegen bestand sie nur sieben Jahre lang am Ufer der Seine. Den ernsten Römern, die ein Vaterland liebten, entsprach die Republik; schwerlich kann sie den leichtsinnigen, weltbürgerlichen Franzosen entsprechen. In Rom herrschte die Sitte politischen Bürgerthums, während man in Paris nur Verweichlichungssitten kennt. Dort war das Capitol der Tempel des Mars und Jupiter; hier ist der Börsenpalast der Tempel des Glücks und der Macht. Die Römer liebten die Freiheit wie ihre zweite Natur; sie hatten die Gewohnheiten und Grundsätze derselben; der Franzosen Lebensweise aber und ihre traditionellen Regierungsansichten sind der Freiheit und der Energie republikanischer Formen geradezu entgegengesetzt.

Die Republik ist die Herrschaft der gesunden Vernunft, der Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person, des geregelten Staatshaushalts, und somit dem Zwecke der Menschheit entsprechend; gewiß also werden dereinst die Wünsche aller hochsinnigen Menschen erfüllt. Der unwiderstehlichste, nie zu beseitigende Revolutionnair ist die Zeit; sie hat es übernommen, nunmehr den Völkern und Staaten Bürgertugend und Freiheit in jugendlicher Frische wieder zuzuführen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Heinrich Möwes' sämmtliche Schriften. Zwei Theile. Magdeburg, Heinrichshofen. 1843. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wenn diese zwei Theile nur deshalb das Licht der Presse erblickt haben, um eine Beisteuer für die Witwe des Verstorbenen zu sein, so verschont die Kritik sie gern, und ein ande-

rer. Grund für die Veröffentlichung dieser „sämmtlichen Schriften“ läßt sich kaum finden. Wie unfähig ein unklarer Pietist ist, einen guten Roman zu schreiben, zeigte Hr. Möwes in seinem „Pfarrer von Andouse“. Die trüben Reflexe einer schwankenden, subjectiven Weltansicht, die Meinungen eines schwachen Verstandes müssen sich hier den Kämpfen und Bewegungen einer Zeit ausdrücken lassen, die im Tiefsten erschüttert und thätig war; darüber verschwimmt alle Charakteristik, alle Wahrheit der Darstellung geht in grauen Nebeldunst und leeren Wortschwall auf. Licht und Schatten, Leben und Lust, freudiger Kampf, freudiger Sieg nirgend, überall ein wüstes Chaos. Will man sich eine heitere Stunde machen, so lese man die Partien, wo Hr. Möwes Ludwig XIV. auftreten läßt; etwas Falscheres, etwas Ungeschichtlicheres kann es kaum geben. Der „Pfarrer von Andouse“ ist die unglücklichste, die trostloseste Nachahmung von Tieck's genialem Roman „Der Aufruhr in den Cevennen“. Die Menschen sind nicht da, um zu leben, sondern um dem „Wort“ als Marionetten zu dienen, welches allenthalben an ihnen herumzupft und jede schöne menschliche Regung zu schanden macht. Hr. Möwes hat vergessen, daß der Roman etwas mehr ist als eine dialogisirte Predigt. Kaum ein besseres Urtheil läßt sich über den zweiten Band fällen. Es ist nicht die Schuld des Hrn. Möwes, daß diese Predigten, diese Lieder veröffentlicht wurden; ein zu eifriger Freund hat sie auf dem Gewissen. In den Predigten ein zerfließender, weinerlicher Pietismus, in den Liedern eine gleiche Kraftlosigkeit. Es wird Einem angst und bange, wenn man sich bei der Lecture solcher Bücher in eine so beschränkte, trübe und unfreie Lebensansicht hineinversetzen muß, und man ist froh, daß die Sonne noch scheint und nicht alle Predigten und Lieder pietistischer Priester veröffentlicht werden. 104.

Englisches Urtheil über Herwegh's Gedichte.

Wir haben neulich aus dem Aufsatze „The living political poets of Germany“ die Äußerungen des englischen Reviewer über Hoffmann's „Unpolitische Lieder“ *) mitgetheilt. Hier die Meinung desselben über Herwegh's Gedichte:

„Der letzte und bedeutendste dieser Dichter, den wir für jetzt zu nennen haben, ist Herwegh. Sein Band Gedichte bezeichnet eine neue Epoche für den Fortschritt der politischen Gesinnung in Deutschland. Vielleicht steht er in poetischer Hinsicht dem Grafen Auersperg und Dingelstedt nicht gleich, aber er übertrifft Beide an Kühnheit und Feuer. Er hält sich nicht mit Liebeständeleien und Mondscheinphantasien auf, bleibt nicht bei jeder geringfügigen Zeitthorheit stehen, um sie zu bewitzeln und zu verspotten, sondern mit flammendem Muthe stürmt er auf das nationale Grundübel ein, auf die Dummheit zahmer Duldsamkeit. Er ist ein Geist voll Feuereifer und spricht frei heraus. Er verwirft alles Abwarten und Aufschieben. Genug, das Volk leidet, und es sollte frei sein; die Fürsten sind ihren Versprechungen ungetreu, und man sollte es sie fühlen lassen. Auf die Gemeinplätze der Graubärte: «Du bist jung, du sollst nicht sprechen» u. s. w., antwortet er mit Jünglingsweisheit, daß es ja doch der Jugend aufbehalten sei, die Zukunft zu bauen; «wer soll eure Töchter lieben? wer soll eure Häuser schützen?» u. s. w. Dieser stürmende Ruf, der tausendstimmigen Widerhall in allen Ecken Deutschlands geweckt hat, kündigt, wie gesagt, eine neue Epoche an, verräth, daß der Sauerteig einen sehr beträchtlichen Theil der Volksmasse durchsäuert hat. Die Jüngern wenigstens zeigen sich müde der ewig unerfüllten Verheißungen und des Wartens, das zu nichts führt. Die Lehren der ältern Schulen werden als falsch und trügerisch verworfen. Graf Auersperg rief **):

Shall the sword then be our weapon? No the word, the light, the will!
For the joyful, peaceful conqueror is the proudest conqueror still;

und jeder nachfolgende politische Sänger ließ den Ruf widerhallen: «Das Wort ist allmächtig!» Aber dieser Ruf ist verstummt. Nicht mehr das Wort, sondern das Schwert, heißt es nun. Das Wort hat getrogen, das Schwert muß der „Freiheit eine Gasse“ hauen. Mit diesem Kriegsgeschrei stürmt Herwegh ins Feld:

Wer seine Hände falten kann,
Bet' um ein gutes Schwert rc. *)

Der wahre Glaube ist, ihm zufolge, nicht länger Liebe und Geduld, sondern Haß. Im Hassen ist das Heil.

Forth, forth! out over hill and dale
The morning dawn to meet etc. **)

Und das entsprechende Gebet ist: «Rush forth, o God, with tempest-scattering breath etc.» («Brause, Gott, mit Sturmesodem rc.») Und es ergeht der Aufruf:

Tear the crosses from their station!
Make them swords for our salvation!
God in heaven forgives the zeal.
Leave, oh, leave this idle rhyming,
On the anvil loudly chiming,
Strike redemption from the steel!

Doch genug dieses Blutgeschreis, dieser kriegerischen Trompetenstöße! Mit Freuden sehen wir Völker der Hoffnung auf das Schwert entsagen und der sittlichen Macht der Wahrheit und der fortschreitenden geistigen Entwickelung vertrauen. Jedoch — — ***) Die deutsche Jugend sieht das Alles.... Sie hat die Hoffnung auf freiwillige Zugeständnisse von Seiten der Herrscher im Sinne der von ihr gewünschten Freiheit verloren; sie hofft ebenso wenig von der großen Masse der von Jenen Abhängigen, d. h. die Hälfte der Nation, die in einen Circeischen Schlaf officiellen Wohlseins eingewiegt ist .... sie hofft auf irgend einen Funken von Kriegsfeuer, der in irgend einem Winkel — gleichviel wo — eines Tages zünde und einen allgemeinen Brand errege, aus dem die nationale Freiheit endlich gerettet werden möchte. Inwieweit solche Hoffnung sich verwirklichen werde, überlassen wir der Zeit zu entscheiden. Inzwischen beharren einerseits die Regierungen fest auf dem Systeme, welches wir geschildert haben, und auf der andern Seite beweisen die fünf Auflagen von Herwegh's Gedichten, die in weniger als zwei Jahren verkauft worden sind, daß der Geist der Volksfreiheit rasche Fortschritte macht u. s. w.“ 78.

*) Vgl. Nr. 83 d. Bl. D. Red.

**) Ich gebe als Probe die englische Übersetzung der Verse.

*) Hier hat der Engländer den deutschen Text misverstanden. Er übersetzt: O, all whose hands a hilt can span etc. Wer ein Heft eines Schwertes umspannen kann, der bitte u. s. w.

**) Das „Lied vom Hasse“ hat der Reviewer ganz übersetzt, aber schwach.

***) Es folgen hier Vorwürfe gegen die deutschen Regierungen, die wir nicht ohne Übertretung der deutschen Preßverordnungen wiedergeben könnten.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 101. —— 10. April 1844.

Notice historique sur Barère etc. par M. *Carnot.*

(Fortsetzung aus Nr. 100.)

Barère's größere Bedeutsamkeit im Nationalconvent begann mit dem Processe Ludwig's XVI., welcher unter seinem Präsidium geführt wurde; ihm verdankt man das Bemühen, die ebenso zarte als schwierige Aufgabe zu lösen: in dieser entsetzlichen Angelegenheit den rechten Ton zu treffen. Als endlich über die peinliche Frage abgestimmt wurde, gab Barère seine Stimme also ab, wie wir sie hier im Original mittheilen, weil sie auch in der treuesten Übersetzung zu viel von ihrem charakteristischen Gepräge verlieren würde:

Si les moeurs des Français étaient assez douces, et l'éducation publique assez perfectionnée, pour recevoir de grandes institutions sociales et des lois humaines, je voterais dans cette circonstance unique pour l'abolition de la peine de mort, et je porterais ici une opinion moins barbare. Mais nous sommes encore loin de cet état de moralité; je suis obligé d'examiner avec une justice sévère la question qui m'est proposée. La réclusion jusqu'à la paix ne me présente aucun avantage solide: un roi détrôné par une nation me parait un mauvais moyen diplomatique. Le bannissement me semble un appel aux puissances étrangères, et un motif d'intérêt de plus en faveur du banni. J'ai vu que la peine de mort était prononcée par toutes les lois, et je dois sacrifier ma répugnance naturelle pour leur obéir. Au tribunal du droit naturel, celui qui fait couler injustement le sang humain doit périr; au tribunal de notre droit positif, le code pénal frappe de mort le conspirateur contre sa patrie et celui qui a attenté à la sûreté intérieure et extérieure de l'état; au tribunal de la justice des nations, je trouve la loi suprême du salut public. Cette loi me dit, qu'entre les tyrans et les peuples il n'y a que des combats à mort. Elle me dit aussi que la punition de Louis, qui sera la leçon des rois, sera encore la terrible leçon des factieux, des anarchistes, des prétendants à la dictature, ou à tout autre pouvoir semblable à la royauté. Il faut que les loix soient sourdes et inexorables pour tous les scélérats et ambitieux modernes. L'arbre de la liberté, a dit un auteur ancien, croit lorsqu'il est arrosé du sang de toute espèce de tyrans.

La loi dit la mort, et je ne suis ici que son organe.

Nach denselben Grundsätzen war er einer der Ersten, der in der Nationalversammlung die heillose Übermacht Robespierre's, Danton's, Hébert's, Carrier's, Marat's u. A. zu bekämpfen wagte. „Gesetze", rief er, „thun uns noth, nicht aber Blutgerüste!" Er bestritt aufs heftigste die Einführung des Revolutionsgerichts und die Gesetzvorschläge wegen der Verdächtigen und Adeligen, sowie alle diejenigen, welche den Angeklagten alle schützenden Formen entziehen sollten. Nie hat er eine Gelegenheit unbenutzt gelassen, dergleichen Unglückliche vor der Strenge jenes grausamen Verfahrens zu retten. Tausende derselben verdankten ihm Freiheit und Leben; besonders nahm er sich der Gelehrten, der Künstler und Schriftsteller an.

So glänzende Zeugnisse großen persönlichen Muthes werden indeß dadurch nicht wenig in Schatten gestellt, daß Barère, der moralischen Kraft entbehrend, so leicht hin und herschwankte. Man hat ihn oft einen Komödianten genannt; „artiste" würde das richtigere Wort sein. Ein solcher war er oft im Ausdruck und selbst im Übertreiben seiner Empfindung; das war ihm aber so natürlich, daß sein Selbstgespräch kaum von seinem öffentlichen Vortrage verschieden war; freilich kein Beweis, daß seiner Rolle Wahrheit zum Grunde lag; dennoch aber ist gewiß, daß Barère, vom Erfolg ebenso sehr gehoben, als entmuthigt und niedergebeugt vom Misgeschick, allem Wechsel und Widerspruch unterworfen war, wie jene Zufälligkeiten es mit sich zu bringen pflegen.

Als im Frühjahre 1793 die junge Republik nach innen und außen aufs höchste bedrängt ward, sah sie sich genöthigt, alle ihre Macht in den Händen einiger Weniger zu vereinigen, welche sich allen Arbeiten und Gefahren einer Dictatur unterziehen sollten. Man hatte in so höchst bedenklicher Lage nur Einen Gedanken, den der öffentlichen Wohlfahrt; deshalb erhielt der Verein der Männer, denen man das Schicksal des Landes anvertraute, den Namen des Comité de salut public; es ward am 5. April eingesetzt, im Juli desselben Jahres neu organisirt und war seitdem in seiner Glanzperiode bis zum October 1794, von wo ab es, durch die unerhörtesten Frevel und Grausamkeiten, durch die unsinnigsten, verderblichsten politischen und finanziellen Schritte seiner dermaligen Mitglieder, in schlimmsten Verruf kam und den an sich so schönen Namen selbst zum Gegenstande des allgemeinen Abscheus machte. Man hat also den Wohlfahrtsausschuß nach jenen drei verschiedenen Perioden wohl zu unterscheiden: den der zweiten Periode, vom Juli 1793 bis zum October 1794, pflegte

man „le grand comité“ zu nennen. Barère war nur während der ersten Periode Mitglied des Wohlfahrtsausschusses und bearbeitete mit Danton gemeinschaftlich die auswärtigen Angelegenheiten; außerdem waren ihm anvertraut die Leitung des öffentlichen Unterrichts, die Verwaltung der Armenanstalten, der Theater und der Kunstdenkmale. Großen Eindruck machte unter Anderm sein Vortrag „über die Mittel zur Abstellung der Landbettelei“, in welchem er die Gefahr und Macht überhandnehmender Verarmung in ihrer ganzen Größe zur Anschauung brachte. Nur zu wahr ist die von ihm ausgesprochene Warnung: „Les malheureux sont les puissances de la terre; ils ont le droit de parler en maîtres aux gouvernements qui les négligent!“ Überhaupt ward die seltene Gewandtheit des Geistes sowie die unermüdliche Thätigkeit Barère's vom Wohlfahrtsausschusse ganz nach Verdienst anerkannt. Robespierre sogar, der ihm sonst nichts weniger als geneigt war, sagte von ihm:

> Barère hat allerdings wol gefehlt und geirrt, aber er ist ein ehrenwerther Mensch, der mehr als viele Andere sein Vaterland liebt und ihm aus allen Kräften trefflich dient. Wo sich nur irgend eine Arbeit zeigt, ist er sogleich bereit, sich ihr zu unterziehen. Er weiß Alles, kennt Alles und hat zu Allem Geschick!

Die Macht dieses Comité war fast unbegrenzt, denn: „Le salut public ne s'écrit pas dans les lois; au jour du danger on sauve la patrie aussitôt qu'on le peut, et comme on le peut.“ Allerdings war diese Macht schrecklich, so schrecklich wie die Umstände, welche sie nothwendig machten; aber es war der Despotismus der Freiheit, welcher freilich eben auch seine Wuth, seinen Fanatismus, seine Verbrechen, Irrthümer und Schlachtopfer hat wie jeder andere Despotismus; aber es war doch wenigstens keine erbliche Geißel wie der Despotismus der Könige (S. 100).

Wenn die Mitglieder des Comité, nachdem jedes für sich seine Arbeit in seinem Geschäftszimmer vollendet hatte, Abends zusammenkamen, um noch die allgemeinen Angelegenheiten zu berathen, so waren sie meist von des Tages Mühsal so abgespannt, daß es ihnen schwer ward, bis tief in die Nacht hinein den Vorträgen zu folgen und die Hauptpunkte klar im Auge zu behalten. Hier nun machte sich Barère's großes Talent vorzüglich geltend: in einer kurzen deutlichen Übersicht der Sache setzte er den Punkt, auf den es ankam, ins hellste Licht, sodaß sich nunmehr die Entscheidung gleichsam von selbst ergab. Die natürliche Folge davon war, daß ihm vorzugsweise die Berichterstattung im Nationalconvent anheimfiel. Je vortrefflicher er dies aber verrichtete, desto weniger konnte er dem Haß und der Verleumdung entgehen, da er gar viele Ansichten öffentlich vertreten mußte, die keineswegs die seinigen waren, ja, die er vielleicht im Comité selbst heftig bestritten hatte. Diese seine Thätigkeit war allerdings sehr glänzend, aber um desto peinlicher: er mußte sich nicht allein in Alles mischen, sondern auch Alles öffentlich im günstigsten Lichte darstellen, was dann Veranlassung gab, daß so manches Gehässige, ja Verderbliche ihm aufgebürdet wurde, an dem er selbst doch nicht den geringsten Antheil hatte.

Am wirksamsten waren seine Vorträge von den kriegerischen Erfolgen und Unternehmungen.

> Ich möchte wol — sagt Barère — den kleinen, grün tapezirten Sitzungssaal des Wohlfahrtsausschusses gemalt haben. Neun Mitglieder saßen hier, emsig arbeitend bei Tag und Nacht, an einem Tisch mit grüner Decke, ohne einen Präsidenten. Oft, wenn mich der Schlaf auf Minuten überwältigt hatte, fand ich beim Erwachen ein Pack Papiere vor mir liegen, welches die Nachrichten von unsern Heeren enthielt. Sofort machte ich mich darüber her und zog daraus einen Bericht, welchen ich dann unmittelbar im Nationalconvente vortrug. Unsere Soldaten mit ihren wollenen Epaulettes schlugen die Feinde Frankreichs fast überall, und hatte sich Einer irgend besonders ausgezeichnet, so gab man ihm anstatt eines Ordens ein Blatt Papier, enthaltend ein Decret der Nationalversammlung: er habe sich wohl verdient gemacht ums Vaterland. (S. 104.)

Solch ein Blatt Papier war die höchste Belohnung für diese Republikaner. Zu jenen Berichten nun gaben ihm Carnot und dessen trefflicher Gehülfe, Prieur (de la Côte-d'Or), reichlichen Stoff. Was diese in der Stille ihres Cabinets ausführten, überließen sie gern dem beredten Collegen zur öffentlichen Verkündigung; der Nationalconvent sowol wie das dort versammelte Publicum waren es so gewohnt geworden, von Barère gute Kriegsnachrichten zu hören, daß dessen bloße Gegenwart im Conventsaale schon unendlichen Jubel erregte. Freudengeschrei empfing ihn, wenn er eintrat; die eben begonnene Verhandlung ward abgebrochen und Alles rief: „Barère à la tribune!“ Diese Berichte, später in den Kriegslagern laut vorgelesen, begeisterten dann auch die Truppen, und Manche stürzten sich auf den Feind mit dem bedeutungsvollen, siegesfreudigen Kriegsgeschrei: „Barère à la tribune!“ Schwerlich möchte sich in irgend einer andern Zeit und bei irgend einem andern Volke noch ein ähnliches Beispiel finden, wo die den Verhandlungen über Gesetzgebung und Politik bestimmte Rednerbühne solch einen mächtigen Einfluß auf die Kriegsheere ausgeübt hätte. Gewiß war es hier das erste Mal, daß die Vertreter eines Volks im Namen der Freiheit und Gleichheit ihre Stimme zu zahllosen Bataillonen erhoben, preisend und belohnend die großen Waffenthaten der verbrüderten Heere, der Sieger über so viele Könige. Der Wohlfahrtsausschuß war unstreitig die großartigste Einrichtung der Revolution; selbst Napoleon sagte von ihm: „Il n'y a eu en France, depuis la révolution de 1789, qu'un seul véritable et énergique gouvernement: c'est le Comité de salut public.“ Eine Geschichte desselben würde höchst anziehend und lehrreich sein; Niemand wäre dazu so vollkommen geeignet gewesen als Barère; um desto mehr ist es zu beklagen, daß sich unter seinen nachgelassenen Papieren nur Entwürfe zu einer solchen vorgefunden haben, von denen S. 88—103 Einiges mitgetheilt wird. Möchte Hr. Carnot die S. 88 gegebene Hoffnung erfüllen, selbst eine solche Geschichte zu schreiben; den Beruf dazu hat er vorzugsweise, nicht allein durch Talent und politischen

Charakter, sondern auch durch den reichen Schatz von urkundlichen Materialien, welcher ihm zu Gebote steht im Besitz des schriftlichen Nachlasses, nicht nur des unvergleichlichen Vaters, sondern auch Grégoire's und Barère's.

Aus des Letztern eben erwähntem handschriftlichen Entwurf einer Geschichte des Comité mag hier Folgendes eine Stelle finden, da es einen vielbestrittenen Umstand betrifft, welcher indeß von den wichtigsten Folgen gewesen ist:

Il s'agissait bien plus réellement encore en 1793 du démembrement de la France. Le congrès de Pillnitz et le traité de Pavie ne contenaient-ils pas le protocole du partage? J'ai eu sous les yeux, au mois de mars 1794, l'original du traité de partage stipulé à Pillnitz, revêtu de plusieurs signatures des rois coalisés; ainsi que la carte coloriée de la France partagée. Le XIXe siècle dira si les craintes du XVIIIe étaient bien fondées. (S. 101.)

So gewichtig nun auch das Wort ist: „J'ai eu sous les yeux", indem Ein Augenzeuge mehr gilt als hundert Ohrenzeugen, so wäre doch der bloße Gedanke einer Vertheilung Frankreichs eine gar zu kolossale Dummheit, als daß man ihn für glaubhaft und möglich halten dürfte, wenngleich der Gedanke einer Theilung Polens leider nicht blos glaubhaft und möglich war, sondern auch, zum noch immer unabsehlichen Unglück Europas, wirklich stattgefunden hat. Mag Barère einen Theilungstractat mit einer colorirten Theilungskarte von Frankreich wirklich gesehen haben, so waren diese vermeintlichen Documente doch wol nichts Anderes als eine tüchtige Mystification, theils um den „Despotismus der Freiheit" zu rechtfertigen, theils um den „Fanatismus der Freiheit" aufs höchste zu steigern. Barère beruft sich auf das 19. Jahrhundert: daß es die Glaubhaftigkeit an eine beabsichtigte Theilung Frankreichs bestätigen oder vernichten werde. Nun, er hat es noch selbst erlebt, wie die verbündeten europäischen Monarchen zweimal über Frankreich zu gebieten hatten und wie sie, weit entfernt von einem Gedanken an eine Vertheilung Frankreichs, vielmehr höchst säuberlich, schonend, ja galant mit Volk und Land verfuhren, auf daß der stolze gallische Kampfhahn ja nicht zu sehr am Kamme, Schnabel, Sporn und Schwanzgefieder verletzt, geschwächt und entstellt werde!

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Aus der Gegenwart. Von Emma Niendorf. Berlin, A. Duncker. 1844. 8. 1 Thlr.

Viel Interessantes bieten diese Erinnerungsblätter. „Sommertage mit Clemens Brentano" können dem geschiedenen Dichter als schönes Denkmal dienen; seine ihm tief inwohnende Poesie ist schön aufgefaßt, das Barocke, Wunderliche seines äußern Erscheinens gut gedeutet. Die Vergleichführung zwischen ihm und Justinus Kerner ist so schön und poetisch wahr, daß Ref. sie hier mitzutheilen für nöthig erachtet; sie wird mehr für das Büchlein „Aus der Gegenwart" sprechen als die lobendste Kritik.

„Diese zwei Männer — wie verschiedenartig und doch wie verwandt! Von Brentano sagte eine Frau geistreich: «Es ist der katholische Kerner». Er selbst nannte Justinus «ein Geistlichkeitssurrogat». Herz und Phantasie werden den Dichter oft zum Katholicismus ziehen. Auch als Naturforscher äußerte Kerner in seiner Theorie ein Hinneigen zum römischen Cultus. Daher gehört der vorbereitende Puppenzustand, das Mittelreich; der Exorcismus. Auch die Fürbitte. Können Gläubige, welcher Kirche sie auch immer angehören, Kraft und Segen des Gebets leugnen? Mit dem Papstthum wie mit dem Lutherthum mag Kerner Sympathien haben: bei ihm waltet das rein Christliche, aber doch in strengerer, nördlicher Färbung. Bei Brentano ist mehr Form, Schmuck; die Sinnenwelt herrscht vor. Bei Kerner blos die Welt des Gedankens, geistiges Schauen. Ihm genügt das Kreuz. Der Andere windet Dornen- und Blumenkränze darum. Es ist als wenn die Poesie zwei Kinder gehabt hätte, zwei Söhne — Orient und Norden. Zwei Lieblingskinder der Mutter, von der man nicht weiß, ob sie Schmerz oder Seligkeit heißt. Man durfte den beiden Geistesbrüdern nur in die Augen sehen: in Brentano's sammetbraunen sonnigen Sternen blühte etwas Hellenisches. Kerner's schwarzes Auge — Mondlicht — ist ein Meer von Geist, eine Unendlichkeit von Schmerz und Liebe. Ein Seherblick, nur auf Inneres gerichtet: der Norden so reich an Räthsel und Zauber, die Heimat vom treuen Magnet!"

„Dem Norden mit gesenkten Wimpern offenbart sich aber auch oft wundersam der Süden. Die Schönheit hatte zwei Träume auf Erden: Morgenland und Abendland. Eine weiße und eine rothe Rose, Einem Stamme entknospet. Nord und Orient — so ungleich und so verwandt! An diese Typen wollten mich Kerner und Brentano zuweilen gemahnen. Beide sind Naturlaute, sind Volkslieder, Kerner wäre die Nachtigall. Brentano war einst für die Lerche bestimmt. Ich möchte ihn mit Morgen- und Abendroth vergleichen; Kerner mit Mond- und Sternenlicht. Dieser ist ein gothischer Münster; Jener die Alhambra. Wenn Clemens dem schäumenden Gletscherstrome gleicht, der bald Granit und Eis wälzt, bald grüne Matten umschmeichelt: erinnert Justinus an einen träumenden See, von Alpenrosen umglüht, in dessen tiefem Saphirblau sich die Berghäupter spiegeln."

„In Kerner tritt das Weltbürgerliche hervor: er ist mittheilend wie die Sonne. Brentano schließt die Laden, zündet geweihte Kerzen an und betet einsam für die Leidenden. Jede Geistesfoderung findet bei Kerner ein Echo; alle Meinungen sind geduldet, denn er steht über ihnen, gehört nie einer Partei, sondern dem unendlichen allgemeinen Geistesleben. Brentano sperrt sich schroff ab von jeder fremden Richtung. Er reitet bis ans Kinn gepanzert, wie Sanct Georg mit Schild und Speer aus, den Lindwurm zu tödten. Der Andere wandelt im Schlafrocke durch den Urwald und zähmt die Ungeheuer mit dem magnetischen Blicke sanfter Güte."

„Statt daß, wie bei Manchen, Dichter und Mensch gesonderte Persönlichkeiten bilden, fließen sie bei Kerner völlig ineinander. Das macht weil er durch und durch Dichter ist. Und doch hat Justinus, wo er als Gelehrter auftritt, den Dichter ganz zu beseitigen gewußt. Beweis dafür die nackte historische Treue in seiner «Seherin von Prevorst». Brentano hat auch viele Jahre, und zwar ausschließend, mit der bezeichnenden Leidenschaftlichkeit, der Beobachtung eines außerordentlichen weiblichen Seelenlebens im erhöhten Zustande gewidmet. Clemens konnte bei seiner «Nonne von Dülmen» den Dichter nicht verleugnen. In Brentano herrscht die Phantasie vor. Ihr Flügelroß geht mit ihm durch. Fata Morgana gehört auch nur den südlichen Zonen. Es gibt in der Poesie eine glühende Region, die sich mit der Wahrheit nicht zu vertragen scheint in gewissem Sinne; eine Höhe, wo die Blumen Alles überwuchern; eine Vogelperspective, aus der man alles Maß der Gegenstände verliert. Clemens und Bettina leben in einer solchen ungebändigten Märchenherrlichkeit. Sie sind zuweilen poetisch besessen. Man darf das nicht mit der Lüge verwechseln und zuletzt behalten die Geschwister mit

ihrer Wahrheit doch auch Recht. In Kerner aber ist Alles Wahrheit. Sein Herz ist Gold. Er war nie aus dem Paradies getrieben. Er athmet Frieden."

„Wenn ich Kerner in seiner Kinderreine einem Brahmanen Indiens vergleichen möchte, so erinnert Brentano an einen Asceten am Ufer vom wunderreichen Nil. Alle Verlockungen, aller Zauber der Wüste kommen über ihn. Bei Kerner ist Alles Harmonie, ein in sich fertiges Ganze. Nichts trübt bei ihm unser Vertrauen, während wir bei Clemens nie volle Sicherheit fühlen. Eine wilde Vergangenheit ließ viel Reue und unklare Leidenschaft zurück. Mit finsterer Kälte konnte er sprechen: «Wenn man immer das Gemeinste annimmt, trifft man beinahe stets das Rechte. Alles Schlechte hat einen Bezug im Menschen.» Es gibt schauerliche Momente, wo sich auch uns dies als Erfahrung aufzwingen will. Wohin würde sie uns führen? Es ist doch nur ein Wahn, wie die schwarze Wolke, welche sich vor der Sonne ballt. Freilich streiten sich die guten, die bösen Elemente in der Brust — Licht und Schatten. Wir können nach der schwarzen, wie nach der weißen Kugel greifen. Jeder findet in sich und Andern, was er sucht. Leugnen ist Tödten. Glauben ist Erwecken. Darin gerade ist Kerner so groß, daß er auf das Ideal im Menschen baut. Wie ein Gärtner hegt und überwintert er es — und es gedeiht ihm auch: Treue wird nimmer zu Schanden."

„In Kerner wohnt auch tiefer Schmerz. Bei Brentano ists aber Verzweiflung. Beide Dichter sind voll originellen Humors; aber bei Bettina's Bruder mischt sich Bitterkeit ein."

2. Luther und die Seinen. Historischer Roman von Fr. Lubojatzky. Drei Theile. Grimma, Verlagscomptoir. 1844. 12. 4 Thlr. 15 Ngr.

Wem wird es nicht schwer fallen, sich Luther im Liebesverhältniß, als Romanheld, als inbrünstigen Verehrer der Katharina von Bora zu denken. Die Stirn, welche in edlem Zorn erglühte, das Herz, welches in heiligem Eifer schlug, nun vom holden Erröthen und liebenden Klopfen belebt zu wissen, scheint uns wunderbar; kam es uns doch immer vor, als habe Luther die Ehe mit der Nonne nur als einen zu dem Gebäude seines Werkes gehörigen Baustein betrachtet, als ein Mittel zum Zweck der Reformation, und als könne der eiserne Reformator, der halsstarrige, eigensinnige Mönch nicht Zeit und Gedanken gefunden haben zum Liebesverhältniß und zu den zarten bürgerlichen Gefühlen. Trotzdem daß nun dieser Roman uns Luther dann und wann als liebend und geliebt aufzwingt, wogegen sich ein gewisses Etwas in uns sträubt, so hat er doch viel Werth und Verdienst, indem er das rege Leben jener Zeit sammt allen den verschiedenen in alle Verhältnisse eingreifenden, sich feindlich gegenüberstehenden Motiven mit großer Umsicht und Geschick darstellt. Ein genaues Studium der Geschichte, treues Auffassen der Zeit, gute Abspiegelung der Zustände, und reiche Erfindungskraft in den Begebenheiten, dictirten einer gewandten Feder, welche oft mit Willen und großer Umsicht die Gewandtheit verleugnet, um sich der Sphäre ihrer Darstellung besser anzupassen. Die zahlreichen Nebenpersonen, welche abwechselnd der Hauptperson den Rang streitig machen, indem sie des Lesers Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, sind in greller Charakterzeichnung markirt, die Guten und Bösen dargestellt, wie jene Zeit sie hervorbrachte und erkannte. Nur Eins müssen wir an dem Roman rügen; dies ist eine sonderbare, sich oft wiederholende Manier, in der Erzählung zu springen, die Begebenheit in ihren Resultaten mitzutheilen und erst später den Verlauf der dazu führenden Umstände auseinander zu setzen. So beginnt der zweite Theil 20 Jahre später als der erste endigt, während der dritte Theil sich an das Ende des ersten anschließt, sodaß Ref. einen Augenblick an eine Irrung des Buchbinders glaubte; dieses Verfahren wiederholt sich indeß zu mehren Malen, wenn auch nicht in so störendem und hemmendem Grade.

3. Elisenhof. Ein Roman aus der großen Welt von Jeanne Marie. Breslau, Kern. 1844. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Man ist so gewohnt, in der neuesten Literatur die Verbrecher entschuldigt und als Helden oder Märtyrer dargestellt zu sehen, daß man kaum seinen Augen traut, wenn man einmal von wirklichen Schuften und schlechten Menschen liest, die das Böse um des Bösen willen thun, ohne alle Nebenabsichten. Solche findet man in der großen Welt, wie uns der Roman „Elisenhof" zeigt; die kokette Angelika, der Bösewicht Gröning verfälschen Briefe, spinnen Intriguen — und warum? das weiß man eigentlich nicht. Überhaupt geht keine Tendenz durch das Buch, keine Hauptidee bewegt die verschiedenen Gestalten, welche sich in buntem Gewirr durcheinander bewegen und manche Wahrheiten sagen, die man schon weiß und die im Sentenzenton den Leser sehr langweilen und von ihm überschlagen werden. Es ist in tiefster Ehrfurcht der Frau Prinzessin Wilhelm von Preußen, geborenen Prinzessin von Hessen-Homburg, gewidmet, und wird hoffentlich mehr Nachsicht bei der hohen Frau als bei dem Schreiber dieser Zeilen finden.

12.

Literarische Notiz.

Burns und Clarinda.

Schon Cunningham suchte zur Vervollständigung seiner Biographie des schottischen Dichters sich den Briefwechsel zu verschaffen, den Burns mit seiner Freundin Mrs. M'Lehose (Clarinda) unterhalten hatte. Erst jetzt ist dieser Briefwechsel durch einen Enkel Clarinda's an den Tag gekommen: „The correspondence of Burns and Clarinda", herausgegeben von Mr. W. C. M'Lehose (Edinburg 1843); denn Mrs. M'Lehose ist erst im Jahre 1841 gestorben. Clarinda hatte sich früh verheirathet, und aus Neigung, aber unglücklich; ihr Mann führte ein unordentliches Leben, starb in Westindien und hinterließ seiner Witwe kein Vermögen, aber eine zahlreiche Familie. Gegen das Ende des Jahres 1787, erzählt der Herausgeber des Briefwechsels, als Mr. M'Lehose noch lebte, wurde Burns mit dessen Gattin im Hause einer gemeinschaftlichen Freundin, Miß Nimmo, bekannt. Sie brachten den Abend miteinander zu. Beide Theile haben sich den Eindruck, den sie zuerst aufeinander gemacht, später mitgetheilt. Er schrieb an sie: „Von allen Geschöpfen Gottes, denen ich je genaht bin auf dem vielbetretenen Wege der Freundschaft, haben Sie auf mich den tiefsten, stärksten, dauerndsten Eindruck gemacht." Sie schrieb an ihn: „Miß Nimmo kann Ihnen sagen, wie lebhaft ich lange Zeit in sie drang, uns miteinander bekannt zu machen. Ich hatte ein Vorgefühl davon, daß wir von dem Umgang miteinander Freude haben würden." Burns war im Begriff, Edinburg zu verlassen, und bedauerte ernstlich, daß er nicht früher Gelegenheit gefunden, die Bekanntschaft der Dame zu machen. Eine Krankheit, die ihn betraf, verhinderte seine Abreise. Mrs. M'Lehose schrieb ihm Briefe, die sie phantastischerweise Clarinda unterzeichnete. Er antwortete ihr und unterzeichnete Sylvander. Nach seiner Genesung besuchte Burns die Freundin und sie lebten noch bis zu seiner Abreise einige Monate im angenehmsten Umgange. Nachher haben sie sich nur noch einmal wiedergesehen, im Jahre 1791. Geschrieben haben sie einander noch dann und wann, bis kurz vor des Dichters Tode. Mit einer Personalbeschreibung der Dame, wie Mr. M'Lehose sie in der Einleitung liefert, und mit Auszügen aus den Briefen (die nach Dem zu urtheilen, was das „Athenaeum" mittheilt, nicht von sonderlichem Interesse sind) wollen wir den Leser verschonen. Unser Gewährsmann im „Athenaeum" „will nicht zweifeln, daß die Liebe Clarinda's und Sylvander's geendet habe wie sie begonnen hatte, platonisch", findet aber gerathen, junge Damen vor einem so gefährlichen Beispiel zu warnen. „Es gab nur eine Minerva im Himmel", sagt er, „und auf Erden sind die Clarinden rar."

48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 102. —— 11. April 1844.

Notice historique sur Barère etc. par M. *Carnot*.

(Fortsetzung aus Nr. 101.)

Die großartigen, wahrhaft vaterländischen Bestrebungen des Wohlfahrtsausschusses wurden durch Robespierre's eigensüchtige, dictatorische Zwecke gestört; er verfolgte von den Clubs aus seine verderblichen Plane wider das Comité de salut public, von welchem er sich längst zurückgezogen hatte. Bekanntlich erlag Robespierre seinem eigenen Schreckenssystem schon im Juli 1794. Barère sagte von ihm im Jahre 1832:

C'était un homme désintéressé, républicain dans l'âme; son malheur vient d'avoir aspiré à la dictature. Il croyait que c'était le seul moyen de comprimer le débordement des mauvaises passions.

Nous savions aussi que nous, qui étions contraires à ses projets, il nous ferait guillotiner: nous le renversâmes. Depuis j'ai réfléchi sur cet homme; j'ai vu que son idée dominante était l'établissement du gouvernement républicain, qu'il poursuivait en effet des hommes dont l'opposition entravait les rouages de ce gouvernement. Plût au ciel qu'il se trouvait actuellement dans la Chambre des députés quelqu'un qui signalât ceux qui conspirent contre la liberté! nous étions alors sur un champ de bataille; nous n'avons pas compris cet homme. Il était nerveux, bilieux, il avait une contraction dans la bouche; il avait le tempérament des grands hommes, et la postérité lui accordera ce titre.

Als der Bildhauer David von einem Plane sprach, die Köpfe der gefeiertsten Helden der Revolution zu modelliren, sagte ihm Barère:

N'oubliez pas Robespierre! c'était un homme pur, intègre, un vrai républicain. Ce qui l'a perdu c'est sa vanité, son irascible susceptibilité et son injuste défiance envers ses collègues . . . Ce fut un grand malheur!

Ganz anders dachte ein anderer College von ihm, dessen Zeugniß nicht weniger gewichtig ist: Carnot hat nie sein strenges Urtheil über Robespierre geändert; er hielt ihn für einen sehr mittelmäßigen Menschen, dessen Streben nach der höchsten Macht ihm ebenso lächerlich als für das Vaterland gefährlich schien. So abweichend auch diese Beurtheilungen des Mannes sind, so darf sie doch die Geschichte nicht unbeachtet lassen; man sieht hieraus, wie unendlich schwer es für jeden Wahrheitliebenden sein muß, sich in der Geschichte der Revolution zurechtzufinden.

Damals, meint Barère, begann die unselige Reaction, welche weder das Directorium, noch das Consulat, noch das Kaiserthum, noch die zweimalige Rückkehr der alten Dynastie, ja selbst auch nicht die Julirevolution erschöpfen konnten, und welche von nicht geringern Greueln und blutigen Opfern begleitet worden ist als die Revolution selbst, ohne; wie diese, den Franzosen die Freiheit erobert zu haben.

In Folge jener Reaction gegen die bedeutendsten Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses ward, nebst Andern, auch Barère im Februar 1794 wiederholt in Anklagestand versetzt und zur Deportation verurtheilt. Einige Tage nach seiner Verhaftung boten ihm Freunde Geld an und Pässe zur Flucht, worüber er aber in heftigen Zorn gerieth.

Wie könnt ihr mir — rief er — einen so niederträchtigen Vorschlag machen! Das Leben ist einer solchen Feigheit nicht werth. Nein, ich werde mich im Nationalconvent rechtfertigen und die Freiheit vertheidigen oder untergehen mit ihr!

So ward er dann mit Billaud-Varennes und Collot d'Herbois festgenommen und in dem Staatsgefängniß im Schlosse der Insel Oléron eingekerkert. Von dort ward er durch die Gendarmerie zu Fuß nach dem Gefängniß in Saintes transportirt, wo der Criminalgerichtshof ihn richten sollte. Dann ward er dem Tribunal der untern Charente überwiesen und wiederholt zur Deportation verurtheilt. Er hatte nun acht Monate im Kerker geschmachtet, seine Gesundheit war zerrüttet, er hatte fast den Gebrauch seiner Augen verloren, und jede Hoffnung auf Recht und Gerechtigkeit war verschwunden. Nun erst willigte er ein in seiner Freunde Plan zur Flucht, welcher dann auch glücklich ausgeführt wurde. Nach langem gefahrvollen Umherirren schiffte er sich endlich mit zwei Matrosen auf einem Kahne ein und entkam nach Bordeaux, wo er fünf Jahre lang bei einem edelmüthigen, patriotischen Kaufherrn in sicherm Versteck blieb. Während seiner Verbannung schrieb er, außer andern, drei bedeutende Werke: 1) „Pensée du gouvernement républicain": eine kritische Analyse der Directorialverfassung. 2) „Montesquieu peint d'après ses ouvrages": Studien über den Verfasser des Buchs „Esprit des lois". 3) „La liberté des mers, ou le gouvernement anglais dévoilé" (3 Bde., 1797): die Summe aller seiner zahlreichen Vorträge im Nationalconvent; er erschien hier gleichsam

wieder als amtlicher Berichterstatter des Wohlfahrtsausschusses.

Man muß — sagt der Verf. — die großartigen, kühnen Ansichten, die hochsinnigen Gedanken bewundern, die so neu, so dreist schienen, als man sie neuerlich wieder vorbrachte. Wahrlich, je mehr man jene Periode studirt, desto mehr muß man sie anstaunen. (S. 137.)

Durch das letztere Buch hoffte Barère, sich der Directorialregierung, welche sich damals sehr lebhaft mit dem Plane eines Kriegs gegen England beschäftigte, empfohlen zu haben; aber statt dessen hatte er nur die Aufmerksamkeit seiner Gegner von neuem auf sich gezogen, welche nur um so heftiger seine Verbannung vollzogen wissen wollten. Er mußte Bordeaux verlassen und fand nun einen neuen, letzten Versteck in der Nähe von Paris selbst, im Landhause seiner Freundin, der Gräfin de Guibert, einer Dame, „dorée d'une âme vraiment céleste par ses vertus, par son amour pour la liberté et par son courage à secourir l'infortune" (S. 148). Hier, nur eine Lieue weit vom Palais Luxembourg entfernt, wo das Directorium residirte, vermuthete man ihn am allerwenigsten, bis er sich, nach dem Sturze des Directoriums durch Bonaparte (18. Brumaire 1799), Diesem anvertraute, welcher denn auch sofort seiner Verbannung ein Ende gemacht hat.

Mit dem 18. Brumaire begann einer der einflußreichsten Wendepunkte der Revolution, welche von nun an eine ganz verschiedene Richtung nahm, sowol in Rücksicht ihrer Erfolge als der Freiheit; der ganze volksthümliche Geist für die Revolution ward vollständig vernichtet. Die beabsichtigte politische Wiedergeburt sowol der Franzosen als der europäischen Völker ward dadurch unterbrochen, gelähmt durch soldatische Übermacht und ausgebeutet zum Vortheil eines kühnen Feldherrn. Der 18. Brumaire wirkte ermüdend, entmuthigend auf die Freunde der Freiheit in Frankreich und Europa: es war die Wirkung des Verfalls der Civilmacht durch die Militairmacht. Die Herrschaft der Gewalt begann, und das Schwert ist überall ein schlimmer Gesetzgeber (S. 181).

Barère vergaß in seiner Dankbarkeit für Bonaparte, welcher ihm seine Bürgerrechte wiedergegeben hatte, daß von diesem die Rechte des Vaterlandes schwer verletzt wurden. Er gab sich ihm ganz hin, auch hier durchaus verschieden von Carnot, welcher von nun an der unbeugsamste Gegner des herrschsüchtigen ersten Consuls ward. Bonaparte, der es nicht vergessen hatte, wie beliebt Barère bei den Soldaten war — deren Muth dieser einst so trefflich zu entflammen, deren Siege er so schön zu verherrlichen gewußt —, bediente sich seiner überaus schlau: er machte ihn zu seinem geheimen Kriegs- und Siegsherold, ohne ihm jedoch ein öffentliches Amt zu geben, und Barère unterzog sich willig dieser seiner so unwürdigen Stellung bis Ende 1807, das heißt so lange, bis dem nunmehrigen Kaiser die Persönlichkeit des ehemaligen Mitgliedes des Comité de salut public lästig und unangenehm ward. Von nun an gänzlich beiseite geschoben, bewarb er sich vergeblich um den Eintritt in den Senat und in das Corps législatif. Seine überströmende Verehrung Napoleon's verwandelte sich nun in übertriebenen Haß, der sich aber wieder in Hingebung umsetzte, als Napoleon 1815 von Elba zurückkehrte.

Die französischen Republikaner gaben zu dieser Zeit ein edles Muster wahrhaft großer Gesinnung. Angesichts der Gefahr des Vaterlandes vergaßen sie es, daß eben der Mann, welchem sie früher die Vertheidigung desselben gegen die auswärtigen Mächte anvertraut, der Zerstörer des herrlichen Baues geworden war, welchem sie Gut und Blut geopfert hatten. Sie entschlossen sich, die Sache des Vaterlandes mit der dieses Mannes zu verschmelzen und ihm aus allen Kräften so lange beizustehen, bis das Vaterland gerettet sei. So sah man 1815 eine Menge jener alten, unermüdlichen Helden der Freiheit um den Kaiser her geschart; unter ihnen Carnot und Barère. Diese beiden ehemaligen Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses hatten sich seit der Zeit nicht wieder gesehen, da sie, obgleich einander keineswegs gleichgestimmt und persönlich zugethan, so fest vereint, so ruhmwürdig gearbeitet hatten zur Vertheidigung der Freiheit. Jetzt, nach 20 Jahren, fanden sie sich durch die neue Gefahr des Vaterlandes von neuem vereint, während sie, so lange Frankreich ihrer Dienste nicht bedurfte, sich einander völlig fremd geblieben waren.

Am 20. März war Napoleon von Elba zurückgekehrt, und schon Tags darauf empfing er von Barère folgendes Schreiben:

Sire, il appartient à un homme qui préféra toujours la liberté et la patrie à toutes les illusions du pouvoir et à toutes les ambitions de la fortune, de présenter à V. M., rétablie sur le trône élevé par la souveraineté du peuple, l'hommage de la vérité. Elle n'a jamais pu pénétrer chez les princes ordinaires que par des portes enfoncées; elle pénétrera aujourd'hui dans le palais de Napoléon par la force de l'opinion publique.

Dans la double période consulaire et impériale, je n'ai exercé aucune fonction publique, j'ai vécu sous votre empire comme dans un état permanent de proscription morale: mes paroles ne peuvent donc être suspectées.

Des événements extraordinaires vous ont, pendant quelques années, constitué le brillant héritier de la toute puissance de la révolution française; vous pouviez en consacrer à jamais les grands principes; ils ont été anéantis sous l'empire illimité et par les ambitieuses conquêtes qui l'ont renversé. Il s'agit aujourd'hui de les proclamer franchement, ces grands principes, et de les constituer avec une telle énergie, qu'ils puissent triompher toujours de vous-même et de vos successeurs.

En moins d'une année, la providence, qui paraît être le principal ministre de la France, a donné deux grandes leçons aux rois: votre abdication de l'empire et votre retour sur le trône. L'opinion, cette souveraine qu'on ne détrône jamais et qui renverse à son gré tous les trônes et détruit toutes les dominations après les avoir jugées, l'opinion d'un peuple libre quoique léger, et éclairé sur ses droits quoique inattentif, avait abandonné V. M. il y a un an, comme elle vient d'abandonner il n'y a qu'un jour les Bourbons.

Faites donc, Sire, que cette grande expérience politique soit une fois utile, et que votre nom porté à l'extrémité du monde par la renommée des batailles, ne retentisse plus en Europe que comme le nom d'un législateur politique qui a donné aux lois la force des armes, et à la

raison publique la puissance du trône. Faites que la nation constitue librement ses droits dans toute leur énergie et leur intégrité. C'est là la véritable immortalité d'un grand homme. (S. 161.)

Barère ward später Mitglied der Kammer der Repräsentanten und drang als solches auf sofortigen Entwurf einer Constitution nach dem Muster der von 1791. Dem berüchtigten Acte additionnel Napoleon's versagte er seine Unterschrift, war aber von jetzt an überall gemäßigter, friedfertiger in Handlung und Rede, selbst auch nach abermaliger Rückkehr der Bourbons. Unter seinen Papieren findet sich folgende Notiz, wie er damals, 1815, über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gedacht hat:

Frankreich hat den schrecklichen Despotismus der Freiheit überstanden, welchem es unvermeidlich unterworfen war von 1789 bis 1800.

Es hat den glänzenden Despotismus des Ruhms überstanden, unter welchem es lebte von 1800 bis zum 30. März 1814.

Eben jetzt hat es den herkömmlichen (routinier) Despotismus der Erblichkeit überstanden, unter welchem es geseufzt hat vom 4. Mai 1814 bis zum 20. März 1815.

Fortan nun gilt es, den constitutionellen Despotismus zu überstehen, oder vielmehr den constituirten, den gefährlichsten von allen; denn wenn eine Constitution die Rechte des Volks nicht frei und unumwunden anerkennt, wenn sie der Freiheit nicht volle Gewähr leistet durch einen ebenso weisen als starken Organismus und durch Trennung der verschiedenen Gewalten, so haben wir weiter nichts als einen unter gesetzlichen Formen schlau verhüllten Despotismus, der um so unseliger ist, weil er sich Fortdauer gewinnt durch den Anstrich des Volkswillens.

Eine wahre Constitution ist nie ein Geschenk oder Zugeständniß vom Throne herab, sondern eine Eroberung, ein Sieg des Volks! In den Jahrhunderten der Barbarei und des Despotismus sind die Regierungsformen gleichsam Festungen, welche man entweder stürmen, oder maskiren, oder zur Capitulation zwingen muß, um zu einer wahrhaft freien Constitution zu gelangen; in Zeiten dagegen, wo Bildung und Freiheit vorherrschen, werden Constitutionen nur durch Licht und Recht erobert, durch die öffentliche Meinung und durch die unabweisliche Nothwendigkeit, die ebenfalls eine Macht ist. Nur somit können die Volksrechte wirklich festgestellt, anerkannt und verlautbart, nur also kann die Herrschaft des Gesetzes, die einzige sichere Grundlage der Freiheit, gefestigt werden. (S. 163.)

Mögen so tief begründete Wahrheiten, die Früchte so schwer, so theuer erkaufter Erfahrungen, nicht verloren gehen für Europa, für Deutschland zunächst, welches jetzt in einer neuen politischen Bildungsperiode seiner großen Bestimmung entgegengeht!

Bald nach der zweiten Rückkehr der Bourbons ward Barère wiederum als Einer, der für den Tod Ludwig's XVI. gestimmt hatte, aus Frankreich verbannt. Er wählte Brüssel zu seinem Aufenthalte, wo er viele seiner ehemaligen Collegen im Nationalconvent als ebenfalls Verbannte wiederfand. Die meisten derselben lebten hier in großer Armuth; so auch Barère. Er, der einst eine so fast unbegrenzte Macht besaß wie nur je Könige, der fast allen den Marschällen, Herzogen und Generalen, welche sich seit 1792 so berühmt gemacht, ihre Laufbahn eröffnet und gefördert, der über so große Summen zu verfügen gehabt hatte: er, der einst so viel beigetragen hatte zur Rettung Frankreichs und der Freiheit, er lebte höchst beschränkt in einem ärmlichen Stübchen in Brüssel, während Ludwig XVIII. vom Volke Millionen erpreßte, um die Emigranten zu belohnen, welche Frankreich und die Freiheit verrathen und im Stiche gelassen hatten!

(Der Beschluß folgt.)

Gedichte in hennebergischer Mundart von **Kaspar Neumann**. Mit einer Einleitung von **Ludwig Storch**. Gotha, Verlagscomptoir. 1844. 8.

In vorliegender Sammlung lernen wir einen wackern Genossen Hebel's und Grübel's kennen; es tritt mit ihr zugleich eine bisher dichterisch noch nicht benutzte Volksmundart in die Literatur ein. Daß der Verf. den echten Dichterberuf in sich trägt, wird Niemandem zweifelhaft bleiben, der die mit der größten Wahrheit und Anspruchslosigkeit niedergeschriebene und vorgedruckte Lebensgeschichte desselben liest; sie ist an sich schon der Veröffentlichung werth: in prosaischer Form eine liebliche Idylle, voll von Zügen, die durch tiefes Gefühl in hohem Grade ergreifend wirken. Die Gedichte selbst sind zum größten Theil in der Mundart geschrieben, welche im obern Werrathale gesprochen wird; an sich ist sie nicht gerade wohllautend, und der Verf. erzählt auch, daß ihm die Bewältigung derselben zu poetischen Zwecken nicht wenig Mühe gemacht habe. Ihrem Inhalte nach sind die Gedichte meist dem einfachen Lebensgange und Lebenskreise des Verf. entnommen; einige behandeln Sagen aus seiner Heimat; religiöse Innigkeit und Zartheit des Gefühls ist ihre gemeinsame, schöne Grundlage, die nicht selten auf das angenehmste an Hebel erinnert. Wir theilen eins der kürzern Gedichte als Probe mit:

Der Feierabend.

Bi büsch (wie hübsch) das Abendglöckle lätt,
Das für die Müede Rue bedütt.
Nu trüest (tröste) di Herz, du müeder Mo!
Di Ruestönnle fängt nu oh.

Du haest di Ärbet nu gethue,
Onn (und) sallst nu reichlich a uisrue,
Erqueck di muede Glieder a
Onn a deim Herze Labing ga (gib).

Nu lacht dig a di Frälle oh
Onn sprecht: komm iß, du lieber Mo!
G'segn' der Herr di Abedbrueb
Onn laeß die's schmeck von Herze guet!

Onn d's Jäüngle pfüfft, das Mägle sengt,
Onn d's Jäüngle höpft, das Mägle spreagt,
Onn uis der Wiege aigelt hi
Än Engele nog obedri.

Di Moitter lächelt a derzue,
Onn wörd im ganze Huishaalt frue.
Es fräät sich Jedes, das när laat (nur lebt)
Onn in dem söeße Friede schwaat (schwebt).

Gelt, müeder Mo, nu bist du rich
Onn fräást dig so herzenegllch?
Jä, der si Ärbet hoet gethue,
Der därf nu a met Fräáde rue.

Je lieber wir uns der Hoffnung hingeben, daß in Deutschland der Sinn für eine nach Form und Inhalt echt volksthümliche Dichtung im Zunehmen begriffen ist, desto nachdrücklicher möchten wir dies bescheidene Schriftchen der Beachtung eines recht weiten Leserkreises empfehlen. Für das leichtere

Verständniß ist durch ein erklärendes Wörterverzeichniß und einige grammatische Bemerkungen gesorgt, was denn zugleich auch dem Interesse des Sprachforschers entsprechen dürfte. 58.

Notizen.

Marie Luise.

Als die junge Erzherzogin, sagt Hr. v. Meneval (in seinen „Souvenirs historiques" über Napoleon und Marie Luise), zuerst erfuhr, daß sie den Kaiser von Frankreich heirathen sollte, betrachtete sie sich wie ein dem Minotaur geweihtes Opfer. Sie war unter Furcht und Abscheu vor dem gefährlichen Feind ihres Hauses und Landes aufgewachsen. Als Kind hatte sie mit ihren Geschwistern ein Lieblingsspiel gehabt, kleine Soldaten in Reih und Glied zu stellen, die die französische Armee bedeuteten; die häßlichste Puppe wurde vorangestellt und sollte der Kaiser sein; an dem wurde dann alle Wuth mit Schlagen, Nadelstichen u. dgl. ausgelassen. Sobald die junge Prinzessin aber erfuhr, daß ihr Loos fest beschlossen sei, ergab sie sich mit dem ihr eigenen gleichmüthigen Wesen und mit östreichischer Unterwerfung darein. Sie suchte sich über den Charakter des ihr bestimmten Gatten zu unterrichten und war, noch ehe sie ihn gesehen hatte, ganz von dem Wunsche erfüllt, ihm zu gefallen. In Frankreich nahm Marie Luise französische Sitten und Denkungsart an. Sie besaß eine unglaubliche Leichtigkeit, sich in die Umstände zu fügen und ganz hineinzugewöhnen. Die französische Sprache wurde ihr so geläufig, daß sie in ihren Briefen an ihre Familie oft zu französischen Ausdrücken griff, die ihr eher in den Sinn kamen als die entsprechenden deutschen. Als Napoleon aus Rheims vom 16. März 1814 seinem Bruder schrieb, er solle, falls der Feind auf Paris marschiren würde, die Kaiserin-Regentin, seinen Sohn und die hohen Staatsbeamten aus der Hauptstadt entfernen, Joseph solle sonderlich Napoleon's Sohn nicht verlassen, denn er wollte diesen lieber in der Seine wissen als in den Händen der Feinde Frankreichs, und als Joseph diesen Brief der Kaiserin vorlegte, dabei aber seine Bedenken äußerte, dem Befehle zu gehorchen, erklärte sie: und wenn sie mit ihrem Sohne in die Seine stürzen sollte, wie der Kaiser sich ausgedrückt, würde sie doch keinen Augenblick zögern, abzureisen; sein Wunsch sei ihr ein heiliger Befehl. Am 29. März verließ Marie Luise mit ihrem Sohne Paris, das Beide nicht wiedersehen sollten. Als es Zeit zur Abfahrt war, wollte der junge König von Rom nicht aus dem Zimmer. Ein wunderbares Vorgefühl schien sich seiner bemächtigt zu haben. „Gehen Sie nicht nach Rambouillet", rief er seiner Mutter zu, „es ist ein garstiges Haus — wir wollen hier bleiben." Er sträubte sich in Hrn. v. Canisy's Armen und schrie immerfort: „Ich will nicht aus meinem Hause. Ich will nicht. Da Papa nicht da ist, habe ich zu befehlen." Er klammerte sich an die Thürpfosten, an das Treppengeländer fest. Die Wagen fuhren langsam einer hinter dem andern, als ob man noch immer Gegenbefehl erwartete, durch die Ausfahrt am Pont royal. Sechzig bis achtzig Personen schauten dem Zuge schweigend zu, als ob ein Leichenconduct vorüberkäme: es war in der That die Bestattung des Kaiserreichs. Sie gaben kein Zeichen von Mitgefühl; nicht eine Stimme wurde laut, nicht eine Klage über diesen traurigen Abschied. Hätte sich ein Einziger angetrieben gefühlt, den Pferden in die Zügel zu fallen, die Kaiserin wäre geblieben. Sie fuhr durch das Tuilerienthor mit Thränen in den Augen und Verzweiflung im Herzen.

Als die Kaiserin und ihr Sohn nach Wien gebracht waren, gab man sich Mühe, ihre Gedanken und Gefühle ganz von ihrem Gemahl und Frankreich wieder loszureißen. Es gelang über alle Erwartung. In Aachen, wo sie das Bad besuchte, wurde General Neipperg bei ihr eingeführt, den Hr. v. Meneval eine wahre Schlange im Verführen nennt, und dessen Künste Stockholm und Neapel gesehen hätten. Er war damals etwas über 40 Jahre alt, von mittler Statur, aber von distinguirtem Aussehen. Seine Husarenuniform, sein schönes gelocktes Haar gaben ihm ein jugendliches Ansehen. Eine breite schwarze Binde verbarg den Verlust eines Auges; sein Blick war scharf und feurig; seine feinen, glänzenden Manieren, seine einschmeichelnde Rede, seine geselligen Talente gewannen ihm die Herzen der Frauen. Diesen also, sagt Hr. v. Meneval, hatte man zum Versucher erkoren; es wurde ihm nicht schwer, sich im Vertrauen und der Gunst einer so gutherzigen und leicht zu bestimmenden jungen Frau einzunisten. Neipperg begleitete sie nach Wien zurück, diente ihr mit dem größten Eifer in ihren Angelegenheiten, besonders in Betreff der Souverainetät von Parma und Piacenza. Als Napoleon von Elba entflohen war und wieder an der Spitze einer furchtbaren Armee auftrat, wurde sein Sohn, der bis dahin in Schönbrunn unter der Aufsicht seiner Gouvernante, Madame de Montesquiou, gelebt hatte, nach Wien gebracht, um ihn mehr unter Augen zu haben; er erhielt eine Östreicherin zur Gouvernante. Hr. v. Meneval fand, daß seine Lage in Wien immer unangenehmer wurde, da die Franzosen in Marie Luisens Gefolge nur mit eifersüchtigem und mistrauischem Auge angesehen waren, verließ Wien und ging nach Paris zurück. Er nahm von Napoleon's Sohn Abschied. Er erzählt: „Es betrübte mich, ihn so ernst, ja melancholisch zu sehen. Er hatte seine Heiterkeit, seine kindische Schwatzlust verloren. Er lief mir nicht entgegen wie ehemals, er that vielmehr, als ob er mich nicht kennte. Obwol er schon länger als sechs Wochen bei den Personen war, denen man ihn anvertraut, hatte er sich doch nicht an sie gewöhnen können und machte noch solche Miene, als ob er unter lauter fremden Gesichtern wäre. Ich fragte ihn in ihrer Gegenwart, ob er mir etwas an seinen Vater auftragen wollte, den ich bald sehen würde. Er sah mich mit betrübter und bedeutungsvoller Miene an, sagte aber kein Wort; er zog sanft seine Hand aus der meinigen und ging an ein entferntes Fenster. Nachdem ich mit den Personen, die im Zimmer waren, einige Worte gewechselt, näherte ich mich dem Orte, wo er stand, und von wo aus er mich zu beobachten schien. Als ich mich zu ihm bückte, um ihm Lebewohl zu sagen, zog er mich in die Fensternische und sagte leise, indem er mir ernsthaft ins Gesicht sah: «Monsieur Meva, sage ihm, daß ich ihn immerfort recht herzig lieb habe.»"

Sir Hudson Lowe's hinterlassene Documente.

Auf die in öffentlichen Blättern gegebene Nachricht in Betreff von Documenten, die Sir Hudson Lowe zur Bekanntmachung einem Freunde hinterlassen habe, wird nun vom „Athenaeum" folgender Brief veröffentlicht: „Charlotte Cottage, Chelsea den 25. Januar. In Ihrer letzten Nummer finde ich folgende Nachricht: «Sir Hudson Lowe soll einige interessante Noten und Documente betreffend sein Gouvernement von St.-Helena und die Bewachung seines berühmten Gefangenen hinterlassen haben, die, wie man ferner vernimmt, derselbe einem Freunde anvertraut habe mit dem ausdrücklichen Auftrage, sie zu veröffentlichen, indem sie dazu dienen würden, den Tadel, der so lange auf ihm gelastet, von ihm abzuwälzen!» Dem letztern Theile dieser Nachricht nehme ich keinen Anstand das feierlichste Dementi zu geben. Der erste Theil ist weit unter der Wahrheit, da die Originale und Copien sämmtlicher Documente und Correspondenzen, welche St.-Helena betreffen, sorgsam aufbewahrt und systematisch geordnet sich gegenwärtig im Besitze seiner Familie befinden. Sie werden mich durch Aufnahme dieser Berichtigung verpflichten. Ich zeichne u. s. w. Hudson Lowe." 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 103. — 12. April 1844.

Notice historique sur Barère etc. par M. *Carnot*.

(Beschluß aus Nr. 102.)

Barère trug das bittere Leiden der Verbannung mit der Hingebung und Kraft, wie sie der christliche Glaube an eine Vorsehung einflößt, welche den Unglücklichen, den unschuldig Verfolgten in ihren mächtigen Schutz nimmt. Er schrieb:

Il y a dans la vie du proscrit une énergie constante, dont les tyrans ne se doutent pas, énergie morale qui fait que le courage du proscrit est plus grand que son malheur. Quand j'étais proscrit, je m'agénouillais sur une pierre dans ma prison, et jamais Dieu n'a tant exaucé mes voeux et accepté mes prières. (S. 169.)

Unter seinen Handschriften findet sich der Entwurf zu einem Werke, betitelt „Du christianisme et de son influence", worin er die Wohlthaten Christi lobpreist, des „législateur de la démocratie", wie er ihn nennt. In gleichem Sinne predigte der Cardinal Chiaramonti, der nachherige Papst Pius VII., am Weihnachtsfeste 1797 zu Imola. „Soyez tous chrétiens, mes chers frères", sprach er, „et vous serez d'excellents démocrates!"

Inmitten seiner gewohnten Studien und Arbeiten erhielt er Kunde von der Julirevolution 1830. Im Entzücken über das wiederum befreite Vaterland war sein erster Gedanke, wieder dorthin zurückzukehren. Er ging Ende December nach Paris, erfüllt von der schwärmerischen Hoffnung, nunmehr daselbst die Freiheit zu finden, welche er seit 40 Jahren geträumt hatte. Sein Leben aber, wie das vieler seiner Zeitgenossen, sollte nur eine Reihe von Entzauberungen sein. Er fand nur politische Charlatanerie.

Ludwig Philipp — schrieb er — betheuert dem Volke, das ihn erwählt hat: daß die Charte fortan eine Wahrheit und der Thron von republikanischen Institutionen umgeben sein wird. Siehe aber, wie die Charte durchlöchert wird: man verfolgt die Zeitschriften, und die Republikaner werden eingekerkert, verurtheilt, hingerichtet. Während aber so die Charte den Augen der Bürger entrückt wird, wachsen Wahrheit und Freiheit heran und die Republikaner mehren sich. Wer weiß aber, ob nicht eines Tages die Freiheit, wie einst Minerva ganz gewappnet aus Jupiter's Stirn, ebenso aus der Stirn Frankreichs hervorspringt. Ist doch das Volk ein mächtiger Gott; ist doch die Freiheit der Völker Weisheit! (S. 178.)

Barère's geringes Einkommen gestattete ihm keinen längern Aufenthalt in der Hauptstadt; also zog er 1832 nach Tarbes, seiner Vaterstadt, welche er seit 45 Jahren nicht wiedergesehen hatte. Er fand sein kleines Vermögen durch Seitenverwandte sehr verringert und sich durch dieselben in widrige Processe verwickelt. Um desto mehr nahmen sich die Stadtbehörden seiner an: er ward zum Mitgliede des Conseil général des Departements der obern Pyrenäen erwählt. Freudig nahm er diesen ehrenvollen Ruf an und erfüllte ihn mit jugendlicher Thätigkeit bis 1840, wo er sich endlich von allen öffentlichen Geschäften zurückzog. Wie wenig er aber sich den Angelegenheiten Frankreichs und Europas entfremdete, davon zeugt sein, noch im Juni desselben Jahres angefangenes, letztes Werk, unter dem Titel „Avenir de l'Europe", welches mit solcher Wärme und Fülle der Gedanken geschrieben ist, daß man es für eine Frucht seiner schönsten Lebensjahre halten könnte; noch am 6. Jan. 1841 hatte er daran geschrieben. Acht Tage später (13. Januar) that er den letzten Athemzug, im 86. Jahre seines Lebens.

Barère war einer der Letzten jener Männer, welche das große Werk der Revolution begannen. Merkwürdig ist das hohe Alter, welches die meisten derselben erreicht haben: die fast ununterbrochen angestrengte Thätigkeit der Charakterstärke und Geisteskraft in den schwierigsten Lagen, für die größten Geschäfte, besonders aber auch die Macht der Überzeugung, scheinen die Flamme ihres Lebens so ungewöhnlich genährt und gekräftigt zu haben. Wenngleich an Barère ein öfteres Schwanken, geistige Widersprüche und so manche Charakterschwäche nachgewiesen worden, so muß man ihm doch jene Macht der Überzeugung unbedingt zugestehen. Alle seine Fehler werden mehr als aufgewogen von seiner unwandelbaren Treue für Freiheit und Vaterland. Dem heillosen Sektengeiste, der die Republikaner in so viele Parteien zerfallen ließ und ihre Geschichte so sehr trübt, hat er überall aufs heftigste widerstrebt und jede nach Übermacht durstige Faction muthig bekämpft; ein treuer Anhänger der parlamentairen Regierungsform, d. h. derjenigen, welche auf der Versammlung der Volksvertreter beruht, hat er sich jeder dictatorischen Anmaßung widersetzt, auch dann selbst, wenn sie sich unter republikanischen Formen verbarg. Man zählt ihn mit Recht zu den hochehrenwerthen Männern, welche, inmitten aller

Leidenschaften, Irrthümer und Interessen, nie die Sache des Vaterlandes aus den Augen verloren, vielmehr immer nur für sie kämpften, alles Andere darüber beiseite setzend. Er hatte bedeutenden Antheil an allen den großen Thaten sowol der constituirenden Nationalversammlung als des Nationalconvents; wie mächtig hat er im Wohlfahrtsausschusse gewirkt: zur Aufrechterhaltung des Volksgeistes durch seine Vorträge über die äußern politischen Verhältnisse, und durch seine begeisternden Armeeberichte zur Enthusiasmirung der Soldaten, deren Muth dadurch verdoppelt ward!

Barère war kein Mann des Grübelns, wol aber des Redens und Schreibens; jeder Gedanke ward bei ihm zur Schrift. Er versuchte sich in Allem: in Politik, Gesetzgebung, Staatsverwaltung, Geschichte, Religion, Moral, Kritik, Literatur, Kunst und Poesie. Was aber in seinem schriftlichen Nachlasse die höchste Beachtung verdient, ist eine Reihe von mehr als 40 Bänden, in welche er tagtäglich seine Beobachtungen, Erinnerungen und Lesefrüchte eingetragen hat; den letzten Bänden derselben gab er den Titel „Senilia".

Aus allen diesen wie aus den Schätzen des väterlichen Nachlasses sind von Hrn. Hippolyte Carnot noch höchst bedeutende Mittheilungen zu erwarten, denen wir mit großem Verlangen entgegensehen und wodurch der Hr. Verf. seine bereits großen Verdienste bedeutend vermehren wird. — Wilhelm Körte.

Atlas der Kranioskopie, oder Abbildungen der Schädel- und Antlitzformen berühmter oder sonst merkwürdiger Personen. Von Karl Gustav Carus. Leipzig, Weichardt. 1843. Imp.-4. 6 Thlr. 10 Ngr.

Wenn ein so scharfsinniger Kenner und Ausleger der organischen Natur, wie der Verf. dieses Werks, die Kranioskopie zum Gegenstande seiner Studien macht, so können wir schon etwas mehr erwarten als eine so schwankende und unsichere Untersuchung menschlicher und thierischer Köpfe zum Behuf der Deutung ihrer Fähigkeiten und Neigungen, wie sie Gall versucht hat und wie sie neuerlich wieder von seinen Anhängern in England, Frankreich und zum Theil auch in Deutschland weiter verfolgt und ausgebildet worden ist. Es handelt sich hier, wenn wir den Verf. recht verstehen, fürs erste weder von der Kunst, bestimmte Fähigkeiten und Neigungen an bekannten Köpfen mit entsprechenden Erhöhungen und Vertiefungen derselben zu parallelisiren, noch dieses Verfahren zur Bekräftigung der Theorie an unbekannten Köpfen zu erproben, eine Kunst, auf die sich unsere neuern Kranioskopen noch wenig einzulassen zu wollen scheinen und in welcher selbst Gall nur noch geringe Fertigkeit gehabt zu haben scheint; denn als man ihm, beiläufig gesagt, während seines Aufenthalts in England in Chantrey's Atelier W. Scott's Büste zeigte, erklärte er sie für die eines eminenten Mathematikers, sowie die von Troughton (ein berühmter Mechaniker) für die eines eminenten Dichters. So berichten wenigstens englische Autoren. Ohne sich vor der Hand in eine solche Deutung menschlicher Schädel einzulassen, die am Ende doch nur auf hypothetischen Voraussetzungen beruht, geht der Verf. vielmehr von allgemeinen physiologischen Grundsätzen aus, an welche er die Betrachtung der Verschiedenheiten menschlicher Kopfformen knüpft. In einer im J. 1841 erschienenen Schrift: „Grundzüge einer neuen und wissenschaftlich begründeten Kranioskopie", hat er nämlich bereits gezeigt, daß in den drei Schädelwinkeln eine bestimmte Andeutung des individuellen Verhältnisses der drei unwesentlichen Richtungen der Seele erscheine, die wir als Wollen, Fühlen und Denken unabweisbar zu betrachten haben, und zwar so, daß Willenskraft und Trieb im ersten oder Hinterhauptswirbel, Gemüth- und Bildungsleben im zweiten oder Mittelhauptswirbel, und Intelligenz und Sinnesschärfe im dritten oder Vorderhauptswirbel sich, vermöge der Beziehung jeder dieser Wirbelgegend auf eine gewisse ursprüngliche Abtheilung der Gehirnmasse, deutlich bezeichnet finde. Ebenso fand sich die Berücksichtigung der Entwickelung der Nasenwirbelknochen, der Augenhöhlen und des Ohrwirbels, in Bezug auf die verschiedene Energie dieser großen Sinnesorgane, überall bedeutungsvoll.

Ohne uns hier auf eine Prüfung dieser, wie leicht einzusehen, von den Gall'schen wesentlich abweichenden Grundsätze einzulassen, was allein durch Hülfe der Erfahrung und sorgfältigen Vergleichung vieler Kopfformen, wie sie nur dem Besitzer einer großen Sammlung zu Gebote steht, möglich sein würde, beschränken wir uns darauf, unsere Leser etwas näher mit den hier von dem Verf. angegebenen Zeichnungen bekannt zu machen und den Eindruck zu bezeichnen, den die Anschauung derselben in uns hervorgebracht hat.

Es sollen diese Abbildungen nicht bloße Schädelformen, sondern auch ganze Kopfbildungen und Todtenmasken merkwürdiger Personen, nach Originalien aus der Sammlung des Verf. und aus fremden Sammlungen, darstellen und so diese einigermaßen ersetzen, um sowol den wissenschaftlichen Forscher als den Freund der Wissenschaft zu befähigen, dem Verfasser auf dem Wege seiner Untersuchungen zu folgen und seine Grundsätze selbst einer genauern Prüfung zu unterwerfen.

Der Verf. hat sich selbst bei Anfertigung dieser Abbildungen folgende Anfoderungen gestellt: 1) der Schädel muß in natürlicher Größe und genau nach seinen Maßen dargestellt werden; 2) es muß hierbei, um vollkommene Genauigkeit zu erreichen, der Contour des Kopfes unmittelbar durch exacte Abformung auf die Zeichnung übertragen werden; 3) damit die Vergleichung vieler Formen untereinander möglich sei, müssen alle Schädel genau en profil oder, wenn ein Kopf in den Breitendimensionen besondere Merkwürdigkeiten darbietet, genau en face dargestellt werden; 4) es müssen durch Schatten und Licht mit Genauigkeit die verschiedenen Modellirungen seiner Oberfläche wiedergegeben sein, und 5) müssen die Nähte der Knochen sehr genau und nach wirklicher Messung in der Zeichnung aufgetragen sein.

Die Aufgabe, allen diesen Anfoderungen zu entsprechen, war keine leichte, und es gehörte ebenso viel wissenschaftliche Einsicht in die Sache als Kenntniß in der Technik der Kunst, wie sie sich eben nur in der Person des auf beiden Feldern einheimischen Verf. vereinigen, dazu, um sie auf eine so befriedigende Weise zu lösen, wie es in der That geschehen ist. Der Verf. hat selbst vielfältige Versuche gemacht, auf anderm Wege, z. B. durch einen guten Pantograph oder durch die Camera lucida, diese Formen wiederzugeben; dies ist jedoch nur bei sehr verkleinertem Maßstabe möglich; wendet man dies Verfahren an, um einen Kopf in der natürlichen Größe abzubilden, so muß derselbe so nahe gestellt werden, daß sogleich ein ganz falsches perspectivisches Verhältniß der Zeichnung entsteht und eine sehr abweichende Form herauskommt. Als das einzig vollkommen richtige Verfahren ergab sich dem Verf. die Abformung mit Thon oder Gyps und Ausfüllung des nach der Abformung genommenen Contours bei Profilzeichnungen längs der Pfeilnaht von der Nase bis zum Hinterhauptsloch, und bei Darstellungen en face von einem Ohre zum andern querüber.

In der That kann die Ausführung dieser Zeichnungen eine höchst gelungene genannt werden; abgesehen von dem Zwecke, dem sie dienen sollen, sind sie schon an sich so schön und naturgetreu, daß selbst für das Auge des Laien der

Horror verschwinden muß, den er gewöhnlich bei der Anschauung anatomischer Gegenstände empfindet, und daß er besonders bei dem Anblick der Kopfformen von an Geist oder Gemüth ausgezeichneten Menschen, wie Schiller, Talleyrand, Napoleon, die Schönheit der Natur noch in ihren Residuen anerkennen muß. Sind ja doch Haut und Fleisch nur die Draperie, die um das starre Knochengerüste des Menschen geworfen ist und ohne die darunter liegende schöne Form für sich selbst keine Schönheiten zu offenbaren vermag.

Beiweitem interessanter aber wird die Anschauung der uns hier gebotenen Kopfformen durch die Deutung, die ihnen hier durch einen ausgezeichneten Physiologen gegeben wird, und es muß den Mann vom Fach wie den Laien freuen, die wenigen, aber gehaltreichen Bemerkungen zu vernehmen, zu denen ihm ihre Betrachtung Veranlassung gegeben hat.

Im Grunde übt jeder halbweg gebildete Mensch die Kunst der Physiognomik, ohne sich freilich der Gründe seines Urtheils bewußt zu werden, indem er gewisse auffallende Kopfformen aufsucht, den Kopf des gescheiten Mannes mit dem Dummkopfe, den des Gutmüthigen mit dem des Spitzbuben u. s. w. vergleicht; ja Ref. kannte einen gebildeten Mann und leidenschaftlichen Verehrer Goethe's, der diesen ausgezeichneten Dichterfürsten mitten unter dem Gefolge des verstorbenen Großherzogs von Weimar auf einem Spaziergange an seinem geistreichen Gesichte herauszufinden suchte und wirklich den rechten traf. Eine solche Physiognomik ist vielleicht so alt als die Welt. Von Pythagoras erzählen Porphyrius und Jamblichus, daß er Niemand als Schüler und Freund angenommen habe, ohne ihn zuvor physiognomisch untersucht zu haben. Einen gewissen Asträus nahm er in seine Schule auf, weil er ihn nach seiner Physiognomie für tüchtig erkannte; den Krotoner Cylon aber wies er nach vorgängiger physiognomischer Prüfung geradehin ab. Aristoteles, der schon eine eigene Abhandlung unter der Aufschrift „Φυσιογνωμονικά" schrieb, nimmt große Stirnen für Zeichen der Langsamkeit, kleine für die der Beweglichkeit, breite des Enthusiasmus, runde des Zorns, handelt im neunten Capitel von der Bedeutung der Augenbrauen u. s. w. Man sehe ferner, was Quintilian über den Ausdruck des Gesichts, über die Augen (per quos maxime animus emanat), über Augenwimpern und Augenbrauen (quae oculos formant aliquatenus et fronti imperant), über Kopf, Hals, Hände und den ganzen körperlichen Anstand und Ausdruck in Bezug auf den Redner sagt; oder man vergleiche die Stellen in Plinius' „Hist. nat." über Gesicht und Augen (indicia — moderationis, clementiae, misericordiae, odii, amoris, tristitiae, laetitiae. Profecto in oculis animus habitat — oculi, ceu vasa quaedam, visibilem ejus partem accipiunt atque transmittunt —). Ja selbst einen physiognomischen Propheten finden wir schon unter den Alten in Gregor von Nazianz. Er versichert nämlich, lange vorher gesagt zu haben, was Julian gegen die Christen thun werde, weil er dies Alles aus dessen Physiognomie gelesen habe. „Er hatte", fährt er fort, „einen geraden, steifen Kopf, der fest auf den Schultern saß; sein Blick war unstät wild und umherirrend; sein Gang unsicher, seine Füße immer in Bewegung; auf seiner Nase saß Verachtung, Frechheit und Hohn; sein Lachen war lärmend; er war unruhig, ausgelassen, sprach immer Ja und Nein" u. s. w.

Eine solche Physiognomik beruht aber blos auf dunkeln Gefühlen und Ahnungen, oft nur auf Eingebungen des Augenblicks, wie wir uns denn gar oft bei der ersten Begegnung mit einem uns vorher fremden Menschen einen Schluß von dem Äußern auf das Innere erlauben; von einer wissenschaftlichen Basis kann deshalb hierbei nicht die Rede sein. Unser Verf. dagegen geht einen Schritt weiter. Seine Ansicht, daß Willenskraft und Trieb im ersten oder Hinterhauptswirbel, Gemüth- und Bildungsleben im zweiten oder Mittelhauptswirbel, und Intelligenz und Sinnesschärfe im dritten oder Vorderhauptswirbel in einer gewissen Beziehung zu einer gewissen ursprünglichen Abtheilung der Gehirnmasse stehen, hat eine physiologische Grundlage; denn obwol sich unser Wissen über die Verrichtungen des Gehirns und Nervensystems noch im Zustande der Kindheit befindet, so haben doch neuere Forschungen auch hier viel Licht verbreitet und manche Andeutungen gegeben, die jener Ansicht zur Stütze dienen.

Mit einem schönern Exemplar konnte der Verf. die Galerie seiner Kopfformen nicht eröffnen als mit dem Schädel des seinem Volke so lieb gewordenen Schiller. Es ist bekannt, daß der verstorbene Großherzog von Weimar den Befehl gab, die irdischen Überreste dieses großen Mannes in die Fürstengruft beizusetzen. Um sich aber zu überzeugen, daß man die echten Überreste gefunden habe, mußte der Sarg geöffnet werden. Bei dieser Gelegenheit veranlaßte v. Goethe, daß von dem an Übereinstimmung mit der Todtenmaske und einer einzigen Zahnlücke erkannten Schädel eine genaue Gypsform genommen wurde, welche in den Goethe'schen Sammlungen aufbewahrt wird. Nach diesem Gypsschädel ist die hier gegebene Zeichnung gefertigt. Man braucht kein Kenner der Kranioskopie zu sein, um darin den ausgezeichneten Mann zu erblicken. Alle drei Hauptwirbel sind schön entwickelt; besonders groß, schön gerundet und fein modellirt das Mittelhaupt; das Hinterhaupt kräftig und ohne Höcker und Wülste; die Breite der Augenhöhlengegend bedeutend hervortretend, überhaupt aber das Ganze so harmonisch verbunden, abgerundet und vollendet, daß man in diesem Schädel seine hohe Abkunft und die ausgezeichneten Eigenschaften des Geistes, Gemüths und der festen Willenskraft Dessen, der ihn besaß, nicht verkennen kann.

Nicht weniger merkwürdig ist die Zeichnung nach dem in Gyps abgeformten Todtenkopfe des Fürsten Talleyrand-Périgord. Ein besonders in der Gegend des Vorder- und Hinterhauptswirbels ausgezeichneter Kopf mit einem ungewöhnlich tiefen Stand der Ohren; die Dimension vom äußern Gehörgange zur Stirnhöhle bedeutend größer als bei Schiller, dagegen die Stirn um so viel voller, reicher modellirt, überhaupt aber beträchtlich mehr nach beiden Seiten hin entwickelt, sodaß man, der Bemerkung des Verf. zufolge, daran erinnert wird, daß, wenn überhaupt im Vorderhauptswirbel die Anlage zur intelligenten Entwickelung angedeutet ist, die Ausdehnung nach den Seiten mehr das Vermögen analytischen Denkens oder das philosophische Talent bezeichnet. Wesentlich voller und schöner ist bei Schiller der Mittelhauptswirbel, dagegen um Vieles mächtiger und auf zähe und hartnäckige Willensenergie hindeutend die obere Wölbung des Hinterhauptes nach außen; so auch die Breite der Ohrengegend beträchtlich mehr die der Augenhöhlengegend überwiegend als bei Schiller; und auch dieses Verhältniß ist, nach der Deutung unsers Verf., bezeichnend für den Mann, von dem man einst die merkwürdigen Worte hörte: „die Sprache sei dem Menschen gegeben, um seine Gesinnung zu verbergen." Wirklich liegt in diesen Zügen eine diplomatische Kälte, die uns frieren macht oder, wie sich Jean Paul einmal gegen Ref. über einen ähnlichen, zwar geistreichen, aber jedes warmen Gefühls baren Hofmann aussprach: „Es ist die kalte Wand, an der mein poetischer Hauch als Krystall anschießt"; sowie in diesen zurückgezogenen Lippen zwar das Vermögen der geistreichen Rede, aber auch eine Zurückhaltung und Heimlichkeit sich ausspricht, die das Innerste der Gedanken und Gefühle geschickt zu verbergen weiß.

Die dritte Tafel stellt die Seitenansicht von dem Schädel eines Grönländers dar, welcher sich besonders dadurch auszeichnet, daß, wie es der Verf. noch nie so deutlich am Schädel eines Erwachsenen gefunden hat, an ihm das Zwischenkieferbein oder die Rippenbogen des vordersten Antlitzwirbels, von den Oberkieferbeinen oder den Rippenbogen des mittlern Antlitzwirbels, noch auf der Gaumenfläche durch eine Naht vollkommen getrennt sind. Dem Verf. spricht sich sowol darin als in andern Eigenthümlichkeiten des Schädels die mehr thierische Bildung, die beschränkte geistige Entwickelung und Gefräßigkeit dieses Volksstammes aus.

In einem merkwürdigen Contraste mit allen übrigen Schä-

dem dieses Atlasses stellt Tafel IV die Seitenansicht von dem wirklichen Schädel eines Cretins, aus der Sammlung des verstorbenen Geheimraths F. Meckel in Halle, ein merkwürdiges Specimen geistiger Verkümmerung. Auffallend ist es Ref. gewesen, hier nicht auch den bedeutend über den Oberkiefer hervorspringenden Unterkiefer zu finden, wie er ihn einst an dem Skelett eines in dem Siechenhause zu Salzburg verstorbenen Cretins sah, dem im Leben der Speichel unablässig über die untere Zahnreihe wie über eine Schleuse herablief, sodaß eine dicke Kalkkruste die Zähne bedeckte und man diese kaum noch erkennen konnte.

Eine der merkwürdigsten Abbildungen dieser Sammlung ist Tafel V die Seitenansicht von der in Gyps abgeformten Todtenmaske Napoleon's: ein wahrhaft kaiserliches Antlitz, das dem Künstler bei der Bildung einer Götterstatue zum Modell dienen könnte. Mit Recht weist der Verf. auf die eigenthümlich großartige Bildung dieses Antlitzes hin, aus welchem eine dämonische Macht uns anspreche, und dessen feste, bedeutende Gestaltung uns um so mehr überraschen müsse, wenn wir bedenken, nicht nur daß es eine Todtenmaske, sondern daß es die Abformung eines an so schweren physischen und geistigen Leiden und Schmerzen Verstorbenen ist. Noch an keinem andern Schädel beobachtete der Verf. eine solche beträchtliche Höhe der Vorderhauptwirbelgegend als an diesem; sie beträgt bei geisteskräftigen Personen gewöhnlich 5" bis 5" 2''' und hier mindestens 5" 8''', während die Breite des Vorderhauptes durchaus nicht bedeutend zu nennen ist: ein Beweis, daß die gegenständliche Energie des geistigen Lebens sich mehr in der Höhe der vordern Hirnmasse und des Vorderhauptwirbels ausspricht, während das analytische oder philosophische Denken (welches als sogenannte Ideologie von Napoleon oft genug detestirt wurde) in der Dimension der Breite sich andeutet. Merkwürdig ist auch das Verhältniß von Augen- und Ohrenbreite; offenbar herrscht hier ebenso bestimmt die der Augenhöhlengegend vor wie bei Talleyrand die der Ohrwirbelgegend: ein Verhältniß, welches dem scharfen Feldherrnblicke, dem nie gebeugten Muthe und der vollkommensten Geistesgegenwart Napoleon's angemessen ist. Unter den vielen cursirenden Bildern Napoleon's ist Ref. kein einziges vorgekommen, in dem sich seine geistige Größe auf eine so sprechende Weise darstellte als in dieser Maske. Wie sich aber so oft nach dem Tode in der Physiognomie der Abschluß mit dem Leben und seinen mannichfaltigen Interessen kund gibt, so scheinen auch um dieses Haupt nicht mehr die Träume vergangener Schlachten zu spielen, sondern der Friede nach dem letzten großen Kampfe hat sich darauf herniedergesenkt, vereint mit dem Gedanken: „Es ist Alles eitel!"

Tafel VI gibt die Seitenansicht des in Gyps abgeformten Schädels eines alten Skandinaviers, an welchem besonders der Hinterhauptswirbel stark entwickelt ist. Er ist übrigens bedeutend groß, aber verhältnißmäßig mehr in die Länge und Breite als in die Höhe gebildet. Der Verf. erkennt daran einen tüchtigen Verstand ohne besondere geistige Tiefe, wenig Gemüth und nicht die mindeste Anlage zu Schwärmerei, aber Thatkraft mit Muth und Scharfblick für das Äußerliche.

Tafel VII die Seitenansicht eines Kaffernschädels, der keineswegs die vorgebaute Kiefergegend und sehr zurückliegende Stirn des Negers zeigt, jedoch durch Kleinheit des Vorderhauptes und Schmalheit des Mittelhauptes sowie durch beträchtliche Entwickelung des Hinterhauptswirbels entschieden den afrikanischen Stämmen, den Nachtvölkern, wie sie der Verf. im Gegensatze zu den kaukasischen Stämmen oder Tagvölkern nennt, zugehörig ist. Auffallend sind die sehr kleinen, fast senkrecht stehenden Schneidezähne, welche von den breiten vorstehenden Schneidezähnen des Negers sehr abweichen. Verhältnißmäßig ist die Fläche, welche durch die Ausbreitung des Schläfemuskels eingenommen wird, sehr groß und die Öffnung des Jochbogens zum Durchgange der Sehne jenes Muskels sehr weit, Alles dazu beitragend, dem Kopfe den Ausdruck vorherrschender niederer Lebensfunctionen zu geben.

Tafel VIII. Seitenansicht des Schädels eines malaiischen Buschmanns der Insel Bali, der, mit Ausnahme des Cretinenkopfes, unter allen in diesem Hefte abgebildeten Schädeln die einer höhern geistigen Entwicklung ungünstigsten Verhältnisse zeigt.

Auf eine sehr sinnreiche Weise hat der Verf. auf Tafel IX die Contoure der auf den ersten vier Tafeln und auf Tafel X der auf Tafel V bis VIII dargestellten Köpfe auf 2 Blättern vereinigt oder übereinander gezeichnet, sodaß die Öffnung des Gehörganges für alle als gemeinschaftlicher Mittelpunkt betrachtet wird. Beide Tafeln geben erst der ganzen Untersuchung des Verf. die rechte Deutung und machen selbst dem Auge des Laien die auffallenden Verschiedenheiten sichtbar, die zwischen der Kopfbildung verschiedener Individuen bestehen. So z. B. die schöne und volle harmonische Entwickelung aller drei Hauptwirbel bei Schiller, das Vorherrschen des Vorderhaupts und Hinterhaupts bei Talleyrand, die Verkümmerung des Vorderhaupts bei dem Grönländer, und bei allgemeiner Dürftigkeit der Entwicklung des Cretins eine ganz besondere Verkümmerung von Vorder- und Hinterhaupt. Auch auf Tafel X dominirt Napoleon's Vorderhaupt über das der übrigen drei wie der Aar über dem übrigen Geflügel.

Den Schluß macht eine Tabelle der nach pariser Zollen gemessenen Schädelmaße der abgebildeten acht Köpfe.

Das nächstfolgende Heft dieses Atlasses, dem gewiß mit uns viele unserer Leser mit Verlangen entgegensehen werden, wird, neben mehren andern merkwürdigen Kopf- und Schädelformen, auch die Kopfbildung von Kant, den Schädel einer merkwürdigen Königsmumie aus den ältesten Gräbern von Memphis, den Schädel eines alten Germanen und den Schädel eines weiblichen Cretins in den genauesten Abbildungen liefern. 75.

Miscellen.

Demosthenes hat, wie Lucian berichtet, das Geschichtswerk des Thucydides acht Mal sorgfältig abgeschrieben; auch Andreas Navagero, ein geschätzter Dichter seiner Zeit (gest. 1529), schrieb Pindar's Werke, die er vorzüglich bewunderte, mehr als einmal ab. Eine Kleinigkeit ist das zu nennen, wenn man erwägt, daß Johann Jakob Curtius, würtembergischer Geheimer Staatsrath, Vicekanzler und Lehndirector (gest. 1693), noch im 40. Jahre seines Alters Lauterbach's „Collegium theoretico-practicum Pandectarum" mit eigener Hand abgeschrieben habe. Von dem oben erwähnten Dichter Navagero ist noch besonders zu bemerken, daß er, um seinen Abscheu vor allem falschen Geschmack und aller Ziererei zu beweisen, alljährlich ein Exemplar von Martial's Sinngedichten ins Feuer geworfen habe. Daß er aber dessenungeachtet diesen ihm scheinbar so verhaßten Martial öfters nachgeahmt habe, hat ein ungenannter englischer Gelehrter gezeigt in den „Miscellan. observatt." (Th. 2, S. 208).

Schon der Dichter v. Canitz (gest. 1699) beklagt in einer seiner Satiren „Von dem Hof- und Stadtleben" den unverdienten Vorzug, der hier und da Einigen im Militair eingeräumt wird:

So Mancher, leider, bringt die Fahne mit zur Welt,
Wird, in den Windeln noch, als Hauptmann angestellt,
Und kriegt, eh' er verdient im Schilderhaus zu steh'n,
Den Feind zum erstenmal als Oberster zu seh'n.

Johann Aurelius Augurelli (gest. 1524) schrieb ein Gedicht über die Kunst, Gold zu machen („Chrysopoeia"), welches er dem Papste Leo X. dedicirte. Dieser sandte ihm dafür einen großen und schönen, aber leeren Beutel und schrieb dazu: „Ein Mann, der Gold machen kann, bedarf nichts weiter als einen Beutel, um es aufzubewahren." 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 104. —— 13. April 1844.

Kunstwerke und Künstler in Deutschland. Erster Theil. — A. u. d. T.: Kunstwerke und Künstler im Erzgebirge und in Franken. Von G. F. Waagen. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Derselbe kenntnißreiche Führer, dem wir dankbar für so viele Belehrung zu den Kunstschätzen Englands und Frankreichs gefolgt sind *), will uns jetzt durch das Vaterland begleiten, und ist er uns früher lieb und werth geworden, so wird er uns jetzt gewiß doppelt willkommen sein. Immer noch muß man den Deutschen zurufen:

felices — sua si bona norint!

und auch in dieser Beziehung ist das Buch des Hrn. Dr. Waagen eine schätzbare Gabe, da uns durch dasselbe der übergroße Kunstreichthum Deutschlands von einem sehr gebildeten Kenner zur Anschauung gebracht und allseitig beleuchtet wird. Er hat, wie in den vorigen Büchern, die Form der Briefe gewählt, von denen die ersten fünf schon 1839, der sechste und siebente 1842 geschrieben sind, und durch diese Form sich Mittel verschafft, auch die Natur und das Leben in den Kreis seiner Beobachtungen zu ziehen. Ref. ist dem Verf. meistens mit großer Befriedigung gefolgt und zu neuem, aufrichtigem Danke verpflichtet worden, in welchen gewiß jeder unbefangene Kunstfreund gern mit einstimmen wird.

Sehr richtig theilt Hr. Waagen die in Deutschland vorhandenen Kunstdenkmale in zwei Classen. Die eine umfaßt diejenigen, welche in alter oder neuer Zeit auf dem vaterländischen Boden hervorgebracht worden und größtentheils noch an den Orten ihrer Entstehung vorhanden sind; die andere bilden Kunstdenkmale verschiedener Zeiten und Völker, welche meist erst im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte in der Regel von kunstliebenden Fürsten und Herren angelegt sind. An Kunstwerken der ersten Gattung war Deutschland in seinen Kirchen und Klöstern früher unendlich reicher als jetzt, doch ist immer noch mehr vorhanden, als man vor etwa zwanzig Jahren geahnet hätte. Dagegen sind die Kunstschätze der zweiten Gattung fast unermeßlich; denn die öffentlichen Kunstsammlungen in Deutschland zusammengenommen enthalten einen solchen Reichthum der vortrefflichsten und verschiedenartigsten Denkmale, daß außer Italien kein anderes Land der Welt sich damit messen kann. Da der Verf. seine Reise mit Dresden beginnt, so hätte er Gelegenheit gehabt, sogleich die Musterung einer der herrlichsten Galerien anzustellen, was gewiß eine sehr verdienstliche Arbeit gewesen wäre. Es ist aber unterblieben aus in der Vorrede angegebenen Gründen, welchen Ref. nicht vollkommen beipflichten kann. Und so hören wir denn über die Kunstschätze Dresdens kein Wort, was Ref. um so mehr beklagt, als Hr. Waagen mit jenen Sammlungen von jeher zwar sehr vertraut, aber doch jetzt erst in der Kunst zu sehen zur Virtuosität gelangt war.

Den eigentlichen Anfang seiner Kunstschau macht er in **Freiberg**, wo die berühmte Goldene Pforte zuerst ihn in Anspruch nimmt. Dieses durch das Puttrich'sche Werk bekannte, reich mit Sculpturen geschmückte Portal ist der Hauptüberrest der im Jahre 1484 abgebrannten Frauenkirche, und wahrscheinlich zwischen den Jahren 1175 und 1189 im romanischen Stil erbaut. In der gothischen Kirche, die ebenfalls an Sculpturen reich ist, sind die beiden vom Verf. genau beschriebenen Kanzeln sehr merkwürdig; das 1560 gemalte und 1649 renovirte Altarbild (die Einsetzung und Austheilung des Abendmahls) soll nicht der Schule des Kranach, sondern fränkischen Einflüssen zuzuschreiben sein; endlich enthält die Kirche noch das im italienischen Geschmack des 16. Jahrhunderts sehr reich ausgeführte Grabesdenkmal des Kurfürsten Moritz von Sachsen und die Begräbnißkapelle der sächsischen Kurfürsten. In **Chemnitz** besucht der Verf. das aus einem Benedictinerkloster entstandene Schloß und die alte Klosterkirche, deren reich mit Sculpturen geschmücktes Portal die Zeit und den Einfluß des Albrecht Dürer verräth. Auch an und in der Stadtkirche, deren Chor noch dem 14., das Übrige aber dem 15. Jahrhundert angehören dürfte, findet Hr. Waagen Vieles lobend zu bemerken; die alte Johanneskirche, deren Erbauung Fiorillo ins 12. Jahrhundert versetzt, eignet er dem 15. an. In **Annaberg** gibt die ansehnliche St.-Annakirche mit ihren Sculpturen, Altären und Bildern zu sehr ausführlichen Mittheilungen Veranlassung. **Schneeberg** besitzt in seiner Pfarrkirche,

*) Vgl. Nr. 52—56 d. Bl. f. 1838 und Nr. 251—254 f. 1839.

welche die gothische Bauart in ihrer allerspätesten Form zeigt (zwischen 1516 und 1540), ein Altargemälde des ältern Kranach, das im Mittelbilde die Kreuzigung darstellt, aber manche widrige Schicksale erfahren hat. Beiweitem das zierlichste Äußere von allen Kirchen des Erzgebirges findet der Verf. an der Frauenkirche zu Zwickau, deren verschiedene Theile auf eine sehr lange Dauer des Baues (von 1403 — 1536) hinweisen. Ein Hauptschmuck dieser Kirche ist im Chor der berühmte Altar des Michael Wohlgemuth: ein Schrein mit neun lebensgroßen Statuen von Lindenholz, welche sehr reich und zierlich vergoldet und bemalt sind. Die Außenseiten und Flügel enthalten acht Gemälde, die Hr. Waagen zwar werthvoll findet, aber doch immer zu den rohern Bildern des Wohlgemuth zählt. Ebenso widerspricht er der Tradition, welche die Schnitzarbeiten dem Adam Kraft in Nürnberg zuschreibt. Die Katharinenkirche, ein recht hübscher gothischer Bau, besitzt ebenfalls einen merkwürdigen Altar mit einem Bilde, welches der Chronik zufolge von L. Kranach, aber nach unserm Verf. von einem Meister der nürnbergischen Schule, wahrscheinlich von Hans v. Kulmbach, gemalt ist. Ein Rückblick auf die Denkmale der Kunst im Erzgebirge, auf die stattlichen Kirchen und die vielen Bildnereien und Gemälde läßt deutlich den einstmaligen bergmännischen Segen und dessen würdige Verwendung erkennen. Für die gothische Architektur fand der Verf. auch hier die treffende Bemerkung Schnaase's bestätigt, daß dieselbe in verschiedenen Gegenden auch verschiedene Formen entwickelt hat. Für den Reichthum der Sculptur findet er den Hauptgrund in dem zur Hand liegenden Material, und als besonders bemerkenswerth das Vorherrschen der Kunstart der fränkischen und schwäbischen Schule über die des Lucas Kranach; mit Einigen eine eigene erzgebirgische Schule anzunehmen ist er jedoch nicht geneigt.

Der nächste (dritte) Brief des Verf. führt uns nach Franken und zwar zuerst nach dem reizenden Bamberg, mit welchem, nach Hrn. Waagen's sehr richtiger Bemerkung, in Deutschland sich nur Prag an Schönheit der Lage messen kann. Es versteht sich von selbst, daß hier vor allen der berühmte Dom dem Verf. zu sehr eindringenden Betrachtungen Veranlassung bot. Ihn bei denselben zu begleiten muß Ref. den Lesern überlassen, um die Genauigkeit zu würdigen, mit welcher Hr. Waagen das Alter des Baues, die Sculpturen des Portals und die andern merkwürdigen Gegenstände untersucht. Aufgefallen ist es Ref., unter den neuern Ausschmückungen des Doms mit keinem Worte des schönen von Schwanthaler modellirten und von Stiglmayer gegossenen und ciselirten bronzenen Crucifixes in byzantinischem Stil und einiger unter Schlotthauer's Leitung ausgeführter Altarbilder gedacht zu sehen, welches Alles seit 1837 vorhanden ist. Eine Kapelle des heiligen Blutes, die öfters erwähnt wird, existirt nicht, wol aber eine des heiligen Nagels, auch die Sepultur genannt, in welcher durch die aus bronzenen Reliefs bestehenden Epitaphien von 64 Domherren gleichsam eine „metallene Adels-Matrikel, ein messingenes Geschichtbuch", nach dem Ausdruck eines bamberger Kunstforschers, gebildet wird. Aber Recht geben muß auch Ref. dem Verf., daß in dem grandiosen, von allen fremdartigen Ausschmückungen oder eigentlichen Verunstaltungen gesäuberten Dome sich doch bei längerm Verweilen ein Gefühl des Leeren und Kahlen einstellt. Schonungslos hat man alle frühern sehr zahlreichen Altäre und Grabesdenkmäler als geschmacklos oder die ursprüngliche Architektur entstellend beseitigt, und doch hätten viele, wenn ihre Form nur nicht gar zu störend war, wegen ihrer historischen Bedeutung oder aus Pietät gegen die Stifter erhalten werden können und müssen. Hierüber wie über mehre bei der Restauration gemachte liturgische Verstöße ist eine kleine interessante Schrift: „Einige Worte über die Wiederherstellung des Doms zu Bamberg bei seiner Wiedereröffnung am 25. Aug. 1837" (von Dr. Brenner), nachzusehen.

Alles, was den Freund der Kunst und des Alterthums in Bamberg nur anzusprechen vermag, findet in Hrn. Waagen einen aufmerksamen Beschauer und treuen Berichterstatter. Die obere Pfarrkirche, der Michaelsberg mit der städtischen Bildersammlung, die Gangolfskirche und die Miniaturen der Bibliothek, ein von ihm bekanntlich mit Liebe studirter Kunstzweig, geben ihm vollauf zu thun. Aber auch der schönen Natur widerfährt ihr volles Recht, und die herrliche auch uns unvergeßliche Altenburg und der liebliche Theresienhain finden in den Aufzeichnungen unsers Reisenden eine liebevolle Erwähnung.

Ganz besonders angezogen wurde Ref. durch die Mittheilungen des Hrn. Waagen über die berühmte, aber immer noch zu wenig bekannte Galerie des Grafen Schönborn zu Pommersfelden. Sie erinnerte ihn lebhaft an seinen Besuch derselben vor nun zehn Jahren, als er dort einen regnerischen, aber höchst genußreichen Tag verlebte. Hr. Waagen fand viele Bilder in einem sehr verschlechterten Zustande wieder, was zweifelsohne eine Folge der geringen Pflege und Aufsicht und des verderblichen Temperaturwechsels ist, welcher in den ungeheizten Räumen besonders im Frühjahre eintritt. Gemälde italienischer und niederländischer Meister, diese vom Ende des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, bilden die Hauptmasse der an 600 Nummern zählenden Galerie. Die berühmte Madonna mit dem Christuskinde, welche früher unter dem Namen Rafael ging und jetzt Leonardo da Vinci genannt wird, erregte schon damals gegen ihre Abstammung auch von diesem Meister dem Ref. Zweifel, welche nun von unserm Verf. bestätigt werden, indem derselbe mit guten Gründen das Bild für ein Werk des Andrea Solario erklärt. Neu und interessant wird Vielen die Notiz sein, daß es jetzt von Reindl in Nürnberg in Kupfer gestochen wird. In der ausführlichen Musterung und Beschreibung, welche Hr. Waagen von den augenfälligsten Bildern entwirft, suchte Ref. vergebens nach einem Gemälde, wel-

ches er in seinem Tagebuche als besonders trefflich angemerkt hat. Es rührt von einem ihm unbekannten niederländischen Meister her und stellt eine muntere Gesellschaft vor, welche durch das Eintreten eines Lustigmachers in die größte Heiterkeit versetzt wird. Höchst wünschenswerth wäre ein Katalog dieser kostbaren Galerie, wozu jetzt einige Aussicht vorhanden sein soll; daß aber noch gar kein Katalog existire, ist nicht ganz richtig. Ref. kennt einen vom J. 1719, als die Galerie schon 212 Gemälde enthielt. In demselben wird der geneigte Leser mit folgenden Versen angesungen:

Du triffst hier einen Schatz von vielen Bildern an,
Was Angelo gemalt und Rafael gekünstelt (!),
Was Rubens, Tintoret und Titian gethan,
Und was von Verones und Palma wird begünstelt (?!).
Mit Mieris, Jordan, Werff, Palestra selt'nen Gaben
Kannst du das lüstern Aug in aller Stille laben u. s. w.

Verf. dieser erbaulichen Reime und des Katalogs ist wahrscheinlich der kurfürstliche Hofmaler Byß, der zuerst die Galerie geordnet und die imposante Treppenhalle und den großen durch zwei Stockwerke gehenden Saal mit Fresken verziert hat.

Wie sich erwarten ließ, so bietet das trotz aller Spoliationen noch immer an Kunstwerken reiche Nürnberg dem Verf. ein sehr ergiebiges Feld zu trefflichen Beobachtungen und lehrreichen Mittheilungen dar. Zuerst huldigt er dem unvergleichen genius loci, welcher auch nach den häufigen Erfahrungen des Ref. nicht leicht an einem andern verwandten Orte so anregend und wohlthuend sich kund gibt, und tritt dann seine Kunstwanderung an. Den Anfang derselben macht die nürnbergische Akropolis, die Burg oder Veste, deren alterthümliche Räume nicht nur reich an großen Erinnerungen, sondern auch an alten Gemälden sind. Aber die eigentlichen Museen oder Bildersammlungen der Stadt bilden die Moritzkapelle und das landauer Brüderhaus, welches jetzt zur Kunstgewerbschule eingerichtet worden ist. In jener sind an Zahl und Werth Bilder der oberdeutschen Schule vorherrschend; dieses enthält Gemälde, welche zur Gründung einer Galerie in Nürnberg aus Schleißheim, Augsburg, Baireuth, Bamberg und aus den Beständen der Galerien von Düsseldorf, Manheim und Zweibrücken hierher gesendet worden waren, doch mit den schon vorhandenen ein passendes Local entbehrten, bis ihnen dieses auf Kosten der kunstsinnigen Stadt neuerdings erbaut worden ist. Auf die Sammlungen folgen die berühmten Kirchen, bei deren Betrachtung von außen und innen nichts Wesentliches übergangen wird; die Brunnen, das Rathhaus, der Rochuskirchhof, wo Peter Vischer begraben liegt und eine gothische Kapelle merkwürdige Altäre enthält; endlich die Stadtbibliothek, wo wieder die Miniaturen den Verf. beschäftigen. Neu war unter den Sehenswürdigkeiten Nürnbergs dem sonst dort wohlbewanderten Ref. die sogenannte Pfalzgrafenstube im Scheuern'schen Hause, ein kleines Zimmer, welches einfach, aber ungemein zierlich mit ohne Gebrauch von Nägeln ineinander gefügtem Lindenholz getäfelt ist. Unter den vielen Fürsten und Herren, welche vor Zeiten darin gewohnt haben, befinden sich Kaiser Maximilian I., der Herzog von Alba und der Cardinal Granvella. Es soll zugleich ein Beispiel der bescheidenen Ansprüche sein, welche vor Zeiten so hohe Herrschaften machten.

Das Andenken A. Dürer's, welches jeder nach Nürnberg pilgernde Kunstfreund dort noch in vielen Reliquien fortlebend zu finden hofft, wird nur durch sehr wenige Werke seines Pinsels hervorgerufen, und man muß seine Vaterstadt in dieser Beziehung arm nennen. Aber sie besitzt immer noch ein Bild von ihm, welches zu den köstlichsten seiner Art gehört. Es ist dies das Portrait des Patriziers Hieronymus Holzschuher, 1526, also zwei Jahre vor des Künstlers Tode, gemalt. Unentweiht von fremden Händen ist es seit jener Zeit als ein Kleinod in der Holzschuher'schen Familie verblieben, und als es Ref. bei dem jetzigen liebenswürdigen Besitzer sah, wurde er selbst durch die Ähnlichkeit desselben mit seinem Ahnherrn sehr angezogen. Das Wohnhaus Dürer's in seinem jetzigen Zustande verräth weder in seinem Äußern noch in seinem Innern die Wohnung eines Künstlers; wol aber wird man hier von dem Gedanken ergriffen, daß in dieser beschränkten Häuslichkeit, deren Frieden dem edeln Manne ein keifendes und geiziges Weib noch obenein verbitterte, so viel Herrliches geschaffen ward. Erst in der neuesten Zeit haben die Nürnberger ihrem großen Landsmann die von dem gesammten Deutschland getheilte Schuld der Dankbarkeit abgetragen, einmal durch Stiftung eines Albrecht-Dürer-Vereins, der sehr angemessen in des Künstlers Hause seine Sitzungen hält, und zweitens durch die schöne Statue von Rauch, „welche uns die Persönlichkeit Dürer's in ihrem ganzen natürlichen Adel, in ihrer deutschen Schlichtheit auf das schönste und lebendigste vergegenwärtigt". Hr. Waagen hat sie noch nicht an Ort und Stelle, sondern nur die obere Hälfte im Hause des Gießers, Hrn. Burgschmiet, gesehen, welcher durch diese treffliche Arbeit den alten Ruhm Nürnbergs im Erzgusse erneut hat. Ref., der sie ebenfalls im Gießhause und dann bereits mehrmals auf dem nach ihr genannten Platze gesehen, kann versichern, daß ihr Standort mit den interessanten Umgebungen im vollkommensten Einklange und das Ganze von sehr erfreulicher Wirkung ist.

(Der Beschluß folgt.)

Aus dem Kaukasus. Von M. Freiherrn v. Budberg-Benninghausen. Nach Lermontoff'schen Skizzen. Berlin, Lesecabinet. 1843. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lermontoff's geistreiche Skizzen haben in diesem Buche einen gewandten und kundigen deutschen Bearbeiter gefunden, dem wir für diese Gabe verpflichtet sind. Menschenkenntniß und Lebensbeobachtung sind in diesen kurzen Erzählungen, die zum größten Theil den Kaukasus und die kaukasische Lebensform zum Hintergrund haben, mitunter aber auch die hauptstädtische Existenz in sich aufnehmen, Welt- und Lebensdurchschauung sind in ihnen so hervorstechend, daß sie in dieser Beziehung gegen den Grundton der deutschen Novellistik im directen Widerspruch stehen. Die deutsche Novelle wendet sich

meistens an die idealen Lebenszustände, die russische ist regelmäßig frisch aus dem wirklichen Dasein gegriffen und stellt nur dies dar. Was Poesie und Philosophie dabei einbüßen, gewinnt die Weltklugheit und wird durch das stoffartige Interesse ersetzt, das sie in der Regel darbieten.

Der vorliegende Band enthält zunächst vier Erzählungen von mannichfaltiger Anziehungskraft. „Taman" führt in höchst eigenthümlicher Gestalt eine Schmugglerfamilie am Schwarzen Meer uns vor; eine taube Alte, ein blinder Knabe und eine mondsüchtige Tochter verwandeln sich nach und nach vor unsern Augen in feinsinnige Gauner, die den Erzähler nahezu in seinen eigenen Netzen fingen und in die Fluten begrüben, rettete ihn nicht überlegene Körperkraft. Der Fatalist hat in seiner Weise recht. Es ist bemerkenswerth, und der junge asiatische Ursprung der Russen zeichnet sich darin, daß der Russe im Ganzen genommen viel mehr Neigung zum fatalistischen Glauben hat als die übrigen europäischen Volksstämme. Was geschieht, ist ihm mehr als jenen des Himmels Wille, denn seine eigene Willenskraft ist gering. Es paßt dies auf alle Classen des russischen Volksstammes. Daß Jemand ein Pistol von der Wand nimmt, von dem er nicht weiß, ob es geladen ist oder nicht und darum wettet, daß er es vor seiner Stirn abdrücke — kann im übrigen Europa kaum vorkommen; in Rußland ist es möglich. Unser Fatalist thut das; er gewinnt die Wette und — wird an demselben Abend von einem betrunkenen Kosacken auf offener Straße niedergehauen. So etwas mag im Feldlager des Kaukasus sich begeben können! „Fürstin Mary" ist eine feine, durch Charakteristik ausgezeichnete Erzählung, die dem menschendurchforschenden Blicke des Erzählers alle Ehre macht. Sie malt uns zugleich ein neues Bild, das Badeleben in einem südrussischen Badeorte, mit dem Anblick des Elborus. Von der Seite der Charakterschilderung hat diese längere Erzählung die größten Vorzüge; sie ist unter diesem Gesichtspunkt ein Meisterstück und wird sich als solches bei denkenden Lesern geltend machen. „Fräulein Katinka" ist eine Skizze aus den beiden Hauptstädten Petersburg und Moskau und hat die Gesellschaft und vor Allem die Bräutigamsjagd zum Gegenstand. Sie ist des wirksamsten Scherzes voll und gibt uns stellenweise die seltene Befriedigung des herzlichen Lachens. Wir möchten in der That Den sehen, der den Unfall des Dr. Martin Martinowitsch lesen könnte, ohne der Macht des Lachgottes — dem die klugen Alten Tempel bauten — zu erliegen!

Nach diesem Allen wird es einer besondern Empfehlung dieser Schrift wol nicht erst bedürfen. Wir wünschen ihr viele Leser und dem Verf. den löblichen Gedanken, die Bearbeitung Lermontoff'scher Skizzen, von welcher er uns hier eine so schmackhafte Probe gab, fortzusetzen. Alle Lesegesellschaften hätten darauf ohne weiteres zu pränumeriren. 8.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Die französische Akademie.

Die Académie française ist nicht nur schon oft Gegenstand von Discussionen gewesen, indem man die literarische Bedeutung dieses Instituts in Zweifel gezogen hat, sondern es hat seit ihrer Stiftung nie an Personen gefehlt, denen, wie Chasles einmal sagte, die grünen Röcke der Akademiker, wie in der Fabel dem Fuchse die Trauben, zu grün waren. So sind denn zu allen Zeiten die Wahlen, durch die sich dieses gelehrte Corps vervollständigte, vielfach angegriffen worden. Nicht selten mischten sich hierbei politische Meinungen mit ins Spiel, so z. B. bei der beißenden „Biographie des quarantes" von Barthélemy und Méry, die ihrer Zeit so gewaltiges Aufsehen machte. Mit diesem sarkastischen und zum Theil wirklich hämischen Pamphlet kann eine soeben erschienene Broschüre, „Les petits mystères de l'académie française" von Arthur de Drosnay, was Witz betrifft, sich durchaus nicht messen. Die einzelnen kleinen Scandale und literarischen Cabalen, welche in diesen „Mystères" ans Licht gezogen werden, sind im Allgemeinen eben kein Geheimniß mehr oder bieten zum Theil für das größere Publicum eben kein Interesse. Die französische Akademie, die ihre grammatikalischen Bestrebungen immer mehr fallen läßt, hätte sich ein wirkliches Verdienst erwerben können, wenn sie den Rath des vor kurzem verstorbenen Ch. Nodier befolgt und sich an die Ausarbeitung eines umfassenden historischen Wörterbuchs der französischen Sprache gemacht hätte. Diesem geistreichen Akademiker, der sich mit seiner Akademie in Bezug auf einige Punkte der Orthographie im Widerspruch befand und der sich z. B. stets des oi für ai bediente, mag wol ein Werk vorgeschwebt haben, wie dasjenige ist, an dem die Gebrüder Grimm nun schon seit Jahren arbeiten. Hier wäre für eine gelehrte Innung, der so bedeutende Mittel zu Gebote stehen wie der Académie française, ein schönes Feld! Freilich müßte man dann wol darauf bedacht sein, von Zeit zu Zeit auch einmal einen tüchtigen Sprachkenner in den Schoos der Akademie aufzunehmen. Bloße Staatsmänner oder gewandte Weltleute, so zierlich und gewählt sie sich auch auszudrücken wissen, genügen zu solch einer Arbeit nicht. Indessen sieht man aber, wenn man die Sammlung der Arbeiten dieses gelehrten Vereins („Recueil des discours rapports et pièces diverses lues dans les séances publiques et particulières") durchläuft, daß die Thätigkeit desselben denn doch nicht so eitel und unnütz sei, als wol von manchen Seiten angenommen zu werden pflegt. Welche gehaltreiche Reden sind nicht unter Anderm in dem soeben erschienenen Bande dieser Sammlung, welcher die Jahre 1820—29 umfaßt, enthalten! Natürlicherweise läuft in diesen 127 Bogen auch wol manche Spreu mit unter. Die Fortsetzung dieses Bandes, welche vom J. 1830 —39 geht, ist bereits vor zwei Jahren erschienen.

Werke über Indien.

Die wichtigen Ereignisse in Indien haben schon eine Menge französischer Werke politischen, historischen und geographischen Inhalts hervorgerufen. Eine brauchbare Beschreibung von Afghanistan haben wir vor einigen Monaten von einem ehemaligen Zöglinge der Ecole des langues orientales vivantes zu Paris, Namens N. Perrin, erhalten. Dieses Werk ist zwar größtentheils aus englischen Quellen geschöpft, gibt indessen auch einige interessante Notizen, die noch weniger bekannt sind und die der Verf., irren wir nicht, an Ort und Stelle gesammelt hat. Sie sind meistens ethnographischer Art und beziehen sich zum Theil auf die wenig bekannte neuere hindostanische Literatur. An diese lesenswerthe Schrift schließt sich eine andere an, welche ein gleiches Interesse bietet. Es ist dies ein „Precis de l'histoire de l'Hindustan", der soeben die Presse verlassen hat. Der Verf. desselben, Pasquier, hat lange Jahre eine hohe Richterstelle in Pondichery bekleidet und gibt unter Anderm namentlich eine interessante Darstellung des gesammten Gerichtswesens im französischen Indien, die zu den wichtigsten Partien seines gehaltreichen Werkes gehört. Wir wollen bei dieser Gelegenheit gleich noch eines unterhaltenden Werkes gedenken, das zum Theil noch einige wichtige Beiträge zu den bisher schon erschienenen Schriften über die indischen Vorgänge liefert. Wir meinen das anspruchlose „Diary of travels and adventures in Upper-India", von Davidson. Der Verf. war Colonel in Indien und gibt uns in seinem Werke die Beschreibung einer Reise, welche sich von Bareilly in Rohilkund bis Burdwar und Nahun in den Himalayagebirgen erstreckte. Außerdem erhalten wir noch Schilderungen eines Ausflugs nach Bundelkund und einiger Jagdpartien nach dem Königreiche Oude. Hieran schließt sich noch eine Fahrt, die der Verf. auf dem Ganges stromabwärts machte. Das Ganze ist in einem einfachen, ungekünstelten Tone gehalten; nur hätte der Verf. wol die vielen Ausfälle gegen frühere Reisende, unter Andern gegen den würdigen Heber, unterdrücken dürfen. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 105. —— 14. April 1844.

Kunstwerke und Künstler in Deutschland. Erster Theil. Von G. F. *Waagen*.

(Beschluß aus Nr. 104.)

Von Privatsammlungen, die allerdings seit der Zeit von Murr sich sehr vermindert haben, erwähnt Hr. Waagen die reiche, aus Gemälden und Kunstgegenständen aller Art bestehende des Kaufmanns Hertel, in welcher das Hauptbild eine thronende Maria mit dem Christuskinde von Hans Burgkmayr ist. Schade, daß das durch Glut, Tiefe und Klarheit der Färbung ausgezeichnete Gemälde in dem Kinde ein Modell von seltener Häßlichkeit zeigt. In der Meckel'schen Sammlung bewunderte der Verf. den berühmten silbernen Tafelaufsatz von Wenzel Jamnitzer, von welchem kleinere Arbeiten in Silber auch Hr. Hertel besitzt. Daß es Hrn. Waagen nicht geglückt, die Campe'sche Sammlung zu sehen, ist zu bedauern, da dieselbe, obwol nicht sehr groß, doch vortreffliche Sachen enthält. So sind Ref. ein Dürer zugeschriebener Christus auf Golgatha, ein für die Familie Scheuern gemaltes Bild von Kranach, zwei köstliche Portraits von Quintin Messis und mehre Andere in treuer Erinnerung geblieben. Auch von der Volkamer-Forster'schen Sammlung, die vor wenigen Jahren noch existirte, keine Erwähnung zu finden, ist Ref. aufgefallen. Sie enthielt treffliche alte Schnitzarbeiten in Elfenbein und Holz, Sachen aus Wachs und Bronze (unter diesen ein Hund von P. Vischer), alte Waffen und Rüstungen, den berühmten Behaim'schen Globus und die Planigloben, Handzeichnungen und Kupferstiche, alte Miniaturen, unter welchen namentlich die herrlich auf Pergament geschriebene und mit köstlichen Miniaturen ausgestattete Genealogie des ausgestorbenen nürnbergischen Geschlechts von Rützel u. s. w. Nichts aber zog damals den Ref. so an als ein kleines von Dürer in Wasserfarben gemaltes Bild: der Tod der Gattin Pirkheimer's. Ref. bekam diese höchst interessante Sammlung durch Vermittelung des Hrn. v. Reider aus Bamberg zu sehen, den ja auch Hr. Waagen zu seinen Freunden zählt (S. 115).

Um diese Anzeige nicht über die Gebühr auszudehnen, will Ref. wenigstens die fränkischen Orte namhaft machen, an welchen der Verf. bei interessanten Kunstgegenständen verweilt. In *Schwabach* beschäftigen ihn die Kirche, der Altar des Wohlgemuth, ein hübsches Sacramenthäuschen im Geschmacke des A. Kraft und eine Anzahl von Bildern vom 14. bis 17. Jahrhundert, welche in einer Kapelle links vom Chor durch die thätige Fürsorge des verdienten Heideloff vor fernerm Untergange bewahrt worden sind. Unter diesen erregten namentlich die Gemälde auf einem Kasten, welcher die in Holz geschnitzte Statue der heiligen Katharina einschließt, und eins der reichsten und schönsten Rosenkranzbilder durch die zarteste Vollendung die Aufmerksamkeit unsers Reisenden, der dieses Bild dem Martin Schafner von Ulm zuzuschreiben geneigt ist. Eine reiche Kunstlese hält der Verf. im Kloster *Heilsbronn*. Schon im 13. Jahrhundert waren die Hohenzollern die Landrichter und seit 1333 als Burggrafen von Nürnberg die Schirmherren dieses Klosters, weshalb sehr viele Mitglieder dieser Familie in der Klosterkirche begraben sind. Die Epitaphien der Hohenzollern und die Altäre, deren Zahl früher 28, jetzt aber nur 11 beträgt, bieten an Gemälden und Sculpturen noch außerordentlich viel Merkwürdiges dar. In *Anspach* verdienen die Gumbertus- und Johanneskirche Aufmerksamkeit. Die erste, obwol in ihrem Innern gänzlich modernisirt, besitzt noch eine im alten Zustande erhaltene Kapelle mit einigen guten Glasmalereien, Statuen von Rittern, Grabesmonumente u. dgl. mehr. Sehr behagt hat es dem Verf. in der alten freien Reichsstadt *Rothenburg* an der Tauber, die mit ihren Thürmen, Mauern und Gebäuden ihr altes Gepräge noch unverwischt erhalten hat und daher für den Freund altdeutscher Art und Kunst höchst anziehend ist. Dieser findet dort große Befriedigung in der seit 1373 erbauten Jakobskirche, unter deren Alterthümern der 1478 gestiftete, aus unbemaltem Lindenholz bestehende Altar des heiligen Blutes ausgezeichnet ist. Für das wichtigste Kunstwerk dieser Kirche hält jedoch Hr. Waagen den Hochaltar im östlichen Chor, welcher das erste beglaubigte Werk des alten Friedrich Herlen ist, das er zu Gesicht bekam. Dieser Künstler ist deshalb sehr wichtig, weil er, in der Schule des van Eyck gebildet, die Kunstweise desselben theilweise in dieser Gegend verbreitet hat. Auch über das Rathhaus und die Spitalkirche erhalten wir mancherlei Notizen. In *Dinkelsbühl* erscheint das Innere der Hauptkirche zum

heil. Georg unserm Verf. als zu dem Schönsten gehörend, was Deutschland von gothischer Architektur des 15. Jahrhunderts aufzuweisen hat. Unter den Kunstwerken dieser Kirche befinden sich ein sehr interessanter Altarschrein von Friedr. Herlen und ein Altarbild desselben. In Wallerstein fand Hr. Waagen die fürstliche Gemäldegalerie nicht vor; sie befand sich in Augsburg, um restaurirt zu werden. Leider erfuhr er erst später in München, daß eine Sammlung von Manuscripten mit Miniaturen seinen Aufenthalt dort reichlich belohnt haben würde. Nördlingen, dessen kunstgeschichtliche Wichtigkeit schon aus Beyschlag's „Beiträgen zur nördlingischen Geschlechtshistorie" entnommen werden kann, bietet dem Kunstfreunde manchen schönen Genuß. Die ansehnliche, besonders in ihrem Innern schöne Hauptkirche enthält beglaubigte Hauptwerke von den zwei hier einheimischen Malern Friedr. Herlen und Hans Scheuffelin, auch einige Arbeiten von Bastian Taig, einem Schüler Scheuffelin's, von welchem auch die Moritzkapelle in Nürnberg ein paar, doch diesen untergeordnete Bilder besitzt. Hr. Waagen erwähnt noch die Salvatorkirche, das Rathhaus mit seinen Merkwürdigkeiten, mehre beachtenswerthe Bilder im Besitze des Hrn. Pfarrers Waldvogel und einen sehr interessanten Besuch bei dem Bürgermeister Hrn. Doppelmayr, welcher nicht nur ein warmer Kunstfreund, sondern auch mit einem ausgezeichneten Talente für Malerei begabt ist.

Einen sehr kleinen Raum (6 Seiten) im Buche nimmt Würzburg ein, und in der That ist dort viel weniger von Alterthümern zu finden, als sich in einem so uralten Bischofssitz erwarten läßt. Hr. Waagen bespricht mehr oder weniger ausführlich die Burkhardskirche als das älteste Bauwerk in Würzburg, den im Innern durchweg modernisirten Dom, von dessen ursprünglich romanischer Bauweise sich nur sehr wenig erhalten hat, die schöne gothische, aber leider auch verunstaltete Marienkapelle, das sehr imposante Schloß, Elfenbeinsculpturen und die Gemäldesammlung der Universität. Aufgefallen ist dem Ref. folgende Stelle in der Beschreibung des Doms (S. 367):

> Zwei Bündel-Säulen von dem alten Bau, deren eine von vier, die andere von acht Rundstäben gebildet wird, sind nach Art so mancher Säulen romanischer Bauten in Italien in der Länge ihres Schaftes zwei Mal auf eine seltsame Weise verschlungen.

Wie? ist es Hrn. Waagen entgangen, daß dies die symbolischen Säulen Jachim und Booz oder Boas sind, welche Namen auch auf ihrem Abacus stehen? daß wir hier ein „bedeutendes Denkmal der ältesten Bauvereine" vor uns haben, welches, wo es vorkommt, wahrscheinlich an die beiden Säulen dieses Namens im Tempel zu Jerusalem erinnern sollte? Ausführlich handelt von diesen beiden Säulen im Dome zu Würzburg Stieglitz in seiner „Altdeutschen Baukunst", Bl. XXXIII, ferner in seiner „Geschichte der Baukunst", S. 361 und 434, und in den „Beiträgen zur Geschichte der Baukunst", II, 112, wo sie auf Tafel 15 abgebildet sind.

In Aschaffenburg, wo die 450 Nummern enthaltende Bildergalerie einen neuen Beweis von dem erstaunlichen Gemäldeschatze des königlich bairischen Hauses liefert, interessiren Hrn. Waagen vorzüglich die Bilder des Matthäus Grunewald, dessen Hauptwerke jedoch jetzt die Pinakothek in München besitzt. Aus dem Stil und der Technik dieses Meisters glaubt Hr. Waagen den Schluß ziehen zu können, daß er der bisher unbekannte Lehrer des Lukas Kranach sei. Besonders wichtig und anziehend, wie sich auch aus der Beschreibung ergibt, müssen die bereits durch die Schrift des Professors Merkel bekannten Miniaturen der königlichen Hofbibliothek sein. Unter diesen befinden sich mehre aus dem Besitze des kunstliebenden Albrecht v. Brandenburg, Cardinals und Kurfürsten von Mainz, der hier die letzten vier Jahre seines Lebens zubrachte, namentlich die von dem nürnbergischen Künstler Nikolaus Glockenthon für ihn angefertigten; ein Missale soll in seinem malerischen Schmucke zu den reichsten bekannten Denkmalen dieser Art gehören. Eine sehr interessante Sammlung von Kunstwerken und Alterthümern sah der Verf. noch bei Hrn. Professor v. Hefeler.

Mögen diese Andeutungen hinreichen, auf den großen Werth des Buchs aufmerksam zu machen, welches in der Bibliothek jedes Kunstfreundes eine ehrenvolle Stelle einzunehmen und jeden kunstsinnigen Reisenden an Ort und Stelle als belehrender Führer zu begleiten bestimmt ist. Wir hoffen, daß uns Hr. Waagen die folgenden Theile, denen wir erwartungsvoll entgegensehen, nicht zu lange vorenthalten wird. 77.

Bericht einer englischen Zeitschrift über das deutsche Theater.

Den vollständigsten Bericht (wie der Reviewer sich selbst ausdrückt), der noch je dem englischen Publicum über den gegenwärtigen Zustand des deutschen Theaters vorgelegt worden, hat neulich das „Foreign quarterly review" geliefert. Der Reviewer bespricht Werner's, Müllner's, Grillparzer's, Houwald's, Grabbe's, Immermann's, Raupach's, der Prinzessin Amalie, Halm's und Raimund's Werke. „Eine Übersicht des modernen deutschen Theaters", sagt er, „ist kein leichtes und nichts weniger als ein angenehmes Geschäft. Seit Lessing, Schiller, Goethe, d. h. die letzten 40 oder 50 Jahre ist kein Zweig der deutschen Literatur und Kunst so unleugbar in Verfall gerathen." Die Ursachen sucht der Reviewer in Deutschlands Vielgetheiltheit, bei welcher sich kein fester Geschmack bilden könne, in dem lähmenden Einflusse der Regierungsmaßregeln, sonderlich der Censur, endlich in dem Einflusse einerseits der romantischen Schule auf den Geschmack der Deutschen (da diese Schule nichts empfahl als Shakspeare und Calderon und die jungen Dichter verleitete, mit unnatürlicher Anstrengung jämmerlich affectirte Charaktere, einen verrenkten, krampfhaften Stil und eine Art Berauschung im Pathos zu Tage zu bringen), andererseits des „bürgerlichen" Schauspiels mit seinen Flachheiten, seiner falschen Rührung, vergifteten Moral. Der Reviewer beginnt seine Übersicht mit der Kategorie der Schicksalsdramen. „Ein seltsames Product aus den streitenden Theorien und Tendenzen der Zeit, eine Art wilden Zusammenschlagens der aufgeblasensten romantischen Prätensionen und der gemeinsten «bürgerlichen» Interessen; Calderon, seine Rache, seine christliche Inspiration, sein wilder Katholicismus gepaart mit dem fühl- und wandellosen Schicksal der alten Griechen.

Aberglaube, Mysticismus oder Mord haben die Bühne beständig in Besitz, Furcht und Schauer sind die Lieblingsgefühle, das Mitleid entthront vom Grausen" u. s. w.

Er charakterisirt hierauf Werner, Müllner, Houwald, Grillparzer. Von Grillparzer sagt er: „Ein Poet, der mit dem Schicksalsdrama durch seinen ersten Versuch zusammenhängt, aber durch Zeit und Geist den zuvor Genannten weit überlegen ist; viel zu sehr durch seinen ersten Versuch bekannt und zu wenig durch seine spätern bessern Arbeiten, vereinsamt in seiner literarischen Stellung und von den Kritikern fast vergessen, ohne Widerrede der originellste und der kraftvollste der lebenden deutschen Dramatiker, obwol nicht der glücklichste noch der productivste. Die letzten Stücke Grillparzer's («Ein treuer Diener seines Herrn», «Weh dem der lügt», «Traum ein Leben» und «Des Meeres und der Liebe Wellen») alle zwischen 1830 und 1840 gedichtet, entsprachen nicht den Erwartungen deutscher Auditorien, aus keinem andern Grunde, als weil sie über deren Fassungskraft und Mittel hinausgingen. Künftige Zeiten werden richten zwischen Grillparzer, Immermann, Grabbe, den Ausgestoßenen vom deutschen Theater, und solchen wie Raupach, Madame Birch-Pfeiffer und den elenden Übersetzern französischer Vaudevilles."

Blos genannt werden folgende: Körner, Zschokke (wegen des „Abällino"), von Maltitz, Uhland (wegen des „Ernst von Schwaben"), E. v. Schenk, Auffenberg, Uechtritz, Oehlenschläger, Zedlitz. Einzelnes von diesen Dichtern wird kurzweg gebilligt oder gelobt, im Allgemeinen jedoch gesagt, die ziemlich lange Liste enthalte wenig Gesalzenes und Geschmalzenes. Nicht einer von den Genannten, obwol sie alle in Deutschland mit ihren Stücken zu ihrer Zeit Beifall gefunden, habe etwas Anderes als den momentanen und falschen Effect des Tages hervorgebracht. Nun wird zu Raupach übergegangen, „dem Einzigen, der bei nicht dem geringsten Anspruch auf eigentlichen dramatischen Genius und weit weniger schöpferisch als der Haufe der vor ihm genannten, dennoch durch eine ängstliche, aber geschickte Nachahmung Schiller's und durch seine Gewandtheit, diesen angenommenen Stil allen Gattungen und Gegenständen sauber anzupassen, die Bühne seit 1826 ein Jahrzehnd lang in fast unbestrittenem Besitz hatte. Mögen Diejenigen, die das Volk in Deutschland immer nicht anders darstellen denn als eine Nation von Kritikern und Denkern, es erklären, wie ein Ernst Raupach der erste deutsche Dramatiker werden konnte, der trotz aller unablässigen und eindringlichen Einsprache der Kritik die deutsche Bühne über zehn Jahre behauptete, mit seiner blossen Feder sich ein beträchtliches Vermögen, ein schönes Haus in Berlin und bedeutende Güter in Schlesien erwarb. O der armen Kritiker und Denker, die es wirklich sind! Mann für Mann haben sie ununterbrochen in Recensionen dem trefflichen deutschen Publicum aufs bündigste dargethan, daß Raupach gar kein Dichter sei, sondern seine Stücke fabricire wie der Messerschmied seine Waare. Aber trotzdem fand das gute Publicum ihn für sich gut genug. Schöne Decorationen kamen in seinen Stücken vor, prächtige Theatereffecte, die Sprache war so glatt und faßlich und sonderlich so recht der Widerhall von Schiller's Pathos, und kurz, Raupach der Liebling jedes Publicums in Deutschland." Übrigens wird hinzugefügt, daß in Süddeutschland Raupach weniger populair geworden als in Norddeutschland, und daß dort namentlich seine „Hohenstaufen" keinen Erfolg gehabt haben. Aus den Notizen über Raupach nur noch diese: „Ein Genre, das seinen Kräften angemessener war, fand er in einer andern Mixtur von Sentimentalität und Sittenschilderung aus dem gemeinen Leben. «Vor hundert Jahren», worin er eine Anekdote aus dem Leben des in Deutschland populairen «Alten Dessauer» dramatisirte, wurde wunderschön gespielt und in Berlin, dieser Kamaschen- und Kasernenstadt, mit Jubel aufgenommen."

Über Grabbe sagt der Reviewer, es hätte diesem bei seinem Genie, seinem wilden Ehrgeiz, seiner üppigen jugendlichen Kraft an nichts als Unterstützung von außen gefehlt, um ein wahrhaft großer Mann zu werden, statt uns das schmerzliche Schauspiel des Zerrbildes eines solchen zu geben. „Er verlor sich mit den Jahren immer mehr vom Praktikabeln, bis er endlich in seinen Planen poetische Schönheit und Ausführbarkeit auf der Bühne gänzlich aus den Augen verlor. Alles mußte maßlos sein, alles gigantisch, kolossal, verzweifelt; wenn eine Schlacht, alle ihre Einzelheiten; wenn Tugend oder Laster, beides in der höchsten Steigerung und Gewalt; wenn Geschichte, ein ganzes Volk, eine ganze Periode, ein ganzes Land in den Rahmen des Gedichts gepreßt; suchten Andere fließende Verse zu schreiben, mußte er einen harten, holprigen, zusammengedrängten, veralteten Stil haben. Armer, unglücklicher Grabbe! Er ist außerhalb Deutschlands nicht bekannt, aber selbst die armselige Übersetzung, welche seine rohe Kraft zuließe, würde bei dem englischen Leser auf die tiefste Theilnahme rechnen können." Dann folgt Immermann. Der Reviewer hatte in derselben Zeitschrift schon früher Immermann's „Münchhausen" mit glänzendem Lobe, auch seinen „Merlin" besprochen. Er macht das englische Publicum nun auf ihn auch als Dramatiker aufmerksam. Er gibt kurzen Bericht von Immermann's Theaterdirection, wegen des Weitern auf die „Memorabilien" verweisend. Immermann's Trauerspiele werden nur genannt, ohne Beifügung eines Urtheils.

„Das aufregende Jahr 1830 riß den erwachenden Volksgeist in eine der Bühne abgewendete Bahn; die nächsten fünf Jahre sind vielleicht die kahlsten und trostlosesten der ganzen Reihe, selbst für das deutsche Theater. Schlechte, traurige Übersetzungen werthloser Stücke waren die ganze Speise. Der Lichtpunkt dieser Periode ist das spießbürgerliche Effectstück, worin Charlotte Birch-Pfeiffer den ersten Rang behauptete. Nachher trat eine Reaction ein, und in den letzten sieben Jahren ist die dramatische Productivität wieder ausnehmend groß geworden."

Zuerst wird die Prinzessin Amalie genannt, welche das häuslich-bürgerliche Schauspiel nach Iffland's Muster mit Erfolg angebaut habe. „Einfachheit und Gefühl, das sich nie zur Leidenschaft erhebt; sanfte, etwas schwache Charaktere; ein schlichter, kunstloser Plan; die Sitten der guten Gesellschaft; hausbackene Moral — dies sind die Züge ihrer dramatischen Muse. Das Beste in ihren Sachen ist ein gewisser niedlicher Humor, einiges Pathos, eine lebhafte Theilnahme an den Stimmungen des gewöhnlichen Lebens und große Gutherzigkeit." Demnächst wird Weißhaupt's (Herzogs Karl F. Aug. v. Mecklenburg) „Die Isolirten" erwähnt; als andere Bearbeiter derselben Gattung folgen Eduard Devrient, Frau v. Weissenthurn und Gutzkow (wegen der „Schule der Reichen" und „Ein weißes Blatt").

Ueber Friedrich Halm spricht der Reviewer ausführlicher. „Mit ungeheuerm Erfolg trat 1836 «Griseldis» auf die Bühne, ein Stück, das zwischen dem Romantischen, Sentimentalen und Bürgerlichen eine Art Mitte hält. Zahllose Ausgaben davon sind erschienen; es ist ins Französische, ins Holländische, ins Schwedische übersetzt worden, wird, wenn wir nicht irren, eben ins Englische übertragen *), und sein Erscheinen auf dem Théâtre français steht, wie man hört, bevor. Seit Müllner's «Schuld» sind nicht solche Thränenströme geflossen. Halm hat später Besseres geschrieben, aber nicht wieder den gleichen Erfolg errungen. Der unsaglich leichte Fluß seiner Verse ist wenigstens außerordentlich, und Niemand kann eine dürftige Erfindung oder auch eine grausame unnatürliche Katastrophe mit dem Parfum zärtlicherer Gefühle und süßerm Duft der Redeblumen bedecken." Der „Sohn der Wildniß" wird noch als das Gegenbild zu „Griseldis" bezeichnet.

„Das historische Drama fand einen schwachen Repräsen-

*) „Griselda: a dramatic Poem. Translated from the German of F. *Halm* by *Q. E. D.*" (London 1844).

tanten in Julius Mosen. Es fehlt ihm an schöpferischer Kraft und Originalität."

„Origineller ist Gutzkow, aber er hat nicht im Drama seine größte Stärke. Einer der Führer des Jungen Deutschland, mit allen Fehlern dieser Schule, aber mit mehr als ihrem gewöhnlichen Verdienste, ein Mann von Energie, ein scharfer Kritiker, nachdrücklich und bestimmt in Allem, was er schreibt, aber als Dramatiker zu kalt, zu raisonnirend." „Patkul" wird für Gutzkow's bestes Stück erklärt, „eine Art politischer Tragödie, ein Werk, worin das Wagstück ausgeführt ist, liberale Gedanken und Meinungen auf die Breter zu bringen, ein wirklich modern gefühltes Trauerspiel, modern im höchsten Sinne des Worts, indem es große Wahrheiten in Bezug auf Freiheit und Nationalität ausspricht". „Gutzkow's Dramen sind sämmtlich in Prosa geschrieben, in Lessing'scher Manier; sein Stil ist gedrängt, kurz, von epigrammatischer Kraft, aber selten erhaben und nicht immer frei von Geziertheit." Von Laube wird nur gesagt, er habe sich ebenfalls auf die Bühne gewagt und mit „Monaldeschi" glücklich debutirt; dem sei dann im „Rococo" ein sehr verunglückter Versuch gefolgt.

Endlich werden noch Bauernfeld und sein „graziöser Dialog", Deinhardstein, Castelli, Töpfer, Lebrun, Albini, Cosmar, Blum, Angely genannt, und bemerkt: auf sein Lustspiel warte Deutschland noch, wie auf die politische Freiheit und Nationaleinheit. Inzwischen suche sich Scherz und Laune Luft zu machen in der Zauberposse, Localposse und derartigen wiener Producten. Karl von Holtei und der „Eckensteher Nante" werden nicht vergessen. Den Beschluß machen Notizen über Schauspieler, Bühnenwesen u. dgl. 78.

Histoire de la Vendée militaire par M. *Crétineau-Joly*. Zweite Ausgabe. Vier Bände. Paris 1843.

Das Schönste, was über das blutige Drama der Vendéekriege geschrieben ist, sind die herrlichen „Memoiren der Frau von Laroche-Jacquelin", der Gemahlin eines der Hauptanführer dieser begeisterten Royalisten. Der Baron von Barante, der Historiker der Herzoge von Burgund, von dem die Papiere dieses Heldenweibes geordnet, überarbeitet und herausgegeben sind, hat den poetischen Duft unverwischt gelassen, der diesen Denkwürdigkeiten einen eigenen Zauber leiht. Wie einfach und doch wie ergreifend sind hier die einzelnen Scenen geschildert, die an uns vorübergeführt werden! Nirgend ist die Erzählung mit eitlem Prunk überladen und gerade da, wo die Dame, die es geschrieben hat, am tiefsten, am schmerzlichsten verletzt ist, da genügen ihrem Schmerze ein paar nackte Worte. So unvergleichlich indessen dieses Werk ist, so wird es doch Niemandem einfallen, an einfache, anspruchslose Memoiren dieselben Anfoderungen zu machen, die man an eine eigentliche Geschichte macht. Mad. de Jacquelin griff nur einzelne von den Hauptscenen und zwar meistens nur solche, denen sie selbst beiwohnte, heraus und stellte es dem Historiker anheim, die verschiedenen Vorgänge zu einem Gesammtbilde zu vereinigen. Man kann sich denken, daß mehr als Ein Geschichtschreiber an diesem dankbaren Stoffe, der eine so große Mannichfaltigkeit darbietet und bei dem der Maler die verschiedenartigsten Farben anwenden kann, seine Feder versucht hat. Die meisten von Denen indessen, die noch während der Kaiserzeit oder bei Beginn der Restauration diese Kriege behandelten, standen noch zu sehr unter dem unmittelbaren Einflusse der Parteiansichten und ließen sich meistens zu sehr von dem Ergreifenden dieses Dramas, das ihnen noch so nahe lag, hinreißen, als daß ihre Darstellung uns jetzt noch genügen könnte. Selbst Alphonse de Beauchamp, der bekannte Schriftsteller, dem bei Abfassung einer Geschichte dieser royalistischen Bewegungen eine Einsicht in die wichtigen Papiere Fouché's gestattet wurde, macht uns in dieser Schrift mehr den Eindruck eines Pamphletisten als eines wahren Historikers. Unvergleichlich gediegener ist die „Geschichte der Vendée", die vor einem bis zwei Jahren zum ersten Mal erschien und die so viel Anklang gefunden hat, daß seitdem schon wieder eine neue Ausgabe nöthig geworden ist. Crétineau-Joly, von dem dieselbe herrührt, macht zwar mit seinen royalistischen Grundsätzen kein Hehl, läßt sich aber nie zu der gehässigen Parteilichkeit verführen, mit der seine Vorgänger die Revolution in Bausch und Bogen verdammen. Dabei hat er Alles benutzt, was vor ihm geschrieben ist, und scheint überdies noch aus mündlichen Erzählungen verschiedener Augenzeugen geschöpft zu haben. Ein einfacher und ungekünstelter Stil hebt seine ganze Darstellung.

Der Verf. dieses Werkes ist als Journalist in mehren legitimistischen Blättern als Herausgeber einer Schrift bekannt, in der die Verträge von 1815 zur Erbauung seiner Landsleute zusammengestellt sind. Etwas berüchtigt hat er sich durch einen Proceß mit dem bekannten General Donnadieu gemacht, dessen Name mit den Erinnerungen an die Vorgänge zu Grenoble verflochten ist. Crétineau-Joly hatte nämlich vor einiger Zeit angekündigt, er werde ein Werk über die Unruhen herausgeben, die während der Restauration zu Grenoble stattfanden. Eine Beschreibung dieses Ereignisses, das immer noch in ein gewisses Dunkel gehüllt ist, würde schon an und für sich höchst interessant sein, ward es aber noch mehr durch das Versprechen Crétineau's, der seiner Schrift gegen 90 Briefe vom Herzog von Décazes, der in dieser ganzen Angelegenheit eine sehr zweideutige Rolle gespielt hat, einverleiben wollte. Die Freunde des Scandals freuten sich auf die Veröffentlichung dieser Documente, von denen sich freilich auch der Geschichtschreiber selbst manches neue Licht zu versprechen gehabt haben würde. Am wichtigsten aber mußten diese Briefe für Hrn. Donnadieu sein, dem nicht selten eine eigenmächtige Grausamkeit vorgeworfen ist, obgleich er standhaft behauptet hat, nichts gethan zu haben, was ihm nicht vom Minister Décazes geheißen worden sei. Als nun die Veröffentlichung des angekündigten Werkes sich immer länger verzögerte, drang er daher in Crétineau-Joly, die Herausgabe der Documente zu beschleunigen. Zuerst gab dieser ausweichende Antworten, bis er endlich erklärte, er werde sein verheißenes Werk gar nicht erscheinen lassen, weil er sich eines andern besonnen habe. Allgemein vermuthete man, Décazes habe den Journalisten gewonnen, um die Herausgabe der Briefe, mit der gedroht war, von sich abzuwenden. Noch bestärkt wurde man in dieser Annahme, als der jetzige Kanzler von Frankreich einer Auffoderung Donnadieu's, der es öffentlich aussprach, es müsse sogar im Interesse des Hrn. v. Décazes sein, auf den Abdruck der angekündigten Papiere zu dringen, keine Folge leistete. Donnadieu hielt sich nun für berechtigt, auf juridischem Wege die Herausgabe jener Briefe zu verlangen, die nothwendigerweise die ihm gemachten Vorwürfe bestärken oder in ihrer Richtigkeit darstellen mußten. Crétineau-Joly ließ es auf einen Proceß ankommen, und das Resultat davon war, wie man voraussehen konnte, natürlich, daß der General mit seiner Klage abgewiesen wurde. Das Gericht konnte den Schriftsteller nicht zur Erfüllung seines Versprechens zwingen. Indessen war das Licht, das auf Crétineau und Décazes fiel, gleich verdächtig. Im Erstern sah man den feilen Schriftsteller, der erst mit der Veröffentlichung von Papieren drohte, die sich in seinen Händen befanden und mit denen er eine Summe Geldes zu erpressen hoffte, und Décazes, von dem Chateaubriand gesagt hat: „Son pied a glissé dans le sang", erscheint als der Mann, der es nicht für gerathen hält, das Licht der Wahrheit herauszufodern. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 106. —— 15. April 1844.

Geschichte des Feldzugs von 1814 in dem östlichen und nördlichen Frankreich bis zur Einnahme von Paris. Als Beitrag zur neuern Kriegsgeschichte. Erster und zweiter Theil. Mit Plänen. Berlin, Mittler. 1843. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Der ausgezeichnete preußische Feldherr, dessen Belehrungen und Aufzeichnungen wir das Material dieses Werks verdanken, der General der Infanterie Karl Wilhelm Georg von Grolman, ist nach langen Leiden am 15. Sept. v. J. in Posen verstorben. Er gehörte zu jenen Helden des Befreiungskrieges, von denen allmälig einer nach dem andern zur Ruhe eingeht, die aber in der Erinnerung noch späten Enkeln auf der Bahn des Ruhms und der Ehre vorleuchten werden.

Für Diejenigen, denen es nicht vergönnt gewesen ist, den als Menschen und Krieger mit den seltensten Gaben ausgerüsteten Mann entweder auf dem Schlachtfelde zu sehen oder sonst in seiner Nähe zu verweilen, war die im J. 1837 erschienene „Geschichte des Feldzugs von 1815 in den Niederlanden und Frankreich" ein rühmlicher Beweis vielseitiger Bildung. Die Herausgabe besorgte nach den vor einem Kreise von Offizieren gehaltenen Vorlesungen Hr. von Damitz, Major in der Adjutantur. Aus ähnlichen Anleitungen und Mittheilungen ist das vorliegende Werk hervorgegangen, dessen Redaction der Einsicht und Darstellungsart des genannten Stabsoffiziers zur großen Ehre gereicht und ihn des von Grolman bewiesenen Vertrauens als vollkommen würdig erweist. Um so mehr hoffen wir daher, daß aus seiner kundigen Hand auch der dritte Theil dieses Werks, der, wie wir hören, bereits im Drucke begriffen ist, recht bald hervorgehen und die Geschichte des Feldzugs dadurch ihren Schluß erhalten wird.*)

Wir können uns bei solchen kriegsgeschichtlichen Werken vorzugsweise zwei Classen von Lesern denken. Zu der einen gehören die bei den militairischen Ereignissen persönlich Betheiligten, von denen einige (ihrer werden freilich immer weniger) die geschilderten Begebenheiten aus eigener Erfahrung beurtheilen und die Verfasser zu berichtigen oder ihnen beizupflichten im Stande sind, andere, und das sind mehr solche Jüngere, die von ihrem damaligen Standpunkte aus nur beschränkte Anschauungen gewinnen konnten, gern die Geschichte der verhängnißvollen Tage vor ihrem geistigen Auge vorübergehen lassen. Die zweite Classe besteht aus solchen Freunden der historischen Literatur, die sich überzeugt haben, daß nicht blos aus den Büchern der Gelehrten vom Fache die Geschichte der neuern Zeit erlernt werden kann, sondern daß sie ganz besonders durch die Schriften gebildeter Militairs wesentliche Bereicherung empfängt, namentlich für solche, die, jetzt den bürgerlichen Verhältnissen angehörend, vor Jahren selbst die Waffen getragen haben. Und dieser sind ja immer noch eine bedeutende Anzahl in Deutschland. Indem wir uns anschicken, die folgende Relation vorzugsweise für die Leser der zweiten Classe einzurichten, zu denen ja auch der größte Theil der Leser d. Bl. gezählt werden muß, haben wir im Allgemeinen der Schrift der Herren von Grolman und von Damitz das Lob der größten Wahrhaftigkeit und Unparteilichkeit zu ertheilen und in der Abfassung derselben eine musterhafte Präcision und Klarheit zu rühmen. Die ersten der genannten Tugenden begründen sich auf genaue Kenntniß aller vorhandenen Hülfsmittel, womit denn nicht leicht Jemand besser ausgerüstet sein konnte als der General von Grolman. Denn außer seinen eigenen Erfahrungen aus einem Feldzuge, in welchem seine Mitwirkung bei großen und entscheidenden Ereignissen häufig in Anspruch genommen war, standen ihm die Materialien des preußischen Generalstabs und die Originalberichte der Corps, Regimenter und Brigaden zu Gebote, ferner die sichersten Quellen für die Geschichte der übrigen verbündeten Heere (namentlich für Östreich das genaue Werk des Oberstlieutenants Schels „Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814"), und ebenso für die französische Armee, wo nichts ohne Benutzung authentischer und zuverlässiger Schriften aufgenommen worden ist.

Um nun, ehe wir unser oben ausgesprochenes Lob im Einzelnen nachweisen, dies durch eine Stelle von allgemeinerm Charakter zu bethätigen, wählen wir eine der vielen so nützlichen Übersichten, und zwar ein Stück aus dem Überblick sämmtlicher Kriegsverhältnisse im Gro-

*) Dieser dritte Theil ist inzwischen erschienen (3 Thlr.). D. Red.

ſen bei Eröffnung der Campagne im Monat December 1813. Es heißt hier (S. 156):

Napoleon, auf diese Weise von den Streitmassen der Verbündeten in einem großen Halbcirkel von Holland bis zu den Pyrenäen umgeben, mußte fühlen, daß sein Defensivverhältniß von der Art war, daß es sich nicht mehr um den Verlust großer Ländergebiete und Hauptwaffenplätze handelte, sondern daß er gezwungen sei, einen Kampf um seine Existenz zu führen. In diesen äußersten Punkt der Defensive zurückgeworfen, hätte er auf die Möglichkeit eines Erfolgs nur dann rechnen können, wenn er, alles Andere aufgebend, nur dahin strebte, so stark wie möglich auf dem Schlachtfelde dem Feinde entgegenzutreten. In dem gegenwärtigen Augenblicke aber, wo er, anstatt seine Feinde über seine Schwächen zu täuschen, von ihnen überrascht wurde, durfte er nur noch hoffen, durch Benutzung der Blößen, welche die feindlichen Armeen ihm geben würden, eine günstige Wendung des Kriegsgeschicks herbeizuführen. Inwieweit ihm dies nun gelungen, und mit welchem Aufwande von Muth und Kraft auf beiden Seiten dieser erbitterte Kampf in der rauhesten Jahreszeit und unter den mannichfachsten Beschwerden geführt wurde, gehört den Thatsachen der Kriegsgeschichte an. Wenn auch nicht durch große und entscheidende Schläge, wie in der Campagne von 1815 der Kampf geführt wurde, so erblicken wir doch in den kühnen Zügen, in den persönlichen Hingebungen, selbst in den unglücklichsten Verhältnissen, die stets furchtlosen, sich ihrer selbst bewußten Heldennaturen wieder. Nach einem großen Ziele unausgesetzt strebend trugen die einzelnen Fehler und Mängel bei Führung der Operationen nur dazu bei, die Seelenkräfte noch mehr zu heben und zu stählen, und so durch sie den endlichen Sieg zu erringen, welcher der gerechten und guten Sache in diesem ewig denkwürdigen Kriege vorbehalten war.

Wenden wir uns hierauf zu einzelnen Stellen und verweilen zuerst bei denen über Napoleon, so haben die ihr Vaterland warm liebenden Verfasser nie das militairische Genie des Kaisers, seine Energie, seine blitzschnellen Entschlüsse verkannt oder ihn etwa in der Art zu verkleinern gesucht, wie neuere, unwissende Scribenten alle Erfolge östreichischer, russischer, preußischer und englischer Feldherren in ihrer starren Bewunderung vor dem einzigen Napoleon zu verkleinern streben. Dagegen aber beweist von Grolman nach Darlegung von Thatsachen, die für jeden Unbefangenen überzeugend sein müssen, daß die Einleitung des Feldzugs 1813 und die Vertheilung der Streitkräfte französischerseits als nicht gelungen angesehen werden müsse und daß Napoleon den richtigen Zeitpunkt zur Eröffnung seiner Operationen um einige Tage verfehlt habe. Ebenso wenig glücklich sei er bei der Eröffnung der zweiten Offensive gegen die Hauptarmee der Verbündeten im Febr. 1814 gewesen, wogegen die gegen Blücher ausgeführte Operation weit besser geleitet und entworfen war. Das alte Glück, so lesen wir an mehren Stellen, war dem Kaiser doch nicht mehr günstig, und die geringschätzige Meinung, die er von seinen Gegnern hatte, rächte sich an ihm. Wenn es also sehr belehrend ist, zu wissen, wie Napoleon im eigenen Lande besiegt worden sei, so stehen die zwar bescheidenen, aber doch freimüthigen Bemerkungen des Hrn. von Damitz über die Fehler, welche von Seiten der Verbündeten begangen sind, für uns noch höher und geben in der That sehr bedeutende Aufschlüsse über einzelne Operationen des Winterfeldzugs von 1814, wogegen Schels in dem angeführten Werke sich sorgfältig in Acht genommen hat, nirgend etwas zu äußern, was als Kritik über die Kriegführung der östreichischen Truppen angesehen werden könnte. In dem vorliegenden Werke also wird unter Anderm gezeigt, wie die Leitung der verbündeten Truppen zur Eröffnung des Feldzugs nach einer einfachern Anordnung möglich gewesen und die anfängliche Zerstückelung ihrer Streitkräfte dem Princip einer entscheidenden Kriegführung durchaus zuwider gewesen sei; ferner, daß am 31. Jan. 1814 es von Seiten der Verbündeten nur eines allgemeinen ernsthaften Angriffs bedurft hätte, um den mit geringen Streitkräften auf einem sehr unvortheilhaften Terrain aufgestellten Napoleon gänzlich zu vernichten, sowie daß eine energische Verfolgung des Feindes nach dem Siege bei La Rothière von den wichtigsten Resultaten gewesen sein würde. Gegen die Hauptarmee wird gleichfalls öfters ein zwar anständiger, doch bitterer Tadel ausgesprochen, namentlich durchaus begründet, daß die Ruhe, welche diese in den entscheidenden Tagen vom 7. bis zum 10. Febr. genoß, Napoleon die völlige Freiheit gewährte, seine entscheidenden Schläge gegen die schlesische Armee auszuführen. Ebenso wird auch das Entmuthigende des Rückzugs von Troyes aus mit innigem Schmerz geschildert, die Unterhandlungen zu Lusigny über einen Waffenstillstand werden nach dem trüben, verstimmenden Einflusse dargestellt, den sie ausübten, und namentlich an verschiedenen Stellen gezeigt, wie nachtheilige Folgen die Federn der Diplomaten im großen Hauptquartiere auf die Schwerter der Krieger gehabt haben, z. B. auf die Verhinderung energischer Maßregeln nach der Schlacht bei Bar-sur-Aube. Zugleich aber wird die hochherzige und edle Selbstverleugnung des Fürsten Schwarzenberg, der in seiner Stellung vom Anfange der Operationen an von ganz andern Principien ausging und öfters auszugehen genöthigt war als Blücher, von unsern Verfassern überall nach Gebühr anerkannt. Denn die Geschichtschreiber der Befreiungskriege werden es nie unterlassen dürfen zu bestätigen, daß nicht leicht ein besserer Mann für den schwierigen Posten des Oberbefehlshabers konnte gefunden werden als der Fürst Karl von Schwarzenberg, jener schöne, stattliche Held voll Würde und Heiterkeit, das entsprechende Bild der Hoheit seines Gebieters und des gutmüthigsten, deutschen Biedersinns.

Einen sehr bedeutenden Theil der vorliegenden beiden Theile nehmen natürlich die Schlachten und Schicksale der schlesischen Armee unter Blücher ein. Von ihr ist fast Unglaubliches an Ausdauer, Muth, Tapferkeit und Enthaltsamkeit geleistet worden, was sie wiederum nur unter einem solchen Anführer zu leisten vermochte, zu dessen Charakteristik das Grolman'sche Buch von unschätzbarem Werthe ist. Ja man möchte sagen, daß in ihm die stark ausgeprägte und schnell gültige Persönlichkeit des Helden in einer Größe hervortritt, die den meisten unter den Jüngern gewiß bis jetzt unbekannt war, wie dies unter Andern dem Schweizer Ott in seiner

Schrift „Geschichte der letzten Kämpfe Napoleon's" begegnet ist, wogegen gerade in dieser Beziehung die gelungene Schilderung in Steffens' „Denkwürdigkeiten" (VII, 135—145) als eine willkommene Ergänzung von der Hand eines Nichtmilitairs angesehen werden muß. Wir folgen demnach mit gesteigertem Interesse dem Verf. in seiner Erzählung von dem durch die frankfurter Unterhandlungen gebotenen Verweilen des alten Feldmarschalls in den Cantonnements am Rheine, wir theilen die begeisterte Stimmung, in welcher der Rheinübergang in der Neujahrsnacht 1814 beschrieben ist, und begleiten die schlesische Armee in ihren ersten Unternehmungen auf französischem Gebiete bis zur Schlacht bei Brienne am 29. Januar. Nach gemeinsamem Beschlusse in den ersten Tagen des Februar beginnt Blücher seine Operationen allein in der Richtung der Marne. Wir wissen, daß dies in getrennten Abtheilungen geschah und daß hierin die Ursache der zahlreichen Unfälle lag, welche das schlesische Heer im Laufe des Februars betroffen haben. Der augenblickliche Irrthum, zu dem Blücher durch seine eigenthümliche Lage in Etoges während der Nacht und am Morgen des 10. Febr. verleitet wurde, wird von den Verfassern keineswegs beschönigt, Alles ist der Wahrheit gemäß erzählt, und die einfache Sprache wird bei diesem unglücklichen Ereignisse ihren Eindruck auf das Gemüth der Leser nicht verfehlen.

Die einstige Heldensage Blücher's — sagt von Damitz — wird aber dadurch nicht minder groß und erhaben zur Nachwelt übergehen, wenn sie einen Irrthum ihres Heros eingesteht. Der Ruhm des preußischen Helden bedarf keines falschen Schmucks, er kann nur durch die Aufrichtigkeit gewinnen. Auch sind es nicht immer die glücklichen Ereignisse eines Kriegs, in denen sich die Größe eines Feldherrn darthut, vielmehr sind es die Augenblicke, wo das mit den größten Kraftaufopferungen errungene große Werk einzustürzen droht und nun der die Seele des Helden durchwühlende Kampf das Resultat gibt, sich unter dem Schutte desselben zu begraben. (II, 93, 103.)

Solche Prüfungsstunden bestand die schlesische Armee in den nachtheiligen Gefechten bei La Ferté-sous-Jouarre und Champaubert (9. und 10. Febr.), bei Montmirail und Les Noues (11. und 12. Febr.), bei Etoges und Vauchamps (13. und 14. Febr.). Jedoch sie bewährte sich in der Feuerprobe des Unglücks. Die Seelenqualen aber, welche der kühne rastlose Geist Blücher's damals erlitt, gehörten mit zu den härtesten Schicksalen, welche dem greisen Feldherrn auf seiner Heldenlaufbahn vorbehalten blieben. Und nach allen diesen Unfällen, welche der schlesischen Armee den dritten Theil ihrer Stärke gekostet hatten, vermochte Blücher doch, nachdem ihn Napoleon bis nach Chalons zurückgeworfen hatte, nach dem kurzen Verlaufe von vier Tagen seine Armee schlagfertig herzustellen und am 21. Febr. bei Mery einzutreffen, vollkommen fertig dem Hauptheere zu Hülfe zu eilen, das ihn ungroßmüthigerweise verlassen hatte. Eine solche That gehört zu den beispiellosesten Ereignissen in der Kriegsgeschichte und beweist allein schon die große Thatkraft Blücher's.

Wir müssen es uns bei dem beschränkten Raume und in Berücksichtigung Dessen, was wir noch über ein Werk von so ausgezeichnetem Werthe zu sagen haben, versagen, weiter auf die militairischen Operationen einzugehen. Die Bestürzung im großen Hauptquartiere, die glänzenden Waffenthaten der Würtemberger und Baiern, die leider ohne Erfolg waren, der Rückzug auf Troyes in seinen nachtheiligen Wirkungen auf das Moralische der Truppen, bis die Energie des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen diesem verzweiflungsvollen Treiben ein Ziel setzte, der unendliche Jubel der Soldaten, als man wieder die Offensive ergreift — alles Dies ist ausführlich und mit großer Klarheit beschrieben. Dasselbe gilt von dem kühnen Vorrücken Blücher's gegen die französischen Marschälle seit dem 24. Febr., wodurch er bereits am 26. zu Meaux steht, zehn Meilen von Paris, eine Bewegung, der selbst Napoleon seine vollständige Bewunderung gezollt und geäußert hat, daß durch diesen Marsch der ganze Krieg einen veränderten Umschwung erhalten habe. Unter den verschiedenen politischen und strategischen Aufschlüssen von Wichtigkeit, welche das vorliegende Werk enthält, findet sich auch eine im Febr. verfaßte Denkschrift des Kaisers Alexander über die damalige Lage des Kriegs und über die zweideutigen Unterhandlungen zu Chatillon (Beilage Nr. 5), in der sich der ritterliche Sinn dieses hochherzigen Monarchen zu erkennen gibt, und ein ebenso denkwürdiges Schreiben des Königs von Preußen vom 25. Febr. an Blücher, worin er ihm die veränderte Art der Fortführung des Feldzugs meldet und hofft, daß „er bei der ihm eigenen Entschlußkraft es nie aus den Augen verlieren werde, daß von der Sicherheit seiner Erfolge das Wohl aller Staaten abhängig wird" (Beilage Nr. 30). Hierher gehört endlich auch das Schreiben Blücher's an den Kaiser Alexander aus Mery vom 22. Febr., in welchem er denselben dringend beschwört, keinen weitern Rückzug der Hauptarmee zuzulassen, und die höchst nachtheiligen Gründe eines solchen Zurückweichens aufzählt. „Ich werde nach Paris vordringen und scheue so wenig Kaiser Napoleon wie seine Marschälle, wenn sie mich entgegentreten." Dieser Brief, der, wie Grolman sagt, in der Form, wie er abgefaßt ist, mehr als Stein und Erz dem Feldmarschall Blücher ein ewiges Denkmal in der Geschichte sichert, ist hier zum ersten Mal aus den Grolman'schen Papieren gedruckt und ein Facsimile desselben in der Beilage (Nr. 23) mitgetheilt worden.

Die letzten Abschnitte enthalten die militairischen Ereignisse bei der Hauptarmee vor der Schlacht bei Bar-sur-Aube am 26. Febr., die auf dringliches Anrathen des Königs von Preußen angenommen wurde, die Thaten Bülow's und Wintzingerode's, die Vereinigung der schlesischen Armee hinter der Aisne, die Begebenheiten bei der Hauptarmee bis zum 4. März 1814, und die Ereignisse bei den verbündeten und französischen Streitkräften im südlichen Frankreich. Die Eroberung Hollands durch das Bülow'sche Corps ist im ersten Theile ausführlich behandelt und hier auch mit der Sicherheit des wohlunterrichteten Mannes nachgewiesen, daß dem General Bülow das Verdienst gebühre, den Gedanken

zur Befreiung Hollands selbst aufgefaßt zu haben. Der Kronprinz von Schweden hatte ihm nur aufgegeben, die Linie der Yssel militairisch zu besetzen, und gestattet, etwa eine der Ysselfestungen bei günstigen Aussichten anzugreifen.

Es ist wol gleich hier der Ort, der vortrefflichen und selbst für den Laien allgemein faßlichen militairischen Grundsätze und Lehren zu gedenken, an denen das vorliegende Werk großen Überfluß hat. Überall leuchtet ein, daß von Grolman ein Mann der That gewesen ist, nicht ein Systematiker oder speculativer Militair, daß er seine Erfahrungen auf den Schlachtfeldern gesammelt hat und nicht auf den Exercir- und Paradeplätzen.

Die Kunst der Kriegführung ist verschieden von jeder andern, sie ist von dem Gewinne von Stunden abhängig und die Entwürfe des Genies, in einer noch unbegrenzten Zeit begonnen, lassen nicht zu, den günstigen Augenblick der Ausführung zu wählen, sondern sie müssen ohne ein Ergreifen und Festhalten des entscheidenden Moments dem eisernen Gesetze der Zeit verfallen. Ein Studium der Feldzüge und der Handlungsweise großer Feldherren wird darthun, daß der klare Überblick der ganzen Kriegslage, in der sie sich befanden, die schnelle Beurtheilung jedes einzelnen Falles im Kriege, das richtige Erkennen ihres Gegners und die aus allem Diesen hervorgehende Entschluß- und Thatkraft ihre unsterblichen Siege herbeiführte und sie selbst zu den Heroen ihrer Zeit machte. (I, 390.)

Man erkennt auch hierin den Freund und Kampfgenossen Scharnhorst's, der zu sagen pflegte: „Mistraue jeder Regel, die sich für die allein taugliche oder oberste ausgibt. Jede Regel hat ihre Antiregel, ihre Klippe, die sie scheitern macht. Nicht gewissen Regeln, sondern der Zeit und den Umständen gerecht zu werden ist das Kriterion der echten Kriegsgelahrtheit." Mit Recht sagt daher von Grolman in der kleinen, gediegenen Abhandlung „Über die Krisis in den Feldzügen":

Diese Wahrheit ist der ewige Damm gegen das Heranfluten speculativer Bestrebungen, die Kriegskunst in enge Fesseln zu schlagen und ihren göttlichen Funken den Bedürfnissen, einzelnen Rücksichten und den daraus abgeleiteten Theorien unterzuordnen. Wenn die Darstellung der kriegerischen Ereignisse dieses ruhmvollen Feldzugs nur in etwas dieser Wahrheit nahe tritt, so ist dies vielleicht ihr einziger Werth, wenn ihr überhaupt ein solcher zuerkannt würde. (II, 357.)

Solche Äußerungen wie die letzte dürfen nicht übersehen werden, denn sie sind ganz in dem bescheidenen Geiste jener hochherzigen Kämpfer aus den Befreiungskriegen, die im Bewußtsein edler Thaten und im Besitze großartiger Erinnerungen nichts Anderes sein wollen als „die Werbeoffiziere für die künftigen Siege ihres Vaterlands", wie es der treffliche Veteran, der Minister von Boyen, am 18. Oct. 1843 in Berlin ausgesprochen hat.

Außer diesen allgemeinen Ansichten enthält das vorliegende Buch sehr nützliche Belehrungen über andere Gegenstände des Felddienstes, als über die Wichtigkeit der energischen Verfolgung nach einem erfochtenen Siege, über die Wirksamkeit der Streifereien und die Nothwendigkeit, kühne und unternehmende Partisane heranzubilden, und ähnliche Erörterungen, die stets mit praktischen Beispielen belegt sind. Nicht minder wahr und echt menschlich sind die Bemerkungen über die Verpflegung der Truppen auf Veranlassung der großen Noth, in welcher sich die schlesische Armee im Febr. 1814 befand.

Unter Umständen, wie es die gegenwärtigen waren, wo ganze Corps in Rücksicht ihrer Bedürfnisse auf einzelne Dörfer angewiesen sind, wo der Soldat Beschwerden und Entbehrungen aller Art fortdauernd in rauher Jahreszeit erleiden muß und oft, durch einen langen Marsch erschöpft, spät Abends ins Bivouac rückt und nun erst aus den nahegelegenen Dörfern Holz, Stroh, Wasser und Lebensmittel holen kann, sind einzelne Unordnungen und Gewaltthätigkeiten niemals ganz zu vermeiden. Der kriegserfahrene Befehlshaber wird ihnen zu steuern suchen, die Sache selbst aber liegt in der Natur eines Kriegs, der die gewöhnlichen Fugen verläßt und zu einem Kampfe auf Leben und Tod wird. Wer demnach schonungslos bei solchen Gelegenheiten über den Soldaten den Stab brechen will, versteht das Kriegshandwerk nicht, hat auch vielleicht nie solche Noth und Entbehrung gelitten, die dem Menschen als eine Nothwendigkeit erscheinen läßt, vor Allem seine Existenz zu sichern. Wollte man nun sagen, der Feldherr müßte solche Operationen, die diesen Charakter annehmen können, nicht unternehmen, so hieße dies den Krieg überhaupt aufhören lassen: da gewiß nur in den Fällen, wo man den Gegner allein auf diesem Wege zu überbieten und niederzuwerfen vermag, der Entschluß zu solchen Operationen gefaßt werden wird. (II, 361.)

Man wird hierbei ohne unser Erinnern an die irrigen Behauptungen Wellington's über die Disciplin der preußischen Armee während des Feldzugs 1815 denken, welche die Aufsätze der Generale Grolman und Müffling im preußischen „Militairwochenblatte" (1836, Nr. 22 und 23) so würdig und fest zurückgewiesen haben.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 107. —— 16. April 1844.

Geschichte des Feldzugs von 1814 in dem östlichen und nördlichen Frankreich bis zur Einnahme von Paris. Erster und zweiter Theil.

(Beschluß aus Nr. 106.)

Da nun aber diese „Geschichte des Feldzugs von 1814" auch den besondern Zweck der Belehrung für jüngere Militairs haben soll, so können wir hier zwar weniger auf die rein militairischen Gesichtspunkte in Leitung und Verwendung großer Massen im Kriege (wie sie als ein Hauptzweck der Grolman'schen Darstellung bezeichnet sind) eingehen, dagegen müssen wir aber der Gerechtigkeit gedenken, mit welcher der Waffenthaten aller Truppen, die in diesem Kriege fochten, gedacht ist. Östreicher, Russen, Preußen, Baiern und Würtemberger erhalten überall ihr verdientes Lob, und auch der französischen Tapferkeit hat der Verf. die gebührende Ehre ebenso gut widerfahren lassen. Es würde uns zu weit führen, hier einzelne Beispiele zu nennen. Aber auch gegen das Unglück braver Soldaten ist Grolman billig und meint mit großer Wahrheit, daß nichts leichter sei als einem Feldherrn nach erfolgten Begebenheiten nachzuweisen, wo er anders hätte handeln können, indem man sich in dem Besitz so vieler Bestimmungsgründe für ihn befindet, die ihm zur Zeit seines Handelns abgingen. Ferner zeigt er sich als einsichtigen Feldherrn in den vielen Bemerkungen über die moralische Kraft des Soldaten als des sichersten Mittels zum Siege. Disciplin, Ordnung, pünktlicher Gehorsam muß freilich in einem Heere einheimisch sein, auch darf Vieles nicht abgeschafft werden, was dem ungeübten Auge als Pedantismus erscheint, aber darum soll doch der Soldat keine willenlose Maschine sein, denn der bloße Mechanismus hat ohne moralische Kraft nie ein Heer zum Siege geführt. Das hatten Feldherren wie Cäsar, Friedrich II. und Napoleon auf das beste eingesehen. So erscheint uns der eigentlich große Erfolg des Sieges bei La Rothière in dem moralischen Übergewichte, welches den Verbündeten der erste entscheidende Sieg auf feindlichem Gebiete gewährte und wodurch in ihrem Heere in demselben Maße der Geist gehoben wurde, wie in dem feindlichen Heere derselbe niedergebeugt werden mußte. So war es dieselbe moralische Kraft, welche die schlesische Armee im Kampfe mit der Ungunst des Geschicks begeisterte und ihrem Feldherrn, vier Tage nach erlittenen großen Unfällen, den Willen verlieh, wiederum die Offensive zu ergreifen, während um dieselbe Zeit Napoleon's Operationen der energische Flug und der eigentliche geistige Hebel entzogen wurde, weil er zu der Masse der Nation kein rechtes Vertrauen gezeigt, und das Volk wiederum ihm, weil er Alles nur von sich hatte ausgehen lassen, nicht vertraute. Und damit man nicht glaube, daß diese Betrachtung über das Moralische in der Armee der Thatsachen entbehre, so hat uns von Damitz solche mit Fleiß zusammengestellt. Wir lesen, wie ganze Schwadronen absitzen, um das Geschütz in den grundlosen Wegen mit ihren Pferden zu bespannen und die Kanonen mit Fouragierleinen aus dem Schlamme herauszuheben, wie die Soldaten des York'schen Corps nach dem Rückzuge von Etoges sich frische Viehhäute statt der Schuhe unter die Füße binden, wie sie in baum- und heckenlosen Gegenden kaum Holz zur Feuerung und zum Kochen finden, wie sie auf dem kalten Kreideboden fast zerlumpt, ohne Bedeckung gegen die strenge Winterkälte liegen, wie sie den größten Mangel an Brot und Branntwein leiden und doch nachher das Letzte, was ihnen geblieben ist, das Leben, im Kampfe rühmlich daran setzen und auf halb gefrorenem, halb grundlosem Boden mit der größen Tapferkeit fechten. An der Glaubwürdigkeit solcher Berichte darf nicht gezweifelt werden, aber sie wird noch durch die Erzählung in den beiden neuesten Bänden von Steffens' „Denkwürdigkeiten" erhöht, und die allgemeine Darstellung von Grolman's erhält im gegenwärtigen Augenblicke durch die individuellen Mittheilungen eines Augenzeugen die erwünschteste Ergänzung. Mußte doch Steffens, der sich in Blücher's Hauptquartier befand, mehre Tage lang mit seinen Freunden von Speck und Brot leben, und wie hoch erfreut waren sie über den Fund eines Sackes mit Kartoffeln!

Ähnliche Züge von Ausdauer und Vaterlandsliebe haben die Verfasser auch aus dem ersten Abschnitte des Feldzugs, ehe die Heere über den Rhein gingen, aufgestellt. Nach der Schlacht bei Leipzig hatten die Soldaten noch keine Tuchhosen, an Schuhen und Stiefeletten mangelte es völlig, Landwehrmänner und freiwillige Jäger, die sich keine Schuhe hatten requiriren können, gin-

gen barfuß, die Litewken waren zu kurz und enge, die Pferde meistens nicht beschlagen. In den neu errichteten Reserveregimentern konnte bei den beschränkten Verhältnissen des preußischen Staats den Soldaten weder eine vollständige Kleidung noch Bewaffnung zugetheilt werden, die Mannschaften mußten sich oft mit einem einzigen guten Bekleidungsstücke begnügen, damit man an diesem nur den eingestellten Soldaten erkennen konnte. Statt des Tornisters hatten die Leute einen Sack von Drillich zur Aufbewahrung der nothwendigen Verpflegungsmittel und sonstigen Gegenstände. Ihre Bewaffnung bestand nur in ihrem Gewehre, die Säbel, die Patrontasche und den Tornister mußten sie sich erst auf dem Schlachtfelde erobern. Und doch sah der preußische Soldat mit freudigem, zuversichtlichem Muthe den Anstrengungen und Beschwerden eines Winterfeldzugs entgegen, und die Selbstverleugnung, sich rücksichtslos für König und Vaterland zu opfern, war in einem jeden Einzelnen zur Überzeugung geworden. Daher sagt auch von Grolman am Schlusse dieser Bemerkungen mit der vollsten Wahrheit:

Die Geschichte ist berufen, Gesinnungen dieser Art aufzubewahren, damit sie als Vermächtniß den Nachkommen überliefert und von ihnen im ehrenden Andenken erhalten werden.

Wie ehrenwerth auch immer eine solche Gesinnung ist, so liegt es doch in der Natur der Sache und in der Bestimmung der vorliegenden Schrift, daß auf die Waffenthaten einzelner Krieger oder kleiner Truppenabtheilungen nur selten eingegangen werden konnte oder nur da, wo diese irgendwie mit besonderm Nachdrucke in die größern Operationen eingegriffen haben. Trotzdem haben aber die Verf. es verstanden, bei manchen Einzelheiten länger zu verweilen und nicht wenige Beweise persönlicher Tapferkeit in ihre Darstellung aufzunehmen. Zu den ersten rechnen wir unter Anderm die Schilderung des Rheinübergangs bei Kaub in der Neujahrsnacht 1814, der persönlichen Gefahren Blücher's, Gneisenau's, Sacken's und des Kaisers Napoleon in der Schlacht bei Brienne; die Tirailleurgefechte vor Chalons am 4. Febr., wo man „Kämpfe und Ausfoderungen sah wie unter den Mauern Iliums", und die Erstürmung von Sens durch die tapfern Würtemberger und Östreicher am 11. Febr. Unter den Zügen persönlicher Tapferkeit nennen wir hier blos die mannhafte Vertheidigung des Rittmeisters von Osten mit funfzig Reitern in Bar-le-Duc, das traurige, jedoch ehrenvolle Geschick des Majors von Wienkowski im Gefecht bei Etoges, den muthigen Bayonnetangriff der russischen Generale Karmilow und Udom bei Champaubert am 10. Febr., und das mit Kraft und Entschlossenheit bestandene Gefecht der Arrièregarde des York'schen Corps bei Chateau-Thierry am 12. Febr. unter der Führung des Generals Horn. Die schon oben gerühmte Unparteilichkeit unserer Verf. bewährt sich im Lobe tapferer feindlicher Feldherren, wie des Generals Chateau in der Schlacht bei Montereau am 18. Febr., in seiner Vertheidigung des Marschalls Victor gegen die ihm von Napoleon gemachten Vorwürfe, und in der Auszeichnung des kühnen und doch so besonnenen Muthes des von den Napoleonisten später laut geschmähten Grafen Bourmont, durch dessen umsichtige Maßregeln des Kaisers Zweck, seinen Marsch gegen Blücher zu decken, vollkommen gelang.

Nicht die letzte Tugend des Werks ist seine Schreibart. Ruhige Würde, klare Bestimmtheit, männliche Grazie sind die hervorstechenden Eigenthümlichkeiten desselben und müssen selbst den Nichtmilitair in einem hohen Grade befriedigen. Nirgend ist ein Wort zu viel, nirgend eine überflüssige Betrachtung, überall trifft das Wort die Sache. Diese Präcision schließt aber die von Zeit zu Zeit aufgestellten Gesichts- und Anhaltepunkte nicht aus und wird durch die in kleine Abschnitte zweckmäßig zerlegte Darstellung der Ereignisse, durch die musterhafte Schlachtenbeschreibung und durch die anschauliche Schilderung der Schlachtfelder und des Kriegstheaters wesentlich gefördert. Demnach kann auch in stilistischer Hinsicht das Grolman-Damitz'sche Werk einen gegründeten Anspruch darauf machen, zu den classischen Werken der neuern Literatur gezählt zu werden.

Die Beilagen, enthaltend eine Anzahl Armeelisten, Übersichten der Streitkräfte, Dispositionen zu Schlachten und militairischer Briefe der verschiedenen Feldherren, sind für den Laien im Kriegshandwerk von einem untergeordneteren Interesse, wogegen ein solcher die sauber gezeichneten Pläne und Übersichtskarten zur eigenen Belehrung und zum bessern Verständniß der Kriegsereignisse nicht unbeachtet lassen wird. 9.

Thomas Münzer. Eine Biographie, nach den im königl. sächs. Hauptstaatsarchiv zu Dresden vorhandenen Quellen bearbeitet von J. Seidemann. Dresden, Arnold. 1842. Gr. 8. 25 Ngr.

Es erweckt immer ein günstiges Vorurtheil, wenn ein wackerer Landprediger die vielleicht sparsame Muße, welche die gewissenhafte Verwaltung seines heiligen Amtes und seines Hausstandes ihm übrig läßt, zu Studien und Arbeiten verwendet, welche seinem nächsten und eigentlichen Berufskreise nicht zu fern liegen. Dahin gehören ohne Zweifel ernste Forschungen in der kirchlichen und vaterländischen Geschichte. Darum wendeten wir uns zu der vorliegenden kleinen, aber gehaltreichen Schrift mit guten Erwartungen, die durch die Vorrede gesteigert und durch die ebenso unbefangene wie gründliche Behandlung des Gegenstandes gerechtfertigt wurden. Dieser ist von dem gelehrten Hrn. Verf. wol nicht aus besonderer Gunst und Vorliebe erwählt, sondern durch mehrjährige fleißige Forschungen und Sammlungen für eine Geschichte Georg's des Bärtigen und der Gesammtzustände Sachsens unter diesem Fürsten ihm nahegelegt worden; aber er hat ihm alle die Theilnahme und Aufmerksamkeit gewidmet, die zu einer klaren Auffassung und treffenden Darstellung erfoderlich ist. Durch das auch wissenschaftliche Bestrebungen gern und rückhaltlos fördernde königl. Ministerium in Dresden zur Benutzung des Hauptstaatsarchivs ermächtigt, fand er eine Menge Münzer betreffende, großentheils eigenhändige Actenstücke, deren Ausbeute er in seinem beabsichtigten größern Werke nicht zu verarbeiten vermochte, und die er dann in einer besondern Schrift mitzutheilen für zweckmäßig hielt, was nur zu billigen und ihm zu danken ist.

Ref., durch Melanchthon's „Historie Thomas Münzer's", dann durch Treitschke's „Geschichte Thomas Münzer's" (in Dippold's und Koethe's „Allgemeinem historischen Archiv", Leipzig 1811) zur tiefer eingehenden Betrachtung des seltsamen Mannes veranlaßt, nachmals auch durch örtliche Verhältnisse aufgefodert, ihm eine besondere Theilnahme zu widmen, meint, mit dem Gange seines äußern und innern Lebens ziemlich befreundet zu sein und darf Hrn. Seidemann das Zeugniß geben, daß seine Darstellung, auf Quellenstudium, mit Benutzung der geeigneten Hülfsmittel, gegründet, zuverlässig und treu ist. Wenn aber in der Vorrede behauptet wird, daß „im Vergleich zu dem früher über Münzer Erschienenen fast durchweg Neues" dargeboten sei, so ist das hinsichtlich der mitgetheilten sehr schätzbaren Urkunden, wie sie das zweite Buch „Beilagen" enthält, allerdings wahr, doch keineswegs hinsichtlich des ersten Buchs: „Leben Thomas Münzer's." Wesentlich neue, wichtige Aufschlüsse haben wir nicht gefunden, weder bisher unbekannte Thatsachen noch ein tieferes Verständniß der geistigen Eigenthümlichkeit Münzer's, seiner Entwickelung und Bildung, seiner Ansichten und Absichten, seiner Grundsätze und Plane, über die freilich der schwärmerische und phantastische Mann sich selbst nicht klar noch mit sich einig sein mochte.

Auch Das müssen wir in Abrede stellen, daß Hr. Seidemann ihn bedeutend „anders genommen habe als bisher gewöhnlich". Die Geschichte hat von je ihn kaum anders gerichtet, als er hier aufgefaßt ist, und das gereicht dieser neuesten Darstellung mehr zum Lobe als zum Vorwurf. Es wird schwerlich Jemand im Stande sein, ihn durch hinreichende Beweise und Zeugnisse zu nöthigen, daß er seine wohlbegründete Überzeugung aufgebe: „Münzer sei eine großartige Erscheinung den Wittenbergern gegenüber nicht" — es wäre denn, daß man ein aufflammendes und geräuschmachendes Meteor für großartiger hielte als das stilleuchtende, kräftig wärmende und belebende Sonnenlicht. Es kann keinem Geschichtskundigen in den Sinn kommen, ihn Luther gleichstellen oder gar über diesen Streiter des Herrn erheben, den Trunkenen über den Nüchternen, den Träumer über den Wachenden, den allerdings reichbegabten, keck aufstrebenden, aber ebenso sehr sich selbst verwirrenden wie sich selbst überschätzenden Schwärmergeist über den reicher begabten und gründlicher entwickelten, reiner wollenden und redlicher suchenden Zeugen der Wahrheit.

Hr. Seidemann hat wohl daran gethan, auf eine Vergleichung Münzer's mit Luther sich nicht einzulassen; aber eine etwas tiefer eingehende Charakteristik jenes wunderlichen Helden, der in der Zeit der Prüfung, der Gefahr und Noth freilich eben nicht als ein Held sich erwies, vermissen wir ungern. Sollte Münzer in wenigen Umrissen abgebildet werden, so möchten die Hauptzüge folgende sein: Er war unstreitig eine geniale, aber in sich disharmonische Natur; der überlegenen Phantasie und dem vorherrschenden Gemüthsleben hielt der beschränktere Verstand nicht das Gleichgewicht, und so versank er in jene Phantasterei, die in seinen Reden und Handlungen wunderlich, oft abenteuerlich hervortritt. Dazu gesellte sich eine ungemäßigte Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, ein durch nichts zu befriedigendes Bedürfniß, Beifall, Ansehen, Einfluß zu gewinnen, ein Drang, es koste was es wolle, Aufsehen zu erregen, von sich reden zu machen, eine möglichst große Partei für sich zu gewinnen und diese unbeschränkt zu beherrschen. Dabei fehlt es ihm bei vielen hellen Lichtblicken und mannichfachen Kenntnissen doch an Klarheit, Gewißheit, Entschiedenheit der Erkenntniß, an vorurtheilsfreier und gründlicher Einsicht, an geistiger Durchbildung. Daher denn auch seine Sprache trotz der ihm angeborenen und durch Übung erstrebten Beredtsamkeit, an Klarheit, Gediegenheit und Kraft der Sprache Luther's weit nachsteht; er träumte mehr als er dachte, oft geistreich, oft abgeschmackt; er phantasirte sich in eine Geistesverwirrung hinein, die endlich bis zum Wahnsinn sich steigerte. Von der geistigen Bewegung seiner Zeit, von den fruchtbaren Ideen, die in ihr hervortraten, tief ergriffen, vermochte er doch nicht, sie für sich zu bewältigen und fürs Leben zu gestalten; er vermischte sie mit seinen phantastischen Speculationen und Contemplationen und ließ durch sie zu abenteuerlichen Planen und Unternehmungen sich fortreißen, denen er um so weniger gewachsen war, da es ihm an persönlichem Muthe und an der ausdauernden Energie fehlte, welche nur in Besonnenheit, Nüchternheit und unverwandter Richtung auf ein klar erkanntes Ziel gewonnen wird. Es war ihm gewiß ein tiefer Ernst mit der Sache der Reformation, aber er faßte sie nicht klar genug in ihrem Wesen und ihrer Bedeutung auf, als daß er von revolutionnairen Beimischungen sie frei erhalten konnte; er meinte es redlich mit der Befreiung des armen Volks von drückenden Banden, er haßte gründlich die Tyrannei der Pfaffen, der Fürsten und des Adels, aber seine Freisinnigkeit war zu wenig geläutert, zu sehr durch Selbstsucht und Herrschsucht getrübt, als daß er mit wahrhaft uneigennützigem, hochherzigem Eifer dem Dienste der gerechten Sache sich hätte hingeben können. Daß ihn wirklich wohlwollende Theilnahme an den Leiden des gedrückten Volks bewegte, daß er ihm zu helfen wünschte, das bewies er, obwol Angst und Schrecken ihn übermannten, noch im Angesichte des Todes, da er die Fürsten öffentlich ermahnte, die Bücher Samuelis und der Könige fleißig zu lesen und — was Hr. Seidemann nicht erwähnt, was aber durch glaubwürdiges Zeugniß erwiesen ist — „dem armen Volke nicht zu harte Bedrücker zu sein, wie sie bisher gewesen; besserten sie sich hierin, so würden sie nicht wieder in solche Gefahr kommen." Wenn er gleichwol, da unter den Schmerzen der Folter Herzog Georg ihn erinnerte an das Elend, das er über die armen verführten Bauern gebracht, lachend erwiderte: „Sie haben's nicht anders haben wollen!" so ist dies nur eine Äußerung seiner überhand nehmenden Geistesverwirrung.

Zu dem folgereichen Einflusse, den er auf die große Masse des Volks gewann, zu der bedeutenden Macht, die er über dasselbe lange genug zu behaupten wußte, bedurfte er gerade nicht einer ungemeinen Geisteskraft, die überhaupt nicht das nothwendigste Requisit eines Volksführers sein mag. Dazu qualificirte ihn schon seine fanatische und fanatisirende Beredtsamkeit, die durch die Kraft seiner Stimme und die imponirende Haltung seines ganzen Äußern, indem er bald als begeisterter Prophet, bald als tapferer Ritter erschien, ebenso sehr wie durch sein gefälliges Eingehen auf die Ansichten, Bedürfnisse, Neigungen und Wünsche des Volks unterstützt ward. Seine Stimme scheint gewaltig gewirkt zu haben; sie müßte die eines Stentors gewesen sein, wenn die am Orte lebende Sage wahr wäre, daß er aus den untern Schallöchern des noch stehenden Wipprechtkirchthurms zu Allstädt herab gepredigt habe, was vielleicht nur von kurzen Anreden und Begrüßungen an das herbeiströmende Landvolk zu verstehen ist. Längere Expectorationen mochte er aus den Fenstern seiner Wohnung ertönen lassen, vor welcher ein freier Platz, in dem drei Straßen sich begegnen, Raum für eine zahlreiche Menge darbot. Daß er aber das Volk so mächtig mit sich fortzureißen vermochte, das ist ein Zeugniß für die kräftige Haltung seiner Persönlichkeit um so mehr, da notorisch die diesseitigen Thüringer, welche die Goldene Aue und die Umgegend bewohnen, damals, wie sie noch jetzt sich kundgeben, bei der üppigen Fruchtbarkeit des Bodens, zumeist dem besonnen stimmenden und kräftigenden Ackerbau zugethan, an der Scholle hängend, ein nüchternes, nach der Arbeit die Ruhe und den Genuß liebendes, behagliches und durchaus praktisches Volk waren, das sich nicht leicht für Ideen begeistern ließ und nur durch eine die Gemüther überwältigende und beherrschende Persönlichkeit in dem Maße fanatisirt werden konnte, wie es Münzer gelang, wozu allerdings die Zeitverhältnisse mit den mannichfachen Anregungen eines neuen geistigen Lebens, neuer Bedürfnisse, Wünsche und Hoffnungen bedeutend mitwirkten. Zu beklagen ist es gewiß, daß ein so einflußreicher und unverkennbar ungemein begabter Mann nicht durch gründlichere Studien zu einem klarern Bewußtsein seiner Bestimmung sich durcharbei-

tete, vielmehr durch eine überschwängliche Phantasterei, vornehmlich durch eine grenzenlose Eitelkeit, die lieber Lärm machen als nachhaltig wirken, lieber willkürlich herrschen als einem großen Zwecke dienen mochte, und durch die Eifersucht auf Luther's und seiner tüchtigen Mitarbeiter Verdienst und Ansehen sich hindern ließ, heilsamer in das große Reformationswerk einzugreifen.

Hr. Seidemann weist auf den unverkennbaren Einfluß der Schriften Tauler's auf Münzer's Bildungsgang hin; doch war dieser zu sehr nach außen, auf Effectmachen und weltliches Herrschen gerichtet, zu zerstreut und geschäftig, als daß ein selbstbeschauliches Leben mit mystischer Contemplation in ihm tiefe Wurzel schlagen konnte. Seine Lehren haben allerdings einen mystischen Anhauch und Anstrich; er selbst aber darf nicht zu den eigentlichen Mystikern gezählt werden. Sein Glaubenssystem oder, da bei einem so unstäten und schwankenden Manne von einem System eigentlich nicht die Rede sein kann, eine Zusammenstellung seiner wesentlichen Meinungen bleibt auch nach Dem, was in dem vorliegenden Buche dargeboten wird, noch immer zu wünschen, nicht sowol weil eine wissenschaftliche Ausbeute davon zu erwarten, als weil sie zur klaren Auffassung des Bildes jenes seltsamen, aber interessanten Mannes unentbehrlich ist. Übrigens gewährt diese einfache Biographie weit mehr Befriedigung als Th. Mundt's Roman, der, obwol auf historische Studien gegründet und die wichtigsten Thatsachen ziemlich treu einwebend, diese doch zu sehr umschleiert, als daß nicht die Mischung der historischen Wahrheit mit der romantischen Dichtung etwas getrübt erscheinen und wenigstens in dem geschichtskundigen Leser einige Unbehaglichkeit zurücklassen sollte. 81.

Bibliographie.

Alexander, R., Schicksale eines Pechvogels. Moderne Geschichte. Leipzig, Literarisches Museum. Kl. 8. 1 Thlr.

Bannasch, G. W., Die Darstellung der Marine und das Gemälde einer Seeschlacht (Trafalgar). Vorlesung gehalten in der deutschen Ressource am 28. September 1843. Königsberg, Voigt. 1843. Gr. 8. 10 Ngr.

Ben Chananja. Blätter für israelitisch-ungarische Angelegenheiten. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Bitter, E. W., Briefe auf einem Ausfluge nach Italien, Sicilien und Malta. Nach seinem Tode herausgegeben. Berlin, Schröder. 8. 25 Ngr.

Bötticher, W., Erinnerung an die 1000jährige Dauer des Vertrags von Verdun, in Beziehung auf die deutsche Kirche unserer Zeit. Berlin, Wohlgemuth. 1843. Gr. 8. $3\frac{3}{4}$ Ngr.

Butze, C. A., Poetische Gedanken über den Bergmannsstand. Freiberg, Craz und Gerlach. 1843. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Capefigue, Europäische Diplomaten. Deutsch von L. Eichler. Zwei Theile. Leipzig, F. Fleischer. Kl. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Choulant, L., Vorlesung über die Kranioskopie oder Schädellehre, vor einem Kreise gebildeter Nichtärzte gehalten. Nebst einem Anhange, die Gesammtliteratur der Kranioskopie von Gall bis auf unsere Zeiten. Dresden, Arnold. Gr. 8. 15 Ngr.

Dingelstedt, F., Sieben friedliche Erzählungen. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. Kl. 8. 2 Thlr.

Förster, F., Wallenstein's Prozeß vor den Schranken des Weltgerichts und des k. k. Fiscus zu Prag. Mit einem Urkundenbuch bisher noch ungedruckter Urkunden. Mit dem in Stahl gestochenen Bildniß und der genau facsimilirten Unterschrift Wallenstein's. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Geheimnisse von London. Nach W. H. Ainsworth bearbeitet von A. Kosegarten. Mit Bildern. 1stes bis 4tes Bändchen. Leipzig, Berger. Gr. 16. 25 Ngr.

Hagen, E. A., Über P. von Cornelius. Eine Vorlesung in der K. deutschen Gesellschaft in Königsberg gehalten. Königsberg, Voigt. Gr. 8. 5 Ngr.

Jahrbuch für 1844. Herausgegeben von *H. C. Schumacher*, mit Beiträgen von *Steinheil*, *Moser* und *Argelander*. Stuttgart, Cotta. 8. 2 Thlr.

Die österreichischen Juden. Leipzig, Reclam jun. Kl. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Kohl, J. G., Reisen in Schottland. Zwei Theile. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 3 Thlr.

Körner, F. A., Das Wesen der Realschule. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Laube, H., George Sand's Frauenbilder. Mit 24 Stahlstichen. 1ste bis 3te Lieferung. Brüssel, Hauman und Comp. Gr. Lex.-8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Lengerke, C. v., Kenáan. Volks- und Religionsgeschichte Israels. 1ster Theil: Kenáan. Volks- und Religionsgeschichte bis zum Tode des Josua. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Lewald's, A., Gesammelte Schriften. In einer Auswahl. 1ster bis 3ter Band. (Ein Menschenleben 1ster bis 3ter Theil.) Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr.

Marheineke, P., Die Reform der Kirche durch den Staat. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr.

Pleßner, Das Turnen. Ein Beitrag zur Hygiene. Danzig, Homann. 8. 15 Ngr.

Prokesch-Osten, Ritter A. v., Kleine Schriften. Gesammelt von einem Freunde. 5ter Band. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 2 Thlr.

Rudolph, F., Thomas Thyrnau. Schauspiel in sechs Acten. Nach dem Roman gleichen Namens. Wismar, Schmidt und v. Cossel. 8. 1 Thlr.

Schöning, K. W. v., Historisch-biographische Nachrichten zur Geschichte der Brandenburg-Preußischen Artillerie. Aus bisher ungenutzten Urkunden zusammengestellt. 1ster Theil. Mit dem Bildnisse des Prinzen August von Preußen. Berlin, Mittler. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schopenhauer, Adele, Haus-, Wald- und Feldmärchen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 24 Ngr.

Schulze, E., Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. 7te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Tasso, T., Auserlesene lyrische Gedichte. Aus dem Italienischen übersetzt von K. Förster. Mit einer Einleitung: „Über Torquato Tasso als lyrischen Dichter." 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Thurn, G. E., Gedichte. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 20 Ngr.

Über das Recht des Freigesprochenen, eine Ausfertigung des wider ihn ergangenen Erkenntnisses zu verlangen. (Von Dr. Jacoby.) Königsberg, Voigt. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Unger, E. S., Die Grundsätze des gesammten Versicherungswesens und ihre Anwendung zur Beleuchtung der in der neuesten Zeit in Beziehung auf die Feuer-Versicherungsbank für Deutschland in Gotha in Anregung gebrachten Fragen. Erfurt, Keysersche Buchh. 8. 10 Ngr.

Wachsmuth, W., Weimar's Musenhof, in den Jahren 1772 bis 1807. Historische Skizze. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 1 Thlr.

Wagner, P., Die griechische Tragödie und das Theater zu Athen. Einleitung zum Vortrage der Antigone des Sophokles in der Gesellschaft Albina zu Dresden. Nebst 1 lithographirten Grundrisse des Atheniensischen Theaters. Dresden, Arnold. Gr. 8. 10 Ngr.

Whitefriars, oder die Tage Karl des II. Ein historischer Roman. Aus dem Englischen von J. G. Günther. Drei Bände. Leipzig, O. Wigand. 8. 3 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 108. —— 17. April 1844.

Norwegen in statistischer, historischer und constitutioneller Hinsicht betrachtet. *)

Erster Artikel.

Das Königreich Norwegen bildet den westlichen und nördlichen Theil der skandinavischen Halbinsel. Die südlichste Spitze des Landes, das Vorgebirge Lindenäs, liegt unter 57° 57′ 45″ und die nördlichste, das Nordcap, unter 71° 11′ 40″ nördlicher Breite. Die geographische Länge ist zwischen dem 22° und 49° östlicher Länge, von dem Meridian der Insel Ferro an gerechnet. Norwegen grenzt im Osten vom 59. bis 69. Grade an Schweden und außerdem an Rußland bis an das Eismeer. Gegen Süden, Westen und Norden ist es vom Meer umgeben. Die große nordische Halbinsel, welche die Königreiche Schweden und Norwegen umfaßt, bildet eine einzige zusammenhängende Gebirgsmasse, deren Oberfläche, obgleich, besonders in Norwegen, sehr uneben, doch, im Großen betrachtet, sich weit ebener darstellt, als es, ihrer Gebirgsnatur nach, zu erwarten wäre. Der westliche und nördliche Theil der skandinavischen Halbinsel ist ein fortlaufendes Hochland. Gegen Westen wird diese Gebirgsmasse steil und bildet zum Theil ein Plateau mit schroff ins Meer hinabgehenden Seiten, zum Theil, am Fuße der Gebirge, Strecken baufähigen Bodens, der indessen, wegen der Nähe der Gebirge, keine bedeutende Ausdehnung hat. An der östlichen Seite senkt sich diese Gebirgsmasse allmälig gegen Südosten, bis sie in die Bottnische Bucht versinkt. An dieser Seite bildet die erstere, in einer gewissen Entfernung von dem Hochlande, bedeutende niedrige Plateaux, die, mit Thon und Sand bedeckt, große Strecken urbaren und baufähigen Bodens darbieten. Am nördlichsten und größten Theile der Halbinsel werden die Vortheile dieses Abhangs ausschließlich dem Königreich Schweden zu Theil, indem die Grenze zwischen beiden Reichen eben da bestimmt ist, wo die östliche Senkung beginnt. Am südlichen Theile dagegen kommen auch Norwegen diese Vortheile zu gute, indem es bedeutende Plateaux dieser Art besitzt. Der südöstlichen Absenkung der Hauptgebirgsmasse hat Norwegen seine besten Strecken zu verdanken. Kaum die Hälfte der ganzen Landesoberfläche liegt unter 2000 Fuß absoluter Höhe; der beiweitem größte Theil dieser für die Ansiedelung der Menschen bequemen Strecken fällt den gegen Osten und Süden vom Hochlande liegenden Gegenden zu. Gebirge von der Form der Alpen sind nicht gewöhnlich in Norwegen, obgleich deren mehre vorkommen. Die äußere Bildung des Landes ist nach Dem, was schon gesagt worden, auf der östlichen und westlichen Seite des Hochgebirgs sehr verschieden. Was an der östlichen Seite Thal, Fluß und See, ist an der westlichen Meerbusen. An der östlichen Seite erstrecken sich die Hauptthäler mit ihren Flüssen in einem ziemlich parallelen Lauf gegen Süden. In der Nähe der Hauptgebirge, wo sie entstehen, sind sie noch eng und steil, erweitern sich aber allmälig, je nachdem sie dem Meere näher treten. An die Hauptthäler stoßen Seitenthäler, die in der Regel steil sind und sich nebst ihren Gewässern mit dem Hauptthale vereinigen. Im westlichen Norwegen herrscht dieselbe Regelmäßigkeit in der Bildung der Meerbusen (Fjorde) wie im östlichen in der Bildung der Thäler und Flüsse. Die Meerbusen dringen mit ihren schmalen Armen bis an die hohen Gebirge. Diese Einschnitte des Meeres erweitern sich nicht im Innern zu Buchten, sondern vertheilen sich in keilförmige Seitenzweige, und sind einem Hauptflusse mit seinen Seitenflüssen an Form ähnlich. Einige dieser Seitenzweige sind nur als meilenlange Ritzen anzu-

---

*) Hauptquellen dieses Aufsatzes sind:

1. Das Königreich Norwegen statistisch beschrieben von Gustav Peter Blom. Zwei Theile. Leipzig, Weber. 1843. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
2. Die freie Verfassung Norwegens in ihrer geschichtlichen Entstehung und weitern Entwickelung, ihrem Wesen und ihren Folgen. Von A. Th. Brömel. Erster Theil. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1843. Gr. 8. 2 Thlr.
3. Norges Constitutions Historie von *Henrik Wergeland*. Zwei Hefte. Christiania, Guldberg und Dzwonkowski. 1843. Lex.-8. 1 Thlr.
4. Reisen in Schweden und Norwegen von Sam. Laing. Nach dem Englischen von W. A. Lindau. Zwei Theile. Dresden, Arnold. 1843. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der Engländer Laing, der in den Jahren 1834, 1835 und 1836 Norwegen besuchte, und dessen Reisebeschreibung allerdings manche Beiträge zur Kenntniß der Lebensweise und der Sitten der Norweger enthält, verfehlt in dem Grade das factisch Richtige, daß sein Werk mehr die Begriffe verwirrt als erläutert. Ich habe daher für meinen gegenwärtigen Zweck nichts daraus entlehnen können. W. A. Lindau's Übersetzung von Laing ist gut und dessen geschichtlicher Anhang schätzenswerth, und von mir benutzt worden.

sehen, deren mehre Tausend Fuß hohe Seitenwände dem Tageslicht nicht erlauben, völlig hineinzudringen. Durch diese Seitenritzen in den parallelen Hauptmeerbusen werden eine Menge Halbinseln gebildet, woraus der größte Theil der Westküste Norwegens besteht. Je weiter man gegen Norden vordringt, desto mehr findet man die Küste auf diese Weise geformt, bis sie sich in Finmarken in lauter große Landzungen auflöst. Was sich im Innern der Küstengegend als Halbinseln zeigt, tritt an der äußern Meeresküste in einer Reihe größerer und kleinerer Inseln, welche die ganze Küste fast ohne Ausnahme umgeben, vollendet hervor. Zwischen dieser Inselreihe und dem festen Lande bildet sich ein sicherer Weg für die Küstenfahrt, die nur da gefährlich wird, wo dieser Schutz gegen das Meer abgebrochen ist. Ein nicht geringer Theil der Oberfläche des Landes ist mit größern und kleinern Seen bedeckt, die in Folge ihrer gewöhnlich bedeutenden Tiefe große Massen Wasser enthalten. Die flache Form der hohen Gebirge ist die Ursache, daß große Wassermassen in ungewöhnlicher Höhe angetroffen werden. Das sich auf den Gebirgen sammelnde Wasser kann von den kahlen Klippen nicht eingesogen werden, sondern fließt in Bächen und kleinen Flüssen den Thälern zu und wird von den niedriger liegenden Seen aufgenommen. Die hier so zusammengedrängten großen Wassermassen haben eine zu kleine Oberfläche, um leicht und schnell verdunsten zu können. Da, wo die Baumvegetation anfängt, wird die Verdunstung zudem durch den Schatten der Wälder erschwert, sowie derselben endlich auch die auf den Gebirgen herrschende niedrige Lufttemperatur hinderlich ist. Der größte Theil des Wassers strömt daher in unverändertem Zustande durch die Seen und Flüsse ins Meer.

Dieses Flußsystem spielt in der Ökonomie des Landes eine bedeutende Rolle. Nicht nur daß die kleinen Flüsse und Bäche die Maschinen der Bergwerke, die Sägemühlen, die Kornmühlen und die übrigen Industrieanlagen treiben, sondern durch sie wird auch die Communication erleichtert. Die im Innern des Landes gewonnenen Holzproducte werden durch die Seitenflüsse in die großen Hauptflüsse geführt, und auf diesen nach den Städten gebracht. Im Winter gewähren die größtentheils mit befahrbarem Eise belegten Flüsse und Seen den Vortheil, die Producte auf Schlitten bequem zu transportiren. Außerdem sind die Seen sehr fischreich und tragen in sehr hohem Grade zur Ernährung der Einwohner bei. Hauptflüsse sind: der Glommen, Lougen, Fämund, Laaven, Beina, Ramsen und Tana. Aber von diesen Flüssen ist keiner schiffbar, denn daß auf einigen derselben die Schiffe eine bis zwei Meilen ins Land dringen können, reicht nicht hin, um ihnen diese Eigenschaft beizulegen. Die wichtigsten Producte des Innern, die im Sommer an die Küste gebracht werden müssen, sind hauptsächlich Holzproducte, die leicht über die Wasserfälle ihren Weg nehmen. Die übrigen Producte, als Butter, Felle, Korn, Wildpret u. s. w., werden im Winter auf Schlitten weiter geschafft, und auf demselben Wege die meisten Bedürfnisse der Einwohner des Innern von den Städten denselben zugeführt. Von den Seen wollen wir folgende bemerken: Mjösen, Fämund, Beieren, Ransfjord, Tyrifjord, Selboe-Söe, Nordsöe. Mit der Benutzung der Dampfschiffahrt auf diesen Seen hat man einen erfreulichen Anfang gemacht, indem den Tyrifjord zwei und den Mjösen ein Dampfschiff befährt. Durch alle Flüsse und Bäche werden größere und kleinere Wasserfälle gebildet, welche sämmtlich für die Industrie des Landes von Wichtigkeit, und von denen einige ihrer Größe und Schönheit wegen merkwürdig sind. Mit den Gebirgen des südlichen Europa, Asien und Amerika verglichen können die Gebirge Norwegens nicht unter die höchsten, sondern vielmehr zu den Gebirgen mittlerer Höhe gerechnet werden, indem nur wenige davon eine absolute Höhe von 6000 Fuß erreichen.

Der Quadratinhalt Norwegens wird zu 5571 Geviertmeilen angenommen. Die Bevölkerung des ganzen Landes beträgt nach der Volkszählung von 1835 = 214,5 Individuen auf die geographische Quadratmeile. Daß dieselbe so gering ist, läßt sich leicht aus den ungeheuern Strecken durchaus unfruchtbaren Bodens begreifen. Indessen ist diese Volksmenge in sehr verschiedenem Grade auf die einzelnen Districte vertheilt. Diejenigen Districte, welche die größte Bevölkerung haben, sind zugleich diejenigen, welche am wenigsten die großen Hauptgebirge berühren, und in deren Areal folglich der kleinere Theil des für den Anbau durchaus unbrauchbaren Bodens fällt. Der Ackerbau, die Viehzucht und die Fischerei sind die Haupterwerbsquellen der Landeseinwohner. Der Flächeninhalt der Seen und Flüsse ist noch nicht überall bestimmt. Das Areal des jährlich zugesäeten Ackerlandes ist nach Tonnen Landes, jede zu 10,000 Quadratellen berechnet, deren 14,400 auf eine geographische Quadratmeile gehen, = 417,973 Tonnen Landes oder 29,04 geographische Quadratmeilen. Wenn man das jährlich zugesäete Ackerland als 1/4 des ganzen urbaren Bodens ansieht, wird dieser = 1,670,892 Tonnen Landes oder 116,16 geographische Quadratmeilen. Das Areal des Bodens, der noch urbar gemacht werden kann, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, weil keine Momente für die Berechnung vorliegen. Daß die Bewohner des westlichen und nördlichen Theiles von Norwegen, ungeachtet des ihnen kärglich zugetheilten Bodens, ihren Unterhalt haben, rührt daher, daß sie von dem Erwerbe leben, den sie in der Fischerei und durch die Seefahrt finden; ohne letztere würde die Bevölkerung dieser Gegenden weit geringer sein.

Ein in staatsökonomischer Hinsicht sehr wichtiges Verhältniß ist das der Meeresküste zum Areal des Landes. In einem Lande, das ein verhältnißmäßig sehr geringes Areal urbaren Bodens enthält, in welchem letzterer größtentheils nur in schmalen Streifen und engen Thälern vertheilt ist, diese Thäler oft durch hohe und steile Bergrücken getrennt sind, das Klima der hohen geographischen Breite wegen den Ackerbau keineswegs begünstigt, zudem die Communication aus Mangel an

schiffbaren Flüssen und in Folge der großen Hindernisse, welche die Form des Landes dem Straßenbau entgegenstellt, sehr erschwert wird, in einem solchen Lande muß eine weit ausgedehnte und bewohnbare Küste von der höchsten Bedeutung sein, theils durch die Erleichterung, die sie der Communication gewährt, theils durch die Gelegenheit, welche sie den Küstenbewohnern darbietet, durch den reichen und weit ausgebreiteten Fischfang nicht nur ihren eigenen Unterhalt zu gewinnen, sondern auch die Bedürfnisse der übrigen Einwohner zu befriedigen, theils endlich dadurch, daß sie zur Belebung sowol des inländischen Verkehrs als des ausländischen Handels in hohem Grade beiträgt. Ohne diese Küste würde ein großer, wo nicht der größte Theil Norwegens unbewohnt sein. Große Überschwemmungen sind in Norwegen unbekannt. Der Lauf der Flüsse ist schnell, öfters reißend; sie durchströmen nicht große Ebenen, die leicht unter Wasser gesetzt werden können, sondern die Flußufer sind größtentheils entweder Felsen oder hohe Thon- und Sandlager, mehrentheils mit Kuppelsteinen vermischt, und widerstehen dem Drucke des Wassers. Die Einwohner sind dagegen andern Naturereignissen ausgesetzt, deren Wirkungen nicht nur in ökonomischer Hinsicht nachtheilbringend, sondern auch für das Menschenglück gefährlich sind. Die heftigen Stürme, besonders an der Westküste, schleudern manchen Fischer und Seemann ins frühe nasse Grab. Schnee- und Erdlawinen richten nicht selten furchtbares Unheil an.

Was das Klima Norwegens betrifft, so kann es natürlich nicht unter die vortheilhaftesten gerechnet werden; doch ist bekannt und ausgemacht, daß kein Land Europas, Asiens oder Amerikas, unter gleicher Entfernung vom Äquator, ein so mildes Klima hat als eben die skandinavische Halbinsel. Aber in einem Lande, das sich etwa 13¼ Grade hindurch erstreckt, muß die Temperatur sehr verschieden sein. Indessen wird diese Verschiedenheit in den verschiedenen Gegenden des Landes nicht allein durch die nördliche Lage, sondern auch durch die absolute Höhe über der Meeresfläche und durch die Nähe des Meeres bedingt. Die nördliche Breite und die absolute Höhe bringen in einem gewissen Verhältniß die nämlichen Wirkungen in der Temperatur hervor. In den dem Einfluß des Meeres ausgesetzten Gegenden wird die Kälte im Winter nie so groß wie in den von der Küste entfernt liegenden, wogegen die Sommertemperatur auch nicht so hoch steigt. Diese vermittelnde Einwirkung des Meeres ist insofern wohlthätig für die südlichern Gegenden, als letztere dadurch gegen die schnell eintretenden Frostnächte im Herbste geschützt sind, wogegen die Vegetation der nördlichern Gegenden in der milden Wintertemperatur keinen Ersatz für die niedrige Sommertemperatur findet. Man sieht daher auch, daß die Küstengegenden und Inseln oft nichtreifes Korn erhalten, während das Getreide in nördlicher liegenden, vom Meer entfernten Gegenden reift. Für die Viehzucht gewährt aber die hohe Wintertemperatur in den Küstengegenden einen bedeutenden Vortheil, indem das Vieh den größten Theil des Winters und auf einigen Inseln sogar den ganzen Winter hindurch sich auf freiem Felde ernähren kann. Auch einen andern wesentlichen Vortheil genießen die Küstengegenden durch die milde Wintertemperatur, indem zufolge derselben das Meer nie zufriert und so den ganzen Winter hindurch für die wichtigen Fischereien und die ebenso wichtige Schiffahrt offen steht. Außer diesen auf die Verschiedenheit der Temperatur mehr allgemein einwirkenden Ursachen gibt es noch viele locale, die in sehr kurzer Entfernung die Temperatur verändern können. So ist dieselbe in der Nähe der Flüsse, Seen und großen Moore immer niedriger, und die Abende sind, selbst in den heißen Tagen, kühl. Die Wälder äußern einen verschiedenen Einfluß auf die Temperatur, je nach der verschiedenen Lage der Orte. In den hochliegenden Gegenden, die Schutz gegen den Nordwind bedürfen, mildern die Wälder die Temperatur; in niedrigen und sumpfigen Gegenden führen sie das Gegentheil herbei, indem sie viele Wärme absorbiren und die Verdunstung der Sümpfe verhindern.

Auf die Vegetation haben die Localitäten noch einen andern bedeutenden Einfluß, der in sehr kurzer Entfernung ganz verschiedene Resultate herbeiführen kann. In den gegen West und Ost sich hinziehenden Thälern z. B. bestimmt oft die Lage auf der südlichen oder nördlichen Seite des Thales, ob das Getreide zur Reife kommen wird oder nicht. Welche Winde feuchtes oder trockenes Wetter bringen, wird durch die Lage der Gegend gegen die große Gebirgskette bestimmt. Von der ganzen Oberfläche Norwegens liegt etwa der 38. Theil in der Region des ewigen Schnees, ohne daß diese Schneefelder einen merklichen Einfluß auf das Klima des Landes ausüben. Dagegen ist dies in einigen Thälern, die mit den Gletschern in unmittelbarer Berührung stehen, der Fall. Je mehr die Gegenden sich dem Nordpol nähern, desto mehr nimmt das Streben zur Bildung von Gletschern und Schneefeldern zu, zu gleicher Zeit aber nimmt die Höhe der Gebirge in noch höherm Grade ab, was zur Folge hat, daß dieselben, anstatt unter ewigem Schnee begraben zu sein, noch dem Rindvieh und den Rennthieren durch ihr Gras und Moos Unterhalt geben. Die Jahreszeiten wechseln in Norwegen sehr schnell. Der Sommer fängt gewöhnlich mit dem Monat Mai an und dauert bis Ende September. Im August treten oft Frostnächte ein, die nicht selten dem noch nicht reifen Korn schaden. Allein nach diesen hat man wieder schöne warme Tage. Im October beginnt die rauhe Jahreszeit, und bringt Nebel, kalte Winde und Regen. Ende November fällt der Schnee und gibt schöne Schlittenbahn und helle Luft; die Gewässer frieren zu und erleichtern die Communication. Im Januar und Februar ist die Kälte am stärksten, im März kehren die wärmern Tage zurück, und die Sonne schmilzt den Schnee. Der April bildet den Übergang zum Sommer, denn Frühling hat man beinahe nicht. Die Luft wird mild, Regenschauer sind häufig, zuweilen mit star-

ten Winden und Hagel verbunden. Der Schnee verschwindet, die Blätter der Bäume fangen an zu sprossen, die Saatzeit tritt ein, und in unglaublich kurzer Zeit ist der Sommer erschienen.

Von dem Klima hängt die Vegetation ab. Die vorherrschenden Holzarten Norwegens sind die Nadelhölzer, und unter ihnen die Tanne und die Fichte. Wachholder wächst in Norwegen allenthalben in großer Menge. Die Eiche und die Buche wachsen im südlichen Theil Norwegens; die Esche kommt bis Drontheim fort, die Ulme gedeiht überall bis an die Grenze des Amtes Norland, der Ahorn bis Bergen; die Linde wächst ziemlich allgemein im südlichen Norwegen, die Erle erscheint allgemein, jedoch verschieden nach den verschiedenen Arten. Von dem Geschlechte Salix gibt es viele Arten, die überall wachsen, und davon einige auf den hohen Gebirgen. Die Zitter-Espe findet sich allenthalben und steht an Allgemeinheit nur der Birke nach. Letztere wächst in Norwegen in jeder Form, von der hohen schlanken Betula alba bis zur Zwergbirke (Betula nana) hinab, die sich kaum von der Erde erhebt. Die Zahl der in Norwegen einheimischen früchtetragenden Bäume und Sträucher ist sehr beschränkt. Zu diesen gehören ohne Zweifel die Haselnüsse, die Himbeeren, Brombeeren und Johannisbeeren. Die Flora Norwegens ist reich. Die Obstbäume sind in den ältern Zeiten, besonders von den Mönchen, angepflanzt worden. Die Kirsche ist unter den Obstarten die allgemeinste. Äpfel aller Arten, Birnen, Bergamotten, Pflaumen reifen auf freiem Felde, und an Spalieren Pfirschen und Aprikosen. Die Wallnußbäume tragen reife Früchte, wo die Buche fortkommt, und an der Westküste noch nördlicher. Die **Blumencultur** gedeiht in den südlichen und westlichen Gegenden recht gut in den Gärten. Rosen aller Arten, Georginen, Anemonen und Ranunkeln blühen schön, und bei Arendal kann die Alpenrose den Winter über im Garten stehen. Wie die Birke unter den Bäumen die äußerste Baumvegetationslinie, so erreicht unter den Getreidearten die Gerste die nördlichste und höchste Grenze. Sie reift noch bei Atten unter dem 70° nördlicher Breite.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz aus Frankreich.

Philologisches.

Letronne und einige jüngere Gelehrte aus der Schule desselben sind gegenwärtig die einzigen Vertreter einer ernsten classischen Philologie in Frankreich. Die meisten größern Unternehmen philologischer Natur, welche von Buchhändlern wie Didot u. s. w. ausgeführt werden, sind meistens in den Händen deutscher Gelehrter. Ein Theil derselben hält sich in Paris auf, z. B. Hase, Fix, Dübner, Henschel u. s. w. Andere wie die beiden Dindorf, Bolmel (in Frankfurt) u. s. w. liefern die ihnen übertragenen Werke von Deutschland aus. Die von Franzosen selbst besorgten Ausgaben geben nur selten etwas wahrhaft Gehaltvolles, und wir würden es jedem deutschen Philologen verdenken, wenn derselbe die theuern pariser Editionen, in denen meistens nur leeres Stroh gedroschen wird und die in der Regel nur schlecht überarbeitete lateinische Übersetzungen geben, weiter berücksichtigen wollte. Nur zuweilen erscheint auch einmal in Frankreich ein philologisches Werk, das wirklich gediegen ist und auf welches dann um so mehr aufmerksam gemacht werden muß. Dazu rechnen wir vor allen die neueste Schrift von Letronne, von dem allein noch in der „Hauptstadt der Intelligenz" einige Anregung für classische Studien ausgeht. Ihr Titel lautet: „Fragments des poëmes grecs géographiques de Scymnus de Chio et du faux Dicéargue"; indessen gibt das Werk mehr als der Titel verspricht. Wir erhalten nämlich nicht blos einen kritisch gereinigten Text der erwähnten Fragmente, sondern zugleich eine Fülle interessanter Bemerkungen, die zum Theil einen wichtigen Beitrag für die Geschichte der geographischen Wissenschaften liefern. Dies veranlaßt uns, bei diesem Werke ausführlicher zu sein, als dies in d. Bl. in Betreff der Schriften eigentlicher Fachgelehrten der Fall zu sein pflegt. E. Miller, der treffliche Redacteur der „Revue analytique de bibliographie", stellte in seiner 1839 erschienenen Ausgabe der kleinern geographischen Schriften der Griechen („Périple de Marcien d'Heraclée etc., ou supplément aux éditions des petits géographes") die Behauptung auf, daß die Pithou'sche Handschrift die einzige Quelle aller Ausgaben dieser Werke von der editio princeps an sei. Letronne stimmte in einer sehr gelehrten Abhandlung im „Journal des savants" im Allgemeinen dieser Meinung bei, versprach indessen hierüber noch nähere Nachforschungen anzustellen. Vorliegende Schrift ist ein Ergebniß dieser Untersuchungen. Wir können hier nur einige Hauptpunkte daraus hervorheben. Bei Skymnus wird zuerst der von Bast erhobene Einwurf, daß er untergeschoben sei, zurückgewiesen. Dagegen thut Letronne bei Dikäarchos dar, daß dieser bekannte Peripatetiker nur der Verfasser des prosaischen Bruchstücks vom „*Βίος Ἑλλάδος*" ist, während Buttmann („Quaestiones de Dicaearcho", Naumb. 1832) ihm auch die Autorschaft anderer Fragmente vindiciren möchte. Besonders interessant ist Das, was Letronne über Skylax und dessen „*Περίπλους τῆς οἰκουμένης*" sagt. Dieses Werk gibt nämlich, wie hier nachgewiesen wird, geographische Mittheilungen, welche bis in das Zeitalter des Ephoros und Theopompos herabreichen. Seine eigentliche Redaction mag aus den J. 356—323 v. Chr. datiren. Es ist also nicht wol möglich, daß es von Skylax von Karyanda herrührt, welcher auf Darius' Geheiß die Küste des indischen Meeres durchforschte und aller Wahrscheinlichkeit nach sich des ionischen Dialekts bediente. Ebenso wenig aber hat es den jüngern Skylax zum Verfasser, dessen bei Suidas Erwähnung gethan wird; denn derselbe soll nur eine Beschreibung der Küsten Kleinasiens verfaßt haben. Letronne spricht eine Vermuthung aus, die viel für sich hat, wenn er meint, daß das ursprüngliche Werk des ältern Skylax vielleicht später eine Überarbeitung erlitten und daß es zu einer allgemeinen Küstengeographie erweitert worden sei.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 109. —— 18. April 1844.

Norwegen in statistischer, historischer und constitutioneller Hinsicht betrachtet.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 108.)

Ganz eigenthümlich sind die geognostischen Verhältnisse des Nordens. Die ganze skandinavische Halbinsel ist größtentheils nichts Anderes als die Kuppe einer, allerdings niedrigen, flachen und in ihrer äußern Form sehr unregelmäßigen, aber an Umfang bedeutenden Protuberanz aus dem großen Körper des Urgebirgs. Dieses wird von den Gebirgsarten der Übergangsformation in Norwegen und Schweden, und von den Flötzformationen in Schweden nur stückweise oder gar nur an einzelnen Stellen unterbrochen; gewöhnlich sieht man es blos mit einer leichten Decke von Sand, Thon, Dammerde und Vegetation überzogen, oder das Grundgebirge liegt auch ganz nackt am Tage, und dies nicht nur in den höchsten und nördlichsten, sondern auch in den niedern und südlichern Gegenden der Halbinsel, nicht nur an der Meeresküste, sondern auch im Innern des Landes.

Von Metallen hat Norwegen etwas Gold und Silber, viel Kupfer und Blei, am meisten Eisen; von Mineralien hat es: Kobalt, Braunstein, Marmor, Topfstein, Graphit u. s. w. Torf findet sich in den meisten Gegenden des Landes, in größter Menge und von bester Qualität aber in Nordland und Finnmarken, wo man seiner am meisten bedarf.

Gäbe es ein Land, wo dem Ackerbau der Vorrang bestritten werden könnte, so müßte es Norwegen sein, weil das dortige Klima diesem Gewerbe entgegenarbeitet, das Meer und die Seen den Einwohnern ungeheure Fischmassen als Nahrung darbieten, die Wälder bedeutende und gesuchte Ausfuhrartikel liefern; allein dessenungeachtet behauptet der Ackerbau seinen Rang, und ist die Basis des Nationalvermögens. Es ist eine natürliche Folge der äußern Bildung des Bodens und der Verschiedenheit des Klimas, daß nicht alle Gegenden des Landes dem Ackerbau in gleichem Grade günstig sind, und daß die Art des Anbaus sich nach den verschiedenen Naturverhältnissen richten muß. Die gewöhnlichen Getreidearten, die in Norwegen gebaut werden, sind: Weizen, Roggen, Gerste, Hafer. Überdies Erbsen, Bohnen und Kartoffeln. Indessen lassen das Klima und der Boden nicht überall den Anbau aller dieser Arten zu. In den letzten zehn Jahren hat der Ackerbau in Norwegen nicht nur extensiv, sondern auch in der Anwendung richtiger agronomischer Grundsätze zugenommen, und ist noch in beständigem Fortschreiten. Ein Beweis davon ist, daß verhältnißmäßig weniger fremdes Korn eingeführt wird wie sonst. In den Jahren 1815—20, als die Volksmenge Norwegens nicht völlig 900,000 Menschen betrug, war die Einfuhr 380,000 Tonnen Korn. In dem Zeitraum von 1831—35 wurden, bei einer Volksmenge von ungefähr 1,200,000 Menschen, 800,000 Tonnen fremdes Korn eingeführt. Wenn man von dieser Einfuhr das zur Fabrikation des Kornbranntweins, der früher von Dänemark eingeführt wurde, verbrauchte Korn abzieht, welches wenigstens zu 400,000 Tonnen angesetzt werden muß, so erhält man als Resultat, daß zur Ernährung der 300,000 Menschen, die Norwegen jetzt mehr hat, nur 20,000 Tonnen Korn eingeführt worden sind, und daß der übrige Theil, der nach dem in jenem Land allgemein angenommenen Maßstab, 3 Tonnen Korn jährlich für jeden Menschen, 580,000 Tonnen Korn beträgt, von der vergrößerten Production herrührt.

Die Viehzucht wird da, wo der Ackerbau am besten betrieben wird, nicht als Hauptsache angesehen. Der Viehstand ist nur so groß, als das richtige Verhältniß zum Ackerbau erfodert, und die Aufmerksamkeit ist nur auf Milchvieh, nicht auf Mastvieh gerichtet. In den Gebirgsgegenden und in den hochliegenden Thälern tritt dagegen die Viehzucht als Hauptnahrungszweig hervor. Da zieht man so viel Vieh, als man den Winter über am Leben erhalten kann. Das Vieh wird während des langen und harten Winters nicht nur mit Heu und Stroh, sondern auch mit Laub, Birkenzweigen, Rennthiermoos und Pferdemist gefüttert. Sobald der Schnee auf den Gebirgen zu schmelzen anfängt, wird das ausgehungerte Vieh dahin getrieben, und in einigen Wochen ist es wieder fett, denn die Weide im Gebirge hat eine unglaubliche Kraft und kann mit keiner andern Art Fütterung verglichen werden. Indessen ist die Weide auch hier von verschiedener Ergiebigkeit und Güte, je nach den mineralischen Verhältnissen der Gebirge. In

den Viehzuchtgegenden wird der Viehhandel systematisch getrieben. Das Milchvieh behandelt man in diesen Gegenden wie das übrige. Im Winter wird es nur schlecht gefüttert, und auf viel Milch rechnet man in dieser Zeit nicht. Sobald aber die Satern (Sennen) vom Schnee befreit sind, wird es dahin getrieben und von Mädchen gehütet. In einigen Gegenden zieht die ganze Familie auf die Satern, und Haus und Hof wird dem Biedersinne der Nachbarn überlassen. In den Fischgegenden, besonders in Nordland und Finnmarken, werden die Kühe im Winter, aus Mangel an Heu, mit Fischsuppen gefüttert, welche sie mit großer Begierde genießen.

Die Pferdezucht wird in Norwegen nirgend systematisch getrieben. Die einheimische Race ist klein, meistens von schwarzer, brauner, gelber und dunkelgrauer Farbe, von starkem Gliederbau, sehr ausdauernd, erfodert wenig Pflege, ist schnell und überaus sicher und geübt, in den Klippen zu klettern. Die Pferde der größern, gemischten Race sind von allerlei Farben, zum Theil schön gewachsen, stark, aber schwerer und stehen jenen an Geschwindigkeit und Sicherheit nach. Auch verlangen sie eine sorgfältigere Pflege und sind nicht so ausdauernd.

Schafe werden allenthalben gezogen, am meisten jedoch in den Gebirgs- und Küstengegenden. Die gewöhnliche Race ist klein, trägt nur wenig und grobe Wolle, bedarf aber auch nur sehr wenig Pflege, nimmt mit schlechtem Futter fürlieb und gibt jährlich 2, 3—4 Lämmer. In den Korngegenden hat man die Race durch Vermischung mit englischen und spanischen Schafen verbessert, und diese ist weit größer, liefert mehr und feinere Wolle, ist aber kostbarer zu unterhalten, den Krankheiten der Schafe mehr ausgesetzt, und gibt weniger Lämmer. Ziegen wurden früher in bedeutender Menge gezogen; jetzt aber sind sie in die Gebirgsgegenden zurückgedrängt, und selbst da vermindert sich ihre Zahl. Schweine werden überall gezogen, allein nur so viele, als der Haushalt erfodert, oder als geschlachtet in den Städten Käufer finden. Von Raubthieren, die schädlich auf die Viehzucht einwirken, bemerken wir den Bär, den Wolf und den Luchs als die gewöhnlichsten.

Norwegens Fischerei theilt sich in zwei Hauptzweige: in die große periodische Fischerei, deren Producte einen bedeutenden Ausfuhrartikel bilden, und die mehre Tausend Menschen während einer gewissen Jahreszeit beschäftigt, und in die Fischerei, die täglich theils auf dem Meere, theils in Meerbusen und theils in den Seen und Flüssen betrieben wird, und hauptsächlich nur auf den Haushaltsverbrauch und den inländischen Handel abgesehen ist. Die große periodische Fischerei zerfällt in zwei Abtheilungen, in die Kabeljau- und in die Heringsfischerei. Der Fischer geht sorglos seinem Schicksale entgegen. Wenn er in seinem Boote sitzt, um an entfernten Orten einen Fang zu suchen, und der Wind günstig weht, so ist er von körperlicher Anstrengung frei, und wähnt sein Loos beneidenswerth. Tobt ihm der Sturm entgegen, so legt er ans Land und erwartet, ohne von Langweile geplagt zu werden, eine bessere Zeit. Wird er aber zufällig genöthigt, sich anzustrengen, um dem Unwetter zu trotzen, so ist diese Anstrengung nur von kurzer Dauer, das Gefühl der Selbsterhaltung macht ihm die Anwendung aller Kräfte leicht, und die Hoffnung, bald wieder in seine alte Gemächlichkeit zurückzukehren, lächelt ihm aus der Ferne entgegen. Wenn der Fischer seinen Fischfang treibt, so ist der letztere zwar mit anstrengender Arbeit und körperlichen Leiden verbunden; allein der Gewinn ist auch verhältnißmäßig groß, und der Erwerbstrieb erleichtert ihm die Last. Ganz anders ist es mit dem Ackerbauer.

Die Jagd ist in Norwegen ein freies Gewerbe, das nur unter gewissen Umständen vom Grundeigenthum beschränkt und hinsichtlich gewisser Thierarten verboten oder auf gewisse Zeiten festgesetzt ist. Eine Folge dieser unumschränkten Jagdfreiheit ist, daß die meisten Bauern gute Schützen sind, und daß die Jagd von Vielen getrieben wird, aber von Keinem als ausschließliches Gewerbe. Die Jagd theilt sich in die auf nützliche Thiere und in die auf Raubthiere. Gegenstand der erstern sind vorzüglich folgende: der Hirsch, das Elennthier, das Rennthier, der Hase, der Seehund, die Fischotter. Biber finden sich an einigen Stellen, jedoch nicht in großer Menge, und sie werden nur selten gefangen. Von nützlichen Vögeln gibt es viele Arten, sowol Land- als Seevögel. Wir wollen hier nur anführen das Birkhuhn und das Auerhuhn, das Haselhuhn und das Waldhuhn, die Graugans oder wilde Gans, die Eidergans, die Ente, die Lunde (Pica marina). Zu den Raubthieren, welche vorzüglich Gegenstand der Jagd sind, gehören folgende: der Bär, der Wolf, der Luchs, der Vielfraß, der Fuchs. Unter den Raubvögeln ist der Adler der schädlichste, weil er Lämmer und selbst Schafe tödtet.

Unter den Gewerben Norwegens steht der Bergbau isolirt da, weil er ein besonderes Verhältniß dem Staate gegenüber einnimmt, der Gegenstand einer eigenen Gesetzgebung ist und einen weit größern Einfluß auf die Industrie des Staats hat als die übrigen Fabriken. Die Regalität des Staats in Bezug auf die Bergwerke wird erkannt; die Schürfung steht einem Jeden frei, jedoch unter gewissen Bedingungen, wenn sie auf urbarem Boden vorgenommen wird; der Grundeigenthümer hat mit dem Finder gleiches Recht zum Anbau der Gruben, wenn die Metalle in dem Theile des Hofes gefunden werden, der diesem nahe liegt, wogegen der Finder zu $^{9}/_{10}$ und der Grundeigenthümer zu $^{1}/_{10}$ berechtigt ist. Gehört der Grund dem Staate, so fällt die Anweisung dem Finder zu. Der Bergmeister des Districts ertheilt die Muthung; will der Grundeigenthümer nicht Theil daran nehmen, oder erklärt er sich nicht darüber innerhalb drei Monate, so erhält er nur als Entschädigung 1 Procent des reinen Überschusses. Der Grundeigenthümer ist verpflichtet, den nöthigen Grund zum Bau der Häuser, zu Wegen, zu Dämmen u. dgl. gegen

Zahlung des vollen Werths mit einer Zulage von $^1/_5$ desselben abzugeben. Die Abgaben der Bergwerke an den Staat sind zu 5 Procent des gewonnenen Roheisens, 7 Procent des Gußeisens und 1 Procent des Stabeisens angesetzt, welche letzte Abgabe indessen im J. 1833 erlassen worden. Alle Bergwerksachen werden gegenwärtig durch die Civilgerichte entschieden.

Die Fabrikindustrie ist in Norwegen nicht groß. Man hat einige Versuche mit Tuchmanufacturen gemacht. Sie lieferten gutes Tuch, konnten aber nicht die Concurrenz mit den ausländischen aushalten, und gingen zu Grunde. Mit Ausnahme einer Schießpulver- und Waffenfabrik zu Kongsberg gibt es im Königreich keine Fabrik, die für Rechnung des Staats getrieben wird, und diese beiden arbeiten nur, um die Armee mit Munition und Waffen zu versehen. Zu denjenigen Fabriken, die für Norwegen naturgemäß sind, gehören vorzüglich die, welche Metallarbeiten liefern. Indessen beschränken sich diese bis jetzt auf ein Kupferwalzwerk bei Drontheim, einige Eisenwalzwerke und Werkstätten für gröbere Eisenfabrikate bei den Eisenwerken, mehre Nagelhämmer und zwei Eisendrahtfabriken. Glasfabriken gibt es einige, die jetzt Privateigenthum sind. Sie liefern vorzüglich Bouteillen, Fensterglas und mehre Arten kleinere Gefäße. Papierfabriken sind in den letztern Jahren viele errichtet worden; sie bereiten gutes sowol Schreib- als Druckpapier, und man hat auch mit Decorationspapier den Anfang gemacht. In den letztern Jahren hat man auch Seifensiedereien, Ölmühlen und Zuckerraffinerien mit gutem Erfolg angelegt. Bierbrauereien von ziemlicher Bedeutung sind in einigen Städten errichtet und rentiren gut. Aber keine Fabrikation hat in dem Grade zugenommen als die Branntweinbrennerei.

Daß die eigentliche Fabrikindustrie demnach in Norwegen nicht bedeutend ist, oder daß Norwegen nicht zu den Fabrikländern gerechnet werden kann, ist klar. Allein es gibt eine andere Industrie, die jener an Nutzen nicht nachsteht: die Hausarbeit. Die wollenen und zum Theil baumwollenen Zeuche, deren sich der Bauer und seine Frau zur Kleidung bedienen, werden von den Weibern gesponnen und verfertigt, und nicht wenige dergleichen an die Städter verkauft. Auch die Färberei ist Hausarbeit der Weiber. Die Strümpfe sowie die Leinwand, die auf dem Lande verbraucht wird, sind ebenfalls Producte des weiblichen Fleißes, und außerdem verarbeiten die Weiber viel Leinwand für die Städter und verkaufen sie an Letztere. Die Häute und Felle werden von den Bauern selbst gegerbt und für Schuster und Sattlerarbeit zubereitet. Die meisten Bauern verfertigen selbst die Geräthe, die sie zu ihrem Ackerbau brauchen, sowie die Schmiedearbeiten gröberer Art. Je weiter man sich von den Städten entfernt, desto mehr hat man Gelegenheit, die Behendigkeit und Erfindsamkeit der norwegischen Bauern zu bewundern. So gibt es unter den Bauern Schlosser, Uhrmacher, Gürtler, Waffenschmiede, Petschaftstecher und mehre Andere, die diese Gewerbe nie gelernt haben und doch mit selbstverfertigten Werkzeugen sehr schöne und gute Arbeit liefern. Handwerker aller Art gibt es sowol in den Städten als auf dem Lande, die letztern aber haben nur selten eigene Werkstätten, sondern wandern von einem Hofe zum andern mit ihrem Handwerkszeuge auf dem Rücken, und arbeiten in dem Hause Dessen, der es verlangt. Das Zunftwesen ist in Norwegen weder so allgemein noch so streng wie in Deutschland, indem nur einzelne Handwerker in Zünfte verbunden sind, und selbst diese nicht in allen Städten.

Mit der Staatsveränderung 1814 beginnt eine neue und erfreuliche Periode für den norwegischen Handel. Der Einfuhrhandel wird theils mit norwegischen, theils mit fremden Schiffen getrieben. Die wichtigsten Einfuhrartikel sind Salz, Korn, Colonialwaaren, besonders Kaffee, Thee, Zucker und Taback, Traubenbranntwein, Wein, Fettwaaren, Hanf, Flachs, Baumwolle, Wolle, Färbereiwaaren, baumwollene, leinene und seidene Manufacturwaaren, Segeltuch, feinere Glaswaaren und Fayence. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind Holzproducte, Breter, Balken und kleinere Baumaterialien; getrocknete Fische, Fischrogen, Fischthran, gesalzene Heringe und lebendige Hummer. Die getrockneten Fische und übrigen Producte der Kabeljauarten bilden natürlich die erste Abtheilung des Fischhandels, die gesalzenen oder die Heringe die zweite und die lebendigen oder die Hummer die dritte. Die Ausfuhr der Producte der Bergwerke steht nicht im Verhältniß zu der Production derselben, weil ein bedeutender Theil im Lande selbst bleibt. Der Pelzhandel wird vorzüglich mit Rußland getrieben. Die Artikel des inländischen Handels bestehen in Holzproducten, Korn, Fischwaaren, Thran, Schlachtvieh, Pferden, Bretern, Käse, Talg, Häuten, Fellen und Pelzwaaren, Wildprett, Fleisch, Speck, Kornbranntwein, Schiffen und Booten, Eisen, groben Zeuchen, Töpfer- und Glaswaaren, Ziegelsteinen, Kalk, Mühlsteinen und mehren weniger bedeutenden Artikeln des Ackerbaus, der Viehzucht und der Industrie.

Das Geld- und Bankwesen steht jetzt in Norwegen auf einem geregelten Fuß. Der ursprüngliche Grundfonds der neu errichteten Reichsbank, 2 Millionen Speciesthaler in Silber, ist jetzt complet, und außerdem noch mit einem Reservefonds verbunden, welcher durch ein Gesetz vom 24. Juli 1827 gegründet wurde. Der jetzige Bankfonds in Silber beträgt demnach 2,725,914 Spthlr. Die Solidität der Bank ist über jeden Zweifel erhaben. Ihre sorgfältige Administration, die Controle, die von jedem Storthing über diese geführt wird, und die Schnelligkeit, mit welcher eine jede verlangte Auswechselung stattgefunden hat, haben ebenso viel beigetragen, den Credit derselben zu befestigen, wie die Silbermassen, die in ihren Kellern ruhen. Der jährliche Gewinn, welcher unter die Actionnair vertheilt wird, beträgt $7^1/_2$ Procent, und die Actien werden zu 150 Procent gesucht.

Das norwegische Militairwesen wurde durch ein

Gesetz vom 5. Juli 1816 neu geregelt. Die Zahl der Linientruppen wurde zu 12,000 Mann festgesetzt, von denen 2000 geworbene Truppen und 10,000 Mann Miliz oder sogenannte Districtslinientruppen sein sollten. Jene sollten durch freiwillige Anwerbung herbeigeschafft, diese dagegen aus den Dienstpflichtigen jedes Districts ausgehoben werden. Das Conscriptionsalter wurde vom zweiundzwanzigsten bis zum siebenundzwanzigsten Jahre bestimmt. Von den Dienstpflichtigen dieses Alters sollte der Jüngere dem Ältern vorgezogen werden. Diejenigen Dienstpflichtigen, die entweder Eigenthumsbesitzer oder verheirathet waren, erhielten die Erlaubniß, einen Stellvertreter zu stellen. Die Armee wurde in Brigaden und Corps eingetheilt. Die Unterhaltung der Landarmee kostet 689,000 Spthlr. jährlich. Die Kriegsflotte bestand 1835 aus 1 Fregatte von 36 Kanonen, 1 Corvette von 20 Kanonen, 2 Briggs à 18 Kanonen, 4 Kanonenschaluppen à 2 Kanonen, 39 Kanonenjollen à 1 Kanone und 8 Kanonenschoonern, jeder zu 2 Kanonen. Die Bemannung der Flotte besteht aus 77 Offizieren und 534 Mann, deren Besoldung jährlich 87,780 Spthlr. beträgt. Die Flotte soll künftig bedeutend vermehrt werden.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Späte Geschäftsstunden.

Vielfältig ist in neuester Zeit die Befürchtung ausgesprochen worden, daß die Herrschaft des Geldes und der Industrie alle edeln Keime der Menschheit in unsern Tagen zu ersticken drohe. Man läßt sich von der Oberfläche des emsig bewegten Lebens täuschen. Man übersieht die Masse von Begeisterung für die Güter der Menschheit, welche überall hervorbricht, die vielseitigen Bestrebungen, den Menschen zum Menschen zu machen, alle jene Zustände aufzuheben, in denen der Mensch Sklav, Lastthier, Maschine ist. Im Großen kann schon der oberflächliche Beobachter den Trieb der Zeit nicht verkennen, die Aufgaben der Politik in Aufgaben des socialen Lebens zu verwandeln. Im Kleinen muß man schärfer zusehen, aber derselbe Trieb offenbart sich überall, auch im Kleinsten. Der Mensch fängt an, sich als Mensch zu fühlen. Er will nicht mehr blos ein Rad in der Maschine sein; er will nicht länger das Leben als eine Bürde tragen, die nie von seinen Schultern genommen wird, indem das ganze Leben von den Anstrengungen verzehrt wird, sich nur zu fristen; er will nicht die Mittel, das Leben zu erhalten, zum Zwecke des Lebens werden lassen. Diese Betrachtung drängt sich mir auf bei einer ganzen Reihe von Schriftchen, die über einen anscheinend geringfügigen Gegenstand gleichzeitig in London erschienen sind, über die Nachtheile später Geschäftsstunden.*) Sie beziehen sich insgesammt auf das geplagte, ruhelose und doch auch wieder müßige, angespannte und reizlose Leben des Detailhändlers und seiner Gehülfen. Man ersieht aus der letzten der unten in der Note angeführten Schriften, daß sich bereits eine Association gebildet hat, um auf eine allgemeine Abkürzung der Geschäftsstunden hinzuarbeiten, die wirklichen Geschäfte dadurch auf einen engern Zeitraum zusammenzudrängen und dem Geschäftsmann Mußestunden zu schaffen, in denen er sich erinnern kann, daß er Mensch, d. h. vernünftiges und freies, geistig thätiges Wesen ist. Die Erscheinung dieser Schriften soll hier nur als ein Symptom angeführt sein. Was dieselben fruchten, was die Association und ihre Töchter, wenn sie, wie nicht unwahrscheinlich, deren zeugt, ausrichten werden, möge dahingestellt bleiben. Das Übel, gegen welches da ein Kampf unternommen wird, ist nicht auf den Thätigkeitskreis beschränkt, in welchem dieser Kampf begonnen hat. Die Überladung mit Arbeit und der Mangel entsprechenden Lohnes findet in Sphären statt, wo diese Übel weit fühlbarer sind, in den Lebenskreisen, von welchen gerade die geistige und sittliche Befruchtung des Gemeindelebens ausgehen soll. Man denke nur an die Stellung der Volkslehrer fast überall in der gesitteten Welt. In allem Diesen offenbart sich die Aufgabe, an deren Lösung der Geist der Menschheit sich gegenwärtig abarbeitet, vielleicht noch lange, lange ohne viel sichtbare Frucht abarbeiten wird, die möglichst allgemeine Ausgleichung der Arbeit und des Lohnes, des Triebes und des Genusses, die Nutzbarmachung aller einzelnen Kräfte in gemeinsamer Thätigkeit zur Befriedigung aller sowol leiblichen als geistigen Bedürfnisse der Einzelnen.

*) The system of late hours in business. By *A. J. King*. — Hours of business. By *E. Flower*. — Prize essay on the evils which are produced by late hours of business. By *T. Davis*. — Publications of an association for bringing about an abridgement of the hours of business.

Englischer Bericht über Carus' Schrift über Goethe.

„Wieder ein Buch über Goethe", sagt das „Foreign quarterly review", „zu den vielen, die wir schon haben, und doch keins zu viel. Wer irgend noch etwas Neues von dem Alten von Weimar zu sagen hat, wer irgend noch ein Licht auf diese wunderbare Organisation werfen kann, wer irgend noch einen verlorenen Brief auffinden oder ein noch nicht bekannt gewordenes Wort aus seinem Munde mittheilen kann, sei uns willkommen! Ja, wenn wir auch nichts sonderlich Neues erführen, es macht gesund, Goethe zu betrachten. Wir begreifen vollkommen den wohlthätigen Einfluß, welchen er auf Alle geübt hat, die mit ihm in nähere Berührung kamen, den strebenden Schiller, den demüthig verehrenden Eckermann, den frömmelnden Jung und den ernsten Dr. Carus." . . . . „Ein solches Buch (wie das Carus'sche) würde indessen von einem Briten über einen britischen Autor schwerlich geschrieben worden sein. Wie eifrig auch unsere literarischen Enthusiasten sein mögen, ihre Lieblingsschriftsteller zu lesen, zu kaufen, zu besprechen und bei der Flasche durchzustreiten, — ein Hang, dieselben in ihrer Relation zum Universum zu betrachten, sie beinahe als göttliche Emanationen zu studiren und gewissenhaft die besondern Verhältnisse zu erforschen, unter denen die Erde so heilige Gäste empfing, ein solcher Hang ist unter uns nicht zu Hause, und wäre er, würde man ihn so geheim halten als nur möglich. Es gibt einen Pantheismus in der deutschen kritischen Welt, welcher es dort Idolen möglich macht, in weit höherm Sinne Idole zu sein als es bei uns möglich wäre. Wenn des Dr. Carus Buch von einem Engländer geschrieben wäre, würden wir glauben, der Verfasser wäre mystificirt oder wolle seine Landsleute mystificiren. Da es aber von einem Deutschen ist, so sind wir nicht im mindesten verwundert über den Ton von Anbetung, der darin herrscht."

In dieser Recension über des Dr. Carus Buch finde ich beiläufig eine Bemerkung, die mir auffiel und die ich noch mittheilen will: „In «Dichtung und Wahrheit» ist es fast peinlich, den unehrerbietigen Ton wahrzunehmen, mit welchem Goethe beständig von seinem Vater spricht, während es unmöglich ist, nicht zu bemerken, wie viel er den Eigenheiten des alten Goethe verdankte." 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 110. —— 19. April 1844.

Norwegen in statistischer, historischer und constitutionneller Hinsicht betrachtet.

Erster Artikel.
(Beschluß aus Nr. 109.)

Die norwegischen Finanzen sind gegenwärtig in einem relativ blühenden Zustande. Der Credit des Staats hat sich sehr gehoben. Die Zinsen und Abträge der Staatsschuld werden genau und zu rechter Zeit erlegt; die Staatsobligationen finden auf den Geldmärkten willig Käufer und werden pari bezahlt. Die Passiva des Staats betragen zusammen 2,818,608 Spthlr., die Activa dagegen betragen zusammen 4,664,300 Spthlr. Dieses finanzielle Resultat der 26 Jahre, während welcher Norwegen für sich bestanden hat, ist um so erfreulicher, als es weder durch unkluge Ersparnisse noch durch Erpressungen von den Einwohnern auf eine gewaltsame Weise hervorgegangen, sondern nur der Belebung der Gewerbe, der zunehmenden Industrie und einem klugen und ordentlichen Staatshaushalte zuzuschreiben ist. Die Staatsausgaben sind, wie natürlich in einem sich entwickelnden Staate, immer im Steigen gewesen, allein die Einkünfte haben sich in einem noch höhern Grade vermehrt, und doch sind die Steuern und Abgaben, je nachdem der finanzielle Zustand des Staats es erlaubte, vermindert worden. Im J. 1839 betrugen die angeschlagenen Staatseinkünfte 1,271,900 Spthlr. Silber und 2,242,300 Spthlr. Zettel; die bewilligten Ausgaben 221,233 Spthlr. Silber und 2,242,300 Spthlr. Zettel.

Für Bildungs- und Unterrichtsanstalten ist in Norwegen möglichst gut gesorgt. Das Land hat eine in ihrer Weise blühende Universität in Christiania, und überdies hat es Kathedralschulen oder Gymnasien zu Christiania, Drontheim, Bergen und Christiansand; vollständig gelehrte Schulen zu Drammen, Skeen, Fredrikshald und Stavanger; Mittelschulen zu Kongsberg, Laurvig, Arendal, Molde und Tromsöe. Gegenstände des Unterrichts in den gelehrten Mittelschulen sind: Religion und biblische Geschichte, norwegische Sprache, lateinische Sprache und Stilübungen, griechische Sprache, deutsche und französische Sprache, Geschichte, Geographie, Geometrie und Arithmetik, hebräische Sprache, Kalligraphie und Zeichenkunst, Antiquitäten und Mythologie, englische Sprache, Gesang, Gymnastik. Außer den gelehrten Schulen finden sich in den meisten Städten Bürgerschulen, in welchen die neuern Sprachen, Arithmetik, Kalligraphie, Religion, Geschichte, Geographie und Handelswissenschaften Gegenstände des Unterrichts sind. Diese Schulen werden von den Communen unterhalten, und die Lehrer sind größtentheils öffentlich angestellt, wodurch ihre Existenz als solche gesichert ist. In allen Städten gibt es ferner eine oder mehre Gemeindeschulen, in welchen der Unterricht unentgeltlich ertheilt wird, und sich auf Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion und biblische Geschichte, etwas Geschichte und Geographie beschränkt. Auch sind in mehren Städten Sonntagsschulen, in denen die ältern Lehrlinge sowie Handwerksburschen und Bediente in den für ihre Sphäre nützlichen Kenntnissen unterrichtet werden. Endlich finden sich in mehren Städten Schulen für junge Mädchen, in denen sie Handarbeiten gratis erlernen. Auf dem Lande dagegen hat der Schulunterricht mit großen Hindernissen zu kämpfen, weil die Bauern hier nicht in Dörfern, sondern in weit voneinander liegenden Höfen wohnen. Nur an wenigen Stellen, wo die Gegend so dicht bebaut ist, daß die Kinder ohne zu große Mühe sich täglich an einem Orte versammeln können, sind feste Schulen errichtet. Wo dies nicht der Fall ist, geht der Schulmeister in seinem District herum und hält eine Woche lang auf jedem Hofe Schule, die alsdann von den Kindern der nächsten Höfe besucht wird. Schlägt aber der ambulante Präceptor seinen Sitz in entferntern Gegenden auf, so müssen die Kinder der übrigen den Unterricht so lange entbehren, bis jener, der Reihenfolge gemäß, wieder in ihre Nähe gelangt. Daß die Kinder bei einem so unregelmäßigen Unterricht sich dennoch so viele Kenntnisse erwerben, wie es wirklich der Fall ist, muß dem Privatunterricht der Ältern, besonders der Mütter, zugeschrieben werden. Vieles beruht hierbei auf der Fähigkeit der Schullehrer; die Wichtigkeit der Bildung der Letztern ist daher der Aufmerksamkeit der Regierung nicht entgangen, und so sind in den letztern Jahren auf öffentliche Kosten sechs Seminare zu diesem Zweck errichtet worden.

Daß die Literatur Norwegens noch nicht bedeutend sein kann, ist eine natürliche Folge der Verhält-

nisse. In den ersten 20 Jahren der neuen Verfassung wurden fast alle intellectuellen Kräfte für die materiellen Interessen verwendet. Die Jünglinge, die sich auf der Universität wissenschaftlich ausgebildet hatten, beeilten sich, ihr Amtsexamen zu absolviren und wurden sofort in Ämtern angestellt, die ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen und ihnen keine Zeit zu literarischen Beschäftigungen übrig ließen. Hierzu kommt noch, daß die norwegische Sprache, die nur von 1,200,000 Menschen gesprochen wird, über kein hinlänglich großes Lesepublicum gebieten kann, um eine weit ausgebreitete Literatur hervorzurufen. Doch ist sie im Fortschreiten. *)

D. G. v. Ekendahl.

*) Der zweite Artikel folgt im Mai. D. Red.

De la démocratie en Suisse par *A. L. Cherbuliez*. Zwei Bände. Paris und Genf. 1843.

Ein gelesenes Blatt aus der französischen Schweiz versicherte unlängst bei der Anzeige dieses Werkes, Tocqueville habe, bevor er seine Reise nach Amerika unternommen, als deren Zweck und Ergebniß sein Werk über die Demokratie in den Vereinigten Staaten erschien, die Absicht gehabt, die Demokratie, wie sie sich in ihrer alten Heimat, der Schweiz, unter dem Einflusse europäischer Gesittung entwickelt hat, zu studiren, dann aber, abgeschreckt durch zahllose Schwierigkeiten, den Entschluß gefaßt, die demokratische Entwickelung in den transatlantischen Republiken zu beobachten, wo sie indessen, unter so wesentlich verschiedenen Bedingungen, auch ganz andere Resultate zu Tage gefördert hat. Was nun die Schweiz betrifft, die die Verschiedenheit ihrer 22 oder mehr Verfassungen in mannichfachen Abstufungen auf das politische wie auf das sociale Leben ihrer kleinen Staaten überträgt, so ist die Aufgabe, den Geist und die Tendenzen der Demokratie daraus allgemein herzuleiten, in der That keine geringe, und zwar nicht nur für den Fremden, dem es in der Regel an tieferer Einsicht in die Verhältnisse fehlen wird, sondern auch für den Schweizer. Denn es genügt nicht, daß dieser letztere, obgleich unter Parteien aufgewachsen und von ihren Kämpfen mannichfach, oft bis in den Kern seines Daseins hinein, berührt, sein Urtheil frei von Parteigeist halte und mit dem Blicke der Erfahrung die Verhältnisse zugleich durchdringe und beherrsche, sondern er muß sich auch noch da, wo sein Urtheil allgemein gültig sein soll, dem Einflusse zu entziehen wissen, den die Zustände im eigenen Canton von Jugend an auf seine Anschauungsweise ausgeübt haben. Cherbuliez versichert uns nun, diesen unabhängigen Standpunkt eingenommen und die Ereignisse, deren Commentar er uns liefert, einzig in ihren Beziehungen zur Civilisation und zu den Geschicken der Gesellschaft aufgefaßt zu haben. Daß er, ein entschiedener Gegner der letzten genfer Revolution, sie in jeder Weise bekämpfte und dabei, nach seinem eigenen Geständniß, eine sehr thätige Rolle spielte, mag wol auf seine Schrift keinen rückwirkenden Einfluß ausgeübt haben, bezeichnet indessen eine Theilnahme am öffentlichen Leben, die der contemplativen Auffassung eben nicht sehr günstig sein kann. Mehr noch aber zeugt gegen die reine Objectivität der Behandlung die gereizte und bittere Stimmung, die im Laufe der beiden vor uns liegenden Bände an so vielen Stellen unzweideutig durchbricht. Nicht Jedermann ist für das öffentliche Leben geschaffen und schon mancher reich begabte Mann zog sich entmuthigt oder ermattet in die Stille des Privatlebens zurück, um im freien Reich des Gedankens, in der Wissenschaft oder der Kunst innere Befriedigung, ideale Stimmungen und nicht selten Erfolge zu finden, welche ihm das öffentliche Wirken versagt hatte. Aber nach Cherbuliez ist dies in unsern modernen Demokratien rein unmöglich; vergebens strebt da der Denker sich selbst zu leben und die Ideen zu bannen, die sich jeden Tag auf dem Boden einer örtlichen Politik stoßen; er findet sie überall wieder; die Mauern sprechen davon, das Landleben ruft sie ihm zurück, der Ort, den er sich zum Asyl gewählt, das Haus, das er bewohnt, sind alle voll davon, und, wenn es auch dem Manne der Wissenschaft oder dem Künstler gelänge, die äußere und innere Freiheit zu erringen, was hülfe es ihm unter einem Publicum, das seine Schöpfungen zu würdigen so unfähig ist!

Das vorliegende Werk ist, wie uns der bereits durch mehre Arbeiten bekannte Verf. berichtet, das Resultat langjähriger Studien, die er als Lehrer der Staatswissenschaften an der Akademie zu Genf unternommen hat; er gibt es mit der Gewißheit heraus, im eigenen Lande nur Tadel dafür einzuernten, Tadel, der ihm, als eine sichere Bürgschaft für den Werth seiner Arbeit, um so erfreulicher sein wird, je allgemeiner er sich ausspricht. *) Der Plan, den er sich vorgezeichnet, ist folgender. Er gibt in einer geschichtlichen Einleitung den Ursprung und die Entwickelung der schweizerischen Staaten, die mit ihren demokratischen Regierungsformen in verschiedener Weise aus der Commune hervorgegangen sind, und nachdem er den Einfluß der französischen Revolutionen von 1798 und 1830 auf die Schweiz in cantonaler und eidgenössischer Beziehung charakterisirt hat, behandelt er die leitenden Grundsätze der Demokratie, als da sind Volkssouverainetät, Veto, Verfassungsrevision u. s. w., in denen er den Geist und die wahre Bedeutung demokratischer Einrichtungen nachzuweisen sucht. Zu den Elementen des Staats übergehend entwirft er eine kurze Geschichte des Gemeindewesens in der Schweiz und beschreibt uns die Organisation desselben; sodann schildert er in scharfen Zügen die Organisation der constituirten Kirchen und ihre Verhältnisse zum Staat, womit sich der erste Band seines Werkes geschlossen findet. Der zweite beginnt mit der Prüfung der verschiedenen Regierungsformen, wie sie sich sowol in der reinen als in der repräsentativen Demokratie ausgebildet haben und als vermittelnder Mechanismus des Staatslebens thätig sind; das allgemeine Stimmrecht steht hier an der Spitze. Der Prüfung der Cantonalverfassungen folgt diejenige der Bundesverhältnisse nach, und den Schluß bilden allgemeine Folgerungen, welche für Cherbuliez' Tendenzen bezeichnend genug sind.

Nachdem wir in gedrängter Kürze den Plan des Verf., seinen eigenen Andeutungen folgend, dargestellt haben, hätten wir nun die Entwickelung desselben zu verfolgen und mit ihr die Ansichten des genfer Gelehrten zu beleuchten. Da wir dies aber nicht thun könnten, ohne uns in Discussionen nicht nur über Principienfragen, sondern auch über die Auffassung und Darstellung factischer Verhältnisse einzulassen, Discussionen, die den Zweck und die dieser Zeitschrift gezogenen Grenzen überschreiten würden, so wollen wir uns begnügen, hauptsächlich die Richtung, in der das Werk geschrieben ist, hervortreten zu lassen und dann noch auf die Behandlung einiger Gegenstände von allgemeinerm Interesse hinweisen.

Cherbuliez verwirft die Verfassungen der repräsentativen Demokratien, wie sie in Zürich, Bern u. s. w. in den dreißiger Jahren festgesetzt worden sind und wendet seine ganze Sympathie den alten Demokratien zu, in denen das Volk — wenigstens dem Wortlaute nach — seine Souverainetät unmittelbar auf der Landsgemeinde ausübt und die sich in Uri und

*) Diese Freude ist dem Verf., so viel wir wissen, bis jetzt noch nicht zu Theil geworden. Einige conservative, politische und literarische Blätter der Schweiz haben seines Werkes mit mehr oder weniger Beifall gedacht und gewisse Zeitungen ihre Spalten, einseitig genug, mit Auszügen aus demselben gefüllt. Eine gegnerische Beurtheilung aber ist uns, mit Ausnahme des Wortes, Cherbuliez habe nicht über, sondern gegen die Demokratie geschrieben, nicht vorgekommen.

Unterwalden fast in ursprünglicher Reinheit erhalten haben. *) Während er den repräsentativen Verfassungen, deren Mängel — zum Theil unvermeidliche Folgen einer Übergangsepoche — wir keineswegs verkennen, die aber wesentliche Elemente der Entwickelung und des Fortschritts in sich tragen, eine Menge von Vorwürfen macht, die nicht alle verdient sind, während er sich bemüht, in ihnen die Keime künftiger politischer und socialer Entartung nachzuweisen, findet er in den Verfassungen der reinen Demokratien einen den Bedürfnissen des Volks vollkommen entsprechenden Organismus. Daß hier keine grundsätzliche Trennung der Gewalten vorhanden ist, daß in den gerichtlichen, policeilichen, verwaltenden und gesetzgebenden Behörden dieselben Personen sitzen und die höchsten Magistraturen sich fast erblich in den gleichen Familien erhalten. Daß die Rechtspflege die größten Mängel darbietet, eine eigentliche Controle nirgend stattfindet und die Möglichkeit des Fortschrittes ausgeschlossen ist, das und viel Anderes findet er von geringem oder gar keinem Nachtheil für exceptionnelle Verhältnisse wie diejenigen der Urcantone, und reichlich aufgewogen durch Formen, welche ihm so poetisch, für Gemüth und Phantasie so ansprechend erscheinen. Der Musterstaat aber, derjenige, dessen Verfassung die Vorzüge der Republik und der Monarchie in sich vereinigt, dessen Regierung unfähig ist, zu bedrücken und doch Macht genug zu schützen besitzt, dessen Bewohner unter einer starken ausübenden Gewalt so wesentlich frei sind, dieser seltene, alle Bedingungen bürgerlicher Glückseligkeit in sich schließende Staat ist kein anderer als der Canton Neuenburg, von dem er jedoch bemerken muß, daß er mit seinen, der Monarchie angehörenden Formen, Ansichten und Gefühlen der Schweiz fremd, nachtheilig, ja feindlich gegenüberstehe. **)

Cherbuliez kann ferner nicht leugnen, daß den regenerirten Cantonen der Schweiz eine schöpferische Kraft inwohnte, deren Denkmäler in trefflichen Straßen, in großartigen, dem Handels- oder Postverkehr, der Krankenpflege, dem höhern Unterricht gewidmeten Gebäuden, in zahllosen Schulhäusern u. s. w. schon äußerlich zum Beobachter sprechen. Er gesteht, daß viele Zweige der öffentlichen Verwaltung den größten und reichsten Staaten zum Muster dienen könnten und daß namentlich auch das Finanzwesen in den meisten dieser Cantone nichts zu wünschen übrig lasse. Aber alles Dies sind ihm nur Lappen, die unter einer verführischen Außenseite geheime, aufzehrende Übel, schändliche Schwächen und heftige Leidenschaften bergen. ***) Wie Cherbuliez mit einigen Phrasen, denen es an jeder Begründung fehlt, die Anstrengungen verurtheilt, welche in den regenerirten Cantonen für die materielle Wohlfahrt des Landes gemacht wurden, so erklärt er auch das schöne Streben für Volksbildung, das als ein charakteristisches Merkmal der Reformepoche erscheint, für nichtig, ja verderblich, indem er zum voraus äußert, die frühern Regierungen haben ganz logisch gehandelt, als sie die Volksbildung vernachlässigten. Er kann zwar nicht umhin, zu gestehen, daß in Folge der großen und einsichtigen Kraftentwickelung, mit der man in den repräsentativen Demokratien auf Hebung des Volksschulwesens hinarbeitete, die Elementarkenntnisse, besonders in den protestantischen Cantonen, weit mehr verbreitet wurden als in einem andern Lande, und eine nähere Prüfung des Gegenstandes hätte ihn überzeugen müssen, daß die meisten Vorwürfe, die er der neuen Volksschule macht, wesentlich mit den Übergangszuständen zusammenhängen und bereits zu schwinden anfangen. Ihn aber führt sein Ideengang zu einem ganz andern Schlusse, zu der Überzeugung, daß die jetzigen Primarschulen mehr schaden als nützen und daß es heutzutage zwischen einem Volke, das lesen könne, und einem, das ganz unwissend sei, nur einen Unterschied gebe, den nämlich, daß jenes den Irrthum aus zahlreichern und wirksamern Quellen schöpfe.

Man sieht aus dem Vorhergehenden, der Verf. hat sich in eine Richtung verrannt, welche ihm eine freie Auffassung und Beurtheilung der Verhältnisse in ihren allgemeinen Beziehungen unmöglich macht; wir bedauern dies um so mehr, als sich in seiner umfassenden Arbeit, neben einer edeln Gesinnung, Scharfsinn und Beobachtungsgabe mannichfach kund geben. So, wenn er vom allgemeinen Wahlrechte spricht, kann er nicht verkennen, daß sich die Übelstände, die es darbietet, in der Praxis wesentlich neutralisiren, besonders durch einen gewissen Indifferentismus der Wähler, durch die Auslagen und den Zeitverlust, welche die Stelle eines Repräsentanten nach sich zieht, durch den Einfluß größerer Vermögen und geachteter Namen, durch die Verehrung, die literarische und wissenschaftliche Sommitäten durchgehends einflößen; ebenso wenig konnte ihm der Umstand entgehen, daß die den Revolutionen der dreißiger Jahre entsprungenen Regierungen beinahe überall wieder Mitglieder der ihnen vorangegangenen Administrationen enthielten, selbst solche, die dem demokratischen Princip keineswegs günstig waren, daß ferner die neuen Regierungen sich von den revolutionnairen Tendenzen nicht fortreißen ließen, sondern den Willen und auch die Kraft zeigten, ihnen zu widerstehen, und aus diesen Thatsachen, die sich in allen Theilen der Schweiz wiederholten, ergibt sich, selbst für Cherbuliez, unleugbar die Macht einer gesund gebliebenen öffentlichen Meinung; doch sie, wie alles Gute der neuen Epoche, erscheint ihm nur als der immer schwächer werdende Reflex früherer Zeiten und Verhältnisse.

Am unbefangensten zeigt sich das Urtheil des Verf. in seiner Darstellung der kirchlichen Verhältnisse und in dem Bilde, das er uns von dem eidsgenössischen Verbande und der Tagsatzung entwirft. Zwar sollen nach ihm die repräsentativen Demokratien mit ihren neuen Verfassungen wesentlich dazu beigetragen haben, das Ansehen der Tagsatzung und das eidsgenössische Band zu schwächen; als ob nicht die frühern Jahrhunderte der Schweizergeschichte Beispiele genug und viel schlagendere dargeboten, wie locker dieses Band von jeher war und daß es die Schilderhebung und den blutigen Zwist unter den Conföderirten nicht ausschloß! Indessen fallen die bestehenden Misverhältnisse dem Verf. doch zu sehr in die Augen, als daß er nicht auch die Nothwendigkeit der Revision der Bundesacte im Sinne der Centralisation einsähe. Man weiß, wie alle

*) Als der Canton Uri, gemäß dem Bundesvertrag, seine Verfassungsurkunden in das eidsgenössische Archiv niederlegen sollte, gab die Regierung dieses Standes im J. 18[illegible] folgende Erklärung: „Wir Landammann und Rath und gemeine Landleute des gemein eidsgenössischen Cantons Uri in der Schweiz, in Folge der Bestimmung des §. 15 des Bundesvertrags, daß die Verfassungen der hohen Stände der hohen Tagsatzung eingegeben und in das eidsgenössische Archiv niedergelegt werden sollen, erklären hiermit: Daß wir zwar nie eine in Urkund geschriebene Verfassung unsers Cantons gehabt haben, daß aber durch jahrhundertelange Übung und bestehende Gesetze dieselbe auf folgenden Grundsätzen beruht u. s. w." Das erste gedruckte Gesetzbuch im Canton Uri datirt vom J. 18[illegible]. S. Snell, „Handbuch des schweizerischen Staatsrechtes" (2 Bde.).

**) Ein Wähler von Neuenburg richtete einst an den „Constitutionnel neuchatelois", halbofficielles Regierungsorgan, die Frage: Inwiefern kann ein Neuenburger Gesinnungen reinen Republikanismus nähren und inwiefern ist ihm gestattet, sie auszudrücken? Das Journal erwiderte hierauf: „Die Antwort auf diese Frage scheint uns höchst einfach. Republikanische Gesinnungen in einem monarchischen Staate nähren, heißt einen Meineid begehen; sie durch Handlungen oder Schriften an den Tag legen, ist ein Vergehen oder ein Verbrechen."

***) Es ist fast komisch, wenn nach solchen und weit stärkern Äußerungen Cherbuliez zur Verwahrung seines Patriotismus u. A. ausruft: „La Suisse peut marcher tête levée au milieu des nations et à Dieu ne plaise que je fournisse jamais à la malveillance de l'étranger des motifs dont elle ne s'empresserait que trop de fair usage, pour refuser aux enfants de l'Helvétie l'estime à laquelle ils peuvent et doivent prendre part!"

hierfür gemachten Versuche an dem hartnäckigen Widerstande der conservativen Cantone scheiterten, deren Kern aus den Urcantonen, aus Basel-Stadt und Neuenburg zusammengesetzt war. Treffend sagt Cherbuliez von der Tagsatzung: „Sie gleicht jenen Greisen, deren schwach gewordene Geisteskräfte und abgenutzter Körper gerade noch hinreichen, um sie unter der Zahl der Lebenden zu erhalten. Sie sprechen und handeln noch; sie schließen Verträge ab, äußern Ansichten, sprechen Gesinnungen aus, wie früher; aber alles Dieses gehört ihnen nicht an, sondern ist ein fremdes Leben. Eine junge Familie, voll Kraft und Thätigkeit, hat sich ihrer Geschäfte bemächtigt, leitet und überwacht Alles, was sie thun und sprechen. Sie scheinen noch zu leben, aber in der That vegetiren sie nur; sie sind wirklich nur noch die Schatten ihrer selbst. Scheint ihre Seele bisweilen aufzutauchen und erinnert hier und da ein Blitz des Verstandes an Das, was sie in der Blüte der Kraft waren, so folgt nur zu schnell eine noch vollständigere Prostration ihrer physischen und intellectuellen Kräfte einem Erwachen nach, das ihre geschwächte Constitution nicht lange ertragen könnte, ohne sich aufzulösen und zu Grunde zu gehen."

Zum Besten im ganzen Werke gehört unbezweifelt die Darstellung der Verhältnisse der katholischen Kirche zu den schweizerischen Regierungen und zum Volke. Einleitend bemerkt der Verf., daß der Leser wohl zu unterscheiden habe zwischen dem Cultus, den er, wie den Glauben selbst, geachtet wissen wolle, und einem Klerus, dem die Mittel zur Ausübung des Cultus anvertraut sind, der überdies über geistige Mittel verfügt und der aus Menschen besteht, die dem Irrthum und der Leidenschaft zugänglich sind. Der Gegenstand, mit dem sich Cherbuliez zu befassen hat, ist nun eben die Kirche als menschliche Gesellschaft, in ihren menschlichen Bestrebungen und in ihrem politischen Wirken, keineswegs aber die Kirche in ihren Religionszwecken und in dem geistigen Einfluß, den sie ausübt.

Cherbuliez zeichnet das Verfahren des katholischen Klerus folgendermaßen: „Seine Taktik gegenüber den demokratischen Regierungen bestand fortwährend darin, im Punkte des Rechts nichts zuzugestehen und im Factischen nur schlaffen Widerstand zu leisten, um unter der Hand und mittelbar auf die Wiedererlangung der verlorenen Stellung hinzuwirken. Bei der ersten feindlichen Handlung, welche den Kampf eröffnet, macht die Kirche eine, wenigstens der Form nach, gemäßigte Opposition, und wiederholt diese, in denselben Ausdrücken und in dem gleichen Ton, bei jeder Antwort der bürgerlichen Autorität, bei jedem Schritte, den diese weiter thut, und während die Sprache der weltlichen Macht immer bitterer wird, bleibt diejenige der kirchlichen Macht, obgleich immer ausschließend und absolut im Punkte des Rechts, ruhig, wohlwollend, achtungsvoll, indem sie in ihre Worte eher den Ausdruck der Klage und des Bedauerns als den des Zorns und der Feindseligkeit legt."

„Verliert endlich die Regierung die Geduld, überläßt sie sich gewaltsamen Handlungen und bricht ein Sturm über die Kirche aus, so beugt diese ihr Haupt und resignirt sich dem Scheine nach, denn sie weiß wohl, daß jeder Sturm vorübergehend, jede Gewaltthat der Regierung ein Fehler ist, der unfehlbar eine Reaction hervorruft. Bis diese kommt, seufzt sie und beklagt die Verblendung und Gottlosigkeit ihrer Gegner; zugleich bedient sie sich mit Gewandtheit ihrer geistigen Waffen und ihres Einflusses auf die unwissenden Classen des Volks, und bald geht, wenigstens theilweise, die Reaction vor sich, die sie voraussah. Glaubt sie nun ihre Sache definitiv gewinnen zu können, so fährt sie fort zu warten und zu handeln; im entgegengesetzten Falle aber benutzt sie diese theilweise Reaction, um freiwillig eine thatsächliche Concession zu machen, welche ihr die doppelte Ehre des Triumphes und der Großmuth sichert, ohne daß sie grundsätzlich im geringsten über ihr vorgebliches Recht unterhandelt oder darin nachgegeben hätte."

Die Wahrheit dieser so scharf ausgeprägten Charakteristik findet nun allerdings den vollständigsten Beleg in der neuesten Geschichte des Cantons Luzern, welcher (1835) die Badener Conferenzartikel hervorrief. Diese waren von der dringenden Nothwendigkeit geboten, die Verhältnisse zwischen Staat und Kirche zu ordnen und dem Misbrauch der Kirchengewalt Schranken zu setzen, und es wurde damit nichts Anderes angestrebt als was in den größern katholischen Staaten Europas, namentlich in Östreich, das hierin zum Vorbild diente, schon längst besteht.*) Luzern führte die getroffenen Bestimmungen mit Ernst und Eifer durch, nahm aber zu spät wahr, wie der Klerus, das Volk bearbeitend, nicht ruhte, bis der Ultramontanismus alle Classen durchdrungen und sogar denselben Mann zu seinem eingefleischten Repräsentanten umgewandelt hatte, der einer der eifrigsten Förderer und Vertreter der Badener Conferenzartikel gewesen war.**) Als sodann die Revision des Jahres 1841 kam, wurden nicht nur die freisinnige Opposition und Alles, was sie errungen hatte, sondern sogar alte Freiheiten und Gebräuche der Reaction zum Opfer gebracht und die Zustände herbeigeführt, die gegenwärtig den Jesuiten in Luzern ein drittes schweizerisches Heerlager eröffnen.

„Die Gesetze und Verordnungen, welche die schweizerischen Regierungen erlassen", bemerkt Cherbuliez, „um den Eingriffen der katholischen Kirche ein Ziel zu setzen, gleichen den Wohnungen, welche leicht und schnell und mit grobem Material auf einem Boden errichtet werden, den das Wasser periodisch überschwemmt. Man hatte das Gebäude im Innern ausgetrocknet, alle, selbst die kleinsten Öffnungen mit Sorgfalt verstopft und sich freudig der Zuversicht überlassen, Herr über das treulose Element geworden zu sein. Plötzlich nimmt man wahr, daß es die Fundamente untergraben, die schlecht verkitteten Fugen durchbrochen und die Keller in Besitz genommen hat und daß es schon die obern Stockwerke zu erreichen beginnt. Dieses Wasser, das man so geräuschvoll entfernt und durch das Hineinwerfen großer Steine so heftig gerüttelt hatte, es hat sich des Platzes wieder bemächtigt und zwar ohne Sturm, ohne Aufbrausen, durch die bloße Wirkung seiner Schwere, seines Volumens und eines unausgesetzten Druckes!"

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Der Cardinal Petrucci, welcher sich gegen den Papst Leo X. mit mehren Cardinälen verschworen und denselben zu vergiften beschlossen hatte, wurde entdeckt, verhaftet und im Gefängniß, nach dem wider ihn ergangenen Urtel, erdrosselt. Vor der Hinrichtung weigerte er sich, wie der Geschichtschreiber Titius erzählt, zu beichten, mit der Äußerung: wenn er einmal das leibliche Leben verlieren müsse, so sei ihm an seiner Seele weiter nichts gelegen.

Antonius Ricobonus, welcher 1571 Doctor der Rechte und Professor der Beredtsamkeit zu Padua war, hat in seiner Schrift „De gymnasio patavino" die seltsame Verordnung, welche für die dortige hohe Schule gegeben worden, bekannt gemacht, wonach jeder ordentliche oder außerordentliche Lehrer, der in seinen Vorlesungen weniger als sechs Zuhörer habe, mit einer Geldstrafe belegt werden solle.

Die Königin Christine von Schweden trat die Regierung freiwillig ab an den nachherigen König Karl Gustav. Dieser erkannte dies so dankbar, daß er auf seinen Münzen eine Krone prägen ließ mit der Umschrift: „A Deo et Christina." 37.

*) S. Snell, „Handbuch des schweizerischen Staatsrechts", Bd. 1, S. 574 fg.

**) Const. Siegwart, jetzt Schultheiß von Luzern und Bundespräsident.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 111. —— 20. April 1844.

Censirte Gedanken über politische Poesie.

Die Debatten über die politische Poesie, ihr Wesen und ihren Werth, sind noch nicht geschlossen; das Urtheil des Publicums hat sich noch nicht abgeklärt, ist noch nicht zur Ruhe gekommen: warum sollte es also nicht erlaubt und verdienstlich sein, darauf zurückzukommen, vorausgesetzt, daß man den redlichen Willen und das Talent hat, zur Berichtigung und Feststellung des Urtheils etwas beizutragen? Es ist freilich äußerst schwierig, über politische Poesie zu schreiben, nicht der Sache selbst wegen, sondern weil man es nicht unmittelbar und rein mit der Sache selbst zu thun hat, weil man sich den Weg zu ihr durch das Gewühl und den Staub der streitenden Parteien erst bahnen, und sich dabei zugleich vor den Dornen der Censur bewahren muß, die den geraden Weg zur Sache versperren.

Man kann es, und zwar aus einem doppelten Grunde, unklug finden, daß der Conflict mit der Censur am Anfange eines Aufsatzes aufgedeckt wird, unklug in Bezug auf die Censur und in Bezug auf den Leser; denn beiden wird von vornherein und wie absichtlich Mistrauen erregt. Was die Censur betrifft, so wüßte ich ganz und gar nicht, wie das Mistrauen zu vermeiden wäre. Muß die Censur nicht mistrauisch sein? ist das nicht ihr Begriff? ist sie nicht ganz auf das Mistrauen gebaut? ist sie nicht selbst das ausgesprochene, organisirte und zum Gesetz gemachte Mistrauen? nämlich das Mistrauen der Regierung gegen die Regierten, der Praxis gegen die Theorie; bestimmter, wenn man die beiden Seiten getrennt denkt, der einen Partei gegen die andere, oder, wenn man sie als Eins faßt, des einen Theiles des Volks gegen den andern. Und wenn man nun nicht notorisch zu den Eximirten, zu den Privilegirten gehört, wenn man keine ausnahmsweise Preßfreiheit genießt (denn Preßfreiheit existirt, nur nicht für Alle; man frage z. B. die Herren v. Gerlach und Hengstenberg, ob sie nicht Preßfreiheit haben; denn Hr. Hengstenberg hat in der „Evangelischen Kirchenzeitung" drucken lassen: wenn das projectirte Ehegesetz nicht durchginge, so würde jeder gläubige Geistliche wissen, was er zu thun hätte; er würde das Gesetz für sich durchsetzen, er würde den bestehenden Gesetzen nicht gehorchen. Ist das nicht Preßfreiheit? ist das nicht Preßfrechheit?) — wenn man also nicht privilegirt ist, wenn man das Kind seiner Muße — nein! so läppisch muß man nicht davon reden —, wenn man den gewissenhaften Ausdruck seiner Überzeugung, wenn man das wohlüberlegte Wort, das man mit einem ganzen Volke zu reden den Drang und Beruf fühlt, der Censur übergeben und auf Gnade und Ungnade überlassen muß: wodurch in aller Welt kann man dann das Mistrauen abwehren? Etwa durch die bestimmtesten Versicherungen der guten Absicht? etwa durch die „bescheidensten", „wohlmeinendsten" Wendungen? Als ob die nicht Jedem, auch dem Boshaftesten und Verworfensten zu Gebote ständen! Etwa durch Berufung auf das Gewissen des Censors? Wie komme ich zu einem so großen Vertrauen dem absoluten, dem principiellen Mistrauen gegenüber? Was weiß ich denn überhaupt vom Censor? Wie weiß ich, zu welcher Tageszeit, bei welchem Wetter, nach welchen Präcedenzien dies Blatt in seine Hände geräth!? Kurz! auf Mistrauen muß ich gefaßt sein. Das Einzige, was ich, abgesehen von meinem Gewissen, demselben entgegensetzen kann, ist Vorsicht, kluge Wahl der Ausdrücke. Wer doch ein Lexikon der „Bescheidenheit" und der „wohlmeinenden" Absicht hätte! Doch Muth gefaßt! Das alte ehrliche Deutsch ist fügsam und geschmeidig genug geworden; man braucht es nur zu nehmen wie es ist; man wird ein halbes Säculum der Preßfreiheit an der Sprache die Preßfreiheit nicht merken, wenn sie nicht (die deutsche nämlich) zu dem unumwundenen, klaren und treffenden Ausdruck für gewisse Dinge (gewisse Dinge? wie pfiffig! der Leser weiß doch, was ich meine) für immer verdorben ist. Es wird späterhin ein interessantes Studium sein, zu untersuchen, welchen Einfluß die Censur auf die Sprache gehabt hat. Wie würden die künftigen Gelehrten, die sich mit dieser Untersuchung beschäftigen werden, den jetzigen Censoren dankbar sein, wenn sie hier und da in Parenthese zu sagen erlaubten, was und wie man es eigentlich meint.

Ich verberge es mir also durchaus nicht, daß ich unter Censur schreibe, zumal über politische Poesie. Und wenn dies Bekenntniß den Leser mistrauisch machen sollte, um bei diesem zweiten Punkte noch einen

Augenblick zu verweilen, so frage ich ihn, wie lange er noch so naiv sein will, ohne dieselbe Präsumtion an jeden Aufsatz zu gehen, der von vornherein ein freisinniges Gepräge an sich trägt? wann er sich daran gewöhnen will, zwischen den Zeilen zu lesen? Ich berufe mich auf die unendliche Toleranz des deutschen Publicums, das nun schon so viele Jahre die Schriften und Aufsätze von Menschen liest, welche eben diese Schriften und Aufsätze, ehe sie ans Publicum gelangen, darauf hin untersuchen lassen, ob sie nicht böse Absichten, Verrath, Gift für die öffentliche Sittlichkeit enthalten; ich berufe mich auf die Toleranz des deutschen Publicums, das diese Männer dennoch nicht verachtet, obgleich sie schon das Urtheil der Verwerfung über sich haben aussprechen oder beständig über ihrem Haupte schweben lassen. Denn wen verwirft die Censur? etwa gleichgültige Worte? Phrasen, die sich von der Person, dem Charakter, dem Herzen des Schriftstellers ablösen lassen? Nein! den Menschen selbst verwirft die Censur; seinem Charakter wird der Stempel der Verwerfung aufgedrückt. Denn die Schriftsteller, die ihre Productionen von ihren Herzen, von ihrer Gesinnung zu trennen wissen, die (mit Georg Herwegh zu reden) „das feuchte Schwämmchen, welches sie ihr Talent nennen, unendlich oft auspressen", die haben nichts von der Censur zu fürchten: nur Die liegen mit ihr im Kampfe, die, wie Börne sagt, mit dem Blute ihres Herzens schreiben.

An die Toleranz des deutschen Publicums also appellire ich. Und wenn es sich gerade hier dieser Toleranz schämen sollte, eben weil ich ausdrücklich an sie appellire, und dreist genug bin, zu bekennen, daß ich den Ausdruck meiner Gedanken der Censur accommodire, so habe ich noch eine Ausflucht, die es mir unmöglich versperren kann: ich präsentire ihm „censirte Gedanken", weil es keine andern verlangt; ich bin so bescheiden, nicht besser, nicht edler und freier sein zu wollen als es selbst. Und nun zur Sache!

Die politische Poesie ist da, sie existirt; und kein Gott kann sie wiederum aus der Reihe der existirenden Dinge verdrängen. Und wenn man auch alle äußerlichen Spuren ihrer Existenz vertilgte, wenn man alle Exemplare von Herwegh, Sallet, Prutz u. A. verbrennte oder auf des Meeres „tiefuntersten Grund" versenkte: wer wäre thöricht genug, zu glauben, daß er die politische Poesie verbrannt oder versenkt hätte? Ist die Erinnerung an sie, der Sinn und die Begeisterung für sie, sind die Spuren ihres stillen, geräuschlosen Einflusses auf den Geist und das Herz des Volks, d. h. ihre wahrhafte, ihre ideelle Existenz zu vertilgen? Und schießen nicht, wie über Nacht, immer neue Schößlinge derselben auf? Die politische Poesie ist, ohne Jemand um Erlaubniß zu fragen, entstanden, hat sich ausgebreitet und ist zur breiten Literatur angewachsen: darum ist die Aufgabe, sie zu begreifen, ihren Werth, ihre Stellung zur Poesie überhaupt und zur übrigen Bildung unserer Zeit zu bestimmen, nicht von der Hand zu weisen. Alles was existirt hat ein Recht, einen Anspruch darauf, erkannt, seinem Werthe und Wesen nach bestimmt zu werden.

In wessen Hände ist nun aber die Entscheidung zu legen? wer hat den Werth der politischen Poesie zu bestimmen? Dafür existirt kein Privilegium; oder es ist eine Anmaßung, welche die Geschichte Lügen strafen und zum Spotte der Welt machen wird. Wer sich nach einzelnen Personen, nach einem privilegirten Tribunale umsieht, um das Urtheil über die politische Poesie sprechen zu lassen, für den ist diese erste oder vielmehr vorläufige Frage gar nicht zu beantworten, weil er kein Recht hat, sie aufzuwerfen. Das Urtheil über die politische Poesie scheint — aber scheint auch nur — einem doppelten Tribunale zu gebühren; aber Prutz hat in seiner Abhandlung über die Geschichte der politischen Poesie in Deutschland (in seinem „Literarisch-historischen Taschenbuche") vortrefflich gezeigt, was es mit diesem Scheine auf sich hat, wie die politische Poesie mit den Ästhetikern ebenso sehr als mit den Politikern in Conflict geräth. Mit den Ästhetikern: als ob man nicht wüßte, wie groß — zumal in Deutschland! — die Macht der Gewohnheit ist! als ob man nicht wüßte, wie schwer ein Müllergaul, Jahre lang im Kreise herumgetrieben, sich dazu versteht, geradeaus zu schauen und zu gehen.

Mit den Politikern sollte die politische Poesie eigentlich gar nichts zu schaffen haben; denn in dem Sinne, in dem Jene Politiker sind, ist sie nicht politisch. Es ist schon ein anerkannt ungeheurer Unterschied zwischen den praktischen und theoretischen Politikern; aber sie haben doch ihre Berührungspunkte, ihre gemeinsamen Fragen und Interessen. Da handelt es sich um Wahlen und Wahlrechte, um Repräsentation, um Constitution, um Rechte der Kammern, Budget u. s. w. Was in aller Welt hat der Poet mit diesen Dingen zu thun? Er kann sie ja gar nicht in einen Vers bringen; er kann ja gar keinen Reim darauf machen. Wenn unsere Politiker die competenten Richter der politischen Poesie wären, so wären die Schönfärber die bestellten Kritiker für die poetische Darstellung der Farbenpracht des Frühlings oder eines Sonnenuntergangs und dergleichen. Der Schönfärber fragt: wie mache ich das? wo nehme ich die Farbe her? wie rühre ich es ein? wie paßt es zu dem Übrigen? Ähnlich unsere Politiker. Die Kritik des Herwegh'schen Freiheitsbegriffs z. B. in der „Literarischen Zeitung" ist offenbar von einem Schönfärber, oder vielleicht auch nur von einem Blaufärber gemacht. Denn er fragt: was thue ich damit? wie fasse ich es an? Er will die Farbe (hier die Empfindung, das Pathos) nicht betrachten, nicht mit dem Auge in der rechten Entfernung und in der rechten Beleuchtung beschauen, er will die Farben in die Hand nehmen, er streckt seine knöchernen Finger nach dem Morgenrothe aus, er will sie sich damit beschmutzen. Ein rechter Schönfärber muß immer schmutzige Finger haben. Er fragt bei jeder Farbe, wie bringe ich sie auf mein Stück Kattun? Man sage nicht, daß dies

Caricatur sei. Als ob sich unsere Politiker anders zur politischen Poesie verhalten hätten, oder nur anders verhalten könnten! Hat man nicht gesagt, daß der Dichter, weil er von den Formen und einzelnen Bestimmungen der Verfassung nichts sagt, überhaupt nicht wisse, was er wolle? Es könnte auch wirklich sein, daß er nicht wüßte, was er wollte, nämlich im einzelnen Falle wollte; den Dichter hat man über seinen prosaischen Verstand nicht zu examiniren. Das können aber unsere Politiker nicht lassen; sie können den Dichter nicht anders als mit Färberhänden, d. h. mit ihrem Bureauverstande anfassen. Darum muß man ihnen unablässig und so laut wie möglich zurufen: in dem Sinne, in dem ihr Politiker seid, ist gar keine politische Poesie möglich! Und wenn sie sich damit noch nicht befriedigen, wenn sie immer noch am besten über politische Poesie sprechen zu können prätendiren, so muß man ihnen sagen: es gibt überhaupt keine politische Poesie.

Es kommt ja auf den Namen nicht an; es kommt vielmehr darauf an, die politische Poesie dem incompetentesten Tribunale von der Welt zu entreißen. Vor welchem Richterstuhle hat sich nun aber die politische Poesie zu stellen? Vor demselben, vor dem sich auch die Politik selbst, vor dem sich alle allgemein-menschlichen Angelegenheiten zu stellen haben, vor dem Richterstuhle der Geschichte. Die Geschichte wird den Werth und die Bedeutung der politischen Poesie bestimmen; die Geschichte wird darüber entscheiden, aus welcher Quelle sie entsprungen, ob sie das Product des Eigensinns, der Laune, der jugendlichen Thorheit wirklich ist, wozu man sie in den Augen des Volks gern machen möchte, oder ob sie vielmehr das Product des innersten Wesens und Geistes der Zeit, des allgemeinen Selbstbewußtseins ist, das in ihr den Bewegungen auf dem Gebiete der Wissenschaft begegnet, in beiden die harte Schale der alten Welt durchbricht, und bald die Härte und Last der Arbeit und des Kampfes beklagt, bald den trägen Widerstand des Egoismus und der Indolenz verfolgt oder verspottet, bald im Vorgefühl des unausbleiblichen Sieges in Jubel ausbricht. Das wird die Geschichte entscheiden, und zwar öffentlich und vor Jedermanns Augen. Wäre die politische Poesie das Product des Eigensinns, der Thorheit, des blinden Rausches, so wird die Schmach, die sie verdient, nicht ausbleiben; die Welt wird sich, nachdem ihr die Schuppen von den Augen gefallen, mit Unwillen und Hohn von ihr abwenden. Wenn aber der Widerstand vielmehr, den die politische Poesie erfährt, das Werk des Eigensinns und des Egoismus ist: soll dann die Geschichte mit anderm Maße messen? Die Politik, die Regierung ist so wenig der competente Richter der politischen Poesie, daß sie vielmehr in dem Processe, den die Geschichte zu schlichten hat, nur die andere Partei ist.

(Der Beschluß folgt.)

De la démocratie en Suisse par *A. L. Cherbuliez*.

(Beschluß aus Nr. 110.)

Trefflich schildert Cherbuliez die Haltung der römischen Kirche in den Cantonen von gemischtem Glaubensbekenntniß. Er zeigt, wie sie, weit entfernt anzuerkennen, daß im Protestantismus eine Form des Christenthums, eine zu tolerirende Religion enthalten sei, auf die Zerstörung desselben unablässig hinarbeitet und ihn daher auch mit Strenge aus allen Schweizerstaaten, in denen sie herrscht, ausgeschlossen hat. In den Cantonen Uri, Schwyz, Unterwalden, Appenzell i. Rh., Zug und Luzern wird der Protestantismus nicht nur als Cultus nicht tolerirt, sondern die Protestanten sind des Bürgerrechts und der Ausübung aller politischen Rechte beraubt. Die römische Kirche ist also sicher, daß sich in diesen Staaten nie eine protestantische Mehrheit bilden kann, während der Protestantismus, schon nach seinen Grundsätzen, aus seinen Staaten weder die katholische Religion noch die Katholiken verbannen konnte, daher auch die Beschränkungen, welche der katholische Cultus in einigen Cantonen erleidet, von geringer Bedeutung sind. Auf die 25 Staaten, aus denen die Eidsgenossenschaft zusammengesetzt ist, ist der Katholicismus in zwölf herrschende und in elf anerkannte und einer Minorität garantirte Religion *), sodaß in derselben Katholiken sich niederlassen und die Propaganda eine Thätigkeit ausüben kann, welche kein Gesetz zu entkräften im Stande ist.

Cherbuliez bewundert zwar die mächtige, Ordnung und Einheit bringende Hierarchie der katholischen Kirche; sie empfiehlt sich ihm überdies als die gefährlichste Gegnerin der Demokratie, und dennoch kann er sich über ihren Erfolg nicht freuen, noch ihren endlichen Triumph wünschen, weil ihr Einfluß dahin geht, in den katholischen Cantonen das Gefühl schweizerischer Nationalität zu ersticken. „Wo die Kirche", sagt er ferner, „die Herrschaft über die Volksinstincte **) erlangt, geschieht es nicht auf dem Wege der Aufklärung, sondern indem sie dieselben dem Joch der Autorität unterwirft, das Dunkel der Unwissenheit oder jene ungewisse Helle und jenes rein formelle Wissen, die noch gefährlicher sind, um sie her verbreitet, ganz besonders aber indem sie die Seelen an blinden Gehorsam gewöhnt und jeden freien Antrieb, jeden höhern Aufschwung niederdrückt."

Die socialen Gebrechen, die von politischen Reformen weder Hebung noch Linderung des Übels, das sie verbreiten, zu erwarten haben, führen Cherbuliez, gegen das Ende seines Werks, auch auf den Communismus und Socialismus. Ihr Auftauchen in der Schweiz bietet nach ihm wenigstens den Vortheil dar, den Radicalismus, den er als ihren natürlichen Gehülfen betrachtet, noch verhaßter zu machen. Er hält dafür, daß eine siegreiche Durchführung dieser Ideen in der Schweiz gegenwärtig unmöglich sei und, wenn irgendwo, zuerst in den großartigen Brennpunkten der Industrie stattfinden werde, wo die Concentration der Capitalien und die Auflösung des Familienbandes ihren Höhepunkt erreicht haben. Diese Ansicht ist die allgemein angenommene und man würde sich sehr irren, wenn man das Aufsehen, das der Communist Weitling unlängst im Canton Zürich gemacht hat, der Bedeutung zuschreiben wollte, die dieser Mann oder seine Sache für das Land haben konnte. Übrigens wirft Cherbuliez Communismus, Fourierismus und neuern Socialismus in einen Tiegel und scheint von jenem Socialismus, der in Frankreich immer mehr Boden und auch unter den höhern Classen Ansehen und Einfluß gewinnt, und dem Cultus, Ehe, Familie, Eigenthum, Erbrecht, kurz Alles, was wir hochachten, ebenfalls heilig ist, keinen Begriff zu haben. Darum entgeht ihm auch gänzlich, daß der Socialismus Elemente in sich trägt, welche bestimmt sind, dem politischen Streben der Gegenwart ein höheres Ziel und mit ihm eine Befriedigung zu geben, welche die streitenden Interessen harmonisch einen wird, sobald man nur erst mit Ernst neben der politischen Berechtigung auch eine sociale anerkennt.

*) Basel-Stadt und Appenzell i. Rh., mit einer Bevölkerung von ungefähr 60,000 Seelen, sind die einzigen ausschließend protestantischen Cantone.

**) Lieblingsausdruck des Verfassers.

Fragt man nun nach dem einheitlichen Gedanken des Werks, dem wir diese Blätter gewidmet haben, so tritt uns als solcher, durch zahlreiche Wiederholungen und Widersprüche, ein entschiedener Widerwille gegen die Demokratie entgegen: nicht so fast gegen die Demokratie im Allgemeinen, denn für die sogenannte reine Demokratie, wie sie sich noch in einigen Urcantonen ausgeprägt findet, hat Cherbuliez, wie wir gesehen, eine solche Vorliebe, daß er ihre schreiendsten Mängel nur für geringe Übelstände hält; sondern gegen die repräsentative Demokratie, wie sie aus den dreißiger Jahren hervorgegangen ist. Diese Demokratie, die ihm allerdings in Genf näher lag als die der Urcantone, hat nach ihm nicht nur eine Unzahl von Mängeln und Fehlern, ja Lastern, sondern keine eigenen Tugenden, keine Vorzüge, keine andern als Scheinerfolge vorzuweisen. Dennoch, wenn ihn seine Schlußbetrachtungen zur Beantwortung der Fragen führen, deren Lösung die Hauptaufgabe seiner Arbeit zu sein scheint, wenn er nun, gestützt auf so viele von ihm angehäufte Zeugnisse aussprechen soll, ob die organisirte Demokratie die Bedingungen socialer Ordnung und socialen Fortschritts, die Bedingungen einer harmonischen Entwickelung der im Menschen liegenden, intellectuellen Kräfte, mit einem Worte, die Zwecke, um deren willen die Menschen sich zur Gesellschaft vereinen, zu erfüllen vermöge oder nicht, so findet er doch nur den Zweifel, und die Consequenzen eines einseitigen Verfahrens dringen ihm ein Bedenken auf, das er früher hätte walten lassen sollen, das Bedenken nämlich, die bisher gemachten Erfahrungen möchten wol noch nicht hinreichend sein, um mit dem Urtheile abzuschließen. Und allerdings, zwölf Jahre derjenigen demokratischen Entwickelung, die Cherbuliez vorzüglich angreift, sind ein kurzer Zeitraum im Leben einer Nation, wie lange sie auch Demjenigen erscheinen mögen, der in der Gegenwart dadurch impressionnirt wird.

Da Cherbuliez unsere Zeit mit den Ideen einer vergangenen Zeit beurtheilt, so kann er weder zu einem rechten Verständniß derselben gelangen, noch aus der Gegenwart Lehren für die Zukunft schöpfen. In der Entwickelung der Industrie, in der Verbreitung der Ideen durch die Druckerei, in der Reformation erblickt er nur Ereignisse, welche die Erhaltung der frühern, festen Organisationen unmöglich gemacht, und, die Emancipation der Arbeiter vorbereitend, den Zweifel, die Insubordination, den Drang nach Gleichheit unter ihnen ausgestreut haben. Daher erschrickt er auch vor dem Weg, den die Menschheit seit dem 14. Jahrhunderte zurückgelegt, und möchte dem raschen Gange Einhalt thun. Überzeugt, daß mit der Einführung der Demokratie in größern Staaten ein langer Zeitraum der Barbarei über Europa hereinbrechen und den repräsentativen Regierungsformen vorangehen würde, wendet er sich an die Staatsmänner und Publicisten, welchen ein Einfluß auf den Gang socialer Entwickelung auszuüben gestattet ist, mit dem großartigen Rathe, sich über diese fortschreitende Bewegung keine Illusionen zu machen, sie ja nicht zu fördern. Den Fürsten aber, welche dahin streben, die noch bestehenden Privilegien, den alten Adel und die übrigen Sommitäten, „die die Liebe und Verehrung der Völker mit einem eigenthümlichen Zauber umgeben", arm und achtungslos hinzustellen und dagegen die Emancipation des Gewerbe und Ackerbau treibenden Proletariats zu beschleunigen, diesen, wol ziemlich seltenen Fürsten zeigt er in vagen Ausdrücken eine Zukunft voll Schwierigkeiten und Gefahren. Daß eine starke Regierung ihrer Zeit vorangehen muß, wenn sie in der That die Ereignisse beherrschen will, statt sich von ihnen fortreißen zu lassen, daß es Mittel geben könnte, den Strom der Demokratie, indem man ihm ein breites Bett und tausend befruchtende Kanäle grübe, unschädlich zu machen, das Alles scheint Cherbuliez nicht von fern einzufallen. Zwar ist ihm nicht entgangen, daß die Demokratie in Genf und der übrigen Schweiz nicht isolirt dasteht, sondern sich einer allgemeinen Richtung der Zeit anschließt; aber daß in dieser allgemeinen Richtung eine providentielle Bestimmung liege, diesen Gedanken vermag Cherbuliez nicht zu fassen, wie denn überhaupt sein Urtheil, weit entfernt, den von ihm selbst angedeuteten, welthistorischen Standpunkt zu behaupten, die dem genfer Doctrinaire gezogenen Grenzen nirgend durchbricht. Auch fehlt es ihm an Dem, was allein in den Kämpfen, durch die sich unsere Zeit neue Gestaltungen und ein frisches Leben zu erringen bestimmt ist, unsern Blick ungetrübt erhalten und über sie hinweg, dem Ziele zuwenden kann, wir meinen, um uns der Worte eines berühmten Schriftstellers zu bedienen: „That unconquerable and generous zeal which results from a hearty faith in our cause and a steady conviction of that tendency and power to progress, which the whole history, as well of philosophy as of civilisation, assures us to be the prerogative of our race!" 118.

Bibliographie.

Adelmann, Margaretha, Gedichte. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Arndt, F., Vorwärts! Drei Predigten, in der Epiphaniaszeit 1844 gehalten. Berlin. 8. 7½ Ngr.

Baltzer, J. B., Das christliche Seligkeits-Dogma, nach katholischem und protestantischem Bekenntnisse. Auf Veranlassung und Provocation der Herren ꝛc. Falk, Suckow und Krause. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 15 Ngr.

Bertholdi, H., Die Flagge. Nr. 1 und 2. Danzig, Homann. Gr. 8. 12 Ngr.

Blanc's, L., Geschichte der zehn Jahre von 1830 bis 1840. Aus dem Französischen übersetzt von G. Fink. 3ter Theil: Weitere Entwickelung der reactionairen Politik Ludwig Philipp's. Kämpfe der Parteien. Londoner Conferenz und belgischer Feldzug. Zürich, Literarisches Comptoir. 1843. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Brief eines königlich sächsischen Landgeistlichen. Ein Votum für die Beibehaltung des seit 40 Jahren gebrauchten Glaubensbekenntnisses der Confirmanden. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 3 Ngr.

Brunnow, E. v., Ein Blick auf Hahnemann und die Homöopathik. Leipzig, Teubner. Kl. 8. 12 Ngr.

Collmann, J. A., Quellen, Materialien und Commentar des gemein deutschen Preßrechts. Berlin, Besser. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Crusius, G. F., Die Verlobung. Ein ländliches Gedicht in acht Idyllen. Sondershausen, Eupel. Gr. 16. 20 Ngr.

Döhne, J. L., Das Kafferland und seine Bewohner. Berlin 1843. 8. 10 Ngr.

Eisenhart, H., Philosophie des Staats, oder allgemeine Socialtheorie. 2ter Theil: Positives System der Volkswirthschaft, oder ökonomische Socialtheorie. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Fries, E., Sind die Naturwissenschaften ein Bildungsmittel? Eine literärische Streitfrage, der öffentlichen Beurtheilung vorgelegt. Aus dem Schwedischen von Hornschuch. Dresden, Arnold. Gr. 8. 10 Ngr.

Funke, G. L., Das Wesen der Polizei, zu näherer Feststellung ihres Begriffs und des Grundes und Umfangs ihrer Wirksamkeit, für Theorie, Gesetzgebung und Praxis beleuchtet. Leipzig, Hahn. Gr. 8. 25 Ngr.

Gedichte eines Lebensfrohen. Berlin, Deutsche Verlagsbuchhandlung. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lange, J. P., Das Leben Jesu nach den Evangelien. 1stes Buch: Einleitung. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meinert, F. W., Drei Abhandlungen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 15 Ngr.

Puchta, G. F., Kritik von Georg Beseler's Volksrecht und Juristenrecht. Berlin, Besser. Gr. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 112. — 21. April 1844.

Censirte Gedanken über politische Poesie.
(Beschluß aus Nr. 111.)

Es gibt eine weitverbreitete Richtung, bei der diese Wendung, daß ein Problem der Entscheidung der Geschichte zu überlassen sei, diese Bedeutung hat: es solle Niemand mehr ein Wort darüber verlieren, es solle Jedermann die Hände in den Schoos legen. In dieser Bedeutung ist sie dann die prunkende Phrase, womit der Philister seine Indolenz, seine stumpfe Gleichgültigkeit gegen die wesentlichen Fragen der Zeit versteckt, der kümmerliche Trost der theologischen Muthlosigkeit und das Schiboleth der Stabilen. Als ob die Geschichte sich mit dieser Floskel betrügen ließe! als ob sie die Angst und die Feigheit respectirte! Nein! so ist die Appellation an das Urtheil der Geschichte nicht gemeint. Nachdem Ludwig Feuerbach, Bruno Bauer u. A. den historischen Erscheinungen die von der Philosophie schon längst zerfetzte Maske der Fremdheit, der Jenseitigkeit und Wunderbarkeit vollends abgerissen, ist die ganze Geschichte unsere Heimat, unsere eigene Angelegenheit geworden. Die treibende und bewegende Kraft, der Geist der Geschichte, mit dem man bisher so gern Versteck gespielt, die man so oft zum Popanz gemacht hat, ist endlich enthüllt und aufgedeckt: und was schaut hinter den Lappen und Fetzen, mit denen man ihn umhängt hatte, hervor? — Der Mensch. Der Geist der Geschichte ist kein Spukgeist mehr, der nur hier und da mit Geprassel und Kettengerassel erschiene, mit Zeichen und Wundern nämlich: und wenn man sich nun auch noch so sehr bemüht, ihm seine Flitter und Maske wieder anzuhängen, weil man sich gern noch ein Bischen grauen und fürchten möchte; es geht nicht mehr! die Mummerei hat ein Ende. Wie könnten wir das klare, schöne Menschenantlitz wieder vergessen, das wir einmal dahinter erblickt haben! Wenn nun die bisherige Geschichte, auch in ihren fremdesten, angeblich übermenschlichen und wunderbaren Erscheinungen dem Selbstbewußtsein zurückgegeben ist, wie viel mehr ist die gegenwärtige Geschichte unser eigen Werk und Wesen! Es kommt nur auf uns an, ihr nicht fremd zu sein, in ihrer Strömung, wie in unserm Elemente, ihr ganz und gar vertraut zu sein; wir brauchen nur unsere Marotten, unsere Muthlosigkeit, Unklarheit, Indolenz, und unsern Egoismus abzuthun, und sogleich sind wir mitten in der Geschichte, als in unserer Heimat. In unserer Heimat aber, in unserer eigenen Angelegenheit müssen wir selbst das Wort führen. Die Geschichte kommt nicht ohne unser Zuthun, überrascht uns nicht im Schlafe; unsere Arbeit, unsere Energie, unsern Muth nimmt sie in Anspruch: und die Entscheidung über das Wesen und die Bedeutung der politischen Poesie ist also auch unsere eigene Sache. Nur die Voraussetzungen eines gerade geltenden Standpunkts, die tyrannischen Prätensionen politischer Maximen sind auszuschließen. Auch der vollkommene, der freie Staat ist der Poesie (und der Wissenschaft) nicht zum Richter bestellt, geschweige —!

Sehen wir vielmehr, anstatt die Geschichte zum Pfühl (Pfuhl) unserer Trägheit und Muthlosigkeit zu misbrauchen, ob sie die Sache der politischen Poesie nicht schon der Entscheidung nahe gebracht, ja schon wirklich entschieden hat! Auf die Einrede der trägen Masse, des Egoismus, des Eigensinns und der Heuchelei ist nicht zu achten: als ob das Christenthum über das Judenthum nicht gesiegt hätte, weil sich der Eigensinn und der Hochmuth gegen die Anerkennung des Sieges sperrte; als ob der Protestantismus nicht über den Katholicismus gesiegt hätte! (Der Protestantismus hat vielmehr schon, den Katholicismus verachtend, sich selbst, d. h. seine eigenen Schranken besiegt.) Nicht auf die Breite, auf die Tiefe kommt es an. Wie tiefe Wurzeln hat die politische Poesie in der Geschichte? das ist die Frage.

Diese Frage aber ist nicht so zu verstehen, als ob es darauf ankäme, die Spuren der politischen Poesie in allen Zeitaltern aufzuweisen: o nein! es gilt keine Mumie zu beleben, keinen kölner Dom auszubauen. Wir appelliren nicht an das historische Recht, an das Recht der Verjährung; die politische Poesie ist jung, blutjung. Man hat mit jenen antiquarischen Geschäften in guter Meinung die Sache der politischen Poesie zu unterstützen versucht; als ob die politischen Lieder der „Vorzeit" unser Pathos ausdrückten! Darum kommt auch Prutz in der oben erwähnten Abhandlung von seiner Jagd auf politische Gedichte immer ohne Beute zurück: das Resultat seiner Untersuchungen ist immer, daß

in den einzelnen Abschnitten der deutschen Literaturgeschichte bis auf die neueste Zeit keine politische Poesie existirte und keine existiren konnte. Richtig; in dem Sinne, wie jetzt, hat es noch nie, in einem weitern Sinne hat es fast zu jeder Zeit politische Poesie gegeben. Nicht um die gegenwärtige politische Poesie dadurch zu rechtfertigen, sondern um ihr eigenthümliches Wesen, so weit dies dadurch möglich ist, durch Vergleichung mit den hervorstechenden bisherigen Weisen der politischen Poesie zu bestimmen, kann es von Interesse und von Belang sein, einen Augenblick dabei zu verweilen.

Daß ein beträchtlicher Theil der griechischen Poesie politisch ist, ist bekannt. Es ist das Zeitalter der naiven, der unbefangenen politischen Poesie, der selbst nicht der geringste Zweifel an ihrem Rechte beikommt, und die auch äußerlich keinen Widerstand erfährt. Man verficht politische Principien, und denkt an keinen moralischen Maßstab, fürchtet nicht für freisinnig oder servil gehalten zu werden. Man will auch für nichts gehalten werden; man sucht und findet nur den rechten Ausdruck der Leidenschaft. Das herrliche, freie Volk, das alle menschlichen Interessen mit dem ihnen angemessenen Maßstabe zu messen pflegte, läßt jeden, auch den heftigsten Ausdruck, jeder menschlichen Empfindung und Leidenschaft frei; und keine demokratische Censur hat den Homer'schen Vers: „Οὐκ ἀγαθον πολυκοιρανιη" u. s. w. gestrichen. Man durfte aristokratisch und demokratisch singen bis zum Exceß. Auch aristokratisch! nur mußten die Verse nicht so geistlos und abgeschmackt sein wie heutzutage: und das war nicht möglich, denn es gab keine abgestorbene, halb auf die Eitelkeit und den Schein, halb auf den Materialismus gerichtete Aristokratie. (Wer sich auf eine angenehme Weise ausführlich darüber belehren will, dem empfehle ich angelegentlich Otfried Müller's Buch über die griechische Literatur. Ja, ja, die Heiden! ach! die Heiden!) Der griechischen politischen Poesie als der naiv, unmittelbar und unbewußt freisinnigen steht gegenüber die unmittelbar und unbewußt servile, höfische Poesie des Mittelalters und besonders des 17. Jahrhunderts. Ja gewiß! die König, Besser und wie die Hofpoeten weiter heißen (s. Gervinus!), und zum Theil ihre Vorgänger, die Pritschmeister, waren politische Dichter. Wenn es auch eine schlechte Politik war, schadet nichts; als ob der Servilismus nicht eine Form des politischen Bewußtseins wäre! Es war ja das Zeitalter, wo jeder deutsche Duodezfürst ebenso gut wie Ludwig XIV. sagen konnte: L'état c'est moi! Wenn er nun besungen, wenn ihm Huldigung dargebracht wurde, war das nicht der Ausdruck eines politischen Pathos? Galt ihm die Huldigung als Privatmann? Desto schlimmer; so bewies dies nur, daß man vom Staate überhaupt nichts wissen, daß man ihn rein als Privatsache betrachten wollte; und das war nichtsdestoweniger die Erklärung eines politischen Bewußtseins, wenn auch eines verworfenen.

Das sind die beiden Hauptarten von politischer Poesie, die der gegenwärtigen vorausgegangen sind; auf die Spielarten brauchen wir uns nicht einzulassen. Aber was hat unsere heutige politische Poesie mit jenen Arten derselben gemein? Nicht einmal den Namen, und das mit Recht. Die Herrschaft des unbefangenen naiven Liberalismus (sit venia verbo!) ist längst vorüber; aber auch das Reich des naiven Servilismus ist zu Ende; der bewußte, absichtliche, seines Gegensatzes gewisse und entschiedene Liberalismus, und der ebenfalls bewußte und darum gemeine Servilismus stehen einander gegenüber. Gibt es denn etwa gegenwärtig keine servile politische Poesie? Eine Masse. Hier wäre es wol erlaubt, Proben zu geben; denn diese Poesie darf man in alle Welt verbreiten: aber wir wenden uns mit Abschen von ihr ab, nicht weil sie eine schlechte Sache verficht, sondern weil sie die schalste, abgeschmackteste Reimerei von der Welt ist. Nicht diese entfernte Verwandtschaft unserer vorzugsweise sogenannten politischen Poesie hatte ich im Sinne, als ich von ihrer tiefen historischen Begründung sprach. Die politische Poesie stützt und beruft sich nicht auf etwas, was sonst schon dagewesen, wenn auch in anderer Gestalt; sie basirt vielmehr auf einem wesentlichen allgemeinen historischen Gesetz, mit Einem Worte auf dem Gesetz: daß ein gebildetes, historisches Volk ohne Poesie nicht sein kann. Das Recht der politischen Poesie aber in Zweifel ziehen heißt gegenwärtig das Recht der Poesie überhaupt in Zweifel ziehen. Wem es also gelänge, die politische Poesie zu vertilgen, dem wäre das Ungeheure, Schaudererregende gelungen, ein Volk um seine Poesie zu bringen. Welch ein Herostratus! Ein ganzes Volk ohne Poesie, nur im Besitze einer alten Literatur, die nicht mehr der Ausdruck seiner Lust und seines Schmerzes, seines gegenwärtigen Lebens wäre: was wäre ein solches Volk? Es wäre (wozu bemänteln) eine Heerde Vieh, mit der dunkeln Erinnerung eines bessern Zustandes. Einem solchen Volke fehlte der frische und volle Ausdruck seines geistigen Lebens und Zusammenhangs, seiner gegenwärtigen gemeinsamen Zwecke. Was bliebe übrig? Der Egoismus, das Alleingrasen: der Staat, oder was so hieße, wäre der allgemeine Weideplatz; aber auch nicht der allgemeine, denn der Egoismus muß ihn durchbrechen mit tausend Hecken und Gräben. Was wäre der allgemeine Zweck? oder vielmehr der Zweck aller Einzelnen? Leben, intransitiv und transitiv wo möglich (liberos procreare); erst so lange und so angenehm wie möglich zu leben, und dann noch einmal so lange wie möglich (d. h. ewig) und so angenehm wie möglich (d. h. selig) zu leben. Leben und wieder leben. Da wären wir denn (wir wollen einmal den Fall setzen, wir wären selbst dieses Volk) bei dem glorreichen Ziele angelangt, weiter nichts als der Gegenstand eines Capitels der Zoologie zu sein. Doch wozu diese Schreckbilder! sie sind ja nur das Ideal und das Ziel der consequentesten Stabilen (etwa der Aristokraten in Mecklenburg); denn diese wissen recht wohl,

daß nichts Lebendiges stille steht außer die Viehheerden, aber auch diese nur — und das scheinen sie nicht zu bedenken — so lange es etwas zu grasen gibt.

Ist denn aber, um darauf zurückzukommen, unsere obige Behauptung ebenso wahr, wie sie schneidend und im Conflicte mit der Reaction fürchterlich ist? Ist gegenwärtig wirklich politische Poesie die Poesie überhaupt? Es ist gar nicht schwer, den Beweis zu führen, und zwar einen doppelten: a posteriori und a priori, den Beweis aus dem Thatbestand und aus der Natur, dem Wesen der Sache. Der Erfahrungsbeweis ist leicht geführt. Man zeige uns die andere deutsche Poesie auf, die gegenwärtig nicht politisch ist! Was ist sie? Matte, verschwimmende Nachklänge der Romantik, und hier und da vereinzelte convulsivische Anstrengungen eines religiösen Gemüths. Von dem letzten Ausflug in die weite wunderbare Ferne (Freiligrath) ist die Romantik bis zum Tode müde heimgekehrt, und leiert nun ihre stereotypen Weisen im Schlafe.

Und muß es etwa nicht so sein? Allerdings muß es so sein; es liegt im Wesen, in der Natur der Sache. Die Poesie kann nicht anders, sie muß die geschichtliche Bewegung, den Bildungsgang, die Kämpfe, Siege und Niederlagen eines Volks Schritt für Schritt begleiten, sie ist vielmehr selbst in diese Kämpfe u. s. w. verwickelt. Diese Einsicht, daß dies so sei, ist Gemeingut der jetzigen gebildeten Welt; ich müßte fürchten, den Leser zu ermüden, ja, zu beleidigen, wenn ich mich bemühen wollte, sie erst hervorzubringen. Auf welchem Standpunkte möchte man nun die Poesie festhalten, wenn sie nicht politisch sein soll? etwa auf dem Goethe'schen? Als ob es sich noch darum handelte, die reine Menschennatur von der Mummerei einer abgeschmackten theologischen Moral und den Fesseln des Pedantismus, der Convenienz und der religiösen Unklarheit zu befreien; als ob nicht Schiller schon seine Kräfte nach einer weitern, größern Welt, zum geschichtlichen, öffentlichen d. h. politischen Leben hingekehrt hätte; und als ob die Poesie nicht mittlerweile schon durch andere Phasen — Romantik und Poesie des frivolen Witzes (Heine) — hindurchgegangen wäre. Romantisch können wir nicht mehr sein — denn wer vermag fortzuträumen, wenn er erwacht ist? — Frivol mögen wir nicht sein, denn das war wol an seinem Orte gegen das schwächliche, weibische Sentiment und gegen die theologischen Illusionen; aber gegen die Güter, die es jetzt zu erringen gilt, wäre es Verworfenheit. So gewiß alle edeln Kräfte der Nation sich um den einen Punkt, das öffentliche politische Leben, zusammendrängen, so gewiß muß die Poesie politisch sein: und hätten wir nicht schon politische Poesie, so müßten wir sie über Nacht erwarten.

Dies ist die Begründung des historischen und vernünftigen Rechts (man verzeihe die Tautologie, die leider! heutzutage nicht dafür gilt!) der politischen Poesie. Der Einwurf, ob das öffentliche Leben (ich enthalte mich mit gutem Grunde des Wortes „Staat", damit man nicht an den Bureau-Staat denke, der mit der Poesie allerdings nichts zu thun hat, ausgenommen wo er sie unterdrückt): ich sage der Einwurf, ob das öffentliche Leben überhaupt ein Object der Poesie sein dürfe, ist zu dumm und zu gemein, als daß er eine Antwort verdiente.

Eine andere Frage ist aber die, wie die politische Poesie, die wir haben, wirklich beschaffen sei, welche Form sie habe, welches Pathos sie ausdrücke, welche Genres sich etwa in ihr unterscheiden lassen u. s. w. Das wäre der Gegenstand einer andern Ausführung, wenn dieselbe unter den jetzigen Umständen nicht etwa unmöglich ist. Denn dazu brauchten wir Beispiele, und hier gilt mehr als irgendwo das Sprüchwort: Exempla sunt odiosa. Aber vielleicht täusche ich mich; vielleicht ist die Censur weit nicht so schlimm, als ich mir einbilde: und wenn eine liberale Censur diese Blätter an den Leser hat gelangen lassen, so fasse ich wol den Muth, die Ausführung der obigen Fragen als Fortsetzung von Dem zu liefern, was ich hiermit dem geneigten Leser offerire. 42.

Literarische Sympathien oder industrielle Buchmacherei. Ein Beitrag zur Geschichte der neuern englischen Lexikographie von J. G. Flügel. Leipzig, Weichardt. 1843. 8. 7½ Ngr.

Ein Zeugniß für das Beachtenswerthe dieses Schriftchens ist das vom Prof. Dr. Gottfried Hermann beigegebene Vorwort, und was derselbe darin über das englisch-deutsche Wörterbuch des Verf. urtheilt, daß es „nach einem wohlüberlegten Plane, mit unermüdlichem Fleiße, mit gründlicher Forschung, mit scharfer Bedeutungs-, Begriffs- und Gebrauchsbestimmung" ausgearbeitet sei, dürfte der Meinung jedes Kenners der englischen Sprache begegnen, der es längere Zeit benutzt hat. Die Ehre und das Verdienst einer solchen Arbeit sieht sich nun der Verf. in Deutschland und England geschmälert und kann dazu um so weniger schweigen, da eben eine dritte — wie Aushängebogen Ref. bewiesen haben — beträchtlich vermehrte Ausgabe sich unter der Presse befindet. Das Schriftchen ist daher eine nothwendig gewordene Vindication abgeschnittener Ehre und entwendeten Verdienstes, in Deutschland hauptsächlich durch Hrn. Grieb, ebenfalls englisch-deutschen Lexikographen, und in England durch die londoner Buchhandlung Whittaker und Comp. Während nämlich Hr. Grieb in fast allen deutschen Zeitungen und Tageblättern sein Wörterbuch für das Vorzüglichste erklärt, was bisher im Fache der englischen Lexikographie geleistet worden, und unter den Quellen, aus welchen er geschöpft, Flügel's Werke nicht erwähnt, hat Letzterer mittels sorgsamer Prüfung „auf der einen Seite auffallende Verwandtschaft mit seinen Büchern, auf der andern Seite Lücken entdeckt, die bei ihm längst ausgefüllt waren", und Beides S. 2—32 schlagend dargethan. „Man erstaunt", heißt es im Vorworte sehr richtig, „über die ans Licht gezogenen Thatsachen und hält es kaum für möglich, daß man das Publicum habe mit solchen Unwahrheiten täuschen wollen." Noch verletzender für den Verf. ist das S. 32—38 geschilderte Verfahren der genannten londoner Buchhandlung, welche sein großes Wörterbuch mit angeblichen Verbesserungen, aber in der That Verstümmelungen von C. A. Feiling und A. Heimann unter seinem Namen in London erscheinen läßt. Eine wenig beneidenswerthe Rolle spielt hierbei „der bekannte Hr. Alexander Black, von der frühern Firma Black, Young and Young und später Black and Armstrong". Daß der Verf. Alles angewendet, auf officiellen und Privatwegen das Erscheinen des Buchs zu hintertreiben, ist ihm nicht zu verdenken. Daß Alles vergeblich gewesen, kann bei

den bestehenden Buchhandelsverhältnissen, traurig genug, nicht befremden. Allein die Mühe eines „Gesuchs an Se. Königl. Hoheit den Prinzen Albert um Abstellung dieses unredlichen Verfahrens" konnte unbedingt erspart werden. Der Schritt war von vornherein einer zu viel. Außerdem, sagt der Verf., könne er wegen mehrseitiger rücksichtsloser und kleinlicher Mystificationen, die seine Werke betroffen haben, noch Manchen zur Rede stellen, begnügt sich jedoch, nur im Vorbeigehen einem gewissen „befugten" Lehrer u. s. w. bemerklich zu machen, daß, wer sich mit fremden Federn schmücke, auch das Rechtsgefühl haben sollte, den Vogel zu nennen, dem er sie ausgerupft, und setzt hinzu: „Dies in Beziehung auf den «englischen Spaßvogel»." Sapienti sat. Schließlich räth er „einigen Recensenten des südlichen Deutschlands, sich fernerhin der Wahrheit mehr zu befleißigen, statt aus Rücksichten irgend welches unbedeutende Product empfehlend hervorzuheben, während sie oft andere tüchtige Werke zu verketzern suchen". Kratze sich, wen's juckt. 14.

Über P. von Cornelius. Eine Vorlesung, in der K. deutschen Gesellschaft in Königsberg gehalten von E. A. Hagen. Königsberg, Voigt. 1844. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Erwartungen, welche der Titel dieser kleinen Schrift erregen könnte, wird man nur in geringem Grade befriedigt finden. Eine kunsthistorische, Epoche machende Größe, wie Peter von Cornelius, muß tiefer aufgefaßt und würdiger dargestellt werden als hier geschehen ist. An gutem Willen hat es nicht gefehlt, aber der durch seine „Künstlergeschichten" bekannte Verf. hätte wohl gethan, bei der Geschichte dieses Künstlers etwas sorgfältiger und weniger oberflächlich zu Werke zu gehen. Die königl. deutsche Gesellschaft in Königsberg wäre übel berathen, wenn sie die Bedeutung des großen vaterländischen Historienmalers und seine Stellung in der Geschichte aus dieser Vorlesung ihres Mitglieds kennen zu lernen hätte. Ref., der eine Zeit lang in Rom mit Cornelius und seinen Freunden während ihrer schönsten Entwickelungsperiode im vertrautesten Umgange gelebt, wäre im Stande, dem Verf. eine große Menge historischer Unrichtigkeiten nachzuweisen, wenn es der Mühe lohnte. So ist auch in das Urtheil über die in Rom damals sogenannten Nazarener, denen Cornelius gewiß niemals beigezählt wurde, viel Falsches eingeflossen. Wenn, um nur Eins zu bemerken, Hr. Hagen behauptet, daß Overbeck „nicht vermochte, sich in das thatkräftige Wesen des Alten Testaments zu versetzen", so scheint er nicht zu wissen, daß gerade mehre der schönsten, auch durch den Stich und Steindruck verbreiteten Compositionen Overbeck's dem Alten Testamente entnommen und gewiß im Geiste desselben entworfen sind. Das Urtheil des Verf. über Cornelius ist im Ganzen sehr wohlwollend; wenn er aber das Große und Unterscheidende der Cornelius'schen Kunst lediglich als „erschöpfende Mannichfaltigkeit nach einer jedesmal bestimmten Richtung hin" bezeichnet, so dürfte mit solchen doctrinairen Redensarten doch nur wenig gesagt sein. Der Springpunkt dieser Kunst ist tiefer zu suchen und sie selbst nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe akademischer Kunstleistungen zu messen. Ref. hat vielen Grund, zu zweifeln, daß sich der große Meister in dieser hier von ihm entworfenen Skizze getroffen finden werde, und erinnert sich dabei einer Äußerung desselben, die er als sehr charakteristisch hier noch anführen will. Als Ref. vor einigen Jahren bei einem Aufenthalte in München täglich seinen alten römischen Freund auf dem Gerüste in der Ludwigskirche besuchte, wo dieser noch am Jüngsten Gericht malte, erzählte ihm Cornelius eines Tags, daß eben Hr. N. N., ein ihm Kunstfache bekannter Schriftsteller, von ihm weggegangen sei. Ein sehr guter Kerl dieser N. N., fügte er in seiner derben Weise hinzu, der auch schreiben kann; aber es fehlt ihm nur eine Kleinigkeit — er kann nicht sehen! 77.

Literarische Notizen aus England.

Das Feld des historischen Romans wird in England fortdauernd angebaut, von Männlein und Weiblein, und die Jahresernte ist, wenn auch nicht immer eine sehr reichhaltige, doch meist eine ganz annehmbare. Auch die jüngste Zeit hat einige hübsche Garben geliefert, und der besten eine von weiblicher Hand: „Lord Dacre of Gilsland", von Elisabeth M. Stuart (3 Bde., London 1844). Zugleich kann, da nöthig, dieser Roman den Beweis führen, daß selbst die anscheinend bis zur Erschöpfung benutzte Geschichtsepoche aus den Tagen der englischen Elisabeth und der schottischen Marie für den Novellisten noch keine völlig abgenutzte ist. Denn in ihr spielt „Lord Dacre von Gilsland". Viele bekannte Personen treten auf. Elisabeth mit ihren klugen Ministern, den Burleigh, den Cecil, den Walsingham und dem Begünstigtsten ihrer Günstlinge, dem freilich etwas liederlichen, aber anmuthigen und talentvollen Leicester. Dann Marie, an welcher alle Beiworte erschöpft sind, mit den zuletzt für sie in Kampf und Tod gegangenen Grafen von Northumberland und Westmoreland, und dem Titelhelden, Lord Dacre. Keine alltägliche Liebesgeschichte verknüpft die historischen Ereignisse, und das damalige londoner Leben ist treu und anschaulich geschildert. Der Held eröffnet das Stück. Er wandelt durch Chepe, jetzt Cheapside, in der Richtung nach Corn-market, jetzt Cornhill, einen Seidenhändler aufsuchend, der ihm in Mariens Interesse zur Bekanntschaft mit dem päpstlichen Nuntius Vitelli verhelfen soll, welcher eben nach London gekommen, ostensibel zum Behuf der Abschließung eines Vertrags mit Elisabeth, re vera, um für Marie zu wirken. Der Kaufherr ist bereit, und seiner Tochter, Gertrude Harding, fällt die Rolle der Vermittlerin zu. Mehr als ihre ausnehmende Schönheit unterstützt sie ihr Heldenmuth. Erstere gewinnt, Letzterer fesselt Lord Dacre. Sie erwidert seine Liebe, doch geschieht, was Shakspeare mit den Worten meint: „the course of true love never does run smooth" — Gertrude stirbt im Kerker. Die dazwischen liegenden Scenen reihen, wie gesagt, die geschichtlichen Begebenheiten aneinander. Unter diesen auch Mariens Enthauptung mit lobenswerthem Takte ohne Einzelheiten. Elisabeth's Tod macht den Schluß.

Eine Sammlung Erzählungen von Mistreß Gore: „The birth-right and other tales" (3 Bde., London 1844), findet, wie Alles, was diese Glückliche schreibt, in England Beifall. In der That eine glückliche Schriftstellerin. Gesucht, gelesen und gelobt, ohne irgend eine hervorstechende Eigenthümlichkeit. Möglich aber und sogar wahrscheinlich, daß gerade hierin der Grund liegt. Ein neues Werk von ihr erscheint. Niemand ist darüber in Ekstase, doch Jeder will's lesen. Sie hat keine Partei, die für sie durch Dick und Dünn geht, für ihre Fehlerlosigkeit ein Schwert zieht oder eine Feder eintaucht. Aber ihre Schriften dürfen in keinem fashionablen drawing-room und in keiner respectabeln Leihbibliothek fehlen. Sie besitzt Scharfsinn, schriftstellerisches Talent, Welt- und Menschenkenntniß und Takt, überrascht ihre Leser selten und beleidigt sie nie. Allem Dem, so scheint es, verdankt sie ihre Popularität. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 113. —— 22. April 1844.

Schloß Goczyn. — Marie. — In der Heimat. — Haraldsburg. — Magdalene. *)

Da stehen fünf verschiedene Namen auf dem Blatt und fünf verschiedene Bücher liegen vor uns auf dem Tisch. Alle aus Einer Feder geflossen. Alle in dem Zeitraum von wenig Jahren von der Verf., deren Namen wir nicht kennen, in die Welt geschickt. Oft vortheilhaft recensirt, zuweilen mit Bitterkeit getadelt. Wir gestehen von vornherein, daß, wenn wir nicht unbedingt loben können, wir doch weit entfernt sind, ungerecht tadeln zu wollen. Im Gegentheil haben wir mit großer Theilnahme Schritt für Schritt das schöne, junge Talent verfolgt und uns an den kühnen Flugversuchen, die es gewagt, erfreut. Nur sind diese Flugübungen mehr Versuche als wirkliche Wolkenfahrten gewesen. Die Verf. hat sich hier und da erhoben, hat hier und da einen Berg, einen Fluß, ja wol ein Gebirg überschritten, aber sie hat nicht mit kräftigem Tritt die Erde zurückgestoßen, um in den Lüften zu thronen; sie ist wie jene Schwalben gewesen, die den Regen ankündigen, mit ihren Federn Blumen und Kornfelder streifen und den französischen Ausdruck: raser la terre, wahr machen. Sonderbar, daß ihr erstes Buch als Roman das beste von denen, das sie geschrieben hat, ist, und daß sie statt auf-, niederwärts stieg. „Schloß Goczyn" versprach in der Anlage und Ausführung Blüten, die nicht in Einem Buch zu Früchten werden konnten. „Schloß Goczyn" ist ein Werk, das alle Nerven zittern, alle Pulse schlagen macht. Es ist ein Griff in das zarteste Gewebe der Seele oder vielmehr: es ist selbst ein unendlich zartes, durchsichtiges Gewebe, unter dem die Herzen jauchzen und weinen, beben und stille stehen. Alle Charaktere sind scharf und richtig gezeichnet. Da ist Alles so sicher, so logisch, so nothwendig und doch so unwillkürlich und so überraschend, daß der Leser sich selbst aufgibt und nur in dieser Geschichte durch sie lebt. Im ersten Capitel lernen wir „Schloß Goczyn" kennen. Es steht in den aufdampfenden Nebeln. Alexander und Edgar von Narhausen, Brüder, sitzen sich im stillen Zimmer gegenüber. Alexander will sich ohne Neigung verheirathen, und Edgar nennt das eine Thorheit. Im zweiten Capitel kommen zu diesen zwei Personen: Mathilde, Alexander's Braut, später seine Frau, und Heinrich, Alexander's dritter Bruder. Nach der Trauung sagt der Prediger zu dem jungen Ehemann: „Mathilde ist bis jetzt nicht nur von jedem Flecken, selbst von jedem Hauche rein geblieben. Sie ist im schönsten Sinne ein Kind. Machen Sie, daß sie es bleibe! Lassen Sie ihr die Unwissenheit in tausend Dingen. Geben Sie ihr keine Erfahrung. Es ist ein zweifelhaftes Gut. Der Frieden ist ein sicheres, und Frieden hat sie bisher gehabt, mit sich, mit Gott und der Welt. Vor Allem bitte ich Sie herzlich, spotten Sie nie über ihren Glauben. Er ist das Beste, das ich dem lieben Kinde gegeben habe; ich wäre sehr unglücklich, wenn er ihr genommen würde." Darauf sagt Mathilde, als sie in dem Schloßgarten wandelt, wo einige Nachtigallen schlagen und eine große Gruppe weißer Rosen im dunkeln Schatten steht: „Ich werde hier zu glücklich sein!" Zu glücklich sein? Heißt das nicht etwas erlangen, das unglücklich macht? Das Verhältniß zu Heinrich und zu Alexander stellt sich in den folgenden Capiteln heraus. Alexander ist ein in sich verschlossener, aber geläuterter, Heinrich ein feuriger, zu läuternder Charakter. Beide hängen mit jener Liebe aneinander, die die Naturbande wecken und die Sympathie nährt. Heinrich ist jung, Alexander ist reif. Der Eine ist ein Werdendes, der Andere ein Gewordenes. Deswegen auch begreift Heinrich nicht, daß Alexander in dem Besitz Mathildens so ruhig sein kann. Das gibt Veranlassung zu einer Scene, worin ihm Alexander sagt, daß er geliebt habe und von seiner Braut für seinen Bruder Edgar verlassen wurde, daß dann die Treulose sich von Edgar's Kälte überzeugt, diesen aufgegeben, einen Russen geheirathet und gestorben sei. „Was sagte da Edgar?" fragt Heinrich. „Er bedauerte sie." „Und du?" ruft Heinrich. „Es ist vorüber", antwortet Alexander. „Der Mensch überwindet viel." In dieser Antwort ruht Alexan-

*) 1. Schloß Goczyn. Aus den Papieren einer Dame von Stande. Breslau, Kern. 1841. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Marie. Ebendas. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. In der Heimat. Briefe eines Halbjahrs vom Blätterknospen bis zum Blätterfallen. Ebendas. 1843. Gr. 8. 2 Thlr.
4. Haraldsburg. Ebendas. 1844. 8. 1 Thlr.
5. Magdalene. Zwei Theile. Ebendas. 1844. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

der's Charakter. Männlichste Stärke und männlichste Resignation. Sie besiegen Heintich's Unmuth, und eine aufkeimende Leidenschaft unterdrückend, beschließt er erst zu reisen und dann auf eine Forstschule zu gehen. Nun rollt ein neuer Vorhang auf. Wir sehen Edgar im Verhältniß mit einer Frau, die er kalt behandelt und die ihn liebt. Edgar gehört zu Denen, die sich lieben lassen. Es ist eine berechnende, schroffe Natur, halb Eigendünkel, halb Egoismus, keineswegs von der reinen Güte durchglüht, nur sich denkend, nur für sich schaffend, ein Mann, der eine schneidende Logik ins Leben getragen und der Liebe unzugänglich scheint; einer von Denen, die, indem sie das Dasein einer Frau brechen, nicht schuldiger als das Gewitter zu sein glauben, das die Blumen zerreißt. Wundervolles System, das dem Egoismus und der Undankbarkeit dient! Ist es doch, als wenn solche Gemüther die Liebe für ein Gefühl halten, das Alles niedertritt: die Moral und das Gesetz. Sie betragen sich in ihr wie in Kriegszeiten, sie schlagen, verwunden, tödten, ohne deswegen Missethäter zu sein. Überall anders ist man menschlich. Hier auf diesem Terrain kann man zum Scharfrichter werden. So ungefähr ist Edgar, und Edgar kommt mit Hortense, der Frau seiner Liebe (?), nach Goczyn. Hier schürzt sich der Knoten. Mathilde wird plötzlich durch den Anblick einer andern Liebe auf Das aufmerksam gemacht, was ihr in Alexander fehlt. Sie blickt umher. Ihre Augen treffen auf Edgar's. Es ist der Sylvesterabend. Die Mitternacht ist nahe. „Der Zukunft", sagt Alexander ernst. Die Gläser tönen leise. Edgar steht bei Mathilden. „Der Zukunft", wiederholt er. Das ist die Exposition, die ungefähr die ersten hundert Seiten füllt. Der Leser erräth, daß Mathilde Edgar lieben muß. „Keiner konnte sich solche Reinheit mit einer Leidenschaft zusammendenken, und Alle vergaßen, daß nichts reiner als das glühende Sonnenlicht ist", heißt es von Mathilden. Und wirklich geht sie auch sich selbst unbewußt am Abgrund hin und schreibt Heinrich, wie unrecht er Edgar thue, wenn er ihn kalt nenne. In diesem Brief hat die Verf. den ganzen Duft einer jungfräulichen Seele niedergelegt. Die Worte glühen in Liebe und sprechen doch nicht von Liebe. Auf Heinrich wirkte das fürchterlich. Er hatte in der Wuth über Mathildens Brief alle Verbindungen aufgegeben, lebte wie ein Einsiedler und ließ in Goczyn nichts von sich sehen und hören. „Gut", sagt Alexander, „so wollen wir ihn durch Überfall fangen." Und ohne daß einer ihrer Freunde es ahnt (Edgar ist natürlich längst vom Schlosse fort), kommt das Ehepaar zum Wollmarkt in der Residenz an. Alexander's erster Gang ist zu Heinrich. Er findet ihn äußerlich so verwildert, daß er ihn hart anfährt. „Was habe ich gethan?" fragt Heinrich. „Ganz und gar deine Stellung vergessen", antwortet Alexander. „Du hast alle deine gesellschaftlichen Pflichten mit Willkür verletzt. Und warum? weil deine Eitelkeit das Lob deines Bruders nicht ertragen konnte." Heinrich zieht den Mund zusammen, um die Thränen zu verschlucken, die ihm glühend in die Augen dringen. Alexander sieht es, fragt aber noch immer gleich strenge: „Weißt du, daß das kleinlich ist?" „Ich konnte es ja nur von ihr nicht ertragen", sagt Heinrich, „und wenn du wüßtest, wie sie von ihm geschrieben hat!" Zugleich sucht er unter den Papieren Mathildens Brief hervor und bietet ihn dem Bruder. „Was soll das wieder?" fragt Alexander. „Ist der Brief etwa an mich geschrieben?" In diesem feinen Zuge charakterisirt die Verf. mit unendlich zartem Sinne jene Bildung des Gemüths, das jede Individualität zu ehren weiß. Sie macht hier unwillkürlich auf die groben Misbräuche in der Ehe aufmerksam, die jeden Athemzug zum Gemeingut werden lassen. „O Alexander", ruft nun Heinrich, „Edgar hat dich schon einmal betrogen; es wird zum zweitenmal geschehen. Dein blindes Vertrauen wird dich unglücklich machen, wie ich es jetzt schon grenzenlos bin." Aber Alexander bleibt ruhig. Er schickt Heinrich zu Mathilden. Auch Edgar sieht sie anscheinend gefaßt wieder. Alles ist rosenroth, bis plötzlich Alexander die Nachricht von einem Brande auf einem seiner Güter bekommt, was ihn zur Abreise bestimmt und die Gemüther wach rüttelt. Mathilde fühlt wieder, daß sie liebt, und Edgar gesteht sich, daß ihm zwar bei diesem Kinde wohl sei, daß er es aber nicht liebe. Am Tage der Abreise, wo Alexander mit der nun blassen Mathilde fort nach der Brandstätte rollt, schickt Heinrich sich an, eine heftige Scene mit Edgar zu haben, aber dieser sagt ihm, daß er nach Paris geht. Dieser Entschluß gießt augenblickliche Ruhe in Heinrich's Adern. Alexander und Mathilde sind indeß am Orte ihrer Bestimmung angelangt. Das abgebrannte Vorwerk wirkt ebenso trübe auf sie als die Entdeckung, daß Alexander's Vermögensumstände sich sehr verwickelt haben. Muthig kämpft sie gegen ihre Liebe. Sie liest weder in den Büchern, die Edgar ihr gegeben hat, noch treibt sie Musik, die an ihn erinnert hätte. Der Sommer vergeht. Edgar kehrt heim. Er hat sich in Paris nicht ganz von Mathildens Bild los machen können. „Ich möchte an Alexander's Stelle sein — um auszuruhen — weiter nichts. Ich liebe sie nicht", sagt er und tritt bei Hortense ein, die er in Witwenkleidern, also frei findet. Heinrich ist indeß in Goczyn angelangt. Alexander ist vielfach beschäftigt. Mathilde ist fast immer allein. „Weißt du, daß Hortense Witwe ist?" fragt Heinrich nachdrücklich. Mathilde wird todtenbleich. „Du liebst ihn!" murmelt er. „Du liebst ihn!" „Ja", antwortet sie mit schmerzlichem Lächeln. „Ich kann nicht anders!" Die Scene, die nun folgt, ist ein Meisterwerk. Mathilde zeigt sich in ihrer ganzen Seelenreinheit. Sie liebt, aber sie ist nicht schuldig. Heinrich wird aufs neue der Hausgenosse der beiden Menschen, die er mit gleicher Heftigkeit liebt. Auch scheint die Schwüle sich zu legen, da Edgar Hortense heirathen will. Mitten in diesen für ihn gleichgültigen Verschlingungen trifft ihn ein Brief Alexander's, der ihn nach Goczyn entbietet. Er geht ungern. Aber als

er auf den Hof rollt, schlägt sein Herz und er eilt ins Schloß. Der Erste, den er sieht, ist Alexander, mit dem er über die zerrütteten Güterverhältnisse spricht. Sie bedürfen 100,000 Thaler, um die Administration in Fluß zu erhalten. Wie sie schaffen? Edgar hofft sie auftreiben zu können und sieht nun Mathilden wieder. Jetzt umfaßt er sie mit Liebe, das heißt mit jener egoistischen, an sich reißenden Liebe, die ihn charakterisirt. Er will aber als Ehrenmann(!!) handeln, will erst Mathildens Mutter und dann Alexander durch sie zu einer Scheidung vermögen und hält mit der Erklärung seiner Liebe gegen Mathilde noch zurück. Daß er an Hortense gebunden ist, kümmert ihn wenig. Auch quälen ihn die 100,000 Thaler, die er nicht auftreiben kann. So kommt das Frühjahr. Es treibt ihn nach Goczyn. Er denkt nun scharf über die Art nach, mit der er Alexander das Geständniß seiner Liebe machen kann. Wie er anlangt, ist Niemand im Schloß. Er findet Mathilde im Garten. Als sie ihn sieht, schweigt sie, aber ihre Hände schließen sich krampfhaft aneinander. „Mathilde", ruft er, „dachten Sie an mich? Sie müssen mein werden." „Das kann niemals geschehen", antwortet sie weinend. Heinrich endet diese verletzende Scene, und Alexander spricht die Nothwendigkeit Goczyn zu verkaufen aus. Die drei Gebrüder Aarhausen rüsten sich, den Sitz ihrer Ahnen zu verlassen. Das führt eine rührende Unterredung zwischen Alexander und Mathilde herbei, worin er ihr sagt: „Ich habe dich nicht glücklich gemacht", und sie antwortet: „Du hast mich nicht geliebt." Plötzlich und ganz unerwartet tritt nun ein Ereigniß ein, das dem Leser mit Geierkrallen in das Herz faßt. Alexander kann es nicht ertragen, Goczyn zu verlassen; man ist zur Abreise gerüstet, der Kutscher zieht schon die Pferde aus dem Stalle, da geht Alexander auf sein Zimmer und erschießt sich. Er ist lebenssatt, herzensmatt; das Dasein hat ihn gedrückt, jetzt wird es ihm zu schwer. Ein Zettelchen, das auf dem Schreibtisch liegt, sagt das mit einfachen Worten, die wie Grabesgeläute klingen. Mathilden vermacht er Heinrich. Sie ist nun frei. Aber sie ist es auf eine so erschütternde Weise geworden, es hat sich plötzlich so viel Reue in dies reine Gemüth gesenkt, daß sie sich zur Einsamkeit verdammt und auch dann nicht wankt, als Edgar sie nochmals um ihre Hand bittet. Dieser entscheidende Augenblick charakterisirt vollends den kalten, egoistischen, herzlosen Mann, der nichts über sich kennt und der sogleich feindlich wird, als Mathilde ganz gebrochen nochmals sagt: „Ich kann nicht die Ihre werden." Statt Mathilden in ihrem Schmerz zu ehren, geht er von der flehendsten Leidenschaft in die feindlichste Kälte über, verbeugt sich, sagt: „Ich habe die Ehre mich zu empfehlen", und verlobt sich auf der Stelle zum zweiten Mal mit Hortense, mit der er sich dann auch verheirathet. Damit ist denn eigentlich der Roman geschlossen; was nachkommt, ist wenig. Mathilde verlangt nach Italien, reist, nachdem sie Edgar abgewiesen, auch sogleich ab, ist so erschüttert in ihrem Wesen, daß sie am Nervenschlage stirbt, als sie Edgar's Verlobungskarte bekommt, und gibt Heinrich kurz vor ihrem Tode Papiere, die er Edgar überbringt und die diesen von ihrer Liebe überzeugen und ihn von seiner Selbstsucht heilen. Das ist der einzige Fehler in diesem lebensvollen Bilde, daß es zuletzt doch zerfließt. Die Verf. will durchaus, daß sich Alles in einen Mollaccord auflöse. Heinrich muß seinen Haß gegen Edgar aufgeben und Edgar muß sagen: „Für Andere hatte mein Herz nichts — es soll nicht länger wahr sein." Weibliche Autoren verfallen leicht in diesen Irrthum. Indem sie ihrem weichen Gefühl, dem Mitleid für ihre Geschöpfe folgen, wollen sie, nachdem sie sie so zu sagen eine Zeit lang gemartert haben, bestmöglichst glücklich und gut machen. Aber man frage sich, die Hand auf das Herz, ob das wahr, ob das logisch ist, daß ein Mensch wie Edgar, der in seinem ungeheuersten Egoismus sich nicht scheute, die Ehe seines Bruders zerstören zu wollen, der nicht durch den tragischen Tod des Bruders absteht von seinem Beginnen, daß der endlich auf Mathildens Grabe zur Besinnung kommt und seine Selbstsucht abwirft? Nein, Menschen, denen nichts heilig ist und denen Alles dienen muß, sind mit eisernen Klammern ums Herz geboren. Das Leben kann sie fester, aber nicht weicher machen; es sind Napoleonsnaturen, Naturen, die durch den Kopf leben, die Alles berechnen, die die Liebe wie eine Moxa betrachten, die sie auf kranke Theile legen, außergewöhnliche, meist erschreckende Erscheinungen, Erscheinungen, vor denen man sich hüten und wahren muß, eine Nebenbranche der Vampyre, die dann am besten leben, wenn sie sich am Herzblut Anderer sättigen können. Edgar, der sich bessert, der weich wird, der gute Entschlüsse faßt und ausführt, ist ein gutmüthiger, sehr unlogischer Irrthum der Verf. Ein zweiter ist der, daß sie die Ehe in ihrem Buch nicht aufrecht, nicht heilig genug hält, daß sie über dies Verhältniß, das ernsteste in der Welt, so leicht hinwegspielt, als könne man es wie ein Kleid ab- und anlegen, daß sie nicht durchdrungen genug von der wahrhaft teuflischen That eines Bruders scheint, der, nachdem er schon Alexander's Geliebte ihm geraubt, ihm nun auch die Frau stehlen will. Aber neben diesem Irrthum schießen wunderbare Blumen aus der Asche dieses Vulkans auf, denn dieses Buch ist ein Vulkan. Da ist so viel naiver Enthusiasmus, so viel Glauben, das ganze Gefolge der blühendsten Jugendträume, daß das Gehämmer dieser Leidenschaften unzählige Gedanken gleich Sylphen aus leichtem Schlaf weckt. Wie viel Natur und Wahrheit ist an Heinrich verschwendet; wie viel Duft und Zartsinn an Mathilde. Wir haben mit Willen eine vielleicht Manchem zu genau scheinende Analyse des Buchs gegeben, weil die Erfindung den Charakteren entspringt und wir von dem Einen nicht reden konnten, ohne des Andern Erwähnung zu thun. Wir wenden uns jetzt zu dem zweiten Werke der Verf., zu „Marie".

(Der Beschluß folgt.)

Marja. Powieść ukraińska przez *Antoniego Malczeskiego*. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. 1844. 8. 22½ Ngr.

Trotz der vielfachen Auflagen, welche das vorliegende Gedicht, eins der herrlichsten Producte der ukrainischen Dichterschule, der erstgeborene Zwillingsbruder von Goszczynski's „Zamek kaniowski", erlebt hat, fehlte es bisher immer noch an einer bessern, schönern, dem hohen Werthe des Dichtwerkes angemessenen. Die vorliegende Ausgabe ist endlich in der That so ausgestattet, wie es des Genius Malczeski's würdig ist. Correctheit und Reinheit des Druckes, zierliche Einfassung der Seiten und die ganze Schönheit der Ausstattung machen dieselbe zu einer Prachtausgabe, wie man sie noch von keinem polnischen Dichter besitzt. Einen eigenthümlichen, einen innern Werth erhält aber das Buch auch noch durch die Vorrede Goszczynski's. Dieselbe bildet eine Art Einleitung zur Auffassung der Dichtung, an welcher es bisher gefehlt hat. Nicht eine Biographie will Goszczynski seinen Lesern geben, wie solche bereits bei andern Ausgaben vorhanden sind; nein — alle bekannt gewordenen Nachrichten über das Leben Malczeski's will er sammeln und sie dazu anwenden, um mit ihrer Hülfe den eigenthümlichen Standpunkt anzuzeigen, welchen Malczeski in der polnischen Literatur einnimmt, um denselben in ein anderes, ein neues und eigenthümlicheres Licht zu setzen, um die Aufmerksamkeit der Nation dauernder und tiefer auf Malczeski zu lenken als es bisher geschehen. Seine Schicksale gleichen, oberflächlich betrachtet, denen so vieler Polen aus seiner Zeit; und dennoch haben gerade sie ein unendlich höheres Interesse für die Gegenwart, wenn man sie in Verbindung setzt mit dem Inhalte seiner „Maria". Die Ergebnisse einer solchen Zusammenstellung entscheiden nämlich eine der wichtigsten Fragen in der jetzigen Entwickelungsstufe der polnischen Nation, die religiöse. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet Goszczynski die Stellung Malczeski's zu seiner Zeit und zur Gegenwart und deutet mit klaren Worten darauf hin, welchen Einfluß Malczeski auf die Entwickelung der polnischen Nationalfrage gehabt habe und noch zur Stunde ausübe, indem er sich namentlich darauf beruft, was Mickiewicz im zweiten Theile seiner „Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände" über Malczeski ausgesprochen hat. In dieser Hinsicht ist die vorliegende biographische Skizze nicht blos eine Bestätigung, sondern auch noch eine tiefere Begründung und genauere Detaillirung jenes Urtheils*), das nicht nur an sich competent genug ist, sondern auch wegen der großartigen Consequenzen, die darin für Deutschland und die Slawenländer begründet liegen, von Slawen wie von Deutschen immer und immer wieder gelesen und beherzigt zu werden verdient. J. P. Jordan.

*) Ein Auszug aus dieser Biographie befindet sich im dritten Hefte des Jahrgangs 1844 der „Jahrbücher für slawische Literatur".

Capitain Marryat ein Plagiarius und Falsarius.

Dem „Spectator" hat Thomas Falconer einen Brief aus Paris im November v. J. zugehen lassen, worin er sich über Plagiate des Capitain Marryat in dem Werke: „A narrative of the travels and adventures of monsieur Violet in California, Sonora and western Texas, written by Captain *Marryat*", beschwert. Hr. Falconer beschränkt sich auf die Capitel des Werks, welche über Texas handeln. Der zweite Paragraph des 13. Capitels, sagt er, ist mit Ausnahme der letzten 18 Worte wörtlich und ohne Angabe einer gedruckten Quelle aus einer Flugschrift genommen, welche Falconer im März 1842 in Neuorleans unter seinem Namen herausgegeben hat. Die letzten 17 Paragraphen desselben Capitels sind ebenso aus einem Aufsatze genommen, der, so unterzeichnet, in demselben Jahre von dem „Arkansas intelligencer" veröffentlicht worden war. Die Paragraphen 15—20 des 19. Capitels sind mit einigem Flickwerk einem Artikel des „Piceyune", der in Neuorleans erscheint, von Hrn. G. W. Kendall, entlehnt. Das Material dieses Aufsatzes ist Hrn. Kendall von Thomas Falconer geliefert worden. Die beiden letzten Paragraphen desselben Capitels sind wiederum aus Falconer's Flugschrift fast wörtlich abgeschrieben. Der größte Theil des 20. Capitels stammt aus dem Kendall'schen Aufsatz, ebenso, mit Ausnahme von etwa acht Paragraphen, das 21. Capitel und mit Ausnahme einiger erfundenen Indianerreden das 22. Capitel. Nun hat zwar Capitain Marryat erklärt, er sei nicht Verf. des Werks, sondern habe es nur geschrieben; aber es soll so scheinen, als ob ihm der Jemand, den er Mr. Violet nennt, das Material dazu geliefert habe, während das bisher Erwähnte nur zusammengestohlen ist. In dem Übrigen, was Capitain Marryat keiner nachzuweisenden Quelle entlehnt hat, finden sich die ärgsten und gehässigsten Entstellungen der Thatsachen. Capitel 25 enthält die angeblich „mexicanische Version" der Expedition nach Santa-Fé und will aus Dem geschöpft sein, was Mr. Violet selbst gesehen oder an Ort und Stelle erfahren und was er aus „mexicanischen Documenten, die sich noch in seinen Händen befinden", entnommen habe. Nun sind aber sämmtliche diese Angelegenheit betreffende mexicanische Documente zugänglich. Sie sind in Mexico im „Diario del goberno" und in „El siglio XIX" veröffentlicht worden. Diese Documente enthalten kein Wort von der angeblichen „mexicanischen Version". Kein einziges Indianerdorf ist bei dieser Expedition zerstört, kein Vorrathshaus der Indianer verbrannt, keine Indianerkinder sind erschossen worden. Wir fanden (ich führe immer Hrn. Falconer's eigene Worte an) auf dem ganzen Wege nur ein einziges bewohntes Dorf von Austin bis zum Rio puerco, d. h. bis zu den mexicanischen Ansiedelungen. Dieses Dorf blieb unzerstört, und es wurde nicht ein einziger Indianer getödtet. Es wurden keine mexicanischen Hirten oder andere Mexicaner in Neumexico erschlagen und es wurden keine Schafe gestohlen. Die Geschichte von einem Manne Namens Golphin ist eine reine Erdichtung. Dieser Golphin hat weder ein mexicanisches Weib getödtet noch beraubt; seine rechte Hand war ihm auf mehre Monate völlig unbrauchbar gemacht, noch ehe wir Neumexico erreichten, und er war lange krank und hinfällig. Er ist von den Mexicanern zwischen dem Indianerdorf Socorro und dem Rio grande und Paso del Norte erschossen worden, blos weil er nicht im Stande war zu marschiren. Die übrigen Nachrichten über ihn sind ebenso unbegründet u. s. w. Alle Geschichten von nichtswürdiger Handhabung der Gesetze in Amerika oder Texas unter der weißen Bevölkerung kann ich nicht umhin in Zweifel zu ziehen. Den Beweis, daß die Gesetze nicht schlecht gehandhabt werden, liefert die allgemeine Zufriedenheit einer thätigen, intelligenten und scharfsichtigen Bevölkerung, die Leichtigkeit, Misbräuche abzustellen, und das Vertrauen auf den Schutz der Gesetze. Beispiele vom Gegentheil mögen allerdings ausnahmsweise im Westen vorkommen, aber was sich jedem Beobachter, der nur einige Monate in den neuen Ansiedelungen gelebt hat, aufdrängen muß, ist die Schnelligkeit, mit welcher der Einfluß und die Macht der Gesetze begründet worden. Die gesetzliche Controle ist gerade Das, was Amerika zusehends gefördert hat. Der aufblühende Wohlstand ist der Einwirkung der englischen Gesetze, die wir eingeführt haben, sowie unserm Verfahren im Civil- und Criminalproceß und den politischen Institutionen beizumessen, welche die Lust zu gewaltthätigem Umsturz der Verfassung ertödten, indem sie die Vergeblichkeit solcher Unternehmungen ans Licht stellen. Wie ganz anders würde es um die spanischen Colonien in Amerika stehen, wenn ähnliche Einflüsse daselbst herrschend wären! 78.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 114. —— 23. April 1844.

Schloß Goczyn. — Marie. — In der Heimat. — Haraldsburg. — Magdalene.

(Beschluß aus Nr. 113.)

„Marie" hat lange nicht die dichterischen Farben des „Schloß Goczyn". Ist das Eine ein Heldengedicht, so ist das Andere eine Idylle. „Marie" entnüchtert den Enthusiasmus, den „Schloß Goczyn" geweckt hat. Es ist ein Buch wie viele Bücher, da es auch die Geschichte einer Dichterin ist; eine schlanke vom Winde leicht bewegte Pappel, ohne Schatten und ohne weitreichende Zweige, eine Erzählung, bei der man weder gerührt noch gelangweilt, weder erhoben noch zerschmettert wird, ein Gemälde, das das Innere einer Familie am Frühstücks- oder Theetische zeigt, recht hübsch, recht sinnig, recht geistreich, aber auch eins von denen, die keinen tiefen, unauslöschlichen Eindruck zurücklassen. Dazu kommt, daß die Verf. in „Marie" eine große Masse Gedichte mit hineingeflochten hat, die der Entwickelung und dem Gange der Geschichte hinderlich sind. Wo man Thaten möchte, findet man Verse; wo man in Fluß geräth, legt sich plötzlich ein Gedicht als Schleuse mitten in den Weg. Den Charakter der Marie fanden wir hier und da geistreich erfunden, aber manierirt durchgeführt. Offenbar ist die Verf. hier nicht von ihrem Stoffe wie bei „Schloß Goczyn" durchglüht gewesen. Sie ist nicht gewaltsam an den Schreibtisch getrieben, die Muse hat sich nicht ungerufen über sie gebeugt und sie mit ihrem Zauberstabe berührt. Sie hat ein Buch schreiben *wollen*. Goethe aber sagt: „Man merkt die Absicht und man ist verstimmt." Mit dem Verstande, mit der Berechnung, ja mit dem kältesten Bewußtsein ist diese Geschichte entstanden, sie ist nichts Willkürliches, Nothwendiges, sie ist was Gemachtes.

Anders ist das mit dem Werke „In der Heimat". Hier ist wieder Ursprüngliches, Unwillkürliches. Hier lodern wieder die Flammen des Gemüths. Über dies Buch könnte man ein Buch schreiben. Über hundert dieser Gedanken könnte man tausend bekommen. Da ist Fülle, Überfülle. Samen zu Himmelsblumen. Blüten und Früchte. Ein unendlich liebliches Auf- und Abschwärmen und eine heilige Sabbathsstille. Was wir nicht lieben, ist die Vorrede. Die Verf. sollte sich nicht selbst eine Dichterin nennen. Sie sollte das Andern überlassen. Wer setzt sich denn gleich den Kranz in die Locken? Es gibt viele Hände, die sich glücklich schätzen werden, für sie das Geschäft zu übernehmen. „In der Heimat" begegnen wir plötzlich der Verf. selbst mit ihren Freuden, ihrer Sehnsucht, mit ihrem Ich, mit ihren Sympathien, mit ihren Freundschaften, mit ihren Verhältnissen. Die Anonymität ist nicht aufgehoben, aber der Schleier ist gelüftet. Wir gestehen, daß wir uns in der Verf. des „Schloß Goczyn" eine gereifte Matrone dachten, die ihr Leben hinter sich hat, vom Baume der Erkenntniß kostete, müde ist, am einsamen Tische, im weichen Sorgenstuhl sitzt, das Feuer im Kamin aus der Asche hervorstöbert, träumt, seufzt und schreibt.... Statt dessen finden wir „In der Heimat" ein junges, vielleicht ein blondes Mädchen, den ganzen Zauber der Jugend, die kleinen muthwilligen Capriolen einer Landbewohnerin und die enthusiastischen Äußerungen einer Priesterin der Natur, ein süßes Gemisch von Ernst und Scherz, von Sehnsucht und Resignation, ein erst in das Leben hineinschlüpfendes, nicht ein aus dem Dasein herausschleichendes Wesen. Sonderbares Räthsel, diese Schriftstellerin! Jugend und Alter in Einer Person. Kaum hat sie angefangen zu athmen, und schon kennt sie das Leben. Wodurch? Sollte sie es errathen haben? Sollte sie wie jene Somnambulen sein, die im Schlafe Dinge wissen, die im Wachen ihnen unbekannt sind? Wir sind geneigt, hier an eine Sehergabe, an eine ungewöhnliche Begeisterung, an einen Instinct zu glauben. Das Lernen, das Können, das Wissen ist überflüssig geworden. Wie könnte sich auch anders so viel Reife neben so viel Jugend, so viel Stärke neben so viel Schwäche finden? Es sei jedoch mit dieser psychologischen Merkwürdigkeit wie Dem wolle, so bleibt sie immer eine Merkwürdigkeit, eine sehr beachtens-, eine sehr liebenswerthe Erscheinung, die unsere Aufmerksamkeit verdient, die uns anzieht und fesselt. Wie lieblich bewegt sie sich bald in den gesellschaftlichen Kreisen, bald auf den Wiesen, unter dem Ahorn oder unter ihren Freunden, den Dichtern. Auch hat sie wieder Gedichte geschrieben, und diesmal stehen sie auf ihrem Platz. In diesen Briefen, auf diesen Tagbuchblättern liegen sie wie frischer, glänzender Thau. Da ist

nichts zu viel, nichts überflüssig. Da spricht die Verf. bald in gebundener, bald in ungebundener Rede. Da erzählt sie keine Geschichte, schildert keinen Roman, da malt sie sich selbst, sich bald allein, sich bald mit Freunden, ohne Schleier und doch verhüllt, wahr und doch geheimnißvoll.

Warum mußte sie nach diesen Blättern eine „Haraldsburg", eine Novelle schreiben, die einem Glas Zuckerwasser in ihrem Mangel an spirit nicht unähnlich sieht? Warum hielt sie sich nicht hoch genug, um nur Das zu geben, was sie selbst für gut erkannte? Warum mußte plötzlich die Vielschreiberei über sie kommen und sie wie eine Whilly nicht tanzen, aber schreiben, immer schreiben, sich athemlos, sich gedankenlos schreiben lassen? Wir hatten so schöne Hoffnung von dieser jungen Saat. Sie war so herrlich in „Schloß Goczyn" aufgeschossen, sie keimte und trieb auch noch in „Marie", sie duftete bezaubernd „In der Heimat",... aber ein Hagelwetter kam und Alles liegt darnieder. Das schmerzt, reizt wohl auf, macht ungeduldig und vielleicht ungerecht. Nein! diese „Haraldsburg" mit der gezierten Eugenie an der Spitze und dem mysteriösen Lucian am Ende, der nichts Geringeres als eine Copie des Tremmor in der „Lelia" von Georges Sand ist, diese gantirten, verschrobenen, grenadirten Menschen, mit ihren verzuckerten Schmerzen und verzuckerten Redensarten, diese Billets doux auf rosenfarbenem Papier mit Goldschnitt geschrieben und mit Versen durchschossen, wo Gefühl Spiel und Spiel Gefühl ist, diese „Haraldsburg" ohne Talent, ohne Phantasie, ist nur deswegen entstanden, weil die Verf. Seiten füllen wollte, wie sie ehedem Stromey gefüllt haben mag. Umsonst haben wir in ihr nach jenen geistessprühenden Gedanken, nach jenen hehren Bildern gesucht, die „In der Heimat" wie Geisterzüge auf- und abwallen. Wir fanden nichts, aber auch gar nichts, an das wir uns lehnen, für das wir glühen, hoffen oder zagen durften.

„Magdalene" enthält unendlich mehr als das, aber „Magdalene" ist dennoch der Verf. des „Schloß Goczyn" nicht ganz werth. Sie wird uns zürnen, daß wir Das sagen, sie wird uns für ungerecht halten, daß wir einen zweitheiligen Roman so schnell verurtheilen; sie wird sich auf die Mühe, die er ihr gekostet, auf ihren Zeit- und Gedankenaufwand berufen. Wir geben ihr das Alles zu, wir sagen sogar, daß „Magdalene" viele glückliche Momente, Augenblicke voll ergreifender Wahrheit hat, aber wir dürfen auch nicht verhehlen, daß die ganze Erfindung unglücklich und, was schlimmer, verfehlt ist. Der Charakter Magdalenens, der zuerst in einzelnen Zügen liebens- und achtungswerth erscheint, schlägt plötzlich ohne hinlänglichen Grund so durchaus um, daß aus dem sinnigen Engel ein brütender Dämon wird. Haben wir im „Schloß Goczyn" die richtige, klare, besonnene Behandlungsweise der Charaktere und Situationen bewundert, so dürfen wir nicht leichtsinnig oder galant über „Magdalenens" Fehler hinwegschlüpfen. Ein gewissenhafter Kritiker kommt zuweilen in eine gar böse Lage. Er empfindet die lebhafteste Theilnahme für den Autor und ist gezwungen, ihn zu verurtheilen oder wenigstens anzugreifen. Er muß sich aller Subjectivität enthalten. Er ist wie der Richter, der seinen Delinquenten liebt und züchtigt. Er sehnt sich nach unbedingtem Lobe, und ist unglücklich genug, tadeln zu müssen. Als wir „Haraldsburg" gelesen hatten, griffen wir schnell nach „Magdalene". Wir trugen ihr einen reinen wohlwollenden Willen entgegen. Wir lechzten nach einem Labetrunk. Auch ließ sich Alles recht schön an. Magdalene am Fenster, im kühlen, stillen Hause, umgeben von Sonnenschein und Nachtigallentönen nimmt sich in ihrer verschlossenen Natur Victor gegenüber zwar schroff, aber rein und ehrlich aus. Sie kann Victor nicht lieben, und weil ihr Gemüth wahr ist, sagt sie es ihm. Das hat etwas Wehmüthiges, nichts Verletzendes. Jeder von uns ist in Lagen wie diese gewesen. Wir Alle haben Liebe zurückweisen müssen, eben weil wir sie nicht ganz erwidern konnten. Wer wäre auch rechtschaffen, der für einen Goldklumpen ein Stück Blei böte? Es gibt Trauerspiele, deren Schauplatz unser Herz ist. Lautlose Trauerspiele, worin kein Wort gewechselt wird, wo aber der Blick Alles gewährt oder Alles versagt. Ein solches Trauerspiel beginnt in Magdalenens Herzen, als Armand auftritt. Armand liebt Margaret. Die ist ein liebes, durch und durch liebes, jungfräuliches, frauliches Wesen, eine wahre Libelle, *die mit* goldenen, durchsichtigen Flügeln über den Lebensstrom *flattert*. Magdalenens entschiedener Gegensatz, verfolgt von ihr und endlich elend gemacht — weil Armand dies Kind und nicht sie liebt. Wie das schmerzt! Wie es in uns nach Gerechtigkeit schreit! Wie sich unsere Theilnahme so rasch ab von Magdalene wendet und der unschuldigen Margaret zufliegt. Und doch ist das nicht der Verf. Absicht. Sie will, daß wir Magdalenens majestätische Gestalt erst lieben, dann fürchten sollen, und wir verachten sie, verachten sie mit Allem, was an Nerv und Gesinnung in uns ist. Und was Armand betrifft, so ist sein Charakter ebenso verzeichnet als der der Magdalene. Man ist ordentlich froh, wenn man von dieser Unnatur zu Margaret und Aurel, zu den lieblichen Kindern kommt, die wie Schmetterlingsjäger über sammetne Wiesen fliegen und plötzlich in einen Abgrund von Elend stürzen. In denen ist doch der ungekünstelte Herzschlag des Einfachen und Wahren. Da fallen keine Lavaströme von der Höhe, da ist keine Schwefelatmosphäre, kein ungeheurer Aufwand von Gefühlen, die alle Asche werden, da keimen nur Veilchen und Schneeglocken, oder es erhebt sich der gesunde Stamm, um den sich der Epheu schlingt. Und diese Welt voll Unschuld und Grazie zerstört Magdalene. Und auf diese Menschen fällt der Fluch ihrer und Armand's beleidigter Eitelkeit. Das ist ein verbrecherisches Bild, voll Blutflecken, voll Gemüthsconvulsionen, um so betrübender, als die Verf. bis ans Ende eine gewisse Vorliebe für Magdalene zeigt und keineswegs unsern Abscheu für sie zu theilen scheint. Wie sollen wir das erklären? Welche

Entschuldigung sollen wir für diesen Irrthum finden? Da fällt uns ein, daß Magdalene wol gar die Trägerin einer Idee ist. Sie sündigt aus Liebe. Hofft nun die Verf. aus diesem Grunde auf Vergebung? Oder hat sie uns nur zeigen wollen, daß ein Weib, von Eifersucht getrieben, zu den ungeheuersten Schlechtigkeiten fähig sein und doch im Herzensgrunde edel bleiben kann? Es sei wie Dem wolle, so freuen wir uns, daß wir nicht mit allzu scharfem Tadel zu scheiden brauchen. In „Magdalene" schwimmen schöne Elemente. Die Schilderungen sind lebendig. Der Stil ist kräftig. Die Verf. scheint uns jedoch von einer gewissen Überreizung ergriffen, die sie durch Mäßigung ihres Eifers heilen sollte. Je mehr Ruhe sie gewinnen wird, desto besser werden ihre Productionen sein. Sie wird nicht Alles unbedingt dem Drucke überliefern. Sie wird zu wählen und zu unterscheiden wissen. Und so wünschen wir uns ferner Werke aus ihrer Feder wie „Schloß Goczyn" und „In der Heimat". Sie sind eine Zierde unserer und aller Zeit. 11.

Kopernikus und Newton.

Ein Nachtrag zu dem Aufsatz in Nr. 41—43 d. Bl.

Intellectuelle Tendenzen, sie mögen verkannt und zurückgedrängt werden wie sie wollen, realisiren sich zuletzt und gewinnen dauernde Geltung, wenn sie aus einem wahren objectiven Erkenntnißquell entspringen; sowie umgekehrt Richtungen und Ergebnisse des Wissens, welche von subjectiven Vorstellungen einzelner Individuen und Zeitabschnitte abhängig geblieben sind, wie groß auch ihre anfängliche Autorität sein mag, früher oder später auf einen Zeitpunkt treffen müssen, in welchem ihre Einseitigkeit erkannt und die Grenzen ihres bedingten Werthes festgestellt werden. Für die mechanische Naturlehre Newton's ist eine solche Zurückführung auf ihre engere Bedeutung, wie sie vom philosophischen Standpunkte aus längst als nothwendig erkannt ist, auch auf dem eigenen Gebiete der Physik der Hauptsache nach von der Zeit an verwirklicht, seit das bis dahin ohne Ableitung absolut aufgestellte Newton'sche Gesetz der Anziehung nach dem umgekehrten quadratischen Verhältnisse des Raums an eine einfachere Grundbestimmung gewiesen und mit dem Galilei'schen Gesetze der Schwere unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt gebracht worden ist.

Ich bin weit davon entfernt, dem Hrn. Ref. über meine Kopernikanische Säcularschrift hier deshalb polemisch entgegentreten zu wollen, weil er in seinen obigen Mittheilungen darüber jene nachgewiesene Reduction des Newton'schen Attractionsgesetzes ganz unerwähnt gelassen hat, ungeachtet diese Reduction für eine nicht empirische Behandlung der Wissenschaft von solchem Belang ist, daß sie bei jeder einigermaßen eindringlichen, sowol philosophischen als physikalischen Beurtheilung der Schrift nicht unbeachtet bleiben dürfte. Ich beabsichtige weder darüber noch über manche Äußerungen des Ref., die meinem Standpunkte nicht entsprechend sind, auf eine misliebige Weise mit ihm zu rechten; da aber die Schrift vorzugsweise eine populaire Seite hat, mit der sie dem Interesse des größern literarischen Publicums angehört, so ergreife ich die Besprechung derselben, in der Art, wie sie in d. Bl. stattgefunden hat, als eine Veranlassung, um hier nur, zu möglichster Beseitigung von Misdeutungen, auch meinerseits einige Worte den gepflogenen Verhandlungen nachträglich noch beizufügen.

Kopernikus hatte die scheinbare Verworrenheit der Planetenbewegungen auf ihre wahre Einheit zurückgebracht; Keppler hatte den begründenden Dreiklang dieser Harmonie in seinen Gesetzen ermittelt. Was blieb in den so zusammengefaßten Grundzügen des harmonischen Ganzen noch zu suchen übrig? Die Seele, auf deren Erforschung das Auge der damaligen Zeit im Großen mit andachtsvollem Eifer gerichtet war. Es ist sehr verfehlt, wenn man in den Leistungen des Kopernikus und Keppler bereits die Spuren jener Zergliederungstendenz, welche die spätere Zeit Newton's im 17. Jahrhundert charakterisirt, finden und in diesem Sinn eine Stufenleiter von Kopernikus durch Keppler nach Newton hin bilden will. Ohne von der idealen Kraft seiner Zeit durchdrungen zu sein, würde weder Kopernikus noch Keppler seine Schöpfung vollbracht haben; aber die sinnige Begeisterung des Letztern war nicht etwa geringer, sondern vielmehr noch reicher und größer als die des Erstern. Er fand seine Gesetze nur im rastlosen Ringen nach einem Zielpunkte, der über diese Gesetze sowie über die Kopernikanischen Aufschlüsse weit hinaus lag, und die Größe des wissenschaftlichen Charakters ist bei ihm auf die vollendetste Weise durch den Verein in der Tiefe der Ideen mit der Fülle des ausgebreitetsten Wissens begründet. Newton bildet in jener Beziehung so wenig eine Reihe mit Keppler und Kopernikus, daß er vielmehr im schärfsten Gegensatze zu diesen dasteht, weil er den Pfad der Idee verließ und, statt ein inneres Lebensprincip in den Erscheinungen zu suchen, diese vielmehr entseelte, indem er sie als mechanische Bewegungen, durch einen äußern Anstoß erzeugt, behandelte. Die Schwere zur Gravitation erweitert diente nur als Band, die bewegten Massen bei ihren Centralkörpern zu erhalten. Der Erfolg dieses Versuchs entsprach allerdings seiner Absicht, aber nur durch die grandiose Einfachheit des Stoffs, deren Nachweisung lediglich das Verdienst des Kopernikus und Keppler war. Die Natur ließ sich gleichsam jene Voraussetzungen gefallen; sie schien ihnen nachzukommen, und die Welt urtheilte hier wie immer nach dem Erfolg und den ersten Eindrücken des Erstaunens, ohne zu bedenken, daß Dasjenige, was sich einem ihm äußerlich angepaßten Princip fügt, deshalb noch beiweitem nicht von demselben geistig durchdrungen, erkannt und verstanden ist.

Es sind seitdem anderthalb Jahrhunderte verflossen; die mechanische Betrachtung, welche in dieser Epoche mit Newton an die Stelle der objectiven Anschauung des Naturlebens trat, ist unleugbar, gleich vielen andern Sonderungstendenzen derselben Zeit, eine nützliche und nothwendige Reaction gegen verfehlte Richtungen der Ideenbewegung gewesen, die auch in ihren nachhaltigen Wirkungen allen spätern Zeiten zugute kommen wird; aber es handelt sich jetzt viel mehr darum, die Gedankenfrucht des Geistesfortschritts in einer so wichtigen Angelegenheit während eines so großen Zeitraums für die Gegenwart richtig zu erfassen und zu benutzen, als bei den einseitigen Satzungen Newton's und seiner Bewunderung fortwährend stehen zu bleiben. Wir werden die Kunst und den Scharfsinn in der Angabe von automatischen Vorrichtungen, welche die Bewegungen des Naturlebens nach außen hin treu wiedergeben, in vollem Maße anerkennen; aber so wenig Räder und Zugseile Äquivalente von Muskeln und Nerven sind, so wenig dürfen wir den Inhalt eines solchen Kunststücks an die Stelle der lebendigen Naturwahrheit setzen, welche die Wissenschaft und der unvertilgbare Trieb des Erkennens begehren.

Es ist aber nicht allein das von jeher begründete Recht der Idee, dem gemäß gegen die objective Zulässigkeit der Newton'schen Voraussetzungen zu protestiren ist; es geschieht zugleich von Seiten des Materials der durch die neueste Zeit gebotenen Erfahrung, indem diese uns Erfolge kennen gelehrt hat, in welchen Centralbewegungen (unter der Form des Elektromagnetismus) nicht durch äußern Anstoß, sondern lediglich durch die Wechselwirkung des Centralkörpers und der um ihn herum bewegten Masse vollführt werden. Ebenso hat die Erfahrung in demselben Erscheinungsgebiete dargethan, daß das Newton'sche Attractionsgesetz keine Fundamentalbestimmung, sondern daß es nur gültig sei, wenn die Wirkung und Rückwirkung durch Einen und denselben Raum hin stattfinden und

daß es somit nur die specielle Modification eines viel einfachern Grundgesetzes bilde. Ich weiß wohl, daß unter der großen Autorität von Laplace der Versuch gemacht ist, das Newton'sche Gesetz auch hier als Fundamentalbestimmung festzuhalten; ich weiß aber auch sehr bestimmt, daß dies nur unter Voraussetzungen geschehen ist, die nicht erfahrungsgerecht und physikalisch nicht zulässig sind; wie es denn in der That die räthselhafteste Anomalie der Erscheinungswelt sein würde, bei der sich nur der Absolutismus der Empirie zu beruhigen vermöchte, wenn die Attractionswirkung in ihrem Grundverhalten nicht dem einfachen, sondern dem quadratischen Verhältnisse des Raums entspräche, während sie doch nach dem bekannten Galilei'schen Gesetze das einfache Verhältniß der Zeit befolgt.

Wird jenes einfachere Grundgesetz und mit ihm der lebendige Gegensatz einer gleichzeitig abstoßenden und anziehenden Gravitationsthätigkeit, nach der Form, wie wir sie bei den elektromagnetischen Erscheinungen als einen Gegenstand des Experiments auf der Hand haben, in die Massen der kosmischen Bewegung gelegt, so folgt daraus jene in sich zurücklaufende Bewegung nach dem zweiten Keppler'schen Gesetz, zunächst sich als Kreisbewegung darstellend; aber unter der nicht allein naturgetreuen, sondern auch nothwendigen Voraussetzung eines periodischen, angemessenen Wechsels in der Zu- und Abnahme der Stärke jener Thätigkeit ergibt sie sich, dem ersten Keppler'schen Gesetz gemäß, als Bewegung in einer Ellipse, deren Excentricität und Dimensionen durch die Länge und das Gesetz dieser Periode bestimmt sind. Das dritte Keppler'sche Gesetz ist das unausbleibliche Corollar des vorhergehenden.

Diese Construction geht mit klarer und gesicherter Consequenz von thatsächlichen Prämissen aus und endet in dem rein thatsächlichen Resultat, welches die Bewegung in der elliptischen Bahn als die nur allein mögliche zuläßt. Die Newton'sche Theorie beginnt mit dem unbegründeten Postulat einer abstracten Tangentialkraft und führt zu der nur die Technik der rechnenden Astronomie, nicht aber das Naturverständniß befriedigenden Entscheidung, nach welcher es ganz unbestimmt bleibt, warum sich die Himmelskörper nicht ebenso wol auch in Parabeln, Hyperbeln und Kreisen als in den allein erfahrungsmäßigen elliptischen Bahnen bewegen. Ich könnte also geäußerten Bedenklichkeiten die Frage entgegenstellen, wo die größere Besorgniß vor Abweichung und Verirrung von der Erfahrung sich darbiete, in einer auf dem Leben der Natur gegründeten, oder in einer dieses Leben bei Seite stellenden und auf dem mathematischen Calcul fußenden Combination? Aber meine Pointe soll hier nur die sein, daß Physik und Mathematik allerdings Hand in Hand gehen müssen, daß aber jene nicht, wie es in den wichtigsten Entscheidungen seit Newton geschehen ist, die unterwürfige, charakterlose Dienerin von dieser sein dürfe, die sofort Alles aufnimmt und fortschleppt, was jene ihrerseits aufzustellen für gut findet; sondern daß sie vielmehr die Rechte des Naturlebens mit freiem Blick und selbständigem Urtheil wahren und Voraussetzungen und Resultate, welche die Anerkennung dieser Rechte beeinträchtigen, unparteiisch und unbestechlich gegen jede persönliche Autorität mit Entschiedenheit von sich weisen müsse.

G. F. Pohl.

Bibliographie.

Arnold, G., Die erste Liebe, eine Darstellung des äußern und innern Lebens der ersten Christen. Neu bearbeitet von A. C. Lämmert. Stuttgart, Rommelsbacher. Gr. 8. 25 Ngr.

Beck, J., Philosophische Propädeutik. Ein Leitfaden zu Vorträgen an höhern Lehranstalten. II. Encyklopädie der Philosophie. Stuttgart, Metzler. Gr. 12. 20 Ngr.

Die Leipziger Confessionsfrage, Worte zur Verständigung zwischen Kirche, Schule und Haus. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte unserer Tage, nebst den nöthigen Actenstücken. Leipzig, Brauns. 8. 5 Ngr.

Denkwürdigkeiten zur Geschichte der neuern Zeit seit der französischen Revolution. Nach den Quellen und Original-Memoiren bearbeitet und herausgegeben von B. Bauer und und E. Bauer. Charlottenburg, Bauer. 8.

Religion und Kirche in Frankreich seit der Auflösung der constituirenden Versammlung bis zum Sturze Robespierre's. Von E. Jungnitz. 1ste Abtheilung. 12½ Ngr.

Die Septembertage 1792 und die ersten Kämpfe der Parteien der Republik in Frankreich. Von B. Bauer. 1ste Abtheilung.

Engelhard. Eine Erzählung von *K. v. Würzburg*. Mit Anmerkungen von *M. Haupt*. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Flugi, A. v., Der Prättigäuer Freiheitskampf. Ein Bild aus der Geschichte Graubündens. Chur, Grubenmann. Gr. 12. 12½ Ngr.

Gedanken über den Proceß Weidig. Siegen, Friedrich. Gr. 8. 5 Ngr.

Gervinus, G. G., Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. 5ter Theil: Von Goethe's Jugend bis zur Zeit der Befreiungskriege. 2te Auflage. Mit einem Register über das ganze Werk. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Gräfe, H., Nachrichten von wohlthätigen Frauenvereinen in Deutschland. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts. Kassel, Hotop. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Günther, J., Humoristisch-satyrisches Taschen-Conversationslexikon. Eisenberg, Schöne. 12. 7½ Ngr.

Haltaus, K., Gedichte. Leipzig, Fest. 16. 1 Thlr.

Heeringen, G. v., Der Chorherr von Solothurn. Historische Novelle. Zwei Bände. Leipzig, Mayer und Wigand. Kl. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Husaback, F., Geheimnisse aus dem Leben eines Leipziger Fiacres. Leipzig, Hunger. 12. 7½ Ngr.

Kamptz, Staatsminister v., Prüfung der landständischen Rechte der bürgerlichen Gutsbesitzer in Mecklenburg. 1ste Lieferung. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kerning, J. B., Der Freimaurer. 2te vermehrte Auflage. Mit einer Erwiderung: „Was ist Wahrheit?" Dresden, Bromme. Gr. 12. 22½ Ngr.

Lafitte, J. B. P., Der rothe Doctor. Gemälde aus dem Seelenleben. Aus dem Französischen übersetzt von Th. Hell. Zwei Bändchen. Leipzig, Teubner. Kl. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Maercker, F. A., Was heißt Kunst? Ein artistischer Vortrag. Nebst einem Urtheile des Ober-Censur-Gerichts und einigen Bemerkungen. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Mörner, A., Gedichte. Landsberg a. d. W., Schäffer und Comp. 1842. 8. 10 Ngr.

Neukirchen, F. A., Die Dombau-Sache, betrachtet aus dem rein kirchlichen Gesichtspunkte. Predigt. Aachen, Boisseree. 1843. Gr. 8. 5 Ngr.

Preußens Eisenbahn-Gesetzgebung. Eine Zusammenstellung der bisher erschienenen, die Eisenbahn-Unternehmungen betreffenden Gesetze und Ministerial-Rescripte. Glogau, Flemming. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schilling, G., Franz Liszt. Sein Leben und Wirken, aus nächster Beschauung dargestellt. Mit Liszt's Portrait, einem Facsimile seiner Handschrift und mehren documentarischen Beilagen. Stuttgart, Stoppani. Gr. 8. 20 Ngr.

Wesselenyi, Baron N., Eine Stimme über die ungarische und slawische Nationalität. Aus dem Ungarischen übersetzt. Leipzig. Gr. 8. 1 Thlr.

Zernecke, W. F., Über vaterländische Zustände und über politische Poesie. Vorlesung gehalten zu Danzig am 4. November 1843. Danzig, Kabus. Gr. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 115. —— 24. April 1844.

Jung-Stilling's Lebensgeschichte, oder dessen Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft, Lehrjahre, häusliches Leben und Alter. Neue vollständige Ausgabe. Stuttgart, Scheible, Rieger und Sattler. 1843. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diejenigen Ansichten über religiöse Dinge, Weltregierung, Vorsehung, Zeit und Ewigkeit, welche der bekannte Jung-Stilling aus seinen Lebensschicksalen herausgenommen und in seiner „Lebensgeschichte" niedergelegt hat, machen auf Mitgläubige und Andersgläubige einen Eindruck, der beide Parteien unwiderstehlich heranruft, sich mit dem Wesen derselben bekannt zu machen und aus dieser Bekanntschaft entweder den Grad der Wahrhaftigkeit herauszulesen, die innere Gewähr für ihre Göttlichkeit sich anzueignen, oder sie zu widerlegen. Gleichgültigkeit ist unmöglich; denn jeder nicht ganz rohe Mensch, der in ein gewisses Alter des Bewußtseins gelangt ist, bildet sich auf irgend eine Weise eine Weltansicht, legt sich sein Schicksal, seine Erde und seinen Himmel zurecht mit eigener oder fremder Hülfe. Nach diesen Grundansichten gestalten sich die sittlichen, politischen, überhaupt die allgemeinen Ansichten des Lebens. Hier ergeben sich alsbald die beiden großen Gegensätze, welche mit den Parteinamen der Frommen und der Weltkinder bezeichnet werden. Dem tiefer sinnenden Gedanken ist die Aufgabe nicht unlösbar, selbst diese harten Gegensätze zu vereinen in der geläuterten Lebensansicht, welche zwar das Ganze und Einzelne durchaus auf Gott bezieht, dagegen in dem wirksamen Handeln der Gegenwart dem dunkeln Drange folgt, der einmal des Menschen Erbtheil ist und dem auch der Begabteste der Weisen und Frommen im Leben nicht entrinnen kann. Um dagegen das hier vorliegende Werk richtig zu beurtheilen, nehmen wir jene Gegensätze in der härtesten Sonderung, um sie zu erkennen und ihre beiderseitige Beschränktheit nachzuweisen. Diesem Standpunkte gemäß ist die Lebensansicht der Frommen diejenige, welche in Leben und Wirken, Dichten und Trachten nicht nur auf allgemein menschliche Weise das Ewige ahnt und fühlt, sondern im Besondersten jederzeit sich dieses Zusammenhanges bewußt werden will, und überall den nächsten Umgang mit Gott sucht und dessen Finger in unmittelbarer Nähe gewahrt. Die Weltkinder dagegen, diesen räthselhaften Ausgangspunkt dem Weisen und Denker überlassend und sich seiner nur gelegentlich erinnernd, stellen im täglichen Wandel sich mehr auf ihre eigenen Füße und gehen so lange unbekümmert auf dem Rosen- und Dornenpfade des Lebens, bis ein unerwartet großes Ereigniß den Blick zurück ins Innere lenkt. Es kommt hier nicht auf scharfe Distinctionen in logischer Weise an, die ohnehin hier fast unmöglich sind; genug, wenn wir wenigstens denjenigen Sinn ausgesprochen haben, den der gewöhnliche Sprachgebrauch jenen Begriffen unterzulegen pflegt. Auch der Erweis der Einseitigkeit beider Bekenntnisse braucht hier nicht auf speculative Weise geführt zu werden, da das gebildete Bewußtsein ohnehin überzeugt ist, wie sowol jenes übertriebene Controliren und prosaische Belauern des göttlichen Plans in Krankhaftigkeit oder Inconsequenz, als das gänzliche Vergessen des Göttlichen im Drange der Alltäglichkeit in Verkehrtheit oder Frevel ausläuft.

Auch ist es nicht die Untersuchung über die Vorzüglichkeit eines der beiden Standpunkte, was uns zu der genauen Betrachtung dieses merkwürdigen Buchs mächtig hingezogen hat. Denn jene Untersuchung ist anderswo hinlänglich betrieben, und wenn auch hier so wenig als in andern letzten Dingen die armen Menschen das Ziel der Wahrheit gefunden haben, so sucht doch immerfort der Vernünftig-Thätige jenen Zwiespalt in sich so weit auszugleichen, daß ihm das diesseitige Leben in eine gewissermaßen praktische Sicherheit gefestigt wird. Was dagegen bei der Lesung der Stilling'schen „Lebensgeschichte", literarisch und biographisch betrachtet, dem Sinnenden zuerst aufstößt, ist die Frage nach der subjectiven Wahrheit dieser Lebensanschauung; die Frage: ob wirklich im Innern des Selbstbeschauers diese eigenthümliche Fassung des Lebens so fest stand, wie die Geschichte besagt, oder ob die Zeichen des Gegentheils, die sichtbaren Inconsequenzen, auch ihm offenbar gewesen, wie sie dem aufmerksamen Leser aufstoßen.

Es ist bekannt, daß im streitigen Falle, wenn der Fromme dem Weltkinde ein bestimmtes Ereigniß als göttliche Fügung aufweist, die Gegenrede in der Hauptsache dahin hinausläuft: „Kannst du mir das beweisen?" — und: „Glaubst du es selbst?" Mit dem Ersten wird der Verstand oder die allgemeine Vernünftigkeit

zur Antwort aufgefodert, mit dem Andern die subjective moralische Redlichkeit, oder rundweg die Ehrlichkeit. Selbst die vertrauensvollste Freundschaft kann an dem Punkte zweifelhaft werden, wo es sich darum handelt, die dunkeln Erlebnisse des Herzens, die innern Erfahrungen u. s. w. in das unsichere Gewand menschlicher Worte zu hüllen; und wenn auch der Freund dem Freunde das Gewisseste nicht durch den Verdacht der Heuchelei entfremden mag, so ist er doch wol geneigt, Selbsttäuschung zu vermuthen, wo Irren so leicht ist. Indem wir aber die Untersuchung dieser innern Wahrheit der Stilling'schen Erzählung anzustellen unternehmen, ist nicht allein sein Werk und Leben, sondern zugleich eine weitverbreitete bekannte Sekte Gegenstand der Betrachtung: wir möchten wissen, wie weit überhaupt diese eigene Art der Frömmigkeit, die bei den Weltkindern unter dem Namen des Pietismus u. s. w. geschmäht wird, in sich Bestand habe, und wie weit sie die innerste Wahrheit des Lebens zu finden im Stande sei. Da aber ein Streit zwischen wesentlich (principiel) Geschiedenen zu nichts führt (jede Frage aber birgt den Streit in sich), so gestehen wir über unsern eigenen Standpunkt offenherzig Dieses: wir glauben weder an den Gott, der „nur von außen stößt", noch an den patriarchalischen, der lauter Unmündige am Lenkseil führt; die Vereinigung dieser Gegensätze suchen wir zu gewinnen, wie alles Menschliche ein Suchen ist: wir rühmen uns nicht, gefunden zu haben, was nur in Glauben und Ahnung schimmert; im Übrigen schauen wir das Leben so unbefangen an wie es unserm Blicke gewährt ist. Dies ist nicht das Bekenntniß der Gleichgültigkeit, nicht ein feiges Schwanken zwischen zwei quälenden Möglichkeiten, sondern das Bewußtsein des Zwiespalts unserer Menschennatur, der nur im Tode und jenseits ausgeglichen wird.

Die „Lebensgeschichte" Stilling's hat die Absicht der Belehrung und ist, wie sie selbst bekennt, ausdrücklich geschrieben, um in Andern auch das Feuer dieses Glaubens an diesen gegenwärtig wirkenden Gott zu entzünden. Damit ist unsere Frage gerechtfertigt: wir müssen wissen, ob der Lehrer seine Lehre wirklich so geglaubt, und die allerbesondersten Fügungen zu sehen gemeint habe, wie er es ausspricht; ob er Andersgläubige zu überzeugen im Stande sei; und endlich wird auch nach dem allgemeinen Ergebnisse dieser Lehre zu fragen sein, welche besondere Gestalt die Sittlichkeit, das Leben, die Religion, das Ewige u. s. w. in dieser Fassung gewinne; überhaupt, welche Wirkung dieser Glaube auf die allgemeine menschliche Haltung seines Bekenners gehabt habe. Ehe wir weiter gehen, bemerken wir über unsere Beurtheilung noch Dieses, daß wir es allein mit den religiösen Fragen zu thun haben, indem diese den Kern und die Tendenz der Biographie bilden; das übrige Leben, und besonders seine Wirksamkeit als Lehrer, Schriftsteller und Wissenschaftsforscher, kommt hierbei weniger in Betracht, zumal da uns seine wissenschaftlichen Werke und Volksschriften nicht zugänglich sind. Wie Dahlmann den Herodot, so wollen wir den Mann, sein Leben und Glauben aus diesem Einen Werke zu erkennen suchen, so weit es angeht, und vorzüglich nach der innern Wahrheit dieser Darstellungen forschen. Es kann nicht die Absicht sein, durch allerlei Hin- und Herschließen lediglich dem dunkeln Grunde des Herzens nachzuforschen, und ihm etwa gewöhnliche äußerliche Inconsequenzen, als Selbsttäuschung, Heuchelei, Lüge u. s. w., aufzubürden; denn für solche Fragen hat der Fromme immer als letzte Antwort die zweite Berufung auf sein Herz in Bereitschaft. Wo sich dagegen innere Inconsequenzen offenbaren, wird das Urtheil unerbittlich sein müssen. Innerliche Inconsequenzen sind diejenigen Selbstwidersprüche, welche die Lebensansicht selbst gegen sich selbst in Kampf setzen, wie wenn Einer z. B. in einer schönen Kirchenmusik entzückt zu sein vorgibt, und sich in der That nur an den Pauken und Trompeten und schöngeputzten Menschen ergötzt zu haben verräth. Äußerliche Inconsequenzen begegnen auch großen und scharfen Denkern, wenn sie hier die Bedeutung eines Begriffs übertreiben, die sie anderswo einzuschränken sich genöthigt sahen. Wir werden es also vorzüglich mit der innern Consequenz, d. h. der wahren Einheit und kernhaften Gediegenheit der Stilling'schen Lebensansichten zu thun haben, und nun trachten, sie zu verstehen und zum Urtheil zu bringen.

Johann Heinrich Jung ist in dürftigen Verhältnissen unter der eigenthümlichen Leitung eines frommen Vaters aufgewachsen. Dieser, nach dem frühen Verluste der Gattin in stilles einsames Sinnen versunken, erzieht seinen Sohn in derselben weltfremden Stimmung; der Sohn, voll natürlich reicher Geistesbegabung, wirft sich mit unbefangener Kraft in die Übung und Erkenntniß des Heiligen, was ihn umgibt in Wort, Schrift und That. Früh in die Schriften Jakob Böhme's eingeweiht, schafft er sich eine eigene Welt der Gefühle, die er in reiferm Alter öffentlich zu verkünden den Beruf fühlt. Sein natürlich heller Verstand unterliegt während der Universitätszeit auch vorübergehenden Zweifeln, aus denen ihn folgendes Raisonnement herauswindet („Stilling's Leben", S. 347):

> Der Gott, der augenscheinlich das Gebet der Menschen erhört und ihre Schicksale wunderbarerweise und sichtbarlich lenkt, muß unstreitig wahrer Gott, seine Lehre Gottes Wort sein.
>
> Nun habe ich von jeher Christum als meinen Gott und Heiland verehrt und ihn angebetet. Er hat mich in meinen Nöthen erhört, und mir wunderbar geholfen:
>
> Folglich ist Jesus Christus unstreitig wahrer Gott, seine Lehre ist Gottes Wort, seine Religion die wahre.
>
> Dieser Schluß galt ihm zwar bei Andern nichts, aber für ihn selbst war er vollkommen ausreichend u. s. w.

Ihm war er ausreichend. Mit diesem offenen Geständnisse des subjectiven Erlebens kann man die Acten schließen; denn wenn gesagt wird: „Ich habe dieses gesehen, erlebt, gefühlt" — so ist darauf nichts zu erwidern, als entweder zuzugeben oder der Lüge zu zeihen: — eine Lehre und Überzeugung des Andersgläu-

digen ist so nicht möglich. Aber das ganze Buch ist eben zur Lehre bestimmt: es soll gezeigt werden, daß Gott ihn wunderbar geleitet und Andere zum Mitglauben herangeführt werden (S. 752, 761). Und hier fragen wir zuerst, ob jener Schluß richtig. Hat der Gott — augenscheinlich das Gebet erhört? — Es gibt keinen Augenschein bei übersinnlichen Dingen, und mehre Gebete Stilling's, die anfangs augenscheinlich erhört schienen, erwiesen sich später als unzeitig, und ihre frühere Erhörung ist vernichtet; so die Ehe mit Christine, die auf Gottes Rath eingegangen ist (S. 328—331, 375) und sich später doch als die unechte ausweist (S. 499); desgleichen wird die zweite Gemahlin, Selma, auf himmlischen Rath genommen (S. 501, 507, 513, 528), und wieder heißt es später (S. 576), als auch sie gestorben, ist sie nicht für ihn passend gewesen. Indeß wir geben zu, daß sich die himmlische Leitung auch so wirksam erweise, wenn sie den frühern Irrthum des Menschen später corrigirt, und insofern das wahre Gebet: „Beglücke mich!" erhört hat. Aber wo ist der Augenschein? Wenn der Betende glaubt erhört zu sein, und gesteht später, daß er in jenem Glauben geirrt, so war Beides ihm ein Augenschein. Und selbst wenn der Augenschein zugestanden würde, so folgt aus ihm allein noch nicht, daß der erhörende Gott darum der wahre sei, und es ist falsch, zu sagen: „Folglich ist Christus wahrer Gott, da er mich erhört hat." Die einfachste Beobachtung heidnischer Völker zeigt, daß auch sie sich augenscheinlich und augenblicklich erhört wissen, sobald sie eifrig und gottgefällig gebetet, und daß auch sie für die Nichterfüllung ihrer Gebete verständige Auswege finden. Und wenn er nicht erhört hat (denn auch Stilling's unzeitige Gebete sind nicht erhört), ist darum Christus minder der wahre Gott? zumal da das echte demüthige Gebet nie der Worte vergißt: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe" — und dies auch wol conditionaliter hinzugefügt wird: „Erhöre mich, wenn es in deinem Weltenplane liegt." Gesetzt, es hätten zwei Fromme sich mit entgegengesetzten Wünschen gleichzeitig an den Herrn gewandt, d. h. mit einem Wunsche, der des Andern Wunsch durchaus vernichtet, und Gott erfüllt, wie billig, nur den einen von beiden, wo bleibt der Schluß: nur der echte Gott erhört — oder: nur der erhörende Gott ist der echte?

Dies sind die einfachsten Consequenzen von jenem Stilling'schen Systeme, die Wahrhaftigkeit Gottes an das Einzelste, Zufälligste zu knüpfen. Alle diese Fragen wirft Der auf, an den die ganze Lehre gerichtet ist, der Andersgläubige; denn daß der Mitgläubige sich bei jenen Erzählungen unbesehens beruhigt und somit der Belehrung weniger bedarf, versteht sich von selbst. Bei dieser dem Ewigen, Jenseitigen zugewandten Grundstimmung scheint es nun höchst auffallend, daß derselbe Mann, der in jeder kleinen Noth des Lebens seinen Erlöser um Rettung anfleht, einmal in wirklicher Lebensgefahr schwebend nicht beten kann (S. 529); und wir sind geneigt zu fragen: welches denn der rechte Gegenstand, die rechte Veranlassung zum Beten sei, wenn nicht die Gefahr des Lebens? Was Stilling vorzüglich zum Beten bewegt, das sind außer der dreimaligen Vorbereitung auf die Ehe und die noch häufigern auf die verschiedenen Berufsarten ganz vorzüglich seine bedeutenden Schulden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Insel Tahiti und ihrer Besitznahme durch die Franzosen, von Henri Lutteroth. Frei aus dem Französischen mit Anmerkungen und Zusätzen von Theodor Bruns. Mit einer Karte der Gesellschaftsinseln. Berlin, Schultze. 1843. Gr. 8. 1 Thlr.

Die vorliegende Schrift ist wol nicht, wie es den Anschein hat, durch die jüngst erlebte Katastrophe in dem Georgischen Archipel der Südsee ins Leben gerufen, sondern mehr durch bloßen Zufall mit den Interessen des Tages zusammengetroffen. Für eine bloße Flugschrift ist sie zu wissenschaftlich gehalten, zu ruhig und zu besonnen durchgeführt.

Das historische und politische Interesse des Verf. an der Insel herrscht in der Behandlung vor, und in diesem Punkte ist das Buch ausgezeichnet. Es führt seine Leser mit Sicherheit durch alle die vielen Wirren und Labyrinthe bis zur Gegenwart hindurch und weiß sich überall mit sorgfältig durchdachter Kritik im Ansehen zu erhalten.

Die Physiognomik der Insel und ihrer Nachbarn wird dagegen wenig oder gar nicht berücksichtigt, auch das Ethnographische nicht in allen wichtigen Punkten besprochen. Das wollen wir aber dem Werke durchaus nicht als Vorwurf gelten lassen, da man dies Alles als längst bekannt und nicht eigentlich zur Geschichte der Insel gehörig betrachten kann. Für vergleichende Geographie gewährt das Buch immer noch eine reiche Ausbeute.

Gegen die in vielen namhaften Geographien und Reisebeschreibungen aufgestellte Meinung, als beruhe der Grund zu der auffallend starken Bevölkerungsabnahme in den furchtbar mörderischen Kriegen, welche die Einführung des Christenthums veranlaßt hätten, treten sowol der Verf. als auch der deutsche Bearbeiter gar sehr entschieden auf. Ob aber mit Recht und gutem Erfolge für die bessere Ansicht der Sache, bleibt immer noch eine höchst bedenkliche Frage. Doch kann Ref. nicht anders als die angeführten Gründe sowie die dabei durchblickende gute Absicht in Ehren halten. Übrigens ist der fast immer mit Fanatismus getrübte Civilisationseifer der Missionnaire in neuentdeckten Ländern und Inseln nur selten von gutem Erfolge gewesen, meistens ward dadurch der Anfang zum allmäligen Untergange der armen Eingeborenen gemacht.

Wallis gab 1766 Tahiti den Namen „Insel des Königs Georg III." Cook, als er im J. 1769 zu dieser Insel kam, war mit dem vom ersten Entdecker herrührenden Namen nicht zufrieden, er wollte sie wieder benennen wie die Eingeborenen. Allein durch einen Irrthum, worein er als Unkundiger der Sprache leicht verfallen konnte, nannte er sie „O-Taiti, während ihr wahrer Name Taiti ist, wie uns Bougainville sehr richtig bewiesen hat. Das Buch sagt uns nun, daß das vor Taiti stehende O so viel bedeute als „dies ist" und daß O-Taiti die wahrscheinliche Antwort auf Cook's Frage nach dem Namen der Insel gewesen sei. Hr. Bruns macht aber bei dieser Gelegenheit noch darauf aufmerksam, daß das mittlere i mit einer leichten Aspiration auszusprechen sei, deshalb führt er in seiner Übersetzung die Schreibart „Tahiti" ein, während das französische Original „Taiti" hat.

Die Übertragung aus dem Französischen in unsere Sprache ist ganz gut, nur nicht immer so recht fließend Deutsch.

Man merkt der Übersetzung noch gar oft die französische Grundlage an, wodurch dann nicht selten etwas Schleppendes, Schwülstiges und Unklares in den Vortrag hineingerathen ist. In einer deutschen Bearbeitung, die sich noch dazu „frei“ nennt, dürften doch eigentlich keine Sätze wie der folgende vorkommen:

„Tahiti, 30 Jahre zuvor von Wallis entdeckt, besucht seitdem von den berühmten Seefahrern Cook und Bougainville und einigen Handelsschiffen, welche durch die Nothwendigkeit, Vorrath einzunehmen, oder durch Zufälle auf dem Meere zum Landen gezwungen waren, hatte von den Europäern bis dahin noch nichts gelernt als den Gebrauch der Feuerwaffe; oft hatte man den Bewohnern schlechte Gewehre und Pulver zum Tausch für Landeserzeugnisse gegeben, und die einheimischen Kriege, welche der geringste Umstand wieder entzündete, waren dadurch noch häufiger und mörderischer geworden.“

Hr. Dr. Bruns blickt übrigens auf seine Leistung mit sehr behaglicher Selbstgefälligkeit. Höchst naiv wundert er sich darüber, daß man die „Missionary voyage to the southern pacific Ocean“ von Capitain James Wilson oder andere Werke von Stewart, Ellis u. A. noch nicht ins Deutsche übersetzt habe, da sie doch schon vor 50 Jahren herausgekommen und sehr ausführliche Nachrichten über die Südseeinseln und besonders über Tahiti in sich schlössen. Könnte man nicht heutzutage, wo die Wuth des Cigarrenrauchens kaum noch eine deutsche Pfeife blicken läßt, mit eben dem Rechte fragen und sich verwundern, warum man vor 50 Jahren sich noch so wenig aus diesen Glimmstengeln machte?!

Ref. beurtheilt vielleicht die vorliegende Übersetzung als solche etwas zu streng; indeß, wenn dies wirklich der Fall sein sollte, so liegt die Veranlassung dazu lediglich in der aus dem Buche selbst gewonnenen Überzeugung, daß gerade Hr. Bruns etwas Besseres hätte leisten können, daß derselbe — mit besonderer Rücksicht auf das französische Original und mit Hülfe der ihm sonst zu Gebote stehenden, oft citirten ausgezeichneten Werke — vollkommen befähigt gewesen wäre, in freier deutscher Selbständigkeit ebenfalls etwas Tüchtiges zu Tage fördern zu können. 123.

Notizen.

Anspruch auf Dankbarkeit.

Hr. Buckingham, der vor einigen Jahren Parlamentsglied für Sheffield war, brachte eine Bill ein, der zufolge die Anzahl der Freiexemplare, welche jeder englische Verleger von allen bei ihm erscheinenden neuen Werken an Universitäts- und andere öffentliche Bibliotheken zu liefern schuldig ist, von elf auf fünf herabgesetzt worden ist. Da nun Hr. Buckingham neuerlich ein literarisches Institut gegründet hat unter dem Namen „The british and foreign institute“, das mit einer Bibliothek verbunden sein soll zur Benutzung wir wissen nicht ob des Publicums oder nur der Mitglieder des Instituts, so fodert Hr. Buckingham sämmtliche englische Buchhändler durch Circular auf, aus Dankbarkeit für den von ihm ihnen geleisteten Dienst und gestifteten Vortheil, sein Institut mit Büchern oder Kupferstichen ihres Verlags gratis zu unterstützen, und zwar je im Verhältniß zu dem Nutzen, den sie durch die von ihm eingebrachte Bill erlangt haben. Dies würde, sagt er, eine reiche Anerkenntniß seiner geleisteten Dienste sein, passender als jede andere Art Belohnung, und würde, indem die eingesendeten Werke mit den Namen der Geber in der Bibliothek des Instituts, das sich schon der Theilnahme und Unterstützung der ausgezeichnetsten Personen im Lande zu erfreuen hat, aufgestellt werden sollen, ein öffentliches und dauerndes Denkmal von der Dankbarkeit und Großmuth der englischen Buchhändler sein, gleich befriedigend und ehrenvoll für die Geber wie für den Empfänger u. s. w. Da von einigen Buchhändlern wirklich Beiträge einliefen, von vielen aber nicht, so hat Hr. Buckingham unterm 1. Januar d. J. abermals ein Circular ergehen lassen, durch welches er die Letztern auffodert, ihm anzuzeigen, ob das frühere Circular auch wirklich zu ihrer Kenntniß gelangt sei. Was würde wol daraus werden, wenn Jeder, der durch Mitwirkung bei der Gesetzgebung einzelnen Classen der Bevölkerung Erleichterungen oder Vortheile gestiftet hat, die Privatdankbarkeit der Interessenten auf solche Art in Anspruch nehmen wollte?

Kaiserlich östreichische Kinderstuben-Censur.

Der Baron Meneval erzählt in seinem „Napoléon et Marie Louise, souvenirs historiques“ (2 Bde., Paris 1843) Einiges von der Art, wie die östreichischen Prinzessinnen erzogen werden. Unter Anderm: „Die sorgfältigsten Vorkehrungen wurden getroffen, die jungen Erzherzoginnen vor Eindrücken zu bewahren, welche ihrer Unschuld schaden könnten. Die Absicht war ohne Zweifel lobenswerth, aber die Mittel, welche man anwandte, waren nicht sehr klug gewählt. Anstatt unpassende Bücher ganz aus dem Gesichtskreise der jungen Fürstinnen zu entfernen, hatte man die Methode angenommen, mit der Scheere nicht nur Seiten aus diesen Büchern, sondern Zeilen, ja einzelne Worte, die man für unanständig oder zweideutig hielt, auszuschneiden. Diese übel angebrachte Censur mußte natürlich das Gegentheil von Dem bewirken, was man beabsichtigte: die ausgemerzten Stellen, welche vielleicht unbeachtet geblieben wären, wenn man sie ruhig gelassen hätte, reizten die Neugier, und die Einbildungskraft der jungen Mädchen suchte sie auf tausend Arten auszufüllen. Das Übel, das man hatte verhindern wollen, wurde so weit ärger gemacht. Auf der andern Seite wurden die Bücher dadurch den königlichen Zöglingen verächtliche und gleichgültige Gegenstände, Körper ohne Seele, an denen gar nichts mehr war, weil sie verstümmelt waren. Die Erzherzogin Marie Luise hat nachmals als Kaiserin öfters erzählt, wie sehr ihre Neugier durch die ausgeschiedenen Stellen rege gemacht worden, und als sie ihre Lecture selbst wählen durfte, sei ihr erstes Geschäft gewesen, in vollständigen Exemplaren die ausgemerzten Stellen aufzusuchen, um zu entdecken, was es gewesen sei, das man ihr hatte verheimlichen wollen.“ Die wiener Ministerialconferenz von 1834 ist bedächtiger gewesen als die kaiserliche Hauspolitik; sie hat bekanntlich die deutschen Regierungen verpflichtet, Censurlücken in den deutschen Bundesstaaten nirgend zu dulden. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 116. —— 25. April 1844.

Jung-Stilling's Lebensgeschichte rc. Neue vollständige Ausgabe.

(Fortsetzung aus Nr. 115.)

Daß der Fromme dem Weltwesen und dessen Bedürfnissen unterliegt wie jeder Andere, ist nichts Besonderes, sondern sehr natürlich; daß er auch das tägliche Leben seinem Lenker zu Rath und Gutachten vorlegt, ist solcher Grundstimmung angemessen. Daß er aber über Schuldennoth ganz über die Maßen jammert, und jedesmal, wenn er aus dieser bis auf Heller und Pfennig erlöst ist, einen speciellen Fingerzeig erblickt, ist unwürdig und fern von Dem, was es zu sein vorgibt; es ist nicht mystisch, nicht pietistisch (im guten Sinne genommen), sondern höchst platt verständig im allgemeinsten Sinne. Wenn ich glaube, daß der Allweise und Allgütige jeden meiner Schritte sieht und lenkt, so folgt daraus nicht, daß ich die Sorge um eine geborstene Naht auf ihn werfe.*) Wir nehmen nur eine Haupterzählung zum Beispiel, um den sittlich-religiösen Commentar daran zu knüpfen. Sie ist zu lesen S. 663—679.

Stilling ist in großer Noth, als er seine kameralistische Professur zu Marburg verwaltend merkt, daß seine Collegien anfangen minder besucht zu werden; dazu kommt die Schuldenlast von 1650 Gulden (S. 679), ein theurer Hausstand (S. 660) und ein Gedränge verschiedener Wirkungskreise (S. 662), in deren Fülle er sich so verwirrt und unbehaglich fühlt, daß er nicht an seiner Stelle zu sein glaubt, so gottgesandt ihm auch anfangs sein dortiger Beruf erschienen (S. 538, 551). Hier trat die drückende Foderung des Gewissens hinzu (S. 663). Der wahre Christ müsse Amt und Besoldung in die Hände des Fürsten niederlegen, sobald er es nicht mehr pflichtmäßig verwalten könne; und wenn dieses seine Schuld auch nicht wäre, so sei er doch dazu verbunden. „Diese Foderung, die kein Sophist aus Stilling's Gewissen herausdemonstriren kann, machte ihm angst und bange, und doch konnte er ihr nicht Folge leisten; er war wie an Händen und Füßen gebunden!" Wodurch, fragen wir? Hat der wahre Christ Menschen- und Gottesfurcht?*) Kann er nicht, dem Hunger zum Trotz, ehrlich sein? Nein, Gott muß wieder einmal direct helfen; zuvörderst, um jene 1650 Gulden abzutragen, und dann ihm eine bessere Stellung, einen angemessenern Beruf zu geben. Jene 1650 Gulden zuerst:

> meine lieben Leser, wer Ohren hat, zu hören, der höre, und wer ein Herz zu empfinden hat, der empfinde! Stilling hatte 1650 Gulden Schulden; unter den 72 Staarblinden, die er in der Schweiz operirt, war eine Person, die kein Wort von seinen Schulden wußte, — wenigstens nicht von ferne ahnen konnte, — und nur aus innerm Antriebe, Stilling eine bequemere Lage zu verschaffen, ganz genau 1650 Gulden für die Operation und Cur bezahlte. Als Stilling und Elise des Abends auf ihr Zimmer kamen — sanken sie mit einer Rührung ohne Gleichen auf die Knie und brachten Dem feurigen Dank, der dies unaussprechlich wichtige Zeugniß seiner allerspeciellsten Vorsorge und Führung so ganz augenscheinlich abgelegt hatte. (S. 679.)

Wir geben zu, daß der Geldmangel und die Schulden schwere Leiden sind, daß eine unerwartete Rettung wichtig und für das Leben wesentlich, daß sie zu rechter Zeit eintretend glückliche, ja göttliche Fügung sei; dennoch ist uns jenes pathetische Declamiren mitsammt allen seinen Trugschlüssen unwürdig und lächerlich. Beiweitem der größte Theil der Leiden und Rettungen in dieser Lebensbeschreibung dreht sich nämlich um Schulden, Besoldung und ähnliche Bedrängniß; wenn der Schwiegervater Friedenberg ihn deshalb väterlich ermahnt, wird das übel aufgenommen als von einem beschränkten Kopfe; selbst handeln ist so wenig Stilling's Sache, daß, nachdem Selma (die zweite Frau) ihm seine Finanzen in kurzer Zeit trefflich geordnet, er bald nach ihrem Tode in neue Schulden geräth, die in Marburg so weit anwachsen, daß ihm das Wasser an der Seele steht; und mitten in diesem Jammer, da er nicht weiß, ob er jemals die Schulden werde abzahlen können, kauft er einen Reisewagen, um mit Extrapost nach der Schweiz zu fahren, wohin ihn seine Wohlthätigkeit ruft, umsonst Staaroperationen zu machen. Dies ist nun recht mild und menschenfreundlich, aber freilich nicht der Weg, um aus den Schulden heraus zu kommen; aber Gott erlöst ihn bei

*) V. Aesopi fabulam: ἄνθρωπος καὶ Ἡρακλῆς. Φύλλα ποτὲ πηδήσασα — —

*) Zwar wird auch diese sonderbare Scene später noch einmal gründlicher besprochen (S. [illegible]), doch ohne Stilling's Verfahren mehr zu rechtfertigen als es hier geschehen.

Heller und Pfennig, und erstattet sogar die 600 Gulden Reisekosten. Und so geht es fast das ganze Buch hindurch; es handelt sich nur zu oft um gewisse sehr bestimmte Geldsummen, welche die höhere Fürsorge ihm ebenso bestimmt auszahlen läßt, und um andere Angelegenheiten des ersten Bedürfnisses. Nirgend lesen wir z. B., daß er sich auch innerhalb seines Berufs, z. B. zur würdigen und vollkommenen Erkenntniß der Staatswissenschaft oder sonst zu rein geistigem Bedürfniß höhern Segen erflehe; ist hier die göttliche Begabung minder wichtig? Oder wenn das Vaterland in Kriegsnöthen schwebt: ist das kein Gegenstand würdiger Bitte? Doch ja! In der That, als die Franzosen die Stadt Marburg bedrohen, flehet er um Trost: und die Feinde ziehen ab und erobern Frankfurt! (S. 604.) Also seine Rettung den Andern, den Gliedern desselben Vaterlandes, ein Verderben! Daß es um seine persönliche Rettung am meisten zu thun ist, sehen wir mit wahrem Bedauern ein, so gern wir ihn auch unbedingt sittlich achten möchten. Denn obgleich er sich gegen den Vorwurf der Ängstlichkeit und Muthlosigkeit besonders verwahrt (S. 605), so ist doch die Besorgniß seines Herzens bei allen Leiden immer zuerst auf ihn selbst gerichtet; da seine geliebte Gattin Selma im Sterben liegt,

da rief er aus dem Innersten hervor, daß es durch aller Himmel Himmel hätte dringen mögen, nicht um Selma's Leben, denn er verlangte kein Wunder, sondern um Kraft für seine müde Seele, um den harten Schlag ertragen zu können. Dies Gebet wurde erhört; er trat beruhigt in das Haus, der Friede Gottes thronte in seiner Brust; er hatte dem Herrn dies (welches? aus dem Zusammenhange könnte man meinen: Selma's Leben) große Opfer gebracht, und er hatte es gnädig aufgenommen. (S. 575.)

Das Gebet um Kraft ist selbst der Anfang derselben, sowie das Gebet um Glauben selbst schon Glauben enthält, und das um Demuth in sich demüthig ist. Aber die ganze Weise des Selbstbiographen ist, sich selbst für ein vorzügliches Werkzeug in Gottes Hand anzusehen (S. 746, 750, 761); es ist nicht irgend ein großer in die Zeit eingreifender Gedanke, nicht eine Mission, der Menschheit ein neues Gut zu bringen, sondern immer nur die Rettung des Ich, der die höchste Fürsorge zugewandt ist. Zwar kommt hinzu die Bestimmung,

daß Gott durch seine Leitung ganz allein jenen Grundtrieb, ins Große und Ganze für Jesum Christum und sein Reich zu wirken *), dem Wesen Stilling's eingegeistert und zur eigenthümlichen Eigenschaft gemacht habe. (S. 746.)

Aber fragt man weiter: was er denn nun aus Jesus Reich verkündet und gewirkt habe, so geht es im Zirkel auf dasselbe zurück, nämlich: Er hat mich wunderbar geleitet, und dieses ist es, was ich zu seinem Zeugniß verkünde.

Wir fragen jetzt nicht mehr, wie gewiß dies Alles in Stilling's Seele sich wirklich so begeben habe, wie er erzählt, da er hierüber sich selbst aufs bestimmteste ausspricht (S. 740) und kein Grund vorliegt, an der äußern Redlichkeit zu zweifeln, diese selbst auch an vielen Stellen ziemlich schlagend hervortritt. Vielmehr stellt sich die Frage jetzt so: welcher Art, psychologisch betrachtet, die Fähigkeit und Richtung dieses Geistes war, ob die Quelle dieser merkwürdigen Erlebnisse Excentricität oder Bornirtheit, Ekstase oder verdunkelte Seelenthätigkeiten gewesen. An vielen Stellen zeigt sich neben dem hyperbolischen Wesen Stilling's zugleich eine Schlangenklugheit, die er selbst eingesteht und die in Erstaunen setzt; auch die Studien der Staatswissenschaften, Technologie und Ökonomie setzen eine verständige Richtung voraus, und das fortwährende Schuld- und Geldrechnen, auch manche Verhandlungen über das Buchhändlerhonorar zeigen mehr Verstand als dem indischen Schwärmer geziemt.

Ist überhaupt die eigenthümliche Seelenrichtung Stilling's zu denjenigen zu rechnen, die die Welt mit mancherlei Namen bald als excentrisch, bald als begeistert, poetisch, symbolisch, orientalisch, mystisch u. s. w. bezeichnet? Es gibt mancherlei Dichotomien in menschlichen und wissenschaftlichen Dingen, wenn es einmal aufs Spalten ankommt; eine der durchgreifendsten in Bezug auf die Seelenrichtungen ist diese, welche die Geister in productive und passive, poetische und prosaische, mystische und rationalistische scheidet. In allen Geistesgebieten und Wissenschaften kehren diese Gegensätze wieder; man kann von einer mystischen und rationalistischen Auffassung der Geschichte, der Philosophie, der Medicin u. s. w. so gut sprechen wie in der Religion. Ein tragisches Zeugniß für die innere oder höhere Einheit beider Ansichten im Geiste ist dieses, daß sie neben der grimmigsten Anfeindung und Entgegensetzung ebenso oft von ihren Bekennern selbst verwechselt werden. Allgemein gelten z. B. Harms in Kiel, ferner Hengstenberg und Arndt („Wahres Christenthum") für orthodoxe mystisch-gläubige Christen, und Wenige sehen ihnen so weit auf den Grund, um zu gewahren, daß in ihnen nichts als dürrer, klarer Verstand mit biblischen Sprüchen aufgeschmückt ist. Das heilige Feuer, das z. B. Tauler, Jakob Böhme, Tersteegen u. A. wirklich durchglüht, das nur das Herz, der verwandte begabte Sinn, nachfühlt — das ist ein anderes Feuer als unsere Zeit bewegt; von den Unsern mögen nur Claudius, Theremin, der jüngere Krummacher etwas davon bewahrt haben, während Harms und Dräseke den plattesten Verstand mit schillernder Rhetorik übertünchend einen wohlfeilen Ruhm als Gläubige erworben haben. Denn wenn man aufrichtig und unbefangen in das innere Getriebe der Predigten, Exegesen, asketischen Diatriben u. s. w. von Hengstenberg, Harms und manchem Andern dieser Reihe hineinblickt, so gewahrt man nur zu oft den simpelsten hausbackenen Verstand als Gerippe des mumienhaften Leibes, der, in zerlesene Zettel aus den heiligen Schriften officiellermaßen eingewickelt, nur von ferne schimmert als morgenländisches Göttersymbol; das Amulet zerfällt, sobald man es mit lebendigen Sinnen ergreifen will; und täuschen

*) Hier ist Gott von Christus getrennt, während S. 247 und deutlicher S. 765 ein Gott ohne und außer Christus ein metaphysisches Unding ist.

sie die Gegenwart, die Nachwelt wird die innere Verwesung merken. *) Wenn ich nur diese umwickelten Rationalisten nicht sollte mit dem hohen Namen des Mystikers preisen hören! Nicht Paul Flemming's Glut, noch weniger Jakob Böhme's heilige Schau, noch Tauler's unermeßliche Tiefe, Seligkeit, Gegenwart in Gottes Reich — nichts von diesen alten Herrlichkeiten ist den angeblichen Evangelisten der angegebenen Kategorie gegeben: man fühlt, daß es ihnen nicht im Blute gewallet, daß die heilige Leidenschaft, der glühende Wonnebrand, die schäumende Gotteslust den Herzen ferne geblieben, die aus einem biblischen Texte nichts als eine magere Disposition über die Hausmoral herauszusaugen wissen und diese mit Flitterblättchen aus heiligen Gesängen überkleben. Während es hier heißt: es ist, es ist, es ist — wenn man in dogmatische Tiefen geführt zu sein Wunsch und Durst hat —, so glüht dagegen in den wenigen Echten unserer Zeit und des dunkelwogenden Mittelalters ein Feuerstrom von seliger Herrlichkeit, der auch den Heiden überschwemmen kann, daß es ihn lüstet, in der göttlichen Fülle zu baden. Auch die Hochzeitpredigt (S. 521) ist wesentlich rationalistisch, mit einiger Rhetorik verkleidet, übrigens doch gemüthlich warm, von Stilling aber weiter nicht beurtheilt.

Eine ähnliche Verwechselung wie diese, welche auch gelehrte Theologen verwirrt, ist auch in der Seele Stilling's und seiner Bekenner vorgegangen. Doch sind Milderungsgründe vorhanden, welche ihn wenigstens der Kategorie der Letztgenannten entheben; es ist weder Heuchelei noch reiner Rationalismus, der für die Ursache dieses sonderbaren Beterglaubens zu halten ist. Sein ganzes Leben ist vielmehr Zeugniß, daß Stilling zwar excentrisch, aber doch wieder andererseits beschränkt zu nennen, und daß sein weiches Gemüth, von Natur und Erziehung in diese Bahn gewiesen, die freie Entwickelung einer selbständigen Sittlichkeit hinderte. Für seine Aufrichtigkeit zeugen die mancherlei Stellen, in denen er seinen Irrthum offen gesteht, und mehr noch die Sparsamkeit der eigentlichen Visionen, da die Erhörungen seiner Gebete meist entweder innerliche Freude, Sicherheit, Bestätigung im Herzen, oder die einfache gewünschte Thatsache, welche Gott herbeiführt, enthalten.

*) Nur einige Beispiele. Wenn Harms in der „Postille" (1, 54) die Hoheit und Größe Christi deducirt mit den Worten: „Er lehrte das Beste und that das Größte auf Erden", was besagt diese comparative Wendung anders, als was der ausgedörrteste Verstand auch besagen kann und alle Tage besagt? Dieser simple Verstand hallt auch in den prosaischen Hymnen in Horazischen Versmaßen wieder, und wird durch nichts übertroffen als durch den Unverstand in dem Thema: „Christi Auferstehung bestätigt seinen Tod als die vornehmste Glaubenslehre und als das größte Pflichtgebot im Christenthume" — was zwar sehr unverständig, aber darum noch lange nicht mystisch ist. Doch finden sich auch Predigten, die wenigstens warm sind, wenn auch keine glühende. Gegen solche vermeintliche Mystik gehalten ist die moralische Ehrlichkeit der Zschokke'schen „Stunden der Andacht" noch reines Gold zu nennen; für gewisse Stimmungen sind diese doch wahrhaft entgegenkommend, faßbar, redlich helfend, wenn sie auch nicht das Letzte geben, was das Herz sucht.

Hier ist der ratio immer noch ihre Bahn unverkümmert; die innere Ruhe ist unbewußt sittliches Ergebniß, das durch das Gebet befestigt, nicht gemacht oder erworben wird.' Was aber die Thatsachen der Schuldenzahlungen betrifft, so leugnet Stilling selbst nicht, wie oft er sich hier und da über seine Vermögensumstände geäußert; dahin scheint auch die Beschränkung (S. 679) zu deuten, daß jener Wohlthäter „wenigstens nicht von ferne ahnen konnte, wie viel Stilling schuldig sei", und so an andern Stellen. Aber all Dieses greift, für sich genommen, gar nicht in das Gebiet des Geisterreiches hinein; es ist nichts Dämonisches darin, als daß Alles gerade zu rechter Zeit kommt und Stilling sich jedesmal wie Habakuk am Schopfe gefaßt erscheint. (S. 462.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Französische Literatur.

1. Eléments d'archéologie nationale, précédés d'une histoire de l'art monumental, par *Louis Batissier*. Paris 1843.

Nachdem der Verf. in einer kurzen Einleitung die Haupteintheilungen der Archäologie gegeben, ihren Nutzen hervorgehoben und die verschiedenen archäologischen Schulen charakterisirt hat, tritt er näher an die Aufgabe, welche er sich gestellt hat, und beleuchtet das Wesen der Nationalarchäologie und den Stand derselben in Frankreich. Er sagt, daß es ihm zweckmäßig geschienen habe, in Erwartung eines umfassenden Werks, welches die gesammte Archäologie zu einem gewissen Abschlusse brächte, in einem mäßigen Bande ein einfaches Bild der Geschichte der Kunst in Frankreich und die nöthigen Vorkenntnisse zu geben, welche das Verständniß derselben erheischt. Ein solches Werkchen sei ihm um so zeitgemäßer vorgekommen, als die einzelnen archäologischen Angaben in einer großen Menge der verschiedensten Werke zerstreut sind. In der Überzeugung, daß selbst die genauesten und sorgfältigsten Beschreibungen nicht die Anschaulichkeit bieten, welche eine einfache Zeichnung gewährt, hat Batissier seinem Werke eine Anzahl von Kupfern beigegeben, welche größtentheils von dem rühmlichst bekannten de Sansonetti herrühren. Vorliegendes Werk scheint seinem Zwecke vollkommen zu entsprechen, und es dürfte ganz geeignet sein, die Kenntnisse der Archäologie allgemeiner zu machen und als Vorschule für ein weiteres Studium dieser Wissenschaft zu dienen. Wenn übrigens der Verf. sagt, daß seine Schrift das erste Werk seiner Art sei, so hat er damit doch gewiß nicht die ausgezeichneten Arbeiten eines Champollion, eines Ricard u. A. herabsetzen wollen, die freilich für ein anderes Publicum bestimmt sind als das ist, welches Batissier im Auge gehabt hat. Er hat sich viel engere Grenzen gesteckt als die beiden erwähnten Gelehrten; aber wir wollen ihm gern das Zeugniß geben, daß er seine Aufgabe rühmlich gelöst hat. Wir schließen unsere kurze Anzeige mit einer Zusammenstellung der Überschriften der elf Abschnitte, in welche das Handbuch zerfällt: Ursprung der Baukunst, die Kunst bei den Indiern, von den verschiedenen architektonischen Ordnungen, die Monumentalkunst in Griechenland, die celtische Periode, die gallo-römische, die byzantinische Kunst des Mittelalters, die religiöse Kunst, die militairische Baukunst, die Bibliographie der Archäologie. Den Schluß des Werks bildet ein Verzeichniß der Kunstausdrücke, welche im Werke vorkommen.

2. Rome chrétienne, ou tableau historique des souvenirs et des monuments chrétiens de Rome, par *Eugène de la Gournerie*. Zwei Bände. Paris 1843.

Die meisten Reisebeschreibungen aus Italien bekümmern sich um die christlichen Monumente, welche dieses Land aufzuweisen hat, gar zu wenig; kaum daß wir von der heiligen Peterskirche in Rom eine dürftige Beschreibung erhalten, so voll-

ständig pflegt das Interesse der meisten Reisenden vom classischen Alterthum in Anspruch genommen zu werden. Und doch sollte man meinen, daß die spätere geistliche Macht Roms die frühere weltliche fast in den Schatten gestellt hätte. Von diesem Gedanken geleitet, hat es der Verf. vorliegender Schrift unternommen, alle religiösen Erinnerungen, welche sich an jene Weltstadt knüpfen, in einem Werke zu vereinigen. Er beginnt mit den ersten Predigten des heiligen Peter und führt die Geschichte bis auf Gregor XVI. fort. Vom 1. bis zum 14. Jahrhunderte bildet jedes derselben ein Capitel, aber von da an schwillt der Stoff so sehr, daß der Verf. genöthigt war, jedem Jahrhunderte mehre Capitel zu widmen. De la Gournerie gibt uns übrigens nicht etwa einen blossen Abriß des Papstthums im Allgemeinen, sondern die Aufgabe, welche er sich gesteckt hat, ist vielmehr nur eine Darlegung Dessen, was die Päpste für Rom selbst gethan; ihre sonstigen Beziehungen werden dabei nur ganz flüchtig und soweit es zur allgemeinen Übersicht von Nutzen sein kann, berührt. Man findet in der „Rome chrétienne" eine Beschreibung sowie eine Geschichte aller Basiliken, aller Kirchen und Kapellen, aller Klöster und religiösen Institute, welche Rom enthält. Dabei beschreibt der Verf. auch alle Kunstschätze und die literarischen Sammlungen, welche hier von einer Reihe einsichtsvoller Päpste zusammengebracht sind. Was übrigens die religiösen Überzeugungen von de la Gournerie betrifft, so mag es genügen, seine eigenen Worte aus der Vorrede anzuführen: „Ich habe dieses Buch mit dem tiefen Glauben und der Einfalt eines Christen geschrieben." 6.

Ein arabisches Lobgedicht auf den König von Preußen.

Ein neuarabischer Dichter, Philipp Benna aus Aleppo, der jetzt in Konstantinopel lebt, hat unter mehren Fürsten auch den König Friedrich Wilhelm IV. in einem Gedichte gepriesen, das als Probe der neuesten orientalischen Dichtkunst von dem Orientalisten Dr. Otto Röhrig ins Deutsche übertragen worden ist. Der Dichter träumt, er säße am Morgen in einem Rosengarten und hörte von einer Seraphsstimme das Lob einer Nachtigall singen, die im Occidente schlage, aber durch ihren Ton alle Länder entzücke, die ihre Jungen beschatte gleich einem Adler und schütze gleich einem Leu, die sie mit der Weisheit Rathe nähre:

> Und einzig ist sie in der Weltgeschöpfe Mitte
> Und frei von jedem Makel steht sie da,
> Borussias Lichtglanz ist sie, und von ihres Firsterns Strahlen erhellen die Planeten sich,
> Wie Sonn' und Mond scheint sie in ihrem Welt=Centrum — Berlin,
> Und an der echten Wohlthat edlem Weine läßt ihre Küchlein sie sich laben,
> Sodaß zu jeder Zeit, im stillen Nachtschlaf, wie am heitern Tageswachen,
> Berauscht sie sind und sel'ger Wonne trunken von ihres blossen Namens süßem Laut.

Das Ganze schließt mit einem Verse, dessen Buchstaben im Arabischen, nach ihrem Zahlwerthe zusammenaddirt, die Jahreszahl 1843 geben.

Diese bei den Orientalen beliebte Verskünstelei, die sie tarikh nennen, wird in einem andern Lobgedichte desselben Verf. auf den jetzt regierenden Sultan noch überboten. Es ist dieses Gedicht im J. 1256 der mohammedanischen Zeitrechnung verfaßt, und diese Jahreszahl wird nicht blos von den Buchstaben eines dem Gedichte vorgesetzten Glückwunsches in der oben angeführten Weise gebildet, sondern außerdem steht ein jeder Buchstabe der Überschrift, genau der Reihe nach, als Anfangsbuchstabe eines Verses dieses Gedichts, und die Summe des Zahlenwerthes der in jedwedem Verse befindlichen arabischen Buchstaben gibt durchgängig jedesmal aufs genaueste die erwähnte Jahreszahl 1256.

Auch dieses, sowie ein drittes Lobgedicht „zur Danksagung im Namen der gesammten Einwohnerschaft Konstantinopels an den Prinzen von Joinville, nachdem er heldenmüthig die große Feuersbrunst in Pera bei Konstantinopel im J. 1839 durch seine schleunigen Befehle und zweckmäßigen Veranstaltungen gedämpft und somit einen ansehnlichen Theil der Einwohner von der sie so nahe bedrohenden Gefahr errettet hatte", hat der genannte Dr. Röhrig übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Alle drei zum Theil sehr splendiden Drucke sind aus der Officin von Graß, Barth und Comp. in Breslau hervorgegangen. Wie Dr. Röhrig versichert, wird Prof. Dr. Flügel in Meißen vielleicht in kurzem das arabische Original mehrer Benna'schen Gedichte veröffentlichen. 56.

Literarische Notiz.

An einem neuen dreibändigen Romane von Henry Curling: „The soldier of fortune" (London 1844), ist wesentlich nur Eins zu tadeln: der Titel; statt der „Glücks-Soldat" sollte er der „Unglücks-Soldat" heißen. Ratcliffe Blount, wie der Dichter seinen Helden getauft hat, ist kaum als Standartenjunker in ein Reiterregiment getreten, als er unglücklich spielt und in dessen Folge in ein Fußregiment übertritt, um mit dem Mehrbetrage seines Patents seine Schulden zu bezahlen. Im Fußregimente kaum eingerichtet, hat er das Unglück, seinen Obersten im Duell zu erschießen und dafür cassirt zu werden. Er würde nun zu seinem Vater zurückkehren, aber das Unglück will, daß dieser sich inzwischen wieder verheirathet hat und, von seiner Frau beherrscht, ihm nicht blos die Aufnahme, sondern auch den zeither geleisteten Zuschuß verweigert. Also wandert Ratcliffe mit seinen letzten hundert Pfund von Schottland nach London, und mancherlei, zwar lustige, aber unglückliche Abenteuer kommen ihm so theuer zu stehen, daß er in London froh sein muß, schnell eine Anstellung in der für Spanien geworbenen Legion zu finden. Hier kämpft er ausgezeichnet tapfer, wird jedoch unglücklicherweise nicht befördert und leidet auf der Heimfahrt Schiffbruch. Er rettet nicht blos sein, sondern auch das Leben einer jungen Dame, in welcher er dieselbe erkennt, um deren Gunst er sich einst beworben. So lange sie zusammen auf einem Balken im Meere schwimmen, erschöpft sich die Dame in Dankesversicherungen. Sobald aber ein Dampfschiff sie aufgefischt und nach Cadiz gebracht hat und Ratcliffe sich vis à vis de rien erklärt, will die Dame nichts von ihm wissen. Von diesem unleugbaren Unglücke schwer getroffen und verzweifelnd umherirrend, kommt er an ein Nonnenkloster. Da stürzt ein englischer Offizier heraus, eine Nonne im Arme, und ihn und seine Uniform erblickend, bittet er ihn, der Dame seinen Schutz zu leihen. Ratcliffe verspricht es. Verfolger dringen aus dem Kloster; der Offizier und die Nonne entwischen, Ratcliffe wird gefangen und eingekerkert. Weiteres Unglück bringt ihn nach Frankreich, wo während seiner Irrfahrten ihm unbewußt sein Vater sich angesiedelt hat. Der Zufall macht ihn zum Ohrenzeugen eines Gesprächs zwischen einem Juden und einem französischen Grafen. Es handelt sich um die Ermordung seines Vaters. Ratcliffe verbirgt sich in dessen Stube, der Vater liegt in festem Schlafe. Der Graf erscheint, ein breites Messer in der Hand. Das legt er auf einen Stuhl, ergreift einen Pfühl und will sich damit über den Schläfer werfen, ihn zu ersticken, als der Sohn aus seinem Verstecke bricht, den Grafen bei der Kehle packt und gegen die Wand schleudert, daß er besinnungslos niedersinkt. Der Lärm weckt den Vater. Er springt vom Bette, ergreift das Messer und bohrt es dem Sohne in den Leib, diesmal glücklicherweise nicht zum Tode. Er wird geheilt, erbt des Vaters Vermögen und will in den Armen der Liebe — ausruhen. Das Ganze ist gut geschrieben und eine leichte, angenehme Lecture. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 117. — 26. April 1844.

Jung-Stilling's Lebensgeschichte ꝛc. Neue vollständige Ausgabe.

(Fortsetzung aus Nr. 116.)

Von eigentlich dämonischer oder visionnairer Geltung ist Erzählung S. 687:

In meinem Gedichte: „Lavater's Verklärung", holen die beiden verstorbenen Freunde Heß und Pfenniger in Gestalt zweier Engel den müden Kämpfer nach dem Tode ab und führen ihn nach Neujerusalem. Ein halb Jahr nach Herausgabe des Gedichts kam — der Prediger Breidenstein zu ihm; sie redeten über jenes Gedicht. Breidenstein sagte: Es ist artig, daß Sie des seligen Heß Versprechen so schön benutzt haben. Was für ein Versprechen? fragte Stilling. Breidenstein erwiderte: Lavater stand vor 20 Jahren an Heß's Sterbebette und sagte: Nun stehst du aber nicht so an meinem Bette, wenn ich sterbe! Heß antwortete: Ich werde dich abholen. Stilling antwortete: Davon habe ich nie etwas gehört.

Daß Stilling jene Geschichte nie gehört, wenigstens in vielen Jahren nicht daran gedacht hat, wenn er sie auch ehemals gelesen haben sollte, kann ich bei der höchsten Wahrheit versichern. Wenn nun aber die sonderbare Sache Zufall ist, so ist es einer der seltensten ꝛc., denn erstlich sagt Heß vor 30 Jahren zu Lavater: Ich werde dich abholen — jetzt, so viele Jahre später, stirbt Lavater; Stilling entschließt sich, ein Gedicht auf seinen Tod zu machen — und wählt den Mann zum Abholen, der es ihm vor 30 Jahren versprochen.

Jenes „wenigstens — wenn" ist ehrlich gesagt, so offen, wie wir es von wenigen Visionnairs gewohnt sind; aber es hebt die Vision selbst als solche auf. Gut, daß wir wenigstens von deutschredenden Geistern, die über Schornsteine, Schweinefleisch und zerrissene Hosen schwatzen, wie sie in dem prevorstischen Dunste vorkommen, hier nicht behelligt werden; bei denen war die Frage nicht uneben, die neulich ein englischer Geistlicher stellte: Warum die Geister in England Englisch, in Schwaben Schwäbisch redeten? Stilling ist bescheiden und ehrlich genug, um zu wissen: Qui nimium probat, nil probat.

Ich muß gestehen, daß ich mich nach dem visionnairen Element am meisten gesehnt und dessen zu wenig gefunden habe; die „Scenen aus dem Geisterreich" von Stilling kenne ich nicht. Dies ganze geheimnißvolle Wesen aber wäre für eine so begabte Seele derjenige Spielsatz gewesen, auf der sie die meisten übersinnlichen Erfahrungen machen konnte. Die Wiederkehr der Sterbenden, das gespenstische Erscheinen, Wirken, Mitleben außermenschlicher Wesen und was damit verknüpft ist, bildet ein eigenes abgeschlossenes, bisher weder psychologisch noch historisch gehörig durchforschtes Gebiet; auch strenge Zweifler sind wankend geworden; die Wunder des Magnetismus und der Clairvoyance sind immer noch ein halbes Räthsel, und es ist nur bornirt-verständig, wenn man sich mit einem Spotte aus allen Fragen zu ziehen hofft. Auch Zschokke, der ruhige, ehrlich-verständige, erzählt aus seinem Leben Fälle von solchem Ferngesicht, die er selbst erlebt; aber mit der ihm eigenen liebenswürdigen Bescheidenheit begnügt er sich, sie einfach zu erzählen, während ein alter Tiroler, dem Ähnliches begegnet, sich für einen Gottbegabten hält und groß damit thut. (S. Zschokke's „Selbstschau", Th. 1.)

Welchen Maßstab man auch für den wahren Mysticismus aufstellen möge, es sei der historische oder mythische, oder symbolische oder morgenländische Standpunkt, an dem man ihn messe: immer wird, wie Dasselbe von der höhern Speculation gilt, ein gewisses poetisches Element einfließen, womit wir nicht das Unwirkliche, sondern nur das phantasiereich gestaltende Element bezeichnen wollen, das aller Mystik ureigenthümlich ist. Dieses scheint aber Stilling ganz zu fehlen; er ist erhitzt, aufgeregt, liebevoll, gläubig, aber nicht poetisch. Eine gänzlich prosaische Natur tritt sowol aus der Lebensbeschreibung als in den Gedichten hervor, welche in dieselbe eingestreut sind. So das Jubellied nach der Doctorpromotion (S. 369):

> Dir nah' ich mich — nah' mich dem Throne;
> Dem Thron der höchsten Majestät!
> Und mische zu dem Jubeltone
> Des Seraphs auch mein Dankgebet.
>
> Bin ich schon Staub, ja Staub der Erden,
> Fühl' ich gleich Sünd' und Tod in mir,
> So soll ich doch ein Seraph werden:
> Mein Jesus Christus starb dafür.
>
> Wort ist nicht Dank. Nein, edle Thaten,
> Wie Christus mir das Beispiel gibt,
> Vermischt mit Kreuz, mit Thränensaaten,
> Sind Weihrauch, die die Gottheit liebt.
>
> Dies sei mein Dank, wozu mein Wille
> Sei jede Stunde dir geweiht!
> Gib, daß ich diesen Wunsch erfülle
> Bis an das Thor der Ewigkeit.

Also eine ganz einfache Moral ohne Dogma, ohne

specifisches Christenthum, außer daß der heilige Name genannt wird; und im Übrigen gutgemeint ohne Schwung und Höhe. In einem andern Gedichte (S. 227) ist eine schöne Naturschilderung in lieblichen Worten und sehr gewandten Reimen gegeben, aber wieder nicht mit der phantastisch gestaltenden Kraft des reinen Dichters, die wie ein Sturmwird über das Herz weht. Auch der „Lobgesang" nach dem 118. Psalm (S. 546) ist in der Weise Gellert's wenig schwungvoller, doch für die religiöse Lyrik nicht bedeutend genug, und verräth die prosaische Tendenz schon in seiner Länge. Und dagegen eins der herrlichsten alten Kirchenlieder (S. 492) wird mit der Entschuldigung eingeführt, die sterbende Christine, die es sang, habe sich in Kritiken nicht einlassen können, und nur ein Lied genommen, das ihre Seele eben erbaute:

Unter Lilien jener Freuden
Sollst du weiden,
Seele, schwinge dich empor!
Als ein Adler fleuch behende!
Jesus' Hände
Öffnen schon das Perlenthor.

Löse, erstgebor'ner Bruder,
Doch die Ruder
Meines Schiffleins! Laß mich ein
In den sichern Friedenshafen
Zu den Schafen,
Die der Angst entrücket sein!

Dieses (im Ganzen aus acht Strophen bestehende) Lied ging mir wie eine helle Sonne auf nach all der prosaischen Leibesnoth, die das Buch bogenlang vermeldet. Aber da die Entscheidung über poetisch und nichtpoetisch unserer heutigen Gelehrsamkeit fast so schwierig zu werden droht wie mancher christliche Dogmenstreit, so brechen wir hiermit ab, um uns zu der letzten Frage zu wenden, welches Ergebniß diese Weltansicht getragen.

Der Vorwurf, daß das Gefühl des Auserwähltseins den Frommen zu Hochmuth und Unthätigkeit verleite, ist von den Weltkindern oft gemacht worden und hat sich oft bestätigt. Allerdings gehen die Consequenzen der Lebensansichten nicht immer den regelmäßigen Gang, den die Logik wünscht: und so gut wie wir einen kalten Mathematiker sehr unerwartet zuweilen mystisch schwärmen sehen, so finden sich auch Fromme und Auserwählte mit wahrer Demuth im Herzen. Stilling gesteht in seinen der Biographie nachfolgenden Geständnissen („Rückblick", S. 739, 746, 750, 757, 761), daß nichts von alle Dem, was sein Leben merkwürdig gemacht, sein Werk gewesen, sondern Alles göttliche Fügung; daß nicht ein außerordentlicher Geist oder inwohnendes Genie, sondern die Leitung der Vorsehung ihm die glänzenden Erfolge seines Wirkens gegeben; daß er sich demnach für ein schwaches Werkzeug der göttlichen Gnade ansehe, und nirgend seine Ehre suche, sondern nur Gottes Preis und Lob.

Wenn wir in diesem Allen den Ausdruck der reinsten Demuth gewahren, so spricht dagegen Vieles in der Biographie selbst dafür, daß ihm weltlicher Hochmuth und Eitelkeit doch nicht so fern gewesen, wie diese spätern Rückblicke aussagen. Schon die Haltung der ganzen Biographie, in der der tugendhafte, gottgeliebte, vielgeprüfte und doch nicht verlorene Stilling immerfort gepriesen wird, kann den Gegner bedenklich machen. Zwar sagt man: nur die Lumpe sind bescheiden; aber die begabte Unbescheidenheit hat auch ihr Maß sowol in der eigenen vernünftigen Seele als in der Meinung der Welt. Nun ist die Biographie scheinbar objectiv gehalten und wie von einem Dritten erzählt; aber auch der Unwissende ahnt auch ohne das Schlußgeständniß, daß der Beschreiber und Beschriebene Eins sind — schon daran, daß viele ganz einsame Scenen aufs bestimmteste ausgeführt und dabei prosaisch bestätigt werden, worin eo ipso das Zeugniß liegt, daß es nicht eine romantische Beschreibung eines Fremden sein könne. Sobald man sich von dieser Stellung des Autors überzeugt hat, so fallen sehr viele Züge von höchst weltlicher Eitelkeit auf, die sich zuweilen sogar zu Stolz und Härte, anderswo zur Kleinheit und Kleinlichkeit entwickelt. Eins der schlimmsten Zeugnisse der gekränkten Welteitelkeit findet sich S. 444. Es ist in Schönenthal das Gerücht verbreitet gewesen, daß er wahnsinnig sei; ein boshafter Mensch hat es ausgebracht; erst langsam verschwindet es, die Menschen fassen wieder zu ihm Vertrauen, und Alles geht im vorigen Gleise, doch ist ihm der Aufenthalt dort von nun an wie verpestet; den Urheber jenes Gerüchts erfährt man nicht;

überhaupt wurde der ganze Vorgang nicht sehr bemerkt und machte wenig Aufsehen, denn dazu war Stilling nicht wichtig genug; er war ja kein Kaufmann, viel weniger reich, folglich äußerst wenig an ihm gelegen!

Gröber und deutlicher kann sich die gereizte Empfindlichkeit über Nichtbeachtung seiner Person gar nicht aussprechen. Aber auch auf seine Tugend unterläßt er nicht triumphirend hinzuweisen, und zwar mit einem scharfen, doch fehlzielenden Seitenschusse auf die Weltkinder. Als ihm nämlich nach dem eben erwähnten Zustande der Aufenthalt in Schönenthal unerträglich wird und er doch Schulden halber nicht auswandern darf, kurz sich unendlich bedrängt fühlt und allenthalben Abgründe sieht, da ruft er aus (S. 447):

Stilling hätte nur brauchen ein Bekenner der neuen Modereligion zu sein, so wäre er fortgegangen und hätte Frau und Kinder sitzen lassen; aber die Versuchung dazu kam ihm nicht einmal in den Sinn, er schloß sich immer fester an die Mutter Vorsehung an u. s. w.

Also nun ist das gar ein Verdienst der Frommen, nicht Spitzbuben zu sein in der Noth! Nein, ihr Guten, um ein redlicher Mensch zu sein, dazu braucht es keiner qualificirten Confession; und es wird wol unter den Bekennern der neuen Modereligion, d. h. den unbefangenen Weltkindern oder mit H. Leo zu reden, unter dem Abhub des „neuen Aufkläríchts" durchschnittlich so viel Gute und Böse geben wie in jeder andern Sekte; und sind alle Frommen, d. h. die von Stilling's Bekenntniß, immer unausgesetzt sittlich gut gewesen? „Die wahrhaft Frommen allerdings", antwortet ihr; nun

so repliciren wir: die wahrhaft Aufgeklärten desgleichen.

Daß überhaupt von Auserwählten gesprochen wird und von Dem, was der „Herr an den Seinen thut" (S. 657), dünkt uns, auch ganz abgesehen von der mystischen Grundlage und von den Verirrungen des calvinistischen Gnadenbegriffs, schon an sich ein Ausdruck des Hochmuths, wobei wir gar nicht einmal der theologischen Frage nach der Gerechtigkeit Gottes neben der Gnadenwahl gedenken wollen. Wenn einmal diese Auserwähltheit in Frage gezogen wird und Jemand an Stilling's Sendung zweifelt oder ihn gar verunglimpft: das ist ein böser Mensch, der mit grimmigen Waffen bekämpft wird (S. 681):

Mir ist mit Gewißheit bekannt, daß es Leute gibt, die vor Zorn die Zähne aufeinander beißen, wenn der Name Stilling's genannt wird; sonderbar! Stilling beißt keines Menschen Namen. Freunde! auf welcher Seite ist nun Wahrheit? Wahrlich, nicht da, wo gebissen wird!

Ganz richtig! Verunglimpfen ist niemals fromm. Aber ist dieser namenlose stille Ingrimm fromm? So wenig als das harte, schneidende Urtheil, das die fromme Ehefrau Christine in dem Abschiede von der freilich etwas kalten spießbürgerlichen Familie ihres Vaters Friedenberg ausspricht. Friedenberg, ein fleißiger und sparsamer Bürgersmann, ist dem Treiben seines Schwiegersohns überhaupt nicht günstig gewesen, weil er und die Seinen von dem Charakter eines Gelehrten keinen Begriff hatten; und da Friedenberg nun einmal seinen Schwiegersohn für einen schlechten Haushalter hielt, so glaubte er, er werde sich durch keine höhere Besoldung aus diesem Zustande herausarbeiten; was Stilling hierbei litt, ist unbeschreiblich u. s. w. Bei Abschiede nun

war Christine muthig und froh, denn sie hatte ein gutes Gewissen. Als der Abend herankam und die ganze Familie im Kreise herumsaß und trauerte, so schickte sie die Kinder, nachdem sie die Großältern gesegnet hatten, fort, und nun trat sie in den Kreis und sagte:

Wir reisen fort in ein fremdes Land — wir verlassen Ältern, Geschwister und Verwandte, und verlassen das Alles gern, denn nichts ist da, was uns den Abschied schwer macht; Kreuz und Leid ohne Zahl hat uns Gott zugeschickt, und Niemand hat uns geholfen — nur Gottes Gnade hat uns getröstet. Ich gehe mit Freuden. Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, lebt so, daß ich euch einst am Throne Gottes wiederfinden möge!

Damit küßte sie Alle nach der Reihe und lief fort, ohne eine Thräne zu vergießen. Stilling nahm nun auch, obwol unter vielen Thränen, Abschied und wanderte ihr nach. (S. 466.)

Diese hochmüthige Abschiedsscene ist empörend, nicht fromm. Wir kennen tausend Weltkinder, die nicht so Abschied nehmen würden von Ältern und Heimat, auch nach schlimmern Kränkungen als den hier erzählten; und am wenigsten, wenn der Großvater die Enkelein gesegnet und zum Abschiede viel geküßt wird. Überhaupt wird viel geweint und geküßt; dies ist traulich und natürlich, ermüdet aber im Erzählen, wenn es so oft kommt und immer als integrirender Theil der frommen Scenen auftritt. Auch dies gehört zu den Eitelkeiten, welche Uhland trefflich schildert:

Andere stehen genug zur Schau,
Denen heiße Mittagsstrahlen
Abgeleckt den Wehmuthsthau.

Der widerwärtigste Ausdruck dieser Art Selbstgefälligkeit in der Selbstschau ist die Stelle, wo Stilling durch langes wiederholtes Beten eine Stelle seines Zimmers „glatt gekniet" zu haben bekennt (S. 489). Kleinlich muß es auch erscheinen, daß der Mann, der Gottes Reich auf Erden auszubreiten für seinen Lebensberuf erkennt, von der Bekanntschaft der Vornehmen, der Vertrautheit mit Grafen und Fürsten so viel Wesens macht. Ich sollte meinen, das wäre dem echten Menschen einerlei, er heiße nun Frommkind oder Weltkind. Zwar mildert Stilling den Ausdruck der Selbstgefälligkeit durch das Geständniß, diese Erwähnung hoher Personen geschehe nur, um zu zeigen, daß auch unter ihnen wahre Christen zu finden seien, und also „ja nicht aus Prahlerei" (S. 652); aber hier enthält man sich nicht, des alten Spruchs zu gedenken: qui s'excuse, s'accuse, und hält damit manche Stelle des Buchs zusammen, wo dieses Wohlgefallen unverhohlener hervortritt. An sich finden wir diese Gesinnung nicht unbedingt verwerflich oder servil; aber bei den besondern Verhältnissen des Stilling'schen Lebenslaufs möchte man dieses Auswuchses gern entbehren.

(Der Beschluß folgt.)

Über das religiös-sittliche Bewußtsein der Philologen und Schulmänner, besonders Preußens. Von Friedrich Ellendt. Eisleben, Reichardt. 1843 8. 7½ Ngr.

Die Insinuation der „Literarischen Zeitung" gegen die Philologen und Gymnasiallehrer in Preußen in Nr. 5 des vorjährigen Jahrgangs ist bereits in d. Bl. (1843, Nr. 205—207) nach Verdienst besprochen und gebührenderweise abgewiesen worden. Aber auch die Angegriffenen haben nicht geschwiegen, und in die wackere Reihe der anonymen Apologie, die zu Berlin erschien, der klar und schön geschriebenen Abfertigung in der „Allgemeinen Zeitung" (unstreitig von Thiersch) und der tüchtigen, derben Schrift Gotthold's in Königsberg trat auch Hr. Ellendt, als Director des eislebener Gymnasiums und als gelehrter Philolog rühmlich bekannt. Was er zur Vertheidigung seines Standes gegen den „Berliner Brandbrief" gesagt hat, ist nicht durchaus neu, aber es sind Dinge, die heutzutage nicht oft genug gesagt werden können und die hier durch die Persönlichkeit des Schreibenden als besonders eindringlich erscheinen. Er beginnt nämlich mit der betrübenden Erscheinung, daß der Schulstand kein Schulrecht habe, ja daß die Schulen sogar andern Corporationen und Institutionen gegenüber als rechtlos dastehen, und schildert alsdann die Widersacher der Gymnasien nach zwei Classen, nach der der Weltleute oder Genußmenschen und nach der der Nützlichkeitsprediger oder Geldmenschen, zu denen unlängst noch die Feinde gekommen sind, welche die Gymnasien als unchristlich und also auch als unsittlich angreifen, zwar sehr unverständige Leute, aber doch gefährliche Feinde. Bei ihrer Widerlegung sagt Hr. Ellendt von sich: „Ich bin mit tiefster Überzeugung ebenso weit von dem alten abgestandenen Rationalismus entfernt als von der Selbstvergötterung der Junghegeler. Ich zähle mich freudig zu Denen, welche die Haupt- und Kernlehre unserer Kirche für ebenso schriftgemäß als vernunftklar ansehen; die Christum nicht etwa als den Lehrer reinster Weisheit und Tugend achten, sondern als die lebendige Erscheinung des göttlichen Er-

lösungsgedankens unter dem irdischen Geschlechte anbetend verehren; die das Erlösungswerk nicht durch Sittenlehre und Beispiel, sondern durch Christi Opfertod und Auferstehung, welches wir in inniger Gemeinschaft mit ihm gewinnen, als vollendet erkennen und zugleich fest daran halten, daß diese Gemeinschaft durch den allein rechtfertigenden Glauben ergriffen werden muß. Allein das Christenthum ist auch Freiheit, und Niemandes Auffassung davon untrüglich."

Da nun der eigentliche Sinn der Anklage in der Behauptung lag, die Gymnasien könnten ihrer Natur nach nicht christlich sein, weil ihre Atmosphäre, das Element ihres Lebens und Treibens, heidnisch sei, und dies auf der Pflege der Philologie in ihnen und bei ihren Lehren beruhe, so hat Hr. Ellendt diese Sätze einzeln widerlegt und bündig gezeigt, daß sie alle sammt den daraus gezogenen Folgerungen falsch sind. Jeder Unparteiische und jeder Freund der Erziehung und Bildung wird mit Vergnügen den historischen Erörterungen über die Alterthumswissenschaft und über die Entstehung eines eigenen gelehrten Schulstandes in Preußen folgen und der gründlichen Widerlegung des Vorwurfs, als habe der letztere sich einem revolutionnairen Trachten nach Emancipation von der Kirche hingegeben. Mit derselben Befriedigung muß Jeder, der seine Augen nicht absichtlich verschließt, erkennen, wie geschickt der Verf. den Verleumder entlarvt und ihn darauf hingewiesen hat, daß die heutigen Gymnasien ja keine rein philologischen Bildungsanstalten sind, sondern daß sie als höchstes Ziel geistige Entwickelung erstreben und Bildung zu vaterländischer, christlicher Gesinnung. Es ist übel, wenn diese seit mehr als zwanzig Jahren festgehaltene Richtung so absichtlich verkannt wird als in der Insinuation der „Literarischen Zeitung" geschah; es ist aber noch übler, wenn man bedenkt, daß sie von Berlin ausgehen und in der unmittelbaren Nähe von Männern geschrieben werden konnte, denen Preußen vorzugsweise den Flor seiner Lehranstalten verdankt. Einzelnes können wir hier nicht herausheben, aber Hr. Ellendt vertheidigt ebenso warm die bildende Kraft des Alterthums als daß er auf der andern Seite nicht verschweigt, es habe unchristliche Philologen gegeben.

So einverstanden wir mit allen Sätzen des Verf. sind, so wenig sind wir es mit seinem Urtheile über das Niemeyer'sche „Lehrbuch des Religionsunterrichts", das er als „ein auf dem dürrsten Sande eigen gerechten Bewußtseins erwachsenes Buch" für nicht geeignet zum Gymnasialunterricht bezeichnet hat. Allerdings haben Bücher ihre Zeiten wie Menschen, und manchen Anfoderungen entspricht auch das Niemeyer'sche Buch nicht mehr. Aber Ehre dem Andenken seines Verf., dessen erfolgreiches Streben, gesegnetes Wirken und praktisches Christenthum in einer langen Reihe von Jahren über die Grenzen des preußischen Staats hinaus ein in der Geschichte der Pädagogik so bewanderter Mann, wie Hr. Ellendt ist, nicht hätte verkennen sollen. Wir haben dies vor einigen Jahren in eines jungen Mannes, in des Hrn. Deinhardt bekanntem Buche rügen müssen, wir bedauern auch, es jetzt wieder thun zu müssen, durften aber diese Bemerkung bei aller Achtung für Hrn. Ellendt nicht unterdrücken. Sie ist um so aufrichtiger, da Ref., obgleich längere Zeit in Niemeyer's Nähe lebend, doch keine persönliche Begünstigung oder Auszeichnung von ihm erfahren hat. 9.

Literarische Notizen aus England.

Irland und O'Connell.

Unter der Masse von Schriften, welche die englische Presse in den letzten zwölf Monaten über Irland auf den Markt gebracht hat, scheint der deutschen Aufmerksamkeit bisher ein Buch entgangen zu sein, das, obwol von einem ungenannten Verfasser, doch vorzugsweise Beachtung verdient; es heißt „Ireland and its rulers since 1829" (London 1843). Das ganze Buch gibt vollgültiges Zeugniß, wie ernst und angelegentlich der Verf. während dieses Zeitraums die irischen Zustände im Auge gehabt und allseitig geprüft, und daß er mit unermüdetem Eifer die Ursachen des Elends zu ergründen gesucht hat, von welchem Irland erdrückt worden ist und noch erdrückt wird. Das Resultat seiner Beobachtungen und Forschungen geht unbedingt dahin, daß Englands ebenso ungerechte als unkluge Politik den Samen der gegenwärtigen Agitation ausgestreut und mit Gewalt zum Keimen und Wachsen getrieben habe. Dabei zeichnet er in raschen, kräftigen Zügen die Männer an der Spitze der Regierung von 1830, wo die Whigs ans Ruder kamen, bis auf die jüngste Zeit, und stellt daneben ein nicht minder scharf aufgefaßtes und kräftig ausgeführtes Gemälde der Männer an der Spitze des Volks, welche mit jenen die Herrschaft mehr als getheilt haben. Im Vordergrunde steht natürlich O'Connell, the great agitator. Sein Bild hat Lebensgröße, und sein Talent und seine Verdienste wie seine Fehler und seine Verirrungen treten frisch aus dem Rahmen. Der Verf. scheint nicht blos Alles und Jedes zu wissen, was diesem ausgezeichneten Manne auf seiner öffentlichen und politischen Laufbahn begegnet ist, sondern auch einen durchdringenden Blick in sein Herz geworfen und seinen innern Menschen vollständig erkannt zu haben. Wol sehr richtig bemerkt er in Betreff der verschiedenen, über O'Connell's Charakter verbreiteten Meinungen und geltend gemachten Urtheile, daß es darin eine Menge, gewöhnlichen Augen unsichtbare Stellen gebe, und fährt dann fort: „Er ist ein Heiliger und ein Bösewicht, ein Feigling und ein Held, ein Possenreißer und ein Priester, ein feilschender Demagog und ein allgewaltiger Staatsmann, ein niederträchtiger Heuchler und ein offenes, ehrliches Gemüth; Alles je nach den Ansichten Derer, die über ihn Gericht halten."

In der von der „Sunday Times" gegebenen Beurtheilung der in London heftweise erscheinenden Übersetzung von Kohl's „Irland" heißt es: „Hr. Kohl, einer der unterhaltendsten und verständigsten Reisebeschreiber unserer Zeit, hat uns ein Buch über Irland vorgelegt. Wir finden darin eine Darstellung des wirklichen Zustandes dieses zerrissenen Landes ohne den Versuch, die Fehler des irischen Volks zu bemänteln oder zu entschuldigen, und eine ehrliche Aufzählung des bedauernswerthen, ihm von England zugefügten Unrechts ohne den Versuch, die geschlagene Wunde zu erhitzen. . . . Das Hauptverdienst von Hrn. Kohl's Werke ist die Genauigkeit seiner Beobachtungen in Betreff des geselligen Zustandes und Charakters des Volks. Seine Zeichnungen sind ebenso graphische als treue Niederschriften Dessen, was er gesehen. Da ist keine Übertreibung, kein Streben, für Diejenigen, von denen er handelt, falsche Sympathien oder ungerechte Vorurtheile zu erwecken. Er beschreibt Alles und Jedes, wie es ihm erschienen, und macht er sich auch bisweilen eines Irrthums schuldig, indem er aus einzelnen Beispielen allgemeine Schlüsse zieht, so ist es doch zum Erstaunen, wie klein die Zahl seiner falschen Folgerungen und Ansichten, zumal wir hören, daß Hr. Kohl kein Irisch versteht — eine Kenntniß, die wir für Jemand, der den Charakter des irischen Landvolks schildern will, für unerlaßlich gehalten haben. . . . . Namentliche Beachtung verdient, was dieser Schriftsteller über O'Connell's Macht und Einfluß auf seine Landsleute äußert. Unsers Bedünkens hat er das Räthsel seiner unendlichen und gefährlichen Popularität vollkommen gelöst, hat klar und deutlich die Mittel nachgewiesen, durch welche es ihm möglich geworden, 30 Jahre lang sich in ununterbrochener Feindseligkeit gegen Englands Herrschaft zu behaupten. Auch die Antiquitäten sind seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen. Er spricht mit enthusiastischer Freude von den vielen in Irland zerstreuten Überresten des Druidismus, geistlicher und weltlicher Burgen. Das Capitel jedoch über jenes antiquarische Räthsel, die runden Thürme Irlands, wirft auf diesen Gegenstand kein neues Licht." 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 118. —— 27. April 1844.

Jung-Stilling's Lebensgeschichte ꝛc. Neue vollständige Ausgabe.

(Beschluß aus Nr. 117.)

Ungeachtet dieser Ungehörigkeiten und Folgewidrigkeiten, die sich in angegebener Weise durch das ganze Buch hindurchziehen, bleibt dennoch manches Andere, was auch den Andersgläubigen anziehen muß und mit den Schwächen des Verf. oder seiner Lebensansichten versöhnt. Wir erkennen in ihm einen thätigen, kenntnißreichen, offenen Mann; sein Herz ist der Wohlthat und Milde geöffnet, und er wirkt mit Kraft und Segen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß eine persönliche Anziehungskraft, jene geheimnißvolle attrattiva, deren Goethe bei vorzüglichen Menschen (auch ohne specifisches Genie) gedenkt, auch bei Stilling ein Hebel seines Erfolgs und seiner weiten persönlichen Wirksamkeit gewesen. Daß eine tüchtige Sinnlichkeit ihm angeboren, ist aus den Ereignissen abzunehmen, und die Selbstgeständnisse bestätigen es; auch fehlt es ihm nicht an Kraft zum Auftreten, wo es Noth thut: im Zorne wirft er einmal einen unnützen Gesellen die Treppe hinunter, und weiß sich überhaupt mit derben Sinnen durchzuschlagen. Dies ist wohlthuend neben den vielen Thränen, und ein schönes Zeugniß selbst gegen die übertriebene, unmännliche und unwahre Weichheit des Gemüths, die uns sonst verfolgt. So wird das sittliche Bild des ganzen Stilling, aus den Erlebnissen abgenommen, immer noch ein günstiges sein. Die sittliche Haltung eines Menschen im Ganzen zum Maßstabe seiner wissenschaftlichen und andern Leistungen zu machen ist im Allgemeinen verkehrt und seit einiger Zeit auch mit Recht verrufen. Wo indeß diese Betrachtung dem Betrachteten zum Vortheil dienen kann, mag man sie immerhin hinzuziehen; als Neander sich z. B. nach Strauß's Privatleben erkundigte und mit Bewunderung erfuhr, daß dieser ein moralisch tadelloser Mann sei, rechnete er dieses ihm zu gute und stellte auch das persönliche Urtheil milder. Wissenschaftlich betrachtet ist diese Gutmüthigkeit ebenso verkehrt wie ihr Gegentheil, die Bosheit, aus dem sündhaften Privatleben die Werke eines Mannes zu verunglimpfen. Wenn dagegen, wie hier in Stilling's Werken, Wissenschaft, Lebensansicht und Sittlichkeit aus Einer Quelle deducirt werden, so hat man schon mehr recht, nach dem Nexus zu fragen und die Consequenzen des Systems unerbittlich bis in das persönliche Wirken hinein zu verfolgen. Zeigt es sich dann, daß die unsittlichen Consequenzen etwa im Leben nicht erschienen, oder umgekehrt sittliche Consequenzen sich nicht bewährt haben, so ergibt sich der Schluß, daß entweder die Persönlichkeit keine in sich gefestigte, oder daß die Lebensansicht keine gründliche war, daß es ihr an Tiefe, Umfang und Allseitigkeit fehlte. Wie die Erzählungen über Stilling's Leben aus Anderer Munde melden, so war er ein tüchtiger zuverlässiger Mann, bis ins hohe Alter unwanksam derselbe, hochgeachtet in und außer seinem Kreise, trotz mancher schweren Leiden mit liebenswürdigem Frohmuth der Gegenwart genießend, ein Bild patriarchalischer Frömmigkeit. Also lagen der Hochmuth, die Welteitelkeit und die mancherlei Irrthümer, welche seine Schriften darbieten, in der Beschränktheit seiner Weltansicht, genauer in dem Mangel an umfassender wissenschaftlicher Bildung. Daß solche Verirrungen einer sonst kräftigen Seele möglich und daß sie ihr selbst verborgen sind, ist ein demüthigendes Zeugniß menschlicher Beschränktheit überhaupt. Auf diesem Wege kommen wir zu dem bekannten Satze zurück, daß man die Person nicht ohne weiteres nach ihren Werken beurtheilen solle; denn daß eine andere Art der Werthschätzung dennoch den ganzen Menschen ins Urtheil ziehen müsse, und ein Standpunkt gedenkbar sei, auf dem auch diese Consequenz von Wichtigkeit wäre, ist uns wohl bekannt; doch würde die Durchführung dieses Standpunkts eine vollständige Kenntniß von Leben, Wirken und Schriften des Mannes voraussetzen, die uns bis jetzt versagt ist. Deshalb beruhigen wir uns für heute mit dem „Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet!" Dies sei den Frommen wie den Weltkindern gesagt.

Als Endurtheil über die ganze Gemüthsrichtung Stilling's und seiner Anhänger sowie über das mystische Element der Religion scheint uns Folgendes festzustehen. Was zuerst das „Auserwähltsein, Berufensein, Zeugnißgeben von Gottes Gnade" betrifft, so glauben wir, daß jeder Mensch in seiner Weise durch dieselbe Gnade geleitet und mit Glück und Leiden heimgesucht wird, nur daß der Fromme die gegenwärtige Fügung belauschen will, das Weltkind dagegen die dunkle Macht

nach seiner Fassungskraft benennt: Glück, Herz, Liebe, Schicksal, Leidenschaft. Es ist doch Alles eins, und kommt Alles aus dem dunkeln Grunde, den wir nicht gemacht haben. Wenn Hegel Professor in Berlin wird, so ist das nicht mehr und nicht minder specielle Fügung, als wenn ein Lieutenant in der Armee avancirt, oder Stilling nach Marburg berufen wird; und Jeder gibt nach seiner Weise Zeugniß von Dem, was Gott in ihn gelegt. Deshalb ist es für die Schwachen und Unthätigen gefährlich, jenen Determinismus, den Stilling selbst bekämpft und doch unwillkürlich bekennt, in solch abenteuerlicher Weise auszuführen, wie es hier im Buche geschehen ist. Denn ob der Determinismus auf Gottes persönlichen Willen oder auf seine ewigen Gesetze zurückgeführt wird, macht wissenschaftlich gar keinen Unterschied, so sehr sich auch die Theologie abmüht, den Unterschied hinein zu dichten. Zum Zweiten herrschen über die Mystik in der Religion vieler Orten sehr verwirrte Begriffe, und zwar deshalb, weil diese dem erhellten Zeitalter ferner steht. In alles menschliche Wissen weht das Mystische hinein; es gibt in der Geschichte wie in der Kunst und Wissenschaft überall Regionen, die kein mathematischer Verstand jemals berührt hat. Aber dieses Unsagliche und Unnennbare hat in der thätigen Menschenwelt keinen andern Beruf, als im Stillen zu walten, sich productiv zu äußern, geheim wie Blut und Athem das Menschenwesen zu durchwallen. Wehe Dem, der es mit Fingern aufweisen, der es demonstriren will! Es rinnt ihm fort wie Nebeltropfen, und wer an solche Demonstration gar die vergebliche Mühe einer Systematik knüpfen will, der hat den mystischen Inhalt entweder selbst gar nicht, oder er ist auf Verstandesirrbahnen gerathen und taube Ohren starren ihm entgegen. Darum ist in diesem Gebiete, wie das System, so auch die Polemik unnütz und fast unmöglich. So arbeitet der gewaltige Jakob Böhme stille für sich hin, in sein Gespräch mit den Sternen verloren, unbekümmert ob ihn Jemand höre: die heiligen Blitze leuchten mit überhimmlischer Gewalt, aber nicht sengend, streitend, polemisirend. Dies ist es, was in Theremin's Predigten den sonst mystischen Ton verwischt, daß er der Heiden im Tempel überhaupt noch gedenkt; Tauler hätte das nimmer gethan: der kämpft zwar wol mit dem Teufel, aber nie mit Seinesgleichen, da er Seinesgleichen in der Kirche nicht vor sich sieht, sondern nur die ganze Christenheit.

Es ist schmerzlich, die Pietät der Freunde und der Nachkommen des braven Mannes verletzt zu haben, indem wir uns nicht enthalten konnten, um des bedeutenden Inhalts willen die Schwächen des Stilling'schen Systems aufzudecken. Doch hat die Öffentlichkeit einmal dieses Übel; und wenn solche Herzensgeheimnisse den Fremden öffentlich bloßgelegt werden, so hat sich Niemand zu beklagen, daß auch die Welt ihr Wort dazu spricht. Und es wird ja auch noch genug Anhänger geben, die, unsere Fragen belächelnd, in dem Bilde des Frommen ihr Genüge finden und der frevlen Frage entsagen. Wir aber gedenken am Schlusse des Goethe'schen Worts: „Unbedingte Thätigkeit macht zuletzt bankrott", worüber sich ein Commentar schreiben ließe, der das Stilling'sche Leben commentirte. Eduard Krüger.

Unterhaltungsliteratur.

1. Ritter und Bauer. Roman in vier Büchern von J. F. Lentner. Drei Bände. Magdeburg, Baensch. 1844. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Nach äußerst gründlichen Studien des 12. Jahrhunderts zeichnet der Verf. uns einen in den grotesken Hintergrund passenden Roman, mit den kolossalen Sünden der Edelleute und deren noch kolossalern Folgen; Freiheit und Knechtschaft stehen sich als Riesengestalten gegenüber, beide nicht durch Gesetz, sondern nur durch Willkür beschränkt; Aberglaube, Genußsucht, Tyrannei, alle Fehler und Tugenden eines rohen Zeitalters sehen wir entwickelt, alle Gebrechen des Mittelalters mit ihrem furchtbaren Geleit vorgeführt. Die Charaktere der handelnden Personen passen sämmtlich in die Umgebung: die beiden Welfe, Vater und Sohn, in ihrem zügellosen Leben als unumschränkte Herren; Hegewolf, der freie Bauer aus dem niedern Heim von Gerauth; dessen Bruder Eppo, der, um der Armuth zu entgehen, sich und die Seinen dem Herrn als Leibeigene verkauft; die also verkauften Kinder, wovon jedes sich nach seiner Weise ausgebildet hat, jedes eine charakteristische Figur im historischen Gemälde abgibt, die Tochter als verführte und verlassene Geliebte des jungen Grafen, der Sohn als flüchtiger Leiigener, der der Todesstrafe verfällt, und dann das holde Engelein, die Anmuth des 12. Jahrhunderts; die fromme Utta, des Herzogs verstoßene Gemahlin, die im Kloster lebt; die edle Richlindis von Schwangenau, das schwäbische Ritterfräulein, und so manche andere Gestalten, — alle passen in den Rahmen des 12. Jahrhunderts. Nur das prophetische Wort des Volko von Dornau, als er den glücklichen Bauer mit dem holden Weibe sieht, verräth den Autor des 19. Jahrhunderts: „Künftige Zeiten werden den Streit schlichten zwischen den Enkeln der Handhaber der Gewalt und denen dieses duldenden Geschlechts." Darauf versetzt der Bauer: „Einmal wird der Bauer neben dem Ritter gehen und die Herrenmacht sich vermählen mit dem willigen Gehorsam, und es wird eine gute Ehe geben. Das ist Gottes Wille längst, aber er führt allezeit die Menschen auf weitere Wege, damit sie am Ziel erkennen, was sie hartnäckig verworfen im Anfang des Wanderns." Solche Gedanken waren im 12. Jahrhundert sowol Bauern als Rittern fremd, und doch sind sie schön und ein würdiger Schlußstein zum edeln Romangebäude. Noch bedeutenderes Interesse gewinnt das vorliegende Werk durch die den Dichtern und Minnesängern des Mittelalters entlehnten Strophen, die als Motto der verschiedenen Bücher und Abtheilungen dienen. Da begegnen immer die Dichtungen der folgenden ehemals berühmten Namen: Rüdiger von Rubeyn, Oswald von Wolkenstein, der Kanzler, der Herr Ulrick von Lichtenstein, Meister Singer zu Kolmar, St. Thomas Land, von Stamheim, Walther von der Vogelweide, Hardegger, Herr Reinmar von Zweter, Herr Reinmar von Brennenberg, Herr Nithart, Herr Dietmar von Ast, des Burggrafen von Lienz, Herr Friedrich von Husen, von den Hammen, von Reystatt, Graf Friedrich von Leining, der von Kurenberg, Herr Kristan, von Hamln, Meister Gottfried von Strasburg u. s. w. Diese Namen sind zwar längst verklungen, ihre Werke verstaubt, Sprache und Versbau veraltet, doch stehen sie als würdige Etikette über den verschiedenen Capiteln, auf ihren Inhalt und Ton vorbereitend, schon im voraus in den mittelalterlichen Geist einweihend, dem der Roman in Stil, Form und Färbung von der ersten Zeile bis zur letzten treu bleibt.

2. Josephine. Lebensroman von H. E. R. Belani. Drei Theile. Leipzig, Frische. 1844. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Josephine, Napoleon Bonaparte's erste Gemahlin, ist die Heldin dieses Romans, und eine würdigere Heldin möchte wol schwerlich weder die Geschichte noch die Phantasie eines Schriftstellers je erfinden. Der Autor hat sie in ihrer ganzen schönen Eigenthümlichkeit aufgefaßt, von ihrer Kindheit auf Martinique an bis zum Tode mit würdigen Romaningredienzien umgeben. Ihre Zeit war auch geeignet, ein reiches Stoffinteresse zu verleihen, wie sie geeignet war, große Charaktere auszubilden, große Handlungen zu erzeugen. Die verschiedenen Scenen der Revolution hat der Autor mit viel Talent und Genie zu Papier gebracht, und von der Oase unserer verflachten Zeit blicken wir nach den Wildnissen und Stürmen jener Tage wie nach einer Fata Morgana, wie nach den Traumgebilden einer erhitzten Autorenphantasie, und doch ist es Wahrheit, was wir sehen, lesen, erleben, wahr in jeder Beziehung, und nur wenig hat die Romantik an der Geschichte gefeilt, nur wenig die Poesie an Ereignissen zugefügt, und nur selten die Autorenberechnung Begebenheiten verrückt oder versetzt, um sie dem Kunstgewebe anzupassen. Wer die Memoirenmasse der letzten 30 Jahre gelesen hat, wird zwar nicht viel Neues in vorliegendem Werke finden, doch gewiß mit Interesse das Alte, Bekannte recapituliren; der neuen Generation in der Lesewelt ist aber wol Vieles nicht bekannt, und wir können mit gutem Gewissen den Lebensroman der Josephine ihnen empfehlen. Er ist auch eine Bildergalerie der bedeutendsten Männer jener Zeiten: Robespierre, Tallien, Barras, Eugène Beauharnais, Talleyrand und Andere mehr werden mit großem Talent als handelnde Personen eingeführt; ein genaues Studium der Memoirenliteratur ist diesem Werke vorausgegangen, und die großen Eigenschaften, die sich meist in großen Zeiten entwickeln, weil sie sich da geltend machen und Würdiges erreichen können, geben dem Roman eine gewisse Atmosphäre von jenem Geiste, der damals herrschte. Die Lebensweise der im Luxembourg gefangenen Frauen, worunter Josephine, ist mit großer Lebendigkeit und Anmuth geschildert, und kann den Muth und den Leichtsinn der Franzosen im Charakterbild darstellen. Josephinens Liebenswürdigkeit tritt auch hier in ihrem ganzen Umfange hervor, indem sie die mitgefangenen Frauen sowie die greisen Gefängnißwärter bezaubert. Auch kann man aus diesem Roman eine psychologische Wahrheit schöpfen: daß nämlich die wahre Liebenswürdigkeit der Frauen aus dem Herzen stammen muß; ohne Seelengüte, Menschenliebe, Theilnahme wäre Josephine, trotz ihres Verstandes, nicht so allgemein als liebenswürdige Frau anerkannt worden, hätte nicht so Alles zu bezaubern vermocht — Alles bis auf das Geschick; denn sie, die so viele Thränen trocknete, hat deren viele vergossen.

3. Geschichte der merkwürdigsten deutschen Frauen von Karl Ramshorn. Zwei Bände. Leipzig, Einhorn. 1842—43. 16. 2 Thlr. 25 Ngr.

Ob es ein Bedürfniß der Zeit ist, daß Frauen schreiben und daß man von Frauen liest, wollen wir hier nicht untersuchen. Der Verf. spricht den Frauen das Recht zu, in der Literatur besprochen und in den verschiedenen Rollen, die sie in Geschichte, Gesellschaft oder auf der Bühne gespielt, dem lesenden Publicum vorgeführt zu werden, und so läßt er denn eine unendliche Schar Heldinnen aufmarschiren. Die erste Periode umfaßt die deutschen Frauen bis auf Karl's des Großen Zeiten, 800 Jahre nach Christo; die zweite Periode von dieser Zeitepoche bis zu den Kreuzzügen; die dritte Periode die von den Kreuzzügen bis zur Reformation, von 1096—1517; die vierte Periode bis zum Westfälischen Frieden 1648. Diese vier Perioden bringt der erste Band. Jeder Periode geht eine historische Skizze der Zeit voraus; diese sowol als die Biographien der Frauen selbst sind gedrängt, gut geschrieben, mit Umsicht und Sachverständniß gearbeitet. Der zweite Band vervollständigt die vierte Periode, bringt die fünfte, worin die deutschen Frauen vom Westfälischen Frieden bis zum Pariser Frieden 1814 abgehandelt werden, und schließt mit der sechsten Periode, welche bis auf unsere Tage reicht. In der letzten findet man nun eine Menge guter oder schlechter bekannter Schauspielerinnen, Dichterinnen, Künstlerinnen, die man als Zeitgenossen schon begraben hat oder noch unter den lebenden Freunden zählt. Bettina, als Verf. des Königsbuchs; Amalie Schoppe mit den beliebten Kinderschriften; Rahel mit der tiefen Reflexion. Referent ist nicht der Meinung, daß, wenn eine Frau auch einen höhern Standpunkt in Leben und Literatur als andere Frauen einnimmt, deshalb der durch die Alltäglichkeit des Frauenlebens führende Pfad, auf welchem sie dahin gelangte, immer unterhaltend und interessant sein müsse, und so möchte wol das vorliegende Werk als Unterhaltungslecture wenig ansprechen, wenngleich es als angenehmes Inventarium einer Bibliothek erkannt werden muß. Wenn es auch viele Frauen nennt, die schon durch die Weltgeschichte der Vergessenheit entzogen sind; wenn es auch manche bringt, deren Vergessen kein großer Schade wäre: so freut der Leser sich doch, solchen Verdienstvollen begegnen und sie kennen zu lernen, die in ihrer Bescheidenheit und Demuth der Nachwelt leicht hätten verloren gehen können. So ist die Biographie der Fürstin Pauline Christine Wilhelmine von Lippe-Detmold in jeder Hinsicht erfreulich zu lesen. Freilich sind berühmte Schauspielerinnen und unberühmte Schriftstellerinnen auch in großer Menge aufgezählt und mit mehr oder weniger Details aufgeführt, je nachdem der Autor sich solche zu verschaffen wußte.

4. Erzählungen von Eduard Gottwald. Dresden, Arnold. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Die vier Erzählungen: „Der Verhaftsbefehl", „Maritta", „Die Rose von Valenciennes", „Der Deserteur", entsprechen allen Ansprüchen, die der Leser an Erzählungen macht, indem sie spannen, beschäftigen, unterhalten und befriedigen. Der Hintergrund zu den Begebenheiten der Charakterbilder ist immer glücklich gewählt und ohne ermüdende Detailmalerei noch allzu skizzenhafte Darstellung; es erfreuen die in sich selbst vollendeten Gestalten und auf natürliche Weise herbeigeführten Ereignisse den Leser. 12.

Zur Geschichte des englischen Postwesens.

Aus Berichten der Masters of the postes zur Zeit der Elisabeth geht hervor, daß dazumal noch keine Fürsorge für den Briefverkehr der Nation von Staats wegen getroffen war. Oliver Cromwell war der Erste, der das Volk mit einem General post office beschenkte. Es ist möglich, daß die Regierungsposten, welche unter Elisabeth eingerichtet waren, nebenbei auch einige Privatbriefe bestellten, aber das war wenigstens nicht ihr Zweck und nicht die Regel. Es gab ordentliche und außerordentliche Posten. Die ordentlichen Posten gingen von London auf der Nordstraße nach Berwick; höchstens scheint außerdem noch eine Abzweigung nach Carlisle bestanden zu haben. Wenn die Regierung sonst irgendwo etwas zu besorgen hatte, so mußten besondere oder außerordentliche Posten geschaffen werden. In den Verzeichnissen unter Elisabeth finden sich ordentliche Postverbindungen, außer jener nördlichen mit Berwick, noch mit Irland, und zwar auf vier Routen, mit Bristol auf zwei Routen, mit Dover. Allgemach scheint man sich von den Vortheilen einer von der Regierung besorgten allgemeinen Briefbeförderung durch das ganze Land überzeugt zu haben. Die Regierungsposten sind die Grundlage, auf welcher das gegenwärtige Postamtswesen entstand. Man beabsichtigte augenscheinlich nichts weiter als Erleichterung des Verkehrs und Fürsorge für das allgemeine Beste; an eine Staatseinnahme wurde dabei nicht gedacht. Dies zeigt unter Anderm das früheste statutarische Enactment aus dem zwölften Regierungsjahre Karl's II., worin lediglich die großen Vortheile eines geregelten

und sichern Verkehrs als Grund der Einrichtung von öffentlichen Postanstalten angeführt werden. Man zahlte damals für einen Brief von nur einem Bogen (einfachen Brief) für jede Strecke bis zu 80 Miles zwei Pence und für jede weitere Entfernung drei Pence. Also waren zwei Hauptpunkte des neuen Hill'schen Plans schon in der frühesten Zeit der Posteinrichtung wirklich berücksichtigt, nämlich die Anerkennung des nur gemeinnützigen Zwecks der Posten und die Gleichförmigkeit des Portos.

Allmälig aber und ganz vorzüglich in den Finanzkrisen, welche die letzten Kriege herbeiführten, fing der Staat an, das Postwesen mehr als eine Quelle der Einnahme für sich denn als eine Anstalt zum gemeinen Besten zu betrachten. Diese Ansicht griff so um sich und führte selbst in Betracht der Einträglichkeit für den Staat zu solchen Misgriffen, daß eine Reaction eintrat. Auch noch nach den Palmerston'schen großen Verbesserungen, während die Volksmenge zunahm und die Anfoderungen an bequeme Verkehrsmittel sich steigern mußten, blieb die Postrevenue nicht allein stehen, sondern sie verringerte sich. Da trat Hr. Rowland Hill mit einem Plane auf, welcher auf eine gänzliche Umgestaltung des bisherigen Systems zielte. Wohlfeilheit und Thätigkeit sollten an die Stelle von Kostspieligkeit und Erstarrung treten. Dem Hill'schen Plane nach hätte die Regierung wie ein Kaufmann gehandelt, der erklärt, in Zukunft mit dem sechsten Theile seines Nutzens zufrieden sein zu wollen, in der Hoffnung, daß Zunahme der Kundschaft, rascherer Umsatz und Verringerung der Handelsunkosten ihm seinen Verlust ersetzen werden. Halbe Maßregeln sind bei einem solchen System gefährlich. Wollte jener Kaufmann nur den Preis seiner Waaren herabsetzen und nicht zugleich das ganze Geschäft auf einen andern Fuß bringen, so würde er höchst wahrscheinlich zu Grunde gehen. Das Postamt hat in der That so gehandelt, hat eine Reduction der Portosätze vorgenommen und außerdem fast nichts weiter verändert. Bei dem Allen kann man nicht sagen, daß die Penny-Portotaxe das Postamt ruinirt habe, so lange es noch 600,000 Pf. St. reine Einnahme dem Staate jährlich liefert. Hr. Hill machte dem Post-Office die Halbheit in der Ausführung seines Plans zum Vorwurf, und ein Comité wurde zur Untersuchung dieser Sache niedergesetzt. Der Comitébericht ist auf Befehl des Unterhauses gedruckt worden („Report of the select committee on postage together with the minutes of evidence"). Die Evidenz umfaßt in diesem Bericht nicht weniger als 3243 Fragen und der ganze Bericht über 600 Seiten. Ein Endurtheil hat das Comité nicht gefällt, überläßt es also dem Publicum, sich eins zu bilden. Es ergibt sich aus den Ermittelungen des Comité, daß mit Ausnahme des wohlfeilen Portos nur sehr wenige sonstige Erleichterungen des Verkehrs eingetreten sind, und die Anklage des Generalpostamts, welche Hr. Hill erhoben hat, möchte schwer abzulehnen sein. Es scheint in England gerade wie in Deutschland zu ergehen. Die Oberleitung des Postwesens vergißt, daß der Staat, wenn er das gesammte Beförderungswesen für Briefschaften und Gepäck geringern Umfangs in seine Hände nimmt und als sein Monopol ansieht, eine sehr umfassende Verpflichtung gegen die Staatsbürger übernimmt, der nie gut genug entsprochen werden kann. Die Postbehörde hat nun guten Willen, thut in der That viel, verbessert allmälig hier und da, strengt sich an, arbeitet, opfert sich so zu sagen auf. Das Publicum beschwert sich noch immer. Das macht die Beamten böse. Sie ereifern sich gegen die wohlgemeinten Verbesserungsvorschläge nicht minder als gegen die ungeduldigen und heftigen Klagen einzelner Hitzköpfe. Sie übereilen sich, misverstehen die Vorschläge aus Übereilung oft auf die lächerlichste Weise und geben sich dadurch in den Augen des Publicums nur desto ärgere Blößen, machen das Publicum mistrauisch und erregen Zweifel an ihrem guten Willen. Hr. Hill wurde plötzlich seines Dienstes entlassen, nachdem sein Plan, auf den man eingegangen war, zur Hälfte in Ausführung gebracht worden. Wenn dergleichen am grünen Holze geschieht, so darf man sich im lieben, deutschen Vaterlande über manche Dinge nicht wundern, in die sich der gesunde Menschenverstand schwer finden will. 78.

Bibliographie.

Genealogisch-historisch-statistischer Almanach. 21ster Jahrgang (1844). Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. Gr. 16. 2 Thlr.

Beseler, G., Volksrecht und Juristenrecht. 1ster Nachtrag: G. F. Puchta. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Dietrich, C., Conrad Wiederhold und der 30jährige Krieg. Eine vom württembergischen Volksschulverein gekrönte Preisschrift. Ulm, Rübling. Gr. 16. 5 Ngr.

Ettmüller, L., Sechs Briefe und ein Leich. Zürich, Meyer und Zeller. 8. 5 Ngr.

— —, Deutsche Stammkönige nach Geschichte und Sage. Ein neuer Versuch in alter Weise. Zürich, Meyer und Zeller. Gr. 8. 20 Ngr.

Kapf, M. F. G., Christoph Martin Freiherr von Degenfeld, venetianischer General-Gouverneur von Dalmatien und Albanien. Nebst einer kurzen Geschichte der Familie Degenfeld. Ulm, Rübling. Gr. 8. $11\frac{1}{4}$ Ngr.

Müller, K. O., Geschichten hellenischer Stämme und Städte. 2te, nach den Papieren des Verfassers berichtigte und vermehrte Ausgabe von F. W. Schneidewin. 1ster Band: Orchomenos und die Minyer. Mit einer Karte der Thäler des Kephissos und der Karte von Böotien. Breslau, Max und Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schleiden, M. J., Schelling's und Hegel's Verhältniss zur Naturwissenschaft. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Schwarz, J. L., Schelling's alte und neue Philosophie. Faßliche Darstellung und Kritik derselben. Berlin, Heymann. 8. 25 Ngr.

Sophocles, Antigone. Metrisch übertragen von F. Fritze. Berlin, Förstner. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Oedipus in Kolonos. Metrisch übertragen von F. Fritze. Berlin, Förstner. Gr. 8. $12\frac{1}{2}$ Ngr.

Streng, Phil. d'Ormieux v., Tagebuch während des Feldzuges in Afghanistan 1838—39. Aus der englischen Originalhandschrift von W. Tetschke und C. Zober. Mit 4 Lithographien. Stralsund, Löffler. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Treitschke, G. K., Die Lehre von der unbeschränkten obligatorischen Gewerbegesellschaft und von Commanditen. Nach römischem Recht, mit Rücksicht auf neuere Gesetzgebungen. 2te, durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage der Schrift: „Die Lehre von der Erwerbsgesellschaft." Leipzig, Reclam sen. Gr. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Unger, F. W., Geschichte der deutschen Landstände. 1ster Theil: Urgeschichte der deutschen Volksvertretung und deren Entwickelung durch das Lehnwesen des Mittelalters. Hanover, Kius. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wigand, P., Vertheidigung Jordan's. Ein Nachtrag zu dessen Selbstvertheidigung. Manheim, Bassermann. Gr. 8. 15 Ngr.

Wimpfen, T. v., Die Maulschellen-Comödie oder die Cholerischen. Lustspiel in vier Aufzügen. Heilbronn, Landherr. 8. 10 Ngr.

Wolfart, P. L., Art und Ziel der öffentlichen Stimme in der preußischen Judenfrage. Potsdam, Riegel. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Das Ziel des politischen Ringens der Gegenwart, in besonderer Hinsicht auf Preußen, und die ständische Monarchie. Ein Sendschreiben aus Norddeutschland an alle Deutsche. Erfurt, Bartholomäus. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 119. — 28. April 1844.

Der Orthographiestreit in Belgien.

Ob man bei uns wohl mit oder ohne h schreibt, ob man den Substantiven einen kleinen oder großen Anfangsbuchstaben gibt, darum kümmern wir uns im Allgemeinen wenig, das zu verantworten bleibt dem Einzelnen überlassen und wir fallen uns darum nicht leicht ernstlich in die Haare. In Belgien aber, wo die allerunschuldigste Frage alsbald eine politische und religiöse Bedeutung gewinnt, konnte auch die Festsetzung einer bestimmten Orthographie für das Flämische nicht ohne langen und schweren Nachhall bleiben; es bedurfte jahrelangen Streitens, sie ihrer Lösung entgegen zu führen und bis heute noch sind die aufgeregten Gemüther nicht zur Ruhe gekommen.

Bis zum Aufstande der Niederlande gegen Spanien herrschte nur eine Schreibweise in Nord- und Südniederland für das Holländische und Flämische; beide formten noch ein einiges Niederländisch. Seit jenen Tagen aber erhob sich mit der religiösen Trennung auch eine Mauer zwischen ihnen in Bezug auf die Orthographie.

Wie sehr sich in zwei jenen Unglückstagen folgenden Jahrhunderten das Holländische emporschwang, ebenso sehr blieb Belgien in Bezug auf seine Sprache zurück. Überströmt von Klöstern und Geistlichen, konnte es mit derselben nicht vorwärts; die Sprache dieser, das Lateinische, blieb nach wie vor die Sprache der Gelehrten, während es in dem geistig emancipirten Holland immer mehr der Landessprache weichen mußte. Jenes Fuß auf dem Nacken flüchtete das Niederländische in Belgien in die Kammern der Rederyker, Schutz zu suchen bei Bürger und Bauer. Daß es in diesem Asyle zum Stillstande gezwungen war, daß es da keine Fortschritte machen konnte, begreift sich; das Studium der Grammatik war seit jenen Kriegstagen hier gänzlich aufgegeben, der geistloseste Rimram an seine Stelle getreten. Die Orthographie war ganz willkürlich geworden; der Eine folgte dem alten Systeme, der Andere adoptirte die Änderungen, welche die besten holländischen Schriftsteller inzwischen angenommen, wieder Andere schwärzten eine Menge überflüssiger Vocale und Consonanten ein, und so entstand langsam eine Verwirrung sonder Gleichen. Es ist wahr, zweimal seitdem begann man ernstliche Untersuchungen über die Orthographie anzustellen und kam man auch zu den erwünschtesten Resultaten, nämlich bei Gelegenheit der Herausgabe der Bibelübersetzungen, welche die Universität von Löwen im Jahre 1548 und Pater Smits und seine Mitarbeiter 1749 und folgende Jahre (22 Bände) herausgaben; aber dies blieb doch ohne Einwirkung auf die Massen. Obgleich die löwener Ausgabe seitdem noch zwei starke Auflagen erlebte, namentlich 1599 und 1714, findet sich doch in den Drucken des 17. und 18. Jahrhunderts keine Spur von einigem Einflusse.

Inzwischen erhob sich noch ein anderer Feind der flämischen Orthographie. Das Französische drang immer mehr in die flämischen Provinzen, es gewann tagtäglich mehr Anhänger und die Vorliebe für dasselbe ging endlich so weit, daß man meinte, das Flämische ein wenig nach ihm zustutzen zu können. Man nahm die französischen Accentzeichen an und hauste bald auf eine ganz wunderliche Weise damit.

Da erschien endlich und zwar noch unter dem Kaiserreiche wieder die erste flämische Grammatik. Ein Holländer, Des Roches, Unterlehrer an einer Elementarschule in Antwerpen, ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren und durchaus unbekannt mit den verschiedenen flämischen Dialekten, war deren Verfasser; in Bezug auf die Orthographie folgte er dem allgemeinen Schlendrian; er behielt allen eingeschmuggelten Ueberfluß, die Accente selbst mitgerechnet, bei. Außer dieser flämischen Grammatik schrieb er auch noch eine französische und zwar in flämischer Sprache. Diese gewann bald eine ungemeine Verbreitung in seiner nächsten Umgebung, mit ihr verbreiteten sich auch die Accente; denn wollte der sie in seiner Schule gebrauchende Lehrer seine Schüler nicht in Verwirrung bringen, dann mußte er wol accentuiren. Um aber mit sich selbst über den Gebrauch der Accente ins Reine zu kommen, mußte der Lehrer die flämische Grammatik haben; so verbreitete sich auch diese und sie überwand endlich gar die Anhänglichkeit, welche hier und da noch für das holländische verbesserte System bestand.

Je mehr aber Des Roches sich autodidaktisch heranbildete, je mehr er seine Sprache studirte, um so mehr erkannte er, welchen schlechten Dienst er dem Flämischen bewiesen; er verließ auch seine alte Orthographie. In

seiner später erschienenen griechischen Gramatik schon sattelte er um, und als er gar Mitglied und Secretair der brüsseler Akademie wurde, da behielt er wenig oder gar nichts mehr bei von seinem alten Überfluß. Diese Bekehrung kam aber zu spät; hätte er selbst — was er nicht gethan — seine einstigen Irrthümer ausdrücklich widerrufen, man würde wenig darauf geachtet haben, wenigstens nicht in Brabant und der Provinz Antwerpen, wo alle Elementarlehrer zu seinem Banner geschworen hatten und sein System fast allgemein adoptirt war. In Flandern schwankte man noch zwischen verschiedenen Systemen; da hatte er weniger durchdringen können.

Das Jahr 1815 kam und der zweite Pariser Frieden vereinigte Belgien und Holland aufs neue unter der Krone Nassau-Oranien. Wilhelm I. fand das Schulwesen in Belgien in einem fürchterlichen Zustande. Wie sehr die Orthographie in den Stadtschulen im Wirren lag, so sehr lagen die Landschulen in jeder Hinsicht im Argen. Da galten als Schulbücher das doppelte Cabinet der christlichen Weisheit, der „Spiegel der Jugend“ oder das „Goldene ABC“ und Ähnliche; Lehrer, die selbst kaum lesen und schreiben konnten, standen an der Spitze der Anstalten. Nicht besser ging es mit der ganzen flämischen Literatur, die sich auf Gebetbücher, Predigten und altrhetoricalen Rimram beschränkte. Eine Reform war unvermeidlich und diese fiel um so leichter, als Holland damals schon neben einer blühenden Literatur eine Reihe von Schulwerken besaß, auf die es mit Recht stolz sein mochte. Diese sollten von da an auch in den belgischen Schulen gebraucht werden; so wollte es die Regierung und diese Maßregel war gewiß höchst dankenswerth. Aber sie fand Widerstand und zwar darum, weil diese Schulbücher eine andere Orthographie mit sich brachten und noch mehr darum, weil sie der Geistlichkeit des noch halb spanisch-frömmelnden Belgiens nicht zusagten.

Holland, das protestantische, sollte sich mit dem durch und durch überkatholischen Belgien in innigem Bunde zu einem Ganzen vereinigen. Zu dieser Vereinigung konnte religiöse Duldung nur und allein die Brücke sein, und in die Herzen der Jugend den Grundstein zu der Brücke zu legen, dahin mußte man streben. Von Ketzern und Erzketzern, dem in der Hölle in Pech und Schwefel schmorenden Luther, dem „gottverfluchten Calvinisten“ war in den neuen Schulbüchern natürlich keine Rede mehr; der Name Christ galt darin für Alle, die an den Gottsohn glauben. Das konnte der Priesterschaft aber nicht gefallen, denn bis dahin hatte ein Jeglicher im doppelten Cabinet der christlichen Weisheit gelesen, die Ketzer und Geusen seien Feinde von Christus, der Teufel lehre sie, die Juden, Heiden und Türken, das Kreuz schänden, sie hätten einen Teufelsglauben, machten Christum zum Lügner und müßten verfolgt und bestraft werden. Das Volk bei diesem frommen Glauben zu erhalten, suchten die Geistlichen zuerst im Stillen der Verbreitung der neuen Lehrbücher entgegenzuwirken; als aber erst die unglückliche belgische Revolution ausgebrochen war, da erklärten sie mehr offen alle Schulbücher für ketzerisch, in denen die holländische Schreibweise befolgt sei und verboten sie geradezu. Höchst komische Gründe kamen damals für dies Verfahren zu Tage. So sagt Henkel, ein geistlicher Grammatikus, unter Anderm: „Wenn man, wie die Holländer, den Artikel de für das Masculinum und Femininum gebraucht, wer kann dann unterscheiden zwischen de paus und de paus (Papst), wer wissen, ob der Papst männlichen oder weiblichen Geschlechts ist?“

Mit Begeisterung wurde dies Verbot von den accentgewaffneten Des Rochisten und sämmtlichen Druckern von Gebet-, alten Schul- und Volksbüchern aufgenommen, die schon in Todesangst gewesen waren, ihren sämmtlichen Verlag als Butterpapier verkaufen zu müssen. Nicht weniger Freude bezeugte eine Armee altrhetoricaler Schulmeister und Reimler in Westflandern. Man schimpfte nun um die Wette gegen die holländische Orthographie und besonders gegen den unglücklichen Artikel de für Masculinum und Feminimum. Ein Jeder, der sich desselben bediente, der sich überhaupt der holländischen Schreibweise noch zuneigte, mußte von nun an Orangist sein, er stand in geheimer Verbindung mit Holland und wollte Kirche und Staat stürzen — die Kirche, denn die hatte mit den holländischen Lesebüchern auch stillschweigend die holländische Orthographie verboten; den Staat, denn wer mit den Holländern aa statt ae, uu statt ue und de statt den schrieb, konnte der anders als Eines Sinnes mit ihnen sein?

Trotz alledem kamen die Denisten wenig weiter. Wie kurz auch Hollands Herrschaft über Belgien gedauert, es war durch sie dort eine Saat ausgeworfen, die nun gewaltig und unhemmbar aufschoß; es hatte sich dort ein Geschlecht erzogen, welches die alten rhetoricalen Fesseln kräftig abschüttelte und tüchtige Fundamente legte zum Baue einer neuen flämischen Literatur. Frisch trat es den düstern Murrköpfen entgegen, verwarf die Accente und den andern Plunder, adoptirte trotz alles Schreiens über Orangismus und Ketzerei das de und unterschied seine Orthographie von der holländischen nur durch ae und ue statt aa und uu. Willems, der sprachenkundigste und sprachgelehrteste der Belgier, stellte sich an die Spitze des jungen Bundes; bald erschien sein „Belgisch Museum“, ausgestattet mit Beiträgen all der ihm Gleichgesinnten; Van Duyse und Ledeganck sangen in Gent, Conscience's Löwe erhob sich in Antwerpen; immer mehr verbreitete sich das de und sein Anhang, alle bessern Dichter und Gelehrten schwuren zu seiner Fahne und die Kämpfer für das den sahen ihr Häuflein immer kleiner werden. Sie verloren aber darum den Muth nicht ganz und gar und schimpften wacker darauf zu — hatten sie doch die Priester im Rücken.

Dem Streite endlich ein Ende zu machen, faßte die Königliche Gesellschaft zur Beförderung niederdeutscher Sprache und Literatur den Entschluß, eine Preisfrage auszuschreiben, deren Gegenstand die Regelung der flämi-

schen Orthographie wäre. Das erfuhr der König nicht sobald, als er, um der Sache noch mehr Gewicht zu geben, durch Cabinetsordre vom 6. Sept. 1836 einen Aufruf an die Gelehrten des Landes ergehen ließ, in ausführlichen Abhandlungen die geeignetsten Mittel anzugeben zur Erlangung einer Einheit in der Orthographie. Es liefen im Ganzen zwölf Abhandlungen ein; diese zu beurtheilen wurde aus dem Schoose der genannten Gesellschaft eine Commission erwählt, welcher hauptsächlichste Mitglieder waren Willems, die beiden Geistlichen Professor David und De Smet, und Professor Bormans von Lüttich. Der Letzte übernahm die so mühevolle als verdrießliche Arbeit, die sämmtlichen eingelaufenen Stücke einer ausführlichen Kritik zu unterwerfen.

Am 17. Aug. 1839 endlich sprach die Commission ihr Urtheil: der Preis konnte nicht zuerkannt werden, da keine der Abhandlungen denselben verdiente; nur eine Ermuthigungsmedaille bekam Lehrer Mussely aus Kortryk. Auf besonderes Ersuchen des Ministers des Innern versammelte sich die Commission noch einmal am folgenden Tage, am 18. Aug., zur Kenntnißnahme der kritischen Übersicht von Bormans und beschloß alsdann, ihren Landesgenossen die Annahme von acht Sprach- und Orthographieregeln anzurathen.

Nun ging das Geschrei gar los und um so mehr, als zwei Geistliche bei der Commission waren; die alten Schulmeister und die Drucker waren nun mehr denn je in Noth; mehr denn je warnten die Zeitungen vor Orangismus und Ketzerei, aber die Namen klangen nun schon zu verschliffen, als daß sie noch viel Echo hätten finden können. Der französischen Partei in Brüssel blieb dieser neue Zwist nicht lange Geheimniß und sie hetzte die Des Rochisten nur mehr noch auf und diese legten nun die feierlichsten Protestationen gegen die Regeln der Commission ein. Um dem freundlichen Leser einen Begriff von dem Hochkomischen dieser Protestationen zu geben, will ich ihm den Anfang und die Mitte einer derselben buchstäblich übersetzen, deren Verfasser eins der geachtetsten Häupter dieser Protestanten, ein Elementarschullehrer in Thourout, Namens Behaegel ist.

Nach Einsicht des Vorhergehenden in Betreff des Gebrauchs der Buchstaben C, K und S.

Nach Anhörung der Debatten für und gegen das einfache C.

Mit vollster Achtung für die unbestreitbaren Rechte der Buchstaben K und S:

Und in Erwägung, daß

1. der Buchstabe C durch verschiedene frühere Nationalbeschlüsse aus einer großen Anzahl von Wörtern verbannt ist, welche offenbar aus fremden Sprachen genommen sind — und daß die Nation unwiderruflich beschlossen hat, den Buchstaben C in den Wörtern durch K oder S zu ersetzen;

2., 3., 4., 5., 6. u. s. w.

Beschließen wir, wie folgt:

1. Daß all die Fremdwörter, welche unsere Nation in diesem gegenwärtigen Augenblicke wirklich und wesentlich in Dienst genommen hat und als echt niederdeutsche Wörter erkannt und also naturalisirt hat, daß alle diese Wörter mit dem äußerlichen Zeichen oder der Livree der belgischen Nation müssen bekleidet u. s. w. werden — —

(Der Beschluß folgt.)

Einige Worte über das Verhältniß der Kunst krank zu sein zur Kunst gesund zu sein. Von C. G. Carus. Leipzig, Weichardt. 1843. Gr. 8. 10 Ngr.

Daß der berühmte Verf. unter diesem etwas gesuchten Titel nicht die Kunst verstehe, die Krankheit selbst gleichsam zu cultiviren, sie zu verlängern oder gar die Kunst, krank zu werden, versteht sich von selbst. Er meint vielmehr damit „die Kunst, welche uns lehrt, dann, wann ein unvermeidliches Geschick über uns eine Krankheit verhängt, uns auf eine solche Weise zu verhalten, so uns zu nehmen, solche Maßregeln zu ergreifen, welche dazu führen, die Krankheit selbst leichter zu ertragen und möglichst bald und vollständig in den Zustand der Gesundheit zurückzubilden". Ob dies eine Kunst zu nennen sei, die man erlernen kann, dürfte noch sehr in Frage stehen; wir möchten sie lieber als ein natürliches Talent (wie sie der Verf. selbst an einem andern Orte bezeichnet), als eine Eigenschaft des Geistes und Gemüthes ansprechen, die sich aber wieder auf andere geistige und gemüthliche Eigenschaften, Besonnenheit, Überlegung, Geduld, religiöse Ergebung u. s. w. bezieht, denn wirklich sind es nur diese, die den Menschen befähigen, den kranken Zustand leichter zu ertragen und zu seiner Beseitigung die zweckmäßigsten Mittel zu wählen. Sofern man ihm diese, bei mangelhafter natürlicher Anlage dazu, durch Erziehung zu geben befähigt ist, hat man ihm auch die Kunst krank zu sein verliehen, wir wüßten wenigstens nicht, welche besondere Kunstregeln sich darüber sonst noch geben ließen. Denn wenn der Verf. die Foderung an den Laien stellt, er solle sich zuvörderst im gesunden Zustande die Grundbegriffe von der Natur der Krankheit, was sie sei, wie sie entstehe, wie sie vergehe, klar machen, so ist dies eine Foderung, der wol die Wenigsten auch unter den gebildeten Ständen zu entsprechen geeignet sein werden. Abgesehen davon, daß darüber die Ärzte selbst noch nicht einig sind und in vielen Fällen die Antwort schuldig bleiben müssen, so gehört dazu ein so tiefes Eingehen in das Studium der Heilwissenschaft, daß wol Wenige dazu befähigt sein dürften, wenn sie auch Zeitverlust und geistige Anstrengung nicht scheuen wollten. Medicinische Halbwisserei ist aber schlimmer als gar nichts wissen. Dazu kommt, daß auch ein solches Wissen bald genug seinen Einfluß auf das Benehmen des Kranken verlieren würde, wenn die Schmerzen drängen, die Geduld durch künstlich erregte Leiden auf eine harte Probe gesetzt wird, die angewendeten Mittel nicht den gehofften Erfolg gewähren u. s. w. Wie viele sonst vernünftige und standhafte Menschen versinken in Muthlosigkeit und lassen sich selbst zur Anwendung abergläubischer Mittel verleiten, wenn die Hülfe des Arztes zu lange ausbleibt, und gehört es nicht selbst zu den Eigenthümlichkeiten mancher Krankheiten, die gewohnte Gemüthsstimmung der Kranken in das totale Gegentheil zu verkehren und sie um alle Besonnenheit und Überlegung zu bringen? Gern geben wir zwar dem Verf. zu, daß der Kranke neben den Mitteln zur Heilung von seinem Arzte auch Belehrung erhalten solle, so weit er deren fähig ist, um geduldiger und hoffnungsvoller sein Geschick zu ertragen, und wol mag es ihm oft gelungen sein, ihn zu beruhigen und aufrecht zu halten, wenn er ihn im voraus auf die Zeit verwies, welche die Krankheit zur Entscheidung brauchen werde und wenn er ihn mit auf die merkwürdigen Vor-

gänge aufmerksam machte, durch welche diese Entscheidung allmälig bewirkt und die Genesung herbeigeführt wurde; aber es werden sich seiner Beobachtung auch oft genug Fälle dargeboten haben, wo er solche Verheißungen nicht geben konnte, oder wo sie der Erfolg nicht rechtfertigte, und da es wol kaum einen Krankheitsfall gibt, wo der Arzt den Ausgang mit vollkommener Gewißheit voraussagen kann, so wissen wir nicht, ob es nicht angemessener ist, lieber sich gar nicht über den Erfolg auszusprechen, als in dem Lichte eines falschen Propheten zu erscheinen; denn nichts ertödtet das Vertrauen des Kranken zum Arzte mehr als ein falsches Prognostikon. Damit wollen wir indeß nicht sagen, man müsse dem Kranken von Allem, was auf Erhaltung und Wiederherstellung seiner Gesundheit Bezug hat, ganz und gar nichts mittheilen und sein medicinisches Wissen, wie der Adept, als Geheimniß für sich behalten; aber die große Frage, die sich hier aufdringt, ist nur, was und wie viel ist hier mitzutheilen. Die populair-medicinischen Schriften lehren fast ohne Ausnahme, daß die Ärzte damit nicht gehörig umzugehen wissen, und der Autor soll noch kommen, der das Rechte zu treffen weiß. Einige sprechen vom Katheder Dinge, die der Laie nicht zu fassen vermag; Andere geben zu viel, indem sie sogar Diagnose und Therapeutik dem nichtärztlichen Publicum mundrecht machen wollen, und fast Alle verfehlen den rechten Ton, in dem man mit diesem Publicum reden muß. Dazu kommt, daß bei den mannichfaltigen zum Theil widersprechenden Ansichten der Ärzte der eine empfiehlt, was der andere verwirft, der eine dem kalten, der andere dem warmen Verhalten das Wort redet, der eine prophylaktische Blutentziehungen gut heißt, der andere verdammt; der eine bei allen Gelegenheiten zum Gebrauch abführender Mittel räth, während sie der andere als nachtheilig verbietet u. s. w., sodaß man vielleicht nicht mit Unrecht den Satz aufstellen könnte, alle populair-medicinischen Schriften seien der Achtung und Wirksamkeit des ärztlichen Standes mehr hinderlich als förderlich gewesen.

Ein nicht weniger schwieriger Punkt, welchen der Verf. zur Kunst krank zu sein rechnet, ist die Wahl des Arztes, und dabei soll den Kranken die „Erkenntniß, oder wenigstens eine Notiz von der organischen Natur der Krankheit" leiten! Das soll doch so viel heißen, als der Kranke soll so viel Einsicht von der Natur und dem Wesen der Krankheit haben, um beurtheilen zu können, ob sie der Arzt auch hat? er soll gleichsam dem Arzte in die Karte sehen können? Dazu gehört aber nicht weniger, als man von einem Facultäts-Professor fodern muß. Uns dünkt, den Laien könne bei der Wahl seines Arztes nicht Anderes bestimmen, als daß er wisse, er habe sich 1) bei seinen Prüfungen und durch seine etwa gelieferten schriftlichen Arbeiten als wissenschaftlich gebildet ausgewiesen; 2) er sei ein glücklicher, erfahrener und geachteter Praktiker, und 3) er sei ein gebildeter, redlicher und gewissenhafter Mensch. An andere Kriterien wird er sich nicht halten können, dies wird auch vollkommen genügen und es wird zur Begründung eines solchen Urtheils keine andere Kunst erfoderlich sein als Verstand und Menschenkenntniß im Allgemeinen.

Was der Verf. übrigens noch zur Kunst krank zu sein heranzieht, das Bewahren eines ruhigen, ergebenen Benehmens und Verhaltens, die dem besondern kranken Zustande angemessene und passende Wahl der Nahrung, der Luft, der Wärme, der Wohnung, die rechte Wahl der Beschäftigung und der Ruhe, die hinreichende Selbstbeobachtung ohne hypochondrische Selbstquälerei, die rechte Mäßigung der Gemüthszustände, die sorgfältige Beobachtung und Ausdauer in längern, dem Zustande angeordneten Curen, das Fortführen eines richtigen und schönen Verhältnisses zu einem kenntnißvollen Arzte u. s. w., reducirt sich größtentheils auf die einfachen Regeln: Trage mit Geduld, was dir der Himmel auferlegt; habe Vertrauen zu deinem Arzte und folge getreu seinen Vorschriften und erleichtere ihm sein Geschäft durch sorgfältige Achtung auf dich selbst. Allgemeine Regeln, für alle besondern Fälle passend, lassen sich nicht geben, noch weniger solche sich anticipando zu eigen machen.

Wenn wir im Vorhergehenden zu beweisen versucht haben, daß es eine eigene Kunst krank zu sein, d. h. ein Studium für Gesunde, sich in vorkommenden Krankheitsfällen zweckmäßig zu benehmen, um dadurch sicherer und früher seine Gesundheit wieder zu erlangen, nicht gebe, so wollen wir doch damit der kleinen oben genannten Schrift ihre Brauchbarkeit nicht absprechen; wir empfehlen sie vielmehr Ärzten und Laien als eine sehr angenehme, gut geschriebene Abhandlung, die auf mannichfache Weise anregt und aus der sich Manches lernen läßt.

75.

Noch ein Zeugniß für Grimmelshausen, den Verf. des „Simplicissimus".*)

Von dem Buchhändler Felßecker in Nürnberg, dessen Firma schon im J. 1671 auf den Ausgaben des „Simplicissimus" genannt ist, gibt es ein in Kupfer gestochenes Portrait mit der Umschrift:

Wolff Eberhard Felßecker von Bamberg, geborn A. 1626 den 8. 18. Januarii. Buchdrucker in Nürnberg. Symb. Vigilantiâ et labore.

Darunter finden sich folgende Zeilen:

Der vieler Nahmen Ruhm durch manche Welt geschicket,
Des Nahm und Bildnus wird auf diesen Blat erblicket.
Du, Neider, neide nur! Ihn fehlt's an Sorgen nie:
Was Gott Ihn gönnt, das kommt durch Wachsamkeit und Müh.
Zu stets beharrlicher Gunst Bezeugung aufgesetzt von
Joh. Jacob Christoff von Grimmelshausen.

Der „Keusche Joseph" erschien zuerst im J. MDCLXVII unter dem Titel:

Exempel der unveränderlichen Vorsehung Gottes. Unter einer anmutigen und ausführlichen Histori vom keuschen Joseph in Egypten, Jacob's Sohn. Vorgestellt sowol aus Heiligen als anderer Hebreer, Egyptier, Perser und Araber Schrifften und hergebrachten Sag, erstlich Teutsch zusammengetragen durch den Samuel Greifnson vom Hirschfeld. Daselbst druckts Hieronimus Grisenius. Beim Autore und Verleger zu finden. O. O. u. J. 12. 236 S.

In dem kurzen Vorwort verspricht der Verf., wenn dies Werklein beliebt werden sollte, das Leben des „abendtheuerlichen Musai" folgen zu lassen.

Vom „Vogelnest" erschien anfänglich nur ein Bändchen, „gedruckt in zu End lauffenden 1672. Jahr". 301 S. in 12. o. O. Am Schlusse heißt es: „Werde ich nun sehen, daß dieses beliebt wird, so soll diß der Erste Theil des Vogel-Nests sein, und der Ander aus dem Omeis-Hauffen in Kürtze hernach folgen."

124.

*) Vgl. 259 — 264 d. Bl. f. 1843. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 120. —— 29. April 1844.

Der Orthographiestreit in Belgien.

(Beschluß aus Nr. 119.)

Ein anderes der Häupter der Des Rochisten ist ein gewisser Bôn in Brüssel, der sich Professeur diplomé (das heißt angestellter Lehrer) et auteur de plusieurs ouvrages classiques nennt. Dieser Mensch, der auch nicht die mindeste Spur wissenschaftlicher Bildung hat, schrie und schreit nichtsdestoweniger aufs fürchterlichste und zwar, was das Schönste bei der Sache ist, in französischen Blättern. Er übersetzte unter Anderm eine holländische Grammatik ins Französische und ins Des Rochische System, gab sie unter seinem Namen heraus und weihte sie — dem Könige. Um sich und seinem Anhange auch Respect bei dem Volke zu verschaffen, ließ er sein Portrait gar lithographiren und sandte Exemplare davon selbst in die kleinsten Buchläden, ja zu Vergoldern und Rahmenfabrikanten. Ganz Brüssel war in weniger denn drei Tagen mit Bildnissen des Herrn Bôn wie überschneit, aber dies Alles wollte doch nichts helfen; all die Kunstgriffe führten zu nichts Anderm als zu einer Stelle als Lehrer des Flämischen am brüsseler Athenäum, welche der Bürgermeister der Hauptstadt schwach genug sich für Bôn ablocken ließ, und zu 2500 Francs, welche das Gouvernement dem ärgsten Gegner der königlichen Commission, Behaegel *), als Jahrgehalt aussetzte, um in Ruhe — Schulbücher zu schreiben.

Bei all diesen Demonstrationen bewahrte die Commission wie die Königliche Gesellschaft zur Verbreitung niederdeutscher Sprache und Literatur eine tiefe und würdige Ruhe. Ihre einzigen Antworten auf all die Don Quichoteschen Angriffe ihrer Gegner waren die Herausgabe der kritischen Übersicht von Bormans und einiger geistreichen Artikel des gelehrten Willems, in denen die geistigen Punkte näher beleuchtet wurden. So blieb die Sache bis zum J. 1841. Da beschloß die Gesellschaft, die verschiedenen flämischen Sprach- und Literaturvereine des Landes zusammenzurufen, um nach einer allgemeinen und reiflichen Berathschlagung einen festen Entschluß über die künftige Regelung der Orthographie zu fassen, zu beschließen, ob die von der königlichen Commission angerathenen Regeln zu befolgen seien oder nicht. Gent sollte der Schauplatz des Sprachcongresses sein; der Curator der dortigen Universität stellte die Aula derselben zur Verfügung der Versammlung.

Wiewol nun die dem Des Rochischen Systeme huldigenden Vereine auch zu der Berathung eingeladen waren, erschienen sie doch nicht, sondern schrieben nur kurz, daß sie den acht vorgeschlagenen Regeln nicht beitreten könnten, daß auch keins ihrer Mitglieder es habe übernehmen wollen, als Deputirter nach Gent zu gehen. Nichtsdestoweniger fand sich ein solches Mitglied bei dem Congresse ein: es war ein Apotheker, Namens Van Loo aus Brügge. Als man diesen der Bescheidenheit halber um seine Meinung über einen der streitigen Punkte fragte, gab er die tiefe Antwort, welcher wir in Nr. 160 d. Bl. f. 1843 schon gedachten, namentlich: „Nein, die alte Orthographie finde ich in meinem Tetraglotton, in meinen Rudimentis und in meinem Katechismus; ihr entsagen und meinem Glauben entsagen, das ist für mich Eins und Dasselbe."

Nach langen Debatten über jede der acht Regeln unterwarf man die Annahme derselben einer Abstimmung, als deren Resultat sich stets nur Eine Stimme gegen alle andern für die Commission herausstellte. Ganz denselben Ausschlag hatte eine Zusammenkunft von Schriftstellern, Lehrern u. A. gehabt, die wenige Tage vorher zu Antwerpen auf Ersuchen des Provinzial-Gouverneurs stattgefunden hatte und deren Procès verbal nun vorgelegt und den Anwesenden mitgetheilt wurde.

So war denn, wie die Des Rochisten nun predigten, das Volk durch einstimmigen Beschluß einer Menge Holländisch gesinnter „Schryvers" seiner Sprache beraubt und hatte man ihm eine ganz fremde Sprache aufgedrungen; so mußte denn doch nun trotz alles Gegenredens „jeder Hausvater fürchten, daß das Gift der Irrthümer des Protestantismus mit der neuen Orthographie aufs allerleichteste sich in die Herzen seiner Kinder einschleiche"; und bei der Beschließung dieser gräulichen Dinge waren zwei geistliche Lehrer der katholischen Universität von Löwen zugegen gewesen, dem diesem Verrath am Vaterlande folgenden Festmahle hatten der Minister der öffentlichen Arbeiten und der Kriegsminister nebst einer großen Anzahl der höchsten Staatsbeamten beigewohnt! Der

*) Soeben hat dieser Mann zum vierten Male seine Orthographie verändert.

alte Roland hatte vom Belfried zu dem Feste seine eherne Stimme hergeben müssen, die Kanonen der Stadt hatten dazu gebrummt!

Der Sprachcongreß ist sonder Zweifel der glänzendste Punkt in der ganzen flämischen Bewegung. Wie kräftigen Eindruck er auf die beiden Minister und auf den Gouverneur der Provinz Ostflandern gemacht, das bewies der Umstand, daß diese Herren sich nicht schämten, die ihnen in flämischer Sprache gebrachten Toaste Flämisch zu beantworten, eine bis dahin unerhörte Sache! Wie erfolgreich er auf die flämischen Schriftsteller selbst zurückwirkte, das bewies schon gleich der folgende Tag. Da sollten nämlich die genter Société royale des lettres et des beaux arts und der gleichfalls in Gent residirende flämische Literaturverein Preise an zwei durch sie Gekrönte austheilen, die Erste einen Preis in Geld an den Compositeur eines prächtigen Stabat mater, Ermel, und die Zweite eine Denkmünze an den Verf. einer Lebensbeschreibung von Maria von Burgund, L. Jonglas. Willems eröffnete diese feierliche Sitzung, welche auch in der Aula stattfand, mit folgenden Worten:

Vielen der geehrten Versammelten wird es sonderbar erscheinen, daß ich mich der niederländischen Sprache bediene bei Eröffnung des heutigen Festes. Seit lange war man gewohnt, bei öffentlichen feierlichen Gelegenheiten das Wort nur und ausschließlich in französischer Sprache zu führen, in einer Sprache, die trotz all der verführerischen Mittel, mit welchen sie uns zu sich zu locken sucht, doch nie und nimmer die Unsere werden kann. Ich weiß es nur allzu wohl, ein großer Theil der Gebildetsten unsers Landes hat einen gewissen Ekel vor dem Niederdeutschen; die Höflichkeit fodert es in unsern Tagen, die Verbastardung hier stempelt, daß man nur Französisch schreibe, Französisch spreche. Wie ist es auch anders möglich? Französisch sind unsere Gesetze seit funfzig Jahren, Französisch ist unsere Erziehung, unsere Bildung, Französisch unsere Kleidung, Französisch sind unsere Sitten. Was unsere Voraltern gethan, daran denkt man nicht mehr. Mancher Fläming lehrt seine Kinder schon an der Mutter Brust das Französische stammeln ....

Ganz anders machten es unsere noch unverdorbenen Ahnen. Als der große Genter, Philipp von Artevelde, vor 460 Jahren vor seinen Heerscharen stand, da sprach er zu ihnen in einer Sprache, die jeglicher Genter verstand: „Männer von Gent! Wir nach ins französische Lager! Schlagt todt, was ihr findet, nur schonet des jungen Fürsten; er ist noch Kind und weiß nicht, was er thut. Wir werden ihn nach Gent führen und ihn Flämisch lehren!" u. s. w.

Wie und wo hätte Jemand früher solche Worte an einer solchen Stelle gewagt? Und als nach Willems der Präsident der Société royale sich erhob, bat dieser gar die Versammelten um Entschuldigung dafür — daß er sie in einer fremden Sprache, nämlich Französisch anrede. Man stand stumm bei solch unbegreiflichen Dingen.

Nun müßten doch, sollte man meinen, die Des Rochisten andern Sinnes geworden sein, doch nein, das Gegentheil hatte statt: sie wurden nur erbitterter und blieben dies bis zum heutigen Tage. Soeben noch bringt die „Emancipation" uns einen „De l'orthographe flamande" überschriebenen Artikel, in welchem, Gott gebe zum letzten Male, die Regierung vor der Orthographie der königlichen Commission gewarnt wird, wobei es natürlich an der schwärzesten Verleumdung nicht fehlt. Dieser Artikel wurde hervorgerufen durch ein Umschreiben des Ministers des Innern an die sämmtlichen flämischen Vereine, welche darin aufgefodert werden, ihre Meinung über die Orthographie zu sagen. Da nun, einige Starrköpfige noch ausgenommen, ganz Belgien über den Punkt einig ist und es mit der Commission hält, so war das Resultat leicht abzusehen, welches diese Maßregel liefern mußte. Der König nahm nämlich officiell die Orthographie der Commission als die an, in welcher künftig die königlichen und Gouvernementsbeschlüsse im „Moniteur" übersetzt erscheinen sollten, der König selbst ist nun — Orangist.

Einen flüchtigen Blick zurück und ein Wort im Vertrauen als Antwort auf die Frage, die sich manchem der geneigten Leser vielleicht aufdringen könnte: Wer war denn die Seele der Bestrebungen der Bessern zur Erlangung einer so viel wie möglich sich dem Holländischen wieder nähernden Orthographie für die Fläminge? — Das war Willems.

Gent, Jan. 1844. J. W. Wolf.

Es gibt ein Fatum. Von Jan Wahoda. Leipzig, Brauns. 1844. 8. 15 Ngr.

Es ist gewiß ein glückliches Zeichen, wenn in der jetzigen Zeit die Philosophie in einer großen Anzahl kleiner Schriften auftritt, um sich im Gewande der Broschüre einen leichtern Zugang in die größern Kreise des Volks zu verschaffen, wenn namentlich die praktischen Interessen, die letzten Consequenzen der Philosophie für Staat und Religion in populairer Kürze veranschaulicht werden. Es sind dies gleichsam die frischen Blüten, die uns die noch immer lebendige Kraft bezeugen, welche den großen Zweig durchdringt, der sich in unserm Jahrhundert an den alten Stammbaum der Philosophie angesetzt hat. Es ist nicht zu leugnen, daß die Hegel'sche Philosophie auf der einen Seite zu verholzen und in scholastischem Formelwesen sich aufzulösen schien, wenn nicht von der andern Seite ein frisches Leben die Adern durchdrungen und einen neuen Aufschwung hervorgerufen hätte, der sich zum großen Theil in fliegenden Blättern seine Organe verschaffte. Forschen wir aber nach dem Grundcharakter der heutigen Philosophie, so kann er am treffendsten als ein kritischer bezeichnet werden. Die Kraft der schöpferischen Genialität scheint für unser Jahrhundert erschöpft durch die Thaten Schelling's und Hegel's. Viele Probleme aber sind kühn aufgeworfen, und an ihnen übt der speculative Geist der Gegenwart seine Kraft, indem er in dem großen Bau, dessen Idee einmal glücklich erfaßt ward, auch die einzelnen Theile in vollkommene Harmonie zu bringen strebt. So ist denn die neuere Gestaltung der Philosophie mehr oder weniger in die Grenzen der philosophischen Schulen gezogen und nur sehr einzeln und selten treten uns literarische Erscheinungen entgegen, die gar keiner besondern Schule angehörten. Diese stehen nun entweder auf einem wirklich wissenschaftlichen Standpunkt und tragen die frühern Stufen der Philosophie mit Bewußtsein als überwundene in sich, in welcher Beziehung vorzüglich Feuerbach's neueste Producte zu nennen sind; oder sie stehen auf dem Standpunkte des mehr oder minder gesunden Menschenverstandes, der leider in der Philosophie so sehr in Miscredit gekommen ist.

Fragen wir uns nun in Bezug auf die vorliegende Broschüre, welcher Classe wir sie beizuzählen haben, so möchten wir fast in Verlegenheit sein, irgend ein Unterkommen für sie zu finden. Von einer historischen Grundlage, von einem bestimmten Systeme, von Originalität, ja auch nur von dem Stand-

punkte des gesunden Menschenverstandes findet man keine Spur in ihr. Es ist wahrhaft empörend, was für ein Misbrauch mit dem Bücherschreiben jetzt getrieben wird. Kaum daß der erste selbständige Gedanke sich hervorgearbeitet hat, so ist schon der Entschluß gefaßt, ihn als etwas Neues der Welt darzustellen. Hierzu bietet denn das Broschürenwesen die beste Zuflucht, und während die Broschüre dazu da ist, um viele Gedanken in kurze Worte zu fassen, wird dann so oft ein kurzer Gedanke in viele Worte gefaßt. Dies gilt ganz und gar von unserer vorliegenden Schrift. „Es gibt ein Fatum" von Jan Wahoda, d. h. mit andern Worten: Herr Jan Wahoda hat einige philosophische Schriften gelesen, etwa „Cicero de fato", Spinoza's „Ethik", Leibnitz' „Theodicee" und Kant's „Kritik", oder, wie er sie nennt, „Krisis" der reinen Vernunft. Daß er sie nicht verstanden hat, beweist das vorliegende Werk, was schon zur Zeit eines Chrysippus eine Ilias post Homerum gewesen wäre. Die Lecture hat aber wenigstens einige Gedanken in ihm rege gemacht, die er späterhin in sich wiederfindet, sie auch versteht, und daher eilig dem Publicum mittheilt. Sehr spinozistisch fängt er an:

„Erklärung: Fatum ist die Nothwendigkeit aller Bewegungen in Gott und im Weltall. Beweis (?): Bewegung ist etwas Hervorgebrachtes. Dieses Hervorgebrachte nennen wir Wirkung. Die Wirkung rührt von etwas Hervorbringendem her. Dieses Hervorbringende nennen wir Ursache. Entsteht eine Wirkung, so ist die Ursache dazu ausreichend, oder, ist die Ursache dazu ausreichend, so muß die Wirkung entstehen. Folglich ist jede Wirkung nothwendig. Wirkungen finden sich in den Naturen ohne Bewußtsein, oder in der Körperwelt; Wirkungen finden sich in den Naturen mit Bewußtsein oder in der Geisterwelt. Folglich ist in beiderlei Naturen Nothwendigkeit." Dann folgt noch ein Folglich, um die Nothwendigkeit in Gott zu beweisen: Gott ist nämlich ein Geist, folglich gehört er zur Geisterwelt, folglich ist in Gott Nothwendigkeit.

So geht die Kette fort, ohne daß nur irgend eine wissenschaftliche, in das Tiefere gehende Erklärung folgte, kurz das ganze Fatum wird bewiesen, weil in der Welt das Gesetz der Ursache und Wirkung herrscht. Dasselbe wird denn auch von Gott behauptet, und ihm ohne weiteres eine Natur beigelegt. Man erinnere sich der meisterhaften Deduction der Natur Gottes in der Abhandlung über die Freiheit von Schelling, die der Verf. gar nicht zu kennen scheint, und höre dann folgende Schlüsse: „Wenn ich ein Kind in das Wasser fallen sehe, so rette ich es. Ich will es aber nicht retten, sondern muß es retten, weil mein Gefühl mich treibt. Wille und Nothwendigkeit sind daher nicht entgegengesetzt, sondern auch in dem Willen ist Nothwendigkeit. So muß man die Sache fassen. Faßt man sie aber so, so hört jeder Widerspruch auf. Die Nothwendigkeit der Rettung war also bedingt durch das Vorhandensein des Willens. Auf diese Weise ist jede Handlung, jede Regung im Weltall, auch der Wille Gottes bedingt; er muß also gerade den Willen haben, den er hat. Es gibt mithin keine unbedingte Nothwendigkeit."

In dieser Art läßt Herr Jan Wahoda seinen Gedanken und seiner Feder freien Lauf, und erläutert die dunkeln Stellen besonders durch sehr schlagende Beispiele. Während er aber auf diese Weise das Wesen Gottes erklärt, gesteht der Verf. dennoch ein, daß wir eigentlich von Gott gar keinen Begriff haben, ja, er unternimmt es, ein Buch über die Freiheit und Unfreiheit des menschlichen Einzelwillens im Verhältniß zum göttlichen Gesammtwillen, über das Wollen eines abhängigen Geschöpfes und im Verhältniß zu dem eines ursprünglichen Schöpfers zu schreiben, und läßt uns doch die Freiheit, über Gott entweder gar nichts zu denken, oder die drei möglichen Fälle zu statuiren: 1) Gott schuf die Welt mit ihren Gesetzen und unterbricht dieselben, von Zeit zu Zeit ordnend, den endlosen Bau auch im Kleinsten schauend. 2) Gott schuf die Welt und schaffet fort. Alles was wird ist gegenwärtig im Bewußtsein Gottes (also Immanenz Gottes). 3) Gott ordnete in seinem Bewußtsein Gesetze, daß sie Bewegungen gäben und zurückführten und hielten im Gleichgewicht, schauend das unendliche Werk unerschütterlichen Ganges zu seinem Ziele gehend. Das Werk war vollendet und gelöst ist das Band zwischen Gott und seiner Welt (also die gröbste Transcendenz). Über diese drei Punkte ist sich Herr Jan Wahoda noch nicht recht klar, während ohne eine feste Ansicht über sie von einer begründeten Meinung über Freiheit und Nothwendigkeit, oder über das sogenannte Fatum, doch füglich keine Rede sein kann. Hat Herr Jan Wahoda wol bedacht, daß Spinoza in seiner Ethik fast zwei Drittel diesen Grundlagen, de deo, de natura et origine mentis, de origine et natura affectuum widmet, und dann erst wagt von der servitus humana zu sprechen, um von dem Triumph der Freiheit über die Nothwendigkeit, von der Freiheit des Einzelnen in der Allsubstanz, überhaupt von der Idee (potentia intellectus), mit Herrn Jan Wahoda gar nicht zu sprechen. Bei ihm ist die ganze Untersuchung über das Fatum in elf Seiten begründet. Dann folgen einige Zweifel oder Widersprüche gegen das Fatum, die denn ohne große Mühe beseitigt werden: 1) Der Wille der Geschöpfe, der als ein blos mechanischer gefaßt und hauptsächlich aus dem Gefühle erklärt wird, wobei der Verf. manches Scharfsinnige in Herbart's „Psychologie" hätte finden können, deren Studium überhaupt als Vorbereitung für die wahrhaft speculative Philosophie, gleichsam als ein Purgativ, nicht genug empfohlen werden kann. 2) Es folgen dann die Widersprüche, daß das nothwendige Übel dieser Welt mit unserm Begriffe von Gott streite, worauf erwidert wird: Wäre unser Begriff von Gott richtig, dann wäre ein Widerspruch da; unser Begriff von Gott kann aber nicht richtig sein, weil wir von ihm nichts wissen. Nachdem dann zugleich von dem Ideal eines Sittengesetzes gesprochen, von den guten Folgen, die auch das Böse habe, werden endlich die Folgerungen aus der Lehre des Fatums besprochen: 1) ob der Unterschied zwischen Gut und Böse aufhöre; was auf die bekannte Art erledigt wird: „In Rücksicht auf Entstehungsweise, auf die Gesetze der Ursache und Wirkung sind die Guten den Schlechten ganz gleich. Groß aber ist der Unterschied, wenn beider Werth nach dem Ideale des Sittlichguten abgeschätzt wird." Mit derselben Schärfe wird dann über die Anfoderungen gesprochen, die man an die Menschen stellen könne, wobei besonders eigene Ansichten aus der Philosophie des Staats hervortreten, z. B.: „Zwei Dinge sind vorzüglich nothwendig, die Menschengesellschaften zusammenzuhalten, Gewohnheit und Furcht." Das heißt doch wahrlich die Sittlichkeit des Staatslebens bis in das Mark vergiften, und der Verf. erklärt selbst, daß ihm hierbei China als Ideal vorschwebe, indem er sagt: „Ohne einen gewissen Grad des Chinaismus gehen Staaten und Individuen zu Grunde." Das Schlußresultat jedoch ist das naivste, was es geben kann. Der Verf. sagt nämlich: „Sollte nun Einer meinen, diese Lehre vom Fatum sei schädlich, indem sie uns zu dem Entschluß treiben könne, nicht mehr zu essen, so kennt er die Menschen nicht. Die christliche Religion ist so trefflich und doch schafft sie die Menschen nicht um, wie sollte man dies von der Lehre vom Fatum erwarten?" Um endlich dem Ganzen die Krone aufzusetzen, werden hohe Bilder der Tugend aufgestellt, die an ein Fatum geglaubt haben. Laurentius Valla, Wiclef, Luther, Spinoza, Zeno und die Stoiker machen hier zusammen Parade, kurz Nichts ist gesondert, Alles vermengt und vermischt. Worte lassen sich freilich leicht über ein solches Thema zusammenstellen, an dem die größten Philosophen der Welt die Riesenkraft des menschlichen Geistes bethätigt haben. Aber was ist es auch mehr als Worte, wenn wir zum Schluß lesen: „Dir wird, was du willst. Fliehe das Unrecht, das Fremdartige; es ist der Knochenfraß des Geistes. Werde nie Persönlichkeit. Du bist frei wenn du willst. Der Mensch soll das Gute wollen, das ist des Menschen Gesetz; der Mensch sollte Gutes und Böses wollen, das war Gottes Gesetz. Das Böse ist für den Menschen, indem es ist, ein Übel; es ist aber kein Übel

für Gott, kein Widerspruch. Gott hat gewollt, was im Weltall gewollt wird; er gab ihm Gesetze. Es gibt nur Einen Willen, denn es gibt nur Einen Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit." Amen. Weiß Herr Jan Wahoda wol, daß ein Epicur die Welt vernichten mußte, um durch seine declinatio atomorum die Freiheit des Willens zu retten? So leichten Kaufes als Herr Jan Wahoda gedacht, ist weder ein Fatum noch die Freiheit zu gewinnen, und fern bleibe ein Jeder von der Lösung dieses Räthsels, der nicht die höchste Einheit des Menschlichen und Göttlichen, des Zeitlichen und Ewigen in der Idee gefaßt hat, sie, die bei Spinoza, Schelling und Hegel die Macht der Freiheit und Nothwendigkeit in sich aufgehoben hat. M. Müller.

Literarische Notizen aus England.

Geschichte des Hundes.

Zwanzigjährige Studien hat Herr Blaze, der Vorrede zufolge, in dem Werke „Histoire du chien chez tous les peuples du monde" (Paris 1843) niedergelegt; der hiernach darauf verwendeten Mühe entspricht die Leistung nicht, weder durch vollständige Erschöpfung der Materie noch der Quellen. Von der Natur des Hundes ist wenig beigebracht, aber viel von dem Gebrauch und Misbrauch des Hundes zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Völkern, zum Theil aus alten, ziemlich vergessenen und seltenen Büchern gesammelt. Ausdrücke, Redeweisen, Sprichwörter, in denen die alten Griechen, Römer, Kirchenväter, auch die Neuern, den Hund verächtlich behandeln, hat der Verfasser zusammengestellt, z. B. κυνικος, cynisch, κυνοειδος, canaille, cagnard u. s. w. Blaze nimmt den Hund gegen die Vorwürfe der Unsauberkeit, der niedrigen Feigheit u. s. w. in Schutz. Die Unreinheit des Hundes bei den Juden und Orientalen überhaupt, religiöse Bräuche, in denen er eine Rolle spielt, Hundeopfer, Nachrichten über den Gebrauch des Hundefleisches als Speise, Kämpfe englischer Doggen auf römischen Amphitheatern, wissenschaftliche Experimente an Hunden. „In jeder großen Stadt Frankreichs", sagt Herr Blaze, „gibt es Leute, welche Hunde auffangen, um sie barbarischen Experimentatoren zu verkaufen, die sie schauderhaft bei lebendigem Leibe schinden und seciren. Weiter ist von dem officinellen Gebrauch des Hundes in alten und neuen Zeiten die Rede. Zaubereien folgen, bei denen der schwarze Hund als böser Geist figurirt; andere Fälle, wo der Hund zu einer Art Gottesurtheil benutzt worden, indem er z. B. aus den Händen der Mörder Thomas Becket's, wie Baronius erzählt, keinen Fraß annimmt. Dann tritt der Hund als Mörder des Menschen auf, oder sich wenigstens mit Menschenfleisch äsend; „die Hunde sollen ihn fressen", „die Hunde sollen Ahab's Blut lecken" (1 Kön. 14, 11. 21. 19. u. s. w.); im Homer die Drohung, den Erschlagenen den Hunden zum Fraße zu geben; Lord Byron sah Hunde in Konstantinopel beim Serail Janitscharenleichen ausweiden. Jagden, bei denen Hunde Menschen zerreißen; Bluthunde; Kriegshunde; Verbrecher den Hunden vorgeworfen. Pietro della Valle sah in Persien zu Anfang des 17. Jahrhunderts einige Juden, die der Zauberei angeklagt waren, den Hunden aussetzen; man versprach ihnen Rettung, wenn sie zum Islam übertreten wollten; alle thaten es bis auf einen, der sich lieber zerreißen ließ, ehe er von dem Gotte seiner Väter abfiel. „Selig", sagt Pietro della Valle, „wäre dieser gewesen, wenn er solchen Tod als Christ gelitten hätte; so aber weiß ich nicht, ob ich ihn standhaft oder verstockt in seinen thörichten Meinungen nennen soll; denn da er ein Jude war, so diente ja sein grausamer Tod nur dazu, ihn etwas eher in die Hölle zu liefern." Oviedo in seiner „Geschichte Indiens" erzählt, ein Verbrecher, der einem an das Zerreißen der Verurtheilten schon gewöhnten Hunde vorgeworfen wurde, sei auf die Knie gefallen und habe um Schonung seines Lebens gefleht: da sei der Hund wie bezaubert stehen geblieben und habe nicht an den Mann gewollt. „Die Spanier", sagt Oviedo, „nahmen dies für ein Mirakel an und begnadigten den Verbrecher"; Blaze meint, die Augen des Menschen hätten diesen Zauber auf den Hund geübt. Eine Lection für Herrn Pietro della Valle. Auch Sismondi erzählt von Hunden, die den Menschen beschämten. Sie waren von dem Tyrannen von Mailand darauf eingeübt, Menschen zu jagen und zu zerreißen; als aber ein Kind von zwölf Jahren ihnen angeboten wurde, verschmähten sie diese Beute, wollten nicht einmal die blutende Leiche berühren, nachdem der Wächter dem Kinde die Kehle durchgeschnitten hatte. Das weitläufige Capitel von der Hundetreue, dann das von den mannichfaltigen Anlagen, Geschicklichkeiten des Hundes soll hier nicht weiter verfolgt werden. Blaze vindicirt dem Hunde die meiste Vernunft von allen Thieren. Er liebt und verehrt den Hund noch über das Grab hinaus und spricht mit Entzücken von Monumenten, die Hunden errichtet, und von Versen, die auf Hunde gemacht worden sind.

Selkirk's „Erinnerungen an Ceylon".

In den „Recollections of Ceylon" gibt der Missionnair James Selkirk eine erfreuliche Schilderung von den Fortschritten, welche dort Bodencultur, Verkehr, Gewerbe, Handel, Achtbarkeit und Einsichtigkeit unter den Landeskindern seit Abschaffung der Monopole und der Zwangsarbeit gemacht hat und noch macht. Natürlich findet der Missionnair im Buddhismus das Haupthinderniß einer noch reichern Entwickelung der Civilisation und ist der Überzeugung, daß es nur an den Missionnairen liege, durch größere Anstrengungen zur Ausbreitung des Christenthums die Insulaner vollends glücklich zu machen. Aber die Bewohner von Ceylon befinden sich jetzt in einem Zustande von Lebenseinheit. Ihre Religion und Sprache, Geschichte und Sitte, alles Das ist innig miteinander verwachsen, ist aus Einem Gusse. Diese Einheit können die Missionnaire nur zerreißen, wenn sie fremde Vorstellungen in die geschlossenen Kreise der heimischen hineintragen. Daß dadurch das Volk besser, weiser, tüchtiger werden könne, ist zu bezweifeln. Zur Kritik wird es dadurch vielleicht nach und nach erweckt, aber glücklicher macht der kritische Standpunkt gewiß nicht. Von dem Buddhismus auf Ceylon gibt Hr. Selkirk folgenden kurzen Abriß: „Sie glauben nicht an Ein höchstes, selbstthätiges Wesen. Die Materie ist ewig. Der gegenwärtige Zustand der Dinge ist aus einem frühern entsprungen und dieser frühe aus wieder einem frühern und so fort. Jedes lebende Wesen oder Ding (Gott, Mensch, Teufel, Thier, Pflanze) ist in Folge der verdienstlichen oder verdammlichen Handlungen seines frühern Daseins in dem gegenwärtigen Dasein entweder in einem Zustande der Freude oder des Leides. Das Gute oder Böse, das die lebendigen Wesen im gegenwärtigen Dasein thun, wird in einem zukünftigen belohnt oder bestraft werden. Die Seele oder das Lebensprincip des Guten tritt beim Scheiden aus dem gegenwärtigen Leibe in einen andern höher gearteten Leib ein, und die Seele des Bösen umgekehrt in einen niedrigern Leib. Alles Übel, das man in dem gegenwärtigen Leben duldet, ist nur eine Folge böser Handlungen, die man in dem frühern Leben begangen hat, und ebenso das Gute nur eine Folge derartiger guter Handlungen. Aber weder das Gute noch das Böse ist ewig, denn die Seelen wandern fort und fort, bis sie von jedem bösen Theilchen gereinigt sind; dann gehen sie in die höchste Seligkeit des Nichts ein, in den Zustand, worin Buddha gegenwärtig ist." Der Missionnair bemitleidet die Ansicht, daß keine Sündenvergebung sei. Als ob die Aussicht auf höchste Läuterung nichts wäre! „Almosenspenden", sagt er, „scheine für allmächtig zu gelten; es eröffne die Thore zu jedem künftigen Guten und zu Nirwana." Allerdings kann das nicht anders sein, es ist die roheste Form der Menschenliebe, d. h. der Verwirklichung des Menschenwesens. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 121. —— 30. April 1844.

Zwei Gräber. Von Georg Schirges. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

Es sind keine zwei Gräber eines Liebespaars, das von seinem gemeinsamen Jammer oder Entzücken nachbarlich ausruhte; sondern es sind die weit auseinander gelegenen Ausgangspunkte zweier Unglücklichen, eines Sonderlings und eines Schwärmers. Wir finden nämlich unter der farbigen Decke des so betitelten Buchs zwei ganz verschiedene Novellen, die wie eine Zwillingsbeere an dünnem Reis zusammen gewachsen sind. Die Formen des Tagebuchs, in welchem die erste — und des Briefwechsels, in welchem die zweite Erzählung erscheint, sind nicht neu. Sie gehören der Novelle auf ihrer lyrischen Stufe an. In den beiden vor uns liegenden Novellen löst sich aber beinahe der ganze Stoff in Lyrik auf. Der Verf. hat in dieser Form ein bedeutendes Talent entwickelt. Auffallend ist es aber, daß gerade der Monolog der ersten Erzählung viel reicher an erfundenen Situationen und an Wechsel der Seelenstimmung erscheint als der Dialog der zweiten Novelle. Eigentliche Handlung — ein Streben nach einem lebhaft erkannten Ziel durch Kampf mit Hindernissen zum Sieg oder Fall — fehlt in beiden novellistischen Darstellungen.

In den „Tageblättern eines unglücklichen Apothekers" erwartet man bei der einleitenden Unterhaltung zweier Freundinnen über den unbegreiflichen, ganz vereinsamenden Bräutigam und Bruder beider Mädchen eine solche Handlung; sei es auch nur, um den Helden vor einer ähnlichen Verkümmerung zu bewahren wie jene, in der sein Freund, der unkluge Apotheker, zu Grunde gegangen sein soll. Er liest aber den zu seinem Besten versammelten Freunden die hinterbliebenen Tageblätter jenes unglücklichen Apothekers vor, und sie lassen nun, gerührt und erschüttert, dem Trübsinn des jungen Mannes, den diese Blätter auf die Spur der Vergiftung seines Vaters gebracht haben, Gerechtigkeit widerfahren.

Diese Tageblätter sind in ihrer einfachen Fassung ein wahrer Juwel zu nennen. Sie machen die eigentliche Geschichte aus, und man kann sie nicht ohne tiefe Theilnahme, ohne Rührung und fortwährende Spannung lesen. Ein stiller, tief innerlicher Muttersohn kommt als Lehrling in eine Apotheke. Voll Eifer, Alles zu lernen voll Liebe zur Natur und voll Blödigkeit gegen die Menschen, müht er sich in Thätigkeit und Gehorsam ab, und legt seine Träume und Schmerzen, seine naiven Beobachtungen und ängstlichen Hoffnungen in Tageblättern nieder. Er vergeudet sein Geld in Versuchen, Gold zu machen, und sein Herz in Versuchen, Liebe zu gewinnen. Ein zartes Gemüth, unschuldig und liebreich, mishandelt vom Apothekergehülfen und geschätzt vom kränkelnden Apothekenbesitzer, wird nach und nach in blöder Beobachtung von einem entsetzlichen Geheimniß belastet, das er nicht aussprechen und abwälzen kann. Der junge Hanf, so heißt der Lehrling, überzeugt sich nach und nach, daß der ruchlose Apothekergehülfe seinen Herrn in Pillen vergiftet hat. In der That heirathet derselbe bald darauf die Apothekerwitwe, macht sie unglücklich, und endigt selbst in den stärksten Branntweinen, mit denen er seine Unruhe und Gewissensangst zu betäuben sucht. Unter dem Druck dieses Geheimnisses wächst die zarteste Neigung des jungen Hanf zu einer Pfarrerstochter. Allein von Denen nicht erkannt und nur belächelt, für die sein Herz so heimlich glüht, faßt sich das gutmüthigste, dienstwilligste Menschenkind endlich in brüderlicher Liebe zur Tochter eines blinden Bettlers, für die der Unglückliche sorgt, und um derentwillen er, bei der Hochzeit seiner geliebten Pfarrerstochter, die Apotheke verläßt und als Bauernknecht, pflügend und dreschend, sein stilles Leben endigt.

Es ist ein meisterhaftes Seelengemälde dies Tagebuch, ein mit Localfarben der Apotheke, der Stadt und Landschaft ausgeführtes Stillleben. Statt der Handlung, die man nur in der heimlichen Geschichte einer sich immer tiefer in ihr eigen Gewebe einspinnenden Seele suchen darf, hat der Verf. wechselnde kleine Vorfälle des täglichen Lebens erfunden, an denen diese Geschichte ihre zarten Spinnenfäden anknüpft. Wiedererzählen lassen sich diese Entwickelungen nicht; aber das Herz des gemüthlichen Lesers wird mit eingesponnen, sanft, unmerklich, bis ans Ende, wo man sich im Ausbeben seiner theilnehmenden Empfindungen, wenn auch nicht in den Wünschen für den armen Apotheker Hanf, befriedigt findet.

Kürzer können wir uns bei der zweiten längern Ge-

schichte fassen. Auch dieser „Briefwechsel zweier Liebenden" ist in eine kurze Vor- und Nachgeschichte eingefaßt. Eine Schar lustiger Freunde durchschwärmen das Wasgaugebirge und haben ihren Sammelplatz im Kloster St.-Odil. Einer der jungen Gäste kehrt eines Abends allein zurück, erkundigt sich beim gastfreundlichen Curé nach einem Grabhügel „links vom Mennelstein, hart an den Weinbergen", und erhält von dem Priester einen Pack Papier, die er am Kaminfeuer liest, die ganze Nacht von dem Inhalt gefesselt. Dies ist eben der Briefwechsel eines jungen, in Paris studirenden Mannes Victor mit einer interessanten Nachbarin Maria, die von ihrem genial-unordentlichen Manne getrennt lebt. Beide schwärmen in zahlreichen Briefen und Billeten, die über die Nachbarschaft hin und wieder flattern, und aus denen man die Zufriedenheit oder die Qual erkennt, die sie sich jedesmal bei ihren dazwischen fallenden persönlichen Zusammenkünften bereitet haben. Der Schatten des unglückseligen Mannes der frommen Maria zuckt einigemal gespensterhaft in den Briefen; sonst ist dieser lyrische Dialog so arm an äußern Anknüpfungspunkten, als der Monolog des Tagebuchs reich daran ist. Gestehen wir uns auch, daß der Anlaß zu so viel Briefen, hinter den persönlichen Zusammenkünften her, dem Leser weniger begreiflich ist, als beim Apotheker Hanf das verstohlene Eintragen seines einsamen Herzens in ein Tagebuch. Man möchte wünschen, ein Theil des Briefwechsels wäre mündlich abgemacht worden; denn die niedergeschriebenen Empfindungen sind meist auch sehr selbstquälerischer Art, und haben einen zu trägen, oder vielmehr einen zu vielfach gewundenen Fortfluß zum Ausgang, nämlich zur anerkannten Wechselliebe, die beide Schreibenden füreinander empfinden, und sich immer nicht gestehen wollen. Daher mag es kommen, daß man, vorher vom Tagebuche so sanft fortgetragen, über den Briefwechsel wie ein Bachstelzchen hinflattern möchte. Wenigstens gesteht Ref. einige Ungeduld ein, daß er all den Fäden des seltsamen Gewebes von wahren Empfindungen und wunderlichen Empfindlichkeiten folgen sollte. Doch hat er die Stelle S. 325 nicht übersprungen, die er als ein Selbsturtheil des Verf., statt des eigenen, hierher setzt. Maria schreibt an Victor:

Wenn einem Dritten ein Blick in diesen Wirrwarr der Gefühle vergönnt wäre, wie er sich in Ihnen, in mir, nicht blos in Ihren und meinen Briefen, in unserm ganzen Leben ausspricht, was würde er denken? Er hieße uns wol thörichte Kinder, und möchte nicht unrecht haben. Das ist Ebbe und Flut, Dürre und Überschwemmung. Ist das die Liebe? O dann ist es wahr: Lieben heißt quälen, geliebt sein heißt wehe thun.

Zuletzt, wie Maria mit ihrem Beichtvater, Pater Henricus, von einer kurzen Reise zur Erlösung aus ihren ehelichen Banden, nach Paris zurückkehrt und sich auf das Wiedersehen ihres geliebten Victor freut, liegt dieser, im Zweikampf von dem unseligen Gatten der jungen Frau getroffen, in jenem Grab „links vom Mennelstein, hart an den Weinbergen". Diesen Schluß erzählt am andern Morgen der Lecture jenes abgestäubten Briefbündels der gastwirthliche Curé. Aber er sagt uns nicht, warum das so kommen mußte, und welche Schuld ein solches Verhängniß herbeigeführt hat. Daß Victor eine Vermählte liebte? Wenn Maria, eine Katholikin, förmlich geschieden wurde, so konnte es, katholisch-kirchenrechtlich, nur geschehen, weil die Ehe ursprünglich nichtig war. Dann war aber auch die Liebe keine Schuld; abgesehen davon, daß das Hereingreifen des umher irrenden Ehemanns, nach der Construction der Novelle selbst, ein Zufall, das Gespenst des Mannes ein Deus ex machina ist, und keinen reinen Schlußaccord gibt.

Wir erkennen das Talent des Verf. mit Vergnügen an, und werden, bis wir ihm einmal in einer Novelle höherer Potenz — vor einem Gemälde handelnder, ins Leben greifender, mit den Aufgaben der Geschichte ringender Menschen —, begegnen, seine „Tageblätter eines unglücklichen Apothekers" gern noch einmal lesen.

H. Koenig.

Rouget de Lisle, Verfasser des Marseillerliedś.

Der Schlachtgesang der Marseiller ist unstreitig das Wichtigste, was Frankreichs Lyrik während der Revolution geleistet hat. So vielen Nachtheil er auch uns Deutschen gebracht haben möchte, so kann doch, vom parteilosen Standpunkte angeschaut, seinem hohen poetisch-musikalischen Werthe unsere Anerkennung sich nicht entziehen. Jedes Wort desselben zeugt von der leidenschaftlichsten Liebe zum Vaterlande, verklärt durch die Strahlen einer gemüthvollen Phantasie. Die dicht daneben aufflammende Leidenschaft im Hasse ist die nothwendige Kehrseite jener Liebe. Schwerlich haben Poesie und Tonkunst jemals eine innigere Vermählung gefeiert als in diesem Werke. Auch würde die so zauberische Verschmelzung beider unmöglich gewesen sein, wären nicht Wort und Ton zugleich aus der begeisterten Seele Eines Meisters hervorgequollen.

Daß es nicht selten die Riesenmacht dieses Gesanges war, was den Streitern für ihr Vaterland den Sieg herbeiführte und oft schon sein Klang aus der Ferne die erbittertsten Bekämpfer der ihm zu Grunde liegenden Gesinnung mit panischem Schrecken erfüllte, Das sind Dinge, die längst Niemand mehr bezweifelt. Selbst abgesehen aber von der materiellen Einwirkung übte und übt noch immer die auf dem Glanze erhabener Töne daherwogende Begeisterung des Marseillerliedś eine hinreißende Gewalt über viele der offenbarsten Feinde des solches beseelenden Gedankens aus. Ja, sogar sein häufiger Misbrauch bei den kopflosesten Angriffen gegen die gesetzliche Ordnung und bei den scheußlichsten Blutscenen der schauderhaften Schreckenszeit in Frankreich, wie überhaupt die ihm aufgedrungene Vergesellschaftung mit den pöbelhaften Gassenhauern, dem Ça ira und der Carmagnole, haben seinem Gehalte keinen Abbruch in der Meinung aller Unbefangenen zu thun vermocht. Das Merkwürdigste scheint Das zu sein, daß, nach übereinstimmendem Urtheile, eine ganze Gedichtsammlung desselben Verf. kein einziges Werk enthält, das mit dem Marseillerliede verglichen zu werden verdiente. Um so begieriger wurde man daher auch, den besonders günstigen Augenblick der Entstehung jenes Meisterwerks kennen zu lernen. Denn obschon natürlich der hochaufgeregte Freiheitsdrang den hauptsächlichsten Impuls gegeben hatte, so war doch die imposante Art, wie er sich in ihm kund gethan, einer genauern Erörterung aller übrigen Nebenumstände werth. Und man erreichte seinen Zweck.

Es ward ausgeforscht, daß der Verf. zu Strasburg in großer Eile die Marseillaise gedichtet und mit musikalischen Klängen versehen hatte. Wenn aber auch hierüber die Blätter, welche dies zur öffentlichen Kenntniß brachten, im Wesentlichen einstimmig waren, so wichen sie doch in manchen Stücken voneinander ab. Es möchte daher nicht überflüssig sein, zu hören, wie der Dichter und Componist in Einer Person, der Ingenieuroffizier Rouget de Lisle, die Sache selbst auf eine Weise erzählte, die seiner Bescheidenheit zu großer Ehre gereicht.

„Ich war", sagte er, „im J. 1792 zu Strasburg. Die erste Colonne Freiwilliger stand im Begriff, von dort aus nach der Grenze zu marschiren und der Maire Dietrich dachte den Kampflustigen ein Ehrengeleit durch die Stadtmusik zu. Da kamen Zweifel zur Sprache über die zu dieser Militairfeierlichkeit zu wählenden Töne. Die alten monarchischen schienen den Umständen unangemessen. Noch am Abende vor dem Abmarsche war man damit nicht im Reinen. Der hierüber unruhige Maire wollte die Ceremonie nicht aufgeben, aber doch statt der zeitherigen Märsche einen neuen haben. So that ich ihm denn den Vorschlag, während der Nacht einen Gesang zu dichten und in Musik zu setzen. Das geschah. Am Piano Platz nehmend, sobald ich in mein Quartier kam, klimperte ich und schrieb abwechselnd. Der Anbruch des Tages führte mir die Musiker zu. Mein kaum fertiger Versuch ward mit ihnen einstudirt. Um zehn Uhr hatte man das Werkchen inne, sodaß mir bis Mittag volle Zeit blieb, meine Verse einem Theatersänger einzulernen. Er war ein guter Schauspieler und zugleich ein wahrer Vaterlandsfreund, daher glaubte ich mich auf ihn verlassen zu können. Übrigens war ich weit entfernt, meinen Versuch für ein Meisterstück zu achten. Ja, jetzt, da meine Hymne so viele Menschen zu Kriegern gemacht hat, wundere ich mich noch immer über den großen Ruf, zu dem sie gelangte. Wahrlich, die Berühmtheiten sind, wie so manche andere Geschenke des Glücks, Töchter des Zufalls und der Umstände. Der Mittag kam, die Töne klangen zusammen und ein Enthusiasmus, eine Kampflust bis zum Wahnsinne war die Folge. 600 Freiwillige sollten von Strasburg aufbrechen. Sie wuchsen bis zu 900 an. Die Regimenter der Garnison hörten bald von dem neuen Marsche. Die Offiziere sangen ihn, darauf die übrigen Krieger, und so wanderte er von einem Corps zum andern, durch den Norden von ganz Frankreich. Er erscholl früh auf der Parade, man sang ihn Abends im Theater. Seine volle Nationalität und eigentliche Weihe dankt er jedoch erst dem 10. August, als die Marseiller, unter Anstimmung dieses Marsches, die Tuilerien erstürmten. Davon heißt auch der Gesang die Marseillaise."

Aber der Ruhm des Marsches, weit entfernt den hochgefeierten Verf. auf Rosen zu betten, lenkte bald die Aufmerksamkeit und den Argwohn des Terrorismus auf ihn. Und wenn auch der in der Schlacht bei Quiberon schwer verwundete Ingenieurhauptmann sein Leben späterhin unter der Kaiserregierung nicht weiter bedroht sah, so kannte doch Napoleon aus langer Erfahrung die dämonische Wirksamkeit der Marseillaise zu gut, um dem Manne, dessen Innerstem sie entsproßt war, eine günstige Stimmung für seine Gewaltherrschaft zuzutrauen. Er setzte ihn daher außer Thätigkeit. Seit dieser Zeit scheint Rouget sein Fortkommen bei der Schriftstellerei gesucht zu haben. Mit nur geringem Erfolge. So wurde im J. 1826 eine Oper von ihm auf dem Theater in der Straße Lepelletier zu Paris dargestellt. Der Hauptredacteur einer damals vielgelesenen Zeitung, des „Echo du soir", der von der Aufführung Nachricht gab, wollte dem Verf. wohl und bemühte sich, den sehr zweifelhaften Succeß dieses Stückes thunlichst zu vermänteln. Es ist uns unbekannt, ob er vielleicht sagte: die Oper fand nicht ungünstige Aufnahme. Wenigstens gebraucht diesen Ausdruck in ähnlichen Fällen noch heutzutage die Kritik unserer deutschen Zeitungen, der in der Regel so viel heißt als: das Werk hatte das Glück, nicht förmlich ausgepfiffen zu werden. So viel aber ist gewiß, jener Redacteur stellte der frostigen Aufnahme dieser neuen Oper Rouget's wohlverdienten Ruhm als Vaterlandsdichter leuchtend gegenüber. Als der Verf. dem Kritiker am Tage der ersten Wiederholung seiner Oper begegnete, dankte er ihm für die freundliche Gesinnung, fügte aber hinzu: „Abgerechnet, daß mein Stück an sich nichts taugt, so hatte ich schon ganz unrecht, mich in die Reihen einer neuen Generation zu wagen. Das würde sogar dann ein unverzeihlicher Fehler sein, wenn die Oper gut gewesen wäre. So geht's! Ich versuchte mich auf der Bühne durchzubringen mit den wenigen Mitteln, die mir zu Gebote stehen, und ich kenne Leute, denen es mit noch wenigern gelingt. Aber die Nebenbuhler sind nicht großmüthig, es fehlt ihnen sogar an Mitgefühl. Ich gehöre ihrer Kameradschaft nicht an und werde deshalb vor einer andern Thüre nach Brot suchen müssen."

Bis zum J. 1830 schleppte sich Rouget mühsam hin. Daß die Restauration dem Verf. der Marseillaise Luft und Wasser gelassen hatte, das war schon viel für sie. Endlich im nämlichen Jahre hörten des armen Dichters Nachwehen von seinem poetisch-musikalischen Kunstwerke auf. Ludwig Philipp ertheilte ihm eine Pension von 1200 Francs und das Kreuz der Ehrenlegion.

Bald darauf wünschte der wackere Béranger mit den Wohlthaten, von denen er für seine Person keinen Gebrauch machte, Rouget's Pension einen Zuwachs zu verschaffen. Aber die Strahlen des Ruhms um das Haupt des bejahrten Dichters der Marseillaise hatten ihre Wirksamkeit verloren. Seinem Freunde beizustehen folgte daher der Sänger des „Dieu des bonnes gens" den Eingebungen dieses Gottes und theilte mehr als einmal die eigenen Brosamen mit Rouget.

Dieser hatte sich inzwischen in die kleine Stadt Choisy-le-Roy zurückgezogen. Es war am 28. Juni 1836, als dort unter Glockenton und frommem Gesange ein Leichenzug aus der Kirche trat. Männer von Ansehen, Dichter, Künstler und bejahrte Berühmtheiten des französischen Heeres drängten sich, entblößten Hauptes, zu dieser Todtenfeier, der letzten Huldigung, welche die Lebenden der ihrer Heimat zugeeilten Seele zu widmen pflegen. Zwanzig Kerzen warfen einen matten Schein auf den schönen Sommertag. Der Sarg deutete auf die sterbliche Hülle eines Kriegers. Eine unscheinbare Militairuniform mit vom Alter geschwärzten Hauptmannsachselbändern breitete sich über das Leichentuch aus. Eine Art Trophäe, aus des Verstorbenen Waffen gebildet, umgab die Insignien der Ehrenlegion, deren rothes Band einem Lorberkranze eingeflochten war. Rouget de Lisle! flüsterte es hier und da und manches Auge des immer zunehmenden Gefolges sprach seinen Antheil in einer Thräne aus.

Fast die gesammte Bevölkerung des Städtchens geleitete den Verf. des Marseillerlieds zum Begräbnißplatze. Die jungen Fabrikarbeiter folgten mit ehrfurchtsvollem Schweigen. Der einsame, stille Wohnort der Todten war diesmal durch Menschen jedes Alters reich belebt. Eine Wolke von Lorbern und Blumen verhüllte bald den in den frischgegrabenen Hügel gesenkten Sarg, den den Namen des Entschlafenen umblühenden ewigen Frühling im voraus verkündigend. Nur zögernd und schweren Herzens schien sich die große Mehrheit der Anwesenden von dem Platze wieder zu entfernen, wo ihr ein Mitbürger, den sie bis dahin fast täglich gesehen und der ihr auch persönlich immer lieber geworden, soeben für die ganze irdische Zukunft verloren gegangen war; desto lebendiger aber erklangen sodann, nach der Heimkehr, vom Munde der Alten die Widerhalle des unvergeßlichen Marseillermarsches und die damit oft innig verbundenen Waffenthaten aus der Zeit ihrer Jugend, desto tiefer prägten sich ihre Mittheilungen den Gemüthern der Kinder und Kindeskinder ein. Sein Tod gehörte auch dazu, den, über der Fülle der zum Theil allem Glauben Hohn sprechenden, ungeheuern Ereignisse, im übrigen Frankreich beinahe vergessenen Rouget de Lisle allenthalben wieder ins Leben zu rufen. Bleibt seinem Namen doch in den mäch-

tigen Tönen seines Schlachtgesanges ein Denkmal von weit festerer Dauer, als Marmor und Erz es gewähren könnten.

30.

Bibliographie.

Abegg, J. F. H., Kritische Betrachtungen über den Entwurf des Strafgesetzbuchs für die preussischen Staaten, vom Jahre 1843. 1ste Abtheilung. Neustadt a. d. O., Wagner. Gr. 8. 1 Thlr.

Bauer, B., Geschichte der Politik, Cultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts. 1ster Band: Deutschland während der ersten 40 Jahre des 18. Jahrhunderts. Charlottenburg, Bauer. 1843. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Die Leipziger Bekenntniß-Wirren und Dr. Vogel's Abfall. Von Johannes dem Theologen. Grimma, Verlags-comptoir. Gr. 8. 3 Ngr.

Bellona. Krieger-Almanach für 1844. Herausgegeben von F. C. Schall. 1ster Jahrgang. Karlstadt. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bretschneider, K. G., Die religiöse Glaubenslehre, nach der Vernunft und der Offenbarung für denkende Leser dargestellt. 3te verbesserte und vermehrte Auflage. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

Erster Brief an seinen Freund Andres. Danzig, Kabus. 1843. 8. 2½ Ngr.

Buchner, K., Ein deutscher Advokat. Schilderungen aus der Zeit und aus dem Leben. Darmstadt, Leske. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bülow-Cummerow, Politische und finanzielle Abhandlungen. 1stes Heft. Berlin, Veit und Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Caricaturen und Silhouetten des neunzehnten Jahrhunderts. Vom Verfasser des Mefistofeles. 2te Sammlung. Coesfeld, Riese. Gr. 12. 15 Ngr.

O'Connell und sein Proceß. Eine quellenmäßige Darstellung. Mit dem Bilde O'Connell's, nach R. Sly. Crefeld, Funcke. Gr. 12. 10 Ngr.

Deinhardstein, Gedichte. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eller, F., Die anglikanischen Kirchenzustände mit besonderer Berücksichtigung der katholischen Bewegung in derselben und des Puseyismus. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Encke, J. F., Betrachtungen über die Anordnung des Sternsystems. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin am 3. Februar 1844 gehalten. Berlin, Besser. Gr. 8. 7½ Ngr.

England wider O'Connell oder der Weltproceß. Von G. Dortmund, Krüger. Gr. 8. 10 Ngr.

Familien-Geschichte und Genealogie der Grafen von Mülinen. Berlin, A. Duncker. Lex.-8. 1 Thlr.

Griesinger's, C. T., Sämmtliche belletristische Schriften. 2ter und 3ter Band: Silhouetten aus Schwaben. Stuttgart, Griesinger. Kl. 8. à 11¼ Ngr.

Die Gründung der Kirche, das Meisterwerk der Allmacht Gottes. Aus dem Französischen von dem Übersetzer von Geramb's Pilgerreise nach Jerusalem ꝛc. Augsburg, Kollmann. Gr. 12. 17½ Ngr.

Häring, W., Warren Hastings. Ein Vortrag gehalten am 9. März im wissenschaftlichen Vereine in Berlin. Berlin, Buchhandlung des Berliner Lesekabinets. Gr. 8. 8 Ngr.

Humann, M., Populär-philosophisches Wörterbuch. Ein Handbuch für Prediger, Lehrer und alle nach höherer Bildung strebende Staatsbürger. 1ste Lieferung. Leipzig, Gebr. Reichenbach. Lex.-8. 15 Ngr.

Oberösterreichisches Jahrbuch für Literatur und Landeskunde. Mit Dichtungen und Liedern in der Mundart und zwei artistischen Beilagen. 1ster Jahrgang. Unter Mitwirkung vaterländischer Schriftsteller herausgegeben von F. X. Kaltenbrunner. Linz, Fink. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

James, G. P. R., Arabella Stuart. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die neue Kirche, oder die wiedererwachte apostolische Gemeine, in der dritten Haushaltung Gottes, unter der Regierung des heiligen Geistes, beleuchtet aus den Schriften des alten und des neuen Testaments. Zürich 1843. 8. 7½ Ngr.

Die Kirche und die Bibel. Ein Wort der Belehrung für Katholiken und Protestanten. Veranlaßt durch die Schrift: „Rechtfertigung der protestantisch-evangelischen Kirche gegen die neuesten Angriffe eines römisch-katholischen Geistlichen. Von einem protestantisch-evangelischen Geistlichen." Speyer. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Kloß, G., Bibliographie der Freimaurerei und der mit ihr in Verbindung gesetzten geheimen Gesellschaften. Systematisch zusammengestellt. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Krause, C. W. A., Das römisch-katholische Seligkeitsdogma und der Herr Prof. Dr. Baltzer. Ein Sendschreiben an meine evangelischen Glaubensgenossen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 9 Ngr.

Laurop, C. P., Handbuch der Forst- und Jagdliteratur. Vom Jahre 1829 bis zum Jahre 1843 systematisch geordnet. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 25 Ngr.

Meinert, F. W., Das königlich sächsische Gesetz vom 22. Febr. 1844 zum Schutz der Rechte an literarischen Erzeugnissen und Werken der Kunst, mit kritisch-exegetischen Erläuterungen versehen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 15 Ngr.

Möbius, A. F., Die Hauptsätze der Astronomie. Zum Gebrauch bei seinen Vorlesungen für Gebildete zusammengestellt. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Göschen. Gr. 8. 5 Ngr.

Mulder, G. J., Über den Werth und die Bedeutung der Naturwissenschaften für die Medicin. Eine Rede gehalten bei der Eröffnung seiner chemischen Vorlesungen an der Universität zu Utrecht. Aus dem Holländischen übersetzt von *J. Moleschott.* Heidelberg, Winter. Gr. 8. 7½ Ngr.

Nauwerck, K., Berliner Blätter. 1stes Heft: Was ist Wahrheit? — Rundschau. — Dies und Jenes. Berlin, Springer. Gr. 12. 2½ Ngr.

Petzholdt, J., Bibliotheca Oschatziensis. Geschichte und Catalog der Bibliothek des Franciscanerklosters zu Oschatz. Dresden, Walther. 1843. Gr. 8. 12 Ngr.

Richter, F., Die Lehre von den letzten Dingen. Eine wissenschaftliche Kritik, aus dem Standpunkt der Religion unternommen. 2ter Band. — A. u. d. T.: Die Lehre vom jüngsten Tage. Dogma und Kritik. Berlin, Richter. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schubert, G. H. v., Flavius und Pelagia. Eine Erzählung aus den Zeiten der Christenverfolgungen unter dem römischen Kaiser Diocletian. Ein Weihnachts- und Neujahrsbüchlein. Kaiserswerth. 8. 6 Ngr.

Schwarz, F. H. C., Lehrbuch der Erziehung und des Unterrichts. 4te Auflage. Neu bearbeitet als Handbuch für Eltern, Lehrer und Geistliche von W. J. G. Curtmann. 3ter Theil: Die spezielle Methodik und die Schulkunde. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 22½ Ngr.

Skepsgardh, O. v., Drei Vorreden, Rosen und Golem-Tieck. Eine tragikomische Geschichte mit einer Kritik von F. Rückert. Zwei Theile in drei Abtheilungen. Berlin, A. Duncker. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Varnhagen v. Ense, K. A., Leben des Feldmarschalls Jakob Keith. Berlin, Duncker und Humblot. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wülffing, F., Beiträge zur Kritik des Preußischen Steuer-Systems. Potsdam, Riegel. Gr. 8. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 122. —— 1. Mai 1844.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Venedey über Irland.

Irland. Von J. Venedey. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 12. 4 Thlr.

Erster Artikel.

Spanien hatte sein Amerika und seine Niederlande, Rußland hat sein Polen, England sein Irland. Es hat nie an Völkern gefehlt, auf denen von Anfang an der Fluch eines bösen Sterns lag, und wie man häufig von Individuen, von Familien redet, denen Alles, was und wie sie es auch thun mögen, zum Unglücke ausschlägt, die, wie man sagt, zum Elend geboren sind, so kann man wol auch von Völkern reden, welche das Elend nie verläßt und die als Lastträger der Geschichte ein trauriges Schicksal zu erfüllen scheinen. Kaum wird Irland dem übrigen Europa bekannt, so hat sich das Unglück schon auf seinen grünen Fluren, auf seinen nebelumwehten Hügeln, an seinen wogenumrauschten Küsten niedergelassen, es blieb immer da, es wandelte durch alle Perioden der irischen Geschichte, selbst das Streben nach einer Verbesserung seines Zustandes muß dem armen Volke häufig zum Unglück gereichen, und während der Ire das Heil seines mit Ruthen gepeitschten Vaterlandes von der Kraft und der Klugheit eines siebzigjährigen, zwar immer noch rüstigen Greises erwartet, kann man wol fragen: was wird aus Irland werden, wenn O'Connell das Auge geschlossen hat? Wer wird sich, wie er, des unglücklichen Volks gegen die englischen Übergriffe annehmen? Erblaßt vielleicht mit O'Connell wieder der irische Stern, schwindet mit ihm vielleicht die Seele der Repeal und mag der Engländer nicht etwa mit heimlichem Triumphe das Haar des großen Agitators immer dünner und bleicher erblicken? Was wird aus Irland, wenn der nicht mehr ist, welcher sagen könnte: Ich bin Irland, diese Brust fühlt für ganz Irland, diese Stirn denkt für ganz Irland! —? Was wird aus dir, grünes Erin?

Erst seit O'Connell die Weltbühne betritt, hat Irland eine größere Theilnahme gefunden; vorher kümmerte man sich wenig um diese vereinsamte Insel, man hatte sie ihrem Schicksale überlassen, die Wogenbrandung übertönte die Seufzer der Iren, Europa hörte sie nicht. Wir Deutsche haben sonst nicht leicht verschmäht, irgend ein Volk in seiner Geschichte zu begleiten und zu verfolgen, unsere deutschen Professoren passen genau auf; der Ire war uns entgangen. Die Franzosen besaßen schon früher ein von dem in Frankreich lebenden irländischen Abbé Mac Gheoghehan geschriebenes Geschichtswerk über Irland, es ist jedoch sehr plump, und gab es auch schon seit längerer Zeit in englischer Sprache mannichfache Hülfsquellen für Irlands Geschichte, so hat doch noch Niemand im übersetzungslustigen Deutschland eins dieser Bücher einer Übersetzung würdig befunden. Selbst das beste, Leland's „History of Ireland", würde ermüden; es verbreitet sich mit viel zu viel Kleinigkeits- und zu wenig geschichtlichem Sinne über die ältere Geschichte, über die Privatfehden kleiner irländischer Fürsten, und abgesehen davon, daß der englische und protestantische Standpunkt immer vorwaltet, endigt es mit dem 17. Jahrhundert. Der Vorhang fällt, wo das Publicum eben begierig wird, wo sich ein großes dramatisches Ereigniß entwickelt, und mit Recht sagt Hegewisch, Leland's irländische Geschichte gleiche einem Trauerspiele, wovon der letzte Act fehlt. Bei diesem offenkundigen Mangel einer gehörig durchgearbeiteten Geschichte Irlands, den schon Hegewisch fühlte, als er seine „Übersicht der irländischen Geschichte" (Altona 1806) schrieb, bei der Unbekanntschaft, die überall und selbst unter Gelehrten über die historische Entwickelung der irischen Verhältnisse herrscht und die jedes treffende Urtheil über die irischen Zustände unmöglich machen muß, kann man es nur als verdienstlich bezeichnen, daß Venedey den ganzen ersten Theil seines Werks über Irland der Geschichte dieses

Landes widmet und die Gegenwart aus ihr hervorzuheben und zu erklären bemüht ist. Wir freuen uns über diesen ernsten, tüchtigen Sinn unsers Reisenden. Er windet sich erst durch mühsame geschichtliche Studien, ehe er seine Hand in die Wundenmale der Iren legt, er hat erst die Anatomie der Geschichte durchgemacht, ehe er zu sagen wagt: hier ist das Übel und hier liegt der Grund desselben. Venedey gehört also nicht zu jenen modernen Reisenden, welche, selbst wo die Weltgeschichte ihre düstern Hieroglyphen malt, nur ihr eigenes kleines Ich, den Glacéhandschuh, den Schnurrbart betrachten können und vor den Pyramiden ihre pomadeduftige Haarfrisur ordnen; Venedey ist eine ernste, nach dem Innern trachtende Natur, und es soll uns eine Freude sein, ihn auf seiner geschichtlichen Wanderung zu begleiten, um dann in einem zweiten Artikel die Gegenwart Irlands besprechen und ausbreiten zu können. Man wird erst begreifen, was Irland ist und werden kann, wenn man weiß, wie es gewesen und wie geworden ist, man wird erst danach dem irischen Volke seinen Platz in der europäischen Völkerfamilie anweisen können.

Das irische Volk gehört, wie das schottische, dem großen celtischen Stamme an, der sich in der frühesten Zeit über den europäischen Westen verbreitete. Die Ähnlichkeit zwischen den irischen und den altbritischen, spanischen und gallischen Gewohnheiten und Sitten deutet auf die Einheit der Familie hin, ohne daß es jedoch bis jetzt entschieden wäre, ob Irland seine ersten Bewohner aus Spanien, Schottland oder Gallien erhalten hat, ob die Irländer Abkömmlinge der Schotten, oder die Schotten Abkömmlinge der Iren sind. Venedey verliert über diesen Streit, welcher die Alterthumsforscher der beiden Völker lange bewegte und in Eifer erhielt, kein einziges Wort, dafür gibt er sich aber auch nicht den Illusionen hin, welche behaupten, daß Irland auch sein goldenes Zeitalter gehabt habe. Altirische Schriftsteller, z. B. Mac Gheoghegan, behaupten dies steif und fest und lassen sich durch blinde Liebe zum Vaterlande in ungeschichtliche Träumereien einwiegen. Wie Saxo Grammaticus das goldene Zeitalter Dänemarks unter den sagenhaften König Frode verlegt und zwischen ihm und dem römischen August die ganze bekannte Erde vertheilt, so spricht Mac Gheoghegan von den goldenen Tagen Erins unter Mileagh und von der hohen Cultur, von dem Blühen der Kunst und Wissenschaft in Irland, bis die Unternehmungen der Engländer im 12. Jahrhundert aus diesem gebildeten Volke Barbaren und Wilde gemacht hätten. Nicht genug, daß den Engländern Das aufgebürdet wird, was sie wirklich verschuldet haben, sie sollen auch noch die Ursache vom Untergange einer durchaus illusorischen Cultur sein. Die Wahrheit aber ist die, daß die Irländer nach innen durchaus verweichlicht im Leben waren und auch nach außen nicht den Muth und die Verwegenheit der andern Barbaren besaßen. Venedey schildert den innern Zustand des alten Irlands folgendermaßen:

Ur-Irland war fast mehr als irgend ein anderes europäisches Volk, dessen Urgeschichte wir halbweg zu enträthseln vermögen, in dem Zustande einer vollkommenen gesellschaftlichen Anarchie; ja die Anarchie war gesetzlich begründet und Normalzustand. Festes Eigenthum ist die erste, die unerlaßliche Bedingung aller höhern Cultur. In Irland aber gab es kein festes Eigenthumsrecht. Das Eigenthum jedes Einzelnen und jeder Familie war durch den Zufall des Todes des Besitzers oder des Stammvorstehers bedingt. Starb der Vorsteher, so fand stets eine neue Theilung aller Grundstücke des Stammes statt; starb ein Eigenthümer, so wurde dessen Besitz unmittelbar unter alle andern Männer des Stammes vertheilt. Hierdurch trat ein ewiger Wechsel ein, dessen Folge nothwendig eine mehr oder weniger durchgreifende Gleichgültigkeit des Eigenthümers für sein zufälliges und ungesichertes Besitzthum war.

Dies ist durchaus die richtige Betrachtung. Das schwankende Eigenthum mußte allen Zuständen und Einrichtungen Irlands den Stempel der Unsicherheit geben. Es herrschte lange eine grausenhafte Verwirrung in Irland, ehe die Engländer, die „Sachsen" auf der grünen Insel erschienen. Betrachte man den Lauf der Weltgeschichte: Völker, in sich selbst zerfallen, werden stärkern Nachbarn zum Raub. Rom sank vor germanischen Horden, Byzanz vor den Türken, Polen vor Rußland, Irland vor der engländischen Kraft; überall fraß in der Brust der Besiegten ein inneres Übel. So auch in Irland. Es ist nur zu gewiß und die Geschichte liefert tausend Beispiele dafür, wilde Ausschweifungen, empörende Gewaltthätigkeiten befleckten Irland weit vor dem Erscheinen der Sachsen. Ein irländischer Fürst Dermot Mac Morrogh hat die erste Veranlassung zur Eroberung Irlands durch die Engländer gegeben, wenn auch die Ursache in den Culturverhältnissen der beiden Völker liegen mochte. Die Engländer landeten zum ersten Mal 1169, mit 130 Rittern, 60 Schildträgern und 300 Bogenschützen. Einer so kleinen Macht, die nur unbedeutende Verstärkung an sich zog, fiel Irland. Daß dieser Sieg mehr durch die innere Unordnung und Schwäche Irlands als durch die Gewalt der Waffen errungen werden mußte, liegt auf der Hand; freilich sind die Irländer nie eigentliche Helden gewesen, sie haben sich nie mit den Germanen des Nordens vergleichen können. Sie hatten immer vor diesen gewaltigen Gestalten, denen von Orkney bis Gibraltar jede Woge bekannt war, gezittert, und als der Normann die Welt mit dem Lärm seiner Waffen erfüllte, war der Irländer schon frühzeitig verweichlicht. Der Normann wurde durch die Noth von seinen rauhen Felsenklippen über das Meer getrieben, man findet keine Spur, daß auch die Irländer sich in der Schiffahrt versucht hätten. Ihre grüne Insel nährte sie reichlich. Daß das irländische Volk bei alledem auch seine liebenswürdigen Seiten hatte, darf nicht in Abrede gestellt werden, es lag im Charakter des Iren immer die Milde, die Gastfreundschaft; Völker, deren Grundstock anfault, pflegen sehr oft liebenswürdig zu sein, man denke nur in Europa an die Römer und die Franzosen, in Amerika an die Mexicaner; eine Kernkraft findet sich schwerer in der Weichlichkeit und Gefallsucht des Lebens. Venedey führt hier Folgendes an:

Wir begegnen in den Resten der Urgeschichte Irlands einer Art Rangordnung der Bürger, die höchst charakteristisch ist. Die Auszeichnung der verschiedenen Classen bestand in dem unschuldigen, an Spiel und Lust erinnernden Rechte jeder höhern Classe, eine Farbe mehr an ihrer Bekleidung zu haben als die zunächst unter ihr stehende. Die unterste Classe durfte nur Eine Farbe tragen, und von da an jede höhere eine mehr. In der untersten, der ersten Classe waren die Plebejer und die Soldaten, in der zweiten die Offiziere, in der dritten die Corpschefs, in der vierten kamen die officiellen Herbergshalter, in der fünften die Adeligen, in der sechsten die Barden, Priester und Gelehrten, endlich in der siebenten der regierende Fürst.

Auf der untersten Stufe steht hier die Kriegertugend *); in zweiter Reihe folgt die Gastfreundschaft, in dritter der Adel, über diesem stehen wieder Religion, Kunst und Wissenschaft. Nur ein edles Volk kann eine solche Stufenfolge anerkennen. Die Gastfreundschaft wurde durch Staatsdiener ausgeübt, die zu dem Ende mit Land und allem Nothwendigen versehen waren und für Hoch und Niedrig ohne Ausnahme offenes Haus und offene Tafel und stets bereite Schachtische halten mußten. Neben dieser öffentlichen Gastfreundschaft für den Fremden bestand die Privatgastfreundschaft für den Einheimischen fast ohne Grenzen. Die Könige reisten im Lande umher und kehrten bei den Großen ein, und diese wieder bei ihren Freunden und Untergebenen, und Alles, was dem Gaste anstand, stand ihm zu Diensten.

Die Tugenden der Irländer, ihre Milde, ihre Gastfreundschaft, ihre Achtung vor Allem, was achtbar ist — Religion, Kunst und Wissenschaft —, mochten im Stande sein, eine Zeit lang der Anarchie, die in der socialen und politischen Institution des Landes lag, die Spitze zu bieten; aber auf die Dauer mußte diese immer mehr zur Auflösung aller geordneten Verhältnisse führen. Der Mangel an festem Eigenthum führte zur Gleichgültigkeit und nach und nach zum Nichtsthun. Die Tugenden der Irländer kamen diesen Verhältnissen zu Hülfe. Die Achtung vor Kunst, Wissenschaft und Religion führte zu einem Cultus der Poesie, der das Mark des Volks aussog, weil der Luxus, die Poesie nur neben Kraft und Arbeit am rechten Orte sind und nur so den Geist und die Ausdauer des Volks heben. Die Gastfreundschaft, bei dem mangelnden Interesse an Eigenthum, führte zum geregelten Müßiggange; die Schar der Müßigen, die mit den Königen und Großen von Hof zu Hof zogen, wurde immer größer und nach und nach eine Art Staatsamt (die Kernes), den Fürsten eine Unterhaltung und zugleich eine Stütze, den Dienern ein Bedürfniß, dem Volke eine unerträgliche Last.

Die Auflösung lag offenbar in all diesen Verhältnissen, und ein anderes, ein neues Element war nothwendig, um der Zernichtung vorzubeugen.

Dieses neue Element glaubt Venedey im Christenthume gefunden zu haben. Es ist richtig, kein Land hat es so schnell angenommen als Irland; aber geschah es nicht mehr aus Gleichgültigkeit und Schwäche als aus Überzeugung? Im übrigen Norden widerstrebte ein kräftiger, volksthümlicher Cultus, und es gehörte Zeit dazu, ehe die alte Eiche, worin es noch lustig sausete und brausete, von den Trägern des Kreuzes gebrochen werden konnte. In Irland war Alles frühzeitig verweichlicht, kein volksthümlicher Cultus wurzelte stark und heilig im Volk, die alten Altäre waren leicht zu stürzen, und höchstens widersetzten sich die Könige, welche damals ebenso gut den „heidnischen Staat" wie unsere jetzigen Fürsten den „christlichen Staat" festhalten mochten. Auch Venedey nimmt an, wie gewöhnlich geschieht, daß Patrick das Christenthum in Irland in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts eingeführt habe; ich werde ihm hier nicht Recht geben können. Es ist weit wahrscheinlicher, daß das Christenthum schon im 2. Jahrhundert Wurzel in Irland faßte. Bekanntlich fällt die Bekehrung von Gallien und Britannien schon ins 2. Jahrhundert. Sollten nun bei dem kühnen Muthe, der damals die Träger des Kreuzes beseelte und mit dem sie sich unter die entferntesten, wildesten Völker wagten, nicht auch einige Christenapostel nach dem so nahen und so zugänglichen Irland gewandert sein? Mehr als wahrscheinlich. Patrick (eigentlich Succuth geheißen) wird wol nur deshalb für den Stifter des irischen Christenthums gehalten, weil er das Bekehrungswerk vollendete und weil, nachdem zu seiner Zeit das ganze Volk sammt den Fürsten zum neuen Glauben übergetreten, er als erster irischer Erzbischof vom Papste eingesetzt werden konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wenn Venedey hierin etwas Rühmliches findet, so bin ich nicht seiner Meinung; die allgemeinen Weltzustände verlangten damals von jedem Volke voll Kraft und Selbstgefühl die Anerkennung der Krieger als des ersten Standes, des wichtigsten von allen; wo er, wie hier in Irland, der unterste ist, zeigt sich eben darin die größte Verweichlichung, die größte Misachtung der nationalen Würde; eine Hand voll Sachsen mochte da wol Irland erobern.

Über Goethe's Iphigenia auf Tauris. Ein Vortrag von Otto Jahn. Greifswald, Koch. 1843. Gr. 8. 7½ Ngr.

Es gibt Philologen, die für Auffassung und Verständniß moderner Poesien tiefere Bildung und ein richtigeres Gefühl mitbringen als manche moderne Literaten, die in ihrem verknöcherten Egoismus und in ihrer Selbstüberschätzung alles Andere außer sich, wenn es nicht etwa überhaupt in ihren Kram paßt oder sonst aus subjectiven Gründen vor ihnen Gnade findet, nur aus ihrem einseitigen Standpunkte beurtheilen und verdammen. Noch mehr muß Ersteres der Fall sein, wenn es sich um ein Werk der modernen Dichtkunst handelt, das, mag es seinem innersten Wesen nach noch so modern sein, doch in Stoff und äußerer wie innerer Behandlung in dem classischen Alterthume wurzelt. Ein Beweis für diese Wahrheit ist der vorliegende Vortrag eines greifswalder Philologen, der sich mit der modern-antiken „Iphigenia" Goethe's, diesem Meisterstücke der neuen Dichtkunst in Auffassung und Darstellung des Stoffes, beschäftigt. Nachdem der Verf. zuerst der frühern prosaischen Gestalt der „Iphigenia" Goethe's (worüber sich mehr in Jacobs' „Vermischten Schriften", Bd. 6, S. 429—440 findet) — einer Gestalt, in der man jedoch wunderbarerweise schon den Rhythmus spürt, den wir nachher in der poetischen Bearbeitung klar und bestimmt ausgeprägt sehen, die der Knospe gleicht, welche in regem Leben sich dehnt und treibt, und nur den letzten Hauch warmer Frühlingsluft erwartet, um zur schönen glänzenden Blüte sich zu erschließen — einige Betrachtungen gewidmet, ist es ihm hauptsächlich um die Frage zu thun, inwiefern die Motive der Goethe'schen „Iphigenia", die Art und Weise, wie in derselben der zu Grunde liegende Mythos behandelt ist, mit der antiken Auffassung desselben übereinstimmen oder nicht. Er deutet zu diesem Zwecke jenen allgemein bekannten Mythos nur in seinen Umrissen an und untersucht dann die Frage: wie das Alterthum, wie namentlich die antike Tragödie den Zwiespalt, dem

Muttermörder Sühnung zu Theil werden zu lassen und den Fluch in Frieden zu wandeln, gelöst habe. Er stellt sich zu diesem Zwecke auf den Standpunkt der alten Hellenen und ihres religiösen Glaubens, und bereitet dadurch theils die Überzeugung vor, daß ein Dichter unserer Zeit seine Aufgabe in ganz anderm Sinne erfassen und lösen mußte, theils den Weg zu der Frage, wie dies von Goethe selbst geschehen sei. Schon im Allgemeinen stehen bei Goethe nicht Hellenen den Barbaren, sondern Menschen den Menschen gegenüber, und die Lösung jenes Zwiespalts findet hier nicht im Sinne des althellenischen Glaubens, sondern im Geiste der Humanität, im Geiste des Sittlich-Schönen statt, wie ihn das Christenthum gewährt und heiligt. Hiermit ist in der Hauptsache der Schlüssel zur rechten Deutung der Goethe'schen „Iphigenia" gegeben; aber wie schon die alten Hellenen in hohem Grade im Besitz echter, nur nicht durch das Christenthum veredelter Humanität sich befanden, so bedurfte es auch an sich keines gewaltsamen Schrittes, „dem alten Mythos, der den Hellenen heilig und bedeutungsschwer war, auch für uns neue Wahrheit zu verleihen und, Alles abstreifend, was nationaler und localer Einseitigkeit und Beschränkung angehörte, das rein Menschliche, ewig Wahre in demselben zu erkennen und in schönem Gewande zu neuem Leben zu erwecken". Und diesem neuen Leben gab nun auch noch Goethe Das, was das Wesen des hellenischen Geistes ausmacht, was der Kunst dieses Volks ihren eigenthümlichen Charakter gegeben hat, das Maß; das Maß in den sittlichen Motiven, das Maß in der Composition des Drama, das Maß in Form und Sprache. Wie viel ist an diesem Beispiele moderner Poesie, das gleichwol in der Hauptsache, mit Ausnahme der rein menschlichen Auffassung und Darstellung der Verhältnisse, nur in dem innersten Wesen hellenischer Kunst beruht, wie viel ist daraus für unsere moderne Dichtkunst, namentlich auch für unsere Tragödie zu lernen! Lernet, ihr Alle, die ihr für dieselbe etwas Wahres und Echtes leisten wollt, lernet von der ethischen Würde und der ästhetischen Schönheit der hellenischen Kunst! und lernet vor allen Dingen, alles Gemeine abstreifend, das rechte und echte Maß in allen Dingen! 31.

Notiz.

Trigonometrische Vermessung Rußlands.

Bereits seit dem J. 1820 hatte man angefangen, einzelne Gegenden Rußlands genauer zu messen. Die seit jener Zeit fortgesetzten Arbeiten sind erst jetzt zur öffentlichen Kunde gelangt. Die interessantesten Data sind in einem im vorigen Jahre in Petersburg gedruckten, aus drei Quartbänden bestehenden Werke deponirt, das den Titel führt: „Trigonometrische Vermessung der Gubernien Petersburg, Pskow, Witebsk und eines Theils von Nowgorod. Auf allerhöchsten Befehl ausgeführt vom Generallieutenant Schubert." Der erste Band dieses Werks enthält die Bemessungen der Basen und der geodesischen Winkel; auf drei Tabellen sind auch noch die verschiedenen Instrumente abgebildet, mit denen jene Vermessung bewirkt worden ist. Im Ganzen hat man vier Basen ausgemessen. Die erste längs der moskauer Straße hin wurde schon 1820 in Angriff genommen. Man hatte damals noch nicht die Absicht, die Bemessung in solcher Weitläufigkeit zu vollziehen; erst später dehnte man den Rayon derselben bis an den Dniepr aus. Die Hauptvermessung dieser ersten Grundlinie dauerte vom 26. Mai bis zum 22. Juli des gedachten Jahres und wurde vom Generalstabslieutenant Walchowski, von den zwei Fähnrichen Dugamel und Baron Korf I. und von Riesenkampf ausgeführt. Man maß eine Länge von 4841,3845 Saschen oder etwas mehr als 9½ Werst. Vier Jahre darauf wurde die zweite Basis bestimmt und gemessen. Sie befindet sich im nowgoroder Gouvernement. Die Länge der vom 22. Mai bis 2. Juli 1824 von Dugamel ausgemessenen Linie beträgt 4137,587 Saschen oder beinahe 8 Werst. Die dritte Basis wurde wieder auf der moskauer Straße festgesetzt, weil man mittlerweile die bessern Instrumente von Reichenbach bekommen hatte und nun mittels dieser eine schärfere Genauigkeit herzustellen hoffte. Man maß nahe an 10 Werst, nämlich 4911,398 Saschen. Auch hier nahm Dugamel Antheil. Die vierte Basis endlich liegt im Gouvernement Witebsk in der Nähe des Städtchens Düwea. Die vom 15. Juni bis 22. Juli 1831 vollendete Bemessung leitete Worobjew II., der bereits die dritte mit bemessen hatte, und sieben Andere. Es ist dies die längste Basis, denn sie beträgt 5027,094 Saschen oder mehr als 10 Werst. Die auf diesen Basen ruhenden Winkel wurden bis zum Jahre 1826 nach der Reichenbach'schen Methode im militairisch-topographischen Depot ausgemessen; seitdem man aber aus München Ertel'sche Theodolyte erhielt, wurden diese bei der Vermessung der Winkel der ersten Reihe ausschließlich angewendet. Der zweite Band enthält unter dem Titel „Astronomische Beobachtungen" die Bestimmungen der geographischen Breiten und ihre Azimuthe von Petersburg, der Insel Hochland, Pskow, Nowgorod, Tarasow, Poklonnagora, Teljatnikow und Zwony bei Polock. Der dritte Band besteht aus zwei Hauptabtheilungen: 1) Aufzählung der Dreiecke und 2) Aufzählung der Coordinaten. Die hierauf folgenden Untersuchungen und Berechnungen zeugen von der ungemeinen Sorgfalt und der tiefen Sachkenntniß des Herrn Schubert, welcher diese Partie allein bearbeitet hat. Dieses Buch, in wissenschaftlicher Hinsicht seit langem das wichtigste von allen in Rußland erschienenen, verdient auch für Deutschland eine um so größere Beachtung, als die geographische Kenntniß des russischen Reiches bisher unvollständig und in vielen Punkten gewiß fehlerhaft war. Die Regierung, unter deren Aufsicht und auf deren Kosten alle diese ebenso weitläufigen als schwierigen Untersuchungen vorgenommen wurden, hat sich dadurch um die Kenntniß des Landes höchst verdient gemacht. Wie überaus wünschenswerth wäre es aber dabei noch, daß sie auch die andern so wissenswürdigen geographischen und besonders ethnographischen Verhältnisse einer gleich unparteiischen und sorgfältigen Untersuchung unterwerfe, damit man doch wenigstens über den Flächenraum und die natürliche Macht des so sehr gefürchteten nordischen Reiches endlich Gewißheit erlange. Schließlich müssen wir auf dieses Werk auch darum noch besonders hinweisen, weil es der glänzendste Beweis für den Fortschritt ist, welchen die materiellen Wissenschaften in Rußland von Jahr zu Jahr machen. J. P. Jordan.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 123. —— 2. Mai 1844.

Venedey über Irland.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 122.)

Zugegeben, daß das Christenthum neue Grundsätze erwecken mochte, Venedey wird mir nicht ableugnen können, daß der Abfall eines Volks von seiner ursprünglichen Religionsanschauung nothwendige Rückschritte bedingt. Blicke er nur auf den übrigen skandinavischen Norden; wie wurden da, als das Kreuz erschien, dem alten Adler die Fittige gestutzt, wie nahm das ganze skandinavische Leben sogleich eine schwankende Gestaltung an, und welch einen tragischen Eindruck macht die Epoche des Kampfes zwischen dem alten, innerlich noch vollkommen starken Religionsbewußtsein und der neuen Lehre! Aber der Kampf ist vergeblich, die Priester siegen, die alten Helden verlassen die Heimat, wo sie so groß gewesen, und fahren mit den alten Göttern, mit Odin, Thor und Freya, über das Meer nach dem fernen Irland, um hier in dieser umstarrten Einsamkeit das alte Volksbewußtsein zu erhalten und es leuchten zu lassen in den Riesenfeuern der Edda! In Irland nun freilich hat sich bei dem Erscheinen des Christenthums nirgend und nie eine solche tragische Volkskraft geäußert, es ist überall die Gleichgültigkeit ausgebrochen, das Volk gleicht einer Wachstafel, auf die Jeder hineinschreiben konnte, was er mochte und wollte. Natürlich mußte Venedey bei einer besonnenen Geschichtsbetrachtung dieselbe Überzeugung gewinnen:

> Die Art, wie ein paar Scharen Dänen und Normannen und später ein paar Hundert Engländer Irland eroberten, zeigt klar genug, daß das Christenthum Irland ebenso wenig wiedergeboren hatte, als das mit Rom, Gallien, Spanien, Afrika und Asien der Fall gewesen war.

Fast 400 Jahre nach Patrick erscheinen die Normannen, rauhe, wilde Gestalten, Gottesgeißeln für die geschwächte, vom müßigen Mönchsthum überdeckte Insel, Rächer des alten skandinavischen Glaubens. Venedey bemerkt mit Recht, daß der Germanisirung Irlands tausend Hindernisse entgegen waren. Irland lag dem Zuge des Germanenthums, welches anfing, eine neue europäische Welt zu schaffen, zu weit aus dem Wege, es kamen nur plündernde Seeräuber, keine civilisirenden Auswanderer dahin; nachdem die Normannen Jahrhunderte in Irland gewüstet hatten, wurde Irland frei; das gewaltige Normanschwert hatte nichts als Zerstörung und Elend übriggelassen. Irland, erschöpft und aufgerieben, hatte weder vom Christenthume noch vom Germanenthume, aus denen das neue Europa sich hervorhob, eine Kräftigung und Regeneration seines Lebens erhalten können.

Eine historische Darstellung der Eroberung Irlands durch die „Sachsen" wird man bei Venedey nicht finden; man würde sie vielleicht gern lesen, dagegen werden mit feinem Sinn die principiellen Weltverhältnisse jener Periode nachgewiesen. Es heißt unter Anderm:

> Irland konnte neben England, sobald dieses zu einer höhern Culturstufe gelangt war, sobald es seiner Macht sich selbst bewußt wurde, nicht lange unabhängig bleiben. Die Eroberung Irlands durch England lag in den örtlichen Verhältnissen beider Inseln, in dem Culturzustande beider Völker.
>
> Das erklärt die Eroberung, das Unrecht als natürlich; nur die Folgen aber konnten das Unrecht entschuldigen und Die, die es begangen, die es fortsetzten und die sich durch dasselbe bereicherten, in etwas rechtfertigen.
>
> England selbst war auf demselben Wege, den überhaupt Europa nach dem Untergange Roms eingeschlagen hatte, zu seiner Wiedergeburt gelangt. Das Christenthum hatte dem Geiste, das Germanenthum den Institutionen des Volks neues Leben gegeben. Englands Beruf in Irland war, dem Christenthume der Nachbarinsel den festen Boden des Germanenthums zu sichern.

Venedey behauptet nun, daß es von vorn herein in der Absicht der Engländer gelegen habe, daß ihr bewußtes Streben dahin gegangen sei, die Iren in Roheit zu erhalten und sie so um so leichter ausbeuten zu können. Ich glaube, Venedey ist hier zu weit und mit einer O'Connell'schen Parteiansicht an die Geschichte herangegangen. Die Engländer, welche Irland eroberten, werden ein ebenso wenig klares Bewußtsein gehabt haben als die Germanen, welche sich über Gallien, Spanien und Italien warfen und dort neue Institutionen hervorriefen; sie folgten ebenso gut wie jene nur einem dunkeln Drange, einem unklaren Instincte, ohne sich die Brutalität den Iren gegenüber zu einem berechneten Zwecke gemacht zu haben. Brutal war der Germane überall, wo er als Eroberer auftrat, die Landeseinwohner wurden seine Knechte; erst nachdem sich allmälig neue Institutionen hervorgehoben und er sich mit den

Einwohnern assimilirt hatte, gab er einer mildern Gesinnung nach. Die empörende Absicht der alten Engländer, das abscheuliche Bewußtsein der alten Germanen, von der Roheit der Iren Vortheil zu ziehen, kann also mit Venedey nicht angenommen werden. Durch die allmälige Celtisirung der Germanen aber in Irland wurden alle die Früchte unmöglich gemacht, welche eine Germanisirung der Celten hätte hervorbringen müssen, und das arme Irland wurde unter den furchtbaren Kämpfen der „Engländer bei Blut“ und der „Engländer von Geburt“ immer tiefer getreten. Es konnte sich nirgend ein Städteleben, das vermittelnde Princip zwischen den Extremen des Mittelalters, entwickeln, und die Civilisation nirgend Anknüpfungspunkte finden.

Einen sehr wichtigen Punkt, der auf das Schicksal Irlands den größten Einfluß gewonnen hat, scheint Venedey nicht gehörig hervorgehoben zu haben; nämlich schon Heinrich II. nahm den Grundsatz an und alle seine Nachfolger blieben dabei, es wurde kein anderer Rechtstitel zu ländlichen Besitzungen in Irland gestattet als Belehnung vom Könige; der König hatte sich alles irländische Grundeigenthum zugeeignet. Nur durch die Gnade des Königs war fortan ein Besitz in Irland möglich geworden. Venedey schließt diese furchtbare Epoche Irlands mit folgenden Worten:

Irland wurde von England erobert, aber die Eroberer verweigerten den Eroberten den einzigen Ersatz, den sie ihnen für ihre Freiheit und ihre Habe bieten konnten: englische Gesetze, germanische Institutionen, europäische Cultur.

Die erste Folge war dann, daß die eroberten Irländer — Irländer und Celten blieben; die nächste, daß die stolzen Eroberer, ohne es zu ahnen, ohne zu wissen wie, zu Irländern und Celten in Denkart, Lebensart, Kampfart, Sprache, Sitten und Gebräuchen wurden.

Der ewige Kampf zwischen Irland und England, zwischen englischem Blute und englischer Geburt hatte das Land verwüstet, das Volk immer mehr verwildert. Seuchen und Hungersnoth wechselten mit Kampf und Todtschlag ab. Die irische, die celtische Anschauung war dieselbe wie vor der Eroberung, dieselbe Anarchie, dieselbe Zersplitterung herrschte. Wie vor der Eroberung sah jeder Große „sein Fleckchen Landes für sein Vaterland“ an, wie vor der Eroberung fehlte den guten Eigenschaften des Volks das Zauberwort, das dieselben zum Besten des Ganzen zu benutzen gelehrt hätte.

England hatte seinen hohen Beruf verkannt und Irland blieb, trotz all des englischen und irischen Blutes, vor wie nach Irisch und Celtisch.

Ich hätte gewünscht, daß Venedey noch etwas Genaueres über die Poyningsacte mitgetheilt hätte; sie ist sehr bedeutsam für die Geschichte Irlands und für die irischen Volkszustände. Deutsche Schriftsteller haben in ihr gewöhnlich die erste Acte gesehen, worin die englische Regierung anfing, die Freiheit der Irländer zu unterdrücken. Ich bin ganz anderer Meinung. Die Absicht der Regierung war, wie ich glaube, den Irländern Rechtsschutz gegen die Aristokratie zu verleihen, und selbst die Beschränkung des irischen Parlaments, welche hier ausgesprochen wird, war zum Besten des Volks, denn durch dieses Parlament thaten die hohen Lords Alles, was ihnen beliebte. Darum, als späterhin zuweilen eine Widerrufung dieser Acte vorgeschlagen wurde, widersprachen die Gemeinen sehr lebhaft, z. B. unter Elisabeth 1569 und 1585. Venedey schweigt fast ganz über diese Acte.

Wenn zu Ende dieser unglücklichen Epoche einige Aussicht vorhanden war, Irland der englischen Regierung zu unterwerfen und dadurch eine Civilisation des irischen Volks möglich zu machen, so führte die Reformation wieder schreckliche Katastrophen herbei. Venedey hält es für mehr als Zufall, „wenn die Reformation die Grenzen der germanischen Völker nicht überschritten hat“. Bedenkt man aber die damaligen Zustände Irlands, so kann man auch andere Ursachen finden, welche die Zähigkeit des Iren, womit er am Katholicismus festhielt, erklärlich machen. Zuerst, was nicht zu vergessen ist, kam die Reformation von den Engländern zu ihm, von denen er gewohnt war, nie etwas Gutes zu erhalten, und die er als Unterdrücker haßte. Sodann hob 1541 das irländische Parlament alle Klöster auf und erklärte sie für königliche Domainen. Diese Beraubung mußte die katholische Geistlichkeit fanatisiren. Aus ihrem Wohlleben herausgerissen und arm geworden nahm sie ihre Zuflucht in die Hütten und Höhlen des armen Iren und fand williges Gehör, wenn sie Haß gegen England predigte. Und wie war der Zustand dieses armen Iren? Wie war seine sittliche Befähigung? Wenn Venedey nur darin, daß die Iren „kein denkendes, sondern ein Gefühlsvolk sind“, den Grund des Beharrens beim Katholicismus sieht, so kann das nicht ausreichen. Der Ire war durchaus entartet und alle Kunst, alle Disciplin, alle Cultur verachtend, dazu abgeschlossen von allen Culturbewegungen der europäischen Welt, welche die Reformation schon lange vorbereitet hatten. Zu ihm trat der europäische Fortschritt nur durch England heran, und er verwarf ihn, weil er von England kam, und blieb bei der alten Roheit. Auf diese Art war die Reformation nirgend organisch in Irland vorbereitet worden, das Volk verstand sie nicht, es sah in ihr nur einen Gewaltstreich des englischen Feindes, und sie wurde als solcher von den fanatischen Priestern dargestellt. Dazu war jetzt die Zeit der bösen Politik gekommen, welche in Staaten, denen man schaden wollte, den Bürgerkrieg anzufachen suchte, und Spanien sowol wie Frankreich ließen es, bei ihrem Hasse gegen England, durchaus nicht an einer Aufreizung der Irländer fehlen.

Wenn ich hier andere Gründe für das irische Festhalten am Katholicismus entwickelt habe, so wollte ich übrigens der Ansicht Venedey's, daß die germanische Welt besonders zur Reformation berufen war, durchaus nicht widersprechen, ich habe sie nur nicht für befriedigend gehalten. Venedey drückt nach Leland den Sinn der englischen Politik unter Elisabeth in folgenden Worten aus:

Wenn wir uns abmühten, um dieses Land zur Ordnung und Civilisation zu bringen, so würde dasselbe bald Macht

Bedeutung und Reichthum gewinnen. Dann würden die Einwohner England entfremdet werden; sie würden sich in die Arme einer fremden Macht werfen oder vielleicht sich selbst als unabhängigen und getrennten Staat hinstellen. Laßt uns eher ihre Unordnung anschüren, denn ein schwaches und ordnungsloses Volk kann es nie versuchen, sich von der Krone Englands zu trennen.

Daß diese ruchlose Politik bis auf den heutigen Tag in Ansehung Irlands befolgt worden ist, kann gewiß nicht geleugnet werden. Sie ist ein Brandmal an der Stirn des stolzen Englands, welches mit der Abschaffung des Sklavenhandels prunkt. Hat es auch zuweilen einen Sidney oder Perrot gegeben, so haben sie doch niemals durchdringen können. Daß Elisabeth aber selbst so scheußlich über Irland dachte, glaube ich nicht. Wäre der Krieg, welcher ganz Irland unterjochte, in ihre frühere Regierungsperiode gefallen, so würde von ihr gewiß mehr für die Civilisirung des irischen Volks geschehen sein, wenigstens liefert die Stiftung der Universität Dublin, mitten unter allen Empörungen, einen Beweis von ihrer guten Absicht und humanen Gesinnung. „Mit Tirone sank Irland unter den Schlägen Englands zusammen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Französische Literatur.

1. **Théorie du jury, ou observations sur le jury et sur les institutions judiciaires criminelles anciennes et modernes par *C. F. Oudot*. Paris 1843.**

Bei der großen Lebhaftigkeit, mit der seit einiger Zeit auch in Deutschland über den Werth oder Unwerth der Geschworenengerichte hin- und hergestritten wird, dürfte es nicht unpassend sein, auf das nachgelassene Werk eines in Frankreich in den weitesten Kreisen geachteten Juristen aufmerksam zu machen. Charles François Oudot, geboren zu Nuits in Burgund am 4. April 1755, hatte Théophile Berlier, die beiden Carnot u. A. zu Gespielen seiner Kindheit, mit denen er zugleich später an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Theil nahm. Nachdem er einige Zeit Mitglied des Parlaments zu Dijon gewesen war und einige öffentliche Ämter in verschiedenen Provinzen bekleidet hatte, ward er von der Côte-d'Or als Repräsentant in die Assemblée législative geschickt. Hier war er an der Ausarbeitung der französischen Gesetzgebung fortwährend thätig. Im J. 1799 ward er zum Cassationshofe berufen. Während der ersten Restauration blieb er in seinen Functionen, ward aber im J. 1816 durch das Gesetz vom 12. Januar mit dem Exil bestraft, weil er bei der Rückkehr Napoleon's von Elba sich auf dessen Seite geschlagen hatte. Er zog sich nach Brüssel zurück, wo er seine Collegen Berlier, Merlin, Thibaudeau, Pons de Verdun und viele andere Leidensgefährten fand. Er verwandte seine unfreiwillige Muße zur Ausarbeitung des Werks, welches seine Erben jetzt nach seinem Tode herausgegeben haben. Einige Auszüge daraus hatte er indessen in dem zu Brüssel erschienenen Nachdrucke der „Encyclopédie moderne de Courtin" (1828) in den Artikeln „Jury" und „Procédure secrète" bereits mitgetheilt. Durch das Gesetz vom 11. September 1830 wurde dem fünfundsiebzigjährigen Oudot der Eintritt in sein Vaterland wieder gestattet. Außerdem wurde ihm durch einen königlichen Beschluß vom 19. November desselben Jahres eine ansehnliche Pension bewilligt, die er bis zu seinem Tode (12. April 1841) genoß. Er war eins der ältesten Mitglieder der Ehrenlegion. Oudot gibt selbst in einer kurzen Einleitung, welche er seinem Werke vorangeschickt hat, einen Abriß vom Zweck und dem Plane desselben. Er sagt, er habe sich bestrebt, Alles, was zur Würdigung der Institution des Geschworenengerichts beitragen könnte, in einen Rahmen zu vereinigen. Er stellt sich also zunächst die Aufgabe, den Geist und den Zweck, sowie sodann die wesentlichen Vorzüge dieser Einrichtung zu beleuchten, um, wie er sagt, sie allen freien Menschen lieb und werth zu machen. Er stellt deshalb auch eine Vergleichung der Jury mit den verschiedenen andern Arten der Criminaljustiz an. Daß die Institution des Geschworenengerichts siegreich aus dieser Vergleichung hervorgeht, kann man sich aus Obigem schon denken. Diese Partie seines Werks ist indessen zur Kenntniß des französischen Gerichtswesens, namentlich während der Kaiserzeit, von Wichtigkeit. Der Verf. untersucht endlich noch, wie diese Einrichtung in ihrer ganzen Reinheit hergestellt, und vorzüglich wie sie mit unsern Sitten und der Repräsentativverfassung vom J. 1830 in Einklang gebracht werden könne. Um den Geist dieses Werks zu charakterisiren, dessen Bedeutsamkeit selbst von Denen, welche die Ansichten des Verf. nicht theilen, nicht ganz geleugnet werden wird, mag es genügen, wenn wir sagen, daß die Überzeugung Oudot's die ist, daß es kein unparteiischeres Gericht als die Jury, keine sicherere Methode, die Wahrheit zu entdecken, gibt, und daß außerdem diese ganze Institution der individuellen Freiheit sowie der öffentlichen Ruhe die sicherste Garantie gewährt.

2. **Le Barreau, par M. *Pinard*. Paris 1843.**

Der Verf. vorliegender Schrift hat Recht, wenn er sagt, eine Geschichte des französischen Barreau wäre zugleich eine Geschichte vom Siege des Mittelstandes; denn, wie schon oft gesagt ist, in der Julirevolution ist das Staatsruder in die Hände der Advocaten gekommen. Von diesem Gedanken durchdrungen hätte Hr. Pinard uns eine vollständige Darstellung von der Geschichte des französischen Barreau geben sollen, statt sich mit einigen unvollständigen Skizzen zu begnügen. Wir wissen übrigens Das, was der Verf. gegeben hat, vollkommen zu würdigen und lassen seinem Geiste und seiner trefflichen Art zu charakterisiren volle Gerechtigkeit widerfahren. Gerade deshalb aber bedauern wir um so mehr, weshalb er es verschmäht hat, auch auf die ältere französische Geschichte zurückzugehen. Welche würdigen Gestalten würde er hier nicht gefunden haben, die er mit sicherm Pinsel hätte zeichnen können und wie viele einzelne, wahrhaft ergreifende Züge des Edelsinns, der Großmuth und Standhaftigkeit würden sich ihm hier nicht geboten haben, die würdig sind, der Vergessenheit entrissen und der Gegenwart als Muster empfohlen zu werden! Doch begnügen wir uns mit Dem, was uns der Verf. hier bietet, um so mehr, da seine Gabe schon so reichlich genug ausfällt. Wir erhalten in vorliegender Schrift eine Galerie großer französischer Advocaten, die mit wenigen Ausnahmen der unmittelbarsten Gegenwart angehören. Diese Zusammenstellung ist um so interessanter, als es Einem, wenn man nicht in Frankreich selbst gewesen ist, schwer fällt, sich ein anschauliches Bild von den Eigenthümlichkeiten der bedeutenden gerichtlichen Redner zu machen, während wir mit gelungenen und mislungenen Schilderungen von sämmtlichen Notabilitäten der politischen Tribune bis zum Überdruß überschüttet sind. So reiht sich der „Barreau" von Pinard recht eigentlich an das „Livre des orateurs" an und bildet eine wesentliche Ergänzung dieses geistvollen Werks, das bereits eines europäischen Rufes genießt. Wenn Hr. Pinard auch die pikante, einschneidende, sarkastische Darstellung Timon's nicht an allen Stellen erreicht, so ist er in seinen Zeichnungen desto naturgetreuer und läßt sich, selbst da, wo er es mit Leuten zu thun hat, welche der Ansicht, der er huldigt, nicht angehören, niemals zu Ungerechtigkeiten hinreißen. Man sieht dies namentlich bei der Charakteristik eines Bellart. Pinard steht nämlich seiner politischen Überzeugung nach auf der Seite der Liberalen; aber dessenungeachtet zollt er dem außerordentlichen Talente dieses Mannes, von dem die liberale Presse während der Restauration so viel zu leiden

hatte, volle Anerkennung. Zu den gelungensten Partien seines interessanten Werks rechnen wir namentlich die Schilderungen eines Philippe Dupin, eines Chair-d'Est-Ange, eines Paillet und Marie und ganz vorzüglich die Notiz, welche er einem der Richter von Ludwig XVI., dem berühmten Lepelletier Saint-Fargeau, widmet. Hier wird die Darstellung zuweilen wahrhaft beredt. 6.

Ein Brief des Cardinals Enrico Gaetano an Heinrich IV. von Frankreich.*)

Sixtus V. pflegte in der Wahl der Organe, durch die er seine bekannten Restaurationsefforts im Interesse des Katholicismus betrieb, nicht weniger vorsichtig als glücklich zu sein. Es ist das im strengsten Wortverstande auf den Cardinal Enrico Gaetano anzuwenden, den er im September 1589 als seinen Legaten und Chef der im Stillen angeordneten Contrereform am pariser Hofe accreditirte. Der Cardinal war eine sehr bedeutende Persönlichkeit, die großen Theil an den das 16. Jahrhundert bewegenden Geschichtsmotiven hatte. Es erhellt das hauptsächlich aus einem eigenhändigen, von der noch in Rom fortlebenden Familie der Gaetano in ihrem Archiv mit Eifersucht verwahrten und für historische Forschung noch unbenutzten Epistolario desselben. Folgendes, in diplomatischer Hinsicht nicht das wichtigste, aber doch charakteristische Schreiben an König Heinrich IV. von Frankreich, zeither ungekannt, entstammt jener Sammlung. Das Original ist ohne Datum; doch ist es jedenfalls nach dem 16. September 1595 abgefaßt, zu welcher Zeit Heinrich IV. mittels seiner Procuratoren Jakob David Herrn von Peron und Arnold d'Ossat zur katholischen Kirche zurücktrat und sich den apostolischen Segen von Clemens VIII. erwirkte.

„Il sig. di Peron Orator di Vostra Maestà Cristianissima, e del suo consiglio di stato, se ne torna in Francia ben spedito circa gli ordini avuti da Lei per Roma, e le porta la benedizione apostolica, e l'affetto paterno di nostro signore, con applauso del nostro sagro colleggio. Ringrazio la divina bontà del felico (sic!) successo, e me ne rallegro con la maestà vostra Cristianissima per la vera sua gloria, e per l'acquisto inestimabile che ha fatto di se medesima, restituita alla communion de' fedeli con stabilimento del real titolo che le da la prerogativa del sangue: e me ne rallegro insieme con la chiesa cattolica, essendosi riconciliato con lei il suo primogenito, e fatta quella buona unione, che sola poteva essere la salute de' popoli, dei quali fin da quell' ora che fui legato in cotesto regno, questa santa Sede è stata perpetuamente con ansia, più per timore della corruttela spirituale, che per le armi civili, sappendo quanto sia peggiore il male che ha forza di uccidere le anime di quello che può causar la rovina delli Stati e la perdita delle persone. Spero che siccome la maestà Vostra Cristianissima in deliberar e disponer di se ha eletta la parte ottima, così in eseguir la deliberazione conserverà il medesimo pio, generoso e costante animo e piacerà uniformemente al volere e giudicio del Signore Dio che le assiste: talche essendole stata aperta qua in terra la chiesa militante per mano di sua Beatitudine, aprirà a se stessa in cielo la trionfante col mezzo delle proprie opere, colle quali si mostrerà veramente emula dell' antica fede e pietà de' suoi gloriosi progenitori, aggiungendo alle loro memorie meriti e documenti di virtù simile e di non minor esempio: e così crescerà ogni giorno in noi, e particolarmente in me la riverenza, e l'affezione verso la Maestà vostra Cristianissima, e l'obbligo e buon proposito che si ha di prestarle ossequio, e servirla, giacchè il real suo servizio non ha di esser diverso da quello di Dio e della sua chiesa, ma il medesimo in ogni cosa ed in ogni tempo, siccome Le dirà più diffusamente il signor di Peron, al quale mi rimetto, supplicando vostra Maestà Cristianissima a volergli credere in tutte le cose che le dirà, e specialmente in quello, che le referirà da mia parte in testimonio della mia devotissima servitù, mentre io suo servitor affezzionatissimo le bacio riverentemente le mani, e la prego dal Signore Dio nuovi e continui doni della sua grazia." 112.

*) Vgl. in Nr. 88 d. Bl. die Briefe Heinrich's IV. an Clemens VIII. D. Red.

Literarische Notiz aus England.

Entdeckungsreise nach dem Nordpol.

Folgendes Werk: „A voyage towards the North-pole, performed in his Majesty's ships Dorothea and Trent, under the command of captain *David Buchan*, R. N., in 1818. To which is added a summary of all the early attempts to reach the Pacific by way of the pole. By captain *F. W. Beechey*, R. N.", welches vor kurzer Zeit in London erschien, gewährt dem Leser Belehrung und Unterhaltung. Der später auf einer andern Seereise ums Leben gekommene Capitain Buchan ließ sich nicht bewegen, seine nicht nach Wunsch gelungene Entdeckungsreise selbst herauszugeben, war aber ganz damit zufrieden, daß der Capitain Beechey es statt seiner that. Diesem Letztern, der ein ebenso kenntnißreicher Seefahrer als geschickter Beobachter ist, haben wir also das obengenannte interessante Buch zu verdanken. Als im Frühjahre 1818 die Schiffe Isabella und Alexander für den Capitain Roß und den Lieutenant Parry zur Nachforschung eines nordwestlichen Durchgangs am Nordpol ausgerüstet wurden, wurden zu gleicher Zeit die Schiffe Dorothea und Trent für den Capitain Buchan und den Lieutenant Franklin ausgerüstet, um einen Weg nach dem Stillen Meere am Nordpol zu suchen. Die Eigenthümlichkeit dieser Richtung der Reise bot Gelegenheit dar, nützliche Untersuchungen anzustellen über die elliptische Form der Erde, über die magnetischen Erscheinungen, über die Strahlenbrechung der Atmosphäre in den höhern Breitengraden unter gewöhnlichen Umständen und über ausgedehnten Eismassen, über die Temperatur und specifische Schwere der See auf der Oberfläche und in verschiedenen Graden der Tiefe, über meteorologische und andere interessante Phänomene. Am 25. April 1818 verließen die beiden letztgenannten Schiffe die Themse, Lerwick am 10. Mai, und passirten am 14. den Polarkreis; am 18. Mai erreichten sie die Parallele von 72° 36′ und am 24. sahen die Reisenden die Bäreninseln (nach dem Engländer Francis Cherie auch die Cherie-Inseln genannt) unter der Breite von 74° 33′, ungefähr in der Mitte zwischen Norwegen und Spitzbergen. Besonders anziehend ist die Beschreibung des Capitain Beechey von den Wirkungen, welche das Licht der nie untergehenden Sonne auf die Bemannung der beiden Schiffe machte, und von der unzähligen Menge lebendiger Geschöpfe, welche man in jenen frostigen Polargegenden antrifft. Millionen von Seevögeln schwärmten in der Luft, eine zahllose Masse von Fischen und Seethieren jeder Art zeigte sich von Zeit zu Zeit auf der Oberfläche des Meeres, und Heerden von Rennthieren bevölkerten die Inseln. Seebären, Polarfüchse, See-Einhörnchen u. s. w. findet man überall in jenen nördlichen Gegenden. Die beiden Schiffe wurden durch die ungeheuern Eismassen im Meere zuletzt so beschädigt, daß die Reise nicht weiter als nach Spitzbergen fortgesetzt werden konnte. In einem Anhange zu der obgedachten Reisebeschreibung gibt uns der Verf. eine kurze Erzählung der verschiedenen Versuche, eine nordwestliche oder nordöstliche Durchfahrt von dem Atlantischen nach dem Stillen Meere, von der Zeit Cabot's und Sir Hugh Willoughby's bis zum Capitain Phipps, zu entdecken. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 124. — 3. Mai 1844.

Venedey über Irland.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 123.)

Wenn man die geschichtlichen Bedingungen, denen Irland anheim gegeben war, bis auf diesen Zeitpunkt unparteiisch betrachtet, so wird man gewiß zu der Überzeugung kommen, daß bis jetzt von England weit weniger aus bösem Willen und aus Mangel an Verständniß als aus unglücklicher Verkettung der Verhältnisse zur Civilisirung geschehen war. Venedey scheint freilich einer andern Ansicht zu sein. Hätte, wie schon bemerkt, Elisabeth sich noch den ruhigen Besitz Irlands erworben, so wäre gewiß von ihr schon für das unglückliche Volk gethan, was nun Jakob begann. Er brach die willkürliche Macht der Clansoberhäupter und suchte Recht und bürgerliche Ordnung einzuführen; namentlich machte er sich um eine vernünftige Erbfolge verdient. Das Volk athmete auf unter dem Schutze des Gesetzes, leider aber befleckte auch Jakob seine Regierung bald, während früher nur durch die Willkür geraubt war, durch Plünderungen unter dem Scheine des Rechts. Die alte Stellung Englands den Irländern gegenüber war nicht vergessen worden; die Wage des Vortheils war wieder gestiegen. Schien es anfangs, als habe der König durch eine geregelte Erbfolge ein bestimmtes Eigenthumsbewußtsein hervorrufen wollen, so war durch seine Confiscationen wieder jeder Besitzzustand in ein verzweifeltes Schwanken gerathen. Von der englischen Revolution sagt Venedey in Bezug auf Irland:

> Irland war nicht die Ursache, wol aber eine der Veranlassungen der englischen Revolution, und die irländischen Verhältnisse bahnten Karl I. den Weg zum Blocke und Cromwell den zum Fuße des Throns.

Dahlmann's neuestes Werk über die englische Revolution habe ich noch nicht lesen können. Gewiß wird es auch interessante Aufschlüsse über die irländischen Verhältnisse jener Zeit entfalten. Bei Venedey findet man die Behauptung wiedergegeben, daß die Regierung, der die irländische Verschwörung verrathen war, dieselbe absichtlich zum Ausbruche kommen ließ. Die puritanischen und republikanischen Grundsätze, welche seit 1640 in England das Übergewicht hatten, waren auch nach Irland hinübergetragen, der Nationalhaß, der Glaubensfanatismus, die Unsicherheit des Eigenthums und Gesetzes trugen den Zunder zusammen und schürten ihn an. Daß die Ausbildung der Verschwörung aber von der englischen Regierung begünstigt sei, kann ich nicht annehmen. Wurden bei der verwickelten Lage, worin sich England befand, alle Verhältnisse dadurch ja nur noch schwankender und hatte die irländische Verschwörung ja eine solche Stärke gewonnen, daß nur durch die zufällige Rettung Dublins die Macht der Engländer auf dem grünen Erin erhalten wurde. Wie hätte die Regierung nicht besorgt werden müssen; aber ihr erschien Irland so gedemüthigt und so erschöpft, daß sie glauben mochte, die verschiedenen Winke und Gerüchte unbeachtet lassen zu können, hier sei keine Gefahr vorhanden. Es ist richtig, wie Venedey bemerkt, daß ein protestantischer Mitverschworener der Regierung den ganzen Plan entdeckte; aber wann war es? Am Vorabende des Ausbruchs. Es ist kein Wunder, daß man da nur „an Vertheidigungsmittel und an die Verhaftung einzelner Verschworener" dachte. Es scheint mir nicht richtig, wenn Venedey darin einen Beweis zu finden glaubt, daß die Verschwörung begünstigt worden sei. Was konnte die Regierung denn noch, am Vorabende des Ausbruchs, in einer Verschwörung thun, welche die ganze Insel ergriffen hatte? Und that sie nicht Alles, was sie in der Eile irgend thun konnte? Die Puritaner und Republikaner in England haben freilich den König beschuldigt, er sei der Anstifter dieses Blutbades gewesen, und noch in unserer Zeit haben parteiische englische Schriftsteller diese Meinung zu vertheidigen versucht; es läßt sich aber nicht einmal eine Wahrscheinlichkeit finden, und als Phelim O'Neal zum Tode geführt wurde, hat er wiederholt die Unwahrheit eines solchen Gerüchts, für dessen Bestätigung ihm vollkommene Begnadigung versprochen war, behauptet. (Irland, B. VI, Cap. 2, Bd. 3, S. 394 fg.)

Die Rache der Irländer und der schreckliche Ausgang dieses abscheulichen Blutbades sind bekannt. Die Iren wütheten wie Bestien und lieferten der Welt wieder den Beweis, daß staatlicher Druck und religiöser Fanatismus zu dem Grausenhaftesten führen, was die Weltgeschichte gesehen hat. Der Friede, den der unglückliche Karl mit Irland schloß, mußte den Haß des englischen

Parlaments gegen dieses noch erhöhen, und wenn der König auf dem Schaffot starb, so war vorauszusehen, daß Alles geschehen werde, um Irland ebenfalls niederzutreten. Cromwell kam nach Irland, und das Blut floß in Strömen über die verzweifelnde Insel. Venedey schließt diese düstere Periode mit folgenden beherzigenswerthen Worten:

So wurde Irland zum dritten Male erobert und englisirt. Cromwell aber sah weiter als seine Vorgänger; er war der erste englische Politiker, der an die Union zwischen England und Irland dachte. Von nun an sollte Irland zum englischen Parlamente 30 Mitglieder senden, um so mit England nur Eins, nur ein Herz und eine Seele zu machen. Cromwell, auf die Ruinen Irlands herabsehend, mochte glauben, Irland aus dem Reiche der Lebendigen ausgestrichen und von nun an in Irland das „englische Interesse" so fest begründet zu haben, daß das „irländische" nie wieder aufkommen werde. Er wußte nicht, daß Gewalt keinen Boden hat.

Man kann wol sagen, daß die Herrschaft der Republikaner das Grausamste doch gewesen ist, welches je auf dem armen Erin lastete. National- und Glaubenshaß konnten ungestraft alle Schandthaten begehen, und es ist nicht zu verwundern, daß Irland die Restauration der Stuarts mit Hoffnung begrüßte; aber nichts wurde besser. Der Druck der Katholiken steigerte sich, und wenn der englische Generalgouverneur, Lord Esser, selbst sagte: „daß er die Leiden dieses Landes mit nichts vergleichen könne als mit denen eines Hirsches, der, abgerannt, den Hunden zum Lohne hingeworfen werde und von dem jeder sich sein Stück abreiße", so mag man sich ein Gemälde von dem irischen Jammer und Elende denken.

Man muß freilich berücksichtigen, daß das irische Blutbad den Haß der Engländer gesteigert; aber wer hatte den Iren zu diesem scheußlichen Acte getrieben? Englands Druck und der Fanatismus römischer Pfaffen, welche das irische Volksgefühl für Rom auszubeuten suchten!

Jakob II. war Katholik und begünstigte den irischen Katholicismus. Er war gerecht gegen Irland, wie Venedey sagt, jedoch wird dieser das Benehmen des Königs und seine Schritte gewiß nicht von Unvorsichtigkeit freisprechen können? Die Folge mußte eine neue Revolution sein. Wilhelm landete in Irland und der Vertrag von Limerick machte dem Kampfe ein Ende, die Insel war verwüstet, das Volk war verwildert.

Der Vertrag von Limerick sicherte Irland religiöse Freiheit und Duldsamkeit.

Aber Wilhelm III., der diesen Vertrag geschlossen hatte, wurde, trotz seines bessern Willens, von England gezwungen, demselben direct entgegenzuhandeln. Einer der ersten Schritte war, daß das englische Parlament beschloß, aus dem irischen Parlamente alle Katholiken fern zu halten (1691). So brach man die letzte Hoffnung Altirlands. Aber man begnügte sich nicht mit der Vernichtung der politischen Macht des niedergetretenen Volks. Man wollte seine Wiederaufrichtung für alle Ewigkeit unmöglich machen und glaubte, das Mittel in der geistigen Entartung und Verwilderung zu finden. England verbot, schon unter Wilhelm, jeden Unterricht der Katholiken, der Irländer. Ein Gesetz verbannte die Priester und Lehrer; ein zweites verbot den Protestanten, Katholiken zu unterrichten; ein drittes verbot den Katholiken, ihre Kinder außer Landes zu senden, um sie wenigstens in der Fremde unterrichten zu lassen.

Die Vermischung der Racen hat überall die allmälige Emancipation der Unterdrückten nach sich gezogen. England verbot alle Heirathen zwischen Katholiken und Protestanten, zwischen Irländern und Engländern. Dann untersagte es allen Katholiken, confiscirtes Land zu kaufen, beschränkte das Recht, Pachtverträge auf längere Zeit einzugehen, auch Land auf länger als 30 Jahre zu besitzen. Man verbot ihnen, Handel in Corporationsstädten zu treiben, und untersagte ihnen, Pferde zu besitzen, die mehr als fünf Pf. St. werth seien. Zuletzt, abermals gegen den Buchstaben des Vertrags zu Limerick, wurden die Katholiken gezwungen, jede Waffen, die sie besaßen, auszuliefern.

Das waren die Grundsteine eines Systems, das ein Jahrhundert lang consequent durchgeführt wurde — Entartung, Verwilderung, Unselbständigkeit, Verarmung und Ohnmacht waren die Mittel, durch die man zu dem Ziele, Ausrottung des Katholicismus in Irland, und Vernichtung oder wenigstens ewige Unterthänigkeit der irischen Race unter die englische, strebte. Das System war consequent — und dennoch verfehlte es sein Ziel, hatte es am Ende die vollkommen entgegengesetzte Folge. Es gibt höhere Gesetze in der Natur des Menschen als die, die Menschendünkel schafft, um die Natur zu höhnen und sie zu zwingen, dem Eigennutz zu huldigen.

Auf dieser Grundlage bauten die Regierungen Englands bis zum Ende des 18. Jahrhunderts fort. Unter Anna waren neue Lehrer herangewachsen, und so verbot man allgemeiner, daß kein Papist einen andern Papisten unterrichten dürfe. Katholische Priester, die nach Irland kamen und dort Gottesdienst thaten, wurden zum Galgen verurtheilt. Später versprach man 50 Pf. St. Lohn für die Anzeige katholischer Bischöfe und Generalvicare und erklärte das Spionwerk von Parlaments wegen für einen „ehrenhaften Dienst". Unter Georg I. wurde das Gesetz gegen die gemischten Ehen dahin verstärkt, daß man Galgenstrafe für jeden katholischen Priester verordnete, der eine solche einsegnete.

Aber es genügte nicht, die Katholiken so von allem Fortschritte, von allem Besserwerden ausgeschlossen, den Lohn für jede Schlechtigkeit geboten, dem Verrath seinen Preis gegeben, ihn für „ehrenhaft" erklärt zu haben — man ging weiter und warf die Versuchung zum Verrathe zwischen Vater und Sohn, zwischen Schwester und Bruder. Jedes Kind einer katholischen Familie, das zum Protestantismus überging, erhielt augenblicklich von dem Lordkanzler eine solche Unterhaltung zugesagt, als diesem gutdünkte, natürlich auf Kosten des Vaters. Der Vater verlor durch den Übertritt des Sohnes oder eines andern directen Erben zum Protestantismus das Verfügungsrecht über sein Vermögen, wurde vom Eigenthümer zum lebenslänglichen Pachter. Kein Katholik konnte der Vormund seiner nächsten Verwandten werden, und ebenso kein Katholik seine protestantischen Verwandten beerben.

Endlich wurden die Katholiken auch des Wahlrechts

zum Parlamente beraubt und ebenso von allen städtischen Corporationen und Freiheiten sowie von allen Rechtspflegerwürden ausgeschlossen. Unter Georg II. dehnte man das letztere Gesetz noch dahin aus, daß auch ein Attorney oder Barrister, der eine Katholische zur Frau nahm, disbarred, aus der Liste der Rechtspfleger ausgestrichen wurde.

In diesen Strafgesetzen (penal-laws) liegt die Geschichte eines Jahrhunderts für Irland. Wohin sich der Irländer wendete, ob zu seinem Gotte, ob zu seinen Kindern, seinem Weibe, ob zu seinem Eigenthum — überall traf er auf ein englisches Gesetz, das ihm zurief: „Zurück, du bist ein rechtloser Sklave." Und diese Gesetzgebung hatte dann wirklich die Folge, daß sie Irland noch elender machte, als es je vorher gewesen war. Noth und Hunger, Pest und Verwüstung waren an der Tagesordnung. Im J. 1740 allein verhungerten nicht weniger denn 400,000 Menschen in Irland.

Die Geschichte, gewohnt des Blutes, des Jammers der verzweifelnden Völker, verhüllt ihr Angesicht, und Venedey kann nicht schwarz genug malen! Ein Fluch trifft das stolze England, Verachtung eine Freiheit, die solchen Greuel in einem Brudervolke anrichten konnte! Diese penal-laws haben nichts Ähnliches. Die Grausamkeiten orientalischer Barbaren sind nichts gegen diese systematische Zerrüttung. Bis zu welchem Zerrbilde ist hier der einseitige Nationalstolz und der Protestantismus getrieben worden!

Venedey hätte aber wol noch bemerken können, daß in diesem Zeitraume das englische Parlament mehr als jemals das englische Handelsinteresse zum Hauptgegenstande seiner Aufmerksamkeit gemacht hatte, daß es sich auf den niedrigen Standpunkt des englischen Kaufmanns stellte und immer nur „Old-England for ever!" dachte. Nach diesen Krämermaximen, wie Adam Smith sie nennt, mußte sich denn auch das unglückliche Irland ausbeuten lassen. Sie schützten häufig Nationalstolz und protestantisches Interesse nur vor, weil sie sich ihrer selbst schämten!

Ein merkwürdiger Mann in dieser Periode war Swift, Dechant in Dublin; er suchte in seinen Schriften das Selbstbewußtsein der Iren aufrecht zu erhalten und die habgierigen Handlungen Englands zu entlarven. Ich finde nicht, daß Venedey denselben berücksichtigt hat. War das 18. Jahrhundert überhaupt das Zeitalter der Revolutionen, so war Swift ein echtes Kind seines Jahrhunderts.

(Der Beschluß folgt.)

Unglaubliche Dinge, die aber doch einmal geglaubt wurden.

Wenn man in den Schriftstellern, die vor etwa 200—300 Jahren gelebt haben, herumblättert, so erstaunt man oft über die Nachrichten, die sie mittheilen. Öfters weiß man nicht, ob sie belogen und betrogen worden sind, oder ob sie belügen und betrügen wollten. Da fiel mir vor kurzem das Werk von Levinus Lemnius: „De occultis naturae miraculis" (Antwerpen 1574), in die Hände; es war derselbe seiner Zeit ein sehr berühmter Arzt (zu Zirickſee in Seeland) und, wie aus diesem Buche erhellt, auch außerordentlich belesen; er kannte die alten Griechen und Römer, den Hesiod so gut wie den Plato, den Plautus wie den Ovid und Virgil. Häufig geht er auch mit Kritik zu Werke und nimmt diese oder jene Behauptung entweder mit Einschränkung an oder sucht die Gründe auf, welche dafür sprechen. Nichtsdestoweniger strotzt das Buch von den wunderlichsten Dingen, die man öfters zwei oder drei Mal lesen muß, um sich zu überzeugen, daß man sich nicht geirrt hat. Eine kleine Ausbeute davon wird nicht unwillkommen sein, denke ich. Sie thut am besten den Unterschied zwischen jetzt und damals dar. Jeder Schulknabe würde sich jetzt schämen, solche Dinge für wahr zu halten und nachzuerzählen, die ein Mann konnte drucken lassen, der damals für einen der gelehrtesten Ärzte galt.

So erzählt er z. B. S. 38 von einem Monstrum, das eine Frau, die ihn zur Hülfe rufen ließ, geboren habe. Es hatte einen krummen Schnabel, einen langen, runden Hals; die Augen gingen hin und her; dazu kam ein spitziger Schweif (cauda acuminata) und eine außerordentliche Beweglichkeit der Füße. Sowie das Ungeheuer das Licht der Welt erblickt hatte, erhob es ein Zetergeschrei (stridoribus conclave implet), lief aus einem Winkel in den andern und suchte sich zu verbergen, bis es von den anwesenden Frauen mittels Kissen erstickt wurde. Was ist gegen diese Geschichte Gellert's Erzählung von dem Ungeheuer, das die Frau Lucinde geboren hatte? Wenn ein Arzt in solchen Dingen so leichtgläubig ist (denn daß er das Monstrum selbst lebend, ja nur todt gesehen habe, geht aus seiner Erzählung nicht hervor), so kann man sich nun auch wol denken, wie er auf Arzneimittel Vertrauen setzte und seinen Kranken verordnete, von denen jetzt kein Mensch mehr etwas weiß. So hält er ungemein viel (S. 148) auf geraspelte Menschenhirnschädel-Knochen, und zwar sollen solche von einem Mannsschädel einem Manne, von einem Weibe einem Weibe, in rothem Weine oder Meerzwiebelsafte bei Ruhr und Blutabgange gegeben werden. Gegen die Epilepsie wirke nichts besser, meint er, als die Klaue des Elennthiers, was er durch viele Erfahrungen erprobt habe, obschon ihm die Ursache ziemlich dunkel sei; es bedarf nur eines Ringes, in welchem eine kleine Partikel von solcher Klaue enthalten ist; der Ring wird an den kleinen Finger des Leidenden gesteckt und im Augenblick hilft es. Er hat solche Wirkung mehr als einmal gesehen (S. 149). Gleich dem alten Plinius („Hist. nat.", VII, 17) behauptet er S. 158, daß der Leichnam eines ertrunkenen Mannes auf dem Rücken schwimme, und der Leichnam eines ertrunkenen Weibes die entgegengesetzte Lage behaupte, und ebenso verbreitet er sich ausführlich (S. 160 fg.) über die Erscheinung, daß sowol solche Leichname wie die von Ermordeten häufig zu bluten anfangen, wenn ihre Freunde sich um jene stellen oder Derjenige dazu kommt, welcher diese ermordete. Im Ganzen ist er hier jedoch so guter Physiolog, als es die mangelhafte Wissenschaft seiner Zeit nur immer gestatten wollte; bei Ertrunkenen erklärt er die Erscheinung aus den heftigen Bewegungen, die der Leichnam eines solchen erfährt, indem man ihn bald auf den Kopf, bald auf die Beine stellt und so das in den Adern befindliche Blut zum Fließen bringen könne. Bei Ermordeten, wenn ihnen der Mörder nahe, sei vielleicht noch eine „latentis naturae vis atque imaginatio" vorhanden, sodaß das Blut deshalb aufbrausen und herauslaufen könne. Daß damals der Gerichtsbrauch allgemein war, einen muthmaßlichen Mörder an den Leichnam zu bringen, weil man annahm, daß die Wunden des letztern dann bluten würden, dürfen wir als bekannt voraussetzen. Wie mancher Unschuldige mag dadurch für überwiesen geachtet worden sein! Die Wunden bluteten, weil sie noch frisch waren oder weil die Fäulniß schon die noch vorhandenen Säfte aufgelöst hatte!

Äußerst wunderlich und komisch kommt uns der Aberglaube vor (S. 162 fg.), welcher zur Zeit des Lemnius mit

dem zarten Häutchen getrieben wurde, das den Fötus bis zu seiner Geburt umhüllt. Lemnius kennt die Natur und Bestimmung dieser Hülle sehr genau, und ebenso erklärt er hinreichend, warum bisweilen auf dem Schädel des neugeborenen Kindes oder auch wol an einem andern Theile desselben ein Überrest davon nach der Geburt gefunden werde. Allein so natürlich es damit zugeht, so viel wunderbare Dinge sah damals der Aberglaube in einem solchen Überbleibsel. Hatte dies Häutchen auf dem Kopfe des Kindes eine schwärzliche Farbe, so sollte dem Kinde nichts als Unglück bevorstehen und es von Gespenstern oder Hexen zeitlebens verfolgt werden; desto glücklicher schien ihm die Zukunft zu lächeln, wenn die Farbe dieser Hülle ins Röthliche spielte. Indem Lemnius über die „amiculae" spottet, welche solche thörichte Furcht oder Hoffnung hegen, bemerkt er aber auch zuletzt aus dem Älius Lampridius (einem Schriftsteller des 3. Jahrhunderts n. Chr.), daß schon damals ein arger Aberglaube mit dieser „galea capitis" getrieben worden sei; die Advocaten kauften sie den Hebammen sehr theuer ab, in der Hoffnung, desto größere Beredtsamkeit üben zu können. So behauptet der Aberglaube Jahrhunderte lang seine Rechte bei ganz verschiedenen Völkern, in ganz verschiedenen Ländern, bei ganz verschiedener Sitte und Religion!

Es ist so ziemlich das einzige Mal, wo Lemnius sich weit über seine Zeit erhebt, denn S. 168 fg. treffen wir ihn schon wieder auf einem recht alten Steckenpferde jener Tage. Der dem kleinen zunächst befindliche Finger der linken Hand soll von allen Krankheiten, namentlich aber vom Chiragra, von der Gicht, am allerwenigsten ergriffen werden; wenn es aber geschieht, sinke auch alle Geistes- und Körperkraft zusammen. Die Ursache dieser Erscheinung leitet er von der unmittelbaren Verbindung dieses Fingers mit dem Herzen ab, aus welchem zu ihm eine Arterie gehe. Die Sitte, an diesem Finger einen goldenen Ring zu tragen, um ihn auszuzeichnen sowie das Herz dadurch selbst zu stärken, billigt er ungemein. Bei Leuten, die in Ohnmacht gefallen waren (animi defectu collapsis), pflege er gewöhnlich diesen Finger zu kneipen und mit Gold, dem etwas Safran zugemischt sei, zu reiben; die Kraft ströme dann aus ihm dem Herzen zu und erwecke die Lebensgeister wieder. Schon die ältern Ärzte hätten ihn den Arzneifinger genannt, und alle Arzneien, alle Tränkchen mit ihm gemischt, weil an seiner Spitze nichts Giftiges und dem Menschen Schädliches hängen bleibe, ohne sich gleich dem Herzen mitzutheilen.

Auf den Krötenstein hält der gute Mann nicht minder viel (S. 213 fg.). Der Aberglaube jener Zeit wähnte nämlich, daß im Kopfe einer Kröte, die lange in Gesträuchen oder Schilf, unter Dornengebüsche lebe, sich ein Stein bilde, der oft ihre Gestalt darstelle. Je größer ein solcher Stein sei, desto mehr und schnellere Wirkung thue er, um alle Bisse von giftigen Thieren zu heilen. In seiner Familie, erzählt Lemnius, habe man einen solchen Stein von der Größe einer Haselnuß und darüber, den er vielmals gegen Geschwülste und Entzündungen, welche damit häufig berührt und gerieben wurden, nützlich gefunden habe. Sobald eine Maus, eine Spitzmaus, eine Spinne, ein Käfer — sie alle schaden freilich Niemandem! —, eine Wespe, sich auf irgend einen Theil setzten, so lasse gleich der Schmerz nach und die Geschwulst mindere sich. Sonderbar bleibt es nur, daß in keiner Kröte ein gleicher Stein gefunden wird, und man sucht vergeblich nach der Natur dessen, der angeblich solche Wirkungen äußern sollte. Lemnius führt noch eine Menge ähnlicher Steine an, die, äußerst hart, sich in den Köpfen vieler Fische finden sollen, namentlich in denen der Stockfische. Sie mußten jedoch gepulvert und mit Wein zum innern Gebrauche verwendet werden, wenn sie gegen Kolik, Nierenschmerzen u. s. w. nützen sollten, in welchen er sie besonders empfiehlt. Ein dreieckiger Stein im Karpfenkopfe werde vornehmlich gegen Nasenbluten hülfreich sein. Hier sieht man wenigstens offenbar, daß ein Knochen im Kopfe desselben für einen Stein gehalten wurde, denn Jeder, der einen Karpfenkopf zerlegt, findet ihn, ohne daß er ihn gegen das Nasenbluten seiner Kinder aufbewahrt, weil dieses in hundert Fällen neunundneunzig Mal — von selbst nachläßt.

Selbst des Basilisken Dasein wird von unserm Lemnius nicht bezweifelt (S. 402 fg.), doch behauptet er nicht, ihn selbst gesehen zu haben, sondern erzählt nur das Märchen, wie ein alter Hahn im Sommer, während der Hundstage, ein rundes, kreisförmig gebildetes, braunes oder dunkles oder vielfarbiges Ei lege, aus welchem der Basilisk, ein giftiges Thier, sechs Fuß lang, mit dreieckigem Kopfe, gleich einer Königsstirn mit einem Diadem geschmückt, mit sprühenden Augen, die Jedem, der ihnen begegnet, den Tod bringen, hervorgehe. Ein solches Ei aber müsse von einer Kröte ausgebrütet werden, wie das Volk allgemein glaube, denn er selbst wage darüber nicht fest abzuurtheilen, sondern wisse nur, wie in Zürichsee zwei alte Hähne erst mit Schlägen hätten fortgetrieben werden müssen, als sie durchaus ein Ei hätten bebrüten wollen, das man aus Besorgniß endlich zertreten habe; ebenso seien die Hähne selbst getödtet worden, solche Gefahr zu verhüten.*) Wir übergehen, was der gute Mann noch weiter zur Erklärung der Art sagt, wie der Basilisk durch Fäulniß im Ei gebildet werden könne, gleichwie die Wespen, Käfer, Fliegen u. s. w. im Miste, die Würmer im Holze, in den Nüssen und dem Käse u. s. w. sich erzeugten, eine Ansicht, die in jener Zeit allgemein war.

Daß wir in solcher Art aus dem dicken Buche gar noch Vieles ausheben könnten, dürfen wir wol nicht erst versichern, und ebenso wird man uns glauben, wenn wir sagen, daß es, den Reiz der Curiosität abgerechnet, wenig andern Nutzen bringen würde, als den Unterschied der Bildungsstufe jener Zeit und der von unserer zu zeigen, was bereits hinreichend geschehen ist. Nichtsdestoweniger finden sich einzelne Bemerkungen, welche dem Manne alle Ehre machen, denn sie gelten noch heute, werden aber so wenig beachtet wie zu seiner Zeit. So theilt er S. 171 die Erfahrung mit, daß alles Holzwerk, mit einer Auflösung von Alaun getränkt, vom Feuer nicht zerstört werden könne, und beruft sich hierbei auf den alten Vitruvius (II, 9; XV, 1). Vitruvius ist vergessen, Lemnius ist vergessen, die Alaunauflösung ist zwar nicht vergessen, aber keine Behörde denkt daran, sie in ihre Feuer- und Baupolicei aufzunehmen. Nun und nimmermehr könnten ganze Städte abbrennen, wenn alles Holzwerk damit oder mit einer Schwefel-Vitriol-Auflösung vor dem Bearbeiten gesättigt worden wäre. Unsere Weisheit besteht aber, bei Behörden wie bei den Einzelnen, meist nur darin, nach großen Unglücksfällen das Mitleiden in Anspruch zu nehmen, statt auf Mittel zu denken oder diese auch nur anzuwenden, die Unglücksfälle zu verhüten. So kann Hamburg, Kamenz, Oschatz und noch manche Stadt zum zweiten Mal abbrennen, ohne daß Jemand an das Wort des Lemnius denken wird: „Ligna et tabulata, alumine illita, non ardescunt!"

96.

Bemerkung.

In Nr. 91 d. Bl., S. 363, ist in dem in der Übersetzung mitgetheilten Briefe Napoleon's an seinen Bruder jedenfalls das Französische falsch gelesen worden, und dadurch Napoleon zu einer Frivolität gelangt, die ihm offenbar nicht eigen war. Er verlangt wahrscheinlich von seinem Bruder keine Gefährtin (compagne) — denn Maitressen liebte er nicht —, sondern einfach ein Landhaus (campagne) bei Paris oder in Burgund, worin er sich einschließen und arbeiten will.

125.

---

*) Ungefähr also wie 1474, wo der Rath in Basel einen Hahn verbrennen ließ, weil er ein Ei gelegt habe und ein Hexenmeister sei. Auch das Ei ward verbrannt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 125. —— 4. Mai 1844.

Venedey über Irland.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 124.)

Der Aufstand der „united Irishmen" ist eine der großartigsten und zugleich traurigsten Epochen in der traurigen Geschichte Irlands; ein Volk kämpft für seine Freiheit und muß unterliegen, ein zweites Polen. Man kann diese irische Revolution aber nur dann begreifen, wenn man die Mühe über sich genommen hat, die ganze irische Geschichte zu verfolgen und sich von all dem Elend nicht abschrecken ließ, das dem Beobachter allenthalben entgegen weint. Die revolutionnairen Bewegungen der ganzen Welt, Europas und Amerikas, Amerikas, welches das verhaßte englische Joch gebrochen hatte, und die speciellen Nationalzustände Irlands riefen noch einmal zur Befreiung des Vaterlandes, des grünen Erins! Die Schilderung dieser Epoche ist eine der schönsten Partien des Venedey'schen Buchs und sollte von Jedermann gelesen werden. Er glüht in Haß gegen Alles, was Völker knechtet und entwürdigt, er hat das wärmste Mitgefühl für ein verzweifelndes Volk, die reinmenschlichste Theilnahme für seine ungeheuern Schmerzen. Als unparteiischer, reinmenschlich bewegter Samariter in dem großen Klinikum der europäischen Völker umherzuwandern, überall mitzufühlen, überall zu helfen und ein Trostwort zu haben und darüber die fürchterlichen Übel zu vergessen, welche den eigenen Körper zerstören wollen, das ist wol nur dem Deutschen gegeben. Venedey, verbannt aus seinem Vaterlande, von Allem, woran sein Herz und seine Liebe hängt, setzt nur sein ganzes Leben darein, das Unglück der Völker in seine gramerfüllte Brust aufzunehmen und nach Linderungsmitteln zu forschen. Der Aufstand Irlands war unglücklich, es scheint, als ob die Uneinigkeit zwischen den Irländern und den Engländern bei Blut am meisten zu seinem Mislingen beigetragen habe; die Folge davon ist die — Union gewesen.

England war an seinem Ziele angekommen. Was Heinrich VIII. geahnt, was die große Königin nur bescheiden gedacht, was Cromwell vergebens versucht hatte, sollten Pitt und Castlereagh ausführen. England und Irland waren vereinigt.

Und wunderbar — von dem Tage dieser Vereinigung schreibt sich die Wiedergeburt Irlands her. Wunderbar — weil so natürlich.

Es war ein verzeihlicher und leicht erklärlicher Irrthum, wenn die englischen Politiker die englische Colonie in Irland mit dem Volke Irlands verwechselten. Die englische Politik hatte die Irländer unter Cromwell und unter Wilhelm III. aus der Geschichte Irlands ausgestrichen und sich dann nach und nach daran gewöhnt, die englisch-irländische Aristokratie und Geistlichkeit für Irland anzusehen. Gab es doch in England selbst außer der Aristokratie und Geistlichkeit kaum wirkliche Bürger, kaum ein Volk im staatsrechtlichen Sinne. Die hohen Herren sahen auch in England nur sich — und unter ihren Füßen — den Mob. Wie sollten sie in Irland anders denken und urtheilen!

Die Union zwischen England und Irland ist einfach die Auflösung, die Rechtsvernichtung der englischen Colonie in Irland; sie ist die Zerstörung des einzigen Bandes, durch welches Irland mit England organisch zusammenhing.

Eine Union zwischen England und Irland scheint so durchaus natürlich, daß man sich, bei Unkunde der nähern Verhältnisse, wundern muß, wie das irländische Volk mit Hand und Fuß dagegen protestiren mochte. Das ganze Aggregat der britischen Staaten würden gewinnen, der nun ganz vereinigte Staat würde seine Kräfte um so besser gebrauchen können, die Fruchtbarkeit des irländischen Bodens, der Reichthum seiner Naturproducte, die freigewordene Industrie, alles Das, sagte man, würde nun dazu beitragen, daß Irland bald eins der blühendsten Länder Europas werden müßte! Die Union sollte Irland heilen und verjüngen. So glaubte man nicht blos in England, auch in Irland war diese Meinung bei Vielen verbreitet. Was wären, meinte man, partielle Nachtheile gegen den großen Gewinn des Ganzen! Aber man hatte das Wichtigste vergessen, man hatte sich nicht um den irischen Volkszustand bekümmert. Man meinte, die Union mit Irland werde sich ebenso bequem wie die mit Schottland machen: ein Irrthum, aus dem so viele unglückliche Folgen hervorgehen mußten. Schottland und England hatten sich gegenseitig mit gleicher Cultur durchströmt, Schottland war durch und durch germanisirt und zur Kirchenreform reif gewesen; Irland aber war durch England von jeder Germanisirung zurückgehalten, der Protestantismus hatte nicht den geringsten Boden gefunden, England hatte alle germanisirenden Processe der Iren gestört, es standen sich also noch immer zwei verschiedene Völker, Iren und Engländer, Celten und Germanen, schroff gegenüber; hier war eine wahrhafte Union unmöglich. Dieser Name

konnte nur einem Plane, die irländische Selbständigkeit, welche sich allen englischen Versuchen zum Trotz noch immer erhalten hatte, ganz und gar zu unterdrücken, zum Ausschilde dienen.

Und dennoch, Venedey sagt eine überraschende Wahrheit, die Union hat zur Wiedergeburt Irlands führen müssen. Die irisch-englischen, reichen Colonisten, die Zahl der Engländer in Irland wurde von Jahr zu Jahr kleiner, die englisch-irische Gentry, bisher in Dublin um das dortige Parlament versammelt, zog sich nach London, der Ire begegnete nicht mehr auf jedem Schritt einem stolzen, englischen Lord, sein Rücken ward wieder gerader, das irische Volksgefühl begann zu erwachen. Ebenso zog sich mit der Aristokratie die protestantische Geistlichkeit zurück, das College Maynooth aber war die Pflanzschule für eine echt-irländische, katholische Geistlichkeit geworden, welche tief auf das Volk und, um so weniger zu Gunsten Englands, einwirkte, da ihr zuerst bei Begründung der Union eine Staatsbesoldung versprochen war, dann aber später nicht gehalten wurde.

So bildete sich jetzt auch noch ein irländischer Advocatenstand aus dem Volke hervor; 1792 war den Katholiken das Barreau geöffnet worden. Advocat durfte der Irländer werden, aber kein — Richter. Wie war es anders möglich, als daß der irische Advocat der Anwalt seines Volks einer Nation gegenüber wurde, welche gelobt hatte, eine offene Union mit dem Iren einzugehen, und ihn nun auf jede Art bevormundete und drückte?

Gewiß ist es, daß die Irländer an ihrem Parlamente, wie es war, durchaus nichts verloren, aber es war ihnen das Recht genommen, ein Volk zu sein. Ihr irisches Parlament war lange eine blinde Dienerin englischen Interesses, das Wohl des Iren war ihm fremd geworden, das irische Parlament hatte die Union vollkommen gebilligt, aber die Institution war volksthümlich. England ist übrigens selbst Schuld, daß der Ire der Union widerstreben muß. Hätte es von jeher die Germanisirung Irlands begünstigt, hätte es dort den Protestantismus durch dieselbe ruhig organisirt und nicht zwangsweise einführen wollen, hätte es das grüne Erin nicht jeglichem Eigennutz preisgegeben, es würde sich keine natürlichere Verbindung als eine Union zwischen Irland und England denken lassen.

Jetzt, nachdem England die Geschichte Irlands verhunzt hatte, mußte Irland sich entschieden gegen eine solche Vereinigung erklären. Es konnte der Union kein Vertrauen schenken. Sie, sonst so natürlich, war jetzt unnatürlich geworden. Dies ist, nach meiner Ansicht, der richtige Standpunkt für die Beurtheilung Irlands in seinen Beziehungen zu England. Die Reaction gegen die Union war nothwendig, oder, was England nicht ungern gesehen hätte, das irländische Volksbewußtsein wäre erstorben! Aber wie hell kam es zum Vorschein! Zuerst in der Pacific agitation. Ihre Führer wurden bald ein katholischer Bischof — Dr. Doyle, und ein irischer Advocat — O'Connell!

Die vielen Aufstände Irlands gegen seine Unterdrücker, die Ströme Bluts, welche geflossen und Irland immer nur unglücklicher und unfreier gemacht hatten, waren Beweis genug, daß auf diesem Wege nichts zu gewinnen sei. England war, dem Iren gegenüber, zu reich an materieller Macht. Und von jetzt an sehen wir in Irland das großartige Schauspiel, daß ein ganzes Volk seinen Unterdrücker nur auf friedlichem Wege, auf dem Boden des Rechtes bekämpft! Es ruft die heiligsten Gefühle der Menschheit an, alle Völker werden von diesem nie dagewesenen Volkskampfe tief ergriffen und England selbst hätte vor dieser Waffe weichen und sein System, Irland gegenüber, verändern müssen, wäre es nicht eben England geblieben!

Die Pacific agitation wurde 1798 von England gebrochen, es wurden alle „repräsentativen Gesellschaften zum Petiren ans Parlament" verboten, aber schon 1805 suchen die Katholiken sich wieder zu vereinigen und sind 1809 in einem „Generalcomité" zusammengetreten. Auch diese Verbindung wird 1811 von der Regierung vernichtet und das arme Irland hat alles Recht verloren, in einer Volksgesammtheit an das Parlament zu petiren.

Zehn Jahre gehen darauf hin, ehe Irland den neuen Weg findet, um sein Elend ausschreien zu können. Aber von jetzt an hat sich auch die irische Bewegung organisirt und O'Connell ist ihr Mittelpunkt geworden. Er wird zum Wächter seines Volks. Wie er überall thätig war, wo es den Schutz der Iren, die Schilderhebung des Rechts gilt, das wird man in Venedey deutlich und klar nachgewiesen finden. Ich erinnere mich nicht, je irgendwo anders eine so lichtvolle Darstellung seines unermüdlichen Wirkens gelesen zu haben. Venedey hat nicht nur mit klarem, geschichtlichem Blicke, mit einer ungetrübten Anschauung aller Verhältnisse, er hat auch mit der Begeisterung für die Rechte und die Freiheit des Volks geschrieben. Wie das ganze Buch in allen seinen Partien von diesem edeln Gefühle, welches der Geschichtschreiber am wenigsten verleugnen darf, durchdrungen war, so kommt es nun in der letzten Periode der irischen Geschichte, in den gegenwärtigen Bewegungen derselben, am lebhaftesten zur Erscheinung. Es webt sich hier aller Schmerz und alle Freude, alle Verzweiflung und Zuversicht zu dem reinsten und wahrhaftesten Bilde zusammen und man mag wol der patriotischen Freude Raum geben dürfen, daß auch hier ein Deutscher der Erste war, welcher die verwickelten Zustände Irlands in einem lichtvollen Gemälde auseinanderzulegen wußte. Zugleich nimmt man den zweiten Theil von Venedey's „Irland" mit einem ganz andern Gefühle zur Hand als die gewöhnliche, leichtfertige Waare unserer modernen Touristen. 104.

Geschichte der neuesten Zeit von Peter v. Kobbe. Erster und zweiter Theil. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1843. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Verf. wollte die Geschichte der neuesten Zeit in einer gedrängtern und übersichtlichern Weise liefern, als bereits

in ähnlichen Werken, namentlich von Buchholz und Münch geschehen. Er beginnt mit dem Sturze Napoleon's und die beiden ersten Theile umfassen die europäischen Ereignisse bis zur Julirevolution; weiterhin sollen die außereuropäischen Länder an die Reihe kommen, und in einer dritten Abtheilung beabsichtigt der Verf. die Geschichte vom Ausbruche der Julirevolution bis auf unsere Tage fortzuführen. Demnach schließt das bis jetzt Erschienene mit dem Jahre 1830.

Es ist an dieser Zeit von 1815 bis zur Vertreibung der ältern Bourbons nicht viel Freude; die Mächtigen schreiten unaufhaltsam rückwärts und wo es einem Volke, wie etwa in Spanien oder Neapel, einfällt, vorwärts zu wollen und seine Stimme zu erheben, wird mit Kanonen darunter gefeuert, bis Alles wieder still und ruhig ist. Um für diese traurige Zeit noch einiges Interesse zu erwecken, müßte man sich lediglich an die Darstellung der bedeutendsten Thatsachen und hervorragendsten Persönlichkeiten halten, das kleine Detail aber gänzlich über Bord werfen. Was z. B. kümmert es die Weltgeschichte, daß die Stände des Fürstenthums Schaumburg-Lippe bei ihrer ersten Versammlung im J. 1816 eine Abänderung des herrschaftlichen Branntweinmonopols und gewisse Bestimmungen über den Holzverkauf gewünscht haben, und daß der Flecken Vegesack 1819 eine zeitgemäße Gemeindeverfassung erhielt? Dergleichen Bagatellen kommen zwar in dem vorliegenden Buche nicht allzu häufig vor, doch enthält es stellenweise noch immer viele unbedeutende Namen und Sachen, wodurch die sonst wol erregte Theilnahme unterbrochen und der Überblick erschwert wird. Was den Ton und die Haltung der Schrift anlangt, so sind uns großartige Auffassungen, ergreifende Schilderungen derselben nicht aufgestoßen; Resultate neuer Forschungen, Entschleierungen geheimnißvoller Dinge ebenfalls nicht. Dagegen ist die gute Anordnung, der klare Vortrag und die Vermeidung überflüssiger Reflexionen und Conjecturen zu loben; auch ist es ersichtlich, daß dem Verf. reichliche Hülfsmittel über das Bekannte zu Gebote gestanden haben. Wer also die Geschichte des erwähnten Zeitraums in seinem Gedächtnisse wieder auffrischen und noch einmal durchwandern will, findet in Hrn. v. Kobbe einen ruhigen und verständigen Führer; auch dem studirenden Jünglinge wird das Buch gute Dienste leisten, wenngleich hin und wieder lakonische Andeutungen und Bezeichnungen für den Neuling unverständlich sein dürften.

Der allgemeine Theil zerfällt in die Hauptabschnitte: „Wiener Congreß", „Der zweite Pariser Friede", „Bundestag", „Verfassungsfragen", „Kirchliches", „Wartburgfeier", „Aachner Congreß", „Karlsbader Beschlüsse", „Staats- und Rechtsverhältnisse" u. s. w. Hierauf folgt das Specielle über die einzelnen Staaten. Daß hierbei Preußen auf 10 Seiten abgethan wird, während auf Frankreich über 100 kommen, erscheint zwar sehr unverhältnißmäßig; doch ist nicht zu übersehen, daß in Frankreich das Weltdrama mit großer Lebhaftigkeit weiter spielte, während bei uns das Stillleben der Staatsbürger und das patriarchalische Walten der Beamten kaum durch einige Demagogenprocesse gestört wurde.

Des Verf. politische Meinung hält sich fern von den Extremen und auch insofern erscheint sein Buch für den oben angedeuteten Zweck des Selbststudiums empfehlenswerth. Einigen dringenden Foderungen der Neuzeit, z. B. den Geschworenengerichten, ist der Verf. nicht hold und erinnert besonders an den Fonk'schen Fall, für den er sich zu jener Zeit lebhaft interessirte. Doch spricht er auch in seinen Antipathien überall ohne Leidenschaftlichkeit. Manche von der öffentlichen Stimme durchaus verdammte Erscheinungen hat er aus einem sehr milden Gesichtspunkt aufgefaßt und bisweilen würde ein kräftig ausgesprochener Unwille der wahren Sachlage angemessener sein als die gar zu nachsichtige Beurtheilung. So ist beispielsweise von dem Herzog Karl von Braunschweig gesagt, daß man das Tadelnswerthe ungemein übertrieben und sehr arge Lügen von ihm verbreitet habe. Da könnte nun Einer, der von der grauenvollen Wirthschaft dieses Fürsten nichts Näheres weiß, leicht auf die Idee kommen, derselbe sei eigentlich „eine schöne Seele" gewesen (wie ein großer östreichischer Staatsmann entdeckt zu haben glaubte) und habe mit Unrecht das Herzogthum verloren. Wer aber solche Übertreibungen veranlaßt, der hat, wenn auch nur ein Viertel der ihm zur Last fallenden Beschuldigungen wahr ist, in vollem Maße die Gerechtigkeit verdient, welche das braunschweiger Volk in der siebenten Septembernacht des J. 1830 bei improvisirter Illumination zur Ausführung brachte. Gleichfalls in sehr gemäßigter Weise urtheilt der Verf. über Kotzebue:

„Kotzebue gehörte nicht zu den tadellosen, zu den edeln Naturen; seine Sittenlehre dankte er, wie viele seiner heftigsten Feinde, der Philosophie des 18. Jahrhunderts, und er hatte, statt des Glaubens, die verkehrten Grundsätze der Philanthropie zur Richtschnur seiner Handlungen genommen; allein ein Bösewicht war er nicht, und namentlich ist es ärgerlich, ihn noch immer als den Verf. des „Bahrdt mit der eisernen Stirn" nennen zu hören *); eine Schrift, die übrigens zwar als höchst schmutzig den Urheber bloßstellt, jedoch mehr Schmutz als Gift enthält, und über welche die öffentliche Meinung längst berichtigt sein sollte. Zwei Eigenschaften des Charakters machten Kotzebue zum Feinde der Neuerungen seiner Zeit; er hatte einen Hang, dem Strome, der Alles hinriß, zu widerstehen, er suchte einen Ruhm darin, dem herrschenden Zeitgeiste seine Huldigungen zu versagen und durch seinen Hang zum Witze lag er, von aller Schwärmerei und aller Begeisterung entzaubert, in ewigem Kriege mit dem Schönen. Die erstere Eigenschaft hat ihm, wol mehr aus eigener Überzeugung, den Ruhm gesichert, daß er, als ganz Europa schwieg, keck dem gewaltigen Herrscher Frankreichs entgegengetreten ist, die geheim Gleichgesinnten in damaliger Zeit durch seiner Feder Spitze ergötzt und auf bessere Tage hingewiesen hat. Der Hang zum Witze ließ ihn in dem Streben nach einer festen Gestaltung des deutschen Landes nur Abenteuerliches und Verwerfliches erblicken; namentlich erregten die jugendlichen Reformatoren in ihren Gewanden des Mittelalters nur seinen Hohn; er sah blos das Lächerliche an der Sache, und verkannte, wie besserer Sinn und heldenmüthige Thaten die ersten Ursachen und Veranlassungen der nun allerdings grell hervortretenden Erscheinungen gewesen." Da nun Kotzebue in seinem „Literarischen Wochenblatte" unverhohlen und frei seine Ansichten ausgesprochen, so findet es Hr. v. Kobbe sonderbar, daß man ihm ein solches Verbrechen aus den an den russischen Kaiser beförderten Bulletins über die politische Literatur der Deutschen gemacht hat. Wir dagegen können es nicht sonderbar finden, wenn ein Deutscher, der sich zum russischen Spion hergibt, die heiligsten Interessen seines Vaterlandes schnöde herabwürdigt und für fremdes Geld verhandelt, mit Haß und Schmach bedeckt wird.

Recht anziehend ist das Capitel „Kirchliches" geschrieben. Mysticismus und Kopfhängerei treten gleich nach den Befreiungskriegen ein; die Herrschsucht der Priester steuert wieder ihrer goldenen Zeit entgegen, Wunderthäter und Wahrsager arbeiten ihnen tüchtig in die Hände. Fanatiker (der Priester Pöschel in Östreich, der Häckerlingschneider Kloos in Sachsen) schlachten Menschen zur Ehre Gottes. Zu Wildensprüch im Canton Zürich lassen sich zwei Schwestern kreuzigen. Dergleichen Greuel, das durch die Straßen schallende Hepp! Hepp!, die Denunciation des Geheimraths Schmalz **), die mörderische

---

*) Man sehe den neunten Band der „Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek" mit Kotzebue's Erklärung an das Publicum.

Anmerkung des Verf.

**) Theodor Schmalz (gest. 1831) Professor der Rechte in Berlin, trat mit einer Schrift hervor: „Berichtigung einer Stelle in der Venturini'schen Chronik auf das Jahr 1808 über politische Vereine und ein Wort über Scharnhorst und seine Verhältnisse zu ihnen." In dieser Schrift lieferte er eine abschreckende Schilderung der un-

Verfolgung der Protestanten in Südfrankreich, die Demagogenfängereien u. s. w. sind sehr böse Schattenseiten aus jener Zeit, die kaum durch die freisinnige Verfassung des aus zwei Quadratmeilen bestehenden Fürstenthums Liechtenstein ein humoristisches Streiflicht erhalten. Der elfte Artikel dieser Verfassung lautet: „Unsern auf dem Landtage versammelten Ständen werden wir durch Postulate den Bedarf jedesmal vorlegen; und da wir davon nichts für uns behalten, sondern lediglich jene Ausgaben darunter begreifen werden, welche zur innern Verwaltung und rücksichtlich der äußern Verhältnisse erfoderlich sind; so haben unsere getreuen Stände sich nur über die Einbringlichkeit der postulirten Summen zu berathschlagen und dafür zu sorgen." Ferner sagt der zehnte Artikel: „Vorschläge im bürgerlichen, politischen und peinlichen Fache können wir aus dem §. 1. angeführten Grunde, und Vorschläge, die äußern Staatsverhältnisse betreffend, dürfen wir, wegen dem nöthigen Miteinverständniß mit andern mächtigern Staaten, unsern getreuen Ständen nicht erlauben." Musterhaft!

Wie schon bemerkt, ist Frankreich am ausführlichsten behandelt worden. Recht gut schildert der Verf. die im J. 1814—15 dort herrschende Stimmung:

„In Frankreich gesellte sich zu der Anhänglichkeit an den ehemaligen Herrscher und zu der Erinnerung an den damit verknüpften Ruhm der Nation die Abneigung gegen die mit den Bourbons zurückgekehrte Ordnung. Unter Napoleon war zwar ein unerhörter Druck gewesen, allein es war, wie Chateaubriand sagt, eine Knechtschaft ohne die Schande der Knechtschaft.*) Die Tyrannei, welche das Unterrichtswesen zur Maschine machte, selbst der Preßzwang blieb dem größern Haufen gleichgültig. Die geheime Policei traf nur die Jakobiner und Royalisten; die vereinigten Rechte**) waren nur den Gastwirthen, Brauern und Gewerbtreibenden lästig; wer der Conscription anheimfiel, machte sein Glück, ward als Invalide trefflich versorgt oder schwieg im Grabe. In Feindesland ward den Soldaten Alles gereicht; ihr Sold ward aufgespart und bei der Rückkehr ins Vaterland auf eine dem Einzelnen und dem Allgemeinen sehr vortheilhafte Weise vertheilt. Die Geistlichkeit war nicht gegen den Kaiser, weil die hohen Prälaturen nicht mehr das Erbtheil des Adels, sondern nunmehr Jedem zugänglich waren. Den Kaffee lernte man entbehren und freute sich des Aufblühens der Fabriken. So redete und dachte man, den Druck jener Zeit vergessend und sich dagegen gern erinnernd, wie unter Napoleon Gleichheit vor dem Gesetze gewesen, wie eine scharfe Controle die Verantwortlichkeit der Beamten begründet habe, und wie vor allen Dingen die hohe Persönlichkeit des gewaltigen Herrschers dem Dienenden Vertrauen gegeben und dem Aufstrebenden Kraft und Feuer geliehen habe."

Über Brune's Ermordung hätte sich der Verf. bestimmter auslassen können. Er sagt: „Der Marschall Brune gab sich, wie damals allgemein behauptet wurde, zu Avignon, um nicht ein Opfer der Volkswuth zu werden, selbst den Tod. Vier Jahre später ward eine Untersuchung wegen dieses Ereignisses eingeleitet, und obgleich es wahrscheinlich ward, der Marschall sei nicht durch Selbstmord gefallen, wurden doch keine gewissen Ergebnisse gewonnen und straflos blieb das dunkele Verbrechen." Die Sache ist indeß so dunkel nicht und was Jouy in seinem „**Hermite en province**", darüber berichtet, ist glaubwürdig. Der Pöbel erstürmte den Gasthof, in welchem der Marschall sich befand, die Mörder drangen in sein Zimmer, schossen ihn über den Haufen, schleiften seinen Leichnam durch die Straßen und warfen ihn in die Rhone. Wäre dies das einzige Schlachtopfer royalistischer Pöbelwuth gewesen!

Die Brauchbarkeit des Buchs würde durch ein vollständiges Register für diese beiden ersten Theile sehr erhöht worden sein. **W.**

ruhestiftenden Richtung seiner Zeit und ängstigte die deutschen Fürsten mit den entsetzlichsten Gefahren, die ihnen, wie Schmalz meinte, von Seiten ihren eigenen Völker drohten.

*) **L'esclavage moins la honte.**

) **Droits réunis hat der Verf. misverstanden; **droit** heißt hier nicht „Recht", sondern Abgabe.

Literarische Notiz aus England.

Mrs. Trollope und das neue Armengesetz.

Seit die Engländer angefangen haben, den Roman zum Träger ihrer innern Staatsangelegenheiten zu machen — wie St.-John in seinem „**Sir Cosmo Digby, a tale of the Monmouthshire riots**" (3 Bde., London 1843), wo der Rebekkaismus im Vordergrunde steht — hat kein Roman dieser neumodischen Gattung mehr Widerspruch erfahren als einer von Mrs. Trollope, betitelt „**Jessie Phillips, a tale of the present day**" (3 Bde., London 1843). Er hat das neue Armengesetz zum Vorwurf, diesen ewigen Zankapfel, und soll eigentlich eine praktische Erläuterung desselben sein. Aber weder Freund noch Feind ist damit zufrieden. Die Vertheidiger acceptiren bestens, daß Mrs. Trollope die Nothwendigkeit eines neuen Gesetzes nicht blos zugibt, sondern geradezu sagt, unter dem alten hätte England zu Grunde gehen müssen, lehnen sich jedoch dagegen auf, daß die meisten Bestimmungen des neuen Tadel, einige sogar Abscheu verdienten. Die Gegner sind über den ersten Punkt einverstanden, leugnen aber, daß das neue Gesetz dem Übel abgeholfen, und werfen in **specie** der Verf. vor, daß sie nicht gewußt, was sie wolle, vielleicht, in der Absicht, es mit beiden Parteien nicht zu verderben, zwischen Lob und Tadel geschwankt habe. Das Wahre an der Sache dürfte indessen sein, daß Mrs. Trollope zu den Unparteiischen in England gehört, welche das Gesetz gut, aber die Art seiner Vollstreckung im Allgemeinen schlecht finden. Das wenigstens spricht sich in ihrem Roman aus, und wenn schon dieser Gesichtspunkt ihm auch in Deutschland Beachtung gewinnen muß, so werden ihn ferner Diejenigen mit Interesse lesen, denen es ganz gleich gilt, ob England das alte oder das neue oder gar kein Armengesetz hat. Die Geschichte geht durch Mark und Bein, und das liebt man ja. Die Titelperson ist natürlich die Heldin Jessie Phillips, ein schönes Mädchen, zwar niedrig geboren, aber durch Charakter und Gesinnung, einigermaßen sogar durch ihre Erziehung, für Höheres geschaffen. Sie aus eigener Kraft von Stufe zu Stufe sich erheben zu lassen, lag nicht im Plane der Erzählung. Sie kommt in vornehme Gesellschaft, mit Damen und Herren, doch immer nur zufällig und immer nur, um das Bittere ihrer Stellung doppelt zu empfinden. Anfangs freilich fühlt sie sich als Nähterin sehr glücklich, verlangt nach keinem höhern Loose. Sobald aber Frederick Dalton, der Sohn des Gutsherrn, sie auszeichnet, fällt der Rangunterschied ihr schwer aufs Herz. Sie verhehlt sich nicht, daß, um sich ihr zu nähern, er sich erniedrigen, sich bücken muß, und begreift, daß, wenn sie ihm zur Seite stehen solle, es nur in Folge seiner aufopfernden Liebe geschehen könne. Daß solches geschehen werde, kann kein Leser vermuthen. Die Verf. hat von vornherein Dalton's Charakter in klares Licht gestellt. Jessie, das einfache, unschuldige, vertrauende Mädchen, Dalton, der listige, grundsatzlose, betrügerische Wüstling — Jessie muß fallen. Und sie fällt, während an Gewißheit streifende Hoffnung sie umgaukelt, ohne daß sie deshalb eitel oder hoffärtig wird. Sie vertraut, bis sie verzweifelt. Dann scheidet sie vom Leben, ehe der Leser und wie vielleicht keiner es erwartet. Gleiches gilt von Dalton's Tod. Die übrigen Personen, obwol untergeordnet, sind keineswegs überflüssige Staffage, und im Ganzen ist der Roman von den Fehlern frei, welche den Dichtungen der Trollope bald mehr, bald weniger anhängen. Er hat weder Gemeines noch Unzartes, zeugt im Gegentheil von Geschmack und Gefühl. **3.**

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 126. —— 5. Mai 1844.

Homerische Literatur.

Über die ersten zehn Bücher der Ilias. Von Karl Lachmann. (In den Abhandlungen der berliner Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1838.)

Fernere Betrachtungen über die Ilias. Von Karl Lachmann. (In denselben Abhandlungen vom Jahre 1841.)

Der berühmte Philolog, dem wir so gediegene Aufschlüsse über die Composition unserer grossen vaterländischen Heldendichtung verdanken, tritt in den vorliegenden zwei Abhandlungen mit ähnlichen über das alte hellenische Epos hervor. Mit ähnlichen, sagen wir; — wir meinen damit zunächst nur, daß die Gestalt der alten Gesänge, welche er an die Stelle der überlieferten „Ilias" zu setzen sucht, in ihrem Verhältniß zu letzterer eine unverkennbare Analogie darbietet zu der Gestalt, welche durch ihn die „Nibelungen" erhalten haben. Indeß haben wir nichts dagegen, wenn man in diesem Ausspruche zugleich ein vorläufiges Urtheil über den Werth des hier Gelieferten erblicken will. Denn in der That sind wir der Meinung, daß diese zwei kurzen Abhandlungen, wie sie dastehen in lakonischer Nacktheit, völlig entblößt von allem Schmuck der Darstellung und ebenso von Allem, was man einen gelehrten Apparat nennt, uns über die wahre Beschaffenheit der Homerischen Dichtung eine gründlichere Belehrung geben als ohne Ausnahme Alles, was bisher noch über dieselben geschrieben ist. Die ungeheuern Zurüstungen, welche die Gelehrsamkeit der neuern Zeit zum Verständniß jener Dichtung gemacht hat, sind von dem Verf., der freilich, eben um sie beiseite legen zu können, zuvor gründlich in sie eingeweiht sein mußte, so gut wie gänzlich beiseite gelegt worden. Mit Ausnahme einiger ganz allgemeinen, ziemlich unbestimmt gelassenen Voraussetzungen, die er von F. A. Wolf herübernimmt, und einigen belehrenden Winken, die er von Gottfr. Hermann erhalten zu haben sich dankbar erinnert, geht er an der gesammten Masse Homerischer Erudition, als wäre sie gar nicht vorhanden, mit tiefem Stillschweigen vorüber; auch das philologische Handwerk, dessen er bekanntlich sowol in einem Grade als in einem Umfange, wie neben ihm nur Wenige, Meister ist, macht sich, sei es in ausgeübter Texteskritik oder wie immer sonst, so gut wie gar nicht bemerklich. Er hat sich die Aufgabe, die er in den vorliegenden Blättern zu lösen sucht, ganz von neuem gestellt, unbekümmert um die Stellung, welche seine nähern und entferntern Vorgänger dem Homerischen Problem gegeben haben; und man sollte meinen, daß ein Jeder von gesunden Sinnen, der seinen Homer in der Ursprache zu lesen versteht, auf dieselbe Stellung der Aufgabe müßte haben kommen, ja daß ein jeder Solche sie, auch ohne weitere Voraussetzungen von Gelehrsamkeit und Wissenschaft, genau in derselben Weise, wie der Verf., müßte haben lösen können. Um so größer der Ruhm für ihn, bei dem die Fülle der Gelehrsamkeit die gerade entgegengesetzte Wirkung geübt hat von jener vielbeklagten, welche der römische Procurator Festus an dem Apostel der Heiden rügen zu müssen meinte. Wie man zu der wahren Philosophie das Vertrauen hegen darf, daß sie auf ihrem Höhepunkte mit den Voraussetzungen des schlichtesten Menschenverstandes zusammentreffen wird, so sehen wir in Männern wie unser Verf. die philologische Gelehrsamkeit und Kritik zu einer Höhe gediehen, wo sie es wagen kann, sich so zu sagen ihrer selbst zu entäußern, die gewonnenen Schätze auf einen Augenblick zu vergessen, und ohne alles Handwerksgeräthe, aber mit befreitem Geiste und geschärften Sinnen, unbefangen, als wäre eben noch nichts geschehen, einem der großen Gegenstände, an denen sie dieses Geräthe längst stumpf gearbeitet, gegenüberzutreten und an ihm sich zu versuchen.

Die Tendenz des Verf. geht, wie man vermuthen wird und wir bereits vorläufig angedeutet haben, dahin, ähnlich, wie an den „Nibelungen", auch an der „Ilias" die Auflösung in eine Reihe einzelner „Lieder" wirklich zu vollziehen, die, zufolge einer Voraussetzung, welche er als gültig nicht blos für diese zwei Dichtungen, sondern für alle und jede echte, d. h. volksthümliche, aus dem Volke, ohne Vermittelung einer dazwischenliegenden Kunstdichtung, hervorgewachsene epische Poesie zu betrachten scheint, einer Zurückführung des Gedichts auf seine ursprüngliche Gestalt, entweder die wirklich ursprüngliche oder die bis auf weiteres uns die Stelle der ursprünglichen vertreten muß, gleichgelten soll. Solcher „Lieder" hat er in den ersten siebzehn Gesängen der „Ilias", die nach ihm zum ungleich größern Theile, wenn auch mit Ausnahme zahlreicher und an Umfang nicht ganz geringer Interpolationen, darin aufgehen würden, funfzehn

entdeckt; die fünf Rhapsodien von XVIII zu XXII bilden nach ihm eine von einem einzigen Dichter, der mit dem Dichter keines der vorangehenden Lieder Einer und Derselbe sein kann, wiewol nicht nothwendig um Vieles jünger zu sein braucht, herrührende, an dichterischem Werth im Ganzen nur niedrig stehende Gesammtmasse, ein „sechzehntes Lied", dem sodann die zwei letzten als von dem ursprünglichen Kerne noch weiter abliegende Ergänzungsstücke angefügt worden sind. Was aber jene funfzehn Lieder betrifft, so ist deren Anordnung folgende. Das erste geht vom Anfange des ersten Gesanges ohne Unterbrechung bis zu V. 347, dann schließt sich nur V. 430—492 auf eine Weise an, die an sich keinen Anstoß geben würde. Der übrige Theil der Rhapsodie V. 348—429 und V. 493—611 aber ist jedenfalls von einem andern, wenn auch gleich vortrefflichen Dichter, unter Wegwerfung oder Nichtberücksichtigung des als erste Fortsetzung bezeichneten Stücks, welches erst die spätere Anordnung in diese zweite Fortsetzung eingeschaltet hat, an jenes Lied, welches wir am bequemsten allerdings als ursprünglich mit V. 347 abbrechend denken, angefügt worden. Das zweite Lied enthält die vom Verf. dafür erkannte Grundsubstanz der zweiten Rhapsodie, nämlich V. 1—52, 87—142, 144—193, 198—202, 207—264, 333—483, 780—785. Das Dazwischenliegende und Nachfolgende wird als Interpolation, zum Theil geradehin als schlechtes Machwerk bezeichnet; nur den Katalog der Achäer (V. 484—779) nennt der Verf. „ein besonderes Lied", ohne ihm jedoch eine Stelle unter seinen funfzehn Liedern einzuräumen. Das dritte Lied hebt mit III, V. 15 oder 16 an, umfaßt aber aus diesem Gesange nicht mehr als V. 16—102, 111—115, 314—382, 449—461; alles Übrige, also Helena und noch sicherer Priamus, gehört nicht in dieses Lied, ist dieses Liedes, und der echt Homerischen Poesie überhaupt, unwürdig. Dagegen geht das vierte Lied, durch das Herauswerfen der ὅρκια aus dem dritten unwiderruflich von diesem abgetrennt, durch die vierte Rhapsodie ohne Unterbrechung bis V. 421. Mit V. 422 aber beginnt das fünfte, welches der Verf. vorläufig durch die ganze fünfte Rhapsodie, mit Einschluß des ersten Verses der sechsten, sich erstrecken lassen will, indem er, „der Rechte eines Anfängers sich bedienend", noch nicht wagt, mit einiger Wahrscheinlichkeit etwa später eingefügte Bestandtheile zu unterscheiden. Wol aber macht er darauf aufmerksam, wie bequem sich der Anfang dieses Liedes (IV, V. 422) an den Schluß des zweiten (II, V. 785) anreiht, und überläßt es künftigen Forschern, „zu entscheiden, ob etwa das zweite und das fünfte Lied von Einem Dichter sind, oder ob nur einer streng der Manier des andern folgt". Ein neues Lied, das sechste, will der Verf. als mit VI, V. 2, oder V. 5 beginnend und ohne Unterbrechung bis VII, V. 312, fortgehend gedacht wissen. Den Schluß des siebenten Gesanges aber und noch einen beträchtlichen Theil des achten, bis V. 252, bezeichnet er als werthloses Flickwerk, ja zum Theil, auf Hermann's Vorgang, „als ein auffallendes Beispiel des elendesten Nachahmerstils", ein Verwerfungsurtheil, von welchem jedoch weiterhin zu Gunsten des Anfangs der achten Rhapsodie (bis V. 51) eine, wenn auch bedingte Ausnahme gemacht wird, indem der Verf. der Vermuthung des eben genannten Gelehrten, daß diese Verse an den Anfang der dreizehnten Rhapsodie gehören, ohne ihr beizutreten, doch so viel zugesteht: „daß sie sich dort sehr gut ausnehmen würden, sei keine Frage". Mit VIII, V. 253, hebt das siebente Lied an, geht aber nur bis V. 484; mit V. 485 beginnt nach dem Verf. das achte, durch die ganze neunte Rhapsodie sich hindurch erstreckende, die Gesandtschaft an Achill enthaltende Lied; dasselbe „scheide sich bestimmt genug aus und trage überall den Stempel der Nachahmung". Das neunte Lied fällt mit dem zehnten Gesange, der „Dolonie", zusammen. Die Ungehörigkeit dieses Stücks in dem Zusammenhange, dem es eingefügt ist, seine relative Selbständigkeit allem Umgebenden gegenüber, hatte bekanntlich schon den Alten eingeleuchtet und sie auf eine Spur geführt, der sie nur weiter hätten folgen dürfen, um mit den Entdeckungen unsers Verf. auch in andern Punkten zusammenzutreffen.

Kühner noch als bis dahin wird das Verfahren des Verf. in seiner zweiten Abhandlung, die sich vor Allem die Aufgabe stellt, das Gewirr der Begebenheiten, welche vom elften bis zum siebzehnten Gesange (V. 240) aller, auch poetischen Wahrscheinlichkeit zuwider, nur Einen Tag füllen sollen, durch Auseinanderlegung dieser Masse in eine Mehrheit einzelner Lieder zu lösen. Das zehnte Lied, welches, nicht ohne manche fremdartige Unterbrechungen zwar (V. 72—83; V. 193, 194, 208, 209; V. 497—520; V. 540—543), vom Anfange des elften Buchs bis zu V. 557 fortgeht, dann aber einer völlig ungleichartigen Dichtung Platz macht, vermag sich der Verf. doch nicht als an jener Stelle wirklich abbrechend zu denken. Er sucht nach einer Fortsetzung desselben und findet solche an einer weit entlegenen Stelle, im vierzehnten Buche V. 402, von wo sie, mit Unterbrechung nur durch die dem dortigen, aber nicht dem ursprünglichen Zusammenhange angehörenden Verse 426, 430, 431—508 fortgeht, dann noch einmal im funfzehnten beginnt, von dem ihr, nach dem Verf., die Verse 220, 221, 232—257, 262—269, 271—280, 306—327, 515—590 angehören. Bei dem Rückgange zu den vorangehenden Büchern scheidet nun der Verf. zunächst das zwölfte aus, um von ihm den Inhalt seines elften Liedes zu entnehmen, die „Mauerschlacht", während das zehnte Lied von keiner Mauer wußte. Interpolationen und Ergänzungen glaubt er zwar auch hier zu bemerken, doch mit minderer Entschiedenheit als anderwärts. Das zwölfte Lied umfaßt die dreizehnte Rhapsodie, nach Ausscheidung der eingeschobenen Verse 92, 93, 149 oder vielleicht erst 156—169, 345—360. Das dreizehnte läßt der Verf. mit den zuletzt erwähnten Versen XIII, 345—360 beginnen, dann mit XIV, V. 153 fortfahren, und auch mit V. 402, wo die Fortsetzung des zehnten Liedes anhebt, nicht abbrechen. Er

erkennt vielmehr die Verse 402—441 auch dem dreizehnten Liede für wesentlich; entweder habe der Dichter sie aus dem ältern, zehnten entlehnt, oder, wenn er etwas seinem Zusammenhange Gemäßeres gedichtet hatte, so haben die Anordner der „Ilias" die bessere Darstellung mit Recht vorgezogen. An V. 441 schließt sich dann V. 508, eine dem dreizehnten Liede eigenthümliche Fortsetzung, welche sich in die funfzehnte Rhapsodie hineinerstreckt und wiederum Partien des zehnten Liedes in sich aufnimmt. V. 222—231 wurden diesen Partien vom Dichter des dreizehnten eingeschaltet; übrigens „konnte von dem zehnten Liede so viel, als den Zuhörern lieb war, hinzugesungen werden". Nun bleibt dem Verf. noch das Urtheil auszusprechen über die in die vier Lieder, in die er die Dichtungsmasse von XI, 1 bis XV, 590 zu vertheilen suchte, nicht aufgehenden Stücke. Von diesen werden XIV, V. 1—152, V. 370—388, XV, V. 367—380, V. 658—667 ohne weiteres mit der Bemerkung verworfen, daß, „wer diese vier Stücke mit Bedacht liest, ohne sich sogleich durch die bessern Umgebungen fortreißen zu lassen, mit so schlechter Poesie nichts werde wollen zu thun haben, auch nicht wissen mögen, woher sie kommt". Aus XI, V. 497—520; V. 558—848 (mit Ausschließung jedoch von V. 665—762, welche mit Hermann, wie von V. 767—785, welche mit den Alexandrinern Aristophanes und Aristarch als ein späterer Zusatz, endlich von V. 791—803, welche vom Verf. auf eigene Hand als herausgenommen aus dem funfzehnten Liede bezeichnet werden), XV, V. 281—305, V. 328—366 und V. 381—514, gestaltet sich ein eigenthümliches, wenn auch nicht vollständig überliefertes Lied, das vierzehnte, ein „sinnreiches Beiwerk zu einer Trichomachie und eine vierte Schlacht bei den Schiffen". Das funfzehnte Lied kann nicht mit dem Schlusse des vierzehnten, es kann erst mit dem Schlusse des in der gegenwärtigen Anordnung sich darüber hinaus erstreckenden zehnten beginnen. Wirklich auch läßt der Verf. die „Patroklie" — diesen Namen nämlich hat er von dem sechzehnten Buche auf sein funfzehntes Lied übertragen — sogleich mit XV, V. 592, anheben und nicht nur über den Rest des funfzehnten und das sechzehnte, sondern nach einer von ihm wenigstens als wahrscheinlich ausgesprochenen Vermuthung, der er die Verse XVI, 793—805, 814, 815, 816, als nicht damit verträglich zum Opfer zu bringen sich geneigt erklärt, auch über das siebzehnte Buch sich erstrecken. Unter den fremdartigen Zusätzen, die er, doch minder peremtorisch als anderwärts, aus diesem umfangreichen Liede, von dessen poetischem Werthe er übrigens nicht ganz so günstig wie von der Mehrzahl der vorangehenden urtheilt, herausverweisen will, wollen wir als die erheblichsten nur XVI, V. 432—458, V. 509—531, V. 555—562, V. 666—683, und XVII, V. 366—423, erwähnen.

Dies in der Hauptsache die Resultate der beiden Abhandlungen. Die Beweise, welche der Verf. dafür gibt, verstatten natürlich keinen Auszug; sie sind meist apagogischer Art, denn sie bestehen in den Nachweisungen von Incongruenzen und Widersprüchen, denen nur durch die vorgeschlagene Anordnung sich entgehen läßt. Übrigens sind diese Beweisführungen, wie schon erwähnt, lakonisch gehalten, hin und wieder treten auch wol an ihre Stelle, wie man schon aus unsern Aufführungen bemerkt haben wird, unbewiesene Assertionen, die wie Machtsprüche klingen, aber zu denen sich der Verf. an ihrem Orte doch immer wohl berechtigt halten durfte. So wollen denn auch wir nur auf das wohlbegründete Ansehen des Verf. hin, und ohne ein weiteres empfehlendes Wort, welches doch nur überflüssig oder vergeblich sein würde, beizufügen, alle Leser des Homer, gelehrte und warum nicht auch ungelehrte, hiermit aufgefodert haben, sich in ihrem Exemplare der „Ilias" die Anordnung der funfzehn Lieder, so wie sie dieselbe hier von uns ausgezogen finden, anzumerken und bei wiederholter Lesung des unsterblichen Gedichts auf die Aufschlüsse Acht zu haben, die sich bei aufmerksamer Beachtung dieser Anordnung, und besonders etwa bei eigener selbstthätiger Nachforschung nach ihren Gründen und Motiven, deren nähere Mittheilung wir uns hier fast durchgehends haben versagen müssen, ganz unfehlbar über die Natur und den poetischen Gehalt der Dichtung ergeben werden. Will einer oder der andere solcher Leser ein Übriges thun, so möge er sich dazu noch folgende Bemerkungen notiren, die Ref., welcher freilich für sich eine gleiche Autorität nicht in Anspruch nehmen kann, doch schon aus dem Grunde nicht zurückhalten will, weil er sie von dem Verf. selbst beachtet und geprüft wünscht. Man wird finden, daß diese Bemerkungen auf sinngetreuem Eingehen in die Hypothese des Verf. beruhen und im Ganzen die Wahrheit der von ihm getroffenen Anordnung voraussetzen. Die Modificationen, welchen sie im Einzelnen dieselbe unterwerfen, werden zugleich dienen, Demjenigen vorzuarbeiten, was wir zum Schluß über die Gesammtansicht, die sich aus jener Anordnung für den Charakter der Dichtung ergibt, zu sagen haben.

1) Das Lied, welches in der Anordnung des Verf. die fünfte Stelle einnimmt, können wir nicht in seinem Sinne anerkennen. Die Bemerkung zwar, daß der Schluß des vierten Gesangs sich weit passender an die echte Grundsubstanz des zweiten, als an den vorangehenden Theil des vierten Buchs anschließe, finden wir vortrefflich und von gleich schlagender Richtigkeit, wie nach unserm Ermessen Alles, was der Verf. bis zu dieser Stelle über die vier ersten Rhapsodien ausgeführt hat. Nur möge er uns erlauben, ihn in Bezug auf diese Bemerkung noch etwas strenger beim Worte zu nehmen und zu dem Versuche aufzufodern, ob sich nicht das Stück IV, V. 422—544, geradezu als ein ursprünglicher Bestandtheil des zweiten Liedes betrachten und in diesem Sinne direct an II, V. 785, anknüpfen läßt. Was uns zu diesem Gedanken veranlaßt, ist folgender Umstand. Hinsichtlich der gesammten fünften Rhapsodie, die mit jenem Schlusse der vierten zusammen nach unserm Verf. das fünfte Lied bilden soll, hegen wir mit bestimmtester Überzeugung eine Ansicht, in der wir, wenn

wir sie aussprechen, nur dem eigenen, wiewol noch nicht zur wissenschaftlichen Klarheit gebrachten und darum sich selbst mistrauenden Gefühle des Verf. zu begegnen glauben. Was es nämlich demselben als so schwierig hat erscheinen lassen, auch hier in ähnlicher Weise wie anderwärts „die ursprünglichen und die etwa später eingefügten Bestandtheile des Liedes zu unterscheiden", das war, wie Ref. zu sehen glaubt, nicht das „Abwechselnde und Mannichfaltige der Begebenheiten", es war vielmehr der poetische Charakter der Rhapsodie. Wir tragen kein Bedenken, offen auszusprechen, was nicht sowol seinen Lesern als vielmehr sich selbst einzugestehen den Verf. wol nur die Scheu, von vornherein sich einem allzu kühnen und paradoxen Verfahren hinzugeben, gehindert haben mag, daß dieser Charakter ein solcher ist, welcher die genannte Rhapsodie (die, von Wem wol zuerst? — Herodot bezeichnet bekanntlich mit diesem Namen ein Stück der sechsten Rhapsodie — so genannte *Διομήδεος ἀριστεία*) von ihrem ersten bis zu ihrem letzten Verse, und ohne Ausnahme, so viel wenigstens Ref. bis jetzt zu entdecken vermocht hat, irgend eines, wenn auch noch so kleinen ihrer Bestandtheile — in die Reihe der als werthlose Zuthat vom Verf. verworfenen, nicht der echten und ursprünglichen Bestandtheile stellt. Wir sehen nicht, was uns abhalten könnte, mit dieser Jahre lang von uns gehegten und bei erneuter Lesung immer neu wieder sich uns bestätigenden Ansicht, die übrigens nicht hier zum ersten Male ausgesprochen wird, rücksichtslos hervorzutreten, jetzt, nachdem unser Verf. nicht nur in Bezug auf die sieben letzten Gesänge ein im Wesentlichen doch von unserm gegenwärtig sich wenig unterscheidendes Verwerfungsurtheil ausgesprochen, sondern auch inmitten der frühern Gesänge untergeschobene Massen nachgewiesen hat, die, wie VII, 313—VIII, 252, an Umfang nicht allzu weit hinter der fraglichen Rhapsodie zurückstehen. Den Beweis freilich können wir hier für dieses Urtheil ebenso wenig führen, wie der Verf. großentheils für die seinigen; auch wir müssen uns auf das gesunde ästhetische Gefühl der Leser berufen; das des Verf. hat, wenn uns nicht Alles trügt, schon längst gesprochen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Braun, E., Die Schaale des Kodros. Berlin, Schroeder. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dasch, Gräfin, Maskenbälle. Übersetzt von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Euler's Rettung der göttlichen Offenbarung gegen die Einwürfe der Freigeister. Mit Erlaubniß der frühern Verlagshandlung aufs neue zu Tage gefördert und mit einem Vorworte herausgegeben von K. Dielitz. Berlin, Grobe. Kl. 8. 2½ Ngr.

Gaudy's, F. Freih., Sämmtliche Werke. Herausgegeben von A. Mueller. 1ster und 2ter Band. Berlin, Klemann. Gr. 16. à 10 Ngr.

Die Geheimnisse von Paris. Dramatisirter Roman in fünf Abtheilungen und mit einem Nachspiele nach E. Sue und Dinaux bearbeitet von C. Blum. Berlin, [illegible]. 8. 10 Ngr.

Hurter, F., Kleinere Schriften. 1ster Band. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

Die deutschen Kaiser. Nach den Bildern des Kaiser-Saales im Römer zu Frankfurt a. M. in Kupfer gestochen und in Farben ausgeführt. Mit den Lebensbeschreibungen der Kaiser von A. Schott. 1ste Lieferung. Frankfurt a. M., Schmerber. Gr. Fol. 2 Thlr. 10 Ngr.

Kell, J., Der Leipziger Glaubensbekenntnißstreit des Jahres 1844 nach Christi Geburt. Eine Würdigung des apostolischen Symbols für das christliche Volk und seine Lehrer. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 5 Ngr.

Lichtbilder aus der modernen Welt. Berlin, Morin. Kl. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lilia. Novelle aus dem Schwedischen übertragen von C. Eichel. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Metternich. Leipzig, Reclam jun. 8. 1 Thlr.

Mühlbach, L., Eva. Ein Roman aus Berlins Gegenwart. Zwei Theile. Berlin, Morin. Kl. 8. 3 Thlr.

Müller, K. O., Geschichten hellenischer Stämme und Städte. 2te, nach den Papieren des Verfassers berichtigte und vermehrte Ausgabe von F. W. Schneidewin. 2ter und 3ter Band: Die Dorier. Vier Bücher. Mit einer Karte des Peloponnes und der Karte von Hellas. Breslau, Max und Comp. Gr. 8. 5 Thlr.

Philoktet. Eine Tragödie von Sophocles. Metrisch übertragen von Hamacher. Nebst einer Abhandlung über den dramatischen Vers im Deutschen von demselben. Trier, Lintz. Gr. 8. 10 Ngr.

Portfolio eines Österreichers. 1ster Band. Leipzig, Reclam jun. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der neue Reineke Fuchs in acht philosophischen Fabeln. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des Thierreichs, mit angehängten Verwahrungen gegen etwaige Misverständnisse vom Übersetzer des Türkisch-Persischen Rechtsstreites. Stuttgart, Rieger. Gr. 8. 10 Ngr.

S. H. T. von L. D. G., Verfasser des „Herzklopfens auf Dalwik". Aus dem Schwedischen. Berlin, Morin. Kl. 8. 1 Thlr.

Schipper, L., Irlands Verhältniß zu England, geschichtlich entwickelt, und O'Connell's Leben und Wirken. Soest, Nasse. Gr. 8. 15 Ngr.

Schubar, L., Mysterien von Berlin. 2ter Band. Berlin, Heymann. 8. 1 Thlr.

Selinger, E. M., Denksteine deutscher Geschichte des Jahres 1842. Wien, Tendler und Schäfer. 1843. 8. 1 Thlr.

Stab, Über Volks- und Bürgerakademien, Lehrconvente, Bildungsinstitute, Bildungsstunden und Zunftschulen, oder Vorschläge zur Förderung allgemeiner Volksbildung. Berlin, Springer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tornwald, K. A. O., Der heilige Adalbert, Apostel der Preußen. Kirchenhistorisches Gedicht. Danzig, Kabus. 8. 20 Ngr.

Unsere religiöse Erziehung ein Vernunftmord. Aufruf an alle protestantische Eltern, Lehrer und Erzieher, zu schleuniger Nothwehr wider die Bestrebungen der Finsterlinge; zugleich ein Beitrag zur Entscheidung des Leipziger Bekenntnißstreites. Mit vier Anhängen, das „apostolische" und das „Rosenmüller'sche Glaubensbekenntniß", die „Erklärung des Hrn. Superint. Dr. Großmann" und die „bescheidene Erwiderung auf die Erklärung des Hrn. Superint. Dr. Großmann" aus den Vaterlandsblättern enthaltend. Leipzig, Naumburg. 8. 10 Ngr.

Vogl, J. N., Schatten. Wien, Jasper. 8. 26¼ Ngr.

Wilmarshof, K., Geschichte von Böhmen. Leipzig, Einhorn. Gr. 8. 1 Thlr.

Zeipel, C. v., Zwei Musensöhne und ein Spaßvogel, oder Linneus, Artedi und Rudbeck. Universitäts-Skizzen. Aus dem Schwedischen. Berlin, Morin. 12. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 127. — 6. Mai 1844.

Homerische Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 126.)

2) Wenn wir hiernach aus der Liste der funfzehn oder sechzehn Lieder des Verf. das fünfte vorläufig ausstreichen, so vervollständigt sich uns diese Liste sogleich wieder, wenn wir, wozu wir uns nicht minder sowol berechtigt als genöthigt finden, das sechste Lied des Verf. in zwei zerfällen. Der Verf. hat hier in der That seinen Vortheil nicht gut wahrzunehmen gewußt, wenn er auf so wenig bedeutende Ähnlichkeiten hin wie das gleichmäßige Vorkommen des Helenus und gar des Nestor in beiden Gesängen — Ähnlichkeiten, die ihn von seinem Standpunkte aus nur etwa auf eine verwandte Manier der beiderseitigen Dichter schließen lassen durften — die von ihm mit treffendem Scharfblick herausgefundene echte Grundsubstanz des siebenten Gesangs mit dem sechsten Gesange in Ein Lied verschmelzen will. Denn wenn irgend ein Stück der ganzen „Ilias" seiner Ansicht von ursprünglich getrennten „Liedern" günstig ist, so ist es die Erzählung vom Zweikampfe des Hektor und Aias VII, V. 17—312, dieses in sich durchaus abgeschlossene und gerundete, von aller bestimmten Voraussetzung vorangehender Liederstücke, mit Ausnahme der ganz allgemeinen, daß die Troer gegen die Achäer im Vortheil waren, freie, und sich in die verschiedensten Stellen der Sage von dem großen Kampfe, den der Zorn des Achill für die Achäer verhängnißvoll machte, mit gleicher Bequemlichkeit einreihende, epische Kleinbild. In die Stelle, welche dieses Kleinbild in unserer gegenwärtigen „Ilias" einnimmt, können wir dasselbe nicht einmal mit sonderlichem Geschick eingefügt finden. Denn nach dem im sechsten Gesange so ergreifend dargestellten Abschiede des Hektor von der Andromache erwartet jeder dem Eindrucke der Dichtung sich unbefangen hingebende Leser einen Kampf auf Leben und Tod, einen ganz anders heißen und herben Kampf als jener so schnell abgebrochene, fast spielende Zweikampf. Letzterer selbst aber, den der Dichter durch die Bedrängniß der Achäer und den dadurch herbeigeführten Entschluß der Athene motiviren wollte, wird offenbar nur auf höchst unzureichende eilfertige Weise durch den kurzen Kampfbericht V. 8—16 eingeleitet, in welchem wir nur von drei gefallenen Achäern hören: ein Bericht, den wir, wenn einmal zu diesem eine Beziehung obwalten soll, weit lieber für die dürftige, von einem zusammenflickenden Anordner herrührende Nachahmung des ähnlichen Berichts im sechsten Gesange (V. 5—36), als, mit unserm Verf., für das stilverwandte Werk desselben Dichters ansprechen möchten. Die Dürftigkeit dieser Zeilen fällt um so mehr auf, als ja im Vorhergehenden gerade umgekehrt die Achäer die siegenden, und dort zu der Dazwischenkunft der Göttin gar keine Veranlassung gegeben war. Auch würde der Dichter, der im vorangehenden Gesange das Gebet der troischen Frauen berichtet hatte, schwerlich in Einem Athem hier die Göttin in der Absicht, den Achäern zu helfen, haben vom Olymp herabsteigen lassen, ohne mit einer schicklichen Wendung an jenes Gebet zu erinnern und die Bemerkung VI, V. 311, zu wiederholen. Ganz unverkennbar aber verräth sich das Flickwerk, welches beide voneinander unabhängige, wiewol gleich edle, des echten dichterischen Kerns der „Ilias" gleich würdige Stücke gewaltsam zusammengebracht hat, in dem Charakter des Schlusses der sechsten Rhapsodie, welcher, von V. 503 an, ebenso, wie sehr wahrscheinlich auch der Anfang der siebenten bis V. 16, als unechter, zur künstlichen Füllung der zwischen beiden schönen Dichtungen befindlichen Kluft herbeigebrachter Ballast bezeichnet werden muß. Paris, dem allerdings der Dichter der sechsten Rhapsodie (V. 340 fg.) noch eine weitere Rolle zugedacht zu haben scheint, tritt hier ganz müßig auf, offenbar nur als Lückenbüßer, denn er erlegt (VII, 9) den einzigen Menesthius, welcher, der Sohn des „Keulenmannes" Areïthous, seine Erwähnung an gegenwärtiger Stelle offenbar der in der nachfolgenden echten Dichtung vorkommenden Erzählung des Nestor (VII, 138) verdankt; dann aber ist weiter nicht von ihm die Rede. Das schöne Gleichniß von dem nach erfolgter Sättigung an der Krippe seine Fessel abwerfenden, die Mähnen schüttelnden und dem gewohnten Flußbade zueilenden Rosse (VI, 506—511) ist aus der funfzehnten Rhapsodie herübergenommen, wo es, auf den von seiner Ohnmacht genesenen, durch Phoibos Apollon wunderbar gestärkten Hektor angewandt, eine herrliche Wirkung thut, während es in seiner mühsam erkünstelten, durch keinen poetischen Schwung der übrigen Erzählung gerechtfertig-

ten Anwendung auf Paris den aufmerksamen Leser nur befremden kann. Die nähere Erwägung dieses Gleichnisses hätte für sich allein den Verf. über die wahre Beschaffenheit des Bandes zwischen jenen beiden Liedern, welche wir nunmehr das fünfte und das sechste nennen wollen, auf die richtige Spur bringen können.

3) Die in die poetisch werthlose Masse VII, 313—VIII, 252, eingefügten schönen und großartigen Verse VIII, 1—51, dürfen nicht mit dieser Masse zugleich verloren gegeben werden. Der Verf. hat am Schlusse seiner ersten Abhandlung den sinnreichen Gedanken Hermann's, der sie an den Anfang der dreizehnten Rhapsodie stellte, mit dem Bemerken abgelehnt, daß er in den ersten zehn Büchern der „Ilias" keine Veranlassung gefunden habe, so starke Verkürzungen und Umstellungen anzunehmen. Da nun aber die zweite Abhandlung davon zeugt, daß er in den spätern Büchern allerdings solche Veranlassung gefunden — denn die Art und Weise, wie nach ihm das zehnte Lied durch das elfte, vierzehnte und funfzehnte Buch vertheilt worden ist, enthält doch wol eine noch viel stärkere Umstellung —, so sehen wir nicht, was uns hindern könnte, auf jene Vermuthung zurückzukommen, und die angegebenen Verse an die Spitze des Liedes, welches beim Verf. die zwölfte Stelle einnimmt, treten zu lassen.

4) Die Geringschätzung des neunten Buchs, welche uns eine ungerechte bedünkt, durch unsern Verf., die Bezeichnung desselben als eines den Stempel der Nachahmung tragenden, mag vielleicht, wenigstens zum Theil, durch den allerdings nicht günstigen Eindruck, welchen der Anfang dieser Rhapsodie, namentlich in den Versen 9—88 hervorbringt, verschuldet worden sein. Diesen Eindruck muß man zu überwinden wissen, wenn man gegen die übrige, durchaus edle und kernhafte Dichtung gerecht sein will. Er läßt sich aber nur überwinden, wenn man die bezeichneten Verse für Das, was sie sind, für ein eingeschobenes Stück erkennt, von ganz gleichem Schlage mit so manchen andern vom Verf. nachgewiesenen Zuthaten, besonders aber mit der βουλὴ γερόντων des zweiten Gesangs. Sie sind offenbar eine Nachahmung, und zwar eine ungeschickte, mislungene, jener echten Erzählung des zweiten Gesangs, in welche das eben bezeichnete Stück eingeschoben ist. Die übrige Erzählung von der Gesandtschaft an Achilles enthält nicht eine Nachahmung der Begebenheiten des ersten Gesangs (an diesen nämlich scheint der Verf. zunächst gedacht zu haben), wol aber eine an dieselben anknüpfende, in verwandtem Geist und gleich würdigem Stil erfolgte Fortdichtung.

5) Unter den kleinern, vom Verf. verworfenen Stücken befindet sich eins, dessen wir uns gegen ihn anzunehmen der Mühe nicht unwerth achten, nämlich XIV, V. 370—387. Um den Rath, den hier Poseidon den kämpfenden Achäern gibt, wenigstens vom poetischen Standpunkt nichts weniger als „wunderlich" zu finden, bedarf es keineswegs der von den alten Auslegern beliebten Einschränkung desselben auf die „wenigen Zurückgewichenen". Vielmehr, die besten Waffen zu ergreifen unter den vielen, die, wie sich von selbst versteht und oft genug auch ausdrücklich angedeutet wird, Jeder in seinem Zelte vorräthig haben mußte, ziemte dem Homerischen Krieger gar wohl in einem Momente, der hier in dem Munde des Gottes als der Augenblick eines neuen, gewaltigen, wo möglich entscheidenden Anlaufs bezeichnet werden soll. Zenodotus und Aristarchus haben ganz recht gesehen, wenn sie nicht an dem Waffentausche an sich, sondern nur an der, allerdings abgeschmackten Deutung desselben Anstoß nehmen, daß die bessern Kämpfer ihre geringern Waffen mit den bessern der schlechtern Kämpfer vertauschen sollten; nur hätten sie mit V. 376, 377 auch V. 382 ausmerzen müssen. Noch weniger können wir dem Verf. beistimmen, wenn er auch das Voranschreiten des Poseidon mit einem blitzgleichen Schwerte, V. 385 fg., als ein ἅπαξ λεγόμενον bedenklich finden will. Dergleichen Bedenklichkeiten würden, wenn man sich ihnen in jedem ähnlichen Falle ebenso, wie er im gegenwärtigen, hingeben wollte, zuletzt zu einer Vorstellung von Homerischer Poesie führen, welche derselben gar keine Freiheit der Bewegung gestattete und sie nur in gestempelten Redensarten und Wendungen sprechen ließe. Der Verf. scheint, wir wissen nicht aus welchem Grunde, gegen das Lied, dem wir diese Verse vindiciren müssen, das dreizehnte seiner Liste, und dessen „so viel mit Göttern kramenden" Verf. eingenommen; sonst würden wir ihn auffodern, mit uns die ausgezeichnete Schönheit gerade dieser drei Verse, welche den Poseidon den Achäern in der Schlacht voranschreitend schildern, und den geistvollen, echt poetischen und echt mythologischen Charakter der Vorstellung, die ihnen zum Grunde liegt, anzuerkennen. Wie die geschichtliche Heldenjungfrau Jeanne d'Arc, hierin poetischer als die poetische des großen deutschen Dichters, so darf der Homerische Gott sein Schwert in der Schlacht mit keinem Feindesblut benetzen; eine durchaus großartige Anschauungsweise, von tiefer poetischer Wahrheit, welche, wie überhaupt die in diesem dreizehnten Liede vorgeführten Scenen und Bilder aus der Götterwelt, sehr zu ihrem Vortheil absticht z. B. gegen die unwürdigen materialistischen Vorstellungen des fünften Gesangs, dessen Götterschlachten und Götterverwundungen wir vielmehr als eine apokryphische Verunstaltung der Homerischen Götterwelt anzusehen uns berechtigt achten.

6) War es vielleicht der ähnliche „Götterkram", was den Verf., entschiedener noch als gegen die dem dreizehnten Liede zugewiesenen Bestandtheile, gegen die achtzehnte Rhapsodie verstimmt hat? Wol möglich, denn eine gewisse Verwandtschaft des Tons dieser Rhapsodie zu dem jenes Liedes dürfte sich leicht heraushören lassen, wenn dies auch nicht ausdrücklich die Meinung des Verf. sein kann. Jedenfalls indessen hatte derselbe noch einen gerechtern Grund zum Mistrauen gegen jenen Gesang. Von den bestimmtern Einwürfen nämlich, die er gegen denselben vorbringt, bezieht sich der einzige, der einen ästhetischen Tadel, und zwar einen gerechten in sich schließt, auf die mit V. 148 anhebende Fort-

setzung des Berichts von der Wegführung der Leiche des Patroklus aus der Schlacht; die übrigen bringen nur sachliche Incongruenzen ähnlicher Art zu den vorhergehenden Gesängen zur Sprache, wie deren sich nach seinen eigenen Nachweisungen gar manche auch zwischen den echten Liedern finden. Nun aber kann man dem Verf. nicht nur jenen bestimmter gefaßten Tadel, sondern auch den allgemeinern einer „sich ärmlich und kühl ausnehmenden Poesie" recht wohl zugeben, wenn man ihn, so viel den achtzehnten Gesang anlangt, auf die Partie V. 148—231 beschränkt, welche sich als eingeschoben durch die Art und Weise verräth, wie sie die Worte, mit denen nachher der wahre Fortgang anhebt, (αὐτὰρ Ἀχαιοὶ) zugleich an ihren Anfang stellt. Es verhält sich nämlich hier genau so, wie nach unserer obigen Bemerkung bei der neunten Rhapsodie; das eingeschobene schlechte Beiwerk mußte, so lange die Einschiebung nicht entdeckt war, vor den Augen des richtig Empfindenden einen trübenden Schatten auf seine ganze Umgebung werfen. Wir glauben uns dem Verf. gegenüber ein Verdienst um die echte „Ilias" zu erwerben, wenn wir dieses edle Stück, eins der köstlichsten der ganzen Dichtung, durch Ausmerzung des Beiwerks von der Trübung befreien und es, wie ihm gebührt, als ein eigenes Lied, der Zahl nach das sechzehnte, falls es, was wir hier nicht weiter untersuchen können, bei der übrigen Anordnung des Verf. sein Bewenden haben sollte, den vorangehenden anreihen. Oder, wenn der Verf. dies vorziehen wollte, aus demselben Grunde, aus welchem er sich nicht zu einer weitern Trennung der umfangreichen, von ihm unter dem Namen des funfzehnten Liedes oder der Patroklie zusammengefaßten Stücke verstanden hat, weil nämlich der Zusammenhang auch hier ein enger geschlossener bleibt als bei den frühern Liedern, — so mag auch dieses Stück als eine Fortsetzung, wiewol eine nicht ganz widerspruchsfreie, jenes zunächst vorangehenden betrachtet werden, in ähnlicher Weise, wie die vom Verf. aufgezeigte zweite, gleich edle, aber auch ihrerseits nicht ohne alle Incongruenz sich anschließende Fortsetzung des ersten Liedes. Weitere Zuthaten wüßten wir in diesem sechzehnten Liede, mit Ausnahme der auf den Vorgang eines alten Kritikers von Wolf dafür erkannten V. 356—368 keine aufzuzeigen; nur der an sich überflüssigen, einen widerwärtigen Zug der nachfolgenden, nicht mehr ebenbürtigen Dichtung vorausnehmenden Verse 336, 337 möchten wir gern, und können wir auch wol füglich, entrathen. Über die sechs letzten Bücher hat bereits Wolf das Urtheil gesprochen, bei welchem es fortan, nachdem auch unser Verf. sich im Wesentlichen übereinstimmend geäußert, wol bei allen Urtheilsfähigen sein Bewenden haben wird.

So weit unsere Bemerkungen über das Einzelne. Wir beschränken uns auf die vorstehenden, nicht als ob wir in allen übrigen Punkten die Anordnung des Verf. für vollkommen sicher und unzweifelhaft hielten, sondern weil die hier ausgehobenen zur Zeit für uns die einzigen geblieben sind, in Bezug auf welche wir mit klarer, entschiedener Überzeugung die Ansicht des Verf. mit einer bestimmt motivirten andern vertauschen konnten. Jetzt aber wenden wir uns zu der allgemeinern Betrachtung, um die es uns bei diesem ganzen Aufsatze hauptsächlich zu thun war. Zuvörderst also die wiederholte Anerkennung, daß der Verf. sich durch seine Arbeit, welche Modificationen ihre Ergebnisse auch noch im Einzelnen erfahren mögen, um die „Ilias" im Ganzen ein ähnliches und nicht minder großes Verdienst erworben hat wie durch die frühere, freilich ausgeführtere und vollständiger in sich abgeschlossene, um die „Nibelungen". Wie dort die erste überhaupt, so hat er hier die erste wahrhaft gründliche Widerlegung des Vorurtheils gegeben, welches vor Allem widerlegt sein muß, wenn nach der Natur und dem Ursprung der epischen Dichtung auf fruchtbringende Weise geforscht werden soll, des Vorurtheils, als sei die Dichtung in der Gestalt, wie sie vorliegt, ein einiges, organisch in sich geschlossenes Kunstwerk, ein lebendiger Leib, zu dem sich die Theile als Glieder verhalten. Konnte solches Vorurtheil in Bezug auf die „Ilias" auch nach Wolf wieder Platz ergreifen, der es im Grunde nur auf negative Weise bekämpft und an seine Stelle theils keine, theils nicht überall haltbare Vorstellungen über den Ursprung der Homerischen Dichtung gesetzt hatte: so ist Grund zu der Hoffnung, daß, ist nur einmal die Arbeit unsers Verf. durchgedrungen und allgemein bekannt geworden, fortan sich dieses Vorurtheil unter allen einigermaßen Sachverständigen ebenso wenig mehr wird vernehmen lassen dürfen, wie schon jetzt nicht mehr das entsprechende in Betreff der „Nibelungen". Denn der Verf. hat auch hier zuerst die bei Wolf noch unerfüllt gebliebene Foderung des δός μοι ποῦ στῶ erfüllt. Er hat in den einzelnen, relativ in sich abgeschlossenen, wenn auch der Anfügung an verwandte an sich, d. h. durch ihre allgemein poetische Natur nicht widerstrebenden Liederstücken den Sitz der Poesie und poetischen Kunst nachgewiesen, von der man sonst voraussetzte, daß sie nur in dem planmäßig entworfenen Ganzen ihren Sitz haben könne. Er hat nicht blos im Allgemeinen behauptet, sondern im Besondern und Einzelnen mit größter Anschaulichkeit nachgewiesen, daß die Kunst, welche aus jenen zerstreuten Stücken mit Absicht und Berechnung ein Ganzes zusammengefügt hat, nicht nur nichts mit jener echten Kunst der Poesie, aus welcher die einzelnen Stücke hervorgegangen sind, gemein hat, sondern daß durch sie die letztere nicht selten ausdrücklich getrübt, verunstaltet, unterdrückt worden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die griechische Tragödie und das Theater zu Athen. Einleitung zu dem Vortrage der Antigone des Sophokles in der Gesellschaft Albina zu Dresden, von Philipp Wagner. Dresden, Arnold. 1844. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Aufführung der „Antigone" auf den königlichen Theatern zu Berlin und Potsdam sowie auf verschiedenen andern deutschen Bühnen ist nicht blos ein Ereigniß in den Jahr-

büchern des deutschen Schauspiels, wie sehr sich auch die Selbstgenügsamkeit H. Laube's und einiger seiner Nachbeter dagegen wehren mag, sondern sie hat auch zu gründlichen und populairen Schriften über das griechische Theater die Veranlassung gegeben. An Das, was Böckh, Hermann, Hand und Geppert an verschiedenen Orten hierüber zu bemerken Gelegenheit fanden, hat sich ein anderer namhafter Philolog, der berühmte Erklärer des Virgilius, Philipp Wagner, angeschlossen und in einer klaren, allgemein verständlichen Schrift einen geselligen Kreis über die Einrichtung des griechischen Drama belehrt. Derselbe geht von der Erfindung des Drama bei den Griechen aus und schildert ihre berühmtesten Dichter, worauf er sich zu der Einrichtung der Tragödie wendet und über den Chor, über die Schauspieler und die antiken Versmaße eine Reihe richtiger Bemerkungen vorträgt. Ein dritter Theil ist dem griechischen Theater und dessen scenischen Vorrichtungen gewidmet, zu deren besserm Verständniß ein lithographirter Grundriß des atheniensischen Theaters als eine sehr nützliche Beigabe angesehen werden muß. Hieran schließen sich Erörterungen über die Kleidung, die Masken und die Beschuhung der Schauspieler. Ein letzter Abschnitt ist der Ödipussage gewidmet, der eine gründliche Entwickelung des Charakters der Antigone folgt.

In der ganzen Schrift zeigt sich eine so verständige und besonnene Auffassung und eine so reine Freude an der großartigen Tragödie der Griechen, daß wir einen Abdruck dieser Vorlesung sehr zweckmäßig finden und durch unsere wenigen Worten zu ihrer Verbreitung in weiten Kreisen beizutragen wünschen.

Da Hr. Wagner über den König Kreon nur Weniges bemerken konnte, um nicht seine Vorlesung zu sehr auszudehnen, so benutzen wir diese Gelegenheit, die Freunde des griechischen Trauerspiels auf die Schulschrift des Hrn. J. C. Held, Directors des Gymnasiums zu Baireuth: „Über den Charakter Kreon's in der Antigone des Sophokles" (Baireuth 1842), aufmerksam zu machen. Diese wohlgeschriebene Abhandlung zeigt auf das bündigste die Kunst, mit welcher Sophokles die zweite Hauptperson des genannten Stückes den atheniensischen Zuhörern geschildert hat. 9.

Literarische Notizen aus England.

Franz Drake.

Von John Barrow ist erschienen: „The life, voyages and exploits of admiral Sir Francis Drake." Es ist dem „Athenaeum" zufolge nur eine plumpe Compilation aus ältern Schriften, aus denen die Stellen, welche der Verf. benutzt, immer wörtlich angeführt werden. Der Reviewer benutzt die Anzeige dieser Schrift zu einer Übersicht der Hauptmomente aus Drake's Leben. Er ging früh zur See, machte 1567 mit einem Verwandten von ihm, Capitain Hawkins, eine Expedition auf einem Sklavenführer mit. In einem Briefe an Secretair Walsingham während der Expedition an die französische Küste sagt Drake, er und die übrigen Capitaine der Flotte hätten beschlossen, alle ihre spanischen Gefangenen an die Mauren zu verkaufen. Ein Beispiel von der Humanität im Zeitalter der Elisabeth. Im J. 1572 ging Drake mit zwei kleinen Schiffen, zusammen nur mit 73 Mann besetzt, von Plymouth nach dem Hafen von Nombre de Dios ab, wo die mejicanischen Schätze der Spanier vermuthet wurden. Dies war ein privilegirter Piratenzug. Denn „Elisabeth — heißt es in einer von Barrow angeführten Stelle — war wohl geneigt, Abenteurer aufzumuntern, die das Verlangen trugen, mit den Spaniern die Reichthümer zu theilen, so diese den unglücklichen Fürsten von Mejico und Peru und deren eingeborenen Unterthanen abpreßten, von wannen sie durch die ungerechtesten und grausamsten Mittel jenen Reichthum herholten, welcher sie in den Stand setzte, über einen großen Theil der Erde zu herrschen." Die Expedition lief glücklich ab. Drake erbeutete Gold. Im J. 1572 segelte er wieder nach Amerika. Er hatte diesmal fünf kleine Schiffe, das größte von 100 Tonnen; die Mannschaft bestand aus lauter zusammengelaufenen Abenteurern. An der Küste von Patagonien ließ er seinen Freund Doughtie, einen Mann, der, wie es scheint, ihm selbst und all seinem Gesindel an Bildung und Talent überlegen war, wegen eines angeblichen Meutereiversuchs hinrichten. Drake passirte hierauf die Magellansstraße, zum ersten Male seit ihrer Entdeckung. Als seine Flotte in den Stillen Ocean eintrat, wurde sie vom Sturme zerstreut. Capitain Winter kehrte nach England zurück und Drake blieb in seinem Schiffe „die goldene Hinde" allein. Nach vielen Mühseligkeiten gelang es ihm, die Westküste Amerikas hinauf, den Spaniern, die in der Südsee auf keinen Feind gefaßt waren, viel Gold abzujagen. Er wollte seinen Rückweg durch die Anianstraße, die eingebildete Norddurchfahrt zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean, nehmen, an deren Dasein man in jener Zeit steif und fest glaubte. Von Kälte und Unwetter, wie Fletcher erzählt, unter dem 42 Breitengrade zurückgescheucht, wendete er sich wieder südwärts. Er fuhr gegen Westen durch den Stillen Ocean; Karten und dergleichen Hülfsmittel hatte er einem Spanier abgenommen. Nach zwei Jahren und zehn Monaten langte er reich beladen von seiner Reise um die Welt in Plymouth wieder an. Der Reinertrag dieser Expedition war 4700 Procent. Es ist daher kein Wunder, daß Drake der Abgott aller gierigen Abenteurer geworden ist.*) Die Königin überhäufte Drake mit Ehrenbezeigungen, nicht allein als kühnen Schiffer, sondern auch als Bedränger ihrer Feinde, der Spanier. Indessen wird erzählt, daß „einige der vornehmsten Höflinge das ihnen angebotene Geld von Drake's Beute zurückwiesen, weil es geraubt". Von Spanien aus wurde Klage geführt und auf Schadenersatz angetragen. Indessen fruchtlos; Drake blieb im ruhigen Besitze seiner zusammengeraubten Reichthümer. Als der Zwist mit Spanien zunahm, trat auch Drake wieder auf den Schauplatz; durch Piraterei dem Feinde Abbruch zu thun, war das Hauptbestreben im Seekriege; an der Zerstreuung der Armada nahm Drake seinen Antheil. Im J. 1595 erhielt Drake das Commando über die westindische Expedition. Zur Seite gegeben wurde ihm von der Königin Sir Jones Hawkins. Abenteurer fanden sich in Menge zusammen; dennoch war es mehrmals nahe daran, daß die Expedition nicht zu Stande kam. Endlich ging die Flotte mit etwa 2500 Mann in See. Zwischen den beiden Führern entspann sich bald Streit. Die Operationen gegen die Kanarischen und Westindischen Inseln mislangen, da die Spanier auf Widerstand vorbereitet waren. Sir John Hawkins starb bald nach der Ankunft der Flotte in Westindien. Der Versuch, die Schätze von Panama zu erbeuten, schlug fehl. Drake härmte sich über den traurigen Erfolg seiner Unternehmung, wurde krank und starb. Details aus einer Handschrift von Maynard, einem Theilnehmer der westindischen Unternehmung, theilt der Reviewer in Nr. 845 des „Athenaeum" mit.

Seit Sale hat sich kein Engländer damit befaßt, den Koran seinen Landsleuten zugänglich zu machen. Jetzt hat Hr. E. W. Lane zwar keine vollständige neue Übersetzung, jedoch eine Auswahl daraus in englischer Sprache unter dem Titel „Selections from the Kuran" (London) herausgegeben. 48.

*) Als Curiosität verdient angeführt zu werden, was für wunderliche Vorstellungen Drake's Biograph Fuller sich von der Art macht, wie Drake bei der Fahrt um die Welt einen Tag eingebüßt. „Es ist nicht viel", sagt er, „für eine so lange Zeit als drei Jahre sind; manche Capitaine büßen einen Tag jede Woche ein."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 128. — 7. Mai 1844.

Homerische Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 127.)

Sonach könnte es das Einfachste scheinen, das Verdienst unsers Verf. so zu bezeichnen, daß durch ihn die Wolf'sche Hypothese nicht nur aufs neue bestätigt, sondern auch mittels einer zergliedernden Betrachtung der Gedichte im Einzelnen ausgeführt und ins Werk gesetzt sei. So werden, wir zweifeln nicht, viele, vielleicht die meisten unserer Leser, wenn sie uns bis an diesen Punkt begleitet haben, urtheilen. Wir aber können nicht umhin, den so rasch Vorschreitenden gerade hier ein Halt! zuzurufen. Denn gesetzt auch, der Verf. selbst fände in seinem Bewußtsein keinen Grund, in Bezug auf die allgemeinen Voraussetzungen seines kritischen Thuns von den Wolf'schen abzuweichen, was doch in Bezug auf einige dieser Voraussetzungen uns kaum als wahrscheinlich bedünken will, so fragte sich noch immer, ob nicht die Ergebnisse seiner Kritik, wäre es auch ihm selbst unbewußt, zum Theil, wenn nicht schlechthin auf andere Voraussetzungen, so doch auf die Möglichkeit anderer Voraussetzungen hinführen. Wir machen zunächst auf folgenden Umstand aufmerksam. War der Verf., sowol bei der „Ilias" als bei den „Nibelungen", bei seinem Unternehmen, ein jedes dieser Gedichte so weit als möglich in seine Urbestandtheile zu zerlegen, war er dabei, wie es allerdings so scheint, von der im Wesentlichen der Wolf'schen entsprechenden Voraussetzung ausgegangen, daß der Ursprung beider in derselben Volkspoesie zu suchen sei, aus der in noch früherer Zeit die in beiden dargestellte Heldensage hervorgegangen war: so müssen wir ohne alle Weigerung eingestehen, daß seine Kritik zugleich mit den Resultaten, die von dieser Voraussetzung aus erwartet werden konnten, in beiden Fällen noch andere zu Tage gefördert hat, welche zu erwarten in jenem Standpunkt an und für sich ganz und gar keine Veranlassung lag. Jeder nämlich, der mit unbefangenem Blick in diese Resultate eingeht, wird finden, daß mit wenigstens gleicher Klarheit und Entschiedenheit — wollte Ref. nur seinem persönlichen Gefühle folgen, so würde er sagen, mit noch ungleich größerer — wie mit welcher die einzelnen „Lieder" gegenseitig voneinander, sie alle gemeinschaftlich sich, sowol die der „Ilias", als auch jene der „Nibelungen", von einer mit ihnen verquickten, dem Umfange nach sehr beträchtlichen Masse abheben (in der „Ilias" dürfte sie nach ungefährer Schätzung etwa zwei Fünftel des Ganzen betragen), welche sich ihrem poetischen Charakter nach als ein erkünsteltes, von frischer, kernhafter und urkräftiger Volkspoesie noch ungleich weiter als von echter Kunstdichtung abliegendes Füll- und Flickwerk kundgibt. Der Verf., so wenig er es im Einzelnen scheut, von dieser Masse, insbesondere wo sie sich in kleinern Partien zwischen die echten Stücke oder gar in bestimmte einzelne dieser Stücke eingedrängt hat, die härtesten Ausdrücke zu brauchen und seinem gerechten Unwillen gegen sie Luft zu machen, hat sich doch im Ganzen nicht vorzugsweise darin gefallen, den Contrast derselben gegen den echten Kern der Dichtung hervorzuheben. Er hat im Gegentheil, sowol hier, als auch bei den „Nibelungen", Einiges thun zu müssen geglaubt, das Grelle dieses Contrastes zu mildern, theils durch das Zugeständniß, daß der hinzugethanen Masse wenigstens da, wo sie in größern Partien auftritt, manches Schöne inwohnt, theils und besonders durch Werthunterschiede, die er auch zwischen den echten Bestandtheilen gelten läßt, oder auch wol ausdrücklich aufgefunden haben will. Wir wollen nicht untersuchen, wiefern an diesen, hin und wieder, wie es uns vorkommt, nicht ohne einige Geflissentlichkeit herbeigezogenen Bemerkungen vielleicht schon ein sich Sträuben des Verf. gegen gewisse weitere, von ihm nicht gezogene Consequenzen seiner Ansicht einen Antheil haben mag. Jedenfalls können wir denselben, wie schon unsere obigen Gegenbemerkungen zeigen, nicht dasselbe Gewicht beilegen wie seinem übrigen kritischen Thun. Zwischen Poesie und Unpoesie oder Afterpoesie ist ein Urtheil möglich, welches eine für alle gesund empfindende Geister gültige, durchaus objective Entscheidung ausspricht, und unser Verf. hat vollkommen recht gethan, sich durch derartige Erwägungen wie die noch Wolf abhielten seine ästhetischen Bedenken gegen die sechs letzten Gesänge der „Ilias" weiter auszuführen nicht abschrecken zu lassen, das Schlechte bei seinem wahren Namen zu nennen, und auch hin und wieder, wenigstens andeutungsweise, den Grund seiner Verwerflichkeit aufzuzeigen. Anders aber verhält es sich mit dem Mehr

oder Weniger des ästhetischen Werthes bei Dichtungen von wirklich poetischem Gehalt, namentlich an Ton, Inhalt und Behandlungsweise so verwandten wie die vorliegenden. Hier wird das Urtheil, auch das des geübtesten, feinfühlendsten Kritikers immer einen subjectiven Beigeschmack behalten und dem Einflusse von allerhand Zufälligkeiten sich nie ganz entziehen können. Uns, wir gestehen es, hat sich trotz der Vermittelungsversuche des Verf., und trotz mancher Anwandlungen des Herumkritisirens auch noch an dem echten Liedercyklus, sowie des Auffindenwollens poetisch erträglicher Züge in dem unechten, die auch wir empfunden haben, immer von neuem wieder der gewaltige Abstand des Echten von der unechten Zuthat, sowol in dem griechischen als in dem deutschen Epos, als die eigentlich bedeutsame, entscheidende Thatsache aufgedrängt, als eine Thatsache, gegen die gehalten alle weitern Werthunterschiede, sowol innerhalb der echten als der unechten Masse, wenn solche überhaupt vorhanden sind, im Einzelnen als zweifelhaft und im Ganzen als wenig erheblich verschwinden. Nun kann und muß man allerdings wol zugeben, daß auch nach den Prämissen des Verf. insoweit ein ähnliches Phänomen erwartet werden durfte, als ja bei beiden Werken ein geflissentliches Zusammenfügen der vorhandenen, volksthümlichen Liederstücke zu einem der verständigen Reflexion genügen sollenden Ganzen nicht zu verkennen war, solche Zusammenfügung aber nicht wol ohne allerhand künstliche Zuthat und fremdartige Füllungsmittel sich ins Werk setzen ließ. Aber diese Zuthaten müßten offenbar das Werk der Diaskeuasten sein; woher sich dagegen jene großen Massen apokryphischer Dichtung schreiben, bei denen, wie jeder der Geschichte des Homerischen Epos Kundige auf den ersten Blick sieht, eine Hinzudichtung erst durch die Diaskeuasten undenkbar ist, dies bleibt auf diesem Wege völlig unerklärt. Auch dürfen wir getrost jeden, nur sonst hinreichend unbefangenen Anhänger der Wolf'schen Ansicht auffodern, zu sagen, ob sich von dem Standpunkt dieser Ansicht aus ein Ergebniß wie das vorliegende des Verf. voraussehen ließ, ein Auseinandertreten der Dichtung in zwei dem Umfange nach sich wenn nicht gleich, doch immer nahe genug kommende Massen von so ganz ungleichem poetischen Werth und Charakter. War Solches aber nicht vorauszusehen, und müssen wir auch von unserm Verf. annehmen, daß er mit nichten von vorn herein darauf ausgegangen ist, dieses Resultat zu suchen: so haben wir hiermit nicht nur eine neue Bürgschaft für die Unbefangenheit und Gewissenhaftigkeit seiner Forschung, sondern zugleich — wobei wir freilich dahingestellt lassen müssen, ob auch er uns dies zugeben, auch er mit derselben Bereitwilligkeit, mit welcher wir in den Gang seiner Untersuchung eingegangen sind, jetzt in den weitern der unserigen wird eingehen wollen — eine Auffoderung, zuzusehen, ob das Resultat sich auch wirklich mit den Prämissen ganz verträgt, ob nicht aus dem Resultat, wie es öfter in dergleichen Untersuchungen, wenn sie mit Fleiß und Redlichkeit durchgeführt werden, zu geschehen pflegt, wiederum, theilweise wenigstens, andere Prämissen hervorgehen.

In den bisherigen Prämissen unsers Verf. liegt, wie man sich leicht überzeugen wird, alles Gewicht auf dem Begriffe der Volksdichtung, jener Volksdichtung, der, im Gegensatze einer davon als unterschieden zu denkenden Kunstdichtung, nach ihm der echte Liederkern so der „Ilias" wie der „Nibelungen" angehören soll. Es hat dieser Begriff neuerdings, insbesondere durch die gründlichern Forschungen über mittelalterliche und altnordische, zum Theil auch slawische Poesie u. s. w. vielfache Berichtigungen und eine weit größere Bestimmtheit gewonnen als er noch zu Wolf's Zeit hatte. Man ist namentlich zurückgekommen von der Vorstellung wilder Formlosigkeit oder Naturwüchsigkeit, die noch in der Herder'schen Periode den damals neu in Aufnahme gekommenen Ansichten über Volksliederdichtung zum Grunde lag. Bringt man jedoch alles Irrige, was in derartigen Vorstellungen gelegen haben mag, in Abrechnung, hält aber dabei den Blick streng auf die ganz unzweifelhaften Reste eigentlich volksthümlicher, d. h. solcher Poesie gerichtet, deren poetischer Kern sich durch unvordenkliche Überlieferung in wechselnden, aber den Kern unberührt lassenden Darstellungsformen, im strengsten Sinn als Schöpfung und Eigenthum des Volks, nicht der Einzelnen, denen die jeweilige Form der Darstellung angehören mag, bethätigt: so ergibt sich als wesentliches Merkmal dieser Poesie allerdings eine derartige Gestalt, wie die der Verf. durch den von ihm gewählten Namen des „Liedes" bezeichnen zu wollen scheint. Ohne Zweifel nämlich ist seine Voraussetzung bei den „Liedern" der „Ilias" nicht minder wie ohnehin bei denen der „Nibelungen" eben diese, daß die poetische Substanz dieser Lieder, und zwar jedes einzelnen für sich, von der Gemeinschaft mit den übrigen unabhängig, beiweitem älter ist als die doch immer mehr oder minder zufällige Gestalt, in welcher es die Sammler aufgegriffen und ihren künstlichen Gesammtwerken einverleibt haben; daß sie, diese Substanz, bis in die Zeiten des Ursprungs der — bei den „Nibelungen" bekanntlich um viele Jahrhunderte, vielleicht um mehr als ein Jahrtausend ältern — Sage, welche den Inhalt der Lieder ausmacht, hinaufreicht, und mit diesem Inhalte, der im Grunde nur ihr selbst seine Entstehung verdankt, auf das engste verschmolzen ist; daß dagegen der Gestalt der Überlieferung, so sehr sie sich zu ihrem Vortheil von der Gestalt unterscheiden mag, in welcher andere, ihrem Ursprunge nach wol zwar nicht minder echte und echt poetische Liedermassen in jene Gesammtwerke aufgenommen sind, im Grunde doch kein anderes Verdienst als dieses zukommt, jenen Kern rein bewahrt und ihn auf die seinem Charakter angemessenste Weise in die sprachliche, metrische u. s. w. Form, welche das Zeitalter foderte, hineingegossen zu haben. Hätten die Dichter, von denen diese Gestalt der Lieder, die letzte, gegenwärtige — nur, versteht sich, nicht die erst von den Diaskeuasten hinzugethane, — angehört, mehr an ihnen gethan: wie würden dann nicht sie, in ganz gleichem

Sinne wie eigentliche Kunstdichter, als die Urheber der Lieder zu betrachten sein; wie wäre es dann zugegangen, daß nicht wenigstens von einem oder dem andern der Name genannt und erhalten worden ist, da doch, aus dem Zeitalter der „Nibelungen" wenigstens, so viele Dichternamen mit unzweifelhafter Notiz von der Verfasserschaft ihrer Werke sich erhalten haben?

Diese Ansicht also ist es, die wir im Gegenwärtigen — nicht etwa zu widerlegen, wol aber noch einmal in Frage zu stellen, oder vielmehr als bereits in Frage gestellt durch die eigenen, wie uns scheinen will, nicht ganz damit in Einklang stehenden Resultate des Verf. zu bezeichnen gedachten. Das Problem nämlich, wie es sich jetzt unter den Händen des Verf., wenn auch vielleicht ihm unbewußt, gestaltet hat, ist, so viel wir sehen, folgendes. Wenn wir wirklich in den funfzehn oder sechzehn Liedern der echten „Ilias" und den zwanzig der echten „Nibelungen" den uns erhaltenen Rest einer Volksliederdichtung zu besitzen glauben sollen, deren Ursprung mit dem Ursprunge der Sage von dem Trojanischen und dem Burgunderkriege, von Achilles' Zorn und Chrimhildens Rache, und deren im Laufe der Zeit wechselnde Phasen mit den geschichtlichen Phasen dieser Sagen zusammenfallen; wenn wirklich die Poesie dieser Lieder zwar der Form nach für eine ausgebildetere, aber dem Wesen, dem individuellen poetischen Kerne eines jeden der Lieder nach für eine und dieselbe mit der Poesie der Heldensage als solcher gelten soll: wie geht es dann zu, daß eben diese Form, die sprachliche, rhythmische und sonstige Kunstform, die wir als die charakteristische beider Epopöen zu betrachten gewohnt sind, von minder geschickten Sängern oder Darstellern auf andere Theile der beiderseitigen Liedermassen angewandt, den Geist, die poetische Substanz dieser Masse so ganz und gar hat ertödten können? Ist etwa dies die Weise jener eigentlichen Volksliederdichtung, oder stimmt es auch nur zu dem allgemeinen, auch vom Verf., wie wir voraussetzen, anerkannten Begriffe derselben: in die jeweilige, aus ihr selbst in einem bestimmten Zeit- und Entwickelungsmomente erzeugte Form des Vortrags und der Darstellung dergestalt aufzugehen, daß es nur von der größern oder geringern Geschicklichkeit in der Handhabung dieser Form, von dem Geiste und der Gewandtheit des Vortragenden abhängt, ob die Poesie noch Poesie bleiben, oder ob sie in absolute Unpoesie übergehen und den Eindruck des geistlosesten prosaischen Machwerks hervorbringen soll? Ist solches Aufgehen des Inhalts in die Form nicht gerade umgekehrt das unterscheidende Merkmal der Kunstpoesie, der eigentlichen und specifischen poetischen Kunst, die sich ganz ebenso wie neben ihr die bildende Kunst zu allen Zeiten ein Geschäft daraus gemacht hat, den von der Sage, von dem Mythus, also von wirklicher Natur- und Volkspoesie ihr vorgedichteten Inhalt nicht sowol mit unmittelbar festgehaltener Stetigkeit nur weiter auszubilden, als vielmehr als stoffartiges Element selbständig in die Form hinein- und dadurch erst zum eigentlichen Kunstwerk herauszuarbeiten? Die Lieder vom Erlkönig, vom Knaben und dem Röslein, von Asan Aga sind auch unter der Hand eines Goethe wesentlich dieselben geblieben, die sie längst vor ihm in der deutschen und slawischen Volkspoesie waren, und wir können uns gar wohl denken, daß sie, dafern nur, was freilich eine nothwendige Bedingung ist, die Form in ihren Hauptzügen feststand oder streng vorgezeichnet war, im Wesentlichen dieselben geblieben wären unter den Händen von Bearbeitern, deren Geist ebenso tief unter dem Goethe'schen steht wie der Geist des letzten Gesangs der „Ilias" unter dem des ersten. Aber man lasse solche Dichter, gleichfalls mit vorgezeichneter, an den echten Vorgängern bewährter Form, einen „Faust", eine „Iphigenia", oder auch nur eine „Braut von Korinth", eine „Achilleis" dichten, und sehe dann zu, ob der ursprüngliche dichterische Geist der Sagen, die sie doch auch in diesen Fällen zu bearbeiten haben, oder der Form, die ihnen auch hier vorgezeichnet ist, ihnen oder ihrer Dichtung im geringsten zugute kommen wird!

Blicken wir von diesem Gesichtspunkte auf die epischen Lieder der beiden hier besprochenen Heldendichtungen hin: so drängt sich gegen die Befugniß, dieselben auch nur in dem Sinne, wie es der Verf. noch immer thut, als ein naturwüchsiges Erzeugniß uralter, mit dem materiellen Inhalte der Heldensage aus Einem Stamme hervorgewachsener Volksdichtung zu betrachten, allerdings ein gewichtiges Bedenken auf. Die dem Stamme inwohnende dichterische Urkraft hätte sich, sollte man meinen, dann entweder auf viel mächtigere Weise auch in den Theilen, deren Ausführung minder gelungen war, bethätigen müssen, oder es hätten sich diese Theile auch in dem Äußerlichen der Form und Darstellungsweise viel kenntlicher von den gelungenen unterscheiden müssen. Denn daß der sagenmäßige Stoff seinem allgemeinen Charakter nach in den einen von ebenso echter Beschaffenheit wie in den andern ist, wird der Verf. nicht in Abrede stellen wollen. Nicht einmal dies haben wir hinreichenden Grund anzunehmen, daß die guten Dichter sich an diesem Stoffe geringere Freiheiten als die schlechten erlaubt haben sollten. Kurz, Alles scheint uns darauf hinzudrängen, das Vorhandensein der schlechten Masse als einen Beweis anzusehen, daß die poetische Substanz der guten wirklich den Dichtern persönlich angehört, die ihr die gegenwärtige sprachliche und rhythmische Gestalt gegeben haben, und nicht dem von ihnen vorgefundenen Sagen- und Liederstoffe, der für sie im Allgemeinen vermuthlich kein anderer war als für die schlechten Dichter auch. Auch die Unterscheidung einzelner Lieder in jenen Massen würde hiernach zwar keineswegs an sich als unstatthaft erscheinen, wol aber würde der Sinn, in welchem der Verf. sie aufgestellt, würden die Voraussetzungen, die er dabei zu Grunde gelegt hat, aufs neue in Frage zu stellen sein. Wenn nämlich jene Lieder ihrem dichterischen Kerne nach das Werk nicht der allmälig aus dem Stamme der ursprünglichen Sagendichtung hervorsprossenden Volksliederdichtung, sondern einzelner, kunstmäßig zu Werke gehender Dichter sind: so fällt hiermit wenigstens jeder

nöthigende Grund hinweg, sie als ursprünglich, d. h. in der Wurzel der Sage selbst, oder wenigstens in ihrem zweigartigen Hervorschießen aus dem gemeinsamen Stamme, in der Weise, wie sie es jetzt sind oder durch die kritische Behandlung unsers Verf. von neuem geworden sind, voneinander abgetrennt zu denken. Es bleibt allerdings auch hier freigestellt, und wird sich im Einzelnen, sei es durch die innere Beschaffenheit der Lieder oder durch äußere historische Umstände empfehlen, die Anlässe zu diesem oder jenem besondern Liede als gegeben in einem früher vorhandenen, dem Umfange und stofflichen Inhalte nach gleichartigen vorauszusetzen. Aber im Allgemeinen wird doch immer die Möglichkeit offen zu halten sein, daß auch die Dichter des Vorliegenden selbst es gewesen sein können, von denen die gesonderte Bearbeitung der Stücke, die wir jetzt als unterschiedene Lieder zu betrachten durch unsern Verf. gelehrt worden sind, ausgegangen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Lullin de Chateauvieux.

Unter der großen Menge Schriften, die gegenwärtig über den Ackerbau in Frankreich erscheinen, verdienen die „**Voyages agronomiques en France, par** ***Frédéric Lullin de Chateauvieux***" (2 Bde.), welche vor kurzem in Paris herausgekommen sind, besonders erwähnt zu werden. Dieses ausgezeichnete Werk, welches eine langwierige Krankheit, die mit dem Tode endigte, den Verf. hinderte selbst zum Drucke zu befördern, ist jetzt von seinem Schwiegersohne, Hrn. Naville de Chateauvieux, herausgegeben worden. Es ist die Frucht funfzigjähriger Arbeiten, Beobachtungen und Erfahrungen. Die früh betretene agriculturistische Laufbahn des Hrn. de Chateauvieux endete nur mit seinem Leben. Doch war er anfangs nicht für sie bestimmt. Sohn eines ausgezeichneten Generallieutenants, der Eigenthümer eines Schweizerregiments im französischen Dienste war, schienen ihn seine Stellung in der Gesellschaft sowie sein biegsamer und anmuthiger Geist zu berufen, eine glänzende Bahn am Hofe und im Heere zu durchlaufen; zu diesen Vortheilen würden wahrscheinlich noch zahlreiche, in den Salons von Paris gewonnene literarische Erfolge gekommen sein. Aber bald von der französischen Revolution überrascht, mußte er im 18. Jahre seines Lebens die Armee und Frankreich verlassen, um sich nach einigen auf Reisen zugebrachten Jahren auf dem Gute Chouilly, welches sein Vater im Canton Genf besaß, für immer niederzulassen. Von der Zeit an widmete er sich dem Landbau mit einem Eifer, einer Ausdauer und einer Intelligenz, welche nie nachließen. Die Agricultur war im Canton Genf, wie in Frankreich, am Ende des 18. Jahrhunderts mit wenig Ausnahmen sehr weit zurück. Hr. de Chateauvieux hatte demzufolge viel zu thun, ein weites und wenig erforschtes Feld von Verbesserungen öffnete sich vor ihm. Zuvörderst studirte er die Landwirthschaft der cultivirtesten Länder Europas, sodann suchte er die am meisten vervollkommneten Methoden auf seinem Erbgute einzuführen, welche für die besondern Umstände, worin er sich befand, am besten geeignet waren. Als praktischer Landwirth erwarb er sich zahlreiche Ansprüche auf die Dankbarkeit seines Vaterlandes. In der That trug er mächtig dazu bei, den Kartoffelbau bei dem Volke beliebter zu machen, er bemühte sich, die Wechselwirthschaft allgemeiner zu verbreiten, endlich war er keiner der Vervollkommnungen fremd, welche aus dem Canton Genf wenn nicht das fruchtbarste, doch wenigstens das am sorgfältigsten cultivirte Land in Europa gemacht haben. Eine Reihe von Jahren war er thätig beschäftigt mit der Verbreitung der Merinoschafe. Seine großen Unternehmungen trugen mächtig dazu bei, dieselben im ganzen südlichen Frankreich und insbesondere auf den trockenen Ebenen der Provence und Languedocs zu verbreiten. Hr. de Chateauvieux stand in beständiger Verbindung mit einer Anzahl der ausgezeichnetsten Agriculturisten, deren Nacheiferer und Freund er war. Man braucht blos die Namen Charles Pictet, Lullin, de la Rive-Boissier zu nennen, um die Wichtigkeit ihrer Arbeiten erkennbar zu machen. Mit diesen vortrefflichen Männern war Chateauvieux immerwährend associirt, und sie gaben die für ihre Zeit vortreffliche „**Bibliothèque britannique agricole**" gemeinschaftlich heraus, welche die vervollkommneten Verfahrungsarten und Entdeckungen der englischen und deutschen Agronomen enthielt. Allein die landwirthschaftlichen Beschäftigungen nahmen die Thätigkeit des Hrn. de Chateauvieux nie ganz allein in Anspruch. Er nahm auch stets lebhaften Antheil an der intellectuellen Bewegung, welche während seines ganzen Lebens die Gesellschaft bewegte; sein feiner und gebildeter Geist nährte sich unausgesetzt an ernster Lecture, an moralischen und literarischen Studien, und ihm blieb nichts von Dem fremd, was in den verschiedenen Zweigen der socialen Wissenschaften zu Tage gefördert wurde. Dabei war er der feinste Weltmann, der geistreichste Gesellschafter. Nach Wiederherstellung der Republik Genf nahm er am politischen Leben seines Vaterlandes den thätigsten Antheil und arbeitete kräftig mit an dessen neuer Verfassung, suchte aber dabei weder nach Volksgunst noch nach Gewalt. Er ist der Verf. des „Manuscripts von St.-Helena" und der bekannten „Briefe von Saint-James". Doch entriß ihn die Politik seinen landwirthschaftlichen Beschäftigungen nicht. Nachdem die genfer Republik wiederhergestellt war, fuhr er, wie früher, fort, sein schönes Gut Chouilly zu verwalten. Aber er beschäftigte sich nicht blos mit dem materiellen Theile der Landwirthschaft. Da er sein Lebenlang gewohnt war, die wichtigsten socialen Fragen zu behandeln, so fühlte er sich geneigt, die landwirthschaftlichen Thatsachen in ihrem Zusammenhange zu studiren und dem Einflusse nachzuforschen, den der staatliche und sociale Zustand des Landes, welches er am besten kannte, auf dieselben ausübte. Frankreich wurde der besondere Gegenstand seiner Nachforschungen. Um seinen Zweck zu erreichen, war er genöthigt, gleichsam die landwirthschaftliche Statistik von ganz Frankreich zu machen, und insbesondere die verschiedenen Systeme der Benutzung und des Anbaus, welche man in unzähliger Anzahl in den verschiedenen Regionen des Reichs antrifft, zu constatiren. Zu dem Ende bereiste er fast alle Theile desselben, wodurch es ihm möglich wurde, eine unermeßliche Menge von Thatsachen und Beobachtungen über alle Zweige der Landwirthschaft in Frankreich zu sammeln, die ihm zum Stoff des oben erwähnten Werkes dienten. Schon früher hatte Chateauvieux zu demselben Zwecke Italien bereist, und seine Briefe über dieses Land, welche er 1813 herausgab, fanden zu der Zeit den größten Beifall. Seine „**Voyages agronomiques**" werden aber nicht allein von Agriculturisten, welche daraus weisen Rath und nützliche Lehren schöpfen können, sondern auch von Administratoren, Staatsmännern und Philosophen mit Nutzen und Vergnügen gelesen werden. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 129. —— 8. Mai 1844.

Homerische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 128.)

Die Dichter, sagten wir, indem wir uns noch immer, auch bei beginnender Aussicht in die Möglichkeit einer Abweichung, so nahe als möglich den Voraussetzungen des Verf. anschließen wollten. Es wird aber manchem schärfer blickenden Leser nicht entgangen sein, wie mit diesem Allen, in einem sehr veränderten Sinne zwar, auch die altberühmte Frage wieder auftaucht, welche die Meisten freilich, wenn sie hören, daß auf die künstlerische Einheit des Gedichts in seiner vorliegenden Gestalt verzichtet worden ist, ohne weiteres für immer beseitigt glauben werden. Allerdings, nach der Einheit und Mehrheit der Dichter, nach der Existenz oder Nichtexistenz des Einen Homer in dem Sinne zu fragen, daß von Homer vorausgesetzt wird, er müsse Derjenige sein, welcher die „Ilias", wie sie vor uns liegt, als künstlerische Einheit concipirt habe, hat von jetzt an kein Interesse mehr. Auch finden wir es sehr natürlich und beinahe nothwendig, daß der Verf. als erster Entdecker der substantiellen Urbestandtheile des Gedichts fürerst bei der Voraussetzung stehen blieb, welche dieser Entdeckung offenbar am nächsten liegt und durch welche sie bedingt war. Indessen, der Verf. möge für seine Person hierüber denken, wie er wolle, er möge auch, was wir ihm namentlich in Bezug auf die „Nibelungen" willig zugestehen, neben dem offen zu Tage Liegenden in seiner genauern Forschung manche uns noch nicht bemerkbar gewordene Umstände in sprachlichem Ausdruck, technischer Behandlung des Versbaus u. s. w. gefunden haben, die ihn auf Verschiedenheit der Dichter für die einzelnen „Lieder" schließen lassen: ein unbefangener, auf das Ganze gerichteter Sinn, welcher der Untersuchung bis hierher gefolgt ist, wird sich nicht verhehlen, welch gewichtige Momente in der soeben angestellten Betrachtung liegen, die uns darauf dringen lassen, dieselbe auch in diesem Punkte noch eine Weile offen zu halten und nicht voreilig abzuschließen. Sollten wir wirklich in Folge jener Betrachtung uns genöthigt finden, auch den einzelnen Liedern, in die uns der echte poetische Kern der „Ilias" und der „Nibelungen" auseinandergefallen ist, nicht den Charakter des eigentlichen Volksliedes, sondern einen der wirklichen poetischen Kunst näher kommenden zuzuschreiben: so liegt die Schwierigkeit am Tage, von welcher die Annahme gedrückt wird, daß die vielen echten Lieder von ebenso vielen oder von nicht viel wenigern Verfassern herrühren sollen. Wir würden dann nicht umhinkönnen, in jedem einzelnen dieser Verfasser, als Urheber nicht blos einer an sich vorübergehenden, nur zufällig festgehaltenen Form, sondern der dichterischen Substanz seines Liedes, wo nicht einen dichterischen Genius ersten Ranges, so doch ein sehr bedeutendes, zugleich auf einer hohen Stufe künstlerischer Durchbildung stehendes Talent zu erblicken. Wir würden uns nicht nur über die große Anzahl so nahe verwandter Talente in einem doch gewiß nur als sehr beschränkt zu denkenden Zeitraum (nach des Verf. eigenen, auf genauer Vergleichung des Entwickelungsganges deutscher Poesie beruhenden Untersuchungen können die Lieder von den Nibelungen nur innerhalb eines Zeitraums von etwa zwanzig Jahren, von 1190—1210, die Gestalt gewonnen haben, die sich jetzt durch seine Ausmittelung ergeben hat, und wir glauben nicht, daß er etwas dagegen haben wird, daraus einen analogen Schluß auch auf die „Ilias" zu bilden); nicht nur darüber, daß diese Talente sämmtlich, während ihnen unter einer so großen Masse mythologischen Stoffs die Wahl frei stand, sich auf einen verhältnißmäßig so beschränkten geworfen haben, sondern fast ebenso sehr auch über die im Verhältniß zu der Höhe ihrer Dichterkraft und Kunstbildung so überraschend geringe Masse des von diesen Talenten Producirten, oder über das sonderbare Spiel des Zufalls zu verwundern haben, welcher uns von den Productionen jedes einzelnen dieser Talente immer nur ein oder hin und wieder einmal ausnahmsweise je zwei Lieder, und zwar immer solche, die sich so leicht dazu hergeben, aus ihnen ein Ganzes zusammenzufügen, hat erhalten wollen. Der Conflict, in welchen wir durch solche Consequenzen mit der Analogie aller uns bekannten Perioden der Kunstgeschichte gerathen würden, ist so auffallend, daß mit Bestimmtheit anzunehmen ist, kein dieser Geschichte nur einigermaßen Kundiger wird sich dazu verstehen wollen. Vielmehr werden Alle, die nichtsdestoweniger bei der Annahme einer Mehrheit epischer Liederdichter beharren zu müssen glauben, wie bisher es vorziehen, die Anwendbarkeit solcher Analogien unter

dem Vorwande in Abrede zu stellen, daß die epische Poesie, als Natur- oder Volksdichtung, eben nicht unter gleiche Kategorie mit wirklicher Kunstdichtung zu bringen sei. Aber hiermit wären wir nur zu der oben aufgeworfenen Frage zurückgekehrt und hätten von Seiten Jener das indirecte Eingeständniß davongetragen, daß diese Frage nicht wol in dem Sinne, der sich uns dort fürerst als der annehmlichste darstellte, beantwortet werden kann, ohne daß wir Gefahr laufen, dadurch auch die Voraussetzung, welche für die Hypothese des Verf. die unentbehrlichste scheint, erschüttert zu sehen.

Aber ist denn diese Voraussetzung dem Verf. in der That so völlig unentbehrlich, wie sie es den Meisten und vielleicht ihm selbst zur Zeit scheinen mag? Ist sie es selbst dann, wenn wir, ganz absehend von der Möglichkeit, die doch schwerlich der Verf. selbst in Abrede stellen wird, daß aus der Mitte der Dichtungen, welche den poetischen Grundstamm der beiden großen Heldengedichte bilden, theils einzelne Liederstücke, theils ganze Lieder verloren gegangen und schon zur Zeit ihrer beiderseitigen Redaction verloren gewesen sein mögen, solche, die uns, wenn wir sie besäßen, manche Lücke ausfüllen, manchen scheinbaren Widerspruch tilgen, und für manches jetzt als zusammenhangslos Erscheinende einen untadeligen Zusammenhang aufzeigen würden — uns nur an das Vorhandene halten wollen? Es ist wahr, Widersprüche der Art, wie der vielbesprochene hinsichtlich Dankwart's in den „Nibelungen", wie das Vorhandensein der Mauer um das achäische Lager in einigen, ihr Nichtvorhandensein in andern der jetzt untereinander verschmolzenen Lieder der „Ilias", und so manche andere von unserm Verf. und schon vor ihm von Andern aufgezeigte, sind hart und bedenklich genug, und es ist Keinem zu verdenken, der, wenn er sie zuerst aufgefunden hat oder durch Andere auf sie ist aufmerksam geworden, sich dadurch bis auf weiteres zu der Annahme bestimmen läßt, daß Dichtungen, in denen sich dergleichen Widersprüche finden, unmöglich von einem und demselben Dichter herrühren können. Dennoch, sind die Incongruenzen, welche Schiller seinem großen Freunde an der mit so reifer künstlerischer Besonnenheit entworfenen und ausgeführten Dichtung des „Wilhelm Meister" nachgewiesen hat, um so Vieles geringere? Und wird man es zu gewagt finden, wenn wir von dem „Faust" desselben Dichters behaupten, daß zwischen seinen einzelnen, bekanntlich zu sehr verschiedener Zeit gedichteten Scenen, nicht etwa nur einmal, sondern zu wiederholten Malen, beiweitem grellere Differenzen sowol des Tons und Stils als auch der materiellen Voraussetzungen vorkommen, als zwischen irgend welchen Liederstücken der echten „Ilias"? Wo hätte sich Homer — um einstweilen diesen Namen auf den, wenn auch problematisch bleibenden Dichter dieser echten „Ilias" zu übertragen — eines so schweren Widerspruchs schuldig gemacht, wie Goethe, wenn er seinen Faust in dem Monolog, welcher den ersten Theil der Tragödie eröffnet, als einen Jüngling, dann in einem zweiten, nur durch wenig Zwischenreden davon getrennten Monolog als einen welterfahrenen, vollkommen gereiften Mann sprechen läßt? Oder, wenn der Verf., was jedoch anzunehmen die vorliegenden Abhandlungen keine Veranlassung geben, das größere Gewicht auf etwanige Verschiedenheiten der Sprache und technischen Behandlung legen wollte, so würde er auch in Bezug auf diese den, wie uns scheinen will, schwer ausführbaren Beweis zu führen haben, entweder, daß diese Unterschiede größer noch seien als die entsprechenden z. B. der verschiedenen so auffallend sich gegeneinander abhebenden Perioden Goethe'scher Dicht- und Darstellungsweise, oder daß eine entsprechende Stilverschiedenheit zwischen den Werken eines und desselben Dichters durch die Eigenthümlichkeit des epischen Zeitalters undenkbar werde. Dünken uns vielleicht dergleichen Phänomene, wenn wir sie bei Dichtern unserer Zeit bemerken, nur darum erklärlicher, weil wir hier leichteres Spiel haben, sie auf bekannte, leicht übersehbare Gründe zurückzuführen? Aber wenn uns bei jenen alten Dichtungen die nähere Einsicht in den geistigen Entwickelungsgang der Dichter und in ihr Verhältniß zu dem dargestellten Inhalte versagt bleibt, durch deren Hülfe bei den neuern solche Erklärung gelingt: sollten sich dafür nicht möglicherweise in der Natur, in dem Wesen der epischen Poesie Gründe finden, die, auch bei vorausgesetzter Identität des Dichters, einen lockern Zusammenhang der einzelnen Theile, eine größere Selbständigkeit dieser Theile als bei andern Dichterwerken, ja vielleicht ein allmäliges Entstehen- und Zusammenwachsen größerer Werke, die darum immer einen mehr oder minder fragmentarischen Charakter behalten werden, aus einzelnen, unabhängig voneinander gedichteten Liedern, als sehr denkbar, vielleicht sogar als nothwendig erscheinen lassen? Wenn die alte Heldensage und die Mythologie überhaupt ganz ohne allen Zweifel aus einer Volksliederdichtung der Art hervorgegangen ist, wie der wir die epische unmittelbar beizuzählen nach dem hier gefaßten Gesichtspunkte werden Bedenken tragen müssen; wenn diese Dichtung sich, wie wir namentlich in Bezug auf die deutsche Heldensage nicht nur als wahrscheinlich, sondern als historisch ausgemacht betrachten dürfen, bis zum Zeitalter der epischen Dichter herab, wo nicht in Bezug auf die ganze ursprüngliche Masse dieser Sage, so doch in Bezug auf einzelne Kreise, denen wir unstreitig so den trojanischen als den burgundischen werden beizählen dürfen, lebendig erhielt, und sonach immer für die epische Dichtung den Anknüpfungspunkt bildete: liegt dann nicht eine Voraussetzung sehr nahe, die wir vielleicht nur auszusprechen brauchen, um sie unsern Lesern als die einfachste, als die natürlichste von allen erscheinen zu lassen? Wir meinen die Voraussetzung, daß die Urheber dieser Poesie allerdings mit einer Umdichtung einzelner volksthümlicher Heldenlieder in die neu von ihnen erfundene, den höhern Kunstfoderungen entsprechende Form werden begonnen, daß die ursprüngliche Verschiedenheit der Quellen, die theilweise vorkommende Ungleichartigkeit der Berichte dieser Quellen manche

Spuren auch in den episch umgedichteten Liedern werde zurückgelassen haben, und daß der Gedanke, die letztere in größere dichterische Gesammtmassen, in eigentliche Epopöen zu vereinigen, wenn auch durch die Natur der Sache sich von selbst aufdrängend, doch von jenen Dichtern entweder noch gar nicht, oder nur sehr allmälig gefaßt und, wenigstens in Bezug auf einige solche Dichtungen, vielleicht gerade in Bezug auf die größten und inhaltvollsten, nie so vollständig ins Werk gesetzt worden ist, daß nicht ein späteres, mehr raisonnirendes und reflectirendes Geschlecht gar Vieles daran zu ändern oder ergänzend hinzuzufügen fand? Aber steht denn diese Voraussetzung, sie, die doch wol mit den Voraussetzungen unsers Verf. über seine epischen Lieder so ziemlich wieder zusammentreffen wird, steht sie denn mit der Annahme, daß ein Cyklus geist- und inhaltverwandter solcher Lieder, wie eben die vom Zorn des Achill und von Chriemhildens Rache, auch wenn sie sich nicht vollständig zu einem künstlerischen Ganzen zusammenfügen wollen, doch gar wol von einem und demselben Dichter herrühren könne, in dem mindesten Widerspruche?

Man möge uns nicht misverstehen. Wir maßen uns nicht an, durch die vorstehenden kurzen Andeutungen, bei denen wir überall nur von dem Nächstliegenden ausgehen konnten und sehr wichtige und eingreifende Momente der Erwägung zur Seite liegen lassen mußten, eine Ansicht, die auf so gründlichen Studien beruht und jedenfalls, wie es sich auch mit ihr selbst verhalte, so bedeutende Früchte getragen hat, schon widerlegt zu haben. Nur darauf hinzuweisen war unsere Absicht, wie man doch nicht schlechthin diese Ansicht mit ihren Früchten verwechseln darf; wie die Möglichkeit noch gar nicht ausgeschlossen ist, sich diese Früchte, d. h. die gewonnenen Ergebnisse in Bezug auf die dichterischen Urbestandtheile der „Ilias" und der „Nibelungen", vollständig oder so gut wie vollständig anzueignen, ohne darum den Voraussetzungen des Verf. über die Entstehung dieser Urbestandtheile sich in allen Punkten gefangen zu geben. Auch hier muß die Untersuchung nach allen Seiten offen gehalten werden; so wenig, wie das vom Verf. hoffentlich auf immer zerstörte Vorurtheil über die künstlerische Einheit der „Ilias" im alten Wortsinne, ebenso wenig dürfen uns die eigenen Voraussetzungen des Verf. zu einer „Rechtgläubigkeit" werden, durch die nun ein für allemal der Forschung eine feste Grenze gezogen bleiben soll. Der Verf. hat auf dem Gebiete philologischer Texteskritik, z. B. des Neuen Testaments, bekanntlich dadurch Epoche gemacht, daß er zum ersten Male mit entschiedener Consequenz den Grundsatz durchführte, es müsse vor allen Dingen, als Grundlage der weitern Forschung, nicht ein schlechthin bester, sondern ein unter den gegebenen Umständen bestmöglicher Text ausgemittelt werden, d. h. ein Text, der sich als der zu der bestimmten Zeit, bis auf welche die ältesten Handschriften zurückreichen, allgemein anerkannte urkundlich beglaubigen lasse. Er hat dadurch, wie sich von selbst versteht, der weiter rückwärts gehenden und nothwendig dann anderer Mittel und Werkzeuge sich bedienenden Forschung keineswegs den Weg verschließen, er hat vielmehr dieser Forschung nur eine Basis geben wollen, von der sie fortan einen sichern Ausgang nehmen könne. Wie, wenn sein Thun im gegenwärtigen Falle ein solches wäre, dem wir einen sehr ähnlichen Charakter, eine sehr ähnliche Absicht zuschreiben dürften? Hat er doch selbst im Vorworte zur ersten Abhandlung einen Hauptgrund des Mislingens so vieler bisherigen Bestrebungen in der Homerischen Frage auf Rechnung der Sucht geschrieben, mit Einem Male Alles zu leisten. Wie sollte er nicht auch in Bezug auf seine vorliegende Arbeit damit einverstanden sein, wenn wir dieselbe als eine solche betrachten, die schon durch die Maximen, die sie befolgt, sich nur als einen Anfang, als eine Grundlage weiterer Forschung darstellt? Auch die Naturforschung hat zum Theil auf der Grundlage von Voraussetzungen, welche die Philosophen noch immer nicht für die schlechthin wahren gelten lassen wollen, ihre schönsten Resultate gewonnen. Sehen wir recht, so befindet sich der kritische „Atomismus" unsers Verf. auch in dieser Hinsicht in einem ähnlichen Falle, wie der physikalische, mit dem man den seinigen hat vergleichen wollen. Auch mag es immerhin noth thun, die Maximen, die er hier befolgt hat, noch eine Weile festzuhalten. Der Verf. hat sein Geschäft noch nicht vollendet; an der „Odyssee", an der „Gudrun" hat er sich noch in ähnlicher Weise wie an den „Nibelungen" und der „Ilias" zu versuchen. Dann erst, wenn wir auch in Bezug auf diese beiden Gedichte, und noch auf einige verwandte, von ihm belehrt worden sind, nicht nur, ob sich ähnlich wie in jenen einzelne „Lieder" in ihnen unterscheiden lassen, sondern auch, ob sie auf gleiche Weise in eine echte und in eine unechte Masse auseinanderfallen, ob namentlich in der „Odyssee", dieser bisher von allen Lesern noch so sehr als in sich homogen empfundenen Dichtung, noch andere Stücke, außer den bereits von Wolf und (die letztere) von den Alten in diesem Sinn notirten IV, 621—847, und XXIII, 297 — XXIV, 547 sich als apokryphisch bezeichnen lassen, — werden die Acten des von ihm eröffneten Processes über das hellenische und das germanische Epos geschlossen sein, und ein neues Verfahren beginnen müssen. Auf die Statthaftigkeit, auf die Dringlichkeit eines solchen Verfahrens, in welchem erst die Fragen, die wir hier nur flüchtig berührt haben, ihrer Entscheidung harren, können wir in keinem Falle verzichten; und auch darauf nicht, daß, welches auch das Ergebniß jener von unserm Verf. zu erwartenden, zu diesem Verfahren sich noch immer als eine vorläufige verhaltenden Untersuchung sein werde, die „Ilias" und die „Odyssee" — hinsichtlich der „Gudrun" ist der Fall ein anderer — dann noch einmal darauf angesehen werden, ob nicht beide Dichtungen in ihren echten Bestandtheilen zuletzt dennoch das Werk eines und desselben Dichters sein können, und so der Name und die Person des unsterblichen Homeros aus den Zerreißungs- und Vertilgungskämpfen, die gegen sie geführt worden sind,

siegreich hervorgehe. Sollten aber — was wir hier in jedem Sinne dahingestellt sein lassen — der Verf. oder die ihm Gleichgesinnten in jenem Unternehmen scheitern; sollten „Odyssee" und „Gudrun" jedem etwanigen Zersetzungsversuche Widerstand leisten, und der Gegensatz gegen die apokryphischen Massen des „epischen Cyklus" und des s. g. „Heldenbuch" ihnen nur ein äußerlicher bleiben, nicht aber, jene Ausnahmen abgerechnet, sich zugleich, wie in den verschwisterten Epopöen, als ein ihnen inwohnender ausweisen: so würde sich hieraus allerdings für die Richtigkeit unserer oben angestellten Betrachtung ein nicht unerhebliches Bestätigungsmoment ergeben. Beide Dichtungen, und neben ihnen vielleicht noch andere, würden dann noch als ein näherer Beleg dafür dienen können, wie die epische Poesie, ausgehend von einer kunstgemäßen Um- und Überdichtung alter volksthümlicher Heldenlieder, dieselben erst im Einzelnen, dann immer mehr und mehr im Zusammenhange zu dichterischen Kunstwerken verarbeitet hat, bis sie endlich, und wol nicht erst nach einer sehr langen Übungszeit, dazu gelangt ist, auch in größerm Umfange solche Werke zu entwerfen und in Einem Gusse auszuführen. 121.

Das Auge der Policei. Aus dem Leben Berlins. Von J. Lasker. Berlin, Berliner Verlagsbuchhandlung. 1844. 8. 22½ Ngr.

Ein verfehltes Product. Wir haben von Hrn. Lasker kleinere Journalartikel gelesen, die gar nicht übel waren, es zeigte sich darin ein zwar mäßiges, doch gefälliges Talent; in der vorliegenden größern Arbeit liegt aber viel roher Stoff, der durch die Bearbeitung keineswegs verfeinert worden ist. Ein berliner Volksfest, ein paar gemeine Mord- und Diebsgeschichten, ein ingrimmiger Pole, der bei Stehely Glühwein trinkt und dem ein böses Weib sein Kind stehlen läßt, eine Muckergesellschaft, ein Geheimrath, der von dem Liebhaber seiner Maitresse erstochen wird, u. dgl. mehr ist zu einem Potpourri durcheinander gemengt, dessen Duft kaum in den Bedientenstuben goutirt werden wird.

Wir würden unser Urtheil mit mehr Schonung ausgesprochen haben; allein der Titel ist für Leihbibliotheken anlockend, der leibliche Absatz, den das Buch dadurch wahrscheinlich finden wird, könnte den Verf. verleiten, auf dieser Bahn fortzuschreiten, und das wollten wir zu verhüten suchen, weil wir überzeugt sind, daß Hr. Lasker auf andern Wegen Besseres zu leisten vermag. 28.

Bibliographie.

Der Anschluß Braunschweigs an den Zollverein; dessen Gründe und nächste Folgen, nebst einigen andern durch die Hannoversche Staatsschrift hervorgerufenen Betrachtungen. Eine Staatsschrift. Braunschweig, Vieweg und Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Biener, F. A., Über die neuern Vorschläge zur Verbesserung des Criminalverfahrens in Deutschland. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 15 Ngr.

Constant, L., Bilder und Skizzen aus Algier, nebst Bemerkungen über dessen sittlichen und Colonisationszustand. Gesammelt während eines mehrjährigen Aufenthalts an der Küste von Nord-Afrika. Berlin, Nicolai. Gr. 12. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Erinnerungen aus dem Jugendleben eines Unbemittelten. Dresden, Walther. 12. 12½ Ngr.

Geibel, E., König Roderich. Eine Tragödie in fünf Aufzügen. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Gotthold, F. A., Über Schüler-Censuren. Königsberg, Gräfe und Unzer. 1843. 8. 5 Ngr.

Heusinger, E., Das Hermannsfest im Teutoburger Walde. Dramatisches Fragment. Arnstadt, Meinhardt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hammer-Purgstall, Sach- und Namenregister zur Geschichte der Ilchane, das ist der Mongolen in Persien. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 1 Thlr.

Kampf und Sieg eines rheinpfälzischen Advokat-Anwaltes für seinen Stand und seine Standesrechte gegen die Königlich Bayerische Staatsbehörde. Bei Gelegenheit einer Disciplinarsache. In sechs offiziellen Actenstücken. (Von F. J. Willich.) Manheim, Beiler. Gr. 8. 15 Ngr.

Klumpp, F. W., Das evangelische Missionswesen. Ein Überblick über seine Wirksamkeit und seine weltgeschichtliche und nationale Bedeutung. 2te Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. 3te Abtheilung. (Zusätze und Berichtigungen.) Jena, Frommann. Gr. 8. 3 Thlr.

Genealogische Lebens-Skizzen der Vorfahren des bayerischen Königs-Hauses bis auf Otto den Großen von Wittelsbach (von Vater auf Sohn). Mit 21 lithographirten Portraits und einem Anhange über die herzogliche Linie in Bayern. München, Franz. 1842. Kl. 8. 1 Thlr.

Lichtenberg's, G. C., Vermischte Schriften. Neue vermehrte, von dessen Söhnen veranstaltete Originalausgabe. Mit dem Portrait, Facsimile und einer Ansicht des Geburtshauses des Verfassers. 1ster und 2ter Band. Göttingen, Dieterich. Gr. 16. 20 Ngr.

Loewe, K., Zerstreute Blätter. 1stes Heft. Neisse 1843. 12. 10 Ngr.

Mittheilungen der allgemeinen Schweizerischen Künstlergesellschaft. Basel, Schweighauser. 8. 10 Ngr.

Die Münzen Justinian's. Von M. Pinder und J. Friedländer. Mit 6 Kupfertafeln. Berlin, Nicolai. 1843. Gr. 8. 1 Thlr.

Frische ungarische Paprika. Eine Sammlung volksthümlicher Charakterzüge und belustigender Anekdoten. Herausgegeben von B. Mischko. Nach dem Tode seines Vaters in einer veränderten Gestalt, verbessert und vermehrt, ans Licht gestellt durch S. Mischko. 2te Auflage. Mit 1 colorirten Titelkupfer. Leipzig, Jackowitz. Gr. 12. 25 Ngr.

Pichler, Caroline, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Vier Bände. Wien, Pichler. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Renegaten- und Communisten-Lieder. Dresden, Gillig. Gr. 16. 10 Ngr.

Schmidthammer, W., Gesetzkunde und Verpflichtungen im Staate. Predigten, und Anleitung, zunächst für Gemeinden im preußischen Staate, zur Kenntniß und Beobachtung der Gesetze, sowie zur Belehrung für diese Zwecke in Unterrichtsanstalten. Leipzig, Schreck. 8. 7½ Ngr.

Therese, Am Theetisch. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 8. 2 Thlr.

Neue Untersuchungen über den Kretinismus oder die Entartung der Menschen in ihren verschiedenen Graden und Formen. Herausgegeben von *Maffey* und *Rösch*. 1ster und 2ter Band. Erlangen, Enke. Lex.-8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Volkmuth, D. P., Ideen zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes. Eine Vorbereitung zur Psychologie. Trier, Lintz. Gr. 8. 15 Ngr.

Zerffi, G., Wiener Lichtbilder und Schattenspiele. 1stes Bändchen. Mit 12 Carrikatur-Bildern. Wien, Jasper. 8. 12½ Ngr.

Zernecke, W. F., Über vaterländische Zustände und über politische Poesie. Vorlesung gehalten zu Danzig am 4. November 1843. Danzig, Kabus. Gr. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 130. —— 9. Mai 1844.

Dramatische Literatur des Jahres 1843.

Zweiter Artikel.*)

11. Ulrich. Ein dramatisches Gedicht von Adolf Sapper. Stuttgart, Rieger. 1843. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Wir müssen vorausschicken, daß wir es hier mit einem regelmäßigen Drama gar nicht zu thun haben, sondern mit einem Gedicht, dem die Spur der Begabung und des Talents zwar unverkennbar aufgedrückt ist, das aber durch Formlosigkeit, Unordnung und Mangel an Kritik einen abermaligen Beweis davon liefert, wie viele schöne Musengaben unter uns an der Unbändigkeit des deutschen Geistes, an dem furor poeticus unserer Nation, die jede Fessel haßt, zu Grunde gehen. Könnten Reichthum und Fülle der Gedanken, Wärme der Empfindung, Witz und Geist den Dichter allein schaffen, gehörte dazu nicht auch Weisheit, Formsinn, Gestaltungsfähigkeit, Wohllaut und endlich Geschmack, so wären z. B. Grabbe und Andere, zu denen unser, unstreitig noch junger Poet gehört, große Dichter. Ein Stück Lebens soll jedes Dichterwerk darstellen, zur Hervorbringung des Innerlich-Lebendigen gehört der impetus, ein Drang, der die Schranken der Materie durchbricht; allein sobald die Schale gesprengt ist, fällt die poetische Schöpfung unter andere Gesetze, und dies ist es, was Geister wie Grabbe und unser Verf. miskennen. So nothwendig wie jener furor, ebenso nothwendig sind diese Gesetze, damit ein poetisches Werk geboren werde.

Der Verf. ist, wie es scheint, ein Schwabe. Sonderbar, wie sich die poetischen Arbeiten dieser deutschen Landschaft so bestimmt charakterisiren, daß sie kaum zu verkennen sind. Wärme und Fülle und Unbesonnenheit sind ihre Wahrzeichen gegenüber der magern, kalten und sich selbst reflectirenden Conception Norddeutschlands. Luft, Himmel, Sonne und Erde mögen dies so bedingen, es ist darum nicht minder — erfreulich für unser schönes, in Mannichfaltigkeit reiches Vaterland. Wir achten das in sich Beständige, das Gesetzmäßige; allein das regellose Talent, wenn es auf sich selbst fußt, flößt uns Neigung und Theilnahme ein. Und so möchten wir auch gern, wenn es uns gegeben wäre, das unverkennbare, aber formlose Talent des Verf. von „Ulrich" auf die rechte Bahn zu leiten versuchen. Wenn er uns glauben will, so genügt hierzu eine einzige Erinnerung: er verachte die Form nicht, er betrachte sie als ein vor ihm entdecktes Naturgesetz, dem zu huldigen wir uns nicht entziehen können. Hiermit wird ihm Alles kommen, was ihm fehlt, folgerechte Gestalt, Maß und Schönheit des Ausdrucks, Einheit in der Mannichfaltigkeit, Homogenität im Heterogenen. Mit dem Grundsatz, keine Schranke erkennen zu wollen als die des eigenen Geistes, ist kein Drama zu schreiben — dies wiederhole er sich, Vers für Vers.

„Ulrich" ist kein Drama geworden. Der Lebensinhalt des genialen, stürmisch dahingerissenen Fürsten von Würtemberg ist überhaupt nur bedingungsweise in eine dramatische Form zu fassen. Der Verf. hat sich die Aufgabe doppelt schwer gemacht dadurch, daß er sie nicht theilte. Er beginnt mit einer Reihe von Volksscenen, aus welchen wir unter vielen originellen politischen und erotischen Liedern so viel zur Sache erfahren, daß Herzog Ulrich von Schwaben, der Liebling des Volks, in seinem zwölften Jahre verlobt, nun mit einer bairischen Prinzessin Hochzeit macht, während er ein anderes Mädchen liebt. Jene Lieder sind des Reizes voll. So singt Gaispeter das Folgende:

> Ich bin der Graf von der dürren Haid',
> Ein Ritter nach neu'stem Schnitte.
> Ich huldige noch edler Sitte
> In Ehrbarkeit einer schönen Maid.
>
> Auf dem Hungerberge steht mein Schloß
> Zu Nirgendsheim — am Bettelrain
> Sind Feld und Güter alle mein,
> Hab' einen großen Dienertroß.
>
> Nach Lieb' und Freien geh' ich aus,
> O fleh nur, vielgepries'ne Maid,
> Ich bin der Graf von der dürren Haid'
> Führ' dich in meines Vaters Haus.

Das Lied verdient ein Volkslied zu werden. Sängerhans läßt bitter drohende politische Lieder hören, worauf Krämerjörg antwortet: „Das war nicht deutsch", und Sängerhans antwortet:

> Wie alles Deutsche.
> Zum Karrengaul gehört die Peitsche!

So eröffnet sich das Drama mit Zügen voll Interesse und Bedeutung. Vor dem nürtinger Schloß erscheint Herzog Ulrich mit seinen Edelknaben und Hofnarren; er will Elisabeth noch einmal sehen, Abschied nehmen. Die glänzende, an „Romeo und Julie" mahnende Liebesscene, welche folgt, fließt frisch aus dem Quell aller Poesie her, aus heißem Naturgefühl, und die Witze des Narren fallen wie Eistropfen zischend darauf nieder.

> Wie? Bin ich ein Fürst?

sagt Ulrich. Worauf der Narr:

> Nach dem Hut zu schließen,
> Glaub' immerhin mit gutem Gewissen,
> Gehört dir Reich und Regiment —
> Den Narr'n man an der Kappe kennt!

Die Liebenden scheiden auf des Edelknaben Waldhornruf. Maskenball im Schloß zu Stuttgart, der uns Ulrich in Leid versenkt zeigt. Lieder und Volksscenen malen uns den Druck, unter dem das Land seufzt, während Ulrich, von seinen Rathgebern übel berathen, in seine Liebe vertieft, den Rath des Freundes, Ritters Max Stumpf, verachtet und verschmäht, die Gattin flieht und den jungen Hutten bei sich empfängt. So bricht die Empörung aus. Im Lager der Bauern zu Beutelsbach predigen Entenmayer und Gaispeter die Zerstörung aller Fürstenmacht, während Hutten im Schloß zu Stuttgart den Herzog zur Rache antreibt und Sabine, seine Gattin, umsonst

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 89—91 d. Bl. D. Red.

abmahnt. Der Herzog zieht gegen die Empörer, und Hutten nutzt diese Abwesenheit, um Sabinens Herz zu gewinnen. Er empfängt ihren Ring; der Herzog entdeckt den Verrath durch Hutten's Rede im Traum. Er tödtet ihn und verstößt seine Gattin, die im Kloster Zuflucht sucht. Der Herzog irrt verbannt in der Fremde. Da tritt der bekehrte „Sängerhans" zu ihm und führt ihn in sein verlorenes Reich zurück.

> Es gibt ein Recht der Herrschaft, ja,
> Es gibt — es muß — so ist es da.
> Ich hielt als Mensch mich frei geboren,
> So schwörend mit viel tausend Thoren.
> Ich hab' gefehlt, hab' übel gethan.
> Wohl gibt es eine Freiheit, wohl,
> Doch der Sinn ist stumm, das Wort ist hohl.
> Es gibt eine Freiheit der Gedanken —

Und der Herzog wird von seinen treuen Stuttgartern in sein Reich wieder eingesetzt, womit das Stück schließt. In dem Gewirr der Reden über Natur und Unnatur der Herrschaft scheint uns der Verf. selbst den Faden verloren zu haben und endlich zu einer Lehre zu gelangen, gegen welche er anfangs zu Felde lag. Genug, die Peripetie des Stücks beruht auf einer schreienden Inconsequenz, wie sie nur die Verzweiflung, irgend eine Lösung zu finden, eingegeben haben kann. Die gelungenste Gestalt des Dramas ist der Narr, dem es nie an einem guten, meist witzigen Gedanken fehlt; allein es scheint fast, daß in dieser Figur etwas liegt, was sie immer gelingen macht; wenigstens sind uns wol ein Dutzend „Narren" in der jüngsten dramatischen Literatur zu Gesicht gekommen, die alle ihren Titel mit Recht tragen. Der Narr im „Lear" ist ihr allgemeiner Vater. Wirkliche Gestalt hat außer ihm kein anderer Charakter des Stücks, selbst Ulrich nicht, obwol der Verf. Mühe auf ihn verwendet. Der kurze, nicht immer reine, und durch Reimüberfluß gesucht erscheinende Vers ist der dramatischen Diction überdies nichts weniger als günstig; in Stellen wie S. 240:

> Was seh' ich? Welch ein nächtlich Bild
> Quillt auf, gespensterartig wild,
> Vor meinem Aug? Es ist mein Ring,
> Ihr Ring, den sie von mir empfing u. s. w.

ist seine Wirkung eher eine komische als eine der Situation entsprechende. Auch in dieser Beziehung ist Muster und Regel gegeben, und außer dem Verse, in dem „Tasso" und „Wallenstein" geschrieben sind, kein Heil im Drama zu suchen. Kein heutiger Architekt kann eine neue Säulenordnung erfinden!

12. Walhalla. Episch-dramatische Dichtung von C. L. Kaulbach. Erstes Buch. München, Palm. 1844. Gr. 8. $27\frac{1}{2}$ Ngr.

Wiederum eine jener schauerlichen Poesien, in der der Pathos sich zur Hervorbringung eines durchaus komischen Effects misbrauchen läßt! Wüßte der Verf. was er will, so würden auch wir es wissen; allein die Prämisse fällt weg und mit ihr auch jede mögliche Definition seines Zwecks, seiner Arbeit. Ein in Klopstock'schem Stil geschriebenes Hohn- und Spottgedicht auf Deutschland kann in unserer realistischen Zeitepoche kaum auf einen wohlwollenden Leser rechnen; wenn der „Unsinn" sich damit verbindet, so ist die Allianz für unsere Nerven zu stark. Ein deutscher König hat schon gesungen:

> Wohl versteht das deutsche Volk zu siegen,
> Doch sich selbsten muß es gleich erliegen,
> Schlummert in den alten Schlaf zurück,
> Um erwachend schneller zu versinken,
> Aus dem Lethe neuerdings zu trinken,
> Zu verträumen sein erkämpftes Glück.

Und:

> Währen soll, was geschah; schade, wenn blieb, was geschieht.

Aus diesen Worten spricht der Geist der Geschichte; der Verf. nimmt sie zum Motto: aber seine krause Poesie macht daraus einen Widersinn. Was stellt er uns dar? Er zeigt uns zuerst ein grausenerregendes Zeitbild:

> Es zuckt empor des Schwindelgeistes Licht,
> Sich dies erhellend, And'res ringsum nicht,
> Und im Entstehen versinken die Gruppen.
> Da wählt der Drach' empor, des Volkes Wahn,
> Zehntausend Köpfe, jeder mit weltverschlindem (!) Zahn,
> Die Rachen spei'n bezepterte Puppen!
>
> Hinab! Da steigt ein schwefelichter Dunst,
> Es grinsen und klappern Gerippe und Kunst (!)
> Bekanntes Weh! So noch viel schlimmer!
> Hinweg mit ihnen! Zehnmal schlechteres Heer,
> Verpuff die Schädel, die von Hirn so leer,
> Und röchle dein Sterbegewimmer u. s. w.

Aus dieser Introduction ersieht der Leser schon, daß des Verf. Hirn nicht leer, sondern im Gegentheil sehr voll ist. Nun treten die Walhalla-Genossen auf, in ihren Tempel einziehend, jeder mit einem gar erbaulichen Sprüchlein; voran Hermann mit Claudius Civilis, Hermanrich, Alarich, Theodorich, Karl der Hammer, Wittekind, Alfred, Roswitha, Otto von Wittelsbach, Barbarossa, Friedrich II., Rudolf von Habsburg, Arnold Winkelried, Gutenberg, Dürer, Rubens, endlich Goethe. Plötzlich tritt Teutonia unter sie. Ein Streit beginnt, man begreift nicht worüber, zwischen ihr, dem Krieg, dem Aufruhr und einer Menge Schatten, Halbschatten, Geistern und Halbgeistern. Die „Besorgniß", ein Thierarzt und die Erwartung treten hinzu. Die Thronrede spricht, die Zimmerleute sprechen, der Bienengesang spricht, das Möwengeschrei spricht, Schiffstrümmer sprechen, ein Papierdrache singt, Kinder singen:

> Piperlipip! So groß ist die Welt,
> Doch größer ist unter dem Helme der Held!
> Schniperlischnipp! So weit ist die Welt..
> Piperlipip! So geht's in der Welt ... u. s. w.

Adam und Eva, Entsetzen und Halbgeister sprechen, ohne daß wir immer noch einzusehen vermöchten, wovon eigentlich die Rede ist. Es scheint nicht, daß der Verf. uns etwas Verständiges zu sagen habe. Wir hören nichts als Stürzen, Stürmen, Stöhnen und Dröhnen! Doch die Sache soll noch besser kommen! Es thut sich auf ein Bombardement der Walhalla, ein Kriegsgeschrei der Academia. Viele Stimmen durcheinander schmähen auf die Gegenwart, die Vergangenheit, die Zukunft, auf die Zeit, die Welt, auf Deutschland. Mehre Luftschiffe, beladen mit Künstlerschädeln des 19. Jahrhunderts, ziehen den Belagerern nach und singen, ein „Pechkranz aus Walhalla" singt, ein Schädel und eine Leuchtkugel begegnen sich und sprechen; Zwerge, Berggeister, Vielfuß, Pinselfuchs, Gänsegeschnatter, der Diebstahl, der Wucher, Falschheit und alle denkbare Laster sprechen, zuletzt treten Lucifer und das „Hyänengeheul des Blut- und Flammenmeeres" auf, alle Flaggen fangen an zu singen und die vorübereilende Zeit macht dem Ganzen ein Ende, ohne daß wir mehr als zu Anfang wüßten, wohin der Verf. mit uns will; nur so viel ist klar, daß am Schluß im Flaggengeflatter von der deutschen Seemacht, gegenüber der neuholländischen, die Rede ist. Nun wahrlich — wenn das nicht die wahre Classicität des Unsinns ist, so müssen wir uns unsere kritischen Lehrpfennige wiedergeben lassen. Dreimal glückliches Volk der Franzosen, Italiener und Spanier, denen euch nie zugemuthet wird, dergleichen poetische Kunsterzeugnisse zu lesen, zu kritisiren! Warum mußte uns Deutschen allein dies entsetzliche Schicksal vorbehalten sein? Wir können diese Arbeit jüngern Kunstgenossen nur als eine eindringliche Warnung gegen die vermeintlich-geniale Formverachtung empfehlen. Oder sollte der Verf. gar — —

13. Die Mondzügler. Eine Komödie der Gegenwart von H. Hoffmann. Frankfurt, Jäger. 1843. Gr. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Ein dramatisches Erzeugniß voll Geist und mit ähnlicher, aufstachelnder Tendenz wie das vorhergehende; allein weislich zu komischem Effect zugerichtet und mit dem Sinn für Form

und Gestalt ausgestattet. Das Prädicat einer geistreichen Arbeit gebührt dieser in Aristophanischen Versen gut, wenn auch ohne den Purismus Platen's, geschriebenen Satire auf die deutsche Gegenwart, die, dem Dichter zufolge, in „Begriffsmanie" verloren, das Gegenwärtigste nicht erkennt. Hier ist die Tendenz, des Dichters Gedanke, der nicht wüthet, wie oben geschah, sondern spielend zürnt und straft, ebenso klar und durchsichtig, als er in der vorher angezeigten Arbeit verworren und unklar erschien. Herrliches Licht des Witzes, das ist dein Werk! Denn ohne die Fähigkeit des Witzes soll auch kein „Ernst" gefunden werden.

Peter, der Jokei, tritt nach langem Aufenthalt in Paris wieder in seine schmuzige, kleine deutsche Vaterstadt. Er findet Alles ganz beim Alten:

> Ja, daß sich was in Deutschland bessern soll,
> Da braucht es and'rer Dinge noch, als Zeit allein,
> Denn Capitain wird auch das Schlechtste, wenn's nur alt
> Und angestammt ist — Pfui, wie stinkt es hier so arg.

Er lobt sich sein Paris; das hat doch Art.

> Hier aber ist es bleiern, unbeholfen, plump, . . .
> Und hier erfaßt mich selber schon die schnöde Luft
> Der philosoph'schen Formel. — Weh der bösen Luft,
> Sie wirkt wie ein geheimes Gift . . .

Zu ihm tritt Michel, der Amtsschreiber. Er erzählt seine Laufbahn, schildert sein kärglich Amt mit kargem Brot und schließt:

> Wir tragen uns're alten Kittel nach wie vor,
> Und treiben rüstig immer noch Philosophie.
>
> Peter.
> Die hab' ich euren Pfützen eben angemerkt.
>
> Michel.
> Stets forschen wir nach jedes Dinges Urbegriff.
>
> Peter.
> Das liegt, so scheint es, wahrlich in der deutschen Luft.
>
> Michel.
> Was hilft's uns Alles, fehlt der feste Grund.
>
> Peter.
> So pflastert eure Straßen. Grundlos sind sie ja! u. s. w.

Wie Peter noch sein Ausland preist, kommt der Chor der blauen Begriffsritter, die Jünger der Speculation, die zum Turnier ziehen, gegen die grauen Ritter, die Anhänger der Mystik. Ihren Chorgesang unterbricht der Amtmann, der seine Stiefel sucht, die Michel unterm Arme trägt:

> Und meine Philosophenstiefel sind es just,
> Das einz'ge Paar zum Denken mir bequem.
> Denn nicht bei jedem Satze will empfinden ich,
> Wo mich der Schuh gewöhnlich drückt u. s. w.

Ein Herold erscheint und verkündet das Ziel des Turniers und den Preis. Er lobt die Dialektik:

> Wohl ist sie ein Pferd, da sie Hegel genannt: das Princip des Begriffs in Bewegung!
> Bleibt sattelgerecht und gebrauchet den Witz als spitziger Sporen Erregung!

Der Kampf beginnt darüber, ob es das, der oder die Dreck heiße (Schade!). Der Amtmann, als Kampfrichter, fällt ein:

> O Schwätzer, der kein Ende macht! Du Phrasenteigzertreter!
> Du bringst ein Backwerk mir zu Tisch, so zäh wie Sohlenleder!

Der Streit endet mit einer allgemeinen Schlägerei. Nun tritt der einzige Retter aus dem Gewirre der Systeme auf, Flunkerton, der Repräsentant der Industrie.

> Ein einzig Rettungsufer winkt: es heißt Besitz,
> Ein einzig Rettungsmittel gilt: es heißt Gewinn,
> Das Geld ist Gott, und Industrie der Glaube jetzt.
> Chor: Wie herrliche Rede,
> Wie tröstliches Wort.
> Er hat es gesprochen,
> Der Fremdling dort!

Und Flunkerton schlägt vor, den Mond zu bevölkern.

> Auswandern ist ja ohnedem Gebrauch allhier;
> Verkauft was ihr verkaufen könnt, und folgt mir nach.

Die Sache findet allgemeinen Anklang. Nur die Jesuiten sind dagegen. Sie singen:

> Man glaubte jüngst uns bei den Todten,
> Seid ohne Sorg', wir leben zäh'.
> Mit leisem Schritt auf Katzenpfoten
> Sind wir beständig in der Näh' u. s. w.

Flunkerton besteigt einen Luftballon zur Probefahrt; während er, mit dem Gelde der Gaffenden beladen, ihrem Auge entschwindet, schließt der Chor:

> Wohl prunkt ihr mit Liedern der Freiheit so gern
> Und beachtet doch nicht, wie der Schlimmste der Herrn
> Euch in schmähliche Ketten geschlagen.
> D'rum hütet euch wohl. Denn ein Dämon der Nacht,
> Aus finsterer Tiefe verderblich erwacht,
> Die Begierde nach gleißendem Golde.

Mit dem Gesammtchor, der zur Arbeit im Vaterlande ermahnt, schließt die ganze treffliche und geistvolle Satire, die wir zu den besten Erscheinungen unserer ganzen Jahresübersicht rechnen dürfen:

> . . . . . Was zieht ihr hinaus durchs brausende Meer . . .
> Als lägen die Ufer der Elbe, des Rheins und die andern in geistiger Helle;
> Hier schwinget die Art; denn es wächst das Gestrüpp und das Dickicht in wuchernder Schnelle!

14. Lucretia. Trauerspiel in fünf Acten von Ponsard. Übersetzt von Ernst v. Zündl. München, Palm. 1843. 12. 10 Ngr.

15. Dasselbe metrisch übersetzt von Aug. Schrader. Hamburg, Schuberth und Comp. 1843. 24. 7½ Ngr.

16. Dasselbe. Tragödie in fünf Acten von Ponsard. Übersetzt von Stolle. München, Palm. 1843. 12. 10 Ngr.

Die Tragödie „Lucretia" von Ponsard brachte bekanntlich unter den französischen Kunstrichtern im verflossenen Jahre eine Art von Aufstand zu Wege und machte gleichsam Epoche. Da uns nun drei deutsche Übersetzungen dieses Werks vorgelegt werden, so dürfen auch wir wol einen Augenblick bei dieser die Geister des Nachbarlandes bewegenden Erscheinung, weil sie sich lehrreich zeigt, verweilen. Der dürftige, magere und mehr traurige als tragische Stoff, in zwei Zeilen zu erledigen, weil er auf eine rohe Gewaltthat hinauskommt, hat natürlich selbst den bescheidenen Anfoderungen eines französischen Tragikers nicht genügt; er ist genöthigt gewesen, links und rechts umher zu greifen, um, wie Winkelried die Lanzen der Feinde, ein Bündel Stoff zu erfassen, aus dem sich ein Trauerspiel machen ließe. So erhalten wir denn zunächst eine Masse der trefflichsten politischen Schönrednerei als Trauerspiel zugestutzt. Ein Franzose kann überdies ohne Politik nicht leben. Drei volle Acte bestehen sonach aus Excursen über Königthum, Republik des großen Haufens und einer Art von constitutioneller Regierungsform, die bekanntlich die starke Seite und das Eldorado der Franzosen ist. Nächstdem hat sich selbst die cumäische Sybille in die Tragödie hinein bemühen müssen, in der sie eine ziemlich sonderbare Figur spielt und sodann hat Tullia, Brutus' Gattin, die Rolle der Gräfin Orsina in „Emilia Galotti" übernehmen und auf gut französisch übertreiben müssen, und endlich ist Junius Brutus zu einer Schellenkappe gelangt und hat den Hofnarren am Hofe Tarquinii des Stolzen zu spielen sich gefallen lassen müssen. So viel wir wissen hieß Junius darum der Brutus, weil er stumm und theilnahmlos an allen politischen Begebenheiten der Zeit erschien; hier ist er ein geschwätziger Witzling mit untermischten ellenlangen politischen Tiraden geworden. Das heißt nun bei den Franzosen, eine Tragödie schreiben! Die Arbeit ist leicht in der

Sache, aber doch schwer in der Form, für welche die Anfoderungen des französischen Publicums unendlich sind. Durch seine strenge Erfüllung dieser formellen Foderungen hat Ponsard die Bewunderung seiner Landsleute erweckt und das höhnische Lächeln besiegt, das seinem Unternehmen anfangs entgegentrat. Wir Andern, die wir vor allen Dingen in einem Dichterwerke nach Poesie suchen — unsere große deutsche Sünde —, können uns an einem mechanischen Kunstwerk, wie dergleichen ewig für uns bleibt, nicht erheben und nicht erwärmen. Für uns hat höchstens Lucretia's Traum, im vierten Act, poetischen Werth, wenigstens durch Ausdruck und eine sinnreiche Allegorie, wenn die Sache selbst auch verbraucht und Racine'schen Vorbildern abgelauscht erscheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen aus England.

Das „Athenaeum" über Venedey's „Irland".

Der Reviewer beginnt mit einigen Notizen über Venedey's Verhältnisse und frühere literarische Arbeiten. Diese Notizen sind ungenau, ja geradezu falsch. Der Reviewer sagt, Venedey sei von der Amnestie, welche der König von Preußen bei seinem Regierungsantritte gewährte, ausgeschlossen worden u. s. w. Diese Schnitzer wären nicht der Erwähnung werth, denn englische Blätter geben fast niemals richtige Nachrichten über Deutschland. Aber es ist komisch, daß das „Athenaeum" in derselben Nummer eine Klage der „Allgemeinen Zeitung" über das theure englische Porto für auswärtige Blätter bespricht und dabei sagt, es würde allerdings sehr nützlich sein, den deutschen Zeitungen ihren Eingang in England zu erleichtern, denn — die Schnitzer, welche sich die deutschen Zeitungen in Betreff englischer Zustände so oft zu Schulden kommen ließen, würden gewiß vermieden werden, wenn man wüßte, daß diese Zeitungen in England gelesen würden. O, ihr lieben Engländer, warum vermeidet ihr denn nicht die unaufhörlichen, stets lächerlichen Schnitzer, die ihr in Betreff Deutschlands macht? Wisset ihr denn nicht, daß euere Zeitungen in Deutschland gelesen werden?

Über Venedey's Werk heißt es nun zuerst: „Herr Venedey eilt nach Irland und ist kaum gelandet, so wirft er seinen Hut in die Luft und schreit: «Hoch die Repeal!» Läßt das wol einem gelehrten und patriotischen Deutschen gut?" Warum es einem gelehrten Deutschen nicht gut lassen sollte, sagte der Reviewer nicht. Vermuthlich meint er, Venedey hätte sich doch erst gründlich unterrichten sollen. Aber wie? Hat dies Venedey nicht gethan? Der erste Band seines Werkes enthält ja eine vollständige, sorgsam gearbeitete Geschichte von Irland. Kann man mehr thun als die ganze Geschichte des Landes studiren? Und wenn man diese studirt hat, darf man sich alsdann nicht eine Ansicht bilden und mit dieser auftreten? Warum es einem patriotischen Deutschen nicht gut lasse, „Repeal" zu rufen, dies erklärt der Reviewer näher; er sagt: „In diesem Augenblick gehen alle deutschen Liberalen mit einem einzigen Gedanken um, nämlich mit dem der Einheit für ihr unselig getheiltes Vaterland. Und einer von Denen, die für die politische Verschmelzung aller Deutsch redenden Stämme begeistert sind, kommt kaum nach unsern Inseln, so stimmt er in das Geschrei um Theilung ein. Wäre dies blos eine Äußerung jener kindischen Eifersucht auf britische Größe, welche auf dem Continent so gewöhnlich ist und sich hier sogar in die Seele eines ehrlichen Deutschen eingeschlichen hätte?" Wie pfiffig! Der Reviewer will den Deutschen deswegen, weil sie gemeinsames deutsches Recht, allgemeine deutsche Handelsfreiheit, die alle deutschen Länder umfasse, und sonst dergleichen Vereinigungsmittel wünschen, nicht erlauben, den Irländern ein eigenes Parlament zu gönnen, weil die Erfahrung lehrt, daß sie in England niemals zu einer „ehrlichen" Behandlung gelangen, daß sie immer von den Engländern als Unterjochte, als elende Knechte angesehen worden sind und werden. Übrigens aber gesteht der Reviewer, daß Venedey's Buch lebendig geschrieben ist und scharfe Zeichnungen enthält; die Schilderungen der großen Männer und der großen Meetings, welche Venedey gibt, nennt der Reviewer höchst malerisch und charakteristisch. Er theilt aber auch den Lesern ein beträchtlich langes Fragment in Übersetzung mit, nämlich Venedey's Besuch bei O'Connell. Der Reviewer bildet sich ein, der Plan, eine Adresse aus Deutschland an O'Connell zu richten, sei durch Venedey's Buch angeregt worden. In dieser Beziehung setzt er hinzu: „Es soll uns doch sehr wundern, ob es nicht der preußischen Regierung glücken wird, ihren Daumen auf den Vorschlag und ihren Lichtstülper auf den Enthusiasmus zu drücken."

Denkmäler berühmter Engländer.

Die Bildsäule, welche zum Andenken Wilkie's in der Nationalgalerie zu London errichtet werden soll, wird folgende von Lord Mahon vorgeschlagene Inschrift erhalten: „Sir David Wilkie R. A. born 1785, died 1 June 1841 — a life too short for friendship, not for fame." Mit Walter Scott's Monument hat es bisher noch nicht erwünschten Fortgang gehabt, und es fehlt noch immer eine beträchtliche Summe. Man will daher auch außerhalb Schottlands collectiren und es hat sich zu diesem Ende ein Comité in London unter dem Patronate des Prinzen Albert gebildet. Dieses Project findet aber in England viel Misbilligung, indem man es den Schotten verdenkt, für ihr eigenes Monument fremde Hülfe in Anspruch zu nehmen. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 131. —— 10. Mai 1844.

Dramatische Literatur des Jahres 1843.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 130.)

17. Torquato Tasso und Rosaura Piretti. Drama in fünf Acten von Max Rosenheyn. Marienwerder, Baumann. 1842. Gr. 8. 22½ Ngr.

Der Verf. hat zu einem Erstlingsversuch ein Drama, eine Episode aus dem Jugendleben Tasso's gewählt, in welcher er „psychologische Aufhellung von des Dichters unglücklichem Gemüthszustand" zu entdecken meint. Der Stoff sei, sagt er, von historischer Dignität (!) und aus einer Notiz in der „Abendzeitung" (!) entlehnt; er liefert die tragische Liebe Tasso's zu Rosaura, der Tochter des Fürsten Piretti, während der Studirzeit Tasso's zu Padua (1562). Die Biographen des Dichters vermelden nichts von diesem Ereigniß, und da wir den emsigen Forschertrieb italienischer Biographen im Leben ihrer Dichter genugsam kennen, so muß es uns erlaubt sein, an der historischen „Dignität" des Vorgangs trotz der angeführten authentischen Quelle ein wenig zu zweifeln. Doch das ist im Grunde gleichgültig: die Begebenheit könnte wahr sein, denn sie ist ganz zulässig gestaltet, ganz geschickt, Interesse zu erwecken, und von erheblichen innern Widersprüchen frei. So hat der Verf. immerhin einen statthaften dramatischen Stoff gefunden, wenn auch nicht einen historisch-dramatischen. Es fragt sich nur, was er daraus gemacht hat. Die Erkenntniß der dramatischen Erfodernisse, der Besitz eines warmen und selbst eines poetischen Ausdrucks, eine ziemliche Übung in Sprache und Vers mangeln ihm nicht; aber eigentliche Poesie können wir ihm nicht zusprechen. Er hat nach Vorbildern gearbeitet, das oft Gehörte mäßig-gut wiedergegeben — das Neue läßt er vermissen. Dabei ist seine Geschmacksbildung nicht fertig, weder dem Ausdruck noch der Gedankenverbindung nach, und es passirt ihm, daß er uns so ungeheuerliche Bilder vorhält wie folgendes:

Fioretta.

Da muß ich fort? Wie Fioretta? Fort?
Es brennt der Schuh mir, wie das Herz.

Ein prächtiger lapsus calami! Mit einem Wort, der Verf. hat einen versprechenden Versuch geliefert. Einige seiner Scenen athmen ein wirklich dramatisches Interesse, in andern sieht man Klippen und Untiefen mit Verstand vermieden, hin und wieder erhebt sich die Sprache bis zur poetischen Form, wie in der Schlußscene. Rosaura, den Geliebten verloren wähnend, hat Gift genommen, während Tasso kühn vor den Fürsten ihren Vater tritt, seine Liebe gesteht und von dem Fürsten die hoffnungsreichen Worte hört:

Genug der Worte, Tasso. Ach, ich stehe
In tiefem Schmerz und tief beschämt vor Euch.
Ihr seid ein Mann, ich seh's, von innerm Adel,
Und meiner Achtung, meiner Liebe werth.
Hier, meine Hand; sie sei der Herzen Kette.
Ich steh' in Eurer Schuld und werde sie
Durch meine Tochter ....

Da erschallt Hülferuf — Rosaura stirbt und Tasso spricht, die sterbende Geliebte im Arm:

Der Irrthum wird gebüßt, wie das Verbrechen.
Den Cherub, den der Himmel mir gesandt,
Daß er das Leben mir verkläre, wagt'
Ich mit unheil'gem Arme zu umfassen,
Ich wollte hier den Himmel mir erschaffen,
Im Land der Wirklichkeit mich niederlassen,
Als könnte wie ein irdisch Weib die Muse
Mit ihrem Sänger hier auf Erden wohnen.
Sie ging zurück in ihres Himmels Zonen .....
Muß ich mich auch in Thränen von dir wenden —
Es war ein Traum und jeder Traum muß enden.

Der Verf. scheint gefühlt zu haben, daß sein Drama durch die Doppelliebe Rosaura's und Fioretta's zu Tasso in Gefahr der Monotonie verfalle, und hat, um diesen Feind zu bannen, versucht, mehre Clowns oder spanische Graciosos in sein Stück einzuführen: dieser Versuch ist jedoch gänzlich misglückt, und wir warnen ihn bestens vor der Wiederholung desselben, da eben der Humor ihm nicht im Blute zu liegen scheint. Die Späße seiner Mohren und Diener sind plump und stehen zu der Handlung in gar keinem innern Zusammenhang, während Shakspeare's Clowns und Calderon's oder Lope's Graciosos stets ein Zerrbild oder ein Complement der Haupthandlung darstellen und diese neu zu beleuchten bestimmt sind. Zwischen diesem Auftrag und dem Schimpfen und Schlagen nebst andern Arlequinaden ist aber ein himmelweiter Unterschied.

18. Antigone in Berlin. Frei nach Sophokles. Von A. Brennglas. Zweite Auflage. Leipzig, Jackowitz. 1843. 8. 10 Ngr.

Die Idee, die Darstellung Sophokleischer Tragödien vor einem berliner Publicum zu verspotten, ist wohlfeil und liegt nahe. Jede Hauptstadt hat ihre eigene Gattung von Albernheit, und keine dieser verschiedenen Species von Albernheiten ist dem Geiste der griechischen Tragödie vielleicht entgegengesetzter als gerade die berliner Albernheit. Der Contrast ist so ungeheuer, daß er an und für sich komisch ist, die Wirkung der Gegenüberstellung kann daher gar nicht ausbleiben und der Verf. hat dies ungemein günstige Terrain überdies nach allen Kriegsregeln zu seinem satirischen Feldzuge gut benutzt. Die bekannte Personification des Herrn Buffey, dünkelhaft unwissend, war hier von erhabener Wirkung, und der Satiriker erreicht mit ihr allein schon seinen Zweck, die Lacher auf seine Seite zu bringen. Ob es ihm Ernst mit seinem Beweise ist, daß „Antigone" durch Stoff und Darstellung kein Recht auf unsere Theilnahme habe, wissen wir nicht, möchten es jedoch fast glauben. Die Art aber, wie er seinen Satz durchführt, gefällt. „Sagen Se 'mal", fragt Buffey, „dreht sich denn nu des janze Trauerspiel darum, daß die Antiejone ihren Bruder be-

jrebt und der König des nicht haben will?" Buchdrucker Feist: „Zu dienen!" Hr. Buffey: „Na aber, das ist ja en janz einfaches Policeiverjehen. Da sollte sich der jriechische Policeicomzarius drum kümmern und nicht der König." Feist: „Sie müssen sich gefälligst in Griechenland hineindenken." Buffey: „Das jenirt mir nich. Ich will ein rein menschliches Verbrechen, einen rein menschlichen Schmerz." Feist: „Dann befehlen Sie, daß man Sie mit einer Stecknadel in die Wade sticht!"

Die Sache hat ihre ernste Seite und wir werden Gelegenheit haben, sie an einer andern Stelle von dieser zu betrachten. In Dingen aber, wo durch den feierlichsten Ernst kaum etwas zu gewinnen ist, haben der Scherz und die Satire gerade ihr größtes Recht!

19. Der Empörer. Politisches Trauerspiel von K. Ulmer. Nürnberg, Stein. 1843. 12. 11¼ Ngr.

Abermals ein seltsamer Versuch in einer Gattung, die nur in unserm theuern Vaterlande gedeiht. Was sonst Jemand auch unternehme, er gibt sich von den Gesetzen Rechenschaft, die das unternommene Werk regeln, vor dem Beginnen. Die deutsche „Tragödie" nun glaubt Jeder beginnen, unternehmen zu können, ohne vorhergehende Prüfung seiner Kräfte, ohne nach Vorbild und Gesetz auch nur umblicken zu dürfen. So hat der Verf. geglaubt, ein Trauerspiel und obenein ein „politisches" geschrieben zu haben, nachdem er in einigen Scenen, ohne Nothwendigkeit, ohne Ursprung, wie ohne Abschluß und Ende, einige christlich-gläubige, dabei etwas politische Redensarten einigen willkürlich erfundenen, durch nichts als „Personen" bezeichneten Charakteren in den Mund gelegt hat. Diese Personen sind hohle Masken, Schemen, bloße Kategorien, Gedankenbilder, die nun und nimmer eine dramatische Handlung darstellen können, als zu welcher vor allen Dingen Menschen, nichts als Menschen und nur Menschen erfoderlich sind. Dieser Herzog Siegesmund, mit sich verfallen, von Wolfgang, einer Art Samiel, zur Empörung verführt; dieser König, der die Empörung ohne Kampf besiegt. Diese Maria, angebliche Geliebte Siegesmund's, diese von Siegesmund getödteten Prinzen, und endlich der Abgrund selbst, in den er mit Wolfgang ringend stürzt, alles Dies existirt nicht, ist keine Wirklichkeit, hat nur ein Scheindasein! Wir haben also ein Drama, das keins ist. Dagegen sagt der Verf. mitunter ganz gute Dinge, in reichen und recht wohltönenden Versen, von denen es Schade ist, sie hier anzutreffen, und es scheint daher, er habe sich nur in der Form vergriffen und könne, wenn er Trieb und Anlage besser belauscht, richtiger würdigt, eine Stimme im Musenhain erlangen. Zu solcher Hoffnung geben Stellen wie folgende allen Anlaß, wenn die Weisheit darin auch etwas verbraucht und altväterisch klingen möchte:

> Unglücklicher! Ich ahne dein Geschick.
> Du fehltest schwer und büßest schwer die Schuld.
> Wen Weisheit schmückt, der geht geraden Wegs,
> Nicht rechts noch links abschweifend strebt er vor,
> Und, Schlechtes mindernd, fördert Gutes er.
> Du fielst ein Opfer der gewalt'gen Zeit,
> Die langsam rückt zu dem gesteckten Ziel
> Und Den zermalt, der ungebehrdig zerrt,
> An ihres Rades ehernem Gefüg.
> Ist's Gottes Ordnung doch, die Glück und Noth
> Den Völkern setzt je nach Verdienst und Werth! ...

Es steht dahin, ob zu jedem dieser Axiome sich nicht das Gegentheil in ebenso klangvollen Versen sagen läßt und die „Weisheit", die immer gerade ausgeht, möchte heutzutage wol nicht viele Jünger nach sich ziehen — vielleicht auch zu keiner Zeit!

20. Die Eroberung von Cham. Schauspiel in drei Aufzügen von Franz Joh. Luckner. Straubing, Lerno. 1843.

Da sich der Verf. auf dem Titel einen „Studirenden" nennt, so dürfen wir hoffen, daß er uns nach Vollendung seiner Studien etwas Besseres bieten werde als dieses Stück „Pandurenleben" — denn Trenck und seine Panduren sind die Helden dieses Schauspiels. Vielleicht erlangt er es auch durch fortgesetztes Studiren, daß er es noch dereinst zu bessern jambischen Versen bringt als folgender ist.

> Laßt
> Aufbruch jetzt blasen, damit die Zerstreuten
> Von unsrer Mannschaft u. s. w.

Für jetzt können wir ihm nur rathen, sich selbst zu sammeln, zu studiren, und — zu schweigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedichte von E. M. Arndt. Der neuen Ausgabe zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Weidmann. 1843. Gr. 12. 2 Thlr.

Daß auch die Gesinnung Dichter machen kann, beweist uns Deutschen Luther's Beispiel. Der Kernmann war kein Dichter von Geburt, und doch tönt noch sein Lied, das der gewaltige Drang, die heilige Überzeugung, der Sturm der Zeit seiner Brust erpreßte, mächtig zu unsern Herzen. Es war eine andere verwandte Zeit, welche Moritz Arndt zum Dichter aufrief. Viele mit ihm rief sie auf, die ungleich begabter waren zum Gesang; bilderreicher, geschmeidiger, zarter, feiner, süßer berauschend tönten ihre Lieder, aber keins davon so ergreifend, so stürmisch, so mit sich fortreißend. Ihre Gesinnung und ihr Ernst waren dieselben, aber ihre Schule war eine gelehrtere; sie wetzten und schliffen ihren Stahl, bis er spiegelblank war, auch scharf, aber zu fein scharf für die Menge. Arndt war ein Mann des Volkes, er warf seine gelehrte Bildung bei Seite, wenn er zum Volke, für das Volk dichtete; aus Strömungen, Atomen, Seufzern, Flüchen und Gebeten, die damals im deutschen Volke, im Norden, lebten, dichtete er seine Gedichte; er legte die Worte nicht auf die Goldwage, er schmiedete nicht zu lange; der Stahl, den er schwingt, ist oft noch rohes Eisen, aber es that seine Dienste, es traf, schnitt, schmetterte nieder und dröhnte weit hin durch die deutschen Gauen. Er nahm keine Rücksicht, wenn sein Zorn gegen die Verräther am deutschen Volksthum aufloderte, wo er sie auch fand, auf dem Throne, oder an den Stufen desselben. Je höher die Person stand, je größer ihr Ruf war, um desto derber, ergrimmter dröhnten seine Schläge. Eine Sprache wie seine, die nicht todte Lettern blieb, sondern von Mund zu Munde ging, gesungen wurde, wäre heute ganz unmöglich; nicht um deswillen, weil der obrigkeitliche Censor sie striche, sondern weil der Censor der gesellschaftlichen Rücksichten, der Humanität sie verböte. Auch wird Niemand heute behaupten wollen, daß er in seinem Zorne immer gerecht war. Alle die Größen, die er angriff, haben seither ihre gerechtere Würdigung vor dem Richterstuhle der Geschichte gefunden, und obgleich er sie todt schlug, lebten sie wieder auf, und zum Theil in höhern Ehren als vordem. Das hindert aber nicht, daß wir auch ihn beloben, daß er sie todt schlug, weil es dazumal nothwendig war, weil in dem heiligen, nationalen Parteikampfe, wo er um Sein und Nichtsein seines Volkes sich stritt, ihm jede Waffe gerecht war, die zum Zwecke führte.

Wer billigte es in unsern Tagen, durch ein Lied einen Feind so anzugreifen, wie Arndt that in dem Liede vom Dörnberg:

> Das däuchte einem Schelm nicht recht,
> Ein Deutscher, doch von Sinn ein Knecht,
> Herr Malsburg schlecht geboren.

Abgesehen davon, daß wir die That und die Personen anders würdigen gelernt, wen ekelte nicht heut ein solches Wortspiel an, um eine Persönlichkeit, wenn sie es auch verdient, herabzuziehen? Die Gutgesinnten würden sich verächtlich von dem Dichter, der solche Invectiven in den Kreis seiner Poesie

zöge, abwenden. Und wer würde nicht in gerechtem Zorn entrüsten über die freche Spielerei mit deren historischer Erinnerung, die sich an den Namen D a l b e r g knüpft. „Ist kein Dalberg da?“ fragte bekanntlich der deutsche Kaiser, oder soll gefragt haben, wo es galt, einen Ritterschlag zu ertheilen. Und Arndt drehte es um: heute, wenn Einer an den Galgen gehängt werden solle, müsse der Henker ausrufen: „Ist kein Dalberg da?“ Weshalb? weil der Fürst Primas Dalberg Napoleon gehuldigt hatte und in ihm für sein Vaterland, vielleicht aufrichtigen Sinns, ein Heil sah, was Arndt, ebenso aufrichtigen Sinns, nicht sah. Liberale und Aristokraten, würden sie nicht auf gleiche Weise den frechen Pasquillanten verdammen; jene, weil er einen anerkannt edeln, humanen Mann und Menschenfreund, einen Streiter für das geistige Vorwärts, so beschimpfen konnte; diese, weil solche historische Namen heilig seien. Und während er den deutschen Montmorency in seinem Grimm an den Galgen wies, bespritzte derselbe Arndt das Andenken des größten Königs aus einem deutschen Stamme mit Gift und Schmuz, weil Friedrich II. französische Bildung und französische Neigungen hatte.

Wer wollte es heute vertheidigen, nur entschuldigen? Wie anders haben wir gerichtet, wie anders ist die Stimmung gegen alle jene geschmähten Männer! Wenn die Malsburg, die Dalberg jener Zeit etwas verschuldet, so wirft man ihre Einzelschuld in die große Concursmasse deutscher Verschuldungen jener traurigen Zeit, und trägt dem Einzelnen nichts mehr nach. Kein König hat es geboten, kein Gesetz geheißen; es ist der stille Bund der Deutschen, die nach vorwärts streben. Nur lernen wollen wir aus jener Zeit, wovor wir uns in Zukunft zu wahren haben, nur der Geschichte gehört die Erinnerung an, die mit andern Schriftzügen und Farben als der Parteihaß jene Vergehen aufzeichnen wird. Friedrich's des Großen Stern leuchtet wieder heller als je, und wir bemühen uns, in ihm den Deutschen aufzufinden, trotz seiner französischen Sprache und Neigungen.

Und weil es nun Alles ganz anders ist, und wir alles Das heute unrecht fänden, was Arndt damals gesprochen, handelte er darum unrecht, weil er so sprach? Gewiß nicht. Er handelte recht und wie es noth that für jene Zeit; und was in einer Zeit recht war, bleibt recht für alle Zeiten. Wo die Vergehen und Versündigungen das Maß überschreiten, hat auch der strafende Zorn das Recht, die Grenzen zu überschreiten, auch wenn er selbst zum Vergehen würde; und mit derselben historischen Gerechtigkeit, mit welcher wir heute in einer ruhigern Zeit jene Vaterlandssünden mit einem milden Schleier bedecken, würdigen wir des Vaterlandssängers heiligen Eifer nicht nach seinen Extravaganzen und einzelnen Ausdrücken, sondern nach der Kraft der Gesinnung, die sich darin ausspricht, und nach der Wirkung, die er hervorgebracht hat. Aber Auffoderung und Warnung zugleich sollte er für uns Alle sein, auch Das, was heute gesprochen wird und unser Gefühl vielleicht verletzt, mit Vorsicht zu betrachten, ehe wir es verdammen. Es ist wieder eine Periode der Ängstlichkeit gekommen, unerwartet, nach einem Morgenroth ganz anderer Erwartungen, und die Regierenden legen die Werke der Sänger und Redner fürs Volk auf eine Goldwage, und Ausdrücke dünken ihnen schon frecher, unehrerbietiger Tadel, die freilich kühn, aber gegen jene, welche Arndt ins Volk schleuderte, noch zahm und fein sind. Wie schwach müssen wieder unsere Nerven geworden sein! Träte ein anderer Arndt auf für die Volkspartei, was weder Herwegh, noch Hoffmann, noch Prutz sind, so müßten sie ja vor Schreck in den Boden versinken. Dem Geschlechte der Mächtigen predigen, daß diese Furcht Thorheit sei, ist selbst Thorheit, aber darauf aufmerksam machen, ist doch Pflicht, daß nicht der Haß blieb, den er predigte, sondern das deutsche Nationalgefühl, das zu guten Werken wurde. Die Spreu hat sich geschieden vom Korn in der großen Zugluft der Bewegung. So war es damals und so wird es jetzt sein.

Der Kernveteran einer großen Zeit, verdächtigt, angeklagt, geächtet von den kläglichen Epigonen, die sich in die Lumpen der großen Zeit hüllten, um in Ruhe an den vollen Tafeln zu zehren, zu denen jene die Früchte ernteten und herantrugen, ward in der jüngsten Vergangenheit durch die Ereignisse wieder in den Vordergrund gezogen und mit Ehren überhäuft. Zufall mögen es Einige nennen, ich nenne es lieber eine Nothwendigkeit, die sich nur oft durch Das offenbart, was uns Zufälligkeiten dünkt. Dann ward er wieder vom jüngsten Geschlechte, das sich für den alleinigen Wortführer des Volkes hält, angefeindet und verhöhnt. Auch Das war eine Nothwendigkeit. Arndt's deutsches Freiheitsgefühl hat seine bestimmten Normen gefunden, aus denen es nicht mehr fort kann. Er muß, um recht deutsch und frei zu sein, die Franzosen aus Grund der Seele hassen und schmähen, und die Jungen müssen, um dasselbe zu sein, sie preisen und erheben. Es sind, im Grunde genommen, nur verschiedene Ausdrucksweisen für dasselbe Gefühl. Im blühenden Freiheitsgefühl bildet man sich einen Tyrannen, einen menschenfeindlichen Dämon; einen Götzen formt man, dem man Alles zuschiebt, Alles um den Hals hängt, was uns zuwider ist; und es ist mit dem Götzen des Hasses im Grunde wie mit den Götzen der Liebe und der Verehrung, daß sie in Wirklichkeit, oder besser vor dem Auge der Unbefangenen ganz anders aussehen und sind, als wir sie uns vorstellen.

Arndt's Fieberwuth gegen die Franzosen — nein, nicht Franzosen, der Götze, der Ariman hieß bei ihm anders — seine Fieberwuth gegen die Welschen, was hat sie Rührendes, Ehrwürdiges, auch wenn wir geneigt wären, darüber zu lächeln. Wie sie sich das Gespenst aus lauter Wirklichem freilich, aber doch so phantastisch herausgebildet hatten, und nun mit Keulen und spitzen Schwertern darauf losschlugen! Man möchte das Schreckbild jetzt wieder hinstellen, und würde uns völlige Freiheit lassen, auch unsere Morgensterne und Flamberge darauf zu probiren. Aber die Zeiten wurden andere. Das Bild an der Stange würde nicht mehr Wuth einflößen als unsern Vätern der Türke, nach dem sie ihre Büchsen richteten. Und darum dürfen wir doch nicht vergessen, daß dieser Türke an der Stange einst gute Dienste leistete, daß er die Jugend unsers Vaterlands zu gerechter Wuth gegen den Erbfeind anfeuerte; und ebenso wenig dürfen wir vergessen, was dieser welsche Götze, so ungefüg Arndt und die Seinen ihn uns vormalten, dereinst gewirkt hat, und darum Ehre dem Maler und den Malern und Sängern, die ihre Zeit und ihre Leute kannten, und die Sprache und die Bilder verstanden, die auf Herz und Nieren wirkten.

Ernst Moritz Arndt ist sich immer gleich geblieben, im Sonnenschein und Regen, in der Ebbe und in der Flut. Nicht der Haß und das Glück, nicht die Verfolgung der Regierung, nicht die Ehren, die sie ihm wieder erzeigt, noch die Anfechtungen der heutigen Liberalen haben den Kernmann in Gesinnung und Sprache verändert. Er gibt sich heute noch, wie er 1813 war, und so gibt er auch wieder alle seine Lieder unverändert wie er sie sang, wie sie gesungen wurden, ein Feuerstrom, der über Berg und Thal, über Seen und Flüsse zündend hinfuhr, bis das Volk aufgestanden war. Sie zu recensiren, dafür ist die Zeit noch nicht da. Oder was will die Kritik mit Liedern, die mehr als Gedichte, die schon Ereignisse, Symbole, Momente der Geschichte sind! Diese natürlich meine ich nur; denn unter allen den Liedern auf den 645 Seiten dieses Buchs werden freilich viele sein, über die sich kalt und warm und lau, von allen Seiten der ästhetischen Kritik herab schon jetzt sprechen ließe. Wozu frommt's! Da ist manches Schöne unter manchem Mittelgut; aber das Schöne wird wie das Mittelgut mit der Zeit untergehen, und der Dichter schrieb es nicht zu seinem Ruhme, sondern weil es ihn drängte, einen Ausdruck für seine Gefühle zu finden, und aufnahm er es in seine Sammlung, nicht für die Kritiker, sondern für seine Freunde, denen die Gedichte lieb waren und lieb sind, und dieser Freunde sind viele durch die deutschen Gauen.

Aber die Gedichte darunter, welche der Kritik nicht angehören, auf die sie gar kein Recht hat, da sie schon in der Geschichte aufgenommen stehen, diese werden dauern, so lange ein deutsches Volk oder wenigstens seine Geschichte dauert. Nicht alle sind gleich an dichterischer Kraft, oder alle aus derselben kräftigen, feurigen, vertrauenden Gesinnung hervorgegangen. So das Lied vom Chasot, das Lied vom Dörnberg, auf Ereignisse, auf Personen gedichtet, welche als Bäche in dem großen Strome untergegangen sind. Glücklich wer im Liede fortlebt. Das Lied vom Gneisenau, wie früh gedichtet, ehe noch der Baum des Ruhms bis zur Krone gewachsen war. Das Lied vom Schill mit seinem keck tönenden Refrain, der nachmals in ganz anderm Sinne vielfach widerhallte:

Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus,
Ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus.

Und nun vor Allem seine beiden Lieder, die noch heute durch die Wälder und Felder tönen:

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Welche Geschichte dieses Lied schon hat! Dachte der Verf. daran, daß es dereinst bezugreich wieder tönen werde, als wie gemacht für die Gelegenheit, bei der Zollvereinsfrage, bei Thiers' Linkerrheinfrage, beim Steindamm von Bieberich und beim kölner Dombau! Ach er dachte nicht einmal daran, als er es zur Anfeuerung seiner Landsleute gegen die Franzosen dichtete, daß es so bald darauf als Bundeslied der deutschen Jünglinge einen höchst unangenehmen Klang in den Ohren der deutschen Policei haben werde. Der Vers freilich:

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den welschen Tand,
Wo Walsch und Falsch hat gleichen Klang,
Und deutsch meint: Herzensüberschwang —
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

möchte für den Augenblick wieder außer Gültigkeit gesetzt sein. Wer indeß weiß, wenn er wieder in Curs kommt!

Und das zweite Vaterlandslied, das Zeilen hat, welche hoffentlich Gültigkeit behalten werden für alle Zeiten:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
D'rum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,
D'rum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

10.

Literarische Notizen.

Zur Geschichte der Reisen und über China.

Den trefflichen Arbeiten des verdienstvollen Santanarem zur Aufklärung der Geschichte der Entdeckungsreisen der Portugiesen schließt sich eine ganz zweckmäßige Schrift der Mad. H. Dujarday über denselben Gegenstand an. Ihr Werk führt den Titel „Résumé des voyages, découvertes et conquêtes des Portugais en Afrique et en Asie aux 15me et 16me siècle" (2 Bde.). Auf den wissenschaftlichen Werth der Werke des eben erwähnten gelehrten Portugiesen kann diese Arbeit, so brauchbar sie auch im Ganzen ist, indessen keinen Anspruch machen. Übrigens tritt die Verf. nur mit den Ansprüchen eines Compilators auf, und dabei muß man ihr nachrühmen, daß sie die bekannten Quellen mit Umsicht und Sorgfalt benutzt hat und daß ihre Darstellung lichtvoll und gewandt ist. Zu den interessantesten Partien ihres Werkes gehören die Capitel, in denen die Reisen der Portugiesen nach China, ihre dortigen Niederlassungen und ihr Verkehr mit den Bewohnern des Mittelreichs geschildert werden. Bei dem großen Interesse, welches China jetzt noch immer erregt, dürften diese Abschnitte ihrer Arbeit selbst in weitern Kreisen mit Interesse gelesen werden. Interessant ist es übrigens, wie in Frankreich sich bereits die frivole Literatur Chinas bemächtigt und auf ihre Weise diesen fremdartigen Stoff verarbeitet. Wir rechnen hierher nicht nur eine Menge verschiedener Novellen, die in China spielten — wir erwähnen nur eine, die im Feuilleton des „Constitutionnel" stand und irren wir nicht von Erpilly herrührte —, sondern auch ein Werk, von dem vor kurzem die ersten Lieferungen erschienen sind. Es rührt von dem schon oft erwähnten geistreichen Pseudonymus Old Nick her und führt den Titel: „La Chine ouverte, aventures d'un Fan-Kouei dans le pays de Tsin." Die zahlreichen Illustrationen, Kupfer und Vignetten, welche das Werk begleiten, sind vom bekannten Auguste Borget gearbeitet. Der eigentliche Zweck dieser schön ausgestatteten Schrift besteht wol, wie man schon aus dem Titel vermuthen kann, darin, daß man das größere Publicum auf eine spielende Weise mit China bekannt machen will; freilich kann man sich wol denken, daß es hierbei weniger auf wirkliche Belehrung als auf geistreichen Witz und Unterhaltung ankommt. 2.

Etwas Amusantes aus Indien,

vielleicht das Amusanteste und Lustigste, was in jüngster Zeit unter den zahlreichen Werken über Indien in Form eines Reisetagebuchs durch die englische Presse gegangen, ist: „Diary of travels and adventures in Upper India etc.", von C. J. C. Davidson (2 Bde., London 1843), und außerdem voll Bissigkeiten gegen die englische Regierung. Also eine weitere Empfehlung für manchen deutschen Leser. Die Bissigkeiten haben allerdings ihren besondern Grund. Die englische Regierung — so scheint es — hat dem Verf., Oberst im Ingenieurcorps, mehre Verdrießlichkeiten bereitet, die er jetzt so vergilt. Das schadet indessen wenig oder nichts. Für jeden Leser würzt es die Bemerkungen und pfeffert die genaue Beschreibung der Landeszustände. Wem der Pfeffer schmeckt, wird das nicht tadeln, und wer ihn zu dick aufgestreut glaubt, kann ohne sonderliche Mühe die Körnerchen weglesen. Es fehlt nicht an Schriften über Indien, und doch ist Indien noch lange nicht ausgeschrieben. Es ist noch eins der wenigen vielbesuchten Länder, namentlich in seinen obern Provinzen, wo ein rechtschaffener Reisender die Wonne haben kann, Neues für seinen Kiel zu finden. Reiseskizzen wie Sand am Meer; aber Indien ist so groß, die Bevölkerung so buntscheckig, dieselbe Production in jedem Districte so anders, daß ein Reisender nur gesunde Sinne zu haben und sie in Action zu setzen braucht, um eine originelle Reisebeschreibung zu liefern. Das ist auch Davidson's Werk, schon weil es weder lang noch langweilig, er das Meiste mit ein paar raschen, glücklichen Zügen abfertigt. So kommt der Leser schnell vom Flecke, von Volk zu Volk, und lernt dabei Land und Leute kennen. Die Hindus portraitirt zwar der Verf. nicht mit philosophischer Accuratesse, hebt aber das Bedeutendste aus ihrem Charakter hervor, indem er versichert, daß so oft er unter den Hindus er unter ebenso vielen Schurken und Spitzbuben gewesen sei. Besonders liebenswürdig ist der Oberst, wenn er es darauf anlegt, sein Leben in Indien und seine Umgebung graphisch abzumalen. Misanthropen müssen da vergessen, daß sie sich ärgern, wenn sie gelacht haben. Gesammter Inhalt des Buchs sind: Anekdoten und Portraits, Zelte und Paläste der kleinen Rajahs im nördlichen Indien, die große Messe zu Hurdwar, der Aufstand in der Provinz Bundelkund, Charakteristik der Sikhs, die würgenden Thugs, die verführerischen Nautch-Mädchen, Zigeuner und diverse Episoden. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 132. —— 11. Mai 1844.

Dramatische Literatur des Jahres 1843.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 131.)

21. Theater von F. von Heyden. Drei Theile. Leipzig, Einhorn. 1842—43. 8. 5 Thlr.

Das anmuthige Talent F. v. Heyden's, der das Verdienst hat, dem Leitstern des guten Geschmacks niemals untreu geworden zu sein, hat sich unter uns gebührende Geltung verschafft. Novellist, Epiker oder Dramaturg — er ist sicher, stets auf befreundete Leser, auf Theilnahme zu treffen —, vielleicht eben deshalb, weil er, den Coterien fremd, diese weniger gesucht hat als Andere. Heyden ist ein stiller Arbeiter, wie die Besten unter uns es waren; der Dichter läuft Gefahr, der seine Persönlichkeit zu viel herausstellt. Lange Zeit dem Theater untreu — rude jam donatus — erwacht plötzlich die alte Lust in ihm und binnen zwei Jahren vollendet er die acht Dramen, welche diese drei Theile füllen. Das kann ohne echten Schaffenstrieb, ohne wahre Naturanlage nicht geschehen, mindestens so gut und so mannichfaltig nicht. Bevor wir weiter gehen, ein Wort über das Vorwort des Dichters. Er hegt von der deutschen Bühne Hoffnungen für die nächste Zukunft, die wir nicht theilen. Gutzkow soll, ihm zufolge, die neue Ära heraufführen. Der Verf. scheint uns zu ehrlich, als daß er Vortheils halber schmeicheln sollte; indeß dieser Gedanke ist nicht wohl erwogen. Gutzkow ist ein zersetzender, ein kritischer, ein witziger Geist. Was ihm fehlt ist wahre Wärme, Gefühl für edle Leiden und Thaten der Menschen, endlich Geschmack. Wir glauben nicht, daß Jemand ein Reformator unserer Bühne werden könne ohne jene „Schiller'schen" Eigenschaften. Der Deutsche ist zu deutsch, um sich von Jemand anders als von „gläubigen", d. h. an die edle Menschennatur glaubenden Poeten, ergreifen, reformiren zu lassen. Und „gläubig" ist Gutzkow nicht.

Es sind schöne, lobenswerthe Sachen, die der Verf. uns in diesen drei Theilen darbringt. Gleich sein erstes Trauerspiel „Nadine", in fünf Acten, läßt kaum eine wesentliche Ausstellung zu und ist durchweg erfreulich. Will man daran tadeln, so ist nur zu sagen, daß die Fabel — die Geschichte des spanischen Ministers und Gewalthabers Juan Cisneros — zu reich, zu complicirt angelegt sei, daß es nicht ohne einige Verwirrung für den unaufmerksamen Hörer abgehe. Enrico's Verhältniß, eine Wiederholung obenein der Lebenslage Nadinens, hätte wegfallen können. Die Handlung ist der Anziehung voll, die Charaktere sind scharf, fast ein wenig grell, gezeichnet, die Thaten wachsen aus der Natur der Handelnden hervor, erheben sich zu einem gewissen Punkt, der Befriedigung erwarten läßt, und stürzen dann mit wohlvorbereiteter Peripetie in sich zusammen, vernichtend für alle Theilnehmer, Jeden unter dem Gewicht seiner Verschuldung begrabend. So soll es sein, kraft des tragischen Gesetzes. Nichtsdestoweniger hat der Dichter zu verantworten, wie er einen Charakter gleich dem des gewaltigen Cisneros einer so mattherzigen Sehnsucht nach seinem Kinde — Nadine — fähig halten mochte, und ferner mag er die Schurkei Rinzaro's rechtfertigen, die, wenngleich nicht ohne Ziel, doch fast übermenschlich erscheint und die von der Leidenschaft der Rache (die überhaupt keine Leidenschaft ist) nicht genügend erklärt wird. Der Trefflichkeiten des Stücks, das, wir sollten meinen, auf jeder Bühne gefallen müßte, können wir nur im Allgemeinen gedenken; die Liebe des jungen Paars, der galante Thronerbe, die Staatsmänner sind mit Lust und Glück gezeichnet. Die Handlung, stets edel und wirkungsvoll, nöthigt uns zur Theilnahme; die Katastrophe erschüttert, reinigt; Sprache, Vers und Diction, warm, geschmackvoll, bühnengerecht, lassen wenig oder nichts zu wünschen übrig. Was soll die Kritik mehr begehren?

Von der erschütternden Wirkung dieses Trauerspiels werden wir in die Arme des Komus geworfen, der in dem fünfactigen Lustspiel „Die Modernen" uns etwas aufdringlich entgegentritt. Der Wurf ist, dünkt uns, nicht geglückt. Das Moderne ist allerdings wesentlich auf Unnatur basirt; allein das berechtigt den Dichter auch nicht, als solcher, selbst unnatürlich zu sein. Die Erscheinung eines jungen, anständigen Mädchens in der Verkleidung eines Jokey in einem fremden Hause, und die Idee, daß es gleichzeitig als Flink der Knabe und als Luise die zärtliche Jungfrau Glück mache und die Herzen entzünde, ist unter keinerlei Umständen zu loben. Sie ist vielmehr ganz unglücklich, unrettbar verloren und durch keine Kunst, keinen Witz und keine Feinheit vor der Verwerfung durch das Gefühl zu sichern. Laßt es euch ein Axiom sein, ihr Lustspieldichter, daß gegen das Gefühl, wir meinen das Gesetz der Sitte, zu kämpfen, ein vergeblich Ding sei; wenigstens, daß der Grundgedanke des Lustspiels einen Widerspruch mit jenem Gesetz nicht vertrage! Abgesehen hiervon, ist die Zeichnung moderner Thorheit in dem ganzen Stück durchweg übertrieben — und deshalb unwirksam.

Im zweiten Theile wird uns zuerst „Der Liebe Zauber", Schauspiel in fünf Acten, geboten. Das Stück hat Längen und der Gegenstand hilft nicht immer glücklich über diese hinweg; die Politik macht sich hier etwas zu breit, während sie doch nicht als Zweck des Ganzen auftritt. Nichtsdestoweniger ist das Stück lobwürdig, denn es ist reich an gut erfundenen Scenen, feinen Charakteren und an Gedanken, die es werth sind, uns zu beschäftigen. Herzog Alba erscheint herkömmlich, doch sein Sohn Don Friedrich v. Toledo ist, wie Cignio, Alice und de Brink zu den wirksamen Bühnenerscheinungen zu zählen. Vers und Diction verkünden die Liebe, die der Verf. auf seine Stoffe verwendet. Das Lustspiel „Wechsel und Album", in fünf Aufzügen, gehört unstreitig zu den gelungensten Würfen des begabten Dichters. Plan und Charaktere desselben sind ebenso naturwüchsig, so klar und gut erfunden, als dies bei den „Modernen" nicht der Fall war; Alles im Stück spricht

eine offene, freie, leicht verständliche Sprache, die uns eingeht, erwärmt, fesselt. Es ist ein Stück ohne böses oder verkehrtes Princip, von lauter edeln Charakteren vor uns aufgeführt, und wenn dies unter andern Umständen gefährlich, weil langweilig, werden kann, so hat die Kunst der Gruppirung dieser Charaktere und die volle, strotzende Handlung — eine Probe reichster Erfindung — diese Klippe hier doch glücklich umschifft. Es ist so ein durchaus edel gehaltenes, gefälliges, fesselndes Drama entstanden, das auch der strengsten Kritik ein Genüge geben muß.

„Der Geschäftsführer", Lustspiel in fünf Aufzügen, im dritten Theile, gehört eher jener gefühlsamen Gattung von Dramen an, die selbst in Frankreich schon wieder aus der Mode kommen, weil sie gar zu wenig Grund und Boden in der Kunst haben. Die Bühne spiegelt die Welt nicht ab, wie sie ist — denn sonst besäßen die Chinesen die größten Dramaturgen —, sondern wie sie nach Gesetzen der Kunst sich gestalten muß. Wir wollen gegen das allerdings unterhaltende Stück nichts sagen; aber die Gattung gefällt uns nicht und steht dem höherstehenden Dichter nicht an. Wir gelangen durch sie nicht weiter und kommen, consequent fortschreitend, durch sie wieder auf den Punkt zurück, wohin uns Iffland's „Jäger" und ähnliche Sachen führten.

„Der Spiegel des Akbar" dagegen, Trauerspiel in fünf Acten, gilt schon als eins der fertigsten und achtbarsten Bühnenstücke der letzten Jahre. Das Trauerspiel hat eine modern-politische Unterlage, jedoch so fein und manierlich, daß sie nicht jedem Blicke klar geworden ist. Der Untergang der Nationalität eines großen, ehemals historischen Volks, hier der Indier mit ihrer letzten, sich selbst aufopfernden Königin Ciandra ist das Grundthema, hoch und ernst und leicht auf jüngste Ereignisse und Zustände anwendbar. Daß Ciandra den Besieger ihres Volks, den großen Akbar, in der Gestalt eines jungen, magolischen Emir liebt; daß Akbar die Enttäuschte zugleich auf den Thron erheben will und daß sie vom eigenen Dolch durchbohrt in seine Arme sinkt — ist unstreitig schön. Hiermit ist der Inhalt des Trauerspiels gegeben und er ist, die Nothwendigkeit des Opfers vor dem höhern Sittengesetz vorausgesetzt, allerdings ein wirklich tragischer. Einige Partien des Stücks erscheinen episodisch und etwas gedehnt; das Ganze ist durchaus rein, wohlgedacht, schön. Die Sprache, der Vers stehen mit dem Thema in gutem Einklang; Alles daran ist voll, reich, tönend, z. B.:

Ciandra.

Nun kenn' ich dich! Ja, du bist groß, bist mein!
Doch höher, heiliger ist meine Sendung,
Und wie du mächtig mich zu halten strebst,
Entreißt, noch mächtiger, mich mein Beruf.
Das Leben meines Volkes war mein Leben.
Es ist dahin, und deine Tugend kann
Es nicht beseelen. Sprich, was soll ich dir
Auf deinem Throne, die Verblutende! . . . .

Akbar.

O glücklich der am Wege Ruhende,
Der wilden Schmerz in der getheilten Brust
In Klagen und in Thränen lösen kann.
Dem, welchem Macht und Völkerherrschaft schwer
Aufs Haupt gelegt sind, ist es nicht vergönnt.
Das Große wird auf meiner Lebensbahn
Zu finden sein — das Schöne ist dahin! . . .

Das Lustspiel „Geheimnisse und ihr Ende", in drei Acten, bildet den Schluß der Sammlung. Obwol eigentlich mehr ein Capriccio als ein Lustspiel, ist das Stück, lebhaft und gut dialogisirt, doch unterhaltend genug und gereicht zum Beweise, wie mannichfaltiger Stoffe der Verf. Herr ist. Wir kommen zum Facit seiner Rechnung und müssen ihm ein gutes Saldo bekennen. Heyden ist kein Sturm- und Drangpoet; er überstürzt sich nicht, er folgt keinem genialen Ungestüm, er geht nicht darauf aus, eine neue Welt zu schaffen; aber er ist ein besonnener, lebhafter, der Kunst kundiger Dramatiker, voll edelster Regung, ausgebildeten Geschmacks, reicher und scharfer Charakteristiker und im Besitz der schönsten Sprachmittel. Er zeigt uns viele Schönheiten und läßt selten Fehler sehen; er erfindet leicht und geschickt, gruppirt trefflich und verletzt Geschmack und Sitte selten. Wir wünschen, er bliebe dem zum zweiten Mal ergriffenen Thyrsusstabe treu und ließe die Bühne seine Welt sein und Dionysios seinen Gott.

22. Doctor Faust's Hauskäppchen, oder die Herberge im Walde. Posse mit Gesang in drei Aufzügen. Von Fr. Hopp. Wien, Wallishausser. 1843. Gr. 8. 15 Ngr.

Nichts über eine wiener Posse, vorausgesetzt, daß sie Verstand hat, sagen Viele, und in der That für blasirte Theaterbesucher gäbe es kaum noch einen Genuß in Thaliens Hallen, würden keine wiener Possen mehr geschrieben. Derbe Natur übt auf den verwöhnten Menschen, den Kunstmenschen, oft einen lang entbehrten Reiz aus — das ist der Quell des Gefallens an diesen Dingen, in denen Raimund und Nestroy groß sind. Der Verf. kommt dem Erstern nahe. Die Idee des Scherzes ist an sich gut und trefflich benutzt: der Gedanke, daß, sobald Faust's Käppchen aufgesetzt wird, Jedermann von dem Träger die Wahrheit und seine innerste Herzensmeinung heraussagen muß, ist so reizend als sie komisch wirkt. Das Humoristische in ihr geht mit den gut erfundenen Situationen Hand in Hand. Der Leser kann lachen und — braucht sich des Lachens nicht zu schämen; denn er lacht poetisch.

23. Der Herzog von Bordeaux. Posse in zwei Aufzügen. Von Grünewald. Darmstadt, Kern. 1843. 12. 5 Ngr.

Ein mageres, dürftiges Gespenst von einer Posse, gegenüber der eben erwähnten und obenein noch einer Öttinger'schen Erzählung entlehnt. Davon läßt sich nicht viel sagen; es ist Sache des Geschmacks, ob Jemand sich an dem verbrauchten Gedanken belustigen kann, daß ein Weinreisender Namens Herzog, aus Bordeaux, von einem albernen Gastwirth für den Herzog von Bordeaux gehalten und danach behandelt wird. Solche Schnurren haben keinen Platz in der Literatur.

(Der Beschluß folgt.)

Paris im Frühjahr 1843. Briefe, Berichte und Schilderungen. Von L. Rellstab. Drei Bände. Leipzig, Köhler. 1844. 8. 4 Thlr. 25 Ngr.

Das Unternehmen, aus Paris etwas Neues zu schreiben, ist, wie man die Aufgabe begreift, ein sehr leichtes und ein sehr schwieriges. Die tägliche Bewegung in dieser Menschenflut bringt, wie die der Meerflut, leichte Veränderungen, flüchtige Erscheinungen auf der Oberfläche hervor, während die Masse der Wogen doch ewig unverändert und dieselbe bleibt. Ergreift ein Berichterstatter nun diese leichten Veränderungen, glaubt er, sich und seinen Lesern mit der Schilderung solcher flüchtigen Erscheinungen, wie sie der Tag, die Beleuchtung, das Wetter hervorbringt, genug gethan zu haben, so ist seine Aufgabe leicht gelöst; will er jedoch aus der Tiefe dieses Menschenmeers etwas Neues heraufholen, etwas noch nicht Beschriebenes und Gesagtes berichten, so findet er sich vor einem schweren Geschäft, an dessen Gelingen er bald verzweifelt. Im tiefern Wortsinne geschieht in Paris nichts Neues! So paradox der Satz klingt, so wahr ist er. Ref. war fünfmal in Paris; er fand stets die alte, ihm wohlbekannte Hauptstadt der Franzosen wieder, während z. B. Berlin ihm bei jedem Wiedersehen nach einigen Jahren eine neue Physiognomie entgegen hielt. Bei uns, in Deutschland, geschieht und begibt sich Neues; in Frankreich, in Paris, in London nicht. Denn selbst Das, was wir soeben als flüchtige Neuerungen und Erscheinungen des Tages bezeichneten, kehrt, wie die Brandung,

in bestimmten Perioden wieder, zeigt sich dann wie vormals, und fällt somit unter das schon Dagewesene und schon Beschriebene. Das Leben in Paris mit einem Wort, ist erschöpft; Neues hervorzubringen vermag es nicht mehr, die Bildungen sind vollbracht. Dagegen schafft jeder Tag in Deutschland wirklich Neues; es bildet und gestaltet sich Etwas; man darf nur offenen Auges sein, um es wahrzunehmen. Hier jugendliche Gestaltgewinnung, dort trostlose Einförmigkeit, wenn man in die Tiefe geht. Wir werden also wol recht haben, daß es schwer sei, aus Paris Neues zu berichten und daß das Neue eben nur in der subjectiven Zurückspiegelung im Auge des Beobachters seine Bedeutung haben könne. Wir finden den Verf. daher auch ziemlich kühn, mit einem dreibändigen Werke über „ein paar Wochen in Paris" aufzutreten, wenn er sich nicht etwa selbst resignirt hatte, Wohlbekanntes auch seinerseits noch einmal zu sagen. In der That, wer vermag über Père Lachaise, über das Conservatoire, über die Pairs- und die Deputirtenkammer, das Louvre und die Börse uns etwas zu berichten, das er im Ernst für neu halten könnte? Besäße er auch den Geist aller Touristen zusammengenommen, es gelänge ihm doch nicht.

Vom Geist ist nun überhaupt in diesem Buche nicht viel und nur vorübergehend die Rede, der Verf. pikirt sich mehr auf Urtheil. In dem über die musikalischen Erscheinungen ist er competent, in Allem aber, was Geschichte, bildende Kunst, Politik und Staatseinrichtungen betrifft, scheinen uns Proben eines bedenklichen und mangelhaften Urtheils in diesem Buche geliefert zu sein. Die ernsten Studien eines Raumer u. A. fehlen dem Verf. hier auf fühlbare Art und, wir leugnen nicht, dieser Mangel war oft so auffallend, daß er uns unwillkürlich an ein strenges Schlagwort Börne's über eine Gesellschaft erinnerte, mit der der Verf. zu der Zeit in Verbindung zu stehen schien. Wie zierlich, beredt und gefällig die Darstellungen des Verf. auch stellenweise ausfallen, Grund und Boden im Urtheil vermissen wir darin. Und so gehört dies Buch über flüchtige Erscheinungen und Eindrücke in der französischen Hauptstadt selbst zu den flüchtigen Erscheinungen, die im nächsten Jahre schon sich selbst überlebt haben werden, die musikalischen Berichte etwa ausgenommen. Wir grollen den Franzosen über die deutschen Reiseberichte ihrer Dumas, Hugo und Arlincourt, wir vermissen darin den berühmten deutschen Ernst und den noch berühmtern deutschen Fleiß. Um so mehr bedauern wir, dies Buch eines bekannten deutschen Literators mit demselben Stempel bezeichnen zu müssen, den wir für jene Autoren auserwählten. Die Sachen stehen sich ungefähr gleich.

Der Verf. also reist am 11. März von Berlin ab, gelangt am 14. nach Frankfurt und am 18. nach Paris. Er scheint lange nicht gereist zu sein, da ihm die Schnelligkeit des Fortkommens Staunen erregt. Ein großer Theil der einleitenden Briefe des ersten Bandes wird hierauf mit den unerheblichsten Gewöhnlichkeiten über Wohnungsmiethe, Inschriften, Speisegelegenheiten, Theuerung, Omnibus u. dgl. mehr erfüllt, die der Verf. sich selbst hätte erlassen sollen. Denn ob er für 5 Sgr. Papier mit 2½ Francs bezahlt hat oder nicht, läßt uns ziemlich unbekümmert. Genug, er ist in Paris eingefahren und fängt sogleich an, über die Gemüthseigenschaften der Franzosen ein Urtheil abzugeben. Wie sehr beschweren wir uns über die Dumas und Hugo, die, kaum daß die Rheingrenze erreicht ist, vom deutschen Nationalcharakter fabeln? Und was thut unser Landsmann? Auf S. 60 ist er bereits ganz einheimisch und hält den Franzosen eine Strafrede wegen ihrer falschen Urtheile über Deutschland und seine politischen Sympathien, nachdem er erst Einen Mann, Hrn. Bertin, in Paris gesprochen. Daß auf diesen einen Mann vielleicht zehn zu rechnen sind, die über Deutschland vollkommen unterrichtet sind, scheint ihm auch nicht von fern beizufallen. Glücklicherweise tritt bald ein anderes Thema in den Vordergrund und bringt die leidige Politik zum Schweigen; die Festlichkeiten der Mi-carême und die Musik, nebst Habeneck, Kalkbrenner und Emil Girardin beschäftigen den Verf. und uns auf angenehmere Art. Bei Mde. Girardin (Delphine Gay) macht er Lamartine's Bekanntschaft und entwirft von ihm ein ziemlich falsches Bild! Das lange Capitel über die Gemäldeausstellung überschlagen wir am liebsten ganz, sowie alle folgenden über Bildersammlungen überhaupt, da der Berichterstatter hier durchaus nicht einheimisch ist. Käme nur nicht gleich darauf ein noch längeres Capitel über Ehescheidungen, Gesetzgebung gegen Völlerei und ähnliche Dinge, die dem Verf. gewiß noch fremder sind als die Gemäldekritik! Ein Besuch bei Cousin gibt ihm wieder Veranlassung, der schönen Offenheit rühmend zu gedenken, mit welcher ausgezeichnete französische Staatsmänner über höhere Politik und ihre Wirksamkeit auf diesem Gebiete sich mittheilen. Wir müssen dem Verf. hier völlig zustimmen und unser eigenes Wesen hierbei tadelnswerther Engherzigkeit zeihen, so ungern wir auch deutsche Art verleugnen oder tadeln; allein ist es ein Wunder, daß dies in Frankreich anders ist, oder verdient es besonderes Lob, daß Jemand im Gespräch offenherzig wiederholt, was er auf der Rednerbühne gesagt, und in den Zeitungen mit seiner Namensunterschrift publicirt hat? Hier ist Lob und Erhebung eine offenbare Kurzsichtigkeit, um es mild auszudrücken. Doch der Verf. ist wirklich gutmüthig, was er dadurch beweist, daß er an die Redlichkeit pariser Kritiker glaubt und Jules Janin für einen gewissenhaften Recensenten hält. Wir wollen ihn in diesem guten Glauben so wenig stören wie in seiner Zuversicht auf die Redlichkeit der politischen Parteichefs in der Deputirtenkammer, die er uns schildert, und der wir nur entgegnen, daß wir kein Wort davon glauben. Wir haben fast mehr Vertrauen auf die fleckenlose Tugend des großen Ballets, das er uns bald darauf vorführt. Ein geistreiches Capitel für Kinder ist hiernächst das über den Jardin des plantes und seine vierfüßigen Bewohner. Der Kritiker Jules Janin folgt unmittelbar auf den Besuch bei der einst so berühmten Giraffe und wir wünschen dem Verf. Glück, daß er über den Titel eines „Confrère", den ihm Jener ertheilte, erfreut ist. Daß Hr. Janin sein Handwerk versteht, daß er darin Meisterrecht übt, wollen wir nicht leugnen; allein wir bezweifeln, daß die „Mitbruderschaft" mit ihm einem ehrlichen deutschen Kritiker zur Ehre gereiche. Auch Victor Hugo wird von dem Verf. aufgesucht, aber etwas steif und zurückhaltend gefunden. Hr. Hugo mag dies in Folge seiner gründlichen Studien am Rhein erlernt haben, denen er wirklich, wir glauben, die Zeit von acht Tagen gewidmet hat. Daß er sich nicht scheute, von seiner außerordentlichen Trilogie, die „Burgraves", unbefangen zu sprechen, obwol es ihm offenbar passirt ist, trotz seiner tiefen deutschen Studien die Burggrafen mit den Raubrittern zu verwechseln, beweist nur für die unbezahlbare Sicherheit französischer Literatoren. Paul Delaroche wird uns hiernächst ganz geschmackvoll vorgeführt und hierauf, wie Tag für Tag, von des Verf. Theaterabend Rechenschaft gegeben. Wir haben schon angemerkt, daß Musik- und Theaterkritik des Berichterstatters starke Seite ist. Dennoch erzählt er von Dem. Georges Einiges, das Anstoß erregen kann; auch sind wir darin seiner Meinung nicht, daß dem Spiel der Rachel dasselbe Princip zum Grunde liege wie dem der Georges. Wir möchten vielmehr dies gerade Entgegengesetzte, nämlich anstatt des „Über Natur" der Georges ein „Unter Natur" bei der Rachel erkennen, und sie deshalb als den weiblichen Talma bezeichnen, der bekanntlich in Frankreich keinen Schüler hinterließ. Auch die Rachel wird keine Schule bilden, deshalb, weil ihr Princip der französischen Naturauffassung entgegen ist. Aus der italienischen Galerie begleiten wir den Verf. gern ins Freie, selbst in die schmuzige Cité und den Schauplatz der ersten Scenen der „Mystères de Paris", wo er natürlich nur sehr friedsame Troglodyten antrifft. Wir haben, beiläufig gesagt, nicht gefunden, daß Hr. Rellstab Hrn. E. Sue besucht habe. Allein Hr. Sue ist ein sehr beliebter, glacéhandschuhbegabter Salonbewohner, und wird für berliner Besuche kaum Zeit haben. Das Schlachthaus, der artesische Brunnen, das Marsfeld, wo der Verf. „le fameux pantalon garance" höchst

prächtig findet, haben nur für wenige Leser Reiz und die Luxembourg-Galerie durchblickt der Verf. nur; hierauf schließt der erste Band mit einer Mondscheinphantasie auf dem Eintrachtsplatz, bei der natürlich die blutigen Königshäupter nicht fehlen können. Man muß neu sein können, wenn man ein solches Thema ergreift.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen aus England.

Thomas Arnold's Werke.

Von des verstorbenen Thomas Arnold, Professors der neuern Geschichte zu Oxford, „Introductory lectures on modern history" ist in London die zweite Auflage erschienen. Zu desselben Verfassers „History of Rome" (d. h. alte römische Geschichte), wovon die beiden ersten Bände schon 1839 und 1840 erschienen, hat Archdeacon Julius L. Hare aus der Verlassenschaft des Verfassers nun auch den dritten Band herausgegeben. Arnold suchte in allen Geschichten die ewigen unwandelbaren Entwickelungsgesetze auf. In seinen kritischen Bestrebungen fand er sich sehr zu Niebuhr hingezogen, für dessen Forschungen er schon zu einer Zeit, als dieselben in England den allgemeinsten Widerspruch erregten, sich mit Vorliebe erklärt. Er sagt in seiner „History of Rome": „Nichts ist ungerechter als der vage Vorwurf, der so oft gegen Niebuhr erhoben wird, daß derselbe den gesammten Bestand der ältesten römischen Geschichte in Zweifel gezogen habe. Im Gegentheil, er hat der Herrschaft des Skepticismus Vieles entrissen, was minder tiefe Forscher zu leichtfertig verloren gegeben hatten; er hat weit mehr festgestellt und wieder zur Geltung gebracht, als er wankend gemacht und über den Haufen geworfen hat. Ferguson findet nirgend sichern Boden bis zum zweiten Punischen Kriege hin. Seiner Meinung nach entbehrt nicht nur die Periode der Könige sammt den ersten Jahren der Republik, sondern die ganze Zeit der zwei folgenden Jahrhunderte, nicht nur der Äquer- und Volskerkrieg, sondern auch die Kriege mit den Galliern, mit den Samnitern, sogar der mit dem Pyrrhus, aller sichern Grundlage. Die Entwickelung des Staatslebens begnügt er sich im dürftigsten Umrisse anzudeuten; die einzelnen Begebenheiten, noch mehr die einzelnen Charaktere scheinen ihm mehr der Dichtung und Sage als der Geschichte anzugehören. Dagegen geht Niebuhr von der Ansicht aus, daß sich eine wahre Geschichte Roms mit vielen Details an Thatsachen, Orten, Ereignissen und Charakteren vom Beginn der Republik an herstellen lasse u. s. w. Wollte ich es wagen, an dem Werke des großen Mannes eine Ausstellung zu machen, so würde ich geneigter sein, ihm vorzuwerfen, daß er die Möglichkeit, das wirklich Geschichtliche der frühesten Zeit der Republik zu ermitteln, eher überschätzt als zu gering angeschlagen habe. Er mag in manchen Fällen eher zu vertrauensvoll sich der Autorität der Schriftsteller hinzugeben als zu rücksichtslos dieselbe zu verwerfen scheinen. Möge sich aber Jeder hüten, leichthin über ihn abzusprechen, wer nicht durch lange Übung in dergleichen Untersuchungen sich den Takt für Unterscheidung der geschichtlichen Wahrheit erworben hat, welchen anhaltende Übung selbst untergeordneten Geistern verleiht. In Niebuhr war dieses Vermögen durch die langjährige Übung, welche seiner natürlichen Verstandesschärfe zu Hülfe kam, zu unübertrefflicher Vollkommenheit ausgebildet. Nicht Grille, sondern ein höchst sicheres Gefühl hat ihn geleitet, wenn er manchmal in irgend einer Stelle eines gemeinlich fahrlässigen und unzuverlässigen Schriftstellers die Spur einer wichtigen Wahrheit erkennt, während er bei anderer Gelegenheit die Angaben desselben Schriftstellers unbedenklich verwirft. Sagt man, daß doch dieser Takt nicht unfehlbar ist, so sagt man weiter nichts als daß der Kritiker ein Mensch ist. Wer aber Niebuhr's Untersuchungen sorgsam verfolgt und den Gegenständen seiner Forschung bis in die Tiefe nachgeht, wird sicherlich mit stets gesteigerter Achtung das Treffende seines Urtheils erkennen und immer weniger geneigt werden für wahr zu halten, was Niebuhr bezweifelte, und zu bezweifeln, was er für wahr annahm."

Häuserlüftungs- und Temperaturapparat.

Dr. Reid hat bekanntlich der Lüftungskunst eine lange Reihe von Experimenten und Studien gewidmet. Die für die Schiffe der Nigerexpedition von ihm angeordneten Vorrichtungen sollen freilich ihrem Zwecke nicht hinlänglich entsprochen haben. Jedoch die ebenfalls von ihm hergestellte Ventilation der Parlamentshäuser scheint allgemeine Anerkennung zu finden. Da die Beschaffung einer stets reinen Luft und zweckmäßigen Temperatur in Wohnhäusern von so großer Wichtigkeit ist — was leider durch Sorge dafür beiweitem nicht genug anerkannt wird —, so verdient Dr. Reid's Werk, welches die Resultate seiner Versuche und Unternehmungen darstellt, sicherlich alle Beachtung. Der Titel ist „Illustrations of the theory and practice of ventilation with remarks on warming, exclusive lighting and the communication of sound". Abgesehen von dem mechanischen Theile des Werkes ist dasselbe reich an interessanten physiologischen Bemerkungen. In Bezug auf das House of Commons sagt Dr. Reid, indem er die leitenden Grundsätze seines für dasselbe angewendeten Verfahrens aufführt, unter Andern: „Der Luftzug von seinem Eingang ins Haus bis zu seinem Austritt wird durch eine pneumatische Maschine regulirt, wobei in der That das Haus selbst als ein Bestandtheil des Apparats behandelt ist." Besondere Räume sind eingerichtet, in welchen die erwärmte Luft, welche durch das Haus verbreitet werden soll, zubereitet wird, andere Räume, in denen wärmere und kältere Luft gemischt wird, um von ihnen aus einen andern Grad der Temperatur in das Haus zu bringen. Bei seinen Versuchen hat Dr. Reid während langer Sitzungen und bei veränderlichem Wetter, oft mit Vortheil, wie er sagt, an einem und demselben Abend 50—100 Variationen in der Quantität und Qualität der dem Hause zugeführten Luft bewirkt. „Schwankungen in dem Zustande der Luft im Hause sind so häufig und treten oft so schnell ein, daß die Bedienung den durchschnittlich zu erhaltenden Zustand nicht mittels des Apparats herstellen kann, wenn nicht beständig auf die vorfallenden Veränderungen geachtet wird, wie dies beim Steuern eines Schiffes geschieht."

Geschichte des chinesischen Kriegs.

Die erste vollständige Geschichte des chinesischen Kriegs, kurz, anschaulich, soldatenmäßig geschrieben, ist in London erschienen unter dem Titel: „The chinese war: an account of all the operations of the British forces, from the commencement to the treaty of Nanking", von J. Ouchterlony.

Frequenz und Erwerbungen des Britischen Museum.

517,440 Personen (30,274 weniger als im Jahre zuvor) hatten im J. 1843 Zutritt zu dem Britischen Museum. Der Besuch der Lesezimmer hat sich seit 1810 erstaunlich vermehrt; man sehe folgende Tabelle der Leser. Im J. 1810: 1950; 1815: 4300; 1820: 8820; 1825: 22,800; 1830: 31,200; 1835: 63,466; 1840: 76,542; 1841: 69,303; 1842: 71,706; 1843: 70,931. Die Sculpturengalerien wurden 1843 von 4907 Personen besucht, der Kupferstichsaal von 8162 Personen. Vermehrt sind die Sammlungen worden seit dem letzten Bericht um 805 Manuscripte und 35 Originalschriften, 11,549 Bücher, worunter 545 geschenkt, 2039 von den Verlegern pflichtmäßig eingeliefert, die übrigen angekauft. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 133. —— 12. Mai 1844.

Dramatische Literatur des Jahres 1843.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 132.)

24. Die Longobarden. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von C. Weichselbaumer. Düsseldorf, Schaub. 1843. 8. 22½ Ngr.

Es ist eine seltsame Aufgabe, Personen wie Philosophen sprechen und wie Kannibalen handeln zu lassen. Dies geschieht in diesem Drama, dessen Thema aus Alfieri's „Rosmunda" bekannt ist. Früher fanden wir viel und häufig Gelegenheit, an den Arbeiten des Verf. zu loben, ein gewisses eigenthümliches Geschick der dramatischen Gestaltung anzuerkennen und ihn aufzumuntern. Er hat mit den „Longobarden" einen Rückschritt gethan, indem er ein Stück gab, das auf der einen Seite überfeinert, auf der andern roh und gestaltlos erscheint. Die Langbärte sprechen nicht wie Kriegs- sondern wie Katheberhelden, und dies ist um so schlimmer, da sie wie Neuseeländer handeln. Ein „Privatdocent" pflegt nicht aus den Schädeln erschlagener Feinde Wein zu trinken, sondern aus grünen und rosafarbigen Gläsern! Motive zu den Handlungen Rosamundens und Helmichis' sind gesucht, aber, da sie auf dem Felde, wo der Verf. sie suchte, nicht gefunden werden konnten, durchaus nicht gefunden. Diese Motive lagen in der Roheit, in einer culturlosen, leidenschaftlichen, ungezähmten Natur; der Verf. sucht sie in Spitzfindigkeiten und Gefühlsamkeit. Er hätte sich überzeugen sollen, daß eine solche Behandlung des Stoffs, der an sich widerhaarig genug ist, unmöglich war. Die Longobarden hätten von ihm etwa in dem Geiste aufgefaßt werden müssen, wie Halm seine Tectosagen ergriff, wenn sie wahr und wirklich sein sollten. Wollte er Kunstmenschen daraus machen, so paßte die Handlung seines Dramas nicht dazu. Mit einem Wort, er ist eben an ein unglückliches Thema gerathen, das nur ein Genie bewältigen konnte, wenn ihm nicht etwa die Convenienz, wie bei Alfieri der Fall war, zu Hülfe kam. Wir Deutschen haben aber auf keine solche Convenienz zu rechnen. Sprechen nun die Longobarden schon wie junge Pädagogen, so fällt der Exarch Longin vollends in den Ton eines Magisters aus der weiland Reichszeit und schließt die Tragödie mit folgenden erbaulichen Betrachtungen:

> Was diese edle
> Und unglücksel'ge Königstochter auch
> In übereiltem Rachgefühl, im Zorn
> Verletzter Frauenwürde Schlimmes that,
> Sie hat dafür das Äußerste erlitten.
> ... Zu wenig mildes Weib
> Und Helmichis zu wenig Mann, fiel sie
> Durch Stärke, die der Weiblichkeit, und er
> Durch Schwachheit, die dem Manne nicht geziemt.
> Weh mir — daß auch zu meinem tiefen Schmerz
> Ein harter Vorwurf sich gesellen muß.

Longin hat nämlich Rosamunda auch geliebt, bei deren Leiche er diese erquickliche Rede hält. Genug, die Arbeit ist verfehlt und mahnt den Verf. ab, auf dieser Bahn weiter zu gehen.

25. Konradin, der letzte Hohenstaufe. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Wilhelm Rueß. St.-Gallen, Huber und Comp. 1841.

Mit der vorhergehenden verglichen, gibt sich in dieser Leistung Geschick und Talent zu erkennen. Die Begebenheit ist plan und einfach der Historie angereiht, die freilich an dieser Stelle wahrhaft tragisch ist und jede Zuthat fast gebieterisch zurückwies. Der Verf. hat dies gut begriffen. So einfach wie seine Fabel, so klar und durchsichtig sind seine Charaktere gehalten. Wir sehen den edlen Hohenstaufen zuerst mit seinem Freunde, Friedrich von Östreich, in Deutschland, edlen Unwillens voll über Anjou's Tyrannei. Dann kommen die Gesandten aus Italien, huldigend, versprechend, aufreizend zu dem unglücklichen Unternehmen. Umsonst warnt Ludwig von Baiern:

> Du träumst von Abenteuern, guter Freund!
> Was willst du? ..
> Gesandte kommen, sprechen glatt und fein
> Die lang gelernte Zauberformel aus.
> So viel der Namen, so viel Plane sind's,
> Die eigennützig blüh'n im Sonnenschein
> Ergeb'ner Lieb' und Freundschaft, die sie heucheln.
> Du gibst den Mantel, der ihr Spiel verhüllt;
> Ist es gewonnen, stehst du nackt und blos ...
> Wer ist dir Bürge, daß das Volk so denkt?

Vergeblich! Konradin verpfändet sein Herzogthum und zieht nach Italien. Bei Scurcola geschlagen, auf flüchtigem Kahn nach Sicilien fliehend, wird er von Frangipani's Leuten eingeholt. Nach langem Schwanken, das eine niedere Seele malt, verabredet dieser mit Lavena, Karl's Admiral, den Überfall der Burg, der die Prinzen in ihres Feindes Hände liefert. Agnola, Frangipani's Tochter, von Liebe für Konradin entbrannt, ringt umsonst ihn zu retten. Der Tyrann findet einen Richter, Robert v. Bari, der die Gefangenen todeswürdig findet, und sie gehen zum Schaffot. In seiner Einfachheit beruht der größte Theil des Reizes und die tragische Wirkung dieses Stoffs. Heften wir unsern Blick auf die Alten, so fangen wir an zu zweifeln, ob die complicirten modernen Stoffe eine rein tragische Wirkung zulassen, und ob nicht z. B. Egmont schon zu verwickelt sei, um vollkommen tragisch zu sein.

Gut und wirksam ist besonders auch Anjou charakterisirt, ein gleißender mehr zum Hohn der Tugend als zum Haß aufgelegter Geist, dem Selbstverleugnung, Aufopferung für Andere nur lächerlich, nichts weiter, erscheinen. So spricht er zu Agnola, die ihn zu rühren versucht:

> Aha! Du bist von den Geweihten eine,
> Die gern im Mondschein wandern, jede That
> Auf der Empfindung Seidenwage wägen,
> Für fremde Sachen willig Opfer werden.

Oder spräche gar ein anderer Sinn aus dir —
Schön ist der Deutsche, jung, unglücklich gar —
Die Trias, die ein Mädchenherz bethört. . . .

Nach diesem Allen läßt sich dem Trauerspiel ein gutes Zeugniß mitgeben; es fehlt ihm an keiner wesentlichen Eigenschaft, um auf der Bühne selbst, neben Raupach's Stücken, zu bestehen; die Zeit ist gut erfaßt, die Gestalten stehen auf eigenen Füßen, die Handlung entwickelt sich rasch und natürlich, die Diction ist blühend und gut und der Vers nicht ungeschickt. Der Verf. fügt eine epische Zugabe hinzu, die nur beweist, daß sein Gebiet, wenn eins, bei weitem eher das Dramatische ist als das Lyrische oder Epische, wiewol sein „Andreas Hofer" freilich nur ein Fragment ist.*) 114.

*) Einen dritten und letzten Artikel theilen wir im nächsten Monat mit. D. Red.

Paris im Frühjahr 1843. Briefe, Berichte und Schilderungen. Von L. Rellstab. Drei Bände.

(Beschluß aus Nr. 132.)

Im zweiten Bande stellt sich uns zuerst die Rachel als Büstenmodell bei Wichmann dar, daran schließt sich ein Excurs über Kriegs- und Friedenspolitik, in welchem die Überzeugung, daß es mit dem Kriege zu Ende sei, ausgesprochen und der Satz: Si vis pacem, para bellum, dahin übersetzt wird: „Willst du den Frieden, so erhöhe seinen Werth." Das thut Deutschland, das thun die Pariser, indem sie die Pferde von den Kanonen abspannen und damit in Longchamps spazieren fahren. Gut — accipimus omen! Aber zu Ludwig's XV. Zeiten fuhr man auch spazieren und verhältnißmäßig ebenso glänzend als jetzt! Der Besuch des Platzes, wo der Herzog von Orleans verunglückte, gibt dem Verf. zu einer wahren Bemerkung Anlaß; sie betrifft die Manie der Franzosen, historische Denkmale zu zerstören. Den Ort, wo der Herzog von Berri ermordet, den, wo der Herzog von Orleans zerschmettert wurde, wissen sie nicht anders zu ehren, als indem sie ihn zerstören, ohne alle Rücksicht auf den Geschichtsfreund, dem sie schon die Bastille zerstört haben, den Tempel und die alte Conciergerie, den bischöflichen Palast und so viele andere Denkmale der Geschichte. Mit derselben Taktlosigkeit bringen sie die Asche Napoleon's im Invalidenhause unter, wo in kurzer Zeit ihn Niemand mehr gekannt haben wird, anstatt ihm ein Mausoleum im Pantheon, seinem schönsten Bauwerk, zuzurüsten. Was der Verf. im Punkte der Sentimentalität vermag, zeigt uns das folgende Capitel über den unvermeidlichen Père Lachaise. Wäre seine Beschreibung und seine Gedankenreihe nur nicht die hundertste, die wir zu lesen haben! Daß er so ziemlich gerecht gegen Börne ist, gereicht ihm zur Ehre. Allein zu guten und edeln Gedanken gibt dieser Kirchhof, „der Erbe der Berühmtheiten von ganz Frankreich", allerdings vielen Antrieb. Im getheilten Deutschland, in Italien und selbst in England nicht kann es einen solchen Kirchhof geben; nur das ewig stationnaire, sich selbst gleiche und in eine Metropole eingekeilte Frankreich kann einen Père Lachaise besitzen, und diesen Besitz beneiden wir ihm nicht. Formenwechsel ist Reiz und Reichthum des Lebens, und Frankreich hat nur eine Form, der es nicht entfliehen kann. Scheint es auch einmal, als wolle dort eine neue Form durchbrechen, etwa der Widerspruch gegen die Centralisation, der Kirchenstreit, die Hinneigung zu deutschem Wesen, die Verachtung gesellschaftlichen Herbringens, eine Kunstkritik nach Grundsätzen, eine neue Philosophie u. dgl. — es ist immer nur Täuschung, Blendwerk, Erscheinung auf der Oberfläche, welche der Wogenschwall der Masse schnell wieder zudeckt und vergräbt! Wir haben keine Hoffnung für die Culturvollendung der Franzosen im deutschen Sinne des Worts. Sie mögen sich praktisch „menschlich" ausbilden, Humanität im deutschen Wortsinne wird ihnen ewig fremd bleiben. Der Leser glaube nicht etwa, daß dies Betrachtungen des Verf. seien, der unter hundert Dingen in Paris neunundneunzig charmant, allerliebst und ohne weiteres nachahmungswerth findet, als wenn ein Volk seine Natur ausziehen könnte, wie Jemand einen Handschuh abzieht; diese Betrachtungen gehören dem Ref. an, der allerdings durch und durch ein Deutscher ist und scheel sieht, wenn Das, was er an seinem Volk am meisten liebt, hintangesetzt wird und dem französischen Wesen nachgestellt. Eben dies ist denn auch seine Hauptanklage gegen dies Buch, nach welchem uns Deutschen fast kein anderer Ruhm und Vorzug bleibt als die Musik.

Doch kehren wir zurück: der Verf. hat noch gar viel zu erzählen, was wir hören müssen. Er rühmt die französischen Besuchssitten. Gut! Aber erwägt er auch, daß der Franzose allerdings mehr Zeit und Muße für den Morgenbesuch und den Abendsalon bereit hat als wir, und daß gerade in der Verwendung dieser Zeit die Bedingung liegt, weshalb der Deutsche tief und der Franzose flach ist? Können wir nun jene Sitten annehmen, ohne von unserm Vorzuge einzubüßen? Unmöglich! Und wenn wir es nicht können, ist es dann nicht besser, wir bleiben, wie wir sind? Wie in diesem Fall, so in hundert andern, wo der Verf. uns Frankreich und Paris als Muster hinstellt; immer fehlt es an dem consequenten Schließen, bis zum Ende der Gedankenreihe, die wir von dem Talent und der Gesinnung des Verf. zu fodern berechtigt waren.

An einer andern Stelle preist der Verf. die Unbestechlichkeit der französischen Richter. Wir haben hiergegen nichts zu erinnern, allein so wie die Sache vorgetragen ist, muß man den Gedanken darin erkennen, als sei der Zustand der Dinge bei uns ein ganz anderer. Weiß denn nun aber der Verf. oder irgend Jemand von der Bestechlichkeit unserer Richter viel zu erzählen? Im Übrigen möge er sich in dieser Beziehung nähere Information verschaffen, sich ein wenig nach den französischen Handelstribunalen umsehen, und einmal nachfragen, ob bei den Administrationsstellen viel oder wenig ohne einen pot de vin geschieht! Das Streiflicht mangelnder Integrität, das aus seiner Darstellung jetzt auf unsere Richter fällt, wird dann wol erlöschen.

Des Verf. Wiedersehen mit H. Heine, der mit gesperrter Schrift an die Spitze aller Erscheinungen der neuern Literatur gestellt wird, gewährt weiter keine Ausbeute, als daß der Verf. versichert, sehr witzig mit ihm gewesen zu sein. Den gesperrten Schriftsatz möchten wir jedoch nicht unterschreiben, selbst als bloße captatio benevolentiae nicht. Die Salpetrière und die Morgue lassen wir auch gern unerörtert und gefallen uns besser in dem Salon der liebenswürdigen Mme. Ancelot, die wir wirklich für eine geistreiche Frau halten, eine Gattung, gegen die der Verf. mit Unrecht eine große Aversion zur Schau trägt, vielleicht weil es eben so Mode ist. Im Justizpalaste sollen wir uns mit einer Armensündergeschichte unterhalten lassen, die eben der französischen Criminaljustiz keine besondere Ehre macht. Wir wünschten sehr, alle unsere geliebten Landsleute könnten in diesem Punkte mit unsern Augen sehen; wie viele jetzt hoch im Wuchse stehende Vorurtheile, wie viele blühende Irrthümer würden dann eiligst verschwinden! Aber die Sachen sind einmal dahin gekommen, daß in diesem Punkte ein ruhiges Urtheil nicht mehr zeitgemäß ist; dem Verf. indeß müssen wir zum Ruhme nachsagen, daß er sich von dem französischen Justizschauspiel wenigstens unverblendet zeigt. Die Königsgräber in St.-Denis schildert er mit Geist in einem Capitel, das wir zu den besten des Buchs zählen, und dem sehr anerkennenswerthe Kritiken über die pariser Musikinstitute, die Oper, die Darstellung der „Hugenotten" und Ähnliches folgen. Der Besuch bei Hrn. Thiers enthält dagegen wieder einige Streiflichter der Überhebung, das Gespräch ist mit diplomatischer Sorgfalt so dargestellt, daß wir mehr

dahinter suchen als gewiß darunter verborgen ist; inzwischen lassen wir dem Verf. gern das Bewußtsein von der historischen Wichtigkeit dieses Gesprächs und begreifen nur nicht, warum er so fest an die anderhalbstündige Aufrichtigkeit des Hrn. Thiers glaubt, der niemals aufrichtig ist. Zum Schluß sagt er uns, daß nach Thiers' Äußerung an den Erzählungen von seiner bekannten Zusammenkunft mit einem geistvollen Fürsten kein Wort wahr sei und vergleicht Thiers mit Napoleon. „Ich kann", sagt er, „die behauptete Ähnlichkeit nicht so hervortretend finden, weder in der Gestalt, noch in der Physiognomie, nur daß Thiers ziemlich von gleicher Körpergröße mit dem Kaiser ist (Hr. Thiers ist kleiner als Napoleon war). Dieser aber hatte starke unbewegliche Züge, mit ehernem, starrem Ausdruck; Hr. Thiers dagegen feine, geistig belebte, mit sehr beweglichem Ausdruck, und verbindet dies mit einer ebenso fein gebauten Gestalt, während Napoleon eine gedrungene knochenstarke Figur hatte. Nur im Profil der Nase und des Kinns liegt einige Ähnlichkeit; im Übrigen herrscht eine Verschiedenheit der Körpernaturen, so groß wie die der geistigen." Der Verf. glaubt, daß wenn Hr. Thiers einmal wieder die Literatur beiseite lege, er von neuem der Mann Frankreichs sein werde. Wir glauben, daß das J. 1840 sein russischer Feldzug war, von dem er sich nie wieder erholt — wie sein Vorbild.

Der Rest des Bandes beschäftigt sich viel mit Musik, deren Notabilitäten der Verf. uns sämmtlich vorführt. Wir haben schon anerkannt, daß wir dem Berichterstatter am liebsten auf diesem Gebiet begegnen, wo er billig, besonnen und lehrreich ist. Seine Betrachtungen über den Magnetismus zeigen indeß wieder eine andere Farbe und bekunden nur zu sehr, daß Personen von Talent und Sprachgewandtheit sich leicht jede Erörterung zulässig und für jede befähigt glauben. Marat's Wohnung, die Begegnung mit Cousin, Bicêtre und ein Ball beim Präsidenten der Deputirtenkammer, bei dem sich eine Menge berühmter und pseudo-berühmter Namen zusammenfinden, endlich die Umgebungen von Paris, St.-Cloud, Sèvres und Versailles geben zu einer Menge wahrer, halbwahrer und falscher Betrachtungen den Stoff, bei welchen wir dem Verf. unmöglich im Einzelnen folgen können, die uns aber in der Überzeugung bestärken, daß der Berichterstatter dem flüchtigen und ungeprüften Eindruck beiweitem zu viel Feld und Raum gestattet. Den Wundern des neuen Versailles widerfährt ihr Recht nicht. Die Schilderung des Abendsalons des Hrn. Thiers, in welchem der geistreiche Mann gewöhnlich im Zustande großer Abspannung zu erscheinen pflegt, ist nicht ohne Interesse; besonders gefällt das offene Lob, das Thiers der Beredtsamkeit seines Gegners Guizot spendet. Einer Vorübung zu dieser Kunst, meint Thiers, bedürfe es für wirkliche Talente nicht. Demosthenes und die Alten waren anderer Meinung. Gegen das Ende hin werden die brieflichen Mittheilungen immer flüchtiger und kürzer; noch einmal wird uns Heine vorgeführt und eine Sympathie für ihn bekannt; Letronne's Vorlesungen, das Artilleriemuseum, Fontainebleau mit seinen geschichtlichen Erinnerungen besucht und kurz geschildert und mit den Wassern von Versailles geschlossen.

Im dritten Bande sind nur musikalische Berichte niedergelegt, deren Tüchtigkeit unzweifelhaft ist. Es folgt sodann in sehr flüchtiger Darstellung die Rückreise über Lyon und Genf, durch die Schweiz und auf der Rheinstraße nach Holland, sodann aber in die „gesegneten" Auen Deutschlands.

Wir freuen uns hier am Schluß des Buchs, dessen mannichfaltigen und reichen Inhalt wir überblickt haben, ein Beiwort zu finden, das ein Schlußzeugniß von dem patriotischen Sinne des Verf. gibt. Mit Leidwesen bekennen wir, von seinem Buche gerade deshalb einen überwiegend unangenehmen Eindruck empfangen zu haben, weil wir diesen vaterländischen Geist so ganz und gar darin vermißten. Wäre der Verf. ein junger, seine Laufbahn erst beginnender Autor, wäre er ein Schriftsteller ohne Namen, gehörte er dem Jungen Deutschland an, so würde sein Buch uns kaum zu einer Erinnerung Anlaß gegeben haben. Allein er ist ein bekannter Autor, er steht in den Jahren der Prüfung, in dem Ruf mäßiger Gesinnung, und wir durften daher reifere und geprüftere Ansichten von ihm erwarten, und mußten, um möglichen Schaden zu verhüten, der Einreden viele gegen sein Buch erheben. Fast wider unsern Willen, vielleicht wider seine eigene Absicht, hat er unsere deutsche Empfindlichkeit dadurch verletzt, daß er, ohne Ausnahme beinahe, in dem französischen Wesen nur Licht und Glanz erblickt und hervorhebt. Wir glauben Natur und Geist der Franzosen so gut zu kennen als irgend Jemand; wir glauben gegen die Lichtseiten darin nichts weniger als blind zu sein; allein die tiefen Schatten, ja das Nächtige und Dämonische des französischen Wesens, die Mängel und die Gebrechlichkeiten ihrer Welt und ihrer Einrichtungen stehen uns ebenso klar vor der Seele, und nach vernünftigem Abschluß der Rechnung haben wir stets gefunden, daß wir von ihnen Einiges zu lernen, Weniges aber nachzuahmen hätten. Mit dieser Schlußrechnung steht der Geist und der Inhalt dieses Buchs im Widerspruch, und wir haben uns seiner daher nicht erfreuen können. Vielmehr sind wir der Meinung geblieben, ja, wir sind darin bestärkt worden, daß es für uns an der Zeit sei, gegen uns selbst gerechter zu werden. 8.

Zur Charakteristik englischer Denkungsart.

Aus Jeffrey's „Contributions to the Edinburgh review" heben wir einige Stellen aus, welche sehr geeignet sind, zur Charakteristik der englischen Denkungsart, Lebens- und Kunstbetrachtung im Unterschiede von den entsprechenden Richtungen anderer Nationen zu dienen.

Bei Gelegenheit einer Besprechung der Grimm'schen „Correspondence" schildert und beurtheilt Jeffrey das französische Gesellschaftsleben des vorigen Jahrhunderts. Er fährt dann fort: „Man wird leicht glauben, daß wir weit davon entfernt sind, die brillanten Persönlichkeiten, welche jene exquisite Gesellschaft bildeten und in ihr den Ton angaben, mit neidischem Auge zu betrachten. Während wir dem eleganten Witz, dem gebildeten Geschmack, der fein geschliffenen Heiterkeit, wovon sie vielleicht die einzigen vollkommenen Muster darbieten, gerechte Bewunderung zollen, halten wir es im Allgemeinen doch für wünschenswerther, diese schönen Eigenschaften an Andern zu betrachten als selbst zu besitzen, und möchten sie ebenso wenig für unser nüchternes Denken und gesetztes Fühlen eintauschen als die Geschicklichkeit eines Fiedlers oder Seiltänzers für unsere persönliche Achtbarkeit (respectability). Sogar in den Tagen der Jugend und des üppigen Muthes gewährt es keine solide Befriedigung, immer nur mit Leuten zu leben, die nach uns nichts fragen, und werden wir nun gar erst alt und unvergnüglich, so gibt es nichts Trostloseres, als um sich her lauter Solche zu sehen, die fort und fort nur nach Vergnügen jagen. Indessen ist es immer ein schönes, lustiges Schauspiel für Den, der gutmüthig und nachsichtig zusehen mag, und weckt Betrachtungen, die auch für den ernsthaftesten Mann Interesse haben können."

In einem Artikel über Alfieri's „Memoiren" vergleicht Jeffrey das englische Drama mit dem Drama anderer Nationen: „Wir sind der Meinung, daß Jemand der das Verdienst Shakspeare's recht zu würdigen weiß, sich zu keiner andern Art dramatischer Dichtung sehr hingezogen fühlen wird. Es gibt kein Schauspiel, das es in der Schilderung menschlicher Natur dem seinigen gleich thäte, das so wie das seinige Menschencharaktere in aller Frische und Bestimmtheit der Urbilder hinstellte, so die Sprache aller Leidenschaften spräche, nicht wie ein Nachäffer, sondern wie ein Echo, nicht leiser, nicht lauter, nicht anders abgetont als sie aus dem Herzen von Natur hervorströmen. In dieser Hinsicht leidet er keine Vergleichung mit Alfieri oder irgend einem Sterblichen; es ist vielleicht sogar unrecht, an Vergleichung zu denken in Dem, worin er einzig dasteht. Alfieri, gleich allen Dramatikern des

Continents, behandelt die Tragödie als Gedicht. In England betrachten wir sie vielmehr als eine Abschilderung von Charakteren und Leidenschaften. Jene machen daher den Stil, die Diction, die Anordnung des Einzelnen und die Abrundung des Ganzen zur Hauptsache; wir die Wahrheit und Schärfe der Nachahmung. Jenen genügt es, wenn Charakter und Handlung genug da ist, um die Spannung nicht völlig erschlaffen zu lassen und den polirten Dialog, der das Wesentliche ist, zu unterstützen und zu beleben; wir sind zufrieden, wenn die Anordnung der Geschichte sich nicht gar zu sehr ins Unglaubliche versteigt und die Diction gefeilt genug ist, um nicht geradezu Ekel oder Gelächter zu erregen. In seiner Weise ist Alfieri unserer Meinung nach vortrefflich. Seine Erfindung ist immer bewundernswürdig gegriffen und vollkommen durchgeführt, sein Dialog ist reich und lebendig, seine Charaktere legen natürliche Empfindungen mit großer Schönheit, oft mit großer Kraft des Ausdrucks an den Tag. In unsern Augen ist es jedoch ein Fehler, daß die Erfindung zu einfach ist, die Handlung zu dürftig, daß alle Personen sich mit gleichem Glück ausdrücken und ihre verschiedenartigen Ansichten und Ansprüche stets mit gleicher Geschicklichkeit einleuchtend und geltend machen. Wir merken gleich den gewandten Autor, der die Reden der handelnden Personen zurecht gestutzt hat und können uns keinen Augenblick einbilden, daß diese Personen selbst ihre Sache vor uns führen. Es mag mehr Eloquenz und Würde in diesem dramatischen Stile sein, aber unendlich mehr Illusion ist in dem unserigen."

In einer Beurtheilung der Burns'schen Werke (nach der Ausgabe von Cromek, 1808) sagt Jeffrey: „Das Hauptlaster des Dichters und der Fehler, welcher alle seine Erzeugnisse entstellt, ist seine Verachtung oder sein Renommiren mit Verachtung aller Vorsichtigkeit, Schicklichkeit und Ordentlichkeit, seine Vorliebe für Leichtsinn, Grillenhaftigkeit und Gefühlsreizbarkeit, mit einem Wort, sein Glaube, daß dem Genie und dem überschwänglichen Gefühle in Sachen der Moralität und des gesunden Menschenverstandes Alles erlaubt sei. Dies ist derselbe Schandfleck, der auf den schlimmsten deutschen Stücken haftet und auf den niedrigsten unserer einheimischen Novellen; nichts ist bedauernswürdiger, als daß diese Gesinnung an einem Mann wie Burns einen Gönner gefunden und vielen seiner Erzeugnisse einen unmoralischen Charakter aufgedrückt hat, der sie zugleich verächtlich und hassenswerth macht. Es ist nur zu wahr, daß die begabtesten Menschen oft durch ihre Leidenschaften verleitet worden sind, Klugheit und Pflicht hintanzusetzen, und es ist wenigstens eine Art Großmuth, wenn ihre Bewunderer sie mit ihrem hochstrebenden Gefühl und ihrer Selbstvergessenheit zu entschuldigen suchen. Aber diese Entschuldigung, die schon im Munde eines Andern unzulänglich ist, wird im eigenen Munde zu einer Schändlichkeit und Abgeschmacktheit .... Dies traurige Geschwätz von unbekümmertem Gefühl und alle Schranken durchbrechendem Genie hat in den Augen des vernünftigen und moralisch denkenden Engländers nie viel Gunst gefunden. Den stärksten Effect, den es gemacht hat, machte es in der schmuzigen Phantasie etlicher deutschen Jünglinge, die, wie erzählt wird, der Schule entliefen und Räuber wurden, weil Schiller einen Räuberhauptmann als etwas besonders Edles geschildert hatte .... Es ist schmerzlich zu sehen, wie tief Burns in diesen herabwürdigenden Irrthum versunken war. Unaufhörlich macht er Parade mit seiner Fahrlässigkeit, mit seiner Entzündbarkeit, mit seiner Unklugheit, und erzählt mit der äußersten Selbstgefälligkeit und Zufriedenheit die Streiche, welche er den nüchternen und ordentlichen Leuten gespielt hat .... Dem beklagenswerthen Hang zur gemeinen Unsitte verwandt und zum Theil wol daraus entspringend ist die ewige Prahlerei mit seiner eigenen Unabhängigkeit, welche Burns fast auf jeder Seite den Lesern ins Gesicht wirft. Das Gefühl an sich selbst ist edel und oft schön ausgedrückt, aber ein Gentleman würde es nur ausgedrückt haben, wenn er insultirt oder irgendwie dazu gezwungen wäre, würde es nie seinen Freunden zum Besten gegeben haben, in deren Achtung er seine Ehre sicher geborgen fühlen mußte. Bei Burns kommt noch ein allzu herausfodernder Ton hinzu, der eher die Hochfahrenheit eines groben Bauers als den natürlichen Adel eines überlegenen Geistes anzeigt." 18.

Bibliographie.

Anti-Pieper. Die Anklage auf Irreligiosität, Jugend- und Lehrer-Verführung, erhoben von Gustav W. Pieper, Pastor in Mettmann, in ihrer Unwahrheit und Bestandlosigkeit wie auch in ihrer bösen Wurzel nachgewiesen von dem Angeklagten A. D. — Auch mit dem Umschlagtitel: Der wiedererstandene Hauptpastor Melchior Göze. Von F. A. W. Diesterweg. Essen, Bädeker. 8. 15 Ngr.

Berlioz, H., Musikalische Wanderung durch Deutschland. In Briefen. Aus dem Französischen von A. Gathy. Hamburg, Schuberth und Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Beyer, C., Gustav Adolph's letzter Heeres-Zug, besungen von rc. Plauen, Schmidt. 8. 1½ Ngr.

Busch, G. F., Thurwantius der Gefürchtete. Ein schauderhaftes Banditen- und Räubergemälde, mit drolligen Scenen durchwebt. 2ter Band. Nordhausen, Fürst. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Euthanasia, oder Beruhigung im Tode durch den Glauben an Unsterblichkeit. Aussprüche berühmter Schriftsteller. Gesammelt und herausgegeben von H. Döring. Mit 1 Stahlstich. Berlin, Amelang. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kaiser Heinrich der Vierte. 1ster Theil: Heinrich und Gregor. Schauspiel in fünf Aufzügen. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 26¼ Ngr.

König, C. B., Über das Volksschriftenwesen der Gegenwart, mit besonderer Beziehung auf den Verein zu Zwickau und den Zschokke-Verein zu Magdeburg. Sendschreiben an den Hrn. Prof. Dr. J. Gersdorf. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 8. 5 Ngr.

Lauff's, L., Skizzenbuch oder kleine Begebenheiten und Gespräche zur Begründung richtiger Ansichten. Aachen, Cremer. 12. 10 Ngr.

Müller, M. J. F., Historisch-topographische Beiträge zur Kenntniß des Saur-Thales von Sure bis Wasserbillich. Trier, Lintz. Kl. 8. 7½ Ngr.

Schlosser, F. C., Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturze des französischen Kaiserreichs. Mit besonderer Rücksicht auf den Gang der Literatur. 3ter Band, bis auf den Anfang des Kriegs zwischen Frankreich und England um 1778. 3te durchaus verbesserte Auflage. Heidelberg, Mohr. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Schoppe, Amalie, Polirena. Historischer Roman. Schweden, von 1788 bis 1792. Drei Theile. Jena, Luden. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Soulié, F., Diana und Luise. Aus dem Französischen übersetzt von L. Fort. 1stes bis 4tes Bändchen. Leipzig, Literarisches Museum. Kl. 8. 1 Thlr.

Theremin, F., Der Rhein und Jerusalem. Eine Phantasie für die Charwoche. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von E. Holbein. Berlin, Duncker und Humblot. Hoch schm. 4. 1 Thlr.

Walter, W., Das St.-Georgskloster. Erzählung aus der Zeit des griechischen Freiheitskampfes. Aachen, Cremer. 12. 8¾ Ngr.

Wigand, F., Gedichte. Manheim, Zeiler. Kl. 8. 1 Thlr.

Zannert, K. F., Poetische Versuche eines Erblindeten. Altenburg 1843. Kl. 8. 15 Ngr.

Zitz-Halein, Kathinka, Sonderbare Geschichten aus den Feenländern. Eine unterhaltende Lecture für Alt und Jung. Zwei Bändchen. Nürnberg, Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 134. — 13. Mai 1844.

Ein deutscher Advocat. Schilderungen aus der Zeit und aus dem Leben. Von Karl Buchner. Darmstadt, Leske. 1844. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die geehrten Leser d. Bl. mögen nun über etwa verlorene Processe verstimmt, oder vor allen Processen auf ihrer Hut sein: so müssen sie mir doch erlauben, sie mit vorstehendem deutschen Advocaten bekannt zu machen. So wie er sich da gibt, in sauber gedrucktem Anzuge, geht er nicht auf Processe, sondern auf Beifall und Wohlwollen aus. Er verlangt keinen Vorschuß, sondern bestreitet aus eigenem Geist und Herzen alle Auslagen, mit denen der Leser gute Vorerkenntnisse und Endbescheide, der Advocat aber sein Deservit an unserer dankbaren Zufriedenheit gewinnt. Das Buch, in welchem der Beruf und die Bedeutung des deutschen Advocaten durch mehr als vier Sätze und unter Abhörung classischer Zeugen entwickelt wird, ist selbst ein Proceß, in welchem der Advocat Buchner in Darmstadt mit liebenswürdiger Unbefangenheit beiden Parteien dient, die Gerichtsschöffen selbst bestellt, die Sachkundigen vorführt, und — indem er den Leser zum Unterrichter setzt, ihn eigentlich unterrichtet. Fürchte man aber nicht, ein trockenes Buch von vereinzeltem Interesse zu finden: nein, schon der Titel verräth, daß es nicht den deutschen Advocaten, sondern einen deutschen Advocaten behandelt. Der Beruf des Anwalts wird individualisirt, sein Geschäft biographisirt; kurz, es sind Bilder aus dem Leben des Verf. selbst, in denen der Mensch und der Advocat, das Herz und das Amt, der häusliche Herd und der eingreifende Staat sich ineinander bespiegeln. Solche Gegensätze zu verbinden, solche Gegengewichte auszugleichen, dazu gehört Humor, und der Verf. besitzt diese liebenswürdige und wohlthuende Gabe in hohem Grade, eine Gabe, um die ihn die meisten jungen Schriftsteller dieser zerrissenen und verbissenen Zeit beneiden mögen. In diesem milden, heitern und anschaulichen Stil ist nichts vom Salzfluß der neuen Lyrik, von der Gewaltthätigkeit der Novellistik, von der Selbstbespiegelung moderner Kritik. Ein befriedigter Geist, ein gesellig wohlwollender Sinn, eine staatskundige Menschenfreundlichkeit netzen die Feder, die aus dem ausgewachsenen Flügel eines Schwans gezogen ist.

Das Buch gibt einzelne, nebeneinander gestellte Lebensbilder des Verf. Es ist dem Humor eigen, weniger mit großartiger Combination ins Ganze zu arbeiten, als mit Liebe und Laune das Einzelne zu behandeln; sonst hätten sich diese, zu verschiedenen Zeiten geschriebenen biographischen Stücke noch bei ihrer jetzigen Zusammentragung mit schicklichen Zusätzen und verbindenden Übergängen leicht zu einem ganzen Gemälde verarbeiten lassen. Doch weiß der Verf. durch den ersten Aufsatz den Leser so heiter und theilnehmend zu stimmen, daß derselbe gern selbst die Gesichtspunkte aufsuchen wird, aus denen sich die übrigen acht Stücke des Buchs an jene „Grundirung" anreihen oder sich ihr einschalten lassen. Grundirung nennt der Verf. diesen ersten Aufsatz, meint es wol aber nicht im technischen Sinne des Malers; denn der Aufsatz gibt selbst schon statt einer bloßen Zubereitung der Leinwand das anziehendste, mit aller Liebe ausgeführte Stillleben des jungen Advocaten. Hier malt er uns den sinnigen Knaben, wie er das nachbarliche Leben eines Advocaten und einiger Staatsdiener beobachtet, vom Volksvorurtheil gegen die Advocaten mit eingenommen, sich für den Staatsdiener interessirt, bis diese Vorliebe in Widerspruch umschlägt und der junge Student sich selbst zur Advocatur bestimmt. Das idyllische Leben, das der junge Ehemann hier in seiner Arbeitsstube im Wechsel der herbeihuschenden lieben Frau mit den herbeischleichenden ersten Processen führt, ist mit aller Liebenswürdigkeit eines glücklichen Mannes geschrieben, dessen Herz in derselben Liebe befriedigt und gereift ist, in deren Blütentage er sich und den Leser versetzt. Dies Gemälde, so einfach in seiner Staffirung, wird ungemein reich durch den Humor, womit die Einzelheiten ausgeführt sind. So werden die ersten Processe des jungen Advocaten unter das Bild des Zodiacus gebracht. Die Praxis des Verf. beginnt im Zeichen der Jungfrau, da das hübsche Dienstmädchen seiner Ältern einen Gerichtsdiener heirathet, der ihm Clienten zuführt. Ein alter Specereikrämer bringt durch seine Aufträge die Praxis weiter unter das Zeichen der Wage. Häufige Übertretungen der damaligen, „weniger mit dem Zahn als mit dem eingezogenen Schwanz tückisch verwundenden Zollgesetze" rufen den jungen Vertheidiger unter das Zeichen des Skorpions, und so ziehen noch andere Streitigkeiten unter den Zei-

chen des Schützen, des Steinbocks, des Wassermanns und der Fische hin.

Doch den jungen Advocaten beschäftigen nicht blos das Vertrauen seiner Clienten, das ihm Processe einbringt, und die Liebe einer edeln Gattin, die ihm zur rechten Zeit einen jungen Lebrecht schenkt, sondern auch die Fragen nach der Bedeutung seines Berufs, nach der Geltung seines verkannten und oft geschmähten Standes und nach der Wiedergeburt des deutschen Advocatenthums. Er sammelt die Urtheile unserer classischen Schriftsteller über den Advocatenberuf. „Der Zeugenrotul fällt ungünstig aus.“ Da weist ihn Justus Möser, den der Verf. mit begeisterter Schärfe des Urtheils würdigt, auf die Stellung der Advocaten in Frankreich und England. Und wie er denn überall im Buche die Erlebnisse des Tags und die Fragen der Zeit mit anmuthiger Laune ineinanderflicht: so führt ihn auch auf einer Rheinreise der Zufall vor die Assisen in Mainz. Das öffentliche Verfahren wird anschaulich gemalt und mit Einsicht gewürdigt. Wie er selbst seine vorherige beschränkte Meinung von dem öffentlichen Verfahren an der Selbstanschauung desselben berichtigt, so empfiehlt er diese auch allen Zweiflern und Gegnern. Der Verf. meint hinsichtlich der Geschworenengerichte:

Freunde des Volks würden wenig mehr gegen dies Institut einzuwenden haben, wenn sie erwögen, daß nach unserm deutschen Beweisverfahren, durch Zulassung des Indicienbeweises, ein Geltendmachen der moralischen Überzeugung ebenfalls eingeführt ist, ohne die Garantien, welche das Geschworenengericht bietet, und mit einer leidigen Vermischung der Systeme.

Die Prüfung der Stellung des Advocatenstandes zu diesen Institutionen führt ihn zu dem Resultat:

Wo das Menschenrecht wenig gilt, da auch das Bürgerrecht. Denn das Bürgerrecht ist nichts Anderes als das Recht des Menschen, der in den Staatsverband getreten ist. Wo keine Freiheit, da auch keine allgemeine Gerechtigkeit; wo kaum Privatrechte, da gewiß keine öffentlichen; wo der Beamte willkürlich herrscht, da keine Sicherheit des Staatsbürgers und keine wirkungsvolle Thätigkeit des Advocaten für ihn. Je höher der Grad der politischen Bildung eines Volks, desto geachteter sein Advocatenstand; je mehr dies, desto würdiger der Achtung, desto tüchtigere, kenntnißreichere, geistvollere, ausgezeichnetere Mitglieder seiner Angehörigen. Denn die Ehre lockt da, und neben der Ehre darf ja wol auch der Gewinn locken.

Die Würde des Advocatenstandes, die der Verf. auf der Öffentlichkeit des Rechtsverfahrens erbauen will, hat inzwischen schon einen geheimen Unterbau gelegt in den politischen Untersuchungen auf Universitäten.

Wer mehr oder weniger compromittirt dadurch war, durfte kaum hoffen, eine Anstellung im Staatsdienste zu finden, und so gestaltete sich der Advocatenstand als Bucht, in welcher die meisten Schiffe, nach eingezogener burschenschaftlicher Flagge, vor Anker gingen. Selbst die Gegner dieser Flagge aber konnten nicht in Abrede stellen, daß dadurch dem Advocatenstande ausgezeichnete geistige Kräfte und ein großer Fonds moralischen Werths zugeführt würden.

Der zweite Aufsatz des Buchs: „Eine Untersuchung“, und der dritte: „Der deutsche Advocat als Poet“, hätten sich leicht und füglich in das erste Hauptbild einzeichnen lassen. Die frühe poetische Neigung Buchner's, sein erstes Laufen auf Versfüßen, hätten ihm die Wahl des Advocatenstandes mitprüfen helfen, die Warnungen seines Gönners vor der Poesie hätten ihn nur in seiner Wahl bestärken mögen. Denn was er von der Verbindung der Advocatur und Poesie sagt, enthält viel Wahres und manches geistreich Aufgefaßte. Zugleich macht uns dieser Aufsatz über die Natur des Humors ein wenig klarer. Der Humor ist ein Eulenspiegel: er spielt mit centnerschweren Kugeln, und schleppt sich an einem Strohhalm ab, als läge ihm ein Eichstamm auf der Schulter. Aber es scheint, die Tiefe der Gegenstände, mit denen der Humor spielt, müsse in einem gewesenen Verhältniß zur Breite der Kleinigkeiten stehen, mit denen er sich behängt. Dieser richtige Abstand der bedeutsamen Mittheilungen Buchner's zu der Umständlichkeit, mit der er z. B. den betriebenen Druck seines ersten Gedichts erzählt, scheint in diesem Aufsatz ein wenig verfehlt. Wir finden denselben etwas zu behaglich, und glauben überhaupt, daß bei Mittheilung von Lebenserinnerungen, die dem eigenen Herzen stets ungemein süß und theuer bleiben, die Portion sehr genau abgewogen werden müsse, die davon dem fremden Leser mundet. Umständlich genug ist auch die „Untersuchung“ erzählt; allein diese Umstände führen zu tiefen und ernsten Betrachtungen. Dies Unglück des Freundes hätte im häuslichen Stillleben des ersten Aufsatzes ein spannendes und abstechendes Gegenbild geben können. Wie ein so gesellig heiterer, gastfreundlich unbefangener Mann durch die Charakterlosigkeit eines unbekannten, mit der schweizer Demagogie in Verbindung stehenden jungen Menschen in kränkende Untersuchung und in die Gefahr jahrelanger Haft kommen kann, — diese Erzählung gibt einen Beitrag mehr zur Geschichte unserer Zeit und der politischen Untersuchungen in Deutschland, über welche die Zukunft einst den Kopf schütteln wird, wenn sie von der kleinlichen Angst der Machthaber, von der gebückten Dienstbeflissenheit der Untersuchungsrichter und von der Falschheit unserer Gesetze lesen wird, die wie feile Dirnen jedem Gelüst zu Willen sind. An die Erzählung dieses Erlebnisses knüpft der Verf. Betrachtungen über unsern Inquisitionsproceß, „der früher nicht deutsch war, und dessen Namen nach Scheiterhaufen und Spottkappen mit Teufelsfratzen riecht“.

Diese Zeit — vorüber ist sie noch nicht; wenn man aber gerade die jüngsten Bewegungen in Deutschland — diese Vertheidigungsschriften, diese Geldunterstützungen für arme Gefangene ins Auge faßt: so faßt man damit auch das Vertrauen, eben aus diesen Leiden werde sich die Kraft zu neuen Entwickelungen nationaler Institutionen erheben, diese unseligen Processe werden den Stützpunkt geben, um den fremden Bau unsers Reches endlich einmal hinwegzudrücken, den Pfahl, an dem unsere zweideutigen Gesetze nach Gebühr ausgepeitscht werden.

Loben müssen wir es aber, daß der Verf. sein kränkendes Erlebniß mit solcher heitern Gemüthlichkeit erzählt und es mit einer Tinte niedergeschrieben hat, in

der keine Galläpfel aufgelöst scheinen. Das ist ja unser schönster Stolz, daß wir Untergeordneten größer denken als die, so eben höher stehen, und daß heute die Gehorchenden weit über die Befehlenden ragen.

„Der Faschingsabend" ist ein Capriccio unter Advocaten über gewisse Regeln, ohne welche den Herren Collegen in ihrer Handtierung weder Glück noch Gönner helfen können.

Der Aufsatz „Hausfrieden und religiöse Meinungsfreiheit" erzählt den Hausarrest eines in den zwanziger Jahren viel besprochenen räthselhaften Mannes und religiösen Schwärmers in Offenbach, die Bewegung darüber unter seinen reichen frankfurter Anhängern und die Berathungen des Verf. als zugezogenen Anwalts. Die Erzählung ist novellenartig spannend, und mit der Doctrin des Verf. über das Hausrecht als Verzierung ausgelegt. Wie hübsch und wahr sagt der Verf. von manchen deutschen Verhältnissen:

Wir sind groß in Principien und klein in der Ausführung derselben. Unterstützt uns bei jenen unser idealischer Sinn, unsere Lust am Abstracten, so wird uns diese durch unsern Mangel an Praxis und unsere Allgefügigkeit verkümmert. Die Menge der Füßchen, welche wir dem Körper jener großen Principien ansetzen, halten sie mehr auf, als daß sie dieselben vorwärts brächten.

Der Aufsatz „Lehnrechtliches" ist von wahrhaft kunstvoller Composition, und zeigt den Humor, der sonst mehr beschaulicher Natur ist, in seiner schöpferischen Begabung. Die vordern Blätter dieses Gewächses erklären das Lehnwesen in seiner Entstehung und in einigen seiner Richtungen. Hier ist der Stil ernst, klar, anmuthig-historisch; denn „über Lehnsverhältnisse Mittheilungen machen, heißt die Geschichte unserer Vergangenheit erzählen". Die hintern Blätter behandeln die Grundsätze, nach welchen die gegenwärtige Zeit die Ruinen des alten Lehnwesens abzutragen arbeitet. Hier ist aber Alles noch Bewegung, Handlung; der Stil wird daher Dialog zwischen betheiligten Mitgliedern eines deutschen Landtags. Und aus der Mitte dieser einander entgegengesetzten Blätter wächst die anmuthige Blume eines Traums, in welchem den ermüdeten Advocaten, wie er auf dem Sofa, mit dem Kopf auf einem pergamentenen Lehnbrief, eingeschlummert ist, ein gewappneter Reichsherold entführt, um ihm die mit jedem Jahrhundert abnehmende Pracht großer kaiserlicher Belehnungen der erst in Person, später durch Bevollmächtigte erschienenen deutschen Fürsten zu zeigen. Dieser Aufsatz hat volles Recht, für sich allein zu stehen, denn er ist ein kleines Kunstwerk.

Mit der heitern Befriedigung dieses Aufsatzes gehen wir über die drei letzten, die sich nicht blos äußerlich, sondern auch ihrem Inhalte nach am weitesten von dem ersten Stillleben des Verf. entfernt haben, flüchtig hinaus, — über „Geldzählen" mit seiner witzigen Pointe von Geld und Gift, über „seltsame Leichenbegleitung", eine gut erzählte kleine ländliche Criminalnovelle, und über „Tagebuchblätter" aus dem Advocatenleben, die man als Endfransen an dem schön gewirkten Buche betrachten kann.

Dies Buch, mit aller Liebe gearbeitet, ist in mancher Hinsicht zugleich sehr zeitgemäß und der allgemeinen deutschen Advocatenversammlung in Mainz gewidmet.

H. Koenig.

---

1. Tablettes grammaticales. Analyse généalogique des principes de la grammaire française. Atlas de seize tableaux avec texte explicatif et modèle d'exercices par *Henri Paris.* Paris und Leipzig 1842.
2. Ephémères rhénanes, feuilles volantes par *Henri Paris.* Strasburg 1844.

Zum ersten Mal in seinem Leben kam Ref. der Name Henri Paris auf dem Titel der oben angezeigten „Tablettes" zu Gesicht. Sie schienen Ref. die Arbeit eines Professors der französischen Sprache, nach manchen Stellen der Introduction, die, acht Folioseiten lang, den „Tablettes" vorhergeht, eines eigentlichen Sprachlehrers zu sein, welcher beabsichtigt habe, sich und seinen Schülern die Unterrichtsstunden oder vielmehr den Lernenden das Wiederholen zu erleichtern. Denn S. 5 lesen wir: „Les tablettes ne prétendent point remplacer la grammaire; elles n'ambitionnent que de la rendre plus intelligible, et, pour aider la mémoire à retenir la grammaire, elles s'adressent principalement à la vue. Je suppose donc toujours des élèves ou munis d'une grammaire raisonnée, ou guidés par un professeur raisonnant, et ne se servant des tablettes pour les règles que comme on se sert du dictionnaire pour les mots, c'est-à-dire comme d'un simple moyen de recherche ou de récapitulation prompte et précise."

Kaum schien ein solches Werk geeignet, Besprechung in gegenwärtigen Blättern zu gestatten. Indeß die bald darauf erschienenen „Ephémères rhénanes" erhöhten Ref. Interesse auch an den „Tablettes" in dem Maße, daß nunmehr beide Schriften nachstehende verbundene Anzeige finden mögen. Ref., der jene Pseudonymität anerkennt, auch wenn sie kaum mehr haltbar wäre, und überdies seine Parteilosigkeit intact zu erhalten strebt, schreibt nicht nieder, was er nunmehr wol über die „Tablettes" zu sagen Lust hätte, sondern er gibt zum Druck ab, was darüber von ihm schon früher die „Tablettes" zu Papier gebracht, jedoch der Insertion von Woche zu Woche war vorenthalten geblieben. Es lautet wie nachsteht: Immer stärker gibt in unsern Tagen die Tendenz sich kund, strenges Erlernen der alten Sprachen immer mehr und mehr einzuschränken, und so rückt immer näher die Nothwendigkeit, erfahren und wahrscheinlich nicht eher, als nachdem die Abhülfe unmöglich geworden, eingestehen zu müssen, verkehrt sei es, ein Mittel der Geistesbildung zu vernachlässigen, das seit dem sogenannten Wiederaufleben der Wissenschaften bei allen civilisirten Nationen das Element war, an dem, mit so wenigen Ausnahmen, daß diese nicht vermögen, jene Tendenz zu rechtfertigen, die Ausbildung der gediegensten Geister sich entwickelte. Um so wichtiger und bedeutender wird die Erlernung der französischen Sprache. Denn aus voller Überzeugung stimmt Ref. Demjenigen bei, was darüber Niebuhr in einem seiner hinterbliebenen Briefe gesagt hat, daß nämlich, wenn irgend eine andere Sprache das Latein in der Eigenschaft, ein Mittel für formale Geistesbildung zu sein, einigermaßen ersetzen kann, die französische für diese Sprache gelten darf; dies um deswillen, weil sie theils logisch durchgebildet ist, theils, insoweit eine Menge recipirt feststehender Willkürlichkeiten dieser Ansicht zu widersprechen scheinen, eben diese Willkürlichkeiten doch von der Art sind, daß man nicht anders als mit scharfer logischer Durchdringung ihres anomalen Gehalts sich derselben bemächtigen kann. Von diesem Gesichtspunkt aus angesehen kann es nicht anders als erfreulich sein, in der Introduction einen Verf. zu erkennen, dem die Ansicht lebendig geworden, daß Richtigdenken und Richtigsprechen Eins und

Dasselbe ist, daß Klarheit des Denkens sich durchaus proportional dem logischen Bewußtsein beim Gebrauche der Sprache verhält. So z. B. lesen wir S. 2: „La langue, cette clef de toute science humaine, est faite pour exprimer la pensée; par conséquent, l'étude des langues doit, plus que toute autre chose, contribuer à développer la faculté de penser; donc, puisqu'on exige de l'écolier qu'il retienne le code tout entier d'une langue, on ne saurait absolument lui donner d'autre guide pour cette étude, que sa propre réflexion. *Il faut qu'avant d'apprendre à dire, il soit forcé d'apprendre à penser.*"

Diese Ansicht vom Sprechen und Denken sollte eine ganz triviale sein, nachdem sie bereits die Basis für die logischen Schriften des Aristoteles abgegeben; indeß, urtheilt man nach der Klarheit und Faßlichkeit der Gedanken, wie sie durchschnittlich in jeder Art theoretischer Schriften der neuesten Zeit wahrzunehmen, so möchte man glauben, sie sei noch keineswegs Gemeingut, jedenfalls vor der Hand außer Praxis gesetzt. Soll man den Verf. der „Tablettes" für einen maître de langue halten? Kaum ist es möglich; denn sehr treffend charakterisirt er die maîtres de langue als précisément les plus ennuyeux et les plus ennuyés de tous. Niemand aber, der die geistreiche, durchaus scharf und klar geschriebene Introduction liest, wird sich beklagen, gelangweilt, angesteckt worden zu sein von einer Langweiligkeit des Verf. Ist derselbe dessenungeachtet ein Sprachmeister, nun so ist er ein ganz exceptioneller, weder ennuyeux noch ennuyé, und einem Jeden, der sich an ihn wendet, um Französisch zu lernen, kann man dazu nur Glück wünschen. Wenig aber dürften die ennuyanten und ennuyirten Sprachlehrer mit den „Tablettes" anfangen; denn, wie bei allen Dingen in der Welt, nicht an sich auf den Gebrauch einer Sache, sondern auf die Art und Weise des Gebrauchs kommt Alles an, und diese hängt ab von subjectiver Befähigung.

Vorstehendes war niedergeschrieben, als Ref. die „Ephémères rhénanes" zu Gesicht kamen. Wie erstaunte er, in dem Verfasser eine Verfasserin, eine unverheirathete deutsche Dame zu erblicken. Weder über das Eine noch über das Andere lassen die wenigen Blätter in Ungewißheit, über die Ref. auch nur die entsprechend wenigen Worte sagen will. Er glaubt und glaubt wol mit Recht, eine Schrift müsse ausgezeichnet sein, wenn er dieselbe, wäre sie auch noch so kurz, durchliest, mit größtem Interesse durchliest, obschon ihm der Titel einen ihm durchaus widerwärtigen Gegenstand nennt. Nun aber ist Ref. jederzeit geradezu übel und wehe geworden, wenn er von Emancipation der Frauen hat hören müssen; daß er je etwas darüber lesen würde, das rechnete er bisher zu des Paläphatus unglaublichen Dingen. Was aber geschieht ihm? Er hat den ersten Aufsatz der „Ephémères rhénanes", überschrieben: „La femme libre ou l'émancipation de la femme", durchgelesen, mit größtem Interesse durchgelesen. Folgende Stelle trifft den Nagel auf den Kopf: „Il y a bien çà et là des êtres féminins exceptionnels auxquels il fut permis de franchir les lois de la nature. Mais aussi est-ce toujours à la condition amère d'accepter une destinée exceptionnelle. Pour user du privilège de franchir les lois de la nature, il faut avoir reçu de la nature la puissance de s'imposer volontairement des lois beaucoup plus sévères que toutes celles qu'elle peut avoir imposées elle-même. Il était permis à Jeanne d'Arc de sortir des rangs des femmes, de saisir l'épée des hommes et de les commander en capitaine, pour délivrer son pays. C'est que Jeanne d'Arc pour remplir cette sainte mission, eut le saint courage de rester vierge et de mourir martyre; c'est que Jeanne d'Arc, dans sa sagacité de femme de génie, et avec son dévouement de femme pieuse, avait compris la loi de l'expiation, cette loi d'airain frappant tout ce qui ose devancer le vulgaire, et qu'elle n'aspirait donc point en égoïste aveugle et insatiable à la plénitude des extases et des nimbes possibles dans la vie d'une femme mortelle. Supposez que Jeanne d'Arc eût combattu, en femme libre, l'épée au poing, à côté d'un mari ou d'un amant, alors elle n'aurait merité tout au plus que l'honneur de commander les cantinières de son armée!.... Saisissez donc, nouvelles Jeannes d'Arc, le glaive d'aujourd'hui, la plume, pour délivrer votre sexe du joug de lois surannées! Mais, ayez, vous aussi, le courage de rester vierges, et de subir, sans plainte et sans imprécation, le martyre du journalisme, cette lâche inquisition de notre siècle de lâcheté universelle."

Der zweite Aufsatz, überschrieben: „Les femmes célibataires", und mit dem Motto versehen: Cecy est un livre de bonne foy! (Montaigne), ist das würdige Seitenstück zu dem ersten. Ref. theilt daraus die Eingangsworte mit: „Il semble que les légistes et les moralistes, dans leurs débats sur l'admissibilité ou l'inadmissibilité du célibat, ne se rendent pas un compte assez exact de la différence très-essentielle que la différence du sexe porte dans les conséquences du mariage ... Que choisir? La vie par le coeur, ou la vie par l'esprit? Le culte de l'amour, ou le culte du génie? Le sacerdoce de la famille ou le sacerdoce de l'humanité? Voilà la question! Or l'homme peut suffire à la fois à l'une et à l'autre de ces deux missions. La femme, au contraire, ne le peut point." Dann eine Stelle S. 23 und 24: „Tout le monde ne peut pas être héroïne. Mais tout le monde peut être fidèle à un devoir librement choisi. Tout le monde ne peut pas être mère de famille, parce que pour cela il faut deux volontés qui s'accordent; mais tout le monde peut être honnête femme, puisque cela ne dépend que de la volonté individuelle de tout le monde; et personne n'a besoin d'apprendre les mauvaises moeurs, pour apprendre à faire de bons livres, ou d'étudier comment on fait de l'orgie, pour étudier comment on fait de la peinture." Hätte Ref. die „Ephémères rhénanes" nicht bereits gelesen, er ließe sie gewiß nicht ungelesen, wären ihm einmal die obstehend daraus abgedruckten Stellen zu Gesicht gekommen. Möge es vielen, möge es allen Lesern d. Bl. so gehen! Schließlich muß aber Ref. auch noch als Recensent der geistreichen Dame etwas anhängen. Einige Beschäftigung mit Dem, was man Theorie des Wahrscheinlichkeitscalculs nennt, thut ihr noth, sehr noth. Den Beweis dafür liefert der Titel der „Ephémères rhénanes", wo man liest: „Prix 1 franc. Une part est destinée à une fondation en commémoration de Goethe à Strasbourg et au profit de demoiselles professeurs allemandes achevant leurs études en France." 34.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 135. —— 14. Mai 1844.

Der „Gestiefelte Kater" in Berlin.

20. April 1844.

Der Eindruck, welchen die Aufführung des „Gestiefelten Kater" gestern hervorbrachte, mag ein sehr verschiedener gewesen sein. Ein wunderbarer gewiß für Jeden, welcher der Sache mehr Aufmerksamkeit schenkt, als ein Kindermärchen in Anspruch nimmt, wofür das Stück nach dem Titel und Zettel sich ausgibt. Auf mich war er so überwältigend, daß ich die Strömungen und Gegenströmungen noch nicht zu einem Ganzen, zu einem Resultate, zusammenfassen kann, also eigentlich besser thäte zu schweigen, wenn Sie nicht neulich gegen mich ausdrücklich den Wunsch geäußert, daß ich Ihnen gleich nach der Aufführung darüber einen Bericht abstatten möchte. Und Sie haben recht: der frische Eindruck hat auch sein Recht; die componirte Reflexion kann sich ein Jeder nachher selbst machen.

In dem seit dem Brande des Opernhauses zu einem kleinen Theater eingerichteten Concertsaal des königlichen Schauspielhauses war gestern der König mit seiner ganzen königlichen Familie, dem Hofe und allen Notabilitäten des Staats und der Stadt, Minister, Gesandte, Militairs, Gelehrte, Künstler, festlich versammelt, um ein altes Märchen, was vor langen, langen Jahren ein junger Dichter in keckem Übermuthe schrieb, darstellen zu sehen. Vor etwa einem halben Jahrhundert hatte Ludwig Tieck ein vergessenes, albernes Märchen, wie man damals sagte, eins, das kaum noch in den Ammenstuben geduldet wurde, in die Hand genommen, und es dramatisch bearbeitet. Nicht zur Aufführung auf dem großen Nationaltheater; dieses blühte jener Zeit durch große Künstler und allgemeine Theilnahme des gebildeten Publicums, welches vollkommen zufrieden war, den hausbackenen Teig des Alltagslebens auf den Brettern zu einer wohlgefälligen Harmonie der Jedem verständlichen Gefühle und Gedanken zusammenkneten zu sehen. Möglichst wenig Poesie foderten die Zuschauer, und die Darsteller entsprachen der Neigung des Publicums durch ihre Abneigung gegen Verse. Aber die junge Kraft regte sich mächtig. Eine Revolution brach aus, eine echt deutsche, denn sie ging von der Idee aus. Sie wollte die alte Bühne, die alte Ästhetik stürmen, und vereinte in ihrem offenen Bunde gewaltige, übersprudelnde Jugendkräfte, die in ihren Sturm- und Dranggefühlen gegen das Geltende nicht mehr Pietät hatten als das heutige Junge Deutschland. Sie meinten wie Jene, nur zu wollen was noth that; ihr subjectiver Drang war derselbe, nur in dem Object sind Wandelungen vorgegangen. Sie wollten zerstören, das abgetragene, nüchterne Alte ohne Gnade beiseite werfen, um etwas Neues aufzubauen, was in Flammenlichtern vor ihrer Phantasie aufzückte, was sich an Größen vergangener Zeiten anlehnte, von ihrem Feuer Wärme erhielt, was aber, als System gedacht, ebenso wenig fertig war als — was wir heute für das Alte wollen. Die romantische Schule ist untergegangen, heißt es heute, und sie ist doch nicht untergangen, oder besser, sie hat nicht umsonst gelebt, wie man auch Steine gegen sie wirft. Nur das Unbestimmte, Haltlose, Willkürliche, Nebelnde spülte und riß der Strom der Zeit mit sich in die Vergessenheit; der Ansatz, das Haften am Lebensbaum, am nationalen Fortschritt, ist so bedeutend, als wir hoffen, daß die neueste Sturm- und Drangperiode auf einem andern Gebiete am deutschen Lebensbaum zurücklasse.

Nicht unter den Vordersten der Erste, aber unter den intensiv Kräftigsten war Ludwig Tieck; jene zerstörten nur, er schuf. Doch, wohin verliere ich mich! Ich will keine Geschichte der romantischen Schule, sondern einen Bericht über den gestrigen Abend schreiben. Sein „Gestiefelter Kater" war aber nur ein Glied einer Kette, das man nicht allein betrachten darf. Eine zwiefache Aufgabe inspicirte der Dichter, einmal, wie er seinen Dichter im Stücke sagen läßt, den Versuch zu machen, das Publicum in die entfernten Empfindungen seiner Kinderjahre zurückzuversetzen, und durch das dargestellte einfache Märchen noch kühnere Geburten der Phantasie vorzubereiten. Er dachte selbst nicht an den Erfolg, indem er sein Stück sogleich durch das Publicum persifliren ließ. Dieses Lustspiel aus der Gegenwart, welches das Märchen umwickelt, diese von Witz schwellende Portraitirung damaliger Zustände wurde zur Hauptsache. Tieck, als er das Stück schrieb, hat wol nicht an die Möglichkeit gedacht, es auf dem realen Theater, welches er mit solchen Geißelhieben züchtigte, dargestellt zu sehen. Er dichtete sein Drama für ein ideales Theater, welches nur in der Phantasie der ihn würdigenden Leser bestand.

Wie klein mag deren Zahl zu jener Zeit gewesen sein! Die Jungen und Kühnen lachten und jauchzten über die treffenden Schläge, die große conservative Masse zuckte die Achseln über den Übermüthigen. Sie ließ ihn gewähren — denn damals brauchte man keine äußern Zwangsmittel, um eine geistige Richtung zu bekämpfen — und dachte, es wird vergehen wie es entstanden ist.

Aber es verging nicht. Langsam aber sicher machte sich die Anerkennung. Keins von Tieck's Märchendramen hat im gebildeten Publicum so viel Eingang gefunden als sein „Kater". Der Witz, die Satire treten in immer helleres Licht, je mehr die Gegenstände, die Verhältnisse, die Personen, welche er geißelte, von der Bühne des Lebens abtraten, ja in Vergessenheit geriethen. Wie oft wird der Kater im Gespräch, in der Literatur citirt, er lebt in Illustrationen mannichfacher Art*), in Vorlesungen ward er neu lebendig. Bekanntlich hat Holtei durch den Vortrag des Tieck'schen „Kater" an den verschiedensten Orten einen ganz besondern Succeß eingeerntet. Die Wiesener, Schlosser waren längst vergessen, selbst die Bekanntschaft mit dem Böttiger und seinen Eigenthümlichkeiten war in den meisten Städten nicht vorauszusetzen, und doch lebte dies damalige gebildete berliner Publicum bei seiner Vorlesung auf und erweckte unter den gemischtesten Zuhörerkreisen unermeßliches Gelächter. Die Sache, d. h. die Satire, war so ins Publicum gedrungen, daß man zur Blütezeit des Königsstädtischen Theaters daran dachte, den „Kater" hier zur Aufführung zu bringen, ein Versuch, der glücklicherweise unterblieb. Weder dies jugendliche Theater noch sein Publicum wären für diesen Witz aus der Vergangenheit ganz empfänglich gewesen.

Da fügten es die Umstände, daß, nach einem halben Jahrhundert, das Jugendwerk des siebzigjährigen Dichters in seiner Vaterstadt, in derselben Stadt, deren nüchterne Bildung es züchtigte, auf die alle Schläge zurückfielen, zur Aufführung kommen mußte. Nicht auf einem Nebentheater, nicht als Versuch jüngerer Leute, die eine Spielerei damit bezweckten, sondern von den ersten Kräften des großen, ehemaligen Nationaltheaters dargestellt; auf Befehl des Königs, in Gegenwart der Prinzen und Prinzessinnen, des ganzen Hofes in seinem Glanz, der Würdenträger des Scepters und aller Vertreter von Kunst, Wissenschaft und Bildung. Eine große Hof- und Staatsaction sanctionirte das übermüthige Spiel einer Jugendlaune. Eine Laune habe das Ganze veranlaßt, mögen Einige sagen; denn wenn Tieck's hoher Gönner nicht selbst die Lust oder Neugier empfunden habe, zu sehen, wie denn das Stück auf den Bretern sich ausnähme, welches bei der Vorlesung ihn so oft belustigte, würde es jetzt so wenig wie vor 50 Jahren einstudirt sein. Es mag sein, daß des Königs Laune diesmal der eigentliche Anlaß der Einstudirung gewesen, aber dem Anlaß geht eine Ursache vorher, und ohne die Anerkennung, welche das satirische Gedicht längst im gebildeten Publicum gefunden, wäre weder der König noch sonst ein Mäcen auf den Gedanken gekommen es einzustudiren.

Eine späte Anerkennung! Der Dichter mußte das siebzigste Jahr überschreiten, um zum ersten Mal eine seiner Jugendarbeiten über die Bühne gehen zu sehen! Ja ein Zufall verhinderte auch diesmal, daß er Augenzeuge der späten Ehre wurde. In Folge einer Unpäßlichkeit konnte Tieck der Aufführung nicht beiwohnen. Aber ist der Fall eine so seltene Ausnahme von der Regel? Wie viele Dichter, die erst aus der Gruft als Geister aufsteigen mußten, um ihre von der Mitwelt kalt und gleichgültig aufgenommenen, dann vergessenen Werke zu Anerkennung und Ehre gebracht zu sehen! Insofern hatte der Abend und die gelungene Darstellung etwas Rührendes und Erhebendes. Man wußte, auf welche Schwierigkeiten und Bedenken selbst jetzt noch, bei dem bestimmt ausgesprochenen Willen des Königs, die Aufführung gestoßen war. Der Dichter selbst, von Kränklichkeit und Jahren gehindert, hatte bei der Einstudirung nur wenig mitwirken können; es hätte eines Dramaturgen bedurft, welcher die Rolle des Agitators gegen die nach dem unabweislichen Naturgesetz jeder Neuerung widerstrebende Masse übernahm. Denn wo die Zeit und ihre Strömung nicht selbst Bahn bricht, muß ein Hebel sein und eine geschickte Hand, welche ihn bewegt, damit der Schlendrian nicht sofort beim ersten Nachlassen Posto faßt und die vis inertiae die geöffneten Wege und Schachte wieder ausfüllt. Diese bewegende Einzelkraft, die ganz von einem Interesse, einem phantastischen, wenn man will, durchdrungen sein mußte, fehlte hier; aber ihre Rolle haben, wie man vernimmt, die Schauspieler selbst übernommen. Sie begeisterten sich in corpore für die Sache und machten sie zu ihrer eigenen. Sei es aus Respect für den Dichter, aus Willfährigkeit für die königlichen Wünsche, oder weil der Geist des Humors im Stücke, der seine Zeit überdauert hat, sich auch ihrer bemächtigte; genug sie spielten mit solcher Lust, und so ineinandergreifend, als hätte Ludwig Tieck den „Gestiefelten Kater" für das berliner Hoftheater, und im Jahre 1844 gedichtet.

Aber das Publicum? Es war geladen, ob aber auch berufen? Wer liest in der Seele des Einzelnen! Durch Klatschen, Bravorufen, durch lautes Auflachen und Jauchzen konnte es seine Zustimmung ebenso wenig an den Tag legen, als etwa seine Misbilligung durch Zischen und Pochen. Es war ein Hoffest, die Zuschauer waren die Gäste. Darf man aber nach dem stummen Spiel der Aufmerksamkeit, nach dem rieselnden Gelächter, nach dem Ansetzen zu einem immer lauter werdenden Beifalle, besonders in den zwei ersten Acten, schließen, so war die Theilnahme groß. Wie ließ es sich auch anders bei ei-

*) Die trefflichsten finden sich in dem vor kurzem erschienenen Werke: Das Märchen vom gestiefelten Kater. In den Bearbeitungen von Straparola, Basile, Perrault und Ludwig Tieck. Mit zwölf Radirungen von Otto Speckter. Leipzig, Brockhaus. 1843. Kl. 4. 3 Thlr.
Die Zeichnungen sind meisterhaft, das Märchen und seine Zeit springt uns so einfach, lebendig, wahrhaft entgegen, wie kaum in den Aufzeichnungen der alten Meister, die eine werthvolle Zugabe des Buchs sind.

an Versammlung erwarten, von der doch gewiß die größere Hälfte mit der Dichtung aufs innigste vertraut, und gegenüber einer Darstellung, welche, bei guten Kräften, vom besten Willen und von der Lustigkeit durchdrungen war, die ein phantastisches Märchen so beim Erzählen und Darstellen wie beim Hören und Zusehen fodert. Daß unter dem realen Publicum Einer oder der Andere gewesen sein mag, der auf die Bänke des Publicums im Stück gehört, und dem die phantastische Klarheit noch heute so wenig zu Sinne wollte als zu Anfange dieses Jahrhunderts dem von Tieck portraitirten Publicum, mag nicht bestritten werden; gehört es doch aber auch vielleicht zur Vervollständigung der Aufführung.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Streifereien des Kaisers Tsching Tih. Ein chinesischer Roman nach der englischen Übersetzung des Chinesen Tkin Shen verdeutscht von Wilhelm Adolf Lindau. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1843. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der vorliegende Roman mag eine recht angenehme Unterhaltung für die Bewohner des himmlischen Reichs abgeben, die ihr Leben mit Formen, Worten und Wiederholungen zuzubringen gewohnt sind, und solches auch in Büchern sich gefallen lassen; dem verwöhnten Europäer kann es nur wenig Genuß gewähren, sich in den Wust chinesischer Gebräuche hinein zu träumen ohne ein tieferes Gedanken- oder Gefühlsinteresse. Die allerdings wohlbeobachteten Sitten und Gebräuche würden in Memoirenform, in Reisebeschreibung oder historischer Abhandlung mehr Effect machen als auf diese Weise, wo man sich kaum vor der Verwirrung des Fadens schützen kann und von dem Formenschwulst und sich oft wiederholenden chinesischen Redensarten gelangweilt fühlt. Der treffliche und anerkannte Übersetzer mag daher sich selbst entschuldigen, daß er das vorliegende Werk verdeutschte, indem wir einige Worte seiner Vorrede anführen.

„Der Mensch in seinen Beziehungen zu andern Menschen", bemerkt Rémusat, „sowie seine Laster, seine Neigungen, seine moralischen Gewohnheiten, ja selbst seine gesellschaftliche Sprache sind die gewöhnlichen Gegenstände der chinesischen Darstellungen, der Romane und Schauspiele. Sie beschränken sich auf die Sphäre der Wirklichkeit, und die Phantasie des Schriftstellers hält sich so zu sagen in den Schranken der sichtbaren Welt. Die Romanschreiber wenden sich mehr an die Vernunft als an die Phantasie des Lesers und scheinen weniger den Wunsch zu hegen, ihn durch kühne Erfindung oder seltsame Abenteuer zu reizen, als darauf bedacht zu sein, ihm Stoff zum Nachdenken und die Mittel darzubieten, der langsam wirkenden Lehre der Erfahrung vorzugreifen. Die Skizzen, die sie entwerfen, müssen eine innere Wahrheit haben, wenn sie dem Publicum, dem sie ursprünglich bestimmt waren, gefallen konnten, und das Verdienst, welches einen Roman den Einheimischen empfiehlt, gibt ihm auch einen unbestreitbaren Anspruch auf das Vertrauen des Auslandes."

Damit ist Ref. nun nicht einverstanden; wenn die genaue Schilderung einer langweiligen Gesellschaft die Mitglieder der langweiligen Gesellschaft amusirt, so könnte doch der nicht Eingeweihte des langweiligen Cirkels bei der Lecture gähnen.

„Die chinesischen Romane", heißt es in der Vorrede weiter, „können in gewisser Beziehung eine Lücke ausfüllen und sind für uns genauer und vor allen Dingen unterhaltender als die Berichte der Reisenden. Welcher Europäer könnte ein Volk so gut zu kennen vermeinen als dieses Volk sich selbst kennt? Welcher Reisebeschreiber könnte sich rühmen, in solchen Fällen der Wahrheit so treu zu sein als der Romanschreiber, dessen Schilderungen um so mehr Vertrauen verdienen, je weniger er es darauf anlegt, Schilderungen zu machen?"

Auch Das kann Ref. nicht zugeben, da das an eine Eigenthümlichkeit gewohnte Auge weniger als das fremde sie erfaßt. Ein europäischer Schriftsteller, welcher in China gelebt hätte, würde einen belehrendern, die Sitten und Gebräuche mehr hervorhebenden Roman liefern können als der in den Nationalvorurtheilen und Gewohnheiten befangene Chinese.

„Der Gegenstand des historischen Romans ist in der That den Jahrbüchern einer Regierung oder eines ganzen Herrschergeschlechts entlehnt, wirkliche Ereignisse werden als Text angenommen, Fürsten, Beamte, Feldherren, die gelebt haben, werden mit ihren Namen, ihren bekannten Charakteren, ihren Physiognomien aufgeführt, immer berichtet man ihre Reden, die sie nie gehalten, Handlungen, die sie nie vollbracht, Beweggründe, an welche sie nie gedacht haben, als ob der Verf. eine eingebildete Chronik habe schreiben, oder die Geschichte zu einem Märchen machen wollen, gleichsam sich dafür zu rächen, daß man so viele Märchen und Geschichten gemacht hat."

So ist dem vorliegenden Roman auch der Werth des historischen benommen, und Ref. kann es ihm nur als Verdienst anrechnen, daß er nicht, um sich als recht chinesisch zu beweisen, wie ein gewisser in der Vorrede erwähnter Roman, dessen Held ein reicher Spezereihändler ist, hundert Bände hat.

2. Der Reichsverweser, schwedischer Roman von Emilie Flygare-Carlén. Aus dem Schwedischen übersetzt von L. Tarnowski. Drei Theile. Grimma, Verlagscomptoir. 1844. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Hätte Ref. den Namen der Verf. nicht auf dem Titelblatt gelesen, so würde er kaum glauben, daß sie das Buch geschrieben, da es so ganz anderer Art als ihre vorhergehenden ist.*) Es gibt Bruchstücke aus der schwedischen Geschichte, die aus Geschichtsbüchern und Familienchroniken zusammengetragen sind. Die Hauptsache ist die Erzählung von Facten, ein tieferes Studium der Zeit und Verhältnisse läßt sich nicht verspüren; auch sind die Romaningredienzen nicht mit dem Stoffinteresse verwachsen. Die Geschichte des italienischen Bildhauers und der schönen Modellstecherin ist eine störende und unschöne Episode. Der Leser muß vergessen, daß er einen Roman vor sich hat, und die vorliegenden Blätter als historische Skizzen betrachten, dann wird er mit Interesse lesen. Der Reichsverweser Engelbrechtson, der Bauernempörer, ist der Lichtpunkt der Erzählung, ein gelungenes Charakterbild; Pucke, sein Freund und Gehülfe, nicht minder. Der Victualienbund mit seinen Statuten und deren willkürlicher Ausführung und Deutung ist nicht weniger interessant, so auch die Geschichte der Familie Knutson, welche in der Sitzung des Victualienbundes vorgelesen wird, um die Aufnahme des Karl Knutson einzuleiten. Karl Knutson ist der Held des Buchs und bewährt sich sowol im Anfang der Erzählung, wo er die auf dem Schiffe an der Pest zu Tod erkrankte Königin besucht und ihr die Hand küßt, bis zuletzt als muthiger, kühner, aller Wagnisse fähiger Mann. 1449 ward er zum König gewählt und gekrönt. Da er aber nicht die von ihm gehegten Hoffnungen erfüllte und aus einem glänzenden Parteiführer ein schwacher König ward, mußte er dem Thron entsagen, ward jedoch 1467 wieder darauf berufen. Auf dem Sterbebette übergab er die Regierung dem zum Reichsverweser ernannten Sture mit den Worten: „Nehmt die Krone, wenn man sie Euch gibt, denn auf einer Krone glänzt des Himmels Sonne am schönsten, aber opfert die Krone nie dem Frieden des Herzens, denn sie brennt dann bis ins Hirn wie höllisches Feuer."

3. St.-Truyen von L. Schubar. Zwei Bände. Berlin, Heymann. 1844. 8. 3 Thlr.

Vorliegendes Werk ist ein historischer Roman, welcher sich einer der denkwürdigsten Zeiten des 16. Jahrhunderts an-

*) Bekanntlich hat die Frau Emilie Carlén ausdrücklich gegen die Autorschaft dieses Romans protestirt. D. Red.

schmiegt. Er spielt in den Niederlanden, in jener bedeutungsvollen Epoche, wo das bedrängte Volk sich auf einen furchtbaren Kampf um seine edelsten Rechte vorbereitet und gegen die gewaltigsten Kräfte der Tyrannei sich mit den Hülfsmitteln entschlossener Verzweiflung rüstet. Es ist die Zeit der Gründung niederländischer Freiheit. Eine der hervortretendsten Figuren der Geschichte wie des Romans ist Granvella, der gewaltige Cardinal, dessen bedeutender Einfluß Neid, dessen festes, willkürliches und gewaltiges Einschreiten ihm den Haß aller Stände zuzog, bis er endlich den politischen Verhältnissen weichen mußte, welche durch die Verschwörung, die wir in dem vorliegenden Werk sich entwickeln sahen, herbeigeführt wurden. St.-Truyen, der Held des Romans, nimmt an dieser Verschwörung Theil. Protestant von Geburt, einem Protestanten zur Dankbarkeit verpflichtet, zur katholischen Religion übergetreten, als Geheimschreiber des mächtigen Granvella dessen Vertrauen genießend, konnte St.-Truyen lange nicht sich zur Theilnahme an dem Complot entschließen; die Eifersucht der Liebe gab den Ausschlag. Liebes- und Verschwörungsscenen, Roman- und Stoffinteresse verflechten sich nun ineinander und spannen noch mancherlei romantische Ereignisse, wie sie jene Zeit lieferte, vor, als da sind: Intriguen, Entführung, Kloster, Verhaftungen, Tortur. Das teuflische Complot eines rachedürstenden Vaters, dessen Tochter der Cardinal verführt, liefert zwei in einer frühern illegitimen Verbindung gezeugte Kinder des Cardinals seinem Gericht aus, welches beide zur Folter verurtheilt; die Tochter stirbt, der Sohn ist St.-Truyen. Als Beide von Henkershand verstümmelt sind, wird dem Cardinal sein Verhältniß zu ihnen kund. St.-Truyen genaß unter der Pflege einer Novize der barmherzigen Schwestern — es ist die Geliebte. Durch den mächtigen Beistand des Cardinals, welcher um des Sohnes willen seine Leidenschaft opfert, fliehen sie und werden in einem fernen Lande glücklich. Das Ganze ist voll Leben und Interesse.

4. Norwegische Romane und Novellen. I. Polykarp's supplicirte Manuscripte, oder eine Familiengeschichte von M. C. Hansen. Übersetzt von Julin-Fabricius. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1844. Gr. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die norwegische Romanliteratur scheint diesem Exemplar zufolge noch ebenso uncultivirt zu sein wie das Land in manchen Strecken; auf ziemlich unzusammenhängende Weise wird die vorliegende Erzählung bruchstückweise vorgetragen und wie ein Geduldsspiel dem Leser zum Aneinanderreihen gereicht. Der Schlüssel zum Ganzen findet sich in einem der letzten Capitel; Alles ist sehr breit und weitläufig erzählt, doch mangelt es nicht an gelungenen Momenten, guten Darstellungen, braven Reflexionen und humoristischen Wendungen. Der erste Theil vorzüglich ist nicht ohne Werth, indem er die Familienverhältnisse des Helden Torkild entwickelt, und gut charakterisirte Gestalten dem Leser vorführt, sowie ihm den Blick in norwegische Wohnungen, Sitten und Lebensweise vergönnt. Die Schilderung der alten Frauen gelingt dem Verf. besser als die der jungen, und die Liebesheldin Susanne ist keineswegs anziehend und dem Gatten glückverheißend dargestellt.

5. Johannes Fjällmann, Roman von G. H. Mellin. Aus dem Schwedischen von Karl Eichel. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1843. 8. 2 Thlr.

Seit einiger Zeit hat sich die Übersetzungswuth auf das Schwedische geworfen, und jeder noch so abgeschmackte Roman, welcher jetzt erscheint, oder vor Jahren erschien, wird gleich verdeutscht; man wühlt in alten Leihbibliotheken, und was die Schweden im Zustand der Volkskindheit vielleicht kaum mit Vergnügen lasen, wird der an Erfahrung greisen deutschen Lesewelt vorgesetzt. Vorliegendes Werk ist eine Aufhäufung von schwülstiger Langeweile und furchtbaren Ereignissen. Es beginnt mit einer Scene, die in den „Geheimnissen von Paris" Aufnahme finden könnte; dann kommen Träumereien des Helden, Irrfahrten, Liebesgefühle und stilles Schmachten, religiöse Zweifel, Mädchengrillen und Mädchenempfinden; Schiffbrüche und Seeräuberattacken erlebt man auch. Ziphion, eine räthselhafte Erscheinung mit weißem Haar und glühendem Blick, taucht von Zeit zu Zeit auf und flößt dem Helden, der dem Buch den Namen gibt, wunderliche, wahnsinnartige Gefühle ein, bringt ihn aus dem Concept seiner ersten Predigt, treibt ihn durch sein bloßes Erscheinen in den Soldatenstand; einmal glaubt Fjällmann den Ziphion zu erstechen, ein anderes Mal drückt er die Pistole auf ihn ab und fehlt ihn. Es ist Alles ohne Zusammenhang, weder äußerer noch innerer, voll Unnatur und Übertreibung. Schreiben denn die Deutschen nicht schon genug des albernen Zeugs, muß man auch noch das der fremden Nationen herüberholen, und sollen sie, weil eine Frederike Bremer die deutschen Leser entzückt hat, immer wieder schwedische Romane vorgesetzt erhalten!

6. Hof-Intriguen, ein historischer Roman aus der Zeit der Katharina von Medici, von F. Satori. Zwei Theile. Danzig, Gerhard. 1843. Gr. 8. 3 Thlr. 5 Ngr.

Schon das Titelblatt erzählt den Inhalt. Wer kennt nicht jenen Hof des 16. Jahrhunderts, dessen Intriguen von politischen und Religionsparteien die Färbung erhielten; die ränkeliebende, herrschsüchtige Königin Mutter, den ausschweifenden, schwachen Wüstling von König, und die leichtsinnige, vergnügungssüchtige, galante Prinzessin von Valois bildeten ein Kleeblatt, das vom Thron bis zur niedersten Stufe des Hofes verderblichen Einfluß üben konnte. Der Roman führt dem Leser ein schönes, unverdorbenes Wesen, Fräulein Johanne von Halupn vor, welche auf diesem gefährlichen Terrain unter Anfechtungen und Verlegenheiten, die die Verhältnisse mitbringen, im Prinzen von Condé den Gegenstand ihrer Liebe findet, ihm heimlich vermählt wird, dann ihn als *treulos* beweint und dem sterbenden Gatten verzeiht. Der Charakter der Heldin ist edel und echt weiblich gehalten. Der Roman erinnert jedoch an unzählige französische Romane, die man aus jener Zeit gelesen. Ref. fühlt sich sogar geneigt, den vorliegenden für eine Übersetzung zu halten, obgleich er als Originalroman gedruckt ist, wegen des sehr mangelhaften Stils, dem man oft ausländische Tournure anmerkt. Oft ist die Satzbildung dem Deutschen kaum verständlich. 12.

Literarische Notizen aus England.

Zur Geschichte des Sklavenhandels.

Einen interessanten Beitrag zur Geschichte des Sklavenhandels liefert folgende Monographie: „Fifty days on board of a slave vessel in the Mozambique Channel in April and May 1843." Der Verfasser, ein Geistlicher, Namens Hill, war Kaplan auf dem königlichen Schiff Kleopatra, Capitain L. Wyvill, welches im Mozambiquekanal kreuzte und mit der Brigg Lilly zusammentraf, welche einen Sklavenhändler, den Progresso, auf den Strand getrieben hatte und diesen nebst zwei ebenfalls genommenen Barken nach dem Cap aufbrachte. Hr. Hill begab sich, um als Dolmetscher zu dienen, an Bord des Sklavenschiffs und machte auf diesem die Fahrt nach dem Cap mit. Er erzählt furchtbare Dinge.

Ebenfalls einen Beitrag zur Geschichte des Sklavenwesens bietet ein Werk dar, welches diejenige Insel Westindiens schildert, die sich immer am meisten durch milde Behandlung der Sklaven ausgezeichnet hat, und welches dennoch furchtbare Züge von Grausamkeit mittheilt, es heißt: „Antigua and the Antiguans; also an impartial view of slavery and the free labour systems" (London 1843). 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 136. —— 15. Mai 1844.

Der „Gestiefelte Kater" in Berlin.

(Beschluß aus Nr. 135.)

Ein Resultat dieses Abends bleibt für den Ästhetiker von Wichtigkeit. Wir Alle, die wir von Tieck's „Kater" ergriffen waren, die wir ihn in uns und mit uns trugen, war es etwa die Dramatisirung, die Wiedererweckung des alten Märchens, was uns bezauberte? Weder fühlten wir unsere Jugendempfindungen wohlthätig angeregt, noch interessirten uns überhaupt die Scenen auf den imaginairen Bretern viel mehr als durch ihre Abspiegelung im kritisirenden und mitagirenden Publicum. Die Philister im Parterre, der übersprudelnde Witz Tieck's, mit welchem er ihre Zöpfe, Perücken und Brillen beleuchtet, waren unser gestiefelter Kater; der oben mit seinen Kartenkönigen und Damen nur das Puppenspiel, welches trotz seiner kernigen barocken Drastik uns eigentlich allein wegen des humoristischen, geistvollen Lustspiels im Parterre, das es hervorrief, interessirte. Auf keinen Fall dachte man wenigstens daran, daß das erstere ohne das letztere bestehen könne. Aber bei der Darstellung änderte es sich nicht allein, sondern das Verhältniß schlug geradezu um. Die Darstellung warf so viel glänzende, farbenreiche Schlaglichter auf das Märchenspiel, es riß so mit sich fort, fesselte so die Aufmerksamkeit, daß das Publicum dagegen im Schatten zurückblieb und — doch das Übrige, wenn ich meine Meinung über das Publicum ausspreche. Wäre dies ein Zeichen dafür, daß jetzt wieder ein neuer Sinn für die Märchenwelt erwacht ist? Ich zweifle. Oder, daß im Puppenspiel so viel innere dramatische Kraft lag, daß sie nur des Hinsetzens auf den Bretern bedurfte, um lebendig zu werden? Oder sind es die kecken Spiele und Anspielungen auf Zustände und Verhältnisse, die zu allen Zeiten wahr sind, welche das Publicum so anregten? Was zu Anfang des Jahrhunderts auf den Bretern auszusprechen vergönnt war, und Niemand begriff, daß es nicht gestattet werden könne, gestatten heute Censur und Sitte kaum anzudeuten. War es diese ewige Wahrheit des sarkastischen Humors, die zum hellen Lebensfunken ausschlug, der Witz der Zuschauer, der, wo der Dichtergenius nur immer wiederkehrende Schwächen des Menschengeschlechts im Auge hatte, Bezüglichkeiten auf die Gegenwart suchte? Oder das treffliche Spiel der Darsteller? Ich will nicht chemisch trennen. Vielleicht war es Alles zusammen, die Schauspieler agirten das parodische Puppenspiel, aus dem bei allem Pathos so viel des gemein Menschlichen vorblickte, das zu jeder Zeit verstanden wird, mit ungemeiner Laune und wußten die Grenzen zwischen den Menschen und den Puppen zu treffen. Gern (in der Maske eines Kartenkönigs) war namentlich eminent.

Aber das Licht von der Bühne strahlte nicht ganz auf das Parterre zurück. Vielleicht wurde in der besten Absicht schon in der Anordnung gefehlt. Die Schlosser, Müller, Böttiger, Wiesener, Nachbarn und Consorten, von unsern ersten Schauspielern dargestellt, saßen in zwei dazu errichteten Orchesterlogen; die Mehrzahl im schwarzen modernen Frack, schwarzen Halsbinden und weißen Handschuhen. Es war die Fiction beabsichtigt, daß sie ein Theil des wirklichen Publicums seien. Wer wollte diese Fiction tadeln, wenn die Täuschung sich hätte durchführen lassen. Betroffen wurden dadurch freilich einige Uneingeweihte, die nicht begriffen, wie die Schauspieler bei einer Hofvorstellung zu den ersten Plätzen kämen, aber die Wirkung dauerte nicht aus. Das Publicum der Vergangenheit ist zwar in vielen Punkten noch das Publicum von heute, und seine Kritik von damals paßt noch auf unsere Verhältnisse, aber nicht in Allem, und das Costume ist veraltet. Die heutigen Böttiger, Schlosser, Wiesener würden vielleicht dieselbe Beschränktheit und Befangenheit, doch in andern Modephrasen, zu Tage bringen, aber das große Publicum läßt sich nur vom Costume täuschen. Das künstliche Parterre konnte also nicht mehr als ein integrirender Theil der anwesenden, hochansehnlichen Versammlung gelten, und sobald diese Täuschung vorüber war, rangirten sie nur als Schauspieler unter den Schauspielern, und es erschiene mir wenigstens als zweckmäßiger, wenn man sie auch durch äußere Anzeichen, durch Zöpfe, Perücken, hellere, gestickte Röcke vom wirklichen Publicum geschieden und von vornherein als Agirende auf die Breter selbst, oder in ganz getrennte Räume, beschienen vom hellen Lampenscheine, gesetzt hätte. Ein großer Theil des Witzes versank daher in meinen Augen in zwei dunkele Gruben, aus denen er nur zuweilen raketenartig aufleuchtete. Die Schauspieler hier waren Zwitter; zum großen Pu-

blicum gehörten sie nicht, weil, wenn es auch noch so denkt, es doch nicht mehr so spricht; seine Bildung hat eine andere Teinture gewonnen. Das äußere Arrangement aber trennte sie von der Bühne, was ihr Boden ist, um zu wirken. Sollte das Stück vor dem größern Publicum wiederholt werden, würde ich ein anderes Arrangement daher für zweckmäßiger halten, und allenfalls ein zweites Zwischentheater zu erbauen anrathen, wo das Publicum durch Tracht und Stellung sich von vornherein als mitspielend zu erkennen gäbe.

Durch das Arrangement, wie es war, gingen einige Scenen von drastischer Wirkung ganz verloren, weil die Bilder Schwarz in Schwarz gemalt waren, so die Knebelung Böttiger's, der plötzlich erwachte Enthusiasmus Schlosser's und seine Hinausführung. Auf erhöhten Bretern, gehörig gruppirt und beleuchtet, würden es Hauptmomente der Posse geworden sein; jetzt war es eine Katzbalgerei in einem dunkeln Gedränge vorgenommen, undeutlich den Zuschauern, welche nicht genau mit der Dichtung vertraut waren. Die Schauspieler wirkten gewiß mit bestem Willen, aber der Fisch schwimmt nur im Wasser. Nicht in ihrem Elemente, dem Publicum zu nahe gerückt, und noch dazu in einer glänzenden Hofatmosphäre, schien sie die gewohnte Sicherheit, das Selbstbewußtsein zu verlassen. Das Zusammenspiel, was sonst nicht immer der Fall ist, ward hier fast zu natürlich; aber indem sie sich ins Wort fielen, hin- und herwandten und viel pochten und klatschten, gingen viele der allerfeinsten Bemerkungen verloren. Dem Gast Döring als Böttiger gelang es zwar, in einer Scene sich die volle Aufmerksamkeit zu verschaffen und er führte seine Copie des wirklichen Böttiger mit vielem selbständigen Humor durch, auch im sächsischen Dialekt und mit einer Charaktermaske, die im Allgemeinen an den seligen Archäologen erinnerte, aber den Schluß, wie er den Knebel sprengt, und mit diplomatischer Wendung den Dichter anredet, ging in dem Gewirr verloren. Noch mehr die Schlosser'sche Katastrophe. Einer unserer bewährtesten Komiker gab ihn; diese Wahl schien mir aber nicht glücklich. Hier gehörte kein Komiker hin, um die Sache komisch zu machen. Irgend ein Heldenschauspieler oder auch nur Schreier wäre an der Stelle gewesen. Wenn ihm die plötzliche Erleuchtung kommt, daß es ein revolutionaires Stück gewesen, daß er sich versehen und bis da gepocht, wo er klatschen müssen, hätte er mit Stentorstimme durchzudringen versucht, ein Aufstand wäre erfolgt und Schlosser's Hinausschaffung bildete eine Katastrophe im Stück. Wollte man dies vermeiden? Das ganze Impromptu, von solchem Gewicht, ging ohne alle Wirkung verloren.

Indeß nicht das Arrangement allein, auch die Dichtung selbst trägt die Schuld, daß der Schluß und schon der ganze dritte Act nicht von der großartig erschütternden Wirkung waren wie die beiden ersten Acte. Tieck hatte beim Schreiben nicht an die Aufführung gedacht, daran erinnert uns die Haltung fort und fort. Sein Genius hatte ihn indeß in den beiden Acten am Hofe den komischen Pathos so dramatisch steigern lassen, daß die komische Wirkung mit der Spannung auch bei der Aufführung Schritt hält. Im dritten aber überließ er sich ganz der Leitung des alten Märchens, und die Handlung zerfällt in einzelne Begebenheiten und Reiseabenteuer, alle mit kaustischem Witz ausgestattet, aber die Entwickelung ist märchenhaft launig, nicht dramatisch. Das Publicum im Stück hat hier vollkommen recht ungehalten zu sein, und die Zwischenspiele mit dem Dichter, Hanswurst und Besänftiger müssen das mangelnde innere Leben der Handlung aufrecht halten. Beim Lesen geschieht dies auch, bei der Darstellung reichte es aber, wie wir sehen, nicht aus. Im Gedicht des Dichters ist hier das Publicum schon die Hauptperson geworden, es handelt für und statt der dramatis personae; es hat, wenn auch nicht buchstäblich, schon die Breter gestürmt, das Zwischenspiel zwischen ihm, dem Dichter, dem Maschinisten und den vorkommenden Märchengestalten ist die eigentliche neue Handlung geworden. Da aber die Einwirkung des Publicums aus den oben angeführten Ursachen nicht zu der lebendigen Wirklichkeit gediehen war, lahmte hier die theatralische Darstellung, was Jedem sichtbar wurde; und das Peinliche dieses Gefühls wurde durch den rein negirenden Schluß des Ganzen nicht gehoben. Wäre Ludwig Tieck bei voller Laune gewesen, als es bestimmt war, daß sein „Kater" zur Aufführung komme, so wäre es ihm ein Leichtes geworden, noch einen andern Schluß für Auge und Ohr hinzuzudichten, einen barock epigrammatischen, einen rührenden oder phantastischen; der König hätte Böttiger auf die Bühne rufen, ihn umarmen und zum Hofgelehrten ernennen können, oder seinen Hanswurst fortjagen und den Dichter statt seiner annehmen, oder, oder, — der leichten Umänderungen zu einem phantastischen Ausgang, zu einem kräftigen Punkt nach einem so kostbaren Satz lassen sich so viele denken.

Eine andere Frage ist eine, die vielfältig namentlich durch auswärtige Blätter widertönt, ob es denn an der Zeit war, wie die „Antigone" und „Medea" und den „Sommernachtstraum", auch dieses phantastische Märchen einer jetzt schon wieder untergegangenen Übergangsperiode unserer Bildung auf die Bühne zu rufen? Ob es nur ein Spaß, ein Privatvergnügen eines Königs war, zu sehen, wie ein solches Stück dargestellt sich ausnehme, oder ob eine Nothwendigkeit dahinter ruhte, wenigstens ein Anlaß, der in der Zeit selbst liegt, diesen Versuch zu wagen? Schreiber Dieses hat schon an anderm Orte über jene Versuche, das antike und das Shakspeare'sche Theater wieder ins Leben zu setzen, seine Meinung ausgesprochen. Würde irgend ein organischer Entwickelungsproceß unsers deutschen Theaters dadurch unterbrochen, könnte das Beispiel aus der Fremde auch nur irgendwie auf Keime eigenthümlicher Schöpfungskraft ungünstig einwirken, so wäre er entschieden dagegen. Aber wo nichts ist, da ist auch nichts zu verderben. Ein verwüstetes Land, das keinen Herrn mehr anerkennt, gehört dem Eroberer, der es bebaut. Anti-

gone und Zettel waren — nenne man es Spielereien oder Versuche; wenn sie nichts positiv genützt haben, so haben sie doch auch nichts geschadet. Negativ nutzten sie uns doch, sie wiesen uns auf große Beispiele, wie aus einer vollen, bewußten Nationalkraft, mit den einfachsten Mitteln die Alten den tiefsten Schmerz und höchsten Seelenadel, der Brite die höchste Lust der süßesten Laune zur Dichtung und zur ergreifenden und entzückenden Wahrheit auf dem Theater zu erheben wußten.

Der Dichter des „Gestiefelten Kater" hätte aber schon als deutscher Dichter nähere Anrechte; er hätte sie vor einer gerechten Nation schon längst, auch ohne seines Königs specielle Gunst, gehabt. Wo Hunderterlei versucht und bei Seite geworfen ist, warum ward nie, von keiner Bühne, der Versuch gemacht, eins von Tieck's dramatisirten Märchen in Scene zu setzen! Weil er bei seinem Auftreten zum Jungen Deutschland gehörte? Weil er auch als Kritiker und Dramaturg häufig in Opposition war mit den geltenden Tagesmeinungen? Weil er jetzt, als Dichtergreis, mismuthig auf das Treiben der Jugend blickt? Gründe genug für Unterlassungssünden der Einzelnen; aber nicht als Totalität. Daß ein königlicher Gönner die Schuld der Nation für ihren großen Dichter bezahlen mußte, bleibt für die Nation selbst eine Schuld. Zugegeben, daß diese phantastischen Märchendramen besondere Verhältnisse, Bildung, Liebhaberei voraussetzten, warum soll erst jetzt, und nur auf ausdrückliches Verlangen des königlichen Gönners, sein tragisches Märchen „Blaubart" zur Darstellung kommen? Jahrelang war davon die Rede; die vis inertiae, die Scheu vor einem Wagniß ließ es nicht dazu kommen. Was wurde nicht gewagt und versucht, um dem Mittelmäßigen Geltung zu verschaffen!

Worin Tieck sich gegen die Zeit und ihre Foderungen versündigt haben sollte, das ward in jüngster Zeit geflissentlich hervorgesucht und gerügt. Warum aber war man so lau, Das anzuerkennen, wodurch er dem Theater wieder reinen Boden im Volke zu gewinnen suchte, indem er das Publicum mitredend einführte? Zwar nur von der ironischen Seite, aber ist diese nicht, namentlich in Norddeutschland, ein Volkselement? Daß er hier auf Saiten anschlug, die vollen Anklang im gebildeten Theil der Nation fanden, beweisen die vielen Nachahmungen und Nachfolger, die gerade sein „Gestiefelter Kater" bis heute erlebte. Erwähnt sei nur Joseph v. Eichendorf aus einer frühern Zeit und K. v. Holtei aus der Gegenwart. Freilich auch von diesen hat Keiner bis auf die reale Bühne dringen können, die ihre Thore den Eckenstehern und andern Vertretern der berlinischen Sarkasmen willig und weit aufthat, während sie vor dem geistreichen Witz sich spröde verschloß, weil — weil man die Bühne herabziehen zu müssen glaubte, zur Hefe des Pöbels, statt sie auf den Schultern des edlern Volksbewußtseins zu erheben. Holtei's „Beschuhte Katze"*), die jetzt im Druck erschienen ist, hat verschiedene Urtheile erfahren, großen Beifall, wo der Dichter sie selbst durch seine Vorlesung lebendig werden ließ, Rüge, wo sie flüchtig gelesen wurde, weil man nur eine Nachahmung oder gar Parodie des Tieck'schen „Kater" darin sehen wollte. Eine Parodie liegt freilich zu Tage, aber nicht des „Kater", sondern des „Sohn der Wildniß". Scheint das kritische Deutschland doch so arm an wahrer Kritik, daß sich kaum eine Stimme gegen diese glänzende sentimentale Unnatur erhoben hat. Ich kann nicht umhin, die Parodie im Holtei'schen Märchen für gelungen zu finden. Daß es im Lesen nicht den brillanten Effect macht wie beim Surrogat der Darstellung, bei der belebten Vorlesung, ist eine Sache für sich. Es ward, wenn nicht für die Bühne, doch für eine lebendige Darstellung geschrieben. Auch eine Nachahmung des großen Meisters möchte ich Holtei's leichtere Schöpfung nicht nennen; nur in die gegebene Form goß er die Betrachtung über einen neuen Gegenstand. Er setzte das Tieck'sche Volksspiel fort für seine Zeit; daß das Theater dafür nicht empfänglich war, daß es nicht der Tieck'sche Humor und die Tieck'sche Dialektik sind, dafür kann der Dichter nicht. Er gab nach seiner Kraft.

Welche Folgen die Aufführung des „Gestiefelten Kater" haben wird, weiß ich nicht; es ist selbst noch ungewiß, ob er zur Darstellung vor dem Publicum kommen wird. Wird er dann Nachfolger erhalten! Ach, welche neue Stoffe böte die Gegenwart für das Spiel auf den Bretern und vor den Bretern! Aber ob dafür ein Tieck sich wieder erwarten ließe! Und wenn — die große Scheere ließe nicht die Hälfte von Dem zur Besprechung, was 1797 frei gesagt werden durfte! Eine Schule für die Schauspieler war die Darstellung. Wie Manchen hörte man sagen, das sei zu fein für die Breter, da reiche die Kunst nicht aus, um es dem Publicum verständlich zu machen. Dies Problem wäre gelöst. Dem Vernehmen nach soll auf den „Gestiefelten Kater" die „Verkehrte Welt" folgen. Durch manche stumme Händedrücke am Schluß der Vorstellung sprach sich das Entzücken der Männer aus, welche dazumal jung waren, und man verspottete sie, daß sie über den neuen Geschmack entzückt waren. Funfzig Jahre mußten sie warten, um zu triumphiren. W. Alexis.

*) Die beschuhte Katze. Ein Märchen in drei Acten mit Zwischenspielen. Von Karl von Holtei. Berlin, A. Duncker. 1843. 12. 15 Ngr.

Beiträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelm's III. sowie einiger Staatsdiener und Beamten seiner nächsten Umgebung. Aus eigener Erfahrung und mündlich verbürgten Mittheilungen zusammengetragen von Minutoli. Nachtrag. Berlin, Mittler. 1844. Gr. 8. 10 Ngr.

Es ist erfreulich, daß der Verf. sich durch die Polemik eines Recensenten in der „Allgemeinen Preußischen Zeitung" keineswegs hat von einer Fortsetzung seiner Beiträge abschrecken lassen, und wir können unsers Theils versichern, daß die an der ersten Sammlung in Nr. 37 d. Bl. belobten Vorzüge auch in diesem Schriftchen wieder hervortreten. Die Treue und Anhänglichkeit an den geliebten Landesherrn steht mit der Liebe zur Wahrheit im engen Bunde. Und so erfahren wir

auch in diesen wenigen Blättern manches Neue und Interessante über König Friedrich Wilhelm III. Dahin gehört aus dessen Jugendgeschichte die Noth und Verlegenheit, welche er an Friedrich's II. Tafel ausstand, wenn der König von ihm wie von andern seiner Gäste die Erklärungen der römischen und griechischen Geschichtsdarstellung verlangte, die auf den porzellänenen Tellern angebracht waren: ein Umstand, der die längere Befangenheit des jungen Prinzen zu erklären wohl geeignet ist. Daß der König Friedrich Wilhelm unaufgefodert den Vorlesungen über Experimentalphysik und Astronomie beiwohnte, welche Hr. von Minutoli zur Belehrung der königlichen Kinder veranstaltet hatte und eben diese nicht selten auf ihren technischen und Kunstexcursionen begleitete, wird ebenfalls Vielen neu sein, sowie die auf S. 31—34 angegebenen Einzelheiten über die Arbeitsweise des Königs. Ferner ist es ein schöner Beweis von der dankbaren Gesinnung des Monarchen, daß er 1812 den damaligen König von Neapel, Murat, in Charlottenburg mit wahrer Herzlichkeit empfing, weil er nie vergessen wollte, wie freundlich sich derselbe gegen ihn während der Friedensunterhandlungen zu Tilsit benommen hatte. Endlich wird man den im „Militairwochenblatte" von 1843 zwar gedruckten, aber Vielen unzugänglichen Entwurf zur Reorganisation des Heeres hier (S. 17 fg.) genau wiederfinden, da derselbe ursprünglich vom Könige eigenhändig geschrieben war und die Grundzüge vieler wesentlichen Einrichtungen enthält, die seit 1807 getroffen worden sind. 9.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Neuere Geschichte Schwedens.

Die Geschichte des vorigen Königs von Schweden von Touchard-Lafosse, dem bei der Abfassung seines Werks Wenigen zugängliche Quellen zu Gebote gestanden zu haben scheinen, dürfte gerade gegenwärtig von besonderm Interesse sein, und wir machen deshalb, obgleich sie schon vor mehren Jahren erschienen ist, noch einmal darauf aufmerksam. Ein anderes wichtiges Geschichtswerk, in dem das Leben des vor kurzem verstorbenen Königs wenigstens zum Theil behandelt wird, ist der kürzlich erschienene „Abrégé de l'histoire de Suède" von M. L. Lemoine. Der Verf. ist eine Reihe von Jahren hindurch Erzieher des jetzigen Königs von Schweden gewesen und dürfte in dieser Stellung wol Gelegenheit zu vielfachen Beobachtungen und Studien gehabt haben. Im Allgemeinen scheint seine Darstellung unparteiisch und im würdigen Tone gehalten zu sein.

Agronomisches.

Savoyen hat am Ritter Bonafous einen Agronomen ersten Ranges, dem sein Vaterland einen Experimentalgarten verdankt, wie ihn nicht leicht ein anderes Land aufzuweisen hat. Dieser ausgezeichnete Gelehrte hat die französische Literatur vor kurzem mit einem kleinen Werkchen beschenkt, das nicht ohne Interesse ist. Wir meinen seine neue Ausgabe der „Cueillette de la soie par la nourriture des vers qui la font", ein Bruchstück aus dem umfassenden „Théâtre d'agriculture" von Olivier de Serres. Man weiß, daß Olivier de Serres, Seigneur du Pradel, zuerst den Maulbeerbaum in Frankreich eingeführt hat. 2.

Bibliographie.

Arndt, E. M., Versuch in vergleichender Völkergeschichte. 2te Auflage. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Die deutsche Bewegung in Holstein. Leipzig, Weidmann. 8. 2 Thlr.

Deinhardt, J. H., Beiträge zur religiösen Erkenntniß. Hamburg und Gotha, Fr. und A. Perthes. Gr. 8. 20 Ngr.

Förstemann, K. E., Georg Friedrich Haendel's Stammbaum, nach Originalquellen und authentischen Nachrichten aufgestellt und erläutert. Leipzig, Breitkopf und Härtel. Gr. Fol. 20 Ngr.

Franke, R., Assur. Eine Episode aus der sündflutlichen Zeit. Leipzig, Weidmann. Gr. 12. 15 Ngr.

Gambihler, J., Handbuch für Reisende nach London und dessen Umgebungen. Mit einem Plane Londons und andern Beilagen. München, Literar.-artistische Anstalt. In englischem Einband. 2 Thlr. 10 Ngr.

Götzinger, M. W., Deutsche Dichter. Erläutert. Für Freunde der Dichtkunst überhaupt und für Lehrer der deutschen Sprache insbesondere. 1ster Theil. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Hartknoch. 8. 3 Thlr.

Guerike, H. E. F., Der Calvinismus Unionsvehikel und „Kirchenkrücke"? Eine aphoristische freundliche Erwiderung auf den Neujahrsgruß der evangelischen Kirchenzeitung für 1844, an die Gemeine. Leipzig, Gebauer. Gr. 8. 5 Ngr.

Hitzig, J. E., Vollständige Acten in der wider mich auf Denunciation des Criminalgerichts zu Berlin eingeleiteten fiscalischen Untersuchung wegen angeblicher Beleidigung dieses Gerichts durch öffentliche Kritik einer von ihm in der Schelling-Paulus'schen Angelegenheit erlassenen Verfügung. 1stes Heft: Veranlassung zur Denunciation. Die Untersuchung. Leipzig, Weber. 8. 7½ Ngr.

Hofmann, F. G., Lebensbeschreibung des Ablaßpredigers Dr. Joh. Tezel. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Kirchenreformation im 16. Jahrhundert. Leipzig, Schwickert. Gr. 8. 20 Ngr.

Kobbe, P. v., Der Criminal-Proceß wider den zum Tode verurtheilten Jochim Hinrich Ramcke und meine Intervention. Nebst einem Nachtrage, enthaltend eine Beurtheilung der Schrift: Geständniß und Widerruf. Ratzeburg. 8. 1 Thlr.

Lichterfeld, F., Gedichte. Manheim, Zeiler. 16. 25 Ngr.

Meier, C., Der Schachkampf in Paris, im November und December 1843, zwischen Staunton und de St.-Amant. Mit Anmerkungen und Varianten. Nebst einem Anhange über das hundertste Endspiel des Philipp Stamma, von Aleppo. Zürich, Meyer und Zeller. Gr. 8. 15 Ngr.

Nagel, Th. H., Reise-Erfahrungen über den gegenwärtigen Zustand des Realschulwesens in Deutschland. Mit besonderer Berücksichtigung des Gegensatzes zwischen Preußen und Würtemberg. Ulm, Heerbrandt und Thämel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Leipziger Religionsfrage: Wie dünket euch um die Höllenfahrt Christi? verworfen von Herrn Nr. 56, beantwortet und allen wahrhaft denkgläubigen Christen, sowie insbesondere allen Geistlichen und Schullehrern, die es amtlich zu thun haben mit dem apostolischen Bekenntnißworte: „niedergefahren zur Hölle" zur Prüfung und Beherzigung empfohlen. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Rosen, G. v., Bilder aus Spanien und der Fremdenlegion. 2ter Theil, nebst einem Anhange, enthaltend: die Unternehmungen Muñagorris. Kiel, Bünsow. 8. Preis beider Theile 2 Thlr. 15 Ngr.

Rückert, F., Herodes der Große, in zwei Stücken. 2tes Stück: Herodes und seine Söhne. Stuttgart, Liesching. 8. 1 Thlr.

Sanders, H. D., Das Volksleben der Neugriechen, dargestellt und erklärt aus Liedern, Sprüchwörtern, Kunstgedichten, nebst einem Anhange von Musikbeilagen und zwei kritischen Abhandlungen. Manheim, Bassermann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schmidthammer, W., Gedichte. 2ter Theil. Leipzig, Schreck. 5 Ngr.

Strampff, H. L. v., Kritische Briefe über den Entwurf des Strafgesetzbuches für die preußischen Staaten. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tegnér, E., Reden. Aus dem Schwedischen übersetzt von A. Homberg. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 25 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 137. —— 16. Mai 1844.

Stimmen über Östreich.

1. Östreich. Städte, Länder, Personen und Zustände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Östreich und dessen Zukunft. Dritte Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1843. 8. 1 Thlr.
3. Der Fortschritt und das conservative Princip in Östreich. In Bezug auf die Schrift: „Östreich und dessen Zukunft." Von Fr. S. Leipzig, Ph. Reclam. 1844. 12. 1 Thlr.
4. Politische Memorabilien aus Östreichs Neuzeit. Leipzig, Ph. Reclam. 1844. 8. 1 Thlr.
5. Östreich im Jahre 1843. Zweite Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1843. 8. 1 Thlr.
6. Östreich und seine Staatsmänner. Zwei Bände. Leipzig, Ph. Reclam. 1844. Gr. 8. 4 Thlr.
7. Ist Östreich deutsch? Leipzig, Weidmann. 1843. 12. 10 Ngr.
8. Böhmens Zukunft und Östreichs Politik vom Standpunkte der Vergangenheit und Gegenwart. Zwei Bände. Leipzig, Ph. Reclam. 1844. 8. 3 Thlr.
9. Briefe aus Wien. Von einen Eingeborenen. Erster Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
10. Spaziergänge eines zweiten wiener Poeten. Zweite Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1843. 8. 1 Thlr.
11. Revue östreichischer Zustände. Zwei Bände. Leipzig, Ph. Reclam. 1842—43. 12. 2 Thlr.

Seit etwas mehr als einem Decennium hat sich ein eigener Zweig der Literatur gebildet, der mit den „Spaziergängen eines wiener Poeten" zu keimen begann, an der Juliussonne in Saft trat und vom Tode Kaiser Franz I. an immer zahlreichere Schößlinge trieb. Es sind dies die östreichischen „Censurflüchtlinge", Auswanderer der verschiedensten Stände und Meinungen, die ihre geistige Habe dem Schutze einer Stammverwandten, der deutschen Presse, anvertrauen und sich zu derselben in das nämliche Verhältniß stellen, in welchem diese selbst zu der schweizerisch- und französisch-deutschen Publicität steht. Hier tritt uns eine Erscheinung entgegen, die in der Geschichte schon öfter dagewesen ist und mit Nothwendigkeit eintreten muß, wenn geistige Berechtigung mit der Staatsgewalt in Widerspruch geräth und in der Verfassung keinen Platz findet, von dem aus sie ihre Stimme laut werden lassen kann. Als Ludwig XIV. erklärte: L'état c'est moi, und die religiöse Opposition durch Dragonnaden, die politische durch die Bastille zum Schweigen zu bringen suchte, flüchtete sich diese unter die Firma Peter Hammer nach Köln, in die holländischen Buchdruckereien, und ließ von dort ihre Protestationen in alle Welt ergehen. Als Napoleon sein Netz über den Continent gebreitet hatte, entwischten, wie eng auch die Maschen sein mochten, hundert große und kleine Vögel, und ihren Gesang, der in den Ohren des Herrschers übel genug klang, trug eine Luftwelle zur andern weiter, bis er Niemandem mehr ein Geheimniß war. In Deutschland hat sich, wie es sich für das Mutterland der Erfindung Gutenberg's und der Reformation ziemt, die Freiheit des Gedankens und der Rede völliger Unterdrückung stets zu entziehen gewußt; es war von jeher die Stätte, auf der alle Parteien ihre Kämpfe mit der „artillerie de la pensée" ausfochten. Dieses schöne Vorrecht hat ihm die Unbill der Zeiten oft geschmälert, allein ganz wurde es ihm niemals entrissen, konnte und durfte es nicht werden, wenn Deutschland nicht seines eigenthümlichsten Wesens, seiner trotz aller politischen Zerrissenheit noch immer imponirenden weltgeschichtlichen Stellung verlustig gehen sollte. Gerade im gegenwärtigen Augenblicke, da die der öffentlichen Erörterung bei uns gesetzten Schranken wieder enger zu werden scheinen, ist es erfreulich zu sehen, wie die deutsche Presse ihrem Berufe, Lehrerin der Nation zu sein, nachzukommen sucht und, was ihr auf der einen Seite an Spielraum gebricht, auf der andern durch vermehrte Thätigkeit einbringen will. Insbesondere dadurch, daß sie die Angelegenheiten eines dem Gesammtvaterlande mehr oder weniger entfremdeten, aber durch so viele Bande an dasselbe geknüpften Reiches in den Kreis ihrer Besprechungen zieht, erwirbt sie sich um die politische Bildung der Nation ein wesentliches Verdienst. Der praktische Einfluß, den die Schriften, welche uns zu diesen Betrachtungen veranlassen, ausüben, mag vor der Hand nur ein geringer sein; jedenfalls ist schon die Thatsache ihres Erscheinens von Wichtigkeit, weil sie darauf hindeutet, daß die Zeit für Östreich nahe ist, in der es eine höhere Stufe staatlicher Entwickelung betreten wird.

Die Gattung Schriften, von denen wir hier einige zur Anzeige bringen, entspringen zunächst einem Bedürfnisse, das auf naturgemäßem Wege entstanden ist und als wirklich vorhanden anerkannt werden muß. In Östreich hat sich nämlich — Dank Marien Theresien, die sich zuerst der Volkserziehung mit Eifer annahm und den Anstalten dafür eine humanere Richtung gab — der Mittelstand zu einer zahlreichen, wohlhabenden und

unterrichteten Classe herangebildet, die über ihre Lage ziemlich im Klaren ist, über die Mittel sie zu verbessern nachdenkt, ihren Wünschen Beachtung, ihren Einsichten Geltung verschaffen möchte. Der Weg dazu ist ihr so gut als völlig verschlossen; die Wirksamkeit der Landstände, in denen ohnedies das Bürgerthum unverhältnißmäßig schwach repräsentirt ist, ist fast bedeutungslos geworden, und wie diese stehen alle andern Körperschaften unter einer in das Kleinste eingehenden Bevormundung und werden zu einer selbständigen Vertretung ihrer Interessen nicht zugelassen. Der politische Theil der periodischen Presse ist, zwar nicht durch den Wortlaut der Gesetze, aber in Folge der Art ihrer Handhabung, auf bloße Neuigkeitskrämerei angewiesen, und selbst die geringfügigsten Erörterungen bleiben aus seinem Bereiche ausgeschlossen. Man empfindet diese Beschränkungen um so schmerzlicher, als man stamm- und sprachverwandte Länder im Genusse eines, mit dem eigenen verglichen, hohen Grades von politischer Freiheit blühen sieht; man empfindet sie am schmerzlichsten dort, wo nach langem Schlummer nationales Bewußtsein erwacht ist und sich in volksthümlichen Gestaltungen verkörpern will. Dazu kommt, daß sich sogar in den obersten Schichten der Gesellschaft Einzelne unbehaglich fühlen, deren Ehrgeiz die Ehrenvorzüge, welcher sie sich erfreuen, nicht befriedigen, deren Thatendrang weder in der Einsamkeit des Land- noch im Wirbel des Residenzlebens zusagende Beschäftigung findet, die Vergleichungen anstellen zwischen ihrer Stellung und jener eines englischen Reichspairs oder auch nur eines ungarischen Magnaten. Alles was sich da regt, sucht sich Bahn zu machen; wo aber dem Strom das Bett zu enge wird, übersteigt er die Dämme, wenn er sie nicht durchbrechen kann. Daß sich, um auf das im Eingang gebrauchte Bild zurückzukommen, an den Zweig Schmarotzerpflanzen ansetzen, oder mit andern Worten, daß sich literarische Industrie und Büchermacherei auf östreichische „Politik" und vorzüglich „Scandalosa" als auf einen Artikel, der „gut geht", geworfen hat und in demselben allerlei verlegene, verdorbene und unechte Waare zu Markte bringt, kann den Gesichtspunkt, aus dem wir diese Literatur zu betrachten haben, nicht verrücken.

Über die Verfassung Östreichs finden wir in keiner der uns vorliegenden Schriften der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessene Auseinandersetzungen. Am ausführlichsten verbreitet sich darüber Nr. 2, die Ausdehnung der landständischen Befugnisse und Einführung von Reichsständen wünscht. Um diesen Wunsch zu begründen und die Nothwendigkeit einer umfassenden Reform zu beweisen, unterwirft sie das gesammte Staatswesen einer schonungslosen, überall die Schattenseite hervorhebenden Kritik. Alle Stützen, behauptet der Verf. von „Östreich und dessen Zukunft", auf denen das östreichische Staatsgebäude ruht, seien morsch — weder im Volksthum und Nationalgefühl noch im Adel, weder in der Büreaukratie noch im Heere, auch nicht im tiersétat und ebenso wenig in der Religion besitze es Bürgschaften der Fortdauer. Und doch hat dieses Staatsgebäude dem stärksten Sturme widerstanden, der seit der Völkerwanderung über Europa gezogen ist; man muß also zugeben, daß ihm eine vis inertiae innewohnt, die ihm eine Garantie des Bestehens gewährt. Was nun die Reichsstände betrifft, so werden sie wol noch lange zu den frommen Wünschen gehören; die Landstände jedoch scheinen in der That allmälig wieder größere Bedeutung zu gewinnen, und vielleicht ist der Zeitpunkt nicht fern, in dem sie, zweckmäßig umgestaltet, die ihnen geschichtlich und rechtlich zukommenden Verrichtungen im staatlichen Organismus übernehmen werden. Jetzt ist ihre Zusammensetzung und ihr Wirkungskreis in den einzelnen Provinzen sehr verschieden — in Böhmen, Galizien, Tirol (wo allein neben dem Adel, der Geistlichkeit und dem Bürgerstand auch der Bauernstand vertreten ist) und dem Lombardisch-venetianischen Königreich üben sie verhältnißmäßig den meisten Einfluß, im Erzherzogthum, in Steiermark, Kärnten und Krain sind sie ohne alles politische Gewicht und nur im Besitze gewisser administrativer Befugnisse. In allen diesen Ländern haben sie übrigens bekanntlich blos berathende Stimmen, und insbesondere geht die Festsetzung des Steuerbetrags einzig von der Regierung aus, ohne daß den Ständen in Beziehung auf die Verwendung desselben irgend eine Controle zusteht. Noch im Laufe des 18. Jahrhunderts machten landständische Körperschaften im Kaiserthume von dem Steuerbewilligungs- oder eigentlich Verweigerungsrechte Gebrauch; so setzten z. B. die Stände der Steiermark die Summe von 750,000 Gulden, welche Joseph I. 1707 postulirte, auf 492,000 herab, und diese Bewilligung blieb völlig entscheidend. In den landesfürstlichen Postulatrescripten, Recessen u. s. w. aus jener Zeit wird auch das ständische Steuerbewilligungsrecht in seinem ganzen Umfange anerkannt. Seit der Wiederherstellung der ständischen Verfassungen, welche in den dem Deutschen Bunde einverleibten Provinzen dem 13. Artikel der Bundesacte gemäß stattfand, hat unsers Wissens eine einzige ständische Corporation dieses alte Recht geltend zu machen versucht. Im J. 1817 nämlich gaben die Stände Kärntens ein Beispiel, das nahe an Steuerverweigerung streifte, indem sie geradezu die Unmöglichkeit aussprachen, den postulirten Steuerbetrag, welchen sie mit einer Kriegscontribution verglichen, zu bezahlen. Die wiederholten Vorstellungen derselben Stände — die sich indessen stets sehr patriotisch bewiesen haben und bereits 1578 auf dem Tage zu Bruck zur Bestreitung der Kosten des Grenzschutzes den höchsten Steueransatz mit den Worten zur Bezahlung übernahmen: Wenn es die Andern nicht zahlen wollen, werden schon wir es thun — sind in neuester Zeit nicht ohne Wirkung geblieben, als es sich darum handelte, eine Erleichterung der auf das Land (von dem Nr. 1 eine anziehende, mit Vorliebe geschriebene Schilderung gibt) schwer drückenden Grundsteuer (früher durchschnittlich 24, seit 1843 $17^{86}/_{100}$ Procent des Reinertrags) durchzusetzen. Durch eine unparteiische und freimüthige Geschichte der Landstände, wir

Baiern sie in dem Werke Rudhart's besitzt, könnte sich ein östreichischer Geschichtsforscher um sein Vaterland bleibendes Verdienst erwerben.

Über den Stand der östreichischen Finanzen, hauptsächlich das Staatsschuldenwesen, bringt Nr. 2 ausführliche Angaben, deren Richtigkeit aber von mehren Seiten bestritten worden ist. Wir können uns hier nicht darauf einlassen, zu untersuchen, inwiefern sich die gelieferten Daten bewähren, und beschränken uns auf die Bemerkung, daß Öffentlichkeit des Staatshaushalts ein Prüfstein ist, den eine das Beste des Volks mit Eifer und Geschicklichkeit fördernde Regierung in unsern Tagen nicht mehr scheuen sollte. Von übertriebener Geheimnißkrämerei, die einst das Axiom einer jetzt zum Glücke veralteten Staatsweisheit war, hält sich jedoch die östreichische Regierung entfernt; man findet ja in der von Dr. Springer, Professor an der wiener Universität, 1840 herausgegebenen „Statistik des östreichischen Kaiserstaats" in dem Abschnitte: die Finanzverwaltung (Bd. 2, S. 153—234) eine genaue, ohne Zweifel aus officiellen Quellen geschöpfte Darstellung dieses Zweiges der Administration, und bereits wurden Vermuthungen laut, daß eine mindestens so weit wie in Preußen gehende Veröffentlichung des Budgets in kurzem zu erwarten stehe.

Handels- und Zollsachen bespricht ausführlich Nr. 5, in einem der von der Regierung befolgten Handelspolitik nicht günstigen Sinne. Bekanntlich hat in neuester Zeit die Herausgabe statistischer Tabellen zur Kunde dieses wichtigen Gegenstandes viel beigetragen, und es ist nicht zu zweifeln, daß man fortfahren wird, denselben auf diesem Wege zu beleuchten. In England, dessen Beispiel in Handels- und Industriesachen wol Beachtung verdient, holt die Regierung in solchen Angelegenheiten gewöhnlich Gutachten von Fachmännern ein, und dies ist auch in Frankreich und hier und da in Deutschland der Fall. In Östreich, glauben wir, ist es bisher selten vorgekommen, obwol die in allen Provinzen bestehenden gewerblichen Vereine sich dazu eignen, von der Regierung auf diesem Gebiete als berathende Organe benutzt zu werden. Vorzüglich verdiente die Thätigkeit der Landwirthschaftsgesellschaften von oben jede Aufmunterung und die Lage des Bauernstandes von den Schriftstellern über Östreich mehr Berücksichtigung, als ihr gewöhnlich zu Theil wird. In keiner der uns vorliegenden Schriften finden wir den Zustand dieses zahlreichsten und wichtigsten Theiles der Bevölkerung (nach Springer leben ungefähr 23 Millionen von der Urproduction) auch nur in einigermaßen genügender Weise zur Sprache gebracht, während doch gerade hier der Freund seines Vaterlandes so manchen Übelstand rügen und Vorschläge zur Abhülfe daran knüpfen könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sprüchwort gegen Sprüchwort.

Das englische „Athenaeum" vom 11. Dec. 1841 enthielt einen hübschen Aufsatz über die Inconsequenz der Sprüchwörter. „Sprüchwörter", hieß es, „sind Sägen. Aber Jedermann wird zugeben, daß sie nicht zweischneidige Sägen sein, nicht Regeln festsetzen sollten, die einander schnurstracks zuwiderlaufen und daher Diejenigen irre führen müssen, die sich ihrer Leitung überlassen. Denn sind auch nicht alle Menschen so mit Sprüchwörtern gestopft wie Panza I., König von Baratarien, so haben doch die Meisten dies oder jenes Lieblingssprüchwort, das sie unwillkürlich zur Norm ihrer Handlungen nehmen." Sehr wahr, und in verwandter Beziehung genau Dasselbe, was unter der Überschrift „Geld eine alte Hexe" in Nr. 318 d. Bl. f. 1843 hinsichtlich der Widersprüche höchst achtbarer Autoritäten in Betreff des Geldes gesagt worden ist. Der fragliche Aufsatz hat den Gegenstand nicht abgeschlossen, und Nachfolgendes soll auch blos eine Fortsetzung sein.

Jungen Leuten wird die ehrwürdige Maxime gepredigt: „Sparst du den Heller, spart der Thaler sich von selber." Hört man dagegen, daß man kleine Töpfe nicht zur Stütze der großen machen dürfe — welcher Mahnung sollen sie gehorchen? „Frustra habet, qui non utitur", sagen wir Lateiner, auf deutsch: Wer nicht genießt, was er besitzt, dem es nichts nützt. Darauf repliciren die Schotten: „A fool may gain money, but it takes a wise man to keep it" — Geld erwerben kann ein Narr, es behalten nur ein Weiser. „Geld macht Noth", behauptet ein Sprüchwort; „Umsonst ist nur der Tod", ein anderes; „Wer Geld hat, hat Sorgen", ein drittes; „Wer kein Geld hat, muß borgen", ein viertes, und ein fünftes: „Borgen macht Sorgen." „Der Sperling in der Hand ist besser als die Taube auf dem Dache", „Gewißheit ist besser als Hoffnung", „Strecke den Arm nicht weiter als er reicht", und: „Wagen gewinnt, wagen verliert." Alles recht gut. Aber: „Wer nichts wagt, gewinnt nichts", „Riskire einen Wurm, um einen Fisch zu fangen", „Gewinn das Pferd, oder verliere den Sattel", und im Englischen: „He that was born under a three-halfpenny planet, will never be worth twopence." „Principiis obsta" auf der einen, „Prius antidotum quam venenum" auf der andern Seite. „Quidquid agis, prudenter agas et respice finem", schrieb ein Student von außen über seine Stubenthür, von innen: „Fang nur an zu weben, Gott wird das Garn schon geben." Der kluge Rath: „Sieh dich vor, ehe du springst", wird durch: „Wer sich immer vorsieht, bleibt stehen", völlig neutralisirt. „Vorgethan und nachbedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht", lehrt die Vorsicht. „Wer nichts Böses thut, hat nichts Böses zu fürchten", erwidert das Selbstvertrauen. „Mach dich auf das Schlimmste gefaßt, das Beste kommt von selbst", warnt die Vorsicht. „Ruf den Teufel und er hat dich beim Schopfe", trotzt das Selbstvertrauen. Ist das Unheil geschehen, sollte man denken, es könne gar nicht zweifelhaft sein, was am klügsten zu thun. Und doch. „Wenn der Rappe gestohlen ist, verschließ den Stall." Nicht so eilig. „Besser spät als gar nicht." Im Punkte des Fleißes und der Mäßigkeit, nun da redet das Sprüchwörterorakel gewiß mit Einer Stimme. Bei Leibe. Allerdings sagt es: „Denk an die Ruh', arbeit' aber immer zu." Es sagt indeß auch: „Dum vivimus, vivamus"; „Apollo hält seinen Bogen nicht fortwährend gespannt"; „Immer Arbeit, niemals Spiel, ist für den besten Menschen zu viel"; im Englischen: „All work and no play makes Jack a dull boy." „Morgenstunde hat Gold im Munde." Recht schön. Aber in Ray's englischen Sprüchwörtern steht: „Early up and never the nearer" — Früh auf bringt nicht schneller ans Ziel. Und wie verträgt sich: „Selber ist der Mann", oder: „Willst du etwas gut besorgt haben, so gib dem Jungen einen Dreier und thu es selbst", mit: „Wer sein eigener Advocat ist, hat einen Narrn zum Clienten"? „Im Verzug ist Gefahr", und: „Was du heute kannst besorgen, laß das nicht bis morgen". Es gibt Menschen, die das befolgen. Andere befolgen die Erfahrungssprüche: „Eile mit Weile"; „Gut Ding will Zeit haben"; „Langsam kommt auch nach"; „Gehe langsam, so stolperst du nicht"; „Gut und schnell ist selten beisammen"; „Was heute nicht wird gethan, steht vielleicht auch morgen

an". „Ein rollender Stein bemoost nicht", behaupteten schon die alten Griechen. Sie meinten aber auch, es sei rathsam, zwei Sehnen für seinen Bogen zu haben, und darüber herrscht längst kein Zweifel, daß die eine dumme Maus ist, die blos Ein Loch hat. „Ein gesparter Bissen ist besser als ein gedarbter", und: „Ein gesparter Pfennig ein verdienter", würde ganz glaubwürdig sein, wenn nur nicht: „Was gute Hausfrauen sparen, das fressen die Katzen." „Trinke, bis du toll und voll, dann geht's dir, wie es muß und soll", d. h. schlecht. Gleichwol: „Kinder und Betrunkene schützt Gottes Hand", und wer gern Wahrheit redet und hört, muß mit Zechbrüdern Wein trinken und sich benebeln, denn „In vino veritas". Die Römer sagten: „Vestis facit virum." Just das Deutsche „Kleider machen Leute." Aber die Römer sagten auch: „Esse potius quam videri", und wir Deutsche sagen: „Guter Wein bedarf keines Kranzes." Überhaupt ist es eine kitzliche Sache mit der Beurtheilung nach der äußern Erscheinung. In Schottland heißt es: „If you be na a thief, be na thief-like", — Bist du kein Spitzbube, so sieh auch keinem ähnlich. Und in der ganzen Welt heißt es: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist." Dennoch will Niemand einen Feigling oder Schurken für einen tapfern oder guten Menschen halten, wenn er ihn, wie sich das wol fügt, mit guten und tapfern Menschen im Verkehr sieht. Mindestens ein Dutzend Sprüchwörter kommen auf das eine hinaus: „Wähle dir zu deinem Weib ein Mädchen schmuck an Seel' und Leib." Wie kann aber der Mann Vertrauen dazu haben, wenn er dagegen hört: „Je schmucker als Mädchen, desto schmuziger als Frau"? „Ein Mann ist halb zu erkennen, wenn man ihn sieht, und ganz, wenn er spricht." Dessenungeachtet wird versichert: „Ein Mann kann sprechen wie ein Weiser und handeln wie ein Thor." „Guter Anfang bringt gutes Ende" paßt nicht recht zu „Ende gut, Alles gut", und wer aus dem Regen unter die Traufe kommt, thut es wahrscheinlich in der trügerischen Überzeugung: „Was nicht schlechter werden kann, muß besser werden." Es ist schmerzlich, daß sogar der erste Grundsatz hausbackener Moral: „Ehrlich währt am längsten", von den Sprüchwörtern nicht allgemein anerkannt wird. „Wenn ehrliche Leute spielen, gewinnen die Schurken"; „Wenn die Spitzbuben sich zanken, werden sie ehrliche Leute", und: „Ein ehrlicher Tropf, ein dummer Tropf." Nicht besser ergeht es der echt christlichen Lehre vom Vergessen und Vergeben und der Auffoderung, nach Empfang eines Backenstreichs den andern Backen darzubieten. Die Sprüchwörter erklären sich stark dagegen. „Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil"; „Wie es in den Wald hineinschallt, schallt es heraus"; „In welcher Münze dich einer bezahlt, in solcher bezahl' ihn wieder." Die Franzosen rathen: „Langue de miel, coeur de fiel"; die Engländer: „Fair words hurt ne'er a bone, but foul words break many a one"; die Schotten: „Better fleech (schmeichle) a fule as fecht him." „Ein freundlich Gesicht ist das beste Gericht." O ja, aber: „Schöne Worte buttern keine Petersilie", wie trotz der Wahrheit: „Hunger ist der beste Koch", die wenigsten Soldaten ihr trockenes Commisbrot einem fetten Schweinebraten vorziehen werden. „Eine gute Erzählung läßt sich zweimal anhören", stimmt weder mit dem Lateinischen: „Eadem oberrat chorda", noch mit dem Französischen: „Toujours perdrix", noch mit dem Englischen: „Too much of one thing is good for nothing", noch mit dem Deutschen: „Zu viel des Guten ist ungesund." Niemand leugnet die Nutzlosigkeit, eine ertrunkene Maus mit Wasser zu begießen, ein Ei mit einem Schmiedehammer zu zerschlagen und eine Mücke zu rädern, und Niemand leugnet doch auch: „Nichts kann zu gut gethan werden." „Virtuti inimica quies" verstößt gegen: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", und „Ein Narr weiß nicht, wann zu schweigen", oder: „Viel Geschrei und wenig Wolle" gegen: „Ein blöder Hund wird niemals fett". „Bitler Rath ist der beste." Nein, nein: „Viele Köche verderben den Brei." Aber sonderbar! „Kein Feuer ohne Rauch", und „Vox populi, vox Dei", dawider lehnt sich kein Sprüchwort auf. 14.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Erziehung und Pädagogik.

Neuerdings erschien zu Strasburg die Fortsetzung eines lobende Anerkennung verdienenden Werks unter dem Titel: „Histoire de l'éducation et de la pédagogique", von Theodor Fritz. Diese Geschichte der Erziehung bildet den dritten Theil und das vierte Buch von der „Esquisse d'un système complet d'instruction et d'éducation" des genannten Verfassers. Die beiden ersten Bände, welche schon 1841 erschienen, lieferten bereits den Beweis, daß Professor Fritz ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit, richtigem Urtheil, großer Mäßigung und Unparteilichkeit ist. Man findet darin eine Darlegung aller pädagogischen Fragen, und in den zahlreichen Anmerkungen eine weitläufige Angabe der Quellen, welche man bei jeder dieser Fragen zu Rathe ziehen kann. In dem obengenannten Werke stellt er die Grundsätze auf, welche die Erziehung geleitet haben, und zeigt die verschiedenen Formen, unter denen dieselbe sich nach und nach bei allen bekannten Völkern der Erde von den ältesten Zeiten her organisirt hat. Er gibt somit gleichsam die Bilanz des geistigen und sittlichen Zustandes der Menschheit zu verschiedenen Zeiten. Den Erziehungsmethoden hat der Verf. vielleicht zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet. So hat er z. B. von Pestalozzi, von Fellenberg, Zellweger, Pater Girard und Andern zu kurz gesprochen. Als er bis ans Ende des 17. Jahrhunderts gelangt, unterscheidet er zu der Zeit vier pädagogische Schulen: die Schule der Pietisten, die der Humanisten, die der Philanthropen und die eklektische Schule; er legt ihre Grundsätze dar und macht uns mit den Schriftstellern und Erziehern bekannt, welche als ihre Häupter betrachtet werden können. 16.

Populaire Geschichtswerke.

Die Geschichte Napoleon's ist schon in allen Formen und Manieren behandelt. Werke militairischen, historischen oder blos anekdotischen Inhalts sind über diesen Heroen der neuern Zeit in Menge erschienen. Von den populairen Behandlungen dieses unerschöpflichen Gegenstandes haben in Frankreich die Werke Marco St.-Hilaire's die meiste Verbreitung gefunden. Eigentlichen historischen Werth haben dieselben nicht; indessen kann man es doch dem Verf. nicht streitig machen, daß er ein ganz geschickter faiseur ist, und das ist bei dem Publicum, auf das St.-Hilaire speculirt, die Hauptsache, worauf es ankommt. Eine ganz vorzügliche, wahrhaft volksthümliche Arbeit ist die „Histoire de Napoléon racontée par un vieux grenadier" von Balzac, die in diesen Blättern von uns bereits erwähnt ist. Etwa in demselben Sinne, obgleich nicht ganz mit dem nämlichen Geschicke geschrieben ist die „Histoire de Napoléon racontée aux enfants petits et grands" vom beliebten Feuilletonisten Louis Lurine, die vor kurzem erschienen ist. Der Verf. hat zwar im Allgemeinen den Volkston ganz gut getroffen, aber seine Erzählung steht doch hinter der Balzac's zurück, der seinen Helden ganz so gezeichnet hat, wie er in der beweglichen Phantasie der Franzosen lebt. Nicht minder anziehend sind die „Récits historiques à la jeunesse" vom Bibliophilen Jacob (Lacroix), dessen gewandte Feder jeden Stoff mit Geschicklichkeit zu behandeln versteht. Die bekannten T. Johannot, Gavarni und Gigoux haben dieses empfehlenswerthe Werk, das in Lieferungen erscheint, mit werthvollen Zeichnungen geschmückt. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 138. — 17. Mai 1844.

Stimmen über Östreich.

(Fortsetzung aus Nr. 137.)

Gegen die Bureaukratie zieht die gesammte Oppositionsliteratur, wenn man sie so nennen darf, zu Felde. Hier beschwert man sich über die ungeheure Zahl der Angestellten, dort über die großen Gehalte der hohen Beamten und über die kleinen der Subalternen; aller öffentliche Geist, behauptet man, ersticke im Actenstaub und unter der ängstlichen Bevormundung und bis ins Kleinste gehende Überwachung erlahme jede selbständige Thätigkeit. Auch gegen die Justizverwaltung werden Klagen laut; sie sei, heißt es, langsam, unsicher, kostspielig, und vorzüglich in den untern Instanzen kämen nicht selten Fälle vor, wo sie sich parteiisch und bestechlich zeige. An Thatsachen, durch welche man diese Klagen zu begründen versucht, fehlt es nicht, und es läßt sich um so weniger in Abrede stellen, daß sie zum Theil wirklich begründet seien, als das Übel, die Vielregiererei, in allen Ländern deutscher Zunge bekannt und beklagt genug ist. Sehen wir einige der Vorwürfe, die der östreichischen Bureaukratie gemacht werden, genauer an, so stoßen wir, was zuerst die Zahl der Beamten betrifft, auf sehr widersprechende Angaben. Nach Nr. 2 beläuft sie sich auf 140,000, nach Nr. 11 auf 72,000, während Springer sie auf 34,000 herabsetzt, und Nr. 3 (deren Verfasser sich die Aufgabe gewählt hat, Nr. 2 in allen Punkten zu widerlegen und sein Ziel bedeutend überschießt) behauptet, die Zahl aller in den Registern des Staatsschematismus verzeichneten Namen, von denen viele mehre Male vorkommen und viele nicht Beamten angehören, reiche lange nicht an 100,000. Wir legen diesen Ziffern, die nichts beweisen, keine Wichtigkeit bei; die Menge der auf Anstellung wartenden Aspiranten, Accessisten, Auscultanten, Praktikanten u. s. w. ist schwerlich der Meinung, die Zahl der Beamten sei zu groß. Hier möchten wir eine wunde Stelle berühren, die in unserm äußerlich so wohl — die Satire könnte es chinesische Regelmäßigkeit nennen — geordneten Staatsleben tausend schmerzliche Zuckungen verursacht. Wir haben dabei zunächst Östreich im Auge. Wer es dort nur irgend vermag, sucht seinen Söhnen eine gelehrte Erziehung zu geben, um sie für die Beamtenlaufbahn zu befähigen. Der Industrie, den Künsten, dem Ackerbau werden auf diese Weise eine Menge Köpfe und Hände entzogen, deren sie gerade in Östreich noch so dringend benöthigen, während alle Kanzleien überfüllt sind und die Zahl der unbesoldeten Anhängsel der Bureaukratie täglich steigt. Die Fälle, in denen mit den besten Zeugnissen aus allen möglichen Fächern ausgerüstete Staatsaspiranten zehn und mehr Jahre auf eine besoldete Anstellung warten müssen, sind nicht selten; erreichen sie diese endlich, so ist ihre Jugendkraft gebrochen, der Geist hat seine Energie verloren und sie mögen wol, was man so heißt, brauchbare Beamte sein und bleiben, so lange ihnen Auge und Hand den Dienst nicht versagt, aber die schönsten Jahre des Lebens, welche sie geopfert, ersetzt ihnen Niemand wieder und für ihre menschliche Bestimmung sind sie als abgestorben zu betrachten. Der Druck dieser traurigen Verhältnisse lastet auf Tausenden — und wie oft verkümmern in denselben bedeutende Talente, edle Geister! Muß es so sein? Es wäre niederschlagend für den menschlichen Verstand, der sich in andern Sphären so kühn bewegt, wenn er sich darein als in ein unvermeidliches Übel, wie in eine „ewige Krankheit", ergeben müßte. Daß ein plötzlich wirkendes Heilmittel nicht gefunden werden könne, davon sind auch wir überzeugt; allein betrachten wir das Übel, welches freilich mit der ganzen gesellschaftlichen Verfassung zusammenhängt, nur von Einer Seite, so gewahren wir daran zuvörderst einen gefährlichen Misbrauch und eine große Ungerechtigkeit. Auch wenn man den Ausspruch, daß es die Aufgabe jeder Regierung sei, sich selbst entbehrlich zu machen, nicht gelten läßt, wird man doch zugeben müssen, daß in keinem wohlgeordneten Staate überflüssige Beamte anzustellen seien; die nöthigen aber sollen, wenn sie nach einer nicht zu langen Prüfungszeit tauglich befunden worden sind, da jeder Arbeiter seines Lohnes werth ist, auch ihren Lohn erhalten. Ein solches System wäre nicht nur der Billigkeit angemessener, sondern der Staat würde sich auch, kehrte er allmälig zu demselben zurück, unstreitig besser dabei befinden. Würde zugleich der Zugang zu andern Professionen erleichtert, der Thätigkeit des Einzelnen freierer Spielraum gewährt, würde, was die Hauptsache ist, gewissen Vorurtheilen entgegengewirkt, die jetzt noch zwischen gleich eh-

renwerthen Berufsarten einen Unterschied machen: so müßte, denken wir, in einem Reiche wie Östreich, das nicht übervölkert ist und in dessen Schoose noch so viele Kräfte unbenutzt schlummern, dieser Krebs, der an dem Marke seiner Jugend frißt und das Glück so vieler Familien gefährdet, bald ausgetilgt sein. Ehe wir diesen Gegenstand verlassen — gründlichere Untersuchungen über denselben anzustellen ist hier nicht der Ort — sei es uns noch erlaubt, einen Irrthum zu berichtigen, an den sich in Nr. 5 eine Polemik gegen die übermäßigen Gehalte der hohen Staatsbeamten in Östreich knüpft. Die östreichischen und französischen Ministerbesoldungen werden dort miteinander verglichen und die erstern im Verhältniß zu den letztern, die zu 20,000 Francs angegeben werden, für viel zu hoch erklärt. Allein in Frankreich beziehen die Minister wenigstens das Vierfache dieses Betrags, anderer Emolumente, die ihnen zufallen, nicht zu gedenken; davon abgesehen ist es überhaupt unbillig, in einer Zeit, die Sängern, Tänzerinnen und Virtuosen Tausende, Börsenspeculanten Millionen in den Schoos wirft, an solchen Dingen zu mäkeln. Wer weiß nicht, daß Männer, die das Schicksal großer Reiche lenken, wenn es ihnen darum zu thun ist, stets Mittel finden werden, sich bezahlt zu machen? In Östreich sind übrigens die großen Gehalte der hohen Staatsbeamten, von den Hofräthen aufwärts, ein beliebtes Thema politischer Kannegießereien, bei denen man nicht vergessen sollte, die Einkünfte der geistlichen Würdenträger, z. B. in Ungarn, auch in Anschlag zu bringen.

Ueber das Unterrichtswesen lassen sich Nr. 1, 2, 4 und 9 näher vernehmen, alle ungefähr in gleichem Sinne, d. h. das jetzt von der Regierung dabei befolgte System mehr oder minder misbilligend. Der Ausdruck „geisttödtender Mechanismus" dürfte am besten bezeichnen, was man an demselben tadelt. Da die östreichische Gesetzgebung die römisch-katholische Religion als die herrschende anerkennt und die ungeheure Mehrzahl der Bewohner (über 24 Millionen gehören diesem Bekenntnisse an) derselben aus Gewohnheit und Überzeugung anhängt, so läßt sich nicht erwarten, daß es bei dem Unterrichte, auf den die Religion nothwendigerweise so großen Einfluß übt, auf Entwickelung der Denkkraft, auf Förderung der geistigen Freiheit, auf Ausdehnung des Reiches der Wissenschaft abgesehen sein werde, um so weniger, als der Geist der obersten Staatsleitung mit dem Geiste, der die Lenker dieser Kirche beseelt, gewiß in den meisten Punkten übereinstimmt. Das getadelte System widerstrebt jeder Reform, weil es folgerichtig aus einem obersten Grundsatze, dem des kirchlichen und weltlichen Absolutismus, abgeleitet ist; es kann nur ein anderes an dessen Stelle treten. Aus den Modificationen, die es von Zeit zu Zeit erleidet, darf man noch auf keinen Principienwechsel schließen; sie entstehen blos, wenn der weltliche Absolutismus in seinem Verhältnisse zum kirchlichen, mit dem er im Grunde unvereinbar ist, etwas unsicher wird, oder mit andern Worten, wenn er sich letztern nicht über den Kopf wachsen lassen will. So ist es zu erklären, warum selbst von der frommen Maria Theresia Studienreformen ausgingen, warum dagegen der aufgeklärte Leopold in die alten Gleise zurücklenkte. Erst wenn die Religion wieder sein wird, was sie nach dem Willen ihres Stifters immer hätte bleiben sollen: Sache des Gewissens; oder vielleicht schon früher, wenn man sich von der Unmöglichkeit überzeugt haben wird, im materiellen Aufschwunge, auf den man nicht verzichten will, mit andern Völkern Schritt zu halten, wenn man im geistigen hinter ihnen zurückbleibt — erst dann wird auch in Östreich der Wissenschaft ihr Recht widerfahren. Der Geist des Menschen ist nur Einer; man kann ihm allerdings für den Augenblick gewisse Richtungen geben, allein sobald man ihm Ein Gebiet frei läßt, wird er nicht lange zögern, sich der übrigen ebenfalls zu bemächtigen. Diese Erfahrung wird man in Östreich machen, wenn man dort fortfährt, wie man begonnen hat, die Naturwissenschaften auf Kosten der andern zu begünstigen. Der Umstand, daß sie trotz der ihnen gespendeten Aufmunterungen nicht recht in Blüte kommen wollen (man vernehme Sachkundige über die Leistungen des mit so großartigen Hülfsmitteln ausgestatteten wiener polytechnischen Instituts z. B. im Fache der Chemie), beweist schon jetzt, daß dem Geiste, soll er auf Einer Bahn dem Ziele näher rücken, auch alle übrigen offen stehen müssen. Nr. 3 gibt sich Nr. 2 gegenüber viele überflüssige Mühe, die Vortrefflichkeit der östreichischen Unterrichtsanstalten durch eine Reihe Namen berühmter und bekannter Männer zu beweisen, die aus denselben hervorgegangen sein sollen. Wer unterscheidet hier, ob diese Männer, „parceque" oder „quoique" sie in östreichischen Schulen ihre Bildung empfingen, berühmt geworden? Voltaire und Diderot waren Jesuitenschüler, was beweist dies für oder gegen die Jesuiten?

Welches Gepräge die östreichische Literatur trägt und den gegebenen Verhältnissen zu Folge tragen muß, darüber sind die Meinungen schwerlich sehr verschieden. Nr. 3 freilich sieht auch hier Alles im rosenfarbenen Lichte; er (Dr. S.) läßt über alle Poeten den Namensaufruf ergehen (wie Lenau und Vogl nebeneinander zu stehen kommen, begreifen wir nicht, vielleicht wie S. 29 Philosophie zwischen Chemie und Mechanik) und vergißt sich in der Freude seines Herzens so weit, daß er sogar Oehlenschläger — etwa weil er einmal in Wien gewesen ist — zu ihnen rechnet. Rühmend erwähnt er ferner, daß in Östreich über 80 Zeitungen und Journale erscheinen (nach Springer gab es 1838 29 Zeitungen und 76 Zeitschriften, nach der „Revue", Bd. 2, S. 44, sind deren 39 politische und 124 nicht politische: — in London allein wurden schon 1792 42 politische Zeitungen herausgegeben; die Schweiz zählte deren, die Zeitschriften eingerechnet, 1843 gegen 200); außer ihm weiß sonst Niemand an dieser Journalistik etwas zu rühmen, und das Verdammungsurtel über dieselbe ist einstimmig, wenige Blätter ausgenommen, deren ernstes Streben ebenso einstimmige Anerkennung findet. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn wir über ein so bekanntes

Thema noch mehr Worte machten; wer es von einem wohlmeinenden und verläßlichen Berichterstatter besprochen lesen will, den verweisen wir auf das Schriftchen: „Pia desideria eines östreichischen Schriftstellers" (Leipzig 1842), in dem die Zustände der Literatur, des Buchhandels und die Hemmungen, welche beide von der Censur erleiden, geschildert werden. Für den Bildungsgrad jedes Volks ist seine Literatur der Maßstab, in der Journalistik aber sollte sich der Volksgeist, dessen unmittelbarstes Organ zu sein sie bestimmt ist, am deutlichsten abspiegeln. Aus der Ausdehnung dieser letztern kann überdies auf das Verhältniß geschlossen werden, in welchem die Bildung vertheilt ist — in den nordamerikanischen Freistaaten, wo die meisten Journale bestehen, ist sie am gleichmäßigsten verbreitet, in Rußland, wo die wenigsten herausgegeben werden, am ungleichsten. Wenden wir dies auf Östreich an, so ergeben sich zwar nicht die günstigsten Resultate, allein billigerweise muß man dabei auf die ungleichartige Zusammensetzung des Reichs, auf die Verschiedenheit der Nationalitäten und der Bildungsfähigkeit der einzelnen Stämme Rücksicht nehmen.

Religion und Religionsdiener bieten den Verfassern von Nr. 1, 2, 4 den Stoff zu mancherlei Herzensergießungen. Nr. 2 bricht über Alles den Stab, Nr. 1 erhebt die Weltgeistlichkeit auf Kosten der Klöster, Nr. 4 verfährt umgekehrt. Diese Widersprüche zu schlichten ist nicht unsers Amts; wir begnügen uns, die Thatsache zu constatiren, daß der Säcularklerus, was wissenschaftliche Regsamkeit betrifft, mit dem Regularklerus keinen Vergleich aushält. Im Übrigen ist es die Meinung Vieler, daß die Regierung, sollte sie je gerathen finden, auf josephinische Tendenzen zurückzukommen, weder von diesem noch von jenem und am wenigsten vom Volke ernstlichen Widerstand zu besorgen hätte. Andere behaupten indessen, dieses Zurückkommen sei um so unwahrscheinlicher, als in dem römisch-katholischen Glauben, wenn er mit ungeschwächter Energie auftrete, eine kräftige Abwehr liege gegen die östliche Propaganda. (Freilich Polen hat sein Glaube nicht geholfen.) Nr. 4 schlägt endlich vor: Wiederherstellung der christlichen Lehre, „soweit es die combinirtern Verhältnisse der Gegenwart gestatten", in ihrer ursprünglichen Reinheit und Einfachheit, Emancipirung des Klerus von Rom und des Volks vom Klerus, und Concentrirung der geistlichen Macht in einem Ministerium des Cultus. Das Christenthum in seiner ursprünglichen Reinheit dürfte sich aber schwerlich mit einem Ministerium des Cultus vereinigen lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Haus-, Wald- und Feldmärchen von Adele Schopenhauer. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 12. 24 Ngr.

Die Tochter der einst so beliebten, so viel gelesenen Johanna Schopenhauer reicht dem Publicum in diesen Märchen ihr erstes Werk dar, welches ein schönes, des Namens der Verf. würdiges Talent bekundet.

In der Einleitung erklärt sie das Märchen „für ein buntes, die wirklichen Gegenstände magisch färbendes Glas, durch welches die bekannte Welt erblickt wird, für eine Art von Allegorie"; sie nennt es: „die blaue Blume, die uns das blaue Wunder erschließt"; sie sagt: „das Märchen ziehe fremde Lebensgestalten um die Gestaltungen unseres Lebens her", und nachdem sie lange geistreich definirt hat, erklärt sie: „daß das Märchen sich ebenso wenig definiren läßt als die Liebe, da, wie von dieser, Jeder sich etwas Anderes darunter denkt".

Die hier vorliegenden Märchen weben unter die wirklichen Ereignisse des täglichen Lebens auf anmuthige, heitere Weise jene Bilder, mit denen die Phantasie des Volks und der Dichter die Natur belebte, oder vielmehr, welche sie erfand, um dem Leben in der Natur Deutung zu geben.

Der murmelnde Quell erzählt Geschichten und das Rauschen der alten Eiche verräth Theilnahme am menschlichen Treiben. Der Mensch steht stolz im Mittelpunkte des Märchens, die Geister wirken für ihn und um ihn her. Die leuchtenden Johanniswürmchen, der kluge Kukuk, die neugierige Elster, die fromme Wachtel, Alles kümmert sich um der Menschen Treiben. Die animalische und vegetabilische Natur wird im Waldmärchen als eine Metamorphose der Geisterwelt dargestellt, um den guten Menschen zu dienen.

Das Hausmärchen ruft die thüringischen Hausgeister herbei, welche wohlwollend oder störend in das häusliche Leben eingreifen. Die knarrende Diele, das krachende Hausgeräth, die auf dem Herde kochende Suppe, das knisternde Feuer, die sich in dem langen lichtsparenden Dämmerstündchen wunderlich gestaltenden Gegenstände, die gesprungenen Gläser, zerschlagenen Töpfe und Tassen, die aus der Wand sich lösenden Nägel, Alles wird dem wohl- oder übelgelaunten Hausgeist zugeschrieben, dem sanften, ewig wachenden und waltenden Gütchen — ein kleines Wesen, grau wie die Dämmerung, welches mit dem Schicksal der menschlichen Bewohner des Hauses in Verbindung steht. Die aus lauter Schleiern bestehende Nebelwitwe, welche mit reichen Schneeflocken zu dem plötzlich auffliegenden Fenster hereinsaust und die Scheiben mit Eisblumen schmückt, Hof und Stall und Baum beschickt, Eiszapfen am Dache ringsum aufhängt, die Treppen mit ihren Schleiern fegt und die Milch anhaucht, daß sie rahmt, die Hefe des Biers hebt, den Flachs vom Rocken abspinnt und der Hausfrau an die Hand geht, wird den thüringischen so fleißigen und eifrigen Hausfrauen beigegeben, damit die trägen und ungeschickten sich deren vielfaches Wirken auf diese Weise zu einiger Entschuldigung erklären konnten.

Das kleine, häßliche, knurrige Wurzelmännchen wohnt aber im Keller, wo die langen Rüben und wunderlich geformten Runkeln, die im Frühjahr verhotzelten Selleriewurzeln liegen; es äußert sich nur als ächzender Laut, als knarrendes Thor, als ein Echo im Keller und schreckt die Menschen durch seine unheimliche Stimme.

Das Hausmärchen webt nun diese phantastischen Gestalten in das Leben eines niedlichen Bürgermädchens, deren echt weibliches, liebliches Treiben dadurch einen höhern Reiz erhält. Das Wirken des Gütchens schlingt um die Prosa des häuslichen Lebens poetische Blumenkränze; es tritt sogar zuletzt als eifersüchtiger Liebhaber auf, als Mariane, der es so lange treu gedient, sich verheirathen will; es spielt die Rolle eines Brackenburg im „Egmont", und doch kann man immer in dieser phantastischen grauen Gestalt des Mädchens Wehmuth beim Scheiden aus dem theuern Hause — in seinem überall Unfug anrichtenden Zorn, die Vernachlässigung des Hauswesens einer mit andern Dingen beschäftigten Braut erkennen.

Diese kleine Erzählung legt in die Wahrheit so viel Poesie, in die Erdichtung so viel Wahrheit und webt das Geistertreiben so geschickt in das menschliche, daß sie verdient, als die Perle der Sammlung hervorgehoben zu werden.

Das Feldmärchen gibt die Abenteuer eines Irrlichts, welches der Teufel als Belohnung für sein nächtliches Leuchten in einen Menschen verwandelt. Es ist mehr satirisch gehalten als poetisch und hebt mit viel Feuer das Lächerliche, Mangel-

Wie klein mag deren Zahl zu jener Zeit gewesen sein! Die Jungen und Kühnen lachten und jauchzten über die treffenden Schläge, die große conservative Masse zuckte die Achseln über den Übermüthigen. Sie ließ ihn gewähren — denn damals brauchte man keine äußern Zwangsmittel, um eine geistige Richtung zu bekämpfen — und dachte, es wird vergehen wie es entstanden ist.

Aber es verging nicht. Langsam aber sicher machte sich die Anerkennung. Keins von Tieck's Märchendramen hat im gebildeten Publicum so viel Eingang gefunden als sein „Kater". Der Witz, die Satire treten in immer helleres Licht, je mehr die Gegenstände, die Verhältnisse, die Personen, welche er geißelte, von der Bühne des Lebens abtraten, ja in Vergessenheit geriethen. Wie oft wird der Kater im Gespräch, in der Literatur citirt, er lebt in Illustrationen mannichfacher Art *), in Vorlesungen ward er neu lebendig. Bekanntlich hat Holtei durch den Vortrag des Tieck'schen „Kater" an den verschiedensten Orten einen ganz besondern Succeß eingeerntet. Die Wiesener, Schlosser waren längst vergessen, selbst die Bekanntschaft mit dem Böttiger und seinen Eigenthümlichkeiten war in den meisten Städten nicht vorauszusetzen, und doch lebte dies damalige gebildete berliner Publicum bei seiner Vorlesung auf und erweckte unter den gemischtesten Zuhörerkreisen unermeßliches Gelächter. Die Sache, d. h. die Satire, war so ins Publicum gedrungen, daß man zur Blütezeit des Königsstädtischen Theaters daran dachte, den „Kater" hier zur Aufführung zu bringen, ein Versuch, der glücklicherweise unterblieb. Weder dies jugendliche Theater noch sein Publicum wären für diesen Witz aus der Vergangenheit ganz empfänglich gewesen.

Da fügten es die Umstände, daß, nach einem halben Jahrhundert, das Jugendwerk des siebzigjährigen Dichters in seiner Vaterstadt, in derselben Stadt, deren nüchterne Bildung es züchtigte, auf die alle Schläge zurückfielen, zur Aufführung kommen mußte. Nicht auf einem Nebentheater, nicht als Versuch jüngerer Leute, die eine Spielerei damit bezweckten, sondern von den ersten Kräften des großen, ehemaligen Nationaltheaters dargestellt; auf Befehl des Königs, in Gegenwart der Prinzen und Prinzessinnen, des ganzen Hofes in seinem Glanz, der Würdenträger des Scepters und aller Vertreter von Kunst, Wissenschaft und Bildung. Eine große Hof- und Staatsaction sanctionirte das übermüthige Spiel einer Jugendlaune. Eine Laune habe das Ganze veranlaßt, mögen Einige sagen; denn wenn Tieck's hoher Gönner nicht selbst die Lust oder Neugier empfunden habe, zu sehen, wie denn das Stück auf den Bretern sich ausnähme, welches bei der Vorlesung ihn so oft belustigte, würde es jetzt so wenig wie vor 50 Jahren einstudirt sein. Es mag sein, daß des Königs Laune diesmal der eigentliche Anlaß der Einstudirung gewesen, aber dem Anlaß geht eine Ursache vorher, und ohne die Anerkennung, welche das satirische Gedicht längst im gebildeten Publicum gefunden, wäre weder der König noch sonst ein Mäcen auf den Gedanken gekommen es einzustudiren.

Eine späte Anerkennung! Der Dichter mußte das siebzigste Jahr überschreiten, um zum ersten Mal eine seiner Jugendarbeiten über die Bühne gehen zu sehen! Ja ein Zufall verhinderte auch diesmal, daß er Augenzeuge der späten Ehre wurde. In Folge einer Unpäßlichkeit konnte Tieck der Aufführung nicht beiwohnen. Aber ist der Fall eine so seltene Ausnahme von der Regel? Wie viele Dichter, die erst aus der Gruft als Geister aufsteigen mußten, um ihre von der Mitwelt kalt und gleichgültig aufgenommenen, dann vergessenen Werke zu Anerkennung und Ehre gebracht zu sehen! Insofern hatte der Abend und die gelungene Darstellung etwas Rührendes und Erhebendes. Man wußte, auf welche Schwierigkeiten und Bedenken selbst jetzt noch, bei dem bestimmt ausgesprochenen Willen des Königs, die Aufführung gestoßen war. Der Dichter selbst, von Kränklichkeit und Jahren gehindert, hatte bei der Einstudirung nur wenig mitwirken können; es hätte eines Dramaturgen bedurft, welcher die Rolle des Agitators gegen die nach dem unabweislichen Naturgesetz jeder Neuerung widerstrebende Masse übernahm. Denn wo die Zeit und ihre Strömung nicht selbst Bahn bricht, muß ein Hebel sein und eine geschickte Hand, welche ihn bewegt, damit der Schlendrian nicht sofort beim ersten Nachlassen Posto faßt und die vis inertiae die geöffneten Wege und Schachte wieder ausfüllt. Diese bewegende Einzelkraft, die ganz von einem Interesse, einem phantastischen, wenn man will, durchdrungen sein mußte, fehlte hier; aber ihre Rolle haben, wie man vernimmt, die Schauspieler selbst übernommen. Sie begeisterten sich in corpore für die Sache und machten sie zu ihrer eigenen. Sei es aus Respect für den Dichter, aus Willfährigkeit für die königlichen Wünsche, oder weil der Geist des Humors im Stücke, der seine Zeit überdauert hat, sich auch ihrer bemächtigte; genug sie spielten mit solcher Lust, und so ineinandergreifend, als hätte Ludwig Tieck den „Gestiefelten Kater" für das berliner Hoftheater, und im Jahre 1844 gedichtet.

Aber das Publicum? Es war geladen, ob aber auch berufen? Wer liest in der Seele des Einzelnen! Durch Klatschen, Bravorufen, durch lautes Auflachen und Jauchzen konnte es seine Zustimmung ebenso wenig an den Tag legen, als etwa seine Misbilligung durch Zischen und Pochen. Es war ein Hoffest, die Zuschauer waren die Gäste. Darf man aber nach dem stummen Spiel der Aufmerksamkeit, nach dem rieselnden Gelächter, nach dem Ansetzen zu einem immer lauter werdenden Beifalle, besonders in den zwei ersten Acten, schließen, so war die Theilnahme groß. Wie ließ es sich auch anders bei ei-

*) Die trefflichsten finden sich in dem vor kurzem erschienenen Werke: Das Märchen vom gestiefelten Kater. In den Bearbeitungen von Straparola, Basile, Perrault und Ludwig Tieck. Mit zwölf Radirungen von Otto Speckter. Leipzig, Brockhaus. 1843. Kl. 4. 3 Thlr.
Die Zeichnungen sind meisterhaft, das Märchen und seine Zeit springt uns so einfach, lebendig, wahrhaft entgegen, wie kaum in den Aufzeichnungen der alten Meister, die eine werthvolle Zugabe des Buchs sind.

ner Versammlung erwarten, von der doch gewiß die größere Hälfte mit der Dichtung aufs innigste vertraut, und gegenüber einer Darstellung, welche, bei guten Kräften, vom besten Willen und von der Lustigkeit durchdrungen war, die ein phantastisches Märchen so beim Erzählen und Darstellen wie beim Hören und Zusehen fodert. Daß unter dem realen Publicum Einer oder der Andere gewesen sein mag, der auf die Bänke des Publicums im Stück gehört, und dem die phantastische Klarheit noch heute so wenig zu Sinne wollte als zu Anfange dieses Jahrhunderts dem von Tieck portraitirten Publicum, mag nicht bestritten werden; gehört es doch aber auch vielleicht zur Vervollständigung der Aufführung.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Streifereien des Kaisers Tsching Tih. Ein chinesischer Roman nach der englischen Übersetzung des Chinesen Tkin Schen verdeutscht von Wilhelm Adolf Lindau. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1843. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der vorliegende Roman mag eine recht angenehme Unterhaltung für die Bewohner des himmlischen Reichs abgeben, die ihr Leben mit Formen, Worten und Wiederholungen zuzubringen gewohnt sind, und solches auch in Büchern sich gefallen lassen; dem verwöhnten Europäer kann es nur wenig Genuß gewähren, sich in den Wust chinesischer Gebräuche hinein zu träumen ohne ein tieferes Gedanken- oder Gefühlsinteresse. Die allerdings wohlbeobachteten Sitten und Gebräuche würden in Memoirenform, in Reisebeschreibung oder historischer Abhandlung mehr Effect machen als auf diese Weise, wo man sich kaum vor der Verwirrung des Fadens schützen kann und von dem Formenschwulst und sich oft wiederholenden chinesischen Redensarten gelangweilt fühlt. Der treffliche und anerkannte Übersetzer mag daher sich selbst entschuldigen, daß er das vorliegende Werk verdeutschte, indem wir einige Worte seiner Vorrede anführen.

„Der Mensch in seinen Beziehungen zu andern Menschen", bemerkt Rémusat, „sowie seine Laster, seine Neigungen, seine moralischen Gewohnheiten, ja selbst seine gesellschaftliche Sprache sind die gewöhnlichen Gegenstände der chinesischen Darstellungen, der Romane und Schauspiele. Sie beschränken sich auf die Sphäre der Wirklichkeit, und die Phantasie des Schriftstellers hält sich so zu sagen in den Schranken der sichtbaren Welt. Die Romanschreiber wenden sich mehr an die Vernunft als an die Phantasie des Lesers und scheinen weniger den Wunsch zu hegen, ihn durch kühne Erfindung oder seltsame Abenteuer zu reizen, als darauf bedacht zu sein, ihm Stoff zum Nachdenken und die Mittel darzubieten, der langsam wirkenden Lehre der Erfahrung vorzugreifen. Die Skizzen, die sie entwerfen, müssen eine innere Wahrheit haben, wenn sie dem Publicum, dem sie ursprünglich bestimmt waren, gefallen konnten, und das Verdienst, welches einen Roman den Einheimischen empfiehlt, gibt ihm auch einen unbestreitbaren Anspruch auf das Vertrauen des Auslandes."

Damit ist Ref. nun nicht einverstanden; wenn die genaue Schilderung einer langweiligen Gesellschaft die Mitglieder der langweiligen Gesellschaft amusirt, so könnte doch der nicht Eingeweihte des langweiligen Cirkels bei der Lecture gähnen.

„Die chinesischen Romane", heißt es in der Vorrede weiter, „können in gewisser Beziehung eine Lücke ausfüllen und sind für uns genauer und vor allen Dingen unterhaltender als die Berichte der Reisenden. Welcher Europäer könnte ein Volk so gut zu kennen vermeinen als dieses Volk sich selbst kennt? Welcher Reisebeschreiber könnte sich rühmen, in solchen Fällen der Wahrheit so treu zu sein als der Romanschreiber, dessen Schilderungen um so mehr Vertrauen verdienen, je weniger er es darauf anlegt, Schilderungen zu machen?"

Auch Das kann Ref. nicht zugeben, da das an eine Eigenthümlichkeit gewohnte Auge weniger als das fremde sie erfaßt. Ein europäischer Schriftsteller, welcher in China gelebt hätte, würde einen belehrendern, die Sitten und Gebräuche mehr hervorhebenden Roman liefern können als der in den Nationalvorurtheilen und Gewohnheiten befangene Chinese.

„Der Gegenstand des historischen Romans ist in der That den Jahrbüchern einer Regierung oder eines ganzen Herrschergeschlechts entlehnt, wirkliche Ereignisse werden als Text angenommen, Fürsten, Beamte, Feldherren, die gelebt haben, werden mit ihren Namen, ihren bekannten Charakteren, ihren Physiognomien aufgeführt, immer berichtet man ihre Reden, die sie nie gehalten, Handlungen, die sie nie vollbracht, Beweggründe, an welche sie nie gedacht haben, als ob der Verf. eine eingebildete Chronik habe schreiben, oder die Geschichte zu einem Märchen machen wollen, gleichsam sich dafür zu rächen, daß man so viele Märchen und Geschichten gemacht hat."

So ist dem vorliegenden Roman auch der Werth des historischen benommen, und Ref. kann es ihm nur als Verdienst anrechnen, daß er nicht, um sich als recht chinesisch zu beweisen, wie ein gewisser in der Vorrede erwähnter Roman, dessen Held ein reicher Spezereihändler ist, hundert Bände hat.

2. Der Reichsverweser, schwedischer Roman von Emilie Flygare-Carlén. Aus dem Schwedischen übersetzt von L. Tarnowski. Drei Theile. Grimma, Verlagscomptoir. 1844. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Hätte Ref. den Namen der Verf. nicht auf dem Titelblatt gelesen, so würde er kaum glauben, daß sie das Buch geschrieben, da es so ganz anderer Art als ihre vorhergehenden ist.*) Es gibt Bruchstücke aus der schwedischen Geschichte, die aus Geschichtsbüchern und Familienchroniken zusammengetragen sind. Die Hauptsache ist die Erzählung von Facten, ein tieferes Studium der Zeit und Verhältnisse läßt sich nicht verspüren; auch sind die Romaningredienzen nicht mit dem Stoffinteresse verwachsen. Die Geschichte des italienischen Bildhauers und der schönen Modellstecherin ist eine störende und unschöne Episode. Der Leser muß vergessen, daß er einen Roman vor sich hat, und die vorliegenden Blätter als historische Skizzen betrachten, dann wird er mit Interesse lesen. Der Reichsverweser Engelbrechtson, der Bauernempörer, ist der Lichtpunkt der Erzählung, ein gelungenes Charakterbild; Pucke, sein Freund und Gehülfe, nicht minder. Der Victualienbund mit seinen Statuten und deren willkürlicher Ausführung und Deutung ist nicht weniger interessant, so auch die Geschichte der Familie Knutson, welche in der Sitzung des Victualienbundes vorgelesen wird, um die Aufnahme des Karl Knutson einzuleiten. Karl Knutson ist der Held des Buchs und bewährt sich sowol im Anfang der Erzählung, wo er die auf dem Schiffe an der Pest zu Tod erkrankte Königin besucht und ihr die Hand küßt, bis zuletzt als muthiger, kühner, aller Wagnisse fähiger Mann. 1449 ward er zum König gewählt und gekrönt. Da er aber nicht die von ihm gehegten Hoffnungen erfüllte und aus einem glänzenden Parteiführer ein schwacher König ward, mußte er dem Thron entsagen, ward jedoch 1467 wieder darauf berufen. Auf dem Sterbebette übergab er die Regierung dem zum Reichsverweser ernannten Sture mit den Worten: „Nehmt die Krone, wenn man sie Euch gibt, denn auf einer Krone glänzt des Himmels Sonne am schönsten, aber opfert die Krone nie dem Frieden des Herzens, denn sie brennt dann bis ins Hirn wie höllisches Feuer."

3. St.-Truyen von L. Schubar. Zwei Bände. Berlin, Heymann. 1844. 8. 3 Thlr.

Vorliegendes Werk ist ein historischer Roman, welcher sich einer der denkwürdigsten Zeiten des 16. Jahrhunderts an-

*) Bekanntlich hat die Frau Emilie Carlén ausdrücklich gegen die Autorschaft dieses Romans protestirt. D. Red.

schmiegt. Er spielt in den Niederlanden, in jener bedeutungsvollen Epoche, wo das bedrängte Volk sich auf einen furchtbaren Kampf um seine edelsten Rechte vorbereitet und gegen die gewaltigsten Kräfte der Tyrannei sich mit den Hülfsmitteln entschlossener Verzweiflung rüstet. Es ist die Zeit der Gründung niederländischer Freiheit. Eine der hervortretendsten Figuren der Geschichte wie des Romans ist Granvella, der gewaltige Cardinal, dessen bedeutender Einfluß Neid, dessen festes, willkürliches und gewaltiges Einschreiten ihm den Haß aller Stände zuzog, bis er endlich den politischen Verhältnissen weichen mußte, welche durch die Verschwörung, die wir in dem vorliegenden Werk sich entwickeln sahen, herbeigeführt wurden. St.-Truyen, der Held des Romans, nimmt an dieser Verschwörung Theil. Protestant von Geburt, einem Protestanten zur Dankbarkeit verpflichtet, zur katholischen Religion übergetreten, als Geheimschreiber des mächtigen Granvella dessen Vertrauen genießend, konnte St.-Truyen lange nicht sich zur Theilnahme an dem Complot entschließen; die Eifersucht der Liebe gab den Ausschlag. Liebes- und Verschwörungsscenen, Roman- und Stoffinteresse verflechten sich nun ineinander und spannen noch mancherlei romantische Ereignisse, wie sie jene Zeit lieferte, vor, als da sind: Intriguen, Entführung, Kloster, Verhaftungen, Tortur. Das teuflische Complot eines rachedürstenden Vaters, dessen Tochter der Cardinal verführt, liefert zwei in einer frühern illegitimen Verbindung gezeugte Kinder des Cardinals seinem Gericht aus, welches beide zur Folter verurtheilt; die Tochter stirbt, der Sohn ist St.-Truyen. Als Beide von Henkershand verstümmelt sind, wird dem Cardinal sein Verhältniß zu ihnen kund. St.-Truyen genaß unter der Pflege einer Novize der barmherzigen Schwestern — es ist die Geliebte. Durch den mächtigen Beistand des Cardinals, welcher um des Sohnes willen seine Leidenschaft opfert, fliehen sie und werden in einem fernen Lande glücklich. Das Ganze ist voll Leben und Interesse.

4. Norwegische Romane und Novellen. I. Polykarp's supplicirte Manuscripte, oder eine Familiengeschichte von M. C. Hansen. Übersetzt von Julin-Fabricius. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1844. Gr. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die norwegische Romanliteratur scheint diesem Exemplar zufolge noch ebenso uncultivirt zu sein wie das Land in manchen Strecken; auf ziemlich unzusammenhängende Weise wird die vorliegende Erzählung bruchstückweise vorgetragen und wie ein Geduldsspiel dem Leser zum Aneinanderreihen gereicht. Der Schlüssel zum Ganzen findet sich in einem der letzten Capitel; Alles ist sehr breit und weitläufig erzählt, doch mangelt es nicht an gelungenen Momenten, guten Darstellungen, braven Reflexionen und humoristischen Wendungen. Der erste Theil vorzüglich ist nicht ohne Werth, indem er die Familienverhältnisse des Helden Torkild entwickelt, und gut charakterisirte Gestalten dem Leser vorführt, sowie ihm den Blick in norwegische Wohnungen, Sitten und Lebensweise vergönnt. Die Schilderung der alten Frauen gelingt dem Verf. besser als die der jungen, und die Liebesheldin Susanne ist keineswegs anziehend und dem Gatten glückverheißend dargestellt.

5. Johannes Fjällmann, Roman von G. H. Mellin. Aus dem Schwedischen von Karl Eichel. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1843. 8. 2 Thlr.

Seit einiger Zeit hat sich die Übersetzungswuth auf das Schwedische geworfen, und jeder noch so abgeschmackte Roman, welcher jetzt erscheint, oder vor Jahren erschien, wird gleich verdeutscht; man wühlt in alten Leihbibliotheken, und was die Schweden im Zustand der Volkskindheit vielleicht kaum mit Vergnügen lasen, wird der an Erfahrung greisen deutschen Lesewelt vorgesetzt. Vorliegendes Werk ist eine Aufhäufung von schwülstiger Langeweile und furchtbaren Ereignissen. Es beginnt mit einer Scene, die in den „Geheimnissen von Paris" Aufnahme finden könnte; dann kommen Träumereien des Helden, Irrfahrten, Liebesgefühle und stilles Schmachten, religiöse Zweifel, Mädchengrillen und Mädchenempfinden; Schiffbrüche und Seeräuberattacken erlebt man auch. Ziphion, eine räthselhafte Erscheinung mit weißem Haar und glühendem Blick, taucht von Zeit zu Zeit auf und flößt dem Helden, der dem Buch den Namen gibt, wunderliche, wahnsinnartige Gefühle ein, bringt ihn aus dem Concept seiner ersten Predigt, treibt ihn durch sein bloßes Erscheinen in den Soldatenstand; einmal glaubt Fjällmann den Ziphion zu erstechen, ein anderes Mal drückt er die Pistole auf ihn ab und fehlt ihn. Es ist Alles ohne Zusammenhang, weder äußerer noch innerer, voll Unnatur und Übertreibung. Schreiben denn die Deutschen nicht schon genug des albernen Zeugs, muß man auch noch das der fremden Nationen herüberholen, und sollen sie, weil eine Frederike Bremer die deutschen Leser entzückt hat, immer wieder schwedische Romane vorgesetzt erhalten!

6. Hof-Intriguen, ein historischer Roman aus der Zeit der Katharina von Medici, von F. Satori. Zwei Theile. Danzig, Gerhard. 1843. Gr. 8. 3 Thlr. 5 Ngr.

Schon das Titelblatt erzählt den Inhalt. Wer kennt nicht jenen Hof des 16. Jahrhunderts, dessen Intriguen von politischen und Religionsparteien die Färbung erhielten; die ränkeliebende, herrschsüchtige Königin Mutter, den ausschweifenden, schwachen Wüstling von König, und die leichtsinnige, vergnügungssüchtige, galante Prinzessin von Valois bildeten ein Kleeblatt, das vom Thron bis zur niedersten Stufe des Hofes verderblichen Einfluß üben konnte. Der Roman führt dem Leser ein schönes, unverdorbenes Wesen, Fräulein Johanne von Haluyn vor, welche auf diesem gefährlichen Terrain unter Anfechtungen und Verlegenheiten, die die Verhältnisse mitbringen, im Prinzen von Condé den Gegenstand ihrer Liebe findet, ihm heimlich vermählt wird, dann ihn als treulos beweint und dem sterbenden Gatten verzeiht. Der Charakter der Heldin ist edel und echt weiblich gehalten. Der Roman erinnert jedoch an unzählige französische Romane, die man aus jener Zeit gelesen. Ref. fühlt sich sogar geneigt, den vorliegenden für eine Übersetzung zu halten, obgleich er als Originalroman gedruckt ist, wegen des sehr mangelhaften Stils, dem man oft ausländische Tournure anmerkt. Oft ist die Satzbildung dem Deutschen kaum verständlich. 12.

Literarische Notizen aus England.

Zur Geschichte des Sklavenhandels.

Einen interessanten Beitrag zur Geschichte des Sklavenhandels liefert folgende Monographie: „Fifty days on board of a slave vessel in the Mozambique Channel in April and May 1843." Der Verfasser, ein Geistlicher, Namens Hill, war Kaplan auf dem königlichen Schiff Kleopatra, Capitain L. Wyvill, welches im Mozambiquekanal kreuzte und mit der Brigg Lilly zusammentraf, welche einen Sklavenhändler, den Progresso, auf den Strand getrieben hatte und diesen nebst zwei ebenfalls genommenen Barken nach dem Cap aufbrachte. Hr. Hill begab sich, um als Dolmetscher zu dienen, an Bord des Sklavenschiffs und machte auf diesem die Fahrt nach dem Cap mit. Er erzählt furchtbare Dinge.

Ebenfalls einen Beitrag zur Geschichte des Sklavenwesens bietet ein Werk dar, welches diejenige Insel Westindiens schildert, die sich immer am meisten durch milde Behandlung der Sklaven ausgezeichnet hat, und welches dennoch furchtbare Züge von Grausamkeit mittheilt, es heißt: „Antigua and the Antiguans; also an impartial view of slavery and the free labour systems" (London 1843). 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 136. —— 15. Mai 1844.

Der „Gestiefelte Kater" in Berlin.

(Beschluß aus Nr. 135.)

Ein Resultat dieses Abends bleibt für den Ästhetiker von Wichtigkeit. Wir Alle, die wir von Tieck's „Kater" ergriffen waren, die wir ihn in uns und mit uns trugen, war es etwa die Dramatisirung, die Wiedererweckung des alten Märchens, was uns bezauberte? Weder fühlten wir unsere Jugendempfindungen wohlthätig angeregt, noch interessirten uns überhaupt die Scenen auf den imaginairen Bretern viel mehr als durch ihre Abspiegelung im kritisirenden und mitagirenden Publicum. Die Philister im Parterre, der übersprudelnde Witz Tieck's, mit welchem er ihre Zöpfe, Perücken und Brillen beleuchtet, waren unser gestiefelter Kater; der oben mit seinen Kartenkönigen und Damen nur das Puppenspiel, welches trotz seiner kernigen barocken Drastik uns eigentlich allein wegen des humoristischen, geistvollen Lustspiels im Parterre, das es hervorrief, interessirte. Auf keinen Fall dachte man wenigstens daran, daß das erstere ohne das letztere bestehen könne. Aber bei der Darstellung änderte es sich nicht allein, sondern das Verhältniß schlug geradezu um. Die Darstellung warf so viel glänzende, farbenreiche Schlaglichter auf das Märchenspiel, es riß so mit sich fort, fesselte so die Aufmerksamkeit, daß das Publicum dagegen im Schatten zurückblieb und — doch das Übrige, wenn ich meine Meinung über das Publicum ausspreche. Wäre dies ein Zeichen dafür, daß jetzt wieder ein neuer Sinn für die Märchenwelt erwacht ist? Ich zweifle. Oder, daß im Puppenspiel so viel innere dramatische Kraft lag, daß sie nur des Hinsetzens auf den Bretern bedurfte, um lebendig zu werden? Oder sind es die kecken Spiele und Anspielungen auf Zustände und Verhältnisse, die zu allen Zeiten wahr sind, welche das Publicum so anregten? Was zu Anfang des Jahrhunderts auf den Bretern auszusprechen vergönnt war, und Niemand begriff, daß es nicht gestattet werden könne, gestatten heute Censur und Sitte kaum anzudeuten. War es diese ewige Wahrheit des sarkastischen Humors, die zum hellen Lebensfunken ausschlug, der Witz der Zuschauer, der, wo der Dichtergenius nur immer wiederkehrende Schwächen des Menschengeschlechts im Auge hatte, Bezüglichkeiten auf die Gegenwart suchte? Oder das treffliche Spiel der Darsteller? Ich will nicht chemisch trennen. Vielleicht war es Alles zusammen, die Schauspieler agirten das parodische Puppenspiel, aus dem bei allem Pathos so viel des gemein Menschlichen vorblickte, das zu jeder Zeit verstanden wird, mit ungemeiner Laune und wußten die Grenzen zwischen den Menschen und den Puppen zu treffen. Gern (in der Maske eines Kartenkönigs) war namentlich eminent.

Aber das Licht von der Bühne strahlte nicht ganz auf das Parterre zurück. Vielleicht wurde in der besten Absicht schon in der Anordnung gefehlt. Die Schlosser, Müller, Böttiger, Wiesener, Nachbarn und Consorten, von unsern ersten Schauspielern dargestellt, saßen in zwei dazu errichteten Orchesterlogen; die Mehrzahl im schwarzen modernen Frack, schwarzen Halsbinden und weißen Handschuhen. Es war die Fiction beabsichtigt, daß sie ein Theil des wirklichen Publicums seien. Wer wollte diese Fiction tadeln, wenn die Täuschung sich hätte durchführen lassen. Betroffen wurden dadurch freilich einige Uneingeweihte, die nicht begriffen, wie die Schauspieler bei einer Hofvorstellung zu den ersten Plätzen kämen, aber die Wirkung dauerte nicht aus. Das Publicum der Vergangenheit ist zwar in vielen Punkten noch das Publicum von heute, und seine Kritik von damals paßt noch auf unsere Verhältnisse, aber nicht in Allem, und das Costume ist veraltet. Die heutigen Böttiger, Schlosser, Wiesener würden vielleicht dieselbe Beschränktheit und Befangenheit, doch in andern Modephrasen, zu Tage bringen, aber das große Publicum läßt sich nur vom Costume täuschen. Das künstliche Parterre konnte also nicht mehr als ein integrirender Theil der anwesenden, hochansehnlichen Versammlung gelten, und sobald diese Täuschung vorüber war, rangirten sie nur als Schauspieler unter den Schauspielern, und es erschiene mir wenigstens als zweckmäßiger, wenn man sie auch durch äußere Anzeichen, durch Zöpfe, Perücken, hellere, gestickte Röcke vom wirklichen Publicum geschieden und von vornherein als Agirende auf die Breter selbst, oder in ganz getrennte Räume, beschienen vom hellen Lampenscheine, gesetzt hätte. Ein großer Theil des Witzes versank daher in meinen Augen in zwei dunkele Gruben, aus denen er nur zuweilen raketenartig aufleuchtete. Die Schauspieler hier waren Zwitter; zum großen Pu-

national-ökonomische, 6) Wohlthätigkeitsverträge, 7) für angenehme Lebensgenüsse.

Persönliche Liebe war das höchste Verhältniß, das sich in der Sphäre der subjectiven, von der individuellen Willkür ausgehenden Verträge erzeugen konnte. Als Resultat der den absoluten Zweck in sich aufnehmenden Liebe ergibt sich das eheliche Verhältniß. Die Ehe ist ein Vertrag, nicht auf willkürlichem Grunde erbaut, auch willkürlich aufzuheben. Nur wenn ihre Seele entwichen ist, darf auch ihr Leib, ihre äußerliche Erscheinung, zerfallen. Das Christenthum hat vor Allem die Heiligkeit der Ehe, diese Grundfeste aller menschlichen Gesellschaft. Sie hat einen dreifachen Zweck: 1) gegenseitige Dienstleistung, 2) Fortpflanzung, 3) Erziehung des Menschengeschlechts.

Familien bedürfen einander zu ihrer Ergänzung, die Familie stellt die Idee der Menschheit noch nicht in ihrer Vollendung dar, es bleibt ein Rest der Endlichkeit, die Schranke der begrenzten Räumlichkeit, zu besiegen. Aus der Ehe, dem Ursprunge aller geselligen Verhältnisse, geht die Thatsache, die Familie, die zweite Stufe des geselligen Zustandes hervor. Familienurrechte sind die Grundlage aller bürgerlichen Rechte.

Die Strafe muß schmerzhaft sein, dem Beleidigten durch irgend eine qualitative Bestimmung Genugthuung gewähren, eine Abschreckung für die Nachahmung der Bösen enthalten. Über die Strafe gibt es eine Abschreckungstheorie, Präventionstheorie, Vergeltungstheorie, Besserungstheorie.

Im Gesetzbuch müssen die Bestimmungen klar und bündig sein, das Allgemeine sei auf die besondern Fälle anwendbar, und alles Einzelne, worüber Zweifel entstehen könnte, darin begriffen, deshalb seinem Umfange nach nie als abgeschlossen hingestellt. Ausübung des Strafrechts fodert ein zeitgemäßes Strafgesetzbuch, und eine zeitweilige Revision desselben, nach den Fortschritten der Zeit.

Das Gymnasium hat den Thätigkeitssinn im Allgemeinen zu wecken, zu unterhalten, und so in die Masse des gesellschaftlichen Lebens einen zu thätigem Fortstreben angeregten Factor einfließen zu lassen. Ein zweites Institut muß sodann dafür Sorge tragen, daß sich auf der in der Schule cultivirten allgemeinen Grundlage der Thätigkeit im Leben eine besondere Art der Thätigkeit herausbilde. Die Gesellschaft muß darüber wachen, daß die aus der Schule Entlassenen ein Handwerk, eine Kunst, ein Gewerbe u. s. w. in möglichster Vollkommenheit erlernen. Die gelehrte Vorbildung in todten Sprachen und in Gegenständen, welche einer längst untergegangenen, auf unsere Verhältnisse durchaus nicht mehr passenden Vorwelt angehören, sollte weniger schulmäßig und einseitig, nicht als bloße Gedächtnißsache behandelt, der Geist der Jugend mehr geweckt werden. Für die mehr in das bürgerliche Leben eingreifenden Stände sollten die nützlichen Realkenntnisse mehr cultivirt, ökonomische, Real- und Bürgerschulen vermehrt werden.

Die Universität ist die Schule philosophischer Erfahrung, durch welche der Zögling über die Lebenserscheinungen ein selbständig besonnenes und für untergeordnete Gesellschaftskreise maßgebendes Urtheil gewinnen soll. Ihr Begriff setzt daher nothwendig die Bestimmung der Lehrfreiheit. Das höchste Glück auf Erden ist ein heller Geist, der das Wahre vom Falschen, das Wesentliche vom Scheinbaren, das Unwandelbare vom Wandelbaren unterscheidet. Aber nicht jeder Gelehrte ist lehrfähig, dem man ungehindert gestatten darf, sich zum Volkslehrer hervorzudrängen.

Durch Theilung der Arbeit kommt der Staat zu Stande, der dann, einmal gebildet, sich dadurch erhält, daß in eben solcher Folge die Individuen jedes nachwachsenden Geschlechts sich gemäß ihren hervorstechenden Naturanlagen für eine besondere Function des gesellschaftlichen Lebens ausbilden. Der Staat ist eine zur Herstellung des Reiches Gottes, des Reiches der Liebe, zur größtmöglichen Vervollkommnung des menschlichen Wesens eingesetzte göttliche Anstalt, ein Ergebniß der Natur der Menschheit selbst, doch war die Kirche allenthalben vor dem Staate im eigentlichen Sinne da, und mit dem Uranfange des Staats, der Gemeinde, vorhanden.

Die vulgaire theologische Anschauung, welche sich für Monotheismus ausgibt, ist es in der That nicht; denn sie läßt eben eine unvereinigte und nicht vereinbare Zweiheit der die Welt in Bewegung setzenden Principien bestehen, indem sie neben der Nothwendigkeit die Willkür, d. h. neben der Freiheit des sich selbst durch seine Natur zum Dasein bestimmenden Gottes den Zufall seines weitern Bestimmtwerdens durch die Unfreiheit der Laune als Macht anerkennt. Der einzig wahre Monotheismus ist der Pantheismus. Es kann nur eine einzige unwandelbare Grundlage der Staatswissenschaft geben, nämlich das im Christenthum geoffenbarte höchste Vernunftgesetz.

Genug der Vergleichung. Revolutionnair ist keine dieser beiden Schriften, und kann es nicht sein wegen der Liebe, die von beiden als Grundlage menschlicher Gesellschaft erkannt wird. So mögen beide dazu dienen, das Bestehende zu erwägen und zu befestigen, und wir wollen mit Liebe von ihnen scheiden. 5.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Fortsetzung von Sismondi's „Geschichte von Frankreich".

Sismondi's höchster Wunsch war, die umfassende Geschichte Frankreichs, an die er den größten Theil seines Lebens gesetzt hatte, bis zu ihrem Ende führen zu können. Nur wenige Monate hätte sein Tod hinausgeschoben zu sein brauchen, und sein innigster Wunsch wäre ihm erfüllt gewesen. Es hat nicht sein sollen. Der treffliche Gelehrte ist gestorben, als nur noch der letzte Band zu vollenden übrig blieb. So mußte die Ausarbeitung desselben einem andern Historiker übertragen werden. Die Wahl des Buchhändlers ist auf einen jungen Schriftsteller, Amedée René gefallen, der sich durch verschiedene historische Artikel in der „Encyclopédie des gens du monde" sowie durch einige andere Arbeiten, z. B. seine Bearbeitung der werthvollen Briefe Chesterfield's, rühmlich bekannt gemacht hat. Mit dem 30. Bande, der vor kurzem unter René's Besorgung erschienen ist, hat nun die unvergängliche „Histoire des Français" einen Abschluß gefunden. Es wird zwar noch ein 31. Band geliefert werden, der aber nur die bei einem Werke von dieser Ausdehnung so nöthigen Register enthalten wird. Der „Constitutionnel" gab vor kurzem eine Probe aus dem eben erschienenen Theile (Voltaire's letzter Besuch in Paris), die eine vortheilhafte Meinung von der Arbeit René's zu erwecken im Stande war.

Deutsche Literatur in Frankreich.

Wir freuen uns jedes neuen Anzeichens, das auf eine größere Verbreitung der deutschen Literatur in Frankreich schließen läßt, und beeilen uns deshalb, Kunde zu geben von einer neuen Geschichte der deutschen Literatur, die wir soeben aus der Feder einer mit Recht berühmten Schriftstellerin erhalten. Sie führt den Titel „Tableau de la littérature allemande", und Verf. ist Mad. Amable Tastu, die sich durch ihre lieblichen Poesien einen gefeierten Namen erworben hat. Wir können es der Verf. nur Dank wissen, daß sie einen lesbaren Abriß unserer Nationalliteraturgeschichte geliefert hat, der für das Bedürfniß des größern Publicums genügen mag; aber tiefern Gehalt hat das Werk nicht, ja wir können ihm kaum bedeutende Vorzüge vor dem „Resumé de la littérature allemande" des bekannten Loeve-Veimars einräumen. Da hat denn doch Mad. de Staël (auch eine Frau!) der deutschen Literatur einen andern Dienst geleistet! 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 140. —— 19. Mai 1844.

Die Grenzen der deutschen Sprache und ihrer Mundarten.

Sprachkarte von Deutschland. Als Versuch entworfen und erläutert von Karl Bernhardi. Kassel, Bohné. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Untersuchung der Grenzen eines Sprachstammes wie einer einzelnen Sprache ist nicht nur für den Sprachgelehrten von Fach, sondern für jeden Gebildeten so anziehend und lehrreich und zugleich in ihren Ergebnissen für Sprache, Geschichte und Erdbeschreibung so wichtig, daß nur die großen Schwierigkeiten, welche mit solchen Untersuchungen verbunden sind, es erklärlich machen, daß bisher noch so wenig dafür geschehen ist. Mit desto größerer Theilnahme und Dankbarkeit muß daher jeder derartige Versuch aufgenommen werden, zumal wenn er mit solcher Gewissenhaftigkeit und Umsicht ausgeführt wird wie die „Sprachkarte von Deutschland" von Hrn. Bernhardi, welche wir als den ersten Anfang, die Sprachgrenzen Deutschlands festzustellen, freudig begrüßen. Hr. Bernhardi selbst urtheilt über seine Schrift sehr bescheiden; er bezeichnet sie nur „als einen Versuch auf einem neuen Felde und als eine Auffoderung zu einer gründlichen Bearbeitung des Gegenstandes". Aber mindestens ist es ein sehr gelungener Versuch, und nach der Ausführung zu urtheilen, sollte man meinen, der Verf. habe eine Menge von Vorarbeiten benutzen können.

Wir wollen über das treffliche Buch nur berichten und es der allgemeinsten Theilnahme, deren es in hohem Grade würdig ist, empfehlen; was wir von eigenen Bemerkungen und Wünschen etwa hinzuthun, wird nur unbedeutend sein.

Was zunächst die Karte selbst betrifft, so ist ihr die Stieler'sche Flußkarte zum Grunde gelegt; die Gebirge sind nur da angedeutet, wo ihre Lage in Beziehung auf die Sprachgrenze von Bedeutung ist, die Flüsse dagegen sind sehr vollständig aufgenommen. Die Karte reicht von der Nordspitze Dänemarks bis etwas südlich von der Mündung des Po und etwa von Orleans bis Grodno. Die drei Hauptzweige der germanischen Sprachen, Hochdeutsch, Niederdeutsch und Nordisch, sind durch drei verschiedene Arten von Roth bezeichnet, doch das Englische gelb; die angrenzenden fremden Sprachgebiete durch verschiedene deutlich sich absetzende Farben. Anziehend und lehrreich wäre es gewesen, wenn es Hrn. Bernhardi gefallen hätte, zugleich mit einer besondern Farbe die jetzigen staatlichen Grenzen wenigstens der Hauptländer zu bezeichnen, wodurch das Herüber- und Hinübergreifen der Sprachen über dieselben deutlicher in die Augen gefallen sein würde. Hr. Bernhardi hat dies wol darum unterlassen, weil er, ganz vom geschichtlichen Standpunkte ausgehend, mehr die ursprünglichen Volksgrenzen im Auge gehabt hat.

Hrn. Bernhardi's Erläuterung zerfällt ganz natürlich in zwei Haupttheile: „Die deutsche Sprachgrenze gegen außen" und „Abgrenzung der verschiedenen deutschen Mundarten untereinander." In den „Allgemeinen Bemerkungen" (§. 1) läßt uns der Verf. einen Rückblick in die früheste Geschichte unsers Vaterlandes thun, indem er die Nachrichten der römischen Schriftsteller über die ursprünglichen Grenzen der Deutschen zusammenstellt, aus denen sich ergibt, daß jene alten Volksgrenzen fast ganz mit den heutigen Sprachgrenzen übereinstimmen. Nur die Ostgrenze der Deutschen, den Slawen gegenüber, hat öfters gewechselt, und daher hat Hr. Bernhardi, was sehr dankenswerth ist, auch die erloschene westliche Sprachgrenze der Slawen auf der Karte angegeben, wie sie um das Jahr 804 gewesen ist, wo die Slawen am weitesten nach Westen zu vorgedrungen waren. Die Grenze begann am Kieler Meerbusen, ging über den Plönsee, Segeberg und Oldesloe und ungefähr in der Mitte zwischen Hamburg und Lauenburg über die Elbe, dann nahe bei Lüneburg vorbei nach Ülzen, Salzwedel, Osterburg und traf endlich oberhalb Havelberg an die Elbe. Bemerkenswerth ist, daß — was Hr. Bernhardi nicht anführt — in den lüneburgischen Aemtern Dannenberg, Lüchow und Wustrow noch bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, wiewol verderbt, Slawisch gesprochen worden ist (s. Adelung's „Mithridates", II, S. 689 und Anmerk.). Ferner machte die Elbe bis zur Mündung der Saale und dann die Saale fast bis zu ihrer Quelle die Grenze. Ich erlaube mir hierzu eine kleine Bemerkung. Daß die Saale die alte Grenze zwischen Wenden und Deutschen gewesen sei, ist im Allgemeinen ganz richtig; nur muß man nicht übersehen, daß die Slawen auch vielfach die Saale überschritten und sich auf dem linken Ufer ange-

siedelt haben; namentlich verrathen in der Gegend etwa von Weißenfels bis Alsleben eine Menge Ortsnamen auf dem linken Saalufer ihren slawischen Ursprung durch ihre Namen. Fast alle diese Örter liegen aber im Thale, höchstens auf dem Abhange der Höhenzüge, welche das linke Saalufer begleiten. Hier liegen z. B., wenn wir in der Gegend von Weißenfels anfangen und nördlich fortgehen, die Dörfer Üchtritz, Crellwitz, Göhlitz, Dörstewitz, Dölitz, Beuchlitz, Cröllwitz, Lettin, Schiepzig, Quitschina (an der Salze, welche bei Salzmünde in die Saale geht), Gödewitz, Zaschwitz (Wettin gegenüber), Trebitz, Kloschwitz, Rumpin. Bei Friedeburg mündet ein Bach in die Saale, die Schleinitz, gewöhnlich Schlenze genannt; an diesem Bache entlang haben die Slawen noch einige Stunden weit aufwärts (westlich) auf beiden Seiten bis an seine Quelle hin Ansiedelungen gehabt; der westlichste slawische Ort scheint hier Hübitz unweit Mansfeld zu sein; außerdem liegen im Schlenzethale die Dörfer Lochwitz, Neidewitz, Zabitz; ferner im Saalthale Zickeritz, Zöllwitz (noch weiter westlich Ihlewitz), Gröbzig. In Anhalt scheint von jetzt noch vorhandenen Örtern auf dem linken Saalufer nur Plötzkau (alt Plozeke, auch Plotzk) slawischen Ursprungs, doch werden in Urkunden noch mehre jetzt verschwundene Dörfer in dieser Gegend erwähnt, welche die slawischen Endungen in und itz hatten, z. B. Plesin, Lepenitz, Czernitz an der Mündung der Wipper, Lösewitz und einige andere; auch nicht weit von der Mündung der Saale liegt noch auf ihrem linken Ufer das Dorf Werkleitz. Demnach würde die Saale nicht, wie es auf unserer Karte angegeben ist, gerade die alte Grenze zwischen Slawischem und Deutschem machen, sondern größtentheils ganz zum slawischen Gebiete gehören. Auch auf dem linken Elbufer nördlich von Magdeburg liegen mehre Ortschaften, die muthmaßlich slawischen Ursprungs sind.

Hr. Bernhardi bespricht hierauf im zweiten bis achten Abschnitte die jetzige deutsche Sprachgrenze in Belgien, in Frankreich, in der Schweiz, in Tirol, in Kärnten, Steiermark und Ungarn, in Mähren und Böhmen, in Schlesien, Brandenburg, Pommern und Preußen. Es würde nicht möglich gewesen sein, die deutsche Sprachgrenze allenthalben so genau festzustellen, wie es Hrn. Bernhardi gelungen ist, wenn er sich nicht durch ausdauernden Eifer und Umsicht die mannichfaltigsten Unterstützungen und zuverlässigsten Hülfsmittel zu verschaffen gewußt hätte. Die Sprachgrenze in Belgien hat er theils selbst bereist, theils aus der im J. 1835 in Brüssel erschienenen „Sprachkarte“ entnommen; die genaue Angabe der Sprachgrenze in Frankreich verdankt er zwei derselben ganz nahe wohnenden Freunden, deren einer in Saarbrück, der andere in Thann lebt; die Grenze in der Schweiz hat er theils selbst untersucht, theils nach Albert Schott's Schriften und nach dessen genauer Angabe auf einer besondern Karte bestimmt, sowie ihm für Graubünden noch insbesondere Hr. Pfarrer Bänziger in Altstetten auf einer Sonderkarte (Specialkarte) die Sprache jedes Dorfes mitgetheilt hat; die Bestimmung der Sprachgrenze in Tirol verdankt Hr. Bernhardi einem Alpenreisenden, Hrn. Schaubach in Meiningen; die in Illyrien, Ungarn, Mähren und Böhmen hat ihm der berühmte slawische Sprach- und Alterthumsforscher Schafárik in Prag auf vier Sonderkarten mitgetheilt. Solche Hülfsmittel setzten Hrn. Bernhardi in den Stand, die deutsche Sprachgrenze nach außen mit so großer Zuverlässigkeit festzustellen, daß wir ihm fast unbedingt Glauben schenken können.

In seiner Erläuterung gibt Hr. Bernhardi allenthalben die äußersten deutschen und die nächsten fremden Ortschaften an; besonders berücksichtigt er dabei den Lauf der Flüsse, welche häufig die Sprachgrenze bilden. Da wir wol voraussetzen müssen, daß die meisten unserer Leser keine so genauen Karten bei der Hand haben werden, daß sie auf denselben die von Hrn. Bernhardi genannten Dörfer und Bäche finden könnten, so wollen wir, indem wir eine kurze Übersicht der Sprachgrenze zu geben versuchen, nur die bedeutendern Örter angeben, welche an derselben liegen.

Fangen wir in Belgien an, so finden wir, daß die deutsche Sprache an der Nordsee bis nach Frankreich hineinreicht; der äußerste deutsche Ort an der Nordsee ist nämlich Grevelingen (Gravelines), halbwegs zwischen Dünkirchen und Calais; von hier trifft die sprachliche Grenze mit der staatlichen zwischen den französischen Landschaften Flandern und Artois zusammen, südöstlich bis zu den französischen Grenzstädten St.-Omer und Aire; von da wendet sie sich östlich und tritt beim französischen Commines nach Belgien über, wo Brüssel, Löwen, Thienen (Tirlemont), Tongern, Mastricht die südlichsten deutschen Städte sind. Bei dem deutschen, unmittelbar an der Grenze liegenden Eupen wendet sich die Sprachgrenze südlich und trifft eine Strecke lang ziemlich mit der Landesgrenze zwischen Deutschland und Belgien zusammen; doch ist Malmedy französisch, wogegen etwas weiter südlich die deutsche Sprache weiter nach Westen greift bis zur deutschen Grenzstadt Arlon, sodaß die Stadt Luxemburg in deutschem Gebiete liegt. Bei dem französischen Thionville (Diedenhofen) tritt die deutsche Sprache abermals nach Frankreich über. *) Hr. Bernhardi meint (S. 14), daß die deutsche Volksgrenze sich ursprünglich noch weiter nach Artois hinein erstreckt hat, was er theils aus den vielen niederländischen Einmischungen, welche die dortige französische Volksmundart zeigt, theils aus den vielen unzweifelhaft deutschen Ortsnamen schließt, welche sich z. B. in der Umgegend von Boulogne finden. Damit stimmt eine Bemerkung in dem (äußerst mangelhaften) „Essai d'un travail sur la géographie de la langue française“ (in den „Mélanges sur les langues, dialectes et patois“, Paris 1831,

*) Nach einer Nachricht aus Luxemburg vom 16. Dec. 1843 in Nr. 363 der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ (abgedruckt aus der „Allgemeinen Preußischen Zeitung“) fällt die Sprachgrenze hier etwas weiter westlich, namentlich noch 2½ Stunde westlich von Arlon und 2 Meilen westlich von Thionville.

S. 12) überein, nach welcher im Bezirke Pas de Calais unweit St.-Omer zwei deutsche (flamändische) Gemeinden mit etwa 1300 Einwohnern sich finden; aber weder sind die Namen derselben genannt, noch geht aus der angeführten Stelle deutlich hervor, ob sie wirklich eine Sprachinsel bilden oder eine Landzunge, die vom Nordbezirk herüberragt.

Von Thionville geht die Sprachgrenze durch das nordöstliche Lothringen in der Richtung auf die deutschen Örter Pfalzburg und Zabern im Elsaß bis in das Wasgaugebirge (französischer Grenzort Sarrebourg), dessen Wasserscheide nun zugleich die Sprachgrenze bildet, sodaß das ganze Elsaß noch deutsch ist. Vom Bärenkopf, einem der höchsten Gipfel des Wasgaugebirgs, aus wendet sich die Grenze südöstlich auf das staatlich schweizerische, sprachlich deutsche Laufen an der Birs zu, oberhalb dessen sie in das Gebiet Bern eintritt; sie folgt nun der Grenze des Gebiets Solothurn bis an den Bielersee, wo der letzte deutsche Grenzort Erlach ist; vom nordöstlichen Ufer des Neuenburgersees geht sie nach dem Murtensee und von da südlich bei Freiburg vorbei (beinahe durch Freiburg hindurch), an der Saane entlang bis auf die berner Alpen, denen sie ein Stück nach Osten hin folgt, bis sie das Gebirge und gerade südlich den Rhone zwischen Siders und Leuk in Wallis überschreitet und immer südlich bis über den Monterosa hinaus eine Strecke nach Piemont hineingeht. Aber nur kleine Gebirgsthäler sind hier deutsch; schnell zieht sich die deutsche Sprache wieder nach der Schweiz zurück über den Simplon und St.-Gotthard, etwas nördlich vom Rheine ungefähr an der nördlichen Grenze von Graubünden entlang, bis sie beim deutschen Reichenau am Zusammenflusse des Vorder- und des Hinterrheins das Rheinthal durchschneidet und der Wasserscheide zwischen Plessur und Albula folgt. An der Grenze von Engadin (bei Martinsbrück) überschreitet sie den Inn und geht in südlicher Richtung nach der Ortelesspitze, wo sie Tirol erreicht. Außerdem liegt in Graubünden noch eine deutsche Sprachinsel südlich von Chur am Einflusse der Albula in den Hinterrhein. Hätte es doch Hrn. Bernhardi gefallen, zu Nutzen und Frommen der romanischen Sprachforscher ein Übriges zu thun und wenigstens in Graubünden genau die Grenzen der drei romanischen Sprachen ladinsch, rumonsch und italisch anzugeben, da dies nach den oben erwähnten Mittheilungen des Hrn. Pfarrers Bänziger für ihn eine leichte Mühe, für die romanischen Sprachforscher aber ein großer Gewinn gewesen sein würde. Ebenso wäre später eine Sonderung wenigstens der wichtigsten slawischen Mundarten sehr erwünscht gewesen, wie Hr. Bernhardi in der That die Grenze zwischen der ober- und der niederlausitzischen Mundart angedeutet und auch die kassubische Sprache an der Mündung der Leda in die Ostsee besonders bezeichnet hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Bemerkungen über

Das Buch der Redner von M. A. Cormenin (Timon). Nach der 11. Originalausgabe. Leipzig, Weber. 1843. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Es ist ein höchst bedeutendes Zeichen der Zeit, daß man, und zwar nicht nur dort, wo sich Deutschlands und Frankreichs Grenzen berühren und deutsches und französisches Wesen einander durchdringen, sondern weitverbreitet daran denkt und dafür bemüht ist, Deutschland und Frankreich zu großen gemeinsamen Zwecken, zur Lösung Einer historischen Aufgabe zu vereinigen. Der Plan ist großartig, und die Männer, die sogar persönlich dafür eintreten und sich den hämischen Angriffen des großen Haufens aus der Provinz bloßstellen, verdienen die höchste Achtung. Aber um sich von den Hindernissen, die der Ausführung jenes großen Planes im Wege stehen, eine Vorstellung zu machen, lese man dieses Buch, das in Frankreich seit kurzer Zeit (10 Jahren) 11 Auflagen erlebt hat. Welch ein Unterschied zwischen deutscher und französischer Art zu denken und zu schreiben! Dies Buch, das — wie der Erfolg lehrt — dem französischen Geiste und Geschmacke vollkommen angemessen ist, ist für den deutschen Sinn eine wahre Folter. Man kann den wesentlichen Charakter desselben nicht kürzer und bestimmter bezeichnen als dadurch, daß man sagt, daß es über alle Maßen geistreich ist.

Wer an der geistreichen Schreibart noch immer Geschmack findet — wir denken aber, in Deutschland ist es damit im Allgemeinen zu Ende —, der lese das „Buch der Redner", beobachte den Gang und innern Zusammenhang der Gedanken, zerlege sie, prüfe den Grund seines Genusses an der Form und seine Ausbeute vom Inhalt, und wenn seine letzte Empfindung nicht Ekel ist, Ekel am geistreichen Stil, nun — so gehe er nach Paris!

Wir haben auch in Deutschland nach dem Glanze unserer Literatur, nach der Periode des schönen Stils, in dem sich die Dinge und ihre Darstellung, Inhalt und Form (Object und Subject) ununterscheidbar vermischen, eine Periode des geistreichen Stils gehabt; und in den bis aufs äußerste heruntergekommenen belletristischen Tageblättern grassirt er noch; aber die Schriften und Blätter des geistreichen Stils haben den guten Geschmack beim bessern Theile der Nation nicht zu verderben und das Bedürfniß des Studiums unserer classischen Autoren nicht zu verdrängen vermocht. Geistreich und Unwahr, ja! Verkehrt und Abgeschmackt sind Synonyma geworden: wer jetzt darauf ausgeht, sich einen bleibenden Platz unter Deutschlands Schriftstellern zu verschaffen, muß sich vor allen Dingen davor hüten, geistreich zu schreiben. Aber in Frankreich erlebt ein über alle Maßen geistreich geschriebenes Buch in zehn Jahren elf Auflagen.

Wir wollen einige wesentliche Züge des geistreichen Stils, die in ihm so schroff hervortreten, einige Augenblicke ins Auge fassen. Das allgemeine Wesen des geistreichen Stils ist dies, daß er nicht sachgemäß ist, daß sich Inhalt und Form nicht durchdringen, nicht congruent sind, daß die Sprache noch etwas Anderes will, als was ihr wahrer Zweck ist, nämlich glänzen und in die Augen stechen. Der geistreiche Stil sticht in die Augen und blendet, zieht den Sinn von der Sache, den Gedanken ab, und beschäftigt ihn dafür mit seinem Putz und Flitter. Die Sache im Ganzen ist darum niemals sein Gegenstand, sondern einzelne Punkte, die zerrissenen Stücke, mit deren Vergleichung und Unterscheidung er seine taschenspielerischen Künste treibt. So erfährt man bei Cormenin von der Beredtsamkeit überhaupt weiter nichts, als daß sie (S. III) „die Kunst ist zu erregen und zu überzeugen". Wie schielend! wie unbestimmt! wie geistreich!

Dann gleich am Anfange des ersten Theils (das Buch zerfällt in zwei Theile, von denen der erste bis S. 181 — nach unserer Art zu reden — die Theorie der Beredtsamkeit oder vielmehr der Arten der Beredtsamkeit enthält, der zweite,

von S. 527 bis Ende, die Charakteristik der berühmtesten französischen Redner seit der Revolution, zu denen — sonderbar! — S. 538, noch O'Connell hinzutritt), also gleich am Anfange tritt die geistreiche, d. h. willkürliche Art zu unterscheiden auf: „Viererlei kommt bei der parlamentarischen Beredtsamkeit in Betracht: der Charakter der Nation, der Geist der Sprache, die politischen und socialen Bedürfnisse der Zeit, die Physiognomie der Zuhörer." Die Schranken sind geöffnet, das Blitzen und Krachen der Raketen nimmt seinen Anfang; aber der gesunde Sinn, der sich an dem Ernste und der Tiefe der deutschen Wissenschaft gebildet hat, zieht sich verschüchtert zurück. Es sind dieselben Fragen, die auch unser Herz aufs tiefste bewegen, über die der Mann in der Harlekinsjacke declamirt; aber wir erkennen sie in seinen Declamationen kaum wieder.

Ein Kunstgriff des geistreichen Stils ist: die unwesentlichen Punkte in den Vordergrund zu stellen und bis ins kleinste auszumalen. Welcher Witz gehört nicht dazu! Und darum ist es ja dem geistreichen Stilisten nur zu thun, seinen Witz zu zeigen und seine schrankenlose, nicht einmal durch die Natur des Gegenstandes beschränkte Herrschaft desselben an den Tag zu legen. Wir wählen allemal zum Belege das erste beste Beispiel. Nachdem von den Phrasenmachern ein Langes und Breites geredet ist, über die es sich gar nicht der Mühe lohnt, zu reden, heißt es S. 26 weiter: „Wenn die Nacht hereinbricht, nimmt der Phraseolog geheimnißvoll Abschied von seinen Freunden, schickt Weib und Kind auf ihr Zimmer, schließt sich in sein Cabinet ein und schiebt die Riegel vor. Dort, beim Scheine zweier Wachskerzen, deren ungewisses Licht das Schweigen des Ortes noch verdoppelt (!), nimmt er die Generalrepetition seiner Rede vor. Symmetrisch ordnet er seine Phrasen, wie ein Feldherr seine Truppen richtet, daß eine nicht mit dem Kopfe vor der andern hervorrage und sie alle im gleichen, taktmäßigen Schritte aufmarschiren. Wie sie an ihm vorüber defiliren, zieht er den Hut und verneigt sich. Jede hat ihren Namen, Rang, eigenthümliche Wirkung, Luftspiegelung und ihr Getöse. Er vereinigt oder trennt sie, läßt sie Halt machen oder laufen und sie tausenderlei Evolutionen ausführen. Er numerirt sie mit rother Tinte (sic!) aus Furcht, daß sie ihr Zeichen wegwerfen; er hat sie alle im Ohre, und indem er der Länge und Breite nach auf den seidenartigen und verschwiegenen Teppichen seines Zimmers spazieren geht, hält er für den folgenden Tag Appel (sic) und wieder Appel über sie. Die Nacht über dröhnt ihm der Kopf davon, mit Inbrunst murmelt er sie ganz leise, und seine Frau, bei der er schläft, glaubt, er sei verrückt oder verrathe sich im Traume und nenne eine Geliebte. Der Phraseolog" u. s. w., u. s. w. Wer verlangt mehr? Das ist geistreich und abgeschmackt.

Der geistreiche Stilist explicirt das Wesen einer Sache nicht durch ihre eigene Dialektik, durch gegliederte Aufzeigung ihrer Momente — um das zu thun, müßte er sich an die Sache selbst hingeben, was seine Eitelkeit nicht erlaubt —, sondern durch Vergleichung mit einem Andern, wobei wiederum die zufälligen Punkte die hauptsächliche Rolle spielen. Cormenin vergleicht alle Redner mit allen, und je wesentlicher sie sich unterscheiden, desto lebhafter und glänzender spielt sein Witz. S. 527: „Kaum war die prächtige Gestalt Mirabeau's, plötzlich von düstern Wolken verschleiert, im Höhepunkte ihres Glanzes erloschen, als am Horizonte von Irland ein neues Gestirn sich erhob. Mirabeau, O'Connell! Ihr riesigen Leuchtthürme an den zwei äußersten Punkten der revolutionnairen Bewegung, als ob ihr sie eröffnen und schließen solltet! Wollte ich O'Connell nur als parlamentarischen Redner betrachten, so könnte ich die britische Nation mit der unserigen und unsere Tribune mit der ihrigen vergleichen; ich könnte sagen, es gibt bei ihnen mehr Krautjunker mit excentrischen und eingewurzelten Vorurtheilen und bei uns mehr Umschweifemacher und Rechthaber" u. s. w.; und nun folgt über eine Seite lang eine Vergleichung zuerst der englischen und französischen Deputirten, dann der englischen und französischen Nation, worin Wesentliches und Unwesentliches, Wahres und Falsches auf das bunteste gemischt sind.

Von der geschmacklosen Bilderpracht des geistreichen Stils geben die angezogenen Beispiele Beweis genug. Nur noch ein einziges Wort von dem hauptsächlichen Vorwurfe, der dem geistreichen Stile zu machen ist. Der geistreiche Stil ist unsittlich, weil er nicht der Ausdruck von der Hingabe an die Sache ist, und also diese Hingabe auch bei den Lesern nicht hervorbringt. Cormenin spricht von den höchsten und herrlichsten Dingen, der Freiheit, der Souverainetät des Volkes u. s. w. und nimmt sich dann zum Ernste zusammen; aber man traut ihm nicht, man wird nicht warm, denn man sieht immer noch das Funkeln seiner Raketen. Auf dem Gebiete der Literatur werden Franzosen und Deutsche niemals Ein Herz und Eine Seele sein.

Friedrich Keßler.

Literarische Notiz aus England.

Mary Chalenor

ist schon seit einigen Jahren der aus der englischen Journalistik gekannte Name einer geachteten lyrischen Dichterin, deren verstreute Gesänge 1842 in einer Sammlung erschienen sind, von welcher, nach ihrem inzwischen erfolgten Tode, eine mit ihrem poetischen Nachlaß vermehrte zweite Ausgabe vorliegt, unter dem Titel „Walter Gray, a Ballad, and other poems etc." (London 1843). „Der Tod", heißt es im Vorworte, „hat die Dichterin aus einem Leben abgerufen, dessen größerer Theil häusliche Trauer und physischer Schmerz war. Ihres Gatten beraubt zu einer Zeit, wo er kaum angefangen, für die Zukunft beizulegen, umgeben von einer Zahl kleiner Kinder und einer Beschäftigung folgend, die ihr wenig mehr als Mühe und Arbeit eintrug — wie konnte es anders geschehen, als daß ihre Gesundheit dem Kummer, ihr Körper der Krankheit erlag! Es ist daher Hauptzweck gegenwärtiger Ausgabe ihrer Gedichte, den verwaisten Kindern dieser liebenswürdigen, aber unglücklichen Frau eine Unterstützung zu verschaffen, welche die Sympathie des Publicums ihnen gewiß gewähren wird." Doch ist das keineswegs der einzige Grund zu Berücksichtigung dieser Gedichte. Sie empfehlen sich Allen, die Sinn und Gefühl haben für Häuslichkeit. Hier eine kleine Probe:

What is love? — So ask the child,
Whose buoyant step runs free and wild,
What makes its little heart rejoice
Whene'er it hears its mother's voice?

What is love? — The maiden seek,
Who wears a blush upon her cheek,
And ask that gentle maiden, why
It deeper glows when one is by?

What is love? — The wife will tell,
Though pain and sickness near her dwell;
All can she bear, and bless her lot,
If one fond heart deserts her not.

What is love? — The mother ask,
Who labours o'er her daily task;
And, if her infant does but sigh,
Will watch at night with wakeful eye.

Unknown within the heart it springs,
And closely binds, and fondly clings;
It softens nature — turneth strife —
The tie to home — the charm of life.

3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 141. — 20. Mai 1844.

Die Grenzen der deutschen Sprache und ihrer Mundarten.

(Fortsetzung aus Nr. 140.)

Von der Orteles-spitze geht die deutsche Sprachgrenze nach Salurn zwischen Botzen und Trient (hiervon südlich liegen mitten im italischen Sprachgebiete die 7 und die 13 deutschen Gemeinden, welche in einem Winkel der Karte noch einmal in größerm Maßstabe verzeichnet sind); die fernern deutschen Grenzörter sind Botzen, Klausen und Brixen; dann macht die Wasserscheide der karnischen Alpen die Sprachgrenze. Bei Pontafel, oberhalb des unmittelbar an der Sprachgrenze liegenden, noch deutschen Villach, beginnt die slawische Grenznachbarschaft. Das Deutsche zieht sich nun etwas nördlich von der Drau entlang, fast gleichlaufend mit dieser, überschreitet dann dicht beim slawischen Radkersburg die Murr und wendet sich von hier fast gerade nördlich nach der Südspitze des Neusiedlersees, auf welcher Linie sie schon etwas südlich von jenem See mit der magyarischen Sprache angrenzt; sodann geht die Sprachgrenze etwas östlich vom See bis nach Presburg an der Donau, wo Deutsch, Magyarisch und Slawisch zusammenstoßen. Nördlich von der Donau macht die March wie die Landesgrenze zwischen Deutschland und Ungarn, so auch die Sprachgrenze zwischen Deutsch und Slawisch bis zum Einflusse der Taga oberhalb Rabensburg.

Wir brechen hier vorläufig ab, um Hrn. Bernhardi erst auf einem Abstecher zu den großen nach Osten hin ausgegangenen deutschen Niederlassungen in Siebenbürgen und Ungarn zu begleiten. Die Deutschen, durch ihre Lage in der Mitte Europas in näherer Verbindung mit den wichtigsten Volksstämmen Europas als irgend ein anderes Volk und leicht an Alle sich anschließend, überdies durch ihre Eigenthümlichkeit zu allen nützlichen Beschäftigungen geneigt und fähig, haben sich allenthalben hin verbreitet und Fleiß und Ehrlichkeit in die fernsten Länder mit sich getragen. Auf den Gebrauch ihrer Muttersprache aber mußten sie häufig verzichten, da sie meistens zu einzeln und zerstreut als thätige Handwerker und Arbeiter aller Art ihr Unterkommen in der Fremde suchten und fanden. Dennoch sind auch die größern Ansiedelungen der Deutschen, wo sie einzelne Ortschaften ganz oder theilweise besetzt und ihre Sprache bewahrt haben, nicht unbedeutend und Reisende aus allen Völkern stimmen darin überein, daß man überall die deutschen Ansiedelungen am trefflichen Anbau des Landes, an der Freundlichkeit und Zierlichkeit der Häuser, an dem Gepräge von durch Fleiß errungenem Wohlstande leicht erkenne. Wir dürfen wol hoffen, daß Hrn. Bernhardi's „Sprachkarte“ ähnliche Arbeiten über andere Sprachen hervorrufen wird, sodaß endlich auf diesen Grundlagen eine allgemeine Sprachkarte wird aufgebaut werden können, wie in der That in Italien schon ein mir nur dem Namen nach bekannt gewordener „Atlante linguistico d'Europa“ (wenn ich nicht irre von Biondelli in Mailand) herausgegeben wird. Eine solche allgemeine Sprachkarte wird, wenn sie vollständig sein soll, alle deutschen Niederlassungen in Ungarn, Siebenbürgen, der Walachei, Polen, Rußland, Sibirien, am Kaukasus, in Amerika zu berücksichtigen haben. Hr. Bernhardi hat vorläufig nur die wichtigsten und umfangreichsten in Siebenbürgen und Ungarn auf der Karte angegeben und besprochen.

In Siebenbürgen wohnen auf 195 Geviertmeilen gegen 500,000 Deutsche, bekannt unter dem Namen Sachsen. Sie zerfallen in das eigentliche Sachsenland mit Hermannstadt, in das Rösnerland mit Bistritz und in das Burzenland mit Kronstadt. Die erste Ansiedelung geschah durch Kriegsgefangene, zu denen im 11. Jahrhunderte zahlreiche und begünstigte Ansiedler kamen, um das verödete Land anzubauen. Die Rösner scheinen besonders zum Betriebe des Bergbaus in das Land gerufen worden zu sein; die Niederlassung im Burzenlande wurde im 13. Jahrhundert gegründet zur Vertheidigung des Landes gegen außen, indem Andreas II. einen wüsten Landstrich unter günstigen Bedingungen dem Deutschen Orden schenkte, welcher Ansiedelungen dorthin schickte, deren Mundart sehr von der der andern Deutschen abweichen soll. Überhaupt herrschen dort sehr verschiedene Mundarten, die sich schwer bestimmen lassen, da sie noch nicht untersucht sind und da die Bewohner fast allen Gegenden Deutschlands angehören. Hr. Bernhardi hat sie sämmtlich als Hochdeutsche bezeichnet und das ist für das Burzenland gewiß auch richtig; die Mundart des eigentlichen Sachsenlandes dagegen scheint

mir vorherrschend niederdeutsch zu sein. Meine Gründe für diese Vermuthung sind folgende: Zunächst die Geschichte. Es wird ausdrücklich berichtet, daß die ersten (und doch gewiß zahlreichsten) Ansiedler in und um Hermannstadt Niederdeutsche oder Flamländer gewesen seien und in der von Hrn. Bernhardi selbst (S. 59, Anm. 22) angeführten Urkunde vom Jahre 1189 werden sie ausdrücklich „Flandrenses" genannt; die Behauptung dagegen, daß die Rösner und Burzen vorzugsweise aus Süddeutschland gekommen seien, wird durch die Angabe bestätigt, daß die Rösner zum Betriebe des Bergbaus und die Burzen aus den durch Ungarn ziehenden Kreuzfahrern (die meistens aus Süddeutschen bestanden) in das Land gezogen worden seien. Ferner deutet der Name Sachsen, der gewiß auch in Anschlag zu bringen ist, sowie die bekannte, von Hrn. Bernhardi nicht erwähnte Verbindung der siebenbürger Deutschen mit der Sage vom Rattenfänger zu Hameln auf niederdeutsche Ansiedelungen hin. Dazu kommt noch eine nicht zu übersehende Angabe, welche sich in John Paget's „Ungarn und Siebenbürgen, politisch, statistisch, ökonomisch" (übersetzt von Moriarty, Bd. 2, S. 363) findet, daß die Hermannstädter selbst ihre Mundart für dem Englischen sehr ähnlich halten. Ich theile die ganze Stelle hier mit:

Die Hermannstädter sollen von flandrischem Ursprung sein, und sie haben die sonderbare Idee, daß der ungewöhnliche Dialekt, in welchem sie gemeiniglich conversiren, eine starke Ähnlichkeit mit dem Englischen habe. Nach Dem, was ich davon verstehen konnte, hätte es meinethalben Hebräisch sein können. Ich glaube, es gibt nicht weniger als sieben verschiedene Dialekte unter diesen Sachsen, die alle aus den verschiedenen Theilen Deutschlands herrühren sollen, woher die Auswanderer ursprünglich kamen. Alle lesen und schreiben das Deutsche so, wie es jetzt gesprochen wird. Hier sowie anderwärts hat Luther's Bibel die Sprache nach ihrem Vorbilde geformt, allein selbst beim Bibellesen übersetzen sie in den gemeinen Dialekt. Es ist ein gewöhnlicher Scherz wider die Sachsen, sie zu fragen, wie sie Boffleisch buchstabiren, und sie antworten durch Zerlegung des classischen deutschen Wortes S-p-e-c-k, wobei sie es zugleich Boffleisch aussprechen. Selbst auf der Kanzel liest der Geistliche im Volksdialekt.

Am sichersten muß natürlich die Sprache selbst entscheiden, indessen mir ist nur eine kleine Sprachprobe (wol dieselbe, auf die Hr. Bernhardi hinweist) bekannt, nämlich das Vaterunser, welches Adelung im „Mithridates" (Bd. 2, S. 221) mittheilt, und aus welchem sich freilich kein sicherer Schluß ziehen läßt. Doch kommen hier allerdings die niederdeutschen Formen dat (daß), gaff (gieb) und vergaff (vergieb) vor.

Auch in Ungarn ist außer den vielen einzelnen deutschen Niederlassungen eine bedeutende deutsche Sprachinsel von etwa 90,000 Deutschen in der Zips, etwas westlich und nordwestlich von Kaschau mit der Hauptstadt Käsmark, welche früher alle Bergleute gewesen sein sollen. Über die zipser Mundart hat Hr. Bernhardi nichts Befriedigendes finden können. Man kann wol mit Bestimmtheit sagen, daß sie Hochdeutsch ist. Wenigstens ist das Wenige, was Kohl daraus mittheilt, unbezweifelt Hochdeutsch; er reist in Ungarn mit einem Zipser zusammen und das gibt ihm Veranlassung zu folgender Anmerkung („Hundert Tage auf Reisen in den östreichischen Staaten", Bd. 4, S. 467 fg.):

Jene zipser Deutschen, obgleich sie ursprünglich aus verschiedenen deutschen Kreisen kamen, haben alle etwas Eigenes und ihnen allen Gemeinsames, das sich hier in ihrem neuen Vaterlande bei ihnen entwickelt hat. Sie sind wieder ganz anders als die siebenbürgischen „Sachsen". Auch ist ihr Dialekt ein ganz anderer. Das Merkwürdigste, was mir bei meinem zipser Genossen auffiel, war dies, daß er gar kein „r" aussprechen zu können schien. Ich glaubte anfangs, dies sei nur ihm allein eigen, allein ich hörte später, daß dies bei den Zipsern allgemein sei und daß sie in der Regel kein „r" in ihrer Sprache haben. Sie sagen z. B.: „å hat's mi g'sogt", statt „er hat es mir gesagt" (dieses Beispiel beweist natürlich nichts), — „gäben" statt „gerben", — die „Schee" statt die „Scheere". Ich konnte dieser sonderbaren Auslassung wegen manche Worte anfangs gar nicht verstehen. Zuweilen setzen sie statt des „r" ein „h", z. B. „mich geheit's" (d. h. mich ärgert's), was wahrscheinlich die verdorbene Redensart: „mich gereut's" ist. „Mich geheit's", sagte er, „daß i z' Fuß gongi bi", und als wir in ein Wirthshaus einkehrten, um etwas zu frühstücken, setzte er mir ein „Freßbrett'l" nebst einem „Freßhölz'l" vor, d. h. einen Teller mit einer Gabel, und legte mir dann darauf „a Grimpel Fleisch", d. h. ein Stück Fleisch. In diesen Worten sprach er das „r" etwas deutlicher aus.

Adelung („Mithridates", Bd. 2, S. 218) theilt aus Genersich's „Merkwürdigkeiten der königlichen Freistadt Käsmark" (Kaschau 1804) die sehr wahrscheinliche Bemerkung mit, daß die Zipser vom Oberrhein stammen, da sie früher auch ihre Geistlichen aus Strasburg erhielten. Wodurch aber Adelung (denn dieser Abschnitt ist noch nicht von Vater bearbeitet) bewogen wird, hinzuzufügen: „Aber die Einwohner von Käsmark sprechen sehr gut Deutsch in der besten Mundart von Schlesien und beweisen auch durch ihre Sitte, daß sie aus Schlesien gekommen sind", weiß ich nicht; das oben Mitgetheilte spricht entschieden für die erstere Angabe. Nun, es mögen auch Schlesier unter ihnen sein.

Endlich hat Hr. Bernhardi noch in Krain eine kleine deutsche Sprachinsel um Gottscher zwischen der Gurk und der Kulpa, südlich von Laibach, angegeben, über die er jedoch nur eine ältere Nachricht aus Valvasor's „Ehre des Herzogthums Crain" (Laibach 1680) mittheilt, da ihm neuere Nachrichten fehlen. Cannabich nennt die Bewohner Gottscheer, in Pierer's „Universal-Lexikon" werden sie Gottschewer genannt und ihre Zahl auf 44,000 angegeben; Hassel nennt sie sogar Gottschewerer.

Wir kehren nach dieser Abschweifung wieder zur eigentlichen deutschen Sprachgrenze, die wir bis zur Mündung der Taga in die March verfolgt haben, zurück. Die Taga selbst ist noch ganz deutsch (nur die mährische Taga kommt aus slawischem Gebiete); die Sprachgrenze zieht sich etwas nördlich von derselben bis zur deutschen Grenzstadt Neuhaus in Böhmen, von wo sie sich gerade südlich nach den deutschen Grenzstädten Gratzen und Krummau zieht. Von da geht sie nordwestlich, am Fuße des Böhmerwaldes entlang, welcher mit den Quellen der Flüsse ganz deutsch ist; Sablat, Winterberg,

Reichenstein sind deutsche Grenzörter, Klattau ist slawisch; westlich von diesem reicht das Slawische bei Neuern bis auf den Kamm des Böhmerwaldes und dies ist überhaupt der westlichste slawische Ort. Im nordwestlichen Böhmen aber haben sich die Deutschen weit in die Thäler herab verbreitet bis dicht an Pilsen, dicht an Rakonitz und bis Leitmeritz. Von hier dehnt sich das Slawische nordöstlich bis in die Gegend von Reichenberg, bis dicht an Hohenelbe, von da südlich bis unsern Josephstadt und wieder nördlich bis Starkstadt aus. Dann macht ungefähr das glatzer Gebirge die Grenze, und das mährische Gebirge bildet eine kleine deutsche Landzunge, auf welcher Zwittau liegt. Am Westabhange der Sudeten sind die deutschen Grenzörter Schönberg, Neustadt, Sternberg; von da geht die Sprachgrenze nördlich, bei dem deutschen Jägerndorf vorbei nach Schlesien. Im slawischen Böhmen und Mähren liegen einige deutsche Sprachinseln Budweis, Iglau und Umgegend, bei Brünn, Olmütz u. s. w.

Von der Oppa zwischen Jägerndorf und Troppau, doch näher an jenem, wendet sich die deutsche Sprachgrenze östlich bis in die Gegend von Ratibor, von wo sie nordwestlich geht und oberhalb Brieg die Oder überschreitet, sodaß Ratibor, Kosel, Oppeln slawisch sind. Weiter nördlich sind die deutschen Grenzstädte Kreuzburg, Militsch, Fraustadt, Züllichau, Meseritz, Schwerin, Zirke; noch weiter nördlich bildet die Brahe bis zu ihrer Quelle die Grenze; endlich Bütow, Lauenburg, Stolpe. Das Königreich Preußen ist nur eine große deutsche Sprachinsel, welche jedoch durch eine Reihe deutscher Niederlassungen gewissermaßen mit Deutschland zusammenhängt. Die nächsten Ufer der Weichsel von Thorn bis Danzig sind fast ganz von Deutschen besetzt; dann sind die deutschen Grenzorte im Königreich Preußen: Eylau, Guttstadt, Rastenburg, Nordenburg, Wehlau und am Kurischen Haff Schaken. Unfern Nordenburg beginnt die Grenze gegen die lettische Sprache. Hr. Bernhardi hat hier aber Lettisch und Lithauisch miteinander verwechselt, was um so auffallender ist, da er (S. 90, Anm. 22) die ganz richtige Angabe Kohl's mittheilt, daß in Ostpreußen nur auf der Kurischen Nehrung von etwa 6000 Menschen Lettisch, bei Tilsit und Gumbinnen aber (Letzteres ist nicht ganz genau) Lithauisch gesprochen wird. Hr. Bernhardi nennt aber jenes Lettische mit einem fast gleichbedeutenden Namen Kurisch, dieses ziemlich verschiedene lithauische Lettisch. Das Verhältniß dieser Sprachen zueinander ist folgendes (s. den Artikel „Indogermanischer Sprachstamm" von Pott in der „Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste"): die lithauischen Sprachen zerfallen in drei Abtheilungen, in das eigentliche Lithauische, in das ausgestorbene Altpreußische und in das Lettische. Das Lithauische zerfällt wiederum in das Preußisch-Lithauische und in das Polnisch-Lithauische oder Schamaitische. Die letztere Mundart herrscht nur noch in einem Theile Lithauens (in Schamaiten), indem das übrige Lithauen die polnische Sprache angenommen hat. Weit wichtiger ist das Preußisch-Lithauische (eben die von Hrn. Bernhardi Lettisch genannte Sprache), dessen Umfang Mielcke in der Vorrede zu seinem „Lithauischen Wörterbuche" so bezeichnet:

Diese wird innerhalb der Grenzen des alten Ostpreußens nur in dem Bezirk, welcher die ehemaligen fünf Hauptämter, Namens Memel, Tilse, Ragnit, Labiau und Insterburg befaßt, und in wenigen herumgelegenen Örtern von dem eingeborenen gemeinen Mann gesprochen. In einigen Gegenden dieses Bezirks sind die alten Einwohner sehr stark mit deutschen Colonisten vermengt, in andern aber wohnen die Lithauer noch fast allein, besonders im Memelschen und in dem Landstrich an der östlichen Grenze, wo man oftmals in 20 Dörfern hintereinander kaum Einen Deutschen findet. Zu diesen Lithauern im alten Königreich ist nun noch, durch die letzte Theilung von Polen, eine sehr große Anzahl in demjenigen Theile von Neu-Ostpreußen, welcher östlich an jenen Bezirk stößt, hinzugekommen. Die Anzahl aller lithauischen Unterthanen in ganz Preußen, nach seinen jetzigen Grenzen betrachtet (im Jahre 1800), mag wol über 200,000 betragen.

Die lettische oder kurländische Sprache dagegen herrscht zufolge der Vorrede Stender's zu seiner „Lettischen Sprachlehre" 1) in Kurland, Semgallen und in dem Stifte Pilten; 2) in Lettland oder dem westlichen Theile von Livland; 3) in dem ehemaligen polnischen Livland, welches jetzt unter dem Namen des dünaischen Bezirks zu Neurußland gehört; 4) in Lithauen an der kurländischen Grenze, besonders in den zwei großen evangelischen Gemeinden Birsen und Scheymen; 5) in Preußen auf der Kurischen Nehrung. Nur diesen letzten Bezirk hat Hr. Bernhardi als das Gebiet der kurischen Sprache bezeichnet.

Mitten im lithauischen Sprachgebiete sind mehre deutsche Niederlassungen, namentlich Gumbinnen. Die Untersuchung über die Sprache in den russischen Ostseeländern bleibt noch ausgeschlossen, obgleich einige der nördlicher gelegenen deutschen Sprachgebiete, namentlich Libau, Mitau, Riga (bis hierher reicht die Karte nach Norden) u. s. w. verzeichnet sind; es möchten hier meistens nur Städte und Edelsitze deutsch sein. In der Angabe über die in Deutschland eingeschlossenen Wenden in der Oberlausitz mit Bautzen, in der Niederlausitz mit Kottbus folgt Hr. Bernhardi ganz dem zweiten Bande von Preusker's „Blicken in die vaterländische Vorzeit".

Am Schlusse der ersten Abtheilung läßt uns Hr. Bernhardi (S. 91—93) einen „Rückblick" thun; es ist dies aber weniger ein Rückblick auf das in den vorhergehenden Abschnitten Behandelte, als ein Rückblick in die früheste Zeit, in welcher Europa seine Bevölkerung erhalten hat, um die Lage der verschiedenen Volksstämme zueinander recht deutlich zu machen. Es würde uns zu weit führen, wenn wir uns auf Besprechung dieses Abschnitts einlassen wollten, da wir weder mit der von Hrn. Bernhardi angenommenen Schafarik'schen Eintheilung aller europäischen Völker in den indisch-europäischen und in den nordischen Stamm (zu welchem Basken, Finnen, Samojeden, Türken gezählt werden) einverstanden sind, noch der Annahme, daß Europa am meisten

von Nordwesten her vom Meere bedrängt worden sei, beistimmen können, da die nach Süden zu abgespitzte Gestalt aller Erdtheile mit den neben den Spitzen liegenden Inseln vielmehr auf eine von Süden hergekommene Überflutung hindeutet.

(Der Beschluß folgt.)

Der Graf von Haugwitz und Job von Witzleben. Eine Zugabe zu der Schrift: Beiträge zu der künftigen Biographie Friedrich Wilhelm's III. sowie einiger Staatsdiener und Beamten seiner nächsten Umgebung. Aus eigener Erfahrung und mündlich verbürgten Mittheilungen zusammengetragen von v. Minutoli. Berlin, Logier. 1844. Gr. 8. 10 Ngr.

Außer dem Grafen Schwarzenberg hat nicht leicht ein preußischer Minister größere Misgunst des öffentlichen Urtheils erfahren als der Graf Haugwitz, der „ebenso cynische als kurzsichtige Politiker", wie er in den „Lebensbildern aus dem Befreiungskriege" genannt wird. Schwarzenberg hat in Cosmar einen guten Vertheidiger gefunden und es können daher die frühern Vorwürfe mit solcher Heftigkeit nicht mehr ausgesprochen werden. Auf Haugwitz haben aber dieselben noch immer gelastet und sind außer in dem soeben erwähnten Buche schon mehre Jahre früher bei dem Erscheinen eines Stücks der Memoiren des Grafen in dem Februarstücke der „Minerva" vom J. 1838 wiederholt worden. Bekanntlich traf ihn dieser heftige, laute Tadel besonders wegen des am 15. December 1805 zu Wien mit Napoleon ohne höhere Autorisation unterzeichneten Vertrags, nach welchem das älteste hohenzollernsche Stammland, Anspach, an Baiern, Hanover aber an Preußen abgetreten und ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Napoleon und Friedrich Wilhelm III. abgeschlossen wurde. Um den immer erneuerten Angriffen zu begegnen, ward dem Grafen Haugwitz der Druck seiner Memoiren gestattet, die aber gegen die öffentliche Meinung bei so bedeutenden Gegnern wenig ausgerichtet haben, und so hat sich Hr. von Minutoli, der sich früher selbst zu den Gegnern des Grafen zählte, später aber viele Mittheilungen in einem nähern Umgange von ihm selbst empfangen hatte, entschlossen, als sein Vertheidiger aufzutreten. Ref. vermuthet indeß, daß derselbe noch mehr weiß als er in dieser kleinen Schrift mitzutheilen für gut fand, und legt daher zur Entschuldigung des Grafen das meiste Gewicht auf das hier zuerst mitgetheilte Cabinetsschreiben Friedrich Wilhelm's III. vom 8. October 1829, in welchem ihm derselbe das ehrenvolle Zeugniß „fleckenloser Gesinnungen und treuer Geschäftsführung im Dienste des Staats" ertheilt hat. Dieselbe Ansicht und Misbilligung „schriftstellerischer Verleumdungen" spricht auch das Schreiben des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs Friedrich Wilhelm IV., vom 18. März 1830 aus. Eben dies bezeugt auch Hippel und Hr. von Minutoli nach den mündlichen Äußerungen des Generals von Köckeritz. Außerdem aber hat uns die Beweisführung des Verf. nicht ganz überzeugen können. Wir nehmen gern an, daß Haugwitz reine Absichten und guten Willen gehabt hat (die Anklage der Bestechung ist zu grundlos, als daß man darüber noch ein Wort hinzuzusetzen hätte), aber Das bleibt doch gewiß, daß ihn seine isolirte Stellung in Wien, seine Unkenntniß der militairischen Operationen, sein Mangel an Muth und auch, für so außerordentliche Verhältnisse, an Fähigkeit alle Fassung und Umsicht geraubt hatten. So hat neuerdings Zimmermann in seiner „Brandenburgisch-preußischen Geschichte", und wie wir glauben, recht billig, geurtheilt. Daher bemerkt Hr. von Minutoli auch ganz richtig, daß ein mehr selbständiger Diplomat als Haugwitz, oder ein militairischer Abgesandter, ein Knesebeck, Grolman, Müffling, jene politisch-strategische Aufgabe in Wien ganz anders gelöst haben würden. Denn nur übertriebene Furcht konnte den Grafen Haugwitz glauben lassen, es werde Napoleon nach dem Siege bei Austerlitz, wo seine Lage noch immer bedenklich genug war, aus Mähren in Schlesien eindringen und einem damals fast unmöglichen Aufstande in Südpreußen die Hand bieten. Die nähern Lebensumstände des Grafen Haugwitz werden die Leser aus dieser Schrift erfahren.

Einen weit kräftigern, klarern und gewandten Mann zeigt uns das Lebensbild des im J. 1837 verstorbenen Kriegsministers von Witzleben. Die von Dorow vor zwei Jahren herausgegebene Biographie des verdienstvollen und wissenschaftlich gebildeten Militairs hat hier zur Grundlage gedient, Hr. von Minutoli sie aber durch manche Züge und einige Cabinetsordres des Königs Friedrich Wilhelm III. bereichert, in denen sich einestheils das uneingeschränkte Vertrauen und die wohlwollendste Anerkennung des Monarchen ausspricht, anderntheils aber die größte Anhänglichkeit des Generals an den König in Verbindung mit großer Aufrichtigkeit der Gesinnung, die dem Gebieter unter keinen Umständen glaubte die Wahrheit vorenthalten zu dürfen. 9.

Notiz.

Erinnerungen an Napoleon.

In einer der ersten Sitzungen der diesjährigen französischen Deputirtenkammer äußerte Hr. de Tocqueville bei der Adreßberathung, vor vierzig Jahren habe Napoleon zum gesetzgebenden Körper gesagt: „Eine Moral ohne Dogmen ist eine Justiz ohne Tribunal." Dieser Staatsredner würde, wenn er einmal die Autorität Napoleon's citirte, noch ganz andere und sprechendere Zeugnisse desselben für die Vertheidigung der katholischen Frage haben ausführen können. Der Ritter von Beauterne in seiner zu Paris erschienenen Flugschrift: „**Sentiment de Napoléon sur la divinité de Jésus-Christ. Pensées inédites recueillies à Sainte-Hélène par Mr. le comte *de Montholon* et publiées par Mr. le chevalier *de Beauterne***", läßt den Ex-Kaiser auf St.-Helena unter Anderm sagen: „Es ist wahr, daß der Katholicismus ein Ocean von Geheimnissen ist, aber er ist nicht die Religion dieses oder jenes Menschen, sondern die Wahrheit der Kirchenversammlungen und der Päpste, welche ohne Unterbrechung bis zu Jesus Christus, ihrem Urheber, hinaufsteigt. Sie ist eine Sonne, die unsere Seele auf eine geheimnißvolle und majestätische Weise erleuchtet, sie ist über unsern Geist unendlich erhaben. Ihre Kraft (vertu) ist eine verborgene, die im Menschen ist wie der Saft in den Bäumen. Sie bringt überall Ordnung und ist ein sociales und religiöses Band, welches die Macht stärkt, Allen die Einigkeit und die Liebe predigt und einem Jeden seine Pflicht auf eine ungemeine Weise einredet. Es ist wahr, daß Christus unserm Glauben eine Reihe Geheimnisse vorlegt. Er befiehlt mit Autorität, an sie zu glauben, ohne einen andern Grund anzugeben als dieses schreckliche Wort: Ich bin Gott!" Gewiß würde Hr. de Tocqueville wenigstens größern Triumph in der Sache der Geistlichkeit davongetragen haben, hätte er in dieser Manier den Ex-Kaiser mehr reden lassen! Damit würde er freilich dem ärgerlichen Universitätsstreit keine bessere Wendung zu Gunsten des Klerus gegeben haben; denn wir sind überzeugt, daß die Regierung bei einer Reorganisation der geistlichen Seminare diese der Oberaufsicht des Staats unterwerfen und in Bezug auf die anzustellenden Professoren das Erneuerungsrecht und sonstige Befugnisse zur Erweiterung des Episkopats nicht aufgeben werde. 64.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 142. —— 21. Mai 1844.

Die Grenzen der deutschen Sprache und ihrer Mundarten.

(Beschluß aus Nr. 141.)

Wir kommen nun zur zweiten Abtheilung der Schrift des Hrn. Bernhardi: „Abgrenzung der verschiedenen deutschen Mundarten" (S. 94—138). In vielen Beziehungen ist diese Untersuchung weit schwieriger als die Feststellung der äußern Grenzen der deutschen Sprache, denn während die meisten Sprachen, welche die deutsche umgeben, ganz andern Sprachfamilien angehören, sodaß auch der Ungelehrte leicht unterscheidet, was deutsch und was fremd ist, gehen dagegen die einzelnen Mundarten — so verschieden und leicht erkennbar auch die voneinander entfernten sind — meistens so allmälig und unmerklich ineinander über, daß es kaum möglich ist (wenigstens nur einem größern Vereine einsichtiger Gelehrten), alle einzelsten Unterabtheilungen genau zu umgrenzen, wenn man nicht, was das Leichteste und im Grunde Richtigste ist, geradezu sagen will: jeder Ort, jedes Dorf hat seine besondere Mundart, wodurch aber wiederum nichts gewonnen wird. Man muß sich also vorläufig damit begnügen, eine Menge einzelner Mundarten, die in gewissen Haupteigenthümlichkeiten übereinstimmen, zusammenzufassen und nur die Hauptmundarten voneinander zu scheiden. Schon Dieses ist nicht blos für den Sprachforscher, sondern auch für den Geschichtsforscher von großer Wichtigkeit, da sich wahrscheinlich aus diesen Untersuchungen mit der Zeit ergeben wird, daß die jetzigen Grenzen der Mundarten ihren Ursprung in der alten Eintheilung der Deutschen in Stämme und Gaue haben. Besonders von diesem geschichtlichen Standpunkte aus betrachtet Hr. Bernhardi die Sache, und in den vorausgeschickten „Allgemeinen Bemerkungen" sagt er (S. 94):

Die Ermittelung aller noch erkennbaren Grenzen im Innern des großen deutschen Sprachgebiets, die Rechtfertigung dieser Abgrenzungen durch Darlegung der Spracheigenthümlichkeit eines jeden gefundenen Sprachbezirks und die geschichtliche Nachweisung, ob irgend eine frühere Eintheilung des Landes diesen Sprachgrenzen entspreche, oder deren Entstehung erläutere, Das ist die große Aufgabe, zu deren Lösung ich durch dieses Schriftchen die Geschichtsvereine Deutschlands zu veranlassen beabsichtige. Es versteht sich demnach von selbst, daß eine wirkliche Ausführung Dessen, was ja erst noch geleistet werden soll, und auf eine einigermaßen befriedigende Weise auch nur durch vereinte Kräfte geleistet werden kann, hier gar nicht erwartet werden darf. Denn wer möchte sich wol für hinlänglich befähigt halten, um der im Munde von beinahe 50 Millionen Menschen lebenden deutschen Sprache und der größtentheils noch in schwer zugänglichen Provinzial- und Familienarchiven ruhenden deutschen Specialgeschichte ihre verborgensten Geheimnisse abzulauschen, selbst wenn ein günstiges Geschick ihm gestattete, der Erforschung dieser Verhältnisse ein ganzes Leben unausgesetzt zu widmen?

Hr. Bernhardi will daher nur versuchen, einen ersten Anhaltepunkt für künftige Forschungen zu liefern; er arbeitet gleichsam nur erst aus dem Groben. Es ist natürlich, daß er sich vorzugsweise an den Meister aller mundartlichen Forschungen, an Schmeller anschließt, und durchaus zu billigen, daß er die von Schmeller gewählten Benennungen und Lautbezeichnungen möglichst beibehalten hat, „damit nicht auf diesem neueröffneten Felde wissenschaftlicher Forschung alsbald durch rücksichtslose Willkür eine Sprachverwirrung herbeigeführt werde, der in der Regel die Begriffsverwirrung auf dem Fuße folgt" (S. 95).

Das gesammte germanische Sprachgebiet wird eingetheilt in die nordische, die niederdeutsche und die hochdeutsche Hauptmundart, die letztere wiederum in die oberdeutsche und in die mitteldeutsche Mundart. Die deutsche Gesammtsprache nennt Hr. Bernhardi schriftdeutsch.

Der elfte Abschnitt behandelt nun zunächst die „Abgrenzung der niederdeutschen Mundart gegen die nordische". Dänisch und Deutsch scheiden sich im Herzogthum Schleswig, wo bekanntlich seit Jahrhunderten die beiden Schwestersprachen um die Oberherrschaft streiten; das Deutsche ist entschieden im Vortheile. Hr. Bernhardi hat drei verschiedene Sprachgrenzen bezeichnet; die eigentliche Grenze, d. h. die, bis zu welcher Deutsch die Familiensprache der Bewohner des platten Landes ist, geht von dem dänischen Tondern aus südlich bis in die Nähe von Husum und dann nordöstlich (fast nördlich) nach dem Flensburger Meerbusen, sodaß Husum, Schleswig und Flensburg deutsch sind, und zwar ist die deutsche Mundart, welche zwischen Tondern und Husum sowie auf den benachbarten Inseln Sylt, Föhr, Amrom und einigen kleinern in etwa 40 Kirchspielen gesprochen wird, die nordfriesische; die zwischen Flensburg und Schleswig

in 48 Kirchspielen von 45,000 Menschen gesprochene ist die anglische Mundart, in welcher in Firmenich's „Völkerstimmen“ (wo sich auch Proben der nordfriesischen Mundart finden), Heft 1, S. 35 fg., ein anziehender, die Bewohner und deren Sitte und Sprache betreffender Aufsatz: „Angeln un de Angler“, mitgetheilt ist. Auch diese beiden Mundarten hat Hr. Bernhardi umgrenzt. Eine zweite Grenze, von Tondern gerade ostwärts nach dem Flensburger Meerbusen zu, bezeichnet die Kirchen- und Schulsprache, welche südlich von dieser Linie Deutsch, nördlich Dänisch ist. Die dritte auf unserer Karte angegebene Grenze, welche in Jütland in gerader Richtung von Wiborg nach Horsens geht, bezeichnet die westliche Grenze der eigentlichen dänischen Sprache. Die Mundarten zwischen der zweiten und dritten Grenze (also zwischen Tondern und Wiborg, Flensburg und Horsens) sind nämlich im Grunde allerdings dänisch; es fehlt ihnen aber noch eine Haupteigenthümlichkeit des Dänischen (wie auch des Schwedischen), nämlich die Anhängung des Einzlers (Artikels) an das Hauptwort; sie setzen jenen nach deutscher Art vor dieses und bilden insofern eigentlich nur den Übergang von den niederdeutschen Mundarten zum Dänischen. In Schleswig gewann seit der Mitte des 17. Jahrhunderts das Schriftdeutsche in Kirche und Schule die Oberhand.

Die Abgrenzung der niederdeutschen Mundart gegen die hochdeutsche wird im zwölften Abschnitte behandelt. Hr. Bernhardi hat die Grenze ungefähr so angegeben. Die äußersten hochdeutschen Örter sind Aachen, Düsseldorf, Köln, Bonn, Siegen, Kassel, Heiligenstadt, Ellrich, Ballenstädt, Kalbe, Barby, Dessau, Wittenberg; dann sind Lübben, Guben, Krossen, Züllichau die südlichsten niederdeutschen Städte. Als etwas Bemerkenswerthes führe ich hierbei an, daß die Mundart in Dessau und dem größten Theile von Anhalt (selbst über Anhalt hinaus bis nach Halle hin) früher niederdeutsch war. Denn als Albrecht der Bär (um 1150) einen großen Theil der Slawen von dort verdrängt hatte, zog er Niederdeutsche (Flamländer) in das Land, welche viele Dörfer, vielleicht auch die Stadt Dessau, bauten. Anfangs wurde Niederdeutsch neben dem Slawischen, später (seit dem Ende des 13. Jahrhunderts) blos Niederdeutsch gesprochen, und so sind auch alle deutsche Urkunden aus dem 14. und 15. Jahrhunderte, welche sich in Dessau befinden, niederdeutsch; nach und nach verlor sich das Niederdeutsche aus der Schriftsprache, und noch später, durch den Einfluß von Kirche und Schule, auch aus dem Munde der Bewohner des linken Elbufers, und zwar so, daß sich in der dessauischen Mundart nur einzelne niederdeutsche Wörter erhalten haben; niederdeutsche Namen dagegen sind noch in ziemlicher Menge vorhanden. Nur in einem Dorfe in der Nähe von Dessau, Kakau, zwischen Oranienbaum und Wörlitz, hört man noch viel Niederdeutsches, sodaß die Bewohner des fast unmittelbar anstoßenden, erst 1708 angelegten Dorfes Horsdorf, die Mundart der Kakauer für Wendisch haltend, sagen: „In Kake wendschen se.“

Hr. Bernhardi führt auf niederdeutschem Sprachgebiete eine kleine, durch einen schmalen Landstrich getrennte hochdeutsche Sprachinsel auf dem Harze an, welche die Ortschaften Klausthal, Zellerfeld, Widemann, Lautenthal und Andreasberg umfaßt und wahrscheinlich von hier angesiedelten Bergleuten gegründet worden ist. Einer weit größern hochdeutschen Sprachinsel auf niederdeutschem Gebiete hat er nicht gedacht, in Ostpreußen, und zwar im Ermeländischen, östlich von Elbing. Die Bewohner der Städte Wormbitt, Heilsberg, Seeburg und Guttstadt nämlich und der umliegenden Dörfer haben sich um das Jahr 1276, größtentheils aus der Gegend von Meißen und aus Schlesien kommend, hier angesiedelt und ihre hochdeutsche Mundart bewahrt. Siehe Firmenich, Heft 2, S. 111 fg.

Bei der Abgrenzung des oberdeutschen Sprachgebiets vom mitteldeutschen (§. 13) ist Hr. Bernhardi dem Schmeller's „Mundarten“ beigegebenen Kärtchen „Zur geographischen Übersicht der Mundarten Baierns“ gefolgt.

Danach beginnt diese Sprachgrenze am slawischen Sprachgebiete, unweit der Quelle des Regen, nähert sich der Donau bei Regensburg, geht dreimal über die Altmühl, überschreitet die Wernitz nicht weit von Donauwörth und folgt dem rechten Ufer derselben bis über Öttingen, wendet sich dann westwärts, geht nördlich von Schwäbisch-Hall über den Kocher, südlich von Heilbronn über den Neckar, ebenfalls im Süden von Rastatt über den Rhein und trifft nicht weit von den Saarquellen auf das französische Sprachgebiet. (S. 113.)

Bei der Scheidung der deutschen Hauptmundarten mußte Hr. Bernhardi natürlich auch etwas auf das Sprachliche eingehen und er hat sich hierin gleichfalls an Schmeller gehalten, auf welchen er im Ganzen verweist. Nur zwei Eigenheiten in der Aussprache bezeichnet er, woran der Oberdeutsche am leichtesten zu erkennen ist: die Aussprache der Gaumbuchstaben und die der Vorsylben ge und be. Im Ganzen ist dies nicht unrichtig, doch sind die Beispiele nicht immer glücklich gewählt. Hr. Bernhardi sagt z. B. (S. 114, Anm. 1):

Als Schiboleth für Ober-, Mittel- und Niederdeutsch kann das Wörtchen gegen dienen, welches Oberdeutsch gegen, Mitteldeutsch gejen, Niederdeutsch jejen lautet.

Danach würde z. B. die mitteldeutsche dessauische Mundart eine niederdeutsche sein, denn in dieser heißt es gleichfalls jejen. Ferner stellt Hr. Bernhardi als wesentlichen Unterschied zwischen Mittel- und Oberdeutsch auf: Mitteldeutsch kalk, mark, Oberdeutsch kalch, march. Danach wäre die dessauische Mundart eine oberdeutsche, denn hier heißt es gleichfalls Kalch, Marcht statt Markt (die Mark wird durch Marke, das Mark durch March ausgedrückt).

Hr. Bernhardi selbst gibt zu, daß man nach der Aussprache der Vorsylben be und ge auch noch das Nabgebiet und selbst Oberschlesien mit zum oberdeutschen Sprachgebiete ziehen könne, und er hat daher von der Wernitz bis zum Fichtelgebirge noch eine zweifelhafte Grenze gezogen. Jedenfalls ist hier die Abgrenzung sehr schwierig wegen des unmerklichen Übergehens einer Mundart in die andere. Merkwürdig wäre es, wenn sich, wie Hr. Bernhardi hofft, aus genauen Forschungen

noch ergeben sollte, daß der Umfang der mitteldeutschen Mundarten mit den uralten Sitzen der Hermionen, der der Oberdeutschen mit denen der Istävonen übereinstimmten, sowie die Sitze der Ingevonen dem niederdeutschen Sprachgebiete zu entsprechen scheinen. Wir zweifeln daran, daß dies je gelingen werde, um so mehr, da die Nachrichten der Alten selbst (Tacitus und Plinius) über die Sitze der deutschen Hauptstämme zu unbestimmt und selbst widersprechend sind, indem auch vier und fünf deutsche Hauptvölkerschaften genannt werden.

Auch in der Abgrenzung der oberdeutschen Mundarten untereinander folgt unser Verf. Schmeller, nach welchem sie in drei Hauptzweige zerfallen, in die oberrheinische, westlechische und ostlechische. Als unterscheidende Kennzeichen werden aufgestellt: für die Scheidung zwischen Oberrhein und Westlech die Aussprache des k vor l, n und r und des au und ei; für die Unterscheidung von Westlech und Ostlech die Aussprache der Endung en und des inlautenden sp und st.

Die mitteldeutschen Mundarten zeigen eine viel größere Mannichfaltigkeit als die oberdeutschen, was Hr. Bernhardi daraus erklärt, daß diese durch Berge und Wälder geschützten Gegenden nie von Fremden besetzt gewesen seien, weshalb hier jeder einzelne Volksstamm sich viel selbständiger habe entwickeln können als in dem weiten Donauthale und in der norddeutschen Ebene. Auch hier hat Hr. Bernhardi keine eigenen Forschungen angestellt, sondern von verschiedenen Seiten ihm zugekommene Ansichten und Nachrichten über die westlichen Mundarten zusammengestellt, die zwar nicht hinreichen, um danach einigermaßen zuverlässige Grenzen auf der Karte zu ziehen, die aber doch Denen, welche etwa diese Mundarten später bearbeiten wollen, manchen bemerkenswerthen Fingerzeig geben können.

Fast derselbe Fall ist es mit den niederdeutschen Mundarten, über deren Eintheilung im Großen man noch nicht einmal einig ist. Nur zwei Grenzen (außer den schon erwähnten um die nordfriesische und die anglische Mundart) hat Hr. Bernhardi auf der Karte angegeben, die zwischen Niederdeutsch und Holländisch, welche fast ganz mit der staatlichen Grenze zusammenfällt, und die muthmaßliche Grenze des Ostfriesischen, welche Hr. Bernhardi von der Ems nach dem Meerbusen der Jahde gezogen hat, auf welchem Wege sie die drei saterländischen Dörfer an der Leda mit eigenthümlicher (altfriesischer?) Sprache berührt. Ich füge hier nur eine Anmerkung aus dem lesenswerthen Büchlein: „Übersicht der heutigen plattdeutschen Sprache", von Eduard Krüger (Emden 1843), hinzu, S. 14:

In Emden wird noch in der Kirche und in der Volksschule die holländische Sprache gebraucht; diese ist aber, vorzüglich in der Schule, so sehr mit dem deutschen oder dialektischen Platt versetzt, daß der Holländer es selten für classisch erkennt. Rechnungen und Correspondenzen werden von Vielen blos in holländischer Sprache ausgefertigt; so auch die Inschriften an den Häusern und der öffentliche Ausruf. Hierzu kommt bei einem Theile des Volks der Glaube, daß der echte Gottesdienst der holländisch-calvinistischen Kirche sich in keiner andern als der holländischen Sprache ausdrücken lasse, und man hört wol sagen: he leert luthersch, wenn ein Prediger selbst die reformirte Rede hochdeutsch vorträgt. Daher sind, weil die Sprachen zugleich als Glaubensartikel betrachtet werden, die Lutheraner in Emden der hochdeutschen Schriftsprache im Durchschnitt mächtiger als die Reformirten.

Zum Schlusse (S. 137 fg.) fodert Hr. Bernhardi die gesammten Geschichtsvereine Deutschlands auf, zu einer Sprachkartensammlung von ganz Deutschland zusammenzuwirken und fügt Vorschläge zur Ausführung dieses großartigen Unternehmens hinzu. So sehr wir auch mit diesen einverstanden sind, so fürchten wir doch, daß sie so bald wol noch nicht zur Ausführung kommen werden; denn abgesehen von der Schwierigkeit der Aufgabe — es muß, wie Hr. Bernhardi ganz richtig sagt, jedes Dorf sprachlich erkundet werden —, ist in Deutschland zu wenig Einverständniß und Zusammenwirken unter den einzelnen Vereinen. Hätten wir einen allgemeinen gesetzgebenden Gelehrtenverein — worüber ich früher in d. Bl. gesprochen habe —, so würde sich die Sache viel leichter machen lassen und die Arbeit würde nach übereinstimmenden Grundsätzen ausgeführt werden. Dennoch hoffen wir, daß vorläufig wenigstens Einzelne durch Hrn. Bernhardi's Buch und Karte veranlaßt werden mögen, die Mundarten kleinerer Gebiete möglichst genau zu erforschen und abzugrenzen. Der Unterzeichnete gesteht gern, daß sein längst gehegter Wunsch, die Mundarten Anhalts, wo Niederdeutsch und Hochdeutsch zusammenstoßen und wo die alte slawische Sprachgrenze durchgeht, etwa von Wittenberg bis Halberstadt und von Magdeburg bis zum Petersberge zu bearbeiten, durch Hrn. Bernhardi aufs neue lebhaft angeregt worden ist, und wenn er Muße finden sollte, diesen Plan auszuführen, so wird seine Arbeit das beste Zeichen des Dankes für die vielfachen Belehrungen sein, welche Hrn. Bernhardi's Buch darbietet. Möchten aber auch viele Andere nicht blos Belehrung aus demselben schöpfen, sondern zu eigenen Forschungen angeregt werden, damit wir endlich eine so deutliche und anschauliche Ansicht und Übersicht über alle lebendigen Volksmundarten Deutschlands erhalten mögen, wie wir sie durch bloße — gleichwol höchst dankenswerthe — Sprachproben allein nicht erhalten können.

August Fuchs.

Durchflug durch Italien. Reiseskizzen von F. v. Löbenstein. Gotha, Verlagscomptoir. 1842. 16. 1 Thlr.

Was kann ein Durchflug durch Italien auf 192 S. uns Neues bringen, nachdem wir Bibliotheken über dies Land besitzen? Und wenn er uns nichts Neues bringen kann, lohnt es der Mühe, einige subjective Ansichten und Empfindungen beim Anblick dieser und jener Stadt, dieses oder jenes Kunstwerks aufs Papier zu bringen, wenn auch diese subjectiven Empfindungen schon gedruckt erschienen und so zu sagen, zum Gemeingut geworden sind? Diese Betrachtung sollte Jedermann abschrecken, über Italien flüchtig zu schreiben. Allein sie thut es nicht und jedes Jahr bringt, in Deutschland wenigstens, sein typisches Contingent von italienischen Reisebeschreibungen nach wie vor, dar, während doch über Italien nur

der schreiben sollte, der sicher ist, etwas Besonderes sagen und mit irgend einem Detailstudium unser Wissen von dem Lande erweitern zu können. Was hilft's! Die Flut italienischer Durchflüge dämmt keine Kritik, es liegt etwas Allgemein-Gültiges, etwas Reinmenschliches in ihrer Strömung, die Sehnsucht nach dem irdischen Paradiese und die Lust von ihm zu sprechen. Eben dies Allgemein-Menschliche ist es, was allen diesen Wiederholungen immer und immer wieder Theilnehmer sichert, wie die Generationen sich erneuern, und gegen eben diese „menschliche" Empfindung versündigten sich Smollett, Kotzebue und Nicolai, was sie schwer büßten, denn es wurde ihnen nie verziehen!

Unser Verf. gehört nicht zu dieser kleinen Schar, vor deren Gemeinschaft wir als höchst gefährlich bestens warnen. Er ist in der Stimmung, von Herzensgrunde sich erfreuen, begeistert sein und bewundern zu können. Wohl ihm! Er reist jedoch nicht en enthousiaste, nicht einmal als sentimental traveller, sondern als ein warmer Natur- und Kunstfreund. Für einen Durchflug ist dies die Stimmung, die wir empfehlen müssen. Es dauert fast zu lange, ehe er aus Deutschland hinauskommt; inzwischen drückt er sich über den charakteristischen Unterschied von Nord- und Süddeutschland recht gut aus. Nur wundern wir uns, daß ein Mann wie er Schwierigkeiten gefunden haben will, in Norddeutschland Bekanntschaften zu machen, die sich, dünkt uns, nirgend leichter machen als in Dresden und Berlin. Was er von München, dem Schein und der Inconsequenz der dortigen Lebensverhältnisse sagt, hat guten Grund, ohne jedoch neu zu sein. „Die Welt sieht immer so aus wie der Mensch, der in sie blickt", sagt er und er hat recht. Wem Salzburg, Tirol oder Italien langweilig scheinen, ist sicher ein langweiliger Mensch. In dem kirchenberühmten Trient betritt der Reisende Italien; es geht nun rasch über Verona nach Venedig, wo wir, nachdem wir die herkömmlichen Ausrufungen abgethan haben, auf einige gute Reisegedanken treffen. Über Padua, Ferrara, Bologna, Florenz entführt der Durchflug uns nach Livorno und zur See nach Neapel. O, diese Seereisen durch das Land Italia! Diese Seefahrer bilden sich ein, Italien zu kennen, wenn sie einige Seestädte besucht haben. Schwerer Irrthum! Für Spanien war die Erfindung der Dampfschiffe gut, eine Naturwohlthat, für Italien ist sie abscheulich, widerwärtig, verderblich. Es paßt nicht Jedes für Alle, und Der hat seine Reise nach Italien für verloren zu achten, der in Genua und Livorno ein Dampfschiff besteigt, um nach Neapel zu reisen. Wozu beschreibt der Verf., was er dort gesehen? Wir wissen es ja. Er mochte uns seine Gedanken darüber sagen, aber nicht die Gegenstände beschreiben. In Florenz hat er es besser gemacht; wir leben dort mit ihm unter den sanften, liebenswürdigen Florentinern, nicht unter ihrem Besitzthum. Florenz ist vielleicht der einzige Ort in der Welt, wo sich Gemüthlichkeit mit Schlauheit paart, nämlich in demselben Individuum. Der Fremde traue der erstern nicht zu viel, die zweite ist nahe zur Hand. Die Schilderung Roms ist dürr und trivial, besser die von Pisa und Mailand. Genua und seine Zauberküste, Spezzia und Chiavari machen den gebührenden Eindruck auf ihn und wir beklagen ihn nur, daß er S.-Remo und Bordighera mit allem dem Reiz der Corona di Ponente nicht kennt. Wie kann man noch heutzutage nach Italien reisen und diese Küste nicht besuchen, d. h. was wir unter Besuchen verstehen, darin wandern, weilen, haften? Über den Simplon geht es zurück; die Ausbeute, welche wir mitbringen von diesem Durchflug, ist gering; ein paar Gedanken, ein paar Bemerkungen, und viel unnütze Beschreibungen, die in hundert Handbüchern besser zu haben sind, genauer, ausführlicher und richtiger. Man gebe doch diese nutzlose Verschwendung der Druckerschwärze auf, die doch zu etwas Besserm gut ist. Ein gebildeter Geist, wie der Reisende ist, sollte dies erkennen, sich an den Eindruck des Gesehenen halten, wenn er zu seiner Ergründung nicht Zeit hat, und im Menschen, in der Natur, in der Geschichte, wenn er einmal über Italien Geschriebenes noch einmal schreiben will, den Stoff suchen, ein Buch zu füllen. Blätter wie diese lassen sich recht gut und noch besser füllen, ohne daß wir einen einzigen italienischen Meilenstein an uns vorüberrauschen sehen. Im Übrigen liest sich die kleine Schrift ganz angenehm. 8.

Die jüdischen Gauner in Deutschland, ihre Taktik, ihre Eigenthümlichkeiten und ihre Sprache, nebst ausführlichen Nachrichten über die in Deutschland und an dessen Grenzen sich aufhaltenden berüchtigtsten jüdischen Gauner. Nach Criminalacten und sonstigen zuverlässigen Quellen bearbeitet und zunächst praktischen Criminal- und Policeibeamten gewidmet von A. F. Thiele. Zweiter Band. Berlin, Reimarus. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Theil dieses Werks, welchen wir in Nr. 73—75 d. Bl. f. 1843 ausführlich besprochen haben, enthielt Vieles von allgemeinem Interesse, während der vorliegende zweite Band, hauptsächlich aus biographischen Notizen und Signalements von einer beträchtlichen Menge jüdischer Diebe bestehend, nur für Criminal- und Policeibeamte einen Werth hat. Der Verf. macht auch in dem Vorworte darauf aufmerksam, daß dieser zweite Band, sowie der noch weiterhin folgende dritte, in welchem sich die Fortsetzung der alphabetisch geordneten Gaunerliste befinden wird, vorzugsweise für den Amtsgebrauch bestimmt sind, daß also ein unbeschränkter Debit derselben, besonders das Auslegen in Leihbibliotheken, nicht in des Verf. Zwecke liegt. Eine solche Vorsichtsmaßregel erscheint uns überflüssig. Sollte den jüdischen Gaunern daran gelegen sein, ihre weiten Gewerbsverzweigungen auf dem Papier zu erblicken und sich an ihren eigenen Portraits zu ergötzen, so werden sie sich das Buch, dessen Existenz gewiß sehr vielen Mitgliedern dieser begabten Menschenclasse bekannt ist, ohne alle Schwierigkeiten zu verschaffen wissen. Außer diesen Betheiligten und den gedachten Beamten wird es nur wenige Leser anziehen. Den Psychologen kann es nicht befriedigen, weil die Jugendgeschichte des Verbrechers, die Entwickelung seiner lasterhaften Neigungen, überhaupt sein inneres Leben in den biographischen Notizen nur selten und kurz angedeutet ist oder ganz fehlt. Für den Liebhaber romantischer Räuberscenen ist auch kein Unterhaltungsstoff in diesen höchst prosaischen Diebsgeschichten enthalten. Somit haben wir keine Veranlassung, auf die letzten Bände des Thiele'schen Werks, dessen große Nützlichkeit für die Diener der Strafjustiz wir übrigens durchaus nicht bestreiten, an diesem Orte näher einzugehen. 28.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 143. —— 22. Mai 1844.

Nibelungen im Frack. Ein Gedicht von Anastasius Grün. Leipzig, Weidmann. 1843. 8. 22½ Ngr.

Ein pikanter Titel und ein glänzender Name, und doch eine Wirkung, die beiden nicht entspricht. Wir lasen mit Betrübniß, was die politischen Zeitungen, was die Journale über dieses neueste Werk der Grün'schen Muse urtheilten, wir hofften, daß die Parteistimmung ihre Färbung der ästhetischen Kritik beigemischt habe, und nahmen uns vor, möglichst von Dem absehend, was neuerdings gegen den edeln Sänger zur Anklage wurde, nur das Gedicht zu betrachten. Kann ein solcher Dichter, der aus tiefster Brust jene Frühlingslaute der Freiheit anschlug, zum Gegentheil umschlagen? fragten wir uns. Die Antwort war freilich eine betrübende, wenn wir die ganze Reihe der Saulus und Paulus an uns vorübergehen ließen. Konnte aber gerade Anastasius Grün ihren Reigen vergrößern? Alles das Gerede von seiner Versöhnung mit Kirche und Staat und wie sie erfolgt sei, widerte uns an. Die äußern Thatsachen zugebend, waren wir doch überzeugt, daß ihnen ein anderer Sinn unterzulegen sei, und gern glaubten wir den Freunden des Dichters, welche eine andere Erklärung abgaben. Grün sieht ein, sagten sie, daß sein Kampf gegen die Verhältnisse, wo er lebt, ein vergeblicher ist. Er hat zehn Jahre als Dichter gestritten, er hat in ganz Deutschland frische Kräfte aufgerufen, aber in seinem Vaterlande hat er nichts gewirkt, als daß Der und Jener auch in die politische Lyra griff und, unglücklicher als er gestellt, gezwungen ward, zu verstummen oder sein Vaterland zu verlassen. Nun ist er es müde. Er hat genug gethan für Einen Mann, er verstummt freiwillig. Seine Lieder bleiben ja leben; ihm darf man es vergönnen, wenn er ausruht und nach dem langen, heiligen, ernsten Kampfe die Güter des Lebens genießen will, welche ein günstiges Geschick ihm zuwies. Er kann seine Feder an die Wand stellen in der deutschen Walhalla, die noch nicht gebaut ist, mit mehr Ehren als Justus Lipsius die seine im Muttergotteshause zu Loretto, und sein Schweigen ist auch eine That.

Aber er hat nicht geschwiegen. Den Dichter drängte es, weiter zu dichten. Nun, wäre da nicht Feldes genug gewesen für den Frühlingssänger in der großen Natur, auf seinen Alpen, wo er den Schutt nicht mehr zu berühren nöthig hatte, an den seinen Zauberstab zu schlagen, daß er seine Schmerz- und Hohnlaute aushauche, seine neuen Verhältnisse ihm verbieten? Zur ewigen Natur, zu dem Ursprünglichen im Menschen ist jedem Dichter, unter welcher Censur er schreibe, zurückzukehren erlaubt. Dort gibt es ewige Gedanken, ewige Bilder, die in Rom und Moskau gesungen werden dürfen, die der Absolutist und der Destructive mit gleicher Lust anhört; und wer hemmt den Flug des Gedankens, der hinrauschend hoch über den Kämpfen der Zeit und der Menschengeschlechter doch ein Ziel vor sich sieht, nach dem wir Alle streben.

Aber Anastasius Grün wählte den Fürsten Moritz Wilhelm von Sachsen-Merseburg, postulirten Administrator des Hochstifts Merseburg, geboren den 5. Febr. 1688, gestorben den 21. April 1731, von dem glaubhafte Geschichtschreiber berichten, daß er eine merkwürdige und ganz absonderliche Passion für die Baßgeige gehabt. Diese Passion, die zu allerhand Irregularitäten führte, besingt der Dichter.

> Sein Rößlein heißt Marotte, im Baß geht's statt im Paß,
> Von seinem Schenkeldrucke stöhnt, schnaubt der Geigenbaß!
> Marotte, sei besungen wie deine Brüder im Stalle,
> Du springst viel höher, weiter, du bist gewaltiger als sie alle!
> Du hast, mein frommer Klepper, mich oft feldein getragen,
> Stolzierst vor der Staatskarosse und keuchst vorm Erntewagen,
> Schleppst Dem die Dosensammlung, trägst Den auf die Käferjagd;
> Greif nur und trag uns, so lange die laue Lebenssonne tagt.
> Du bist ein gelehrig Thierlein und zählst berühmte Reiter,
> Hier überklimmend zierlich im Büchersaal die Leiter,
> Dort watend mit dem Feldherrn im Blut erschlag'ner Heere,
> Schwingst dich mit Diesem zu Sternen und springst mit Jenem über die Meere.

Also, da er nicht den Frühling und den Schutt mehr besingen kann, besingt der Dichter eine Marotte! Es ist Alles, wenn man es recht besieht, worauf wir losgehen mit der ganzen Kraft unsers Geistes und Thuns, Marotte. So hat freilich mancher Blasirte gesprochen: Freiheitsgefühl, glühende Vaterlandsliebe, heiliger Glaubenseifer, sie sind, vom Stern in der Milchstraße aus besehen, kleine Marotten eines kleinen Geschlechts, eine nicht mehr werth als die andere. Nur daß wir von diesen Marotten leben, leben in dieser Welt, welche ohne sie ein Sumpf des Egoismus wäre. Es ist eine be-

queme Philosophie, die zu Ansehen und Ehren führt, aber die deutschen Dichter haben ihr bis da nicht gehuldigt, selbst nicht zu der Zeit, als Horaz ihnen der größte Priester im Tempel der Göttin schien. Der Dichter der befrackten Nibelungen will es auch nicht mit dürren Worten aussprechen, daß sein und seiner Geistesgleichen ganzes Streben ihm nunmehr nur noch als eine Marotte vorkomme, die er gleichgültig beiseite lasse, um mit derselben Begeisterung zu einer andern Marotte überzugehen. Aber die That spricht für den Sinn.

> Groß g'nug bist, Menschenseele, groß g'nug du, Gotteswelt,
> Daß frei ein Herz ausklinge, bevor's zur Grube fällt!
> Nie wird der Edelhirsch ackern, Waldrehlein geh'n mit Säcken,
> Strauchröslein Stuben heizen, auch Nachtigall als Haushuhn wecken!
>
> Und ragten zu den Sternen groß uns're Liedesahnen
> Wie Palmen feingefiedert, schönblättrig wie Platanen;
> Dem Erdpuls sind wir näher, der Neuzeit Orchideen,
> Bizarr der Wuchs, die Blüten wie blumengewordene Märchen der Feen.

Also der Hauch Gottes im Menschengeschlecht würde nicht untergehen, auch wenn Anastasius Grün uns nur eine Baßgeigenmarotte besingt! Das ist freilich eine unwiderlegbare Wahrheit; aber die andere Wahrheit findet daneben Platz, daß es schade ist, daß ein Dichter wie er nichts Besseres vornehmen zu können glaubt als eine Marotte!

Er fühlt es selbst und hält ein langes Vorwort für nöthig, ein polemisirendes, gegen die Schule, welche er selbst mit ins Leben rief. Geharnischt tritt er gegen sie auf; es ist der Haupttheil des Gedichts. Da kommt noch viel vor vom Sonnenschein und Frühlingslust, und daß er unwandelbar ihr Priester sein wolle; aber, o Wunder! von den steiermärkischen Alpen herab muß unser Deutschland ganz anders aussehen, als wir es sehen:

> — vorwärts geht's überall, wo's sonst noch rückwärts wich,
> Und geht's auch etwas langsam, so geht's doch, wo's erst schlich;
> Und geht's nicht zum Entzücken, ist doch zu zagen nimmer,
> Und geht's auch nicht mit Dampfkraft, gibt's doch nicht Explosion und Trümmer.

Ein einziges Land ist davon ausgenommen:

> Wo ist in deutschen Landen ein Reich, ein Völkerherz
> So arg gedrückt, geknechtet, daß es aufschrei vor Schmerz?
> Nur eines kenn ich! Schweigend übt's Thaten wie es soll,
> Zum Siegeslied sein Schweigen, zum Märtyrthum wird sein Groll.

Woher nun diese Umwandelung? Der Dichter bleibt uns die Antwort nicht schuldig. Weil ein Gestirn aus Norden aufging, das warm und hell strahlte, bei dessen Erscheinen die Schlaftrunkenen riefen: Wehe! wie wird es so schnell Tag! und die Schlaflosen: Wie säumig, o Sonnenschein!

> Es herrscht ein Fürst im Norden, groß in der Kunst zu geben,
> Fein abgelernt der Sonne hat er's, mit Gunst zu geben;
> Steh'n denn umsonst dort Blumen, und Wiesen, Tannen, Linden,
> Und für die Kunst zu empfangen will ihnen sich kein Jünger finden?

Die Kunst des jungen Fürsten ist eine eigene, eigenthümliche, denn:

> Fest hielt der alte König verschlossen den reichen Hort,
> Der Sohn erschleußt den Segen, sodaß es dünkt dem Volke,
> Als ob die Hand ihn schütte des todten Königs aus der Wolke.

Nun sagt uns der Dichter, daß das Abtragen das Geschäft des Handwerks, das Bauen aber Aufgabe der Kunst sei, und —

> Der Bauspruch ist gesprochen, der Grundstein ist gelegt.

— — Hoch oben von den glänzenden Alpenfirnen mag es so scheinen. Die Begeisterung Grün's, die wir für eine echte und wahre halten, hat etwas ungemein Rührendes. Sie ist nicht dieselbe mit jenem ersten allgemeinen Rausche, welcher den Norden wie den Süden zugleich erfüllte, und mit Recht, und deren wir Alle uns nicht zu schämen haben, wenngleich wir Alle jetzt desto betrübter sind, nachdem er verrauscht ist. Grün ist einige Schritte weiter gegangen, er ist vielleicht noch jetzt begeistert, und von seinem Standpunkte aus mit Recht. Was seinen Frühlingshoffnungen einen so dichterischen Märchenschmelz gab, war, daß der Dichter weit über Das hinaus hoffte, was für sein Vaterland möglich ist. Wir in andern deutschen Ländern hoffen immer auf den Reformweg, auf das so leicht Mögliche, daher sind die Mehrzahl unserer Liberalen immer gemäßigte. In Östreich sind es und müssen es Radicale sein, weil der Organismus des wunderbar construirten Staats noch aus der Feudalzeit stammt. Sie müssen eine gänzlich andere Zeit träumen, sie können nicht hoffen, weil eine gesetzmäßige Einlenkung auf den vorhandenen Wegen nach menschlicher Aussicht an Unmöglichkeit grenzt. Daher das Widerspiel von kühner Alles umstürzender Phantasie und dumpfer Ergebung in die unabwendbare Nothwendigkeit. Daher tritt der Radicalismus weit entschiedener, spröder, verdammender in Östreich auf als im übrigen Deutschland. Daß Grün nicht zur dumpfen Ergebung geschworen hat, bezeugt diese Einleitung seines Gedichts. Aber der Umschwung war längst in ihm erfolgt, den Jeder erwarten konnte, welcher die Verhältnisse ins Auge faßte. Der Schutt, welcher den Spaziergänger störte, liegt dort seit Jahrhunderten angehäuft, und der Hercules ist noch nicht geboren, der ihn fortschaffen soll. Entweder mußte Grün dem Unmuth und der Verzweiflung sich ergeben, auswandern und in sich brütend verkommen, oder mit Dem, was nicht zu ändern ist, sich abfinden, wie es ging. Er hat das Letztere erwählt, aber darum ist seine noch keine dumpfe Ergebung in die Nothwendigkeit, er hat eine allgemeine Hoffnung mitgenommen für die Besserung der Dinge. Und für diesen allgemeinen Standpunkt, auf den er sich gestellt, genügte ihm allerdings Das, was die aufgehende Sonne im Norden versprach und zum Theil noch verspricht — die Freiheit des Geistes, das Bewußtsein des germanischen Volksgefühls. Durch Das, was wir besitzen, wie viel wäre schon für ihn und die Seinen gewonnen! Er brauchte zum Beispiel seinen „Letzten Ritter" nicht in Stuttgart, seine „Nibelungen" nicht in Leipzig drucken zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Marquis von Pombal.

Memoirs of the Marquis of *Pombal* with extracts from his writing and from dispatches in the State paper office, never before published, by *John Smith*. London 1843.

Die Berichtigungen, welche dieses Werk über die Geschichte des Marquis von Pombal bringt, müssen um so willkommener sein, da wir ihnen das nicht mehr durch Parteigeist getrübte Bild eines wirklich großen Mannes verdanken. Sebastian Joseph de Carvalho e Mello, Graf von Oeyras, später Marquis von Pombal, war 1699 in einem kleinen portugiesischen Dorfe geboren; sein Vater gehörte zu der Classe der Fidalgo de provincia, und war ein armer Edelmann, der viele Vorrechte genoß, ohne Rang und Reichthümer zu besitzen. Pombal's Erziehung war seinem Stande angemessen. Er schöpfte sein Wissen über Politik, Staatswirthschaft und Geschichte meistentheils aus französischen Schriftstellern. Die Ministerien von Sully und Richelieu waren ein Hauptgegenstand seiner Studien, und Sully's Wirken, Denken und Fühlen scheint er sich vor Allem als Vorbild genommen zu haben, denn er bewunderte diesen großen Staatsmann von ganzer Seele und äußerte diese Bewunderung bei jeder Gelegenheit.

Schon vor seinem Antritte des Ministeriums zeichnete er sich durch glückliche Vollziehung wichtiger Aufträge in England und Spanien aus. 1750 bei der Thronbesteigung Joseph's ward er an das Staatsruder gestellt, welches er 27 Jahre führte, zur Zufriedenheit seines Monarchen, zum Wohl des Staats und zum Ruhme der Nation. Die Angelegenheiten des portugiesischen Staats waren damals durch ein lässiges und zügelloses Regiment in den traurigsten Zustand versunken, die Geistlichen absorbirten einen großen Theil der Einkünfte; nicht weniger als 800 geistliche Stiftungen ernährten den zehnten Theil der Nation in Müßiggang und Laster. Die Staatskassen waren geleert, der Staat in hohem Grade verschuldet, Ackerbau und Weinbau im Verfall, der Gewerbfleiß sowie jeglicher Verkehr stockend. Die Engländer hatten jede Art von Handel an sich gerissen, und die Portugiesen bezogen aus fremden Landen ihre Kleidungsstücke und Victualien; das aus den Colonien eingeführte Geld strömte wieder aus und brachte keinen Segen; die Festungswerke waren in Verfall gerathen, das Heer in die traurigsten Umstände, sodaß ein Einfall der Seeräuber am Cap Epichel trotz der Nähe des Forts weder verhindert noch gerächt werden konnte.

Pombal fand Mittel und Wege, allen diesen Übelständen Abhülfe zu leisten; er demüthigte die Geistlichkeit, ordnete die Inquisition einem weltlichen Gerichtshof unter, welcher ihr Urtheil und Gerichtsverfahren prüfen und bestätigen mußte; er hob den Weinbau, indem er die berühmte Oporto-Weinhandel-Gesellschaft gründete, welche den Weinbauer vor dem Betruge der Gastwirthe und Kaufleute schützte, brachte den Ackerbau in Flor, hob den Gewerbfleiß, setzte das Land in Vertheidigungszustand und errang der Nation wieder Achtung und Ansehen unter den andern Nationen. Als er nach siebenundzwanzigjähriger Verwaltung sein Portefeuille niederlegte, übergab er Alles in der höchsten Ordnung und im besten Zustand, indem er in der Staatskasse einen Sparpfennig von 78 Millionen Cruzados zurückließ.

Wodurch er sich aber am meisten auszeichnete, war durch die Vertreibung der Jesuiten aus Portugal, indem er die erste Anregung zu ihrer gänzlichen Auflösung in Europa gab, die der Papst Clemens XIV. vollendete. Schon dieser Zug seiner Regierung allein hätte ihn in der Art der Auffassung und Ausführung zum großen Manne stempeln müssen. Freilich rächten die Jesuiten sich an ihm, da in damaliger Zeit beinahe die einzigen Geschichtschreiber aus ihrer Mitte erstanden, und seinem Namen wurden manche Verleumdungen angehängt, seiner Geschichte manche entehrende Erdichtung einverleibt. Um so willkommener ist uns daher das vorliegende Werk, aus welchem wir hier einige Auszüge mittheilen. Folgende Reflexionen fand man in seinen Papieren:

„Wir leben nicht mehr in jenen Zeiten der Reform, wo die Gesetzgeber durch die bloße Gewalt ihres Genies die Gestalt und Constitution einer verderbten Staatsmaschine ändern konnten. Damals, als jede Nation an und für sich eine besondere Welt bildete und ihr eigenes Interesse nur nach ihrem eigenen System beurtheilte, war eine Reform leicht. Seitdem aber die europäische Ligue ins Leben gerufen wurde, seit das politische Interesse des einen Landes das des andern beeinflussen und von ihm beeinflußt werden konnte, haben alle Staatsverwaltungen ihre Augen offen für jede bei den Nachbarn beabsichtigte Veränderung, und da die Fehlgriffe der Schwachen die Hauptmotive zur Erhaltung der Starken sind, so lassen die Letztern nur ungern die Erstern ihre mangelhaften Zustände verbessern."

„Die einem Minister zu Gebote stehenden Mittel zur Reform sind in einem verfallenden Staatsgebäude von wenig Nutzen. Ein großer Staatsmann darf in solchem Falle nicht die Mängel des bestehenden Systems abzuschaffen suchen, sondern nur Palliative anwenden, um das Weiterumsichgreifen zu hemmen und die politische Maschine vor gänzlichem Verfall zu schützen."

„Jetzt beruht die Politik der europäischen Länder nicht mehr in offenem Angriff auf die Staaten, welche sie schwächen und zerstören möchten; gewöhnlich kommt das Unheil aus einer entfernten Veranlassung, und wenn Mittel dagegen angewendet werden, ist es zu spät. Die Vernichtung eines Landes ist meistentheils in längst verflossenen Zeiten vorbereitet worden und erreicht erst nach und nach den höchsten Grad. Die Mittel zur Vernichtung werden angelegt, ohne daß man es merkt, und die Nationen werden durch List zu Grunde gerichtet. So war die Politik der römischen Regierung, welche das Verderben anderer Regierungen bewirkte, während sie dieselbe im schönsten Glanz darzustellen suchte. Man entdeckte das Unglück erst, wenn es zu spät zur Abhülfe war."

„Die Monarchie lag in den letzten Zügen; England hatte die Nation in gänzliche Abhängigkeit versetzt. Es hatte sie ohne die Beschwerden einer Eroberung erobert und das Volk an seinen politischen Triumphwagen gekettet, ohne ihm die Macht zur Selbstbefreiung zu lassen."

„Mag man immerhin ein gewisses Gesetz der Nationen annehmen; die Gesetze des Stärksten werden immer die Welt regieren. Der erste König, sagt Voltaire, war ein glücklicher Soldat."

„Großbritannien hatte das System, die Macht anderer Nationen zu schwächen, um die eigene zu vermehren. Portugal war macht- und kraftlos, und Englands Wünsche regierten alle seine Bewegungen."

Das Erdbeben.

Noch nie war die Sonne in jenem südlichen Klima so schön und prächtig aufgegangen als am 1. November 1755. Die ganze Natur schien ein vollkommenes Vertrauen in den ruhigen schönen Himmel und in die stille balsamische Luft zu setzen. Lissabons stolze Paläste und prächtige Kirchen spiegelten sich in den krystallenen Fluten des Tajo, den kein Windhauch kräuselte. Freude, Glück und Friede schienen ihren Wohnsitz an seinen Ufern und in seinen Gewässern aufgeschlagen zu haben. In wenig Minuten sollte das Schauspiel sich ändern.

Es war am Morgen des Allerheiligen-Tages, als die frommen Einwohner Lissabons sich zum Gottesdienst in die zahlreichen Kirchen, welche an diesem Tage herkömmlicherweise zu Ehren des Festes prächtig erleuchtet waren, begaben, als plötzlich, vier Minuten nach neun Uhr, die ersten Stöße gefühlt wurden, und bald darauf die stolze Stadt in einen

Trümmerhaufen verwandelt war. Die erstaunten Menschen, welche nicht bei dem ersten Falle verschüttet wurden, strömten, um dem Verderben zu entgehen, ins Freie, unter Angstgeschrei, Beten und Anrufungen des Allerhöchsten, während einstürzende Gebäude oder sich öffnende Abgründe von allen Seiten sie verschlingen oder zu begraben drohten. Einige flohen nach dem Wasser, um Sicherheit zu suchen; doch ihre Hoffnung war vergebens, denn der Fluß war erschüttert durch die mächtigen Stöße der Erde, und stieg zu furchtbarer Höhe empor: er schwoll unter Rasen und Toben zu einem furchtbaren Strome an, brach aus seinen Ufern und riß Alles, was er erreichen konnte, mit sich fort. Große Schiffe sanken unter, andere, von den Ankern losgerissen, trieben unaufhaltsam dem Meere zu, wurden mit andern Schiffen zusammengestoßen und durch die Kraft dieser Stöße zertrümmert.

Um die Schrecknisse noch mehr zu erhöhen, während die Tempel Gottes, die Paläste der Edeln und die Wohnungen der Bürger einen gemeinschaftlichen Trümmerhaufen bildeten, brach Feuer an verschiedenen Stellen zu gleicher Zeit aus und bedrohte wüthend und unaufhaltsam alle vom Einsturz verschonten Gebäude. Wenn schon das allgemeine Unglück jetzt nach so langer Zeit furchtbar erscheint, wie schrecklich muß das Leiden der Einzelnen gewesen sein! Welches Unglück erwartete die Überlebenden! Gatten suchten ihre Frauen, Mütter ihre Kinder, Kinder schrieen nach den Ältern, die theuersten Bande waren zerrissen.

In der Mitte des Elends und der Verwirrung öffneten sich die Kerker, und ihre verbrecherischen Bewohner strömten heraus, sie freuten sich über das Unglück, das ihnen die Freiheit gab, und überließen sich ihren grausamen Begierden, indem sie die furchtbarsten Verbrechen verübten. Berauscht von Wein, dürstend nach Gold, zogen sie durch die Stadt, plündernd, mordend und jede Gewaltthat ausübend, welche die Wuth oder das Gelüste ihnen eingaben. So wurde die furchtbare Prüfung Gottes noch durch die Grausamkeit der Menschen vermehrt.

Lissabon war indeß nicht die einzige Stadt, welche von diesem Erdbeben litt; noch andere Städte und Gegenden, z. B. Setubal und Algarves, waren beschädigt. Man rechnete in Lissabon allein 30,000 Menschen, welche entweder durch Feuer, Wasser oder einstürzende Gebäude umgekommen waren. Während vier Tagen wütheten die Flammen, und starke Stöße wiederholten sich von Zeit zu Zeit. Die von Johann V. aufgeführte Wohnung des Patriarchen, der königliche Palast, Klöster und Kirchen in Menge, und die schönsten Paläste der Vornehmen und Reichen waren eingestürzt, und ganze Straßen in Trümmerhaufen verwandelt. Sieben Millionen Pf. St. war der Schaden angeschlagen, obgleich man einen Theil des Patriarchalschatzes wieder fand.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Denkschriften der Akademien.

Es ist nicht genug zu beklagen, daß sich noch immer kein Gelehrter gefunden hat, der sich der mühevollen Arbeit unterzöge, das vom trefflichen Reuß begonnene „Repertorium commentationum a societatibus literariis editarum" fortzuführen. Die Zahl der in allen Ländern erscheinenden wissenschaftlichen Zeitschriften wird immer größer, sodaß nur Gelehrte, die in besonders günstigen Verhältnissen sich befinden, im Stande sind, sich mit dem Inhalte derselben einigermaßen bekannt zu machen. Dabei ist aber nicht zu leugnen, daß nicht selten in den Denkschriften einzelner Akademien und zuweilen selbst in Provinzialblättern die kostbarsten wissenschaftlichen Untersuchungen niedergelegt sind. Indem wir die Menge solcher periodischen wissenschaftlichen Werke, die in Frankreich allein innerhalb eines Jahres etwa erschienen sind, betrachten, drängt sich uns das Gefühl auf, wie viele herrliche Kräfte hier zersplittert sind und wie viele treffliche Arbeiten die Verbreitung nicht finden, die sie in einem hohen Grade verdienen und die ihnen zu Theil werden würde, wenn wir für die Gegenwart ein ähnliches Werk hätten, wie Reuß es zu Anfang dieses Jahrhunderts geliefert hat. Wir bedauern, in diesen Blättern nicht näher auf den Inhalt dieser von verschiedenen gelehrten Gesellschaften veröffentlichten „Mémoires" eingehen zu können. Wir erwähnen hier nur den dritten Theil der Denkschriften der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften. Derselbe umfaßt 38 verschiedene Abhandlungen, von denen zehn der Statistik, sechs der Geschichte der Philosophie, zwei der Philosophie, fünf der Gesetzgebung, vier der Moral angehören; hieran reihen sich sieben Berichte um die Preisbewerbungen und drei chronologische Notizen. Die Namen der gelehrten Verfasser sind: Ruguet, Portalis, Benoiston de Chateauneuf, Barthélemy, Dutens, Blanqui, Hip. Passy, Michelet, Villermé, Broussais, Cousin, Edwards, Ch. Lucas, Berryat-Saint-Prix, Dupin, Damiron und Jouffroy. Neben diesen ausgezeichneten Memoiren verdienen besonders noch die Denkschriften der Akademien zu Nantes, zu Rouen, zu Nancy, zu Rennes, zu Tarascon u. s. w. hervorgehoben zu werden.

Zur Geschichte der Bibliotheken und Archive.

Wir haben in Nr. 207 d. Bl. f. 1843 dem wichtigen Werke des um die ältere französische Literatur hochverdienten Paulin Paris eine ausführliche Besprechung gewidmet. Wir reihen an dieses Werk jetzt ein anderes von Le Roux de Lincy an, dessen Umfang zwar gering ist, dem aber in bibliographischer und literarhistorischer Beziehung ein bedeutendes Interesse nicht abgesprochen werden kann. Es ist dies ein Verzeichniß der Bibliothek Karl's von Orleans zu Blois, das von Le Roux auf Grundlage des Originalinventariums vom J. 1427 herausgegeben wird. Der Verf. dieser gediegenen Arbeit hat sich besonders durch seine historischen Untersuchungen über die französischen Sprüchwörter und durch seine werthvolle Sammlung der historischen Volkslieder der Franzosen bekannt gemacht, von der bereits drei Bände erschienen sind. Von hoher Wichtigkeit sind drei ausführliche Berichte des bekannten Bibliographen Delpit über die Archive, Bibliotheken und andere wissenschaftliche Anstalten zu London, welche vor kurzem der „Moniteur universel" gebracht hat. Sie vervollständigen einen frühern Bericht des verdienten Francisque Michel, der sich nur über die altfranzösischen Manuscripte erstreckte, welche in den Bibliotheken Londons aufbewahrt werden.

Spiele der Phantasie.

Das phantastische Bilderwerk „Un autre monde", zu dem der wunderbare Griffel Grandville's eine Menge der sonderbarsten Zeichnungen geliefert hat, ist nun beendet. Die Phantasie dieses unerschöpflichen Künstlers ist ein buntes Kaleidoskop, das in ewiger Bewegung ist. In vorliegendem Werke läßt er aber seiner Laune mehr als in irgend einer seiner frühern Schöpfungen die Zügel schießen. Wir stellen mit diesem Werke ein anderes zusammen, welches kürzlich unter dem Titel erschienen ist „Le monde enchanté". Der Verf., F. Denis, bekannt durch seine gediegenen Arbeiten über spanische und portugiesische Literatur, gibt uns hier ein Gesammtbild aller jener phantasiereichen Mythen des Mittelalters, welche auf die Gestalt der Erde und der phantastischen Geschöpfe, mit denen die Sage dieselbe bevölkert hat, Bezug haben. Das Eldorado, die Wunder der Erde vom Prestre Jehan u. s. w. werden vor unsern Augen vorübergeführt. Sehr sorgfältige bibliographische Angaben verleihen diesem interessanten Werke selbst wissenschaftlichen Werth.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 144. —— 23. Mai 1844.

Nibelungen im Frack. Ein Gedicht von Anastasius Grün.

(Beschluss aus Nr. 143.)

Daß es seitdem bei uns anders wurde, daß unselige Misverständnisse zwischen dem lautersten, wärmsten, reinsten Willen auf der einen, und dem ebenso reinen, guten Willen auf der andern Seite eintraten, Misverständnisse so trauriger Art, daß die Aussicht auf eine Verständigung fast vernichtet scheint, daß Das, was ihm als „Grundstein" erscheint, für uns ein anderer Stein wurde, dies Anderswerden bei uns, sage ich, sei kein Tadel für ihn, daß er noch immer hofft, weil er die tief ins Blut gehenden Disharmonien aus seiner Ferne in ihrer traurigen Wirklichkeit nicht erkennt. Darum dem Dichter, als Abtrünnigem, zürnen zu wollen, wäre bare Ungerechtigkeit; darum vielmehr das höchste Lob ihm, denn des Dichters ist es, durch die Wolken die Sonne zu sehen, während das vulgus nur die Wolken sieht. Der Dichter soll hoffen, und wie gern hofften auch wir mit ihm, wenn wir nicht fürchten müßten, daß die Wolke der Misverständnisse sich bereits zu einer compacten Masse dichtete, durch welche die Strahlen der Sonne umsonst einen Weg suchen. Er mag daher rufen:

> Wir werden an dir nicht irre! Du bist wie Lenz gekommen,
> Erhofft, ersehnt! Lenzsonne mag noch nicht Allen frommen;
> Daß sie kein Keimlein senge, daß sie kein Blüh'n beirre,
> Verhüllt sie sich bisweilen. Wir werden an dir nicht irre.

Das ist der echte Dichter Anastasius Grün, warm, frisch, mit einer deutschen Innigkeit des Hoffens und Vertrauens, wie er sich selbst in seinen frühern Liedern kaum aussprach, dem wir gern vergeben, wenn er mit Widerwillen sich gegen das kreuchende Gewürm ausspricht:

> Notizen, und spinnt das Blatt entlang;
> Spinnt weiche Seide die Raupe? Nein, blanken Namen den Strang!
> Nun schwingt sie als Lied die Flügel! Will's nicht zu Ohr recht schallen
> Und du gehst seitab schweigend, — hui, bist eidbrüchig, abgefallen!

Dem Dichter, welcher dem Fürsten aus dem Norden zuruft: „In deinem Lande singe ich nicht dein Lob", weil den reinsten Strahl der Verdacht in Knechtsgemüthern schwärzt:

> Ich habe nichts zu fürchten und nichts von dir zu hoffen,
> D'rum ließ ich den Strom der Liebe zu dir hinfluten frei und offen.

Dem Dichter, welcher demselben Fürsten warnend zuruft, ein gegeben Geschenk dürfe keinen König reuen:

> Wer vorwärts schritt, soll rückwärts den Schritt, wie Niederlage, scheu'n.

und daß er nie zu Märtyrerkronen die eigenen Palmen zerpflücke, und daß der Kronentraum des Märtyrers dem Tollhause oft einen Kaiser gebäre. Dem wahren Dichter endlich, der dem von ihm Gepriesenen zuruft:

> Wenn ich in Liebe irrte, mich wird es nicht entehren;
> Der Liebe heiligen Purpur, kein Fürst kann ihn entbehren!
> Weh', läßt der Reichgeschmückte die edlen Kleinode wandern,
> Bis ihm vom Leib gefallen ein schöner Lappen um den andern!

Es ist der echte, alte Anastasius Grün, der singt:

> Politisch Lied, du Donner, der Felsenherzen spaltet,
> Du heil'ge Oriflamme, zum Siegeszug entfaltet,
> Du Feuersäule, dem Volke aus Knechtschaftwüsten hellend,
> Du Jerichoposaune, der Zwingherrn Bollwerk all zerschellend!
>
> Sieghafter Sparterfeldherr, der Freiheit Thürmer du,
> Du Todeslawine Murtens, Bastillenstürmer du,
> Zornwolke, deren Blitze der Corse zucken sah,
> Du Sterberöcheln der armen, gemordeten Polonia!

und der dann wieder seinen Adlern zuruft, wem ein Mal die Freiheit ihren Strahl durchs Herz gegossen, der falle von ihr nie und nimmer ab, nur wolle er der Freiheit Banner, nicht ihre Livreien tragen; aber während der Knecht Unterknechte verlange, wolle er selbst nicht Sklave der Freiheit sein:

> Ihr wollt, der Freiheit Sänger, die eig'ne Mutter knechten,
> Die Poesie, im Feldrock der Politik zu fechten!

Wer, der es ehrlich meint, wollte nicht alles Das mit unterschreiben, was der Genius in so kräftigen Worten und glühenden Bildern, wenngleich ungefügen Versen ausspricht. Wir könnten ihn aufs neue liebhaben den Dichter, der sich im freien Dienst der Freiheit so von ihren Knechten emancipirt; der es wagt, die Liebe wieder als die heilige Oriflamme zu erheben, wo Alle mit Keulen auf die Liebe losfallen mögen; der, freiheitglühend, noch mehr wagt, für einen Fürsten in persönlicher Bewunderung und Hinneigung den Dithyrambus zu schwingen, wenn — wenn nur die That dem Worte folgte! Daß er anders sieht wie wir, das ist es nicht. Auch im Traum des Dichters ist poetische Wahrheit,

wenn er ihn wahr geträumt. Aber nach diesem Eingange, durch ein solches hohes, stolzes Portal, ein Ritt auf einem Steckenpferde durch den holländischen Garten einer Marotte!

Moritz Christian von Merseburg mag ein ganz anderer Mann gewesen sein, als die beglaubigte Geschichte ihn uns darstellt, und Anastasius Grün mag unter dem Marottenreiter sich etwas ganz Anderes gedacht haben, als wir darin lesen. Aber — aber der Sinn ist vielleicht verloren gegangen beim Steckenpferderitt im Nibelungenmaß. Da blitzt manches Schöne, tief Gefühlte heraus, viel Witziges, aber der elektrische Funke, der mächtige Strom der Begeisterung, der uns hinreißen soll, fehlt. Der Culminationspunkt des, die Harmonie suchenden, Fürsten ist, daß er einen Zwerg vom Kaiser Peter und einen Riesen von der potsdamer Garde erhält, von denen jener die Violine als Baßgeige zwischen den Beinen, dieser die Baßgeige als Violine auf dem Arme spielen muß, er, der Fürst, als Justemilieu, in der Mitte. Darunter läßt sich vielleicht viel denken, aber der heraufbeschworene Gedanke bleibt wie ein Schatten zwischen Gruft und Leben schweben, und der Beschwörer und Cicerone muß es übernehmen, ihn uns zu erklären. Diese Erklärung ist allüberall vonnöthen, nirgend werden wir vom Strom der Dichtung mit fortgerissen zur Verständniß, nirgend tritt das Bild, das für sich selbst spricht, so plastisch heraus, daß es der Unterschrift nicht bedarf. Das waren wir an Anastasius Grün sonst gewohnt. Wo liegt der Fehler? Beim Leser oder beim Dichter? Wir reden nicht von uns allein; wo wir hinhorchten, hat das Gedicht ähnliche Unbefriedigung zurückgelassen. Wir zweifeln gar nicht, daß Grün uns antworten wird: Ihr habt es nicht verstanden, denn ich meinte — gewiß Geistvolles und Schönes, aber in modernen Gedichten sind wir nicht gewohnt, es mit der Wünschelruthe zu suchen, es soll sich vielmehr in schöner Bildersprache uns anschaulich machen. Steckenpferde haben für Den, der sie reitet, unendlichen Zauber; für den Dritten, der ihn darauf reiten sieht, haben sie den nicht. Es gehört eine gute Portion Humor dazu, von beiden Seiten, um das Vergnügen nicht langweilig zu finden. Hätte der mit der poetischen und wirklichen Welt um sich her unzufriedene Dichter eine recht tolle Marotte ergriffen, meinetwegen, der Unmuth will Luft haben, da mag er Purzelbäume schießen mit kecken Invectiven; aber die Marotte ist so zahm und vernünftig zugleich! Wo hinaus soll es? Was bezweckt es? Welche Befriedigung hat er selbst dabei gefunden? — Wir wissen keine Antwort zu finden.

Wie kam Anastasius Grün überhaupt auf diese vergessene Rarität der Zopfzeit? Vergessen selbst für uns, er in seinem duftigen Süden? Dachte er sich die Scenerie vielleicht anders? Wer auf der alten Straße über die langen Pappelchausseen von Halle nach Leipzig reist, berührt die classischen Gegenden der befrackten Nibelungen. Ich wüßte nicht, daß sie Anlaß zu einem Gedichte geben, selbst nicht der große Teich bei Merseburg, wo des Nibelungshelden Vater ein Jagdhaus baute, das heute ein Wirthshaus ist; Zum Herzog Christian, glaube ich, heißt es. Die Lerchen singen zwar hier auch wie in Grün's Vaterlande, aber ihre Hauptbestimmung ist, gefangen und gebraten zu werden. Gäbe das vielleicht ein Gleichniß ab zwischen Grün's frühern Gedichten und dem vorliegenden, die Lerchen, die im Frühling in die Lüfte wirbeln, und die im Herbst auf lange Fäden gezogen werden, um den Gaumen zu befriedigen?

Fürst Moritz stirbt, da findet er die Harmonie, ein Gemälde eines Dichters würdig. Zum Schlusse des Gedichts aber heißt es:

> Euch, die dem Sänger folgten zu Ende des Gedichts,
> Euch wünscht er die Lebensschale voll reinsten Sonnenlichts,
> Und eurem Rößlein — ihr reitet wol eins — Futter in Menge,
> Und daß zu allen Zeiten voll Geigen euer Himmel hänge.

Wir aber wünschen dem Dichter kein Rößlein, vielmehr daß er das eine wahre Roß wieder besteige, auf dem er so sattelfest ist, wenn er, nicht einer Grille, sondern dem Morgenroth zusprengt. Mit einem solchen Ritt mache er den Spruch eines der „neuen Siebenzahl" zu schanden, mit diesem wird er es nicht, als derselbe sprach:

> Das Wiesenthal Poesis ist Blumentragens schwach,
> Düngt, Blumen, dort den Acker, der ungepflügt noch liegt
> und brach.

10.

Der Marquis von Pombal.

(Beschluß aus Nr. 143.)

Als diese Katastrophe sich ereignete, befand sich die königliche Familie glücklicherweise in dem kleinen Palast Belem, in der Nähe von Lissabon; der ganze Hof schwamm in Thränen und unter seiner zitternden Umgebung stand der König; da trat Pombal ein, um Hülfe anzubieten. „Was ist zu thun", fragte der Monarch, „bei dieser schweren Prüfung des Himmels?" „Man muß die Todten begraben und die Lebenden speisen", antwortete Pombal, dessen edle, besonnene Haltung bei dieser schnellen und kurzen Antwort allgemeine Bewunderung erregte. Von diesem Augenblick an soll König Joseph seinen Minister als ein Wesen höherer Art betrachtet haben.

Nun wurde nicht ein Augenblick in fruchtlosem Hin- und Herreden und unnützen Klagen verloren. Pombal bestieg den Wagen und eilte nach Lissabon, um die Gefahren des Erdbebens zu theilen und das Unglück, das es herbeigeführt hatte, zu mildern. Wo seine Gegenwart nöthig war, sah man ihn. Während mehrer Tage war der Wagen seine einzige Wohnung und aus diesem ertheilte er Tag und Nacht Befehle und Anordnungen. In unglaublich kurzer Zeit waren 200 Decrete ausgegeben zur Herstellung der Ordnung, Unterbringung der Menschen, Vertheilung der Provision und Begrabung der Todten. Unter Anderm wurde Jedem untersagt, die Stadt ohne Erlaubniß zu verlassen. Durch diese Anordnung konnten Alle, welche diesen Augenblick allgemeinen Unglücks benutzt hatten, um Anderer Habe oder Kirchengut sich anzueignen, ihre übelerworbenen Schätze nicht in Sicherheit bringen und mußten sie entweder im Stich lassen oder zurückgeben. In seinen zahlreichen Decreten ging Pombal in alle Details ein; viele waren mit Bleistift auf den Knieen aufgezeichnet und wurden, ohne sie abzuschreiben, an ihre verschiedenen Bestimmungen gefördert. Die Verwundeten wurden verbunden, die Obdachlosen in schnell aufgeführten Hütten untergebracht, Lebensmittel kamen von allen Seiten

und wurden unter die Armen vertheilt; Truppen wurden aus allen Provinzen zusammengezogen, um die Ordnung aufrecht zu erhalten; Müßige zur Arbeit gezwungen; die herumirrenden Nonnen versammelt, die Trümmer weggeschafft, die Todten begraben, der Gottesdienst hergestellt.

Da man befürchtete, die Pest möchte sich zu den übrigen Übeln noch einstellen, wegen der vielen in Fäulniß übergehenden Todten, die man nicht so schnell begraben konnte, so wurde befohlen, die Leichen unter den in diesem Verhältniß anwendbaren kirchlichen Ceremonien, mit Steinen um den Hals in das Meer zu versenken, woraus die Jesuiten Pombal einen großen Vorwurf machten.

Da trotz aller Vorsichtsmaßregeln und policeilichen Anordnungen die dem Gefängniß entflohenen Verbrecher sich dennoch die größten Excesse zu Schulden kommen ließen und oft am hellen Tage in die Häuser drangen, um zu plündern, sodaß begüterte Familien vor ihrer Thür gewaffnete Mannschaft aufstellen mußten, wurde ein Kriegsgericht eingesetzt und jeder auf einer Übelthat Ertappte sogleich aufgehängt, sodaß bald die Einwohner von Lissabon unter Pombal's Schutz wieder ebenso ruhig schlafen konnten als vor dem Erdbeben.

Ohne Pombal's Muth, Weisheit und Thätigkeit und Energie wäre Lissabon wahrscheinlich gänzlich zu Grunde gegangen. Er war überall gegenwärtig, sprach den Furchtsamen Muth ein, tröstete die Verzweifelnden, hielt die Bösen im Zaum; und bei allen diesen Verpflichtungen hatte er noch gegen die Angriffe der algierischen Korsaren einzuschreiten, welche an der Küste streiften und überall landeten, wo sie die Gelegenheit zum Plündern wahrnahmen.

Die Jesuiten ließen das Erdbeben nicht unbenutzt vorübergehen und erklärten es als eine Strafe für die Gottlosigkeit des Ministers und Dessen, der ihn hielt; sie gingen so weit, zu prophezeien, daß im nächsten Jahre am Jahrestage eine ähnliche Explosion stattfinden würde. Dem wußte aber Pombal leicht zu begegnen. Gegen Ende October 1756, als die Leichtgläubigen eine Wiederholung fürchteten, stellte er eine starke Wache an den Stadtthoren auf, wodurch der allgemeine Ausbruch von Furcht zurückgehalten, Unordnung und Plünderung der Stadt verhindert wurde. Da kein Erdbeben kam, lachte das Volk recht herzlich, nicht allein über die eigene Furcht, sondern auch über Diejenigen, welche sie hervorgerufen hatten. Das war eine übele Vorbedeutung für die Jesuiten und Pombal entwarf nun die schönsten Risse und Pläne zum neuen Aufbau der Stadt und zur Verschönerung und Anpflanzung der Umgebung, welche auch größtentheils ausgeführt worden sind.

Nach seinem großen, schönen Wirken sollte Pombal auch zu Ende seiner Tage die bittere Erfahrung der meisten großen Männer machen, indem ihm Undank und Verfolgung zu Theil wurden und seine letzten Tage trübten; die Geistlichkeit erwartete nur seinen Austritt aus der Regierung, um ihre alte Macht wieder zu erringen und alle Mittel kleinlicher Rache gegen ihn ins Spiel zu setzen.

Eine prächtige Statue von König Joseph war zu dessen Andenken aufgestellt worden und der König hatte in Anerkennung der Verdienste seines Ministers Pombal's Bildniß in einem Medaillon darauf anbringen lassen; dieses Bildniß wurde, um ihn zu kränken, herausgenommen. Unzählige Libellen und Schmähschriften erschienen gegen ihn, und als er eine derselben aus Liebe zur Wahrheit und mit Berücksichtigung auf seine Verwandten widerlegte, wurde diese Widerlegung durch ein königliches Decret vernichtet; endlich wurde sogar ein Gerichtshof eingesetzt, um jegliche Anklage gegen ihn zu untersuchen und ihn zur Rechenschaft darüber zu ziehen. Er hatte zwar gleich nach seiner Dienstentlassung der Königin ein Verzeichniß seines ganzen Vermögens eingereicht und auch nachgewiesen, wie er es erlangt hatte, woraus hervorging, daß er nur seine Besoldung als Staatsminister gezogen und die gewohnten Gratificationen und Geschenke, welche Könige gewöhnlich ihren Günstlingen geben, ausgeschlagen hatte.

Vergebens wartete das Publicum auf das Resultat dieser Untersuchung und gewiß, wenn nur irgend etwas Nachtheiliges wäre aufgefunden worden, so würden Pombal's Feinde es veröffentlicht haben, und mehr als irgend eine Rechtfertigung zeugte das gänzliche Stillschweigen auf diesen Punkt von Pombal's rechtlicher und tadelloser Verwaltung.

Er starb in den Armen seiner Familie im 83. Jahre; die Resignation des Philosophen und die Hoffnung des Christen blieben ihm stets zur Seite. Viele Jahre vor seinem Tode pflegte Pombal seinen Geburtstag der Selbstprüfung zu widmen und im Gebet und Nachdenken zuzubringen.

Sein Leichenbegängniß ward mit der seinem Rang zukommenden Achtung begangen; der Bischof von Coimbra, welcher demselben beiwohnte, erhielt indeß einen Verweis vom Gouverneur der Provinz, und der Priester, welcher seine Grabrede hielt und über die Undankbarkeit Portugals gegen den größten Minister klagte, ward in ein Kloster verwiesen.

Doch selbst der Zorn des Hofes konnte nicht den gerechten Tribut verhindern, welcher dem Andenken Pombal's durch folgende Grabschrift gezollt ward.

An Sebastian Joseph de Carvalho e Mello ꝛc.
Nachdem er Lissabon wieder aufgebaut,
Den Handel wieder belebt,
Manufacturen errichtet,
Wissenschaften hergestellt,
Gesetze eingeführt,
Laster in Schranken gehalten,
Tugenden belohnt,
Heuchelei entlarvt,
Die Finanzen geordnet,
Der höchsten Gewalt Achtung verschafft hatte,
Mit Ruhm beladen,
Mit Lorbern gekrönt,
Von allen fremden Nationen gerühmt,
Von der eigenen geschmäht,
Richelieu ähnlich in der Größe seiner Plane,
Sully ähnlich in seinem Leben und Schicksal,
Groß im Glück,
Noch größer im Unglück,
Reichen Stoff hinterlassend
Zum Lob und zur Bewunderung künftiger Jahrhunderte,
Als Philosoph, Held und Christ,
Ging er ein in die Ewigkeit,
Im dreiundachtzigsten Jahre seines Lebens,
Im siebenundzwanzigsten seines Ministeriums
Den 5. Mai 1782.
Möge die Erde leicht auf ihm ruhen!

88.

Neueste Geschichte Sachsens nach französischem Zuschnitt.

Geschichte soll man freilich weder aus Romanen noch aus Dramen erlernen, aber doch ist es auch den Schriftstellern in den beiden letztern Fächern nicht erlaubt, gleichsam noch unter den Augen der Mitlebenden vorgefallene Begebenheiten so zu verunstalten, daß sie einer ganz andern Zeit und einem ganz andern Lande anzugehören scheinen. Deutschland genießt in Frankreich manchmal dieser Ehre, aber so arg, als es in der neuesten Zeit die Herren Royer und Vaez in einem Drama, „Die Gräfin von Altenberg" genannt, gemacht haben, das am 11. März zuerst im zweiten französischen Theater aufgeführt und seitdem mit dem größten Beifalle fast alltäglich wiederholt wurde, hat man es dort lange nicht gemacht. Das Schlimmste dabei aber ist dies, daß überdies noch in mehren französischen achtbaren Zeitschriften dieses Drama (fast wie jetzt bei uns „Zopf und Schwert") als ein sehr lobenswerther Beginn für das

mugeschichtliche Schauspiel gerühmt und zum Muster aufgestellt wird. Die Sache ist zu sonderbar und fast komisch, um nicht einige Augenblicke bei diesem Stückchen sächsischer Geschichte zu verweilen.

„Die Handlung geschieht im Jahre 1768 auf einem Schlosse, einige Meilen von Dresden", so steht ausdrücklich unter dem Personenverzeichnisse, wobei noch als eine sehr wichtige Notiz angegeben: „Das Costume aus der Regentschaftszeit, ohne Puder." Nun sagt uns die Geschichte sehr einfach, daß König Friedrich August III., als sein Oheim Prinz Xaver die Administration und Vormundschaft am 15. September 1768 ganz friedlich niederlegte, jene nach bald erreichtem achtzehnten Lebensjahre antrat. Was machen nun aber unsere französischen Dramendichter daraus?

Sie führen uns auf ein Schloß unweit Dresden, das einem Grafen von Altenberg gehört, welcher mit der Tochter einer Markgräfin von Görlitz vermählt ist. In Sachsen selbst herrscht ein Regent, der nicht eben zum Besten angeschrieben ist, denn er hat dem Adel die Überreste seiner Lehnsherrlichkeit entrissen und mit Bewilligung der Stände seine Gemahlin verstoßen, um seine Maitresse, eine Frau von Rosenthal, auf den Thron zu erheben. Christian VII. (Friedrich Christian), sagt der Franzose, ist gestorben und will mit Ausschluß des rechten Erben Friedrich August die Krone einer Prinzessin zuwenden, die noch in der Wiege liegt. Unterdeß ist der Prinz Friedrich August, den man weit entfernt glaubt, durch die Vorsorge der Markgräfin in einem Pavillon auf dem altenbergischen Schlosse verborgen, wo man ihn um so weniger vermuthet, als der Graf ein erklärter Anhänger des Regenten ist. Die Frau Markgräfin läßt sich gegen ihre Tochter so darüber vernehmen: „Alles geht gut. Die Kurkreise von Leipzig und Neustadt warten nur auf ein Signal. Freiberg ist mit seinen bewaffneten Bergleuten auf unserer Seite. In Dresden selbst haben wir eine mächtige Partei. Im Rathe ist beschlossen worden, daß Friedrich August die Prinzessin Ulrike von Hanover heirathen soll, wofür er Truppen und Geld erhalten wird." Friedrich August war aber in diesem Pavillon nicht müßig, sondern verliebte sich indeß in die Tochter vom Hause und gewann ihre Liebe wieder, ohne daß sie wußte, wer er sei. Plötzlich wird er vom Grafen in diesem Aufenthalte entdeckt, der zum Glück ihn nicht erkennt, und nur dadurch gerettet, daß ein Freund vom Hause ihn für einen Besuch, der ihm gegolten habe und den hanoverschen Hauptmann Wilhelm von Neustadt ausgibt. Ich übergehe das übrige Romantische in dem verhängnißvollen Pavillon und halte mich blos an das weitere Geschichtliche. Der Regent in Dresden hat die Verschwörung gegen sich entdeckt und will nun gegen die Verschwörer seine Truppen senden; da beschließt Friedrich August, diesem zuvorzukommen, und in der Ebene vor Dresden seinen Thron zu erkämpfen. Dies geschieht, die Einwohner Dresdens selbst empören sich gegen den Regenten, verjagen ihn und setzen Friedrich August auf den Thron, worauf dieser nichts Eiligeres zu thun hat, als nach Schloß Altenberg zurückzueilen und Marie, die Tochter des Grafen, zur Kurfürstin von Sachsen zu erklären. Und wir haben immer geglaubt, daß der wackere Friedrich August III. mit Amalia Augusta von Zweibrücken, der Schwester des Maximilian Joseph, Königs von Baiern, vermählt gewesen sei! 125.

Bibliographie.

Andersen, H. C., Bilderbuch ohne Bilder. Aus dem Dänischen übertragen von J. Reuscher. 2te Auflage. Berlin, Wolff und Comp. 8. 5 Ngr.

Burckhardt, E., Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit. Von der Stiftung der heiligen Allianz bis zum Tode Friedrich Wilhelm's III. 1815—1840. 3te, verbesserte und vermehrte Auflage. 1ste Lieferung. Leipzig, Weber. Gr. 8. 10 Ngr.

Beck, F., Gedichte. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 12. 1 Thlr.

Bemerkungen auf Veranlassung der Königl. Hannover'schen Staatsschrift: „Der deutsche Zollverein deutscher Staaten und der Hannover-Oldenburg'sche Steuerverein am 1. Januar 1844." (Amtlich.) Berlin, Besser. Gr. 8. 10 Ngr.

Biernatzki's, J. C., Gesammelte Schriften. Erste vollständige Gesammtausgabe in acht Bänden. 1ster und 2ter Band. Altona, Hammerich. Gr. 16. 20 Ngr.

Blum, C., Theater. 4ter Band. Berlin, Schlesinger. 8. 25 Ngr.

Braß, A., Die Mysterien von Berlin. 1ster Band in drei Heften. Berlin, Reichardt und Comp. 8. 15 Ngr.

Breier, F., Bemerkungen über das Lesen auf Schulen und K. E. P. Wackernagel's deutsches Lesebuch. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 5 Ngr.

Calinich, E. A. E., Die Bedeutung der Schule in Deutschland. Leipzig, Tauchnitz jun. Gr. 8. 22½ Ngr.

Erinnerung an Sigismund Gottfried Peuchen, weiland Pastor an der evangelischen Gemeinde zu Ruhrort. Eine Auswahl aus seinen Predigten nebst den bei seiner Beerdigung gehaltenen Gedächtnißreden, herausgegeben von seinen Freunden. Für seine Freunde. (Von Prof. Lange.) Meurs, Dolle. 1843. Gr. 8. 20 Ngr.

Garde, Graf de la, Gemälde des Wiener Congresses 1814—1815. Erinnerungen, Feste, Sittenschilderungen, Anekdoten. Übersetzt von L. Eichler. 4ter Band. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 12. 1 Thlr.

Gast, F. M., Die Gebrechen der gemeinen deutschen und sächsischen Civilrechtspflege und die Mittel zur Beseitigung dieser Gebrechen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Halm, F., Der Sohn der Wildniß. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. 3te Auflage. Wien, Gerold. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heikens, H. F., Helgoland und die Helgolander. Memorabilien von &c. Herausgegeben von A. Stahr. Oldenburg, Schulze. 8. 22½ Ngr.

Jacobson, H. F., Das Verbot der Gustav-Adolph-Stiftung und die Kniebeugung der Protestanten in Baiern. Beitrag zu einem neuen Corpus gravaminum Evangelicorum. Leipzig, Tauchnitz jun. Gr. 8. 15 Ngr.

Kamptz, Staatsminister v., Zusammenstellung der drei Entwürfe des Preußischen Strafgesetzbuchs. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lorenz, Wilhelmine, Telesile von Baudemont. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Minutoli, v., Der Graf von Haugwitz und Job von Witzleben. Eine Zugabe zu meiner Schrift: Beiträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelm's III. Berlin, Logier. Gr. 8. 10 Ngr.

Mundt, T., Fragen der Zeit. 1stes Heft: Zur Universitätsfrage, oder: Die freie Entwickelung der protestantischen Universität. Berlin, Simion. 8. 10 Ngr.

Nauwerck, K., Berliner Blätter. 1stes Heft: Über V. A. H.: „Die englische Verfassung". — Deutsche Rundschau. — Dies und Jenes. Berlin, Springer. Gr. 12. 2½ Ngr.

Otto, Louise, Kathinka. Ein Roman. Zwei Bände. Leipzig, Wienbrack. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Penseroso, Gustav und Waldemar. Novelle. Drei Bände. Leipzig, Wienbrack. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Satori, J., Mein Herz bleibt bei dir! Ein historischer Roman, aus der Zeit Jacob IV. von Schottland. Zwei Theile. Danzig, Gerhard. 8. 3 Thlr. 5 Ngr.

Schulze, E., Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. 7te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Wieseler, F., Die Ara Casali. Eine archäologische Abhandlung. Göttingen, Dieterich. Lex.-8. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 145. —— 24. Mai 1844.

Taschenbücherschau für das Jahr 1844.

Vierter und letzter Artikel.*)

26. Literarhistorisches Taschenbuch. Erster und zweiter Jahrgang.

Da der erste Jahrgang dieses bekanntlich von Prutz herausgegebenen „Literarhistorischen Taschenbuchs" in d. Bl. zufällig noch keine allgemeine Besprechung erfahren hat, so stellt sich für Ref. der Vortheil heraus, über beide Jahrgänge zu gleicher Zeit berichten und zugleich die planmäßigen Beziehungen nachweisen zu können, die zwischen beiden offenbar stattfinden. Bietet auch nämlich jeder derselben lauter selbständige und an sich abgeschlossene Aufsätze, so deuten doch die des zweiten Jahrgangs vielfach auf die des ersten hin, knüpfen ihren Ursprung zum Theil an jene an, verfolgen, was jene begonnen haben, oder stellen sich ihnen als Ergänzungen und Parallelen an die Seite. So schließt sich an den ersten des ersten Jahrgangs: „Shakspeare in Deutschland", von A. Stahr, im zweiten einer von F. Vischer an: „Shakspeare in seinem Verhältniß zur deutschen Poesie, insbesondere zur politischen." Dem zweiten: „Aus Hegel's Leben", von K. Rosenkranz, entspricht: „Hegel's ursprüngliches System 1798—1806", von demselben Verfasser. Der dritte Aufsatz: „Die vier ältesten spanischen Dramatiker", von A. Wellmann, findet eine doppelte Parallele an zwei Aufsätzen ähnlichen Inhalts: „Das französische Siebengestirn", von K. A. Mayer, und „Ludwig Holberg", vom Herausgeber. Das Thema des vierten Aufsatzes aber: „Die politische Poesie der Deutschen", vom Herausgeber, wird zum Theil fortgesponnen in dem schon genannten Aufsatze von F. Vischer. So bleiben als vereinzelte Gaben nur zwei übrig; im ersten Jahrgange: „Über die Stellung der römischen Literatur zur Gegenwart", von G. Bernhardy, und im zweiten: „Daniel von Czepko", von August Kahlert, obschon auch diese der aus dem bisherigen Inhalt zu entnehmenden Tendenz des Taschenbuchs: vorzugsweise auf die Anfänge und Entwickelungsmomente der verschiedenen Literaturen und auf ihre Stellung zur Gegenwart hinzuweisen, in jeder Hinsicht entsprechen.

*) Vgl. den ersten bis dritten Artikel in Nr. 305—307, 355—358 d. Bl. f. 1843 und Nr. 77—81 f. 1844. D. Red.

Bei diesem Zusammenhange und Ineinandergreifen der einzelnen Arbeiten scheint es uns zweckmäßig, die zusammengehörigen auch nebeneinander zu besprechen, und so wollen wir denn mit den beiden, welche Shakspeare zum Objecte haben, den Anfang machen. Beide sind sich dem Titel nach sehr ähnlich und doch in ihrem Inhalte wesentlich verschieden. Der erste derselben ist durch und durch historisch, d. h. er macht es sich zur Aufgabe, die Schicksale zu erzählen, welche die Shakspeare'schen Dichtungen in Deutschland erlebt haben, und hierbei die großen Verdienste hervorzuheben, welche sich Deutschland um Shakspeare erworben hat; der zweite dagegen ist reflectirend und raisonnirend und stellt sich als Thema, vor verschiedenen irrthümlichen Auffassungen Shakspeare's zu warnen und dagegen auf die richtigen hinzuleiten. Wenn also Stahr in Beziehung auf Das, was bisher für Shakspeare geschehen und was umgekehrt Shakspeare in Deutschland gewirkt, obschon immer kritisch, doch im Ganzen anerkennend und lobend hinblickt, stellt sich Vischer dagegen als damit unzufrieden, ja tadelnd dar und flicht, während Jener sich mit der Darstellung des Vergangenen begnügt, Tendenzen der Gegenwart und Foderungen für die Zukunft ein. Über den ersten Aufsatz brauchen wir uns hier nicht weiter zu verbreiten. Er liefert im Ganzen bekannte Thatsachen, denn Shakspeare ist so innig mit der modernen deutschen Literatur verflochten, ja verwachsen, daß, wer sich nur irgend mit dem Gange derselben bekannt gemacht hat, nothwendig auch die Erlebnisse der Shakspeare'schen Dramen in Deutschland verfolgt haben muß. Dennoch ist eine planmäßige Zusammenstellung derselben jedenfalls eine dankenswerthe Arbeit, zumal da sie mit so viel Sachkenntniß und größtentheils richtigem Urtheil unternommen ist. Nur müssen wir bedauern, daß sie, mit den Bemühungen der romantischen Schule um Shakspeare abbrechend, eine unvollständige geblieben ist und daß der Ref. dafür dieselbe Entschuldigung nicht verschmäht, die er kurz vorher an den Romantikern mit vollem Rechte getadelt hat, die nämlich, daß ihn „die engen Grenzen", welche seiner „Skizze" gesetzt seien, nöthigten, die Fortsetzung seiner Arbeit ein andermal zu liefern.

Mehr Auffoderung zu einer ausführlichen Kritik

liegt in dem Vischer'schen Aufsatz. Jedoch müssen auch wir leider von der oben gerügten Phrase Anwendung machen und statt derselben nur aphoristische Bemerkungen liefern. Zunächst ist uns aufgefallen, was der Verf. im Eingange über Goethe und Schiller sagt. Während er nämlich diesen für einen männlichen Geist erklärt, bezeichnet er jenen als einen weiblichen oder wirft ihm wenigstens vor, daß ihm der Wille als reine Selbstbestimmung gefehlt und daß er in seine von Shakspeare erlernten Form einen zu weichen, sentimentalen, pathologisch-therapeutischen Inhalt gegossen habe. Wir begreifen nicht, wie der sonst so besonnene und umsichtige Verf. aus einseitiger Auffassung einzelner Erscheinungen ein solches Gesammturtheil hat fällen können. Man braucht ja nur eine Büste von Goethe gesehen zu haben, und es fallen Einem von selbst die Worte ein:

He was a man, take him for all in all,
I shall not look upon his like again.

So trägt auch fast jedes seiner Worte den Stempel der vollendetsten Männlichkeit, und die Natur müßte also die Misgeburt einer personificirten Dissonanz von Körper und Geist, von Form und Inhalt in ihm zur Welt gebracht haben, wenn in dieser männlichen Schale ein weiblicher Kern stecken sollte. Aber, wie Goethe selbst sagt:

Natur hat weder Kern noch Schale,
Natur ist Alles mit einem Male!

und so deutet auch der Inhalt seiner Dichtungen durchaus auf einen festen männlichen Geist. Freilich hat er nicht blos jene eine Seite der Männlichkeit, die man κατ' ἐξοχήν als Männlichkeit aufzufassen pflegt, die Schlagfertigkeit und äußerliche Thätigkeit nämlich, zur Darstellung gebracht, sondern sich vielmehr, von der Strebsamkeit seines universellen Geistes getrieben, zu immer neuen Typen des männlichen Wesens hingewandt und sich hierbei vollkommen naturgemäß entwickelt. Wie die Jugend immer zuerst nach den Extremen zu greifen pflegt, so erfaßte auch er in „Götz" und „Werther" zunächst die beiden äußersten und augenfälligsten Typen des männlichen Charakters, nämlich die höchste Kraft in der Opposition und die höchste Consequenz in der Hingebung — freilich beide im pathologischen Zustande, aber in solchem muß sich ja ein tragischer Charakter stets befinden. Von hier aus gelangte er nach und nach zu einer immer tiefern und feinern Auffassung der Männlichkeit und läßt sie sich in allen Sphären des Lebens, im Gebiete des Staats und der Familie, der Wissenschaft und der Kunst in mannichfachen und stets naturwahren Modificationen entfalten, bis er sich allerdings zuletzt ins Abstruse und Sublime verlor, wie in der „Natürlichen Tochter" und noch mehr im zweiten Theile des „Faust". Wer sich freilich den Mann nicht anders denken kann als mit dem Degen in der Faust oder wer überhaupt blos das politische Leben als ein würdiges Feld einerseits für die männliche Thätigkeit, andererseits für die dichterische Darstellung anerkennt, der natürlich muß an vielen Goethe'schen Figuren die Männlichkeit vermissen; wer aber, wie Vischer, von solchen beschränkten Ansichten so himmelweit entfernt ist, daß er sie sogar bekämpft, an dem muß uns eine Annahme wie diese billigerweise befremden.

Fast noch seltsamer kommt es mir vor, wenn gerade Schiller Goethe gegenüber ein männlicher Geist genannt und von ihm gesagt wird, er habe von Shakspeare ungleich mehr gelernt als Goethe. Gerade Schiller hat eine fast weibliche Weltanschauung: denn der Grundzug seines Wesens ist sein Schweben und Schwärmen in selbsterfundenen Idealen, die er mit der Wirklichkeit nicht in Einklang zu bringen versteht, und das ist eben auch das charakteristische Merkmal des weiblichen Naturells. Die Erde ist den Frauen zu hart und fest, sie spielen auf ihr eine zu passive, gedrückte Rolle — darum müssen sie sich in eine Traumwelt flüchten, in der freilich Alles viel erhabener und vollkommener aussieht, der aber leider das Eine fehlt: die Existenz. Ist es nicht ebenso mit der Welt der Schiller'schen Dichtungen? Großartig genug sind allerdings die Verhältnisse in denselben und sehr erhaben die Gestalten, die sich darin bewegen; aber sie haben alle keine Basis unter den Füßen: denn den geschichtlichen Grund und Boden, dem sie ursprünglich entnommen sind, haben sie tief unter sich gelassen, und was noch als ein solcher erscheint, ist nichts als eine Luftspiegelung. Und was hat denn nun Schiller mehr von Shakspeare gelernt als Goethe? Daß er seiner Poesie einen großartigern Gehalt gegeben, daß er Schicksale der Staaten, Thaten der Männer zum Mittelpunkte derselben gemacht hat? Ich sollte denken, gegen eine Welt, wie sie uns in „Faust" eröffnet wird, müßte selbst ein Stück Geschichte wie das im „Wallenstein" dargestellte klein erscheinen, und neben einem „Egmont", der aus allzu festem Glauben an den Sieg der Freiheit die eigene persönliche Sicherheit preisgibt, dürfte ein Tell, dieser gepriesene Freiheitsheld, der aus Verzweiflung an einem rechtmäßigen Siege der Freiheit sich selbst durch Mord in Sicherheit bringt, nicht allzu sehr auf Männlichkeit pochen. Verbinde man sich doch nicht absichtlich die Augen! Goethe hat, wenn er einmal großartige historische Stoffe ergriffen, dieselben weit sicherer gepackt und treffender gestaltet als Schiller; daß er aber nicht blos oder vorzugsweise nach solchen griff, müssen wir ihm nur Dank wissen: denn es war eben für eine vollendete Gestaltung historisch-politischer Stoffe, wie wir sie bei Shakspeare finden, damals noch nicht die Zeit, ja wir sind, wie der Verf. selbst richtig nachweist, auch jetzt noch nicht reif dazu. Goethe hat uns also, indem er sich besonders an die bildungsfähigen Stoffe hielt, die Form errungen; Schiller dagegen, indem er zu einem noch in Gährung begriffenen Stoffe griff, ist uns die Form schuldig geblieben und hat uns unnützerweise den Stoff verbraucht. Es ist dies ein böser Umstand. Aus Respect für den herrlichen Stoff hat man auch die mangelhafte Form bewundert und nachgeahmt, und so kann man sagen, daß Schiller gerade durch die Wahl großartiger Sujets, derentwegen er neuerdings so unendlich erhoben wird, der

naturgemäßen Fortbildung der deutschen Poesie hemmend in den Weg getreten ist.

Weit treffender als über Goethe und Schiller lautet des Verf. Urtheil über Tieck und dessen Verhältniß zu Shakspeare. Dennoch ist es jedenfalls zu viel behauptet, wenn er von ihm sagt, er habe Shakspeare's Kern niemals ergriffen. Wer wie Tieck in seinen dramatischen Vorlesungen eine so an Vollkommenheit grenzende Reproduction der Shakspeare'schen Stücke zu geben vermag, der muß ihn wol in seinem innersten Wesen erfaßt haben. Wenn aber der Verf. sein Urtheil auf Tieck's „Dichterleben" gründet, so ist dagegen zu sagen, daß die in dieser Novelle enthaltene, dem Wesen Shakspeare's allerdings wenig entsprechende Darstellung des Dichters wol in der Absicht Tieck's ihren Grund hat, jenem früher weitverbreiteten Vorurtheil entgegenzuwirken, das in Shakspeare nichts als ein wildes und ungeschlachtes Genie zu sehen glaubte, worüber denn der Dichter etwas zu zahm ausgefallen ist. Überdies muß man bedenken, daß ihn Tieck gerade in besondern pathologischen Zuständen schildert, welchen trotz seiner Gesundheit nicht fern geblieben zu sein Shakspeare in seinen lyrischen Productionen deutlich genug an den Tag legt. Vollkommen gerecht dagegen ist der Tadel Tieck's wegen des mystischen Schlusses der sonst vom Verf. sehr hochgestellten „Vittoria Accorombona", sowie auch wegen seiner berühmten „Schrullen" in der Auslegung Shakspeare's — nur sollte ihm der Verf. nicht auch die outrirten Auslegungen Keller's und Rapp's zur Last legen, da zu solchen Abwegen weit leichter die systematische Auffassung, welcher auch der Verf. zugethan ist, als die aphoristische, welche wir als die Tieck'sche kennen, zu verführen pflegt. Dies ließe sich am Verf. selbst beweisen: denn auch er hat sich durch die Tendenz, sämmtliche Tragödien in ein gewisses System zu bringen und namentlich sie als historisch-politische zu bezeichnen, zu manchen irrthümlichen Auffassungen und gewaltsamen Hervorhebungen minder wichtiger Momente verleiten lassen — was er nach einiger Zeit selbst am deutlichsten herausfühlen wird. Nichtsdestoweniger haben wir seine Charakteristik und Zusammenstellung der Shakspeare'schen Tragödien und die Hindeutungen auf ihr politisches Colorit mit dem größten Vergnügen gelesen, wie uns denn der Aufsatz, mit Ausnahme der bezeichneten Abweichungen, dem größten Theile nach so recht aus der Seele geschrieben ist. Namentlich gilt dies von Dem, was er über die politische Poesie überhaupt sagt. Der Kern seiner Ansicht nämlich ist: „daß die wahre Poesie immer eine große politische Vergangenheit zum Stoffe hatte und daß diejenige, welche die Gegenwart beklagte und die Sehnsucht nach einer bessern Zukunft an diese Klage knüpfte, nicht reine Poesie war". In diesem Sinne muß er natürlich Das, was neuerdings vorzugsweise als politische Poesie gilt, verwerfen, und in der That äußert er sich über Herwegh so:

Und Herwegh's Lieder? Die Gesinnung in Ehren, aber die Gesinnung, der Enthusiasmus allein macht keinen Dichter; es ist Rhetorik, feurige Rhetorik, aber nichts weiter, und ich kann es meinen Landsleuten nicht übel nehmen, wenn sie sich von der Begeisterung Anderer nicht haben hinreißen lassen, Rhetorik für Poesie zu nehmen.

Den Beweis für seine Ansicht knüpft er an den alten, schon von Kant aufgestellten Grundsatz, daß jedes reale Interesse die poetische Stimmung aufhebe und daß die reine Schönheit gerade ohne Interesse gefallen müsse.

Die Hand — fährt er fort — welche selbst vom Fieber zittert, kann das Fieber nicht beschreiben, sagt Hippel. Der Verliebte kann die Liebe nicht schildern, wie er denn auch über die Schönheit der Geliebten kein richtiges Urtheil hat, und der Patriot, in welchem jeder Nerv nach einer Freiheit verlangt, welche ihm die Wirklichkeit versagt, die Freiheit nicht. Der Künstler muß seinen Stoff so aus sich herausarbeiten, daß er getrennt von seinem Subjecte als selbständiges Kunstwerk dasteht; soll dies möglich sein, so muß der Proceß der Ablösung des Gegenstandes von seinem Ich schon im voraus, wenn nicht ganz, doch zum größern Theile vollzogen sein, die erste Verwachsung des Gemüths mit demselben muß aufgehört, dieses seine Freiheit aus dem Gegenstande schon angefangen haben wieder herauszuziehen, um ihn sich frei und klar gegenüberzustellen.

Trotzdem verlangt er vom Dichter, daß sein Gemüth von den heiligen, sittlichen, besonders aber von den vaterländisch-politischen Interessen, die er als die höchsten erkennt, erfüllt und mächtig bewegt sei, und geräth somit in eine schwierige Antinomie, die er auf die Weise löst, daß er sagt, der Geist des Dichters müsse vom politischen Gehalte so durchdrungen sein, daß der poetische Trieb von selbst, ohne jede Absicht, auf eine unmittelbare, specifisch-politische Wirkung, sich auf diesen Gehalt werfe und ihn unbefangen, nur um Schönes zu schaffen, zur poetischen Gestalt ausbilde. Das sei aber blos da möglich, wo die politische Idee bereits zur That geworden sei, wo das Volk und sein Dichter bereits im Genusse des glücklich vollendeten politischen Kampfes lebe. Wir aber befänden uns auf diesem Standpunkte noch lange nicht, und erst nach Jahrhunderten könne unser jetziges politisches Leben eine poetische Gestalt gewinnen. Dann aber werde man auf Alles, was jetzt unsere Künstler und Poeten aus sich herauspressen, mit einem gerührten und mitleidigen Lächeln zurücksehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Literatur der Gegenwart. Vorlesungen von Theodor Mundt. — A. u. d. T.: F. v. Schlegel's Geschichte der alten und neuen Literatur. Bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Theodor Mundt. Zweiter Theil. Berlin, Simion. 1842. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Indem wir den von beiden Titeln dieses Buchs voranstellten, welcher dasselbe als ein freistehendes Werk bezeichnet, haben wir zugleich andeuten wollen, daß die nachfolgende Besprechung sich einer Vergleichung desselben mit dem Schlegel'schen Literaturwerke oder auch nur einer Erörterung der geistigen Beziehungen begibt, in welchen die Mundt'sche Fortsetzung zu der primairen Arbeit Schlegel's steht. Indeß können wir nicht umhin, eines dahin einschlagenden Punktes zu gedenken, welcher zugleich auf die Beurtheilung der Mundt'schen Schrift als einer selbständigen von Einfluß ist. Mundt be-

zeichnet sein Buch als „Literatur der Gegenwart", und bestimmt als Ausgangspunkt derselben näher die Revolution. Man könnte geneigt sein, in dieser Markirung zugleich den Horizont des Gesichtspunktes zu erblicken, den der Verf. überhaupt einnimmt; allein schon der Umstand, daß er alsbald zu Rückblicken auf die Bildungselemente des 18. Jahrhunderts sich genöthigt sieht, die den Kreis von solchen, unsers Erachtens, überschreiten, ohne doch Das genügend zu ergänzen, wozu sie bestimmt sind, läßt uns hieran irre werden, und noch mehr zeigt sich die Folgelosigkeit der Wahl jenes Ausgangspunktes in der Art, wie die Julirevolution und ihre Rückwirkungen auf die Literatur aufgefaßt werden. Es ist sichtlich vielmehr ein äußerlich gegebener Ausgangspunkt, während der innere, der, den wir für den richtigen Anfangspunkt der Literatur der Gegenwart halten, je nach dem engern oder weitern Sinne dieses letztern Wortes, entweder viel näher oder noch etwas weiter zurück in das 18. Jahrhundert liegt, dabei aber nicht durch ein einzelnes, wenn auch so weltbewegendes Factum wie die französische Revolution, einfach hin bezeichnet werden kann, sondern statt dessen eine weitere und breitere Basirung der modernen Literaturentwickelung nöthig sein würde.

Sieht man von diesem Mangel und seinen nothwendigen Rückwirkungen auf die Haltung der Anfangspartien dieser Arbeit ab, so kann man sich mit dem übrigen Entwickelungsgange ganz einverstanden erklären, insofern die Schwierigkeit, die chronologische Folge mit der Rücksicht auf die Verschiedenheit der Nationalitäten in Einklang zu bringen, dadurch möglichst beseitigt ist, daß die letztern bei dem Punkte, wo ihr Einfluß auf die allgemeine, die Weltliteratur, am sichtlichsten wird, in die Darstellung aufgenommen werden. Freilich ist dadurch die Beliebigkeit des Neben- und Nacheinander noch nicht ganz ausgeschlossen, so wenig als überhaupt eine systematische Gliederung, wie sie etwa unter den Einflüssen einer streng philosophischen Betrachtung der Geschichte sich ergeben könnte, hier beabsichtigt sein dürfte. Ein geistreiches Zusammenfassen und Auseinanderlegen charakterisirt, wie hierin, so auch in der Darstellung des Einzelnen die Mundt'sche Arbeit am meisten; dabei neigt sich aber das Gewicht derselben mehr auf die Seite der allgemeinen als der Detaildarstellung. Die Überblicke und Charakteristiken von Nationalitäten, Zeitrichtungen, Gesammttendenzen haben in der Regel ebenso wol mehr innere Wahrheit wie mehr äußere Kunst als die Kritiken und Reflexionen über Persönlichkeiten und Einzelthätigkeit. Bei den letztern führt das Bestreben nach einer geistreichen, selbst des Pikanten nicht entbehren sollenden, Auffassung der Totalität eines literarischen Charakters bisweilen zur Überschwänglichkeit, wie z. B. wenn es von Kleist heißt (S. 161): „Sein Tod war doch mehr ein körperliches Erliegen, welches zugleich ein Befreien seines sich selbst treu gebliebenen Geistes gewesen"; bisweilen schlägt es geradezu in das Gegentheil, in eine prosaische Plattheit um, wie z. B. wenn von Hoffmann gesagt wird (S. 175): „Wir erklären uns die Doppelgängerei, die in den Erzählungen Hoffmann's und seiner Nachahmer eine so große Rolle spielt, aus natürlichen Ursachen am liebsten so, wie ein Berauschter Alles doppelt zu sehen glaubt, also auch sich selbst." Als ein allgemeiner Mangel in der literargeschichtlichen Würdigung einzelner Richtungen erscheint ferner die ungenügende und mehrmals bis zum Gegensatze der Freisinnigkeit sich steigernde Art, wie die politische Literatur und die dahin einschlagenden Zeitelemente abgehandelt werden. Schon in der neunten Vorlesung zieht sich diese störende und mindestens von Befangenheit zeugende Haltung in das Buch hinein und gibt sich in der sehr einseitigen Darstellung des deutschen Liberalismus als Folge der Julirevolution kund, noch mehr aber legt sie sich in der zwölften Vorlesung bei der Charakteristik der „Oppositionspoesie" dar, und verfehlt auch nicht, negativ zu wirken, indem sie den Verf. überhaupt davon abhält, die eigentliche Bedeutung der politischen Bewegungen und Reactionen für die Literatur zu erfassen und zur Darstellung zu bringen. Was wir vorhin als Mangel bei manchen Charakteristiken von Persönlichkeiten bezeichneten, finden wir sodann ebenso wieder bei dem Bestreben, gewisse Zeiterscheinungen unter einen philosophischen Gesichtspunkt zu bringen; auch hier wird die Überschwänglichkeit nicht selten zur Plattheit. So bei den Worten über die Cholera (S. 355): „Das Leben hat sich aus Angst nun in seine eigenen Eingeweide gegriffen und büßt die Leidenschaft, sich selbst zu erkennen und sich selbst zu begreifen, zuletzt mit dem äußersten Act der Selbstreflexion, nämlich sich selbst auszuspeien." Je mehr wir nun dies Alles nur eben als Ausnahmen zu bezeichnen haben, und die Hervorhebung derselben vorzugsweise bei einem in der Literatur so bewährten Schriftsteller wie Mundt als Angelegenheit der Kritik betrachten, können wir das Werk der Versöhnung füglich von dem Buche selbst bei seinen und unsern Lesern vollziehen lassen. 56.

Literarische Notizen aus England.

Godley's „Letters from America" sind das Werk eines Engländers, der einmal Amerika und die Amerikaner in günstigem Lichte schildert. Er weiß sich auch etwas mit seiner Unparteilichkeit. Und in der That, sie ist anzuerkennen; denn der Mann ist kein Republikaner, sondern ein Freund der Stabilität, ja, ein Tractarian. Indessen, er nimmt Amerika wie es ist, läßt das überwiegende commerzielle Element gelten und findet es dann ganz natürlich, daß sich dieses progressistisch kundgebe. Er möchte nicht die amerikanischen Zustände seinen Landsleuten zur Nachahmung empfehlen, aber er entdeckt höchst schätzbare Eigenschaften in dem Yankee, Unternehmungsgeist, Thätigkeit, Verstand, Ausdauer u. dergl., und diese läßt er in Ehren. Das Buch ist ebenso reich an Thatsachen als an beachtenswerthen Bemerkungen.

Gegen Custine's Rußland ist auch in England eine Vertheidigung Rußlands erschienen: „A Russian's reply to the Marquis de Custine's «Russia in 1839». Edited by *H. J. Bradfield*, Esq." Läuft hauptsächlich darauf hinaus, die ungünstige Schilderung, welche Custine von Rußland gemacht hat, französischer Eifersucht und Großthuerei in die Schuhe zu schieben.

Von Snorro Sturleson's „Heimskringla" ist eine englische Übersetzung erschienen. Der Übersetzer ist der gewandte Samuel Laing. „The Heimskringla or chronicle of the kings of Norway. Translated from the Icelandic of *Snorro Sturleson*, with a preliminary dissertation by *Sam. Laing*." (3 Bde.)

Martin Haverty's „Wanderings in Spain" sind unbedeutend, enthalten nur hin und wieder artige Schilderungen. 48.

Literarische Anzeige.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 146. —— 25. Mai 1844.

Taschenbücherschau für das Jahr 1844.

Vierter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 145.)

Alle diese Gedanken stehen, wie schon oben angedeutet, in unmittelbarer Beziehung zu einem Aufsatze des ersten Jahrgangs, nämlich zu dem des Herausgebers über die politische Poesie der Deutschen, welcher bereits unmittelbar nach seinem Erscheinen so viel Erörterungen für und wider hervorgerufen hat, daß eine nochmalige ausführliche Besprechung desselben überhaupt, besonders aber in d. Bl. als überflüssig erscheint, da im Octoberheft derselben von 1842, also fast gleichzeitig mit ihm, ein Aufsatz desselben Inhalts von W. A. Passow und im Novemberheft bereits eine kurze Vergleichung beider Aufsätze erschienen ist. Wir begnügen uns daher mit einigen Bemerkungen, die sich gerade uns beim Lesen desselben aufgedrungen haben. Zunächst ist es uns aufgefallen, daß der Verf. in der Einleitung, wo er mit einem großen Aufwande von Witz und Scharfsinn gegen die Gegner der politischen Poesie zu Felde zieht, zum großen Theil nur mit Schattenbildern ficht. Denn wenn wir ihn fragen wollten, wer denn nun jene Ästhetiker seien, welche die politische Poesie in Bausch und Bogen verdammen und den Staat mit seinen Interessen für einen der Poesie unwürdigen Stoff erklären — wie viele würde er nennen können? Solche Behauptung hat sich unter den namhaften berücksichtigungswerthen Kritikern wol kaum Einer erlaubt; vielmehr bezog sich ihre Opposition gegen die politische Poesie immer nur einerseits auf die Anmaßung derselben, jetzt allein für Poesie gelten zu wollen, andererseits auf die ästhetischen Misgriffe und Ausartungen, denen sie in ihrer realen Erscheinung bald dem Stoffe, bald der Form nach verfallen ist. Hat man hierbei diese Misgriffe und Ausartungen zum Theil aus dem Wesen der politischen Poesie selbst hergeleitet, so ist auch damit noch keineswegs eine allgemeine Verdammung der ganzen Gattung ausgesprochen; denn am Ende trägt jeder Stoff einige der poetischen Behandlung ungünstige und gefährliche Elemente in sich, und der Ästhetiker pflegt überall warnend auf dieselben hinzudeuten. Darf nun eine solche Hindeutung wie eine absolute Verketzerung betrachtet werden? Überhaupt begreife ich nicht, wie der Verf. gerade jetzt es für nöthig erachtet hat, eine Apologie der politischen Poesie zu schreiben, jetzt, wo fast nichts als Politisches gedichtet und nichts als Politisches beachtet wird. Wozu den Gläubigen bekehren wollen? Wozu lang und breit beweisen, was keines Beweises bedarf? Ich gestehe, daß mir der Aufwand von Kraft und Arbeit, den der Verf. überflüssigerweise gemacht, herzlich Leid thut, zumal da seine Beweisführung, so viel Geist und Kenntniß er sonst darin entfaltet, fast mehr gegen, als für seine Sache spricht. Dies ist die zweite Bemerkung, die ich mir erlaube. Schon die wissenschaftliche Begründung — die er indessen selbst als eine unzureichende bezeichnet — entbehrt der überzeugenden Kraft, einerseits weil sie bei den Begriffsbestimmungen die philosophische Sprache nicht sicher genug handhabt und in ihren Folgerungen nicht schlagend genug ist; andererseits weil sie sich bei ihrer Rechtfertigung, wie die Katze um den heißen Brei, gerade um diejenigen Punkte herumschleicht, die man am häufigsten und mit dem meisten Rechte an der politischen Poesie angegriffen hat, nämlich daß sie sich leicht in allzu abstracten Begriffen und Redensarten herumtreibe, daß sie in die Sprache der Rhetorik verfalle, daß sie, wenn sie concret werden wolle, aus dem prosaischen Quelle der Tagesfragen schöpfe, daß sie über der praktischen Tendenz die poetische aus dem Auge verliere u. s. w. Noch minder überzeugend stellt sich der historische Beweis dar, trotzdem daß er gerade den eigentlichen Inhalt des Aufsatzes bildet und als die Hauptstütze der politischen Poesie hingestellt wird. Indem nämlich der Verf. die wissenschaftliche Erörterung der Frage, ob Politik und Poesie sich miteinander vertragen, fallen läßt, erklärt er, an der Geschichte der deutschen Poesie zeigen zu wollen, daß die Politik thatsächlich schon von den frühesten Zeiten an ein Element derselben gewesen sei und daß daher die gegenwärtige Poesie in der Politik nichts Neues, bisher ihr Fremdartiges usurpire, sondern nur etwas von Anfang an ihr Zugehöriges behaupte und etwas längst von ihr Ergriffenes weiter bilde. Was erwarten wir nach solcher Erklärung? Jedenfalls den Nachweis, daß in allen Perioden der deutschen Poesie die Politik eine wenn nicht bedeutende, doch wenigstens nicht unbedeu-

tende Rolle gespielt habe. Was aber folgt? Ziemlich das Gegentheil. Zwar holt der Verf. weit genug aus und verschmäht es nicht, selbst den von Tacitus erwähnten Barritus unserer Altvordern für die politische Poesie in Anspruch zu nehmen, aber eben dieses Haschen nach Luft- und Nebelbildern, die doch unmöglich beweisende Kraft haben können, deutet von vornherein auf ein Gefühl der Schwäche hin, welches in der Noth zum Äußersten und Entferntestliegenden seine Zuflucht nimmt. Nun müssen wir zwar anerkennen, daß der Verf. selbst auf diese Documente ohne Beweiskraft nicht allzu viel Gewicht legt — aber sind die nächstfolgenden viel stärker? Er theilt die Poesie des Mittelalters zu seinem Zwecke in drei Perioden ein: in die Poesie der Geistlichen, in die Ritterpoesie und in die des Bürgerstandes. Natürlich erwarten wir, in jeder derselben mehr oder minder die politische Poesie in Blüte stehen zu sehen. Aber weit gefehlt! Hören wir, wie er selbst darüber urtheilt. Über die erste sagt er (S. 293):

Es ist klar, daß bei diesem Zustande der Dinge an ein Verhältniß der deutschen Poesie zur Politik und im Allgemeinen zu den Ereignissen der Geschichte eigentlich nicht gedacht werden kann. Das geistliche Interesse herrschte ausschließlich; nichts Anderes durfte neben ihm auftauchen. Das Volk selbst war von der Literatur, weil sie nur eine christlich-römische sein sollte, ausgeschlossen und die Muse des Volksgesanges, die einst als Amazone in die Schlacht gegangen war, mußte sich jetzt, eine Märtyrin, geächtet und verfolgt, in die Einsamkeit flüchten. Die Geistlichen aber, die nun die unbeschränkten Herren der Literatur waren, standen der Geschichte allzu fern, als daß die Poesie, welche sie hervorbrachten, einen historischen, oder gar einen politischen Charakter hätte tragen können. Wie das Volk von der Literatur, so waren die Geistlichen von der Geschichte ausgeschlossen; ausdrückliche Verbote (z. B. gleich der Anfang des ersten Capitulare Karl's des Großen vom J. 769: bei Baluzius „Capitularia Regum Francorum", Paris 1677, Bd. 1, Fol., 189, ferner 164, 518 und öfters), deren oftmalige und dringende Wiederholung eine gewisse Renitenz von Seiten der Geistlichen vorauszusetzen nöthigt, untersagten ihnen den Gebrauch der Waffen und die persönliche Theilnahme an allen stürmischen Bewegungen der Zeit. In die strenge Zucht ihrer Klöster eingeschlossen, beschäftigt mit Singen und Beten, mit Glossiren und Übersetzen, durften und konnten sie keine Aufmerksamkeit auf Dasjenige verwenden, was außerhalb ihrer Zelle vorging, auch so bewahrheitend, daß ihr Reich nicht von dieser Welt.

Zwar gesteht er ihnen im Folgenden eine Einmischung in die politischen Angelegenheiten zu, aber er vergißt auch nicht, sogleich hinzuzufügen, daß aus dieser schleichenden, versteckten, zum Höchsten amtlichen Thätigkeit sich kein politisches Pathos, kein freies historisches Bewußtsein habe entwickeln können, das zu einem politischen Liede begeistert hätte. Daher sind denn auch alle Gedichte und Bruchstücke von Dichtungen, die er aus diesem Zeitalter für seine Behauptung anführt, eigentlich keine politischen, sondern nur historische oder panegyrische Hofdichtungen, die er, wie ihm schon Passow vorwirft, überhaupt nicht streng genug von den politischen Dichtungen scheidet? Was also ist, wenn wir es bei Lichte besehen, das eigentliche Resultat? — Die politische Poesie der Geistlichen ist gleich null zu achten.

Hören wir weiter, was er selbst über die Ritterpoesie (S. 313) sagt:

Wer — fragt er, nachdem er vorher den historischen Charakter des Zeitalters mit Hindeutung auf die großartigen politischen Ereignisse, in die die Ritter selbst auf das innigste verflochten waren, geschildert hat —, der dies Alles erwägt und zusammenhält, wird nicht in der ritterlichen Dichtung einen bedeutenden Fortschritt, eine frische und glückliche Entfaltung unserer politischen Poesie erwarten?

Aber die Antwort der Geschichte lautet anders. Diese Ritter, die in der Wirklichkeit immer in Stahl und Eisen gehen, sind in ihren Gedichten weichmüthige, sanfte Träumer. Ihre Schlachten schlagen sie nur, sie besingen sie nicht; nicht die Farbe der Poesie, sie tragen nur die Farbe der Damen — mit Einem Wort, in ihren Gedichten kümmern sich die Ritter um die Geschichte, die sie in Wahrheit machen helfen, und um die Politik, der sie mit ihren Leibern dienen, ebenso wenig oder sogar noch weniger, als die geistliche Dichtung der vorigen Epoche sich um diese Gegenstände kümmerte. Statt mit den Feinden ihrer politischen Partei, zanken sie mit den Lauschern und Aufpassern, die das süße Glück der Liebe beneiden und verkümmern; statt an die lebendigen Interessen der Gegenwart, lehnen sie ihre Dichtungen an die sagenhaften Nachklänge bald der eigenen, bald einer fremden Vorzeit; statt aus dem frischen Quell der Zeitereignisse zu schöpfen, gehen sie bei wälschen Mönchen in die Schule; statt der großen Hohenstaufen, deren glorreiche Persönlichkeit lebendig vor ihren Augen stand, wird ein fabelhafter Karl, ein mythischer König Artus der Mittelpunkt ihrer Dichtungen; statt Papst und Kaiser im Kampf um die Herrschaft der Welt zu zeigen, dichten sie trojanische Kriege und Alerandriaden; kaum, daß die Kreuzzüge einzelne religiös-mystische Klänge wecken.

Zwar sucht er im Folgenden die Sonderbarkeit dieser Erscheinung zu erklären — aber was hilft uns die Erklärung? Die Thatsache, daß die offenbar bewegteste, in politischer und poetischer Rücksicht gleich glänzende Zeit unserer Geschichte der politischen Poesie fern geblieben ist, wird damit nicht aufgehoben, sie steht fest und unabänderlich da und führt ganz gewiß den historischen Beweis nicht für, sondern gegen den Verf.; die einzige Ausnahme aber, die für politisch erklärten Dichtungen Walter's von der Vogelweide, ändern an dieser Thatsache nichts; um so weniger, da sie einerseits der Zahl nach sehr wenige sind, andererseits das politische Element selten mit Selbstbewußtsein und klarer Absicht hervortreten lassen. Was also bleibt als Resultat? Auch die Ritter haben keine politische Poesie!

Begleiten wir nun den Verf. zur Poesie des Bürgerstandes, und lassen ihn abermals selbst reden. Nach einer allgemeinen Charakteristik derselben sowie der städtischen und bürgerlichen Zustände in damaliger Zeit überhaupt fährt er (S. 338) fort:

So erklärt es sich hinlänglich, warum keine von den beiden Richtungen, welche wir vorhin in der bürgerlichen Poesie unterschieden haben, sich zum politischen Gedicht entwickelt hat. Von der einen, dem eigentlichen Meistergesang, als der unmittelbaren Übertragung des Minnegesangs, stand das nach Dem, was wir schon aus der ritterlichen Zeit über eine politische Befähigung desselben wissen, überhaupt nicht zu erwarten. (Die Entwickelung des Warum? können wir hier des Raumes wegen nicht abdrucken lassen.) Eher möchte man glauben, daß es dem Schwank und namentlich dem satirischen Gedicht, als der eigentlichen und entsprechenden Dichtung jener Zeit, möglich geworden, einen Übergang zur politischen Poesie zu finden.

Allein wir haben schon eben die enge Sphäre bezeichnet, in welcher auch diese Dichtung sich bewegt und in der sie freilich ein treues Spiegelbild des Lebens, aber eben darum auch ebenso beschränkt war, wie dieses Leben selbst. Zwar greift der Satiriker mitunter auch in etwas höher gelegene Kreise über, er versteigt sich auch wol bis zu Fürsten und Königen und läßt, in seiner Musterung der Stände, auch diese höchsten an sich vorübergehen. Allein mit der Politik hat er darum doch nichts zu thun; sein Standpunkt bleibt immer nur derjenige der moralischen Reflexion.

Was also ist das Resultat? **Auch die Meistersänger haben keine politische Poesie!** Ein böser Refrain für die Tendenz des Verf.; denn was Anderes sagt er als: das **ganze Mittelalter** hat keine politische Poesie! Doch nein — es ist neben der **Kunst**dichtung auch die **Volks**poesie nicht zu vergessen, und auf diese legt der Verf. billigerweise ein großes Gewicht. Was aber sagt er von derselben während des Mittelalters? Er **leugnet** sie, indem er unter Anderm sagt:

So wenig daher im Mittelalter der Begriff des Volks als eines ganzen, unzertheilten, in Stände und ähnliche fixe Unterscheidungen nicht zersplitterten, so wenig existirt auch eine selbständige Volksdichtung; sondern was von derartigen Elementen vorhanden ist, bleibt entweder, eine Saat der Zukunft, im Verborgenen, oder es schmiegt sich der Kunstdichtung dienstbar an.

Es bleibt also doch dabei: das Mittelalter, diese lange, bedeutungsvolle Zeit in der deutschen Geschichte, hat **keine** politische Poesie!

(Die Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungsliteratur.

1. Berliner Novellen. Von **A. Weill** und **Edgar Bauer.** Berlin, Berliner Verlagsbuchhandlung. 1843. 8. 2 Thlr.

Berliner? Warum eben berliner Novellen? Sie sind in Berlin in der Berliner Verlagsbuchhandlung erschienen, auch wol von den Verf. in Berlin selbst geschrieben; außerdem ist die Scene derselben in Berlin, daher der Titel. In den Novellen selbst, besonders in der zweiten, zeigt sich die Nothwendigkeit eben nicht, daß man beim Lesen nur diese Stadt im Auge haben müsse; wer also da meint, das eben ihr eigenthümliche Leben und Sein aus dem Buche näher kennen zu lernen, oder wieder zu finden, muß Manches von seinen Erwartungen aufgeben. Freilich war die triste Existenz der verschiedenartigen Prostituirten in Berlin, um die es sich in der Novelle von **A. Weill**: „Ein Winter in Berlin", zunächst handelt, schon zu einer Zeit unter die Flügel der Behörden genommen, wo man anderer Orten bei dem Gedanken an solche Dinge noch mit Widerwillen erröthete. Diese Zeit aber ist längst vorüber, und Berlin muß auf eine Eigenthümlichkeit solcher Art verzichten. Ebenso gibt es auch anderer Orten Präsidenten, Geheime Räthe, Geheime Secretarien mit Anmaßungen und Beschränktheiten, sowie junge Leute, denen die politische Gegenwart zu Kopfe gestiegen ist, wie wir das in der Novelle von **Edgar Bauer**: „Es leben feste Grundsätze", dargestellt finden. „Ein Winter in Berlin" ist von dem Verf. als novellistisches Charakterbild bezeichnet. Es handelt sich darin um Sein und Sein sollen, also um Freiheit und Nothwendigkeit, um ein äußeres Nichts und um ein inneres Viel. So steht Raimund der Gesellschaft gegenüber. Er ist eigentlich ein Buchdrucker, als solcher weit umher gekommen, und ein nach Deutschland sich sehnender pariser Kosmopolit. Berlin repräsentirt Deutschland, besonders seit 1841, wo aus Thiers' Kanonen nichts als das Becker'sche Rheinlied abgeschossen wurde. A. Weill oder Raimund geht also nach Berlin. Er hat es zwar auf dieser Welt noch zu keinem Schönthal bringen können, ergibt sich jedoch dem pariser Flaniren, und findet bei der Gelegenheit gar Vieles schlechter als in der größern Philisterstadt an der Seine, sogar den Gassenkoth. Überall läuft es auf eine Parallele hinaus, wobei Berlin natürlich verliert. Das sind wir schon gewohnt, und ist Wahres daran, so ist es sicher nicht ganz wahr. Die Mißtölpeleien eines Gassenbuben führen Raimund zu einem Mädchen, und nun gerathen wir allgemach mit Damen und Verhältnissen aller Art in nähere Bekanntschaft. Zuletzt findet Raimund noch Etwas, woran er gar nicht oder nur selten gedacht hat, nämlich seinen Vater, und verläßt Berlin. Die letzten Worte sind: „Es geht doch nichts über ein deutsches braves Weib, wenn — hier pfiff die Eisenbahn." Wie sie das wol angefangen hat! Übrigens bethätigt A. Weill in dieser Arbeit — denn für eine Novelle gibt sie weder innere noch äußere Befriedigung — aufs neue seine bekannte Auffassungsgabe und sein Talent für treffende Schlagworte. Seine modern-politische Correspondenzrichtung läßt ihm nur nicht Zeit, nicht Ruhe zu künstlerischer Fassung und Ausführung. Er ist mit Einem Worte ein Schriftsteller, aber kein Novellist, und das mag ihn selbst bewogen haben, sein Product nur ein „novellistisches Charakterbild" zu nennen. „Es leben feste Grundsätze" von Edgar Bauer ist in der alten bekannten Weise gehalten, wo Alt und Jung, Dünkel und Edelsinn, Vornehm und Gering, Niederträchtigkeit und Unschuld die Decorationen zu einem deutschen Lebensbilde hergeben. Die Menschen sind nur aus den sentimentalen achtziger Jahren des vorigen in die glattkalten vierziger des jetzigen Jahrhunderts übertragen, und in ihrer Form unterscheidet sich die Novelle von den meisten ihrer Schwestern nur durch den dramatischen Schluß. Es wird darin manches gute und wahre Wort gesagt, ausschließlich Hervorzuhebendes findet sich nicht. Es ist Zufall, daß die Handlung in Berlin vorgeht; sie kann in jede andere größere Stadt verlegt werden, ohne daß die Novelle dadurch verliert oder gewinnt. In dieser Beziehung hat der „Winter in Berlin" manche Vorzüge: Weill's Gestalten haben doch mindestens ein berliner Gesicht.

2. Das 11. Jahrhundert. Von **J. van Lennep.** Aus dem Holländischen übersetzt von J. H. F. Lerz. Zwei Bände. Aachen, Mayer. 1843. Gr. 12. 2 Thlr.

Diese beiden Theile bilden den zehnten und elften Band von des Verf. „Romantischen Geschichten Hollands", und geben im ersten Bande vier kleinere Erzählungen, im zweiten aber einen Roman: „Der Pilger". Es ist dem Publicum schon bekannt, daß der Verf. die alten Chroniken seines Vaterlandes benutzt, um ihre Nachrichten der Gegenwart in Erzählungsform vorzuführen. Er verfährt dabei mit sehr gewissenhafter Sorgfalt, die sich durch die fleißigen historischen Anmerkungen unter dem Texte seiner Arbeiten in dem Maße bethätigt, daß auch jede Abweichung vom Worte der zu Grunde liegenden chronikalischen Nachrichten ganz genau nachgewiesen wird. Im Allgemeinen sind diese Anmerkungen nur störend. Dem Historiker, wenn er überhaupt diese romantischen Geschichten zur Hand nehmen sollte, sagen sie nichts, dem gewöhnlichen Leser nichts Verständliches. Dagegen fördern sie den historischen Dilettantismus und geben dem Verf. die zweifelhafte Stellung zwischen Dichter und Historiker, also eben auch die eines Dilettanten. Als solcher zeigt er sich insbesondere in der letzten Erzählung des ersten Bandes: „Der friesische Baumeister". In der Nähe von Utrecht soll eine Kirche gebaut werden; die Werkleute mühen sich jedoch vergebens mit dem Grundlegen, da eine unterirdische Quelle stets ihre Arbeit wieder vernichtet. Wäre die ganze Erzählung von einem Dichter als Sage behandelt, so fände man keinen Anstoß. Allein, wie sie nun einmal ist, muß man sogleich fragen: Sollten die holländischen Bauleute, die täglich Gelegenheit hatten, ihren Scharfsinn beim Bannen widerspänstigen Wassers zu üben, wirklich nicht gewußt haben, den Zerstörungen der Quelle zu begegnen? —

Indessen — sie wußten es nicht, und hatten obendarein den Verdruß, sich von einem bettelhaft aussehenden Zuschauer verhöhnt zu sehen. Dieser Zuschauer ist der friesische Baumeister, welcher bei der den Culdeern zugeschriebenen Baucorporation zu York eine hohe Stufe erstiegen hat. Die Culdeer sollen Architektur und andere Künste sowie reine Religionsansichten als Geheimniß gelehrt, auch, nach Krause und andern Schriftstellern, die Freimaurerei begründet haben. In diesem Sinne nimmt sie auch der Verf. ohne zu erklären, wie der friesische Baumeister zu jenem Hohn, später zu dem Trotz dem Bischof gegenüber, und endlich gar zu dem Morde des eigenen Sohnes und des Bischofs komme. Bei den Culdeern konnte er das nicht gelernt haben, und wenn es auch überall Ungerathene gibt, so ist in der Erzählung und deren Anmerkungen doch kein Motiv dafür zu finden. Der Mord aber ist wahrhaft empörend, da er das durch den Sohn verrathene Geheimniß durchaus nicht sichert, und daher nur als die elendeste Rache eines Ohnmächtigen erscheint. Als Rache wird der Mord freilich auch am Schlusse der Erzählung vom Verf. selbst bezeichnet; allein, abgesehen davon, daß es nach der hier gegebenen Anmerkung noch historisch in Frage steht, ob der Baumeister auch wirklich der Mörder war, so beruht überhaupt die Annahme nach dem Bau der ganzen Erzählung, und mit demselben, schon auf Willkür, und diese Willkür eben ist es, die uns bei dieser Erzählung so lange verweilen ließ, denn sie findet sich in allen größern und kleinern Erzählungen des Verf.; sie eben ist es, die wir oben schon im Auge hatten, wo wir den Verf. als Dilettanten bezeichneten. Indifferenten Lesern mögen diese romantischen Geschichten genügen, der Einsichtsvolle weiß nichts mit ihnen anzufangen, denn ein historischer Stoff ohne künstlerisches Durchdringen, ohne sichere Grundidee kann in keiner Weise befriedigen.

3. Ch. Kuffner's erzählende Schriften, dramatische und lyrische Dichtungen. Ausgabe letzter Hand. Zehn Bände. Wien, Klang. 1843. 16. 5 Thlr.

Der Verf. hat sich in vielen Fächern versucht. Novellen, dramatische und poetische Erzählungen, historische Gemälde, Balladen, Romanzen, orientalische Poesien u. A. wurden von ihm seit mehren Jahren der Lesewelt theils in Zeitschriften, theils in besondern Ausgaben geboten, und die Lesewelt, zunächst die östreichische, hat sich an dem Allen erfreut. Im Grunde kann kein Dichter mehr verlangen, und wenn Kuffner sich nur selbst zu den Dichtern rechnet, wird er wol zufrieden sein. Ohne uns auf eine Untersuchung des Punktes einzulassen: ob ein Schriftsteller, dessen Producte in Eschenburg's Theorie, oder sonst einem Handbuche der Ästhetik eine Rubrik finden, zu den Dichtern zu zählen sei, wollen wir demselben sofort ein ganz gefälliges Geschick einräumen, die einzelnen Theile seiner Conceptionen in ein Ganzes zusammen zu fügen. Das ist freilich nur etwas Äußerliches, allein dies ist auch eben der Punkt, auf welchen es bei den Kuffner'schen Productionen ankommt. Wenn wir Neigungen und Empfindungen, die am meisten vorkommenden freundlichen und streitenden Verhältnisse unter den Menschen, Moral- und Sittengesetze, weltliche und kirchliche Institutionen sorgfältig schematisiren, aus dem Allen die zu einer Erzählung u. s. w. nöthigen Theile mit anständiger Wahl zusammenstellen und über das Ganze noch den Schimmer einer gewissen Bonhommie, die nach Umständen sentimental, naiv, humoristisch, neckend sein kann, ausbreiten, so wird dasselbe sich allerdings recht sauber ausnehmen, etwa wie ein illuminirter Kupferstich hinter Spiegelglas in schmalem Goldrahmen, und man wird sich überall darin leicht und bequem zurechtfinden. Allein damit ist bekanntlich noch kein Gedicht gegeben. Die Verhältnisse in Östreich verlangen für das materielle Wohlsein, welches sie zu entwickeln bemüht sind, nichts als das Opfer, Geist und Gemüth nicht über das Niveau dieses Wohlseins zu erheben, und dieses Opfer haben denn auch die meisten östreichischen Poeten, und mit ihnen Kuffner, gern gebracht. Damit ist den Productionen keineswegs der ihnen gebührende Werth abgesprochen. Sie können Frauen, Jungfrauen, Jünglingen, Kindern mit Nutzen in die Hand gegeben werden, damit sie an manchem Bilde, manchem guten Einfalle sich erfreuen, Vieles in sich selbst und in ihrem Verhältniß zur Umgebung angemessen zurechtrücken, und die Überzeugung immer mehr befestigen, daß, wenn sie nur recht tugendhaft und auf die Mittel redlich bedacht sind, ihre Stellung zu sichern, sie ebenso behaglich fortleben können wie die Andern, die sie mit zufriedenem Antlitze durch dieses Leben wallen sehen. Sie sind brauchbare Commentare zur Eudämonologie, und wer da weiß, was diese unter dem Groß der Menschen zu bedeuten hat, wird dankbar anerkennen, daß auch Kuffner in dieser Ausgabe letzter Hand seiner Werke einen Wegweiser hinstellte, der gegen Abwege und Abgründe sichert.

4. Edelmann und Jude. Von Julian Chownitz. Zwei Theile. Leipzig, Fritzsche. 1843. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Der fleißige J. Chownitz hat mit diesem Werke wiederum seine bekannte Manier bethätigt. Der Stoff an sich ist eine gewöhnliche Anekdote von einem Juden, welcher einen Edelmann an den Bettelstab gebracht, endlich aber überführt wird, sich dabei falscher Documente bedient zu haben. Diese alltägliche Begebenheit ist daher auch nur als Episode benutzt, um einem Heer abgeschmackter Menschen Raum zu lassen, ein Buch von zwei Bänden herzustellen. In keiner einzigen Gestalt ist Wahrheit, sie sind alle noch unter der Caricatur; so ist es auch mit den Situationen. Man pflegt Romane dieses Schlages wol den Stickerinnen und Kammerzofen zuzuweisen; allein man thut unrecht. Eben diese bedürfen der reinen Natur und Wahrheit am meisten, da sie der Verbildung mehr ausgesetzt sind als Jene, denen die Erziehung eine bessere Grundlage gegeben hat. 24.

Miscellen.

Samuel Eccles, ein geschickter Musikus zu London (1658), hat ein Beispiel geliefert, wozu Schwärmerei den Menschen führen kann. Er hatte von seiner Kunst ein reichliches Auskommen, ward aber Quäker und verbrannte nun auf öffentlichem Markte alle seine schönen Instrumente, Noten und Bücher, damit sie Niemandem weiter zur Üppigkeit dienen möchten; sodann begann er, seinem Meister, Georg Fox, dem Stifter der Quäker, zu Ehren, sich mit Schuhmachen zu unterhalten, und schlich sich an einem Sonntage in einem schmuzigen Schusterhabit mit einem Sack voll Schuhmachergeräth in die Alderburyskirche, drängte sich, als der Geistliche eben auf die Kanzel gehen wollte, durch das Volk, rannte mit bedecktem Haupte auf die Kanzel und fing an, auf derselben Schuhe zu flicken. Dieser Unfug brachte jedoch, wie natürlich, die ganze Gemeinde auf, die ihn von der Kanzel stieß und dem Richter übergab, der ihn ins Gefängniß abführen ließ. Ausführlicher hat von diesem Schwärmer gehandelt Adelung in der „Geschichte der menschlichen Narrheit", Thl. 2, S. 103 fg.

Petrus Pomponatius, welcher zu Anfang des 16. Jahrhunderts zu Padua öffentlich Philosophie mit solchem Beifall lehrte, daß die Zuhörer schon um Mitternacht den Hörsaal besetzten, um früh, wenn gelesen wurde, des Platzes versichert zu sein, suchte mehrmals das Christenthum in auffallender Weise lächerlich zu machen. Deshalb von der geistlichen Behörde zur Rede gestellt, entschuldigte er sich mit der Ausflucht, er habe nur als Philosoph gesprochen, sobald aber die Kirche entschieden habe, unterwerfe er sich ihrem Ausspruch und glaube ihr unbedingt. Wegen dieser Entschuldigung läßt Bonalini den Apollo das Urtheil sprechen: der Mensch Pomponatius sei unschuldig, nur der Philosoph solle verbrannt werden. 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 147. — 26. Mai 1844.

Taschenbücherschau für das Jahr 1844.

Vierter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 146.)

Der Verf. geht nun zur neuern Zeit über. Er beginnt seine Betrachtung derselben mit der dem Mittelalter abgesprochenen Volkspoesie, die er als die Reformation der mittelalterlichen Dichtung bezeichnet. In der That stellt sich hier endlich das Resultat etwas günstiger. Und doch sieht sich der Verf. genöthigt, auch in Beziehung auf dieses zu gestehen, daß die Anregung zum politischen Gedichte nicht unmittelbar aus Deutschland, sondern von jenem äußersten Vorposten deutscher Bildung, der Schweiz, gekommen sei; es sind auch fast nur schweizerische Volkslieder von Halb Suter und Veit Weber, die er als politische anzuführen hat, und er schließt daher diesen Abschnitt mit Anerkennung Dessen, was Gervinus sagt: „daß alles Große, was geschah, nur an den Grenzen vorging, daß dagegen im innern Deutschland das historische Lied in seiner Nüchternheit blieb und die poetische Kritik des öffentlichen Lebens sich mehr auf Moralisches als auf Politisches bezog." Der Refrain? Wir brauchen ihn nicht zu wiederholen!

Das Zeitalter der Reformation, zu dem der Verf. nun übergeht, kündigt er natürlich auch als eine neue Ära der politischen Poesie an — und wer möchte leugnen, daß es alle Ideen und alle Elemente dazu in sich enthält? Aber wie steht es mit der Realisirung und Individualisirung? Der Verf. beginnt zwar sehr vielversprechend, indem er sagt: „In der That ist in dieser Epoche unser Reichthum an politischen Liedern außerordentlich; nie wieder, weder vorher noch nachher, hat unsere politische Dichtung in ähnlicher Blüte gestanden", aber die darauf folgende specielle Ausführung entspricht dieser Ankündigung nur halb und halb. Zwar entwickelt er sehr artig, wie die drei mittelalterlichen Stände gleichsam in Reue über ihre bisherige Schweigsamkeit jeder ihren Abgeordneten schicken, der sie bei der Reformation und dem politisch-volksthümlichen Gedichte vertreten solle: die Geistlichkeit ihren Luther, die Ritterschaft ihren Ulrich von Hutten und die Bürgerschaft ihren Hans Sachs; aber wenn er nun daran geht, diese Dichter, die er als die bedeutendsten dieser Entwickelungsperiode hinstellt, als politische zu bezeichnen, so sieht er sich genöthigt, bei Luther von vornherein zu bekennen: „Unmittelbaren Antheil an der politischen Dichtung hat Luther nicht genommen", und bei Hans Sachs mit Bezug auf dessen Beschaulichkeit zu sagen:

> Wir meinen immer, es würde auch dem Dichter nicht schlecht gestanden haben, der Bewegung nicht blos zuzuschauen, sondern sie selbst in seinen Liedern und (wenn sein Glück ihm das erlaubte) in seinem Leben mitzumachen Der Dichter braucht nicht blos ein Echo zu sein, es ziemt ihm wohl, und dazu ward ihm die Gabe des Gesangs, selbst ein Echo hervorzurufen; nicht blos mit dem Spiegel hinterdrein, er wird dem Zuge der Geschichte wol mitunter auch vorangehen dürfen, und nicht blos die Gegenwart widertönen, sondern auch die Zukunft heraufbeschwören. Aber diese Stellung des Poeten, die heute noch von den Wenigsten begriffen, von den Meisten bestritten wird, dürfen wir natürlich nicht bei Hans Sachs erwarten.

So bleibt ihm also aus der reformatorischen Zeit in der That nur ein wahrhaft bedeutender und im eigentlichen Sinne politischer Dichter: Ulrich von Hutten; denn auch die reformatorische Volkspoesie, so bedeutenden Nachdruck der Verf. anfangs darauf legt, wird zuletzt doch von ihm selbst in politischer Beziehung als dürftig und unkräftig, mehr dem Historischen, Moralischen und Religiösen dienstbar bezeichnet, wie S. 380 fg. zu lesen ist; von den Pasquillen dagegen, denen sich die Politik nicht absprechen läßt, sagt er umgekehrt, daß sie nur wenig mit der Poesie zu thun hätten. Dasselbe Resultat wiederholt sich noch in vielen Abschnitten: in denen vom Drama, von der Poesie des Dreißigjährigen Krieges, von den ältern schlesischen Dichtern, von der Gelehrtenpoesie und andern, sodaß keine große Kunst dazu gehörte, den ganzen geschichtlichen Theil des Aufsatzes mit wenigen Federstrichen so umzuschaffen, daß er ganz und gar das Gegentheil von Dem beweist, was er beweisen soll.

Dies sind die hauptsächlichsten Einwendungen, die ich gegen den Aufsatz des Herausgebers zu machen hatte. Man verkenne meine Absicht dabei nicht. Ich habe nicht im entferntesten im Sinne gehabt, etwa andeuten zu wollen, daß die politische Poesie verwerflich sei, weil sie in der deutschen Geschichte keine sehr starke Basis habe; ebenso wenig will ich dem Verf. einen Vorwurf daraus machen, daß er seine Beweise nicht überzeugender ge-

führt hat; vielmehr erkenne ich vollkommen seine Ehrlichkeit an, die es verschmäht hat, den Thatbestand der Geschichte seiner Tendenz gemäß zu drehen und zu modeln. Nur Das habe ich damit andeuten wollen, daß der historische Beweis für die Berechtigung der politischen Poesie weder nothwendig noch zeitgemäß sei, und daß der Verf. jedenfalls besser gethan hätte, wenn er den apologetischen und geschichtlichen Theil seiner Arbeit getrennt und statt ihrer zwei selbständige Abhandlungen hingestellt hätte, die erste mit rein ästhetischer, die andere mit rein historischer Tendenz. Dann würde namentlich der letztern eine viel objectivere Abfassung und Aufnahme zu Theil geworden sein.

Von weit höherm Werthe stellt sich uns um seines rein literarhistorischen Charakters willen der im zweiten Jahrgange befindliche Aufsatz des Herausgebers dar: „Ludwig Holberg. Ein Beitrag zur Geschichte der dänischen Literatur, in ihrem Verhältniß zur deutschen.“ Da er der umfangreichste und stoffhaltigste ist, müssen wir ihm eine genauere Betrachtung gönnen. Der Gang, den der Verf. in demselben nimmt, ist folgender. Zunächst macht er es den Deutschen, namentlich den deutschen Literarhistorikern zum Vorwurf, daß sie der dänischen wie auch der schwedischen und niederländischen Literatur so wenig Fleiß und Sorgfalt gewidmet haben, trotzdem daß gerade diese Literaturen vorzugsweise ein Recht darauf hatten, einerseits wegen ihrer nahen Verwandtschaft, andererseits wegen ihres unleugbaren Einflusses auf die Entwickelung unserer eigenen Literatur. Zwar gesteht er zu, daß die romantische Schule, wie sie sich überhaupt um „die Wiedereinführung verschollener Literaturen und literarischer Persönlichkeiten“ verdient gemacht habe, so auch bestrebt gewesen sei, Holberg als denjenigen dänischen Dichter, dem Deutschland vorzugsweise Dank schuldig sei, in der Erinnerung und Achtung wiederherzustellen; doch bezeichnet er zugleich die dabei angewandten Mittel als zweckwidrig oder ungenügend und den Erfolg als geringfügig. Hierauf bezeichnet er näher die Gründe, die ihn zu seiner eigenen Arbeit veranlaßt haben und erklärt, daß ihn besonders drei Wünsche dabei geleitet haben: erstens, dem verkannten und vergessenen Dichter zu seinem Rechte zu verhelfen, sodann den Zusammenhang der deutschen Literatur mit der nordisch-germanischen an einem Beispiele klar zu machen, und endlich die selbständige und beachtungswerthe Stelle nachzuweisen, die Holberg in der Entwickelung des Komischen überhaupt einnehme und dabei dem deutschen Lustspiel für seine neuerdings sich regende Entfaltung ersprießliche Winke und Warnungen zufließen zu lassen. Demgemäß gibt er nach einer kurzen Aufzählung der wenigen Vorarbeiten und schwer zu erlangenden Quellen zunächst einen Überblick der dänischen Literatur von ihrer Entstehung bis auf Holberg. In diesem zeigt er, daß sich eine solche überhaupt erst unter Einfluß der Auflösung der Kalmarischen Union und Einführung der Reformation gebildet habe, indem mit Ausnahme der völlig unpoetischen Reimchronik des Bruders Stiel von Soroe die wenigen und unerheblichen Erscheinungen, welche in frühere Zeit fallen: „Jungfrau Marien's Rosenkranz“ von Heinrich Nickel (um 1456), die Spiele des Schulmeisters Christian Hansen, die Sage von „Flos und Blankeflos“ und der „Bruder Rausch“ durchaus nur Übertragungen und Nachbildungen niedersächsischer Nachbildungen seien; sodann legt er dar, wie auch nach dem bezeichneten Zeitpunkte lange Zeit nur die Wissenschaft, namentlich die Naturkunde, Jurisprudenz und Geschichte sich zu Leistungen höherer Art emporgearbeitet habe, die poetische Literatur dagegen, größtentheils nur von beschränkten und geschmacklosen Geistlichen oder pedantischen Gelehrten angebaut, auf sehr niedrigem Standpunkte stehen geblieben sei, sodaß selbst die vier bedeutendsten Repräsentanten derselben, Arrebo (gest. 1637), Bording (gest. 1667), Kinge (gest. 1793) und Sörterup (gest. 1722) nicht über Abfassung von geistlichen Psalmen, Reimchroniken, Gelegenheitsgedichten und volksmäßigen Heldengesängen, sämmtlich Dichtungen von sehr mittelmäßigem Werthe, hinausgekommen seien.

Nach dieser Übersicht geht der Verf. endlich auf Holberg selbst über als Denjenigen, der zuerst die dänische Poesie von ihren äußern und innern Fesseln befreit und zu höherer Selbständigkeit und nationaler Eigenthümlichkeit emporgehoben hat. Zunächst liefert er, vorzugsweise aus Holberg's eigenen „Epistolae ad virum perillustrem“ schöpfend, die Biographie desselben, in welcher besonders seine zwischen der Philisterhaftigkeit des Hauslehrerstandes und der Abenteuerlichkeit des Wanderlebens hin- und herschwankenden Jugenderlebnisse, sowie späterhin die Kämpfe seines freien Geistes mit der Bornirtheit der damaligen Gelehrten speciell herausgehoben sind, während sein späteres, zwar glanzvolleres, aber einförmiges und überdies durch manche von ihm selbst gegeißelte Laster, namentlich durch Geiz und Ehrsucht entstelltes Leben mit einigen allgemeinen Bemerkungen abgethan wird. Hierauf folgt eine Schilderung seiner literarischen Thätigkeit und eine Aufzählung und kurze Charakteristik seiner verschiedenen Producte, deren der Verf. drei Classen unterscheidet: rein wissenschaftliche, rein poetische und solche, welche zwischen beiden in der Mitte liegen. Die erstern gehören größtentheils dem historischen Fache an und tragen das Gepräge, welches damals die gesammte Wissenschaft trug, nämlich das der Polyhistorie. Dennoch tritt er gegen die ältern dänischen Schriftsteller höchst glänzend hervor, indem er sich von der pedantischen, chronikartigen, blos am Äußerlichen und Unwesentlichen haftenden Darstellung mehr und mehr losriß und zuerst den Weg der pragmatischen, freiern Behandlung einschlug, wobei er es freilich zuweilen an der nöthigen Gründlichkeit fehlen ließ. Als die bedeutendsten seiner historischen Arbeiten werden bezeichnet seine „Erläuterung des Natur- und Völkerrechts“, seine „Beschreibung von Dänemark und Norwegen“, seine „Dänische Reichshistorie“, seine „Allgemeinen Kirchenhistorien“, seine „Jüdische Geschichte“ und andere, neben welchen jedoch noch viele kürzere und min-

der [illegible] namentlich aufgeführt und zum Theil mit wenigen Zügen charakterisirt werden. Hiernächst folgt eine kurze Besprechung der zwischen Wissenschaft und Poesie in der Mitte liegenden Werke: seiner moralischen Abhandlungen, seiner Episteln, seiner Fabeln und seiner Epigramme, denen sämmtlich kein großer Werth beigelegt wird.

Um so anerkennender lautet dagegen das Urtheil über die rein poetischen Werke, die der Verf. ebenfalls in drei Gruppen auseinander legt. In die erste derselben gehören die Satiren, die Verwandlungen und die kleinern poetischen Schriften, vor allen aber „Peter Paars“, dasjenige Werk, welches zuerst allgemeine Sensation machte und seinen poetischen Ruf begründete. Wie sehr auch dasselbe einer jetzt völlig veralteten Dichtungsgattung angehört — es ist nämlich eine komische Epopöe im Geschmacke der „Batrachomyomachie“, eine Art Parodie der „Odyssee“ —, so hat es sich doch durch die Leichtigkeit seiner Darstellung, durch die Fülle volksthümlichen Lebens und einen Schatz genauer Beobachtungen den allgemeinen Beifall errungen und lebt noch jetzt im Gedächtniß und Munde des Volks.

Die zweite Gruppe bilden die Komödien, die natürlich vom Verf. als die wichtigsten und bedeutendsten aller seiner Productionen anerkannt werden. Um das Charakteristische derselben und den Fortschritt, den die Geschichte der Komik mit ihnen gemacht hat, nachweisen zu können, sieht sich der Verf. veranlaßt, zuvor seine Ansicht über das Wesen der komischen Weltanschauung und die Entwickelung der komischen Kunst überhaupt mitzutheilen. Indem er nun die Komik als „die vollendete Selbstgewißheit des Geistes, der sich zur absoluten Heiterkeit abgeklärt und gesammelt hat“, oder auch kürzer als „die vollendete Verklärung der Welt, wie sie ist“ bezeichnet und von ihr sagt, daß sie auch den Widersprüchen und Unvollkommenheiten des Lebens ihre Geltung zugestehe, indem sie auch aus den Endlichkeiten des Daseins das Ewige und Unvergängliche herauserkenne: deutet er zugleich auf die beiden der komischen Poesie so gefährlichen Abwege hin, von welchen der erste, aus Scheu zu weit zu gehen, schon abbricht, ehe er noch das Ziel der Komik erreicht hat; der zweite dagegen, aus Furcht zurückzubleiben, über das eigentliche Ziel hinausläuft. Der erste Abweg führe zur dogmatischen und sentimentalen Komik, der zweite dagegen zur falschen Ironie. Zu jener suche der komische Dichter „den Fernwagen des Humors zugleich als Packetpost für Moral und gute Sitte zu benutzen“, oder sich selbst von dem Verdachte der Possenreißerei durch einen tüchtigen Zusatz von Sentimentalität zu befreien, mithin entweder das Object oder Subject in Sicherheit zu bringen; in dieser dagegen begnüge er sich nicht mit der Preisgabe des Objects und Subjects, sondern gebe sogar die Komik selbst preis und hebe mitten im Kunstwerk das Kunstwerk selbst auf. Nach diesem Seitenhiebe auf die romantische Schule verfolgt der Verf. die Entwickelung der komischen Poesie und des Theaters in Griechenland, Rom, Italien, Frankreich und Deutschland, wobei er jedoch keine neuen Gesichtspunkte eröffnet. Alsdann gibt er eine Geschichte des Theaters in Dänemark, geht hierauf zur Charakteristik Holberg's selbst über als Derjenigen, der vorzugsweise an der Gründung und raschen Hebung einer dänischen Nationalbühne Antheil hatte. Nachdem seine Verdienste in dieser Hinsicht gebührend hervorgehoben, sowie seine Bekanntschaft zu den ältern Komikern: zu Aristophanes, Plautus, Terenz, Shakspeare, Molière, der Commedia dell'arte, Weise u. A., theils nachgewiesen, theils geleugnet, endlich aber auch seine feindliche Beziehung zu den deutschen Truppen in Dänemark angedeutet worden ist: kommen vorzugsweise seine Verdienste um die Fortentwickelung der komischen Poesie überhaupt zur Sprache und es werden als solche hervorgehoben, zuerst, daß er der altitalienischen Volkskomödie, an die er sich zunächst anschloß, eine künstlerisch-begrenzte, in sich abgeschlossene Form gab, indem er sie aus ihrem schematischen, der improvisatorischen Ausführung bedürftigen Zustande befreite; sodann, daß er die abstracten Masken derselben in lebendige, wenn auch zum Theil stereotype Charaktere verwandelte, und endlich daß er diese Charaktere einerseits aus seiner eigenen Nation und, was noch viel wichtiger sei, aus dem bisher völlig vernachlässigten oder nur beiläufig herbeigezogenen Bürger- und Bauerstande wählte und dadurch seinen Schöpfungen eine Frische, Kraft und Naturwahrheit gab, wie man sie bis dahin nicht gekannt hatte. Nach Aufzählung dieser Verdienste folgt eine Besprechung seiner Mängel, welche auf zwei der oben angedeuteten Auswüchse der Komik, nämlich — wie sich der Verf. ausdrückt — auf eine falsche Dogmatik und eine falsche Ironie zurückgeführt werden. Alle seine Dichtungen nämlich trügen eine „gewisse moralische Lehrhaftigkeit“ und „systematische Zweckmäßigkeit“ an sich, welche trotz der apologetischen Demonstrationen der romantischen Schule leicht sehr hausbacken und langweilig erschienen, andererseits aber verlöre er sich nicht selten zu jenen von den Romantikern sogar sehr hochgepriesenen Manoeuvers, durch welche die künstlerische Illusion ganz geflissentlich zerstört und das komische Kunstwerk selbst wieder persiflirt werde.

An diese allgemeine Charakteristik des Dichters schließt sich alsdann eine Besprechung seiner einzelnen Werke, und zwar zunächst des „Peter Paars“ und der ihm verwandten Gedichte, sodann der Komödien, und endlich der „Unterirdischen Reise des Niels Klims“. Die Komödien, denen natürlich der größte Raum gewidmet ist, werden in drei Gruppen vertheilt, von denen die erste die Charakterstücke, die zweite die Situationsstücke, die dritte aber die literarischen Komödien umfaßt. Die erste Gruppe wird als diejenige bezeichnet, in der Holberg am meisten Originalität und Selbständigkeit entfaltet hat, wie sie denn mehre seiner besten und berühmtesten Lustspiele, den „Politischen Kannegießer“, den „Geschäftigen“, „Don Ranudo de Colibrados“, „Erasmus Montanus“, „Jean France“ und andere enthält. Die Stücke der zweiten Classe dagegen sind lau-

ter Nachbildungen fremder Muster, und wenn sie daher von Seiten der Ursprünglichkeit und nationalen Färbung hinter jenen zurückbleiben, so übertreffen sie dieselben andererseits durch eine künstlichere Verflechtung dramatischer Scenen, durch frappantere Situationen und effectvollere Intriguen. Unter diesen befinden sich „Das arabische Pulver", „Heinrich und Pernilla", „Die Unsichtbare", „Die Reise des Sganarel", „Die Wochenstube", „Die Maskerade", „Jeppe vom Berge" und andere, von denen mehre, z. B. die drei letztgenannten, dergestalt der dänischen Volksthümlichkeit angepaßt sind, daß sie ganz das Gepräge von Originallustspielen tragen. Zur dritten Classe endlich gehören „Melampe", „Hexerei oder blinder Lärm" und „Ulysses von Ithacia", lauter Stücke, die an dem Auswuchs der falschen Ironie leiden. Trotzdem erklärt Prutz, daß, wenn man einmal eine Selbstironisirung des Kunstwerks zugestehen wolle, er nicht umhin könne, mit Tieck den „Ulysses" für das Juwel der Holberg'schen Dichtungen und überhaupt für eins der ausgezeichnetsten Lustspiele aller Zeiten, angeweht von Aristophanischem Genius, zu halten. Weit ungünstiger als über die dramatischen Werke Holberg's lautet des Verf. Urtheil über dessen verbreitetste Schrift, die „Unterirdische Reise des Niels Klims", die er als eine senile und schwächliche Arbeit mit breiter und unbehülflicher Allegorie, zahmen und dürftigen Anspielungen und ermüdenden Wiederholungen charakterisirt. Auf diese Beurtheilung folgt schließlich eine kurze Geschichte der Schicksale, welche die Holberg'schen Lustspiele in Deutschland erlebt, worin gezeigt wird, daß sie gerade in der Blützeit der theatralischen Kunst fast alle Bühnen beherrscht und auf die weitere Ausbildung der deutschen Komödie den mächtigsten Einfluß geübt haben.

Dies der Gang und summarische Inhalt des Prutz'schen Aufsatzes, den ich gestehen muß von Anfang bis zum Ende mit Lust und Anerkennung gelesen zu haben, sowol um des sorgfältig und zweckmäßig zusammengestellten Stoffes, wie um des ruhigen und gehaltenen Tones willen; denn selbst die eingestreuten Angriffe auf die Romantiker tragen durchaus nicht jene gehässige und zurückschreckende Farbe, die wir aus den „Halleschen Jahrbüchern" und „Deutschen Jahrbüchern" von ihnen gewohnt sind; ja es finden sich neben ihnen selbst Zeugnisse einer warmen Anerkennung. So schreibt er unter Andern S. 255:

Wer jemals das Glück gehabt hat, einer Tieck'schen Vorlesung eines Holberg'schen Stückes beizuwohnen, der wird ohne Zweifel unserer Meinung beipflichten, daß von Allem, was von Seiten der Romantiker für die Verbreitung und Anempfehlung Holberg's geschehen ist, diese Vorlesungen beiweitem das Beste und Ergiebigste gewesen sind. Denn Tieck entwickelt (wie der Verf. — und Ref., der durch die Tieck'sche Vorlesung des „Geschäftigen" die erste Anregung zu einer längern Beschäftigung mit den Holberg'schen Lustspielen empfing — sich aus persönlicher Erfahrung gern erinnert) in diesen Vorlesungen eine solche Fülle des glücklichsten Humors, der liebenswürdigsten und ursprünglichsten Laune, daß auch die gröbsten Sinne eine Ahnung von der komischen Kraft, zugleich aber auch eine Sehnsucht nach einer vollständigen scenischen Darstellung dieser dänischen Komödie bekommen müssen.

Freilich stehen dergleichen Stellen immer in Concessivsätzen und auch hinter dem eben mitgetheilten Zugeständniß fehlt das antiromantische „Aber" nicht. Aber dies „Aber" ist gerade von keiner besondern Haltbarkeit, und so erlauben wir uns denn, an dasselbe unsere eigenen „Aber" anzuknüpfen. Zunächst also wollen wir dem Verf. rathen, auf einzelne ästhetische Urtheile Hegel's nicht allzu viel Gewicht zu legen, so auch nicht auf das gegen die dramatischen Vorlesungen gerichtete. Wenn er nämlich den dramatisch-lebendigen Vortrag nur darum, weil mit der Befriedigung des Ohrs sogleich auch das Auge seine Foderungen mache, ein unbefriedigendes Mittelding nennt, so geht er über die Sphäre der Poesie offenbar ganz willkürlich hinaus. Jede besondere Kunst ist ihrem versinnlichenden Material nach an ein bestimmtes Medium gebunden, von dem sie sich nicht losreißen kann noch mag, und durch das sie die ganze Summe ihrer Ideen und Anschauungen auszudrücken sucht. Dies Medium ist für die Poesie das Wort, die Sprache, und zwar nicht die stumme, in Lettern sich traurig ausnehmende, sondern die vom menschlichen Odem belebte und durch das Ohr in das Innere dringende. Ein anderes Medium hat und kennt die Poesie als solche nicht, sie hat daher durchaus keine Tendenz, auf das sinnliche Auge unmittelbar wirken zu wollen, sondern alle Anschauungen sucht sie vielmehr durch das Ohr und durch den Geist zu vermitteln. Daher feiert gerade die Poesie als Kunst des Wortes in der dramatischen Vorlesung, die in das Wort die ganze Handlung zu legen versteht, ihren höchsten Triumph, und wer das Verlangen nach einer wirklichen Darstellung, welches die Vorlesung allerdings erwecken kann, als einen Beweis für die Verwerflichkeit derselben ausgibt, urtheilt gerade wie Einer, der einem lebendigen Gemälde darum seine Anerkennung versagt, weil es eben durch seine Lebendigkeit den Wunsch erwecken kann, das schöne Mädchen oder die schöne Gegend, die es etwa darstellt, auch in natura vor sich zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Italienische Presse im Jahr 1842.

Einer Journalnotiz zufolge sind im J. 1842 in ganz Italien 3042 Bücher (1841 wurden 2999 angegeben) gedruckt worden, und zwar im Lombardisch-Venetianischen Königreiche 1769 (ungefähr drei Fünftel der Gesammtsumme), in Piemont 508, in Toscana 235, in dem Kirchenstaate 216, im Königreiche beider Sicilien 174, in Modena 19, in Lucca 11; darunter viele Übersetzungen aus fremden Sprachen. Indessen sind für Italien dergleichen Berechnungen, bei der Mangelhaftigkeit des buchhändlerischen Verkehrs, bei den vielen Erscheinungen im Selbstverlage der Verfasser und bei der Unvollständigkeit der Verlagsanzeigen und Bücherankündigungen in Zeitschriften, äußerst unzuverlässig. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 148. — 27. Mai 1844.

Taschenbücherschau für das Jahr 1844.

Vierter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 147.)

Ebenso unbegründet scheint uns der auf den Verf. übergegangene unbegrenzte Widerwille Hegel's gegen die Ironie. Wenn auch zugegeben werden muß, daß der Name nicht gerade glücklich gewählt ist, weil man vom populairen Standpunkte nur eine gewisse rhetorische Ausdrucksweise darunter versteht, so ist doch gar nicht zu leugnen, daß wir Das, was einmal die Romantiker und ihre Ästhetiker als Ironie bezeichnen, nämlich die Verschmelzung von Begeisterung und selbstbewußter Besonnenheit, wirklich als Wesen und Mittelpunkt der Kunst betrachten müssen. Darin liegt ja eben die mysteriöse und nur durch den Genius zu lösende Aufgabe, die dem Künstler gestellt ist, daß er einerseits sich ganz in den Stoff, durch den er die Idee versinnlichen will, versenken, andererseits sich wiederum hoch über denselben erheben muß, wenn er dem Kunstwerk ebenso wohl den Odem der Liebe einhauchen wie den Stempel der höhern Abkunft aufdrücken will. Hat aber dies seine Richtigkeit, so versteht es sich von selbst, daß die reale künstlerische Darstellung, weil die vollkommene, völlig gleiche Mischung nur annäherungsweise zu erreichen ist, nach zwei Seiten auseinander gehen muß, je nachdem sie nämlich entweder die Selbstversenkung oder die Selbsterhebung stärker und fühlbarer hervortreten läßt. Treibt nun der Künstler die Selbstversenkung so weit, daß er mit dem Objecte, dem er sich hingibt, Alles, auch das Äußerste duldet und leidet, so wird seine Darstellung eine pathetische oder tragische; umgekehrt dagegen, wenn er in seiner Selbsterhebung so weit geht, daß das Object nur als ein Gegenstand seiner subjectiven Lust und Laune erscheint, so wird die Darstellung eine heitere oder komische, woraus folgt, daß die Komik gar nicht ohne jenen tollen Übermuth, der mit seinem Stoffe nach Belieben spielt und mit eben der Lust seine Kartenhäuser zusammenbläst, mit der er sie aufgebaut hat, bestehen kann, und daß es daher von den antiromantischen Kritikern eine wahre Versündigung an dem Wesen der Komik selbst ist, wenn sie den Romantikern unbegrenzte Vorwürfe daraus machen, daß sie in etwas starkem Maße von jenem Übermuth Gebrauch gemacht haben. Sollten aber etwa jene Kritiker einwenden, es darf dieser Übermuth wenigstens nicht so weit gehen, daß dadurch das komische Kunstwerk als solches wieder vernichtet wird, so gebe ich ihnen zwar recht, leugne aber, daß dies von Tieck geschehen ist. Wollte dieser einmal das gesammte Bühnenverhältniß damaliger Zeit zum Object der komischen Behandlung machen, so konnte er kaum anders verfahren als er verfahren ist. Dichter, Dichtung, Schauspieler, Decorationen, Maschinerie, Publicum, Theaterkritiker — kurz alle Elemente, die sonst das Kunstwerk nur zu Stande bringen helfen oder in sich aufnehmen —, mußten selbst zu Ingredienzien des Kunstwerks gemacht und als solche natürlich ebenso sehr wie jedes andere komische Object dem Übermuth der Komik preisgegeben werden. Wenn also Tieck z. B. im „Gestiefelten Kater“ den gestiefelten Kater selbst wieder lächerlich macht, so meint er doch damit eben nur das in seinem Stücke zur Aufführung kommende Stück, das seinem eigenen den Namen gegeben hat, keineswegs aber sein eigenes Stück selbst. Nimmt man aber etwa hierbei an der absichtlichen Confundirung des dargestellten und wirklichen Lebens Anstoß, so möge man bedenken, daß auch dieses nur ein im Object selbst liegender Zug ist, und daß er nur für Den eine wirkliche Störung der Illusion wird, der sich geneigt fühlt, in dem Stücke selbst als Theil des dort eingeflochtenen Publicums eine Rolle mitzuspielen. Gern will ich zugestehen, daß diese Art von Komik auf den äußersten Grenzen des Erlaubten liegt, ja daß die Romantiker hier und da diese Grenze wirklich überschritten und ihre Ausgelassenheit zur wirklichen Anarchie haben umschlagen lassen; aber sie um dieser Auswüchse willen in Bausch und Bogen verdammen wollen, kann nur die Ungerechtigkeit oder die Befangenheit einer vorgefaßten, von keinem ästhetischen Takt geleiteten Doctrin. Bei Hegel aber hat jedenfalls Beides mitgewirkt. Das Erstere erkennt Prutz selbst an, wenn er z. B. sagt:

> Als nun auch Hegel, vielleicht nicht ohne alle persönliche Rancune gegen die Romantik und ihre Vorlesereien, sich in den komischen Heften seiner Ästhetik speciell gegen Holberg als einen nüchternen, langweiligen Menschen von erzwungener und unwahrer Komik aussprach, da war das Todesurtheil unsers armen Poeten unterschrieben.

Daß aber Hegel, so groß auch seine Verdienste um die wissenschaftliche Bearbeitung des Schönen sind, nicht gerade ein von Natur das Rechte treffende Schönheitsgefühl besaß, erhellt aus einer Masse von Urtheilen — ich erinnere nur an das über „Götz von Berlichingen", das wunderlicherweise auch Adolf Stahr in seiner Schrift über Merck angenommen hat —; es geht aber, wie der Verfasser selbst zugeben muß, eben auch klar und deutlich aus seinem vernichtenden Urtheil über Holberg hervor. Wir wiederholen daher unsere Auffoderung, daß sich der Verf. wie in dieser Beziehung so auch überhaupt von der Hegel'schen Vormundschaft emancipiren möge; gewiß würde die errungene Selbständigkeit auch seinen Begriffsbestimmungen und Deductionen eine gedrungenere Gestalt und selbstbewußtere Klarheit geben, die er hier und da z. B. im vorliegenden Aufsatze bei der Definition der Komik und der Deduction ihrer Auswüchse vermissen läßt. Schließlich bemerken wir noch, daß wir von seinem Urtheil über die Holberg'schen Komödien in mehrfacher Beziehung abweichen und daß es uns namentlich aufgefallen ist, daß er unter den gerügten Mängeln einen andern, fast den fühlbarsten von allen, unerwähnt läßt, den nämlich an einer in sich selbst poetischen, witzigen oder gedankenreichen Diction. Freilich fehlt Holberg der Witz nicht ganz, an einzelnen Stellen bricht er sogar glänzend und überraschend hervor; aber im Durchschnitt leidet sein Dialog an einer Leere und Plattheit, für welche die Komik der Situation und Charakteristik nicht immer hinreichende Entschädigung gewährt.

An diesen Aufsatz des Herausgebers schließen wir am besten den von A. Wellmann an: „Die vier ältesten spanischen Dramatiker", und den von K. A. Mayer: „Das französische Siebengestirn." Beide enthalten interessante literarhistorische Mittheilungen und müssen um so dankbarer aufgenommen werden, als sie sich über minder bekannte Epochen und Persönlichkeiten der Literaturgeschichte verbreiten. Der Inhalt des ersten ist kürzlich folgender: Das spanische Drama verdankt seine Entstehung, wie das moderne überhaupt, der Kirche. Erst unter Ferdinand dem Katholischen und Isabella von Castilien emancipirt es sich von derselben und fängt an, sich auch mit weltlichen Stoffen zu befassen. Vier Dichter haben sich während dieser Entwickelungszeit um dasselbe verdient gemacht: Juan de la Encina (1468 — 1534), Gil Vicente (1480 — 1557), Torres Naharro (um 1530) und Lope de Rueda (um 1550). Die Stücke des ersten sind größtentheils noch für kirchliche Feste bestimmt, doch vorzugsweise auf Unterhaltung berechnet. Ihre Erfindung ist noch gering, die Verwickelung so einfach als möglich, der auftretenden Personen höchstens fünf; dagegen die Verse wohllautend und oft künstlich gefügt. Die Masken sind fast sämmtlich idealisirte Schäfer, selten Eremiten oder Ritter. Sie führen den Titel eglogas oder representaciones; eins derselben wird auto genannt. Zwölf derselben sind erhalten, unter diesen sind zwei Liebesspiele die bedeutendsten, sie haben schon eine Art dramatischer Entwickelung. Auch Gil Vicente, ein Portugiese, steht noch halb auf kirchlichem Boden, doch bietet er neben den Weihnachtsspielen schon ausgeführtere Komödien, in denen die verschiedenartigsten Personen, zuweilen auch allegorische Figuren auftreten, und die bereits einen Wechsel von Scenen darbieten, in denen ein Knoten geschürzt und gelöst wird. Sie enthalten viel Schalkhaftigkeit und Naivetät. Die bedeutendste ist die „Comedia del viudo". Torres Naharro ist der Erfinder der Comedia de capa y espada (des Mantel- und Degenstücks), welche als die eigentliche Grundlage des spanischen Dramas zu betrachten ist. Alle seine Stücke — bis auf eins — sind rein weltlich und zeigen in ihrer Anlage und Form, daß sie nach italienischen Mustern gebildet sind. Ihr Inhalt jedoch ist echt spanisch. Sie haben bereits fünf Acte und enthalten zuerst jene Reflexionen über Liebe und Ehe, die in spanischen Dramen eine so wichtige Rolle spielen. Jeder Komödie geht ein introito (eine komische Anrede an die Zuschauer) und ein Argumento (eine Erörterung des Inhalts) voraus. Manche der Stücke sind fast bloße Sittenschilderungen, in denen die Personen zum Theil in verschiedenen Sprachen reden. Andere bieten schon spannende Verwickelungen und Intriguen, z. B. die „Comedia Ximenia" und die „Comedia Calamita". Eine, die „Comedia Aquilana", erhebt sich sogar schon zur Verspottung der von ihm selbst erfundenen Liebeskomödien und travestirt das Pathos derselben mit bedeutender komischer Wirkung. Wichtiger noch als er ist Lope de Rueda, der Erfinder der Pasos, Entremeses und Saynetes, das sind Zwischenspiele oder Scenen des gewöhnlichen Lebens, die noch jetzt zwischen die Jornadas oder Acte der größern Stücke eingeschoben werden. Er zeigt sich in denselben als ein höchst genialer Genremaler und humoristischer Charakteristiker, der in der Behandlung des Komischen wie in der Wahl der Stoffe viel Ähnlichkeit mit Shakspeare zeigt. Der Stoff derselben ist in der Regel nichts als ein lustiger Schwank, in welchem irgend ein Dummkopf geprellt oder lächerlich gemacht wird. Sie können mit dem geringsten Apparat auf dem ersten besten Platze aufgeführt werden und sind um deswillen vorzugsweise Eigenthum des Volks geworden. Neben den Pasos hat aber Lope de Rueda auch vier ausgeführte Komödien geschrieben, die nicht nur alle ältern übertreffen, sondern für alle Zeiten einen dauernden Werth behaupten. Zwei derselben: die „Comedia Eufemia" und die „Comedia de los engaños" (Komödie der Irrungen), bieten noch insofern besonderes Interesse dar, als sie in ihrem Sujet mit zwei Shakspeare'schen Stücken übereinstimmen, jene mit „Cymbeline", diese mit dem „Heiligen Dreikönigsabend", wahrscheinlich haben sie jedoch nichts voneinander gewußt, sondern nur aus gemeinschaftlicher Quelle geschöpft.

In gleicher Weise berichtet Mayer über jene sieben französischen Dichter des 16. Jahrhunderts, die sich selbst das französische Siebengestirn genannt haben. Fünf derselben: Dubellay, Antoine de Baïf, Ponthus, Remi

Belleau und Jean Daurat sind an sich sehr unwichtig, Ronsard und Jodelle dagegen insofern von großer literarhistorischer Bedeutung, als sie die Ersten waren, die sich bestrebten, in der Poesie — die nach dem Ausdruck französischer Literarhistoriker bis dahin nur „badinage" gewesen — einen höhern Ton anzuschlagen und das Schöne und Große, das sie bei den Griechen, Römern und Italienern vorfanden, durch eigene Production in die Muttersprache zu übertragen. Ronsard erscheint hierbei besonders als der Umbildner der französischen Lyrik und Jodelle als Reformator des französischen Dramas. Der Erste steht an Genialität dem Zweiten weit nach und sein Verdienst beschränkt sich hauptsächlich darauf, daß er die Poesie, die sich fast nur auf Chansons und Episteln beschränkt hatte, mit neuen Dichtungsgattungen: mit Oden, Hymnen, Elegien, Eklogen, Sonetten u. s. w., ja auch mit dem Versuch eines Heldengedichts beschenkt und sie somit in stofflicher und formeller Hinsicht bereichert hat. Seine eigenen Gedichte sind schwülstig und kalt, seine Sprache ist gewaltsam und gespreizt, oder, wie mit Beistimmung des Verf. Victor Hugo davon sagt: „Eine Sprache, auf der man das lateinische und griechische Wort bloßliegen sieht wie die Adern und Nerven an den Geschundenen." Jodelle's Verdienst um das Drama ist schon um deswillen höher anzuschlagen, weil er es weit roher empfing als Ronsard die Lyrik, die schon vor ihm durch Clemens Marot und Saint-Gelais Gedichte zwar nicht von classischer Form und bedeutendem Inhalt, aber doch von nicht geringer Leichtigkeit und Eleganz aufzuweisen hatte. Auch in Frankreich nämlich ging das Drama ursprünglich von der Geistlichkeit aus; die Darstellungen waren Mirakel und Mysterien, die Spielenden Geistliche, der Schauplatz die Kirche. Dazu kamen die „Visionen", in denen Pilger ihre Erlebnisse oder Heiligengeschichten absangen. Eine Gesellschaft derselben: „Confrères de la passion", constituirte sich zu Anfang des 15. Jahrhunderts in Paris zur Errichtung eines stehenden Schauspiels. Da sich die Mysterien, die sie aufführten, wegen ihrer Länge und Geistlosigkeit auf die Dauer nicht halten konnten, so unterstützte man sie durch die Soties (Possenspiele), welche die „Enfants sans souci" aufführen mußten. Neben der Passionsbrüderschaft gestaltete sich bald ein zweiter Verein: die Clercs de la Basoche, unter denen man sich die Schreiber und Gehülfen einer juristischen Corporation zu denken hat, welche unter Anderm auch die Festlichkeiten der Corporationen anzuordnen hatten. Den Schluß derselben pflegten dramatische Vorstellungen zu bilden, die man, zum Unterschied von den geistlichen Mysterien „Moralitäten" nannte. Da auch sie wegen ihrer Trockenheit und ihrer Sucht zur Allegorie bald ermüdeten, so griff man daneben zu den Farces, welche als die Anfänge des französischen Lustspiels zu betrachten sind. Sie fanden den ungetheiltesten Beifall, besonders der „Meister Pathelin", ein Stück, das in der That schon viel glückliche Komik entfaltet und bereits eine gewisse Anlage und Verwickelung hat. So stand es mit dem französischen Drama, als 1552 plötzlich Jodelle mit seiner nach griechischem Muster gearbeiteten Tragödie „Cléopatra captive" hervortrat, die einen großen Beifall, unter Anderm auch des Hofes fand. Aufgemuntert ließ er rasch ein Lustspiel folgen „Eugène" und darauf eine zweite Tragödie „Didon se sacrifiant". Alle drei Stücke — mehr hat er trotz seiner leichten Production aus Mangel an Fleiß nicht geschrieben — zeugen von einem glücklichen Griff des Stoffs und einer angemessenen Sprache, wenn es auch, namentlich in der Tragödie, an Schwulst und Gedehntheit nicht fehlt. Am meisten verdient „Eugène" hervorgehoben zu werden, theils wegen seiner Anlage und komischen Wirkung, besonders aber weil der Stoff dazu mitten aus den französischen Zuständen selbst entlehnt ist.

Wir müssen unsern Bericht hier abbrechen und dürfen es um so eher, da die geistreich, aber wie gewöhnlich unerquicklich geschriebene Abhandlung von Bernhardy, sowie die dankenswerthe Monographie von Kahlert — in der wir besonders auf die mitgetheilten „Distichen" Czepko's aufmerksam machen — einer Besprechung weniger bedürfen, die beiden Mittheilungen von Rosenkranz aber über Hegel eine so ausführliche und umfangreiche Erörterung verlangen würden, wie sie d. Bl. wenigstens in diesem Artikel nicht zu geben vermögen. Vielleicht jedoch wird es uns erlaubt sein, in einem besondern Artikel darauf zurückzukommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neugriechische Literatur.

Die neugriechische Literatur scheint — für das Ausland — gleichsam Ferien zu haben und gar faul zu sein; indeß scheint das nur so, und kommt daher, daß das Ausland, namentlich Deutschland, sich zu wenig um sie bekümmert, wol auch mit daher, daß Manches gar nicht, oder nur spät, zur Kunde des Auslands kommt. Der griechische Buchhandel hat noch nicht die geeigneten Kanäle gefunden, seine Erzeugnisse dem Auslande zuzuführen; er muß sich erst von einer, dem griechischen Charakter sonst durchaus nicht eigenthümlichen Indolenz losmachen, die mehr eine Folge der frühern politischen und der noch fortdauernden, zum Theil auch in der äußern Lage Griechenlands beruhenden Verhältnisse ist, er muß sich gleichsam von den Fesseln des exclusiven Absonderungssystems emancipiren und eine gewisse Freiheit zu erlangen suchen, in der es ihm dann um so leichter werden wird, die für seine eigene Belebung nothwendige Verbindung mit dem Auslande zu gewinnen.

Einiges ist uns in der neuesten Zeit auf dem Gebiete der neugriechischen Literatur, aus Griechenland und anders woher, zugekommen. In Griechenland selbst sind die politischen Verhältnisse der jüngsten Vergangenheit, mit Ausnahme Einer Richtung, den Reisen und den literarischen Bestrebungen gerade nicht sehr günstig gewesen, und die Wirkungen dieser Verhältnisse werden wol auch noch eine Zeit lang fortdauern. Von der einen Seite hat man sich letzthin in Griechenland eifrig mit den historischen Forschungen Fallmerayer's und seiner Hypothese von dem gänzlichen Untergange des Geschlechts der alten Griechen und der slawischen Abstammung der neuern Griechen beschäftigt. Für uns in Deutschland ist das allerdings eine alte und in gewisser Hinsicht abgemachte Sache: aber sie ist nichtsdestoweniger auch für uns noch durchaus nicht ausgemacht, insofern Manche geradezu in verba magistri schwören, Andere

aber, die zwar ein griechisches Element in den Griechen der Gegenwart nicht verkennen können, doch diesem griechischen Elemente zu wenig, dagegen dem slawischen Elemente, das sie zugleich in ihnen annehmen, zu viel Gewicht über das ursprünglich Griechische in den heutigen Bewohnern des alten Griechenlands zugestehen wollen. Die Sache kann auch nicht allein nach den Wahrnehmungen der Gegenwart, sie kann nicht blos nach den Wirkungen beurtheilt und ausgemacht werden; sie ist zunächst historisch zu erörtern und nach den Überlieferungen der Vergangenheit zu untersuchen. Besonders von dieser Seite haben es einige neuere Schriften in Griechenland mit der Fallmerayer'schen Hypothese zu thun. Die eine dieser Schriften, von dem Arzte Dr. Sophoklis Oikonomos in Athen („Περὶ Μάρκου τοῦ Κυπρίου", Athen 1843), beschäftigt sich zunächst mit dem Leben eines gelehrten Griechen des 17. Jahrhunderts, Markos von der Insel Kypros, und mit seiner noch ungedruckten Erklärung der „Ἀφορισμοί" des Hippokrates, von welcher zugleich Proben gegeben werden. In einem Anhange verbreitet sich der Verf. über die angeblichen Zeugnisse der Schriftsteller, worauf Fallmerayer seine Behauptungen, Vermuthungen und Schlussfolgerungen über die Einwanderung der Slawen in den Peloponnes gründet, und sucht sie von der Seite der historischen Kritik zu widerlegen. Ausführlicher geschieht dies in einer zweiten Schrift, die jedoch nur der Anfang eines größern, drei Bücher umfassenden Werks ist, deren erstes („Περὶ τῆς ἐποικήσεως Σλαβικῶν τινων φυλῶν εἰς τὴν Πελοπόννησον", Athen 1843) uns vorliegt. Der Verf., Paparrigopulos, untersucht in diesem ersten Buche mit großer Gelehrsamkeit, zu welcher Zeit und in welcher Masse die Einwanderung und Niederlassung der Slawen in dem Peloponnes erfolgt sei; das zweite Buch soll die Frage behandeln, in welche Beziehungen die Eingewanderten zu den Kaisern in Byzanz und zu den übrigen Landesbewohnern getreten seien, wogegen das dritte die Spuren nachweisen soll, die sich von dieser Einwanderung und Niederlassung der Slawen bis auf unsere Zeit erhalten haben. In dem vorliegenden ersten Buche folgt der Verf. seinem Gegner Schritt für Schritt und weist ihm in Folge eines tiefeingreifenden Studiums und an der Hand einer ernsten strengen Kritik die falschen und gewaltsamen Deutungen, die unhistorischen Voraussetzungen und Folgerungen, die Willkür und offenbaren Verfälschungen nach, womit er seiner Meinung Halt und scheinbares Gewicht zu geben bemüht gewesen. Man sollte meinen, daß nach dieser genauen Prüfung und sorgfältigen Kritik an und von den Forschungen Fallmerayer's nicht viel übrig bleibe, und daß dies von allen Unbefangenen anerkannt werden müsse; indeß bekümmern sich Manche unter uns um dies Alles gar nicht, oder sie legen, in gewissen vorgefaßten Meinungen blind befangen, auf alte, mehr oder weniger falsch verstandene und schlecht angewendete Überlieferungen vergangener Jahrhunderte zu viel Gewicht und lassen sich auch in ihren, auf jene Überlieferungen gegründeten Schlüssen, durch die offenbaren Wahrnehmungen der Gegenwart, die ihre Schlüsse Lügen straft, nicht irre machen. Ihnen gelten alte bestaubte und wurmstichig gewordene Pergamente mehr als das unmittelbare frische Leben der Gegenwart. Außer den beiden obgedachten übrigens, in reinem Neugriechisch verfaßten Schriften ist, wie wir hören, nun auch noch eine dritte, eine seit längerer Zeit bereits angekündigt gewesene Widerlegung der Fallmerayer'schen Hypothese aus der Feder des an der Universität in Athen angestellten Prof. Levkias erschienen, die uns jedoch noch nicht zugekommen ist. Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir zugleich eine, nach einem Citate in der obgedachten Schrift des S. Oikonomos im J. 1842 erschienene philosophisch-historische Schrift von dem bekannten gelehrten Neugriechen Darwaris: „Δοκίμιον περὶ σπουδῆς τῆς ἱστορίας", die uns aber ebenfalls nicht zugekommen ist.

Dagegen haben wir das im Allgemeinen schon aus politischen Zeitungen bekannte „Πανόραμα τῆς ἐν Ἀθήναις ἐθνικῆς συνελεύσεως ὑπὸ Ἀλεξ. Σούτσου" (Athen 1844) vor uns liegen, eine Art politischer Satire auf die jüngste constituirende Nationalversammlung in Athen, auf ihre Verhandlungen und auf einzelne ihrer besonders hervorragenden, wenn auch nicht gerade durchgängig ehrenwerthen Mitglieder. Alexander Sutsos ist bekannt als vorzüglicher satirischer Dichter der Neugriechen; er ist — vorausgesetzt, daß er es damit wirklich ernstlich meint — ein begeisterter Sänger der Freiheit, und die Sprache, in welcher er dichtet, weiß er auf wunderbare Weise leicht und gefällig zu behandeln. Diese Vorzüge, diese Eigenthümlichkeiten fehlen nicht leicht seinen Gedichten; aber gerade von seinen satirischen Dichtungen, diesen bloßen Ergüssen gereizter Persönlichkeit, die selten der Sache gelten und noch seltener der Sache nützen können, kann man nicht sagen, daß sie das Wohlthuende haben und die Befriedigung gewähren, wie man dies so gern von der wahren Dichtkunst erwartet und fodert. Der Dichter hat mit Dem, was er hier voll Unmuth und Entrüstung über so manche Erscheinung in jener Nationalversammlung sagt, vollkommen Recht; allein es nützt nichts und bessert Niemanden, was und wie er es hier den Einzelnen ins Gesicht wirft. Man gibt dem Spötter vollkommen Recht; man lacht wol auch hier und da über seine witzigen, treffenden Äußerungen; aber das Ganze läßt kalt, und wie viel Nutzen sich auch vielleicht der Dichter von dieser politischen Satire versprochen haben mag: sie wird Griechenland keinen Nutzen bringen, wie sie auch seinen eigenen Ruhm als Dichter nicht gerade vermehren kann. Höchstens zur Geschichte des Tages mag dieses „Πανόραμα" einen vielleicht nicht ganz uninteressanten Beitrag abgeben. Als einen Beweis übrigens, wie A. Sutsos die Sprache, in der er dichtet, beherrscht, und wie sie sich seiner Herrschaft fügt, mag man die poetische Übersetzung der Rede des Kolettis ansehen, die derselbe im Januar 1844 in der Nationalversammlung bei Gelegenheit der Autochthonenfrage gehalten hat und die A. Sutsos hier mit einer Leichtigkeit wiedergegeben, die in der That bewunderungswürdig ist.

Wie ganz anders als diese kunstreiche Poesie erscheinen dagegen die ewig frischen Volkslieder, diese Naturkinder des freien und in seiner Freiheit kräftig schaffenden Volksgeistes, wie wir sie auch von den Neugriechen kennen und besitzen! Eine neue, sehr reichhaltige und fast nur Neues und bisher für uns Unbekanntes enthaltende Sammlung solcher neugriechischen Volkslieder ist uns vor kurzem aus Petersburg zugekommen, wo dieselbe, zugleich mit russischer Übersetzung, unter dem Titel: „Ὁ Ἀμάραντος, ἤτοι τὰ ῥόδα τῆς ἀναγεννηθείσης Ἑλλάδος" (1843) erschienen ist. Der Herausgeber, Eulampios, hat sich dadurch und durch die Einleitung und die beigegebenen Anmerkungen ein unleugbares Verdienst erworben, das von uns nur insofern nicht genügend anerkannt werden kann, als wir des Russischen nicht mächtig sind. Im Übrigen ist hier der Ort nicht, des weitern über die einzelnen in dieser Sammlung enthaltenen neugriechischen Volkslieder, deren Eigenthümlichkeiten übrigens bekannt sind, sich auszusprechen; wir müssen das Andern und andern Blättern überlassen, die es vielleicht auch versuchen, durch Verdeutschungen einzelne dieser Volkslieder dem deutschen Publicum näher zu rücken.

Schließlich bemerken wir noch bei dieser Gelegenheit, daß uns aus Paris die zweite Ausgabe der von dem gelehrten, besonders als Prosaist sehr geschätzten Griechen Pikkolos verfaßten neuen griechischen Übersetzung einiger Erzählungen Bernardin's de St.-Pierre (Paris 1841), die der Verf., besonders einem in Athen erschienenen Nachdrucke gegenüber, für allein echt erklärt, und eine neue Ausgabe der „Λυρικὰ Ἀθανασίου Χριστοπούλου" (Paris 1841), welche von dem Dichter, dem neuen Anakreon unter den Neugriechen, ebenfalls als die einzige echte angesehen wird, zugekommen sind. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 149. —— 28. Mai 1844.

Taschenbücherschau für das Jahr 1844.

Vierter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 148.)

27. Das Wort der Frau.

Keine Poesie ist heutzutage übler daran als die epische; denn Alles, was sie bietet, ist gerade Das, was wir nicht wollen. Wir wollen vorwärts, sie aber führt uns in die Vergangenheit; wir wollen auf Eisenbahnen dahin fliegen, sie aber schaukelt uns gemächlich in einer schwerfälligen Landkutsche einher; wir wollen überall nur uns selbst geltend machen, sie aber verlangt, daß wir uns vergessen, uns ganz in ein außer uns liegendes Object versenken sollen. Was Wunder, wenn Beide bei diesen diametral entgegengesetzten Richtungen wenig Gefallen aneinander finden? wenn die epische Muse sich schwer entschließt, uns ein Lied zu singen, und wenn wir uns noch schwerer entschließen, ihrem Liede ein horchendes Ohr zu leihen? Niemand schwimmt gern gegen den Strom, und dem Strom macht es auch keine Freude, wenn man ihm zumuthet, rückwärts zu fließen. Dennoch geschieht zuweilen das Ungewöhnliche. Die Opposition schreckt nicht nur, sie reizt auch; der Kühne prüft gern seine Kräfte und das Besondere stemmt sich gern gegen das Allgemeine. Daher versucht es doch von Zeit zu Zeit Einer, der Gegenwart zum Trotz ihr ein Epos zu singen, und weil denn seine Geltung hat, was der Dichter sagt:

> Wenn ganz was Unerwartetes geschieht,
> Steht der Verstand auf eine Weile still —

so pflegt denn auch dieser unerwarteten Erscheinung gegenüber der Verstand und mit ihm der Strom unserer verständigen Tendenzen auf eine Weile still zu stehen und wenigstens auf Augenblicke dem epischen Machtgebot zu gehorchen. So geschah es, als Mosen seinen „Ahasver" dichtete, als Rückert seinen „Rostem und Suhrab" sang, als Immermann sein „Tristan und Isolde" schuf, und so, hoffen wir, wird es auch jetzt geschehen, da uns Friedrich von Heyden mit seinem „Wort der Frau" beschenkt. Freilich kann sich diese Dichtung jenen nicht ganz gleichstellen. Von der ersten wird sie an Großartigkeit der Tendenz und Kraft des Ausdrucks, von der zweiten an Genialität der Grundidee und Originalität der Fassung, und von der dritten an Duft der Romantik und Reichthum des Materials übertroffen; trotzdem aber reiht sie sich würdig ihnen an und ohne alle Frage ist sie ein in Anlage und Ausführung sehr wohl gelungenes und den besten Eindruck machendes Werk, sodaß es höchst ungerecht und undankbar sein würde, wenn es die Zeit um seiner widerstrebenden Richtung willen gänzlich ignoriren oder ihm auch nur ihren Beifall versagen wollte. Ich halte es um so mehr für meine Pflicht, auf den Werth dieser Dichtung aufmerksam zu machen, als sich, so viel mir bekannt ist, Friedrich von Heyden von dieser Seite noch gar nicht, in seinen Novellen aber, obwol diese stets ein höheres Streben bekundet, wenigstens nie von gleicher Bedeutung gezeigt hat. Auch seine Dramen scheinen, wenn ich nach öffentlichen Urtheilen schließen darf, sich nie zu derselben Höhe erhoben zu haben, und so dürfte dieses Gedicht von allen seinen Producten leicht am schwersten in die Wagschale fallen. Schon die Wahl des Stoffs ist eine höchst glückliche und zwar in mehrfacher Beziehung. Einmal weil er echt-deutsch und noch dazu der interessantesten und poesiereichsten Partie der deutschen Geschichte, der Zeit der Hohenstaufen entlehnt ist; sodann, weil er in sich alle die Elemente enthält, die vorzugsweise den Geist der Romantik ausmachen, und zwar so enthält, daß sie eine ebenso einfache als interessante Verflechtung bilden und sich zu einem in sich abgeschlossenen Ganzen abrunden; endlich aber, weil er eine Idee ausdrückt, die gerade in neuerer Zeit vielfach zur Sprache gebracht ist und zu den extravagantesten Foderungen Gelegenheit gegeben hat, nämlich die Idee von der Emancipation der Frauen — aber freilich nicht so, wie dieselbe im Munde Derer erschien, der sich vorzugsweise die Backen damit aufgeblasen haben, sondern in das Maß der Schönheit und Wahrheit zurückgeführt. Der Stoff ist nämlich kein anderer als die Geschichte der Hohenstaufen-Tochter Agnes, die durch ihre Mutter Irmengard trotz des ursprünglichen Plans ihres Vaters, des Pfalzgrafen Konrad, und trotz des beharrenden Willens des Kaisers Heinrich VI., sie mit Philipp August von Frankreich zu vermählen, mit dem jungen Welfen Heinrich, dem Sohn Heinrich's des Löwen, verbunden wird. Schon im historischen Gewande stellt sich diese Geschichte

ganz wie ein Gedicht dar; der Dichter hat sich daher auch mit möglichster Treue an die Geschichte angeschlossen, sich nirgend eine wesentliche Änderung erlaubt, sondern sich damit begnügt, die überlieferten Facta in das wirksamste Verhältniß zu setzen und zu möglichst lebendigen und anschaulichen Bildern zu gestalten. Er hat demgemäß das Ganze in sechs Abschnitte, oder, wenn man den einmal üblichen Ausdruck beibehalten will, Gesänge zerlegt, von denen jeder einzelne sich wiederum so weit zu einem eigenthümlichen und selbständig-gegliederten Ganzen abrundet, als es für ein bloßes Glied erlaubt und zweckmäßig ist.

Der erste Gesang ist „Die Frau" überschrieben und hat den Zweck, uns vorzugsweise mit der Seele und dem Mittelpunkte des Epos, der Pfalzgräfin Irmengard, bekannt zu machen. Wir finden diese, wie sie im pfalzgräflichen Schlosse, der Burg Stahlecke, als tüchtige Hausfrau zuerst das Lager verläßt, im Hause die Runde macht, das Gethane prüft und das zu Thuende anordnet. Sodann begibt sie sich in die Kammer ihrer in erster Blüte prangenden Tochter Agnes, entfaltet hier ihre zärtliche Liebe für dieselbe und schwört sich, Alles zu thun und zu wagen, damit sie glücklich werde. Hierauf weckt sie dieselbe und erfährt von ihr folgenden Traum:

O Mutter — sagt die Jungfrau —, welch einen Traum hatt' ich,
Wenn den du könntest deuten, wär's eine Lust für mich.
Auf weißem Zelter ritt ich zur Falkenjagd hinaus,
Doch fand sich, daß den Vogel vergessen ich zu Haus.

Da nahm ich auf der Eiche den schönsten Falken wahr,
Der sah mich an mit Augen so zärtlich und so klar.
Ich lockt' ihn, und er schwebte sogleich mir auf die Hand.
O Mutter! welche Freuden ich nun darob empfand.

Am Kopfe schwarz wie Raben, war seine Kehle weiß,
Die Flügel waren Purpur, wie Stahl vom Feuer heiß,
Und statt der Kappe trug er, fürwahr! es stand ihm gut,
Aus Hermelin und Golde den schönsten Herzogshut.

Die Mutter meint dagegen, mit Träumen müsse man sich nicht befassen, und droht im Scherz der Tochter, ihr nächstens einen Gemahl zu geben und ein Hauswesen mit Geschäften, die keine Träume sind. Agnes dagegen erwidert, damit sei gute Zeit: man habe sie ja schon als Kind mit dem jungen Heinrich, Heinrich's des Löwen Sohn, verlobt, den sie auch von Herzen lieb gehabt habe, nun aber sei ja zwischen Welfen und Waiblingen aufs neue der Haß ausgebrochen, und an eine Verbindung sei also nicht zu denken. Nach diesem Gespräch begibt sich Irmengard zu ihrem Gemahl Konrad, der, eben aus einem viel stolzern Traum erwachend, mit dem bescheidenen Traum seiner Tochter, den ihm Irmengard erzählt, gar nicht zufrieden ist und erklärt, daß er sie nur einem Könige geben werde. Irmengard ist damit durchaus nicht einverstanden, und als Konrad trotz ihrer Einwendungen auf seiner Ansicht beharrt, erklärt sie endlich mit der ihr eigenen Bestimmtheit:

Und ob von jenen Dingen, die weislich ihr besprecht,
Ich Dieses nicht verstehe, Jen's mindestens nicht recht:
Will ich euch doch erinnern — vielleicht zum Überfluß —,
Daß über Agnes' Heirath man erst mich fragen muß.

Ich habe sie geboren, an meiner Brust genährt,
Es scheint, daß dies zusammen mir wol ein Recht gewährt.
Der Vater setzt ins Leben die Kinder mühelos,
Die Mutter zieht, in Sorgen und Ängsten oft, sie groß.

Und wer für etwas Gutes das Meiste litt, fürwahr,
Hat doch von allen Rechten das größte offenbar,
Wofür erzog ich Agnes? — Damit sie glücklich sei.
Das Weitere versteht ihr, und wißt: — „Es bleibt dabei."

Die letzten Worte bringen den Pfalzgrafen einigermaßen aus der Fassung; denn

Er weiß, daß jede Veste der stolzen Lombardei
Viel eher erstürmt mag werden als solch „Es bleibt dabei!"

und wirklich sind alle seine Gegenreden vergeblich, und als er späterhin beim Frühstück gegen Agnes dennoch verlauten läßt, daß er sie in Mainz, wohin noch heute die Reise zum Reichstag gehen soll, mit dem Königsmantel und dem Diadem von Lilien zu sehen hoffe, erklärt ihm Irmengard, welche die Nähe der Gefahr merkt, daß sie und Agnes nicht mitreisen werden. Wirklich muß er allein reisen, indeß sie auf Mittel denkt, die Gefahr abzuwenden.

Der zweite Gesang führt den Titel „Die Königin". Irmengard und Agnes sind auf dem Wege zur Kapelle eines alten Klausners, den sie als Boten mit einem Briefe nach Mainz schicken wollen. Sie werden mitten im Walde von einem schweren Gewitter überrascht und befinden sich in größter Angst, daß sie der Regen treffen werde, als plötzlich ein junger Ritter erscheint, der sie auf seinem Rosse rasch zur Kapelle bringt, und durch sein echt ritterliches Benehmen auf Agnes, wie sie auf ihn, den größten Eindruck macht. In derselben Kapelle finden sie eine dritte Dame, die sich bald als Ingeburg, die verstoßene Gemahlin Philipp August's, zu erkennen gibt und das schreckliche Schicksal, dem König von Frankreich vermählt zu werden, recht grell in das Licht stellt. Irmengard wird hierdurch um so mehr in ihrem Vorsatz, das Unglück von Agnes abzuwenden, bestärkt, und übergibt, als sich der Klausner mit seinem Alter entschuldigt, ihren Brief zur Bestellung an den jungen Ritter. Dieser bittet sich als Lohn dafür von Agnes nur einen schlichten Ring aus; doch

Agnes tief erröthend, mit banger Stimme spricht:
„Nehmt alle meine Habe, dies Ringlein geb' ich nicht,
Ein kleiner lieber Bube, mein Spielgenoß mir's gab,
Will's zum Gedächtniß tragen an ihn bis an mein Grab."

Der Ritter ist nun auch mit einem schlichten Bande zufrieden und nimmt von den Damen Abschied.

Der dritte Gesang, „Die Bauern" überschrieben, hat eine Mühle zum Schauplatz. In diese ist Heinrich der Löwe eingekehrt und erwartet dort seinen Sohn, der sich von ihm getrennt, um einmal wieder die Burg Stahleck zu sehen, wo er in seiner Jugend so glücklich gewesen. Der Vater ist damit unzufrieden, denn er

Will mit den Hohenstaufen nun einmal nicht Verkehr,
Und vollends vom Bewußten ist keine Rede mehr.

Nicht so unversöhnlich denkt man in der Mühle. Der Müller nämlich ist auch ein Parteigänger und hat als Anhänger der Hohenstaufen mit dem Meier als einem

Anhänger der Welfen lange Zeit in Zwiespalt gelegen und dem Sohne desselben durchaus nicht seine Tochter zur Frau geben wollen. Sohn und Tochter sind aber endlich doch durchgedrungen, der streitige Punkt zwischen Beiden, die Benutzung eines Baches, ist durch eine „Schütze“ beseitigt, und heute wird zwischen Welf und Waibling die Hochzeit gefeiert. Auf den Löwen macht dies einen sonderbaren Eindruck. Er sprach:

> Die Narrenpritsche gab hier wol derben Schlag,
> Wenn sich die Adler beißen, die Spatzen machen's nach.
> Zur Sonne sollten fliegen die Adler nur, auf daß
> Sie nicht den Spatzen böten den hohlen Narrenspaß.
>
> Und wenn Heinrich der Löwe die Schütze schon gekannt,
> Zur Zeit, als er im Zorne ganz Bardowick verbrannt,
> Er hätte sich besonnen in seinem Eifer doch,
> Und Bardowick es stände, zu seinem Vortheil, noch.
>
> Die Großen zum Exempel dem Volk sind aufgestellt,
> Und ihnen ist gegeben umsonst nicht alle Welt,
> Sie sollen sie bezahlen durch beispielswerthe That,
> Woran das Volk in Ehren was nachzuahmen hat.

Indessen dauert die Wirkung der „Schütze“ nicht eben lange. Schon beim Hochzeitschmause erneuert sich das Kampfgeschrei „Hie Welf!“ „Hie Waibling!“ sodaß der Herzog selbst ihn wieder beschwichtigen muß. Er spricht hierbei viele beherzigenswerthe Worte, namentlich ermahnt er sie zur Einigkeit, weil sie dann selbst der Fürst nicht zu selbstsüchtigen Zwecken benutzen könne und schließt endlich mit einem Lebehoch, das er dem Bauerstande bringt. Darauf erscheint sein Sohn Heinrich, der natürlich derselbe ist, dem Irmengard den Brief übergeben hat. Dieser Brief ist an ihn selbst gerichtet und enthält die Bitte, Agnes auf dem Reichstage zu Mainz gegen die sie bedrohende Vermählung mit Philipp August zu schützen. Sein Vater selbst erklärt ihm, daß er als Ritter diesen Schutz nicht versagen dürfe, und darauf setzen Beide ihren Weg nach Mainz fort.

Im vierten Gesange, „Die Fürsten“ betitelt, wird nun der Reichstag selbst geschildert. Bei Äußerlichkeiten hält sich der Dichter nicht auf. Er schreibt:

> Die Kaiserpfalz am Ufer des Rheins hochragend steht,
> Von ihrem höchsten Thurme des Reiches Banner weht;
> Auf ihrem weiten Vorplatz, den reisig Volk bewahrt,
> Sind Gaffer zum Ersticken, dicht Kopf an Kopf geschart.
>
> Die Häls' emporgerecket steh'n alle, sonder Laut,
> Zu passen, ob nicht Jemand durchs Fenster oben schaut,
> Wird eines Hofknechts Nase dabei man wol gewahr,
> Ist's gleich der Herzog Philipp, wo nicht der Kaiser gar.
>
> Ich mag mit meinem Liede nicht bleiben in dem Troß,
> Mich durchzuschieben weiß ich, und geh' gerad' ins Schloß,
> Die Hellebarden kreuzen vor mir sich nicht im Thor,
> Man sieht mir an, ich habe nichts Ungeziemes vor.
>
> Im Vorsaal, in den Gängen, find' ich wol Mancherlei,
> Das, mein' ich, zu besingen nicht mühbelohnend sei,
> Der langen Baubeschreibung bin günstig ich nicht sehr,
> Auch ging ich, als ein Sänger, beim Schneider nicht zur Lehr'.
>
> Die Räume sind gar stattlich gebaut und ausstaffirt,
> Das Hofgesinde zahlreich, in Kleidern wohlgeziert.
> Doch wie die Wämmser sitzen, wie Frack und Tresse sei,
> Ist, daß ich es gestehe, mir wahrlich einerlei.
>
> Wie sollt' ich mit den Knechten die Zeit auch bringen hin,
> Da nur auf die Gebieter gerichtet ist mein Sinn?
> Auch nicht auf die Gewänder, die sie gewählt zum Staat,
> Nein, nur auf ihre Sitten, und ihre freie That.

Nun folgen die Verhandlungen des Reichstages selbst, zunächst die politischen, wobei dem Kaiser, dem Herzog Philipp von Schwaben, dem Pfalzgraf Konrad u. A. Gelegenheit gegeben wird, sich ihrem geschichtlichen Charakter gemäß zu entwickeln. Am meisten strahlt jedoch hierbei der junge Heinrich von Braunschweig hervor als kühner unerschrockener Vertheidiger seines Vaters und Vertreter der welfischen Sache den Anmaßungen des Kaisers gegenüber. Trotzdem richtet er nichts aus und muß, ohne etwas erreicht zu haben, wieder abtreten. Darauf wenden sich die Verhandlungen von den Angelegenheiten des Staats zu denen des Hauses und es kommt namentlich die Werbung Philipp's von Frankreich um Agnes zur Sprache. Die französischen Gesandten treten vor und machen, indem sie dabei auch des Königs Verfahren gegen Ingeburg durch Ingeburg's Langweiligkeit zu rechtfertigen suchen, ihrem nationalen Charakter gemäß den Antrag. Der Kaiser nimmt ihn zwar freundlich auf, verweist jedoch die Gesandten an den Pfalzgrafen Konrad, als an den Vater. Dieser hat sich unterdessen vollkommen überzeugt, daß seine Gemahlin Recht hat und so erklärt er, daß zwar auch ihn einst der Antrag verlockt habe, daß er ihn aber nach reiferer Überlegung ablehnen müsse. Der Kaiser ist darüber im höchsten Grade entrüstet und will nun die Vermählung mit Gewalt zu Stande bringen. Doch da tritt nochmals der junge Heinrich vor und tritt dem Kaiser, mit dem vollen Muthe, den ihm die Liebe eingibt, entgegen.

> Ihr deutschen Fürsten, dahin — so ruft er — kam es schon,
> Daß heil'gen Menschenrechten die Kaiser sprechen Hohn?
> Nein, — dahin kommt es nimmer. — „Hie Welf!“ ruf' ich euch an.
> Wer ist so schlecht hier, daß er: „Hie Waibling!“ rufen kann?
>
> Ihr schweiget. — Niemand wagt es. „Hie Welf!“ denn noch einmal!
> Von diesem Ruf erbebe der kaiserliche Saal!
> Einstürzen mag er krachend, eh' kommen soll der Tag,
> Da letztes Pfand der Freiheit der Kaiser rauben mag.
>
> Daß er von euern Herzen, des Heldenblutes voll,
> Als Mägde seiner Willkür die Töchter reißen soll,
> Sie frevelhaft zu schänden, die doch geboren frei,
> An Laster sie verschenkend zu schnöder Sklaverei.
>
> Wer ist denn Philipp August? — Du Poitou, sag's ihm an.
> Ein gottgeschlag'ner Sünder, ein ehrvergeff'ner Mann;
> Durch Wollust längst gebrandmarkt, der seine Königin,
> Die reine, trat mit Füßen für eine Buhlerin.
>
> Geh', Poitou, fort in Eile, geh', ruf' es durch Paris,
> Daß ich den Philipp August hier einen Buben hieß.
> Mißfällt ihm dieses, komm' er, und biete Kampf mir an.
> Willst du ihn hier vertreten? Komm' her, ich bin dein Mann.
>
> Sag' ihm vor allen Dingen, und g'rad' ins Angesicht,
> Agnes von Hohenstaufen — hörst du, bekomm' er nicht,
> Dem Ja von zwanzig Kaisern werf' ich entgegen: — „Nein“.
> Er soll sie nicht bekommen — dies merke — weil sie mein.

Dies und noch mehr spricht er, ohne daß ihm Jemand zu widersprechen wagt, doch als er endlich schließt:

Allmächtig ist die Liebe. Sie führt in mir das Wort,
Hoch über alle Schranken führt mich die Liebe fort,
Ich fod're, was mein eigen. Agnes bleibt ewig mein.

Da erschallt plötzlich am Thore des Saales eine Stimme und ruft: „Nein!“ Dieses Nein geht von keinem Andern aus als von Heinrich dem Löwen, der erklärt, daß er in seinem Stamme das Blut des Waibling's nicht wolle. Dies bringt den Kaiser auf das Äußerste und er befiehlt, beide Welfen zu ergreifen. Doch der junge Heinrich erkämpft dem Vater freien Ausgang und hiermit nimmt der Reichstag ein stürmisches Ende.

Der Inhalt des fünften Gesanges: „Die Braut“, ist friedlicherer Art. In diesem nämlich weiß Irmengard ihren Oheim, den Erzbischof von Trier, zu überreden, daß er sich entschließt, Heinrich und Agnes ohne Vorwissen des Pfalzgrafen und des Kaisers zu vermählen. Auch die Gelegenheit, welche diese Handlung als sich von selbst verstehend erscheinen läßt, weiß sie mit Geschick herbeizuführen, ja durch die Kraft ihrer Rede selbst den Starrsinn Heinrich's des Löwen zu brechen, und so geht also in derselben Waldkapelle, die das Paar zuerst wieder vereinigte, die feierliche Verbindung vor sich.

Mit Inful und Pluviale der Bischof wird geschmückt,
Sie knieen vor den Stufen in Andacht tief gebückt.
Die Ringe sind gewechselt. Sie sind fortan Ein Leib,
Im Arm des stolzen Gatten liegt still das junge Weib.

Der Abend ist gekommen so wonnesüß und mild,
Die ganze weite Gegend ein stilles Friedensbild.
Stahlecke, Burg am Rheine, steht dunkel in der Nacht
— Ob wol noch irgend Jemand in ihren Räumen wacht?

Doch wol. Ein Licht noch schimmert in einem Fensterlein,
Wie Glühwurms kleine Leuchte, sich spiegelnd in dem Rhein.
Aus Agnes' Kammer ziehet der Strahl noch weit hinaus.
Nun flackert er ein wenig, und nun, — nun? — geht er aus.

Da jubelt in den Büschen am Strom ein süßer Klang,
Es stimmen Nachtigallen hinschmelzenden Gesang.
Sie wollen lang nicht schweigen, ob längst kein Hörer wacht,
Der Fluß zieht stille, stille. Nichts weiter! Gute Nacht!

(Die Fortsetzung folgt.)

Französische Specialgeschichte.

Wie grundfalsch die Behauptung ist, als wenn in den verschiedenen Provinzen alles selbständige literarische Leben erloschen sei, zeigt die neueste historische Literatur in Frankreich, die man nur zu betrachten braucht, um die Überzeugung zu erlangen, daß mehr als zwei Drittheile der in dieses Gebiet einschlagenden Werke der Provinz ihr Entstehen verdanken. Der größte Theil dieser Werke betrifft allerdings nur die Provinzial- und selbst Localgeschichte; aber dieses Bestreben, die Geschichte aller Theile Frankreichs an das Licht zu ziehen, ist sehr löblich und verdiente von uns in Bezug auf unsere Nationalgeschichte wol nachgeahmt zu werden. Wie manche wichtige Gegend Deutschlands ermangelt nicht noch immer ihrer Specialgeschichte, während in Frankreich jeder, auch der geringfügigste und unbedeutendste Ort seine besondern Historiker hat. Wir wollen hier einige solcher neuern Werke zusammenstellen, die zum Theil wichtige Bausteine zu einem vollständigen Gebäude einer Gesammtgeschichte von Frankreich liefern. Von besonderm Interesse ist die soeben erschienene „Histoire de la ville de Caen, depuis son origine jusqu'à nos jours“ von Fr. Vaultier. Der Verf. ist vor dem Erscheinen seines Werks im Januar 1843 gestorben. Lesenswerth sind auch die „Souvenirs anecdotiques sur Saumur“ von Golnay, obgleich über diese Stadt schon einige andere gelehrte Arbeiten vorhanden sind. Diese Schrift, welche die Jahre 1478—1640 umfaßt, ist an einzelnen Beiträgen zur Kenntniß der damaligen Sitten reich. Für die Geschichte des Niederrheins hat der um die Archäologie seiner Geburtsgegend hochverdiente Gelehrte Schweighäuser u. d. T. „Enumeration des monuments les plus remarquables du département du Bas-Rhin“ ein wichtiges Werk erscheinen lassen. Dasselbe reiht sich an die frühern Arbeiten des nämlichen Verfassers sowie an die trefflichen Werke von Golbéry und Kentzinger an. Die Kirchengeschichte eines wichtigen Theils von Frankreich behandelt ein gediegenes Werk: „L'état de l'église de Périgord“ von L. Dupuy, von dem soeben der dritte Band die Presse verlassen hat, auf eine höchst befriedigende Weise. Die Geschichte des Handels von Marseille ist zwar schon häufig Gegenstand besonderer Werke gewesen, aber dessenungeachtet weiß Fouqué in seiner vor kurzem erschienenen „Histoire raisonnée du commerce de Marseille appliquée au développement des prospérités modernes“ noch vieles Interessante darüber vorzubringen; insbesondere wird die vortreffliche Schrift von Julien dadurch wesentlich ergänzt. Bei der großen Aufmerksamkeit, mit der man jetzt überall den Überresten der mittelalterlichen Architektur nachspürt, werden doch die Kirchen ganz vorzugsweise berücksichtigt. Wir können aus der beträchtlichen Anzahl von Werken, welche in dieser Beziehung seit den letzten Monaten erschienen sind, nur die wichtigsten hervorheben. Dazu rechnen wir zunächst das bemerkenswerthe Werk: „Églises, châteaux, beffrois et hôtels de ville les plus remarquables de la Picardie et de l'Artois“, das auf zwei Quartbände berechnet ist und von dem bereits einige inhaltreiche Lieferungen erschienen sind. Wir machen ferner auf die „Essais historiques sur l'église de St.-Remi de Reims“ aufmerksam. Von allen Specialgeschichten, welche in der letzten Zeit erschienen sind, ist die „Histoire des institutions religieuses, politiques et littéraires de Toulouse“ (1. Bd.) vom ausgezeichneten Historiker Al. du Mège unbedingt die wichtigste und gehaltreichste. Nicht geringes Interesse bieten auch die „Recherches archéologiques, historiques, biographiques et littéraires sur la Normandie“ von L. Dubois. In diesem Werke werden insbesondere verschiedene literarische Notizen mitgetheilt, welche zum Theil bemerkenswerth sind. So ist darin z. B. ein Gedicht von Laharpe („La délivrance de Salerne“) abgedruckt, welches zu Rouen gekrönt, aber merkwürdigerweise so selten geworden ist, daß Saint-Surin nicht im Stande war, es sich für die von ihm besorgte Ausgabe der „Oeuvres de Laharpe“ (Paris 1820—23, 16 Bde.) zu verschaffen. Wir haben vor kurzem die 195. Lieferung von dem Kupferwerke des bekannten Touchard-Lafosse „La Loire historique“ erhalten, das auf 200 Hefte berechnet ist. Wenn es auch keinen tiefern historischen Werth hat, so entspricht es doch seinem Zwecke vollkommen. Von andern Schriften, welche der Specialgeschichte gewidmet sind, erwähnen wir nur noch: „De l'état politique de la ville de Lyon depuis le 10ième siècle jusq'à l'année 1789“ von Theod. Grandperret; „Précis de l'histoire de Sceaux“ von Sinet; Recherches historiques sur le département de l'Ain“ von Lateyssonnière; „Histoire de Sisteron tirée de ses archives“ (2 Bde.) von E. de Leplace; „Histoire de la ville de St.-Omer“ von Desheims; „Histoire de la ville et des seigneurs de Commercy“ von Dumont (2 Bde.). Eine Art von Versuch, diese verschiedenen Specialgeschichten zu vereinigen, ist das umfassende Werk „La France ou histoire nationale des départements“ von Alex. Ducournau und A. A. Monteil, von dem vor kurzem ein neuer Band erschienen ist, welcher das Departement der Gironde behandelt. Die von 1834—36 erschienenen fünf Octavbände umfassen die Eure und Loire, Puy de Dome, Ober- und Unterrhein, Seine und Marne und Unterseine. Schon früher wurde ein ähnliches Werk von Danielo begonnen („Histoire de toutes les villes de la France“), das indessen, so viel wir wissen, keinen rechten Fortgang gehabt hat. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 150. —— 29. Mai 1844.

Taschenbücherschau für das Jahr 1844.

Vierter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 149.)

Der sechste Gesang: „Das Wort", erzählt uns, wie die persönliche Verbindung auch eine Versöhnung der Parteien zur Folge hat und wie die Pfalzgräfin Das, was sie mit Kühnheit gethan, auch mit Kühnheit zu verfechten weiß. Der Kaiser nämlich, sammt den Fürsten, erscheint Tags nach der Vermählung auf Burg Stahlecke, in der Hoffnung, Irmengard und durch sie den Pfalzgrafen noch für die Verbindung mit Philipp August umzustimmen. Die Gräfin jedoch hat Agnes vom Fest zurückgehalten und als Konrad nach ihr verlangt, läßt sie die Flügelthüren eines Seitengemachs öffnen, in dem Heinrich und Agnes beim Schachspiel vertraulich beieinander sitzen. Der Pfalzgraf, der Kaiser und alle Fürsten erstarren fast vor Schreck, während Irmengard in scherzendem Tone Beide als bereits vermähltes Paar vorstellt. Der Erstere faßt sich jedoch rasch und tritt, mit einem sanften Vorwurf sich begnügend, alsbald auf die Seite seiner Gemahlin; der Kaiser dagegen bricht in den höchsten Unwillen aus, indem er unter Anderm spricht:

> Nur Männer sind zu Lenkern des Schicksals hingestellt.
> Die Frauen sind zum Dienen gesetzet in die Welt.
> Und wenn die Frau vermessen die Hoffahrt sich erlaubt,
> So nimmt man ihre Spindel und schlägt ihr auf das Haupt.
>
> Aufs Haupt, noch einmal sag' ich's, das sie zu hoch erhebt.
> Ich dulde nicht am Helden, daß er mir widerstrebt.
> Mein Wollen und Bestimmen darf nur allein besteh'n,
> Und sollt' ich dessentwegen durch Ströme Blutes geh'n.
>
> Was sind mir tausend Leben bei meinem großen Ziel!
> Nicht mehr als Thurm und Läufer in jenem eiteln Spiel.
> Was ihr gethan, zerreiß' ich, und werf' es in die Glut,
> Ich will in meinem Hause nicht freches Welfenblut.
>
> Was heut' ist eure Tochter, nicht kümmert meinen Sinn,
> Weib ist sie nicht des Welfen, nur seine Buhlerin.
> Der Bund ist null und nichtig, den ich genehmigt nicht,
> Den eiteln Spruch der Kirche mein Kaiserwort zerbricht.
>
> Ich hab' euch meine Muhme zum letztenmal genannt.
> Nicht ihr, nicht eure Tochter sind ferner anerkannt.
> Mein Oheim mag es halten, mit wem es ihm beliebt,
> Es ist dies Wort das letzte, das euch der Kaiser gibt.

Die Gräfin läßt sich jedoch durch diesen Zorn nicht schrecken.

> Doch wahrlich nicht das letzte, spricht muthig Irmengard,
> Das euch erzürnter Kaiser von meiner Seite ward.
> Ihr seid zu hoch gewachsen in eurem stolzen Glück,
> Ich geb' in strenger Weisung euch euer Maß zurück.
>
> Ihr scheltet, ihr beleidigt, und schmäht euch selbst damit,
> Der Kirche Spruch ist ewig, liegt außer eurem Schritt.
> Daß euch der Spruch nicht zusagt, gilt wahrlich einerlei,
> Vermählet sind die Beiden, und also bleibt's dabei.
>
> Fürwahr sehr übel wär' es um Menschenglück bestellt,
> Wenn Eigensucht beherrschte nach Willkür diese Welt.
> Trotz hundert Kaisern bleibet die Selbstbestimmung frei,
> Danach ward hier gehandelt, und merkt: er bleibt dabei.
>
> Dies Kind ist meine Tochter, der Mann dort ist mein Sohn,
> Seht nicht nach meinem Hause, seht nur nach eurem Thron.
> Seid ihr darauf nicht menschlich, so bricht er bald entzwei,
> Hier steht mir zu das Hausrecht, hier, und es bleibt dabei.
>
> Ob ihr mich anerkennet, ob ihr mich Muhme nennt,
> Acht' ich, bei Gott, so wenig, als ob's in Island brennt.
> Was wir sind, uns zu nehmen, vermag nicht euer Schrei,
> Wir geben uns die Würden, und folglich, bleibt's dabei.
>
> Ihr wollt dies Schloß erobern, zerstören in Gefecht?
> Vergebt mir, mein Herr Neffe, nicht wißt ihr, was ihr sprecht,
> Kein Waibling wird hier stürmen: kein Welfe kommt herbei,
> Ich lach' euch aus vom Söller, und ruf': „Es bleibt dabei."

Nach diesem kräftigen Gebrauch, den sie hier vom „Wort der Frau" macht, verfehlt sie nicht, auch in weiblicherm Tone zu reden und ihre Handlungsweise vor den Fürsten zu rechtfertigen. Zuletzt aber wendet sie die Rede auf die Frauenwürde, die vom Kaiser verletzt sei, und fodert Jeden, der ein echter Mann sein wolle, auf, für dieselbe in die Schranken zu treten. Da erscheint plötzlich Heinrich der Löwe und wirft, als Kämpfer für den Werth der Frauen, den Handschuh hin; ihm folgt Herzog Philipp von Schwaben und diesem sämmtliche andere Fürsten, sodaß

> Mit Handschuh'n ist bedecket im Nu der ganze Plan.

Und was thut der Kaiser?

> Der Kaiser schweigt noch immer, und schweiget fast zu lang
> Es ruh'n die Augen Aller auf ihm erwartungsbang.
> Da zieht er selbst den Handschuh, wirft zu den andern ihn,
> Und rufet: „Preis den Frauen! — der Kaiser hat verzieh'n."

Nachdem er so, ohne der kaiserlichen Würde etwas zu vergeben, dem Wort der Frau sich angeschlossen hat, bietet er auch Heinrich dem Löwen die Hand, dem jungen Heinrich wird die Nachfolge in der Pfalzgrafschaft zugesagt, aller Haß erscheint beseitigt, und so erhält Ir-

mengard die Genugthuung, daß die von ihr zu Stande gebrachte Verbindung zweier Herzen zugleich eine Versöhnung der feindlichen Parteien und „Deutschlands Friedensschluß" geworden ist.

Nach diesem Überblicke des Inhalts haben wir nichts mehr hinzuzufügen. Jeder wird daraus erkennen, daß der Stoff ein höchst glücklicher ist, daß er ebenso viel romantisches als historisches Interesse bietet und daß sich beide Interessen auf das innigste durchdringen, daß er ebenso viel zarte als kräftige Elemente in sich trägt, daß die Verwickelung höchst einfach und doch sehr spannend, daß die Lösung höchst kühn und doch ganz natürlich ist, daß er uns mit aller Macht in die Vergangenheit reißt, und uns doch so Mancherlei bringt, was auf das lebendigste die Gegenwart in Bewegung setzt, daß er in seiner Erscheinung durchaus concret und sinnlich ist und daß er doch durch und durch von einer klar aus ihm herausleuchtenden Idee beseelt wird. Ebenso stellt sich aus den mitgetheilten Stellen auch die Darstellung als eine gelungene heraus. Zwar wird man hier und da eine sprachliche Härte, hier und da eine fast prosaische Wendung bemerkt haben; auch finden sich, namentlich unter den Reden, manche gedehnte und zu abstract gehaltene Stellen; aber im Ganzen ist die Versification leicht und gewandt, der Ausdruck energisch und edel und der Gedanke wenn nicht neu und überraschend, doch auch nirgend gemein und alltäglich — kurz der Gesammteindruck ist ein durchaus wohlthuender und das Ganze trägt jenes naive Gepräge, das den epischen Dichtungen am ehesten eine günstige Aufnahme sichert. Wir hoffen daher, daß trotz der ungünstigen Stimmung, die heutzutage in Betreff der epischen Poesie herrscht, dieses Gedicht sich manche Freunde gewinnen und namentlich unter den Frauen, denen es so warm das Wort redet, die ihm gebührende Anerkennung finden wird.

28. Rosen und Vergißmeinnicht.

Dies Taschenbuch stand von 1842 her beim Ref. in gutem Andenken; denn es bot neben andern mehr oder minder werthvollen Gaben das ansprechende Idyll „Vom reichen Poeten". Dies Jahr sieht man sich nach einer nur einigermaßen dem nahekommenden Gabe vergeblich um; ja die vorhandenen sind sämmtlich so mittelmäßig oder schlecht, daß schwerlich Jemand, dessen Anfoderungen sich nur ein wenig über das Allergewöhnlichste erheben, sie zu Ende lesen wird. Die erste derselben: „Der Morgen der Republik", Novelle von Ludwig Köhler, hat bei aller innern Leere jenen schwunghaften Zuschnitt, dem man sogleich anmerkt, daß er nur für den Ladentisch berechnet ist. Die zweite: „Der letzte Ciskar", historisch-romantisches Gemälde aus dem jüngsten spanischen Freiheitskriege von Isidor (v. M.), tritt etwas anspruchsvoller auf, gelangt aber da, wo er sich wirklich von der Schwunghaftigkeit losmacht, zu weiter nichts als zur Gespreiztheit; die innerliche Leere ist dieselbe. Die dritte Novelle: „Saggio meteorologico", von George, ist zwar weder schwunghaft noch gespreizt, ist aber darum wahrhaftig nicht besser zu Fuße. Sie bewegt sich wie Einer, der noch gar nicht gehen kann, sie rutscht auf dem niedrigsten Boden hin und, wenn sie sich ja einmal erheben will, knickt sie augenblicklich mit den Knieen ein und — es wird fortgerutscht. Von Gehalt ist auch hier nicht die Rede. Erst die vierte Erzählung: „Der Verrath", von Philipp Jaffé, schreitet mit leidlicher Haltung fürbaß, trotzdem daß sie etwas schwerer in den Taschen trägt; dennoch war uns ihr Schritt nicht rasch genug, als daß wir nicht je eher je lieber an ihr vorübergeeilt wären. Ein längeres Verweilen als die erzählenden Gaben verdienen die Bilder, unter ihnen sind wenigstens einige, die man gern ansieht, besonders das Mädchen aus Welschtirol und Hoffnung und Zuversicht.

29. Schneeglöckchen.

Da dieses Taschenbuch von Schaden ist, so versteht es sich von selbst, daß es nicht von Nutzen seien kann und daß es ohne Schaden ungeschrieben geblieben wäre. Es ist aber nicht blos unnütz, sondern wirklich positiv schädlich, nicht nur weil es den Geschmack verdirbt, sondern weil es durch und durch lasciv und gemein ist. Sämmtliche Erzählungen sind nämlich in jenem äquivoken Tone abgefaßt, den vorzugsweise die spaßhaften alten Herren aus der Restaurationsperiode ausgebildet haben, und jede derselben dreht sich um irgend eine Unanständigkeit, die in komischem oder heimlich-reizendem Gewande zur Schau gebracht wird. So wird in einer derselben erzählt, wie ein französischer Offizier vor Algier die Frömmigkeit einer maurischen Jungfrau benutzt, ihr, als Prophet Mohammed verkleidet, eine Reihe von nächtlichen Besuchen abzustatten, bei denen es natürlich nicht ohne die „feurigsten Liebkosungen" abgeht. In einer andern handelt es sich darum, wie sich eine junge Frau mit ihrem Courmacher den Spaß macht, ihn eine Nacht, ohne daß er vor Morgen etwas davon erfährt, bei sich im Bette schlafen zu lassen. Eine dritte beginnt sogleich damit, wie ein Abt ein junges Mädchen zur Nonne und nebenbei zur Mutter macht u. s. w., kurz Alles ist aus den gewöhnlichsten Stoffen geknetet und nirgend hat die Poesie eine Transsubstantiation des Stoffs vorgenommen. Nur in der ersten Geschichte gesellt sich zur Gemeinheit wenigstens einiger Witz; doch ist auch dieser ziemlich wohlfeil und schöpft nur von der äußersten Oberfläche. Diejenigen Beiträge, welche nicht von Schaden sind, verdienen gar keine Erwähnung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe preußischer Staatsmänner. Herausgegeben von Dorow. Erster Band. Karl Ernst Oelsner und Fr. Aug. von Stägemann, von 1815—27. Leipzig, Teubner. 1843. Gr. 8. 2 Thlr.

Der preußische Legationsrath Oelsner war ein Mann, der vermöge seiner eigenthümlichen Stellung und großen Beobachtungsgabe zu den besten Kennern der Napoleonischen Zeit und der Restauration gezählt wird, und der blos durch eine ausgezeichnete Persönlichkeit sich der Bekanntschaft und Gönner-

schaft vieler hochgestellten Männer zu erkennen gesucht hat. Denn er hat es zu keinen ausgezeichneten Stellen gebracht, weil er die Stellen nicht wollte, oder, wie ein berühmter Zeitgenosse urtheilt, wenigstens ihre Bedingungen nicht. Fähig würde er zu den größten gewesen sein, denn kleine Unfertigkeiten und Zerstreuungen, die man ihn bisweilen begehen sah und als Unpraktisches auslegte, würde jeder Schreiber oder Haushofmeister ihm haben ersparen können.

Wie bedeutend dieser Mann gewesen ist, hat man eigentlich erst mehre Jahre nach Napoleon's Sturze erfahren. Einzelne deutsche Gelehrte kannten ihn wol seit dem J. 1810 als Verf. einer Preisschrift über den Mohammedanismus, aber das größere Publicum las seinen Namen zuerst in den Büchern Varnhagen's von Ense und Zschokke's, die seiner an mehren Stellen auf das ehrenvollste gedachten. Diese Zeugnisse sowie mündliche Mittheilungen des Erstern hat Hr. Dorow benutzt, um in der Vorrede die äußern Lebensschicksale Oelsner's zu skizziren und daran eine Charakteristik desselben zu knüpfen, ohne welche allerdings die Art und Weise dieser Oelsner'schen Briefe nicht aus dem wahren Gesichtspunkte aufgefaßt werden könnte.

Die Briefe selbst hat der Herausgeber von dem verstorbenen Geheimrathe von Stägemann empfangen, mit dem Wunsche, sie zur nähern Kenntniß und Ehre Oelsner's bekannt zu machen. Der zu solchen Veröffentlichungen gern bereitwillige Hr. Dorow hat damit nicht länger gezögert als es räthlich und nothwendig war. Und so liegen eine Reihe von Briefen vor uns, die ebenso belehrend als ergötzlich sind, und bei denen gewiß Viele mit uns beklagen werden, daß es nicht gestattet war, zugleich die Anfragen und Antworten Stägemann's, der „mit Beyme aus dem ächten Kerne des Preußenthums war", wie sich Varnhagen von Ense („Denkwürdigkeiten", III, 436) ausdrückt, mitzutheilen. Belehrend sind nun die Briefe, weil sie uns die pariser politischen Zustände in den J. 1818—20 (denn aus den Jahren 1815, 1817, 1825 und 1827 sind nur vier Briefe vorhanden) in der Auffassung eines klugen und unterrichteten Mannes schildern; ergötzlich, weil sie allerhand pikante Geschichten, Calembourgs, Anekdoten und häkelige Dinge mittheilen, durch welche eine heitere Abwechselung in die politischen Verhältnisse gebracht wird. Dabei darf aber nicht unbemerkt bleiben, daß diese Briefe eine Zeit umfassen, welche durch die fortdauernden Unruhen und Ministerwechsel in Frankreich, besonders aber durch die Stürme der Julirevolution, den Augen jetziger Leser sehr entrückt ist und daß ihr volles Verständniß Vieles voraussetzt, was bei gar nicht ungebildeten Lesern gegenwärtig vergebens gesucht wird. Deshalb sind sie für den Geschichtschreiber der Zeit allerdings sehr interessant, während andere Leser sie wol unbefriedigt aus der Hand legen, es beklagen, nicht Alles zu verstehen und ihre Neugierde höchstens bei einzelnen berühmten Namen und in einigen lustigen Anekdoten befriedigt finden.

Die Briefe gehören sämmtlich in die Regierungszeit Ludwig's XVIII. und stellen auf das deutlichste die schwierige Lage vor, in der dieser Monarch, den die Ultras ohne weiteres einen Jakobiner nannten, so oft er es ihnen nicht recht machte, sich befand. Oelsner ist nicht ungerecht gegen ihn, er schreibt ihm das ausgezeichnetste Talent im Repräsentiren zu, aber er tadelt auch die außerordentliche Geldverschwendung in Gratificationen und Gnadengeschenken aller Art, weil man durch Geld Alles glaube erreichen zu können, und faßt das allgemeine Urtheil dahin zusammen, daß der König von höchst empfindlicher Eingenommenheit für sich selbst sei, eigensinnig, bis zur Falschheit verschlagen und daß ihn Furcht allein in Bewegung setzen könne. Die Lage der Bourbons und ihre Misgriffe in der Behandlung eines Volkes, das nun einmal für die unter Napoleon erworbene Glorie begeistert ist, so theuer sie ihm auch zu stehen gekommen, und das aus diesem Grunde selbst das Gute der Bourbons verkennt, die hervortretende Macht des Klerus, die Begünstigungen des alten Adels, die Besorg-

[illegible] über Frankreichs Zukunft: — Alles Dies sind häufig in den Briefen besprochene und aus der unmittelbarsten Gegenwart sowie aus guter Gesellschaft geschöpfte Wahrnehmungen, die für die Staatsmänner in Berlin von großer Wichtigkeit sein mußten. Das tiefe Gefühl, mit welchem Oelsner den Tod des Herzogs von Berri und „das bejammernswerthe Geschick des Bourbonischen Hauses, das der Würgengel seit 30 Jahren umschleicht", beklagt, macht seinem Herzen alle Ehre, sodaß man mit erneutem Interesse die nicht allgemein bekannten Einzelnheiten dieses tragischen Ereignisses in seinen Briefen verfolgt. Ferner werden die damaligen Minister und Notabilitäten Frankreichs, Richelieu, Pasquier, Dessolle, vor allen Decazes, des Königs Liebling, oft besprochen, gelobt oder getadelt, Guizot heißt ein „rechtlicher Mann und ein Mann von Talent", Talleyrand's Schlauheit und Menschenkenntniß werden durch neue Belege dargethan, vom Grafen Artois wird wenig Gutes gesagt, mehr von der Herzogin von Berri. Zwischen den Berichten über die Verhandlungen in der Kammer, über die Preßprocesse, über die Unordnungen in Paris und die persönliche Gefahr bei den Emeuten, über das fortdauernde Geschrei nach der Aufrechthaltung der Charte, über die spanischen Angelegenheiten im J. 1820, über politische Processe, über Ereignisse in der königlichen Familie, über neue Flugschriften, Zeitungen und verbotene Bücher (deren Oelsner mehre noch vor ihrer Beschlagnahme zu erlangen weiß und nach Berlin schickt) stehen auch andere Neuigkeiten des Tages. Bald sind es neue pariser Moden, wodurch sich Oelsner den Frauen des Stägemann'schen Hauses empfiehlt, bald Calembourgs oder Caricaturen, bald Erzählungen von der Furcht der Pariserinnen vor den nächtlichen Angriffen der Piqueurs, bald neue Erfindungen, wie die auf S. 109 angeführte, wodurch der französische Genius dem Unterleibe das Leben bequem machen wollte. Unter den Angriffen auf die Person des Königs zeigt wol keiner die Frivolität der Pariser in einem so grellen Lichte als das Geschrei im Garten Beaujeu: **Fils de St.-Louis monte au ciel**, als ein Elefant in die Höhe gezogen wurde. Und da es nun in einer Stadt wie Paris auch nicht an Schlüpfrigkeiten und geschlechtlichen Ausschweifungen fehlt, so wird es Niemand unserm Briefsteller verargen, wenn er auch solche Beiträge zur Sittengeschichte in seine Berichte aufgenommen hat. Wir können hier nur erwähnen, daß der bekannte Proceß der Prinzessin von Wales im J. 1820, über dessen unkluge Einleitung Oelsner sich öfters in starken Ausdrücken äußert, dazu mehrfache Gelegenheit gab, daß man damals in Paris von einem furor futerinus statt furor uterinus der Prinzessin sprach und von Pergami eine Dame bemerkte, daß er nur zum Stehen und zum Liegen abgerichtet sei. Sehr lästerlich ist auch die Verheirathungsgeschichte einer Tochter des Marschalls Davoust, die einen reichen Emporkömmling und ehemaligen Apothekerjungen, Vigier, zum Ehegatten erhielt, dessen Vater ein Luderleben im eigentlichsten Sinne geführt hatte, bei dessen Beschreibung man unwillkürlich an die neuesten Greuelscenen einer Gesellschaft junger Pariser in der Straße Orsini denken muß. Der allerchristlichste König, schreibt Oelsner, unterzeichnete den Ehecontract und ernannte das Hurenkind zum Grafen.

Hierbei bemerken wir, daß auch aus der Napoleonischen Zeit manches arge Stückchen berichtet wird. Oelsner hatte zur Zeit des Kaiserreichs mit Napoleon und dessen Umgebung keine Berührung gehabt, den Consul Bonaparte bewundert, aber den Kaiser Napoleon verachtet; er sei, pflegte er zu sagen, aus der Rolle des Jahrhunderts gefallen. Von dem Policeihaupte Desmarets wird eine schlimme Betrügerei erzählt und von dem Cynismus des Generals Briche eine Geschichte, die von der Verwahrlosung der in den Feldlagern aufgewachsenen Franzosen einen traurigen Beweis gibt. Ludwig Bonaparte aber heißt auch hier eine „grundehrliche Seele".

So wie nun Oelsner die französischen Zustände während einer Reihe von Jahren mit scharfem Auge beobachtet hat, so

ist sein Blick deshalb für die preussischen und deutschen Zustände keineswegs verdunkelt oder geschwächt worden. Es ist höchst erfreulich, wie warm sein Antheil in Paris an allen deutschen Verhältnissen geblieben ist, und schon dies würde (wenn überhaupt Jemand daran denken könnte) eine Vergleichung mit dem bekannten Baron Grimm, der in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts seine Berichte aus Paris an verschiedene deutsche Höfe sendete, durchaus unmöglich machen. Freilich durfte er, wie wir auf S. 29, 31, 77 u. a. wahrnehmen, an den Fürsten Hardenberg nicht über Politik schreiben, es war ihm dies durch ein officielles Rescript untersagt, und wollte er sich ja einmal über solche Dinge aussprechen, so war er gehalten, seine Aufsätze erst dem preußischen Gesandten in Paris vorzulegen. Er selbst schreibt diese Beschränkung der Feindschaft Schöll's zu, der sich damals in Hardenberg's näherer Umgebung befand. Hr. Dorow mißt dieselbe der Abneigung des Grafen v. d. Golz, des damaligen preußischen Gesandten in Paris, bei, der befürchten mochte, daß Oelsner's Meldungen nach Berlin die seinigen an Wichtigkeit und Reichhaltigkeit übertreffen möchten und wegen seines unpassenden Benehmens gegen diesen öfters vom Staatskanzler mußte zurechtgewiesen werden. In dieser Abneigung einflußreicher Personen mag auch der Grund gelegen haben, daß Oelsner vergeblich um diplomatische Anstellungen, z. B. als Botschafter in der Schweiz, nachgesucht hat, wo selbst ein Mann wie Stägemann für seinen Freund nicht mit Erfolg zu wirken vermochte, und daß er es lebhaft zu beklagen genöthigt war, wie man von seinen Erfahrungen so gar keinen Gebrauch machen wollte. Um so inniger und aufrichtiger sind also Oelsner's Herzensergießungen in den hier abgedruckten Briefen. So schreibt er unter dem 30. Juli 1819, als in Preußen die demagogischen Untersuchungen begonnen hatten: „Wie könnte mir gleichgültig sein, was den Frieden, die Sicherheit, den Ruhm des Vaterlandes, des Königs und seines Volks betrifft? Wenn eine milde, nachsichtige, weise Regierung zu ungewohnten Maßregeln schreitet, so muß sie nothwendig von sehr triftigen Beweggründen dazu getrieben sein. Mit diesem Argumente fechte ich gegen Angriffe, deren mir nur zu viele begegnen. Aber meine Stimme ist zu schwach, um die Heftigkeit der Gegner zu überwältigen." Von den damals wie jetzt viel besprochenen Fragen über Verfassung und Öffentlichkeit ist ebenfalls öfters die Rede. „Hrn. von Humboldt", lesen wir in einem Briefe vom 14. August 1819, „wünsche ich recht ehrlich Glück zu seinem neuen Verhängnisse, wie Sie sagen, besonders wenn ihm das orphische Werk einer Constitution gelingt. Ich für meinen Theil möchte lieber den Stein der Weisen suchen. Vielleicht findet er das gelbe Band. Ist man über Das, was eigentlich Bedürfniß und als solches verlangt wird, wol so recht im Klaren? Meines Erachtens kann nur von einem Plane die Rede sein, nach welchem, mit Hülfe der Zeit, eine Verfassung aufgeführt werde. Die Errichtung selbst fodert ein Menschenalter, und wenn das Gebäude dasteht, so sieht es oft sehr verschieden aus von dem Grundrisse, nach welchem es aufgeführt wurde. Daher betrachte ich ängstliche Einfädelungen und Abwägungen als Pedanterei." An einer andern Stelle meint er, daß das Streben der Völker nach einer Repräsentativverfassung doch wol einen triftigen Grund haben müsse und da Stägemann sich über das „rastlose Treiben bärtiger und unbärtiger Staatsverbesserer" bitter ausgesprochen hatte, erklärt Oelsner diese Bemerkungen für sehr begründet. „Dem Ungestüm zu steuern", schreibt er in demselben Briefe, „sehe ich keine andere Auskunft als die Verbesserer sammt und sonders in die Schule der Erfahrung zu nehmen, ihnen eine wirkliche Repräsentation zu geben. Damit sie sich nicht länger nach Ambrosia sehnen, werde ihnen Hausmannskost vorgesetzt." Indeß, wie mild und liberal er auch denkt, so misfallen ihm doch die badischen und bairischen Stände im J. 1819 und er meint, daß sich der Bauer so benimmt, wenn er Herr wird. Andere Stellen über diese Gegenstände stehen in mehren Briefen, so auch über Jahn's Angelegenheiten und Görres' „ominöses" Manifest; aber die Auszüge, welche die „Preußische Staatszeitung" aus den Briefen der verhafteten Demagogen gegeben hatte, erfüllten Oelsner mit dem tiefsten Abscheu: er nennt dies eine „Verzückung unbärtiger Züchtlinge, eine Schwärmerei für den Rabenstein" und sieht darin schlimme Anzeichen einer revolutionnairen Bewegung (Brief vom 3. März 1820). In schonender Weise urtheilt er über die „schwerblütige Schwärmerei des bejammernswerthen Sand" und billigt Stägemann's Beurtheilung in der „Staatszeitung", der eine allerdings beunruhigende öffentliche Stimmung wahrgenommen, aber nicht von Femgerichten geträumt hatte. De Wette's Brief an die Mutter Sand's findet Oelsner im höchsten Grade anstößig und eines protestantischen Gottesgelehrten unwürdig. „Ich würde", setzt er hinzu, „den Brief nach altem Brauch dem Urtheilsspruche der Facultät überantwortet haben. Meines Erachtens nach hat die Regierung ihren wahren Vortheil verkannt." An der Richtung der mehrgenannten Zeitung, die damals unter Stägemann's Leitung stand, bethätigt er den wärmsten Antheil sowie auch an andern Personen und Ereignissen, welche in jenen Jahren Gegenstand der öffentlichen Besprechung waren, und zeigt in mehren Stellen, z. B. in Brief 30 und 100, wie richtig er das Verhältniß des Auslandes zu Frankreich und die Mängel in den europäischen Cabineten aufgefaßt hat. Neben solchen Erfahrungen und Betrachtungen nehmen sich die Bemerkungen über die deutsche Sprache sehr gut aus, in denen manche grammatische Sonderbarkeiten, metrische Gegenstände und vorzugsweise eindringlich die Fehler unsers deutschen Geschäftsstils besprochen werden. Nun, damit steht es freilich jetzt viel besser und ein Kanzlei- und Geschäftsstil wie der hanoversche gehört in Deutschland zu den Seltenheiten.

Man wird aus dieser Relation, in der wir noch manche interessante Stücke haben unerwähnt lassen müssen, Hrn. Dorow's Verdienst um die Herausgabe dieser Briefe hinlänglich zu würdigen wissen. Die von ihm am Schlusse angehängten Anmerkungen sollten, wie wir schon bei einer ähnlichen Gelegenheit erinnert haben, noch zahlreicher sein, weil doch gar manche Anspielung und Bedeutung ohne Commentar verloren gehen wird. Ebenso vermissen wir die nöthige Correctheit in den Eigennamen, wie z. B. auf S. 161, wo drei Druckfehler sich eingeschlichen haben. Auch durfte Hr. Dorow nicht eigenmächtig den preußischen Minister Eichhorn in den Adelstand erheben und den bekannten französischen Deputirten Camille Jordan in einen C. Jourdan verwandeln. Endlich möchte vielleicht mancher Leser die Krankheit Ludwig's XVIII. kennen, welche im Briefe 73 mit humanie bezeichnet wird. Das Wort ist nicht französisch und Oelsner hat vermuthlich geschrieben: „Ein großer Monarch kann sich ja auch wol den Magen überladen mit humanis." Man halte uns diese philologische Genauigkeit zu Gute, denn — nihil in studiis parvum est, und es ließe sich ein gar ansehnliches Verzeichniß ähnlicher Fehler aus den Memoiren und Briefsammlungen der letzten Jahre zusammenbringen.

9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 151. — 30. Mai 1844.

Taschenbücherschau für das Jahr 1844.

Vierter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 150.)

30. Sporting-Almanach.

Der Herausgeber dieses mit diesem Jahre zum ersten Male erscheinenden, den sogenannten nobeln Passionen gewidmeten Almanachs ist Otto von Corvin-Wierbitzki, Derselbe, welcher sich bereits durch zwei von ihm begründete Zeitschriften, „Der Jäger" und „Der Marstall", den Jagd- und Pferdeliebhabern bekannt gemacht. Da ihm diese Journale bald die Überzeugung aufdrangen, daß sie ihrem Umfange nach zu weit, ihrem Zwecke nach zu beschränkt angelegt seien, so beschloß er, an die Stelle derselben ein neues Unternehmen treten zu lassen, über dessen Tendenz, Anlage und Titel wir ihn am besten selbst reden lassen:

Alte Jäger erinnern sich noch mit vielem Vergnügen des von Wildungen herausgegebenen Jagdtaschenbuchs, welches eine lange Reihe von Jahren unter dem Titel „Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber" erschien. Allgemein wurde das Aufhören dieses liebgewordenen Buches unter den Jägern beklagt und oft der Wunsch ausgesprochen, daß ein ähnliches Unternehmen wieder ins Leben treten möge. Einige schwache Versuche wurden auch wirklich in neuerer Zeit gemacht; allein sie fanden wenig Anklang, da die Herren Herausgeber sich nicht in die Zeit zu schicken wußten. Diese hat sich seit von Wildungen sehr geändert. Die Zahl der wirklichen Jäger hat sich unter den Forstleuten bedeutend vermindert, dagegen die der Jagddilettanten außerordentlich vermehrt und Letztere interessiren sich äußerst wenig für forstwirthschaftliche Gegenstände. Ein Taschenbuch, welches daher auf einen größern Lesekreis berechnet ist, darf Jagd- und Forstwesen nicht in sich vereinigen. Ein anderer Punkt, der in Betracht zu ziehen ist, ist der, daß man jetzt von allen Taschenbüchern eine sehr elegante Ausstattung verlangt, durch welche der Preis natürlich erhöht wird. Dies zwingt den Herausgeber besonders darauf zu denken, wie er die wohlhabendere Classe interessirt. Ich hoffte dies dadurch zu erreichen, daß ich alle Gegenstände des Sport in meinen Bereich zog, aber besonders auf Jagd- und Pferdeliebhaber Rücksicht nahm. Daher der manchem deutschen Ohr seltsam klingende Titel „Sporting-Almanach", den ich gern durch einen deutschen ersetzt hätte, wenn wir ein Wort besäßen, welches den Begriff des Sport wiedergäbe. Zum Sport gehören alle ländlichen Vergnügungen: Jagd, Fischerei, Pferdezucht und Alles, was damit zusammenhängt; ferner Spiele und Belustigungen, die körperliche Gewandtheit oder Kraft erfodern, wie Fechten, Voltigiren, Turnen, Schwimmen, Boxen, Schlittschuhlaufen u. s. w.

Diesem Zweck entspricht der Inhalt, der in der That schon in diesem ersten Jahrgange mannichfaltig genug ausgefallen ist, obschon der Herausgeber künftig noch mehr zu leisten verspricht. Die Sportsmen finden darin 1) einen mit vieler Sachkenntniß geschriebenen „Gestütskalender" von Georg Petersen; 2) einen zweckmäßig für Jagdliebhaber eingerichteten „Jagdkalender" von Alex. von Schmeling-Diringshofen; 3) eine reichhaltige Biographie und Charakteristik des Fuchses von dem Herausgeber, deren zum Theil humoristisch gehaltener Ton an eine ähnliche Arbeit in Laube's „Jagdbrevier" erinnert; 4) eine mit vielen gelehrten und interessanten Notizen ausgestattete Abhandlung über die Geschichte des Pferdes und der Pferdezucht von Richardson; 5) einen Aufsatz über die Zäumung der Pferde von Hamilton Smith; 6—8) drei in scherzhaftem Tone geschriebene „Physiologien": nämlich des Pferdehandels, der Reitkunst und der Fischerei, von ungenannten Verfassern, deren Witz nicht überall gleich anziehend ist; 9) eine Beschreibung der Eberjagd in den Maremmen; 10) einen interessanten und ausführlichen Bericht über die arabischen Pferde des Fürsten Pückler von H. Laube; 11) die Schilderung eines „Wettrennens in Mexico"; 12) „Aphorismen über Falkenjagd" vom Herausgeber; 13) die Erzählung einer Jagdpartie in den Schweizeralpen und endlich 14) eine Reihe von mehr oder minder interessanten Anekdoten, die unter den Namen „Miscellen" zusammengefaßt sind. Alles Dies ist, obschon die Verfasser durchaus nicht auf einer gleichen Bildungsstufe stehen, mit Gewandtheit und in einem dem Gegenstande entsprechenden Tone vorgetragen und überdies noch durch gelungene Illustrationen in Stahlstich und Holzschnitt veranschaulicht und zu höherer Ergötzlichkeit erhoben. Um dieser innern und äußern Ausstattung willen glauben wir diesen „Sporting-Almanach" allen Sportsmen auf das beste empfehlen und ihnen ebenso viel Belehrung als Unterhaltung versprechen zu können.

31. Elsässische Neujahrsblätter.

Da nach dem Evangelium kein Gruß freudiger aufgenommen wird als der eines verlorenen Sohnes, und da das Elsaß — wenn auch nicht im Sinne der Parabel — doch leider in nur allzu buchstäblichem Sinne ein

verlorener Sohn seines alten Vaterlandes ist, so ist es ebenso christlich als natürlich, daß wir von vornherein seinem „Neujahrsgruß" ein freundliches Willkommen bieten und nicht danach fragen, ob er auch nach Form und Inhalt alle Ansprüche befriedigt und allen Wünschen Genüge leistet. Hinterher freilich wird eine kleine Kritik nicht ausbleiben, indeß wenn diese nur findet, daß Das, was wir verloren glaubten, dem Geiste und Herzen nach doch noch uns gehört, daß Das, was uns entfremdet schien, noch heimisch und deutsch gesinnt ist: so fühlt sich dieselbe schon zufrieden gestellt und nimmt es mit den Leistungen des abgefallenen Kindes nicht so streng als mit denen der treugebliebenen. So ist es nun mit den Gaben, die uns hier geboten werden, in der That. Sie athmen sämmtlich einen so echt deutschen Sinn, ein so durch und durch vaterländisches Gemüth, daß sie schon um deswillen uns lieb werden und es uns minder vermissen lassen, wenn unter ihnen nicht gerade sehr bedeutende und hervorstechende zu finden sind. Aber auch abgesehen von ihrer Wirkung auf unser sympathetisches Gefühl, verdienen sie immer unsere Anerkennung, manche erheben sich sogar zu einem höhern Grade des Interesses und sämmtliche sind von einem höhern Gesichtspunkte als dem einer seichten Unterhaltung aus geschaffen, dafür sprechen schon die Namen der Herausgeber: August Stöber und Friedrich Otte, von denen namentlich der erste nebst seinem Bruder Adolf sich um die elsassische Literatur manches Verdienst erworben hat. Von ihm selbst liefern uns diese Blätter vier Gaben, eine kurze Lebensbeschreibung Georg Daniel Arnold's, des Verfassers des „Pfingstmontag", eines im Elsaß höchst beliebten, unter Andern auch von Goethe hochgeschätzten Lustspiels, eine anschauliche lebendige Schilderung der Grafschaft Pfirt, eine biographische Skizze „Madame Bernard", nicht ohne ergreifende Kraft, aber mit zu greller Dissonanz schließend, und endlich eine Reihe lyrischer Gedichte, innig und naiv, von Natur und Liebe singend, das letzte ausgenommen, das wol als ironisch aufgefaßte Apologie des Vorangehenden beigefügt ist. Es lautet:

Apostrophe.

Ein Dichter will er sein, mein Lieber,
Und
Ist gesund,
Und spricht nicht wie im Fieber?
Und sein Herz
Hat sich nicht beflissen,
Zu sein von Weltenschmerz
Zerrissen?
Und er treibt nicht Spott
Mit dem alten Gott?
Und hat ans ew'ge Leben
Den dummen Glauben nicht aufgegeben?
Und fodert zu Liebe noch Treue?
Braucht das alte Wort Reue?
Will vom Gewissen
Noch etwas wissen?
Verstaubter Pedant!
Grauer Obscurant!
Ihm schiebt am gold'nen Götterthor
Poesie ewig den Riegel vor.

Mehr in die Zeitideen eingehend sind die Lieder von Friedrich Otte, dem zweiten Herausgeber. Die Freiheit ist das Thema, das fast durch alle durchklingt, doch nicht, wie wir es jetzt zu hören gewohnt sind, im trotzigen rhetorischen Dur, sondern im weichen romantischen Moll. Romantischen Charakters ist auch seine erzählende Gabe: „Die alte Braut", ein duftig hingehauchtes Bildchen, in dem der Verf. sein Talent für eine tiefe und zarte Auffassung der Natur und der einfachen Bezüge des Lebens bekundet.

Außer den beiden Herausgebern haben noch viele andere Dichter beigesteuert, theils Gedichte, theils Erzählungen, besonders Sagen und Märchen; sogar eine dramatische Gabe fehlt nicht, „Der Vagabund" von Wilh. von Chézy, die in einzelnen Stellen nicht ohne Witz ist, im Ganzen aber darum keine große Wirkung macht, weil die Idee zu verbraucht, die Entwickelung und die Charakteristik zu gemein ist. Mehr Poesie enthalten die Erzählungen, besonders „Das Bäckermädchen von Sennheim" von Karl Eichhorn, dessen Stil nur hier und da zu sehr ins Überschwängliche geht, und „Friedrich von Spee" von Wilhelm Kilzer. Dagegen haben wir der „Touliesa", einem indischen Volksmärchen nach einer französischen Bearbeitung, wenig Geschmack abgewinnen können; die Verflechtungen sind die ganz gewöhnlichen und der Deus ex machina spielt darin eine gar zu bedeutende Rolle. Unter den lyrischen Beiträgen ist viel Mittelmäßiges und Charakterloses, daneben aber auch manches Gute. Die meisten tragen die Farbe der Frömmigkeit und schlagen zum Theil eine polemische Richtung gegen die modernen Freiheitsdichter ein, so z. B. „Kreuz am Wege" von K. R. Hagenbach, dem nicht ohne Witz folgende Verse als Motto vorgestellt sind:

Reißt die Kreuze aus der Erde.
Herwegh:
— Das werden sie wol bleiben lan.
Luther.

und „Ein Lied von der Liebe" von Friedrich von Tschudi, in dem es unter Anderm heißt:

Es ist ein schlecht Evangelium,
Die Freiheit dem Haß zu verbünden;
Kein Heerweg führt zu dem Heiligthum
Durch den Fluch der Freiheitssünden.

Diese Vorliebe für das Positive, die sich fast in allen Dichtungen, die sich hier vereinigt haben, ausspricht, schließt jedoch die Lust zum Fortschritt nicht aus; nur wollen sie, daß nicht eher das Alte gestürzt werden solle, ehe nicht ein positiv Neues da ist, das seine Stelle einnehme. Am deutlichsten drückt dies Adolf Stöber in einem seiner Gedichte aus, das wir zum Schlusse hier mittheilen wollen.

Schon blüht' es ringsum fort und fort,
Nur an den Eichen sah ich sitzen
Noch stets die welken Blätterspitzen,
Die schon im Herbst dahin gedorrt.

Kaum daß der Winterstürme Hast,
Die an den Stämmen wild gerüttelt,
Ein wenig Laub herabgeschüttelt —
Das meiste saß noch fest am Ast.

Doch nun ich wiederkomme heut –
Wie steht so frisch im Blätterkranze
Der Wald im allergrünsten Glanze!
Wie hat sich Alles schnell erneut!

Was nicht dem rauhen Sturm gelang,
Hat inn're Zeugekraft errungen:
Es wich das dürre Laub dem jungen,
Dem sanftgeschwellten Knospendrang.

Ach! meines Volkes Freiheitsbaum,
Wohl steht er noch nicht grün und laubig!
Des alten Blattwerks, dürr und staubig,
Ist abgestreift ein wenig kaum!

Doch Muth! ist auch gewichen nicht
Dem Sturm der Zeit das längst Verdorb'ne;
Herab muß fallen das Erstorb'ne,
Wenn junge Kraft von innen bricht!

(Der Beschluß folgt.)

Hegel's Philosophie in wörtlichen Auszügen. Für Gebildete aus dessen Werken zusammengestellt und mit einer Einleitung herausgegeben von C. Frantz und A. Hillert. Berlin, Duncker u. Humblot. 1843. Gr. 8. 3 Thlr.

Hegel's Philosophie kann in zweifacher Bedeutung eine welthistorische That des deutschen Geistes genannt werden. Nicht nur kommt überhaupt jede Zeit in ihrer Philosophie zum Bewußtsein über sich, vergeistigen sich die geschichtlichen Thaten in ihr zu einem Gedankenproceß, welcher sich zu einer bestimmten Weltanschauung gestaltet; nicht nur ist dieses Besinnen der Zeit über sich ein Sammeln und Ausholen zu neuen Thaten, sondern die neueste Philosophie ist wirklich der Herzschlag der deutschen Geschichte. Von Luther und Cartesius an ist der Gedanke der Lebensnerv des geschichtlichen Lebens des deutschen Geistes gewesen; nicht neue politische Systeme haben wir seitdem der Welt gegeben, aber eine Reformation, eine tiefsinnige Wissenschaft und gemüthreiche Literatur. Versteckte sich früher die Philosophie noch hinter die theologischen Systeme und Dogmatiken, so ist sie mit Kant, noch mehr mit dem Philosophen des freien Willens und der That, mit Fichte, welthistorisch aufgetreten, bis sich die ganze Fülle und Gemüthstiefe des deutschen Geistes in Hegel concentrirte, dessen Philosophie ein Pantheon des Geistes wurde, in welchem die Gedankenkategorien, wie sie sich in historischen Personen verkörpert haben, aufgestellt sind.

Die ganze Fülle des Naturlebens, der unermeßliche Reichthum menschlichen Denkens und Empfindens, alle ewigen Schätze des Geistes hat Hegel um sich versammelt und dann mit ihnen unter uns ein stilles, seliges Geisterreich gegründet. Diesem ungeheuren Umfange des Forschens und der durchgreifenden Strenge ihrer Gedankenbestimmungen hat Hegel's Philosophie ihre weite Verbreitung zu danken. Wie ein unfühlbarer Äther von Vorstellungen und Begriffen hat sie die Poren des Denkens der Gegenwart durchdrungen, hat alle Herzen zu Liebe oder Haß entzündet, sodaß sie eine geistige Macht der Gegenwart geworden ist, welche für policeiliche Maßregeln unnahbar, für die Anfeindungen literarischer Coterien unverwundbar ist.

Die Hegel'sche Philosophie ist aber dadurch vorzüglich zu ihrer historischen Bedeutung gelangt, daß sie sich frisch und beherzt in die Kämpfe der Mitwelt gestürzt, der wichtigsten Zeitfragen sich bemächtigt und die theuersten Interessen der Menschheit in den Kreis ihrer Untersuchungen gezogen hat. So hat sie die Theologie, die Rechtswissenschaft, den Staat und die Kunst vor den Richterstuhl der Vernunft geladen, hat deren Fehlgriffe unerbittlich gerügt und sie unter die Aufsicht des Denkens gestellt. Alle Parteien der Gegenwart, welche Farbe sie auch tragen mögen, sind nur in ihrem Verhältniß zur Hegel'schen Philosophie und der Weltanschauung, welche durch jene die verbreitete ist, richtig zu verstehen. Hegel verlangt freie Wissenschaft, nennt den freien Gedanken den absoluten Herrn der Welt: warum sollte sich das Verlangen der Zeit nach einem freien Staate u. s. w. nicht auf ihn berufen? Hegel sprach ja laut für die Öffentlichkeit im Strafverfahren, für das freie Wort, für die constitutionnelle Staatsverfassung; er kämpfte tapfer gegen Pietismus und Gefühlstheologie und machte die öffentliche Meinung zum Volkssouverain. Dies macht sein System zum Mittelpunkt aller Kämpfe zwischen Opposition und Reaction. Das sprechendste Zeugniß für die Wichtigkeit der Hegel'schen Philosophie ist der Kampf, welchen Censur und Policei jetzt gegen sie führen.

Die Zuckungen und Geburtswehen, unter denen unsere Zeit aufschreit, die Geisterschlachten, welche auf allen Feldern des Wissens mit der heftigsten Erbitterung auf Tod und Leben gekämpft werden, alle die Früh- und Fehlgeburten, welche der Tag hervorbringt, bleiben ohne Kenntniß des Hegel'schen Systems ein Räthsel. Nur halte man dies nicht für eine Somnambule, welche im Schlaf alle Geheimnisse des Himmels und der Erde offenbaren könne; noch vergesse man, daß Hegel's System auch seine Schwächen und Blößen hat; man betrachte dieses als einen Wendepunkt des deutschen Geistes, oder meinethalb auch nur für eine Station desselben, von wo an man mit frischen Pferden weiter reist. Mag man also von seiner Philosophie halten, was man will, historische Bedeutung wird man ihr nicht absprechen können; weshalb ihre Kenntniß, sei sie auch nur eine historische, jedem Gebildeten unerläßlich ist, welcher sich in der Gegenwart orientiren, diese überhaupt ihrem Wesen nach erkennen will.

Nun ist aber theils der Umfang der Hegel'schen Werke so bedeutend, theils das Verständniß der Form so schwierig, daß es nur wenig Auserwählten vergönnt ist, deren Herr zu werden. Soll diese Philosophie daher für ein größeres Publicum zugänglich werden, so kann man diesem nur einen Auszug darbieten, welcher natürlich ein wörtlicher sein muß und nur längere Stücke enthalten darf, in denen Hegel seine Weltauffassung ausspricht, welcher aber auch zugleich die Punkte seiner Philosophie umfaßt, um welche sich die verschiedenen Parteien seiner Anhänger und Gegner gruppiren.

Die Herausgeber haben sich ihren Plan fest und sicher vorgezeichnet. „Sie (die vorliegende Anthologie) kann der Natur der Sache nach nicht für ein philosophisches Studium berechnet sein, und macht nicht im geringsten darauf Anspruch, die Originalwerke irgendwie zu ersetzen. Denn die Philosophie kann überhaupt nur als ein Ganzes studirt werden, und insbesondere wenn sie in einem so consequenten und durcharbeiteten System erscheint als bei Hegel. So kann die Meinung nur sein, Denen, welche nicht selbst Philosophie studiren, ein ungefähres Bild Hegel'scher Weltanschauung zu geben, und demgemäß solche Abschnitte herauszuheben, in denen sich diese am deutlichsten ausspricht und welche einerseits einen allgemeinen Zusammenhang durchblicken lassen, andererseits doch auch eine abgerundete und für sich selbst verständliche Betrachtung über Gegenstände enthalten, die einer allgemeinen Theilnahme angehören." „Überhaupt muß es als ein Bedürfniß anerkannt werden, daß die Werke deutscher Philosophen eine allgemeinere Verbreitung und Würdigung finden, als es bis jetzt der Fall ist. Wenn dabei als Erklärungs- und Entschuldigungsgrund die Schwierigkeit des Verständnisses angeführt wird, so ist es allerdings richtig, daß nicht Jedermann Philosophie studiren kann; aber die Werke der Philosophen enthalten gar Vieles, und gewiß vom bedeutendsten Gehalte, was auch außerhalb des Systems verstanden werden kann; und es wäre viel gewonnen, wenn dafür überhaupt nur Theilnahme erweckt würde, wo sich dann schon bessere und umfassendere Mittel der Verbreitung finden würden."

Nach diesem Plane sind alle Werke Hegel's benutzt, am wenigsten die Logik, die nur Proben der Dialektik liefert, am meisten die Philosophie der Geschichte, des Rechts und die Ästhetik. Dazu kommt noch eine kurze Einleitung, welche die Stellung Hegel's zu seinen Vorgängern angibt, das Wesen seiner Philosophie ausspricht und den Inhalt der einzelnen Hegel'schen Werke mit Rücksicht auf ihren Zusammenhang mit dem ganzen System mittheilt.

Rec. hält die Nothwendigkeit eines Buches, wie das vorliegende, nicht nur für zeitgemäß, sondern gesteht auch, daß die Herausgeber die Aufgabe, welche sie sich gestellt haben, vollkommen lösten. Die Auswahl ist sehr gelungen, mit größter Umsicht sind die passendsten Stücke gegeben, welche nicht nur Kernpunkte der Hegel'schen Weltanschauung sind, sondern auch eine weite Perspective auf das Vorhergegangene und das Nachfolgende eröffnen, und dabei für die Zeitinteressen die größte Wichtigkeit haben. Statt eines weitern Lobes theile ich nur einige Überschriften des Inhalts mit: Form und Inhalt; Inneres und Äußeres; Galvanismus; Das Leben; Der Tod; Das sinnliche Wissen; Die Sprache; Die Person; Die Strafe; Die Ehe; Das Gesetz und das Gericht; Der Staat; Die Staatsgewalten; Die fürstliche Macht; Die Stände und die öffentliche Meinung; Das Christenthum; Die Feudalität; Die Kreuzzüge; Die Reformation; Die Revolution; Das Ideal; Die classische Kunst; Die romantische Kunst; Kirche und Staat u. s. w.

Möge daher dieses Buch bestens empfohlen sein und in die Hände aller Gebildeten kommen; in den Köpfen wird tüchtig aufgeräumt werden. Im Herzen wird sich ein großer Kampf erheben, denn der Fremdling wird manchen Götzen hinauswerfen, den es anbetet; aber nur frisch den alten Adam ausgezogen und den neuen, den freien Menschen, angezogen! Möge es jeder Deutsche beherzigen, daß Hegel der Philosoph der Freiheit ist.

Friedrich Körner.

Chester-Mysterien.

Thomas Wright hat für die Shakspeare-Society eine Sammlung alter Mysterien, wie sie in Chester um Pfingsten gespielt zu werden pflegten, unter dem Titel „The chester plays" herausgegeben und damit wieder einen Beitrag zu der immer mehr anschwellenden Mysterien-Literatur geliefert. „Die frühesten religiösen Stücke", sagt der Herausgeber, „wurden in den Kirchen gespielt und zwar mußten verschiedene Theile des Gebäudes zur Bühne dienen. Man ersieht dies aus den scenischen Anweisungen, die einigen der lateinischen Mysterien beigefügt sind. Es ist schwer zu sagen, wann die Stücke zuerst auf eigentlichen Bühnen aufgeführt wurden; doch läßt ein Manuscript aus dem 14. Jahrhundert, dessen Dichtung vermuthlich schon aus dem 13. stammt, durch eine vorkommende Stelle vermuthen, daß die Stücke schon damals im Freien vor einer zusammengelaufenen Volksmenge gespielt wurden. Aus andern Quellen ergibt sich, daß die Zuschauer bezahlten, indem entweder Stühle verkauft oder Geld eingesammelt wurde. In späterer Zeit finden wir die Bühnen auf Karren, in verschiedene Stockwerke eingetheilt, um Himmel, Erde und Hölle vorzustellen, und sehr sinnreiche Maschinerien müssen angewendet worden sein, um allerlei Effecte hervorzubringen. Es wurden auch Masken gebraucht, wenigstens im 13. und 14. Jahrhundert." Archdeacon Rogers, der 1595 starb, schildert die Aufführungen in Chester wie folgt: „Die Zeit des Jahres, darin sie gespielt wurden, war Montag, Dienstag und Mittwoch in der Pfingstwoche. Die Art der Aufführung war so: jede Gesellschaft hatte ihren Spielwagen (pagiant oder parte), so aus einem hohen Gerüst bestand mit zwei Räumen, einem oben und einem unten, auf vier Rädern. Im Raume unten zogen sie sich an und im obern Raume spielten sie, welcher ganz offen war, sodaß alle Zuschauer sie sehen und hören konnten. Die Plätze, wo sie spielten, waren in jeglicher Straße. Sie fingen erstlich an bei den «Abey-Gates» und wenn der erste Wagen abgespielt hatte, wurde er nach dem «High-Cross» vor den Mayor gefahren, und dann so weiter Straße für Straße. Und so hatten alle Straßen zu gleichen Zeit ihren Wagen, der vor ihnen spielte, bis alle für den Tag bestimmte Wagen abgespielt hatten; und wenn ein Wagen bald fertig war, wurde es von Straße zu Straße gesagt, sodaß sie einander ablösen konnten und ordentlich in Reihe fortrücken und daß alle Straßen ihre Wagen hatten, die vor ihnen alle zugleich spielten. Zu welchen Spielen großer Zulauf war, und waren auch Gerüste für die Zuschauer an den Straßen an denen Orten aufgeschlagen, woselbst die Wagen spielen sollten." Die Gegenstände der Stücke waren, wie immer, aus der Bibel entlehnt. Späße wurden vorzugsweise den Teufeln, oder auch allenfalls bei Gelegenheit von Haderscenen dem Kain oder Noah und seiner Frau in den Mund gelegt, mit denen sich die Verf. schon einige Freiheit herausnehmen zu können glaubten. Auf bedeutende Anachronismen kommt es dabei nicht an. Noah's Frau verschwört sich bei Christus und allen Heiligen, daß es eine Art hat. Noah hat das Schiff gebaut. Seine Frau hat Bedenklichkeiten hineinzugehen.

Noyes wiffe.

In faith, Noye, I had as leffe thou slepte!
For all thy frynishe fare
I will not doe after thy reade.

Noye.

Good wyffe, doe nowe as I thee bydde.

Noyes wiffe.

Be christe! not or I see more neede,
Though thou stande all day and stare.

Noye.

Lorde, that women be crabbed aye
And non are meke I dare well saye u. s. w.

Noah's Frau ist noch lange eigensinnig und macht dem armen Erzvater viele Noth .....

I will not oute of this towne.
But I have my gossippes everyechone,
One foot further I will not gone:
The shall not drowne, by Sante John!
And I maye save ther life.
The loven me full wel, by Christe!
But thou lett them into thy cheiste u. s. w.

Als Beispiel einer rührenden Scene folgendes Bruchstück aus dem Gespräche Abraham's und Isaak's bei der Opferscene:

Abraham.

Ah! Isaake, Isaake, I muste thee kille!

Isaake.

Allas! father, is that your wille,
Your owine child for to spill
Upon this hilles brinke?
Yf I have treasspasede in anye degree,
With a yarde you maye beate me;
Put up your sorde, yf you will be,
For I am but a childe.

Abraham.

O my deare sonne, I am sorye
To doe to thee this greate anoye.
Godes commaundmente doe muste I,
His werkes are ever ful mylde.

Isaake.

Woulde God my mother were here with me!
Shee woulde kneele downe upon her knee,
Prainge you, father, if yt maye be,
For to save my liffe u. s. w.

78.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 152. — 31. Mai 1844.

Taschenbücherschau für das Jahr 1844.

Vierter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 151.)

32. Rheinisches Jahrbuch für Geschichte, Kunst und Poesie.

Der Inhalt dieses von Dr. Laurenz Larsch zum Besten der bonner Münsterkirche herausgegebenen Jahrbuchs ist außerordentlich reichhaltig und zerfällt dem Titel gemäß in drei Partien. Die geschichtlichen und kunstwissenschaftlichen Beiträge sind durchaus monographischen Charakters und beziehen sich sämmtlich näher oder ferner auf rheinische Interessen, vorzugsweise auf Baulichkeiten und Personen, die sich um die Baukunst am Rhein verdient gemacht haben. Sie sind nicht alle gleich anziehend, wenigstens nicht für den ferner Stehenden; jedoch die Namen der Verfasser: Dahlmann, Arndt, Aschbach, Bock, von Sybel, Loebell, Joh. Müller, Burckhardt, Nöggerath u. A., bürgen dafür, daß keine völlig werthlose darunter ist. Das allgemeinste Interesse gewährt jedenfalls „Emmerich" von Dahlmann, insofern darin die schleswig-holsteinische Frage zur speciellen historischen Erörterung kommt. Nachdem der Verf. darin nachgewiesen, wie eigentlich nach langen Kämpfen Schleswig und Holstein gegen Sitte und Vertrag mit Dänemark vereinigt sei, schließt er mit folgenden Worten:

> Als Dänemark der unumschränkten Herrschaft verfiel, wirkte das auf die Stimmung des regierenden Hauses gegen die schleswig-holsteinischen Landesrechte, die in unversehrter Geltung fortbestanden, gewaltig ein. Man vermochte es am Ende, sie factisch zu beseitigen, und versagte jede Erörterung des rechtlichen Anspruchs, versagt sie noch diesen Tag. Heer und Finanzen der Herzogthümer werden auf Dänisch commandirt. Seit 1712 ist kein Landtag gehalten; denn die Landtage neuester Erfindung haben mit den Landesrechten nichts gemein. Die deutsche Bundesversammlung ist seit dem 27. Nov. 1823 überzeugt, das Alles steht, wie es soll. Wenn ich den Chor christlicher Tugenden mustere, den man jetzt häufig spazieren führt, sucht mein Blick nach einer unter ihnen, von deren ernster Schönheit, im strengen Ebenmaße der Glieder, alte verschollene vaterländische Kunden reden. Unter ihrem festen Tritte sprießen keine Blumen, aber heilende Kräuter bezeichnen ihre Bahn. Sie muß das Haus hüten, höre ich. Möge sie behüten das Haus der Deutschen, die hohe Gerechtigkeit!

Auch die poetischen Gaben des Taschenbuchs rühren zum größten Theil von geschätzten, ja berühmten Dichtern her, unter denen nur Simrock, Arndt, Rückert, Wolfgang Müller, Smets, Landfermann, Kinkel und Geibel genannt sein mögen. Es findet sich unter Dem, was sie beigesteuert haben, manches kräftig Gedachte, manches tief Empfundene, manches zart und gewandt Ausgedrückte, überhaupt nichts ganz Unbedeutendes; von überraschender, eigenthümlicher Gestaltung oder überwältigendem stofflichen Effect ist jedoch nichts darunter. Den Preis verdienen jedenfalls die beiden Bruchstücke aus „Ecken Ausfahrt" von Simrock und „Eine Perle" von Rückert; auch die „Melodien" von Wolfgang Müller haben wir mit vielem Vergnügen gelesen.

33. Vielliebchen.

Das beifällige Urtheil, das wir schon über mehre Novellen Bernd's von Guseck, die er zur diesjährigen Almanachsliteratur geliefert hat, haben aussprechen müssen, dürfen wir im vollsten Sinne auch über die Gaben seines eigenen Taschenbuchs wiederholen. Er erhebt sich darin offenbar über die gewöhnliche Taschenbuchsliteratur und legt eine tiefere Auffassung sowol der Geschichte wie der ästhetischen Gesetze an den Tag. Die Verflechtung der Begebenheiten deutet in der Regel auf einen wohldurchdachten Plan und ist nicht blos auf Spannung, sondern zugleich auf eine naturgemäße, organische Entwickelung berechnet, bei welchen namentlich den verschiedenen, zum Theil originellen oder neugestalteten Charakteren der Erzählung Gelegenheit gegeben wird, sich in dem Wechsel der Situationen nach psychologischen Gesetzen zu entfalten. Auch die Dehors: die landschaftlichen Schilderungen, die Zeit- und Sittengemälde sind meistentheils mit treffenden Zügen und lebendigen Farben ausgestattet, und die Darstellung sinkt nie zur Anwendung jener von vornherein fertigen und darum längst verbrauchten Phrasen und Wendungen hinab, deren sich die Unterhaltungsschriftsteller so schwer zu enthalten pflegen. Neben diesen lobenswerthen Eigenschaften fehlt es natürlich auch nicht an Mängeln. Die fühlbarsten derselben sind, daß manche seiner Figuren die volle Wärme des Lebens vermissen lassen, daß seiner Darstellung die Kürze und Gedrungenheit abgeht, daß er selbst seinen Objecten noch etwas fremd gegenüberzustehen scheint. Bei fortgesetztem Streben jedoch wird er

hoffentlich auch diese überwinden, und sich nach und nach die Qualification zu noch großartigern Productionen erringen. Nach diesem allgemeinen Urtheil glauben wir einer besondern Besprechung der einzelnen Novellen überhoben zu sein. Nur Das sei noch dem Leser angedeutet, daß die letzte derselben, „Der Falkner", die werthvollste ist, daß wir an diese „Die Krone von Sicilien" anreihen, dagegen „Die Heimatlose" für die schwächste erkennen.

34. Ehret die Frauen.

Ein Almanach in englischem Geschmack: großes Format, solid-eleganter Band, schweres Velin, splendider Druck, zwölf zum großen Theil treffliche Stahlstiche, und bei Asher und Comp. in London herausgekommen. Das einzige Deutsche daran ist der Text, und dieser vertritt Deutschland leider auf keine sehr würdige Weise. Sämmtliche Gedichte — denn aus solchen, welche die einzelnen Stahlstiche erläutern sollen, besteht er nur — sind, obschon zum Theil aus berühmten Dichtern, dennoch höchst unglücklich ausgesucht; denn es ist kein einziges unter ihnen, das so, wie es dasteht, einen besondern Eindruck machte oder auch nur zur Hebung des Eindrucks der Stahlstiche beitrüge. Unter den Stahlstichen selbst sind die meisten, besonders die drei ersten, in der That sehr ansprechend; daneben finden sich aber auch manche fast abschreckende, z. B. die Harfnerin, welche als Repräsentantin der Musik gelten soll.

35. Taschenbuch der Liebe, Freundschaft und Geselligkeit.

Ein Taschenbuch für Spinn- und Gesindestuben; denn es enthält nichts als ein Wörterbuch der Blumensprache, Stammbuchverse, Wort- und Räthselspiele, Gedichte über die Bedeutung der Farben, Anweisungen in den Künsten des Kartenlegens, des Traumdeutens und des Punktirens — kurz lauter Dinge, die nur noch in den Souterrains zu Hause sind. 87.

Erinnerungen an Italien, besonders an Rom. Aus dem Reisetagebuche von A. J. Kahlert. Breslau, Aderholz. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wenn es noch darauf ankäme, gute Reiseerinnerungen und Reisehandbücher für Italien zu schreiben, wenn diesem Bedürfniß nicht weit über allen Verbrauch hinaus schon abgeholfen wäre, so müßten wir dem Verf. dieser Schrift, die mit Wissen und Nachdenken geschrieben ist, dankbar sein. Wir haben schon öfters ausgesprochen, daß ein Reisewerk über Italien ohne einen ganz speciellen, klar angeschauten und streng festgehaltenen Sonderzweck uns ein zweckloses superfluum zu sein scheint. Der Verf. hat nun einen solchen Einzelzweck; allein wir müssen bekennen, daß uns derselbe so, wie er ihn bezeichnet, etwas sonderbar vorgekommen ist. Er geht nämlich von der Idee aus, daß es an Reisebeschreibungen dieses schönen Landes aus katholischem Standpunkte fehle, an solchen, welche das katholische Gefühl der Leser durch Ansichten und Urtheile nicht verletzten, und wendet seinen Fleiß darauf, seinem Buche diesen „negativen" Vorzug zu erhalten. Wir müssen aber gestehen, daß der Verf. uns hierbei im Irrthume zu sein scheint. Uns dünkt vielmehr, daß gerade das Gegentheil in der Wirklichkeit erfolgt sei, und daß die beiweitem größere Mehrzahl der protestantischen Reisenden in Italien, so weit sie ihren Gefühlen überhaupt Sprache geben, nicht etwas, sondern recht viel vom katholischen Standpunkt angenommen haben, wohingegen gerade die Mehrzahl der katholischen Reisenden, in ihren Erwartungen vielleicht getäuscht, recht oft zu bittern Satirikern geworden sind. An den Protestanten liegt die Schuld gewiß nicht, denn, um es gerade heraus zu sagen, in der Luft Italiens liegt etwas, das mit dem Katholicismus aussöhnt und das ihn verständlich macht, wie es die Musik Rossini's und seiner Nachahmer begreiflich macht und mit ihr versöhnt. Mit sehr wenigen Ausnahmen werden gefühlreiche Protestanten daher in Italien dem Katholicismus eher näher geführt als von ihm entfernt, besonders wenn sie aus dem etwas dürren Norden von Deutschland herkommen, wogegen der ascetische norddeutsche Katholik an der leichten und etwas phantastischen Auffassung des Katholicismus eher Anstoß zu nehmen geneigt ist. Es ist eben die Lehre vom Contrast, die hier wirksam ist. Inzwischen ist es dem Verf. auch wol mit jener Beschuldigung der Protestanten nicht so sehr Ernst; wenigstens geschieht es ihm, daß er in seinem Buche Äußerungen und Urtheile von Reisenden wie Witte, Lüdemann, Leo, Joh. Müller u. s. w. citirt, die nichts weniger als Belege zu katholischen Glaubensdogmen sein mögen. Genug aber, der Verf. hat doch einen Zweck, und das kommt ihm zu statten. Seinen Standpunkt als Berichterstatter hat er ungefähr nach dem Muster und Vorbilde Kephalides' gewählt, was, obwol oft versucht, immer noch besonders zu empfehlen ist, da eine natürliche, wahre und gefällige und mannichfache Auffassung der Dinge bei diesem Vorbilde nur gewinnen kann. Der Verf. hat sich ferner an den neuesten Schriften über das Land seiner Vorliebe vorgebildet, Geschichte und Culturentwickelung hinlänglich studirt, und für den Reiz der Natur eine solche Empfänglichkeit, daß er noch schließlich als einen beherzigenswerthen Satz hinstellt: daß man für Geld sich keinen größern Genuß auf Erden verschaffen könne als einen Besuch Neapels. Mit solcher Vorbereitung haben wir Ursache zufrieden zu sein; verdienstvolle Kunstschilderungen und antiquarische Betrachtungen erlassen wir ihm. In dieser Beziehung hätte er sogar kürzer sein können.

Die Reise beginnt von Wien aus, geht durch Laibach nach Triest, Venedig, Padua, über Bologna nach Florenz, Pisa und Livorno und von hier mit dem „gebenedeiten" Dampfschiffe nach Neapel. Wie wir über den Verderb der Dampfschiffreisen in Italien denken, haben wir erst vor kurzem in diesen Bl. ausgesprochen. In diesem ersten Theile seiner Reise steht der Verf. ganz unter der Macht der ersten Eindrücke; er wiederholt nur seine jauchzende Freude und das Handbuchmäßige. Vorzüglich besucht er die Kirchen, doch obgleich er fast keine zu nennen versäumt, so ist die Ausbeute des Neuen oder Bemerkenswerthen in seinen Urtheilen doch gering. Selbständiger wird der Reisende erst in Neapel. Hier begegnet ihm Eigenthümliches. Wenn er aber die haarsträubende Gefahr berichtet, die er auf einer Meerfahrt längs der Küste bestand, bei der es seiner Überzeugung nach auf einen schauderhaften Seeraub abgesehen war, so will uns die Sache, trotz Mayer's Citaten, etwas unglaublich vorkommen, und wir meinen, daß der Verf. seiner Phantasie hierbei den Zügel etwas zu sehr schießen ließ. Mindestens haben wir unsererseits nie davon gehört, daß Marinari des Molo so desperate Piraten wären, daß sie Fremde, die sich ihrer Barke anvertrauen, am hellen Tage im Angesicht der von Menschen strotzenden Küste auf offener Welle der Bai beraubten, und wol gar mit einem Stein ins Meer versenkten. Daß Schnupftücher an der Piazza reale gestohlen werden, ist eine bekannte Sache, allein daß Reisende an den Beinen in die Barke hinabgezogen, strangulirt und ins Meer geworfen würden — im Angesicht des Molo von Neapel — das, wir gestehen es, ist uns neu. Wir glauben es nicht; der Verf. hat wahrscheinlich die bekannte Zudringlichkeit der Süditaliener für ein Raubattentat genommen. Auch bezweifeln wir die Richtigkeit der Nachricht, daß König Ferdinand I., der freilich ein sonderbarer Prinz war, seine selbstgefangenen Fische auf dem „Mercato" selbst an die

Lazzaroni verkauft habe. Im Übrigen sind die fünf Briefe über Neapel gut geschrieben und ganz angenehm zu lesen, der Schmerz der Abreise aus dieser Capitale des süßesten Müssiggangs, die dem Bettler einen neidenswerthen Lebenslauf gewährt, ist mit Wahrheit und Wärme geschildert.

Der Abschied von Rom ist indeß noch schmerzhafter. Mit dem 15. Briefe gelangt der Reisende nach Rom. Wir müssen hierbei erinnern, daß, obgleich der Verf. dies Werk als einen bloßen Abdruck seiner Briefe in die Heimat herausgibt, die nachträgliche Arbeit daran doch unverkennbar ist, wie schon die fleißigen Citate aus Büchern, die er doch wahrscheinlich im Reisekoffer nicht mit sich führte, beweisen können. Also Rom wird geschildert, im Totaleindruck recht gut, im Speciellen mit allzu reicher Bewunderung, dürftig, gewöhnlich. Einen mächtigen Zankapfel wirft der Verf. mit folgendem Citate aus J. v. Müller's „Reisen der Päpste" hin: „Die Welt zitterte vor Attila, kein Kaiser, keine Legion rettete Rom, aber Leo I. that's mit seinem Bischofsstab. Derselbe Papst schirmte Rom wider die Flammen Genserich's. Als nun Schwert und Feuer keine Sache noch Person schonte, erhielt Leo, daß Rom nicht in einen Steinhaufen verwandelt wurde. Die Kaiser, umringt von Weibern und Verschnittenen, stritten indeß über beide Naturen und beide Willen in Christo. Wenn die natürliche Billigkeit entscheiden kann, so ist der Papst mit Recht Herr von Rom, denn ohne ihn wäre Rom nicht mehr." Ganz schön und gut! Allein wer war schuld, daß die Kaiser, über beide Willen in Christo streitend, keinen Willen hatten? Doch wol die Kirche!

Von dem römischen Menschen ist der Reisende ganz entzückt, und nicht minder von der Römerin, was für Jemand, der auf den Katholicismus reist, ein wenig auffällig erscheint. Inzwischen die Wahrheit muß siegen, und wir geben ihm ganz recht, wenn er am Ende seines Gemäldes ausruft: „Welch' unaussprechlicher Reiz! Ich könnte stundenlang von diesem Gegenstande sprechen, ohne ihn zu erschöpfen!" Wer wollte auch erschöpfend, was Naturgrazie sei, aussprechen! Katholischer als in jenem Ausruf zeigt sich der Verf., da er eine feierliche Function des Papstes auf Piazza Navona schildert. Es ist bekannt, daß dergleichen Schauspiele selbst auf Protestanten einen lebendigen Eindruck zu machen pflegen, wir verargen es daher wahrlich keinem katholischen Kirchengenossen, am wenigsten einem Geweihten derselben, wenn ihm die Sache zu großer Erbauung gereicht. Nur gehen die Herren und auch unser Verf. gewöhnlich zu weit. Daraus, daß zehntausend Menschen plötzlich auf die Knie fallen und die Wachen das Gewehr rühren und die Kanonen donnern; daraus, daß für einen sterbenden Papst 200 Millionen Menschen — mit Zuhülfenahme einiger Phantasie — inbrünstig beten; daraus, daß dies Alles ein Bild gibt von einer Macht, größer als die Cäsar's und Alexander's; daraus, sagen wir, folgt noch nicht das Allermindeste für die Wahrheit und Vernunftmäßigkeit der katholischen Kirchenlehren oder für die Nothwendigkeit, sich protestantischerseits diesen Lehren wieder anzuschließen. Mit diesem Trugschluß aber tragen sich selbst wohlmeinende und aufgeklärte Katholiken nur gar zu oft, und der Verf. selbst, nachdem er eine Diepenbrock'sche Kanzelrede dieses Inhalts excerpirt hat, scheint in diesen Trugschluß zu verfallen. Unleugbar ist ein Übermaß von Phantasie, ein Übergewicht von Empfindung und Wohlmeinenheit über den prüfenden Verstand schuld an dieser Täuschung, gegen welche wir deshalb viel Nachsicht haben, weil sie wirklich oft aus dem Wunsche hervorgeht, auch wir möchten so erhebender Empfindungen theilhaftig werden, als sie der gläubige Katholik in solchen Augenblicken genießt! Es ginge wol an, aber es geht nicht — wer wollte jedoch über einen so edlen Wunsch zornig werden?

Nachdem Rom in 14 Briefen in der bezeichneten Weise geschildert worden, schifft der Verf. sich in Civita vecchia wieder ein, landet wieder in Livorno und gelangt nach Genua, indem er so den großen Körpertheil Italiens zwischen Florenz und Rom überspringt. Er macht dafür eine schöne Bemerkung über den Wohllaut der italienischen Sprache im Munde der Kinder. In der That, im Munde der Frauen klingt das Italienische oft nicht schön und steht mit dieser Eigenthümlichkeit der der nordischen, besonders der slawischen Sprachen gerade entgegen. Das Polnische und Russische, rauh und polternd im Munde der Männer, wird im Munde der Frauen oft zu einem süßen Lerchengezwitscher; im Gegensatz hierzu nimmt das Italienische im Munde der Frauen und häufig gerade der schönsten, meist etwas Rauhes und Decidirtes an, was uns ganz besonders unangenehm berührt, wenn wir in Deutschland mit schönen Italienerinnen verkehren. Im Kindesmunde ist das Italienische die Sprache der Engel. Von Genua eilt der Verf. nach Mailand. Hier ist sein Entzücken über den Dom und den Friedensbogen groß. Wir gestehen, daß der mailänder Dom zu den Gebäuden gehört, bei welchen uns der reine Genuß durch zu viel „Prätension" verdorben wird. Wir möchten von ihm sagen, daß er nicht naturwüchsig sei, daß er einer geputzten Ballschönheit gleiche, daß er in der Zierath sich selbst verloren habe. Sein Bruder in Köln, halb verstümmelt wie er ist, im grauen Hausgewande ohne Zeichen und Geschmeide, läuft ihm in unsern Augen den Rang ab. Der Verf. aber bewundert ihn bis zur Lästerung, die in diesem Buche nicht hätte vorkommen sollen.

Die letzten Briefe beschäftigen sich mit der Lombardei, mit Verona, Rivoli, Trient, Bolzano, Innsbruck, mit Hofer, Salzburg, der Donau, Linz und Wien, von wo der Verf. in 1½ Tagen in seine Heimat Leobschütz zurückgelangt. Er hat uns manches Gute und Annehmbare dargebracht; aber mit seiner schließlichen Reiseausbeute, wie er sie für sich selbst als Gewinn schildert, würden wir nicht zufrieden sein. Er sei, sagt er, mit der Überzeugung in den gewohnten Lebenskreis zurückgetreten, daß die Welt groß und schön, und die Menschen ihrer Mehrzahl nach gut und edel seien. Um das zu wissen, darf Niemand nach Neapel reisen, wo zwar Himmel und Erde schön, aber die Menschen etwas von der Natur verzogen sind. Viel lieber ist uns des alten Goethe Lehrsatz, und an diesen halten wir uns, nämlich an den Satz: daß, wer Italien recht gesehen hat, nie mehr ganz unglücklich werden kann — weil es in seiner Seele nie ganz leer wird. 8.

Zur Charakteristik Schiller's.

Es sind heute (9. Mai) 39 Jahre, als Schiller's Geist die Erde verließ, um in eine Region überzugehen, für die er sich vor unzähligen Andern gezeitigt hatte. Über den Dichter ist seit jener Zeit viel geredet und geschrieben worden, weniger über den Menschen, wie er sich im gewöhnlichen Leben, im Verhältniß zu andern Menschen zeigte, obgleich auch von dieser Art manches Dankenswerthe in das Publicum gekommen ist. Man hat dieses, da doch Schiller einmal Liebling der Nation ist, freudig aufgenommen; dies wird hoffentlich auch bei der gegenwärtigen Mittheilung der Fall sein. Am Todestage geliebter, verehrter Menschen vergegenwärtigt man sich gern ihre Persönlichkeit; dies führte mich zu Briefen aus jener Zeit, da Schiller starb; einer derselben, von der Geheimen Kirchenräthin Griesbach in Jena, war mir besonders erbaulich und schien mir zu einer Bekanntmachung wohl geeignet.

Schiller wohnte als jenaischer Professor eine geraume Zeit im Griesbach'schen Hause; wie er den Hausherrn und dessen Gattin ehrte, ist in der Biographie Griesbach's („Zeitgenossen", dritte Reihe, Nr. 8) gesagt worden. Viele Thränen sind um den so früh Hinscheidenden geflossen, Thränen mannichfacher Art und verschiedenen Gewichts. Sehr gewichtig und bedeutend sind gewiß die eines Mannes, der im vollsten Sinne des Worts ein Mann war, groß als Gelehrter und als wirksamer Mann des Staats, ernst, streng gegen sich und, wo es dem Beruf und dem Amte galt, gegen Andere, unermüdlich wirkend

auch bei widerstrebendem Körper. Die Gattin dieses Mannes, in jeder Hinsicht seiner würdig, schrieb an mich unter dem 16. Mai 1805:

„Wie sehr wünschte ich, Ihnen einen recht erfreulichen Brief schreiben zu können, um Ihnen dadurch für das Erfreuliche zu danken, was Ihr Brief enthält. Aber leider war ich schon am 23. April, meinem Geburtstage, und schon vorher in so trauriger Stimmung, daß ich alle Mühe hatte, die Theilnahme unserer Freunde mit einem freundlichen Gesichte aufzunehmen; jeden Augenblick fürchtete ich, mein verhaltener Gram würde in einen Thränenstrom ausbrechen; und ich wollte doch meines Griesbach's wegen heiter sein. Er hatte mir den schönsten Rosenstock vor meine Thür setzen lassen, den es, glaube ich, je gegeben hat, seit es Rosenstöcke gibt, und auf den nun am Geburtstage mein erster Blick fiel. Er ist über zwei Ellen breit, hat an hundert Knospen, deren jetzt 32 sich entfaltet haben. Am 16. April, an unserm Hochzeitstage, kam der gute H. Voß (der Sohn) zu uns und sagte, daß er nun auch nach Heidelberg gehen werde. Dies war nun schon an und für sich für uns traurig genug; es reihete sich aber an diese Nachricht so Manches aus früherer Zeit, was Jena, was wir erfahren. — Ich darf mir Griesbach's Stimmung gar nicht deutlich denken, wenn ich Fassung behalten will für die gewöhnlichen Geschäfte des Lebens. In dieser Stimmung dachten wir immer: Wenn wir nur einmal nach Weimar kommen könnten zu Schiller. Ich rechnete besonders darauf, daß eine Unterhaltung mit Schiller für Griesbach tröstlich und beruhigend sein würde, und wir strebten jeden Tag hinüber zu kommen; und immer hielt uns das schlechte Wetter ab. Denken Sie sich unsern Schmerz, als wir hörten, Schiller sei wieder krank, er habe ein Brustfieber. Froriep war hier, und reisete Mittwoch früh nach Weimar; ich bat ihn, er möchte sich in unserm Namen bei Schillers erkundigen lassen und mir noch am Abend Nachricht geben. Da hörten wir, daß er noch sehr krank sei und daß die Schiller mich zu sehen wünsche. Ich konnte ja nicht das Schlimmste fürchten; ach, ich kann es ja jetzt kaum glauben, daß das Schreckliche geschehen ist. Am Freitag früh erhielten wir die traurige Nachricht. Ich fuhr sogleich hinüber, um die arme Frau zu sehen und auch die Hülle des edelsten Geistes noch einmal anzurühren; ach! ich fand sie schon fast zerstört. An diese Reise werde ich zeitlebens denken. Mit zerrissenem Herzen ging ich aus Jena; denn Griesbach war so tief betrübt und weinte um seinen entschlafenen Freund, wie ich ihn noch nie weinen sah. Ich wäre gern hier geblieben; und doch zog es mich nach Weimar, und Griesbach selbst trieb mich fort. Ich kam in der Nacht um zwölf Uhr zurück. Unser geliebter H. Voß ist auch ganz von Schmerz niedergedrückt. Wirklich könnte ich sagen, er und wir gehören mit zu den eigentlichen Leidtragenden; denn außer seinen Verwandten kannten ihn nur Wenige so wie wir. Freilich sind Tausende, die ihn betrauern und beweinen werden, aber die Meisten denken sich den großen Mann; wir beweinen den guten. — —"

Wenn Goethe sagt: „Schiller erscheint hier (in dem Tagebuche einer Verwandten, die bei ihm lebte), wie immer, im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur; er ist so groß am Theetisch, wie er es im Staatsrath gewesen sein würde. Das war ein rechter Mensch!" so schloß er in diese letzten Worte gewiß auch den Gedanken ein: er war, wie an Geist, so auch groß an Herz und Gemüth. Daß er das war, beweist auch der Schmerz, den sein Scheiden in dem Ehepaar erzeugte, von dem der mitgetheilte Brief handelt. **M. i. D.**

Bibliographie.

Alison, A., Geschichte Europas seit der ersten französischen Revolution. Deutsch von L. Meyer. 5ter Band. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Offene Antwort auf das offene Sendschreiben des freiresignirten Pfarrers Dr. Karl Haas an seine liebe Gemeinde in Ober- und Untergröningen bei seinem Rücktritt zur katholischen Kirche. Mit einem Vorworte von C. Stockmayer. Eine Rechtfertigung der evangelischen Kirche gegen Freund und Feind. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bemerkungen über das offene Schreiben eines sächsischen Anwalts an den Königl. Preuß. Justizminister Mühler, in Bezug auf dessen Ministerialrescript vom 6. Februar 1844, den ausgeschriebenen Mainzer Advokaten-Verein betreffend. Berlin. Gr. 8. 7½ Ngr.

Auch ich bin aus Griechenland vertrieben, oder Briefe des Malers Bernh. Simon Bonk aus München, Athen und Rom. Herausgegeben von seinem Bruder (J. Bonk). Danzig 1843. 12. 5 Ngr.

Dittenberger, W., Die Universität Heidelberg im Jahre 1804. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte. Heidelberg, Mohr. Gr. 8. 10 Ngr.

Das Fremdwörterwesen und seine Nachtheile für deutsche Sprache, Gesinnung und deutsches Leben. Ein Gedenkbuch für vaterlandliebende Deutsche. Von J. D. C. B. Stuttgart, Franckh. Gr. 16. 20 Ngr.

Gesicht des Todesboten über den Erdkreis. Ein hebräisches Gedicht. Urtext und Übersetzung, herausgegeben von B. Hirzel. Zürich, Orell, Füßli und Comp. Gr. 12. 1 Thlr.

Hoburg, K., Die Belagerungen der Stadt und Festung Thorn seit dem 17. Jahrhundert. Mit 3 Plänen und 2 Zeichnungen. Thorn, Lambeck. 8. 1 Thlr.

Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Mit Holzschnitten. Für 1844. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 8. 10 Ngr.

Leiden und Freuden eines Commis Voyageur. Zwei Theile. Stuttgart, Franckh. 8. 2 Thlr.

Meklenburg. Ein Jahrbuch für alle Stände. Mit Beiträgen von D. Assur, Dehn, Jeppe, Reinhard, Ritter, Schnelle u. A. Herausgegeben von W. Raabe. 1ster Jahrgang. (1844.) Parchim, Hinstorff. 8. 12½ Ngr.

Des Herrn Führungen im Lebensgange des Georg F. Müller. Von ihm selbst geschrieben. Zwei Theile. Stuttgart, Liesching und Comp. 8. 20 Ngr.

Ritter, H., Über unsere Kenntniss der arabischen Philosophie und besonders über die Philosophie der orthodoxen arabischen Dogmatiker. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 15 Ngr.

Rupprecht, J. B., Sonetten-Kranz um Hymens Brautfackel gewunden, bei Gelegenheit der Verbindung des Erzherzogs Albrecht von Österreich mit der Prinzessin Hildegard von Bayern. Wien, Beck. Gr. Lex.-8. 20 Ngr.

Schmidl, A. A., Handbuch für Reisende im Kaiserthume Österreich. Mit Post- und Reisekarte. Wien, Gerold. Gr. 12. 3 Thlr. 10 Ngr.

Schubert, G. H. v., Erzählungen. 3ter Band. Erlangen, Palm und Enke. 1 Thlr. 12½ Ngr.

Stahr, A., Christian Ruben's: Columbus im Augenblicke der Entdeckung der neuen Welt. Bruchstück aus einem Reisejournal. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 5 Ngr.

Tersteegen's, G., Gesammelte Schriften. 1ster Band: Geistliches Blumengärtchen. Stuttgart, Rieger. Gr. 16. 15 Ngr.

Vidocq's wahre Pariser Geheimnisse. Deutsch herausgegeben vom Verfasser. 1ste Lieferung. Berlin, Voß. 8. 5 Ngr.

Vincas, H., Gedanken über das Geisterreich. Oldenburg, Schulze. 8. 1 Thlr.

Wilbrand, F. J., Stammt das Menschengeschlecht von einem Paare ab? Vom naturwissenschaftlichen Standpunkte näher beobachtet. Eine Vorlesung. Giessen, Ricker. 8. 5 Ngr.

Der Zollverein und dessen Verhandlungen mit Hannover. Berlin, Besser. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 153. —— 1. Juni 1844.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Staat und Kirche, Religion und Selbstbewußtsein.

(Überschau einer Reihe von Schriften aus dem Jahre 1843.)

Erster Artikel.

Seitdem der „christlich-germanische Staat" proclamirt worden ist, haben sich viele Leute öffentlich und im Geheimen die Köpfe darüber zerbrochen, den Begriff dieses Begriffs herauszubringen. Denn — ein Begriff muß bei dem Wort doch sein. Wie durfte man sich einfallen lassen, daß vielleicht gerade in Ermangelung des erstern das letztere mit seinem prächtigen Klang willkommen gewesen wäre? Von den drei Fällen, welche möglich sind, daß entweder der prächtige Name etwas bedeute, das da ist, oder etwas, das zwar noch nicht ist, aber doch noch werden kann und soll, oder endlich etwas, das weder ist noch sein kann, sondern nur so hin geredet wird, ist der letzte derjenige, in welchen bekanntlich nur die „schlechte Presse", die Erzeugerin der „hohlen Theorien" hineingerathen kann, keineswegs aber die „gute Presse", welche die Vertreterin der „Praxis" und des „Bestehenden" ist, und doch hat diese die Fahne des „christlich-germanischen Staats" aufgepflanzt. Was nun erstlich die Existenz des christlich-germanischen Staats betrifft, so haben wir bisher wol von Staaten gewußt, als da sind Frankreich, Rußland, Preußen, Östreich, Hanover, Oldenburg u. s. w., und wenn man diese durch ein Prädicat näher bestimmen wollte, von despotisch regierten, absolut-monarchisch regierten, constitutionnellen Staaten, Republiken, Staatenbünden; andererseits haben wir von christlichen Kirchen gewußt, christlichen Confessionen und Sekten, als von der griechisch- und römisch-katholischen, beide alleinseligmachend, der lutherischen, der reformirten und zwar deutsch-reformirten, schweizerisch-reformirten, französisch-reformirten, der anglikanischen Kirche, den Mennoniten, den Baptisten und wie sie alle heißen; wir haben gewußt, daß sich in den verschiedenen Staaten diese verschiedenen Christenthümer verschiedentlich mischten und nicht nur unter sich, sondern auch mit dem Judenthum und andern Religionsgemeinschaften; auch daß man diejenigen Staaten, in denen eine oder die andere überwiegend war, katholische oder protestantische Staaten (obwol uneigentlich) nannte; aber von einem christlich-germanischen Staate haben wir nirgend etwas gesehen und erfahren. Welcher Staat ist wol christlich-germanisch? Ist es Preußen? Ist es Sachsen? Oder welcher sonst existirende Staat? Nehmen wir Preußen beispielsweise! „Preußens unumschränktes Staatsoberhaupt", sagte Herr Phil. Ludw. Wolfart in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung", 1841, Nr. 43, „bekennt sich zum rein-evangelischen christlichen Glauben. Die evangelische Religion ist also die herrschende im Lande, welches von ihren Grundsätzen aus nur regiert werden kann" u. s. w. Nehmen wir diese Erklärung an, so wäre Preußen ein „rein-evangelisch-christlicher" Staat im Unterschiede z. B. von einem „römisch-katholisch-christlichen" Staate (welchen Unterschied auch Hr. Wolfart ausdrücklich macht) — also kein schlechthin „christlicher Staat". Nehmen wir nun aber Staat nicht in dem Sinne der Sentenz L'état c'est moi und sehen wir von dem verfänglichen*) Begriffe einer „herrschenden Religion" ab, so enthält der preußische Staat in sich acht Millionen Lutheraner, Reformirte, Unirte, Herrnhuter u. s. w., fünf Millionen Katholiken, 200,000 Juden, welche sämmtlich, wenn auch die letztern mit Beschränkungen, Staatsbürger sind. Anlangend das Germanische, leben im Königreich Preußen außer den Juden

*) Ist die Religion des Königs die herrschende, so ist in Sachsen die römisch-katholische herrschend. Die französische Charte hat die römisch-katholische für die Religion der Majorität des französischen Volks erklärt: — gewiß eine wunderliche statistische Notiz in einem Staatsgrundgesetz.

etwa zwei Millionen Slawen (Polen, Lithauer, Wenden, Letten). Hinsichts des Volks kann man also diesen Staat weder absolut-christlich noch germanisch nennen; soll aber auf das Staatsoberhaupt gesehen werden, so kann dieses, was Religion betrifft, nach den *bestehenden* Verhältnissen nur einer bestimmten christlichen Confession angehören, kann also, wenn sich nach religiösen Grundsätzen ein Staat regieren ließe und dies beabsichtigt würde, nur nach den Grundsätzen der „evangelisch-christlichen Kirche", nicht aber nach allgemein-christlichen Grundsätzen, die es gar nicht gibt, regieren, wobei denn natürlich z. B. die römisch-katholischen Staatsbürger sehr zu kurz kommen würden; wie aber nach *germanischen* Grundsätzen regiert werden könne, ist in der That nicht abzusehen, da sich ein Codex des „germanischen" Staatsrechts oder, um gar nicht einmal von Recht zu reden, ein Inbegriff der „germanischen" Moral und Staatsweisheit schwerlich irgendwo auftreiben ließe.

Was sodann die *Möglichkeit* des christlich-germanischen Staats als eines vielleicht noch in der Zukunft zu verwirklichenden Staats anlangt, können wir uns leider auch von dieser kein Bild machen. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Bestandtheile, aus denen dieser Name zusammengesetzt ist, einander schnurstracks widersprechen. Denn gesetzt, ein Staat wäre germanisch, so wäre er eben deshalb nicht christlich, da das Christenthum alle Nationalunterschiede aufhebt, wie, laut Aussage des Neuen Testaments, zuerst den zwischen Juden und Samaritern, sodann den zwischen Juden und Griechen. „Hier ist kein Jude noch Grieche, denn ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu" (Gal. 3, 28). „Wir sind durch einen Geist Alle zu einem Leibe getauft, wir seien Juden oder Griechen" (1 Kor. 12, 13). Daß das Christenthum „in alle irdische Formen und Verhältnisse eingehe und sich denselben *anschließe*"*) ist eine schwächliche moderne und keineswegs christliche Ansicht: das Christenthum geht in die irdischen Formen ein, nicht um sie zu erhalten oder zu verklären, sondern um sie zu zerstören und himmlische Formen an deren Stelle zu setzen; Paulus accommodirte sich den Juden nicht, um ihnen ihr jüdisches Wesen zu lassen, sondern um es ihnen zu nehmen, um „sie zu gewinnen" (1 Kor. 9, 20—22). Was „germanisch" ist, das ist ganz zuverlässig nicht „christlich"; denn „davon sage ich, lieben Brüder, daß Fleisch und Blut nicht können das Reich Gottes ererben, auch wird das Verwesliche nicht erben das Unverwesliche" (1 Kor. 15, 50); das Christenthum hat es aber lediglich mit dem Reiche Gottes und mit dem Unverweslichen zu thun. Darauf ist auch die Reformation im 16. Jahrhundert ausgegangen, das Unverwesliche wieder aus dem Verweslichen, das Reich Gottes aus den Händen von Fleisch und Blut zu reißen, das Christenthum aus seiner Verwickelung mit der Welt wieder zu befreien und wieder in das innere Heiligthum des Herzens, in das ihm eigene himmlische Gebiet zu versetzen. Luther sagte:

> Derohalben müssen wir in diesem Leben gleich wie *Fremdlinge* leben, bis daß wir das *rechte Vaterland* erreichen und ein besser Leben überkommen, welches ewig ist.
>
> Sollt das billig aller Christen *einigs* Werk und Übung sein, daß sie das Wort und Christum wohl in sich bildeten, solchen Glauben stätig übten und stärkten. Denn *kein ander Werk mag einen Christen machen.* **)
>
> Ein Christenmensch lebt nicht ihm selbst, sondern in Christo und seinem Nächsten; durch den Glauben fährt er über sich in Gott; aus Gott fährt er wieder unter sich durch die Liebe, und bleibt doch immer in Gott und göttlicher Liebe. Siehe, das ist die rechte geistliche, christliche Freiheit, die das Herz frei macht von allen Sünden, Gesetzen und Geboten. ***)

Man sieht schon, daß das Christliche dem Germanischen keinen Raum übrig läßt. Wie denn auch andererseits das Germanische dem Christlichen nicht. Z. B.:

> Erstarrt ihr Stamm in langem Frieden und Muße, so ziehen die meisten jungen Adeligen den Völkern zu, die gerade Krieg führen, denn sie lieben die Ruhe nicht, und in einem wechselvollen Leben ist es leichter, Glanz zu erwerben. Auch ist es schwerer, sie zum Ackerbau zu bringen als zu Kampf und blutigen Händeln. ****)

Wenn nun auch die Germanen nicht mehr so arg zu sein brauchen, um Germanen zu sein wie zu des Tacitus Zeit, so wird es doch wenigstens noch immer zum germanischen Wesen gehören, „Sie sollen ihn nicht haben" zu singen. Das ist aber gewiß sehr unchristlich, denn wenn die Gallier das linke Rheinufer haben wollten, so müßten ihnen die Germanen, wenn sie Christen sein wollen, das rechte noch dazu geben. Siehe Matth. 5, 40 und Luc. 6, 29. So wenig ich mir vorstellen kann, was christlich-germanisch oder germanisch-christlich ist, ebenso wenig kann ich mir vorstellen, was ein *germanischer* Staat ist. Denn wenn man auch Alles zusammennimmt, was Tacitus von den Germanen wußte, und Alles, was das gesammte Mittelalter aus germanischen Stoffen gezimmert hat, so kommt noch immer nicht Das heraus, was man zu einem Staat nach heutigen Begriffen nöthig hat. Die Verfassungen der verschiedenen deutschen Staaten gleichen denen der nicht germanischen Länder wie ein Ei dem andern; es kann auch gar nicht anders sein; denn wollte man etwas apart Germanisches machen, so würde das nicht in die übrige Welt hineinpassen und würde von ihr verschlungen werden. Noch weniger aber kann ich mir vorstellen, was ein *christlicher* Staat ist; denn ein Christenmensch soll vor allen Dingen Christo nachfolgen und alles Irdische stehen und liegen lassen, auch die Todten ihre Todten begraben lassen, soll keine andere Rede im Munde führen als Ja Ja, Nein Nein, soll nicht hadern, nicht streiten und rechten, soll seine Feinde lieben, soll alle

---

*) Neander's „Kirchengeschichte", I. 1, S. 60.

**) „Von der Freiheit eines Christenmenschen. Zum Siebenten."

***) A. a. O. „Zum Dreißigsten."

****) Si civitas in qua orti sunt, longa pace et otio torpeat, plerique nobilium adolescentium petunt ultro eas nationes quae tum bellum aliquod gerunt, quia et ingrata genti quies et facilius inter ancipitia clarescunt. Nec arare terram tam facile persuaseris quam vocare hostes et vulnera mereri. *Tacit. German.* 14.

seine Habe den Armen geben, auf die Ehebrecherin keinen Stein werfen, lieber nicht heirathen als heirathen und seine Seligkeit schaffen mit Furcht und Zittern; ein „christlicher Staat" wäre also ein Staat ohne Thron, ohne Adel, ohne Finanzen, ohne Justiz, ohne Policei, ohne Eigenthum, ohne Processe, ohne Eidesleistungen, ohne Proletariat, ohne Armeen, ohne Festungen, ohne Diplomatie, ohne Steuern, ohne Gefängnisse, ohne Paßbureaux, ohne Eisenbahnactien, ohne Landstände, ohne Lebensversicherungsgesellschaften, ohne Unzuchtstrafen, ohne Ehescheidungsgesetze, ja am besten ohne Ehen u. s. w., ein Staat, wenn dies möglich wäre, von lauter Brüdern und Schwestern, die „alle Dinge gemein haben, und täglich und stets beieinander sind einmüthig in Tempeln und das Brot brechen hin und her in den Häusern, und Gott loben mit Freuden und einfältigen Herzen" (Apostel-Gesch. 2, 44—47). Kurz, Staat und Christenthum, dies Beides vermag ich nicht zu Einem Begriff zusammenzubringen. Wenn das Christenthum im Staate sein kann, so kann doch der Staat als solcher nicht christlich sein, und umgekehrt können die Christen als solche niemals einen Staat ausmachen, sondern ihr Wandel, wie es Phil. 3, 20 heißt, ist im Himmel; wozu Luther bemerkt (Predigt am 23. Sonntage nach Trinitatis in der Kirchenpostille):

Darum heißen wir nicht mehr Bürger auf Erden, sondern wer da ist ein getaufter Christ, der ist ein geborener Bürger im Himmel. Darum sollen wir uns also halten und wandeln als die dorthin gehören und daheim sind. Denn wir sind nicht dazu getauft, daß wir auf Erden sollen Ehre, Ruhm der Gerechtigkeit oder Herrschaft, Gewalt und Gut haben, und ob wir es haben, so sollen wir es doch nur für Koth achten, damit diesen Dreckbauch schmücken, für die so noch sollen auch von uns oder nach uns geboren werden; aber für uns sollen wir nur warten und sehen, wenn da komme der Heiland u. s. w.

So Gott will das ewige Leben dem Menschen geben, leidet und duldet er die dreckige Heiligkeit dieses Lebens, in welcher wir hier leben müssen um seiner Auserwählten willen, bis sie ihre Zahl voll machen. Dann aber wird er Alles aufheben, Welt, Regiment, Juristen, Obrigkeit, Stände und Summa, nichts mehr von dieser irdischen Gerechtigkeit bleiben lassen; denn es ist doch Alles verdammt und zum Verderben geurtheilt.

Und in einer Predigt vom J. 1530 über denselben Text:

Um's Bauches willen thut die Welt Alles was sie thut, ist das nicht ein schändlicher, jämmerlicher Gott? — Siehe, welch einen Gott hat die Welt, darin so viel schöner Perlen sind, die die Säue gern fressen u. s. w.; dafür uns Gott behüte!

Summa: was es mit dem christlich-germanischen Staat auf sich hat, von dem man jetzt so viel hört und in den Zeitungen liest, habe ich mit meinem dummen Verstande nicht herausbringen können. Ich habe mich deswegen ans Studiren gemacht, um zu sehen, ob vielleicht ein Anderer mehr Glück gehabt hätte als ich, und habe in Büchern, welche etwa von dergleichen Materien handeln mochten, fleißig nachgelesen, was das J. 1843 darüber an den Tag gefördert. Damit mein Fleiß nun aber auch meinen lieben Landsleuten zu Gute komme und ihnen viel Mühe erspare, falls sie etwa von einer gleichen Wißbegierde gespornt sind, will ich das Ergebniß meiner Nachforschungen in d. Bl. mittheilen. Um übrigens nicht die Geduld der Leser zu sehr zu ermüden, werde ich ein paar Pausen machen und das Ganze in drei Artikeln abhandeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Französische Literatur.

1. Causeries et méditations historiques et littéraires par *Charles Magnin*. Zwei Bände. Paris 1843.

Unter diesem etwas unbestimmten und gespreizten Titel hat Magnin, der zu den geschmackvollsten Mitgliedern der Académie des inscriptions gehört, einen Theil seiner kleinern historischen und literarischen Arbeiten zusammengestellt. Er leistet dadurch insbesondere den Literaturhistorikern und den Freunden der ästhetischen Kritik einen wesentlichen Dienst, indem dieselben nun nicht mehr genöthigt sind, seine geistreichen und oft höchst bedeutungsvollen Aufsätze aus den weitschichtigen Sammlungen des „Globe", des „National", der „Revue des deux mondes" und des „Journal des savants" zusammenzusuchen. Magnin hat sich bekanntlich durch seine trefflichen „Origines du théâtre moderne", ein Werk, welches in der französischen Literaturgeschichte Epoche macht, einen rühmlichen Namen erworben. Diese Sammlung kleiner Werke, welche auf dem weiten Felde der Journalistik zerstreut waren, ist ganz geignet, seinen Ruf noch zu vermehren; denn Magnin hat es nicht gemacht wie so Viele, die bei Zusammenstellung ihrer literarischen Arbeiten so eitel sind, jeden, auch den unbedeutendsten Wisch, der aus ihrer Feder hervorgegangen ist, in ihre Sammlung aufzunehmen. Nur wahrhaft gediegene Aufsätze sind es, die der Verf. hier für werth befunden hat, in einem Gesammtabdruck noch einmal zu erscheinen. Überhaupt ist Magnin einer von den wenigen Schriftstellern, denen es um die Kritik wirklicher Ernst ist. Dessenungeachtet sind alle seine Abhandlungen von Pedantismus völlig frei, ja manche seiner Artikel im „Journal des savants", dessen Redactoren sich sonst gar gern mit einem gewissen Nimbus von Gelehrsamkeit umgeben, können für wahre Cabinetstücke einer feinen ästhetischen Kritik gelten. Nur etwas ließe sich, um doch etwas zu tadeln, an seinen kritischen Leistungen aussetzen, und dies wäre eine allzu große Milde und Nachsicht. Man sieht es ihm wol manchmal an, wie er vor Allem bedacht ist, die guten und schönen Seiten eines Werks hervorzukehren, ganz im Gegensatze mit andern gallsüchtigen Kritikern, deren schwarz sehende Augen für Das, was ein Werk wirklich Gutes hat, gar keinen Sinn haben. Es geht ihm bei seiner ihm eigenthümlichen Milde ganz wie Sainte-Beuve, der auch wol schon, sei es aus persönlichen Rücksichten, sei es aus eben dem Grunde wie Magnin, schon manches Werk bis in die Wolken gehoben hat, das wenige Monate nach seinem Erscheinen der Vergessenheit anheimgefallen war. Jedoch sind in unsern Tagen Kritiker, die bei einem Werke immer erst nach dem Guten, was es enthält, fragen, eine so große Seltenheit, daß man es sich schon einmal gefallen lassen kann.

Der erste Band dieser Sammlung enthält Aufsätze, welche auf die Geschichte und Literaturgeschichte Frankreichs Bezug haben, während der zweite mehr den fremden Literaturen gewidmet ist. Im Übrigen hat der Verf. weder eine systematische noch eine chronologische Ordnung befolgt. Nur in Rücksicht auf einige Aufsätze hat er sich von der Zeitfolge leiten lassen; es sind dies die Artikel, welche die Anwesenheit der englischen Schauspieler in Paris während der J. 1827 und 1828 hervorgerufen hat. Diese Truppe war für das französische Theater nicht ohne Wichtigkeit, und die Aufsätze, welche Magnin ihr widmete und die schon im „Globe" wirkliches Aufsehen erregten, verdienen noch jetzt mit Aufmerksamkeit ge-

lesen zu werden. Eins der Glanzstücke des ersten Bandes ist außerdem ein höchst geistreicher Abriß der französischen Literatur während des Kaiserreichs und ein Bild der französischen Akademie während der J. 1827 und 1828. Ferner erwähnen wir unter den zahlreichen Kritiken, die in diesem Bande zusammengestellt sind, die Analysen vom „Ahasvérus" von E. Quinet, vom „Vie et poëmes de Joseph Delorme" (Sainte-Beuve), von den „Rayons et ombres" von V. Hugo u. s. w. Den Schluß dieses Bandes bildet eine ausgezeichnete Arbeit über Augustin Thierry. Der zweite Band steht dem ersten an Interesse keineswegs nach. Die Biographie von Camoens wird schon im „Conversations-Lexikon der Gegenwart" mit Recht ein biographisches Meisterstück genannt. Überhaupt scheint Magnin sich dem Studium der portugiesischen Literatur mit besonderer Vorliebe gewidmet zu haben. Seine hierauf bezüglichen Arbeiten sind ungleich gediegener und probehaltiger als die sonst auch in mehrfacher Beziehung brauchbaren Abhandlungen von Ferdinand Dénis. Unter diesen Aufsätzen heben wir eine Abhandlung über einen der ausgezeichnetsten geistlichen Redner Portugals, den Jesuiten Antonio Vieira, hervor, dem wol zuweilen der Beiname des Massillon von Portugal beigelegt ist. Magnin zeichnet hier eins der vielbewegtesten Leben, das jemals ein Mensch geführt haben mag. Vieira war nämlich mit einer ungeheuern Menge von diplomatischen Missionen betraut, die ihn bald nach Frankreich, bald nach Italien und dann wieder nach England führten; außerdem war er vier Mal nach Brasilien gegangen und hatte in den Urwäldern der neuen Welt mehr als 7000 Meilen zu Fuß zurückgelegt. Dabei fand er aber immer noch Zeit zu den verschiedenartigsten literarischen Leistungen.

2. **Histoire du pape Léon XII par M. le chevalier** *Artaud de Montor*. Zwei Bände. Paris 1843.

Der Verf. vorliegenden Werkes hat schon eine Geschichte vom Papst Pius VII. geschrieben, die überall die lebhafteste Anerkennung gefunden hat und die zugleich in mehre Sprachen übersetzt ist. Der große Erfolg, den dieses Werk gleich bei seinem Erscheinen fand, hat den Verf. ermuntert, den einmal betretenen Weg noch weiter zu verfolgen. Die Regierung Leo's XII. bietet nicht den interessanten Wechsel, den die Geschichte seines Vorgängers zeigt, indessen hat auch er mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, die seinem Leben ein nicht geringes Interesse leihen. Artaud hat keinen der kleinen Züge vergessen, die den Charakter dieses Papstes in seinem wahren Lichte können erscheinen lassen. Indessen läßt er es dabei nicht bewenden; er geht über die engen Schranken einer bloßen Biographie hinaus und gibt an einzelnen Stellen die überraschendsten Aufschlüsse über die Beziehungen Roms zum Auslande. Hier war der Verf., der selbst eine Reihe von Jahren den Posten eines französischen Gesandten beim päpstlichen Stuhle bekleidet hat, auf seinem eigentlichen Felde. Vorzüglich interessant sind die Partien, wo die Verhältnisse des Papstes mit Frankreich von 1823 an bis zu seinem Tode (1829) erörtert werden. Wir machen auf diese Darlegung der gegenseitigen Beziehungen zwischen dem „Vater der Gläubigen" und dem „ältesten Sohne der Kirche" besonders aufmerksam. Es thut uns leid, bei einem so reichen Inhalte uns aller weitern Citate enthalten zu müssen. Nur ein paar Worte wollen wir anführen, welche sich auf einen der vulkanischsten Geister Frankreichs, auf Lamennais beziehen. Artaud erzählt, wie derselbe im Juli 1824 dem Papste vorgestellt wurde und wie der Papst dem gefeierten Verf. des „Sur l'indifférentisme en matière de religion" vorschlug, in Rom zu bleiben, wo ihm die Leitung einer Bibliothek oder irgend ein anderer einträglicher Posten angewiesen werden sollte. Lamennais schlug dieses Anerbieten ab, weil er seine Freiheit höher schätzte als eine angesehene Stellung, vielleicht auch, weil seine Ansichten über das Papstthum schon anfingen sich anders zu gestalten. Auch seine Umgebung fühlte schon die Gefahr, welche von Seiten dieses feurigen Schriftstellers dem päpstlichen Stuhle und der geistlichen Macht drohe. Der französische Geschäftsführer schrieb an Hrn. de Villèle die prophetischen Worte: „Diese Art von Geistern können einen Irrthum ebenso vollständig wieder aufgeben, wie sie ihn ergriffen haben." Artaud beharrt auch jetzt noch bei diesem Glauben. Er scheint noch mit Gewißheit auf einen neuen Glaubenswechsel von Seiten Lamennais' zu zählen, ja er sagt sogar an einer Stelle ausdrücklich, derselbe werde nicht in den Ansichten beharren, welche Rom sich genöthigt gesehen habe, zu verdammen, sondern er werde als ein reuiger Sohn der Kirche sterben.

Der Verf. hat sich schon in seinen frühern Werken als ein sorgfältiger, gewissenhafter Schriftsteller gezeigt, sodaß man ihm schon nicht zutrauen kann, daß er leichtsinnige Behauptungen aufstellen werde, die er nicht beweisen kann; dessenungeachtet wird man es ihm Dank wissen, daß er überall, wo der Gegenstand, den er berührt, schwierig ist, die officiellen Documente beibringt, die ihm in einem reichlichen Maße zu Gebote gestanden zu haben scheinen. Auf die anderweitigen Bestrebungen Artaud's, die meistens der Kunstgeschichte und namentlich der Geschichte der italienischen Malerei zugewandt sind, haben wir in d. Bl. bereits zu wiederholten Malen aufmerksam gemacht. 6.

Notizen aus Polen.

Die Verdienste, welche sich der Generallieutenant Okuniew in Warschau, der seit mehren Jahren an der Spitze des gesammten Unterrichtswesens im Königreiche Polen steht, erworben hat, treten immer mehr hervor. Ihm ist es gelungen, die Unterrichtsanstalten auf eine Stufe zu heben und Verbesserungen herbeizuführen, die seine Vorgänger vergebens angestrebt haben. Ohne neue Hülfsmittel von Seiten der russischen Regierung hat er mehre neue Gymnasien und andere Lehranstalten im Königreiche gegründet, die Lage der Lehrer verbessert, tüchtige und kenntnißreiche Männer angestellt und die Ansprüche an die Anstalten so gesteigert, daß z. B. in den Gymnasien jetzt die Schüler der dritten Classe von unten den ehemaligen Schülern der obersten Classe an Kenntnissen gleichstehen. Daher haben auch die Lehranstalten in den letzten Jahren sehr an Vertrauen gewonnen, die Anzahl der Schüler ist drei Mal so groß als früher, und viele Kinder aus höhern Ständen, die bisher fast durchweg durch Hauslehrer unterrichtet wurden, besuchen jetzt die öffentlichen Schulen. Nicht wenig mag dazu beigetragen haben, daß die polnische Sprache neben der russischen wenigstens nicht ganz vernachlässigt wird. Übrigens ist Okuniew, mit deutscher Wissenschaft während seines mehrjährigen Aufenthalts in Deutschland vertraut geworden, ein gebildeter, aufgeklärter Mann, der auch als militairischer Schriftsteller sich einen Namen erworben hat, und seine Stelle dürfte, wenn er, wie verlautet, einen höhern Beruf erhalten sollte, schwer zu ersetzen sein.

Zu den neuesten Gedichtsammlungen, welche in Warschau erschienen sind, gehören: „Spiewy historyczne Cesarstwa Rossyiskiego", eine Sammlung von 69 Liedern in polnischer Sprache, in welchen das Leben und die Regierung aller russischen Monarchen von Rurik bis auf Alexander nach historischer Folge besungen wird. Den Liedern sind historische Erläuterungen und andere Anmerkungen beigefügt. So wird nun die Poesie herbeigerufen, damit das polnische Volk singend und spielend mit Rußlands Geschichte vertraut werde und dieselbe ihm auch melodisch klinge. 74.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 154. —— 2. Juni 1844.

Staat und Kirche, Religion und Selbstbewußtsein.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 153.)

Von der protestantischen Kirche in ihrer Unkirchlichkeit und Zertheilung.

Die Welt kann nach echt christlicher Ansicht für den Christen eigentlich gar keine andere Bedeutung haben als die einer Schule für den Himmel. Das kann kein Christ bestreiten und leugnen, ohne sich selbst zu verdammen. „Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen, und züchtiget uns, daß wir sollen verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste und gottselig leben in dieser Welt und warten auf die selige Hoffnung und Erscheinung der Herrlichkeit des großen Gottes und unsers Heilandes Jesu Christi" (Tit. 2, 11—13). Diese Züchtigung oder Erziehung ist eine solche, die sich durch das ganze Leben erstrecken soll und mit der Geburt anhebt, da das Kind, das schon von Mutterleib an erwählt ist (Gal. 1, 15), durch die Taufe dem Himmel geweiht wird (Joh. 3, 5); daher mit Recht im Briefe an die Epheser (6, 4) den Vätern ans Herz gelegt ist, schon die kleinen Kinder „aufzuziehen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn". Will man ein christliches Volk haben, so muß man die Jugend christlich auferziehen. Dies haben die Reformatoren im 16. Jahrhundert wohl begriffen; es ist bekannt, wie viel in ihrer Zeit zur Einrichtung eines bessern und echt evangelisch-christlichen Schul- und Erziehungswesens geschah. Die Erziehung war damals auf christlichen Fuß gebracht, das ist nicht zu leugnen. Wie steht es heutzutage in diesem Punkt? Folgende Schrift gibt auf diese Frage Antwort.

1. Die Emancipation der Schule von der Kirche in ihrer geschichtlichen Entwickelung betrachtet. Von C. A. Lilie. Kiel, Schwers. 1843. Gr. 8. 17½ Ngr.

Der Verf. gibt den Standpunkt, auf welchem er steht, in folgenden Worten an:

Unumwunden stelle ich meiner Betrachtung das Bekenntniß voran, daß ich als christlicher Theologe bei jeder Sache zuerst den Blick darauf richte, wie sie zu Christus steht, oder, weil wir Christum nur in seiner Kirche wahrnehmen, seit dem ersten Pfingstfest, wie sie zur Kirche steht.

Mit dieser Wage hat er unser heutiges Schulwesen gewogen und siehe, hat es zu leicht befunden. Während ehemals, in der Reformationszeit, die Schule darein ihre Aufgabe setzte, daß die jungen Kinder, die auf den Namen Christi getauft sind, nun auch so gebildet werden, daß ausgesprochenermaßen alle ihre Bildung einen Mittelpunkt in dem lebendigen Glauben an Christum habe, ist es allgemach so weit gekommen, daß nicht nur dieser Mittelpunkt meist überall fehlt, sondern hin und wieder sogar das Christliche, ja das religiöse Gebiet überhaupt (wie in Holland) aus der Schule verwiesen ist und es sich in ihr nur um weltliche Kenntnisse handelt. Der Verf. hat nun die Geschichte der Pädagogik und des Schulwesens rückwärts verfolgt und hat gefunden, daß, wie diese Geschichte aufs nachdrücklichste bezeuge, die unkirchlichen Tendenzen, die sich in der Schulwelt zeigen, keineswegs blos auf der Oberfläche schwimmen, sondern sich in consequenter geschichtlicher Entwickelung zu Dem gestaltet haben, was sie jetzt sind. In der Reformationszeit, da die Schule eine Tochter der Kirche war, galt Melanchthon's Grundsatz, „daß alle Disciplinen so zu lehren seien, daß sie zu Nutz und Zierde der Kirche dienten". Das ging dann so eine Weile fort, aber mit Baco von Verulam trat eine Abwendung von dem kirchlichen Grundprincip ein. Nicht nur wurde gegen das Übergewicht des Sprachunterrichts auf den gelehrten Schulen, gegen die Bevorzugung der todten lateinischen Sprache vor der lebendigen Muttersprache gekämpft, und auf Anschaulichkeit im Unterricht gedrungen, in dem ganzen Unterrichtswesen wurde „durch das Gebiet des Sinnlichen das Übersinnliche zurückgedrängt". Durch Locke wurde es damit noch schlimmer.

Große Talente und aufrichtig gemeintes Arbeiten sehen wir in den Dienst einer unkirchlichen Richtung hineingestellt und daher des wahren Segens ledig, der einfach darin besteht, daß das Reich Gottes — das der Kinder ist — auch in das kindliche Gemüth von früh an hineingepflanzt wird.

Eine schöne Oase in der schrecklichen Sandwüste des Realismus und Sensualismus jener Zeit bilden Francke's Stiftungen und Zinzendorf's Anstalten; in ihnen wurde „durch frühzeitige Richtung der Kinderseelen auf den Gekreuzigten und durch freundlich christliche Zucht die innigste persönliche Liebe zum Heiland eingeflößt". Aber zufrieden ist unser Verf. auch mit diesen Instituten

nicht. Sie haben wenig Frucht bringen können „wegen der Unkirchlichkeit beider Richtungen". O weh! und nun kommt der gottlose Rousseau und steckt die ganze christliche Welt mit seinem Heidenthum an, Rousseau, dessen ganze Anschauungsweise durch und durch „eine Lüge" ist; denn „der Grundsatz, worauf alle seine Vorschläge gebaut sind, ist, daß alles natürliche Leben gut ist und nur nachher ausartet unter der Hand des Menschen". „Weil er es ignorirt, daß das Kind in Sünden empfangen und geboren wird, so verkennt er auch das Heilmittel, die Gnade in Christo." Schon die deutschen Nachtreter und Übersetzer Locke's hatten schlimmer geschaltet als Locke selbst. Wenn dieser noch Gebet und Katechismus beibehielt, verwarfen Jene — freilich consequenter als er — das Alles und begleiteten seine desfallsigen Anweisungen mit solchen Ausrufen wie: „Weg mit den Formeln!" „Weg mit dem jüdischen Criminalcodex!" „Weg mit dem Aberglauben, als ließe Religion sich auswendig lernen!" Wie ward das erst, als Basedow die Rousseau'sche Gottlosigkeit nach Deutschland verpflanzte.

Alles läuft nunmehr nur darauf hinaus, die Natur walten zu lassen, während die Verderbtheit der Natur verkannt wird.

Menschliches wollen sie in Menschen hineinbilden; da sie aber die erste Wirklichkeit und Wahrheit in die Lüge verkehrt haben, so wird Alles, was sie lehren und üben, mit der Sünde überzogen. Unter der Macht der Lüge stehen die Kinder von Mutterleib an. So entsteht denn dieses lügnerische Geschlecht, an dem Jeder, der in seinen Abgrund einen Blick gethan, verzweifeln müßte, wenn nicht Der, der die Wahrheit selber und persönlich ist, mitten in der Welt der Lüge seine Kirche gestiftet hätte.

Bei Pestalozzi ist Hr. Lilie erfreut über des Mannes liebevolles Gemüth, über dessen Herz für das Volk und sein Elend, ärgert sich aber sehr daran, daß in „Lienhard und Gertrud" zuletzt alles Heil für das Dorf durch — Anlegung einer neuen Schule nach Pestalozzi'scher Methode gestiftet werden soll. Also die menschliche Erziehung thut's nicht; es muß eine specifisch christliche, ja kirchliche sein. Elend des Volks! Was Elend? Pestalozzi sah nur darauf,

wie das Volk aus seinem Elend, das mit der Dürftigkeit seiner Lage zusammenhing, sich herausarbeiten könnte, während der Kirche von ihrem Herrn statt dessen das tiefer gehende Wort vertraut ist: Den Armen wird das Evangelium verkündigt!

Hier erkennt man allerdings sehr deutlich den Unterschied von Menschlichem und Christlichem. Pestalozzi wollte das hungernde Volk satt machen; Lilie schilt ihn darum, daß er statt dessen dem armen Volk nicht lieber gepredigt hat: „Der Mensch lebt nicht vom Brote allein" u. s. w.; denn allerdings, wer Christus hat, der hat Alles, hat Brot des Lebens und Wasser, wonach Einen nie wieder dürstet (Phil. 1, 21; Joh. 6, 35). Also hieran ist schon zu ersehen, daß Pestalozzi gar kein recht eigentlich christlicher Pädagog sein konnte. Ehemals

ward durch die Theilnahme der Schule am kirchlichen Leben die ideale Welt in das Leben der Kinder hineingestellt und darauf ward alles andere Leben und Treiben in der Schule gebaut, als auf eine Gemeinschaft der Kinder mit dem himmlischen Vater durch Christum, den Eckstein der Kirche.

Bei Pestalozzi aber —

wenn wir diese Erziehung, die er als das letzte Heilmittel hinstellt, näher betrachten, so ist es nicht die christliche Erziehung, die ihren Mittelpunkt in dem Evangelium hat, sondern die methodische Erziehung, eine Art Erziehung, die in dem ganz unkirchlich etablirten Institut die Frömmigkeit, wo sie heraustrat, zur Caricatur werden ließ.

In Salzmann's Anstalt zu Schnepfenthal war der Gipfel des geistigen Lebens „Begeisterung für die Natur — aber damit stand ja Salzmann ganz auf dem Standpunkt der Heiden". Allerdings. Endlich noch Dinter, den Lilie einen „Irrlehrer" nennt, dessen Autobiographie „ihm das widerlichste Buch gewesen, das er je in die Hand genommen", zwar einen „völlig ehrbaren Mann, der stets in Zucht und Sitte geblieben, aber dessen Sünde ungebrochen durch das Evangelium". Ja, der Welt Tugenden sind nichts als glänzende Laster in den Augen des Christen. Überblicken wir die Geschichte der Pädagogik von den Anfängen der Neuerung in Baco um 1600 bis auf Dinter hin, der vor wenigen Jahren gestorben ist, wie wir sie nach den Hauptmomenten ihrer Stellung zum Evangelium verfolgten, so ergibt sich für Jeden, der sehen will, daß die Pädagogik in ihrem Entwickelungsgange sich von der Kirche emancipirt hat. Die wahre christliche Erziehung, wie sie sein solle, umzeichnet Lilie so:

Das Kind, als sündig, erscheint receptiv in der heiligen Taufe; es empfängt die Gabe des heiligen Geistes. Ehe es noch zum Verstehen kommt, fühlt es schon; dann soll es lernen und zwar Das, was die Alten schon wissen; sein Wille soll darauf hin gerichtet werden, daß es ein selbständiger Bürger des Himmelreichs werde, worauf das Anrecht in der Taufe gewonnen ist. Das ist das Erste. Auf seinem Wege aber durch das Erdenleben soll durch die Berufserfüllung bewahrheitet werden, wie der rechte Christ, der seine Heimat oben hat, hier unten seines Vaters Willen erfüllt.

Ich habe Hrn. Lilie eine einzige Inconsequenz oder Kurzsichtigkeit vorzuwerfen, nämlich diese, daß er die humanistische Bildung und die Gelehrtenschulen nicht völlig von dem christlichen Erziehungswesen ausschließt, sondern glaubt, es werde immer allgemeiner anerkannt werden (eine Ansicht, die z. B. der berliner Gymnasiallehrer Bötticher in seinen Schriften und durch seine Schriften bestätigt), „daß auch die humanistische Bildung ihren Mittelpunkt in dem Evangelium des Menschensohnes hat". *) Mit dieser Anerkennung, meint er dann, werde eingestanden werden, daß auch die Gelehrtenschule sich wieder hineinzufügen habe in den Orga-

*) „Die Umkehr muß aus der innersten Bewegung der Philologie selbst hervorgehen, daß anerkannt wird, wie aller Humanismus nichtig ist, wenn er für die christliche Schule sich nicht von dem Evangelium durchdringen läßt, das in und mit der Kirche eine ewige Verheißung von Christo erhalten hat. Vorbereitende Stimmen sind in dieser Beziehung schon laut geworden, sowol was speciell den Religionsunterricht an Gymnasien als auch das Princip der Gelehrtenschule anlangt. S. die Lehrbücher von Schmieder, Osiander und das Hülfsbuch für Gymnasialgottesdienst von Daniel; Döderlein Reden und Aufsätze, ein Beitrag zur Gymnasialpädagogik ([illegible]) u. s. w."

nismus der Kirche, wenn die entsprechende Äußerung die kirchliche Inspection ist.

Wenn die protestantische Kirche Luther's gedenkt, der mit großem Nachdruck das Studium der alten Sprachen empfohlen hat, und seines Freundes Philipp, der durch Wort und Schrift für die gereinigte Kirche der Gründer der classischen Studien ward, so kann sie sich nur aufrichtig freuen über den neuen Aufschwung der Philologie, und es ist sicher als unprotestantisch zu bezeichnen, wenn sich im Interesse des Religiösen eine Verachtung des Alterthums als des verführerischen Heidenthums (z. B. in Eyth, „Classiker und Bibel") geltend machen will.

Hr. Lilie läßt sich hier durch den Hinblick auf die Reformationszeit irre führen. Damals waren Schiller's „Götter Griechenlands" noch nicht gedichtet, noch hatte nicht Hölderlin geschwärmt und Heinrich Heine gespottet. Nein, Eyth hat recht und Hr. Lilie sollte wissen, daß Christus und Belial nicht zueinander stimmen. Die Sache ist die, daß der Protestantismus, wie Ludw. Feuerbach es richtig ausgedrückt hat, der Widerspruch von Theorie und Praxis ist. Er hat die Theorie der Geistesfreiheit ausgesprochen, kann aber diese kirchlich, also in sich selbst, nicht praktisch verwirklichen; da sich nun die Geistesfreiheit außer ihm eine Stätte geschaffen, erklärt er wieder diese Praxis, der er praktisch widerspricht, theoretisch für sein Eigenthum.

(Die Fortsetzung folgt.)

My souvenir, or poems by *Caroline de Crespigny*, with translations etc. London und Heidelberg 1844.

Eine Gedichtsammlung von vornehmer weiblicher Hand, auf schönem Papier und als das Werk einer deutschen Officin — Mannheim, bei Hoff — verschwenderisch ausgestattet und mit verhältnißmäßig wenig Druckfehlern, zum kleinern Theile selbst Geschaffenes, zum größern Nachgeahmtes und Übersetztes und in Letzterm am werthvollsten. Die Übersetzungen sind aus dem Spanischen und Portugiesischen, Italienischen und Französischen, Deutschen und — Lateinischen, die bedeutendsten und zahlreichsten aus Deutschland. Lenau's „Wunsch", „Schneeglöckchen"; Dieffenbach's „Der Tod im Schlafe", „An die Liebe", „Die Blume und die Welle", „Irrgang", „Zweisamkeit", „Der neue Himmel", „An einen Freund"; Kerner's „Eine Frage", „Der Mutter Grab"; Freiligrath's „Die Rache der Blumen", „Hirnfieber"; Schiller's „Der Gang nach dem Eisenhammer", „Der Taucher", „Die Kraniche des Ibikus", „Der Kampf mit dem Drachen", „Das Punschlied"; Goethe's „Margarethens Gebet zur Jungfrau", „Ballade aus Faust", aus Tasso; Heine's „Beständigkeit", „Der Zimmermann", „Gotter-Dammering"; Uhland's „An die Lerche", „Die Nonne", „Des Sängers Fluch"; Körner's „Gebet vor der Schlacht", „Nachtwanderung"; Anastasius Grün's „Der gefangene Bandit"; „Das Schlangenlied" aus Hoffmann's „Goldener Topf"; Chamisso's „Eine Erscheinung"; Herwegh's „Ich möchte hingehen". Aus Spanien Calderon's „Vida sueño", „Cisma d'Ingalaterra", „Manos blancos no ofenden", „Il Magico prodigioso"; aus Portugal „Inez da Castro"; aus Italien Petrarca's „Sonett an die Rhone", Filicaja's „Sonett an Italien", Alfieri's „Sonett an Genua", Zappi's „Sonett an den Moses von Michael Angelo"; aus Frankreich Victor Hugo's „Das Grab und die Rose"; aus Polen Casimir Sobieski's lateinische Gedichte „An meine Leier", „An eine Rose". Außerdem von ungenannten „Freunden", wie das Vorwort sich ausdrückt, „On Canova's Cupid and Psyche", Richard Morning's „Ausgleichung" u. m. a., worunter lateinische Beiträge „In Casparum Hauserum", „In Napoleonem". Einen jener Freunde — oder Freundinnen, das englische friend läßt das Geschlecht unentschieden — nennt die Herausgeberin „a cousin, whose poems are well known in India, under the signature of Janthe", und eins der Gedichte dieses Cousin oder dieser Cousine rechtfertigt das Verlangen nach weiterer Bekanntschaft. Es lautet so:

D e s e n g à n o.

Alone among strangers and far, far away
From the friends of my youth; scenes of life's early day
Rise ever before me all lucid and fair,
For my soul is still with them — my spirit is there.
  I love thee, my country! thy greatness and fame —
  I am proud, as a Briton, of bearing thy name;
  But my heart fondly turns to that clime of the sun,
  Where all hearts are united, and blend as in one;
  Where the rose ever blooms, and the nightingale sings,
  And time flits away upon butterfly-wings,
  Where the jasmine entwines its perennial bowers,
  And the orange at once puts forth fruit, buds and flowers,
  The land of the plantain, the pine, and the palm —
  Where the acacia weeps gums, and all nature breathes balm.
  Where every thing basks in the brigthness of day —
  With no change of seasons to mark our decay,
  No weak puling spring — autumn withered and sere —
  No December, to throw its dark pall on the year:
  And I cling to thee more, as the place of my birth,
  And where my mourned sire mixed his dust with your earth.
Alone among strangers — and far, far away,
From the friends, and the scenes of my life's early day,
They rise still before me as dear and as fair,
For my soul is still with them — my spirit is there.

Unbestreitbar wie das lyrische Schaffungstalent der Frau von Crespigny ist, sprechen doch die gegebenen Proben ihr ein höheres und zwar sehr hohes Übersetzungstalent zu. Die deutschen Gedichte liegen dem Urtheile am nächsten, und nicht genug, daß sie den Sinn derselben klar und scharf aufgefaßt, selbst die Worte hat sie oft mit seltener Treue in das reinste Englisch verwandelt. Nicht als das gelungenste, sondern weil eins der kürzesten, möge Schiller's Punschlied der Beweis sein.

Elements four in
  Companionship met,
Build up the universe,
  Life firmly set.

Press of the Lemon
  The succulent store,
Acid of life is
  The innermost core.

Next add the Sugar's
  Mild softening power —
Turning the pungent,
  Attemp'ring the sour.

Into the bowl let
  The hissing stream fall:
Water embraces
  With quietness all.

Bright drops of Spirit then
  Mix with the whole,
Breath of its being,
  That gives it a soul.

Steams such a perfume! —
  What next shall we bring?
Fill, while 'tis glowing! —
  Come, drink at the spring.

Zur Charakterisirung der Dichterin und zur Bezeichnung des Geistes, welcher in der Mehrzahl ihrer Gedichte vorherrscht,

dürfte das „La tristesse" überschriebene sich vorzugsweise eignen.

They call me fair! — they call me young!
  I'm young — if youth mean years:
They tell me, Music from my tongue
  Flows, wakening tears.

I know not this — but would I were
  As others are — of steel —
With hearts like theirs, to lightly bear,
  And lightly feel.

Life is to them a sheltered lake,
  Where ruffling gusts may blow,
But have no power to stir, or shake
  The calm below.

But as a lizard in the grass
  Shrinks — if a step draw nigh —
Or trembles — as cloud-shadows pass,
  Thus tremble I.

Or, as a lonely leaf on high,
  Quivers at every breath,
Thus what to others costs a sigh,
  To me is death.

Oh! in what depth, or in what height
  Shall I escape, or find
A shelter from myself — delight,
  Or peace of mind.

There is one port for the distrest!
  One only hope to save —
One refuge for the bleeding breast —
  It is the grave.

Von dreien ihrer Gedichte hat die Verf. Verdeutschungen beigefügt: „An eine Motte" von Lorenz Dieffenbach; „Die Biene und die Rose" und „Des Studenten Begräbniß" von Friedrich Baader. Jedes verdiente mitgetheilt zu werden, wenn der Raum es gestattete. Da das nicht der Fall, möge im Interesse Derer, welchen die englische Probe keinen Maßstab zur Beurtheilung der Dichterin bietet, das letztgenannte hier Platz finden. Es schließt sich möglichst treu dem Original an:

Die Glocke hallt dumpf vom Thurme herab —
Sie tragen den Jüngling zum frühen Grab
  Mit kriegerischem Gepränge.
Geschmückt ist mit Waffen und Blumen die Bahr';
Der trauernden Schar reiht sich Paar an Paar;
  Ernst klagen der Fanfaren Klänge.

Ihn geleiten viel hundert Brüder zur Ruh';
Sie schreiten dem Friedhofe kummervoll zu
  Im florumwundenen Kleide.
Die Fackeln flackern in strahlender Pracht,
Sie brechen mit Macht durch die finstere Nacht
  Und sprechen von ihrem Leide.

Wol flossen viel Thränen, als den Sarg
Der Priester weihte, der ewig nun barg
  Des Jünglings unglückliche Hülle. —
Dann warfen sie opfernd die Fackeln zu Hauf,
Hoch lohten sie auf. — Ein Lied darauf. —
  Dann ringsum tiefe Stille.

14.

Miscellen.

Der Papst Leo X. war gewöhnlich bei der Tafel von einem Cirkel der angesehensten Dichter umgeben, welchen er die Aufgabe machte, aus dem Stegreife über verschiedene Gegenstände zu dichten Daran hatte er ein besonderes Vergnügen und verschaffte solches auch seinen Gästen, nach dem Beispiele des Atticus, von dem die Geschichte meldet, daß er nie getafelt habe, ohne daß dabei vorgelesen und so Geist und Leib zugleich ergötzt worden. Einer dieser Dichter war Andreas Marone, dessen Gewandtheit, jeden gegebenen Gegenstand in lateinische Verse zu bringen, alle Zuhörer in Erstaunen setzte. Er begleitete seine Vorträge mit einer Baßgeige, und sowie er darin fortfuhr, gewannen sie sichtbar an Leichtigkeit und Zierlichkeit, an Kraft und Reichthum der Gedanken. Als er einst, auf Verlangen des Papstes, bei einem feierlichen Gastmahle, welches dieser den fremden Gesandten gab, das damals in Vorschlag gebrachte Bündniß gegen die Türken aus dem Stegreife zu besingen hatte, erntete er den lauten Beifall der ganzen Versammlung und erhielt unmittelbar nachher von dem Papste eine Pfründe in dem Sprengel von Capua. Am Feste des heiligen Kosmus und Damian, der Schutzheiligen des Hauses Medici, wurde von dem Papste ein Thema aufgegeben, an welchem alle Improvisatoren sich üben und um den Preis ringen sollten. Unter mehren Mitstreitern erhielt diesen Marone. Von seinen lateinischen Gedichten sind indessen nur wenige Proben noch übrig. Camillus Querno hingegen, mit dem scherzhaften Beinamen Archipoeta, war nichts weiter als des heiligsten Vaters Hofnarr. Leo zog ihn häufig an seine Tafel, so jedoch, daß er, wie Jovius sagt, porrectis de manu semesis obsoniis stans in fenestra vesceretur. Wein erhielt er nur dann, wenn er aus dem Stegreife eine bestimmte Anzahl Verse hergesagt hatte. War dabei etwas versehen, es sei im Sinne oder im Sylbenmaße, so wurde ein gehöriges Maß Wasser dazu gegossen. Manchmal machte Leo sich den Spaß, dem Lustigmacher zu antworten. So beklagte sich Querno einst über sein mühsames Amt:

Archipoeta facit versus pro mille poetis,

worauf Leo sogleich erwiderte:

Et pro mille aliis Archipoeta bibit.

Querno, der einige Stärkung bedurfte, sagte darauf:

Porrige, quod faciat mihi carmina docta, Falernum!

Der Papst aber entgegnete weigernd:

Hoc vinum enervat debilitatque pedes.

Solcher Lustigmacher hatte Leo X. mehre, was ihm zum Vorwurf gemacht und darauf das Epigramm gedichtet wurde:

Sixtum lenones, Julium rexere cinaedi,
Imperium vani scurra Leonis habet.

Selbst an großen Fressern pflegte er sich zu belustigen. Titius sagt: „Habet iste bonus pontifex apud se lurconem quendam edacem, et mendicum fratrem, nomine patrem Martinum et Marcianum, qui pullum columbarium, sive assum, sive elixum, bolo uno sorbitione unica glutit, ova, ut ferunt, qui viderunt, absorbet quadraginta, viginti quoque devorat capos."

Stephan Dolet, welcher 1546 zu Paris als ein Gotteslaugner gehängt und nachher verbrannt wurde, studirte 1530 zu Toulouse die Rechtsgelehrsamkeit, mußte aber wegen seines unruhigen Benehmens die Stadt verlassen. Er behandelte seine Gegner, insbesondere einen gewissen Gratien du Pont, Sieur de Drusay, der ein schlechter Poet war, in seinen Druckschriften auf die unanständigste und bitterste Art. Auf Letztern, welcher in den 1534 herausgekommenen „Controverses du sexe masculin et feminin" sich auch an dem schönen Geschlechte versündigt hatte, verfaßte Dolet ein Gedicht, in welchem die ergötzliche Stelle vorkommt:

Si tuum quisquam neget esse prorsus
Utilem librum, temere loquatur,
Nempe tergendis natibus peraptus
  Dicitur esse.
Nemo nec jurat piperi tegendo
Commodum, aut scombris, quibus officinae
Par tuo servant operi volumen
  Uno obolo emtum.

37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 155. —— 3. Juni 1844.

Staat und Kirche, Religion und Selbstbewußtsein.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 154.)

Man wird mich vielleicht fragen: aber warum nennst du diese Ansichten, in denen so viel Liebloses steckt, echt christliche? Allerdings ist das Christenthum die Religion der Liebe, aber auch des Glaubens. Diese beiden streiten widereinander. Die anschauliche Entwickelung ihres innern Widerspruchs, welche Feuerbach geliefert hat*), ist wol Vielen anstößig erschienen. Aber man betrachte nur die äußerst schlagenden Belegstellen, welche Feuerbach anführt, z. B. diese von Luther: „Glaube und Liebe sind zweierlei. Glaube leidet nichts, Liebe leidet Alles. Glaube fluche, Liebe segnet. Glaube sucht Rache und Strafe, Liebe sucht Schonen und Vergeben." Das sehen wir nun auch in den obigen Anführungen aus der Schrift von Lilie bestätigt. Es ließe sich noch Unzähliges ähnlicher Art daraus anführen. In dieser Schrift von nur 120 Seiten ist solche Masse grausamer Lieblosigkeiten aus Glaubenseifer zusammengehäuft, daß es Einem im Lesen das Herz zusammenschnürt. Die Lebensgeschichten derjenigen Männer, die gewöhnlich als „Sterne erster Größe am pädagogischen Himmel" (ein Ausdruck Dinter's) gepriesen werden, während sie die unkirchliche Richtung im Schulwesen herbeigeführt und unterhalten haben, mishandelt der Christ und Theolog Hr. Lilie aufs allerunbarmherzigste. Statt eines Conterfei nach der Natur, malt er getreulich alle Muttermaale, Finnen und Narben, die er an ihnen auftreiben kann, in einen schmuzigen, widrigen Kleck zusammen: das soll dann der Mann sein. Diese Baco, Ratich, Amos Comenius, Campe, Rousseau sind weiter nichts als lauter durchgegangene, aus der Lehre gelaufene, aus dem Amt gekommene, von Fürsten und Herren verstoßene, liederliche, in fleischlichen Sünden verschlammte, in ungeweihter Erde begrabene, kurz in jeder Hinsicht gottlose, unkirchliche, unchristliche Leute. Ich mache Hrn. Lilie diese Lieblosigkeit weiter nicht zum Vorwurf; sie kommt aus seinem Glauben. „So Jemand anders lehrt als das euch gepredigte Evangelium, der sei verflucht, und wäre er ein Engel vom Himmel" (Gal. 1, 8—9). „So Jemand den Herrn Christum nicht lieb hat, der sei Anathema Maran atha" (1 Kor. 16, 22). Hr. Lilie sieht es als heilige Pflicht an, die heutigen Pädagogen vor jenen Irrlehrern zu warnen, und die Irrlehrer, damit diese Pädagogen einen heiligen Schreck empfinden, recht schwarz und scheußlich abzumalen. Er weiß es sicherlich selbst nicht, daß er jenen Personen noch in ihrem Grabe auf schändliche Weise Unrecht thut, daß er uns statt ihrer Bildnisse unsinnige Fratzen vorhält; er weiß es nicht, denn er selbst sieht sie nur in dieser fratzenhaften Gestalt, er sieht sie mit der Brille des Hasses. Er kann nicht anders, er muß auch Das an ihnen hassen, was andere Menschen zur Liebe stimmt und rührt, was auch ihn rühren müßte, wenn er nicht kirchlich, wenn er menschlich fühlte, wenn — wie Rousseau sagt — un théologien pouvoit être touché de quelque chose.*) Er kann nicht anders. Sie sind ihm durchaus hassenswerth. „Ich hasse, Herr, die dich hassen, und verdrieß mich auf sie, daß sie sich wider dich setzen. Ich hasse sie in rechtem Ernst, darum sind sie mir feind." (Ps. 139, 21—22.)

Wir haben hier einen Mann vor uns, dem es mit der Scheidung zwischen Welt und Gottesreich Ernst ist. Für ihn hat nichts Werth als die Gemeinde des Herrn, nichts als die Anstalt des Heils, die Kirche. Er weiß nichts von einer beliebigen Religiosität und innern Frömmigkeit des Herzens, die Jedem selbst überlassen bleiben müsse, er weiß nur von dem Glauben an den Gekreuzigten, welcher in der Kirche durch die Predigt überliefert und erhalten wird. Daher ist es Hrn. Lilie nicht genug, daß in den Schulen ein christlicher Geist herrsche, wie z. B. in den Stiftungen Francke's und Zinzendorf's; er sagt:

> Allerdings soll die Bildung des ganzen Menschen nach seiner bürgerlichen, socialen — oder wie man es nenne — Bestimmung ihren Mittelpunkt haben in dem christlichen, religiösen Element: es ist aber Thorheit, das anderswo suchen zu wollen als in der Kirche, etwa von dem Evangelium oder von einer unsichtbaren Kirche reden zu wollen, wenn man sich nicht an die äußere Darstellung davon in der sichtbaren Kirche hält.

Hr. Lilie spricht von Kirche. Er hat es sich nicht klar gemacht, daß nur die katholische Kirche die Kirche ist, der Protestantismus aber nur Kirchen hat. Er hat

*) „Wesen des Christenthums", 2. Aufl., S. [illegible] fg. u. [illegible] fg.

*) „Confessions."

sich dies nicht klar gemacht, was ihm auch nicht übel zu nehmen ist, denn nur Glauben, nicht scharfes Denken wird von dem Christen gefodert; Letzteres freilich von dem Pädagogen, von dem Collaborator einer Gelehrtenschule; aber Hr. Lilie hat ja seine Schrift geschrieben, um den Beweis zu liefern, daß Pädagogik im Sinne der Gelehrtenschulen und christliche Erziehung ebenso unvereinbare Widersprüche sind wie Vernunft und Gehorsam Christi (2 Kor. 10, 5). Genug, Hr. Lilie spricht ganz getrost von dem Organismus der Kirche, was man ihm theoretisch wol gönnen könnte. Aber er baut praktische Anfoderungen darauf. Alle Anstalten, die religiöse oder auch nur sittliche Zwecke verfolgen, sollen in den Organismus der Kirche eingefügt werden. Da muß man doch billig fragen: welcher Kirche? Der Landeskirche? Aber die erkennen die Altlutheraner ebenso wenig für die wahre als die Katholiken. Woher nimmt Hr. Lilie das Recht, die Collegia pietatis oder die Francke'schen Stiftungen oder die Schulen der Brüdergemeinden als außerhalb der Kirche stehend zu bezeichnen, wenn er sich die holsteinische Landeskirche innerhalb derselben denkt?

Hören wir über das Wesen der Kirche im Sinne der Protestanten Andere, da Hr. Lilie uns keine weitere Auskunft gibt!

2. Die evangelische Kirche und ihr Bekenntniß. Von K. W. Vetter. Ein theologisches Bedenken. Berlin, Reimer. 1843. Gr. 8. 15 Ngr.

Hr. Vetter sagt uns von vornherein, daß er gegen Solche schreibe, die im Schoose der Kirche selbst aufstehen, die ihr ihre geschichtliche Existenz als eigenthümliche Kirchengemeinschaft zu rauben drohen, indem sie ihre Bekenntnißschriften nicht anerkennen wollen. Und was sagt er gegen diese unkirchlichen Leute? So eigentlich nichts! Er declamirt sehr viel.

> Das Wagstück — ruft er aus — der evangelischen Kirche ihr Bekenntniß zu rauben, würde weit zerstörender wirken als jenes, den heiligen Inhalt der Schrift für Mythe zu erklären; denn — dafür, daß die Schrift göttliche Offenbarung enthält, hat die Gemeinde die nöthige Sicherheit in ihrem religiösen Lebensgefühl, dessen allgemeinen bewußten Grund das Bekenntniß bildet.

Ei, ei! religiöses Lebensgefühl! Davon weiß die Confessio Augustana und auch die Bibel nichts. Nein, Hr. Vetter wird sicher nicht die Symbole retten, wenn es schwach um ihre Geltung in der Gemeinde steht. Er wendet sich auch keineswegs an den Herrn Herrn, um Den zu bitten, daß er sich seiner Kirche erbarme. Sondern an wen? An Se. Majestät den König von Preußen. Leider, sagt er, fehlt der Gemeinde „das liturgische Element und den Candidaten des Predigtamts die Bildung dafür". Er bittet nun Se. Majestät dringend, „daß das Fach der dogmatischen und praktischen Theologie an jeder Landesuniversität in die Hand eines Mannes gelegt werde, der lebendig im Interesse der Kirche und ihrem Bekenntnisse steht". Man denkt unwillkürlich daran, daß der Hr. Pfarrer Vetter ein Buch geschrieben hat: „Die Lehre vom christlichen Cultus nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche"; er wäre also gewiß der Mann, er, der „lebendig im Bekenntnisse steht" laut Ausweis der gegenwärtigen Schrift, er wäre gewiß der Mann für eine solche ordentliche Professur der dogmatischen und praktischen Theologie an einer deutschen Landesuniversität.

Über die evangelische Kirche im Allgemeinen und ihr Wesen sagt Hr. Vetter:

> Daß die evangelische Kirche in dem Ganzen christlich-weltgeschichtlicher Gestaltung ihrem innersten Wesen nach bestimmt ist, das germanische Volksleben mit allen Elementen seiner Natürlichkeit in die Tiefe des Erlösungswerkes hinüberzuführen, wer vermag dies zu leugnen?

Also die Natürlichkeit geheiligt! Das Fleisch, das das Reich Gottes nicht ererben kann (1 Kor. 15, 50), das kein nütze ist (Joh. 6, 63), in den Himmel erhoben! Und Dieser nennt sich einen Christen? Es ist eitel Blasphemie! Wir sehen jedoch, wohin man mit dem „christlich-germanischen Staate" gelangt. Nur das prächtige Wort „der christlich-germanische Staat" hat den armen Mann verführt, daß er Lästerungen redet. Natürlich! Germanische Elemente sind Elemente der Natürlichkeit; soll Germanisches und Christliches Eins werden, so wird Christus und Belial, der Herr der Himmel und der Fürst dieser Welt zu Einem gemacht; soll das Christenthum mit dem Staat zusammengeschmiedet werden, so muß man weltliche Macht anrufen und dem Kaiser geben, was Gottes ist.

Nun noch Eins! Herr Vetter sagt, man dürfe der „evangelischen" Kirche ihr „Bekenntniß" nicht rauben. Das Bekenntniß der evangelischen Kirche? Wo steht ein solches geschrieben? Wir haben wol etliche Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche, ferner einen Heidelberger Katechismus, einen Genfer Katechismus, Berner Thesen, einen Züricher Consensus, eine baseler, eine helvetische, eine gallikanische, eine schottische, eine belgische Confession u. s. w. Aber von einem „evangelischen Symbol" hat man noch nimmer gehört, es müßte denn eine Art Versuch gemeint sein, der in Rheinbaiern (1821, wenn ich nicht irre) gemacht worden ist. Indessen, Hr. Vetter, der sich übrigens in seiner Schrift als ein confuser Kopf zeigt, auch darin, daß er einer Kirche, die noch gar kein Symbol hat, der „evangelischen", ihr Symbol retten will, sieht wenigstens ein, daß eine Kirche nicht ohne Glaubensbekenntniß sein könne. Dies scheint in der That so klar und einfach, daß man kaum begreift, wie es bestritten werden kann. Hören wir also einen der Symbolfeinde und zwar einen der ausgezeichnetsten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lord Sydenham.

Eine kurze Lebensbeschreibung Sydenham's, den man vielleicht unter seinem frühern Namen Charles Thomson besser kennt, ist von dem Bruder des Verstorbenen, G. Poulett Scrope, herausgegeben worden („Memoir of the life of the right hon. Charles Lord Sydenham", London 1843). Schon früher erschien eine Darstellung seiner Administration Canadas („Canadian narrative"), welches Herr Murdock dem auf dem Todbette ausgesprochenen Wunsche Sydenham's gemäß verfaßt hat. Scrope's Schrift ist zwar nur eine Skizze, gibt aber

lich ein gutes Bild von dem thätigen Leben des ausgezeichneten Staatsmanns, welcher sich besonders als rüstiger Kämpfer für die Handelsfreiheit verdient und berühmt gemacht hat. „Nicht begünstigt durch Geburt, Rang, Vermögen, Verbindungen", sagt Scrope in der Einleitung, „lediglich durch Talente, Einsicht und Fleiß schwang er sich so rasch empor, daß er, kaum 40 Jahre alt, schon 15 Jahre Parlamentsmitglied (zehn Jahre als freiwillig gewähltes Mitglied für die wichtigste Manufacturstadt des Landes, Manchester), zehn Jahre Staatsminister, fünf im Cabinet, und Generalgouverneur der britischen Besitzungen in Nordamerika gewesen war, für deren glänzende Verwaltung er mit der Pairschaft und dem Bathorden belohnt wurde."

Charles Thomson war der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns. Er war ein hübscher, anmuthiger Knabe und zog dadurch bei einem Aufenthalte des jüngern Theils seiner Familie zu Weymouth im Sommer 1803 (er war damals vier Jahre alt) die Aufmerksamkeit des guten alten Königs Georg III. auf sich, dessen besonderer Liebling er wurde. Sein älterer Bruder erinnert sich noch des Schreckens, als General Garth auf der Parade plötzlich auf die Kinder zukam und sie vor den König führte, der ihnen in seiner raschen, ungeduldigen Weise eine Reihe von Fragen über Namen, Alter, Verwandtschaft vorlegte. Der König, der ein großer Liebhaber von hübschen kleinen Kindern war, wurde so von Charles eingenommen, daß er ihn täglich zu sich kommen ließ, ihn oft am Fenster erwartete, selbst, wenn er ihn kommen sah, hinunterlief, um ihm die Thür zu öffnen, ihn auf seinen Armen umhertrug und ihm Alles zeigte, was ihn unterhalten konnte. Einmal sagte der König, als er den Knaben auf dem Arme trug, zu Pitt: „Ist's nicht ein hübscher Junge, Pitt? Nicht wahr, Pitt, ein hübscher Junge! Da, nehmt ihn auf den Arm, Pitt! Allerliebster Junge, nicht?" Er nöthigte wirklich den steifen, ernsthaften Premierminister, der stets wie erdrückt von der Sorge für das öffentliche Wohl aussah, das Kind umherzutänzeln und zu herzen. Pitt, gewiß nicht sonderlich erbaut von dem kindischen Einfall seines Herrn, der ihn dem übelverhehlten Spott und Geflüster der Umstehenden aussetzte, unter denen mehre jüngere Mitglieder der königlichen Familie waren, machte gute Miene zum bösen Spiel, dachte aber wol schwerlich, daß dieses Knäbchen, das zu hätscheln er gezwungen wurde, in einer nicht zu fernen Zeit zu demselben hohen Posten vorgeschlagen werden würde, den er damals inne hatte, dem Kanzlariat der Schatzkammer. Der junge Thomson lernte mehr aus dem Umgange mit Menschen und Geschäften als aus Büchern: er wurde nicht einmal in eine öffentliche Schule geschickt. „Diejenigen Eigenschaften", sagt Scrope, „welche man vorzugsweise als gute Frucht des Schulbesuchs anzusehen pflegt, Wetteifer, Selbsterkenntniß, richtige Schätzung der eigenen Kräfte, Gewandtheit im Umgange, gute Lebensart, Freude an Geselligkeit, besaß gerade Charles Thomson in hohem Grade, obgleich er niemals eine Schule oder Universität besucht hatte, ja vielleicht eben deshalb, denn das wirkliche Leben, in welches er früh eingeführt wurde, ist bildender als das Scheinbild desselben, welches in der akademischen Erziehung jungen Leuten geboten wird, indem man sie unter pedantischer Bevormundung, unter der Controle strenger Schulzucht, jeden Schritt bewachend, nur Gleichalterigen, von denen sie nicht gefördert werden können, gesellt. Charles Thomson wurde von seinem Vater nach Petersburg, wo derselbe eine Commandite hatte, geschickt, um seine kaufmännische Ausbildung zu vollenden. Seiner geschwächten Gesundheit halber machte er dann eine Reise nach Italien. Er war indessen auch des Comptoirs überdrüssig geworden, und sein Wunsch war, in die diplomatische Laufbahn zu treten. Seine Neigung, seine Fähigkeiten und Kenntnisse, die auf Reisen erworbene Lebenserfahrung und Übung, sich in der Gesellschaft zu bewegen, schienen ihn dazu zu berechtigen. Er sprach verschiedene Sprachen, Französisch, Deutsch, Russisch, Italienisch, mit außerordentlicher Leichtigkeit, er imponirte und besaß ein einnehmendes Wesen. Seine Freunde machten auf seine Bitte in der That Versuche, ihm eine Stelle bei einer Gesandtschaft zu verschaffen; zum Glück vergeblich. Er konnte und sollte seinem Vaterlande bessere Dienste leisten, als es für ihn möglich gewesen wäre, wenn er vielleicht in der recht angenehmen, aber immer etwas müßigen Stellung eines Chargé d'affaires an irgend einem kleinen Hofe ergraut wäre. Da dieser Plan vereitelt war, ging Thomson abermals nach Petersburg, und zwar dies Mal als Theilhaber an dem Geschäfte seines Vaters. Er blieb dort zwei Jahre. Die Zeit, welche er von den Geschäften abmüßigen konnte, widmete er theils der Geselligkeit, und er wurde ein Liebling der besten Gesellschaft dort, theils ernster Lecture, und war so eifrig, seine Kenntnisse zu mehren, daß er einen Tag, an welchem er nichts gelernt zu haben glaubte, in seinem Tagebuch als einen verlorenen anmerkte.

Im J. 1825 starb der alte Thomson. In diesem Jahre war Huskisson Präsident des Board of trade, und commerzielle Fragen hatten das Übergewicht in den Parlamentsverhandlungen. Es war die günstigste Zeit für Männer von commerzieller Erfahrung, nicht nur um sich Gehör zu verschaffen, sondern sogar einen beträchtlichen Einfluß auf die Berathungen des Unterhauses zu üben. Charles Thomson hatte die liberalsten Ansichten über die schwebenden politischen Fragen, Ansichten, die er selbständig gewonnen hatte, denn sein Vater hatte eher den entgegengesetzten gehuldigt. Er war um diese Zeit mit einflußreichen Personen bekannt geworden, unter Andern mit Dr. Bowring, Mill, Warburton, Hume, und hatte manchmal Zutritt zu der Einsiedelei des excentrischen und liebenswürdigen Bentham. Er studirte die Wissenschaft der Staatswirthschaft unter M'Culloch's Anleitung und besuchte den seit kurzem gegründeten staatswirthschaftlichen Club. Gegen den Rath seiner Geschäftsfreunde bewarb er sich um den Sitz im Parlament für Dover und erhielt ihn nach einem hitzigen Wahlkampfe. Zwar nicht als ein glänzender Redner trat er im Unterhause auf, aber als ein sachkundiger und energischer Bundesgenosse Huskisson's. In einer glücklichen, berühmt gewordenen Rede unterstützte er 1829 die Motion zur Ernennung eines Comité, welches die Interessen des Seidenhandels in Berathung ziehen sollte. Er sprach mit überzeugender Kraft gegen die Unzulänglichkeit der Schutzzölle. „Als Bonaparte", sagte er unter Anderm, „auf dem Gipfel seiner Macht seine Decrete aus dem königl. Palaste Mailands schleuderte, hat er schwerlich erwartet, daß sein Wille Widerstand finden könnte. Und was geschah dennoch? Er, dessen Heere alle europäischen Hauptstädte nach und nach unterwarfen, er, der mit einem Hauche seines Mundes Könige ein- und absetzte, wurde zu Schanden gemacht von den niedrigsten seiner Unterthanen. Die Schmuggler widerstanden ihm in den Straßen seiner Hauptstadt und boten ihm Trotz in seinen eigenen Häfen und Städten. Die Güter, denen er den Zulaß verweigerte, fanden durch das Eismeer ihren Weg in das Herz von Frankreich. Ich spreche aus eigener Erfahrung, wenn ich sage, daß eine ununterbrochene Communicationslinie etablirt war zwischen Archangel und Paris, und daß Güter von solcher Last wie Zucker, Kaffee, Manufacturwaaren, zwar mit größern Kosten, aber ebenso ruhig und sicher dorthin geführt wurden, als sie nur von London nach Havre gehen können." Er foderte Gegenseitigkeit des Verkehrs. „Es ist ein Irrthum", sagte er, „wenn irgend eine Nation hofft, die Erzeugnisse einer andern ausschließen zu können. Sie schadet nur den eigenen Bürgern, indem sie die Preise erhöht, ausschließen wird sie nichts. Dagegen hat ein Land, wenn es zuerst den Grundsatz der Handelsfreiheit annimmt, einen nicht nur relativen, sondern positiven Vortheil. So lange wir dem Beschränkungssystem huldigen, können andere Nationen entsprechende Beschränkungen einführen und aufrecht erhalten, können sich gegen uns eine Zeit lang wehren, um den Wünschen der unwissenden und interessirten Producenten im eigenen Lande zu willfahren: lange geht es nicht; der Ruin

ihres Handels, die Verluste aller Derer, welche nicht unmittelbar bei dem Monopole interessirt sind, das Geschrei der gesammten Masse der Consumenten, alles Dies wird sie mit der Zeit auf die Bahn einer vernünftigern Politik leiten. Warten wir nun, daß sie uns zuerst Gegenseitigkeit zugestehen, so sind wir die Sklaven ihres Willens; geben wir dagegen zuerst ihren Producten freien Eingang, so machen wir sie uns dienstbar."

Im J. 1830 trug Lord Grey unserm Thomson die Vicepräsidentschaft des Board of trade an; er übernahm diesen Posten und trat so an Huskisson's Stelle, dessen gewaltsamer Tod kurz zuvor erfolgt war. Er entsagte von nun an dem Betriebe seines Handelsgeschäfts und widmete sich ganz den öffentlichen Angelegenheiten. Bald aber litt von der übermäßigen Anstrengung seine ohnehin nicht allzu kräftige Gesundheit. Vormittags hatte er verschiedenen Comités beizuwohnen, den übrigen Theil des Tages brachte er auf dem Amte zu, Nachts nahmen ihn die Parlamentssitzungen in Anspruch, welche oft bis zwei oder drei Uhr Morgens währten. In seinem Tagebuche, welches er damals ziemlich regelmäßig führte, finden sich Stellen wie diese: „Sonnabend, 28. August. Eine Woche von so angestrengter Arbeit als möglich. Keinen Tag vor drei Uhr Morgens aus der Sitzung, Mittwochs erst um vier Uhr. Das ist nicht auszuhalten. Mein Körper ist völlig erschöpft, mein Geist ebenso aufgerieben. Diese ganze Woche immer nur abgewechselt zwischen den Seiden- und Baumwollcomités und dann den Sitzungen des Hauses. Mittwoch meine Bill (Custom duties) in das Comité gebracht: daselbst von fünf Uhr bis zwei Uhr Morgens, neun tödtliche Stunden. Heut, Gott sei Dank, meine Bill durchgebracht." In demselben Jahre (1832) wurde er ohne seine Mitwirkung zum Mitgliede des Unterhauses für Manchester gewählt.

Auch im J. 1836 litt Thomson's Gesundheit wieder sehr von den langen Sitzungen des Hauses; er sah ein, daß eine Veränderung seiner Lage unumgänglich nothwendig sei. Er sprach darüber mit seinen Freunden, und Lord Spencer, sein ältester und wärmster politischer Bundesgenoß und Freund, rieth ihm dringend, das Gouvernement Canada zu übernehmen. Ein anderer seiner Freunde sagte, wie man aus Thomson's Tagebuche ersieht, Canada schiene ihm das schönste Feld der Thätigkeit, denn es biete die meiste Gelegenheit dar, seinen Nebenmenschen Gutes zu thun. Dieser Meinung war auch Thomson selbst und ließ sich vermuthlich dadurch leiten, als gegen Ende der Sitzung, wo verschiedene Ministerialveränderungen eintraten, ihm die Wahl angeboten wurde zwischen dem Kanzleramt der Schatzkammer und dem Gouvernement von Canada. Denn auch der letztere Posten war angreifend genug. Eine Menge von Schwierigkeiten und Verwickelungen drängte sich gerade in dieser Zeit zusammen, es handelte sich um eine Lebensfrage, nämlich um die zweckmäßige Einleitung einer Union der Provinzen und um die Begründung einer ganz neuen Constitution für die künftige Verwaltung derselben. Thomson getraute sich indessen Kraft und Fähigkeiten zur Lösung dieser Aufgabe zu; alle Gespräche mit seinen Freunden gaben seine Zuversicht zu erkennen, und der Erfolg hat sein Selbstvertrauen und die Hoffnungen, mit welchen er nach Amerika ging, gerechtfertigt. Auf eine Darstellung seiner Leistungen in Canada kann hier nicht eingegangen werden. Nur einige Äußerungen, die er über dortige Verhältnisse in Briefen an seine englischen Freunde niederlegte, mögen hier eine Stelle finden. Über die Eingeborenen schrieb er: „Catlin's Schilderung des Prairie- oder Wälderlebens unserer Indianerstämme ist wahrscheinlich genau genug. Aber ich wünschte, daß der Mann sie auch in ihrem halbcivilisirten Zustande geschildert hätte, in welchem ich die Ehre habe, ihr «Großer Vater» zu sein, wie Sie vielleicht aus den Zeitungen wissen. In diesem Zustande sind sie zehnmal schlimmer als in ihrer Wildheit. Ein großer Misgriff ist der Versuch gewesen, sie ansässig und zu Christen zu machen. Ob die bloße Taufe ihre Seelen retten und sie in das Paradies befördern wird, anstatt auf die himmlischen Jagdreviere ihrer Tradition, vermag ich nicht zu bestimmen; aber ihre Werke werden es gewiß nicht thun. Sie haben die scheußlichsten Laster des civilisirten Lebens angenommen und von den Vorzügen desselben keinen einzigen. Wenn sie einmal nicht ihrem wilden Zustande überlassen bleiben sollten, so müßten sie mit den Weißen verschmolzen werden, ohne Sonderung. Ich habe acht Meilen von hier eines ihrer Dörfer, eine wahre Pest, die ausschweifendste, liederlichste, faulste, zanksüchtigste Brut von Männern und Weibern im ganzen Lande. In jeder Hinsicht ist jener Versuch fehlgeschlagen." Die Angelegenheiten Englands verlor Thomson während seines Aufenthalts in Canada, wie man denken kann, nicht aus dem Auge; aber sie gaben ihm wenig Ursache zur Zufriedenheit. „In England", schrieb er in einem seiner Briefe, „ist jetzt für mich kein Feld der Thätigkeit. In der Schatzkammer ist das Äußerste, was sich hoffen läßt, daß irgend eine schlechte Taxe (!) durchgehe. Aber das Haus zu einer großen, kühnen Handelsreform in Bezug auf Alles, Bauholz, Korn, Zucker u. s. w. zu bewegen, dazu ist keine Aussicht: Parteiinteressen und Privatinteressen stemmen sich dagegen. Wenn Peel frei wäre, so könnte er es machen, er könnte seinen torystischen Alliirten das Maul stopfen, und wir würden ihn uns gefallen lassen. Käme er ans Ruder, und hätte Muth, welch ein Feld für ihn! Aber .... er hat keinen!" Auch eine Stelle aus einem Briefe an Baring (bei Gelegenheit der Ankündigung des Budgets, 1841) verdient hier angeführt zu werden: „Ich kann nicht umhin, mich des Landes wegen sehr zu beunruhigen; seine Zukunft macht mir düstere Gedanken. Das Unheil, welches ich bereits vor zehn Jahren prophezeit habe, wenn wir nicht eine liberale Handelspolitik annehmen, ist nun hereingebrochen. Überall haben wir glückliche Nebenbuhler und Freunde nirgend. Selbst Ihre muthigen und tapfern Bestrebungen sind gemisdeutet worden, und man hat sie nicht ihrem wahren Beweggrund, Ihrer Überzeugung von der Nothwendigkeit eines freien Handels, sondern dem Wunsche beigemessen, andere Nationen zu misleiten und zu verhindern, daß sie uns in unserer glücklichen Protections- und Prohibitionspolitik folgen. Dies aber ist noch immer keine Entschuldigung für die Thorheit und Undankbarkeit des englischen Volks, für welche es noch, wenn ich nicht irre, theuer wird büßen müssen." Vertrauensvoller lautet folgende Stelle aus einem andern Schreiben an Baring: „Laßt euch nicht irren! Der Same ist ausgestreut. Die Flagge der commerziellen Reform ist endlich entfaltet, und früher oder später muß sie siegen."

Bald darauf, am 19. September 1841, starb Lord Sydenham zu Kingston in Canada an den Folgen eines Beinbruchs, den er sich durch einen Sturz mit dem Pferde zugezogen.

78.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 156. —— 4. Juni 1844.

Staat und Kirche, Religion und Selbstbewußtsein.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 155.)

3. Der Symbolzwang und die protestantische Lehr- und Gewissensfreiheit. Von J. Rupp. Königsberg, Voigt. 1843. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Verf. läßt sich auf die Untersuchung, ob eine Kirche ohne Symbol bestehen könne, gar nicht ein, er geht historisch zu Werke, faßt den wirklich vorhandenen Zustand ins Auge und untersucht, wie dieser geworden. Sein Resultat ist, daß der Symbolzwang (wie namentlich die „Evangelische Kirchenzeitung" ihn fodert und als Ideal aufstellt) von der gesammten protestantischen Kirche, man möge nun auf die Gesetzgebung, auf die geistlichen Behörden, auf die Theologen oder die Gemeinden sehen, mit gleich entschiedenem Unwillen zurückgewiesen werde; daß der Buchstabe der Symbole und die Verpflichtung auf denselben nicht gelte und daß diese Geltung erzwingen eine Revolution bewirken heiße.

Woran die Gemeinden im Einzelnen glauben, das läßt sich, besonders bei unserer kirchlichen Verfassung, an bestimmten Thatsachen schwerer nachweisen; daß sie aber keine lebendige Theilnahme für den Ausdruck der symbolischen Schriften ihrer Kirche haben können, ist schon daraus klar, daß sie dieselben in der Regel nicht kennen.

Dr. Rupp gehört also zu den gefährlichen Leuten, vor denen der Pfarrer Vetter warnte. Man wird sich auch wol noch jener Anfechtungen erinnern, die Dr. Rupp wegen einer andern kleinen Schrift unter dem Titel „Der christliche Staat" wirklich erlitten hat. Er gehört eben zu Denen, welche „die Kirche in die Hoffnungen eines neu erwachenden jugendlichen Geistes hinüberzuführen gedenken". Er meint, daß das Werk der Reformation, bald nach derselben, unterbrochen und erst durch Spener und Francke fortgeführt worden, jetzt aber wiederum weiter zu bilden sei.

Erst wenn der Protestantismus die im 18. Jahrhundert begonnene Fortbildung vollendet haben wird, werden auch die zurückgebliebenen und theilweise erstarrten christlichen Kirchen sich willig dem Einflusse der Reformation hingeben, erst dann wird die Reformation ihre Wirkungen auf das ganze Gebiet des Christenthums erstrecken.

Das 18. Jahrhundert war aber nicht blos die Zeit Spener's, es war die Zeit der Encyklopädisten, der Revolution, des Umsturzes aller himmlischen Gewalten auf Erden und im Himmel selbst, der Zurückkehr des menschlichen Bewußtseins aus der Entfremdung und Knechtschaft in sein freies Eigenthum. Hr. Dr. Rupp spielt mit gefährlichen Mächten wie ein ahnungsloses Kind, das auf einem Vulkan Blumen pflückt und zu bunten Kränzen flicht. Das Studium der Geschichte und Kritik, die Schöpfung einer neuen Philosophie, die Toleranz — Alles ist ihm recht, Alles gedenkt er in den Bau seiner neuen Kirche zu verwenden. Pulverfässer sind es, die er ihr zu Fundamenten gibt. Er sagt:

Man erkannte langsam, aber immer deutlicher, daß mehr oder weniger alle Symbole vom Nicänischen bis zur Concordienformel das Christenthum durch die irrthümlichen Begriffe der griechischen, besonders Aristotelischen Philosophie gänzlich entstellt hatten.

Entstellt? Als ob nicht alle Elemente dieser Symbole, zwar noch nicht systematisch, aber doch vollkommen schon im Neuen Testamente lägen! Doch man höre weiter:

Locke, Rousseau, Kant haben im 18. Jahrhundert auf wissenschaftlichem Wege die Selbsterkenntniß der germanisch-christlichen Welt gefördert und so die Sprache zu schaffen begonnen, deren die Zukunft sich zu bedienen haben wird, wenn sie den Grund des Christenthums in neuen Symbolen aussprechen wird.

Das Germanisch-Christliche hat hier wenigstens einen Sinn; es ist von den germanischen Völkern die Rede, welche das Christenthum annahmen und etwas Anderes daraus machten als es bei den Orientalen gewesen war. Aber doch ist immer wenig damit gesagt, oder lieber gar nichts. Das Christenthum des ganzen Mittelalters ist ja romanisch, nicht germanisch; und kranken wir nicht außer dem römischen Christenthum auch sogar noch immer am römischen Recht, an der römischen Gelehrsamkeit und Sprache? Die Philosophie des 18. Jahrhunderts? Was ist an der germanisch? Die Philosophie ist das Universellste, was es gibt: steht denn nicht Kant auf den Schultern aller Philosophen der Welt, die vor ihm waren? Oder was ist am Aristoteles so absonderlich griechisch außer der Sprache und den Ausgangspunkten seines Denkens? Der Gedanke ist ja gerade das gemeinsam Menschliche, das unterschiedlos Menschliche, das abgezogene Wesen der Menschheit. Oder würde der Pythagoräische Lehrsatz in germanischen Köpfen ein anderer als er in denen der Griechen war? Wenn Locke,

Rousseau und Kant in den germanischen Völkern, welche sich zum Christenthum bekannten, die Selbsterkenntniß gefördert haben, so haben sie damit dieselben nur dem Christenthum entfremdet, da das Christenthum an dem menschlichen Selbst nichts Anderes zu erkennen findet als dessen erbliches Verderben und dieses Selbst begraben will in den Tod, um mit Christo durch den Glauben, den Gott wirket, aufzuerstehen zum ewigen Leben (Kol. 2, 12). Was hat hiermit die Sprache eines Rousseau oder Locke zu schaffen? Diese Philosophen glauben an einen persönlichen Gott und haben an ihrem Gotte nichts als einen bleichen, gestaltlosen, unendlichen, unkenntlichen Schatten, einen Gott ohne Menschheit, eine Vorsehung ohne Wunder, eine Unsterblichkeit ohne Auferstehung der Leiber, lauter Undinge! Allerdings haben sie die Selbsterkenntniß aufgerüttelt; aber was ist die Folge? Verbessertes Christenthum? Nein — Atheismus. Das ist die letzte Consequenz aller Philosophie, d. h. aller consequenten Philosophie. Die „Evangelische Kirchenzeitung" hat hierin vollkommen recht, was auch Hr. Dr. Rupp dawider sage. Oder warum hätten schon jene alten Athener ihren Sokrates mit Gift hingerichtet? Die Philosophie hat keinen andern Gott als die Vernunft, und die Vernunft predigt immer nur sich selbst. Sie hat also auch keine Sprache, in der sie den Grund des Christenthums aussprechen könnte, denn dieser Grund ist unabänderlich derselbe, Jesus Christus, d. h. der menschgewordene Gott. Was dieses mystischen Grundes ermangelt, ist durchaus kein Christenthum mehr, denn die bloße Anerkennung einer tiefen Einsicht und eines großen Lehrtalents oder eines ausnehmend musterhaften Wandels in einem Menschen, der vor achtzehnhundert und so und so vielen Jahren gelebt hat, ist nimmermehr Religion.

Wollen nun Gemeinden, in deren Geist und Augen die alten christlichen Bekenntnisse längst schon nichts sind, den Inhalt der durch die Philosophie geförderten Selbsterkenntniß, ausgedrückt in der Sprache Rousseau's oder Kant's, Christenthum nennen, etwa wegen einer gewissen nicht genau zu bestimmenden und fürs erste noch völlig beliebigen Beziehung, welche sie diesem Inhalt auf Jesus Christus, vielleicht als auf das principium, den Anfangs- und Ausgangspunkt der modernen Weltbildung und allgemeinen Menschenliebe geben, so hat natürlich die Kritik keine Macht, ihnen das zu verbieten, wol aber die Pflicht, nachzuweisen, daß dies sogenannte Christenthum diesen Namen ebenso wenig verdient als ein Champagnerglas den eines Trinkhorns oder als des Schulmeisters Agesel grünendes Wässerlein im Schlosse Schnickschnackschnurr den des spartanischen Eurotas, und daß sie durch den falschen Namen nur Verwirrung anrichten und dem Selbstbetrug unter den Menschen Vorschub leisten. Denn Das, worauf sie ausgehen mit ihrem Christenthume, das Leben der Menschen in der Bruderliebe, ist eben weiter nichts als Menschenthum, während von dem Namen des Christenthums die Vorstellung des Glaubens (den doch sie nicht im Sinne und im Herzen haben, noch bei ihrer Art Liebe haben können) unzertrennlich ist und ewig unzertrennlich sein wird.

Über die Zulässigkeit oder Nothwendigkeit ordinatorischer Verpflichtung auf die alten oder auf andere, durch Umgestaltung der alten herzustellende oder ganz neu zu schaffende Symbole hat Hr. Dr. Rupp geflissentlich nichts sagen, sondern nur zeigen wollen, daß die Geltung der geltenden Symbole geschichtlich und thatsächlich untergegangen. Er hat ohne Zweifel richtig beobachtet, denn überall, wo der Versuch gemacht wird, auf die Symbole, wenn auch nur auf das sogenannte apostolische, zurückzugehen, leisten die Gemeinden Widerstand, indem sie sich auf das Recht der Gewissensfreiheit berufen. Wiederum der ewige Widerspruch von Theorie und Praxis. Die protestantischen Kirchen haben Bekenntnißformeln, aber kein Bekenntniß, verpflichten ihre Lehrer auf Symbole, die nicht binden; denn eine Verpflichtung mit einem Quatenus, was für eine Verpflichtung ist das? Ist es nicht lächerlich, Jemandem das Gelöbniß abzunehmen, daß er Dies und Das thun, glauben, lehren wolle, so weit und insofern es ihm gut dünkt? Eine Verpflichtung, die zu nichts verpflichtet, ein Gelöbniß, das mit innerm Vorbehalt abgelegt und auch gar nicht einmal anders verlangt wird! Die Heiligung der Willkür, der Heuchelei, des Scheins, der Täuschung! Dies fühlt Hr. Dr. Rupp nicht minder als wir Andern. Er gibt der Sache diese Wendung: „In der protestantischen Kirche können alle Symbole, sowol die drei der alten Kirche als die des 16. Jahrhunderts, nie Gesetze werden, sie sollen Zeugnisse sein." Und was bezeugen sie? Das, was die Gemeinden, die Protestanten, wie Hr. Dr. Rupp in seiner Schrift nachweist, nicht mehr glauben. Denn er sagt selbst: „Woran die Gemeinden glauben, das läßt sich nicht recht eigentlich ermitteln." Also können sie auch von ihrem Glauben kein Zeugniß geben; also hat die protestantische Kirche kein Bekenntniß; also ist sie keine Kirche, sondern nur ein Conglomerat von Solchen, die sich Christen nennen, und die auch nicht einmal Das zusammen ausmachen, was man einen „christlichen Staat" nennen könnte, denn die Staaten, in denen sie leben, enthalten auch Bürger, die als Christen der christlichen Kirche (der katholischen) angehören, und Bürger, die gar nicht Christen sind. Also ist es nicht zu begreifen, wie Hr. Dr. Rupp neben allem Übrigen, was er sagt, noch sagen kann, daß die protestantische Kirche neuen Bekenntnißschriften entgegensehe.*) Der stätigen Fortentwickelung wegen, welche er als ihr Princip betrachtet, kann sie in keinem Augenblick ihr Bekenntniß befestigen, auch gar kein gemeinsames Bekenntniß zu Stande bringen. Dies Letztere scheint indessen von Andern geglaubt zu werden, welche von andern Grundansichten ausgehen als Hr. Dr. Rupp.

(Der Beschluß folgt.)

*) „Die Einführung neuer Bekenntnißschriften, der die protestantische Kirche entgegensieht, wird von dem Vertrauen und der Überzeugung abhängig sein, die ihnen entgegenkommen." (S. 15.)

Das Sklavenwesen in den Vereinigten Staaten.

Nordamerikas Stellung zum Quintupel-Tractat vom [illegible] Dec. 1841. Nach amtlichen Daten von Olof Berg. Königsberg, Gräfe und Unzer. 1842. Gr. 8. 1 Thlr.

Noch immer gewährt die Zurückhaltung der französischen Ratification jenes Tractats einen Stoff der Entzweiung Englands und Frankreichs und mit ihr des Weltfriedens, sowie des Haders und der Anfechtung der Regierungs- und Oppositionsparteien in Frankreich. Noch immer vernimmt man, daß das Cabinet der Tuilerien aus Berücksichtigung der öffentlichen Volksstimmung und in Berücksichtigung der durch den nordamerikanischen Gesandten, General Caß, angebrachten Besorgnisse mit der Ausführung der gemeinschaftlich beschlossenen Maßregel Anstand nimmt. Was aber einen so großen Theil der Franzosen so sehr gegen diese Maßregel einnimmt, und was die Nordamerikaner ob dieses Tractats besorgen und weshalb sie ihn mit solcher Lebhaftigkeit zu hintertreiben bemüht sind, das will nicht sogleich einleuchten, wenn man den in dieser Schrift abgedruckten Tractat selbst mit seinen Unterlagen liest, und deshalb hat der Verf. gesucht, seine Leser darüber ins Klare zu sehen.

Nach seiner Ausführung ist dieser Vertrag für Frankreich bedenklich und ehrenrührig, weil seine Ausführung viel zur Stärkung der englischen Meerherrschaft und zur Beseitigung des Grundsatzes: „Frei Schiff macht die Ladung frei", mitwirken würde. Allein die Mittelglieder, um zu diesem endlichen Schlusse zu gelangen, wollen sich nicht auffinden lassen, so viel wir uns danach umsehen.

Schon unterm 30. Nov. 1831 und 22. März 1833 sind zwischen Frankreich und England Verträge zur Unterdrückung des Sklavenhandels geschlossen worden, die noch in Kraft sind und beiden Theilen die Befugniß einräumen, durch Kreuzer in bestimmten Gegenden alle Handelsschiffe von beiden Nationen, welche verdächtig erscheinen, untersuchen und bei Bestätigung des Verdachts aufbringen zu lassen. Der Vertrag von 1841 thut nichts weiter hinzu, als daß er außer dem Beitritte Östreichs, Preußens und Rußlands die geographische Ausdehnung der Visitation erweitert und das Verfahren bei der Aufbringung und Entscheidung darüber genauer regelt. Wie nun hierdurch England, da Alles auf gegenseitigem Einverständnisse, Zwecke und Anordnung beruht, ein Übergewicht an Befugnissen erlangen könne, ist nicht abzusehen. Auf diese Weise würden auch die kleinern Staaten des Zollvereins bei völlig gleichen Gerechtsamen im Nachtheile stehen müssen, oder der Besitzer eines kleinern Jagdreviers, welcher mit seinem Nachbar gemeinschaftliche Treibjagden verabredet. Im Frieden sind sich die vertragschließenden Theile offenbar im Rechte völlig gleich; und im Kriege hören ohnehin alle Vertragsrechte auf und England wird sich, so weit es die Macht hat, es durchzusetzen, die Befugniß nicht nehmen lassen, alle feindlichen Schiffe nicht blos zu durchsuchen, sondern zu kapern. Die Ursache des Widerwillens der Franzosen gegen den Vertrag von 1841 hat sonach keine rechtliche Grundlage, sondern muß anderwärts gesucht werden. Sie ist darin zu finden, daß in Frankreich die Unterdrückung der Sklaverei überhaupt noch nicht zu einer Nationalangelegenheit geworden ist, wie in England, daß schon um deswillen von Letzterm die Kreuzerei stärker gehandhabt wird, mithin die Aufbringung französischer Sklavenhändler viel häufiger vorkommt als englischer, und daß bei jedem solchen Vorgange das überreizbare Ehrgefühl der Franzosen sich verletzt findet. Solchergestalt konnte diese Angelegenheit von der Opposition zu einer Angriffswaffe gegen das Ministerium geschliffen werden, welches seinerseits in Betreff derselben wieder einen sehr wichtigen Antrieb zur Aufschiebung durch die eifrige Verwendung des Gouvernements von Washington erhielt, mit welchem die vorhandene politische Sympathie zu erhalten und es mit demselben nicht verderben zu wollen ganz natürlich ist.

Der eigentliche Controverspunkt ist hiernach in dem Verhältnisse Englands zu den nordamerikanischen Freistaaten versteckt, was auch der Verf. dadurch anerkannt, daß es hauptsächlich dieser Gegenstand ist, den er in seiner Schrift beleuchtet. Der Gang dieser Betrachtung ist der, daß England die Freilassung der Sklaven in seinen eigenen Colonien und die Unterdrückung des Sklavenhandels weit weniger um der Sache selbst willen, sondern hauptsächlich darum betrieben habe und betreibe, um auch in den südlichen und westlichen Staaten des nordamerikanischen Bundes die Abschaffung der Sklaverei durchzusetzen, dadurch deren Production und Reichthum überaus zu schwächen und den Hader anzuschüren, welcher ohnedem über diesen Punkt in dem Bundesvereine in der Asche glühe und den Ausbruch droht.

Die Amerikaner begreifen Alles und Jedes, was die Abschaffung der Sklaverei und die Freilassung der Sklaven betrifft, unter dem Namen Abolition; und gerade darum, weil sie eine Benennung und einen Begriff für Beides sich zusammengeschaffen haben, vermengen sie Beides stets und unterscheiden es nicht, wie es sich gehörte. Einer der schlagendsten Beweise von dem Einflusse der Macht des Sprachgebrauchs und der gangbaren Begriffe! Denn offenbar ist es eine ganz verschiedene Sache, den vorhandenen Sklaven die Freiheit geben und dies plötzlich und ohne Vorbereitung, oder gesetzlich auszusprechen, daß die Sklaverei ein Ende haben solle, und zwar mit den Maßgaben, welche der Übergang aus dem einen Zustande in einen ganz verschiedenen erheischt. Schon bei dem ersten Zusammentreten der einzelnen Staaten zu einem Staatenbunde war die Abolition ein gewaltiger Stein des Anstoßes, an dem das ganze Unternehmen zu scheitern drohte und der nur dadurch umgangen wurde, daß man sich ganz davon fern hielt und feststellte, es bleibe derselbe der Gesetzgebung eines jeden einzelnen Staats überlassen. Aber das Umgehen eines gefährlichen Felsen, der im Wege liegt, schafft denselben nicht aus der Welt, noch benimmt es ihm seine drohende Gefährlichkeit. Franklin selbst, der Vater der Vereinsverfassung, der in dieser der gebietenden Nothwendigkeit wegen jenen Gegenstand übergehen zu müssen sich genöthigt sah, erkannte doch die moralische Wichtigkeit desselben so sehr, daß er 1780 nicht blos die Freilassung von nordamerikanischen Bürgern zugehörigen Sklaven auswirkte, sondern auch die noch fortbestehende Gesellschaft zur Beförderung der Abschaffung des Negerhandels im Jahre 1787 zu Philadelphia stiftete. Wäre man besonnen auf diesem Wege fortgegangen, hätte man sich bemüht, die Überzeugung von der Unrechtmäßigkeit und Ruchlosigkeit des Eigenthums an Menschen ohne leidenschaftliche Anreizungen immer mehr zu verbreiten und immer anschaulicher zu machen, wie solches ohne sonderliche Gefahr und Störung aller Verhältnisse allmälig ins Werk zu setzen sei, würde man damit wol ans Ziel gekommen sein. In ganz Europa hat Sklaverei bestanden und hat von selbst aufgehört, so weit das Christenthum seine Fittige ausgebreitet hat; selbst in Rußland ist bereits der Grund zum Aufhören der Leibeigenschaft gelegt worden. Allein der reißend zunehmende Anbau in den südlichen Staaten der Union brachte in denselben eine so gewaltige Vermehrung der Sklaven zu Wege, daß eben daraus sich nicht nur ein auffälliger moralischer Gegensatz zwischen der Wirklichkeit und dem Rechtsgrundsatze herausstellte, sondern auch sich ein Zustand bildete, welcher dem Ganzen Gefahr droht, wenigstens seine politische Kraft lähmt. Denn in Süd-Carolina, Virginien, Alabama, Mississippi und Luisiana gibt es mehr Schwarze als Weiße, und es ist die Sicherheit der Letztern dadurch nicht schon stets gefährdet, sondern eben dies bei einem Kriege die schwächste Seite für einen Feind, der mit Regimentern oder Horden freigelassener Schwarzen hier nur allzu leicht Sklavenaufstände bewirken kann. Die übrigen Provinzen müssen alsdann entweder diese verbluten lassen, oder ihr

Blut und ihr Vermögen aufopfern, um ihnen zu Hülfe zu kommen gegen einen Feind, den sie selbst in ihrem Busen ernährten.

Nicht die südlichen und westlichen Staaten von Nordamerika mit ihren Bodenerzeugnissen und deren Ausfuhr sind es, welche zwischen der Union und England den Geist der Eifersucht, des Mistrauens und des Argwohns unterhalten, sondern gerade die nördlichen mit ihren blühenden Manufacturen, angesehenen Handelsplätzen und bedeutender Rhederei. Die Erzeugnisse der erstern sind vielmehr den Engländern für ihr Gewerbe und Handelsbetrieb unentbehrlich, und je mehr davon erzeugt wird und je wohlfeiler sie erbaut werden, desto besser für England, weil es um so wohlfeilern Ankauf hat. Die Besorgniß der Überschreitung der Erzeugung über seinen Bedarf hat für England gar keine Bedeutung, weil es sicher nicht mehr holt als es braucht. England würde sonach im eigenen Fleische wühlen, wenn es auf etwas hinarbeiten wollte, was ihm nothwendig seinen Einkaufsmarkt verderben müßte. Es ist zwar noch überall nicht ausgemacht, daß Sklaven eben unentbehrlich sind zur Bearbeitung der Plantagen; die Freilassung derselben in den englischen Colonien zeugt vielmehr für das Gegentheil. Unleugbar hingegen ist, daß dermalen der Plantagenbau in den genannten Staaten ohne Sklaven im bisherigen Maßstabe nicht fortbetrieben werden könnte und daß in der Zwischenzeit bis zu dessen Herstellung die Production gewaltig zurückbleiben, mithin England das Material zur Beschäftigung seiner ausgedehntesten Manufacturen entbehren müßte, was dasselbe in die fürchterlichste Verlegenheit setzen würde. Denn von den 122 Mill. Dollars, welche die gesammte Ausfuhr der nordamerikanischen Freistaaten im J. 1835 betragen hat, kommen auf die Baumwolle allein 68 Mill. Diese Staaten haben von den im Ganzen etwa gewonnenen 480 Mill. Pf. 386½ Mill. ausgeführt, und der Ertrag in diesen Staaten hat beinahe die Hälfte von der in der ganzen Welt gewonnenen Baumwolle betragen. Im J. 1839 ist die Baumwollenernte in den Vereinigten Staaten sogar bis auf 790½ Mill. Pf. gestiegen. England, das 1701 kaum eine, 1753 nur erst drei und 1784 nur noch 11 Mill. Pf. eingeführt, hat 1835 von den aus allen Gegenden eingebrachten 535 Mill. Pf. allein 320¼ Mill. in seinen Manufacturen verarbeitet, und dieser Ausfuhrartikel macht fast die Hälfte seiner gesammten Exporte aus. Man erkennt hieraus die Wichtigkeit dieses Gegenstandes für dasselbe. Wenn nun dessenungeachtet die Reden eines Wilberforce, Clarkson, Burton u. A. m. dem Sinne der Nation das Sklaventhum so verhaßt gemacht haben, daß dieselbe, jenen materiellen Zusammenhang nicht beachtend, auch in Nordamerika Erfolge zu haben wünscht und sich in dieser Hinsicht mit der Gesinnung der nördlichen Staaten verbindet und ihr anschließt, so muß eine größere Gewalt ihn treiben als die Beachtung der merkantilischen Vortheile und politischer Absichten. Und so ist es. Es gereicht dem menschlichen Geschlechte zur höchsten Ehre und der Stufe der Geistesbildung zum unvergänglichen Ruhme, daß die Erkenntniß der Rechtsfoderung und die Achtung vor der Würde der Menschheit, daß die durch das Christenthum eingeführte Liebe zur Freiheit eine solche Macht erlangt hat, um alle Erwägungen des Eigennutzes und des Interesses zu überwältigen und es den Leuten klar vor Augen zu stellen, es könne kein Recht geben, Sklaverei zu dulden und zu schirmen, sondern sie müsse aufhören; nur über das Wie, die Art und Weise der Ausführung dieses Gebotes sei sich mit der Klugheit zu berathen! Dies hat nicht allein das englische Parlament erkannt; auch in der Heiligen Allianz ist es begründet; und es ist eben dieser Geist, welcher in den freien Staaten der Union die Leute bewegt, daß sie nicht ruhen können, sondern immer von neuem die Aufhebung der Sklaverei in den Sklavenstaaten in Anregung bei dem Congresse bringen. Wenn nun dies von den verbündeten nördlichen Staaten aus geschieht, so gebricht es doch sicher an allem Grunde, England einer feindlichen Absicht gegen die Union zu bezüchtigen, daß es mit jenen sympathisirt. Noch viel weniger ist zu erklären, wie das vertragsweise gegenseitige Durchsuchungsrecht einen Deckmantel zur Erreichung böser Absichten abgeben solle, die England dabei gar nicht haben kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Bensen, H. W., Teutschland und die Geschichte. Eine Denkschrift. Stuttgart, Franckh. Gr. 8. 1 Thlr.

Biedermann, C. L., Laurentius Biedermann. Criminalgeschichte aus dem 17. Jahrhundert. Dessau, Fritsche und Sohn. 1843. Gr. 8. 10 Ngr.

Brinckmeier, E., Abriss einer documentirten Geschichte der spanischen Nationalliteratur, nebst einer vollständigen Quellenkunde, von den frühesten Zeiten bis zu Anfange des 17. Jahrhunderts. Leipzig, Wienbrack. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das preußische Bürgerthum. Dargestellt von einem Mann aus dem Volke. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 1 Thlr.

Gedichte einer früh Verklärten in chronologischer Folge. Eine Erinnerungsgabe. Trier, Troschel. 8. 1 Thlr.

Germanie, Gräfin, Robinson's Enkelin. Nach dem Französischen von Thekla v. Gumpert. Mit 6 Bildern. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr.

Häusser, L., Die Anfänge der classischen Studien zu Heidelberg, Beitrag zur pfälzischen Gelehrtengeschichte. Heidelberg, Mohr. Gr. 8. 7½ Ngr.

Jouy, Die Kirche, der Tempel und die Synagoge. Aus dem Französischen von K. Rauwerck. Berlin, Hermes. 8. 3½ Ngr.

Löser, W., Das Entwickelungsgesetz des Zeitgeistes. Eine Einleitung in die Philosophie der Geschichte. Dessau, Fritsche und Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Maltitz, A. v., Drei Fähnlein Sinngedichte. Ein Fähnlein Sonette. Ein Fähnlein Fabeln. Ein Fähnlein Humor. Anhang. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 8. 25 Ngr.

Pott, A. F., Die Zigeuner in Europa und Asien. Ethnographisch-linguistische Untersuchung, vornehmlich ihrer Herkunft und Sprache, nach gedruckten und ungedruckten Quellen. 1ster Theil: Einleitung und Grammatik. Halle, Heynemann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Rießer, G., Bemerkungen über die zweite Schrift des Herrn Geh. Ober-Regierungsrath Streckfuß über das Verhältniß der Juden zu den christlichen Staaten. Berlin, Veit und Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Schulte, F., Das englische Parlament. Organisation und Geschäftsverfahren. Historisch-kritische Abhandlung mit Bezug auf heutige Zustände. Berlin, Schlesinger. 8. 20 Ngr.

Seidemann, J. K., Karl von Miltitz, Kanonikus zu Meißen, Trier, Mainz, päpstlicher Kammerherr und Nuncius apostolicus. Eine chronologische Untersuchung zu besserm Verständnisse der Quellen. Dresden, Naumann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Senancour, Obermann. Eingeführt von G. Sand und Sainte-Beuve. Deutsch von L. Buhl. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Slaven und Magyaren. Leipzig, Reclam jun. Kl. 8. 1 Thlr.

Die Theorie des Dr. List vom Fabrikstaate und ihre geschichtlichen und statistischen Stützen. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 7½ Ngr.

Walde, G., Der halb umgewandelte Richter. Eine Beleuchtung der „Präliminarien" Dr. Richter's in Barmen und der von ihm erhobenen Anklage gegen Dr. Diesterweg in Berlin. Zur Prüfung überreicht von ꝛc. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 6 Ngr.

Wechsler, G. W. A., Charakter und Zukunft des Protestantismus. Ein Beitrag zur Geschichte des Gustav-Adolph-Vereins in Königsberg. Königsberg, Mangelsdorf. Gr. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 157. —— 5. Juni 1844.

Staat und Kirche, Religion und Selbstbewußtsein.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 156.)

4. Die Union der deutschen Kirchen. Von K. Fr. Gaupp. Breslau, Hirt. 1843. Gr. 8. 1 Thlr.

Ja, und wenn die Erfüllung unserer Hoffnungen ferner läge, als es wol bereits scheint; denn es ziehen manche trübe Wolken auf unter fernem Wetterleuchten; wenn der Geist wechselseitiger Bruderliebe, zum Fluge aufgerufen, seine Schwingen gelähmt fände; wenn erst nach langen schweren Kämpfen und Thränensaaten endlich die evangelische Kirche, deren Idee unsere Herzen erfüllt, mit ihrem von oben geweckten göttlichen Gemeingeiste, mit ihrer herrschenden Macht eines objectiv kirchlichen Bewußtseins, mit ihrem das innere Leben bezeugenden und an Christo dem Haupte hangenden Organismus, eine Wahrheit würde: kommen muß es doch endlich dahin.

Der Verf. geht davon aus, daß die modernen Staaten „christliche" sein sollten, d. h. daß sie dafür sorgen sollten, der christlichen Kirche zu einer ihr entsprechenden Entwickelung zu verhelfen, oder vielmehr nur Raum zu geben.

Die moderne Staatsidee entwickelt sich immer gewaltiger und hat für alle Zeiten — obwol ihr glücklicherweise das Bewußtsein des christlichen Staats nicht vollends entschwunden, sondern eher neu belebt worden ist — die frühere theokratische Gestaltung aufgegeben. Aber auch die evangelische Kirche hat seitdem kräftige Bewegungen durch den Geist Gottes zu einer Wiedergeburt von innen heraus erfahren und ist somit, dem heutigen Staate gegenüber, der ja selbst nicht mehr auch Kirche sein will, wie einst, da die Kirche auch Staat sein wollte, dazu hingedrängt worden, ihrerseits gleichfalls ihre Grundverschiedenheit vom Staate geltend zu machen.

Um nun der Kirche ein neues Leben zu schaffen, wünscht der Verf.

Das, was ebenso sehr als Ausdruck des erwachten kirchlichen Gemeinsinns wie als kräftigstes Erweckungsmittel desselben erkannt werden wird — Synoden in der Gnade des Herrn Jesu Christi, in der Liebe Gottes und der Gemeinschaft des heiligen Geistes.

Es soll eine „evangelisch-katholische Kirche" zu Stande gebracht werden. Dazu bedarf es natürlich vor allen Dingen einer Union der von der römisch-katholischen Kirche abgelösten Kirchen. Da diese nun irgendwo beginnen muß, so wünscht der Verf., es möge in Deutschland geschehen; die deutsch-lutherische und deutsch-reformirte Kirche sollen sich vereinigen. Die Trennung der beiden Confessionen, sieht der Verf. ein, ist an sich selbst eine der Katholicität der Kirche widerstreitende Inconsequenz. Warum aber halten sie sich getrennt? Der Lehrdifferenzen wegen. Nun aber, sagt er, sind beide Kirchen in den Fundamentallehren vollkommen einig und gehen in den Unterscheidungslehren nur auf eine solche Weise auseinander, daß „jede von beiden als Vertreterin der Wahrheit in einer bestimmten Richtung, keine aber als Überwinderin aller Einseitigkeit" erscheint. Der Verf. macht daher Vorschläge, die Unterscheidungslehren so zu fassen, wie sie, seiner Meinung nach, die volle Wahrheit ohne Einseitigkeit darstellen, und zwar die Lehre von der Person Christi, die vom Abendmahl und die von der Gnadenwahl. Seit Anbeginn der Spaltung, sagt er, sei doch immer die Anerkennung einer Einheit im Wesentlichen nebenher gegangen. Er hält es daher nicht für allzu schwer, die beiden getrennten Kirchen zur Annahme seiner Vereinigungsvorschläge in Betreff der Unterscheidungslehren zu vermögen. Ohne solche Vereinigung über alle Lehrpunkte ist die Union — dies räumt er ein — nicht wahrhaft vollzogen. Denn

eine Kirche ist dann erst wirklich constituirt, wenn sie ein mit aller Autorität einer norma normata bekleidetes Bekenntniß, worin die Idee der Kirche ihren Ausdruck findet, besitzt.

Dieses Bekenntniß, setzt er mit vollstem Recht hinzu, worin die Kirche ihren Glauben nicht erst bildet, sondern den auf Grund der Schrift schon gebildeten ausspricht, muß in sich klar und sicher bestimmt, in rein objectivem Charakter auftreten, unterliegt nicht der subjectiven Auffassung, ist nach dem Wortlaute zu nehmen; denn „überläßt erst eine Kirche ihr feststehendes Bekenntniß der subjectiven Auslegung, so hebt sie damit factisch die positive Bindekraft desselben auf".

Also: Man muß sich über ein gemein-verbindliches Symbol einigen; und dazu eben sollen die Synoden dienen, deren Einrichtung Hr. Gaupp wünscht. Aber (jetzt kommt der hinkende Bote nach), dieses Unerlaßlichste, gesteht Hr. Gaupp wie Dr. Rupp und alle Andern, verhindert leider dermalen die Gährung der Zeit. Ja, Hr. Gaupp entsetzt sich vor dem Gedanken, in dieser Krisis ein christliches Bekenntniß zu schaffen. Um Gottes willen, ruft er aus, jetzt kein neues Symbol! Man nehme vielmehr einstweilen gemeinschaftlich (d. h. in den beiden deutsch-protestantischen Kirchen) die augsburgische

Confession von 1540 an, aber auch diese wieder nur — mit Einschränkungen. „Keine Verpflichtung auf den Buchstaben der Augustana, sondern eine zwischen der Kirche und ihren Dienern wechselseitig auf Treu und Glauben übernommene.“ Also doch wieder ungefähr Das, was auch Hr. Dr. Rupp will. Dies nennt Hr. Gaupp „ein gesichertes Interim“. Gesichert? Die Sicherheit ist nicht groß. Hr. Gaupp behauptete zuerst so hartnäckig, das Bekenntniß dürfe nicht der subjectiven Auslegung überlassen bleiben. Jetzt läßt er sich dennoch an der Bürgschaft von „Treu und Glauben“ genügen. Er fühlt in demselben Augenblick die Unsicherheit, die daraus erwachsen würde, und fodert nun, ungeachtet des Vertrauens auf „Treu und Glauben“, um die evangelischen Grundlehren und Principien zu wahren, daß die Kirche in den Synoden, die alsbald (natürlich von Staats wegen; es geht ja nicht anders) veranstaltet werden müssen, einen Ausspruch über ihr gemeinsames Glaubensbekenntniß in einer bündigen Declaration gebe, welche den unantastbaren Lehrkern des Bekenntnisses (der Augustana von 1540) auszeichne, an welchen Lehrkern, und zwar nun wieder „seinem Wortlaut nach“ die Diener der Kirche ohne Ausnahme gebunden sein sollen. Als ob nicht die Synoden, die sich durch diese Declaration binden sollen, um dieselbe zu Stande zu bringen, sich schon für gebunden achten müßten! Welche Widersprüche! Welches Hin und Her! Welche Unmöglichkeiten! Nein, auf diese Weise wird die evangelische Kirche, welche Hrn. Gaupp's Herz erfüllt, „mit ihrem von oben geweckten Gemeingeist, mit ihrer herrschenden Macht eines objectiv kirchlichen Bewußtseins“ nicht zu Stande kommen. Der „Geist wechselseitiger Bruderliebe“ wird allerdings „seine Schwingen gelähmt finden“; nicht etwa durch den bösen Willen der frommen Christen, sondern durch die Glaubensdifferenz, die schon ganz einfach deshalb unüberwindlich ist, weil man niemals viele Köpfe unter Einen Hut bringen kann.

Marheineke spricht dieses Misverhältniß von Glaube und Liebe in seiner neuesten sehr beachtenswerthen Schrift klar und deutlich aus und kritisirt hiermit das Project des Hrn. Gaupp.

5. Die Reform der Kirche durch den Staat. Von Philipp Marheineke. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 12. 1 Thlr.

Marheineke hat dem Dualismus der Confessionen einen eigenen Abschnitt seiner Schrift gewidmet. Er geht darin ganz richtig von dem Satz aus, daß der Dualismus für die Confessionen selbst gar nicht vorhanden sei; sie vielmehr haben nothwendig jede das Bewußtsein von der ausschließlichen Wahrheit ihrer selbst und der Falschheit der andern. Innerhalb ihrer ist die Differenz des Glaubens unlösbar. Dies zeigt Marheineke nicht nur aus der Natur der Sache, sondern auch geschichtlich auf, und ruft dann aus:

> Diese beiden Kirchen, was haben sie zur Vereinigung miteinander gethan, was konnten sie thun? Mittels ihrer Dogmatik hat jede nur tiefer und eigenthümlicher sich in sich ergriffen; mittels ihrer Polemik und Symbolik sind sie zu allen Seiten geistig handgemein miteinander geworden und ebenso oft und noch mehr in der Praxis miteinander in Collision und Conflict gerathen .... Was können sie aber nun noch Großes, Ernstliches, Entscheidendes gegeneinander unternehmen? Welche von beiden kann sich der begründeten Hoffnung hingeben, die andere in der nächsten Zeit völlig auszurotten, und werden nicht vielleicht noch Jahrhunderte darüber vergehen, bis dieses Verhältniß sich merklich und gründlich geändert hat?

Während Marheineke so erklärt, daß die Differenz des Glaubens für die getrennten Bekenner desselben unlösbar ist, kann er doch nicht umhin, an eine Vereinigung der durch den Glauben getrennten Menschen zu denken. Welche Macht soll nun die im Glauben unlösbare Differenz auflösen? Marheineke nennt diejenige, welche es in der That allein vermag — die Liebe. Die Bekenner der verschiedenen Confessionen sind aber durch ihr Bekenntniß gebunden, können also zu der Liebe nicht gelangen, welche die Glaubensdifferenz löst; wenigstens innerhalb ihrer Bekenntnisse, auf dem Boden der Confessionen können sie dahin nicht gelangen. Man muß sich daher nach einem andern Gebiete umsehen, auf welchem es möglich ist. Nicht ein neutrales Gebiet darf dieses sein; denn was die bloße Waffenruhe, die Gleichgültigkeit der Parteien an einem dritten Orte zu leisten vermöchte, würde immer nicht Das sein, was die Liebe fodert. Mit Recht sagt Marheineke:

> Zwei zu gleichem Rechte Coordinirte sind dieses wahrhaft nur sofern sie einem dritten Höhern subordinirt sind.

Also um ein drittes Höheres, wahrhaft Bindendes ist es zu thun. Dieses Höhere ist, nach Marheineke's Ansicht, der Staat. Er sagt:

> Die Macht der Gerechtigkeit und der Liebe ist nur objectiv im Staate, für den der Dualismus im Glauben zwar vorhanden, aber der Unterschied seiner Bekenner kein Unterschied ist.

Hier also ist uns die Kirche unter den Händen in nichts zerronnen. Marheineke will zwar eine Kirche. Er fodert Synoden, und zwar Synoden, die nicht aus Gemeindegliedern aller Art zusammengesetzt sind, sondern in denen die Geistlichkeit sich über die Interessen der Kirche berathet.

> Zu Synoden hat nicht das Volk, weder in Masse noch durch Wahl bestimmt, nicht auch überhaupt die Gemeinde der Gläubigen, sondern allein die Gemeinschaft der im Glauben Wissenden und in der Wissenschaft vom Glauben Orientirten, d. h. des Lehrstandes, zusammenzutreten. Synoden sind überhaupt nicht Werke oder Producte des unmittelbaren Glaubens oder Gefühls, der Erbauung und Frömmigkeit, sondern der kirchlichen Reflexion und Organisation; da müssen Theorie und Praxis, Abstraction und Empirie Hand in Hand gehen.

Was sollen jedoch diese Synoden ausrichten? Welchen Geschäftskreis weist ihnen Marheineke an? Sollen sie, gleich jeden Synoden, die Gaupp verlangte, das Glaubensbekenntniß der Kirche feststellen? Nein! Diese Angelegenheit behält Marheineke in letzter Instanz der theologischen Wissenschaft vor. Auch hat er ja schon zuvor dargethan, daß von den Confessionen aus zu keiner Vereinigung im Glauben zu gelangen ist. Er sagt ausdrücklich: „In die wissenschaftlichen Bewegungen einzugreifen, dogmatische Streitigkeiten zu entscheiden, kann nicht die Bestimmung der Synoden sein.“ Was

ist also ihr Beruf? „Ein praktischer", antwortet Marheineke. Wie das? Z. B. wissenschaftliche Bücher gehen die Synode nichts an, aber „Amtshandlungen und Amtsreden der Pfarrer fallen der disciplinarischen Cognition der Synode anheim". Hier müssen also die Synoden nach den vorhandenen Symbolen der getrennten Confessionen richten, denn andere haben sie ja nicht. Dessenungeachtet beklagt es Marheineke, daß nicht schon die Kirche das Werk der Union, welches der Staat begonnen fortgesetzt, und zu einer wahren Union im Glauben geführt habe. Könnte dies, seiner Meinung nach, anders geschehen als durch die Wissenschaft? Gewiß nicht. Aber diese soll ja außer dem Bereiche der Synoden liegen. Aus diesem Labyrinthe ist mit dem besten Willen nicht herauszukommen. Die Synoden sollen überhaupt das „gesetzgebende" Organ der Kirche sein. Es fragt sich nun, welche Gegenstände die kirchliche Gesetzgebung haben wird? Anordnung des Gottesdienstes, Liturgie, Agende — was bliebe sonst noch übrig? Welche geringfügigen Gegenstände! Und werden sich die Gemeinden Das, was der Lehrstand anordnet, so ohne weiteres gefallen lassen? Man befindet sich hier wieder in demselben Labyrinthe. Nur Einen Faden gibt es, der hinauszuleiten scheint — die Liebe. Und diese hat Marheineke dem Staate zugewiesen. Demnach ist in Wahrheit die Kirche nach ihrer praktischen Seite vom Staate verschlungen. Nach ihrer dogmatischen Seite ist sie in Collision mit der Wissenschaft, hat einerseits andere Interessen als diese und ist doch andererseits durchaus auf sie angewiesen.

Wir sehen also, nachdem wir alle diese verschiedenen Stimmen gehört, daß aus der Scylla ihrer Zersplitterung und Zertheilung die Kirche der Protestanten sich nicht retten kann ohne in die Charybdis ihrer Verwickelung mit dem Staate und der Wissenschaft zu gerathen. Ihr Verhältniß zu diesen beiden soll in den beiden folgenden Artikeln betrachtet werden.*) G. Julius.

Das Sklavenwesen in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung aus Nr. 156.)

Der auswärtige Sklavenhandel ist auch den Amerikanern verboten, mithin befinden sich diejenigen amerikanischen Schiffe im Unrechte, welche ihn betreiben. Die amerikanische Regierung will jedoch allein die Befolgung ihrer Gesetze überwachen und den Engländern nicht gestatten, ihr dabei hülfreiche Hand zu bieten, aus Furcht, daß diese solches zu andern Zwecken misbrauchen könnten. Obgleich nun Letzteres gerade am wenigsten geschehen könnte, wenn es vertragsmäßig geordnet würde, haben doch die Engländer erklärt, auch darin den Amerikanern den Willen zu lassen und sich nur allein die Befugniß vorbehalten, sich zu überzeugen, daß die unter amerikanischer Flagge segelnden Schiffe auch wirklich Amerikaner sind. Denn es ist bekannt, daß auf den Schiffen allerhand Flaggen sich befinden und daß die Schmuggelschiffe insonderheit allemal diejenige aufziehen, die ihnen aus der Noth helfen soll. So wenig nun man einen flüchtigen Mörder auf dem Lande darum zu verfolgen anstehen wird, weil er eine Larve vornimmt, die einem ehrlichen Manne ähnlich sieht, ebenso wenig kann es verdacht werden, einem verdächtigen Sklavenschiffe ins Gesicht sehen zu wollen.

Überhaupt sind die Vorstellungen von der Freiheit des Meeres noch gar sehr verworren; außerdem könnte von einem allgemeinen Rechte ungehinderter Befahrung gar nicht die Rede sein. Freilich läßt seine flüssige Natur keine Grenzhausen noch Schlagbäume zu; aber diese sind auch keine unerlaßlichen Merkmale des Besitzes oder Eigenthums. Die bewegliche Natur des Elements erschwert zwar diese beiden, schließt sie jedoch nicht aus. So weit die Macht reicht, Andere von dem Gebrauche einer Sache auszuschließen, findet auch eine Besitzergreifung statt, welche durch die kundgegebene Absicht, sie für sich behaupten und fortsetzen zu wollen, zum Eigenthume wird. So sichern die Dardanellen der Pforte das Eigenthum des Meerarms zwischen Asien und Europa; so hebt das Wachtschiff bei Kuxhaven die freie Schiffahrt auf; so gehört das Meer jedem Lande zu, so weit es von ihm aus bestrichen werden kann. Wer auf dem Weltmeere zuerst ein Schiff auf einer Stelle fest machen kann, erwirbt dadurch ein Maritorium (einen Umkreis des Meeres um dies Schiff), so weit er es zu beherrschen vermag, wie ein wüstes Land Demjenigen angehört, der davon den Besitz ergreift. Auch ohne solche Vorkehrung befinden sich die zusammentreffenden Schiffe auf offenem Meere in derselben Lage wie Personen, die sich in einer Wüste begegnen. Sie haben kein Recht einander den Weg zu verlegen, noch zu beschädigen; aber ein jedes ist vollkommen befugt, jeden Nachtheil von sich und seinen Freunden abzuwenden, zu dessen Besorgniß ein zureichender Verdachtsgrund vorhanden ist. Da keine Obrigkeit und kein Richter gegenwärtig ist, bei dem der Handel zur Entscheidung gebracht werden kann, so befinden sie sich in ihrer Einöde im Naturzustande, in welchem bei entstehendem Streite dem Schwächern nachzugeben allemal gerathen ist, weil das Recht von dem Stärkern behauptet wird. Die Schiffsflaggen geben nun zwar Zeugniß davon, unter welcher öffentlichen Macht ein Schiff steht und fährt und vertreten also die Stelle eines Passes. Da indessen es kein äußeres Kennzeichen der Wahrheit und Zuverlässigkeit dieses Signals gibt, sondern solches nur aus den Schiffsurkunden entnommen werden kann, so liegt weder eine Beleidigung noch andere Rechtsverletzung darin, die Bestätigung der Flagge aus denselben ersehen zu wollen, so wenig solche in der Vorzeigung eines Passes enthalten ist.

Wenn solchergestalt England, anstatt auf seinem Verlangen zu bestehen und es durchzusetzen, darüber mit den Amerikanern unterhandelt, beweist dies, daß es ungern mit denselben zu einem Bruche kommen, den Krieg vielmehr vermeiden will. Aber nicht der allermindeste Grund ist vorhanden, in dem Verlangen selbst einen Hinterhalt zu argwohnen, als beabsichtige England damit die Durchsetzung der Abolition in Amerika gegen dessen eignen Willen.

Ob England selbst in der Art und Weise der Abschaffung der Sklaverei in seinen Colonien den klügsten Weg eingeschlagen habe, und ob insonderheit die Jagd auf Sklavenschiffe zu den wirksamsten Mitteln ihrer Unterdrückung gehöre, sind ganz andere Fragen, die nicht in das Gebiet des Rechts, sondern der Staatsklugheit gehören. Mögen die Amerikaner es weiser machen! Aber Vorwürfe darüber, daß die Nähe der englischen Besitzungen, in denen die Sklaven frei gegeben wurden, ihnen Verlegenheiten bereite, haben doch nicht den allermindesten Halt. Seit wann darf Jemand in seinem Eigenthume etwas Beliebiges und Gerechtes nicht vornehmen, weil der Nachbar keine Lust dazu und deswegen davon Unbequemlichkeiten hat? Übrigens ist S.-Domingo nahe genug, um allein auf die Schwarzen in Nordamerika zu wirken.

Vollkommen stimmen wir darin überein, daß das Verbot des Sklavenhandels beiweitem nicht so wirksam sein könne und werde, als wenn darauf Bedacht genommen würde, in Afrika selbst die üble Sitte des Sklavenmachens und Verkaufens außer Übung zu bringen. Vollkommen richtig hat jener

*) Der zweite Artikel folgt im Juli. D. Red.

Neger die Grundursache dieser moralischen Krankheit einem Europäer, der ihn und seine Landsleute ermahnte, anstatt Sklaven lieber Goldstaub und Elfenbein auf den Markt zu bringen, was annehmlichere Waaren wären, geantwortet: „Ja, wenn es nur nicht viel schwerer wäre, einen Elefanten zu fangen als Menschen!" Unkenntniß des Menschenrechts und der Menschenwürde, Faulheit und Arbeitsscheu unter den Bewohnern des dritten Welttheiles zu beheben und in Sittlichkeit und Arbeitslust umzuwandeln, ist also das Mittel zur Ausrottung der Krankheit; man muß folglich auch zugeben, daß die Anlegung von Colonien freiwillig in ihr Vaterland zurückkehrender losgelassener Neger, welche an regelmäßige Arbeit und menschliche Sitte gewöhnt und im Christenthume gut unterwiesen sind, die wirksamste und allein zum Ziele führende Veranstaltung abgebe. Die Negercolonie Liberia, deren Gedeihen die Ausführbarkeit des Plans darthut, ist hiervon der erste Anfang und verdiente unstreitig mehr Nachfolge. Das ist Alles gut und schön, aber dennoch, was auch nicht zu leugnen ist, nur langsam wirkend und weit aussehend, enthält sonach keinen Beweggrund, für die nächste Zeit es zu unterlassen, den Afrikanern die Lust, Sklaven zu machen, dadurch zu verleiden, daß sie keinen Absatz dafür finden. Oder meint der Verf., daß man, bis alle Diebe so gebessert sein werden, daß der Diebstahl von selbst aufhört, die Hehler unbestraft lassen solle?

Unser Verf. ist überhaupt ein erklärter Freund der Amerikaner, und den Engländern sehr abhold, deren Zukunft ihm ziemlich dunkel vorschwebt. Wie sehr er sich indessen in seiner Voraussehung irren könne, wird ihm bereits der Ausgang der Kriege gegen China und Afghanistan erwiesen und zugleich die Besorgniß gehoben haben, als könne der Markt für die thätige und steigende Industrie Englands zu eng werden. In China hat es einen Markt erobert, der es vielmehr geneigt machen kann und wird, den Absatz in europäische Länder, zumal nach Deutschland, mit ruhigern Augen zu betrachten und geringer zu achten. In seinem amerikanischen Sinne nun hat denn auch die Rede, welche der Senator Clay am 7. Febr. 1839 gegen die abermals eingebrachten Abolitions-Petitionen im Senate zu Washington gehalten hat, ihm ungemein gefallen und er stimmt nicht nur in die Bewunderung und Begeisterung ein, welche sie in Amerika selbst gefunden hat, sondern er möchte auch, daß diese sich in Deutschland allgemein verbreiten und die Deutschen dadurch zur Parteiname für Amerika gegen England vermocht würden. Um deswillen hat er jene ins Deutsche übersetzt und durch zugefügte Betrachtungen und statistische Notizen erläutert, welche der Schrift eigentlich ihren größten Werth geben, indem sie uns die Zustände in der und den Zustand der Union genauer kennen lehren. In diesem Betracht sind auch die drei Beilagen, welche das Ergebniß der neuesten Volkszählung vom Jahre 1840 enthalten, wonach die ganze Bevölkerung 17,068,666, und darunter 2,487,113 Schwarze, betrug und in den letzten zehn Jahren um 4,201,864 gestiegen war, worunter ungefähr eine halbe Million eingewanderter Deutschen, ferner die Gründe und Gegengründe über das Eingehen der nordamerikanischen Staatsbank, endlich über den Stand der kirchlichen Verhältnisse im Lande ungemein schätzbare Nachrichten, für deren Mittheilung dem Verf. zu danken ist, wenn wir auch sonst seiner Ansicht entgegen zu sein nicht umhin können.

Die Clay'sche Rede ist und bleibt ein Meisterstück politischer Redekunst, durch welche der damals losbrechende Sturm beschwichtigt und die Gefahr der Zerreißung der Union entfernt wurde. Sie ist ein Meisterstück in der Kunst, Das, was die heftigste Begierde und die lebendigste Eigensucht verlangt, unter der Form einer ruhigen Betrachtung mit scharfsinnigen Gründen zu vertheidigen und hinter patriotische Grundsätze und moralische Betheuerungen zu verstecken. Sie hat ihren Zweck vollkommen erreicht, die Abolitions-Petitionen zu beseitigen und den innern Frieden unter den vereinten Staaten zu erhalten; sie ist dadurch eine höchst merkwürdige Begebenheit geworden. Kein Wunder also, daß sie von allen Denen bewundert worden ist, welche entweder aus eigenem Interesse Gegner der Abolition waren, oder wenigens die Zerreißung der Union für ein viel größeres Übel erachteten als die Fortdauer der Sklaverei, indem jenes unmittelbar die Weißen und Staatsbürger, dieses nur die Schwarzen und Sklaven träf. Allein dies geht vorüber, wie aller bloße Schein; und eben deswegen halten wir die Clay'sche Rede für kein Meisterstück der Staatskunst, vielmehr für eine ganz schlechte Leistung derselben, weil sie nur durch ihren ersten Eindruck einen Erfolg hervorbringen konnte, bei gründlicherer Erwägung aber ihre Oberflächlichkeit und Sophistik bald klar werden mußte, und hiermit ihr Erfolg zu Grabe ging. In der That brachte schon drei Jahre danach der Staat Massachusetts, anerkannt derjenige, welcher zum Widerstande gegen England und zur Befreiung Amerikas am thätigsten gewirkt hat und in welchem die meiste Wissenschaft, Bildung und Freiheitsliebe zu Hause ist, durch einen vormaligen Präsidenten der Union, John Quincy Adams, einen erneuerten Antrag auf Abolition mit der unumwundenen Bedeutung ein, daß eine Aufhebung der ganzen Union der Vereinigung mit den Sklavenstaaten vorgezogen werde. Eben dieser Zusatz erzeugte einen solchen Aufruhr im Hause, daß es damals verweigert wurde, die Petition auf die Tafel zu legen. Ist aber hiermit die Sache abgemacht worden?

Man darf nur die Clay'sche Rede ins Auge fassen, um zu erkennen, daß dies nicht sein könne, so lange es noch Menschen gibt, welche Wahrheit und Recht für die edelsten Güter der Menschheit, für die unerlaßlichen Erfodernisse der menschlichen Gesittung und Gesellschaft erkennen. Clay selbst erkennt es an (S. 23), daß seine ganze Ausführung auf dem Zugeständnisse der Thatsache beruhe, daß Sklaven durchs Gesetz zu dem beweglichen Eigenthume gehören, und er spricht (S. 30), wie Politiker gar gern zu thun pflegen, sehr geringschätzig von der Theorie der rechtlichen Unmöglichkeit eines Eigenthums an Menschen. Aber das Recht läßt sich bei denkenden Menschen sein Recht nicht nehmen. Nur gedankenlose Völker lassen sich für Recht aufbinden, was Unrecht ist. Das Recht steht über allem Gesetze und dieses erhält seinen Rechtsbestand selbst nur aus jenem. Wie das Unrecht erkannt wird, tritt auch die Verbindlichkeit der Aufhebung eines dasselbe schirmenden Gesetzes vor das Auge der Pflicht, und keine Zeitdauer desselben kann diese behindern. Nur allein Das ist nothwendig, daß das Gesetz selbst Treu und Glauben bewahre, daß also die Bürger durch die Aufhebung des Gesetzes nicht um Dasjenige betrogen werden, was sie im Vertrauen auf dasselbe angeschafft haben; ferner daß keine Zustandsveränderung plötzlich und auf einmal eintrete und alle Verhältnisse umkehre, sondern daß vielmehr die Einrichtung so getroffen werde, daß der Übergang sich nach und nach durch Selbstentwickelung erzeuge. So verfährt die Allweisheit in ihrer Schöpfung. Nirgend in der Natur ist das Vollkommene vollendet da, sondern es muß durch Vervollkommnung sich ausbilden, das Recht selbst aus dem Unrechte erwachsen. Jenes hat das englische Parlament wohl bedacht; es hat 20 Mill. Pfund Sterling zur Schadloshaltung der Pflanzer zum Opfer gebracht, deren Freude über diese Vergütigung ihre Zulänglichkeit im Allgemeinen beweist. Denn daß der volle Anschaffungswerth der Sklaven vergütigt werden müsse, wie Clay verlangt hat, ist eine Übertreibung, da Sklaven altern, krank werden und sterben. Niemand wird eine Leibrente oder Pension zum vollen landüblichen Zinssatze ablösen, und Sklavendienst ist eine lebenslängliche Rente von der Sklavenarbeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 158. —— 6. Juni 1844.

Der Zollverein und Hanover.

1. Politische Predigten gehalten im Jahr 1843 auf verschiedenen Dächern der Hauptstadt * * *, herausgegeben von G. Faber. Leipzig, Engelmann. 1843. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Bruchstücke über das Thema: Hanover und der Zollverein. Von einem Preußen. Erstes Heft. Braunschweig, Vieweg. 1844. Gr. 8. 2½ Ngr.

Mit dem deutschen Zollvereine ist für unser Vaterland ein Vereinigungspunkt gegeben, von welchem man mit Recht eine Kräftigung und Belebung der fast zum Schatten hingeschwundenen deutschen Einheit und Nationalität und somit die Erhebung des Vaterlandes zu einer dem Auslande imponirenden Macht erwartet. Man hat im Zollvereine etwas Gemeinsames, etwas noch über die particularen Interessen der Einzelnen, und der verschiedenen Städte, Provinzen und Staaten Hinausreichendes; und gerade auf ein solches Höheres und Allgemeineres muß die Gesinnung eines Volks hingewiesen sein, wenn sie nicht in Particular- und Localinteressen versumpfen soll. Wir können uns nicht darüber täuschen, in welche Nachtheile uns der Mangel jener allgemeinen Interessen dem Auslande gegenüber gestellt hat: die Deductionen der Engländer und Franzosen gegen den Zollverein geben uns den unzweideutigsten Beweis, welches Übergewicht des Auslandes, welcher Grad von Schwäche und Zersplitterung Deutschlands hier in Frage steht. Man würde sehr irren, wenn man dem Zollvereine nicht jene wichtige politische Bedeutung beilegen und die Stimmen aus England und Frankreich blos den mercantilischen Interessen dieser Länder zuschreiben wollte. Der Engländer Bowring sagt in seinem Berichte über den Zollverein, daß in diesem „eine Verkörperung der in Deutschland weit verbreiteten Idee der Nationaleinheit zu finden sei. Werde der Verein gut geleitet, so müsse er die Verschmelzung aller deutschen Interessen in einen gemeinsamen Bund bewirken. Er sei der erste Schritt zur Germanisirung des deutschen Volks. Durch gemeinsame Interessen an Handelsfragen habe er den Weg zur politischen Nationalität gebahnt, und an die Stelle beschränkter Ansichten, Vorurtheile und Gewohnheiten ein weiteres und stärkeres Element deutschen Volksthums gesetzt." Erkennt auf diese Weise das Ausland die politische Bedeutung des Zollvereins, befürchtet es von demselben eine festere Verbindung der zersplitterten Interessen Deutschlands, so ist es erklärlich, daß die Ausländer Alles aufbieten, in Deutschland selbst dem Zollvereine in der öffentlichen Meinung zu schaden und uns auf die perfideste Weise vorzureden, daß unser wahres Heil in der alten Zersplitterung und in politischer, industrieller und commerzieller Nullität liege. Von Deutschen sollte man dergleichen antinationale Versuche nicht erwarten: kommen sie vor, so sind sie ein Zeichen, daß das alte Leiden des Particularismus noch lange nicht überwunden ist und die Kraft besitzt, dem neuen Princip noch immer mehr als die bloße vis inertiae entgegenzusetzen. Man sieht daran, wie weit wir noch zurück sind.

Die lebhafteste Anfeindung des Zollvereins in Deutschland selbst ist bis jetzt von Hanover ausgegangen. Die in der letzten Zeit publicirten Staatsschriften über die Verhandlungen zwischen dem Zollvereine und Hanover und den Übergang Braunschweigs vom Steuervereine zum Zollvereine geben jetzt über den ganzen Zusammenhang Dessen, was von Hanover aus geschehen, nähern Aufschluß. Man weiß jetzt aus der braunschweigischen Staatsschrift, daß die Fortdauer der Steuervereinigung zwischen Braunschweig und Hanover nicht möglich war, weil die hanoversche Regierung die bereits vereinbarten Stipulationen über diese Fortdauer nicht anerkannte, sondern deren Abänderung im Tone des Anordnens und Befehlens verlangte. Bei den Verhandlungen über den Anschluß Braunschweigs an den Zollverein ward sodann die Aussicht eröffnet, daß Hanover sich an den Zollverein anschließen werde, und in der Erwartung dieses Anschlusses ließ man einen Theil des Herzogthums Braunschweig noch beim Steuervereine. Ob man in Hanover jemals ernstlich die Absicht gehabt hat, sich dem Zollvereine anzuschließen, ist schwer zu errathen; gewiß ist indeß so viel, daß Hoffnungen auf diesen Anschluß erregt sind, daß man es vermieden hat, reine und unumwundene Erklärungen abzugeben, und daß endlich für den wirklichen Anschluß Bedingungen aufgestellt wurden, die man für eine bloße Form der Ablehnung des Unterhandelns mit dem Zollvereine ansehen konnte. Als sich endlich unter diesen Umständen auch der Anschluß der bisher beim Steuervereine gebliebenen braunschweigischen

Gebietstheile an den Zollverein entschied, ward das Verhältniß dieses letztern zu Hanover ein immer gespannteres. Hanover sah in den natürlichsten Maßregeln empfindliche Verletzungen und hielt sich auf dem Standpunkte einer so absoluten Bevorrechtung, daß an vertragsmäßige Einigungen nicht zu denken war und sich auch die Verhandlungen über die Verhältnisse des Verkehrs zwischen Zoll- und Steuerverein zerschlagen mußten. Daneben aber ward von Hanover aus durch die publicistische Presse die öffentliche Meinung gegen den Zollverein aufgeregt.

In dieser letztern Absicht sind auch die pseudonymen „Politischen Predigten" von Faber geschrieben. Sie bleiben, was das Bemerkenswertheste ist, nicht bei Gründen unmittelbarer Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit, welche den Anschluß Hanovers an den Zollverein räthlich oder unräthlich machen könnten, stehen, sondern gehen geradezu auf die nationale und politische Bedeutung des Zollvereins ein. Daß man in Hanover den unmittelbaren Vortheil oder Nachtheil erwägt, daß man vielleicht aus Besorgniß vor einem solchen Nachtheil sich nicht zum Anschlusse an den Zollverein bereit findet, würde völlig in der Ordnung sein. Daß aber die „Politischen Predigten" noch weiter gehen und gegen die durch den Zollverein erzielte nationale Vereinigung, gegen die von dem Auslande mit so großer Besorgniß angesehene Vorbereitung deutscher Einheit und deutscher Macht polemisiren, ist nicht in der Ordnung; diesen Standpunkt müssen wir — so fern uns jene mit den Leiden Deutschlands verbundene Sucht eines leeren Declamirens über Deutschthum und Nationalität auch liegt — als undeutsch und antinational bezeichnen. Man kann vom Standpunkte des ausländischen Interesses nicht gründlicher und besser gegen den Zollverein schreiben, als es der Verf. der „Politischen Predigten" gethan hat.

Der Grundgedanke des Buchs ist der, daß Deutschland der eigentliche Boden für Sondereigenthümlichkeiten, Particularitäten, für eine bunte und krause Organisation historisch gewordener und individuell verschiedener Elemente sei. Der Zollverein habe dagegen die Tendenz, seine Mitglieder durch gleiche Interessen und gleiche Verwaltung unter preußischer Suprematie zu verschmelzen und innerlich gleich zu machen. Diese Tendenz sei verderblich, denn man müsse gerade die Particularitäten und Absonderlichkeiten aufrecht erhalten. Die Einheit, deren Deutschland bedürfe, habe es im Deutschen Bunde, welcher Souverainetät und Sondereigenthümlichkeiten unverändert lasse und die einzelnen Stücke nicht verschmelze, sondern blos addire. Auf die Länge könnten auch Bund und Zollverein nicht nebeneinander bestehen. Es verlohnt sich wol der Mühe, den Werth und die Consequenzen dieser leitenden Ideen etwas näher zu betrachten.

Edmund Burke machte es der französischen Revolution zum Vorwurfe, daß sie eine leere Fläche geschaffen. Als Vertreter des historischen Rechts machte er das Positive und geschichtlich Begründete gegen die abstracte Theorie geltend, und es war in seinen Augen eine Thorheit, die vorhandenen Organisationen, die positiv bestehenden, noch so schädlichen und drückenden Sonderrechte und Sondereigenthümlichkeiten zu zerstören. Da nach seiner Ansicht die künftige Entwickelung nur die naturgemäße Fortsetzung des jetzigen organischen Zustands ist, so reißt mit einem positiven Abschaffen und Zerstören diese Entwickelung ab, und es entsteht nichts als eine leere Fläche, ein atomistischer Haufen, ein gährendes Chaos. Es leuchtet ein, daß Burke, als Vertreter der Reaction gegen das unhistorische und abstracte Vernunftrecht, ebenso einseitig und abstract ist als dieses; dennoch ist seine Idee in Deutschland aufgegriffen und zu einer ganz besonders beliebten Kategorie für die Behandlung politischer Fragen gemacht, indem sie mit den Ansichten der historischen Schule im Wesentlichen zusammentraf. Man sprach also viel von dem innern organischen Bau der Gesellschaft, von den historisch gewordenen Eigenthümlichkeiten und der reichen Zusammensetzung frei und naturwüchsig ausgebildeter Elemente, und behauptete deren Berechtigung gegen positives und reformirendes Eingreifen menschlicher Macht. Was das mysteriöse Walten der Gottheit in der Geschichte hervorgebracht, sollte der menschliche Wille und die Klugheit Einzelner nicht zu zerstören trachten. Daher ward denn nicht nur der Beruf unserer Zeit bestritten, die freie Entwickelung des Rechtszustandes durch neue Legislationen zu unterbrechen, sondern auch gegen die neuern Verwaltungseinrichtungen, gegen Bureaukratie, Centralisation, Nivellement und Abschaffung der Reste jener Sondereigenthümlichkeiten und Privilegien der Vorzeit opponirt. Die ganze Lehre war schon hiernach zu keiner durchgängigen Anwendung geeignet: die Pietät gegen alles Bestehende, die Schonung der Reste der Vorzeit, des Feudalismus und des Privilegienwesens konnte freilich von Manchen für äußerst legitim und heilsam gehalten werden, auf der andern Seite aber war das Widerstreben gegen Centralisation und Übergewicht des Staats nichts weniger als den Interessen der Regierungen und den Bedürfnissen der Zeit gemäß. Ferner läßt es sich nicht verkennen, daß alle auf diese Lehre gebauten Deductionen im letzten Grunde dürftig und mangelhaft bleiben müssen. Jener organische Bau der Gesellschaft, jener Organismus mannichfacher Sondereigenthümlichkeiten im Gegensatze gegen eine durch Centralisation geebnete Fläche ist nämlich eine so magere Kategorie, daß deutsche Politiker sich ihrer Anwendung schämen sollten. Sie ist nichts als eine Vorstellung, ein Bild, woran sich weitere Vorstellungen und Empfindungen knüpfen, woraus sich aber keine vernünftigen Folgerungen machen lassen. Man kann es als Geschmackssache betrachten, ob das Bunte, Mannichfache und Verschiedenartige oder das Gleichförmige und Einfache vorgezogen werden solle. Für das Erstere hat man durchaus keine andern Gründe als solche, die blos auf Empfindung und Geschmack wirken. Es liegt dabei auf der Hand, daß sich von einem solchen Bilde auf die wirklichen Zustände keine Anwendung machen läßt.

Man hat sich besonders darauf berufen, daß man sich an die *wirklichen, concreten* Zustände halten müsse. Diese *concreten* Zustände der Gesellschaft sind aber nichts greifbar und körperlich Existirendes, sodaß jene äußerlichen und bildlichen Vorstellungen eines bunten Organismus oder einer leeren Fläche darauf passen könnten. Körperlich existiren nur Menschen und Sachen, besonders Papier, auf welchem die Gesetze und Einrichtungen abgedrückt sind; die Einrichtungen selbst existiren nicht körperlich, sondern nur in den Köpfen und gelangen nur dadurch zur Existenz, daß die Menschen nach bestimmten Ideen übereinstimmend handeln. Mit diesen Ideen hat man es zu thun, und nicht mit Bildern und Vorstellungen, die man sich, nur weil sie leichter gefaßt werden als wirkliche Begriffe, anstatt der Begriffe selbst gemacht hat. So ist es ein blosses, keiner Consequenz fähiges Bild, wenn man sich eine Staatsverfassung als eine aus Gewichten und Gegengewichten zusammengesetzte Maschine vorstellt, und so läuft auch Alles, was der politische Prediger über gegliederte Volksconstruction und organische Zusammenstellung verschiedenartiger Eigenthümlichkeiten, im Gegensatze gegen regelmäßige Gleichförmigkeit sagt, rein auf ein Bild und eine Vorstellung hinaus. Ihm gefällt zufällig das Bunte, einem Andern kann das Regelmäßige gefallen. Von allen gemüthlichen Zuthaten gereinigt reducirt sich also das Praktische der ganzen Lehre auf eine große Trivialität: man soll das einmal historisch Gewordene und Bestehende schonen. Da es aber nicht immer beim Alten bleiben kann und darf, so läßt sich nur so viel behaupten, daß man so *viel als möglich* schonen und nur *nicht muthwillig* zerstören solle. Die Frage, was und weshalb conservirt werden solle, was schädlich und was nützlich sei, bleibt dabei unentschieden. Die Partei, welche das historisch Gewordene und die mannichfaltige Gliederung preist, hat für die Dinge, deren Conservation sie verlangt, für die Reste der Feudalität und des Privilegienwesens, keine andern als mit einer gewissen Erbaulichkeit vorgetragene Gefühlsgründe und zur Widerlegung der Gegner dieser Dinge nichts als die Verdächtigung revolutionnairer und neufranzösischer Tendenzen. Der ganze Streit gelangt so zu keiner vernünftigen Entscheidung.

Wol ist es wahr, daß Deutschland der eigentliche Boden für Sondereigenthümlichkeiten und Particularitäten ist: aber eben hierin liegt Deutschlands Unglück. Der hervorstechendste Zug des deutschen Charakters ist ein Unabhängigkeitssinn, der sich keiner höhern und allgemeinern Macht unterwirft, und die Functionen einer solchen dem Individuum vindicirt. Einer Staatsmacht zu gehorchen, einem allgemeinen öffentlichen Rechte sich zu fügen, galt dem Deutschen für unerträglich: deshalb hat ihm schon seit den ältesten Zeiten das Privatrecht, gutes altes Recht und Privilegienwesen die drückendsten Fesseln geschmiedet. Man will kein öffentliches Recht kennen und nur da gehorchen, wo man sich freiwillig unter die Botmäßigkeit begeben hat: daher das Lehnwesen, die Associationsbildung, der privatrechtliche Charakter aller öffentlichen Verhältnisse und die ganze historisch gewordene und bunt und planlos aufgeschossene Organisation des Corporations- und Ständewesens. Ob sich die wahre Freiheit bei diesem germanischen Princip der Verkennung einer öffentlichen Macht und der Unterordnung unter Privatmächte, oder bei dem Princip des classischen Alterthums, nach welchem der Einzelne einer abstracten Macht, dem Staate, unterworfen ist und sich nur öffentlichen Zwecken fügt, besser berathen finde, wollen wir nicht weiter erörtern, sondern nur noch darauf aufmerksam machen, daß das germanische Princip zur Zersplitterung und Schwächung Deutschlands führen mußte. Dasselbe ließ zunächst eine *gleichmäßige* Unterordnung Aller unter *eine* höchste Macht nicht aufkommen, sondern die Unterordnung in Folge privatrechtlicher Gründe blieb vorherrschend. Die Untergeordneten waren von allen gemeinsamen Interessen abgesondert, die Herrschenden suchten sich alles Zusammenhangs zu entledigen, indem sich jeder von dem gemeinsamen Mittelpunkt möglichst loszureißen und als selbständige Macht zu constituiren trachtete. Die Landesherren setzten gegen den Kaiser die Landeshoheit durch, und in den Territorien suchten sich Adel und Städte ihrerseits selbständig zu machen. So zerfiel das Reich in eine Menge selbständiger Stücke, denen gemeinsame Interessen fehlten, und in welchen noch dazu eine Menge von Zwischenstufen zwischen Volk und Regierung die Ansicht gar nicht lebendig werden ließen, daß selbst in deu einzelnen Territorien Alles gleichmäßig einer höhern Macht unterworfen sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Sklavenwesen in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung aus Nr. 157.)

Die Schadloshaltung wird sich indessen in eben dem Grade vermindern, als das Aufhören der Sklaverei allmälig zu Stande gebracht wird und als Naturnothwendigkeit reift. Denn dafür, daß das Gesetz keine Begründung neuer Sklavenbande weiter zuläßt, kann keine Entschädigung begehrt werden, wenn es auch neu zu treffende Einrichtungen oder Entbehrungen zur Folge haben kann. Es möchten sich mithin die zu nehmenden Maßregeln darauf beschränken, daß

„von einem nahen Termine an weder neue Sklaven ins Land gebracht, noch Sklavenkinder zu Sklaven gemacht, letztere vielmehr unterrichtet und in einem bestimmten Alter ganz frei gegeben werden müssen, bis zu welchem sie zu gesetzlich bestimmten Diensten angehalten werden mögen."

Damit würde die ganze Ausgabe sich auf die Bewirkung des Unterrichts und auf die nach und nach frei zu gebenden Sklavenkinder beschränken, wenn außerdem Vorsehung noch getroffen wird, daß auch Sklaven sich einen Verdienst sammeln und dafür loskaufen können, wozu ihnen eine Beihülfe zu bewilligen ganz zweckmäßig sein möchte. Daß die hierzu nöthigen Geldopfer von den freien Staaten allein für die Sklavenstaaten aufgebracht werden müßten, gehört mindestens zu den ganz unüberlegten Behauptungen des Hrn. Clay, der damit den letztern einen schlechten Dienst erweist, da hieraus ganz von selbst folgen würde, daß jene diesen auch bei einem Sklavenaufstande keine Hülfe zu leisten brauchen. Weit eher würde sich ausführen lassen, daß die Kosten der Veränderung einer

nicht mehr zu duldenden Einschätzung Diejenigen zur Last fal-len, welcher das Abzustellende hegte und den Nutzen davon zog. Das Wahre aber ist, daß es eine gemeine Last sein würde, welche der Gesammtheit obliegt.

Wenn England bei seiner Sklavenbefreiung zu rasch zu Werke gegangen ist, möge Amerika bedächtiger und vorsichti-ger sein! Das aber kann unmöglich zu den Nachtheilen der Loslassung gerechnet werden, daß bereits mehre der befreiten Schwarzen von den über die Umgestaltung unzufriedenen Weißen in Jamaica Plantagen an sich gekauft haben. Im Gegen-theil ist dieser Erfolg die Krone des Werks in dem Maße, als er sich ausdehnt, gesetzt auch, daß alle Plantagen in schwarze Hände kämen; denn damit würden sie an Eigenthümer kom-men, welche ihrer Natur nach am geschicktesten zu ihrer Bear-beitung sind, wogegen ihre weißen Herren sie nicht verkaufen würden, wenn ihnen das Geld und dessen anderweite Benutzung nicht lieber wäre. Das Unglück, anstatt weißer Gesichter dort künftig schwarze zu sehen, wäre zu ertragen.

Freilich in Hrn. Clay's und mit ihm Hrn. Berg's Au-gen nicht. Sie wissen vielleicht nicht, daß die Neger den Teu-fel weiß vorstellen. So entnimmt jeder Mensch seine Vorstel-lungsweise von dem Göttlichen und von dessen Gegensatze aus sich selbst, weil er über sein Selbstbewußtsein nicht hinaus-kommen kann. So ist denn Hr. Clay auch ein solcher Aristo-krat der Farbe, daß er die schwarzen Menschen den weißen für durchaus nicht ebenbürtig hält und ihn jede Vermischung beider in häuslicher und bürgerlicher Beziehung anwidert, ver-gessend, daß die Beschaffenheit der Mulatten und Mestizen meist selbst eine Wirkung ihrer Behandlung in Folge dieser Aristokratie ist, der schlechtesten und unverantwortlichsten von allen. Der Funke des göttlichen Geistes ruht in jeder Men-schenseele; weder die Farbe der Haut, noch die Dicke der Hirn-schale, noch der Bau des Kiefers thun dazu, sondern sie sind Erfolge des Klimas, der Nahrungsart, der Beschäftigung und Lebensweise, welche hier zur Anfachung und Ausbreitung jenes Funkens günstiger gestaltet sein können als dorten. Sicher aber kommt die Zeit seiner Anblasung überall auf Gottes Erde und die Neger in Liberia und S.-Domingo zeigen, daß er auch in ihrem Gehirne Platz und Nahrung hat. Daß man aber rohen Menschen in einem gebildeten Lande nicht das Staatsbürgerrecht bewillige, bevor sie ihre Roheit verlassen und Sitte angenommen haben, ist in der Ordnung. Nur muß auch Sorge dafür getragen werden, daß ihnen solches mög-lich werde, zumal wenn sie durch Gewalt in ihren Zustand versetzt worden sind.

Mit ebenso offenbarem Unrechte macht Clay es den freien Staaten zum Vorwurfe, daß von ihnen in Druckschriften und durch Emissaire die Ungerechtigkeit und Abscheulichkeit der Sklaverei ausgeführt, an den Verstand und das Gefühl der Einwohner der Sklavenstaaten dadurch appellirt und solcherge-stalt für die Abolition die Gemüther gestimmt werden und da-für geworben wird. Weil mein Nachbar geschmacklos oder un-sicher zu bauen Vergnügen hat, soll ich die Regeln des schönen und soliden Baues und die Nachtheile ihrer Übertretung nicht auseinander setzen dürfen? Mögen die Sklavenstaaten das Ver-geltungsrecht darin üben, daß sie den Fabrikherren das große Ungebührniß vorhalten, das aus der Verwendung der Kinder zu Fabrikarbeiten, aus deren Verkrüppelung und aus der Ver-nachlässigung ihrer Erziehung erwächst. Heil der Menschheit, wenn beide Anmahnungen Gehör finden!

Allerwärts sonach offenbart sich, daß jene gefeierte Rede eine Parteirede war, eine Rede, welche offen gegen die Abo-litionisten, versteckter gegen England mitgerichtet war, wie dies Hr. Berg selbst anerkennt (S. 14). Den erheblichsten Grund, worauf sich der Redner beruft, müssen wir darin an-erkennen, daß durch die Constitution der Union ausdrücklich erklärt ist, sie habe über die Fortdauer oder Abschaffung der Skla-verei nichts bestimmen, sondern diese Angelegenheit lediglich der Gesetzgebung der einzelnen verbundenen Staaten anheim-geben wollen (S. 14). Allein es fehlt sehr viel daran, da-durch das Ergebniß zu rechtfertigen, was Hr. Clay daraus ge-folgert hat, daß Abolitionsanträge und deren Erwägung gar nicht vor den Congreß gehörten, sondern aus ermangelnder Befugniß ohne weiteres zurückgewiesen werden müßten.

Die Unionsverfassung ist keine unabänderliche, sondern sie enthält vielmehr die Bestimmungen, wie und in welcher Art sie nach den Bedürfnissen der Zeit abgeändert werden kann. Ein Gegenstand, der 1783 mit Stillschweigen übergangen werden konnte, kann mit der Zeit so mächtig geworden sein, daß dies nicht mehr thunlich, daß es vielmehr weislich, ja un-umgänglich wird, über ihn Bestimmungen zu treffen. Von dieser Art ist die Abolitionsfrage.

Die Union ist allerdings ein Staatenbund, kein Bundes-staat; und beide unterscheiden sich eben darin, daß in dem letz-tern die Souverainetät dem gemeinschaftlichen Oberhaupte zu-steht und die einzelnen Staaten davon als dessen Suzeraine nur so viel auszuüben haben, als ihnen vorbehalten ist, wo-gegen in dem erstern die ganze Souverainetät den einzelnen Staaten verbleibt und der Bundesbehörde nur deren Verwal-tung so weit übertragen wurde als bestimmt ist. Im erstern Falle gebührt also die Gesetzgebung über alles im Bundes-vertrage Unbestimmte der Bundesbehörde, im letztern Falle ist diese beschränkt auf Das, was ihr zugewiesen worden. Nichtsdestoweniger soll auch ein Staatenbund eine politische Gesammteristenz haben, eine gegliederte Einheit sein, mithin durch einen einfachen, in sich selbst zusammenhängenden und sein Ziel unablässig verfolgenden Willen nach innen und außen regiert werden, was von selbst bedingt, daß seine organische Einrichtung von der Art sei, daß ein solcher Gemeinwille be-stehen könne und die Macht habe, sich überall geltend zu machen. Was hierzu fehlt, kann nicht entbehrt werden; es gehört eine dem entsprechende Organisation des Bundes zur Lebensfähig-keit des Ganzen; und da das Ganze nach dem Übereinkommen der Verbindung leben und bestehen soll, muß jeder Bestand-theil auch die Verpflichtung anerkennen, Dem nachzukommen, was auf organische Weise darüber festgestellt wird. In der Art muß die Entwickelung der Verfassung der Staatenbünde zur Vervollkommnung fortschreiten, oder sie müssen zerfallen. Daß eine solche Entwickelung nur dann angemessen sein könne, wenn sie dem Princip des ganzen Bundes, der ihm eigen-thümlichen Richtung und deren Endziele entspricht, versteht sich ganz von selbst. Aus einer Predigt des Dr. Jasper Adams über die Beziehungen des Christenthums zu dem Ci-vilgouvernement der Vereinigten Staaten zieht der Verf. nun eine Stelle an, in welcher jener nach Durchgehung der Con-stitutionen der Union und der einzelnen Staaten das Er-gebniß gefunden hat: „daß das Volk der Vereinsstaaten die christliche Religion als den Grundpfeiler ihrer bürgerlichen, gesetzlichen und politischen Einrichtungen beibehalten hat, wäh-rend es das Fortbestehen irgend eines Vorzuges oder einer Bevorrechtung dieser oder jener Religionsform über irgend eine andere entschieden ablehnt, auch alle übrigen Religionen duldet." Christliche Gesinnung, deren Pflege und Beobachtung, und ein ihr entsprechender Rechtszustand ist also das anerkannte Prin-cip der Verfassung Nordamerikas. Das Christenthum macht frei, zunächst den Geist, durch ihn auch den Leib; wo wahres Christenthum die Gemüther durchdringt und nicht dem Eigen-nutze weicht, ist Sklaverei ein widerwärtiges, verabscheutes, auszutilgendes Wesen; so weit in den vereinten Staaten christ-liche Bildung und Aufklärung das Feld behauptet, müssen sich die Stimmen gegen die Sklaverei erheben und immer wieder den Versuch zu ihrer Abstellung erneuern. Dies ist so un-ausbleiblich, daß ein gescheiter Staatsmann es voraussehen und ihm dadurch vorbeugen muß, daß das Unabweisliche und vom Rechte und der Religion Erheischte zur Wirklichkeit ge-deiht, bevor der Widerstand die Leidenschaften entflammt und diese blutigen Kampf gebären.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

④ Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 159. — 7. Juni 1844.

Der Zollverein und Hanover.

(Fortsetzung aus Nr. 158.)

Es mag wol die Ruhe erhalten, wenn der Unterthan gar keine Idee davon hat, daß er im Verhältnisse zu einer Staatsmacht stehe, und nichts Höheres kennt als seinen Gutsherrn oder den Beamten; eine tüchtige Nationalgesinnung, auf welche in Zeiten der Noth gerechnet werden muß, wird dadurch aber erstickt. So war im Anfange dieses Jahrhunderts der deutsche Nationalgeist in Particularismus und Besonderheiten zersplittert. Für allgemeine Dinge, für Vaterland und Nation hatte man kein Herz und vom Staate keinen Begriff. Man sah in diesem nur eine Anstalt, in welcher für Sicherheit gesorgt wurde, und in der man Anstellung, Versorgung und eine auszeichnende Stellung finden könne. So lebte man nur für Privatinteressen, Privatliebhabereien und Privattugenden. Dieser Bewußtseinszustand war, nach Leo's Ausdruck, die Sattheit des Todes; genau derselbe, der in den Goethe'schen Romanen — auf die wir in nationaler Hinsicht weniger stolz sein sollten — so vortrefflich dargestellt wird. Die Helden haben hier keine allgemein menschliche Idee, die ihr Thun und Treiben leitet und ihren Lebenszweck bestimmt: ihr Lebenszweck, in den sie ihr ganzes Pathos legen, ist Komödie spielen und Gartenanlagen machen. Hieraus erklärt sich Deutschlands Unglück. Seine Wiedererhebung war nur dadurch möglich, daß dem Volke größere und allgemeinere Interessen, daß ihm die Nationalität als ein werthzuhaltendes Gut gezeigt wurde. Die Erschlaffung, welche aus der Zersplitterung, aus dem ganzen Wuste der historisch begründeten Sonderrechte und Sondereigenthümlichkeiten hervorging, mußte geheilt, und jedem Einzelnen das Bewußtsein, daß auch er am Staate und Vaterlande Theil habe, gegeben werden. Es ist bekannt, was und mit welchem Erfolg es geschah.

Nach wiedererlangter Freiheit handelte es sich um einen Punkt, an welchen sich die gemeinsamen Interessen Deutschlands anschließen konnten. Die „Politischen Predigten“ fragen: Warum ließ man die radical durchgeführte Theilung nicht bestehen? Die Antwort ist einfach: man ließ sie nicht bestehen, weil die Zersplitterung und die Bewahrung der alten Zustände den erweckten Nationalgeist abgetödtet hätten, und somit durch den nächsten Krieg, in welchem man Frankreich nicht als revolutionirtes Land einmüthig bekämpft hätte, Frankreich Grenznachbar von Rußland und etwa die Elbe die Grenze geworden wäre. Bei der Bestimmung eines Verbindungspunkts für Deutschland stieß man indeß sogleich auf eine in der Natur der Sache liegende Schwierigkeit. Für die Einheit, für ein starkes Band gemeinsamer Interessen sprach die letzte Erfahrung und die Nothwendigkeit, in der Reihe der europäischen Staaten Deutschland als ein Ganzes geltend zu machen. Gegen die Einheit sprach aber der Wunsch, die Souverainetät der einzelnen Regierungen zu erhalten, von welchen im Falle einer wahrhaften Einheit nothwendig etwas geopfert werden mußte, es sprach ferner die Besorgniß vor den Wünschen Derjenigen dagegen, in welchen der erwachte Nationalsinn sich nicht zeitig genug beruhigte, sondern politisch gefährlich ward. Particularität und Mangel gemeinsamer Interessen macht gehorsam. Wenn der Einzelne von keiner höhern öffentlichen Macht etwas weiß als von der ihm unmittelbar vorgesetzten, so wird er unfehlbar gehorchen: geht er aber über diese hinaus, so kann seine Gesinnung gefährlich werden. So sieht in Frankreich der Einzelne die höchste Macht nicht in seiner nächsten Obrigkeit, sondern in der Regierung, dann noch weiter hinauf in der durch die Kammern und die Regierung gebildeten Staatsmacht, und endlich geht er auch noch hierüber hinaus und nimmt über dieser constituirten Macht noch eine constituirende Macht an, d. i. die Souverainetät des Volks. Aus diesen verschiedenen Rücksichten erklärt es sich, daß zwar eine Einheit, aber doch nur eine beschränkte Einheit zu Stande kam. Der Deutsche Bund ist nicht ein Bundesstaat, sondern ein Staatenbund. Nach der Bundesacte ist sein Zweck: Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten. Nach der Wiener Schlußacte ist der Bund ein völkerrechtlicher Verein der deutschen souverainen Fürsten und freien Städte zur Bewahrung der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit ihrer Staaten und zur Erhaltung der innern und äußern Sicherheit Deutschlands. Er besteht in seinem Innern als eine Gemeinschaft selbständiger, unter sich unabhängiger Staaten, mit wechselseitigen gleichen Vertragsrechten und Vertragsobliegenheiten, in seinen äußern

Verhältnissen aber als eine zu politischer Einheit verbundene Gesammtmacht. Das Verhältniß ist hiernach kein klares und einfaches. Im bloßen Staatenbunde existirt keine höhere Macht über den einzelnen Staaten, kein, vielleicht durch einmalige Einstimmigkeit geschaffener, über den einzelnen Regierungen stehender Wille, der sich in der Majorität der von ihnen gebildeten Versammlung aussprechen könnte, sondern es ist immer Stimmeneinhelligkeit nöthig. Wäre eine solche höhere Macht in dieser Versammlung vorhanden, so wäre damit die Einheit außer Frage, aber die Souverainetät der Einzelnen dieser Einheit aufgeopfert. Nun soll im Bunde die Souverainetät der Einzelnen zwar unangetastet bleiben, gleichwol existirt aber doch in der Gesammtheit ein über die Einzelnen zu stellender Wille, denn es entscheidet — freilich mit manchen Ausnahmen — die Majorität. Durch die Erfindung des Ausdrucks Social- oder Collegialgewalt ist dieser Widerspruch nicht vermieden. Man hat im Bundesrechte ferner durch eine Distinction das Verhältniß zu ordnen gesucht: Im Innern besteht der Bund aus völlig selbständigen Staaten: nach außen bildet er eine Einheit. Die Absicht ist also, wo es darauf ankommt, Deutschland gegen das Ausland zu schirmen, eine nationale Einheit zu sein, nichtsdestoweniger aber im Innern und unter sich alle Verschiedenheit fortbestehen zu lassen. Allein auch hierin scheint etwas Widersprechendes zu liegen. Wenn Einheit im Innern fehlt, so fehlt wahre Einheit, und was man dem Auslande gegenüber alsdann Einheit nennt, ist nur das Zusammenhalten verschiedener alliirter Staaten. Kommt es zu Kämpfen mit dem Auslande, so muß doch wieder auf die wahre, innere Einheit gezählt werden, die nicht in unsern politischen Einrichtungen, sondern nur in der Sitte, der Gesinnung, der gemeinsamen Sprache Anhaltspunkte findet. Das Äußere und Innere läßt sich auf diese Weise gar nicht scheiden, man hat vielmehr überall, wo es darauf ankam, kräftig zu sein und seinen Zweck wirklich erreichen zu können, Einheit, Gemeinschaftlichkeit und Gleichförmigkeit zum Princip gemacht, so sehr man auch in allem Übrigen darauf bedacht war, die Unabhängigkeit der Einzelnen und also das Princip der Particularität zu bewahren. Die augenscheinlichste Nothwendigkeit der Stärke und also der Einheit und Gleichförmigkeit zeigte sich bei der Einrichtung der Kriegsverfassung. Hier ist daher eine und dieselbe Verfassung eingeführt, nach welcher sich die Einrichtungen in den einzelnen Staaten richten müssen. Ob nun in Zeiten der Gefahr diese Einheit der Militairverfassung bewahrt werden könne, wenn die übrigen Einrichtungen der einzelnen Staaten, welche auf das Kriegswesen nicht ohne Einfluß sind, verschieden bleiben, läßt sich bezweifeln. Ferner schien eine besonders kräftige und unfehlbar wirkende Thätigkeit gegen alle die Ruhe und Sicherheit, sowie die Rechte der Souverainetät bedrohenden Zeitrichtungen nöthig, und auch in dieser Beziehung wurde daher die Particularität und Selbständigkeit geopfert und durch allgemeine Beschlüsse gegen die Presse, gegen die Ausartung der Wissenschaft in eine dem Staate feindliche Macht, und gegen innere Unruhen und Empörungen eingewirkt, und die Ausbildung der Verfassungen mit dem monarchischen Princip im Einklange erhalten. Auf der andern Seite ward dagegen die Particularität befördert und dem Glauben, daß der Bund eine höhere Macht sei, die selbst gegen die Regierungen Schutz verleihe, Abbruch gethan. Gegen die constitutionnellen Staaten Deutschlands steht dabei der Bund in einer eigenen Stellung: es scheint, als ob hier die Particularität durch ein Princip der Einheit überwunden werde. Ist in diesen Staaten die höchste Macht der Consens der Kammern und der Fürsten, so steht der Fürst als Mitglied des Bundes doch wieder über den Kammern und frei von allen verfassungsmäßigen Beschränkungen da: die Bundesversammlung, bei welcher ein constitutionnelles Element natürlich fehlt, steht über den einzelnen Regierungen. Sind diese als solche verfassungsmäßig beschränkt, so sind sie doch als Glieder des Bundes bei Abgabe ihrer Stimmen in der Bundesversammlung unbeschränkt. In Hinsicht auf die Verfassungen abstrahirt der Bund daher von den Particularitäten, und hier steht wenigstens rücksichtlich der constitutionnellen Staaten im Bunde schlechtweg ein höheres Princip über dem Staate, zu dessen Bildung die Regenten dieser Staaten ohne Rücksicht auf die Verfassungen mitwirken. So entsteht ein gar nicht zu leugnender Conflict zwischen dem absolut-monarchischen Princip, welches höchstens das im vorigen Jahrhunderte bereits nullificirte alte Ständewesen anerkennt, und dem Princip repräsentativer Verfassung.

(Der Beschluß folgt.)

Das Sklavenwesen in den Vereinigten Staaten.

(Beschluß aus Nr. 158.)

Wie immer die rechte Politik dem Guten und Rechten nachgeht, so auch hier. Es ist unmöglich, daß aus widerstreitenden Elementen sich auf gleiche Weise und in gleichartiger Stellung ein Ganzes organisch gestalte, erhalte und gedeihe. Ein Staatenbund von Monarchien und Freistaaten ist nur möglich, insofern Letztere so wenig zu sagen haben wie im Deutschen Bunde; und ebenso bestandlos ist ein Bund von freien und Sklavenstaaten auf die Dauer. Hierher passen die unübertrefflichen Worte der Clay'schen Rede: „Die Fortsetzung einer solchen Verbindung wird von allen den hartnäckigen Vorurtheilen, heftigen Leidenschaften und unversöhnlichen Anfeindungen begleitet sein, wie sie nur je die menschliche Natur herabwürdigten. Eine ihre Wirkung äußernde innere Auflösung des Staatenbundes wird schon eingetreten sein, während noch die Formen seines äußern Daseins bestehen; das köstlichste Element des Bundes: die gegenseitige Zuneigung, die Gefühle der Sympathie, die brüderlichen Bande — sie werden ausgetilgt werden. Eine Partei wird der andern in drohender, feindlicher Stellung gegenüberstehen, und dem Meinungshader wird das Waffengeklirr folgen." Diese Voraussicht ist zutreffend und zu beherzigen. Doch noch ehe es zu diesem Ärgsten kommt, ist schon das Übel drückend schwer.

Abgesehen von der bedrohlichen Gefahr, die eine große Masse von Sklaven wenigstens den Gegenden bringt, in denen dies

Misverhältniß besteht, und daß sie die Gesammtmacht und Widerstandskraft des Ganzen lähmen, wie wir gesehen haben, was allein schon für den Vaterlandsfreund hinreicht, eine Abänderung zu ersehnen, bewegt sich das öffentliche Leben in den freien Sklavenstaaten nach so verschiedenartigen Principien und Bestrebungen, daß daraus für das Ganze nimmermehr eine Einheit der innern und äußern Politik, eine Einheit der Gesammtmacht und ihrer Verwendung, ein inniger Zusammenhang der Handlungsweise der Regierung hervorgehen kann, vielmehr die Staatsklugheit vollauf zu thun hat, sich durchzuwinden durch die entgegengesetzten Richtungen und die Reibungen zu verhüten, die sich wol hinhalten, aber nicht abwenden lassen, weil die innere Macht der Dinge immer größer ist als alle Kraft der Menschen. An eine gleichmäßige, aus der innern freien Entfaltung der zusammenwirkenden Kräfte entsprießende Entwickelung der Gestaltung und des Lebens des Staats ist unter diesen innern Hemmnissen und der daraus erwachsenen Zwietracht nicht zu denken, ein so großer Übelstand, daß jeder weiter sehende und aufrichtige Vaterlandsfreund es sich zu Herzen ziehen und ihm abzuhelfen sich angelegen sein lassen muß, mithin auch erneuerte Abolitionsanträge nicht abzuwenden und abzuweisen sind.

Dies hätte Hr. Clay erwägen sollen. Dann würde es ihm nicht darum zu thun gewesen sein, die Verhandlung dieser Angelegenheit auf einige Zeit bei Seite zu schaffen, sondern vielmehr sie dahin zu führen, die klare Einsicht zu erwecken, daß unter dem gemeinsamen Ausdrucke der Abolition zwei wesentlich verschiedene Gegenstände zusammengefaßt sind: einer, der in das Gebiet des Rechts, der andere, der in das Gebiet der Staatsklugheit gehört; daß gerade dadurch, wenn jenem im Princip gehuldigt wird, der letztern das freie Feld ihrer Bethätigung geebnet würde; daß man also den Grundsatz anerkennen müsse, die Sklaverei sei ein widerrechtlicher Zustand, welcher aufhören solle, wohingegen die Art und Weise, wie diese Veränderung ins Werk zu setzen, mit großer Vorsicht und Behutsamkeit in Betrachtung zu ziehen und nicht zu übereilen sei. Dadurch wurde die Sache auf den Punkt gebracht, der alle Theile zufrieden stellen mußte, wenigstens konnte, und der Hrn. Clay einen nicht vorübergehenden Ruhm erworben hätte. Wenn nach seinem Berichte die Staaten von Pennsylvanien und Kentucky schon damit umgegangen sind, in dieser Art die Sache zu erledigen, und nur die auflodernden Leidenschaften sie davon abgebracht haben, lag es ihm ob, diese nicht anzuschüren, sondern zum Schweigen zu bringen.

Sklaverei, Seeherrschaft und die Preußische Staatszeitung. Ein Nachtrag zu meiner Schrift: Nordamerikas Stellung zum Quintupel-Tractat vom 20. Dec. 1841. Von Olof Berg. Königsberg, Gräfe und Unzer. 1843. Gr. 8. 15 Ngr.

Die vorstehend besprochene Schrift des Hrn. Consuls Berg hat in der Hauptsache in andern Literaturblättern, auch in der „Preußischen Staatszeitung" dieselbe Beurtheilung erfahren, wie von uns. Diese hat ihn zu diesem Nachtrage veranlaßt, welcher seinem ganzen Inhalte nach eine Antikritik enthält, in der zugleich die früher kund gegebenen und angegriffenen Ansichten weiter ausgeführt und gerechtfertigt werden sollen. Alles, was hierin nur der kritisirenden Zeitung entgegengesetzt ist, meinen wir hier ganz mit Stillschweigen übergehen zu müssen, uns nur an Das haltend, was die beiden wichtigen Gegenstände betrifft, welche wir in unserer frühern Anzeige herausgehoben haben, den Sklavenhandel und das Durchsuchungsrecht, und auch diese nur in Bezug auf das in diesem Nachtrage darüber noch Vorgebrachte. Denn im Ganzen und Großen ist der Streit in den Schriften von Wheaton und Bandinel bereits abgehandelt, welche man als die Sprecher und Sachwalter der beiden über den Gegenstand hadernden Staaten ansehen kann. Die außerordentlich schöne Stelle von Franklin, auf welche unser Verf. sich beruft, soll uns dabei zum Leitsterne dienen: „Wenn die schweren öffentlichen Auflagen von Staats wegen die einzigen wären, welche zu tragen sind, so würde es noch gehen und sie würden unschwer abgeführt werden; aber wir werden außerdem doppelt so hoch besteuert durch unsere Trägheit, dreimal so viel durch unsern Stolz, und vierfach durch unsere Thorheiten, Taxen, von denen uns kein Steueraufseher befreit oder deren Tragung auch nur im mindesten erleichtert."

Wenn der Verf. vorläufig zwei von seinen Söhnen nach Amerika geschickt hat, um sie dort anzusiedeln, wie er selbst erzählt, wird wahrscheinlich Niemand daraus eine Abgeneigtheit gegen dies Land erschließen. Wie viel Gewalt nun derselbe seiner Gemüthsstimmung auf seine Denkweise gestattet, ergibt ein anderer Zug, den er berichtet, daß nämlich der Anblick des Weltmeeres und seines sturmbewegten Tobens in seiner frühen Jugend die Vorstellung von der Freiheit des Meeres und der Schiffahrt in ihm erzeugt und so befestigt habe, daß er ihr zeitlebens ergeben geblieben. Allein die Eindrücke und Gefühle der Jugend sollen und dürfen das besonnene Urtheil des Mannes nicht regieren. Freiheit ist ein Begriff, in welchem Selbstbestimmung ein wesentliches Merkmal ist; keine Sache, welche der letztern entbehrt, kann frei sein. Frei Meer und frei Schiff sind daher Ausdrücke, welche eigentlich gar keinen Sinn haben, sondern ihn nur in eben der Art uneigentlich durch Übertragung erhalten, wie man von Sauer- oder Bitterwasser spricht, weil in dem Wasser Säuren oder Bittersalze aufgelöst sind. Das Meer oder vielmehr jeder Meerestheil ist nicht an sich, sondern nur insofern frei, als es von Niemandem ausschließlich in Besitz genommen worden ist und beherrscht wird. Alles Willenlose ist der Bemächtigung des Menschen unterthan, so weit er seine Macht darüber erstrecken kann, selbst die Luft, welche er durch die Luftpumpe theilweise beherrscht. Entweder es gibt überall keinen rechtlichen Besitz und Eigenthum, oder diese müssen sich auch über das Meer erstrecken, so weit deren Erfodernisse auf demselben zur Wirklichkeit kommen. Der eingestandene Mangel dieser Einsicht bewirkt, daß der Verf. selbst für seine ganze Betrachtung keinen festen Boden hat.

Wie England mit den Irländern verfährt, gehört überall nicht in diese Untersuchung. Verdienen sie deshalb Tadel, so kann dieser das Lob nicht schmälern, daß sie den Schwarzen ihr Menschenrecht nicht ferner vorenthalten wollten. Zudem möchte wol England selbst gar zu gern den Zustand Irlands verbessern, wenn nur irgend Jemand sich finden wollte, der ihm das Mittel an die Hand gäbe, frühere Misgriffe und deren Folgen ungeschehen, und die gewaltige Macht des katholischen Priesterthums ihm ungefährlich zu machen. Es liegt im Wesen einer alleinseligmachenden Kirche mit einer gefugten Hierarchie, alle Ketzer zu verdammen, den Haß gegen sie zu nähren und mit allen Lockungen und mit möglichster Gewalt die verirrten Schafe unter die Heerde zu bringen, welche in Glaubenssachen selbst nicht denken darf, noch zu beurtheilen hat, was zu jenen zu rechnen ist, sondern unbedingt ihrem Hirten folgen muß. Daß es so sei, haben viele Stimmen am Rheine vernehmen lassen, als ihr Erzbischof von ihnen heischte, dem Staatsgesetze für gemischte Ehen den Gehorsam um Gewissens willen zu versagen. In Irland ist es zufolge dieses Bestrebens zum entscheidenden Kampf auf Leben und Tod gekommen. Das kann England weder vergessen haben, noch es zu einem zweiten solchen Kampfe kommen lassen. Die oranische Partei hat gesiegt und, wie es nach solchen Kämpfen der Leidenschaften fast unausbleiblich ist, ihren Sieg gemisbraucht, wovon die Folgen jetzt auf das Land drücken. Aber ist zu verlangen, daß England jetzt seinen Freunden gewaltsam entziehe, was sie rechtmäßig inne haben? Vermag ihm irgend eine Bürgschaft gegeben zu werden, daß der katholische Klerus nicht dieselbe Auflehnung abermals bereite, deren Unterdrückung so große Anstrengung gekostet hat? Vermag der Verf. diesen Knoten zu lösen, so wird England gern ihn als einen Wohlthäter verehren;

Wo es auf Untersuchung und Ergründung des Rechts ankommt, entscheiden Aussprüche oder Anerkenntnisse berühmter Männer nichts, sondern geben nur Veranlassung zu sorgfältiger Beurtheilung ihrer Behauptungen; sie entscheiden um so weniger, wenn sie sich auf zu ihrer Zeit noch gangbare Meinungen und herrschende Vorurtheile berufen, deren Unstatthaftigkeit der Fortschritt der Wissenschaft aufdeckte. Daß also Lord Stowell und der Oberrichter Marshal in den englischen und amerikanischen Admiralitätsgerichten davon ausgegangen sind, es gebiete der bis dahin von allen Völkern befolgte Gebrauch des Sklavenhandels und die Unstatthaftigkeit, darüber anders als nach den Gesetzen des Vaterlandes des Händlers oder nach desfallsigen Verträgen zu urtheilen, die Freisprechung aller Schiffe, die nicht danach zu verurtheilen sind, enthält überall keine Rechtsregel. Vorurtheile schwinden, wie sie eingesehen werden, und die Erkenntniß des Unrechts Dessen, was bisher für Recht gehalten worden ist, hebt im Augenblicke die Rechtmäßigkeit des uraltesten Gebrauches auf, indem die Zeitdauer gar keinen Rechtstitel enthält. Ebenso wenig kann das Unrecht für mich seinen Charakter dadurch verändern, daß Andere es nicht anerkennen oder dabei beharren wollen. Hier existirt überall kein internationales Recht, das heißt, kein Recht, welches aus rechtsbeständigen Verträgen oder stillschweigendem Übereinkommen abgezogen wurde. Wie in der Sphäre des Rechts überhaupt, besteht auch im Völkerrechte ein allgemeines oder Vernunftrecht und ein positives Recht, von denen dieses jenem untergeordnet sein muß, weil ohne Vernunft und deren Gebot es überall kein Recht geben kann. Nie kann eine positive Übereinkunft ein Recht geben, ein Verbrechen zu begehen oder zu dulden. Menschenraub ist ein Verbrechen an der Menschheit, und die es befördern, sind Theilnehmer desselben. Es beruht deshalb nicht auf einer positiven Bestimmung, sondern auf einer Anerkennung des Vernunftrechtes, daß die amerikanische Gesetzgebung den Sklavenhandel auf dem Meere der Seeräuberei gleichstellt, weil die Schiffahrt unter der Flagge des Landes zur Verhehlung und Begünstigung des Menschenraubes gemisbraucht wird. Daß aber noch ein großer Unterschied zwischen dem Erlassen und dem Vollziehen der Verbotsgesetze obwaltet, zeigt die Duellgesetzgebung. Haben die Engländer davon Beweise in Händen, so mag es ihnen nicht verdacht werden, wenn das erstere ihnen nicht genügt.

Es ist eine sonderbare Zusammenstellung, wenn der Verf. die Rechtsgleichheit für alle Staaten, ohne Unterschied ihrer Macht, in Anspruch nimmt und daraus ein gleiches Recht zur Befahrung des Meers ableitet, und wenn ebenderselbe auf der andern Seite wieder das allgemeine Menschenrecht, welches der Vernunft entspringt, der schwarzen Menschenrace vorenthält und die Beobachtung des internationalen Rechts nur auf die gebildeten Nationen beschränkt. Wie weit reicht denn das Maß dieser erfoderlichen Bildung abwärts? wo ist die Grenzscheide? Raub, der an schwarzen Menschen begangen wird, soll kein Raub sein? Sogar der gerechte Gott wird in den Frevel der Menschen gezogen. Er soll durch die verschiedene Körperbildung der weißen und schwarzen Menschen seinen Willen offenbart haben, daß zwischen beiden keine Gemeinschaft bestehen solle! So sehr kann das Vorurtheil verfinstern!

Wenn ich auf einem einsamen Spaziergange einen Menschen finde, welcher einen Knaben blutrünstig schlägt, so werde ich mich in jedem Falle des Letztern annehmen und den Erstern zu bewegen bemüht sein, von seiner Mishandlung abzustehen. Will er meiner Auffoderung kein Gehör geben, dann werde ich, wenn er stärker ist als ich, oder bewaffnet, durch Bitten und Vorstellungen ihn zu bewegen suchen; ist er aber schwächer, so werde ich ihn dazu nöthigen. Jedermann wird mir Beifall geben. Warum? Weil der Mensch von Natur die Obliegenheit und die Befugniß hat, dem Bedrängten und Unterdrückten beizustehen, überhaupt kein Unrecht zu leiden, es widerfahre ihm selbst oder Andern. Hierauf beruht das ganze Capitel von Schutzbündnissen. Aber diese Obliegenheit ist keine unbedingte Pflicht und nöthigt nicht, sich selbst in Schaden oder Gefahr zu setzen, um Andern zu helfen. Die Anwendung ist leicht. Der Engländer ist im unableugbaren Rechte, wenn er laut verkündet: Sklaverei ist ein Unrecht an der Menschheit, dessen Verübung ich nicht länger dulde, weder an weißen noch schwarzen Mitmenschen; vielmehr werde ich den hülflosen Gefangenen beistehen und sie von ihren Räubern oder deren Abnehmern befreien. Wie weit nun aber England diese rechtliche Erklärung in Ausübung bringen und sie mit Gewalt durchsetzen will, das ist lediglich dem Ermessen seiner Politik anheimgegeben; es ist nur Höflichkeit oder Vorsicht, wenn es solches gegen die Staaten nicht thut, mit denen es nicht in Krieg darüber gerathen mag. Eben in der Absicht, um durch die Zustimmung angesehener Staaten die internationale Anerkennung der Unstatthaftigkeit des Sklavenhandels zu erweitern, offenbar nur darum ist Österreich, Preußen und Rußland in den Verband gezogen worden.

Wie alt endlich auch die Maxime sei: „daß man sich oft der edelsten Handlungen schämen müßte, wenn die veranlassenden Beweggründe der Welt offen lägen", so hört sie doch darum nicht auf, eine ungesittete zu sein, und man sollte sich schämen, mit solchem Mistrauen Englands Verfahren zu verdächtigen. Man sucht Niemanden hinter einem Strauche, dahinter man nicht selbst gesteckt hat.

Vielen Dank sind wir dem Verf. hingegen für die Mittheilung einer zweiten Rede des Hrn. Clay schuldig, welche derselbe auf einer Rundreise zu Richmond gehalten hat, als ihm ein Hr. Mendenhall in großer Versammlung eine Petition dahin überreichte, alle seine Sklaven freizugeben. Sie hat uns beiweitem mehr angesprochen als jene im Senate gehaltene, nicht blos wegen der Kunst, so aus dem Stegreife zu sprechen, sondern weil sie auch fast überall den Nagel auf den Kopf trifft. Nur in zwei Stücken zeigt sich auch hier, daß Vorurtheile unbesiegbar sind. Das eine ist die Anmaßung der Aristokratie der Farbe; das andere will der Berufung der Amerikaner in ihrer Unabhängigkeitserklärung, „daß alle Menschen gleich geschaffen und von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind", keine Anwendung auf die Sklaverei der Schwarzen gestatten. Sind diese etwa keine Menschen? oder gehört die Sklaverei etwa nicht zu der Entziehung eines unveräußerlichen Rechts? Wenn die Amerikaner hieran nicht dachten, als sie jene Berufung niedergeschrieben, so beweist dies nur, daß die Menschen oft um des Eigennutzes willen aus den Augen setzen, was sie zu ihrem Vortheile selbst geltend machen.

59.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 160. —— 8. Juni 1844.

Der Zollverein und Hanover.

(Beschluß aus Nr. 159.)

Abgesehen von dieser Stellung zu den Verfassungen und den hieraus bereits entstandenen Folgen und noch möglichen Conflicten, hat der ungelöste Widerspruch zwischen dem Princip nationaler Einheit und der Förderung der Particularität und Aufrechterhaltung der einzelnen Souverainetäten es nicht zu einem wahren Nationalgefühle, nicht zu demjenigen deutschen Patriotismus kommen lassen, der in Zeiten der Noth nicht entbehrt werden kann. Gegen außen zeigte sich ungeachtet der Bundeseinheit die Folge der Zersplitterung. Frankreich und England treten mit ihrer ganzen Macht auf, die Verletzung eines ihrer Staatsangehörigen im Auslande zu bestrafen; was hat der einzelne Deutsche in solchem Falle für Schutz zu hoffen? Jene Länder nehmen im Ganzen und Großen Maßregeln zum Schutze der Interessen ihrer Angehörigen; in Deutschland ist erst durch den Zollverein in einer Beziehung ein solches Verfahren möglich. Von gemeinsamen Einrichtungen durch den Bund ist wenig in Deutschland vorhanden: wir wollen nicht streiten, ob die einzelnen Bundesmaßregeln nöthig und nützlich sind, gewiß ist aber, daß das Nationalgefühl sehr wenig durch die Wahrnehmung gehoben sein kann, daß die von dem Punkte der Einheit ausgehenden Maßregeln fast nur Repressivmaßregeln von einer Intensität und einem Umfange waren, wie man sie in andern nicht minder aufgeklärten und an revolutionnairen Stoffen reichern Ländern nicht kennt. Man hätte dieses übersehen und eine Menge von Zerwürfnissen wären nicht entstanden, wenn daneben positive Einrichtungen, die dem Nationalsinne entsprechen, Förderung erhalten hätten, wenn von Einheit der Gesetzgebung, Einheit der einzelnen Verfassungen, genauer Bestimmung des Verhältnisses der Souverainetät zum Volke, und einer hieraus abzuleitenden Anordnung des Verhältnisses der Verfassungen zur Bundesgewalt die Rede gewesen wäre. Solchen Einrichtungen stand indeß das Princip, die Souverainetät der Einzelnen zu bewahren, entgegen, und die Wünsche und Interessen der Nation konnten leider nicht laut werden, ohne als der Souverainetät und dem monarchischen Princip gefährlich bezeichnet zu werden: einem Princip, dem sie sich freilich schlechthin unterzuordnen verpflichtet sind.

Läßt sich so vom Bunde sagen, daß er mehr nur auf Abwehrung von Angriffen und Beseitigung staatsgefährlicher Dinge hinarbeitet als auf die Herstellung von Einrichtungen, durch welche das Nationalgefühl gekräftigt werden könnte, daß sogar eine tüchtige Belebung dieses Gefühls in gewissem Betrachte auch als staatsgefährlich gelten konnte, so erklärt es sich, daß der Grad von Einheit und Stärke, dessen Deutschland bedarf, noch lange nicht erreicht ist. Gerade solche Lobpreisungen des Particularismus, wie die „Politischen Predigten", geben hiervon den deutlichsten Beweis. Wir dürfen uns hierüber nicht etwa durch den Umstand täuschen lassen, daß in den letzten Jahren manche Dinge in Deutschland mit einer allgemeinern Begeisterung aufgefaßt sind. Man hat das Rheinlied gesungen, für Monumente und Bauten colligirt, und interessirt sich — wo es nicht verboten ist — für die Gustav-Adolf-Stiftung. Bei allen diesen Dingen trifft indeß mehr oder minder eine Bemerkung zu, die Mancher ganz im Stillen macht und die ihn ganz beträchtlich abkühlt. Anfänglich weiß man nicht recht, ob man begeistert sein soll oder nicht, und man ist es nur dann erst recht vollständig, wenn man sicher ist, daß die Sache auch erlaubt sei. Oft sprechen selbst große Herren bei feierlichen Gelegenheiten in echt nationalem Sinne, von Einheit Deutschlands, von der Nothwendigkeit eines festen Zusammenhaltens und von gemeinsamen nationalen Interessen. Dann ist man sehr begeistert, geht aber meist zu weit, indem eine Erlaubniß leicht überschritten wird, und man niemals die Grenze trifft, in welcher jene Begeisterung ihr Recht haben soll. Das Alles wirkt wieder erschlaffend, und es wäre eine leere Augendienerei, diese Erschlaffung leugnen zu wollen. Hierzu kommt, daß die deutschen Einrichtungen im Ganzen noch nicht so weit vorgeschritten sind, daß die allgemeine Entwickelung der Verhältnisse mit der der Individuen im Gleichgewichte wäre. Die Einzelnen sind hier der Entwickelung der Verhältnisse bereits so vorangeschritten, daß diese ihnen nicht mehr diejenige Gelegenheit zur Anwendung ihrer Kräfte geben, welche nothwendig ist, um Misbehagen und Spannung zu verhüten. Wir sind weit ent-

fernt, einer oft getadelten Hypergenialität, besonders der Jugend, und einem Zerfallensein derselben mit der Gegenwart das Wort zu reden, und geben gern zu, daß hier viel Illusionen, Thorheiten und Spuren einer mit Misbehagen verbundenen Selbstüberschätzung vorkommen. Dieser Umstand darf indeß nicht dazu führen, über die Existenz des Misverhältnisses selbst voreilig abzusprechen. Das Symptom desselben, Spannung und Misbehagen, ist vorhanden, und bei näherer Betrachtung wird man auch den Sitz des Übels entdecken. Im Allgemeinen geben die öffentlichen Einrichtungen dem Einzelnen wenig Gelegenheit zum Hervortreten, und wo sie zu finden wäre, wirkt ein zweiter Umstand hemmend ein. Die innere Politik ist in Deutschland immer mehr auf Niederhalten, Beschränken und Reprimiren gerichtet als auf die Förderung eines freien Hervorthuns der geistigen Kräfte, zu deren Belebung unser ganzes Unterrichtswesen beiträgt, und welche in der geistigen Atmosphäre der Gegenwart nun einmal zu gedeihen scheinen. Selbstbescheidung, Accommodation und Verehrung gegen Größen, die nur mit der Kraft gegebener Autoritäten wirken, sind durchgängige Anfoderungen, bei denen wir gar nicht verkennen wollen, daß sie theils in vieler Hinsicht nothwendig sind, und daß theils an manchen Orten so viel von ihnen nachgelassen ist, um jede fernere Klage darüber, namentlich in größern Staaten, wo die Verhältnisse einer freiern Entwickelung der Einzelnen günstiger sind, ungerecht erscheinen zu lassen. Die Folgen haben sich aber wol gezeigt. Zunächst eine gewisse Erschlaffung, welche dahin zurückführt, wo die Mittelmäßigkeit von Anfang an war: ein gewisses Vornehmthun, welches in der Abhaltung aller höhern Gesichtspunkte, aus welchen man zu eigener Beurtheilung und also auch möglicherweise zu Conflicten kommt, den wahren Ruhm einer tüchtigen Gesinnung findet. „Il y a dans quelques hommes", sagt Labruyère, „une certaine médiocrité d'esprit, qui contribue à les rendre sages." Wo aber die ganze Politik wesentlich reprimirend und niederhaltend ist, kommt man dahin, diese Mittelmäßigkeit für etwas Werthvolles zu halten und am Ende sogar die bloße Servilität mit einer treuen und tüchtigen Gesinnung zu verwechseln.

Es konnte den erleuchtetern Staatsmännern nicht verborgen bleiben, wie nach der Erstickung des in den Befreiungskriegen erwachten und zuletzt — nachdem er seinem bestimmten Zwecke genügt — staatsgefährlich gewordenen Nationalgeistes, die Bewußtseinszustände Deutschland sich wieder jener alten Versumpfung und Erschlaffung annäherten, sodaß zuletzt in der Nationalgesinnung gegen im Innern verübte Frevel und gegen äußere Angriffe kein Schutzmittel mehr gelegen hätte. Particularismus, Entziehung allgemeinerer Interessen, unbedingte Hinweisung auf die ganz unmittelbar vorgesetzte Macht setzen an die Stelle tüchtiger Gesinnung bloße Servilität: dem Servilen ist es aber gleich viel, wer ihn beherrscht, und ungeachtet aller Ergebenheitsadressen, alles Devotionsjubels ist er doch nicht zuverlässig. Dieselben Adressen, derselbe Jubel werden — was man in Deutschland erlebt hatte — jedem fremden Usurpator auch gebracht. Man mußte also — wollte man nicht durch das Festhalten an einem falschen politischen Dogma die Interessen der Regierungen selbst gefährden und an dem Geiste des Volks sich schwer versündigen — wieder allgemeinere Interessen fördern und Vereinigungspunkte für die einzelnen Staaten geben, an welche sich die Nationalgesinnung anknüpfen konnte. Man mußte für Förderung dieser letztern leisten, was der Bund dafür zu leisten nicht im Stande gewesen war. Diese Ansicht ist in der v. Bernstorff'schen Denkschrift vom 29. Januar 1831, welche die Gründung eines ganz Deutschland umfassenden Handelssystems empfiehlt, klar ausgesprochen, und hat bei der Förderung des Zollvereins zum Grunde gelegen.

Daß dieser wirklich eine bedeutungsvolle Einheit und Gemeinsamkeit herbeiführe, wird von seinen Freunden wie von seinen Gegnern wohl erkannt. Die Einheit der Handels- und Industrieinteressen, die Gemeinsamkeit in finanzieller und administrativer Hinsicht sind allerdings wichtig genug. Nur darf man nicht sofort an eine politische Einheit glauben, welche die Gegner des Zollvereins prophezeien, um die einzelnen Staaten vor dem Verluste ihrer Unabhängigkeit besorgt zu machen. Die politische oder staatliche Sphäre ist nicht die einzige und auch nicht die höchste und letzte, in welcher sich die Gesellschaft bewegt. Der Staat ist nicht die letzte und höchste Institution, in welcher alle andern Elemente außer dem politischen bloße Anstalten und Einrichtungen wären. Die Gesellschaft erreicht ihre Bestimmung in der gleichmäßigen Ausbildung verschiedener Sphären, der Wissenschaft, Kunst, Religion, des Ackerbaus, des Handels und der Industrie, und der Staat ist nur eine bestimmte Sphäre neben ihnen, welche in einem bestimmten Gebiete die zur gemeinsamen Pflege aller erfoderlichen äußern Maßregeln trifft. So ist Leben und Geschichte des Volks nicht blos politisch, sondern bewegt sich noch in andern Kreisen. Für ein durch Nationalität verbundenes Volk müssen aber — eben weil die Nationalität und Eigenthümlichkeit die Förderung der geistigen und materiellen Interessenkreise mit bestimmt — auch immer gleichmäßige Einrichtungen vorhanden sein, und sind diese — wie in Deutschland — nicht geradezu aus der Einheit eines politischen Mittelpunkts zu erlangen, so müssen sie wenigstens durch vertragsweise Einigung der verschiedenen Staaten, in welche ein Volk getheilt sein kann, hergestellt werden. Die geistigen Interessen sind uns in Deutschland bereits gemeinsam; möge nun auch ferner durch den Zollverein eine festere Gemeinschaft der materiellen Interessen herbeigeführt werden.

Liegt in diesen höhern Rücksichten für den einzelnen deutschen Staat gleich ein erhebliches Motiv, dem Zollvereine sich anzuschließen, so wollen wir doch nicht leugnen, daß besondere Umstände und ganz eigenthümliche Verhältnisse einem solchen Anschluß im Wege stehen

wirken. Was insbesondere Hanover betrifft, so machen die „Politischen Predigten" auf eine Reihe von Nachtheilen aufmerksam, welche dessen Industrie und Handel von einem Anschlusse zu besorgen haben sollen. Daß gerade hier aber eine große Menge von Unrichtigkeiten und falschen Angaben unterläuft, ist in der sub 2 erwähnten kleinen Schrift, welche es verdient, daß wir besonders darauf aufmerksam machen, bündig genug nachgewiesen. Und will man denn nur das Unmittelbare und Nächste im Auge behalten, will man nicht anerkennen, daß die Verbindung mit einer Handelsmacht, welche dem Auslande gegenüber endlich so imposant auftreten kann, wie ein einzelner deutscher Staat es nie konnte, Vortheile gewährt, gegen welche das Aufgeben der bisher gewohnten Art und Weise und eine schnell vergehende Übergangsperiode, welche in der That mehr bloße Unbequemlichkeiten als eigentliche Schäden herbeiführt, kaum in Betracht kommen kommen können? Die letzthin publicirten Staatsschriften geben auch in dieser Hinsicht bemerkenswerthe Aufschlüsse. Es wird danach gewiß, daß die Rücksicht auf jene unmittelbaren Nachtheile für Hanover nicht der entscheidende Grund seines Handelns gewesen ist. Wollen wir uns die von dem politischen Prediger (S. 36) so vortrefflich vindicirte Freiheit des Schließens und Vermuthens in politischen Dingen zu gute kommen lassen, so können wir annehmen, daß man eine Einheit und Gemeinsamkeit gerade aus Besorgniß für Souverainetätsinteressen nicht gewollt, daß man vielmehr die Suprematie, die Preußen im Zollvereine zugeschrieben wird, auf eine sehr durchgreifende Weise im Steuervereine zu üben wünschte. Freilich scheint eine Einheit und Gemeinsamkeit durch das deutsch-nationale Interesse dem Auslande gegenüber geboten zu werden: allein in der in den Belegen zu der Hanoverschen Staatsschrift (S. 31) mitgetheilten vertraulichen Note an die preußische Regierung heißt es, daß die Gründe, welche Hanover bisher von einem Beitritte zum Zollvereine abgehalten haben, zum Theil von der Art sind, daß deren Beseitigung nicht von der Regierung abhänge. Diese Gründe — wird ferner gesagt — liegen nicht minder außerhalb des Kreises einer Unterhandlung mit den zollverbündeten Staaten, und es würde daher schon aus diesem Grunde hier nicht der geeignete Ort sein, sie einer weitern Erörterung unterziehen zu wollen. Dann wird noch hinzugefügt, daß gerade in diesen Gründen ein wesentlicher Unterschied zu erblicken sei, der zwischen Hanover und andern deutschen Ländern stattfinde, bei denen es nur auf eine Verständigung über die Bedingungen des Beitritts ankomme, um dieselben unverzüglich aller Vortheile des großen Zollverbandes theilhaftig werden zu lassen. Hiernach scheint es fast, als ob ungeachtet der so ängstlich gewahrten Unabhängigkeit gegen die zollverbündeten Staaten, gegen Deutschland, doch eine Verpflichtung durch Gründe, deren Beseitigung nicht von Hanover abhängt, nach einer andern Seite hin stattfinde, wobei man wünschen sollte, daß, wenn es einmal auf Abhängigkeit ankäme, diese keine andere als die aus einem gemeinsamen Anhaltspunkte für deutsche Interessen folgende sein möchte, eine Abhängigkeit also, wie sie dem Nationalgefühle der Hanoveraner, die Deutsche sind und deutsche Sympathien theilen, entsprechend ist.

4.

Unterhaltungsliteratur.

1. Thaddäus Kosciuszko. Historischer Roman von Heribert Rau. Drei Theile. Stuttgart, Franckh. 1843. 8. 6 Thlr.

Das Buch ist der polnischen Nation zugeeignet, und wäre das auch nicht ausdrücklich gesagt, so mußten der Held und die Zeit, welche dargestellt werden, schon an sich Anlaß geben, nicht gar freundliche Blicke auf Rußland zu werfen und nebenher Deutschland manches Warnungswort zuzurufen. Das ist denn auch geschehen, hier und da sogar mit gesperrter Schrift. Doch finden wir nichts, was nicht schon täglich die Zeitungen über diesen Gegenstand bringen; der Verf. ist daher gegen Unannehmlichkeiten gedeckt. Das Buch kann auf das Prädicat „historischer Roman" keinen Anspruch machen, da das Sentimentale so sehr vorwaltet, daß der Held am Schlusse sogar in illuminirten Wolken verschwimmt. Vielleicht hat der Verf. das Buch aus Scenen eines früher beabsichtigten Drama oder eines Epos zusammengesetzt: wenigstens reden die Personen an vielen Stellen in Jamben und gereimten Versen. Auch die Liebe ist sentimental und daher in althergebrachter deutscher Weise behandelt. Daß ein Liebesverhältniß bedeutenden Einfluß auf das Schicksal des Helden hatte, ist bekannt, ebenso, daß er nie verheirathet war. Darin liegt nun allerdings ein Motiv für die elegische, nicht aber für eine krankhafte Auffassung und Darstellung, wie wir sie namentlich in der Geliebten wahrnehmen müssen. Überhaupt sieht der Verf. das Leben und die Menschen, die Großen wie die Kleinen, durch gefärbtes Glas an, sodaß sich in Wahrheit sagen läßt: die nackte Erzählung von Kosciuszko's Leben und Schicksalen, welche dem Publicum leicht zugänglich ist, gewährt mehr Befriedigung als dieser Roman mit allen seinen Episoden in der alten und neuen Welt. Es läßt sich auch noch die Frage stellen: warum das Buch mit der Befreiung Kosciuszko's aus russischer Gefangenschaft und seiner zweiten Reise nach Nordamerika endet? Damit ist das Leben Kosciuszko's doch nicht eigentlich abgeschlossen! Vielleicht aber ist der Verf. ein Verehrer Napoleon's und hat daher keine Neigung, dessen zweideutige Wiederherstellung Polens, und die Absicht, Kosciuszko dabei zu betheiligen, dem Leser nach der Wahrheit vorzuführen. Eben in diesem Verhältnisse erscheint Kosciuszko so edel und groß, daß Napoleon, freilich aus politischen Rücksichten, ihn ruhig bei Fontainebleau gewähren ließ. Wenn übrigens wahrscheinlich das Buch in Rußland und Polen keinen Eingang findet, so ist es doch für Deutschland ohne besondere politische Bedeutung und mag hier überall ohne Bedenken gelesen werden; nur muß das Publicum überhaupt keine großen Ansprüche machen und nebenher über manche grammatikalische Eigenthümlichkeiten hinwegsehen.

2. Eisen, Gold und Geist. Ein tragikomischer Roman von Ernst Willkomm. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1843. 8. 4 Thlr.

An einigen Stellen dieses Romans ist freilich von den drei Matadoren der Gegenwart, Eisen, Gold und Geist, die Rede, auch ist hier und da das Gold als Hebel der Ereignisse benutzt: allein, wie sie gegenseitig sich bedingen, widersprechen, unterstützen, aufheben, ist in dem Ganzen nicht mit Consequenz verfolgt. Überhaupt scheint der Verf. nicht ganz im Klaren gewesen zu sein, was eigentlich sein Roman vorzugsweise aussprechen solle, vielmehr hat seine glückliche Auffassungsgabe die Lust am Darstellen eigenthümlicher Persönlichkeiten allzu lebhaft unterstützt, als daß ein tüchtiges, befriedigendes Verarbeiten der eigentlichen Aufgabe nicht in den Hintergrund treten

sollte. Mehre Personen sind überflüssig, oder doch unwesentlich. Sehr gut sind der alte Keickeberg und seine Tochter Cölestine, auch die Baronin ist recht wahr behandelt. Dagegen kann Theobald, der eigentliche Held der Fabel, nicht befriedigen, und wenngleich die Idee, daß ein Mensch sich die Aufgabe stellt, ins Blaue hineinleben zu wollen, sehr hübsch ist, so erscheint sie doch hier weder im Knaben noch im Jünglinge gehörig motivirt und durchgeführt, wie manche ansprechende Situationen seine eigene Erzählung vom blauen Leben auch bietet. Die Fabel des Romans in der Kürze hier wiederzugeben ist nicht wol möglich; doch muß Ref. anführen, daß dieser Roman unter der Masse der Unterhaltungslecture zu den bessern gehört, daß der Verf., wenn die Lust am Vorführen mannichfaltiger Individualitäten mehr gebüßt sein wird, gewiß noch Befriedigenderes geben wird, da Gesinnung, Lebensansichten und Kenntniß der Verhältnisse, wie sie hier mehrfach sich zu Tage legen, dieser Hoffnung das Wort reden.

3. Semida, der Selbstdenker. Eine Künstlernovelle. Berlin, Schulze. 1843. 8. 22½ Ngr.

Der Verf. wünscht nach der Vorrede „sich in dem Grade verständlich gemacht zu haben, als seine Absicht eine redliche ist". An dem Letztern wird nicht gezweifelt, dagegen sind rücksichtlich des Erstern noch einige Worte zu sagen. Das Werk eines bedeutenden Künstlers wird immer die Beurtheilung wecken. Man will sich selbst und wol auch Andern zu einem möglichst klaren Verständniß verhelfen; man fragt daher die Geschichte und legt sich dabei auf Pragmatismus oder Parallelismus; man fragt nach Zweck und Mittel, nach dem Bildungsgange des Künstlers, nach der Schule, der Zeit, welcher er angehört, und nach vielen andern Dingen. Dabei kann es denn an vielfältigen Differenzen unter den Urtheilenden nicht fehlen, da überhaupt Jedermann gern sich selbst im Rechten denkt. Die Meinungen werden dann um so abweichender, schroffer hervortreten, wenn sie Emanationen bestimmter Richtungen, Parteien, Schulen sind, und in diesem Falle bezeichnen sie sich sogar nicht selten durch eine gewisse feindliche Stimmung. Eine Vermittelung ist nicht leicht und wird selbst im glücklichsten Falle nie ganz und rein gelingen. Sie kann lediglich nur mit dem Maßstab aller Kunst, dem Gesetz, in der Hand, auf einigen Erfolg hoffen; allein auch dieses, mag es immerhin einfach und klar ausgesprochen sein, wird den Kämpfenden Waffen bieten, wenn auch nur scheinbar. So wäre denn auf dem Gebiete der Kunst nicht an ein Verschließen des Janustempels zu denken? Nein! Hier so wenig als auf andern Gebieten. Wo der Kampf schweigt, da schweigt auch die Kunst, und eine solche stille Epoche kann sogar den Verfall der Kunst herbeiführen. So lange jedoch der politische Frieden Europa beherrscht, entwickelt sich die Kunst fort und fort und mit ihr die Waffenführung der Kritik. Ein Vermittler kann dabei nur die Aufgabe haben, mit Ernst und Strenge darauf zu halten, daß der edle Kampf nicht zum ordinairen Streite werde. Lessing's Huß hat in neuerer Zeit die Kritik vielfach beschäftigt, namentlich in Berlin; er hat auch die vorliegende Novelle hervorgerufen. Semida ist von dem Verf. als Prototyp der Kritik, welcher aber auch den Pinsel führt, aufgestellt, der dann vom Huß auf ältere und neuere Maler, auf Sculptur, Architektur u. s. w. zu reden kommt. Ref. findet eben keinen Anlaß, irgend einer der Äußerungen Semida's geradezu zu opponiren; allein diese Äußerungen tragen einen so verschwimmenden Charakter, sie sind so unplastisch, so schattenhaft, daß ein Künstler Mühe haben wird, sich irgend Brauchbares daraus zu entnehmen. Dem Kenner aber wird nichts Neues gesagt, der Liebhaber findet schwerlich eine Aufklärung, und wie es unter diesen Umständen um Vermittelung der Oppositionen, der Schulen steht, bleibt mindestens sehr problematisch. Vieles liegt darin, daß es dem Verf. nicht vergönnt sein sollte, seinen Gestalten Fleisch und Blut zu geben. Semida selbst erscheint als Automat, welcher nur dann spricht, wenn er aufgezogen, dann aber auch so lange, bis die Kette bis zum letzten Gliede abgelaufen ist, und das ist an mehren Stellen ordentlich beängstigend. Daß unter solchen Umständen das Buch als Novelle sehr mangelhaft sein müsse, kann nicht befremden. Die vielen Reden Semida's lassen nicht Zeit, nicht Raum zu Entwickelung irgend einer Persönlichkeit, einer Handlung. Semida fällt endlich im Duell, man weiß im Grunde noch nicht recht warum und wofür, und sein Ende läßt uns ebenso antheillos als sein erstes Auftreten, sein Reden, sein Malen und entferntes Lieben. 24.

Bibliographie.

Aiken's, P. F., Vergleichende Darstellung der Constitution Großbritanniens und der Vereinigten Staaten von Amerika. Bearbeitet von K. J. Clement. Mit einer Vorrede von F. Baltisch. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Badewitz, K. F., Das Turnen, eine nothwendige Pflicht auf den Waisenhäusern und Erziehungsanstalten. Berlin, Schulze. Gr. 8. 5 Ngr.

Castle, M., Phrenologische Untersuchungen des Dr. Dav. Friedr. Strauß, durch allgemeine phrenologische und philosophische Anmerkungen erläutert, nebst einer Antikritik auf Dr. Scheve's Bemerkungen über S. 57 der Analyse des Charakters Dr. Just. Kerner's. Heilbronn, Drechsler. Gr. 8. 22½ Ngr.

Eichner, R., Des Sängers Grab. Ein modernes Epos. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Frick, J., Mohammed und seine Frauen. Ein biographischer Roman in drei Abtheilungen. Dresden, Arnold. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Goettling, C. W., Thusnelda, Arminius Gemahlin, und ihr Sohn Thumelicus in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen. Jena, Croeker. Fol. 2 Thlr. 26½ Ngr.

John, R., Die Geschichte des Siebenjährigen Krieges. Für das deutsche Volk bearbeitet. Mit den Bildnissen von Friedrich II. und Maria Theresia. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Kniewel, T. F., Reiseskizzen, vornehmlich aus dem Heerlager der Kirche, gesammelt auf einer Reise in England, Frankreich, Belgien, Schweiz, Oberitalien, Deutschland, im Jahre 1842. 2ter und letzter Theil: Frankreich, Belgien, Schweiz, Oberitalien, Deutschland. Leipzig, K. Tauchnitz. Gr. 8. 2 Thlr.

Michelsen, A. L. J., Polemische Erörterung über die schleswig-holsteinische Staatssuccession. Mit bisher ungedruckten Urkunden. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Origenicum, d. i. Noch ein Wort über Frauenbestimmung und zeitgemäße Frauenbildung nebst Vorschlägen und Planen zur Errichtung höherer Hauswirthschaftsschulen für die reifere weibliche Jugend der gebildeten Stände Deutschlands, in Verbindung mit besondern, den dermaligen Zeitbedürfnissen entsprechenden Frauen-Bildungs-, Beschäftigungs-, Belohnungs- und Versorgungsanstalten, von A. S.... München, Lindauer. Gr. 4. 15 Ngr.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). 5ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr.

Reuße, H., Die deutschen Eisenbahnen, in Beziehung auf Geschichte, Technik und Betrieb. Kassel, Fischer. Gr. 16. 25 Ngr.

Ramshorn, C., Kaiser Joseph II. und seine Zeit. 1stes Heft. Leipzig, Reclam jun. Lex.-8. 7½ Ngr.

Simon, H., Das preußische Staatsrecht. Zwei Theile. Breslau, Aderholz. Lex.-8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Veith, J. E., Mater dolorosa, in zwölf Vorträgen. Wien, Mayer und Comp. 8. 26¼ Ngr.

Wessenberg, J. H. v., Neueste Dichtungen. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 161. —— 9. Juni 1844.

Bruno Bauer's Kritik der evangelischen Geschichte und die Literatur darüber.

Zweiter Artikel.*)

Wir haben in unserm ersten Artikel den Grundgedanken der Bauer'schen „Kritik der evangelischen Geschichte" darzustellen und daraus die exegetischen, dogmatischen und allgemein philosophischen Resultate zu entwickeln versucht, die in dem gedachten Werke niedergelegt sind; wir haben dabei namentlich das Verhältniß im Auge behalten, in welchem, nach unserer Ansicht, Bauer zu seinen beiden nächsten Vorgängern in der Kritik des Christenthums, Strauß und Feuerbach, steht, und haben sowol die Gegensätze, die zwischen den genannten drei Philosophen in Bezug auf Princip, Methode und Endresultat ihrer Kritik bestehen, als auch andererseits die innere Verwandtschaft ihrer Ansichten nachzuweisen uns bestrebt. In diesem zweiten Artikel haben wir nun von den Beurtheilungen und Widerlegungen zu sprechen, welche dies Werk von Bauer erfahren hat, sowie der von ihm versuchten Widerlegung dieser Widerlegungen in seiner spätern, früher gleichfalls angeführten Schrift: „Die gute Sache der Freiheit." Wir werden uns jedoch hierbei ebenfalls eines Eingehens in die Einzelheiten dieser Kritiken und Antikritiken enthalten und auf die Darstellung der allgemeinen Standpunkte, von welchen dieselben ausgehen, beschränken müssen, um uns nicht in ein fachwissenschaftliches Detail zu verwickeln, welches dem Zwecke d. Bl. allzu fern liegt. Wir werden ferner von unsern gegenwärtigen Betrachtungen alles Dasjenige auszuschließen haben, was sich nicht sowol auf den eigentlich wissenschaftlichen Gehalt des Bauer'schen Werks als auf seine persönliche Stellung bezieht, indem wir diese zweite Seite des gegen Bauer erhobenen Kampfes — die Frage der Lehrfreiheit — in einem besondern, dritten Artikel zu behandeln gedenken.

Bei der Aufführung und Charakterisirung der gegen das Bauer'sche Werk gerichteten Gegenschriften können wir nicht wol anders als der Zeitfolge nach zu Werke gehen, schon um deswillen, weil die frühern unter denselben bereits vor der Vollendung des ganzen Werks hervortraten, die spätern dagegen erst nach dem Erscheinen des dritten Bandes und folglich mit Bezugnahme auf diesen, weil ferner die erwähnte Vertheidigungsschrift Bauer's die Reihenfolge der Kritiken seines Hauptwerks unterbricht und daher ebenfalls nur einen Theil der in den letztern erhobenen Einwürfe berücksichtigt.

Die Reihe der selbständigen Gegenschriften eröffnet (wenn wir von einer noch frühern unter dem Titel:

Wissenschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte, von D. A. Ebrard. Frankfurt a. M., Zimmer. 1842—43. Gr. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

erschienenen Schrift absehen, von welcher wir nur indirect Notiz erhalten haben, welche aber ziemlich unwissenschaftlich und jedenfalls unbedeutend zu sein scheint) das „Separatvotum über Bruno Bauer's Kritik der evangelischen Geschichte" von Ph. Marheineke, welches als Anhang zu dessen „Einleitung in die öffentlichen Vorlesungen über die Bedeutung der Hegel'schen Philosophie in der christlichen Theologie" beigefügt ist. Der besondere Zweck dieser Schrift (von welcher im folgenden Artikel näher die Rede sein wird) bedingt und erklärt deren eigenthümliche, halb kritische, halb apologetische Haltung, namentlich aber auch den Ausgangspunkt, den sie bei der Beurtheilung des Bauer'schen Buchs nimmt. Es war nämlich den theologischen Facultäten sämmtlicher preußischen Universitäten, behufs einer gutachtlichen Erklärung darüber, ob Bauer noch ferner akademischer Docent sein könne, zunächst die Frage von der Regierung vorgelegt worden: Welchen Standpunkt der Verf. der „Kritik der evangelischen Geschichte" nach dieser seiner Schrift, im Verhältnisse zum Christenthume, einnehme. Diese Frage nun erörtert das „Separatvotum" und verbreitet sich dabei über den wissenschaftlichen Charakter der Bauer'schen Schrift sowie über deren Verhältniß zu frühern exegetisch-kritischen Versuchen.

Was zuvörderst das allgemeine Princip der Bauer'schen Kritik, nämlich dessen Hypothese von einer rein schriftstellerischen Composition der Evangelien betrifft, so findet Marheineke diese durchaus nicht so specifisch abweichend von den Standpunkten früherer Kritiker, daß daraus eine Lossagung Bauer's von den allgemeinen Grundlagen des Christenthums gefolgert werden könne. Allerdings, meint er, hätten die ältern Theologen darin

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 69—72 d. Bl. D. Red.

ein ungleich bestimmteres Verhältniß zum Christenthume gehabt, indem sie die Bibel im Allgemeinen und Einzelnen für das Werk des heiligen Geistes und sie selbst als von Gott eingegeben betrachteten. Sie konnten so weit gehen, zu behaupten, es hätten die Verfasser der Schrift sich bei diesem Geschäfte rein passiv verhalten, als bloße Instrumente des heiligen Geistes. Da nun durch eine solche Annahme eigentlich jede Selbstthätigkeit der Verfasser ausgeschlossen war, so konnte freilich auch von einer Kritik nicht wohl die Rede sein. Allein, fährt Marheineke fort, der allgemeine Fortschritt in den Wissenschaften, die Erweiterung und Vertheilung des theologischen Gebiets in einzelne Disciplinen habe es mit sich gebracht, daß man die Lehre von der unmittelbaren göttlichen Eingebung, als ein Dogma, der Dogmatik vorbehielt, und die Kritik nun um so mehr die menschliche Seite der Schrift (welche sie doch auch unleugbar hat) in Untersuchung zog. Man habe daher keinen Grund, bei allen biblischen Kritikern sogleich vorauszusetzen, daß sie das Dogma von der göttlichen Eingebung leugnen. Man könne den unleugbaren Antheil des göttlichen Geistes an der Abfassung der heiligen Schriften gar mannichfaltig bestimmen, ihn als den nähern oder entferntern betrachten. Selbst der entschiedenste Glaube an den göttlichen Ursprung des Christenthums und der christlichen Wahrheit schließe nicht sofort den Glauben an den göttlichen Ursprung der heiligen Schrift ein, sodaß dieser mit jenem zugleich gesetzt wäre und jener ohne diesen gar nicht bestehen könnte, man also voraussetzen dürfte, es müßte, wer den göttlichen Ursprung der Schrift leugnet, nothwendig auch den göttlichen Ursprung des Christenthums leugnen. *) Dies Alles beruhe auf sehr subtilen Distinctionen, von denen vielleicht Nichttheologen nichts verständen, die aber in der Theologie nothwendig wären. Kritiker, wie Griesbach und Eichhorn, Lachmann und Schleiermacher und viele Andere hätten sich durch dogmatische Rücksichten in ihren kritischen Operationen nicht aufhalten lassen; sie hätten den ursprünglichen Text und die ursprünglichen Verfasser desselben gesucht, über die Entstehung der Evangelien die verschiedensten und kühnsten Hypothesen aufgestellt u. s. w. Gleichwol bezweifle Niemand, daß sie dabei ihr Verhältniß zum Christenthume gewahrt und nicht aufgehört hätten, fromme und rechtschaffene Christen zu sein. Wenn Bauer in seinem Werk auf das Selbstbewußtsein provocire und dieses zum Principe seiner Kritik mache, so sei es, in dieser allgemeinen Bestimmung, allerdings zunächst der Ausdruck für die menschliche Thätigkeit der Verfasser der Evangelien; allein dies Selbstbewußtsein sei nicht ein solches, welches das Gottesbewußtsein der heiligen Schriftsteller nothwendig ausschlösse oder wodurch der Antheil des heiligen Geistes an ihren Schriften geleugnet wäre; denn aus derselben Philosophie, zu der Bauer sich halte, müsse er wissen, daß das Gottesbewußtsein die Wahrheit des Selbstbewußtseins sei. Als Kritiker jedoch habe er nicht die Aufgabe gehabt, diese Seite besonders hervorzuheben, sondern sich vorzugsweise an den menschlichen Ursprung der Schrift zu halten. Seine Hypothese vom Ursprunge der drei ersten Evangelien sei eine solche, welche sich neben die schon vorhandene Eichhorn'sche von einem Urevangelium, neben die Schleiermacher'sche Traditionshypothese, ferner neben die Polemik dagegen von Weiße und die Mythushypothese von Strauß mit vollem Rechte stellen könne, und jedenfalls wichtig und beachtenswerth genug, um wissenschaftlich widerlegt zu werden. Seien, nach Bauer, die drei Evangelien aus den religiösen Anschauungen der Gemeinde hervorgegangen, deren Werkzeuge die Verfasser gewesen, welche sie aus dem Selbstbewußtsein der Gemeinde mit künstlerischer Freiheit producirten, so sei hiermit bis jetzt weder über die Zeit, wann sie entstanden, noch über die eigentlichen Verfasser etwas bestimmt; die Hypothese enthalte sonach keinen Widerspruch gegen die bisherigen, traditionellen Annahmen, und das Recht, eine solche Hypothese vorzutragen, wie dies Bauer versucht, streite mit keinem Lehrartikel der protestantischen Kirche und fechte den Glauben dieser Kirche durchaus nicht an. Man werde wenigstens nicht behaupten können, daß etwas Unchristliches darin liege, zu behaupten, daß die erste Christengemeinde nicht ohne allen Antheil an der Entstehung ihrer Evangelien und daß diese weit mehr als bloße Privatschriften ihrer Verfasser gewesen.

Hierauf zur Durchführung jenes allgemeinen kritischen Princips bei Bauer übergehend, findet Marheineke zwar dessen Auffassung von dem Inhalte der Evangelien einseitig und zwar „einseitig spiritualistisch", indem dieselbe das Geschichtliche einer allgemeinen Kategorie zum Opfer bringe; allein ihm stehe ebenso einseitig gegenüber die blos historische Theologie, die nichts als Buchstaben und Historien habe, nur mit äußerlichen Reflexionen darüber und allerlei Gefühlen dabei. Die eine Seite sei so viel werth als die andere. Man könne zwar viel Einzelnes von den Bestandtheilen des biblischen Inhalts nennen, was im Feuer der Bauer'schen Kritik aufgehe; allein man solle doch vor Allem die Einseitigkeit, Halbheit und Heuchelei bedenken, womit die Vertheidiger des biblischen Buchstabens in den beiden vorhandenen Parteien der Rationalisten und Supranaturalisten diese Wendung der Kritik herbeigeführt und veranlaßt hätten. Indem Bauer mit seiner Polemik gegen die

*) Nicht unpassend beruft sich einer der entschiedenen Apologeten Bauer's, der Verfasser des ebenfalls in der Überschrift des ersten Artikels unter 2 erwähnten Schrift, auf die Autorität Schelling's, um eben Das zu bestärken, was hier Marheineke behauptet. „In Schelling", heißt es daselbst S. 13 Anm., „müßte Br. Bauer heute den kräftigsten Vertheidiger finden. Denn dieser Philosoph urtheilte in seinen «Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums», zweite Ausgabe, S. 1[illegible]: «Man sollte denken, die christlichen Religionslehrer müßten es den spätern Zeiten Dank wissen, daß sie aus dem dürftigen Inhalt der ersten Religionsbücher so viel speculativen Stoff gezogen und diesen zu einem Systeme ausgebildet haben.» Und S. 1[illegible]: «Man kann sich indessen nicht des Gedankens erwehren, welch ein Hinderniß der Vollendung die sogenannten biblischen Bücher für das Christenthum gewesen sind, die an echt religiösem Inhalt keine Vergleichung mit so viel andern der frühern und spätern Zeit, vornehmlich der indischen, auch nur von fern aushalten.»"

besonders, die er Apologeten nennt, vorgehe, sei seine Schuld mindestens zur Hälfte die ihrige; ihre Willkürlichkeiten und Ungereimtheiten, in denen sie Rationalistisches und Supranaturalistisches durcheinander mischten, je nachdem sie des Einen oder des Andern in ihrer Noth bedürften, seien es, die ihn zu dieser Polemik trieben, um wenigstens die Sache bis zu dem Punkte zu führen, wo die Vernunft nicht mehr mit sich im Widerspruche wäre. Hätten doch auch ganz rechtgläubige Theologen, wie Olshausen, Lücken und Widersprüche in den Evangelien aufgezeigt. Wenn aber Die, welche sich besonders kirchlichen, frommen Sinnes rühmten und in ihrer falschen Sentimentalität über die „Tyrannei des Begriffs", d. h. des Denkens klagten, so rationalistisch reden dürften, so habe auch Bauer ein Recht, an Das, was sie selbst ihm darböten und einräumten, anzuknüpfen und es zu bestimmtern Resultaten fortzuführen; denn erst, wenn ein Princip vollständig auslege, was in ihm enthalten sei, könne man beurtheilen, was man daran habe; statt es zu bemänteln und zu beschönigen oder mit heterogenem Inhalte zu erfüllen, wie so Viele aus Klugheit thäten, spreche Bauer es ehrlich aus. Wer könne es übersehen, wie bedeutend z. B. Schleiermacher durch seine dialektischen Auflösungen des Dogma dem Bauer vorgearbeitet, und wie dieser nur Das, was Jener halb fertig gemacht, fortgesetzt und vollendet habe? Überhaupt habe Bauer die Kritik nicht angefangen, und, wenn man ihn verwerfe, so müßte man die lange Reihe aller Kritiker — wenigstens seit hundert Jahren — gleichfalls verwerfen. Es wäre sehr hart, einem Individuum aufzubürden, was, wenn es eine Schuld sei, die Schuld eines ganzen Zeitalters sei.

Marheineke geht aber noch weiter in der Rechtfertigung Bauer's. Er findet sein Verfahren nicht allein begründet und entschuldigt durch die Kritik seiner Vorgänger und durch die consequente Durchführung des von diesen Letzten nur halb und zweideutig zur Anwendung gebrachten kritischen Princips, sondern er behauptet geradezu, das Bauer'sche Buch, wenn man nur dessen Kern ins Auge fasse, zwecke auf die Verherrlichung des Christenthums ab, und dies sei das wahrhaft Positive, was schon jetzt durch alle Negationen in diesem Buche hindurchbreche. Er sagt (S. 78):

Nur ängstliche Gemüther, welche das Denken vom Glauben, den Geist vom Buchstaben trennen und ausschließen, können die Kraft des christlichen Princips, wie überhaupt, so im Zusammenhange dieses Buchs bezweifeln, oder behaupten, daß der Hauptgedanke desselben mit einer würdigen Anschauung der Persönlichkeit Christi unvereinbar sei. Denn, ist wol der Gedanke, daß das Evangelium in der dreifachen Gestalt seiner ersten Erscheinung das innerste Zeugniß des Geistes der christlichen Gemeinde von sich selbst sei, ein Verbrechen? Sie kann noch jetzt nicht anders urtheilen, da sie wirklich darin die seligmachende Wahrheit wiederfindet. Sie urtheilt so auf dem Grunde des biblischen Inhalts selbst, durch welchen wir auf allen Seiten vom Buchstaben weg an unser Inneres verwiesen werden, ob wir daran werden inne werden, daß diese Lehre von Gott sei. Hierin liegt deutlich genug, daß der substantielle Inhalt der Bibel nicht ein uns ursprünglich Fremdes, sondern unsere eigene innere Wahrheit sei, daß der menschliche Geist, nach Gottes Bild geschaffen, ein geheimnißvolles Verhältniß zu diesem, ihm in der Bibel entgegenkommenden Offenbarungsinhalt habe, den er im Glauben zu ergreifen und in der Wissenschaft zu begreifen hat, und daß dessen einzige Heimat nicht der Buchstabe, sondern der in der Gemeinde waltende heilige Geist sei, aus welchem er auch in die Bibel gekommen. Und nur indem und sofern der Geist sich in der Bibel wiederfindet, ist er der freie; seine Freiheit ist, daß er auch in diesem Andern bei sich ist und bleibt, und auch in diesem Sinne sagt Christus: „Die Wahrheit wird euch frei machen" und: „Ich bin die Wahrheit".

Inwieweit diese von Marheineke versuchte Apologie Bauer's und namentlich die demselben zugesprochene Christlichkeit quand même im Sinne und nach dem Wunsche des Letztern selbst gewesen sei, inwiefern sie ihre Rechtfertigung in den weitern Darlegungen der Bauer'schen Ansichten, insbesondere in dem dritten Bande seiner „Kritik", gefunden habe oder nicht, darüber uns hier umständlicher auszusprechen haben wir nicht nöthig, da theils unser erster Artikel, welcher Bauer's kritische Resultate und seine Stellung zum Christenthum in ihrer ganzen Consequenz, unter Zugrundelegung sowol aller drei Bände seines Hauptwerks, als auch seiner spätern Schrift: „Die gute Sache der Freiheit", darzustellen versucht, hierfür genugsam Data an die Hand gibt, theils auch weiter unten die in jener letzterwähnten Schrift niedergelegten ausdrücklichen Entgegnungen und Verwahrungen Bauer's gegen die von seinem Apologeten beliebte Art der Rechtfertigung zur Sprache kommen werden. Wir gehen daher für jetzt sogleich über zu derjenigen unter den Schriften über Bauer, welche (mit vorläufiger Übergehung der beiden „Vota", des politischen und des theologischen, da diese ausschließlich in den dritten Artikel gehören) der Zeitfolge nach die nächste ist, nämlich zu der Schrift: „Bruno Bauer und die akademische Lehrfreiheit", von O. F. Gruppe. Auch in dieser Schrift lassen wir vor der Hand alles Das beiseite, was sich auf die Frage der Lehrfreiheit bezieht, und geben nur die Stellen wieder, in welchen sich Gruppe über Bauer's wissenschaftliche Richtung ausspricht. Nach einer längern Einleitung über die geschichtliche Fortbildung des biblischen Lehrbegriffs in seinem Zusammenstoße mit Philosophie und Exegese in der protestantischen Welt, kommt er auf das allgemeine Princip der sogenannten „höhern Kritik", d. h. derjenigen, welche nicht blos die einzelnen Stellen der heiligen Schriften ihrem Sinne und Inhalte nach untersucht, sondern auf deren allgemeines Princip, ihren Ursprung, ihre geschichtliche Echtheit oder Unechtheit sich richtet. Als Hauptvertreter dieser höhern Kritik in der neuern Zeit gilt ihm Schleiermacher, der namentlich die drei synoptischen Evangelien einer scharfen Prüfung unterzogen habe und dabei zwar „mit Umsicht", aber auch „wol zuweilen mit Kühnheit" verfahren sei. Schleiermacher hätte jedoch ohne Gefahr so freimüthig und rückhaltlos der Kritik Raum geben können, denn der Punkt, von dem seine Kritik ausgegangen, sowie der, „wo sie anlangen wollte", beide seien christlich und evangelisch gewesen; was sich von Denen, die sich mit seiner Autorität schützen möchten, nicht sagen lasse. „Wenn es aber überhaupt scheinen könnte", fährt Gruppe

fort, „als sei dem evangelischen Glauben mit der Anfastung der Evangelien sogleich die Basis entzogen, so muß geantwortet werden: Dem ist nicht so, denn dies Bekenntniß gründet sich nicht sowol auf die Evangelien, als vielmehr auf das Evangelium."

Solche Bestrebungen nun, meint Gruppe, wie sie Schleiermacher unternommen, seien nach dessen Tode von jüngern Kräften mehrfach aufgenommen worden, und der Abschluß werde noch erwartet. Das sei aber auch kein Übelstand, denn das größte Gut des evangelischen Bekenntnisses sei eben die Gewissensfreiheit und der Antheil, den dasselbe der Überzeugung des Verstandes zugestehe. Das Werk der Reformation sei noch nicht geschlossen; das evangelische Bekenntniß befinde sich gerade jetzt in einer Krisis, und es bedürfe daher der Männer, die zugleich mit Kraft und Einsicht, mit scharfem, schneidendem Geist und mit liebevoller Milde, mit unverbrüchlichem Wahrheitssinn und mit frommer Hingebung gerüstet seien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Französische Literatur.

1. **Histoire du droit byzantin ou du droit romain dans l'empire d'Orient, depuis la mort de Justinien jusqu'à la prise de Constantinople en 1453. Par *Jean-Anselme-Bernard Mortreuil*. Paris 1843.**

Vorliegendes Werk schließt sich vorzugsweise an die Forschungen deutscher Gelehrter an und gibt uns ein klares, übersichtliches und zusammenhängendes Bild von den Veränderungen, welche das römische Recht seit dem Tode Justinian's im oströmischen Reiche erlitten hat. Dieselben sind allerdings nicht so bedeutend als die Umgestaltungen, welche mit der Justinian'schen Gesetzgebung im Abendlande vorgenommen wurden. Denn während sie hier seit den Einfällen der Barbaren und der Vertreibung der Griechen aus Italien immer mehr ihr griechisches Gewand abstreifte und sich mit rein römischen Formen bekleidete, behielt sie im Orient den Originalcharakter wenigstens in den allgemeinen Zügen unverändert bei. Unter diesen Umständen kann man wol annehmen, daß die bisher aufgefundenen Monumente des byzantinischen Rechts sich im Allgemeinen der Originalredaction des Justinian'schen Rechts ziemlich eng anschließen. Freilich sind im Laufe der griechischen Revolutionen verschiedene Theile dieses Textes verloren gegangen, und es bleibt dem Scharfsinne der Rechtshistoriker immer noch ein weites Feld; aber im Ganzen haben diese Studien schon jetzt ein nicht unbedeutendes Resultat ergeben. Das fleißige Werk Mortreuil's, der Advocat zu Marseille ist, faßt nicht nur alle bisherigen Forschungen summarisch zusammen, sondern scheint uns zugleich die ganze Geschichte des byzantinischen Rechts auf mehr als Einem Punkte zu fördern. Zuerst entwirft der Verf. ein Inventarium der Texte, welche beim Tode Justinian's die Quellen des römischen Rechts ausmachten, und verfolgt dann die Geschichte der Jurisprudenz in ihren verschiedenen Phasen unter den Nachfolgern dieses Kaisers. Der erste Band, der uns von diesem fleißigen Werke bis jetzt erst zu Gesicht gekommen ist, umfaßt zwei Perioden, von denen die erste bis auf Heraclius (565—610) und die zweite von da bis auf Basilius den Macedonier (867) geht. Er theilt die Rechtsquellen dieser Zeit in drei Arten; nämlich: in officielle Quellen, d. h. Ordonnanzen, welche unmittelbar vom Kaiser ausgingen; 2) in Privatquellen, d. h. Commentare und Sammlungen, die von verschiedenen Juristen veranstaltet waren, und 3) in das kanonische Recht. An die kritischen Beleuchtungen dieser Texte schließen sich dann die Biographien der Juristen und Commentatoren an, deren in den vorhergehenden Capiteln Erwähnung geschehen ist. Überall zeigt der Verf. eine ebenso umfassende Gelehrsamkeit als scharfe und glückliche Kritik. Nur ist zu bedauern, daß die Revision seines Werkes in die Hand eines sorglosen Correctors gefallen zu sein scheint, der besonders in den griechischen Textstellen unzählige Druckfehler stehen gelassen hat.

2. **Biographie universelle. Tome LXXIV. Meu-Mos. Paris 1843.**

Seit 32 Jahren haben die Herausgeber dieser allgemeinen Biographie ihr kolossales Unternehmen ununterbrochen seinem Ziele entgegengeführt. So ist es denn ein Werk geworden, das in keiner größern Bibliothek fehlen kann und das von unvergänglichem Werthe ist. Allerdings kann es bei einem so umfassenden Werke an Lücken und Mängeln nicht fehlen, und es mag für die neue Ausgabe, die von den ersten Bänden erscheint, mancherlei zu verbessern übrig geblieben sein; im Allgemeinen aber ist gewiß das ungemeine Verdienst der Herausgeber besonders für die Literaturgeschichte anzuerkennen. Unter den vielen interessanten und bedeutungsvollen Artikeln, welche dieser neue Band der Fortsetzung bietet, machen wir besonders auf die Biographien zweier Staatsmänner aufmerksam. Beide anziehende Aufsätze rühren aus der geistreichen und gewandten Feder des Baron von Barante, des bekannten Geschichtschreibers der Herzoge von Burgund, her. Sie betreffen Montlosier und Mounier. Barante's Biographie des Letztern ist bereits vor einiger Zeit vom „Journal des débats" mitgetheilt worden. Nicht minder interessant ist die Abhandlung von Desprez über Mina. Parisot hat zwei werthvolle Aufsätze mitgetheilt, von denen der eine dem Dichter Moratin, der andere dem General Morillo gewidmet ist. Aus der Feder Levot's erhalten wir die Lebensbeschreibungen zweier verdienter Seeleute, Moras und Moulac. Zu den besten Aufsätzen des ganzen Bandes gehören jedenfalls die Biographie des Intriganten Montgaillard, aus der Feder des jüngern Michaud, und die Abhandlung des vor Kurzem gestorbenen ausgezeichneten Kunstkenners Feuillet de Conches über den Kupferstecher Morghen. Die Seiten, welche Durozoir dem Herzoge Mathieu de Montmorency widmet, sind eben kein Panegyrikus geworden. Der bekannte Herausgeber der „Annales des voyages" gibt in seiner Biographie von Moorcroft einen werthvollen Überblick über die Leistungen dieses ausgezeichneten Geographen. Wir können hier den reichen Inhalt des vorliegenden Bandes nicht ausführlicher besprechen und begnügen uns deshalb damit, noch auf die interessanten Beiträge des thätigen Mitarbeiters Weiß, des gelehrten Bibliothekars zu Besançon, aufmerksam zu machen. Die bemerkenswerthesten davon scheinen uns die Aufsätze über Minut, Mombritius, Gui de Montrocher und über den ausgezeichneten Dichter der Dauphiné, Millet. Nur scheint es uns, daß Weiß die Anzahl der Ausgaben von dem vorzüglichsten Gedichte dieses Patoisdichters („Pastorale de Janin") viel zu niedrig angegeben hat. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 162. — 10. Juni 1844.

Bruno Bauer's Kritik der evangelischen Geschichte und die Literatur darüber.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 161.)

Nach dieser Einleitung, die in ihrer Weise ebenso schwankend, vieldeutig und unentschieden ist wie die Marheineke's in der ihrigen, geht Gruppe zu seinem eigentlichen Gegenstande, der Kritik der Bauer'schen Ansichten über. Zunächst bestreitet er diesen Ansichten die Originalität, indem er das Hauptresultat Bauer's, daß die sämmtlichen Evangelien schriftstellerische Werke von künstlerischer Composition seien, Erfindungen des Individuums, für eine bloße „schnelle Verallgemeinerung" der Wilke'schen Ansicht ausgibt, der Dasselbe bereits von dem Marcus-Evangelium behauptet habe.

Daß ferner Bauer die Evangelien zugleich als Producte des Selbstbewußtseins der Gemeinde betrachte, darin findet Gruppe einestheils einen Widerspruch gegen jene erste Hypothese, anderntheils eine Nachbildung der Schleiermacher'schen Traditionshypothese, „denn diese Tradition", sagt er, „konnte nur unter den Bekennern, d. h. innerhalb der Gemeinde, stattfinden". „Aber freilich", setzt er dann hinzu, „macht Bauer sogleich etwas Anderes daraus."

Auch mit Strauß habe Bauer viele seiner Ansichten gemein, obgleich er gegen diesen ebenfalls polemisire und sich um Vieles besser dünke.

Den Hauptmangel der Bauer'schen Kritik und den Grund ihrer Verirrung, ihres Abfalls von aller Christlichkeit (von der nur hier und da ein „Schein" vorhanden sei) findet Gruppe darin, daß dieselbe von vornherein in ihrer Tendenz bestimmt und bedingt sei durch dessen philosophische Ansichten, d. h. durch die Ansichten der jüngern Hegel'schen Schule, welche überhaupt nichts Positives stehen lasse, sondern Alles in philosophische Begriffe auflösen wolle. Das Endresultat, worauf seine Kritik vom Anfange an hinziele, sei dasselbe, welches bereits Feuerbach ausgesprochen habe, daß nämlich alle Theologie bloße Anthropologie sei. Gruppe glaubt daher auch „annehmen zu müssen, daß Bauer's Polemik, der Wahrheit nach, nicht gegen die Theologie, sondern gegen das Christenthum selbst gerichtet sei, daß er noch ganz andere Gedanken im Hintergrunde habe, als er, den Worten nach, in seinem Buche ausspreche: daß er also heuchle, indem er sich die Miene gebe, das Christenthum in seinem wahren Wesen herzustellen und es eigentlich nur gegen die Apologeten zu vertheidigen".

„Bauer's ganze kritische Operation", sagt Gruppe an einer andern Stelle (S. 61) „ist verschwindend gegen so durchgreifende und absolute Philosopheme, wie das von der ‚unendlichen Freiheit des Selbstbewußtseins', welches allen Buchstaben aufzulösen hat. Seine Kritik ist eine absolute Negation, um seinem vermeintlich absolut Positiven durch Hinwegräumung alles Dessen, was Andern positiv heißt, Platz zu machen."

Aber wie in der Kritik, so sei Bauer, meint Gruppe, auch in der Philosophie unfrei. Der Begriff des „Selbstbewußtseins", der so überwiegend in dem Buche sei, bleibe doch völlig unklar; vergeblich frage man sich nach dem Subjecte dieses Selbstbewußtseins. Es sei für den Leser eine fremde Macht, der er sich unterwerfen solle, und ebenso für den Autor selbst eine fremde, unerkannte Macht, die ihn umherwerfe und wol eben bewirke, daß er so oft seiner selbst ganz unmächtig erscheine.

So weit über Bauer. Wir müssen nun aber auch noch anführen, wie Gruppe selbst über die Lösung des Widerstreits der kämpfenden Richtungen im Protestantismus denkt, was er als die rechte und befriedigende Auffassung des Christenthums betrachtet, denn erst dadurch wird uns seine Stellung zu Bauer etwas deutlicher, wenn auch nicht eben sonnenklar. Gruppe spricht sich über seine Ansichten (S. 87) folgendermaßen aus:

Die Zeit hat unterdessen von einer andern Seite her die Aussicht der Lösung herbeigeführt. Die Orthodoxie in ihrer härtesten Gestalt beruht großentheils auf der Annahme, daß die biblischen Urkunden ohne Unterschied den Begebenheiten, welche sie behandeln, gleichzeitig und als unmittelbare Berichte von Augenzeugen zu betrachten seien. Allein die heutige Wissenschaft läßt diese Annahme nicht mehr so unbedingt zu; sowol für das Alte als für das Neue Testament sind hier Ausnahmen zu machen. Schon Vater, De Wette und andere Theologen, welche Niemand im Allgemeinen einer destructiven oder skeptischen Tendenz beschuldigen wird, sind aus wissenschaftlichen Gründen dieser Ansicht gewesen. Bei mehren Schriften der Bibel muß man zugeben, daß zwischen den berichteten Begebenheiten und der Abfassung eine Zeit verflossen sei; dieser Zwischenraum wird aber nicht sowol durch andere uns verlorene Schriften ausgefüllt, als vielmehr durch die Tradi-

tion. Hier sind wir wieder bei Schleiermacher. Seit dem Jahr 1817 nun, wo der kritische Versuch über den Lucas erschien, ist von verschiedenen Seiten her sehr viel geschehen, um uns mit dem eigenthümlichen Wesen der Tradition näher bekannt zu machen. In der Poesie wie in der Geschichte spielt sie eine große Rolle; überall, wo die Begebenheiten Gemüth und Phantasie hinlänglich in Anspruch nehmen und der Mangel schriftlicher Aufzeichnungen ihr Raum läßt, da macht sie sich geltend. In den Anfängen der Geschichte wird diese meistens von der Poesie ersetzt, und diese Poesie ist auch nicht die von Einzelnen, sondern sie ist eine von Mund zu Mund gehende, im Herzen Vieler lebende. Die historischen Facta erleiden auf solche Weise eine gewisse Umwandlung, die man ebenso unrichtig eine absichtliche Veränderung als auch eine Entfernung von der Wahrheit nennen würde. Absicht und Bewußtsein kann hier schon darum nicht stattfinden, weil der Antheil des Einzelnen verschwindend ist und vielmehr Alle mit einer innern Sympathie handeln; was das Individuum thut, ist nur ein Unmerkliches, ein Unwillkürliches und Unbewußtes: ein Tropfen, welcher sich verliert in dem allgemeinen Strom. Aber dieser Strom hat eine Richtung. Der lebendige Mund ist ein anderer Träger als das gefühllose Pergament; Gemüth und Phantasie können nichts berühren, ohne ihm von ihrer Natur mitzutheilen; wo sie die Handelnden sind, wo die Überlieferung durch sie geschieht, da ziehen sie mehr und mehr die Gegenstände zu sich hin und scheiden alles Das aus, was für sie keine Nahrung, keine Befriedigung hat. Der Geschichte theilt sich so ein tieferer Sinn mit; Anschauung und Empfindung treten darin lebendiger hervor, erhalten einen höhern Schwung, eine innerliche Weihe; der alltägliche Gang der Begebenheiten nimmt in seinen Wendungen eine rhythmische Gestalt an, steigert sich unaufhaltsam ins Wunderbare. Auf diese Weise erleiden die historischen Elemente in der innersten Werkstatt des menschlichen Geistes und Herzens unvermeidlich eine Umbildung, und es gibt erst dann einen Stillstand, wenn Gemüth und Phantasie alles ihnen Fremde entfernt, Alles sich angeeignet, mit sich durchdrungen und ins Gleichgewicht gesetzt. Wir haben es hier mit einem Lebensproceß zu thun, dessen Erscheinungen sich zwar beobachten, aber niemals völlig ergründen lassen, weil die geheimsten und tiefsten Kräfte des Menschen dabei im Spiel sind; wir haben hier eine geheimnißvolle Macht, eine unmittelbare Stimme der Menschheit, das Göttliche im Menschen. Seit man in neuerer Zeit den sonst verachteten Erzeugnissen der Volkspoesie, seit man der Welt der Mythen und Sagen mit so viel Sinn und Hingebung nachforschte, hat man die eben geschilderte Tradition als eine Erscheinung von dem größten Umfang, von der höchsten Bedeutung kennen gelernt, und es ist dies eben eine Einsicht, welche unser Jahrhundert wesentlich über das vorige erhebt. Diese Tradition begegnet uns auch vielfach in der Geschichte wieder, besonders wo sie sich in die frühesten und dunkelsten Regionen verliert. Was Niebuhr von der ältesten römischen Geschichte erwiesen, daß sie von Volkspoesie durchdrungen sei, dies ist jetzt nicht mehr die Ausnahme, sondern die Regel.

Auch die Umgebung des Christenthums ist getaucht in diese Quelle, und seine Kraft und Bedeutung steht dadurch für das menschliche Herz nur um so größer und vollständiger da. Besonders ist die Lebensgeschichte Jesu an ihren beiden Endpunkten davon berührt worden. Der Unterschied der Evangelien und Episteln beruht ebenfalls darauf; die Tradition, welche schon Schleiermacher für die erste anerkannte, bringt dies ihrer Natur nach mit sich. Das Wort hat jetzt für uns noch eine andere Bedeutung gewonnen, als in der jener große Kritiker es nahm; er glaubte noch an die Möglichkeit einer trockenen, prosaischen, durchaus historischen Tradition; allein diese Möglichkeit ist nicht mehr vorhanden, sie wäre gegen alle Analogie. Schleiermacher's eklektisches Verhalten zwischen Rationalismus und Supernaturalismus hat aber hiermit vielleicht den wesentlichsten Zusammenhang; er war zu geistvoll, zu lebendig, um sich einer Einseitigkeit hinzugeben, und zu seiner Zeit war der Schritt noch nicht vorbereitet, der ihn darüber hinausführen konnte. So lange man nur die Alternative: entweder Wahrheit oder Lüge, entweder volle, historisch constatirte Begebenheit, oder pure Erdichtung und Erfindung — an die biblischen Schriften brachte, wie es denn sowol Rationalismus als Supernaturalismus, ja eigentlich alle Richtungen bisher gethan haben, so lange mußte man auch auf der einen und der andern Seite in eine Collision verfallen, welche zuletzt immer zum Nachtheil der Religion ausschlug. Dies hört auf, sowie wir in der Tradition jenes tief dichterische, bewußtlos von innen heraus gestaltende Element kennen gelernt haben, dessen Wahrheit eine ganz andere als die historische, ja, in Bezug auf den innern Menschen, geradezu eine höhere ist. Rationalisten und Supernaturalisten sind von dieser Einsicht weit entfernt gewesen, und eben nur darauf beruht ihre Unzulänglichkeit, nur darauf der Anstoß, den sie unvermeidlich geben mußten. Nur, weil der Rationalismus in allen Theilen, in allem Einzelnen der heiligen Urkunden historische Wahrheit suchte, ist er zu so abgeschmackten Erklärungen des Wunderbaren geleitet worden; nur, weil der Supernaturalismus von dem Gläubigen verlangte, er solle alles und jedes Wunderbare in den heiligen Urkunden als historisches Factum glauben, nur darum hat er sich mit dem Geist der Zeit, ja überhaupt mit der Vernunft in Widerspruch gesetzt. Dieser Widerspruch liegt nicht in dem Christenthum und seinen Urkunden, sondern nur in der falschen Foderung und Behandlung, die man hinzugebracht. Er löst sich von selbst, sowie man die Dinge wieder in ihrer natürlichen Gestalt anschaut.

Durch das Eingreifen eines solchen geheimnißvollen Elements kann das historische aber auch nie gefährdet, sondern nur verklärt werden, zumal da die Tradition, ihrer Natur nach, besonders da eingreift, wo die Quelle der Geschichte spärlicher fließt. Überdies ist es unmöglich, ihr den historischen Ausgangspunkt abzustreiten; wo sie die Historie überschreitet, thut sie es nicht nach unterwärts, sondern nach oberwärts, sie thut es in Folge geistiger Erhebung, und schon darum kann hier nicht von einem Geiste der Lüge die Rede sein. Die höhere Inspiration, welche wir ja auch den einzelnen begeisterten Dichtern und Künstlern zugestehen, ist nun von dieser Tradition ganz untrennbar.

Es gibt also noch eine andere Wahrheit als die historische; man nenne sie die poetische, die mythische, die mystische, keiner dieser Namen ist erschöpfend, jeder schließt noch Nebenvorstellungen ein, welche störend sein könnten. Aber vielleicht spricht die Sache auch in der schlichtesten und kürzesten Darstellung schon durch sich selbst. Gewiß ist diese Auffassung keine gemachte und gesuchte, es ist keine Hypothese; unmittelbar liegt sie in der Natur der Verhältnisse, und die heutige Wissenschaft bringt sie unabweislich entgegen. Vielleicht kann sie beitragen, die große Kluft zwischen blindem Glauben und verständigem Wissen auszufüllen, ohne Eins auf Kosten des Andern zu begünstigen. Das Christenthum behält so das Große, Unbegreifliche, Übermenschliche; der Verstand kann es nicht erreichen, nicht herabziehen in sein enges Fachwerk; ich wollte nicht, daß es in der fernsten Zeit gelingen werde, dem Christenthum alle Mystik zu nehmen, denn — das menschliche Herz ist einmal selbst ein Mystiker, ein Mysterium; es ist dies aber auch nicht zu befürchten; die Kritik, welche in den Evangelien zwar noch ein anderes Element als das kalthistorische anerkennen muß, wird dennoch nie die scharfe Grenze ziehen können; ein *feierliches Helldunkel* wird hier immer bleiben und gerade dieses thut wohl. Das Historische reicht in den Urkunden des Christenthums dem Poetischen die Hand, das Poetische geht über ins Mystische. Hier ist ein Spielraum des Glaubens für verschiedene Gemüther und Naturen, und das Gemüth überhaupt braucht vielleicht diesen Spielraum. Wir haben hier Klarheit und Tiefe zugleich; es ist nicht mehr die Seichtigkeit des Verstandes, nicht mehr die Trübe einer falschen Mystik.

Die Mystik des Herzens ist eine andere als die des Verstandes. Das Wunderbare kann ja auch, seiner Natur nach, nicht mit dem Historischen rangiren; es ist, seiner Natur nach, für Gemüth und Phantasie, man möge es nun ansehen wie man wolle. Es dem Verstand erkennbar machen zu wollen, oder wieder es ihm als ein Unerkanntes aufzunöthigen, Beides ist gleich verkehrt; jenes wollte der Rationalismus, dieses der Supernaturalismus.

In den erzählten Begebenheiten, die von dem natürlichen und alltäglichen Lauf der Dinge abweichen, blos Allegorien und Symbole für ganz anderweitige und zwar abstracte Gedanken zu finden, wie z. B. Kant in einer spätern Schrift in allem Übernatürlichen der Erscheinung Christi nur moralische Lehren, wie selbst De Wette darin nur gewöhnlichen Verstandesinhalt symbolisirt sehen wollte, auch Dies schon ist ein Mißbrauch, eine Entweihung, eine Herabziehung und Zerstörung des Christenthums, denn es heißt das Faktische durch Deutung fortbringen. Nein, es muß die volle, ganze Erscheinung stehen bleiben, man darf Gemüth und Phantasie Dessen nicht berauben, was ihnen zu ihrem Heil gegeben ist, man soll die Religion nicht zu einer Hieroglyphe für einen kalten, dürftigen Verstandesinhalt machen wollen.

Hiermit können wir uns vor der Hand auch von dieser zweiten Schrift trennen, mit dem Vorbehalte jedoch, auf sie ebenfalls in dem dritten Artikel zurückzukommen. Wir wenden uns daher jetzt zu den Gutachten der Facultäten. Alle diese Gutachten zerfallen gleich dem Separatvotum Marheineke's in zwei Theile, wovon der erste die Frage der Christlichkeit oder Unchristlichkeit der Bauer'schen Lehre, der zweite die Frage der Lehrfreiheit an den evangelischen Universitäten abhandelt. Wir haben es hier wiederum nur mit dem ersten Theile zu thun, und wollen demgemäß die Aussprüche der Facultäten, insoweit sie sich auf den wissenschaftlichen Gehalt des Bauer'schen Werks und dessen Verhältniß zu dem Christenthume und der Theologie beziehen, in möglichst kurzen Auszügen folgen lassen:

1. Gutachten der berliner Facultät.

Wir müssen — heißt es daselbst — vor Allem unsere Überzeugung darüber aussprechen, was die unwandelbare Grundlage des christlichen Glaubens sei? Der christliche Glaube geht von historischen Thatsachen aus und hängt daher von der Anerkennung der Realität dieser Thatsachen ab. Er beruht auf Anerkennung dieser geschichtlichen Person nach den Grundzügen der in den Evangelien uns überlieferten Geschichte, des Jesus von Nazareth in seiner wunderthätigen Wirksamkeit, des Gekreuzigten, aus dem Tode wahrhaft Auferstandenen und zum Himmel Erhobenen, der uns durch seine Auferstehung persönliche Fortdauer im ewigen himmlischen Dasein verbürgt hat, seine Anerkennung als Dessen, von dem wir allein göttliches Leben empfangen können, von dem wir uns in unserm religiösen Bewußtsein stets abhängig fühlen. Diese wesentliche Grundlage des christlichen Glaubens wird durch den Verfasser jener Schrift umgestoßen. An die Stelle des historischen Christenthums wird ein ideales gesetzt, wie er sich nicht aus dem göttlichen Worte der heiligen Schrift, sondern von dem Standpunkte seiner wilden phantastischen Speculation ein solches willkürliches Wesen gebildet hat. Er steht allerdings dem christlichen Glauben in der Beziehung näher, als Strauß, nach der ersten Auflage des „Leben Jesu", demselben stand, daß er Christus nicht zu einem Johannisjünger macht, der allmälig zu der Meinung kam, daß er wol selbst der Messias sei, und in dessen Seele alte und neue Bildungselemente sich miteinander vermischten, sondern zu einem schöpferischen religiösen Genius, von dem eine neue Weltanschauung, das geistige Leben der Menschheit umzubilden, ausgehen sollte und ausging. Aber diese Weltanschauung ist nicht die christliche, sondern eine von dem Standpunkt pantheistischer Vernunft- oder Selbstvergötterung gebildete, dem Wesen des christlichen Glaubens widerstreitende. Die evangelische Geschichte wird auf eine höchst phantastische Weise nur zu einer Allegorie, in welcher sich das Bewußtsein der Gemeinde reflectirt, gedeutet. Wenn der Verfasser die Berichte der Evangelisten von Christi Thaten und Reden nicht einmal auf eine von ihnen geglaubte Tradition bezieht, sondern sie ganz und gar, blos auf dem Grunde des angeblichen Gemeindebewußtseins, durch ihre eigene schriftstellerische Thätigkeit gebildet werden läßt, die zwar durch den Namen einer künstlerischen geehrt werden soll, doch ihnen, besonders dem Matthäus und Lucas, bei jeder Gelegenheit die Vorwürfe des Nichtverstandenen und Verfehlten, des Unbedachten und Bornirten zuzieht, und die, gesetzt daß man ihr überhaupt nach der Darstellung des Verfassers eine Anschauung abgewinnen könnte, ein einfach natürlicher Sinn doch nicht umhin könnte, für bloße Dichtung ohne Wahrheit, ja, im Vergleich mit der von Lucas im Anfang seines Evangeliums ausgesprochenen Absicht genauer Berichterstattung, für Lüge zu halten: so ist nicht abzusehen, mit welcher Stirn ein solchen Absichten huldigender Geistlicher von solchen Schriften zur Belehrung von Volk und Jugend, zur Befestigung eines unter allen Umständen ausharrenden Glaubens, zur Tröstung und Beruhigung der Schwachen und Angefochtenen, zur Weckung und Belebung der christlichen Hoffnung im Angesichte des Todes noch irgend einen Gebrauch sollte machen können, geschweige denn der Theologe zur Begründung der Glaubens- und Sittenlehre.

Das zu diesem Gutachten gehörende Separatvotum Marheineke's ist bereits besprochen worden.

2. Gutachten der bonner Facultät.

Dieses sehr ausführliche Gutachten enthält als Einleitung eine übersichtliche Relation der Grundansichten Bauer's und spricht sich sodann über seine Stellung zum Christenthume folgendermaßen aus:

Es ist allerdings anzuerkennen, daß der Verfasser Alles, was er bisher vorgetragen, als nicht gegen das Christenthum an sich oder gegen das christliche Princip und gegen den wahren historischen Christus gedacht und gesagt zu glauben scheint, vielmehr für dieselben und gleichsam zu ihrer Emancipirung von der Verfälschung und Entstellung der spätern Zeit. Allein nicht blos ist die Operation, deren er sich zur Erreichung dieses Ziels bedient, so weit dieselbe bis jetzt zur Beurtheilung vorliegt, eine im höchsten Grade willkürliche, durchaus subjective, aller historischen Zeugnisse spottende, sondern es bildet auch das Ergebniß, so weit auch dieses bis jetzt schon angedeutet oder selbst mit Nachdruck ausgesprochen ist, einen schreienden Gegensatz mit dem Wesentlichen des Glaubens, zu dem die christliche Kirche sich, so lange sie besteht, und in allen verschiedenen Confessionen, bekannt hat. Der Verfasser bezeichnet zwar Jesum als Denjenigen, in dessen Selbstbewußtsein das neue Weltprincip gegeben war, scheint ihn als Denjenigen zu betrachten, von dem aus das christliche Princip zuerst ausgegangen sei und sich weiter verbreitet habe. Aber irgend ein specifischer Unterschied zwischen dem Urheber des Princips und den übrigen Menschen, die es von ihm empfangen sollten, wird auch nicht im entferntesten anerkannt; es wird vielmehr nur als das Erzeugniß der (untergeordneten) religiösen Anschauung der christlichen Gemeinde bezeichnet, daß sie den allgemeinen Gedanken, daß Gott und Menschen einander ihrem Wesen nach nicht fremd seien, sich habe zur Anschauung der einzelnen bestimmten Person, nämlich Jesu, gestalten lassen, wodurch sie eben auch genöthigt worden sei, für seine Geschichte die Wunderanschauung zu schaffen. Daraus folgt denn von selbst die Leugnung, wie jedes Übernatürlichen in dem Ursprunge und der Wirksamkeit des Herrn, so auch seiner Sündlosigkeit. Von

einem beseligenden und erlösenden Glauben an Christum, den nicht blos die von dem Verfasser in leere Dichtung aufgelösten historischen Bücher des Neuen Testaments, den z. B. auch die von ihm bis jetzt, wie es scheint, noch mehrfach anerkannten Paulinischen Briefe kennen und zum Anfangs- und Mittelpunkte des Christenthums machen, kann bei ihm, nach seinem Systeme, natürlich nicht die Rede sein, sondern nur von der Verbreitung eines zuerst von Jesu geltend gemachten Princips, eines Princips, welches, als der Zweck Jesu, doch von der Gemeinde alsbald wieder verkannt und verdunkelt und erst jetzt wieder in seiner Bedeutung hervorgekehrt wäre, welches, weit entfernt, die fortwährende Schwachheit und Erlösungsbedürftigkeit des Menschen und die Nothwendigkeit eines Beistandes von oben anzuerkennen, auf nichts Anderes hinausgeht als auf die Vergötterung des menschlichen Geistes und Selbstbewußtseins, und welches, statt die Demuth als eine echt christliche Tugend anzuerkennen, nur zu immer größerm geistigen Hochmuthe führen kann. Danach glauben wir uns berechtigt, das Urtheil zu fällen, daß des Verfassers Princip, Anschauungsweise und ganze Richtung mit dem Christenthume, mit dem Wesentlichen des christlichen Glaubens und dem Eigenthümlichen der christlichen Gesinnung im innersten Grunde einen entschiedenen Gegensatz bildet, und daß, was ihm selbst etwa von christlicher Gesinnung und christlichen Grundsätzen beiwohnt, ihm nicht aus diesem seinem System gekommen sein kann.

3. Gutachten der breslauer Facultät.

Dasselbe referirt ebenfalls, doch kürzer, über den Standpunkt Bauer's und seine Anknüpfung an frühere Kritiker und gibt sodann folgende Entscheidung ab:

Wenn die Evangelien nach den Ansichten von Weiße und Wilke noch eine historische Grundlage haben, die Gegenstand des Glaubens und Inhalt eines christlichen Unterrichts sein kann: so wird die evangelische Geschichte und mit ihr das Christenthum durch die Hypothesen von Strauß und Bauer der subjectiven Willkür ganz preisgegeben; die evangelische Geschichte, die Grundlage des Christenthums, ist nach ihren Behauptungen ein durchaus unglaubwürdiges Gewebe von Sagen oder Phantomen, deren letzte Quelle die Reflexion unbekannter Menschen gewesen sein soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Schiller's Gedichte im Englischen.

Von Schiller's Gedichten sind gleichzeitig zwei Übersetzungen erschienen: „The poems and ballads of Schiller, translated by Sir *Edw. Bulwer Lytton*" (2 Bde.) und „The minor poems of Schiller etc., translated for the most part into the same metres with the original by *J. H. Merivale*." Der zuerst genannte Übersetzer ist sehr willkürlich und oft ziemlich leichtsinnig mit Schiller's Versen umgesprungen; man erkennt in manchen Gedichten den Ton, in Einzelheiten selbst den Sinn des Originals nicht wieder. Merivale hat sich den Originalen, wie schon der Titel seiner Übersetzung angibt, enger angeschlossen, doch ist nun wieder dies an seinen Versen zu spüren: es ist nicht Alles glücklich und leicht gerathen, wie es sein müßte, um zu befriedigen. Ich gebe hier als Probe den Schluß von Merivale's „Theilung der Erde":

„If in the land of dreams thou fain wouldst wander",
Replied the God, „complain not then of me.
Where wast thou at the world's partition yonder?"
— „I was", the poet said, „with Thee.

By Thy bright countenance mine eye was captur'd;
My ear drank in Thy heaven's harmony.
If, by the splendours of Thy throne enraptur'd
I lost the earth, pray, pardon me!"

„What's to be done? — All's now to others given;
Earth's fruits — the chase — the mart no longer mine,
But — wilt thou dwell with me in yon bright heaven —
Whene'er thou wilt, its glories shall be thine."

Zum Theil gelungen ist „Die Erwartung" wiedergegeben, aber die Daktylen sind im Englischen gar nicht recht flüchtig, daher auch die Wirkung der darauf folgenden Trochäen nicht so groß ist als im Originale, z. B. sogleich die erste Strophe:

Is not the clos'd wicket shaking?
Does not the latch gently move?
No — 'tis only Zephyr, waking,
Sighs amidst this aspen grove.

Schiller hat zwar auch einmal das Unstandirbare:

Hör' ich nicht Tritte erschallen?
Rauscht's nicht den Laubgang daher?

Der Schluß des Gedichts ist übersetzt:

Now, soft as from heaven above
Descends the glad moment of bliss,
So steals the unseen through the grove,
And wakes her Belov'd with a kiss.

Im Deutschen: „So war sie genaht, ungesehen", und sodann: „und weckte mit Küssen den Freund", nicht mit einem Kusse. Ist es die englische Pruderie, die hier den Schaden angerichtet hat, oder nur die Unbehülflichkeit des Übersetzers? 48.

Ruinen und Alterthümer Centralamerikas.

Die vor kurzem erschienenen Reisebeschreibungen: „Incidents of travel in Yucatan" von John L. Stephens (2 Bde., London) und „Rambles in Yucatan; or notes of travel through the Peninsula, including a visit to the remarkable ruins of Chi-Chen, Kabah, Zayi and Uxmal" von B. Norman (Neuyork), werden Freunden der amerikanischen Alterthumskunde eine willkommene Erweiterung ihrer Kenntnisse von derselben gewähren. In seinem vorhergehenden Werke unter dem Titel: „Incidents of travel in Central-Amerika, Chiapas and Yucatan", hatte Hr. Stephens, der wegen der Erkrankung seines Reisegefährten genöthigt gewesen war, die zuletzt genannte Halbinsel plötzlich zu verlassen, obgleich sie sehr reich an Alterthümern ist, seine Absicht bekannt gemacht, sie wieder zu besuchen, um dieselbe zu erforschen. Diese Absicht wurde auch schnell in Ausführung gebracht und gegenwärtiger Reisebericht enthält die Ergebnisse seiner Beobachtungen und Nachforschungen. Kein Fremder hatte vor dem Verf. gedachte Halbinsel so vollständig bereist. Er besuchte auf derselben 44 verfallene Städte oder Orte, in denen Überbleibsel oder Spuren einer ehemaligen Bevölkerung, als Paläste, Tempel, kolossale Statuen, Götzenbilder, Pyramiden, Hieroglyphen u. s. w., gefunden wurden. Das Vorhandensein der Mehrzahl dieser Ruinen war den Einwohnern der Hauptstadt von Yucatan, Merida, völlig unbekannt; nur wenige davon waren von den weißen Einwohnern irgendwann besucht worden; sie waren öde und von Bäumen überwachsen. Nur eine kurze Weile wurde die Stille, welche rund um sie herrschte, von unsern Reisenden unterbrochen, und dann wurden sie wieder der Einsamkeit und dem Schweigen überlassen. Auf dieser Reise war Stephens von seinem frühern Reisegefährten, Hrn. Catherwood, begleitet, welcher das Werk sowol mit verschiedenen Producten seines eigenen Pinsels als mit einer Menge an Ort und Stelle aufgenommener daguerreotypischen Ansichten und Zeichnungen illustrirt hat. Die Beschreibung der merkwürdigen Denkmäler einer frühern Bevölkerung und untergegangenen Civilisation, sowie auch der Lebensweise und der Sitten der gegenwärtigen Bewohner Yucatans, die uns Hr. Stephens gibt, wird jedem seiner Leser Genuß und Belehrung darbieten. Den Wißbegierigen verweisen wir auf seine beiden Werke. Nicht weniger interessant ist B. Norman's Beschreibung der Ruinen von Chi-Chen, Kabah, Zayi und Uxmal. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 163. —— 11. Juni 1844.

Bruno Bauer's Kritik der evangelischen Geschichte und die Literatur darüber.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 162.)

Das umfänglichste von allen Gutachten ist das

4. Gutachten der greifswalder Facultät,

und zwar ist dasselbe ein doppeltes, indem die vier Professoren, welche die genannte Facultät bilden, sich in ihren Ansichten über die ihnen vorgelegte Frage spalteten, sodaß beide Ansichten, mit ihren Gründen, gesondert dem Ministerium vorgelegt werden mußten. Die erste Ansicht, vertreten von den Professoren Schirmer und Finelius, geht dahin, daß Bauer, wenn auch in einzelnen Punkten gegen die Principien der christlichen Lehre verstoßend, doch im Ganzen und seiner Grundanschauung nach noch innerhalb des Christenthums stehe. Der Beweis hierfür wird ziemlich umständlich aus der Bauer'schen Schrift geführt, zu umständlich, um ihn hier in allen seinen Momenten wiedergeben zu können; der Kern desselben ist in Kürze folgender: Das Kriterium der Christlichkeit sei die Erkenntniß Jesu als des Gottessohns, d. h. als Dessen, der Göttliches und Menschliches in sich untrennbar geeint habe. Diese Auffassung von Jesu finde sich nun aber bei Bauer in mehren Stellen vor, wo ausdrücklich auf die Persönlichkeit Jesu und dessen persönliche That, wodurch er den Gegensatz zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen aufzuheben gestrebt, hingewiesen werde. Man dürfe diesen Stellen auch keineswegs den Sinn unterlegen, als ob hier Jesus nur als in der Vorstellung der Gemeinde lebend gedacht werde (wie dies die Ansicht von Strauß gewesen), sondern er werde als wirkliche Person und die Versöhnung des Göttlichen und Menschlichen als seine *wirkliche, persönliche* That gefaßt. Auch die Sündlosigkeit Jesu habe Bauer anerkannt. Daß Bauer diesen Begriff Jesu nicht auf historischem Wege, aus dem positiven Buchstaben der Schrift, sondern durch das speculative Denken gewonnen, sei ebenfalls noch nicht wider das Princip des Christenthums, denn dieses wolle auch Christum durch den Geist im Geiste erkannt wissen. Die Philosophie des Selbstbewußtseins, wie Bauer sie aufstelle, sei in dieser Auffassung keineswegs unchristlich, denn das Selbstbewußtsein sei hier nach der Erklärung Bauer's nicht das individuelle, sondern das allgemein von dem Inhalte des Göttlichen, der Idee, ganz erfüllte. Allerdings sei Bauer in der Vernichtung der historischen Grundlage des Christenthums, die doch auch ein wesentliches Moment desselben bilde, oft zu weit gegangen und habe namentlich den Zusammenhang der Evangelien mit Christo selbst eigentlich abgebrochen, indem er dieselben nicht für authentische Berichte von den Erlebnissen und Aussprüchen Jesu, sondern für bloße Erzeugnisse des in der Gemeinde fortwirkenden Bewußtseins von Jesu ausgegeben; auch sei seine Maßlosigkeit und Schroffheit in der Polemik gegen die Theologen zu misbilligen; allein theils müsse dies seiner Jugend und den äußern beengenden Lebensverhältnissen, unter denen er sein Buch geschrieben, zugute gerechnet werden, theils habe er darin nur den von frühern Kritikern ihm vorgezeichneten Weg weiter verfolgt.

Direct diesem Urtheile entgegen steht das andere, von Kosegarten und Vogt unterzeichnete Votum, welches jenes erste fast Punkt für Punkt widerlegt, sodaß man annehmen muß, die Verfasser des zweiten Votums haben das erste fertig vor sich gehabt, obgleich eine ausdrückliche Beziehung darauf sich nirgend findet. Es wird hier zuvörderst die allgemeine Weltanschauung Bauer's, die „Philosophie des Selbstbewußtseins" charakterisirt und als eine dritte Stufe in der Entwickelung der Hegel'schen Ansicht von dem Verhältnisse des menschlichen Geistes zu dem göttlichen dargestellt. Auf der ersten Stufe nämlich (repräsentirt durch Göschel u. A.) werde die Persönlichkeit Gottes noch festgehalten, zugleich jedoch ein Eingehen des göttlichen Geistes in den menschlichen — also Transscendenz und Immanenz in Einem — behauptet. Der zweiten Stufe (Strauß) sei das Göttliche nur noch ein Allgemeines, welches sich (völlig pantheistisch) in den einzelnen Geistern ausprägе und dadurch erst zur Wirklichkeit und Persönlichkeit gelange. Bauer endlich werfe auch dies Allgemeine, als ein Überschwängliches, Unbegreifliches, Mystisches weg, und betrachte das religiöse Bewußtsein, die Ideen von Gott und göttlichen Dingen lediglich als eine Selbstentwickelung des *menschlichen* Bewußtseins. Die Philosophie Bauer's sei ein Versuch, eine *absolute* Selbst-

vergötterung des menschlichen Selbstbewußtseins zu vollziehen. Auf dem Standpunkte desselben sei die Religion nichts Anderes als das innere Verhältniß des Selbstbewußtseins zu sich selbst, und der persönliche Gott nicht nur, an welchen die Christen glauben und welchen christliche Philosophen wissenschaftlich zu erkennen suchen, sondern auch jene göttliche Macht, Substanz oder Idee, welche (nach Strauß) noch von dem Selbstbewußtsein unterschieden zu sein scheint, gelten als nichts Anderes denn als Momente des Selbstbewußtseins selbst, welches dieses durch die Illusion, die ihm auf einer niedern Stufe seiner Entwickelung, nämlich der religiösen, eigenthümlich ist, aus sich heraussetzt, objectivirt, außer sich zu haben glaubt, die es aber als solche, wenn es zur Klarheit und Freiheit kommt, anzuerkennen und aufzulösen hat. Von diesem Standpunkt aus wird die Theologie zur Lehre vom Selbstbewußtsein oder Anthropologie.

Diesem seinem Princip gemäß, erkläre nun Bauer die Evangelien für bloße Productionen des freischöpferischen Selbstbewußtseins, d. h. der Phantasie ihrer Verfasser, und – fährt das Votum fort — „wir haben demnach in der Heiligen Schrift überall kein zuverlässiges und wahres Zeugniß von der historischen Persönlichkeit Christi, sondern, was von derselben bleibt, werden wir von den Zugeständnissen, welche die Philosophie des Selbstbewußtseins in seinen neuen Offenbarungen macht, zu erwarten haben."

Nun liege allerdings der Mittelpunkt des Christenthums in dem Glauben an Christum als den Sohn Gottes, den Erlöser. Dieser Glaube sei nicht Fürwahrhalten eines bestimmten dogmatischen Systems, aber eben darum auch nicht Fürwahrhalten eines philosophischen Begriffs, es sei vielmehr ein Glaube an die Thatsache der Offenbarung Gottes in Christo. Es sei nicht Geschichte ohne Idee, aber auch nicht Idee ohne Geschichte. Diesen Glauben nun bekenne Bauer nirgend, im Gegentheil hebe er ihn entschieden auf, indem er Jesus keineswegs als die wirkliche Offenbarung eines wahrhaft Göttlichen fasse, sondern nur als Einen, der allerdings durch seine Bewußtseinsrichtung den Anstoß zu der später in der Gemeinde entstandenen und immer weiter ausgebildeten Vorstellung eines wirklichen Gottmenschen gegeben habe und auf welchen daher auch diese Vorstellung zurückbezogen worden sei, der aber doch eben darum nicht unmittelbar, wirklich historisch sich als eine absolute Offenbarung Gottes bethätigt und selbst anerkannt habe. Die entgegengesetzte Deutung, welche sowol in dieser Beziehung als auch rücksichtlich der Sündlosigkeit Jesu das erste Votum den betreffenden Stellen des Bauer'schen Buchs gab, wird in dem zweiten Votum, durch genaueres Eingehen auf den Sinn dieser Stellen, widerlegt und abgewiesen.

5. Gutachten der halleschen Facultät.

Dieselbe sagt im Eingange ihres Votums, daß sie der von der Regierung ausgesprochenen Ansicht, „daß die in der Schrift Bauer's hervortretenden Ansichten das Wesentliche und den eigentlichen Bestand der christlichen Wahrheit in ihrem innersten Grunde angreifen, nach der Norm des historischen, biblisch-kirchlichen Christenthums, in welchem unleugbar Lehre und Geschichte in dem innigsten, unablösbarsten Zusammenhange stehen", nur beitreten könne. Sie betrachtet die Unvereinbarkeit der Philosophie Bauer's und seines darauf begründeten kritischen Verfahrens mit dem historischen Christenthume als so ausgemacht, daß sie auf das Einzelne der Bauer'schen Schrift einzugehen nicht für nöthig hält. Nach diesem entschieden verdammenden Urtheile lenkt sie jedoch plötzlich ein, stellt zuerst vor, wie es wol billig sei, daß man, bevor man eine definitive Meinung über Bauer's religiöse Ansichten fasse, die Vollendung des betreffenden Werks abwarte; erklärt sodann, daß sie mit ihrem obigen Urtheile über den Standpunkt Bauer's im Verhältnisse zum historischen Christenthume nicht zugleich über dessen Christlichkeit abgeurtheilt und die Frage, ob derselbe als Einer, der noch innerhalb des Christenthums stehe, zu betrachten sei, verneint haben wolle, da Bauer, „wie groß auch immer der Widerspruch sein möge, in welchem der in seiner Schrift sich aussprechende Geist zu dem wahren christlichen Sinne und Glauben stehe", doch immerhin die christliche Religion als die absolute Religion anzuerkennen scheine („und, wer dies thut, dem darf man, zumal in einer solchen kritischen Zeit wie die unserige ist, den Anspruch auf den christlichen Namen aus theoretischen Gründen nicht absprechen"), und sucht endlich auch die kritischen Angriffe Bauer's auf die Authentie einzelner Theile der Heiligen Schrift oder die Thatsächlichkeit einzelner Bestandtheile der biblischen Geschichte mit dem Vorgange anderer Theologen — von Origenes bis auf Schleiermacher — zu rechtfertigen.

Alle die bisher angeführten Gutachten erkennen mehr oder weniger die Schwierigkeit an, ein begründetes Urtheil über die theologischen Ansichten Bauer's vor der Vollendung seines Werks abzugeben, ohne jedoch dadurch sich abhalten zu lassen, ein solches wirklich, wenn auch zum Theil allerdings nur in bedingter Weise, zu fällen. Das letzte der Gutachten dagegen,

6. Gutachten der königsberger Facultät,

enthält geradezu eine Incompetenzerklärung der Facultät in Bezug auf die Beantwortung der ihr vorgelegten Frage. Die Facultät sagt nämlich:

Während ein Theil unsers Collegiums bei aller jener noch so entschiedenen Misbilligung des vorliegenden Buchs doch noch keinen wirklichen Gegensatz gegen die wesentliche Substanz des Christenthums darin findet, indem, so weit das Buch uns vorliegt, eben nur der historische Charakter der Evangelien in Anspruch genommen, nicht aber zugleich die historische Wirklichkeit der Person Christi und deren geistige Bedeutung abgeleugnet, oder die Möglichkeit anderweitiger Gewißheit von derselben, etwa auf Grund der paulinischen Briefe, oder des Daseins der christlichen Kirche, bestritten wird (mag dies nun consequenter- oder inconsequenterweise geschehen): so erkennt ein anderer Theil von uns in dem gesammten kritischen Verfahren Bauer's, so weit das Resultat desselben sich schon jetzt übersehen läßt, allerdings eine die Substanz des Christenthums,

als factischer, heilbezweckender und heilbewirkender Offenbarung Gottes in Christo, wenigstens mittelbar, gefährdende und auflösende Wendung. Da indessen das zu beurtheilende Buch noch immer unvollendet ist, und namentlich noch zu erwarten steht, ob vielleicht der Verfasser, nach beendigter Kritik der schriftlichen Evangelien-Tradition, über den historischen Ausgangspunkt des Christenthums selbst in einer jene Tendenz bestreitenden Weise sich näher erklären wird, so müssen wir doch darauf zurückkommen, daß wir uns für jetzt noch außer Stande sehen, den Standpunkt des Verfassers im Verhältniß zum Christenthum erschöpfend zu erkennen und zu bestimmen.

So weit die Facultätsgutachten. Wir müssen jetzt die Reihefolge der Schriften über Bauer unterbrechen, um die Selbstvertheidigung Bauer's, wie sie in der schon mehrerwähnten Schrift: „Die gute Sache der Freiheit und meine eigene Angelegenheit", enthalten ist, in Betracht zu ziehen.

Unsere Leser kennen bereits aus unserm ersten Artikel den wesentlichen Inhalt und die Tendenz dieser Schrift und wissen daher auch zum voraus, daß hier von einer Vertheidigung im gewöhnlichen Sinne oder gar von einer sogenannten Palinodie — d. h. von einem Widerrufe oder einer Beschönigung der früher ausgesprochenen Ansichten, oder von einem Bestreben, diese Ansichten mit den bestehenden kirchlichen Lehrsätzen in Einklang zu bringen — auf Seiten des Verfassers nicht wol die Rede sein kann. In der That ist Bauer von einer solchen Art der Rechtfertigung so weit entfernt, daß er sogar die mildere Auslegung, welche nicht allein seine Apologeten, wie z. B. Marheineke, sondern selbst manche seine Gegner, wie z. B. Gruppe, seinen Ansichten zu geben versucht hatten, mit dem entschiedensten Widerwillen, ja mit Hohn zurückweist und gleichsam triumphirend Jenen wie Diesen zuruft: „Ja, ich bin Der, für den mich zu halten ihr, in eurer falschen, heuchlerischen Halbheit des Denkens und der Gesinnung, euch scheut; ich bin der vollendete Leugner der christlichen Lehre, der entschiedene Feind und Bekämpfer des Christenthums, und ich rühme mich dessen, daß ich Das ganz, entschieden, offen bin, was ihr nur halb, schwankend, versteckt seid, aber was ihr doch auch seid, — nämlich: Abtrünnige von dem rechten, wahren, ursprünglichen, christlichen Glauben. Ich kämpfe im Dienste der Kritik, der Philosophie, der Freiheit gegen die Illusionen des religiösen Bewußtseins; ihr könnt euch von diesen Illusionen nicht losmachen; ihr könnt aber ebenso wenig mit vollem, ganzen Sinne euch an den Inhalt des Glaubens hingeben, sondern bewegt euch in einem Zustande der Halbheit und Zweideutigkeit zwischen Denken und Glauben, zwischen freier Kritik und sklavischer Unterwürfigkeit gegen das Positive, der weder euerm Verstande noch eurer Gesinnung Ehre macht." So ungefähr spricht Bauer in diesem Buch zu seinen Richtern, sowol zu Denen, die sich selbst dazu aufgeworfen haben, als auch zu Denen, die dazu berufen worden sind. Die Ausführung dieses Beweises von der Inconsequenz aller der über ihn ergangenen Urtheile, wie sie Bauer hier gibt, in allen ihren Einzelheiten zu verfolgen, würde uns zu weit führen; wir begnügen uns daher mit der Anführung einiger besonders charakteristischen Stellen des Buchs. So z. B. bricht Bauer, mit Bezug auf die (oben angeführte) Stelle von Marheineke, wo dieser behauptet, das Dogma von der Inspiration gehöre nur der Dogmatik an und lasse sich recht wohl mit einer Kritik der menschlichen Seite der biblischen Schriften vereinigen, in folgende schneidende, aber freilich nicht ungegründete Philippika aus (S. 74):

Und man ist noch unwillig, wenn der wahre Kritiker von der Heuchelei des theologischen Bewußtseins spricht und seine Entrüstung über dieselbe nicht stark und lebhaft genug aussprechen kann? Ist das nicht Heuchelei, wenn der Theologe ein Dogma aufstellt, das er gerade dann, wenn er beweisen sollte, daß es ihm damit Ernst sei, beiseite stellt und mit Fleiß vernachlässigt? Wo hat der Theologe zu beweisen, daß ihm die Inspiration eine Wahrheit sei, als eben in der Betrachtung der Heiligen Schrift?

Kritiker sind diese Leute auf Kosten ihres dogmatischen Locus von der Inspiration, und Dogmatiker sind sie auf Kosten der Kritik. Sie sind weder Kritiker noch Dogmatiker, und ihre Arbeiten sind der heuchlerische Pact zwischen Kritik und Dogmatik — ein Pact, in welchem jede von beiden Seiten die andere betrügt, jede aber, indem sie die andere betrogen zu haben meint, eigentlich nur sich selbst betrügt, da ihr Betrug die andere nicht daran hindert, sie viel mehr zu betrügen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1. Geständniß und Widerruf. Eine interessante Criminalgeschichte neuester Zeit, für Leser jeden Standes. Von D. D. Andresen. Altona, Hammerich. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Der Criminal-Proceß des Jochim Hinrich Ramcke, beleuchtet von Ernst Herbert. Zwei Abtheilungen. Altona, Heilbutt. 1842—43. Gr. 8. 22½ Ngr.

Beide Schriften behandeln den Criminalproceß des Jochim Hinrich Ramcke, welcher in der juristischen Welt ein so großes Aufsehen gemacht hat. Jeder Criminalproceß, der ein außergewöhnliches Verbrechen zum Gegenstande hat, ist sowol für den Juristen als auch für jeden Gebildeten schon des Standpunkts wegen interessant, den der Verbrecher in sittlicher und rechtlicher Beziehung dem Einzelnen und dem Staate gegenüber einnimmt, um so mehr aber, wenn die Sache nicht vollkommen liquid vorliegt, sondern man in Hauptquellen zu mehrfachen Zweifeln berechtigt ist, wie eben bei dem Ramcke'schen Processe. Noch ehe das Definitivurtel publicirt ward, hatte der Defensor des Inquisiten Ramcke die von ihm verfaßte Vertheidigungsschrift durch den Druck veröffentlicht und dadurch bewirkt, daß manche Stimme für Ramcke laut ward. Diese Vertheidigungsschrift („Rechtliche Vertheidigung des Advocaten Gülich in Pinneberg, als gerichtlich bestellten Defensors des Jochim Hinrich Ramcke aus Halstenbeck, peinlich Angeklagten: in pcto. angeschuldigten Mordes, des nächsten Versuchs zum Morde und Mordbrandes", Altona 1842) erklärt nämlich den Inquisiten Ramcke für nicht schuldig, hält dagegen die beiden Mitinquisiten für die Schuldigen und eben gegen sie ist die Schrift des Hrn. Andresen, des Vertheidigers der Ehefrau Ramcke's, ganz besonders gerichtet. Er sucht, nicht ohne Geist und Gewandtheit, darzuthun, daß die Ehefrau nichts von dem Verbrechen ihres Mannes gewußt habe, allein wenn der vorliegende Fall auch im öffentlichen Criminalverfahren ein hohes Interesse erregt haben würde, so glauben wir doch schwerlich, daß sich noch irgend ein Anderer als ein Jurist durch diese Beweise und Gegenbeweise hindurchwinden wird, und wir wollen nur einen Punkt dieser Schrift anführen,

in dem eine Anklage gegen das Inquisitionsverfahren liegt, welches in Holstein sein Ende wol bald erreicht haben dürfte. Die Untersuchungsbehörde inquirirte unaufhörlich auf die Selbstanklage des armen Weibes, sie erkannte in ihrem Leugnen, ohne Rücksicht auf den ganz entgegenstehenden Bericht des Propstes über den Charakter der Inquisitin, „aufs deutlichste, daß ihre innern Gesinnungen jetzt wo möglich eine noch verstocktere und verderbtere Richtung angenommen", ließ ihr, unfähig das gewünschte Geständniß zu erhalten, „den verdienten Lohn ihrer Lügenhaftigkeit gleich auf dem Fuße nachfolgen" durch eine dreitägige Detention bei Wasser und Brot und entließ sie dann mit der starken und argen Drohung, „daß jede, auch die geringste Lügenhaftigkeit und jede verweigerte und ungebührlich verzögerte Antwort auf die an sie gerichteten Fragen unausbleiblich ferner geeignete Ahndung nach sich ziehen werde".

Das arme Weib meldete sich endlich zur unnatürlichen Selbstanklage und nun — sagt Hr. Andresen — konnte sie auf ebener Bahn fortgehen, sagen, was sie wollte, nicht wissen, was sie wissen mußte, leugnen, was wahr war, obgleich sie eben erst für dasselbe Leugnen bestraft war, ohne daß ihr im mindesten die Untersuchungsbehörde etwas in den Weg legte, die ja nun durch die vermeintliche Bestätigung ihrer Voraussetzungen ihrerseits ihren einzigen und alleinigen Zweck vollkommen erreicht hatte.

Es soll hier nicht gefragt werden, was in Beziehung auf dieses von der Untersuchungsbehörde beobachtete Verfahren erlaubt und was nicht erlaubt ist, aber wahr ist es: dies ist förmliche physische und moralische Tortur und vollkommen hinreichend, ein schwaches unschuldiges Weib zum Eingeständnisse selbst des schwersten, wenngleich nie verübten Verbrechens geradezu zu nöthigen. Ob die Inquisitin, wie Hr. Andresen zu beweisen sucht, wirklich unschuldig war, gilt ganz gleich, in jedem Falle war ihr Geständniß ein förmlich erpreßtes. Durch das Verfahren gegen sie ist die Inquisitin so in die Enge getrieben worden, daß sie gar nichts Anderes hat thun können als gestehen, oder einen ewigen Kampf kämpfen. Die Untersuchungsbehörde hat die Inquisitin nicht blos wegen Lügens, sondern auch wegen Leugnens gestraft, und wenn sie nichts zu gestehen hatte und deshalb aus Angst vor der Strafe ganz still schwieg, so wurde auch dieses Schweigen als vermeintliche „Verstocktheit", als „Manoeuvre" bestraft. Was sollte sie denn nun wol thun? Und wenn sie nun zurückblickte auf ihr letztverlebtes Jahr, auf die ganze schauderhafte Mordgeschichte, in die sie sich verflochten sah, auf ihre Gefangenschaft, auf ihre schwere Entbindung, auf ihren todten Sohn; wenn sie fühlte, wie ihr ganzes irdisches Glück nun doch einmal durch ihr Schicksal, durch den Verlust aller ihrer Habe und Güter, durch den unauslöschlichen Verdacht für immer zertrümmert und vernichtet war; wenn sie zurückblickte auf die Folter des Inquirirens und der sogenannten Lügenstrafen, auf die Vorhaltungen und Ermahnungen des Geistlichen, und wenn sie nun sah, daß der Kampf aufs neue eröffnet ward, daß gleich bei dem ersten Verhöre wieder die größte Härte der Untersuchungsbehörde sie folterte; wenn sie sehen mußte, daß dies sich nun immerfort wiederholen werde, ohne Unterbrechung, ohne Ende: — kann es da noch ein Wunder nehmen, wenn — ganz abgesehen von der Inquisitin — ein schwaches, unschuldiges Weib zu jedem Geständnisse zu bringen ist, welches die Untersuchungsrichter verlangen? Wahrlich, um die Unnatur des Inquisitionsverfahrens und seiner grausamen Selbstanklage darzustellen, bedarf es nicht erst eines Dr. Weidig, die meisten Criminalacten liefern einen Beweis dafür, und wenn der geheime Proceß auch zuweilen zur Wahrheit führen kann, so erzwingt er sie doch auf eine Weise, von welcher die Schwester des Rechts, die Humanität, sich unwillig abwenden muß.

Die Inquisitin, Anna Maria Ramcke, wurde schließlich zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt. Hr. Andresen hält sich überzeugt von ihrer Unschuld, obwol sich aus mancherlei Umständen ihre Mitschuld am Verbrechen herleiten lassen möchte.

Zuletzt erzählt der Verf. das Ende des merkwürdigen Processes, welcher durch den simulirten oder nicht simulirten Wahnsinn Ramcke's eine so auffallende Wendung nahm. Es läßt sich wol erwarten, daß Alle, welche der praktischen Criminaljustiz ihr Interesse schenken, damit bekannt sind, und es braucht hier also ebenso wenig angeführt zu werden, was der Hr. Verf. gegen den Dr. v. Kobbe vorbringt, als was sich zu seinen Gunsten sagen ließe. Ramcke zuerst zum Tode durchs Rad verurtheilt, wurde dann zur Hinrichtung durchs Beil und endlich, indem der Dr. v. Kobbe sich direct an den König wendete und den Wahnsinn Ramcke's behauptete, während der arme Sünder schon auf dem Wege zur Richtstätte war, noch zur lebenslänglichen Zuchthausstrafe begnadigt.

In der Broschüre des Hrn. Herbert wird das Selbstbekenntniß Ramcke's, auf welches seine erste Verurtheilung erfolgte, wenn auch formell gültig, doch als eine moralische Erpressung, wie sie bei unsern geheimen Tribunalen so häufig vorkommt, und also auch als ungültig nachgewiesen. Die dänische Regierung hat seitdem eine wichtige Verordnung erlassen, welche das mangelnde Selbstgeständniß des Inquisiten durch den Indicienbeweis zu ersetzen sucht. Erlangen nun aber solche künstliche Beweise aus Indicien erst gesetzliche Geltung, reicht die moralische Überzeugung der Richter hin zur Verurtheilung eines Verdächtigen, so erlangen die dem Geschworenengerichte zum Grunde liegenden Principien ihre gesetzliche Geltung bei den deutschen Gerichten, ohne doch in anderer Beziehung die Vortheile des erstern namentlich in Betreff der Öffentlichkeit, Mündlichkeit und des schnellen Untersuchungsverfahrens zu theilen. 104.

Miscellen.

Johannes Cario, ein Astrolog (gest. 1535), war wegen seiner Neigung zum Trunke bekannt. Sie soll auch Ursache seines Todes gewesen sein nach folgendem Epitaphium:

> Mortuus est Carion dulci cogente Lyaeo,
> Cujus in hoc tumulo membra soluta jacent.

In einem von einem Ungenannten aus dem 16. Jahrhundert beschriebenen Exemplare von Cario's Chronik, wovon die erste Ausgabe 1532 erschien, finden sich „Rhythmi de obitu Carionis"; in jeder Zeile stehen nur drei Worte, von denen das erste mit I, das zweite mit C und das dritte mit D beginnt. Z. B.

> Ioannes Carion Doctor
> Ingentium Craterum Decoctor
> — — — —
> Immiti Charonti Devovetur.
> Indulge Christe Decantetur
> Ignosce Christe Derepente
> Inter Calices Demorienti.

Georg Sabinus, Cario's Zeitgenosse, gedenkt desselben als eines guten, aber wohlbeleibten Gesellschafters:

> Dulce nec hinc aberit Charitum decus atque leporum
> Grande saginati, Cario, ventris onus.

Ein seltenes Beispiel von einer Vormundsbestellung erzählen Zonaras und Paulus Diakonus. Der Kaiser Arkadius verordnete auf seinem Sterbebette, daß der Perserkönig Isdigerdes, mit dem er in Feindschaft lebte, die Vormundschaft übernehme von seinem achtjährigen Sohne Theodosius. Isdigerdes habe die Vormundschaft auch wirklich angenommen und durch Antiochus, einen trefflichen und verständigen Mann, führen lassen, mit der schriftlichen, allen Hof- und Staatsbeamten ertheilten Weisung, daß Niemand sich unterfangen solle, dem Prinzen etwas in den Weg zu legen, bei Vermeidung seiner Ungnade, wodurch alle in ihrer Pflicht erhalten wurden. 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 164. —— 12. Juni 1844.

Bruno Bauer's Kritik der evangelischen Geschichte und die Literatur darüber.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 163.)

Wenn an einer andern Stelle Marheineke zur Rechtfertigung Bauer's sagte: der Glaube der protestantischen Kirche werde durch die von demselben aufgestellte Hypothese nicht angefochten, so weist Bauer diese Apologie seiner Lehre und diese Behauptung über ihr Verhältniß zum christlichen Glauben mit den Worten zurück (S. 84):

Er wird vielmehr gestürzt, wenn es bewiesen ist, daß dieser Glaube nicht von Gott gewirkt und daß der Inhalt dieses Glaubens — die Erlösung durch Christus — kein himmlisches Geschenk, keine göttliche Botschaft, sondern ein Erzeugniß der Gemeinde selbst war. Wenn es nun aber die Voraussetzung des vierten Evangeliums ist, daß es von einem Augenzeugen abgefaßt sei, wenn die drei andern sich den Anschein geben, daß sie Geschichte erzählen, und wenn sie in der Art und Weise, wie die kirchliche Tradition annimmt, auf Augenzeugen zurückgeführt werden sollen, ist der Kritiker, der jenen Anschein, diese Annahmen und Voraussetzungen völlig auflöst, nicht schuldig? Ja, er ist schuldig, daß er die Wahrheit aufgesucht und gestanden hat; er ist schuldig, daß er den Schein aufgelöst hat, um der Wahrheit die Ehre zu geben. Und wenn ich auf die Evangelien und die Symbolischen Bücher, was doch nicht einmal der Fall ist, geschworen hätte, so wäre ich immer noch nicht wegen der Resultate, zu denen mich die Kritik geführt hat, in Anklagestand zu setzen. Ja, ich wollte, ich hätte auf die Evangelien geschworen! Als Kritiker hätte ich doch keine Schuld mir zugezogen und den Schwur nicht verletzt! Wäre ich meineidig, wenn ich die Evangelien zu erklären habe und, nachdem die Kritik dahinter gekommen ist, es ausspreche, was es mit jenem Anschein und mit jenen Voraussetzungen für eine Bewandtniß habe? Bin ich meineidig, wenn ich die Evangelien dies selbst erklären lasse? Meineidig, wenn die Evangelien die absolute Wahrheit zu geben versprechen, und wenn die Kritik zeigt, wie weit dies Versprechen reicht und erfüllt wird? Der Kritiker, der die Evangelien wirklich zu Worte kommen und ihr ganzes Geheimniß aussprechen läßt, der ihnen nicht, wie die Theologen thun, den Mund stopft, wäre meineidig?

Seine Stellung zu seinen beiden hauptsächlichsten Beurtheilern, Marheineke und Gruppe, faßt Bauer zusammen in den folgenden Sätzen (S. 85):

Marheineke will meinen Schriften den Schein der Christlichkeit geben und überzeugt sich endlich selbst davon, daß sie eine Verherrlichung des Christenthums seien. Herr Gruppe trifft mit ihm darin zusammen, daß er in meiner Schrift den Schein der Christlichkeit findet, weicht aber darin von ihm ab, daß er diesen Schein als bloßen Schein bloßstellt. Marheineke fehlte, wenn er meiner Arbeit das Prädicat der Christlichkeit mit Gewalt aufdrängen wollte, Herr Gruppe hat also auch darin unrecht, daß er an ihr den Schein der Christlichkeit findet. Marheineke widerlegt sich selbst, wenn er die Hypothesen, denen er das Prädicat des Christlichen nicht versagt wissen will, als solche bezeichnet, die rein aus der Luft gegriffen sind — er müßte denn voraussetzen, daß dem Christlichen der Charakter des Willkürlichen und das luftige Wesen eigen sei —, er widerlegt sich aber bestimmter, wenn sein Schluß auf den christlichen Charakter meiner Arbeit sich in der Art vermittelt, daß ich das unchristliche Wesen, das ich an der bisherigen Theologie nachgewiesen, vollends zu seiner Consequenz fortgeführt habe. Herr Gruppe widerlegt sich ebenso trefflich, indem er es geradezu ausspricht, daß er von meiner Arbeit nichts versteht, also auch bekennt, daß Alles, was er von ihr sagt, auf alles Andere, nur nicht auf sie paßt.

Nicht minder scharf urtheilt Bauer über die Facultätsgutachten. Er sagt:

Wenn es sich zunächst fragt, welches Gutachten meine Arbeit am richtigsten aufgefaßt habe, so ist die Antwort: Das zweite der beiden Gutachten, welche die Facultät der Universität Greifswald abgegeben hat. Dieses Gutachten stellt die Sache richtig so dar, daß ich das Christenthum nur als etwas zu Negirendes betrachte; es erklärt geradezu, daß ich „nicht in Unbesonnenheit, sondern im Ernst der Consequenz die gesammte christliche Theologie bekämpfen muß". Dieses Gutachten widerlegt also dasjenige, welches die andere Hälfte der greifswalder Facultät abgegeben hat, dessen Verfasser in der Selbsttäuschung leben, daß „Mensch und Gott, Religion und Denken in der mittlern Region des sogenannten Geistes" sich versöhnen, und auch von mir behaupten, daß meine Weltanschauung eine christliche, dem Christenthum nicht feindselige sei, wenn ich auch oder gerade deshalb, weil ich das Positive, Gegebene, den Buchstaben, die äußere Geschichte oder wenigstens deren Überlieferung in den Geist aufhebe. Das zweite greifswalder Gutachten ist auch diesem ersten ausdrücklich entgegengesetzt und widerlegt es Schritt für Schritt mit entschiedenem Glücke.

Das bonner Gutachten gibt eine fleißig gearbeitete, genaue und ruhig gehaltene Zusammenstellung der Resultate meiner Kritik und sagt von denselben, daß sie „einen schreienden Gegensatz zu dem Wesentlichen des Glaubens bilden".

Die königsberger Facultät erklärt zwar „auf Grund der (damals noch) unvollendeten Schrift darüber, wie ich zur ursprünglichen und wesentlichen Substanz des Christenthums stehe, kein entscheidendes Urtheil fällen zu können", aber leichter scheint es ihr gewesen zu sein, zur Einsicht zu kommen, oder (was in theologischen Verhandlungen auf Dasselbe hinauskommt) es überhaupt nur auszusprechen, daß meine Kritik (als ob dann ihr Verhältniß zum Christenthum noch dunkel sein könnte) „grund- und maßlos sei, sich von aller Apologetik

losgesagt habe und in unwissenschaftlicher Absichtlichkeit nur im Niederreißen aller evangelischen Geschichte ihre Befriedigung finde".

Wenn jede Facultät sich eigenthümlich benommen hat, die greifswalder nämlich in ihrer Gesammtheit würdig verhalten, in ihrer einen Hälfte ein liebenswürdiges Wohlwollen gegen mich bewiesen, in ihrer andern Hälfte (die sich im zweiten Gutachten ausgesprochen) ein der Höhe der Frage entsprechendes Bewußtsein — wenn auch immerhin in theologischer Form — gezeigt hat; wenn die bonner Facultät mit philologischer Genauigkeit die Resultate meiner Schrift zusammenstellt; wenn in dem königsberger Gutachten der theologische Wirrwarr sich schon vernehmen läßt: so wird er übermäßig laut in dem halleschen Gutachten, welches außerdem noch den eigenthümlichen Ruhm hat, daß es vollkommen und bis zum niedrigsten Grade gemein ist. „Ew. Excellenz", so beginnt dieses Votum nach dem Geschäftseingange, „haben schon selbst geurtheilt, daß die in der Schrift des Bruno Bauer hervortretenden Ansichten das Wesentliche und den eigentlichen Bestand der christlichen Wahrheit in ihrem innersten Grunde angreifen, und die Facultät kann diesem Urtheil . . . . nur beitreten." Die in jedem Sinne devote Facultät hält es dabei — und mit Recht, denn der Devote darf nicht raisonniren — „weder für nöthig noch für geeignet" — welches Wort! was das nur hier heißen mag! —, sich genauer auf meine Schrift einzulassen. Dennoch, obwol ich „das Wesentliche und den eigentlichen Bestand der christlichen Wahrheit angreife", dennoch kommt die theure Facultät; nachdem sie, statt mein Buch zu studiren und seine Methode zu entwickeln, eine nichtssagende theologische Chrie über Etwas, was noththut, und über manches Andere noch, hingekritzelt hat — ja da kommt die hochwürdige Facultät zu dem Resultat: — oder nicht Resultat, sondern Einfall, denn Alles ist hier Einfall —, daß ich als ein Solcher zu betrachten sei, der noch innerhalb des Christenthums stehe, und daß man über den Grad meiner Heterodoxie aus dem vorliegenden ersten Bande meiner Schrift noch kein vollkommen sicheres Urtheil fällen kann. Daß die Facultät nach dem gehörigen Zwischenraum — d. h. nachdem sie wieder über das Eine, was noththut, und über manches Andere eine herrliche Chrie gegeben hat — eines ganz andern Einfalls sich zu erfreuen hat, werden wir bald sehen *). Zunächst bemerke ich nur noch, daß sie Sorge getragen hat, die Gemeinheit ihrer Gesinnung, die Härte ihrer Urtheilskraft, das Bündige ihrer Schlußfolgerungen und die Klarheit ihres Verstandes sogleich im Eingange ihres Gutachtens zu erkennen zu geben, wenn sie versichert, sie glaube die ihr vorgelegten Fragen mit um so größerer „Unbefangenheit" beantworten zu können, „je weniger eins ihrer Mitglieder der Philosophie zugethan sei, von deren Principien die Kritik des Licentiaten Bauer ausgeht." — o ihr Heuchler! Hättet ihr nicht fragen sollen, ob nicht mehre und wie viel der beschränktesten Gegner dieser Philosophie unter euch sitzen? Ob ihr nicht Alle Gegner derselben seid?

Wenn ich dem breslauer Gutachten den Ruhm der liederlichsten Verworrenheit — es urtheilt über mein Buch ungefähr so wie Herr Gruppe — zugegeben habe, muß ich noch der berliner Facultät die pflichtschuldige Erklärung geben, daß sie die tiefste Ignoranz über den Standpunkt meiner Kritik verrathen habe. Das Gutachten, das sie abgegeben hat, steht, wenn der wissenschaftliche und sittliche Maßstab angelegt wird, am niedrigsten. Es spricht in den gewöhnlichen berliner und [illegible]phrasen, wie „Pantheismus, Allegorie" u. s. w. — als ob die Welt noch dieselbe wäre wie vor zehn Jahren, als ob nicht die Phrasen, die Herr Neander bis zum Überdruß wiederholt hat, eben durch die neuere Kritik um alle ihre Bedeutung — d. h. auch um die geringe Bedeutung, die sie im Munde eines Theologen haben — gebracht wären. In einem Gutachten nun, dessen Verfasser nur von dem Schreckbilde des Pantheismus und der allegorischen Erklärung träumen, wird über mein Buch abgeurtheilt, über ein Buch, welches gerade darein sein Verdienst setzt, daß es jene Gespenster vertrieben hat. Das heißt doch wissenschaftlich, das heißt doch sittlich!

Doch dieses Gutachten ist so armselig, daß es selbst zu viel gesagt wäre, wenn ich sagen wollte: es urtheile über mein Buch auf eine leichtsinnige und unbesonnene Weise ab; es urtheilt gar nicht, sondern es kreischt wie ein altes in Angst und Wuth gesetztes Weib, welches den unreinen Geist vor sich zu sehen meint, ein Glaubensbekenntniß in der rohesten Form her: es schreit: „Der christliche Glaube geht von historischen Thatsachen aus" — als ob damit die Sache abgemacht, als ob nicht vielmehr zu erklären wäre, ob dieser sein Ausgangspunkt, der Punkt, von dem er auszugehen meint, trotz der hochbetheuernden Versicherung der berliner oder aller Facultäten, nicht blos eine Vorstellung ist — es schreit: „Nach meiner Arbeit bleibe es nur der Willkür überlassen, was von dem historischen Christus gehalten und wozu er gemacht werden soll" — als ob die Kritik nicht den Beweis liefere, daß dieser historische Christus . . . . doch wozu das Alles noch einmal sagen! — es jammert: „ich könnte mit meiner Kritik und deren Resultaten nicht die Schwachen trösten!" — und die Kritik ist es eben, die der Feigheit, Muthlosigkeit, Schwäche und Erbärmlichkeit ein Ende machen wird. In der beschränkten Wuth des berliner Votums hat der wahre Geist, nämlich der Thiergeist der Theologie, sein Urtheil abgegeben.

Ein Widerhall der in der eben besprochenen Schrift Bruno Bauer's enthaltenen Ansichten, sowie ihrer maßlos heftigen Ausdrucksweise, obgleich der Zeit nach dieser Schrift vorausgegangen, scheint die von Edgar Bauer (einem jüngern Bruder Bruno Bauer's) unter dem Titel:

Bruno Bauer und seine Gegner. Von Edgar Bauer. Berlin, Jonas. 1842. Gr. 8. 15 Ngr.

veröffentlichte Broschüre zu sein, die wir jedoch nur aus einem Citate in der (sogleich näher zu bezeichnenden) zweiten Schrift Gruppe's gegen Bauer kennen. Wir glauben indeß von einer autoptischen Kenntnißnahme derselben recht wohl absehen zu können, da Edg. Bauer, nach Allem, was wir bisher von ihm lasen, durchaus ohne Originalität und namentlich in Fragen der Religion nur ein Nachbeter und Ausleger der Ideen seines Bruders ist. Was die soeben erwähnte Schrift von Gruppe selbst betrifft, so führt diese den Titel: „Lehrfreiheit und Preßunfug" und enthält eine Widerlegung der auf die frühere Schrift von Gruppe gerichteten Angriffe. Für unsern gegenwärtigen Zweck ist daraus nur die Hinweisung auf den inzwischen erschienenen dritten Band des Bauer'schen Werks anzuführen, durch welchen Gruppe die Ansichten Derer, welche, wie Marheineke, in der Bauer'schen Kritik noch einen verborgenen christlichen Kern vermutheten, der wol noch zur Entwickelung kommen könne, vollends zu widerlegen sucht und allerdings auch widerlegt. Der übrige Inhalt der Schrift bezieht sich auf die Frage der Lehrfreiheit und bleibt daher späterer Betrachtung vorbehalten. Übrigens erschien diese Schrift ebenfalls noch vor der zweiten von Bruno Bauer, d. h. nicht lange genug vorher, um in dieser letzten mit berücksichtigt zu werden; daher denn beide Schriften gegenseitig voneinander keine Notiz nehmen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Die betreffenden Worte Bauer's gehören in unsern dritten Artikel.

Weimars Musenhof in den Jahren 1772 bis 1807. Historische Skizze von Wilhelm Wachsmuth. Berlin, Duncker u. Humblot. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Es gibt Schriften, welche von Seiten ihres stofflichen Inhalts wenig oder nichts Neues bieten, dennoch aber ein unbestreitbares und sehr bedeutendes Verdienst dadurch besitzen, daß sie durch geschmackvolle Zusammenordnung eines in reichen Einzelheiten bekannten Stoffes eine bisher vermißte Gesammtübersicht desselben möglich machen; und zwar ist ein solches Verfahren mehr als eine bloße Bequemlichkeit für die Leser, die irgendwie außer Stande sind, den früher vereinzelten Stoff selbst zu ordnen, sondern, sobald derselbe nur an sich bedeutend genug ist, wird durch eine solche Zusammenstellung erst der rechte Standpunkt zu Betrachtung und Beurtheilung der Einzelheiten in ihrem gegenseitigen Verhältniß gegeben. Hierin liegt denn auch die schnell und allgemein anerkannte Bedeutung von Wachsmuth's oben genannter neuester Arbeit. Über Goethe, Schiller und alle die hervorragenden Persönlichkeiten, welche Weimars Musenhof bildeten, besitzen wir zahlreiche, ausführliche Monographien, aber fast ohne Ausnahme haben sie Einen der betreffenden Männer zum Gegenstand ihrer Darstellung, und wenn die andern dabei nicht unberücksichtigt bleiben können, so dienen sie eben mehr oder weniger nur zur Folie für den einen Auserwählten und erscheinen schon dadurch nicht in ihrer vollen und wahren Bedeutung; ja es fehlt nicht an Beispielen, wo der eine geradehin auf Unkosten der andern erhoben wird.

Allen diesen speciellen Schilderungen nun tritt hier ein wenig umfangreiches Büchlein gegenüber: es will keine von ihnen entbehrlich oder überflüssig machen, es will nichts Neues bringen, sondern es will eine Mosaik, eine „Verbindung vielfältiger Werkstücke zu einem gefälligen Ganzen" sein. Hier stellt aber der Verfasser den Werth seiner Arbeit offenbar zu niedrig: bei einer Mosaikarbeit kommt es nur auf den Eindruck an, den das Ganze hervorbringt; die einzelnen Theile sind an sich eben nur Theile und als solche ohne Werth, auch betrachtet sie Niemand in ihrer Vereinzelung. Bei der vorliegenden Schilderung aber ist eben das Wesentliche, daß das Ganze aus einer Reihe solcher Theile zusammengesetzt ist, deren jeder schon an sich das größte Interesse in Anspruch nimmt, schon an sich, um in dem Bilde zu bleiben, ein in seiner Art vollendetes Kunstwerk ist. Und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich vermuthe, daß diese, in gleicher Weise kaum irgendwo sich wiederholende Eigenthümlichkeit des gegebenen Stoffes den Verfasser zu einer Arbeit angereizt hat, die seinen Leistungen aus den letztvergangenen Jahren scheinbar so fern liegt. Und in der That kann man eine Gesammtdarstellung der wunderbar reichen und herrlichen Welt, die Karl August von Weimar um sich herum geschaffen und vereinigt hat, fast ein Bedürfniß in besserm als dem gewöhnlichen buchhändlerischen Sinne nennen, denn in ihr müssen durch Hervorhebung der verschiedenen Grundlagen, Entwickelungen und gegenseitigen Beziehungen die einzelnen Theilnehmer jener Zeit in das rechte Licht treten, alle Über- oder Unterschätzung muß gleichmäßig verschwinden, und Manches erst zur vollen Klarheit gebracht werden, was die einseitige Betrachtung mehr oder weniger dunkel ließ.

Diese schöne Aufgabe hat Wachsmuth mit seltenem Geschick gelöst: als Geschichtschreiber ein längst anerkannter Name, scheint er, dem Titel zufolge, auch diese Arbeit mehr als eine allgemein-historische denn als eine eigentlich literarisch-historische zu geben; und gewiß ist es, namentlich für den weitern Leserkreis, dem die Schrift offenbar bestimmt ist, ein Glück, daß ihr Verfasser nicht eigentlich Literaturhistoriker und Ästhetiker von Fach ist. Ein solcher würde der Versuchung zu bedeutend größerer Ausführlichkeit nur schwer haben widerstehen können; er würde sich fast unwillkürlich in weitläufiger Darstellung rein geistiger Entwickelungen und Vorgänge haben ergehen müssen, die vom größten Werthe sein, aber weder denselben Zweck noch denselben Erfolg haben könnten wie Wachsmuth's Schrift: denn diese läßt in einfachen, klaren, möglichst objectiv gehaltenen und doch lebensvollen Bildern den Zeitraum, welchen der Titel bezeichnet, an dem Leser vorübergehen. Eine rein literargeschichtliche Darstellung derselben Zeit wird dadurch freilich durchaus nicht überflüssig, ja Jeder, der diese Zeit zum Gegenstande eingehender Studien macht, wird nach wie vor eine solche wünschen, wird sich aber zugleich auch der Vorzüge, die die vorliegende Arbeit auszeichnen, erfreuen und in ihr eine werthvolle Vorarbeit für jene andere anerkennen. Mit großem Fleiße ist der reiche, vielfach zerstreute Stoff gesammelt, mit Geschmack gesichtet und geordnet.

Den Anfang der ganzen Darstellung macht natürlich eine kurze Übersicht über den Zustand „der deutschen Literatur um das Jahr 1772", in welcher besonders der geographische Standpunkt, von dem aus sie mit Recht aufgenommen ist, da ein örtliches Ziel erstrebt wird, trefflich durchgeführt ist; aber auch die Charakteristik, die hier den einzelnen Schriftstellern oder schriftstellerischen Gruppen zu Theil wird, ist größtentheils treffend. Nicht genug gewürdigt scheinen mir Wieland's Verdienste; es waren eben relative Verdienste für jene Zeit, und solche übersehen die Nachkommen am leichtesten, weil sie gerade auf ihnen stehen. Allen den Tadel freilich, den Wachsmuth auf Wieland richtet, muß man als begründet zugeben, daneben aber doch auch bedenken, daß er der Erste war, der der deutschen dichterischen Sprache Anmuth verliehen hat, die vor ihm entweder schwülstig oder wässerig war; ja man könnte wol behaupten, daß es zu dieser rein formellen Schöpfung eben eines solchen, aller kräftigen Originalität baren Talentes bedurft habe, wie hundert Jahre früher in ähnlicher Weise der höchst unpoetische Opitz sich unvergängliche Verdienste um die Form der deutschen Dichtung erwarb. Derselbe Mangel an Originalität war es auch, durch den Wieland ein vielfach dankenswerther Zuträger fremder Muster wurde; seine Übersetzung des Shakspeare hat deshalb historisch einen weit höhern Werth, als Wachsmuth, vom ästhetischen Standpunkte aus mit Recht, ihr beilegt; denn so ungenügend sie an sich ist, so machte sie doch auf das Original aufmerksam, ebenso machte Wieland praktisch aufmerksam auf Lucian, auf Horaz, auf Cervantes, auf die mittelalterlichen Rittergedichte u. a., die dann bald ein gründlicheres Verständniß und tüchtigere Nachahmer oder Benutzer fanden.

Die ganze Schrift hier im Einzelnen durchzugehen wäre überflüssig, da es ja eben nicht sowol auf den Stoff, sondern auf die Anordnung desselben ankommt; diese aber wird sich im Wesentlichen aus der folgenden Inhaltsübersicht ergeben: II. „Herzogin Amalia und Wieland." „Die Zeit der Naivetät." III. „Herzog Karl August und Goethe." 1. „Die Zeit genialer Schrankenlosigkeit." 2. „Mäßigung, Vorbereitung zum Höheren." IV. „Schiller und Goethe; Jena und Weimar." „Die Zeit der geistigen Hoheit." 1. „Bis zur Verbindung Schiller's mit Goethe." 2. „Goethe's und Schiller's Zusammenwirken." „Horen." „Xenien." „Weimars Bühne." V. „Weimars literarische und gesellschaftliche Zustände in der Schiller-Goethe'schen Zeit." VI. „Weimars Verluste und Trauer."

In diese Fächer nun fügt sich mit Leichtigkeit die Erwähnung oder ausführlichere Schilderung aller der merkwürdigen Männer und Frauen, die von dem Glanze der größten Namen angezogen in Weimar auf kürzere oder längere Zeit zusammenströmten und die dort empfangenen Anregungen über ganz Deutschland verbreiteten. Von ihnen allen wird man kaum irgend einen Namen vermissen, und ganz von selbst ordnen sie sich in die ihnen zukommenden Beziehungen ein. Niemand aber tritt gerade in dieser Gesammtdarstellung heller und herrlicher hervor als Karl August von Weimar, zu dessen Verdiensten auch gerechnet wird, daß er „der Versuchung selbst zu dichten, nie verfallen oder unterlegen zu sein scheint"; daß dieser herrliche Fürst, denn auch als Fürst war er groß

wie wenige, obgleich er in der Walhalla fehlt, noch keinen seiner würdigen Biographen gefunden hat, ist eigentlich eine Schande für Deutschland.

Es wäre schön, wenn man hoffen könnte, daß „Weimars Musenhof“ ein Handbuch würde, in dem unsere fein gebildete, schöngeistige Gesellschaft wenigstens alle Wochen ein Capitel läse. Sich in die umfangreichern Quellenschriften zu vertiefen hat sie nun einmal leider keine Zeit, und so muß man eine Arbeit doppelt dankbar begrüßen, die so ganz geeignet ist, die gerade in jenen Kreisen so oft vergessene Pflicht unvergänglicher Dankbarkeit gegen das Schönste und Größte, was Deutschlands geistige Geschichte aufzuweisen hat, auf das anmuthigste anzufrischen; wie es denn wol noch einer besondern Hervorhebung werth ist, daß ein schönes Gefühl den Verfasser geleitet hat, überall den sittlichen Adel in das klarste Licht zu stellen, der wie mit jeder geistigen Größe, so auch mit der des weimarischen Musenhofes untrennbar verbunden war.

W. A. Passow.

Bibliographie.

Apel, T., Melusine. Gedicht in drei Gesängen. Leipzig, Hinrichs. Gr. 12. 20 Ngr.

Barthold, F. W., Geschichte von Rügen und Pommern. 4ter Theil. 1ster Band: Vom Auftreten der Hohenzollern in der Mark Brandenburg (1411) bis zur Rückkehr Bogislav's X. vom heiligen Grabe (1498). Hamburg, Perthes. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12.

33ster Band: Hitopadesa. Eine alte indische Fabelsammlung aus dem Sanskrit zum ersten Mal ins Deutsche übersetzt von M. Müller. 20 Ngr.

34ster und 35ster Band: Indische Gedichte, in deutschen Nachbildungen von A. Hoefer. Zwei Theile. 2 Thlr.

Braß, A., Das Weib aus dem düstern Keller, und die Todtenschenke. Zwei Novellen. Berlin, Lüderitz. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Brede, J., Almanach für Freunde vom Schachspiel. (Dies Buch verfolgt den König.) Altona, Hammerich. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Cavalleristische Briefe, die großen Cavallerie-Übungen bei Berlin im Herbst 1843 betreffend. Herausgegeben von J. E. Mand. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 24 Ngr.

Catilina — Crusenstolpe. Ein Zeitbild und ein Zeichen der Zeit. Aus dem Schwedischen. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. Gr. 8. 10 Ngr.

Centazzi, G., Der Student von Coimbra. Novelle aus der neuern portugiesischen Geschichte. Nach dem Portugiesischen von A. F. H. Leipzig, Weidmann. Gr. 12. 1 Thlr. 22½ Ngt.

Ennemoser, J., Geschichte der Magie. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Friedländer, J., Die Münzen der Ostgothen. Mit 3 Kupfertafeln. Berlin, Trautwein und Comp. Lex.-8. 1 Thlr.

Indische Gedichte in deutschen Nachbildungen von A. Hoefer. 2te Lese. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Geschichte des großen Helden und Herzogen Heinrich des Löwen und seiner wunderbaren höchstgefährlichen Reise. (Deutsche Volksbücher, nach den ältesten Ausgaben hergestellt von K. Simrock, Nr. VI.) Mit eingedruckten Holzschnitten. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 5 Ngr.

Göß, L. F., Das Gymnasium als Vorschule zur öffentlichen Beredtsamkeit. Dresden, Arnold. Gr. 8. 10 Ngr.

Ugtzkow, K., Aus der Zeit und dem Leben. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr.

Jäger, A., Der Kouk. Moderne's Genrebild. Zwei Bände. Reutlingen, Kalbfell-Kurz. 8. 1 Thlr. 18¾ Ngr.

Koch, C. F., Preußens Rechtsverfassung und wie sie zu reformiren sein möchte. 1ste Fortsetzung: Die Justizbeamten und deren Klagen, dabei von der Institution der Referendarien; die Institution der Justiz-Commissarien und die Untersuchungsmaxime; die Winkelschriftstellerei; das neue Bureaureglement; die Posener Kassen-Instruction; das Insinuationswesen; das Aktenaufbewahren und Vernichten; der summarische Prozeß; der Bagatellprozeß; der Strafprozeß; das Militair-Justizwesen; die Abfassung öffentlicher Urkunden. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Koenig, H., Deutsches Leben in deutschen Novellen. 2ter und 3ter Theil: Veronika. Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr.

Koester, H., Heinrich der Vierte von Deutschland. Eine Trilogie. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Kohl, J. G., Reisen in England und Wales. 2ter Theil: Carlisle, Newcastle, Durham, York, Leeds, Wakefield und Manchester. Dresden, Arnold. 8. Preis mit Einschluß des 3ten Theils 4 Thlr. 10 Ngr.

Dër Wërlte lôn von Kuonrât von Wirzeburc, herausgegeben von *F. Roth*. Frankfurt a. M., Hermann. 1813. Gr. 8. 10 Ngr.

Minutoli, v., Beiträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelm's III., sowie einiger Staatsdiener und Beamten seiner nächsten Umgebung. Aus eigener Erfahrung und mündlich verbürgten Mittheilungen zusammengetragen. Nachtrag. Berlin, Mittler. 8. 7½ Ngr.

Mirbach, O. v., Briefe aus und nach Kurland während der Regierungsjahre des Herzogs Jakob. Mit Rückblicken in die Vorzeit. Zwei Theile. Mitau, Lucas. 8. 4 Thlr.

Müller, W., Griechenlieder. Neue vollständige Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Eine Nacht in Berlin, oder Geheimnisse eines Victualienkellers. Aus den Papieren eines Nachtwächters. Mit 1 Titelkupfer. Demmin, Gesellius und Comp. Gr. 16. 10 Ngr.

Reden, Freih. F. W. v., Die Eisenbahnen von Europa und Amerika. Statistisch-geschichtliche Darstellung ihrer Entstehung, ihres Verhältnisses zur Staatsgewalt, sowie ihrer Verwaltungs- und Betriebs-Einrichtungen. 1ste Abtheilung. (Die Eisenbahnen Deutschlands.) 2ter Abschnitt. 1ste Lieferung: Die österreichischen Eisenbahnen. Berlin, Mittler. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die große ewige Reise aller Wesen zum Weltgeist, oder die Unsterblichkeit der ganzen Natur, als erste wahre Unsterblichkeitslehre. Ein Vortrag des Meisters vom Stuhl der unterweltlichen Centralloge zum „aufgehenden Morgenstern.“ Leipzig, Rein. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rintel, G. C. R., Von der Jury. Ihre Nothwendigkeit und Stellung im Strafverfahren; ihre Geschichte und verschiedene Bedeutung in England und Frankreich, ihre Einführung in Preußen. Eine Monographie. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Scherr, J., Possen der Jetztzeit in Briefen an eine Frau. Stuttgart, Franckh. Gr. 8. 2 Thlr.

Schopenhauer, A., Die Welt als Wille und Vorstellung. 2te, durchgängig verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Stephan, G., Neue Römer-Feldzüge in Deutschland, z. B. thüringische Jesuiten im Sturm auf die preußische Stadt Mühlhausen. Oschatz. Kl. 8. 10 Ngr.

Vogel, C., Allgemeine Geschichtstabelle auf geographischem Grunde. In acht Blättern, zusammengesetzt eine Wandtafel von 57 Zoll Höhe und 72 Zoll Breite bildend. Leipzig, Hinrichs. 2 Thlr. 20 Ngr.

Werg, A., Das Schmuggler-Eiland. Eine romantische Erzählung. Berlin, Lüderitz. 8. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 165. — 13. Juni 1844.

Bruno Bauer's Kritik der evangelischen Geschichte und die Literatur darüber.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 164.)

Es bleiben uns nunmehr nur noch zwei hierher gehörige Schriften über Bauer zu besprechen übrig, nämlich: „Lehrfreiheit und Widerlegung der kritischen Principien Bruno Bauer's" von Rädiger, und „Das Evangelium ohne die Evangelien" von Thenius. Die erste dieser Schriften tadelt an der Bauer'schen Kritik namentlich, daß sie das Historische nicht von dem Dogmatischen zu trennen wisse; daß sie, weil sie sich von der Persönlichkeit und Wirksamkeit Jesu eine Ansicht gebildet habe, die ihrer eigenen Lebensanschauung zuwider sei, die geschichtliche Existenz dieser Person zu leugnen versuche, um sie dann als eine bloße Personification eines Princips, einer Idee, auch dogmatisch vernichten zu können; daß er aber hierin gerade seine Abhängigkeit von dem Positiven des herrschenden Dogmas zeige, indem er nicht zu scheiden wisse, was an der Idee von der Persönlichkeit Christi historisch, was dogmatisch sei. Bauer wolle die ganze christliche Geschichte, die ganze christliche Religion zu einem bloßen Producte des Selbstbewußtseins machen, und zwar des Selbstbewußtseins der Verfasser der Evangelien; allein, fragt hier Rädiger (S. 119):

> Wenn diese Religion als Selbstbewußtsein der Verfasser der Evangelien möglich war, sollte denn diese Möglichkeit nicht auch dem Selbstbewußtsein Christi zugestanden werden?
>
> In der Negation des historischen Christus negirt Bauer seine eigenen Selbstbewußtseinshypothesen.

S. 123 fragt er weiter:

> Hat Bauer irgend ein begründetes Recht daraus, daß die Evangelisten das Leben der Person, das sie darstellen, in seinem Verlauf und das besondere Thun dieser Person nicht nach der Gesetzmäßigkeit geschichtlicher Wirklichkeit beschreiben, den Schluß zu ziehen, daß diese Person überhaupt nicht gelebt habe, daß die Schilderung der Evangelisten überhaupt nicht an die wirkliche Existenz einer historischen Person sich anschließe, sondern daß Alles, was sie berichten, unhistorisch, und ihre historische Person nur ein Dichtwerk, als Träger gewisser Ideen, sei? Bauer dichtet den Evangelien die Nothwendigkeit treuen historischen Berichts an, und, weil sie diesen seinen unberechtigten Anfoderungen nicht entsprechen, wirft er die ganze Geschichte weg.

Nachdem Rädiger diese Widersprüche der Bauer'schen Kritik durch deren einzelne Ergebnisse hindurch verfolgt hat, kommt er auf den Mittelpunkt derselben zurück, nämlich auf die falsche Anerkennung der Idee des „Selbstbewußtseins" bei Bauer, und entwickelt daran seine eigene Ansicht von der Auffassung der historischen Existenz und Persönlichkeit Christi. Er sagt (S. 153):

> Bauer kämpft nach Kräften gegen die mysteriöse Substantialität der Tradition, die auch bei Strauß noch übrig bleibt, und seine eigene Ansicht ist so weit entfernt, sich von diesem Mysteriösen zu befreien, daß sie vielmehr sich ganz darein verliert. Durch das Selbstbewußtsein der Gemeinde, in der Gemeinde sollen die Sprüche sich bilden, in ihr sollen sie sich durch die Überlieferung erhalten, aus ihr von den Schriftstellern aufgenommen werden! Hier verläuft sich Alles in das Dunkel des Vagen und Unbestimmten; man weiß nicht, von wem und wie die Bildung geschah, wie die Sprüche sich in den vielen Gemeinden verbreiteten, wie sie zu einem Reichthum des Gegebenen anwachsen konnten, aus dem die Schriftsteller ihren Bedarf herausgegriffen hätten. Befreien können wir uns von diesen Mysterien nur, wenn wir sie in die Einheit des Selbstbewußtseins, von dem sie, nach dem Zeugniß der Geschichte, ausgingen, zurückführen, wenn wir sie in der Erinnerung der Gemeinde fortleben und aus ihr durch schriftliche Aufzeichnung fixiren lassen.

Die Auffassung der christlichen Geschichte, die sich dem Verf. auf solche Weise ergibt und die er der Bauer'schen Ansicht, welche er soeben als eine mysteriöse und unannehmbare bezeichnet hat, gegenüberhält, stellt er in folgenden Worten (S. 173) dar:

> Das Wort und die That Jesu waren die Bande, durch welche er die Seinen an sich fesselte; in ihnen hatten sie die Bürgschaft der Messianität, zu der er sich bekannte. Beides bildete nach seinem Hinscheiden das Evangelium, das sich die Mitglieder der Gemeinde einander verkündigten; dies war der Ausdruck des Geistes ihres Herrn, im Evangelium sprach die Gemeinde den Geist aus, den der Herr ihr im Wort gegeben; dies ist die eigentliche Unmittelbarkeit, das eigentliche Leben und die Kraft des Glaubens, die ursprüngliche Gründung und die ewige Basis der Kirche. Dies Besitzthum der Gemeinde wurde der Unsicherheit der mündlichen Mittheilung entzogen und in jener ersten Zeit durch die Schrift, durch den Buchstaben, aber nicht den todten, sondern den des Geistes, fixirt. Matthäus schrieb „die Aussprüche des Herrn" nieder; Marcus zeichnete Das, was er aus mündlicher Überlieferung wußte, auf. Aber sie sind weder die Einzigen, welche dies thaten, noch konnte die Tradition dadurch erschöpft oder zum Stillstand gebracht werden. Lucas im Eingange zu seinem Evangelio erwähnt mehre Schriften, die er bei Abfassung seines Evangeliums benutzte und neben ihnen galt ihm auch die Tradition als Quelle seine

Geschichte. Jene Aufzeichnungen des Matthäus und Marcus und diese von Lucas erwähnten bilden das erste Stadium der neutestamentlichen Literatur; sie sind der unmittelbare Ausdruck der eigenen Erfahrung der Überlieferung und des Glaubens der Gemeinde; in ihnen kam es nur darauf an, Das, was der Herr gesprochen und gethan, durch die Schrift für die Erinnerung zu befestigen, ohne Genauigkeit, ohne Ordnung und Plan, wie sich dies aus dem Vorsatze ergibt, den Lucas, den vorgefundenen Evangelien gegenüber, bei der Abfassung des seinigen ausspricht. Dies müssen wir festhalten, so lange das Zeugniß des Papias über Matthäus und Marcus und das des Lucas nicht als unhistorisch erwiesen ist.

So ruhen unsere Evangelien durchaus auf einer geschichtlichen Basis, die wir vorzüglich in dem ihnen gemeinsamen Inhalte wiederzuerkennen haben; aber, da wir den Gebrauch, den sie von den bereits vorhandenen Schriften machen, kaum als ein mechanisches Abschreiben denken können, da außerdem die Tradition eine ihrer Quellen bildete, und da sie die evangelische Geschichte zu einem bestimmten, von dem Gegensatz abhängigen Zweck bearbeiteten, so mußte manches dem Historischen durch die Tradition Beigegebene aufgenommen, manches Vorgefundene modificirt, manches Einzelne von den Schriftstellern selbst hinzugefügt, oder wol gar dem ganzen Inhalte des Überkommenen ein eigenthümliches Gepräge der geistigen Richtung des Verfassers aufgedrückt werden. Daß dies wirklich geschehen, ist eine fast allgemein zugestandene Thatsache, und die Interpretation, deren Hauptzweck es sein muß, das ursprünglich Historische zu ermitteln, wird zu diesem Behuf sich die Freiheit vindiciren müssen, sowol die natürliche Erklärung, als auf die mythische und die aus dem Selbstbewußtsein der Gemeinde oder der Schriftsteller anzuwenden, Erklärungsweisen, die eben nur in Irrthum führen, wenn jede für sich bestehen will und, statt jenes Hauptzwecks, vielmehr sich selbst zum Zweck macht. Dabei muß aber die Subjectivität der Auffassung wiederum möglichst beschränkt werden; dies kann nur dadurch geschehen, daß jene Unterschiede in der Darstellung auf objective, ausgebildete Richtungen des Volksgeistes zurückgeführt werden.

Nach diesem objectiven Maßstabe wird die Exegese, als Kritik, die geschichtliche Persönlichkeit und die Idee, die an sie angeschlossen wurde, erkennen, und der Historiker wird in dieser Verbindung selbst ein Zeugniß finden für Das, was Christus war und that; denn, war das Leben Christi nicht wirklich ein der Idee entsprechendes, so hätte sich die Zeit in ihm nicht angeschaut; der Offenbarende ward selbst zur Offenbarung, zur Idee, weil er die Idee im Leben als Einzelner darstellte.

Diese Ansicht von der christlichen Geschichte, welche einen wirklichen historischen Kern derselben, die geschichtliche Persönlichkeit und Wirksamkeit Christi, daneben aber auch eine lebendige Fortentwickelung dieses Kerns, eine Erweiterung des durch Christus ins Leben gerufenen Ideenkreises mittels der frommen Thätigkeit der dadurch gebildeten Gemeinde, ebenso auch in den geschichtlichen Berichten über Jesu Person und Thaten eine Mischung von rein Factischem und von subjectiver Zuthat der Berichterstatter zu erblicken glaubt, diese Ansicht, sagen wir, nähert sich der oben angeführten Gruppe's, unterscheidet sich jedoch von dieser wieder dadurch, daß Gruppe den ursprünglichen Kern der christlichen Geschichte von einem „reichen Strome der Dichtung" überflutet werden läßt, ohne diesem Strome, dieser Tradition feste, erkennbare Grenzen zu setzen, während dagegen Räbiger genau bestimmt wissen will, wie, auf welche Veranlassung, durch welche in den Zeitverhältnissen und den nationalen Zuständen der verschiedenen Christengemeinden gegebene Bedingungen, die einzelnen Zusätze, Erweiterungen und Ausbildungen der ursprünglichen evangelischen Facten und Dogmen zu Stande gebracht worden seien. Mit einem Worte, Räbiger's Ansicht ist besonnen historisch-kritisch, die von Gruppe dagegen ist poetisch-mystisch und bewegt sich, wie er selbst sagt, in einem „feierlichen Helldunkel".

Auf einem andern Wege, doch im Zielpunkte mit Räbiger zusammentreffend, sucht Thenius die Unhaltbarkeit der Bauer'schen Ansicht von der christlichen Geschichte nachzuweisen. Seine Beweisführung ist folgende:

Erstens — sagt er in seinem Sendschreiben an Bauer — ist es unleugbare Thatsache, daß keine Erscheinung, keine Vorkommenheit in der Welt, leiblicher sowol als geistiger Natur, völlig vereinzelt dasteht: zu einer jeden findet sich irgend etwas Ähnliches, irgend etwas Verwandtes. Nun habe ich mir alle Mühe gegeben, zu der evangelischen Geschichte, wie Sie dieselbe der Welt darstellen, etwas auch nur entfernt Ähnliches aufzufinden; ich habe aber nichts zu entdecken vermocht, was sich derselben, mag ich nun auf die Entstehung oder auf Anspruch und Aufnahme sehen, irgendwie an die Seite stellen könnte. In Ansehung der Entstehung nicht; denn, wenn diese Geschichte etwas Historisches und Empirisches, wie Sie wiederholt versichern, schlechterdings nicht enthält, sondern ganz und gar dem „Reiche der Vorstellung" angehört, so muß ich Sie dringend ersuchen, mir zu sagen, wo eine derartige Entstehung einer derartigen Erzählung sich noch einmal in der Welt zugetragen hat. Ich habe immer geglaubt, daß zur Hervorbringung eines Werks, wie es in der evangelischen Geschichte vorliegt, zur Darstellung einer ausgezeichneten Persönlichkeit in verschiedenen Lebenslagen doch etwas mehr als Idee und innere Erfahrung und Befruchtung durch die Substanz, daß dazu begeisternde, wenn auch nur durch das Wort Anderer vermittelte Anschauung der realen Persönlichkeit in jenen verschiedenen Lebenslagen erfodert werde, und je mehr ich diesen Glauben allenthalben, wohin ich mich auch wenden mag, bestätigt finde, um so mehr fürchte ich, daß Ihre besondere philosophische Anschauung Sie zu einer aller Erfahrung hohnsprechenden Anschauung der evangelischen Geschichte verleitet habe. Aber auch in Ansehung des Anspruchs und der Aufnahme würde die evangelische Geschichte, im Fall daß Ihre Ansichten die richtigen wären, in der ganzen Welt vergeblich ihr Gegenstück suchen. Nennen Sie mir irgend einen den Evangelien ähnlichen Bericht, d. h. einen solchen, der eine ausgezeichnete Persönlichkeit zum Gegenstande hat, mit der Versicherung der Glaubwürdigkeit auftritt und darum, sowie wegen seines Inhalts und seiner Form auch nur so viele Jahrzehnde, als die evangelische Geschichte Jahrhunderte, nicht blos von der großen Menge oder bei einem ungebildeten Volke, sondern von den aufgeklärtesten und gebildetsten Menschen in den Hauptumständen als wahr angenommen worden ist, und beweisen Sie mir, daß es mit diesem Berichte eben die Bewandtniß hat wie, nach Ihrer Meinung, mit den Evangelien: dann, aber nur dann will ich die Richtigkeit Ihrer Meinung zugeben.

Zweitens ist es ja unleugbare Thatsache, daß in „freien Productionen", die eine ihren Verfassern fernliegende Zeit zur Anschauung bringen, häufige Verstöße gegen Gebrauch und Sitte eben dieser Zeit vorkommen; allein in allen Ihren drei Bänden haben Sie den Verfassern der Evangelien auch nicht einen Verstoß gegen das Costume nachgewiesen. Ich würde jedenfalls bitten, daß Sie, nach glücklich vollbrachter Auflösung aller andern Wunder, auch das Wunder jener Integrität der evangelischen Geschichte, das in Ansehung des armen „Vierten" doch wol ein wahres Wunder zu nennen wäre, gütigst beseitigen möchten.

Drittens ist es unleugbare Thatsache, daß in den anerkannt echten Schriften der apostolischen Väter, deren Verfas-

fung noch in das erste Jahrhundert oder in den Anfang des zweiten fällt, gar Manches vorkommt, was mit Stellen der Evangelien fast wörtlich übereinstimmt.

Diese Stellen der apostolischen Väter dürften Sie mit Ihrer Ansicht von der Entstehung der Evangelien doch ein wenig ins Gedränge bringen; denn es wird Ihnen durch dieselben die Alternative gestellt, entweder: die Evangelien waren, als jene Väter schrieben, in ihrer jetzigen Gestalt schon vorhanden, oder: das von den Vätern hier in Ansehung der Lehre Jesu Beigebrachte gehört einer Quelle an, aus welcher zum großen Theile auch die Evangelisten geschöpft haben. Das Erstere können Sie nicht zugeben, ohne sich selbst gänzlich zu widersprechen und alles Das zu vernichten, was in Ihrer Kritik auf der Annahme einer spätern Abfassung der Evangelien beruht. Mit der Annahme des Zweiten aber wird Ihre ganze Kritik aufgelöst, die von der Voraussetzung ausgeht, daß die mündliche Überlieferung für gar nichts zu achten sei, und darzuthun sich abmüht, daß ein freies Selbstbewußtsein die Evangelien geschaffen habe.

Ebenso ist es viertens eine unleugbare Thatsache, daß die Briefe der Apostel hier und da recht deutliche Anklänge an Äußerungen Jesu enthalten, die wir bei den Evangelisten finden.

Thenius stellt nun diese Äußerungen zusammen und erhält auf solche Weise eine vollständige, wenn auch nicht so ausführlich und sorgsam wie in den Berichten der Evangelisten ausgearbeitete Geschichte Jesu, seiner Lehre, seiner Schicksale, Thaten und Wunder, also ein „Evangelium ohne die Evangelien", und hieraus folgert er, daß, da die Authenticität jener Quellen nach dem Obigen nicht wol geleugnet werden könne, die daraus geschöpfte Geschichtserzählung aber mit der in den Evangelien enthaltenen im Wesentlichen durchaus übereinstimme, dadurch auch die Echtheit dieser letztern indirect erwiesen sei.

Hiermit schließen wir unsere Musterung der Literatur über Bauer's Werk. Wir hätten nun diese Literatur selbst wieder einer kritischen Prüfung zu unterziehen und dabei zugleich auf das Princip der Bauer'schen Kritik und auf deren Verhältniß zum kirchlichen und religiösen Glauben sowie auf die Grundlage und den wesentlichen Inhalt dieses Letztern — theils nach Anleitung der oben erwähnten Schriften, theils im Widerspruche gegen dieselben — tiefer einzugehen. Um jedoch dieser Abhandlung nicht allzu weite Grenzen zu stecken, und weil zur vollständigen Lösung der bezeichneten Aufgabe wir noch mancher Daten bedürfen, welche uns erst der Theil der Bauerliteratur, dessen Analyse unserm dritten Artikel vorbehalten ist, liefern wird, so halten wir es für geeigneter, jene Untersuchung an das Ende dieses dritten Artikels zu verweisen. *) 32.

Swift's Leben und humoristische Werke.

Es sieht fast aus wie ein Beweis für den Ungrund — nicht zu sagen die Unwahrheit der buchhändlerischen Klage über das Zuviel der Production und das Zuwenig der Consumtion, daß Dr. Franz Kottenkamp für eine neue Verdeutschung von Swift's humoristischen Werken einen Verleger gefunden hat. **) Es würde noch verdächtiger aussehen, hätte er die Arbeit im Auftrage gefertigt. Wie das aber ein günstiges Zeichen wäre, daß Neues nicht unbedingt den Markt beherrscht, sondern auch Altes Absatz findet, wenn es eine reine, abgelegene Geisteswaare ist, so verdient jedenfalls das Unternehmen Dank, die Ausführung Lob. Lob schon um deswillen, weil der Übersetzer von der Liebe zu seinem Autor sich nicht zu dem Glauben hat verblenden lassen, daß Alles, was derselbe geschrieben, gut und gewichtig, wie es in seiner Zeit war, fortdauerndes Interesse für die Gegenwart habe, daß er, mit Einem Worte, statt Swift's sämmtlicher Werke nur dessen humoristische gegeben und selbst von diesen solche ausgeschieden hat, die wegen des inzwischen eingetretenen Wechsels des gesellschaftlichen Tons und sonstiger Verhältnisse, worauf der Witz beruhte, ohne langen Commentar von der Mehrheit der Leserwelt nicht verstanden oder, was noch übler, misverstanden werden konnten. Zu fernerer Vermeidung einer von dergleichen Noten untrennbaren Störung hat er in ähnlichen Fällen sich an den Sinn, nicht an die Worte gebunden, jenen mit möglichster Beibehaltung dieser blos allgemein festzustellen versucht. Vielleicht hätte er hier noch gedrängter, vielleicht auch in der Auswahl wählerischer sein können. Darüber aber strenge Rechnung mit ihm zu halten, wäre um so unbilliger, je mehr Selbstverleugnung es ihm gekostet haben mag, Dies und Jenes auszulassen, wie er im Vorworte gesteht, daß er z. B. a complete collection of polite conversation „sehr gern" mitgetheilt hätte, und je individueller am Ende die Meinung sein müßte, ob das Eine besser weggeblieben, ein Anderes lieber aufzunehmen gewesen, hier eine Zeile unnöthig, dort eine erfoderlich wäre. Unerklärt bleibt es jedoch und nicht ein Verstoß gegen die Ordnung allein erscheint es, daß die Biographie Swift's den Schluß des zweiten Bandes ausmacht. Warum nicht den Anfang des ersten? Der Übersetzer hat die Zweckmäßigkeit gefühlt, „die allgemeinen und besondern Verhältnisse Swift's und seiner Werke" dem Leser vorzulegen, denn er weist im Vorworte darauf hin, daß er sie „in der Biographie angegeben". Warum also nicht das Buch damit eröffnen? Nicht alle Leser haben alle drei Bände zur Hand, wenn sie den ersten beginnen. Nicht Alle lesen Vorworte, und Viele sind religiös genug, mit dem Anfange anzufangen und mit dem Ende aufzuhören. Das verdiente Berücksichtigung. Auch hätte die Ökonomie des Werkes es erlaubt und etwanige Unbequemlichkeit mußte zurückstehen.

Der erste Band enthält „Vermischte prosaische Schriften", 21 an der Zahl. Darunter die trefflichen „Memoiren eines Dorfküsters und Vorsängers", einen spitzig-„Bescheidenen Vorschlag im Sinne von Nationalökonomen, wie Kinder armer Leute zum Wohle des Staats am besten benutzt werden können", allerliebste „Betrachtungen über einen Besenstiel", die jeder Haushaltung zu empfehlenden „Anleitungen für das Gesinde", die Machiavelli'sche „Kunst der politischen Lügen", eine, man sollte glauben, für die Gegenwart geschriebene „Abhandlung über die mechanische Operation des Geistes, oder über die Wirksamkeit geistlichen Triebes in Pietistenconventikeln", nicht humoristischen „Rath an eine junge, soeben verheirathete Dame", sehr ansprechende „Demüthige Bittschrift der Kohlenhändler, Köche, Schmiede u. s. w. gegen die Anwendung einer neu erfundenen Methode, die bisherige Feuerung zu ersetzen, oder Muster einer Vorstellung gegen die Einführung aller neuen Erfindungen"; der zweite Band: „Das Märchen als Tonne", „Aphorismen", „Gedichte", und die erwähnte „Biographie"; der dritte Band: „Gulliver's Reisen".

Eine kritische Beleuchtung dieser Einzelheiten liegt und muß dem Zwecke gegenwärtiger Anzeige fern liegen. Schon daß sie ins zweite Jahrhundert dem Sturme der Zeit und einer immer höher schwellenden literarischen Flut widerstanden, sich noch heute als eine Lieblingslecture der Engländer behaupten,

*) Den dritten und letzten Artikel hoffen wir im nächsten Monat geben zu können. D. Red.

**) Swift's humoristische Werke. Aus dem Englischen übersetzt und mit der Geschichte seines Lebens und Wirkens bereichert von Franz Kottenkamp. Drei Bände. Stuttgart, Scheible, Rieger und Sattler. 1844. 8. 2 Thlr.

zeugt für ihren Werth, für einen sie durchwehenden Humor, der nicht flüchtigen Tagesereignissen, nicht einem aufgetauchten Geschmacke, nicht der Laune des Moments seinen Ursprung wie seine Anerkennung schuldet. Auch sind wol ziemlich alle kundigen und competenten Stimmen dahin einig, daß Swift durch den seltenen Reichthum seiner Gedanken und Erfindung, durch seinen umfassenden Geist und den Scharfblick in das Treiben der Menschen, durch seinen unerschöpflichen Witz und durch seinen klaren, gedrängten, stets dem Gegenstande angemessenen Stil in England der Lieblingsschriftsteller geworden ist, der er bis zur Stunde geblieben, vermuthlich noch lange bleiben wird. Der Beifall aber, welchen ihm das Ausland gezollt hat und fortwährend zollt, dürfte sich außerdem darauf gründen, daß die Verhältnisse, in und unter welchen er lebte, ihm Anschauungen verschafften, welche sich damals auf Großbritannien beschränkten, höchstens in Holland sichtbar wurden und seitdem über Frankreich als Meinungen ihren Weg nach Deutschland genommen und hier besonders in der neuern Zeit sich geltend gemacht haben. Den Sinn dieser Worte erläutert die geschichtliche Thatsache, daß Swift's früheste Jugend — er wurde am 30. Nov. 1667 zu Dublin geboren — in die große Staatsrevolution fällt, welche die englische Verfassung in ihren noch jetzt vorherrschenden Formen befestigte, die bürgerliche Freiheit begründete und die Schranken aufbaute, innerhalb welcher die Thätigkeit der Einzelnen in politischer Hinsicht und in Allem, was damit zusammenhängt, unbehindert von der Staatsgewalt sich frei zu äußern vermag. Weiß man demnächst, daß Swift in den letzten zwanzig Jahren seines geistigen Lebens (1720—40, wo er in Wahnsinn sank, bis der Tod ihn am 19. Oct. 1745 erlöste) für Irland ziemlich Dasselbe war, was jetzt O'Connell ist, daß er, obgleich protestantischer Geistlicher, zuerst Irland zur Behauptung seiner Rechte aufrief, als Vorkämpfer des unterdrückten und mishandelten Irlands kühn England gegenüber trat und O'Connell den Weg seines Wirkens gebahnt hat, indem er dem Volke zeigte, wie es durch Einigkeit und kluge Organisation jeden ihm nachtheiligen Plan der englischen Regierung vereiteln könne, und als Mittel dazu ihm die Preßfreiheit errang: — so stellt ein doppelt erhöhtes Interesse an seiner Lebensbeschreibung sich von selbst heraus und dürfte Mancher thun, was Ref. gethan, vor Allem die Biographie lesen. Dr. Kottenkamp erwähnt nicht, ob er Verfasser oder nur Übersetzer, und für keinen von beiden Fällen, aus welcher Quelle er geschöpft hat. Ref. glaubt vermuthen zu müssen, daß, ob Übersetzer oder Verfasser, die jüngste englische Biographie von Thomas Roscoe („The works of Jonathan Swift, with memoir of the author", 2 Bde., London 1841) ihm bekannt gewesen und von ihm benutzt worden ist. Es thut Ref. leid, hierüber in Ermangelung des Buchs blos eine Vermuthung zu haben. Was nämlich Dr. Kottenkamp bringt, ist eine fleißige, geschickte und gleich dem übrigen Werke gut stilisirte Sammlung des Hauptsächlichen, wovon andere Bücher, bald mehr bald weniger, Nachricht und Auskunft geben. Wer mit den Lebensumständen, den Bestrebungen und Leistungen des Dean of St.-Patrick bis auf Roscoe's Werk sich nicht oberflächlich befreundet hat, wird die Hoffnung, Neues zu finden, getäuscht sehen. Hätte daher Dr. Kottenkamp durch Unbekanntschaft mit Roscoe's „Memoir" die Gelegenheit versäumt, Neues zu bieten, so wäre das jedenfalls zu bedauern. Und hat er trotz der Bekanntschaft Neues nicht zu bieten gehabt, so vermindert das die ohnedies geringe Hoffnung, wenigstens über die dunkelsten Stellen in Swift's innerm und äußerm Leben Licht und Klarheit zu bekommen, zu einem letzten Schimmer, der, eben weil der letzte, dem Dr. Kottenkamp nicht so unbedeutend hätte erscheinen sollen, ihn gar nicht zu erwähnen. Swift war in Dublin ein armer Magister, als, in den Worten des Dr. Kottenkamp, „jener furchtbare Bürgerkrieg ausbrach, worin die Nation albern genug war, ihr Blut für Jakob II., oder vielmehr für die Wiedereinsetzung dieses vertriebenen Königs, und somit für die Begründung der unumschränkten Monarchie in England, zu verspritzen". Im höchsten Elend verließ Swift Dublin und „fand in England durch eine Familienempfehlung ein Asyl bei Sir William Tempke, einem Staatsmanne aus Karl's II. Zeit". Hier knüpfte sich das mit seinem ganzen Leben auf das innigste verbundene, für ihn so verhängnißvolle Verhältniß zur Tochter des Kellermeisters, Esther Johnson, in seinen Schriften Stella geheißen. „Er verheirathete sich mit ihr 1716, jedoch unter der harten Bedingung, daß die Ehe geheim blieb und daß die frühere Lebensweise Beider sich nicht veränderte. Die Ursache dieses sonderbaren Verfahrens ist nicht erklärlich; der Grund ist für immer geheim geblieben. Unmittelbar nach Swift's Tode wurde behauptet, Swift habe zu spät entdeckt, daß Stella seine Schwester und sie Beide Kinder von Sir William Temple seien." Ein Einziger hat um das Nähere gewußt: „ein irischer Prälat, welcher Swift für den unglücklichsten Mann in Betreff der Angelegenheit erklärte, aber auch zugleich hinzufügte, man dürfe nie nach dem Grunde fragen." Ärzte und Psychologen werden beistimmen, daß eine solche Entdeckung eine geeignetere Veranlassung zum Wahnsinne gewesen wäre als die gewöhnlich dafür bezeichnete Krankheit, welche Swift in seiner Jugend durch übermäßigen Genuß von Früchten sich zuzog und die ihn an den Rand des Grabes brachte. Daß aber die Feststellung dieses Umstandes für Beurtheilung seines Charakters, seines gesammten Daseins und Wirkens von höchster Wichtigkeit sein würde, liegt auf der Hand Ref. erinnert sich daher auch des Anklangs, welchen vor einigen Jahren während seines Verweilens in London bei den dortigen Literaten eine an die Familie Temple öffentlich ergangene Auffoderung fand, ihr Schweigen in dieser Angelegenheit zu brechen, das Familienarchiv zu durchforschen und ob nichts oder etwas zur Aufhellung darin enthalten glaubhaft anzuzeigen. Er hat nie erfahren, ob das geschehen oder nicht. Und so bleibt nach wie vor das Räthsel ungelöst, der Schleier ungelüftet, Swift in der politischen wie in der literarischen Welt eine bedeutende Erscheinung, im Raume des eigenen Herzens ein Unglücklicher, den seine Feinde verfolgten, seine Freunde verließen, und der Tag für Tag mit unabwendbarer Gewißheit die Stunde nahen fühlte, die seinen lichten Geist mit Nacht umhüllen werde. 14.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Philosophische Werke.

Wir wollen eine kleine Nachlese anstellen zu verschiedenen kürzern Aufsätzen in d. Bl., in denen wir die neuesten Erscheinungen der philosophischen Literatur in Frankreich zusammenzustellen bemüht gewesen sind. Zu solchen Werken, welche bereits zu Ende vorigen Jahres erschienen sind, und deren doch in d. Bl. bis jetzt noch keine Erwähnung geschehen ist, gehören: „Le Cartésianisme" von Bordat Demoulin, das von keinem tiefern wissenschaftlichen Gehalte ist; die Bearbeitung der philosophischen Werke Samuel Clarke's von Jacques; der vierte Theil der werthvollen Übersetzung der Aristotelischen Logik von Barthélemy St.-Hilaire; eine nicht unbrauchbare „Histoire de l'éclectisme alexandrin" von Prat; „Scot Erigène et la philosophie scholastique" von Taillandier, eine treffliche Arbeit. Von später erschienenen Schriften philosophischen Inhalts erwähnen wir einen werthlosen „Essai sur la philosophie morale de Pétrarque" von L. Magiolo; eine ungenügende Darstellung der Staats- und Rechtsphilosophie von J. D. Gimet de Joulan („Philosophie de la politique"); eine sehr vermehrte und umgearbeitete Ausgabe des classischen Werkes von Amable Jourdain: „Recherches sur l'âge et l'origine des traductions latines d'Aristote et sur les commentaires." Von Ott, dem Verfasser eines „Handbuchs der Geschichte der Philosophie", erschien ein kleines Werk: „Hegel et la philosophie allemande", das uns noch nicht zu Gesicht gekommen ist. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 166. —— 14. Juni 1844.

Preußens Beruf in der deutschen Staatsentwickelung und die nächsten Bedingungen zu seiner Erfüllung. Von Karl Heinrich Brüggemann. Berlin, Besser. 1843. Gr. 8. 15 Ngr.

Das nenne ich mir eine Schrift über den angezeigten Gegenstand, ebenso gründlich in der Betrachtung als umsichtig in der Beurtheilung! Möchten Alle, die dabei betheiligt sind, wie das deutsche Vaterland und in ihm Preußen sich herausbilde und seine innern Zustände gestalte, sie nicht blos lesen, sondern sie sich zu eigen machen; sie wird an klarer Einsicht über Das, was noth thut, und wie es zu erlangen ist, ebenso wohl Diejenigen bereichern, welche berufen sind, zunächst werkthätig Hand anzulegen, als Diejenigen, die es nicht sind, aber es wol sein möchten, überzeugt bei sich, daß es dann besser gehen würde. So viel Gründliches, Gediegenes, Besonnenes und Klares als in diesen wenigen Bogen findet sich nicht oft beisammen.

Der Verf. steht ganz auf dem historischen Boden; aber nicht blos darum, um zu wissen, was früher war, noch weniger um es wieder zurückzuführen, sondern weshalb es nicht hat fortdauern können und wohin die Ausbildung strebt, deren wechselnde Fortbildung ihre Richtung verständlich macht. Ebenso steht der Verf. ganz auf dem philosophischen Boden, aber nicht um in der Speculation alle räumlichen und zeitlichen Verhältnisse abzustreifen und sich über dieselben hinwegzusetzen, sondern um zu beobachten und zu vergleichen, wohin deren natürliches Getriebe gerichtet ist, wohin es zum Wohle der Lebenden und ihrer Nachkommen gerichtet sein sollte und auf welche Weise sich solches vermitteln läßt, dergestalt, daß die Krankheitsanlagen durch den Lebensproceß selbst nicht weiter ausgebildet werden, sondern dieser die Richtung nimmt, durch Stärkung der Gesundheit jene zu vertilgen. Es steht hieraus nicht zu folgern, daß ich alles Einzelne gutheiße, was der Verf. anpreist oder anräth. So z. B. halte ich dafür, daß er mit v. Vincke der von diesem aus England mit herübergebrachten Vorliebe für die Idee der Selbstverwaltung der öffentlichen Angelegenheiten durch das Volk viel zu viel Raum gibt und daß eben dieselbe dem von ihm selbst aufgefaßten Unterschiede in der Geltung des öffentlichen und Privatrechts geradezu widersteht. In England ist Manches nur darum vortrefflich, weil es als eine Gegenwirkung gegen andere verderbliche Einrichtungen deren nachtheilige Kraft hemmt, oder weil es durch eine Jahrhunderte lange Ausübung alle seine natürlichen Kanten und scharfen Ecken bereits so abgeschliffen hat, daß es nun unverletzend in dem großen Getriebe seinen Umlauf haben kann. Ohne das Ganze ist von dorther nichts Einzelnes anderwärts hinzubringen, wo es unter ganz andern Verhältnissen unvermeidlich andere Erfolge hervorbringen müßte. Wäre das Volk schon ein Staat, das heißt, vermöchte jenes seine Gesammtangelegenheiten selbst zu verwalten, so bedürfte es überall keiner Regierung; ist diese unumgänglich nöthig, muß sie in ihrer Wirksamkeit auch bis zu den letzten Enden derselben die von ihrem Mittelpunkte ausgehende Thätigkeit fortführen und deren Natur und Beschaffenheit nicht in andern Organen umbilden lassen, wie im Körper die Nerven bis zu den Extremitäten sich erstrecken. Wie aber dessen Gesundheit nicht blos durch die Verrichtungen des Nervensystems bedingt wird, sondern nur durch die gleichzeitige Selbstthätigkeit aller übrigen Gebilde und Mächte des Organismus, ebenso muß im Leben des Staatskörpers Krankheit und Siechthum daraus erwachsen, wenn die Verwaltung der Regierung übergreift, wenn sie in ihren Bereich die Selbstthätigkeit derjenigen Kräfte und Substanzen zieht, welchen ein eigenes Gestaltungs- und Entwickelungsvermögen einwohnt, dessen Bildungen und Thätigkeiten sie zwar überall durch ihre Nervenstränge begleiten und reguliren, aber sie nicht stören noch unterdrücken soll. Solchergestalt gehört denn sehr Vieles in den Lebenskreis der Vergesellschaftungen und Corporationen, was hier und da die Staatsverwaltung an sich gezogen und dadurch jene ertödtet und ermattet hat, und zu dessen Wiederaufleben eine Befreiung von ihrer unmittelbaren Herrschaft unumgänglich nöthig ist, wogegen sie sich auf der andern Seite auch keiner von allen ihren Verrichtungen bis in ihre letzten Zweige entschlagen noch sie einer andern Verwaltung überlassen darf als ihrer eigenen. Eine ganz nahe Anwendung von diesem Grundsatze zeigt sich sogleich in der Rechtsverwaltung. Über Privatrechte sich zu vertragen ist lediglich Privatsache; die Bestellung und Begünstigung von Schiedsmännern oder Schiedsgerichten aller Art, wodurch insonderheit der Verband der

Mitglieder der Gemeinheiten eine bedeutende Anregung erhält, gehört daher ins Volksleben und ist möglichst zu begünstigen; aber bei der Rechtspflege selbst, der Ausübung des Hoheitsrechts der Rechtsgewährung durch die Staatsgewalt, hat das Volk, als solches, durchaus keinen thätigen Antheil und darf in keiner Weise damit bemengt werden, wenn man nicht die strenge Unparteilichkeit der Rechtspflege abhängig machen will von der Einwirkung aller Vorurtheile, Begierden und Leidenschaften, die im Volke unablässig wogen und bei größerer Anregung nur immer größern Einfluß üben. Es bedarf keiner Beispiele, um dies zu erweisen, sonst wären sie nahe genug.

Die Absicht dieser Schrift spricht der Verf. S. VII selbst dahin aus, daß er aus der Darstellung der allgemeinen Richtungen der Zeitereignisse im Großen, aus den darin sich bekundenden Gegensätzen der neuen Politik, aus dem Gange ihres bisherigen Kampfes und aus der Hinweisung auf ihre Aussöhnung und die mögliche Vermittelung ihrer Einigkeit das Vertrauen des Volks und eine schöne Hoffnung auf das Streben im Zeitgeiste zu beleben, die Furcht vor einem Krebsgange aber zu beschwichtigen unternommen habe. Dabei nährt er seine Lieblingserwartung auf ein ferneres Vorangehen Preußens und den allmäligen Fortgang des Ausbaus der Staatsverhältnisse durch ganz Deutschland von innen heraus zur Verwirklichung der Grundzüge und des Plans, welche der Minister v. Stein in seinem sogenannten politischen Testamente offengelegt hat, indem in dieser Verwirklichung die Bedingungen des öffentlichen Friedens, des Gemeinsinns und allgemeinen Wohls, der politischen Ruhe eingeschlossen sind.

Der Verf. verkennt keineswegs, daß wir in dem Zustande einer großen Krisis uns befinden und daß das mehr oder minder deutliche Bewußtsein von derselben die Ursache der allgemeinen Aufregung ist, die nicht abgeleugnet werden kann. Ob Vertrauen und unermüdlicher Muth über allem vergänglichem Misverhältnisse oder Verzagtheit und zurückgezogene Verstockung das waltende Princip bleibe oder werde, Das eben ist für Deutschland und zumal für Preußen die große kritische Frage des gegenwärtig über sein Schicksal weilenden Augenblicks, des ernstesten, den wir seit einem Vierteljahrhundert erlebt haben. Ob die Beamtenherrschaft, welche nicht blos eine unaufhörliche Bevormundung der Völker erheischt, sondern ebenso sehr, nur versteckter, auf eine Bevormundung der Regenten ausgeht, auf ihrem Platze bleiben und ihr Reich behaupten, oder ob sie einem gesetzlichen und in dem Rechte der Vernunft begründeten Gemeinwesen Platz machen werde, welches durch die Geltendmachung des Gemeinwillens die staatsbürgerliche Freiheit gewährt, wonach der Geist durstet, darauf kommt es an. Die Zeit ist so weit gediehen, um begriffen zu haben, daß die Rechtsidee des Staats durchaus in keinem festbestimmten und unveränderlichen äußern Rechtszustande, in dem unaufhörlichen Wechsel alles Bestehenden im Raume und in der Zeit dargestellt werden könne, folglich auch nicht die Frucht irgend eines jemals abgeschlossenen Vertrags, sondern allein derjenige Zustand sein könne, in welchem aus dem unausgesetzten freien Parlamentiren der unterschiedenen Stände, Interessen und Rechtsansichten das geltende Recht unter der Herrschaft des Gemeinwohls sich herausbildet, nicht als ein Compromiß aus der Gesinnung der sich darüber vertragenden Privatinteressen, sondern aus der Gesinnung der Treue gegen die willkürlose Gerechtigkeit und als unbeschränkte Majestät des souverainen Gemeinwohls. Denn der unerschütterliche Pfeiler allen öffentlichen Rechts ist die Verwirklichung des freien, durch sich selbst vollkommen befreiten, zum Selbstbewußtsein gebrachten Willens freier Menschen, und das Studium der neuern Geschichte ergibt die zur Gewalt gelangten Misverständnisse in der Vergangenheit über die wahre Herstellung eines solchen Zustandes, sowie das durchgedrungene Verständniß eines ersehnten Rechtszustandes in einem Reiche des allgemeinen Wohls in heiliger Treue und wahrer Ehre. Diese zum Vertrauen ermunternde Gerechtigkeit in der Entwickelung der Geschichte, mit besonderer Rücksicht auf mancherlei entgegengesetzten Unverstand der sich widerstreitenden Parteien gerade unserer Zeit, darzustellen, hat sich der Verf. zur Aufgabe seiner Arbeit gemacht.

Es ist dies die Offenbarung derjenigen Gesinnung, welche ruhmvoll der königsberger Huldigungslandtag ausgesprochen hat, als er in Beziehung auf die erleuchtete und gesegnete Gesetzgebung Preußens bekannte, „daß sie weder das Alte misachtend noch das Neue miskennend, sondern wahrem menschlichen, christlichen Fortschritte huldigend, die Stände gelehrt habe, allen ausschließlichen Rechten zum Wohle des gemeinsamen Vaterlandes freiwillig zu entsagen". Darauf also wird es ankommen, ob wirklich in dieser Richtung des allseitigen Aufgebens oder Austilgens von Vorrechten und Vorurtheilen zum Wohle des Ganzen und eines gemeinsamen öffentlichen Rechts in heiliger Treue und wahrer Ehre schrittweis, aber entschieden, fortgegangen oder wieder zurückgegangen werden wird? (S. 137.)

Die Zurückführung alles zum öffentlichen Wohle Abzweckenden auf die Begriffe von heiliger Treue und wahrer Ehre geschieht vom Verf. zur Ehre des regierenden Königs von Preußen, der diesen Ausdruck in seiner Huldigungsrede gebraucht hat. Sie sind an und für sich nicht deutlich; je nachdem sie verstanden und ausgelegt werden, kann ihnen eine sehr verschiedene Bedeutung untergelegt werden. Der Verf. thut nun eben darum dar, in welchem Sinne sie nach Allem, was vorhergegangen und nachgefolgt ist, genommen werden müssen, wie der König damit ein Anderes nicht gemeint haben könne und wie eben daraus sich das Vertrauen rechtfertige, daß der König recht gut einsehe und wisse, was die Anfoderung der Zeit sei, und daß er den redlichen Willen habe, dieselbe, das heißt seinen Beruf, zu erfüllen. Er erweist ferner, wie Dasjenige, was der König seit seiner Thronbesteigung bis 1842 ausgeführt hat, in diesem Geiste unternommen sei; er verhehlt nicht, daß seit 1842 Manches geschehen ist, was die Besorgniß eines Aufenthalts, selbst eines Rückschritts auf die-

ser Laufbahn zu erregen vermag; aber er beruhigt damit, daß dadurch noch nichts verdorben, sondern noch immer aller Grund vorhanden sei, das Bessere zu erwarten. Ich habe keinen Beruf, darüber mit dem Verf. zu streiten. Zwar bin ich der Ansicht, daß Zeit verloren schon sehr viel verloren sei, daß Rückschritte sich nicht immer wieder aufheben lassen, und insonderheit, daß jedes Princip, das einmal Raum gewonnen hat, nach seiner immer größern Ausdehnung in demselben strebt und seine Macht schon allein dadurch erweist, daß es hat aufkommen können. Dennoch, obgleich ich ein gut Theil bedenklicher bin als unser Verf., habe ich nicht weniger Vertrauen und Muth, weil ich mich mehr auf Gott als auf Menschen verlasse und weil ich klar genug sehe, wie der Allmächtige es so geordnet hat, daß sein Wille wird geschehen müssen ohne und wider den Willen der Menschen. Ob es friedfertiger und christlicher vor sich gehen werde, oder mit unvernünftigem Hader und Widerstreben, das ist allerdings ein Unterschied von Belang; aber der Gott des Friedens und der Liebe läßt Unfrieden und Feindseligkeit auch nur zu, damit aus ihnen Eintracht und Übereinstimmung zu Stande komme. Ein Bekannter, dessen Vorschlag neulich von einem Minister zurückgewiesen wurde, steckte ihn mit den Worten ein: „Ew. Excellenz können gegenwärtig thun und lassen, was Sie wollen; inzwischen werden wir Beide hoffentlich noch erleben, daß es dennoch so wird, und der Unterschied wird nur der sein, ob Ew. Excellenz bis dahin werden Minister bleiben können oder nicht."

(Die Fortsetzung folgt.)

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph von Hormayr. XXXIII. Jahrgang der gesammten und XV. der neuen Folge. Berlin, Reimer. 1844. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir fanden in diesen Tagen in einem der neuesten Hefte von Lewald's „Europa" die Äußerung, es sei das Hormayr'sche Taschenbuch hinter den Anfoderungen der Wissenschaft zurückgeblieben. Ein harter Ausspruch, den wir in einem Blatte nicht erwartet hätten, welches wir zu den bessern unter den belletristischen Journalen, die sich über die Literatur zu urtheilen berufen fühlen, zählen und in dem wir nur mit Bedauern jene Richtung erkennen, die in der Geschichte blos auf sogenannte geistreiche Übersichten, Skizzen und Darstellungen etwas gibt, und in undeutscher Gesinnung nicht müde wird, uns die französische Eleganz als Muster zu empfehlen. Denn Das ist eben jene Richtung, die jenen treuen Fleiß und bescheidenen Sinn absichtlich verkennt, der die Bausteine heranführt, auf denen feste und helle Gebäude errichtet werden können, nachdem die Schlacken und der Sand verworfen ist oder, um ohne Bild zu sprechen, nachdem die Kritik die vorhandenen Stoffe gesichtet hat. Als Sammlungen zu einem solchen Zwecke pflegen wir die Hormayr'schen Taschenbücher zu betrachten und sprechen es mit voller Überzeugung wiederholt aus, daß sie im Einzelnen bereits viel Nützliches und Wissenswerthes aus den reichen Schätzen ihres Verfassers gespendet haben, wobei wir freilich auch die Bemerkung nicht zurückhalten können, daß unter den Notizen und kleinen Aufsätzen mancher war und sich noch im vorliegenden Jahrgange befindet, der besser in ein Vademecum oder in eine zu Scherz und Ernst angefertigte Geschichtensammlung gehört. Könnte es Hr. von Hormayr über sich gewinnen, solche Auswüchse und wilde Schößlinge aus seinem blühenden Garten zu entfernen, so würde sein Buch nur dadurch gewinnen und jener leichtfertigen Kritik unserer Tage die Gelegenheit zum Tadeln gänzlich abgeschnitten sein. Als solche Aufsätze bezeichnen wir in dem vorliegenden Jahrgange die über Wunderdoctoren, Gespenster und Träume, kaiserliche Schlösser, monatliche Gesundheitsregeln, namhafte Pathengeschenke, wahre und falsche Propheten und noch einige andere, wobei wir Hrn. von Hormayr an den Tadel erinnern möchten, den er selbst auf S. 493 über die unpassenden Auszüge aus Klosterurkunden in Westenrieder's „Monumenta Boica" ganz richtig ausgesprochen hat.

Um aber dem oben gerügten Vorwurfe des Zurückbleibens hinter den Foderungen der Wissenschaft zu begegnen, können wir aus diesem Jahrgange gleich das Lebensbild Speckbacher's anführen (S. 139—209), unstreitig den bedeutendsten Beitrag in dem vor uns liegenden Buche. Dem Kampfe der Tiroler hat Hr. von Hormayr bekanntlich bereits im J. 1817 eine ausführliche Schrift und hinterher in der langen Reihe dieser Taschenbücher eine Anzahl von Aufsätzen gewidmet, unter denen sich der diesjährige über Speckbacher, den begabtesten Führer jenes Krieges, durch die Lebhaftigkeit der Schilderung und den Reiz der Abenteuer besonders auszeichnet. An der Treue und Gewissenhaftigkeit des Verf. hat man keine Ursache zu zweifeln, da er, als einst persönlich in den tiroler Kämpfen betheiligt, doch versichert, das Größte und Herrlichste hätten die Tiroler stets allein vollbracht, ehe die Östreicher noch herbeigekommen oder nachdem sie wieder abgezogen waren. Wir können hier nur herausheben, wie Speckbacher, kein Parteihaupt, aber ein Mann der That und ein im Kampfe das höchste Zutrauen einflößender Feldhauptmann, gleich an dem ersten Ausbruche des Kampfes im April 1809 Antheil nahm, wie er am 29. Mai tapfer mitfocht, überall kühne Thaten im kleinen Kriege ausführte und dann in den Siegen der Tiroler vom 4. bis zum 13. August stets mit Muth und Einsicht die Seinigen anführte. Viele einzelne Zuge müssen wir übergehen. Als nun der Znaymer Waffenstillstand abgeschlossen und die Tiroler wiederum sich der bairischen Herrschaft unterwerfen mußten, gab Speckbacher doch noch des selbst getäuschten Hofer Einflüsterungen Gehör und bewaffnete die Landleute, bis er endlich die Wahrheit einsah und nun gegen das Ende des Januar 1810 sich durch die Flucht nach Östreich zu retten versuchte. Dahin gelangte er erst nach den größten Gefahren und Entbehrungen, die er in Höhlen und nach einem siebenwöchentlichen Aufenthalte in einem Stalle, unter Stroh und Mist verscharrt, auszuhalten hatte, im Anfange Mai 1810 und ward in Wien vom Kaiser Franz mit ungemeiner Huld, vom Erzherzog Johann mit Thränen im Auge und von Hormayr auf das freundlichste aufgenommen. Eine große Pension ward ihm sogleich ausgeworfen, auch ein Landgut sollte ihm gekauft werden, wo er mit Frau und Kindern leben könnte. Aber wie hing seine Frau an der vaterländischen Erde! Man wird nicht ohne tiefe Bewegung den herrlichen Brief dieser einfachen Tirolerin lesen, die ihrem Manne zwar im J. 1811 nachfolgte, aber auch in demselben Jahre trauernd zurückkehrte und erst wieder froh war, als „ihr lieber Joseph" im J. 1814 nach Tirol heimkehrte. Dort hat er noch bis zum 28. Mai 1820 gelebt. Wie warm auch der Verf. für Tirol eingenommen ist, so hindert ihn dies doch nicht, auch die Schattenseiten anzuerkennen, namentlich der Meinung zu begegnen, als sei Andr. Hofer ein für Krieg und Frieden hochbegabtes Parteihaupt gewesen, ohne dabei seinem von allen Nebenabsichten reinen, schönen und rührenden Charakter die gebührende Anerkennung zu versagen. Ebenso werden des gemeiniglich zu sehr gelobten Chasteler, Major Teimer und des Generals Giulay Fehler nicht verschwiegen, General Chasteler dagegen in Schutz genommen, und wenn Marschall Lefebre zwar stierartig tapfer, aber dumm genannt und von seiner Todesfurcht

auf S. 171 ein merkwürdiges Beispiel erzählt wird, so findet auf der andern Seite der besonnene Heldenmuth des bairischen Generals Deroi und seine Menschlichkeit an Hormayr einen warmen Lobredner. Besonders ansprechend ist auch sein Urtheil über Immermann's „Trauerspiel in Tirol" (S. 182): „Wer alldort selbst zur Durchdringung und Führung hochgestellt gewesen ist, muß aufschreien in einzelnen Stellen über die sprechende Ähnlichkeit der Bilder und Charaktere, wenn auch hier und da in etwas veredelt und verschönert, wie es dem Portraitmaler erlaubt, ja geboten ist, denn er ist zugleich Künstler und Dichter, wenn er auch nicht das Geringste erdichten darf."

Zu den interessantern Aufsätzen andern Inhalts zählen wir zuerst die Beiträge zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, als die „Böhmischen Ohrlöffel", die satirisch-historische Schrift eines Protestanten, die Deduction der Stände des Erzherzogthums Östreich ob der Enns wegen verschiedener Unbilden, die Briefe Tilly's und die Nachrichten über Maximilian's von Baiern, der zu den Lieblingsmännern des Hrn. von Hormayr gehört, weise Rüstungen. Über Gräuel und Nachwehen des Kriegs hat der Verf. dieselben Seiten aus Raumer's Geschichtswerke abdrucken lassen, die auch bei Mailath im dritten Bande seiner „Geschichte von Östreich" stehen, sie aber auch mit eigenen Zusätzen versehen, wie mit dem Gebote Maximilian's, daß sich Eheleute in dieser Zeit des Lebensüberdrusses des Beischlafs nicht enthalten sollten, und mit den dahin einschlagenden Beschlüssen der fränkischen Kreisversammlung vom 14. Februar 1650, wonach unter Anderm wegen des Menschenmangels jedem Manne erlaubt war, zwei Weiber zu heirathen. Die auf S. 340 fg. mitgetheilten Briefe Tilly's an Wallenstein zeigen den ersten als einen geraden biedern Mann, der den Wallenstein vor hinterlistigen Nachstellungen warnt, sich aber freilich nebst seinem Herrn, dem Kurfürsten Maximilian, durch Wallenstein's Hochmuth sehr gedrückt fühlt. Weit weniger bedeutend sind die hier mitgetheilten Briefe von Fürsten, Gelehrten und Jesuiten, wogegen man dem Verf. für den Abdruck der vertrauten Briefe Ferdin. Maria Baader's über den am 30. December 1777 erfolgten Tod des Kurfürsten Maximilian Joseph von Baiern gewiß Dank wissen wird; denn ein solcher Zustand ärztlicher Dummheit war aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kaum denkbar. Endlich ist die bairische Gelehrtengeschichte mit zwei anziehenden Biographien Lori's und Westenrieder's bereichert worden; auch die skizzirten Lebensbilder Stichaner's und Rudhart's sind mit der sichern Hand eines wohlunterrichteten Mannes abgefaßt. Die genealogischen Nachrichten und Ahnentafeln, deren sich auch in diesem Jahrgange einige über ungarische und östreichische Rittergeschlechter finden, betrachten wir fortwährend, selbst auf die Gefahr hin, ein schlimmer Aristokrat gescholten zu werden, als eine Zierde dieses Taschenbuchs und als eine verdiente Erinnerung an ruhmwürdige Thaten Einzelner. Ebenso sind die nützlichen Beiträge zur Geschichte des deutschen Städtewesens fortgesetzt und die von Hormayr entdeckten und herausgegebenen Urkunden und Quellen aus den Jahren 1282—1322 mitgetheilt. 9.

Literarische Notiz.

Theologische Literatur in Frankreich.

Die Franzosen legen auf dem Gebiete der theologischen Literatur beiweitem die Regsamkeit nicht an den Tag, welche unsere deutschen Gelehrten in dieser Beziehung entfalten. Wenn wir einige wichtige Fragen ausnehmen, die aber immer an das Politische streifen und über die eine ganze Broschürenliteratur aufwuchert, wie z. B. die Streitfrage über die Theilnahme der Geistlichkeit am öffentlichen Unterrichte, so erscheinen in Frankreich im Vergleich zu Deutschland immer nur wenige theologische Werke, die einige Bedeutung hätten. Selbst die französischen protestantischen Gelehrten geben in der Regel nicht viel mehr als einen Abglanz deutscher Wissenschaft. Indessen gibt es unter der katholischen Geistlichkeit Frankreichs einen Mann, der eine so staunenswerthe literarische Thätigkeit entfaltet, daß es fast scheint, als wolle er allein Das nachholen, was seine Landsleute versäumt haben. Es ist dies der Abbé Migne, der jedes Jahr eine unglaubliche Menge von Bänden in die Welt sendet. Bei einer großen Anzahl von Werken, die unter seinem Namen erscheinen, ist er freilich nur Herausgeber und nicht Verfasser; indessen versieht er doch jedes der Werke, die er zum Druck befördert, wenigstens mit Einleitungen und Anmerkungen, sodaß seine Thätigkeit immerhin eine außerordentliche bleibt. In der letzten Zeit allein hat er die zu seinem „Cours complet d'écriture sainte" gehörigen „Catéchismes philosophiques", welche mehre Bände umfassen, und die Fortsetzung seiner werthvollen „Démonstrations évangéliques" erscheinen lassen, von denen der Schluß (15. und 16. Bd.) unter der Presse sein soll. Außerdem haben wir eine Sammlung der Werke des Bischofs von Partz, v. Pressy, von Migne erhalten. Daran reihen sich die Registerbände zu seiner Ausgabe des Chrysostomus, zwei Bände von seiner Bearbeitung des Tertullian, ein „Cours de liturgie" in zwei Bänden und drei Bände von den Werken Pallavicini's. Alles was wir hier angeführt haben, ist im Zeitraume von kaum acht Monaten erschienen. Das wichtigste theologische Werk, welches in der letzten Zeit in Frankreich erschienen ist, oder wenigstens dasjenige, welches das meiste Aufsehen gemacht hat, ist eine Erwiderung des Erzbischofs von Toulouse, v. Astroz, auf die „Institutions liturgiques" von Dom Gueranger. In letzterm Werke war die Liturgie, welche im größten Theile Frankreichs in Wirksamkeit ist, einer sehr strengen Kritik unterworfen. Der Erzbischof Astroz, der die Vertheidigung der bestehenden Institution übernommen hat, scheint sich, wie aus den spätern Ausgaben seiner viel gelesenen und viel besprochenen Schrift hervorzugehen scheint, der Beistimmung des heiligen Vaters zu erfreuen gehabt zu haben. Die wichtigsten periodischen Werke, welche das Interesse des Katholicismus in Frankreich vertreten, ohne sich von der leidenschaftlichen Hitze katholischer Tageblätter anstecken zu lassen, sind die „Bibliographie catholique", die vor zwei Jahren vom Abbé Des Billiers gegründet war, und die „Revue critique et littéraire", welche seit 1842 von der Société de Saint-Paul herausgegeben wird. Beide Zeitschriften sind mit ebenso großer Mäßigung als Umsicht redigirt, und besonders hat die letztere zuweilen sehr werthvolle kritische Aufsätze gebracht. Von den sonstigen neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der theologischen Literatur erwähnen wir noch die „Discours pour les retraites ecclésiastiques" von Boyer, Director des Seminars Saint-Sulpice; die Geschichte der Kirche vom Abbé Receveur, die Geschichte der katholischen Kirche vom Abbé Rohrbacher, dessen Werk bis zum elften Bande gediehen ist, die „Actes de la province ecclésiastique de Reims" und den „Guide des personnes pieuses" von Lafont. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 167. —— 15. Juni 1844.

Preußens Beruf in der deutschen Staatsentwickelung und die nächsten Bedingungen zu seiner Erfüllung. Von Karl Heinrich Brüggemann.

(Fortsetzung aus Nr. 166.)

Es ist indessen ein großer Ruhm eines Volks, in heiliger Treue und wahrer Ehre zum Vaterlande zu halten. Thiere haben keine Ehre; die Quelle aller Ehre des Menschen ist seine Vernunft; und eben diese Vernunft lehrt ihn, daß die Freiheit sein letztes Ziel, seine höchste Ehre ausmacht, daß er jedoch nur dadurch frei werden kann, wenn er mit unverbrüchlicher Treue an Dem festhält, was ihm die Vernunft gebietet, was den Umkreis seiner Pflichten ausmacht. Ob man also von der Pflichttreue, der Menschenehre, der Freiheit oder Vernunftmäßigkeit rede, läuft auf Eins und Dasselbe hinaus. Der Gegensatz der Freiheit ist die Willkür, die Unterdrückung dieser eins mit dem Bestehen jener. Die politische Freiheit besteht sonach keineswegs darin, daß ein Jeder seinen Willen geltend machen könne, nur so viel davon aufopfern dürfe als er sich deshalb mit den Übrigen verträgt, sondern darin, daß überall keine Willkür herrscht, weder Willkür im Volke noch Willkür des Regenten und seiner Gehülfen, daß vielmehr Niemand etwas Anderes wollen dürfe, als was die darüber sich Rechenschaft gebende Vernunft will und wollen muß, daß nur allein dies zum Gesetz erhoben werde und daß dies Gesetz durchaus unverbrüchlich sei. Mithin ist die persönliche Theilnahme an der Gesetzgebung und Verwaltungseinrichtung keineswegs ein Erforderniß oder Gebot der politischen Freiheit, ebenso wenig also auch die Vertretung solcher Persönlichkeit, sondern allein darauf kommt es an, daß durch die Landesverfassung eine solche Entstehung oder Aufrechthaltung der Gesetze gewährleistet werde, wobei die Weisheit einer jeden Zeit, wie sie aus dem gesammten Staatsverbande am besten ausfindig zu machen ist, das Wort nehme, und daß das Mitreden aller Vorurtheile, Selbstsucht, Lüste und Leidenschaften dabei am wirksamsten verhütet werde. Nur damit die Millionen Augen und Ohren, die mehr sehen und hören als die Regierung mit ihren Beamten, nur damit die Ansichten und Urtheile der besten Köpfe und redlichsten Bürger nach dem Urtheile der sie erwählenden Bürger hierbei der Regierung zu Hülfe kommen, besonders aber damit die Gründe und Gegengründe vor der Entschließung öffentlich verhandelt werden und nicht leicht selbstische Absichten die Sorge für das Gemeinwohl überlisten können, ist die öffentliche Verhandlung der Gesetzgebungspläne eine Angelegenheit von der höchsten Wichtigkeit, woraus sich aber auch zweierlei von selbst herausstellt, einmal daß eine solche Verhandlung ohne Öffentlichkeit einem Rauche ohne Feuer gleichkommt, und hiernächst, daß die zur Verhandlung Berufenen weder ihr eigenes noch das Privatinteresse ihrer Machtgeber zu vertreten haben, sondern sich als die Weisen des Landes im alleinigen Interesse des öffentlichen Wohls besprechen sollen. Jede andere Stellung verdirbt sogleich die ganze Sache im Grunde. Daß nun die Menschen, aus der Sinnlichkeit und deren Egoismus zur Vernunft heranreifend, einzeln und in Gesammtheit zuerst jenem fröhnen, ehe sie weise zu werden lernen, ist ihr natürlicher Bildungsgang. Aus ihm erklärt es sich, weshalb alle und jede bisherige Nachahmungen des englischen Parlaments mit diesem selbst keine zufriedenstellende Erfahrung haben liefern können und niemals liefern werden, bis man einsehen wird, daß die Aufgaben der überlegtesten Weisheit nicht aus der Erfahrung zu lösen sind. Nur die Staatsweisheit kann eine ihr selbst genügende Auskunft darüber sowie über die Mittel der Herstellung ertheilen, indem der Mensch, dem die Kraft zu erschaffen gebricht, nur durch Vermittelung und Aufnahme in einen schon thätigen Organismus schaffen kann, was er hervorzurufen beabsichtigt. So bereiten weise Staatsmänner die Jahrhunderte vor, indem sie das hohe Ziel unverrückt im Auge behalten und alle Erscheinungen benutzen, die Erreichung desselben zu ermöglichen.

Gerade in der pragmatischen Würdigung der Geschichtsbegebenheiten offenbart der Verf. eine Schärfe des Urtheils und ein tiefes Eindringen in die die Erscheinungen hervorbringenden Ursachen, welches dem Leser das Vergnügen verschafft, das die Bekanntschaft unbekannter Dinge durch das Fernrohr oder Vergrößerungsglas erweckt.

Richten wir auch nur einen Blick auf die Gegenwart im deutschen Vaterlande, so nehmen wir sogleich einen mächtigen Aufschwung des nationalen und politischen Selbstgefühls wahr, und zugleich die gute Hoffnung entsprechender Gestaltungen so-

wol des innern Staatswesens, als der auswärtigen Verhältnisse im Rechte und Handel. (S. 2.)

Die deutsche Nation fängt an zu ahnen, daß sie politisch, im Gebiete des thätigen Lebens, Jahrhunderte hindurch geschlafen hat und daß sie auch jetzt noch immer nicht völlig wach, nicht völlig ihrer eigenen Glieder und Kräfte mächtig ist. Es ist uns Deutschen von den Vätern ein schöner, unangebrochener Schatz geistiger und natürlicher Productionskräfte hinterlassen worden; aber noch liegt er todt, und Das eben ist die gegenwärtige Bewegung in unserm Volke, daß es erwacht ist, um, was es ererbt hat, zu erwerben.

Den ersten entschiedenen Aufschwung zu nationalem und politischem Leben nahm das deutsche Volk unter dem schmachvollen Drucke der Fremdherrschaft. Der folgende Sieg schwellte den Muth. Aber weil die Klarheit der Richtung fehlte, so wurde zunächst nicht viel mehr als nichts daraus. Indeß an jeder solchen Erfahrung berichtigte sich das nationale Rechtsbewußtsein, und bei allem Wechsel der Bewegung und der Gegenwirkung war dies Bewußtsein, die wahre Quelle und Macht aller Gestaltungen, immer im steten erfreulichen Fortschreiten. Jetzt ging mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. ein neuer Strahl der Begeisterung auf. Diesmal kam der Anstoß aus einem deutschen Lande, aus jenem Lande, von welchem 1813 das siegende Banner einer neuen, wahrhaft deutschen, Befreiung zuerst erhoben worden war. In diesem Lande erhob jetzt der neue König selbst wieder die Fahne jener Ehrentage, mit deren Erinnerung man, in Sehnsucht ihrer Erneuung, so lange sich geschmeichelt oder, bei den Bessern, sich getröstet hatte. Er verkündete es als sein Bestreben: „dem Vaterlande die Stelle zu sichern, auf welche es die göttliche Vorsehung durch eine Geschichte ohne Beispiel erhoben hat, auf welcher Preußen zum Schilde geworden ist für die Sicherheit und die Rechte Deutschlands"; er verhieß: „zu wirken in jenem Geiste, der vor 29 Jahren unsere Ketten brach und die Schmach des Vaterlands, die Entfremdung des schönen Ufers, wandte"; er hoffte „von diesem guten Geiste deutscher Einigkeit und Kraft den Bau eines durch diese Einigkeit seiner Fürsten und Völker großen, mächtigen, ja den Frieden der Welt unblutig erzwingenden, Deutschlands". Dieser neue Anstoß wirkte durch ganz Deutschland. Nicht um einzelne constitutionnelle Formen handelte es sich mehr, sondern darum handelte es sich, daß die politische Mündigkeit und das nationale Selbstgefühl in derselben, mittels durchgeführter Öffentlichkeit in Staat und Gemeinde, in Gesetzgebung und Verwaltung jedem Gliede der Nation zugänglich gemacht, daß der Muth eines jeden durch Theilnahme am Gemeinwesen und Übung in der allgemeinen Wehr des Landes gehoben werde. Wie fest und unabweislich aber auch im Allgemeinen der Geist echter deutscher Freiheit jetzt vordringe, dennoch fehlt es auch jetzt noch nicht an Unklarheiten und Abwegen, nicht an Widerstand und Misverständniß, und somit auch nicht an Schwankungen und Gefahren. Die beste Macht wird bei dem meisten Verständnisse sein, der klarsten Einsicht in das Bedürfniß der Zeit und seine Befriedigung; denn diesem werden sich alle Blicke und alle Herzen allüberall zuwenden. Ein Wiedereinschlafen des täglich zu hellerm Bewußtsein erstarkenden Nationalgeistes dürfte nicht zu fürchten sein; eher das Suchen nach einem neuen Mittelpunkte, nach einer andern Führung. Darum ist für ganz Deutschland, besonders aber für Preußen, der gegenwärtige Augenblick ein so wichtiger und folgenreicher.

Das eigentliche Ringen der Gegenwart und dessen Bestreben im Allgemeinsten auszudrücken, muß man bekennen, es gelte die Hinüberführung der Bureaukratie im Staate zum Staate des öffentlichen Rechts in der Anerkennung der Mündigkeit des Volks in seiner Gesammtheit. (S. 7.)

Dieser Satz trifft den Nagel auf den Kopf. Wohin man schaut und welche Zerwürfnisse und Ärgernisse man in Erwägung ziehen möge, wird man bei tieferm Eingehen immer auf dies Ergebniß kommen. So sagt der Verf. von den kölner Wirren mit Kennerblicke:

> Man würde ganz mit Unrecht der Macht des Ultramontanismus den Nachdruck des dort erhobenen Widerstandes zuschreiben; im Gegentheile bildete das am Rhein, und noch mehr in Westfalen, mächtige Princip der Unabhängigkeit des Individuellen, des Widerspruchs gegen die bevormundende Intelligenz die wahre Kraft desselben.

Die kirchliche Angelegenheit war nur eine Veranlassung, ein Gegenstand, woran der unter der Asche glimmende Streit des Zwangs und des Wiederstands sich zur sichtbar werdenden Flamme erhitzte. Den Beweis findet man leicht in der Erscheinung, daß am entgegengesetzten Ende des Landes eine politische Faction von ganz verschiedener Farbe sich desselben Gegenstandes zur Bekämpfung der Staatsgewalt bemächtigte.

(Der Beschluß folgt.)

Die Pädagogik der Philosophen Kant, Fichte, Herbart. Ein Überblick von Strümpell. Braunschweig, Leibrock. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Die Geschichte der Pädagogik bietet zwei verschiedene Seiten dar, je nachdem sie entweder die praktische Ausführung des Erziehungsgeschäfts, die Methoden des Unterrichts, die Organisation der Lehranstalten u. s. w., oder die Begriffe ins Auge faßt, durch welche man zu verschiedenen Zeiten den Zweck der Erziehung und die allgemeinsten Bestimmungen über die Mittel zur Erreichung jenes Zweckes gedacht hat. Dieser letztere Gesichtspunkt weist unvermeidlich auf eine Beziehung der Pädagogik zur Philosophie hin; und wo die letztere das Ganze ihrer Aufgaben mit bewußtvoller Besonnenheit zu überschauen fähig gewesen ist, finden wir sie auch mit pädagogischen Fragen beschäftigt. Nicht erst seit Locke haben die Philosophen ihr Stimmrecht in pädagogischen Angelegenheiten geltend gemacht; schon bei Plato concentrirt sich die Frage nach der möglichen Erreichung des Guten in dem Begriffe der Erziehung, und nicht der kleinste Theil seiner Bücher vom Staate ist ausschließlich pädagogischen Untersuchungen gewidmet. Es erscheint demnach als eine sehr natürliche Erwartung, daß in demselben Grade, in welchem die philosophische Erkenntniß wahre Fortschritte macht, aus ihr nicht nur ein verstärktes pädagogisches Interesse, sondern auch theils immer genauere und durchgreifendere Bestimmungen über den Zweck, theils brauchbare Anweisungen über die Mittel der Erziehung resultiren müssen; das erste kraft der ethischen Überzeugungen, die sie begründet, das andere kraft ihres psychologischen Wissens und ihrer Einsicht in die Bedingungen einer solchen oder andern Entwickelung des geistigen Lebens. Vergleicht man nun mit dieser Erwartung den Einfluß, welchen die Philosophie sowol auf die Pädagogik als Wissenschaft als auf die Anordnung und Ausübung des Erziehungsgeschäfts gehabt hat, so läßt sich die Thatsache nicht leugnen, daß die folgereichsten Verbesserungen des Erziehungswesens nicht durch Philosophen von Profession, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, herbeigeführt worden sind, sondern von Männern, die, beseelt von einem unmittelbaren Interesse für die Veredlung des Menschengeschlechts, voll von Liebe für die Jugend, aufmerksam gemacht durch besonders hervorstechende Mängel und Verirrungen gerade ihres Zeitalters und ihrer Umgebungen, und ausgerüstet mit einem offenen und unbefangenen Blick für das Natürliche und Naturgemäße, auf die Bildung der Jugend gerade von der Seite einzuwirken suchten, die ihnen als die wichtigste oder auch nur

als die zugänglichste erschien. So hat sich wenigstens in den Ländern, wo das Bedürfniß einer absichtlichen und methodischen pädagogischen Thätigkeit sich Bahn gebrochen hat, eine Summe pädagogischer Erfahrungen und Ansichten gebildet, welche ihren Werth zum großen Theil gerade darein setzen, daß sie unabhängig von philosophischen Systemen und unberührt von speculativen Streitigkeiten ihren Weg für sich allein zu verfolgen im Stande seien. Es waltet hier zwischen der Philosophie und der Pädagogik ein ähnliches Verhältniß ob, wie zwischen jener und der Politik oder den Naturwissenschaften. Die Praxis, die in ihr eigenes Werk vertieft ist, trägt kein Bedenken, eine Gesellschaft auszuschlagen, von der sie nichts lernen kann oder nichts lernen zu können glaubt.

Gleichwol liegen die Beziehungen der Pädagogik auf die Ethik einerseits und die Psychologie andererseits so offen vor Augen, daß der denkende Erzieher sich unvermeidlich nicht blos auf eine von beiden, sondern auf beide wird zurückgetrieben finden. Namentlich findet der ganze Apparat pädagogischer Mittel, die ihm zu Gebote stehen, das Maß seiner Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit in dem Verhältnisse zwischen der Möglichkeit einer pädagogischen Einwirkung auf den Zögling und den Erfolgen, die sich den Naturgesetzen des geistigen Lebens gemäß davon erwarten lassen. Darin liegt umgekehrt, daß der praktische Werth, den ein philosophisches System hat, von seiner Anwendbarkeit auf die Pädagogik wesentlich mit abhängt, und aus diesem Standpunkte wird die obengenannte Schrift nicht blos als ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik, sondern auch der Philosophie betrachtet werden können. Wer sie mit der Voraussetzung in die Hand nimmt, daß die wahren Fortschritte der neuern Philosophie in den Systemen Schelling's und Hegel's zu finden sind, der wird sich wundern, daß auf dem Titel nur Kant, Fichte und Herbart genannt sind. Nun will der Verf. jenen Beiden den Ruhm, originale Denker zu sein, keineswegs abstreiten, er beruft sich aber auf die Thatsache, daß diese beiden pantheistischen Systeme dem Pädagogen nur Unbedeutendes darbieten, wenn man nicht etwa Schelling's Büchlein über das akademische Studium und einige Schulreden und amtliche Schreiben Hegel's überschätzen wolle. Selbst bei Kant finden sich über Pädagogik im Grunde nur fragmentarische Reflexionen, die, den Ernst der sittlichen Gesinnung ausgenommen, von den eigentlichen Mittelpunkten seines philosophischen Denkens ganz unabhängig und mehr der Ausdruck eines geistreichen Empirismus als das Resultat der Untersuchung sind. Ebenso macht es bei Fichte die Inconsequenz, mit welcher er der absoluten Freiheit des Ich gegenüber in seinen spätern Jahren ein großes Gewicht auf die Erziehung legte, fast unmöglich, von seiner Pädagogik als einer systematisch begründeten Anwendung seiner übrigen wissenschaftlichen Überzeugungen zu sprechen. Es bleibt also in der That in der Reihe dieser Denker nur Herbart übrig, bei dem, wie der Verf. sagt, die Pädagogik nicht blos beiläufig berührt, oder, wie bei Fichte, unter einem fremdartigen (nämlich dem politischen) Gesichtspunkte betrachtet ist, sondern der das ganze Gewicht seiner theoretischen und moralischen Lehren auf ihre Fragen einwirken ließ. Bei ihm ist die Pädagogik ein integrirender Theil der Philosophie; eine von den Doctrinen, worin die Metaphysik, Psychologie und allgemeine Ethik ihre Probe bestehen, ihre Brauchbarkeit zur sittlichen Lenkung des Individuums und der Gesellschaft bewähren sollen.

Dieser, übrigens keineswegs zufällige, sondern in der ganzen Natur der Systeme begründete Umstand, daß der transscendentale und der absolute Idealismus die Pädagogik entweder nur durch eine Inconsequenz zum Objecte wissenschaftlicher Bestimmungen machen können oder ganz ignoriren, hat nun auf die ganze Darstellung des Verf. einen wesentlichen Einfluß haben müssen. Er sagt in dieser Beziehung: „Könnte man voraussetzen, daß die genannten Männer ebenso sehr auf die Pädagogik ihren Fleiß verwandt hätten, wie es in Betreff anderer Theile ihrer Wissenschaft geschehen ist, so würde man zwischen solchen Arbeiten ohne Zweifel dieselben Gegensätze antreffen, wie dergleichen zwischen ihren ethischen oder naturphilosophischen oder psychologischen Arbeiten obschweben. Man würde diesen Gegensätzen genauer nachzuspüren und sie bis zu den Stellen zu verfolgen haben, wo sie im System aus den höher liegenden Gründen entspringen. Von hier aus würde man wiederum die Systeme untereinander verknüpfen und sie in Beziehung auf dieselben Fragepunkte sich einander kritisch durchdringen lassen können. Auf diese Weise wäre die Geschichte der neuern philosophischen Pädagogik, wenn es eine solche gäbe, am richtigsten behandelt; es ließe sich hoffen, daß wenigstens der theoretische Werth solcher Arbeiten ausgemittelt und hiermit zugleich für die Praktiker Das gefunden würde, was man ihrer ausübenden Kunst mit Wahrscheinlichkeit empfehlen dürfte. Allein ein solches Verfahren erlaubt das vorhandene Material nicht, dazu ist es theils zu wenig, theils hat es in den Systemen, mit Ausnahme eines einzigen, zu geringe Verbindung mit den Principien; und künstlich eine solche nachzubilden, möchte schwerlich Jemand der Mühe für werth halten." Statt einer in diesem Sinne durchgeführten kritischen Parallele, welche die Beschaffenheit des vorliegenden Stoffes theils nicht gestattet, theils überflüssig macht — das Letztere deshalb, weil die Pädagogik Kant's und Fichte's in der Herbart's ganz von selbst ihre Kritik findet — erhält daher der Leser einen „Überblick", in welchem der Sache ganz gemäß die Darstellung der Pädagogik Herbart's nicht nur durch die Form der systematischen Gliederung, sondern auch durch ihre größere Ausführlichkeit das Übergewicht hat. Die Darstellung selbst enthält, so weit es innerhalb der gesteckten Grenzen möglich war, in klarer und präciser Sprache ein treues, in bestimmten Zügen gezeichnetes Bild der verschiedenen Stellung der genannten drei Denker zu den Aufgaben der Pädagogik und der Art, in welcher sie dieselbe gelöst wissen wollten. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß der Verf. für solche Leser, die, ohne mit den Originalschriften jener Denker schon vertraut zu sein, die behandelten Gegenstände in jenen weiter zu verfolgen die Absicht hätten, das Hülfsmittel zahlreicherer Verweisungen nicht verschmäht haben möchte. Der Abschnitt über Fichte, dessen pädagogische Lehren vom Standpunkte seines frühern Idealismus der Verf. mit Recht von denen trennt, die Fichte in den „Reden an die deutsche Nation" ertheilt, ist sehr lehrreich, nicht für die Pädagogik, sondern für die Einsicht in die gänzliche Rathlosigkeit, in welcher sich der Idealismus den Aufgaben der Erziehung gegenüber befindet, wenn er nicht so inconsequent sein will, wie es eben Fichte war. Derselbe Denker nämlich, der in seinen frühern Schriften eine schlechthin absolute Spontaneität des Wollens aller Erfahrung zum Trotz und unbekümmert um die augenscheinliche Unvereinbarkeit derselben mit dem Gange aller physischen und geistigen Entwickelung an die Spitze seiner ganzen Lehre gestellt hatte, und durch die schroffsten Consequenzen, die darin liegen, sich nicht bestimmen lassen wollte, ihr das Geringste zu vergeben, derselbe Denker vertritt in seinen „Reden an die deutsche Nation" den vollkommensten Determinismus, indem er es für den ersten Irrthum aller bisherigen Erziehung erklärt, daß sie auf den freien Willen des Zöglings gerechnet habe und eben dadurch ihre Ohnmacht bekenne, in den Willen des Zöglings wahrhaft bildend einzugreifen; er behauptet, die Erziehung müsse den Zögling machen, und zwar so, daß er gar nicht anders wollen könne, als sie selbst will daß er wolle; womit dann weiter seine, an der vollständigsten Unzweckmäßigkeit nur mit seinem „Geschlossenen Handelsstaate" vergleichbare Foderung einer gänzlichen Absonderung der Jugend von den Erwachsenen zusammenhängt. Inconsequenzen solcher Art, welche man, immerfort nur mit den Lobpreisungen dieser modernen Systeme beschäftigt, als untergeordnete Kleinigkeiten zu übersehen gewohnt ist, verrathen wenigstens die Unvereinbarkeit des Idealismus mit der Möglichkeit aller wahrhaften Erziehung; und außer Dem, was der Verf. darüber mehr andeutet als aus-

führt, kann darüber jetzt noch auf eine Abhandlung Herbart's „Über das Verhältniß des Idealismus zur Pädagogik", in dessen „Kleinern philosophischen Schriften" (Bd. 2, S. 695) verwiesen werden, die der Verf., sowie manchen andern, in dieser Sammlung zuerst veröffentlichten werthvollen Beitrag noch nicht hat benutzen können. In dem Einflusse, welchen der mit Spinozistischen Lehrmeinungen zusammengegossene Idealismus Fichte's auf die spätern Systeme gehabt hat, liegt wol auch der wahre Grund, warum nicht nur kein ernstes Interesse an der Pädagogik sich aus ihnen entwickelt hat, sondern warum sie auch für dieselbe gar keinen der Natur der Sache entsprechenden Anknüpfungspunkt darbieten. An die Stelle des Ich mit seiner absoluten Spontaneität, der sich durch keinerlei Causalität beikommen läßt, ist in ihnen das, bald so bald anders gestaltete Schema einer immanenten Entwickelung getreten, bei welcher sich ebenso wenig als bei der transscendentalen Freiheit, fragen läßt, warum sie vielmehr so als anders ausfällt. Mit Recht sagt der Verf. in dieser Beziehung: „Womöglich noch schlechter als im Idealismus, verhält es sich mit der Causalität in dem neuern Pantheismus, der in seiner Reinheit des Denkens von solchen Formen des gemeinen Menschenbewußtseins, die noch eine Spur von Mechanismus an sich tragen, gar nichts wissen will, für den sich die Aufklärung als ein Moment des absoluten Geistes von selbst versteht und für welchen die Kindererziehung ein Theilchen in der Selbstbewegung der Idee ist, von dem man nicht weiß, woher es kommt und wohin es gehen wird."

Durch den Totaleindruck, den die ganze Schrift auf den prüfenden Leser macht, fand sich Ref. unwillkürlich an den Ausspruch Herbart's erinnert, daß aus der Pädagogik, wenn sie richtig, d. h. wie die eigenthümliche Beschaffenheit des Erziehungsgeschäfts fodert, behandelt wird, selbst eine verdorbene Philosophie allmälig zur Wiederherstellung gebracht werden könne. Das Erziehungsgeschäft zwinge den denkenden Kopf, sich um praktische Philosophie und Psychologie zu bekümmern, und mit verworrenen Begriffen sei da nicht durchzukommen. Die Arbeit des Verf. kann, abgesehen davon, daß die wohlgeordnete Darstellung der pädagogischen Grundgedanken Herbart's eine sehr brauchbare Einleitung und Anregung für das Studium der eigenen pädagogischen Arbeiten dieses Denkers enthält, auch in anderer Beziehung gute Früchte bringen, denn sie ist geeignet, zu einer Aufklärung des Verhältnisses beizutragen, in welchem die verschiedenen neuern Systeme zu einem der wichtigsten Bedürfnisse des praktischen Lebens stehen, und bietet somit für jeden Erzieher, der sich über die matte Gewohnheit eines gedankenlosen Empirismus erhoben hat — und an solchen Pädagogen fehlt es in Deutschland keineswegs — ein mehr als oberflächliches Interesse dar. 72.

Notiz.

Chaucer's Leben.

Ein „Life of Geoffrey Chaucer" hat Sir Harris Nicolas für die Pickering'sche Ausgabe von Chaucer's Werken geschrieben, „ein Leben des Dichters" — sagt der Verf. — „auf Benutzung von Documenten gegründet, nicht auf Phantasiespiel". Die letztern Worte spielen auf Godwin's Leben Chaucer's an, welches mehr Dichtung als Wahrheit ist. Über Chaucer's Familie, Geburtsort und Geburtszeit hat Hr. Nicolas nichts Sicheres ermitteln können; er setzt die Geburt des Dichters um 1330. Die gewöhnliche Angabe ist 1328. Auch ob Chaucer in Oxford oder in Cambridge gebildet worden, bleibt zweifelhaft. Sicher scheint, daß er anfangs für das Rechtsfach bestimmt war. Er nahm später Kriegsdienste und war 1359 bei der Armee Eduard's III. in Frankreich. Während des Feldzugs, der mit dem Frieden von Chartres endete, wurde er zum Gefangenen gemacht (1360). Im J. 1367 kommt er vor als einer von den „Valets of the king's chamber" (oder household). Er heirathete Philippa, die älteste Tochter von Sir Payne Roet, Hofdame (demoiselle) der Königin. Am 12. Nov. 1372 (als einer von des Königs Esquires) wurde er nebst Jakob Pronam und Johann de Mari, Bürgern von Genua, abgeordnet, um mit dem Herzog, den Bürgern und Kaufleuten von Genua wegen eines von den Genuesen in England beabsichtigten Etablissements zu unterhandeln. Die Frage, ob Chaucer in Padua Petrarca besucht und von diesem die Übersetzung der Geschichte von der Griseldis erhalten habe, behandelt Nicolas weitläufig. Chaucer stand beim Könige in großer Gunst, wurde von ihm wohlbelohnt und erhielt am 8. Juni 1374 die Stelle als Comptroller of the customs and subsidy of wools, skins and tanned hides, als Zollcontroleur für Wolle, rohe Häute und Leder im londoner Hafen. Chaucer soll sein Geschäft stets persönlich geführt und die Zolllisten eigenhändig geschrieben haben. Im J. 1376 wurden er und Sir John Burley vom König mit irgend einem geheimen Auftrage beehrt; ebenso im J. 1377 mit Sir Thomas Percy (nachmals Earl of Worcester). In demselben Jahre erhielt er nebst Sir Guichard d'Angle und Sir Richard Sturry den geheimen Auftrag, wegen der Verbindung des Prinzen Richard von Wales mit der Prinzessin Marie von Frankreich zu unterhandeln. Unter Richard II. war Chaucer nicht minder in Gunst. Er erhielt ebenfalls wichtige Aufträge, worüber man das Nähere bei Hrn. Nicolas nachsehen möge. Einen Bruch der Freundschaft zwischen Chaucer und seinem Freunde, dem Dichter Gower, hält der Verf. für nicht wahrscheinlich. Von Godwin's Geschichten bleibt also wenig übrig. Chaucer war ein wackerer Poet und zugleich ein tüchtiger und pünktlicher Geschäftsmann, wie man aus den Documenten ersieht. Seine Pension nahm er fast jedesmal persönlich in Empfang. Auch von Urlaubsreisen ist hin und wieder Nachricht erhalten; so wird er am 25. Nov. 1384 auf einen Monat von seinem Zollgeschäft entbunden; im folgenden Jahre erhielt er sogar Erlaubniß, sich beständig vertreten zu lassen. Dann aber (1386) ist er wieder in neuer Weise thätig; er erscheint als Knight of the shire für Kent und hält sich zur ministeriellen Partei, an deren Spitze der Duke of Lancaster stand. So zerfällt die Geschichte von Chaucer's Gefangenschaft im Tower, denn um die Zeit, in welche diese fallen würde, saß der Dichter nicht im Kerker, sondern im Parlament. Im J. 1389 wurde er Aufseher der Arbeiten an verschiedenen königlichen Schlössern und Gärten, mit der Erlaubniß, die Geschäfte durch einen Stellvertreter versehen zu lassen. Nach zwei Jahren wurde ihm diese Stelle entzogen und er behielt nur noch eine Pension von 10 Pf. St. jährlich, die ihm der Herzog von Lancaster 1374 bewilligt hatte, und sein Gehalt als Esquire des Königs, bestehend in ungefähr 40 Schilling jährlich für Kleidung, wozu dann noch einzelne Geschenke des Königs kamen. Ungeachtet seines thätigen Lebens beschloß er seine Jahre sichtlich in Armuth; mehrmals nahm er Vorschuß von seiner Pension, die er wegen seiner Altersschwäche nicht mehr persönlich in Empfang nahm. „Das Ende seiner Laufbahn", sagt Sir Harris Nicolas, „wurde ihm durch die Güte und Freigebigkeit des Königs erheitert; es bietet nicht eins der traurigen Beispiele dar, in welchen man das Genie elend und im Mangel umkommen sieht." Der neue König verdoppelte Chaucer's Pension vier Tage nach seiner Thronbesteigung. Chaucer beschloß sein Leben auf einem Landsitz in der Nähe von Westminster-Abbey, den er in dem Garten der heil. Marienkapelle gemiethet hatte. Sein Todestag ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln. Er soll am 25. October 1400 gestorben und in Westminster-Abbey begraben worden sein. Der Dichter Nicholas Brigham hat ihm 1556 in der Nähe der Stelle, wo er begraben liegt, ein Monument errichten lassen. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 168. —— 16. Juni 1844.

Preußens Beruf in der deutschen Staatsentwickelung und die nächsten Bedingungen zu seiner Erfüllung. Von Karl Heinrich Brüggemann.

(Beschluß aus Nr. 167.)

Weder der Fürst, wie Ludwig XIV. behauptete, noch das Volk ist ein Staat oder der Staat, sondern beide in ihrer lebendigen Vereinigung. Folglich sind alle Staatsdiener vom höchsten bis zum niedrigsten Diener des Fürsten und des Volks zugleich, was indessen in allen Beziehungen so außer Acht gelassen worden ist, daß eben darin der Keim der größten Misstände verborgen ist. Ein hierarchisch zusammenhängender und geschlossener Beamtenstand nennt sich zwar willig Diener des Fürsten, verschmäht aber, sogar dem Namen nach, zugleich Diener des Volks zu sein, und hat unter jener Firma vielmehr die offenkundige Beherrschung des Volks und die weniger sichtbare Bevormundung der Fürsten an sich gebracht. Es bedarf dafür keiner mehren Kennzeichen als einerseits der Form des demüthigen Bittens in den Gesuchen und der gebieterischen Verfügungen darauf, andererseits der Unentbehrlichkeit der Einwirkung des Beamtenstands bei den Entschließungen und Entscheidungen der Regenten. Dieser Anmaßung ist das Volk überdrüßig. Es ist nicht darum zu thun, das nothwendige Ansehen und die Macht der Verwaltung und ihres Personals zum größten Schaden des Volks selbst zu schmälern, sondern vielmehr damit materiell und formell das stete Bewußtsein und die Anerkennung zu verbinden, daß jene nur dem Berufe und der Verpflichtung im Dienste für das Volk zustehen, kein persönliches Recht ausmachen, sondern ein Zubehör des Amts und seiner Ausrichtung sind. So lange die Staatsbeamten als fürstliche Diener ausschließlich angesehen werden, nehmen sie eine von Haus aus falsche Stellung ein und hören auf, selbst ein Bestandtheil des Volks zu sein, von dem sie sich aussondern und dem sie sich dadurch entgegenstellen, da sie vielmehr die im ganzen Volksleben eingegliederten Werkzeuge zu denjenigen Verrichtungen sein sollen, die ihr Amt mit sich bringt. Sie bleiben darum nicht weniger Werkzeuge der Regierung eben darum, weil Fürst und Volk im rechten Staate nie zu sondern oder einander entgegenzustellen sind. Auf diese Weise gelangt man zur wahren und fruchtbaren Selbstverwaltung mittelbarerweise, indem die Staatsverwaltung nicht unmittelbar auch nur theilweise dem Volke überantwortet und in seine Eigenmacht gegeben wird, sondern indem ihre Werkzeuge in der klaren Erkenntniß handeln, daß sie auch als Beamte noch Mitglieder und Genossen des Volks sind, zu dessen Dienste und Wohle jedes Amt eingesetzt und eingerichtet ist, mithin jedwede Überhebung über dasselbe eine Verkehrung des Amtsverhältnisses selbst enthält. Je mehr die Unzertrennlichkeit und Einheit zwischen Fürst und Volk die ganze Ansichts- und Denkungsweise beider durchdringt, desto inniger muß dadurch der Verband zwischen ihnen selbst werden und desto mehr müssen die Fürsten es einsehen, wie schädlich und gefährlich es für beide ist, irgend etwas dazwischen zu schieben und eine andere Macht, welche als solche nach Ausbreitung und Selbständigkeit zu streben nicht umhin kann, zwischen sich aufkommen zu lassen. Es wird also nicht dem Beamtenstande ausschließlich die Berathung der Krone zustehen noch derselbe Vollstrecker von Maßregeln abgeben dürfen, welche den Haß oder die Erbitterung des Volks aufregen, sondern die Fürsten werden sich in der geordneten Weise selbst mit ihren Völkern berathen und diesen nur befehlen, was der aufgeklärten Vernunft von selbst zusagt, und deshalb weniger erzwungen als nur gegen unvernünftigen Ungehorsam bewahrt und in Ausführung gebracht werden darf. Wo das Gesetz die Herrschaft übt und alle Beamte nichts Anderes sind als Diener des Gesetzes, da macht Befolgung des Gesetzes die Ehre des Bürgers aus, und diese Ehrenwerthheit verbürgt wieder unerschütterliche Treue. Alle Treue oder Gehorsam, welche außerdem begehrt oder versichert werden, sind nur Luftbilder.

Damit diese Gesinnung die allgemeine, oder doch die herrschende sei, ist unumgänglich nöthig, daß das Gesetz selbst der Ausdruck des Gemeinwohls und seiner Erfodernisse, und dies in der Anerkennung des Volks sei, daß folglich dessen Erwägung nicht ein Standesgeheimniß des absonderlichen Körpers der Beamtenschaft, sondern eine öffentliche Angelegenheit ausmache, woran alle Staatsbürger lebendigen Antheil nehmen. Allein hieraus folgt noch keineswegs die Beobachtung des alt-germanischen Rechtssatzes: „So wir nicht mit rathen, wir auch nicht mit thaten.“ Dieser Spruch gehört wol in

einen bürgerlichen Verein zur einfachen Rechtsverbürgung, aber nicht in einen organischen Staat, wo es nicht um das Belieben und den Rath der Einzelnen zu thun ist, sondern um die möglichste Geltung des Vernünftigen. Freilich ist der entgegengesetzte Spruch: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", auch ein erbärmliches Steckenpferd; freilich wird da, wo den Bürgern die Theilnahme an der Erwägung, wenigstens an der Beurtheilung der Regierungsbeschlüsse ganz versagt ist, auch ihr Eifer für deren Inswerksetzung nicht sehr groß sein; freilich wissen wir von 1806 und 1812 her, welch ein gewaltiger Unterschied des Erfolgs in der blos leidenden oder in der thätigen Theilnahme des Volks beruht; freilich ist die ruhende oder schlafende Kraft eine anders wirkende als die erweckte und sich selbst anstrengende; freilich folgt hieraus, daß die vollkommenste Staatsverfassung diejenige sein müsse, in der der gute Wille sämmtlicher Bürger sich am wirksamsten zu bethätigen stete Veranlassung findet. Doch folgt hieraus nicht im entferntesten die Nothwendigkeit einer Vernehmung der Willensmeinung der Einzelnen, was am allerweitesten von Dem abführen möchte, was zu erstreben ist, indem die Weisheit kaum je in der Mehrheit zu Hause sich findet. Denn nicht, was diese will, sondern was Alle wollen müssen und werden, so sie einen vernünftigen Willen haben, Das muß die Entschließung der Regierung bestimmen. Um aber dessen gewiß zu sein, muß es, was daraus von selbst folgt, auch ein unverletzliches Gebot sein, daß nichts, was das öffentliche Leben berührt, dem Urtheile Aller und eines Jeden oder der öffentlichen Besprechung entzogen, oder diese beschränkt werden dürfe. „Der unaufhaltbar jähe Sturz Preußens ist das Gericht der Geschichte über das Land der in Betreff des Gemeinwohls Unmündigen und der bureaukratischen Bevormundung, über den privatbürgerlichen Staat ohne politische Treue und Ehre seiner Bürger gewesen." (S. 26.)

Öffentlichkeit des Öffentlichen mit ihrer allein praktischen Controle und mit ihrer productiven Kraft des Muths und der Vaterlandsliebe, dies ist die Sehnsuchtsstimme in alle Dem, wonach verlangt wird. Alles vereint sich hierin. Der nächste und unentbehrlichste Schritt dazu ist die Freigebung der Presse. Das Bewußtsein der redlichen Absicht am Steuer des Staats verschafft ihr ungehinderte Bewegung; und wenn auch der nächste Erfolg kaum ein anderer sein kann als eine unbewachtere Kundgebung und ein heftigeres Aufbrausen der Gegensätze, die sich im Schoose der Gesellschaft ausgebildet haben, so ist doch die öffentliche Verhandlung selbst das unfehlbarste Mittel, aus allen Misverständnissen das richtige Verständniß zu Tage zu fördern.

Alle die Verschiedenheiten der geäußerten Meinungen und aller Kampf deshalb sind ebenso nothwendig als völlig gefahrlos, sofern nur das Vertrauen zu ihrer gedeihlichen Lösung nicht gebricht, sofern nur die Gesinnung der Treue und Ehre, der Ergebenheit an das Vaterland und die Freiheit der Vernunft im Lande waltet. Das einzige Misverständniß, welches Gefahr drohend ist, würde das sein: nicht Reden und Gegenreden, sondern Schweigen führe zur Verständigung und durch sie zur Aussöhnung. (S. 110.)

Verfolgen wir alle Streitigkeiten der neuern Zeit, die dem Anscheine nach rein religiösen oder kirchlichen nicht ausgeschlossen, bis zu ihren Triebfedern, so werden wir in allen erkennen, daß diese aus dem Gebiete der Politik entsprossen sind.

Der Kern von allen ist immer der Streit um Autonomie oder Heteronomie der Vernunft im Kreise des Sittlichen und Rechtlichen; um die Berechtigung unantastbaren Herkommens oder verständiger Veränderung, um Privilegium oder Gemeinwohl, um Friedrich II. und das Allgemeine Landrecht oder um Hrn. v. Haller und seine Restauration.

Das historische Recht kann, da die Idee der Herrschaft des Gemeinwohls im Vernunftstaate noch erst im Gestalten begriffen ist und noch nirgend zur Vollendung es gebracht hat, im Staatsrechte der Vergangenheit nur durchgängig einen Widerschein des egoistischen Privatgeistes in der römischen, unchristlichen Sonderung der Rechtssubjecte liefern und eben damit der elenden, engen Herrschaft des Privatrechts und seiner Beschützung in Zwangs- und Policeistaaten. Die wahre, christlich-(germanische?) deutsche, Rechtsidee ist dagegen begründet in der Durchdringung oder innigen Vereinigung der Individuen zu einer unvergänglichen Person, an der jedes Glied dem andern Handreichung thut je nach seinem Berufe zu seiner Selbstvervollkommnung und immer völligern Befreiung. Jenes hat seine Vollendung in der Landesherrlichkeit erlangt, in welcher das Hoheits- und Majestätsrecht selbst zu einem Privateigenthum gemacht worden ist und der Staat zu einem künstlichen Mechanismus behufs der unumschränktesten Benutzung desselben, da doch jenes seinem Wesen nach eine göttliche Berufung in dem lebendigen Organismus enthält, dessen vollkommenste Ausbildung seine Aufgabe ist. Während das historische Recht im starren Besitzthume und dessen Festhalten alle Gemeinschaft trennt und die Zeit stillstehen heißt, erheischt das Gesetz des Gemeinwohls im Vernunftstaate die Unterordnung alles dasselbe beeinträchtigenden besondern Rechts, ja die Aufgebung des Egoismus selbst und gebietet, mit Besonnenheit der begonnenen Entwickelung und Umbildung zu folgen. Dieser Geist der Einigkeit und der Befreiung von Allem, womit die allgemeine Wohlfahrt nicht bestehen kann, war an der Spitze der Bewegung, durch welche Deutschland das fremde Joch von sich abschüttelte.

Aber was in den Tagen der Noth von den begeisterten Patrioten so klar gesehen worden war, die Grundzüge der rettenden Freiheit Deutschlands, das verdunkelte nach dem Siege vor den Augen der Herrschenden und der Bevorrechteten, sodaß es bald genug zu den Miserscheinungen und Misgestaltungen der Restaurationszeit verzerrt wurde. Da dem deutschen Volke das innere Staatsleben so lange ein Geheimniß gewesen war und selbst ein ansehnlicher Theil der Staatsmänner eigentlich nur Geschäftsleute in der Schreibstube geblieben waren, nimmt es kein Wunder, daß es überall an bewährter Einsicht in die zu bestimmenden Verhältnisse der Gegenwart fehlte und in das gegenseitige Bedingtsein aller Gesetze und Staatseinrichtungen. Misgriffe und Misbildungen ohne alle Lebensfähigkeit und untereinander im feindlichen Gegensatze sind der unausbleibliche Erfolg aller Unternehmungen gewesen, zu denen die Umstände und selbstsüchtige Plane drängten. Zur natürlichen Strafe errichten dafür alle Parteien durchgängig nur das Gegentheil ihrer Absichten. Solche Erfahrungen aber bilden die Schule des Lebens; mittels ihrer wird der Irrthum selbst zum Wege, die Wahrheit zu finden.

Ja für den Weisen und Scharfsichtigen, der nicht am Erfolge kleben bleibt, sondern die Ursachen desselben aufzusuchen weiß, nicht für den Thoren und Kurzsichtigen, der das Mislingen der Einrichtungen nur auf das äußerlich Wahrnehmbare schiebt und nicht darauf achtet,

welche unsichtbaren Kräfte mitgewirkt und überwältigt haben. Auf solche Weise ist Vielerlei dieser und jener Anstalt zur Last gelegt worden, was eine Folge ganz anderer Ursachen gewesen ist, welche bei der Einführung jener nicht in Rechnung gestellt zu haben ein Fehler gewesen ist, woran aber die getroffenen Einrichtungen selbst ohne alle Schuld sind, z. B. bei den repräsentativen Ständen, der Censurfreiheit u. s. w. Solche Erfahrungen haben indessen die Restaurationsmänner mit Entzücken und mit Geschick benutzt, Dasjenige in Miscredit zu bringen, was ihnen nicht zusagte, und die Maxime zu empfehlen: So lange irgend möglich beim Bestehenden zu beharren, bei unvermeidlicher Änderung aber Demjenigen, was schon dagewesen oder anderwärts noch da ist, den Vorzug zu geben vor Dem, was erst durch den Geist ersonnen wird. Daß ein solcher Sinn in seiner Bethätigung mit dem Geiste der Einigkeit und Kraft, wodurch Deutschland und Preußen wieder zu Ansehen gebracht worden ist, zusammenstoßen und daß sie sich gegenseitig in der Periode der Restitutionszeit anfeinden mußten, das hat freilich nicht ausbleiben können.

Wie unendlich viel die Öffentlichkeit im Staatsleben entscheidet, das ergibt am deutlichsten der Wiener Congreß. Man denke sich, wie ganz anders Alles werden mußte, wenn der Grundsatz von Anfang an aufgestellt worden wäre, daß alle Verhandlungen durchaus öffentlich vor allem Volke gepflogen werden müßten! Man denke sich dort einen Fürsten wie Friedrich II. auftreten und sprechen: Das ist mein erkannter Beruf, als ein Fürst Deutschlands, daß ich für das Vaterland und mein Volk folgende Einrichtungen und Gerechtsame begehre! Preußen begann im Anfange des Congresses mit solcher Sprache vorzutreten; es fand auch bald Anhänger; aber in der Stille der geheimen Unterhandlungen verlor es seinen Einfluß und wurde beschwichtigt. 59.

Eugène Sue. — Die französische Marine. — Das Manuscript von Wolfenbüttel.

Daß der Verfasser der „Mystères de Paris", welche bald in alle Sprachen der Welt übersetzt sein werden, außer seinem poetischen Talente von drastischer Wirksamkeit so zu sagen nebenbei ein mit allen Mitteln der strengsten historischen Schule und Kritik ausgerüsteter Gelehrter und Geschichtsforscher ist, dürfte nicht Allen bekannt sein. Um so interessanter ist es, daß es, von Seiten des Stoffs und der Tendenz wenigstens, derselbe Faden ist, der Sue's frühere Romane und seine historischen Arbeiten durchschlingt; dies ist die Liebe zum Seewesen überhaupt und zum französischen insbesondere. Daß ein patriotischer Gedanke ihn bei seinen Seeromanen leitete, bekennt Sue offen in der Widmung von „Atar-Gull" an Fenimore Cooper. Die begründete Überzeugung, sagt er, daß Frankreich, um sich mit jeder europäischen Seemacht auf dem Meere zu messen, nur nöthig habe, seine Kräfte, Hülfsquellen und Mittel zu kennen, habe ihn ermuthigt, einige Seestücke bekannt zu machen, um zuerst das Publicum mit der Sprache und den Gebräuchen der Seefahrer bekannt zu machen, damit ihm geschichtliche Stoffe von größerm Umfange und allgemeinerm Interesse später geläufiger würden. Er selbst hatte in seiner Jugend durch Seereisen sich die erfoderliche Anschauung und die Liebe zum Seewesen erworben. Schon vor längerer Zeit trat Sue mit einer „Geschichte des Seewesens unter Ludwig XIV." auf*), die er jedoch, weil sich die Documente zu sehr gehäuft hatten, nicht zu Ende geführt hat; neuerdings aber hat Sue im Auftrage der französischen Regierung, als Mitglied des von Guizot 1837 gestifteten Comité historique, die urkundliche Geschichte des französischen Seewesens unter Richelieu in der Herausgabe des ungedruckten Briefwechsels des berühmten Erzbischofs von Bordeaux, Cardinal von Sourdis, Chef des Seewesens, mit Richelieu, in drei starken Quartbänden herausgegeben.**) Außer der kritischen Bearbeitung und Vertheilung des Textes hat Eugène Sue eine Einleitung über den Gegenstand selbst, einen historischen Theil und Anmerkungen hinzugethan. Wahrer Eifer und Liebe, aber auch Kenntniß der Sache leuchtet überall hervor.

Nächst dieser wichtigen Bereicherung der Geschichte des französischen Seewesens hat letztere noch einen Beitrag von entschiedener und noch allgemeinerer Wichtigkeit erhalten, und zwar von einer Seite her, wo man ihn vielleicht nicht gesucht hätte: nämlich aus der herzoglichen Bibliothek von Wolfenbüttel, so berühmt durch die Beiträge ihres weiland großen Bibliothekars, G. E. Lessing. Über das Wie? und Woher? findet man ausführlichen und diplomatisch genauen Aufschluß in dem neuesten (vierzehnten) Bande der im Auftrage der Regierung vom Institut de France herausgegebenen „Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque du roi (S. 296—458), mit der Aufschrift „Manuscrit de Wolfenbüttel". Ein deutscher Gelehrter, der Archivar Herr Lappenberg in Hamburg, hatte die Aufmerksamkeit der französischen Gelehrten, besonders des berühmten Augustin Thierry, zuerst auf die Existenz dieses wichtigen Manuscripts in Wolfenbüttel gelenkt; denn Ebert hatte in seiner „Handschriftenkunde" nur das Äußere desselben beschrieben, ohne dessen geschichtliche Wichtigkeit zu würdigen. Auf die dringende Verwendung Thierry's verschaffte der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Guizot, den französischen Gelehrten das wichtige Manuscript, von dem sie nun gestehen, daß es ihrer Erwartung im hohen Maße entsprochen. Sein Ursprung ist in den Registern des Finanzbureau in Bordeaux zu suchen; es ist ein abgerissenes Glied einer längern Reihe von Actenstücken und Rechnungen, bezüglich auf den dritten Stand des südlichen Frankreichs im 13. Jahrhundert, zur Zeit der englischen Herrschaft; wie dieses Cartullarium der Herzöge von Guyenne nach Wolfenbüttel gekommen sei, bleibt bisher unerklärlich. Da aber die französische Revolution die gesammten ältern Archive der Stadt vernichtete, so ist es als ein Glück zu erachten, daß wenigstens dieses Fragment durch seine Entfernung nach Deutschland gerettet worden ist. Auf dem ersten Blatte steht als Titel: „Recognitiones feodorum in Aquitania Edwardo III regi Angliae factae." Genauer betrachtet war jedoch das Motiv der Abfassung dieser Handschrift die große Domanialoperation bei dem Regierungsantritte Eduard's I. Die meisten dieser Recognitionen beziehen sich auf die J. 1273 und 1274. Außerdem stehen die verschiedensten Urkunden ohne Methode und Ordnung nebeneinander. Drei davon gehören noch dem 12. Jahrhundert an. Das Meiste davon ist um so wichtiger, als es sich in keiner der frühern französischen oder englischen Sammlungen findet; und Alles authentische Documente, die meisten in lateinischer, damals der officiellen Sprache. Eine gute Anzahl davon jedoch ist in den verschiedenen romanischen Dialekten des südlichen Frankreichs abgefaßt, welche zu den wichtigsten sprachlichen Beobachtungen Stoff liefern werden. Diese große Vervielfältigung der Dialekte ist nicht minder wichtig für die Geschichte als die Philologie, weil sich die Fragen über

*) Histoire de la marine française. XVIIe siècle. Règne de Louis XIV. 5 vols. Paris 1835—37.

**) Correspondence de Henri d'Escoubleau de Sourdis, archevêque de Bordeaux ... accompagnée d'un texte historique, des notes et d'une introduction par *Eugène Sue*. Paris 1839—41.



die verschiedenen Stämme und Nationalitäten daran knüpfen. Nächstdem finden sich hier eigenthümliche Einzelheiten über den damaligen innern Stand der Gesellschaft und den Mechanismus seiner Organisation. Eine Menge Details über die Sitten des Mittelalters finden sich in diesen feudalistischen Charten des Mittelalters verborgen. Dahin gehören z. B. die Rechte des Herrn auf Herberge und Bewirthung (droits de gîte et de procuration). Diese Rechte waren ganz allgemeiner Art, bei den größten Vasallen wie bei dem armen Arbeiter und überall genau bestimmt; wie die Zahl der Gäste des Königs, die Quantität und die Qualität der Gerichte. Z. B. die Herren von Pommiers mußten dem Könige und zehn seiner Ritter, wenn er auf ihr Schloß de la Redorte kam, „Schweinefleisch und Kuhfleisch, Kraut, Senf und gebratene Hühner" vorsetzen. Eine bizarre Ceremonie war mit dieser Leistung verbunden. Wenn einer von den Herren von Pommiers ein Ritter war, mußte er ohne Stiefeln, in scharlachrothen Socken, die goldenen Sporen an den Füßen, den König bei der Mahlzeit bedienen. Gab es aber keinen Ritter in der Familie, so mußte das aufwartende Mitglied Socken von weißem Scharlach und silberne Sporen tragen. Zuweilen gab es noch seltsamere Ceremonien. So mußte der Vicomte von Marsan dem Könige während des Essens eine brennende Kerze an der Spitze einer Lanze übergeben, ein anderer mußte beim Bedienen in einer Hand beständig eine brennende Kerze halten, die nicht ausgehen durfte. Setzte er sich nachher mit den andern Leuten des Königs zum Essen, so stellte er die Kerze vor sich hin und trug sie zuletzt in der Hand nach Hause. Überall übrigens sind der Gerichte wenig, ohne viel Auswahl und fast immer die nämlichen; auch kaum ein Vorzug der Tafel des Königs vor der seiner Offiziere. So fertigte Heinrich II. einst die Mönche von Suratheim, die sich bei ihm beschwerten, daß der Abt ihnen den Mittagstisch um drei Gerichte verkürzt, mit der Antwort ab: „Und ich habe an dreien genug!" Außerdem enthält dieses Manuscript sehr wunderliche Leistungen der Vasallen gegen ihre Lehnsherren. Man findet hier aber auch Nachrichten über die Municipalgeschichte und die politische Institution von Bordeaux und einer Menge anderer Städte, über viele Familien und Personen. Darunter haben die auf Bayonne bezüglichen Documente die Wichtigkeit, daß sie sonst nirgend weiter gefunden, Nachrichten über die Handelsverbindungen dieser Stadt im 13. Jahrhundert geben, und eine sehr lebhafte Schiffahrt mit Spanien, den Seeküsten Frankreichs, Englands und Flanderns constatiren. Mehres Andere bezieht sich auf die Geschichte des Handels und der Industrie des Mittelalters im Allgemeinen. Mehre Urkunden beziehen sich auf den Walfischfang, der im 12. und 13. Jahrhundert an allen Küsten des Gascognischen Meerbusens stattfand; während die Walfische aus diesen Gegenden später ganz verschwunden sind, wiewol völlig erst gegen das Ende des 16. Jahrhunderts. Für den Zustand der Juden in Guyenne im 13. Jahrhundert ist ein Actenstück vom 3. Juni 1265 bezeichnend: Eduard, der älteste Sohn des Königs von England, schenkt dem Bernard Macoynis, Bürger von Bordeaux, seinen Juden von Lesparre, Bernard Benedict, um ihn während seines Lebens zu besitzen, sammt allen Einkünften, die er von ihm wird ziehen können u. s. w.

Am Schlusse ihres Auszugs, wovon wir hier natürlich sehr Vieles unberührt lassen mußten, machen die Herausgeber die Bemerkung: „Diese Nachrichten, so unvollständig sie auch sind, offenbaren einen gesellschaftlichen Zustand, welcher mit dem der lombardischen Städte zu derselben Epoche eine unverkennbare Analogie darbietet. Gewiß, das Interesse der obscuren Kämpfe der Bürger von Bordeaux, von Dax und von Bayonne kann lange nicht mit dem wetteifern, welches die berühmten Zerwürfnisse der italienischen Republiken darbieten; aber diese Kämpfe haben nichtsdestoweniger ihre Wichtigkeit. Vielleicht wird das gründlichere Studium der Archive des Südens die Entdeckung anderer Documente herbeiführen, welche neues Licht auf die Thatsachen werfen, die in den Urkunden des Manuscripts von Wolfenbüttel noch nicht in aller erfoderlichen Klarheit hervortreten."

Das Vorhandensein dieses Unicum für französische Geschichte auf der Bibliothek in Wolfenbüttel ist für uns um so interessanter, als bekanntlich der Stifter dieser berühmten Bibliothek im 17. Jahrhundert, der gelehrte Herzog August von Braunschweig-Wolfenbüttel, eine überaus zahlreiche handschriftliche Sammlung französischer Staatsschriften unter der Regierung Ludwig's XIII. mit vielen Kosten für sie verschafft, worüber eine eigene Abhandlung von dem berühmten Hermann Conring existirt. Diese Sammlung wurde ehemals, mit besonderer Erlaubniß der Herzöge, auch von Franzosen nicht selten benutzt. Heute jedoch scheinen die französischen Gelehrten die Erinnerung daran verloren zu haben, da unsere Herausgeber wol darauf sonst hingewiesen hätten. 107.

Miscellen.

Paris de Puteo, ein italienischer Rechtsgelehrter im 15. Jahrhundert, pflegte von seiner Zeit zu sagen: „In den Gerichtshöfen, selbst den Obergerichten, werden mehr Banditenstreiche und Räubereien verübt als in Arabiens Wüsten." So wurde Ludwig von Marillac, Marschall von Frankreich, unter König Ludwig XIII. von diesem angeklagt, zum Tode verurtheilt wegen so unbedeutender Verschuldungen, daß selbst sein Feind, der Cardinal Richelieu, erklärte, er hätte nicht geglaubt, daß die Richter Marillac's Verschuldung schwerer hätten finden können als die eines Knaben, welcher eine Züchtigung mit der Ruthe verdient habe. — Ein Staatsbeamter in Prag, dem 1386 das Staatssiegel anvertraut war, hatte dasselbe nicht sorgfältig genug verwahrt. Seine Gattin badete ihr Kind und suchte dessen Schreien damit zu beschwichtigen, daß sie demselben unter andern Spielsachen auch das Staatssiegel gab, welches, in das Waschbecken gefallen, mit dem in solchem befindlichen Wasser auf die Straße geschüttet, dort gefunden und der Obrigkeit ausgeliefert ward. Der Staatsbeamte, der von alle Dem nichts wußte, wurde hierauf befragt, wo das ihm anvertraute Staatssiegel sei? Es sei, antwortete er, bei ihm zu Hause, er werde es gleich selbst holen. Eilends begab er sich in seine Wohnung und verwendete eine geraume Zeit, wiewol vergeblich, auf Nachsuchen. Betrübt kehrte er zum Gerichtssaale zurück, aber schon unterwegs begegneten ihm die zum Blutgericht Abgeordneten mit dem Henker, ließen ihn sogleich binden und ohne weiteres hinrichten.

In dem zu Paris 1713 erschienenen Buche: „Théorie et pratique des sacrements, des censures, des monitoires et des irregularités", wird die Frage, ob es keinen Fall gebe, in welchem es dem Beichtiger erlaubt sei, die ihm in der Beichte kund gewordenen Verbrechen und Übelthaten zu offenbaren, ohne alle Ausnahme verneint. „Il n'est", heißt es, „permis de le faire ni pour le bien de l'eglise, ni pour le salut du prochain, ni pour le bien de l'etat, ni pour éviter la mort, ni pour faire éviter la profanation d'un sacrement, ni pour quelque autre cause, que ce soit." Ja, unter den zweifelhaften Fällen kommt sogar der vor, daß es einem Geistlichen, dem in der Beichte bekannt geworden, daß ein Dieb durch sein nicht hinlänglich verwahrtes Fenster einsteigen und ihn bestehlen wolle, nur unter gewisser Einschränkung gestattet sei, sein Fenster vor dem beabsichtigten Einsteigen gehörig zu verwahren. So erzählt auch Lenglet du Fresnoi in dem „Traité historique et dogmatique du secret inviolable de la confession", daß der Senat zu Toulouse 1579 einen Priester, welcher einen ihm gebeichteten Mord angezeigt, an den Galgen gebracht und den Mörder losgesprochen habe. 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 169. — 17. Juni 1844.

Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften, dargestellt von G. Hartenstein. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wenn irgend eine philosophische Disciplin darauf rechnen darf, den allgemeinsten Interessen und Tendenzen der Gegenwart so entgegenzukommen, daß sie in ihnen einen fruchtbaren Boden und einen Grund reger Theilnahme an der Untersuchung findet; wenn irgend eine geeignet ist, zwischen den Tiefen der Wissenschaft und den Fragen, welche sich auf der Oberfläche des Lebens darbieten, eine enge, beide fördernde Verbindung zu stiften: so gilt dies ohne Zweifel von der Ethik im umfassendsten Sinne dieses Worts. Begründung und Sicherung von Staatsformen, welche dem Bildungszustande des Volks und seiner Theilnahme am Ganzen angemessen sind, Entwickelung der Gesetze und des Rechtsganges, Veredlung und Hebung der untersten Schichten der bürgerlichen Gesellschaft, Herstellung eines reinern und edlern socialen Zustandes — diese und ähnliche Fragen, bald allgemein gefaßt, bald nach den speciellen Fällen des Lebens näher bestimmt, sind es, welche in der Gegenwart das ernste Nachdenken aller Gebildeten in Anspruch nehmen, welche in allen Kreisen der Gesellschaft den lebhaftesten Anklang finden und durch die Presse von den verschiedensten Seiten beleuchtet den Gegenstand der täglichen Unterhaltung bilden. Wer über diese Fragen Aufschluß gibt oder verspricht, darf sich eines zahlreichen Publicums versichert halten; wer sie geistreich discutirt, wird seinen Namen schnell bekannt machen; täglich besprochen bieten sie täglich den Stoff zu neuem Interesse. Sollen aber diese Fragen gründlich beantwortet und nicht einem bloßen Meinen überlassen werden, sollen die Worte „Entwickelung, Fortschritt" und ähnliche, mit welchen jede Partei ihr Streben zu charakterisiren meint, eine bestimmte Bedeutung für den Einzelnen wie für das Ganze der Gesellschaft erhalten: so muß man über das sittliche Ziel, dem man zuzustreben habe, sich verständigt haben, und die Ethik muß die Grundlage für die Lösung jener Aufgaben bilden. Man sollte hiernach erwarten, daß die Philosophie, welche in den letzten Jahrzehnden die edelsten Kräfte beschäftigte und eine weit verbreitete Theilnahme unter allen Gebildeten gefunden, mit besonderer Vorliebe dies ihr Gebiet werde bearbeitet haben. So begründet diese Erwartung ist, so findet doch in der Wirklichkeit das gerade Gegentheil davon statt. Die Reformation, welche Kant's Auftreten in der Philosophie bezeichnet, traf allerdings deren praktische Seite ebenso gut wie die theoretische; zu der Energie besonnener und ruhiger Überlegung, mit welcher sich Kant in der „Kritik der reinen Vernunft" der Metaphysik seiner Zeit entgegensetzte, kam in seinen Schriften zur Moral noch die Wärme und Reinheit sittlicher Überzeugung; und indem Kant dem Eudämonismus einen Damm entgegenstellte, welcher die beschränkte Form seiner eigenen Ethik weit überdauern wird, gab er der Moral eine festere Begründung und würdigere Gestaltung. Aber unmittelbar nach Kant ward die Grundlage seiner Moral, die Trennung von Ethik und Metaphysik, die Selbständigkeit des ethischen Wissens aufgegeben, und hiermit trat nothwendig in den Systemen nach Kant, selbst wo sittliche Ideen den eigentlichen Ausgangspunkt der Speculation gebildet hatten, die praktische Seite der Philosophie hinter der theoretischen zurück. Ob diese Vereinigung von Ethik und Metaphysik unter die Herrschaft Eines Princips, welche man allmälig als eine Förderung wahrer Wissenschaftlichkeit anzusehen sich gewöhnt hat, in dem Wesen dieser Wissenschaften begründet ist oder ihm widerspricht, ob daher die hierin begründete Zurücksetzung der Ethik als ein Verdienst oder als eine Schuld der bezeichneten Systeme anzusehen ist — das müssen wir hier noch unentschieden lassen; so viel steht als Thatsache fest, daß die Ausbildung der Ethik darunter litt, und daß die Philosophie den edlen Beruf, den ethischen Bestrebungen des Zeitalters begründend, leitend und Richtung gebend entgegenzukommen, nicht erfüllte. Bei dieser unverkennbaren Einseitigkeit in der philosophischen Entwickelung der neuesten Zeit wird daher jede ernstliche Bemühung um die Ausbildung der Ethik dankenswerth sein.

Die vorliegende Schrift darf auf ein allgemeineres Interesse um so mehr rechnen, da sie die Ethik im umfassendsten Sinne des Worts behandelt und von den höchsten und allgemeinsten sittlichen Principien in das Einzelne des wirklichen Lebens so weit herabsteigt, als sich dies unter bestimmte und feste Gesichtspunkte fassen läßt. Der Verf. sagt in der Vorrede:

Die vorliegende Schrift ist ein Versuch, die Grundzüge der Ethik in dem Sinne darzustellen, in welchem die Alten sie behandelten, bevor die doppelte Abtrennung des Rechtlichen von dem übrigen Sittlichen, des sogenannten Naturrechts von der Moral und der Verhältnisse des Privatlebens von denen des öffentlichen für die Bedingung einer richtigen Lösung der hierher gehörigen Aufgaben angesehen zu werden begann. Daß das Recht auf ethischem Grund und Boden wurzelt, und daß die Ansprüche des sittlichen Lebens nicht blos dem individuellen Wollen des Einzelnen, sondern auch dem gesellschaftlichen gelten, das dringt sich selbst einer fragmentarischen Überlegung so vielfältig auf, daß wenigstens in dieser Hinsicht ein Versuch, die Grundbegriffe der ganzen Ethik auch wirklich als Ein zusammengehöriges wissenschaftliches Ganzes zu entwickeln, kein Befremden erregen wird.

Werden nun die Principien der Ethik auf die bunte Mannichfaltigkeit des Lebens angewendet, so erhebt sich daraus eine Mehrheit specieller Aufgaben, wie etwa der Pädagogik, Politik, Rechtsphilosophie, Verwaltungslehre und anderer, deren jede für sich umfassende und eigenthümliche Untersuchungen voraussetzt, und welche doch insgesammt, sollten sie auch den Schein der Selbständigkeit annehmen, auf dem gemeinsamen Boden der Ethik beruhen. Diese einzelnen Wissenschaften wirklich auszuführen, war nicht die Absicht des Verf., er wollte nur von den Principien der Ethik aus hinführen bis zum Eintreten dieser speciellen Wissenschaften, sodaß sich ihre Abhängigkeit von der Ethik und die Stelle deutlich zeigte, welche sie im ethischen Systeme einzunehmen haben. In diesem Sinne nennt er die Schrift „Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften", ohne die Einheit der Wissenschaft selbst dadurch aufgeben oder gefährden zu wollen; vielmehr dient das Herabsteigen in das Einzelne und Specielle nur dazu, die einheitliche Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange zu durchdenken; und wenn die vielseitige Anwendung der Principien keineswegs für eine Begründung derselben gelten kann oder soll, so gibt sie doch denselben erst ihre volle Fruchtbarkeit, sie bildet die Brücke von den Idealen der Wissenschaft zu den sittlichen Überlegungen im Leben des Einzelnen und im gesellschaftlichen Verkehre. Dieser Umfang in der Ausführung der Ethik berechtigt daher auch den Verf. zu dem am Schlusse der Vorrede ausgesprochenen Wunsche, seine Schrift möge solche Leser finden,

welche die hier behandelten Fragen nicht als eine Sache der Schule oder sonst einer Partei betrachten, sondern welche es nicht für verlorene Mühe halten, über die Grenzen ihres besondern Berufs oder ihrer individuellen Vorliebe hinaus ihren Blick auf das Ganze der menschlichen Angelegenheiten zu erweitern und den höchsten Aufgaben des Lebens ein reines und ernstes Interesse zu widmen.

Solchen Lesern ist diese Zeitschrift bestimmt; es wird daher nicht unangemessen sein, durch eine Relation über dieselbe zu bezeichnen, inwiefern sie auf deren Interesse Anspruch machen kann.

Welcher philosophischen Richtung die vorliegende Bearbeitung der Ethik angehöre — die erste Frage, die sich bei der Relation über eine philosophische Schrift aufdrängt —, setzt der Name des Verf. außer Zweifel; denn in seiner „Metaphysik" sowol als bei der Herausgabe der „Vermischten Schriften" Herbart's hat sich Hartenstein so bestimmt als einen Anhänger Herbart's bezeichnet, daß wir mit Recht das Gleiche für die Ethik erwarten dürfen. Der Verf. spricht dies auch selbst in der Vorrede unumwunden aus und verzichtet damit auf die Eigenthümlichkeit des von ihm eingeschlagenen Weges, ohne sich darum in allen Punkten der Grundlehren oder ihrer Ausführung in unbedingter Strenge an die Worte des Meisters zu binden.

Man wird daher diese Schrift beiweitem nicht für einen so treuen Ausdruck der eigenen Denkart Herbart's halten können, als dies bei meiner „Metaphysik" der Fall war; vielmehr wird sie nur als die Darlegung der Gestalt angesehen werden können, welche unter dem Einflusse der praktischen Philosophie Herbart's das Ganze der Ethik bis jetzt in mir durch eigene Prüfung und fortgesetztes Nachdenken erlangt hat.

Indeß mit dieser Angabe des Verhältnisses, in welchem diese Ethik zum Herbart'schen Systeme steht, wird für die meisten Leser noch wenig zur Charakteristik derselben gesagt sein. Herbart's „Praktische Philosophie" erschien zwar bereits am Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts; manche seiner spätern Schriften dienten dazu, einzelne Seiten derselben weiter auszuführen, ohne an der Grundlage etwas zu ändern; aber ein eigenthümliches Misgeschick scheint den Resultaten des Nachdenkens dieses originellen Geistes Verbreitung und Theilnahme versagt zu haben, ein Misgeschick, welches zum Theil vielleicht in dem persönlichen Charakter Herbart's, zum viel größern Theile aber in den philosophischen Sympathien und Antipathien der Zeit seinen Grund hatte. Erst seit kurzer Zeit haben einige thätige Anhänger Herbart's, unter denen der Verf. dieser Schrift eine ehrenvolle Stelle einnimmt, angefangen, ein richtiges Bild dieses Systems zu verbreiten, während bis dahin aus einzelnen zerstreuten, falsch gedeuteten und willkürlich angewendeten Aussprüchen Herbart's ein Caricaturbild von solcher Sonderbarkeit zusammengesetzt war, daß nur die Zuversichtlichkeit der Zeichnung den Glauben erklären kann, den dasselbe im Kreise der Gebildeten fand. Aber auch in der letzten Zeit hat sich das Interesse für Herbart'sche Philosophie, mochte es auf Fortbildung oder auf Darstellung und Kritik derselben gerichtet sein, vorzugsweise dem theoretischen Theile derselben zugewendet; abgesehen von zwei Bearbeitungen der Religionsphilosophie im Herbart'schen Sinne, welche nothwendig auch das Gebiet der Ethik berühren müssen, ist die vorliegende Schrift die erste, welche ausdrücklich und ausschließlich die Ethik nach Herbart'schen Principien zu ihrem Gegenstande hat. Wir glauben daher am angemessensten und zugleich am kürzesten die Hartenstein'sche Ethik zu charakterisiren, indem wir die Eigenthümlichkeit der Herbart'schen praktischen Philosophie kurz bezeichnen und daran anschließen, inwieweit der Verf. von seinem Vorgänger abweicht.

Die Ableitung der gesammten Philosophie, in ihrem praktischen sowol als ihrem theoretischen Theile, aus einem einzigen Princip ist ein gemeinsames Merkmal

der philosophischen Systeme nach Kant; Herbart's Philosophie steht zu diesen allen dadurch im Gegensatze, daß sie die Foderung solcher Einheit nicht anerkennt, vielmehr die Trennung der theoretischen und praktischen Philosophie in ihren Principien als die unerlaßliche Bedingung der richtigen und reinen Entwickelung beider ansieht. Die theoretische Philosophie, deren Grundlage die Metaphysik ist, handelt von Dem, was ist, die praktische von Dem, was sein soll; die Realität ist der Gegenstand der einen, das unbedingte Urtheil über den Werth Gegenstand der andern; es ist weder das Eine in dem Andern enthalten, noch das Eine aus dem Andern herzuleiten, Beide sind in ihren Ausgangspunkten völlig disparat. Es heißt in der vorliegenden Schrift:

Die Metaphysik findet sich gebunden an Das, was ist und geschieht, sie soll Rechenschaft geben über die Gründe der Erscheinungen, über den Lauf der Begebenheiten, über die Gesetze ihres Entstehens und Vergehens; was ist und warum es ist und was daraus wird, darüber soll sie wo möglich ein Wissen erzeugen. Aber wie folgt aus der Thatsache, daß solche oder andere Erscheinungen gegeben sind, aus der Einsicht, daß sie zurückweisen auf Das, was ihnen zu Grunde liegt, aus der Nachweisung, wie dieses mit jenen zusammenhängt und sich in ihnen darstellt, aus der Bestimmung der Gesetze endlich, nach welchen dies geschieht, wie folgt aus alle Dem eine Entscheidung über Das, was löblich und schändlich, schön und häßlich ist? Wo liegt denn in der Ergründung der Gesetzmäßigkeit der Erscheinungswelt eine Richtung auf das Urtheil über den Werth dieser Erscheinungen? Ebenso, wie folgt andererseits aus dem lebendigsten Gedanken eines Musterbildes, aus dem Vorbilde des Schönsten, des Edelsten und Herrlichsten, dessen Nachbild, wenn es wäre und einträte in die Welt der Erscheinungen, Gegenstand der Liebe, der Achtung, der Verehrung sein würde, wie folgt denn daraus allein die Realität, oder auch nur die wirkliche Erscheinung Dessen, was es bezeichnet?

Die Verschiedenheit der Principien bedingt darum noch nicht ein völliges Zerschneiden der Philosophie in zwei gänzlich auseinander liegende Hälften; denn es hindert nichts, vielmehr ist es durchaus nothwendig, daß die in ihren Principien unterschiedenen Theile in ihren Folgerungen die engste Verbindung eingehen, die Psychologie muß auf den Punkt führen, auf welchem das sittliche Urtheil sich als Product der geistigen Entwickelung ergibt; die praktische Philosophie andererseits muß die Naturbedingungen und Naturgesetze des Geschehens zu Hülfe nehmen, um aus ihrer Idealwelt eine Bedeutung für die wirkliche Welt zu erlangen; und dieser strenge und nothwendige Zusammenhang erfüllt vollständig die Foderungen, welche in dem Begriffe eines wissenschaftlichen Systems liegen.

Gegenstand der praktischen Philosophie ist das Urtheil über den absoluten Werth des Willens, d. h. der einzelnen Willenacte, volitiones, um mit Spinoza zu reden, nicht eines angeblichen allgemeinen Seelenvermögens. Beurtheilt wird über das Wollen und Handeln nach mancherlei Gesichtspunkten; es kann nach Rücksichten der Klugheit, der Brauchbarkeit, der Geschicklichkeit, des Genusses Billigung oder Misbilligung, Lob oder Tadel erfahren. In den bezeichneten Fällen ist etwas dem Willen selbst Äußeres der letzte Grund des Vorziehens oder Verwerfens. Aus allen diesen Arten der Beurtheilung hebt sich die sittliche dadurch heraus, daß sie nicht etwas dem Willen Fremdes, sondern ihn selbst, seine eigene Qualität trifft. Eine Billigung, welche den Willen um seiner eigenen Qualität willen trifft, ist dadurch selbst unbedingt; ebenso wenig von Objecten außer ihm als von der speciellen Beschaffenheit des Subjects abhängig hat sie Anspruch auf absolute Gültigkeit. Die Realität des Willens ist dabei vollkommen gleichgültig; ob etwas „ein Factum oder eine Hypothese ist", wie der Lessing'sche Patriarch sich ausdrückt, macht für die Beurtheilung keinen Unterschied; sie ergeht über den gedachten Willen wie über den wirklichen, über Gesinnungen und Handlung im Romane oder Schauspiele wie über die im täglichen Leben. Somit wird es zur Aufgabe der Ethik, dasjenige Musterbild oder diejenigen Musterbilder des Willens im Denken zu construiren, mit deren reiner Vorstellung der unbedingte Beifall nothwendig verbunden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungsliteratur.

1. Das Haus Lauernesse. Von A. L. G. Toussaint. Aus dem Holländischen von J. D. v. Bétaz. Vier Bände. Braunschweig, Meyer sen. 1843. Gr. 12. 5 Thlr.

Was bisher von der holländischen Romanliteratur dem Ref. bekannt wurde, ließ ihn freilich eine biedere Rechtlichkeit in Form und Wesen wol erkennen, und da der Deutsche in dieser Beziehung dem Holländer verwandt ist, so fand Ref. erklärlich, daß bald nach dem ersten Auftreten holländischer Romanschriftsteller fleißige Übersetzer und theilnehmende Leser sich einstellten. Allein Alles, oder doch das Meiste, was uns einen Roman wahrhaft ans Herz legen, zu einem Theile unserer selbst machen muß, jener poetische Hauch, jener Geist echter Kunst, der jedem, selbst unbedeutend scheinenden Einzelnen, Besondern das Licht einer großen Weltanschauung entzündet, hat sich durch die praktische Behaglichkeit nicht Bahn brechen können. Auch das vorliegende Buch nahm Ref. mit dem Vorurtheile zur Hand, schon Bekanntes wieder zu finden. Er sah sich getäuscht, und um so größer war die Überraschung, die würdigen holländischen Herren von einer jungen Dame überflügelt zu sehen. Sie trägt einen französischen Namen, weshalb jenen Herren das Recht nicht entzogen werden soll, ihr reines holländisches Vollblut geltend zu machen; wogegen uns aber auch der gute Glaube nicht geschmälert werden darf, daß eine Mischung französischen und holländischen Blutes einen sehr wesentlichen Einfluß auf die Blüte der holländischen Romanliteratur ausübe, wobei es zugleich erfreulich ist, aus der Nachschrift des Übersetzers zu vernehmen, daß die junge Schriftstellerin im Vaterlande allgemein gefeiert werde. Rücksichtlich des vorliegenden Romans ist es nun zuerst hervorzuheben, daß der Stoff desselben ein glücklicher Griff in die Geschichte genannt werden muß, und es ist auffallend, wie dieser Stoff, welcher dem Deutschen vorzüglich nahe liegt, eben in Deutschland noch fast ganz unbenutzt geblieben ist. Derselbe ist jener Zeit entnommen, wo das Wort des wittenberger Reformators, von Mund zu Mund, von Stadt zu Stadt getragen, nicht in ganzen Gemeinden allein, sondern unter den Gliedern einer Familie selbst die eigenthümlichsten Verhältnisse, oft auch Haß und Zwietracht, Verfolgung und Mord hervorrief. So auch in diesem Buche. Die reiche Erbin des Hauses Lauernesse schenkt ihre Liebe dem jungen Arnold, eines begüterten Bürgers Sohn. Sie leiht aber auch Ohr, Herz und Seele der

neuen Lehre, die ein gottbeseelter Schüler in ihrem Hause verkündet, während Arnold, der lange nichts von der Umwandlung der Braut weiß, seinem Glauben getreu bleibt. Aus diesem Verhältnisse entwickeln sich die mannichfachsten, erschütterndsten Situationen — z. B. am Sterbebette von Arnold's Mutter —, für deren Reichthum d. Bl. keinen Raum haben. Arnold zieht an den Hof zu Madrid, erfreut sich der Gunst des Königs, wird aber zugleich Sklave der Kirche und immer härter, schroffer, düsterer. Die Braut Ottelyne hat der Gefahren und Leiden für ihren Glauben viele zu bestehen. Sie hört zuletzt mit einer gläubigen Schar das Wort eines Predigers auf einsamer Weide; da erscheinen gewaffnete Reiter; Arnold ist unter ihnen; es kommt zum Kampfe, und Arnold sinkt schwer verwundet. Ottelyne empfängt den letzten Seufzer des Jugendgeliebten, der bei allem Eifer, bei allen Kämpfen für seinen Glauben, nun verlassen von Allen, nur nicht von der Geliebten, jedes Trost- und Gnadenmittels seiner Kirche entbehren muß. Ottelyne flieht nach Deutschland, und wir verlassen sie vor Bugenhagen's Hause, wo Luther Worte der Kraft, des Trostes, der Zuversicht in ihre Seele legt. Überall bethätigt die Verf. eine klare Menschenkenntniß, welche sie nirgend irre führt unter der Menge der handelnden Personen, und wie sie mit Geschick den Gang der Handlung verflicht und entwirrt, so behandelt sie die kleinern wie die größern Momente derselben frei und sicher ohne Sentimentalität oder gar Frömmelei. Der wirklich großen Aufgabe, welche sie sich stellte, ist ihre Kraft im Allgemeinen nicht erlegen, und gern wollen wir hier und da einige Längen übersehen und es nicht als allzu bedeutenden Fehler hervorheben, daß die Schicksale einiger Personen nicht klar genug gehalten und ausgeführt sind. Sie entschädigt uns hinlänglich durch anschauliche Seelen- und Gemüthszeichnung, und wenn sie sich eben nicht mit frauenhaftem Antheil bei Außendingen aufhält, so haben diese dafür stets ihre rechte Geltung: sie gehören überall zu Sache. Wir scheiden von der Verf. mit dem freundlichsten Gruße und der Hoffnung, ihr recht bald wieder auf deutschem Boden zu begegnen.

2. Norwegen 1814. Historisch-romantisches Gemälde von L. K. Leipzig, Barth. 1843. 12. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Es ist der Verf. dieses Werkes wol nicht allein, welcher in der von den Norwegern 1814 errungenen Verfassung das „Zuehrenkommen des modernen Princips" erblickt, und den „Sieg auf dem Wege der Reform". Er betrachtet, ebenfalls nicht allein, den politischen Zustand Norwegens als beneidenswerth und hofft, daß die Zeit nicht fern sei, wo sich die ganze germanische Welt als ein großer Völkerbund umschlingt, wo dann Norwegen als Vorbild zu einem freien politischen Leben dienen könne. Wie jene nordische Nationalität geistig siegend aus dem Kampfe hervorgegangen ist, hat der Verf. nicht als Historiker, sondern als Romantiker darstellen wollen; sein Buch kann daher zunächst auch nur als Roman hier besprochen werden. Die Fäden des romantischen Gewebes werden an den jungen Björn, einem getreuen Anhänger des Prinzen Christian Friedrich, geknüpft. Auf seiner Herkunft ruht ein Schleier, und Ref. muß bekennen, daß derselbe nicht frei und geschickt genug gehoben ist, um in Björn's Wiege die politischen Richtungen der Personen, ihre gegenseitige Stellung und die Motive ihres Handelns klar zu durchschauen. Alles, was wir von einem nordischen und politischen Roman etwa erwarten, finden wir hier; außer manchen andern Figuren fehlt es nicht an einem schleichenden Verräther, einem verwitterten Harfner, einer modernen Ophelia, einem Repräsentanten der alten schlichten nordischen Kraft und Biederkeit, an politischen Kannengießern, an einer edlen kräftigen Jungfrau und ihrem Gegensatze, und sie alle sind treu und wahr genug gehalten. Gleichwol erscheinen sie zu knapp abgefunden; sie finden nicht Zeit, nicht Raum, sich selbst und in ihren Verhältnissen zur Umgebung gehörig zu entwickeln; die politischen Zustände drängen die persönlichen, und diese wieder jene; die historischen Personen sind meistens als bekannt vorausgesetzt, und die Staatsverhandlungen sind fast als trockene Relation, hin und wieder wörtlich gegeben. Wie nun die knappe Behandlung überhaupt den Leser störend berührt, so weckt sie auch Zweifel. Z. B. Schweden und Dänemark haben den Kieler Tractat abgeschlossen, wonach Norwegen an Schweden fällt. Die norwegischen Remonstrationen veranlassen Dänemark zu einer Publication an alle Norweger, worin die Abtretung als vollzogen bezeichnet wird, gleichwol aber noch von Befehlen und Gebieten die Rede ist. Wie hier die Verhältnisse dargestellt sind, ging dazu Dänemark bereits jede Befugniß ab, und es müssen nothwendig noch andere Umstände mitgewirkt haben, welche eine solche Publication motiviren. Diese Umstände sind jedoch nicht dargelegt. Wenn Ref. nun auch der Meinung sein muß, daß die Menge der Personen, die vielfachen, durch dieselben bedingten Verhältnisse nicht harmonisch genug gegliedert sind; daß der Verf. geschwankt habe, ob der Politik, ob der Romantik das Prävenire zuzuwenden sei: so ist dennoch das Buch als eine erfreuliche Gabe zu betrachten durch die darin zu Tage gelegte wackere Gesinnung, die schlichte, meistens gelungene Zeichnung der Personen, die treue Naturschilderung, die ruhige, angemessene Sprache, und die für einen befriedigenden, sichernden Zustand ausgesprochenen Hoffnungen.

3. Kaufmann und Dichter. Novelle. Leipzig, Hartmann. 1843. 8. 1 Thlr.

Ein junger Comptoirist verläßt seine Stelle, um den Musen zu leben. Er arbeitet an einem dramatischen Werke, welches alle seine Hoffnungen erfüllen soll. Ein Jugendfreund beredet ihn, die Universität zu besuchen und dann erst sein Werk zu vollenden. Das geschieht; das Drama wird an die Bühnen versandt und kommt in allen Exemplaren zurück. Ein Schauspieler zeigt, woran es dem Stücke fehlt, und der Dichter wird Schauspieler, um die Mittel genau kennen zu lernen, welche den Effect eines Stückes bedingen. Als Schauspieler lernt er die Liebe kennen, und da einige Offiziere nicht damit zufrieden sind, fällt er mit seinem Stücke durch. Er wird nun Secretair eines östreichischen Barons, wird von diesem nach Wien geschickt, und wir erhalten eine Reisebeschreibung nebst einer Novelle. Der Schluß des Ganzen läuft darauf hinaus, daß der Secretair in dem Baron seinen Nebenbuhler und in dem Novellenerzähler den Vater seiner Geliebten kennen lernt und durch diesen seinem frühern Stande wieder zugeführt wird. Das Buch läßt sich lesen, doch befriedigt es nicht, da die im Titel schon gegebenen Gegensätze kaum zur Erscheinung gebracht sind und von einem Dichter überhaupt nicht füglich die Rede sein kann.

24.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 170. —— 18. Juni 1844.

Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften, dargestellt von G. Hartenstein.

(Fortsetzung aus Nr. 169.)

Nun ist ferner kein Wollen an sich in seiner Vereinzelung Gegenstand einer absoluten Billigung oder Verwerfung, sondern nur in seinem Verhältnisse zu einem Andern. Wir übergehen den Beweis dieses Satzes, der sich bei Hartenstein S. 17 fg., Herbart S. 39 fg. findet, und erinnern nur an Beispiele, welche die Sache erläutern können.

Ein einzelner Ton, ein isolirter Punkt u. s. w. sind kein Gegenstand eines ästhetischen Wohlgefallens; Accorde und Tonfolgen, die Umrisse einer Gestalt u. s. w. tragen schon eine Menge von Verhältnissen in sich; und so wie in der Kunst dieselben Elemente, so oder anders verbunden, eine verschiedene Schönheit erlangen, so liegen in den sittlichen Begriffen der Gerechtigkeit, der Liebe, der Treue u. s. w. offenbar Verhältnisse, ohne welche diese Begriffe jede bestimmte Bedeutung verlieren würden.

Die Aufgabe der Ethik gestaltet sich hiernach so, daß sie diejenigen Willensverhältnisse zu construiren hat, welche Gegenstand einer absoluten Billigung oder Misbilligung sind. Diese Musterbilder nennt Herbart sittliche Ideen, und die Ethik wird daher wesentlich zu einer Ideenlehre; sie hat die Musterbegriffe der Willensverhältnisse in ihrer Reinheit und Vollständigkeit zu construiren.

Bleibt man nun, um in dieser Construction von den einfachsten Voraussetzungen auszugehen, bei einem und demselben Subjecte stehen, so bietet sich hier unmittelbar das Verhältniß des Willens zu der über ihn ergehenden Beurtheilung dar; denn daß der Wille ausgesetzt ist der bewußten Auffassung des wollenden Subjects und dessen Beurtheilung anheimfällt, ist die Voraussetzung, ohne welche eine Ethik überhaupt nicht möglich ist. Die Übereinstimmung von Wille und Urtheil, als Idee der innern Freiheit bezeichnet, ist Gegenstand einer unbedingten und unmittelbaren Billigung. Was der Inhalt und der Maßstab der Beurtheilung sei, bleibt dabei zunächst ganz unbestimmt und wird sich erst aus der Gesammtheit der übrigen Ideen erfüllen. Innerhalb desselben Subjects würde sich außerdem nur noch das Verhältniß der Willensacte zueinander als Gegenstand der sittlichen Billigung oder Misbilligung darbieten; da aber die Rücksicht auf die Gegenstände des Wollens hierbei ausgeschlossen ist — denn hierdurch erhielte man eine Beurtheilung des Gewollten, nicht des Willens —, so bleibt nur das Größenverhältniß, nach welchem sich die einzelnen Willensacte als solche unterscheiden. Intensität der einzelnen Willensacte, Reichthum und Zusammenhang derselben sind die Gesichtspunkte, die hier hervortreten, Gesichtspunkte, welche sich bei der sittlichen Beurtheilung ohne Zweifel geltend machen, aber nur in derselben Weise wie bei jeder ästhetischen Beurtheilung, als begleitende Factoren des Urtheils, nicht als selbständige Gegenstände desselben; Billigung und Misbilligung des Willens wächst nach dem Maße der Stärke, des Umfangs und der innigen Verwebung desselben. Findet sich also innerhalb desselben Subjects kein zweites Verhältniß, welches Gegenstand eines unbedingten Beifalls oder Misfallens ist, so muß die Voraussetzung erweitert und die Beziehung zu dem Wollen eines andern Subjects hinzugenommen werden. Schon die Beziehung des eigenen Willens auf einen vorausgesetzten fremden Willen genügt, um zu einem solchen Verhältnisse zu führen. Die Übereinstimmung des eigenen Willens mit dem fremden als fremden, ohne irgend ein anderes Motiv, als welches in der Rücksicht auf den fremden Willen liegt, bezeichnet die Idee des Wohlwollens.

Unmittelbar, unbedingt, ohne alle Frage nach den Gründen des Beifalls oder Misfallens zwingt das Wohlwollen, die reine Güte dem Betrachtenden mit stiller Gewalt die Anerkennung seiner eigenen Schönheit auf, während das Übelwollen um so häßlicher wird, je bestimmter man es loslöst von allen Motiven und es als für sich bestehend hinstellt. Oder wäre es wirklich nothwendig, für die schändliche Familie des Hasses, des Neides, der Schadenfreude erst nach der Genealogie zu suchen, um danach zu bestimmen, was sie werth sind? oder dem Wohlwollenden seinen Preis nach dem Schaden herauszurechnen, den das Übelwollen stiften könne? Nichts von alle Dem; die Gültigkeit der Idee des Wohlwollens erweisen wollen, hieße daran verzweifeln, daß irgend eine Gesinnung ihren Werth unmittelbar in sich selbst trage. Beifall und Misfallen erzeugen kann die Wissenschaft hier so wenig wie bei irgend einer andern Idee; sie kann Das, was jenen oder dieses in Anspruch nimmt, nur hinstellen zur Auffassung und sorgen, daß nichts Fremdartiges sich einmische und dem Misverständniß und der Misdeutung die Wege bahne.

Von dem vorausgesetzten fremden Willen schreitet die Construction natürlich und nothwendig zu dem wirkli-

chen fremden Willen fort; mit diesem kann der eigene Wille entweder absichtlich oder unabsichtlich zusammentreffen. Unabsichtlich, wenn beide Willen, an sich einander gleichgültig, an demselben dritten Gegenstande sich begegnen. Sofern über diesen jeder der beiden Willen nach seiner Weise und zu seinen Zwecken disponirt, der Gegenstand aber den beiderseitigen Dispositionen zugleich zu folgen nicht fähig ist, entsteht Streit. Der Streit an sich betrachtet, ohne Rücksicht auf eine außerhalb dieses Verhältnisses liegende Beurtheilung eines der beiden streitenden Willen, ist Gegenstand eines unbedingten Misfallens. Dies Misfallen enthält die Foderung: der Streit soll aufhören, eine Foderung, welche, das Verhältniß des Streits in voller Reinheit des Begriffs gedacht, beide streitenden Willen gleich sehr trifft, und auf die Bestimmung einer Grenze für dieselben hinführt. Diese Einstimmung der Willen, als Regel gedacht, welche den vorhandenen Streit hebe und dem zukünftigen vorbeuge, ist das Recht.

Absichtlich zusammentreffen werden zwei Willen, wo nicht nur derselbe dritte Gegenstand das Ziel ihrer beiderseitigen Dispositionen, sondern jeder der beiden Willen Object des andern ist, d. h. wenn Wohl oder Wehe sowol gewollt als gethan und von dem entgegenstehenden Willen als Wohl oder Wehe angenommen wird. Wir übergehen die genauern Begrenzungen, durch welche dieses Verhältniß vor der Verwechselung mit denen des Wohlwollens und des Rechts gesichert wird, und begnügen uns zu bemerken, daß seine strenge Auffassung zu dem Misfallen an den unvergoltenen Thaten, den Wohlthaten wie den Wehethaten, führt. Die Idee der Billigkeit, welche die in diesem Misfallen enthaltene sittliche Weisung ausspricht, enthält in sich die Foderung der Vergeltung und Genugthuung, des Lohnes und der Strafe, je nach den Verschiedenheiten, welche in der Voraussetzung der Wohl- und Wehethaten nothwendig liegen.

Daß die Reihe der Ideen, als der sittlichen Fundamentalbestimmungen, hiermit geschlossen ist, und sich nicht noch eine fünfte oder sechste in gleich selbständiger Geltung hinzufügen läßt, liegt in der Regel der Construction selbst, welche von dem einfachsten, zunächst sich darbietenden Falle aus ohne Lücken und ohne Sprünge zu dem zusammengesetztern fortschritt; die Hinzufügung eines dritten oder vierten wollenden Subjects würde offenbar nur in mannichfacher Verwebung der Combinationen dieselben Verhältnisse wiederholen, aber kein specifisch verschiedenes neues ergeben. Läßt sich aber die Reihe der Ideen nicht verlängern, so lassen sich doch die Voraussetzungen für die Verhältnisse, welchen die Ideen gelten, erweitern. Denn für die Auffassung einer Mehrheit von Vernunftwesen erhebt sich wenigstens die Möglichkeit des Gedankens, daß die Mehren Dasselbe wollen und in der Identität ihres Wollens vereinigt als ein einziges wollendes Wesen sich darstellen. Daraus ergibt sich die Frage, welche Bedeutung die Ideen für eine irgend wie große Mehrheit vereinigter Willen gewinnen werden. Diese Frage nach der gesellschaftlichen Bedeutung der Ideen führt von den einfachen, den Einzelnen geltenden Ideen auf die gesellschaftlichen sittlichen Ideen. Die Idee des Rechts erweitert sich zur Rechtsgesellschaft,

d. h. einer solchen Vereinigung einer Vielheit wollender Wesen, deren gesammtes Wollen durch die Bereitwilligkeit, rechtliche Bestimmungen als Regel zur Vermeidung des Streites anzuerkennen und zu respectiren, charakterisirt ist, dergestalt, daß sie in dieser Hinsicht als ein einziger Wille angesehen werden können.

Die Billigkeit, als sittliche Foderung an die Gesellschaft, gestaltet dieselbe zu einem Lohnsysteme, indem die Gesellschaft selbst, die Ansprüche der Billigkeit gleichmäßig anerkennend, die Sorge dafür übernimmt, daß nicht Wohl- oder Wehethaten unvergolten bleiben. Die gesellschaftliche Bedeutung des Wohlwollens zeigt sich in dem Verwaltungssysteme; ist die Gesinnung des Wohlwollens in allen Gliedern der Gesellschaft gleich lebendig vorauszusetzen, so wird die Erreichung des öffentlichen Wohles, des allgemeinen Besten die gemeinschaftliche Aufgabe Aller, zu deren Erreichung ohne Rücksicht auf sich selbst Jeder mitzuwirken bereit sein wird. Denkt man sich endlich das gesellschaftliche sittliche Urtheil als übereinstimmend mit dem gesellschaftlichen Wollen, und dieses sittliche Bewußtsein selbst als das vereinigende Band der Gesellschaft, so ergibt sich die Idee der beseelten Gesellschaft oder des ethischen Organismus, als des höchsten Zieles, der vollkommensten Vereinigung aller sittlichen Ideen, welche das Ziel alles Strebens sein soll.

Diese einfachen Gedanken, welche wir in möglichster Reinheit und Strenge wiederzugeben versuchten, bilden die Grundlage, auf welcher das Herbart'sche System der Ethik erbaut ist. Verweilen wir noch etwas bei diesen Grundzügen und suchen wir im Überblicke des Ganzen die Frage zu beantworten, welche Stellung diese Lehre zu unserm gewöhnlichen Gedankenkreise einnimmt, zu der Art und Weise, wie sich das sittliche Bewußtsein im Wirken und Handeln geltend macht. Die Beantwortung dieser Frage wird die Eigenthümlichkeit dieses Moralsystems selbst in helleres Licht setzen, und als unzulässig kann sie, sofern sie sich nicht die Geltung einer Kritik anmaßen will, nicht angesehen werden; denn so weit sich auch die Philosophie über den unmittelbaren Gedankenkreis erheben mag, immer wird sie die Aufgabe haben, von ihrer Höhe aus in denselben Licht zu werfen.

Vor aller Philosophie und unabhängig von derselben gibt sich im unmittelbaren Bewußtsein ein Urtheil über den sittlichen Werth des Wollens und Handelns kund, des eigenen wie des fremden, des wirklichen wie des blos vorgestellten; so schwankend diese Urtheile auch sind, so schroff sie einander oft entgegenstehen, dennoch machen sie Anspruch auf Unbedingtheit und Allgemeingültigkeit. Ignoriren kann die Philosophie dieses sittliche Urtheil, das viel älter ist als die Philosophie darüber, aber aufheben kann sie es nicht, und stellt sie ein anderes Urtheil unabhängig und im Grunde verschieden von dem schon vor ihr vorhandenen auf, so wird dem

wirklichen Leben das Licht der Philosophie, der Philosophie der Einfluß auf das Leben entzogen sein. Dieser Vorwurf trifft die Herbart'sche Ethik nicht; sie urtheilt nicht selbst, aber sie macht urtheilen,

> sie erfindet nicht, aber sie findet, und was sie findet, sucht sie rein und unvermischt mit fremdartigen Zusätzen, die das Urtheil bald nur verdunkeln, bald verderben, der auffassenden Beurtheilung darzubieten.

Will man in ihr die Grundlage einer Kunstlehre des sittlichen Lebens finden, so gleicht sie am meisten der Fundamentallehre der Musik, die unter dem Namen des Generalbasses bekannt ist; wie diese für das wogende Meer von Tönen der Beurtheilung einen sichern Halt dadurch gibt, daß sie von den einfachsten Verhältnissen der Harmonie, für welche sie Beifall unmittelbar erwarten kann, zu den durch sie bedingten höhern Combinationen aufsteigt, so gibt die Herbart'sche Ethik in der Ideenlehre die einfachsten Elementarverhältnisse, deren mannichfache Verwebung in den gewöhnlichsten Erscheinungen des täglichen Lebens den sittlichen Blick trüben und verwirren. Sie sichert den Blick für die sittlichen Gestalten sowie die Mathematik es für die sinnlichen thut oder zu thun vermag, indem sie das Zusammengesetzte auf die einfachsten Elemente zurückführt, auf die vier sittlichen Ideen.

Aber warum eine Mehrheit von Ideen? Warum nicht eine einzige Idee? Wie stimmt das mit einer Überzeugung, deren Allgemeinheit selbst für ihre Wahrheit zu zeugen scheint? Der Gegensatz des guten und bösen Willens ist ein einfacher; wenn wir von dem Guten und Sittlichen, wenn wir von Tugend und Pflicht reden, so denken wir gewiß etwas in seinem Wesen Einfaches, und dürfen auch erwarten, dieses Wesen in einem einzigen Begriffe ausgesprochen zu finden. Ein solcher Begriff läßt sich auch leicht genug angeben; man kann den guten Willen als denjenigen definiren, dem unbedingter Beifall gebührt, und auf ähnliche Weise Pflicht oder Tugend. Aber damit ist für die Erkenntniß des Sittlichen nichts gewonnen; wir fragen welchem Willen gebührt unbedingte Billigung, was gebietet die Pflicht. Auf diese Fragen sind wir in den einzelnen Fällen meistens leicht genug bereit zu antworten; die Foderung einer allgemeinen einfachen Antwort aber setzt uns in Verlegenheit, und bringen wir als Antwort allgemeine Ausdrücke wie: Angemessenheit an die Vernunft oder an die Natur, Wahrheit, Annäherung an die Gottheit, an das reine Ich, an das Absolute und Ähnliches, so bedarf es nur einer einfachen Analyse, um zu sehen, daß diese Antworten entweder leer sind oder einen Cirkel in sich enthalten. In dieser Leichtigkeit specieller Antworten bei der Schwierigkeit einer allgemeinen einfachen Wesensbestimmung liegt die bestimmteste Hinweisung darauf, daß das Wesen des Guten nicht etwas Einfaches ist, sondern in sich selbst eine Mannichfaltigkeit von Bestimmungen enthält.

Und wenn wir auf diese Weise mit der Mehrheit sittlicher Fundamentalbestimmmungen uns befreunden, so erklärt uns dieselbe manche Erscheinung in der gewöhnlichen sittlichen Beurtheilung, welche räthselhaft bleiben muß, wo das Wesen des Guten als ein einfaches aus Einem Princip abgeleitet werden soll. Der Widerstreit, welcher sich in der Beurtheilung derselben Gesinnung oder Handlung findet, hat keineswegs immer seinen Grund in der Verschiedenheit der moralischen Überzeugung oder in der größern und geringern Reinheit der sittlichen Einsicht; ebenso häufig entsteht er dadurch, daß dieselbe Gesinnung, an den Maßstab der einen sittlichen Idee gehalten, unmittelbare Billigung verdient, während sie gegen eine andere verstoßend sich deshalb der Misbilligung nicht entziehen kann. Wer könnte seine Achtung Dem versagen, der in seinen Handlungen rein ohne alle Nebenrücksichten der eigenen Überzeugung, dem Urtheile des eigenen Gewissens folgt; die Achtung wird wachsen nach dem Maße der Reinheit und Kraft dieses Gehorsams gegen das eigene Gebot. Und dennoch bedarf es kaum der Erinnerung an die extremsten Fälle fanatischer Handlung, um zu erkennen, daß neben der unverkümmerten Achtung der Überzeugungstreue die lebhafteste Verwerfung dieser Überzeugung selbst bestehen kann. In einem andern Falle werden wir der wohlwollenden Gesinnung die gebührende Anerkennung nicht versagen können, wenngleich sie die Grenzen des Rechts zu verletzen droht oder wirklich verletzt; wir werden ebenso wenig auf der andern Seite die strenge Behauptung des Rechts verwerfen können, obschon Wohlwollen und Billigkeit andere Bestimmungen wünschen möchten. Für Erscheinungen dieser Art, welche in solcher Menge und solcher Mannichfaltigkeit vorkommen, daß es unnütz wäre, Beispiele zu häufen, gibt die Herbart'sche Moraltheorie eine einfachere und befriedigendere Erklärung, als sie dann möglich scheint, wo von einer Einheit des Princips ausgegangen wird. Jede sittliche Idee ist Gegenstand einer unbedingten und selbständigen Beurtheilung; die Ideen selbst widersprechen einander nicht, sondern jede läßt allen übrigen den ihnen gebührenden Raum; wol aber kann die einzelne wirkliche Gesinnung oder Handlung der einen Idee entsprechen und mit einer andern in Widerspruch stehen. Hier besteht Beifall und Misfallen selbständig nebeneinander; keins von beiden kann das andere mindern oder gefährden — und nur die Erinnerung muß festgehalten werden, um sich nicht in ein unbestimmtes Schwanken des selbständig nebeneinander bestehenden Beifalls und Misfallens zu verlieren, daß erst die Vereinigung aller sittlichen Ideen den Begriff des Guten erfüllt. Nur der Wille, der allen Ideen zugleich und allen gleichmäßig entspricht, hat auf den vollen und reinen sittlichen Beifall Anspruch.

Dieser letztere Gedanke ist besonders wichtig, um nicht über eine der Ideen, die Idee des Rechts, eine unberechtigte und unbillige Kritik zu üben. Für das positive Recht paßt allerdings die Idee des Rechts im Herbart'schen Sinne so genau, daß selbst umgekehrt aus derselben die consequente Folgerung gezogen werden muß,

alles Recht ist positiv; nur mit dem wichtigen Zusatze, daß nicht das Bestehende darum, weil es besteht, ein Rechtszustand ist, sondern nur insofern und insoweit, als es aus gegenseitiger Übereinstimmung des betheiligten Willens wirklich hervorgegangen ist, oder als diese Einstimmung dafür vorausgesetzt werden darf. Aber der Inhalt der rechtlichen Bestimmungen scheint durch die Idee des Rechts völlig der Willkür überlassen zu werden, denn jede gegenseitig anerkannte Disposition, welche den Streit hebt, ihm vorbeugt, ist ja Recht; von einem Naturrecht in dem Sinne, daß gewisse rechtliche Bestimmungen allein einen Anspruch auf sittlichen Werth haben, wird im Herbart'schen Systeme nicht die Rede sein können. Aber erstens ist zu bedenken, daß wenn die Idee des Rechts wirklich für den speciellen Inhalt der rechtlichen Bestimmungen gleichgültig sein sollte, sie eben dadurch zugänglich ist für die Aufnahme der andern Ideen; Wohlwollen und Billigkeit würden da bestimmend eintreten, wo die Idee des Rechts ihren eigenen Inhalt unbestimmt ließe, und erst die Vereinigung aller sittlichen Ideen bezeichnet die volle sittliche Würde. Und zweitens liegen in der Idee des Rechts selbst, von den andern Ideen abgesehen, dringende Veranlassungen, ihren Inhalt nicht als gleichgültig beiseite zu setzen. Denn wenn alles Recht wirklichen Willen gilt und dieser zum größten Theile in Naturverhältnissen und Naturbedürfnissen wurzeln, die dieses Wollen immer von neuem erzeugen, so würde ein Recht, gegen welches diese Naturgewalt ankämpft, ein fortwährender Reiz zum Streite sein.

Und wirklich ist es nicht schwer, sich Rechte und Rechtsverbindlichkeiten zu denken, die beiweitem mehr Bollwerke für als gegen den Streit seien. Vor solchen Rechtsbestimmungen warnt auch schon die bloße Idee des Rechts, noch ohne Rücksicht auf die Foderungen anderer Ideen. Daher kann der Inhalt Dessen, was im Kreise einer Gesellschaft zu Recht anerkannt wird, ihr, als Rechtsgesellschaft, sehr verschiedene Grade des Werths geben, die im umgekehrten Verhältnisse mit den Anreizungen zum Streite stehen, welche in der Beschaffenheit jenes Rechts liegen. Hier zeigt sich die erste Quelle Dessen, was unter dem Begriffe einer Präsumtion eines zu bildenden Rechts an die Stelle der ursprünglichen Rechte tritt, — —; Präsumtionen, welche möglicherweise auf so dringenden Gründen beruhen können, daß ein ihnen zuwiderlaufendes Recht zu errichten nur die Thorheit oder die Bosheit rathen könnte, welche aber gleichwol noch nicht selbst Recht sind, sondern Dem, was als Recht soll zugestanden werden, nur die Richtung vorschreiben.

Es ergibt sich hieraus ungefähr, wie sich aus Herbart'schen Principien eine Philosophie des Rechts entwickeln läßt; wir werden später bezeichnen, was der Verf. dafür geleistet hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz aus England.

Jeremy Bentham.

Von großem Interesse sind John Bowring's zu Edinburg erschienene „Memoirs of Jeremy Bentham. Including autobiographical conversations and correspondence", die den 19.—21. Theil von Bowring's Ausgabe der Werke Bentham's bilden. Jeremias Bentham wurde 1748 in London geboren und starb 1832. Die ersten 30 Jahre seines Lebens brachte er damit zu, seine Ansichten zu bilden, und den folgenden Theil seines Lebens damit, dieselben zu entwickeln. Seine Geschichte gleicht übrigens der anderer Gelehrten, indem sie vornehmlich nur von seinen literarischen Arbeiten zu erzählen hat. Sie unterscheidet sich dann hauptsächlich durch die Beschaffenheit der Aufgabe, die er sich setzte: Gesetzgeber des Menschengeschlechts zu werden, und durch seine große Zuversicht zu seinem Genius und seinem Erfolg. Zur Zeit seiner Geburt bestand die Familie Bentham aus seinem Vater, seiner Mutter und einigen weiblichen Verwandten. Die Mutter, welche er stets mit vielem Lob erwähnt, verlor er schon in seinem 12. Jahre. Der Vater, ein Sachwalter, war absprechend, rastlos, aufstrebend, eitel und geizig. Nur das sogenannte Praktische und materiell Reale hatte für ihn Werth. Darum machte ihm der höher strebende Geist seiner beiden Söhne, von denen Jeremias sich in der Folge als Rechtsphilosoph und der jüngere, Samuel, als Mechanikus auszeichnete, mehr Kummer als Freude. Jeremias war mit einem frühreifen Geiste und einem schwachen, zwerghaften Körper geboren. Sein Geist und sein Leib standen in einem solchen Misverhältniß zueinander, daß man ihn lange als eine Sonderbarkeit betrachtete. Um die Sache noch schlimmer zu machen als sie von Natur war, fand der thörichte Vater seine Freude darin, seinen Sohn als ein Wunderkind auszuschreien und umgab denselben schon in dessen zarter Kindheit mit einer Menge Lehrer im Französischen und in der Musik, in der Zeichen- und Tanzkunst. In seinem achten Jahre wurde er in die Schule zu Westminster, in seinem zwölften nach der Universität zu Oxford und im sechszehnten nach Lincoln's Inn, wo er die englischen Gesetze studiren sollte, geschickt. In der Schule und auf der Universität hinderten ihn seine Jugend und seine körperliche Schwäche, sich an seine Kameraden anzuschließen und Freunde zu erwerben. Er lebte schon als Knabe, wie später als Mann, in völliger Einsamkeit und Zurückgezogenheit, und lernte, obgleich sanft und wohlwollend von Gemüth, andere Knaben und Jünglinge, welche sich ihrer Jugendfrische freuten, verachten. Dies war die Folge seiner verkehrten Erziehung. Doch gewann er später Freunde wie Trail, Wilson, Romilly, Dumont, Mill und andere bedeutende Männer. Seinen europäischen Ruhm verdankte Jeremias Bentham zunächst und vor Allem dem Genfer Dumont, der dessen im Original noch nicht gedruckte Schriften ins Französische übertrug und lesbar machte. Bossange in Paris hatte 50,000 Exemplare von dieser Übersetzung verkauft, während noch nichts von der Urschrift in England im Druck erschienen war. Unter Bentham's übrigen Schülern verdienen Mill und Dr. Bowring besonders genannt zu werden. Bentham war ein außerordentlich fruchtbarer und rastlos nach Wahrheit strebender Geist. Nur vernachlässigte er zu sehr die Formen; die Annehmlichkeiten des Stils, wiewol er sie zu schätzen wußte, kannte er nicht. Auch gab er sich häufig nicht die Mühe, die Resultate seiner Forschungen Andern mitzutheilen, weil er immer hoffte, sie weiter verfolgen und besser begründen zu können. In seiner Jugend war Bentham ein Tory oder Ultra-Royalist, als Mann ein Whig oder gemäßigter Liberaler, als Greis ein unbedingter Republikaner und Radicaler. Doch wer die Lebensweise, den Charakter und die Gesinnung des Einsiedlers von Queen-Square-Place in London, des berühmten Utilitariers, näher kennen lernen will, den verweisen wir auf die oben genannten von Dr. Bowring herausgegebenen Memoiren. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 171. —— 19. Juni 1844.

Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften, dargestellt von G. Hartenstein.

(Fortsetzung aus Nr. 170.)

Vergleicht man aber die Principien der Herbart'schen Ethik ihrem Umfange nach mit dem im gewöhnlichen Bewußtsein vor aller Philosophie vorhandenen sittlichen Urtheil, so erhebt sich der sehr nahe liegende Zweifel, ob denn diese wenigen einfachen Bestimmungen das ganze weite Gebiet Dessen umfassen, was unzweifelhaft Gegenstand sittlicher Billigung oder Verwerfung ist, ob nicht vielmehr die Ideen Manches als gleichgültig unberührt lassen, was sich dem wirklichen sittlichen Urtheile nicht entziehen kann. Sehen wir bei einer solchen Vergleichung selbst noch davon ab, daß im sittlichen Urtheile des täglichen Lebens gar Manches vorkommt, was mehr der Sitte als der Sittlichkeit angehört, wo denn die Sitte bald engere, bald weitere Schranken zieht als die Sittlichkeit: so ist nicht zu vergessen, daß nur die Principien der Ethik im Obigen angedeutet sind; die Beantwortung dieser Frage aber setzt, so lebhaft sie sich schon hier aufdrängen mag, die Entwickelung des ganzen Systems, aller Folgerungen aus den Principien voraus. Wir müssen daher die Beantwortung dieser Frage dahingestellt sein lassen und auf das System selbst verweisen. Nur auf Ein Beispiel — eins aus vielen — können wir uns nicht versagen unsere Leser aufmerksam zu machen. Die Foderung der Wahrhaftigkeit und die Verwerfung von Unwahrheit und Lüge ist etwas allen sittlichen Systemen, wie verschieden auch ihre Principien sein mögen, Gemeinsames; die Zulässigkeit der sogenannten Nothlüge ist eine häufig behandelte Streitfrage in den Systemen wie im wirklichen Leben. Die ethischen Ideen Herbart's aber scheinen diesen Punkt als ganz gleichgültig beiseite zu lassen. Und doch möchte sich kaum eine Stelle der Herbart'schen „Praktischen Philosophie" finden, welche an evidenter und lichtvoller Entwickelung der Deduction der Pflicht der Wahrhaftigkeit gleichkäme (Herbart S. 152—161, Hartenstein S. 466 fg.). Nicht allein, daß sich die Foderung der Wahrhaftigkeit im Allgemeinen als Folgerung aus den Ideen ergibt; der verschiedene Charakter des sittlichen Misfallens an der Lüge erhält zugleich seine Bestimmung und Begründung.

Die vorstehenden Bemerkungen ließen sich leicht noch um Vieles vermehren; doch das Gesagte wird für den Zweck hinreichen, die Eigenthümlichkeit der Herbart'schen Ethik zu charakterisiren und deren Principien, ohne auf ihre Begründung oder Bekämpfung einzugehen, dem natürlichen sittlichen Bewußtsein näher zu rücken. Wenn wir uns dabei nicht mit ängstlicher Strenge an den Gang der uns vorliegenden Schrift banden, so enthält doch das Obige die Hauptpunkte aus dem Theile derselben, welcher sich am engsten an Herbart anschließt, und wir können nun leichter den Gang der Schrift und ihr Verhältniß zu dem entsprechenden Werke Herbart's bezeichnen.

Der Verf. hat seine Schrift in vier Bücher getheilt. Das erste Buch handelt „Über das Gebiet und die ursprüngliche Aufgabe der Ethik", S. 1—151. Nachdem in den „Allgemeinen Bestimmungen" des ersten Capitels, S. 1—25, das Gebiet der absoluten sittlichen Werthschätzung gegen verwandte Gebiete abgegrenzt ist, bestimmt das zweite Capitel, S. 25—43, „Die ursprüngliche Aufgabe der Ethik" als Construction der sittlichen Ideen. Ehe diese Construction wirklich vorgenommen, gibt das dritte Capitel, S. 43—156, „Historische Vergleichungen", eine kurze Übersicht der antiken Moraltheorien und eine ausführliche Erörterung der Systeme seit Kant. Für eine Geschichte der Ethik kann und will dieser Abschnitt bei aller Ausführlichkeit und Genauigkeit nicht gelten; das historische Material wird selbst in philosophische Discussion verarbeitet, und die Vergleichung der eigenen Principien mit fremden Systemen gibt dem Verf. Anlaß zu Erörterung mancher Punkte, welche ohne dieses wenigstens nicht so ausführlich behandelt sein würden. Wichtig ist besonders die an das Fichte'sche System angeknüpfte Beweisführung für die disparate Natur ethischer und metaphysischer Principien, denn sie bezeichnet die Opposition des Herbart'schen Moralsystems zu allen neuern nach Kant.

Das zweite Buch, „Die ethischen Ideen", S. 156—293, gibt die Construction zuerst der vier ursprünglichen, dann der abgeleiteten gesellschaftlichen Ideen. Wenn sich hier, im Mittelpunkte des Ganzen, die Abhängigkeit des Verf. von Herbart am meisten zeigen muß, und dies Verhältniß unwillkürlich zu einer Vergleichung der Darstellung Hartenstein's mit der entsprechenden Herbart'-

schen neigt, so muß diese auf der einen Seite freilich zum Nachtheile Hartenstein's ausfallen. Die Originalität der Gedanken gibt der Darstellung Herbart's einen eigenthümlichen Glanz, den auch die besonnenste und glücklichste Reproduction schwerlich jemals in gleichem Maße erreichen kann. Trotz dieses Vorzugs der Darstellung, den die Herbart'sche Ideenlehre der Natur der Sache nach hat, zweifelt Ref. nicht, daß die Hartenstein'sche Schrift zur Bekanntwerdung und richtigen Auffassung der Herbart'schen Ethik mehr beitragen wird als die beinahe in Vergessenheit gerathene „Praktische Philosophie" Herbart's; wie ja auch seit dem Erscheinen der Hartenstein'schen „Metaphysik" diese für geschichtliche Darstellungen wie für Kritik mehr benutzt ist als die eigene Schrift Herbart's. Und doch steht jene Reproduction der Herbart'schen Metaphysik in viel unbedingterer Abhängigkeit von Herbart, als dies von der gegenwärtigen Schrift selbst in ihren beiden ersten Büchern gesagt werden kann. Vergleicht man nämlich die Hartenstein'sche Darstellung im Einzelnen mit der Herbart'schen, so muß man, bei aller Vorliebe für die Originalität und den großartigen Stil des Herbart'schen Buchs, doch zugestehen, daß sich nicht einmal in der Ideenlehre irgend ein Abschnitt findet, der nicht größere oder geringere Berichtigungen gefunden; ein umsichtiger Blick auf fremde Systeme, eine sorgfältige Berücksichtigung der gegen Herbart erhobenen Einwürfe, eine langjährige Pflege dieser Gedanken im eigenen Nachdenken, hat den Verf. Vieles bestimmter fassen und schärfer begrenzen lassen, was von Herbart nur in großen allgemeinen Zügen aufgestellt war. Besonders hervortretend ist dies an zwei Punkten. Einmal gibt Herbart der Beurtheilung des Willens nach Größenverhältnissen unter dem Namen der Idee der **Vollkommenheit** eine selbständige Geltung; Hartenstein dagegen findet in der Beurtheilung nach Größenverhältnissen keinen Grund einer **selbständigen** Billigung oder Misbilligung, sondern nur einen untergeordneten Factor der Beurtheilung, der zu jedem **schon sonst vorhandenen** Beifall oder Misfallen hinzutreten kann — eine Abweichung, welche, durch klare und schlagende Gründe motivirt, nicht nur die Bedeutung eines formellen Unterschiedes hat, sondern mannichfach in der Entwickelung der Folgen wesentlichen Einfluß erlangt. Dann erhält die Idee der Billigkeit bei Hartenstein eine klarere und, wie Ref. scheint, richtigere Entwickelung, als sich bei Herbart oder in den Herbart'schen Religionsphilosophien von Drobisch und Taute findet. Andere weniger bedeutende Verschiedenheiten zu bezeichnen, würde zu weit führen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe, auf einem Ausfluge nach Italien, Sicilien und Malta geschrieben von Ernst Wilhelm Bitter. Nach seinem Tode herausgegeben. Berlin, Schröder. 1844. 8. 25 Ngr.

Auf dem Titel dieses Buches steht ein Name, der uns weit mehr an Preußen und Deutschland als an Italien denken läßt, ein Name, an welchen sich über merkwürdige Erscheinungen der neuesten Zeit mancherlei Betrachtungen anknüpfen, denen wir indeß hier keinen ausreichenden Raum gewähren können. Bitter hatte frühzeitig eine einflußreiche Stellung gewonnen; mit 34 Jahren war er bereits vortragender Rath im preußischen Ministerium des Innern und bearbeitete als solcher die Angelegenheiten der Presse. Zwar heißt es: „an ihren Werken sollt ihr sie erkennen"; doch würde man dem Verstorbenen Unrecht thun, wenn man die Regierungsmaßregeln, welche seit Ende 1842 gegen die Presse getroffen worden sind, auf seine Rechnung schreiben und sich danach ein Bild von seinem Geiste und seiner Denkungsart machen wollte. Bitter war kein beschränkter und engherziger Mann; er war mit einem lebhaften Sinn für das Edle und Schöne begabt, mit gründlicher Bildung ausgerüstet. Auch war er kein Verächter des Fortschritts; als er im kaiserlichen Grabgewölbe zu Wien den Sarg Joseph's II. gesehen hatte, schrieb er: „Rührung flößte mir der einfache Sarg ein, in dem die Asche dieses Kaisers aufbewahrt wird. So kleiner Raum umschließt die Gebeine des Mannes, der die Ordnung eines, viele Millionen umfassenden Reiches nach freisinnigen Grundsätzen umzuändern trachtete. Wo sind sie hin, die kühnen Pläne! Deine Reiterstatue, großer Joseph, prangt auf dem von dir gegründeten Platze, und dankbar ehren deine Nachfolger dein Andenken. Dein Geist ist aber in die ewige Ruhe zurückgesunken, ohne seinen Willen gegen eine mächtigere Schickung durchführen zu können!" Das ist allerdings nur ein sehr gemäßigter Ausdruck liberaler Gesinnung; ein ängstlicher Policeimensch hätte aber so etwas nicht einmal in einem Briefe an seine Frau dem Papiere anvertraut.

Die letzten Zeiten des Rochow'schen Ministeriums versprachen der preußischen und folglich der deutschen Presse eine freiere, dem intellectuellen Standpunkte der Nation angemessenere Entwickelung. Die großartigen Ideen, welche der König Friedrich Wilhelm IV. zu Anfang seiner Regierung über diesen Gegenstand ausgesprochen, sollten sich, wenigstens annäherungsweise, verwirklichen; der Regierungsrath Hesse, Bitter's Vorgänger, lieferte in diesem Sinne tüchtige Arbeiten, und die hochwichtige Angelegenheit schien gedeihen zu wollen. Ihr weiterer Verlauf nach Rochow's Abgange und Hesse's Versetzung nach Merseburg ist noch in frischem Andenken; was seitdem in Sachen der Presse geschehen ist, macht Bitter's Stellung nicht beneidenswerth. Bei den oben erwähnten Eigenschaften, welche seine Bekannten aufrichtig von ihm rühmen, konnte er unter den gegenwärtigen Verhältnissen unmöglich Freude an seinen Dienstgeschäften haben, und wohl glauben wir, daß er bei deren Ausübung manchen innern, aufreibenden Kampf bestanden hat. Bitter soll ein außerordentlich fleißiger Arbeiter gewesen sein; nicht unwahrscheinlich hat zu große Anspannung seiner Kräfte und häufige Aufregung sein Leben verkürzt; er starb am 25. Oct. v. J. im Alter von 35 Jahren.

Die Reise nach Italien machte der Verf. im Sommer 1839; die Briefe, welche er von dort aus an seine nächsten Verwandten schrieb, schildern in sehr ansprechender Weise und oft mit dichterischem Anfluge die in jenem wunderbaren Lande empfangenen Eindrücke. Es kann immer als ein gutes Zeichen gelten, wenn man beim Lesen von Reisebriefen selbst Reiselust bekommt, und diese wird hier an manchen Stellen recht lebhaft erregt. Nach kurzem Aufenthalt in Wien nahm der Verf. seinen Weg über Triest zur See nach Ancona und von da weiter nach Rom. Vom frühen Morgen an suchte er alles Sehenswerthe auf, um die gemessene Zeit möglichst auszubeuten. Besonders entzückten ihn die schönen italienischen Abende. „Könntest du, schreibt er an seinen Vater, doch einige dieser herrlichen Abende mit mir verleben! Hier ist kein Zug, keine Abendkälte. Schmeichelnd legt sich der Äther, zart, ohne Substanz, als wäre die Luft gar nicht da, um den Körper; man athmet leicht und frei. Balsamisch duften die Bäume,

die Blumen; die ganze üppige, einer uns unbekannten Welt gehörige Vegetation scheint im herrlichsten Geruch aufzuleben. Dunkel wölbt sich der Himmel; golden, groß, flammend leuchten die Sterne. Durch die dunkeln Cypressengänge und Lorberhaine schimmern alte, tausendjährige Götterbilder von weißem Marmor in freundlichem Ernste hindurch; die Springbrunnen rauschen in ewiger unerschöpflicher Fülle; Alles ist Musik, Poesie! Hier fühlt man, daß auch das alte Rom noch lebt. Es hat seine segensreichen Keime in uns verpflanzt. Der Duft seines Lebens ist in dem schönen Zeusgeliebten Hesperien, der Wiege seiner Thaten geblieben, sein Leben selbst tragen wir arme Nordländer in uns und sind dadurch reich!"

Zu den beliebtesten Abendvergnügungen der Römer gehören die Feuerwerke; der Verf. sah sie nirgend mit solcher Virtuosität und Kühnheit ausführen als hier. „Sonnen, Sterne, Tempel, Räder bewegten sich in allen denkbaren, miteinander überraschend wechselnden Farben. Bald erglänzte das alte Theater blau, bald grün, bald gelb, bald weiß, bald roth. Millionen von goldenen Blumen und Blättern, von gelben, ungeheuren Korngarben und von silberweißen Sternen entwickelten sich in unendlicher Schnelle aus den künstlich geformten Figuren. Zum Jauchzen der Menge zeigte sich bald ein Scherenschleifer, der das glühende Messer an purpurnem Stein unter prasselndem Feuerregen wetzte, bald ein Kampf von Pulcinellis, die in bunten Flammen miteinander rangen, bald der Tyrann Nero, der von hohem Thurme herab dem Brande der Stadt Rom zusah, bis das Ganze unter unerhörtem Applaus mit einem Lärm von Kanonenschlägen endete, der das Toben von sechs Batterien übertäubt haben würde."

Bitter's Reiseschilderungen beziehen sich meist auf Natur und Kunst, weniger auf politische und sociale Verhältnisse. Doch geht er auf letztere etwas näher ein, wenn er von Sicilien spricht. Schon in Palermo fand er alle Zeichen umsichgreifender Verarmung. Die Öde in den Straßen war dem Verf. um so auffallender, als er erst Tags zuvor den unablässigen Tumult des neapolitanischen Treibens aus dem Ohre verloren hatte. „Der ernste, fast trübe Ausdruck, den wir auf den Gesichtern der Schiffer im Hafen, der Kaufleute in den Läden, der meisten uns in der Stadt begegnenden Menschen wahrnahmen, war keine Täuschung. Wir befanden uns unter einem von Sorgen und Kummer schwer belasteten Volke. Die Ursachen seiner Noth liegen nicht fern. Die bekannten Parlamentsbeschlüsse von 1812 haben allerdings im Interesse der geringen Classen alle Feudalrechte aufgehoben. Diese Bestimmung wurde durch das organische Gesetz Ferdinand's I. vom 12. Dec. 1816 aufrecht erhalten. Dennoch sind die Klöster und die Edelleute, theils vermöge ihres unverhältnißmäßigen Grundeigenthums, theils vermöge des sehr mangelhaften Rechtszustandes, thatsächlich noch immer im Besitz so vieler Vorzüge, daß an einen Aufschwung von Betriebsamkeit und Gewerbthätigkeit unter dem Volke nicht zu denken ist. Im Alterthum zählte der Staat von Agrigent 800,000, der von Syrakus über eine Million Einwohner. Die heutige Bevölkerung der ganzen Insel wird nur zu 1,700,000 Menschen angegeben. Dies beträgt zwar für die 496 Quadratmeilen des Landes noch immer 3230 Seelen auf die Quadratmeile, steht aber mit der üppigen Fruchtbarkeit des Bodens und mit dem Reichthum an anderweiten natürlichen Erwerbsquellen in keinem Verhältniß. Die Insel enthält aber auch 400 Klöster und in ihnen zwischen 45—50,000 Mönche und Nonnen. Von diesen und von der, zum Theil sehr wohldotirten Weltgeistlichkeit, welche ebenfalls 25,000 Köpfe zählt, ist fast der fünfte Theil der Bevölkerung unmittelbar abhängig. Der Adel zählt 61 Herzoge, 217 Fürsten, 220 Marquis, gegen 2000 Barone und andere Edelleute. Die 45 königlichen und 352 Mediatstädte der Insel enthalten zwar den überwiegenden Theil der Einwohnerzahl, doch sind sie fast ganz auf den Anbau der unentbehrlichen Feldfrüchte, auf Fischerei, Korallenfang, unbedeutende Handwerke und wenig lohnende Tagearbeit verwiesen. Handel und Gewerbfleiß stocken. In dieser Beziehung kommen fast nur Palermo, Messina und Catania in Betracht. Dies sind die Stapelplätze für die Verarbeitung der im Lande gewonnenen Seide und für die Ausfuhr derselben und der Südfrüchte. Eigentliche Communen existiren, mit Ausnahme der nächsten Umgebungen des Ätna, nur in Städten. Unzweifelhaft haben die Bedrückungen des Adels und die vielen äußern Kriege und innern Fehden im Mittelalter diese städtischen Verbände hervorgerufen und befestigt. Das platte Land umfaßt aber den überwiegenden Theil des Grundbesitzes, und dieser ist fast ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit und der Edelleute. Die herrlichsten Producte des Bodens verlieren durch unglaubliche Vernachlässigung ihren Werth. Der Anbau des Weins, welcher überall reichlich gedeiht, wird nur an wenigen Orten, am Ätna, in Syrakus und in Marsala mit einiger Sorgfalt betrieben. Auch die Ölcultur liegt sehr danieder. Soweit ich Sicilien gesehen, habe ich nur sehr alte Ölbäume, keinen einzigen neugepflanzten erblickt. Production, Absatz und Circulation werden von Jahr zu Jahr geringer. Nicht nur die Zahlungen für die zum Theil hochbesteuerten Erzeugnisse fremden Gewerbfleißes, sondern auch die an neapolitanische Speculanten verpachteten Staatsabgaben gehen aus dem Lande, ohne daß seit langer Zeit von der Regierung irgend wesentliche Verwendungen für dasselbe gemacht worden wären. Zum Überfluß verzehren viele Gutsbesitzer ihre Renten in fremden Hauptstädten. Die Armuth muß unter diesen Umständen beunruhigend zunehmen. Die Überlassung des Schwefelmonopols an eine französische Handelsgesellschaft hat den Ruin des Landes vollendet. Die frühere Art, jenes für die Insel höchst wichtige Product zu fördern, gab vielen Tausenden Verdienst und Lebensunterhalt. Durch die neu eingeführte, drückende und beschränkende Ordnung sollen über 30,000 Arbeiter plötzlich ihres Unterhalts beraubt worden sein."

„Für Palermo speciell treten noch zwei traurige Hauptursachen schnell zunehmender Verarmung hinzu: einmal die Advocaten, welche hier in überschwänglicher Anzahl vorhanden sind und die mit ihren Dienern, Schreibern und Helfershelfern über tausend Köpfe ausmachen; dann die Folgen der Cholera, welche vor einigen Jahren die Stadt und die Umgegend aufs schrecklichste verwüstet hat. Jene saugen recht eigentlich an dem Mark des Landes; sie verwirren die Anwendung der Gesetze durch ihre Kunstgriffe und Intriguen so, daß man sich im Zustande der unbeschränktesten Rechtlosigkeit befindet. Ihre Bureaux bestehen in nach der Straße zu offenen oder nur durch einen leinenen Vorhang verdeckten Gewölben, an deren Wänden auf hohen und langen Pulten zahlreiche Pergamentbände, Proceßacten und Documente enthaltend, aufgestellt sind. In der Mitte dieser Räume sitzt, einer Kreuzspinne in ihrem Neste vergleichbar, der schwarzgekleidete Priester der Themis und wartet der Kunden, deren er sich entweder schon längst mit dämonischer Gewalt unwiderruflich bemeistert hat, oder welche ihm wie Schlachtopfer von ausgesendeten Mäklern zugeführt werden. Niemand darf hier glauben, ein von ihm erkauftes Eigenthum sicher zu besitzen. Oft erheben sich Ansprüche darauf von Seiten und Personen her, deren Dasein bis dahin nicht geahnt worden war, und häufig genug bringt es die Verschmitztheit des Advocaten wirklich dahin, daß dem Prätendenten seine unbegründeten Anfoderungen mit hohen Summen abgekauft werden, von denen natürlich der größere Theil in die Taschen des listigen Anwalts fließt. Manche Familie besoldet mehre für geschickt bekannte Rechtsverständige blos deshalb sehr reichlich, damit dieselben sich verpflichten, nicht gegen sie aufzutreten. Der Reiche und Mächtige ist seines Sieges gegen den Unbemittelten fast immer gewiß. Er darf sich deshalb Alles erlauben. Um so tiefer wurzelt wüthender Parteihaß in den Gemüthern des Volks."

„Trotz alles über die Stadt Palermo verhängten Ungemachs fand ich die Bettelei zwar nicht weniger häufig, aber doch weniger frech, als in Neapel. Auch ist man hier viel mehr

zum Geben aufgelegt, wenn man in die, oft edlen und von tiefem Jammer durchfurchten Züge der um Mitleid Flehenden blickt. Mancher Arme, der uns unter der Hand um ein Almosen bat, zeigte in Kleidern, Haltung und Sprache die Spuren einstigen Wohlstandes. Der Sicilianer wächst, wenn er nicht sehr wohlhabenden Familien angehört, ohne Schulunterricht auf, denn für diesen wird fast gar nichts gethan. Er ist deshalb unwissend, rauh und hart. Es ist aber in ihm ein undeutliches Gemisch von spanischem Stolz, deutscher Redlichkeit und arabischer Grosmuth zurückgeblieben. Versprechen pflegt er heilig zu halten, Gastfreundschaft nicht zu verletzen. Glühende und leicht angefachte Rache ist seine hauptsächlichste Leidenschaft. Blutvergießen ist ihm Spiel, Verachtung des Menschenlebens ihm eigen; es hat für ihn selbst oft zu geringen Werth, um es bei Andern zu schätzen; aber er ist weder feig noch gemein, wie so häufig der Neapolitaner, und es spricht gewiß sehr für den Charakter des Volks und für das Edle in den Grundbestandtheilen seiner Abstammung, daß es, des langjährigen Druckes fremdländischer Herrscher, der Sorglosigkeit seiner Regierung, des Übermuths eines reichen und mächtigen Adels, der Insinuationen einer fanatischen dem Unkraut gleich wuchernden Geistlichkeit, der Intriguen eines Heeres von Advocaten und aller Leiden, welche Krieg, Empörung, Erdbeben, Pest und Überschwemmung mit sich führen, ungeachtet, nicht schon längst zu der tiefsten Stufe moralischer Verworfenheit hinabgesunken ist."

Nachdem Bitter die Insel in mehren Richtungen durchreist und unter vielen Mühseligkeiten den Ätna bestiegen hatte, ging der Verf. nach Malta, wo er am 2. Sept. vor La Valetta landete. Hier drängte sich bei aller äußern Ähnlichkeit ein merkwürdiger Contrast zwischen dieser Stadt und den italienischen auf. „Wie schon der Hafen frisches Leben und das unablässige Spiel großer und kleiner Schiffe der verschiedenartigsten Bestimmungen und Nationen gezeigt hatte, so fanden wir auch im Innern des Orts das regste Treiben. Wir stiegen vom Landungsplatze aus einige Straßen weit meist auf steinernen Stufen hinauf. Verkäufer von Lebensmitteln, aneinander gedrängte Läden in den untern Geschossen der Häuser und bedeutende Haufen von Käufern gewährten dem Auge das Bild des lebendigsten Verkehrs. Das Ohr ging aber, wiewol auf ganz angenehme Weise, leer aus; denn Alles bewegte sich mit fast zauberhafter Stille und Ordnung. Man handelte mit Zeichen fast ebenso viel als mit Worten. Wenig Gezänk, noch weniger Geschrei, keine Possen, tiefer Ernst, aber nicht des Kummers, sondern der angespannten Thätigkeit. Das Volk von Malta scheint in seinen Grundstoffen mit der Bestimmung seiner frühern, zugleich ritterlichen und geistlichen Beherrscher sowol als mit der praktischen Ruhe seiner heutigen Regierer völlig zu harmoniren. Was man von Sprachen hört, bildet das wunderlichste Gemisch. Ein arabischer Dialekt wiegt beim gemeinen Manne vor. Man will auch punische Worte und Wendungen darunter entdeckt haben. Die Phönizier haben allerdings auf dieser Insel, im Alterthum Melita genannt, eine Colonie gegründet, deren Handel üppig emporgeblüht sein und bis zu den Säulen des Hercules gereicht haben soll. Das Italienische scheint den gebildeten Eingeborenen und dem Mittelstande am geläufigsten zu sein. Englisch ist aber als Sprache des Gouvernements und des herrschenden Volks nicht nur vollständig eingebürgert, sondern auch beliebt, denn die Malteser befinden sich unter dem Schutze des Leoparden sehr wohl. Französisch hört man oft, häufiger aber noch Griechisch und Türkisch, und in manchen, durch ihr Gewerbe mit Leuten aller Nationen in stete Berührung kommenden Exemplaren haben sich die Sprachen fast sämmtlicher europäischer Völker zu einem eigenen chaotischen Idiom herausgebildet, welches recht wohl als personificirter Thurmbau zu Babel auf die Maskerade geschickt werden könnte."

Auf dem Rückwege von Malta nach Neapel bemerkte der Reisende vom Schiffe aus das Städtchen Pizzo, in welchem Murat im October 1815 nach seiner tollkühnen Landung festgenommen und erschossen wurde. Zum Lohne für seine Gefangennehmung erhielt Pizzo den schönen Titel der allergetreuesten Stadt, wurde für ewige Zeiten von allen Abgaben befreit und bekommt sein Salz unentgeltlich von der Regierung.

In den Steinbrüchen zwischen der alten Neapolis und Tycha sah der Verf. das Ohr des Dionys. Dieser Steinbruch ist sehr hoch, nach oben zu spitz gewölbt und bildet ein großes und ziemlich regelmäßiges Behältniß. Hier sollen zur Zeit des ältern Dionys viele Staatsgefangene eingesperrt gewesen sein. Eine hoch oben neben dem vordern Eingange der Höhle befindliche, mit derselben durch eine Öffnung verbundene, nach vorn unverdeckte Kammer ist es, in welcher der Tyrann sich verborgen haben soll, um die Reden seiner Schlachtopfer zu belauschen. Man erreicht dieselbe auf einem Stuhle, welcher mittels eines schwankenden Stricks hinaufgewunden wird und von welchem aus man, oben angelangt, hineinspringt. Das in der Höhle Besprochene hört man von hier aus allerdings sehr deutlich. Wie aber der Tyrann unbemerkt zu diesem gefährlichen Winkel gelangt sein soll, ist nicht wohl zu erklären. Wenn Dionys zu unserer Zeit lebte und gern wissen möchte, was die Leute von ihm und seiner Regierung denken, so könnte er es bequemer haben; er dürfte nur — Preßfreiheit geben.

28.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Dramatisches.

Zu den seltenen beachtenswerthen Erscheinungen unserer Zeit auf dem Gebiete der dramatischen Literatur gehört folgendes Drama: „La mission de Jeanne d'Arc, drame en cinq journées et en vers" (Paris 1844), von J. J. Porchat de Lausanne. Wenn man dieses Stück zugleich als ein Gemälde vom geschichtlichen Leben der Jungfrau von Orleans und als ein zur Aufführung bestimmtes Drama betrachtet, so fehlt es demselben an einer gehörigen Ausführlichkeit und an Bewegung; aber als eine Art Rahmen betrachtet, welchen der Verf. gewählt hat, um die Sendung der Johanna zu malen, ist es reich an großen Schönheiten. Im ersten Act ist der Schauplatz zu Dom-Remy; man wohnt dem Augenblicke bei, wo die Mission der Jungfrau sich entscheidet. Im zweiten Act ist die Scene zu Chinon; Johanna, von Baudricourt geführt, wird dem König vorgestellt. Im dritten Act ist der Schauplatz zu Orleans, wo Johanna dem Staatsrathe beiwohnt, in die Schlacht geht und verwundet um Gnade für die Gefangenen fleht. Im vierten Act, als Gefangene zu Crotoy, weigert sie sich, ihre Freiheit und ihr Leben durch einen Verrath zu erkaufen, und den Engländern überliefert, erscheint sie nur in dem fünften Acte wieder, um zu Rouen zum Tode verurtheilt zu werden und daselbst den Scheiterhaufen zu besteigen. Wie man sieht, ist dieses Stück weniger ein fortlaufendes Drama, worin alle Theile eng miteinander verbunden gegen einen Mittelpunkt der Handlung zusammenlaufen, als eine Reihe von Gemälden, die aufeinander folgen. Aber in diesen zeichnet sich der Verf. in hohem Grade aus, und kaum ist es möglich, diese sonderbare Heldin mit treuern, wahrern und anziehendern Zügen darzustellen und sie durch einen natürlichern Übergang von dem dunkeln Stande einer Schäferin zu dem einer tapfern Befreierin und erhabenen Märtyrin passiren zu lassen, als es Hr. Porchat gethan hat. Er schildert sie uns nicht als ein Weib, bei welchem die Wechselfälle einer glorreichen Laufbahn die Kenntniß von Gesellschaften und Menschen entwickelt haben, sondern als ein unbefangenes Kind in der Hand Gottes, welches, außer dem Bewußtsein einer zu vollbringenden Sendung, in allen Lagen des Lebens die gute Schwester ihres Bruders Peter, die sanfte Tochter der Isabella, mit Einem Worte, die Johanna von Dom-Remy bleibt.

16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 172. —— 20. Juni 1844.

Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften, dargestellt von G. Hartenstein.

(Fortsetzung aus Nr. 171.)

Wie die beiden ersten Bücher der Hartenstein'schen Ethik mit Ausschluß des historischen Abschnitts dem ersten Theile von Herbart's „Praktischer Philosophie" entsprechen, der „Ideenlehre", so stehen in einem ähnlichen Verhältnisse die letzten beiden Bücher bei Hartenstein zur zweiten Abtheilung Herbart's: „Die Ideen und der Mensch"; aber an die Stelle einiger allgemeinen Andeutungen, welche Herbart über die Anwendungen der Ideen auf das wirkliche Leben gibt, ist hier eine genau in das Einzelne eingehende Ausführung getreten, und in diesen Büchern vorzugsweise liegt das eigenthümliche Verdienst, welches sich der Verf. um den Ausbau des ethischen Systems erworben hat. Die sittlichen Ideen wurden ohne alle Rücksicht auf die Wirklichkeit construirt, denn das Urtheil über den Willen ist unabhängig von dessen Realität, nur gebunden an dessen Qualität; darum wurden bloße Bilder der Willensverhältnisse dem Auge des Geistes vorgeführt, um an ihnen des unmittelbaren Urtheils inne zu werden, welches Beifall oder Misfallen unbedingt über sie ergehen läßt. So ergaben sich die sittlichen Ideen als Musterbegriffe alles Wollens; aber das Musterbild erinnert an das Nachbild; gefunden unabhängig von dem wirklichen Willen gelten die sittlichen Ideen doch als Maßstab für diesen wirklichen Willen; darum kann die Ethik die Frage nicht abweisen nach der Verwirklichung der Ideen. Durch welche Mittel, in welchem Grade der Vollkommenheit wird das wirkliche Leben des Einzelnen und der Gesellschaft die Angemessenheit an die Ideen erreichen? Diese Frage ist es, durch deren Beantwortung die praktische Philosophie eine Bedeutung für das Leben gewinnt. Zur Vermittelung derselben muß ein rein theoretisches und empirisches Element in die Ethik eintreten, welchem das dritte Buch der vorliegenden Schrift gewidmet ist: „Über die regulativen Principien, die Bedingungen und Grenzen der Darstellung der Ideen im wirklichen Leben", S. 295—430. Zweierlei läßt uns diese Überschrift erwarten. Erstlich nämlich führt die Anwendung der Ideen auf das wirkliche Leben zu einer Reihe von fremden Begriffen, deren Bedeutung und Geltung genau begrenzt werden muß, um ihre richtige Anwendung zu sichern. Dahin gehören die Begriffe des Mittelbaren und Unmittelbaren, des Vollkommenen und Unvollkommenen, welche die Art und den Grad der Verwirklichung der Ideen bezeichnen. Nimmt man dann zu den sittlichen Musterbildern den Begriff der Person hinzu als des Trägers und Subjects des Wollens, worauf jedes wirkliche Wollen zurückweist, so ergeben sich die Begriffe der Tugend, der Pflicht und des sittlichen Gutes. Die Hervorhebung des einen oder andern dieser Begriffe bestimmt zum Theil den verschiedenen Charakter, welchen die Ethik im Verlaufe ihrer historischen Entwickelung angenommen hat; die Nachweisung ihres innern Verhältnisses und ihrer gleichen Geltung für die Ethik ist ein wesentliches Verdienst, welches sich Schleiermacher in seiner „Kritik aller bisherigen Sittenlehre" um die Form der Ethik erworben. Der eigenthümliche Unterschied aber der vorliegenden Abhandlung von der entsprechenden Schleiermacher'schen liegt darin, daß nach den Principien der Herbart'schen Ethik jeder dieser Begriffe seinen sittlichen Gehalt erst unter Voraussetzung der Ideen und aus diesen erhält. Der Verf. beschränkt sich indeß nicht blos auf scharfe Entwickelung dieser Begriffe in ihrer Abhängigkeit von den Ideen, sondern die Fragen, welche bei Anwendung derselben im wirklichen Leben sich geltend machen, finden diejenige umsichtige Besprechung, durch welche die Begriffe selbst ihr volles Licht und ihre ganze Bedeutung gewinnen. Als besonders gelungen bezeichnen wir die Erörterung über die Collision der Pflichten und über das Erlaubte; es wird für jeden Leser interessant sein, den letztern Abschnitt mit der scharfsinnigen Schleiermacher'schen Abhandlung „Über das Erlaubte" in den Punkten der Übereinstimmung und des Gegensatzes zu vergleichen.

Wichtiger indeß als die Erörterung dieser formalen Begriffe ist der zweite Abschnitt des dritten Buchs: „Der Mensch in der Mitte der Natur und der Gesellschaft", S. 358—430; denn soll von einer Verwirklichung der Ideen in wissenschaftlicher Weise gehandelt werden, will man sich dabei nicht auf aphoristische und in ihrer Vereinzelung unbedeutende Bemerkungen beschränken, so müssen die Naturbedingungen des menschlichen Daseins, unter denen die gesellschaftlichen und politischen Vereini-

gungen eine wesentliche Stelle einnehmen, in ihrem Verhältnisse zu den Ideen im klaren Bilde vorliegen, es muß die Frage beantwortet sein, inwiefern die Möglichkeit der Darstellung der Ideen im menschlichen Leben durch diese Naturbedingungen gesichert oder gefährdet erscheine. Vom Einfachen zum Zusammengesetzten aufsteigend stellt der Verf. zuerst den Einzelnen als solchen in seinen Beschäftigungen und Erholungen dar; sodann den Einzelnen neben Andern, wie er unter dem Einflusse der Gesinnungs-, der Dienst- und Familienverhältnisse steht; die Verschmelzung der einzelnen Willen zur Annäherung an die Einheit einer Persönlichkeit ergibt die Gesellschaft, welche durch die drei Momente, die in ihr verbundenen Privatwillen, die Form der Verbindung und die dieselbe aufrechterhaltende Macht in ihrem Wesen bestimmt ist und je nach dem Verhältnisse der drei Momente die mannichfaltigsten Modificationen annehmen kann; endlich erwächst aus der Verschmelzung der verschiedenen kleinern Gesellungen der Staat als Naturproduct, dessen Physiologie diesem Abschnitte seinen natürlichen Abschluß gibt.

Man rühmt es mit Recht an der Aristotelischen Politik, daß sie die einzelnen Staatsformen nicht nur nach ihrem sittlichen Werthe, nach ihrer Annäherung oder Entfernung vom Ideale des Staats, sondern auch nach ihrer natürlichen Kraft des Bestehens oder den in ihrer Natur liegenden Gefahren des Untergangs betrachtet; die physiologischen Betrachtungen, welche dort auf ein specielles sittliches Gebiet gerichtet sind, finden sich hier über den ganzen Umfang des menschlichen Lebens und der menschlichen Gesellschaft ausgedehnt. Getragen von einer gründlichen psychologischen Einsicht in die Naturgesetze der geistigen Kräfte des Einzelnen und der Gesellschaft, halten sich diese Untersuchungen streng an Das, was ist, ohne voreilig die Rücksicht auf Das, was sein soll, einzumischen, um zu einer Einsicht in die wirklichen Kräfte zu gelangen, welche dann, wenn es sich um Verwirklichung der sittlichen Ideen handelt, zu Vehikeln des Fortschritts oder Rückschritts werden können. Finden wir uns dabei ganz gehalten in dem Kreise der Erfahrung, so ist es doch einerseits von Wichtigkeit, die Gesammtheit der Naturbedingungen so zu überblicken, daß man sich leicht in ihnen orientiren und ihre hemmende oder fördernde Kraft für die Realisirung der Ideen überblicken kann; andererseits hat der Leser nicht zu befürchten, daß diese Betrachtung des Gewöhnlichen selbst gewöhnlich und trivial sein werde; vielmehr verbindet sich mit scharfer Charakteristik, besonders der gesellschaftlichen Verhältnisse, ein Reichthum treffender Bemerkungen, welche, so allgemein sie gehalten sind, doch jeden Leser nach seinem eigenthümlichen Erfahrungskreise an eine Fülle von Thatsachen erinnern werden. Wir weisen besonders auf die Charakteristik der Dienst- und Familienverhältnisse in ihrem sittlichen Einflusse hin, auf die Erörterung der in der Gesellschaft latenten Kräfte, d. h. derjenigen Kräfte, welche, durch das Übergewicht anderer Kräfte jetzt zur Unthätigkeit hinabgedrückt, doch als Strebungen gegen die Hemmung fortbestehen und durch besondere Umstände thätig werden können; auf die Deduction der Verschiedenheit der Stände im Staate und der natürlichen Schranken der Macht, d. h. der Schranken, welche die Macht, von allen sittlichen Motiven abgesehen, der Rücksicht auf ihr eigenes Bestehen schuldig ist.

Die Betrachtung der Naturbedingungen für die Verwirklichung der Ideen, der Hauptgegenstand des dritten Buchs, hat vorzugsweise zu einer Einsicht in die sittlichen Schranken der Einzelnen und der Gesellschaft geführt;

denn so wie unter den Veranlassungen, welche in dem Individuum Neigungen, Begierden, Leidenschaften der verschiedensten Art erzeugen, starke und reiche Quellen der Unsittlichkeit sind, so wie die Verhältnisse Mehrer untereinander sehr leicht auf eine Sinnesart führen, welche dem Gedankenkreise der Tugend entgegengesetzt ist, so fehlt für die vollendete Darstellung der gesellschaftlichen Ideen, wie sie das Ideal der beseelten Gesellschaft verlangt, schon die erste Voraussetzung einer vollkommenen gesellschaftlichen Durchbildung überhaupt; selbst noch abgesehen davon, ob und in welchem Grade Recht, Billigkeit, Wohlwollen und innere Freiheit die die Gesellschaft stiftenden und wahrhaft beseelenden Kräfte sein werden.

Mag aber daraus der weite Abstand der idealen Construction und der Verwirklichung, mag die Schwierigkeit der sittlichen Bildung in helles Licht treten, die Möglichkeit derselben bleibt unbezweifelt, und wo diese bleibt, da hebt sich der Muth, der entschlossen ist zu versuchen, wie viel von der sittlichen Aufgabe sich erreichen lasse. Diesen Muth durch den Anblick der Musterbilder zu beleben und durch die Einsicht zugleich in die Ideen und die Naturbedingungen zu waffnen, ist Aufgabe der Wissenschaft, indem sie die Frage zu beantworten sucht

wie der Naturzusammenhang des gegebenen menschlichen Handelns und Wollens in die Articulation des ethischen Organismus wenigstens annäherungsweise aufgelöst werden könne.

Diese Frage ist der Gegenstand des vierten Buchs: „Über die Gliederung des ethischen Organismus im menschlichen Leben", S. 433—574. Der Verf. bahnt sich den Weg zur Lösung dieser Aufgabe durch eine combinatorisch vollständige Eintheilung des Pflichtbegriffs; Ref. kann auf dieselbe, selbst ihre Richtigkeit zugegeben, keinen Werth legen, da mehre Theilungsglieder sich für die wirkliche Untersuchung als identisch zeigen und der Gang der folgenden Abhandlung wesentlich derselbe ist wie im dritten Buche. Wenngleich nämlich im Organismus jedes Glied auf das Ganze hinweist und das Ganze auf seine Glieder, fodert doch die Naturgemäßheit der Erörterung, vom Einfachen auszugehen, denn die sittliche Durchbildung der Einzelnen und der kleinern Gruppen ist die Bedingung für die Entstehung des ethischen Organismus. Daher schreitet die Untersuchung von der Frage nach der sittlichen Bildung des Einzelnen als solchen und in seinem Verhältnisse zu Andern zu der Frage nach der Versittlichung der Gesellschaft und des Staats fort.

Wird der Einzelne als Gegenstand der sittlichen Bildung betrachtet, so tritt aus der Gesammtheit der Ideen

die Idee der sittlichen Freiheit in den Vordergrund: Selbsterkenntniß, sittliche Wahrhaftigkeit, endlich der sittliche Charakter, „der als Herr des Verlangens im Dienste der Ideen steht", sind die Hauptgegenstände der Untersuchung; daneben findet aber alles Einzelne, was sonst nur in dem Capitel der „Pflichten gegen sich selbst" abgehandelt wird, hier seine Stelle und auf dem Grunde der Ideen eine festere Bestimmung. Der eigenthümliche Charakter dieser ethischen Untersuchung zeigt sich hier recht deutlich in der besonnenen und umsichtigen Würdigung der sittlichen Bedeutung, welche der Selbsterhaltung zukommt.

Wie für den Einzelnen als solchen die Idee der Freiheit, so treten da, wo die Einzelnen füreinander Gegenstand der Pflicht werden, die Ideen des Rechts, der Billigkeit und des Wohlwollens am bedeutendsten hervor. Hier ist der Ort, wo die oben bezeichneten Präsumtionen eines zu bildenden Rechts ihre nähere Auslegung und namentlich in Beziehung auf die Integrität von Leib und Leben anderer und fremder Ehre, auf die Ansprüche an Wahrheit, endlich auch in Beziehung auf die Ansprüche auf äußere Sachen ihre scharf begrenzenden Bestimmungen finden. Es sind dies die Grundlinien zu einer Philosophie des Rechts unter Einzelnen, noch abgesehen von einer Rechtsgesellschaft, welche das Mangelhafte der Rechtsbildung unter den Einzelnen zu ersetzen übernimmt. Eine entsprechende Ausführung finden sodann die Ideen der Billigkeit und des Wohlwollens; bei der letztern ist besonders gelungen die Entwickelung des erziehenden Wohlwollens und der darin enthaltenen Principien der Pädagogik.

Erheben wir uns von den Einzelnen zur Gesellschaft und fragen, welche Pflicht der Einzelne gegen die Gesellschaft und diese gegen die Einzelnen hat, so wird sich der Trieb des sittlich Gebildeten zur Gesellung darin zeigen müssen, daß er einmal sich mit der Gesellschaft bekannt macht, welcher er von Natur angehört oder in die er eintritt, und zweitens ein Bewußtsein seiner Individualität zu gewinnen sucht, um die Art seiner Anschließung an diese concrete Gesellschaft zu bestimmen. Beides zusammen führt auf die Pflicht, einen bestimmten Beruf zu wählen, denn der Beruf bezeichnet die Stelle, welche das Individuum in der Gesellschaft auszufüllen übernimmt. Er bestimmt die Grenzen der Geschäftigkeit, aber er bestimmt nicht und darf nicht bestimmen die Grenzen der Theilnahme am Ganzen. Vielmehr wie der geistig Gebildete neben der Virtuosität in Einem Fache ein vielseitiges Interesse zu bewahren hat, so setzt die sittliche Bildung neben besonnener Wahl und gewissenhafter Erfüllung des Berufs eine rege Theilnahme an der Gesellschaft als Ganzem voraus. Die Gesellschaft aber gegenüber dem Einzelnen hat die Pflicht, alle Hindernisse möglichst hinwegzuräumen, welche die Innigkeit der gesellschaftlichen Durchdringung und die Energie des gesellschaftlichen Wollens beschränken. Also Sorge für Leichtigkeit und Sicherheit der Mittheilung, Öffentlichkeit alles Dessen, was das Ganze der gesellschaftlichen Interessen berührt, Gestattung freier Regsamkeit aller Kräfte, die sich dem sittlichen Organismus anschließen können, sind die unerlaßlichsten sittlichen Foderungen an die Gesellschaft. Es darf kaum bemerkt werden, daß die Sorge für geistige Cultur in Wissenschaft, Kunst und Religion hiermit zur Pflicht der Gesellschaft gemacht wird und dieselben hier ihre Stelle im sittlichen Organismus finden.

(Der Beschluß folgt.)

Der Jesuit Hardouin und der Benedictiner Lacroze.

Unter den gelehrten Streitigkeiten, die nicht blos auf die Schule und einen kleinen Kreis von Fachmännern beschränkt waren, erregten wol wenige größeres Aufsehen als die, zu welchen die paradoxen Behauptungen des Jesuiten P. Johann Hardouin Veranlassung gaben. Nachdem einige Glieder dieses Ordens, um die Zwecke desselben zu fördern, sich bereits verschiedener Fälschungen schuldig gemacht hatten*), besonders in Spanien, wo ihr Thun beinahe keiner Controle unterlag, erhoben sich als Gracchi de seditione querentes Hardouin und fast gleichzeitig mit ihm sein Ordensbruder Germonius, jener den alten Schriftstellern, dieser den Diplomen die Echtheit bestreitend. Inwiefern diesem Beginnen wirklich der Plan zum Grunde lag, den man ihnen und ihren Obern aufbürdete, durch Beseitigung dieser oft unbequemen Zeugen des Alterthums den blinden Autoritätsglauben zu stützen und an die Stelle derselben nach und nach beliebige Traditionen zu unterschieben, läßt sich natürlich nicht mit Gewißheit nachweisen; doch wurde etwas Ähnliches ohne Zweifel beabsichtigt, wenigstens knüpften sich an diese scheinbar blos wissenschaftlichen Untersuchungen ganz andere als wissenschaftliche Zwecke.

Hardouin war aus der Bretagne gebürtig, dem Lande, das Frankreich schon so viele ausgezeichnete, aber in der Regel auch harte Köpfe gab. Der Orden hatte ihn mit der wegen des verdorbenen Textes sehr schwierigen Herausgabe des Plinius in usum Delphini beauftragt; die Geschicklichkeit, mit welcher er sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit seiner Aufgabe entledigte, erwarb ihm ausgebreiteten Ruf und großes Ansehen in der gelehrten Welt. Dieser schnelle Erfolg hatte die nachtheilige Wirkung, ihm eine übertrieben gute Meinung von sich selbst und so ungemessene Eitelkeit einzuflößen, daß er von nun an mit Geringschätzung auf alle andern Philologen und Alterthumsforscher herabschaute, seine Meinungen blos deswegen für wahr hielt, weil er sie hegte, und viele nur aussprach, um etwas Anderes zu sagen als seine Vorgänger. Ungewöhnlicher Scharfsinn, ausgebreitete Belesenheit und ein Fleiß, dessen Geheimniß wir nicht mehr besitzen, halfen ihm einen Charakter behaupten, der unter andern Umständen leicht lächerlich oder verächtlich geworden wäre; überdies hütete er sich wohl, mit seinen Ansichten plötzlich hervorzutreten oder sie dem Publicum in einem Systeme vorzulegen, dessen Widerlegung keine große Mühe verursacht haben würde. Er streute sie

---

*) Eine der bedeutendsten dieser Fälschungen, die an Das erinnert, was in unsern Tagen mit der Geschichte des Sanchuniathon vorging, unternahm der spanische Jesuit de la Higuera. Um dem Übelstande abzuhelfen, daß sich viele Gebräuche und Lehren der römischen Kirche im Alterthume nicht nachweisen ließen, brachte er die von Hieronymus allein erwähnte und verloren gegangene „Historia omnimoda", oder das Chronicon des Dexter zum Vorschein, dessen Inhalt die albernsten, vorzüglich von den Jesuiten in Spanien und Italien in Umlauf gebrachten und ausgebeuteten frommen Märchen beglaubigen sollte. Ausführliches über diesen Betrug, dem man lange nicht auf die Spur kam, ist in des Nicolaus Antonius „Bibliotheca Hispanica", Th. 2, S. 1, Cap. 8, zu lesen.

vielmehr in seine Schriften numismatischen, philologischen und chronologischen Inhalts ein, als Anhängsel unbestrittener Thatsachen und wahrscheinlicher Combinationen, in deren Gefolge sie sich in die Welt einschleichen sollten. Blieben sie da unbekämpft, weil unbemerkt, so konnten sie gar wol nach einiger Zeit für unwiderlegt und unwiderlegbar ausgegeben und darauf weiter fortgebaut werden. Er tastete die Glaubwürdigkeit des ganzen Alterthums an, sowol des heidnischen als des christlichen *), und nahm von dem Verdammungsurtheile nur Cicero, Plinius, Virgil's „Georgica", die Satiren und Briefe des Horaz, sowie, wahrscheinlich ungern, die Bibel, und einige Kirchenväter aus, welche der Jesuitendogmatik am wenigsten entgegenstanden. Was außer diesen vorgeblich aus jener Zeit auf uns gekommen, erklärte er für Machwerk einer Fälscherbande, die im 13. Jahrhundert, und, wie er nicht undeutlich zu verstehen gab, unter der Anführung Kaiser Friedrich's II. ihr Wesen getrieben habe. Von diesen mit allen möglichen Kenntnissen ausgerüsteten Spitzbuben und Atheisten stammten seiner Meinung nach in gerader Linie die Jansenisten und Philosophen, seine Zeitgenossen, ab, die er mit Erbitterung bekämpfte; ja es scheint fast, als hätte er seine Hypothesen nur ausgeheckt, um seinem Hasse gegen Jansenius, Quesnel und Pascal, gegen Malebranche und Cartesius neue Waffen an die Hand zu geben. Schade, daß er nicht mehr lebt, um seiner Liste der „Athei detecti" (s. „Opera varia", Amsterdam 1733, S. 1 fg.) Herrn Cousin anzureihen.

Die Beweise für seine Paradoxen nahm Hardouin hauptsächlich von Münzen her, in deren Kunde er seine Meisterschaft suchte. Auf diesem Felde war es, wo ihm Leibnitz entgegentrat („Dissertatio de nummis Gratiani", im Anhang zu „Auszug verschiedener die neue Preussische Crone angehender Schrifften", Hanover 1701), der ihm übrigens das Prädicat eines „viri de re litteraria meritissimi" ertheilte. Was aber Leibnitz, der die Jesuiten, die ihm bei allen Gelegenheiten den Hof machten, zu schonen verschiedene Ursachen haben mochte, nur behutsam andeutete, nämlich den Hardouin's Behauptungen zum Grunde liegenden verderblichen Plan — dies zog ein anderer Gegner des Jesuiten, der vollkommen würdig war, an der Seite von Leibnitz zu kämpfen, ans Tageslicht, indem er dem schwankenden Hypothesengebäude die mühsam zusammengesuchten Stützen zerbrach und zugleich andere nicht weniger gefährliche Ränke des Ordens aufdeckte. Mathurin Veyssière de Lacroze, dessen Andenken wir hier erneuern, war, nachdem er 14 Jahre in der Congregation St.-Maure gelebt hatte, mit dem ihm aufgedrungenen Stande unzufrieden nach Basel entflohen. Hier trat er zur reformirten Religion über und lebte einige Zeit mit Studien und schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt, bis er durch Vermittelung seiner Freunde nach Berlin berufen wurde, wo er 1702 die Stelle eines Bibliothekars erhielt. Die mit dieser Stelle verbundenen Einkünfte waren jedoch so gering, daß sie ihm kaum seinen Lebensunterhalt gewährten; er übernahm also, um seine Lage zu verbessern, allerlei Nebenbeschäftigungen, leitete bis 1714 die Erziehung des Markgrafen von Schwedt und erhielt 1717 von der Königin, die ihm überhaupt gewogen gewesen zu sein scheint, den Auftrag, ihrer ältesten Tochter, der nachmaligen Markgräfin von Baireuth, Unterricht in der Geographie und Geschichte zu ertheilen. Diese Prinzessin erwähnt seiner auch in ihren Memoiren; er nennt sie in einem Briefe an P. E. Jablonsky „admirandae indolis virginem" (s. „Thesauri epistolici Lacroziani", III, 157). Die Gunst der königlichen Frauen gewährte ihm manche nicht unwesentliche Erleichterung, doch blieb seine Lage immer beengt, denn von den Tabagien Friedrich Wilhelm's I. gingen keine den Musen günstigen Einflüsse aus. 1723 schreibt Lacroze an Bayer: „Tot ejusmodi litterae (Anfragen, Gesuche um Excerpte u. s. w.) ex tota fere Europa accipio, non sine damno temporis et marsupii mei, ut fere mihi videam cogitandum de alio senectutis meae nido pervestigando. Scis, procul dubio, totum mihi regiae bibliothecae stipendium ablatum, in militares usus concessisse, qua etiam de causa operae pretium est, ut rebus meis consulam." Die Verdienste, welche er sich um die orientalischen Literaturen erwarb, sind bekannt und werden noch immer gewürdigt; sein von J. L. Uhle herausgegebener Briefwechsel mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit enthält einen reichen Schatz brauchbarer Notizen zur Literatur- und Sprachenkunde (z. B. viele Einzelheiten über Giordano Bruno, dessen Leben und Schriften). Gegen Hardouin aufzutreten, dazu bewog ihn vielleicht neben dem nicht selten aus der Landsmannschaft entstehenden Antagonismus (Hardouin war aus Quimper, Lacroze aus Nantes, also Beide Bretonen) auch ein Rest von Ordensgeist, der ihm noch innewohnte, die Abneigung des Benedictiners gegen den Jesuiten, des ehemaligen Mitgliedes der Congregation St.-Maure, des Mitbruders der Mabillon und Montfaucon gegen den Mann, der die kaum gegründete Lieblingswissenschaft der Diplomatik zu vernichten, die ehrwürdigen Manuscripte, Codices und Urkunden um ihr Ansehen zu bringen sich erkühnte, die Abneigung des Humanisten gegen den Scholastiker. Außer mehren kleinern Abhandlungen richtete er gegen den Jesuiten die dem gelehrten und geschäftserfahrenen niederländischen Staatsmann Gisbert Cuper, Bürgermeister und Kämmerer von Deventer, gewidmeten „Vindiciae veterum Scriptorum contra J. Harduinum S. J. S." (Rotterdam 1708), ein noch heutzutage sehr lesenswerthes, aber selten gewordenes Buch, aus dem man unter Anderm auch lernen kann, auf welche Weise ein jetzt wieder vieler Gunst sich erfreuender Orden „die Wissenschaft zur Dienerin der Religion machte". Die „Vindiciae" setzten Hardouin's und seiner Genossen Umtrieben auf diesem Gebiete unübersteigliche Schranken, und die gesammte, so übel angewendete und mit so vielem Hochmuth zur Schau getragene Gelehrsamkeit des Jesuiten hat wenig dazu beigetragen, seinen und seines Ordens Ruf zu verbessern.

In unserer Zeit, wo die religiösen Fragen wieder in den Vordergrund treten, ist es vielleicht nicht ohne Interesse, zu betrachten, wie sich in Bezug auf solche zwei Männer verhielten, die von ihren reichen geistigen Gaben zu so verschiedenen Zwecken mit so verschiedenem Erfolge Gebrauch machten. Beide standen innerhalb der Grenzen streng geschiedener positiver Glaubenssysteme; allein ihre festen religiösen Überzeugungen krystallisirten sich bei dem Einen zu starrer Intoleranz, dem Andern waren sie eine Quelle milder Frömmigkeit. Hardouin wies den ihn besuchenden würtembergischen Gelehrten und Geistlichen Pfaff, der sich auf Befragen als Lutheraner bekannt hatte, mit Schmähungen zur Thür hinaus, und sagte dem Engländer Hobbhan ins Gesicht: „Monsieur, il est impossible d'être un savant homme, sans être Catholique" (s. „Thes. ep. Lacroz", II, 194). Lacroze wird am besten durch die Antwort charakterisirt, die er dem berühmten Bernhard Pez von Mölk schrieb, als dieser im Namen des Abts von Göttweih eine Einladung, seinen Lebensabend in diesem Stifte zuzubringen, an ihn hatte gelangen lassen. Wir lassen hier beide in mehrfacher Rücksicht anziehende Briefe in Übersetzungen folgen, insbesondere als Beitrag zur Würdigung eines um Östreichs geistige Cultur hochverdienten Mannes und seiner Zeit, die der unserigen manche Lehre geben könnte. Zum bessern Verständniß möge noch bemerkt werden, daß Lacroze von dem Verluste einer geliebten Gattin, von Alter und Krankheit, der Folge seiner mühsamen gelehrten Forschungen, gebeugt war, als ihm das Anerbieten des Abts von Göttweih zukam.

(Der Beschluß folgt.)

*) Darin hatte er, freilich in anderm Sinne, einen Zeitgenossen zum Vorgänger, dessen Kritik die seinige an Kühnheit weit übertraf. Ein gelehrter Augsburger, Namens Johann Peter Spenth, der mehrmals die Religion wechselte und im Anfange des 18. Jahrhunderts in Amsterdam als Jude starb, führte den Beweis, das Christenthum sei eine Erfindung Kaiser Konstantin's.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 173. —— 21. Juni 1844.

Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften, dargestellt von G. Hartenstein.

(Beschluß aus Nr. 172.)

Den größten Umfang nimmt in diesem vierten Buche die ethische Betrachtung des Staats ein. Auf welchem Wege, fragt es sich, und durch welche vermittelnde Bestimmungen kann man sich von den Naturbedingungen des Staats aus dem Ideale der beseelten Gesellschaft annähern? Soll sich der Staat diesem Ideale nähern können, so müssen erst die Ideen des Rechts, der Billigkeit, des Wohlwollens in ihm verwirklicht sein, und zwar in der eben beobachteten Folge; denn vor Allem verlangt das sittliche Misfallen am Streite gegenüber den häufigen Veranlassungen dazu eine Rechtsordnung, dann erst kann die Idee der Vergeltung und des allgemeinen Wohlwollens zum Motiv der Staatsordnungen werden. So sind denn der Rechtsstaat, das Lohnsystem, die Verwaltung zum allgemeinen Wohle und die beseelte Gesellschaft die aufeinander folgenden Ideale, denen der Staat zuzustreben hat. Wir können es nicht versuchen, von dem reichhaltigen Inhalte dieses Abschnitts, dem interessantesten der ganzen Schrift, einen Auszug zu geben; es möge daher erlaubt sein, einige Stellen desselben auszuheben, welche dazu dienen können, den politischen Charakter nicht des Verf., sondern, da sie in strenger Consequenz aus den Principien abgeleitet sind, des Systems selbst zu bezeichnen.

Will man diese Präsumtionen (eines zu bildenden Rechtszustands) innerhalb der bezeichneten Grenzen näher entwickeln, so tritt das Verhältniß zwischen der Staatsgewalt und dem Volke deshalb an die Spitze, weil von der rechtlichen Gestaltung dieses Verhältnisses der Rechtsorganismus in allen seinen Theilen mehr oder weniger abhängt. Die allererste und dringendste Präsumtion ist hier, daß das Verhältniß zwischen der Staatsgewalt und dem Volke rechtlich, d. h. allerdings, nicht durch Gewohnheit, Sitte, Herkommen, sondern durch ein von den Betheiligten selbst anerkanntes Staatsgrundgesetz geordnet sei. — Daß es oft lange dauert, ehe ein Staat eine Verfassung in diesem Sinne erhält, ist bekannt; ebenso daß die wichtigsten Elemente einer Verfassung oft viel früher factisch vorhanden sind und sich allmälig entwickeln, als sie ausdrücklich zu Recht anerkannt werden; endlich auch, daß in einer solchen historischen, aus der eigenen Lebensthätigkeit eines bestimmten Staats hervorgehenden, von ihr wenigstens in ihren wesentlichen Theilen getragenen Entwickelung die sicherste Bürgschaft, wenn auch nicht ihrer absoluten Vortrefflichkeit, doch ihrer Natürlichkeit und Haltbarkeit liegt. Gleichwol erhebt sich in dieser Hinsicht der Staat erst dann zum Rechtsstaat, wenn dieser Inhalt seiner factisch bestehenden Verfassung zu der Form des Rechts erhoben wird.

Im Folgenden hält sich der Verf., um der Anwendbarkeit näher zu bleiben, unter den verschiedenen möglichen, aber nicht gleich natürlichen und in sich haltbaren Staatsformen im Allgemeinen an die Voraussetzung der erblichen Monarchie. In Beziehung auf diese heißt es:

Deshalb schließt nun auch der Begriff des Rechtsstaats, gleich viel ob sich die oberste Macht in einem herrschenden Stande oder in einem Individuum concentrirt findet, den Begriff einer schlechthin unumschränkten Macht, insofern in ihr die Befugniß eines schlechthin willkürlichen Gebrauchs derselben mitgesetzt ist, aus.

Die Präsumtionen eines zu bildenden Rechtszustandes beziehen sich der obigen Unterscheidung der wesentlichen Functionen der Staatsgewalt gemäß entweder auf die Gesetzgebung oder auf die Vollziehung der Gesetze. Nun ist unmittelbar klar, daß das Gesetz von Denen, für welche es Gesetz sein soll, gekannt und anerkannt sein muß; und darin liegt nicht nur, daß die Gesetzgebung an gewisse Formen gebunden sein muß, von deren Erfüllung die Voraussetzung abhänge, daß irgend eine Bestimmung der Staatsgewalt gesetzliche Kraft habe, sondern auch, daß dem Volke ein solcher Antheil an der gesetzgebenden Gewalt rechtlich zugestanden werde, daß wenigstens wider seine Zustimmung nichts zum Gesetz erhoben werden darf. Diese Foderung ist die allgemeinste und dringendste; denn es bleibt immer widersinnig, daß die Bestimmung über Das, was als Recht gelten soll im Staate, als Gebot oder Verbot hingestellt werde, ohne Die, für welche es gelten soll, auch nur darum zu fragen.

Für die hieraus sich ergebende Foderung der Volksvertretung ist es besonders wichtig, daß dieselbe eine Beziehung auf den Staat als Ganzes habe.

Es ist schon viel gewonnen, wenn der Grundsatz Geltung gewonnen hat: daß die Repräsentanten des Volks nicht an besondere Aufträge ihrer Committenten gebunden sind, sondern nach eigener freier Überzeugung ihre Functionen als Vertreter des Gemeinwesens auszuüben haben.

In gleichem Sinne wird dann die Verwaltung des Staats, das Strafrecht, die Sorge für das allgemeine Wohl besprochen. Wir haben gerade diese Stellen hervorgehoben, über deren Deduction aus den Principien wir den Leser auf die Schrift selbst verweisen müssen, weil man vielfach zufällige Äußerungen Herbart's in Gelegenheitsreden, hervorgerufen durch die specielle Veranlassung und durch den für Erhaltung des bestehenden Rechtszustandes besorgten Charakter Herbart's, dazu ge-

braucht oder misbraucht hat, auf den politischen Charakter des Systems selbst ein zweideutiges Licht fallen zu lassen. Auch sind die Bestimmungen über den Rechtsstaat die genauesten und schärfsten; wo es sich dagegen um die Mittel handelt, durch welche die Ideen der Billigkeit, des Wohlwollens, der innern Freiheit im Staate verwirklicht werden sollen, werden oft weite Gebiete mehr bezeichnet als ins Einzelne bearbeitet und die Lösung wichtiger Aufgaben mehr angedeutet als ausgeführt. Indessen auch so ist es wichtig, daß die Rechtsordnung nicht als das einzige und höchste Ideal des Staats anerkannt ist, und schon der Zusammenhang, in welchen die Aufgaben der Versittlichung des Staats gestellt sind, bezeichnet die Richtung, in welcher eine fortgesetzte Forschung die befriedigende Lösung finden kann.

Das Vorstehende wird genügen, von dem Charakter und dem Inhalte der Hartenstein'schen Ethik eine Vorstellung zu geben. Auf eine eigentliche Kritik hat Ref. absichtlich verzichtet; einverstanden mit den Principien der Herbart'schen Ethik und von der hohen Wichtigkeit dieses Systems überzeugt, würde er in der Ausführung einige Einzelheiten geändert wünschen, doch sind diese Abweichungen untergeordneter Art, und des unzweifelhaft Trefflichen ist so viel in der Schrift enthalten, daß es Pflicht war, wenigstens auf Einiges davon hinzuweisen, statt an kleinen Einzelheiten zu mäkeln. Wie dies Buch der Betrachtung zwei Seiten darbietet, indem es einmal den Blick zu den Idealen erhebt, dann ihn auf den gesammten Kreis der Erfahrung lenkt und diese durch das Licht der Ideen beleuchtet, so ist auch eine zweifache Wirkung von demselben zu erwarten: die scharfe Darstellung und wesentliche Fortentwickelung der Principien der Herbart'schen Ethik muß zu einer richtigern Kenntniß und gründlichern Würdigung dieses Systems führen; jedem gebildeten Leser aber, dem die höchsten Aufgaben des Lebens Gegenstand ernsten Nachdenkens sind, ohne daß die Philosophie als solche Zweck seines Studiums wäre, werden namentlich die beiden letzten Bücher dieser Ethik eine reiche Quelle bald der Aufklärung bald der Anregung sein. Die Darstellung des Verf. ist aus seinen frühern Schriften schon zur Genüge bekannt; gewandt und treffend, weit entfernt von dem verderblichen Spiele mit tiefsinnig klingenden Terminologien, sucht sie in durchsichtiger Klarheit das Zeichen vollendeter Durcharbeitung des Gedankens. 119.

Der Jesuit Hardouin und der Benedictiner Lacroze.

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

Bernhard Pez von Mölk an Lacroze.

„Der ausgebreitete Ruf deines berühmten Namens, welcher schon seit geraumer Zeit die gelehrte Welt erfüllt, hat mich dir, hochverehrter Mann, so enge verbündet, daß ich jeden Tag für übel angewendet halte, an dem ich deiner nicht gedenke. Als ich vor drei Jahren mit dem erlauchten Kanzler und Gesandten zum Congreß von Soissons, Grafen von Sinzendorf *), nach Paris gekommen war, und dort in Gesellschaft der Väter von St.-Germain einige sehr angenehme Tage zubrachte, sprach ich viel und gern von dir. Dies allein betrübte mich tief, daß deine Angelegenheiten bei jenen Vätern noch nicht auf den Punkt gediehen sind, um dir die Rückkehr in ihre Mitte zu gestatten. Weil nun davon der beste Theil deines Lebensglücks abhängt, so läßt mich meine Zuneigung zu dir nicht ruhen, bis diese Sache geschlichtet ist, besonders da die göttliche Vorsehung in ihrer Güte dir gerade jetzt einen neuen Weg eröffnet hat, auf dem du, wenn du ihn schnell betrittst, dein Heil wirken und dir für dieses und jenes Leben Glück und Seligkeit sichern kannst. Die Sache verhält sich so. Der hochwürdigste und hochgelehrte Herr Abt des Benedictinerstifts Göttweih *) (das von Mölk etwa vier Stunden entfernt liegt), welcher eine reich ausgestattete Bibliothek errichtet und talentvolle Jünglinge um sich versammelt hat, die ich auf sein Geheiß in den historischen Hülfswissenschaften unterrichtete, sucht einen Mann, der dort seinen beständigen Aufenthalt nehmen und das so schön Angefangene zum erwünschten Ziele führen könnte. Indem mir aber zu keinen Zeiten Jemand vorgekommen ist, der tauglicher wäre, diesen Wirkungskreis erfolgreich und würdevoll auszufüllen, als du, hochansehnlicher Mann, so bin ich lebhaft in den obengenannten Herrn gedrungen, daß er dich so bald als möglich zu sich berufen und einladen möge; welchen Rath er um so freundlicher und willfähriger aufnahm, als ihm deine auserlesene Gelehrsamkeit schon lange bekannt war. Auf sein Ansinnen und seinen Befehl schreibe ich dir also diesen Brief und bitte dich, du möchtest, was zu deinem Glücke dient, nicht von dir weisen. Du kannst, wenn du willst, alle deine übrigen Lebenstage in dieser rühmlich bekannten Abtei zubringen und im Dienste Gottes und deines Ordens in ungestörter Ruhe für dein Seelenheil sorgen. Sollten die Bande, welche dich an deine Congregation knüpfen, im Wege stehen, so habe deswegen keinen Kummer. Der hochwürdigste Abt wird sie mittels der Gunst, deren er in Rom genießt, mit leichter Mühe lösen und dich in jeder Beziehung sicher stellen. Zu Göttweih aber wirst du mit allem Nothwendigen reichlich versorgt werden, und dich, von dem Besuche des Chors und Allem, was dich sonst am Studiren hindern könnte, befreit, ganz dir selbst, deinen Mitbrüdern und den Musen, deren ernstes Antlitz du liebst, widmen können. Daß ich mehr sage, um dich zu locken, ist, wie ich glaube, wol nicht nothwendig. Ich habe es mit einem Manne zu thun, der Tag und Nacht die Worte des Herrn überdenken soll: was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet? Sei immer des Felsens eingedenk, von dem du dich losgerissen hast, und verschiebe nicht das Gute zu thun, so lange dir Zeit und Gelegenheit bleibt. Wir werden dich hier mit offenen Armen empfangen und ans Herz drücken und in dir den Herrn loben, welcher Keinen verläßt, der auf ihn hofft, und Alles zum Besten lenkt. Überlege nun und thue mir bald zu wissen, was du zu meinem Vorschlage meinst. Sollte dir das Geld zur Reise nach Östreich fehlen, so wird der hochwürdigste Abt dir gern und schnell damit dienen, als Derjenige, welcher dich, wenn du Gott und unserm heiligen Orden dienen willst, stets wie einen Lieblingssohn halten wird. Lebe wohl, hochverehrter Mann, verlasse jenes Ägypten und komme so bald als möglich in unser Land, das von Milch und Honig fließt."

Lacroze an Bernhard Pez.

„Dein Brief war mir sehr angenehm, nicht sowol wegen der Lobsprüche, die du mir unverdient spendest, als wegen der Anzeichen deines Wohlwollens, welche mir deutlich die Frömmigkeit deines Gemüths und deine Zuneigung zu mir zu beweisen scheinen. Schon lange haben mich dein Ruf und deine gelehrten Arbeiten zur Bewunderung deines Namens hingerissen, und ich werde um so mehr angefeuert, dich zu

*) Kaiser Karl's VI. Günstling und einflußreichster Minister.

*) Gottfried von Bessel, Herausgeber des „Chronicon Gotwicense".

lieben und hochzuschätzen, als du dich zuerst herbeiließest, dich an mich, der ich so weit von dir entfernt bin, zu wenden und damit alle meine Hoffnungen zu übertreffen; denn von dir, hochansehnlicher Mann, erwartete ich nichts Ähnliches, da ich mich kaum von dir gekannt glaubte. Allein indem ich sehe, daß du nicht blos eine Begrüßung im Sinne hast, kann ich dir nur mit jener Zurückhaltung antworten, von der ich wünschte, daß du ihr deine Billigung nicht versagen möchtest. Sollte mir etwas entschlüpfen, was du nicht gut heißen kannst, so verzeihe: ich konnte aber Dasjenige nicht vorbringen, was ich sagen zu müssen glaubte, ohne für meine abweichende Meinung einige Gründe anzuführen. Vor Allem aber sage ich dem hochwürdigsten Abte des Stifts Göttweih Dank für die Wohlthaten und Vortheile, die er mir gütig anbietet, von denen mich aber mein Gewissen nicht Gebrauch machen läßt, welches um so ängstlicher wird, als ich sehe, daß ich bald sterben muß; denn ein kränklicher, siebzigjähriger Greis kann nicht mehr lange zu leben hoffen. Daher überdenke ich bei mir selbst oft jene Worte, die ich in deinem Briefe lese: was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet? Wenn ich nun, was nie geschehen soll, etwas gegen mein Gewissen thue, so füge ich, was Gott verhüte, meiner Seele Schaden zu. Du willst vielleicht wissen, inwiefern ich mein Gewissen verletze, wenn ich euern Rathschlägen folge? Es wäre vieler Worte nöthig, um dies Alles zu erklären, auch käme es euch nicht gelegen, da ich wohl weiß, wie mächtig die Ansichten sind, die wir von Jugend auf eingesogen haben. Ich werde also hier nur Das berühren, was ich nicht mit Stillschweigen übergehen kann. „Muthest du mir zu, mich dem neulich erlassenen päpstlichen Beschlusse zu fügen, der den christlichen Glauben in seinen Grundvesten erschüttert?" Diese Worte eines dir bekannten Mannes, der ein frommes und seliges Andenken hinterließ, sind dir nicht fremd. Aber, sagst du vielleicht, Niemand wird mich zwingen, diesen Beschluß*) zu unterschreiben, in dem die Aussprüche unsers Herrn Jesu Christi mit ausdrücklichen Worten verdammt werden? S. die 2. und 45. propos., wo dies mit den Worten des Apostels Johannes, qui non diligit, manet in morte, der Fall ist. Würde man mich auch nicht zwingen, diese Verdammungen zu unterschreiben, so müßte ich doch mit Jenen Gemeinschaft haben, die Alle unter die Ketzer rechnen, welche diese Beschlüsse verwerfen. Anderes von größerer Wichtigkeit verschweige ich, um euch nicht Anstoß zu geben. Ich pflege mit dem heiligen Petrus, dem ersten der Apostel, den Herrn Jesum also anzusprechen: Herr, zu wem sollen wir gehen? Du allein hast Worte des ewigen Lebens. Fern sei von mir, daß ich meinen Herrn verlassen und Menschen und ihren Satzungen anhängen soll. Potes, sagt der Verf. des goldenen Buchs von der Nachahmung Christi, cito fugere Jesum, et gratiam ejus perdere, si volueris ad exteriora declinare. Et si illum effugaveris et perdideris, ad quem tunc fugies? et quem tunc quaeres amicum? Auch glaube ich nicht ohne Grund, Christus den Herrn gefunden zu haben, denn ich verfuhr nach der Vorschrift, die er selbst gab Matth. 24, 23: Wenn euch dann Jemand sagen wird: Siehe! hier ist Christus, oder da ist er! so glaubet es nicht — und 26: Wenn man euch also sagen wird: Siehe! in der Wüste ist er, so gehet nicht hinaus; siehe! in geheimen Zimmern (in penetralibus) ist er, so glaubet es nicht — wobei ich wünschte, daß du das griechische Wort nachsähest, welches der Verf. der „Vulgata" mit penetralia übersetzt hat. Der heilige Lucas fügt in der Parallelstelle 17, 21 hinzu: Siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch. Ich habe also den Herrn gesucht, wo er selbst befahl, daß wir ihn suchen sollen, und habe meine Mühe nicht verloren, denn ich kann mit der Braut des hohen Liedes ausrufen: Ich habe gefunden, den meine Seele liebt, ich halte ihn und lasse ihn nicht mehr. Glaube übrigens nicht, daß ich mich Luther oder Calvin ergeben habe: ich hänge allein Christo an, ihn liebe ich jetzt, ihm allein glaube ich, zu ihm sage ich jeden Tag: Herr, sei der Sünden und Irrthümer meiner Jugend nicht eingedenk. Dies, hochgelehrter Mann, meinte ich sagen zu müssen. Nimm es nicht übel auf. Ich weiß und weiß es mit Gewißheit, daß ich deshalb in deiner Gunst verlieren werde, allein ich kann die Überzeugungen nicht verleugnen, welche ich mir unter Anrufung des göttlichen Beistandes durch langjährige Studien erwarb. Seit dreißig Jahren und darüber widme ich mich der Erforschung der christlichen Religion und beschäftige mich mit dem Lesen der heiligen Bücher, der alten Väter, der Concilien und der Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte, in welchem Fache ich viele nicht genug beachtete Wahrheiten aufgefunden zu haben glaube. Gebe Gott, daß ich mich ihrer zuvörderst zu seinem Ruhme und dann zur Erlangung des ewigen Heils bediene. Andere mögen nach Anderm trachten: mir frommt es, Gott anzuhängen und auf den Herrn meine Hoffnung zu setzen. Doch genug davon; die Verschiedenheit der Ansichten hindert mich nicht, euch und eure Frömmigkeit hoch zu halten und mich eurem Wohlwollen zu empfehlen. Dem hochansehnlichen Abte von Göttweih Gruß und innigen Dank. Das Nämliche dir, hochwürdiger und gelehrter Mann. Wollet nicht, ich bitte euch, mich verachten und hassen: denn ich würde euch den Ausspruch Augustin's entgegenhalten: Du hast deinen Bruder gehaßt und weißt es nicht. Lebet wohl und seid meiner eingedenk im Herrn. Berlin, 21. Juli 1731."

Lacroze starb 1739, zehn Jahre nach Hardouin. Ein Menschenalter später kämpfte wieder von derselben Stätte aus sein Nachfolger Biester gegen die Nachfolger Hardouin's. 54.

*) Die Constitutio Unigenitus.

Spaziergang durch die Alpen vom Traunstein zum Montblanc. Von Eduard Silesius. Drei Theile. Wien, Gerold. 1844. Gr. 12. 3 Thlr.

Der Verf. hat ein Buch geliefert, dessen Lecture, abgesehen von dem Nutzen und der Belehrung, die sie gewährt, einen so angenehmen Eindruck hinterläßt, wie die warme und lebendige Naturschilderung, unter dem beständigen Gesetz des Maßes und der Schönheit, auf einen Geist nur hervorbringen kann, der in den Armen der ewigen Natur auszuruhen Sehnsucht fühlt. Es weht durchhin ein so milder, empfänglicher, wohldenkender Geist, eine so warme, harmonische und sanft verschmolzene Farbe in seinem reichen Naturgemälde, daß wir dasselbe mit einer Abendlandschaft von Claude vergleichen möchten, und in der That ungefähr denselben Eindruck davon empfangen haben wie von einer solchen. Sein Tempel ist der Naturtempel der Alpenwelt, und wie er den Geist des Schöpfers darin laut verehrt, kommen ähnliche Gefühle der Befriedigung über uns, seine Leser, als er sie selbst in genußvollen Stunden empfunden hat. Es ist ein gutes Buch, besonders durch die naturgetreue Gesinnung, die darin athmet, durch die Auffassung des Ganzen vom kalobiotischen Standpunkte aus, wie er den seinigen selbst bezeichnet, und durch das schöne Maß der Darstellung selbst da, wo polemische Funken sprühen. In dieser Beziehung wird nicht leicht ein Autor gefunden, der sich selbst so treu bleibt als der Verf.

Indem er seiner Schrift jede wissenschaftliche Tendenz abspricht, hat er recht; allein er ist zu bescheiden, wenn er auch den wissenschaftlichen Werth derselben negirt; denn jeder mit nicht besondern und individuellen Zwecken Reisende hat daraus viel zu lernen. Der Verf. gibt Resultate, und nach solchen sehen wir uns in den wissenschaftlichen Reiseberichten nur zu oft vergeblich um, indem wir statt ihrer nur Zweifel mit Zweifeln vertauschen. So ist auch Dies ein Vorzug dieser Schrift für den Reisenden, der nach einem unterrichteten Wegweiser verlangt. Wie viel Anregung zu eigenem Nachdenken

er aber darin gefunden habe, mag er sich nach gemachtem Gebrauch selbst gestehen.

Der Verf. gibt die Reise durch die Alpenwelt in drei großen und gesonderten Bildern; das erste von Linz bis zum Vierwaldstätter See, über Traun, Ischl, Gastein, das Pinzgau, Zillerthal, Innsbruck, Stanz, das Illthal, Lindau, Schaffhausen, Zürich, Luzern. Hin und wieder treten gefällige poetische Ergüsse zwischen Bericht und Schilderung und obwol diese Weise gefährlich und meistens unwirksam ist, indem sie Object und Subject in eine zu nahe Berührung bringt, so gelingt dem Verf. doch oft die misliche Form der Darstellung. Es ist schwer, aus diesem großen Naturbilde eine einzelne besonders gelungene Partie hervorzuheben; inzwischen bezeichnen wir doch die Schilderung von Gastein, die vom Arlberg und Finstermünz, wo die Natur gleichsam zu einer höhern epischen Gestalt ansteigt, Bludenz und den Eintritt in die Schweiz als solche, die uns besonders angesprochen und den Eindruck des Erhabenen wiedergegeben haben, der in den Gegenständen selbst ausgedrückt ist. In anderer Richtung gibt auch die liebliche Insel Mainau Anlaß, das malerische Talent des Verf. zu bekunden, das sich auf dem idyllischen Gebiet ebenso unverkennbar zeigt als auf dem mehr epischen, der Schilderung großartiger und kolossaler Effecte. Daß aber der Reisende in den hier und da vorkommenden politischen Betrachtungen, obwol er dieselben sichtbar vermeidet, den Östreicher durcherkennen lasse, soll ihm in unsern Augen weiter nicht schaden, da für diese Art, die Politik aufzufassen, unter uns gute Vorbilder vorhanden sind. Meinungen der Fachgelehrten läßt er dagegen unangefochten, oder nimmt sie als Resultate abgeschlossener Forschung hin.

Der zweite Theil umfaßt die große Alpenwelt von der Gotthardstraße bis zum Montblanc hin. Der Verf. erhebt sich hier mit und an dem größern Stil der Natur zugleich in Darstellung und Ausdruck. Das Furcathal, Oberhasli, das Sidelhorn, Brienz und das Berner Oberland, das Panorama des Faulhorngipfels, Grindelwald, Lauterbrunnen, das Oschinen- und Gasterenthal, die Kluse und der Gemmisteig, Martigny und endlich das Chamounythal mit seinen unvergleichlichen Naturwundern bilden die Glanzpartien dieses Theils. In Prieuré verweilt der Reisende lange genug, um dem Riesen Montblanc unter allen Beleuchtungen der Tages- und Nachtzeiten ins Antlitz zu blicken und er weiß den Genuß und die Freude dieses Anblicks, der keine menschliche Brust wol unbewegt läßt, mit so mannichfaltigen Zügen und Farben darzustellen, daß wir bei der Lecture wie vor dem Bilde selbst zögernd verweilen und den Schlag der Stunden überhören. Von der Besteigung des Riesen selbst räth der Verf. durchaus ab. Man zählt seit Saussure's Zeit 36 Besteigungen des Montblanc; alle Erfahrungen aber lehren, daß diese Unternehmung sehr frische Kräfte erfodert, daß sie unter den günstigsten Conjuncturen niemals ohne Gefahr ist, und daß der Genuß, der dadurch erkauft wird, in der Hauptsache doch nur auf das Gefühl hinauskommt, mit besiegter Gefahr auf dem höchsten Punkte der europäischen Welt gestanden zu haben. Der Gesichtskreis des Montblancgipfels umfaßt allerdings 68 Stunden im Halbdurchmesser und reicht über Lyon, Dijon und Langres — irrthümlich offenbar sagt der Verf. Toulon — bis an den Apennin bei Genua; allein der Dunstkreis nahe an der Erdoberfläche läßt die menschliche Sehkraft so weit nicht vordringen und die Unmöglichkeit, lange Zeit auf dieser Höhe zu weilen, verkümmert auch noch den eingebildeten Genuß dieser Fernsicht, um deren willen Niemand den Montblanc besteigen sollte.

Der dritte Theil führt uns die Alpen der südwestlichen Schweiz, Savoyen, Oberitalien vor und geleitet uns über Mailand und Venedig, durch Istrien, Steiermark — die Schweiz im Kleinen, wie der Verf. sagt — das Mürzthal, den Sömmering nach Östreich und Wien zurück. Die Wanderung am Montanvert, die Eiswelt neben ihm, dann die zögernde Rückkehr aus dem Chamounythal, bei welcher mit Recht der Rückblick von St.-Martin allen andern Ansichten des Gigantendoms vorgezogen wird, sind hier hervorstechende Partien. Hier, sagt der Verf. bei St.-Martin, in einer sechsstündigen Entfernung, zeigt sich der Dom des Montblanc vielleicht noch großartiger als unmittelbar zu seinen Füßen; sicher aber tritt er hier am harmonischsten in allen seinen Theilen hervor, noch mehr gehoben durch die Perspective über kolossale Berge hinweg, und entwickelter als von Prieuré aus. Es ist das erhabenste Landschaftsbild der ganzen Alpenwelt! Mit vollem Herrscherblick ragt hier die höchste Kuppe, 14,800 Fuß hoch, über den Dom du Gouté hinweg, der, von Chamouny aus gesehen, sich fast über sie erhebt; rechts ragt die Aiguille de Três la Tête 12,900 Fuß hoch, links die Aiguille du Midi, als Pfeiler und Pyramiden neben dem Riesendom. Der Genfersee, die reizvolle Simplonstraße, der Lago maggiore, Como, Mailand, das Krönungsfest daselbst werden im Überblick geschildert. Noch rascher geht die Lombardei an uns vorüber und die Lagunenstadt haben wir zu überblicken kaum Zeit. Eine anziehende Meerfahrt nach Capo d'Istria erquickt den von Bergbildern erfüllten Geist und führt zu dem mit Heimatsgefühlen geschmückten Schluß des ganzen Reisewerks. Für die genußvolle Wanderung, die er uns machen ließ, gebührt dem Verf. unsere Anerkennung um so mehr, als er beiweitem mehr, als er in seiner bescheidenen Art zu erwarten gibt, gewährt. Wer seinen Reiseweg einzuschlagen die Absicht hat, findet an ihm einen freundlichen, unterrichteten und fast immer zuverlässigen Führer, dessen Urtheilen und Weisungen er sich mit Sicherheit anvertrauen darf. Und so spricht sein Buch den ihm gebührenden Dank von selbst an! 8.

Miscellen.

Jahres-Anfänge.

Die Chaldäer und Ägypter datirten ihre Jahre nach der herbstlichen Nachtgleiche. Das geistliche Jahr der Juden beginnt im Frühling. Für weltliche Angelegenheiten folgen sie dem Vorgange der Ägypter. Die alten Chinesen rechneten nach dem ersten Neumond in der Mitte des Aquarius. Romulus begann das Jahr im März, Numa im Januar. Bei den Türken und Arabern ist der 16. Juli Jahresanfang. Bis auf König Dremschid oder Gemschid rechneten die Perser wie die Chaldäer und Ägypter. Weil aber beim Einzuge jenes Königs in Persepolis die Sonne im Widder stand, befahl er, den Jahresanfang auf die Frühlings-Nachtgleiche zu verlegen. Das Jahr der Brahmanen beginnt mit dem Neumond im April, das der Mexicaner im Februar mit dem ersten Grün der Blätter (ihr Jahr zählt 18 Monate, jeder zu 20 Tagen; das der Abyssinier den 26. August; der amerikanischen Indianer mit dem ersten Neumond in der Frühlings-Nachtgleiche; der Mohammedaner mit dem Eintreten der Sonne in das Zeichen des Widders; der Venetianer, Florentiner und Pisaner mit der Frühlings-Nachtgleiche. Unter den Merovingern begann das französische Jahr am 1. März, dem Tage der großen Heerschau; unter den Karolingern am Weihnachts- und unter den Capets am Ostertage. Das geistliche Jahr begann am ersten Sonntage im Advent. Auf Karl's IX. Befehl (1564) wurde der Anfang des bürgerlichen Jahrs auf den 1. Januar gesetzt. Nachdem an die Stelle des Julianischen Kalenders der Gregorianische getreten (1582), führten die holländischen und deutschen Protestanten den neuen Stil 1700, die Engländer 1752 in die Jahresberechnung ein. 3.

Der König Alfons von Spanien fand, als er krank war, ein solches Behagen an der Lecture des römischen Geschichtschreibers Q. Curtius Rufus, daß er darüber genas und ausrief: „Valeant Avicenna, Hippocrates, medici caeteri; vivat Curtius, sospitator meus!" 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 174. —— 22. Juni 1844.

1. Die liberalen Bestrebungen in Deutschland von Edgar Bauer. Erstes und zweites Heft. Zürich, Literarisches Comptoir. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. John Hampden. Nebst einem Nachtrage: Flüchtlingslehrjahre und Amnestie, von J. Venedey. Constanz, Verlagshandlung. 1843. Gr. 8. 1 Thlr.

Auch uns Deutschen ist es seit kurzem möglich geworden, in unserer politischen Literatur Parteien aufweisen zu können, die mit all der Unduldsamkeit des alleinseligmachenden Glaubens zu Werke gehen, der über seinen eigenen beschränkten Horizont nicht hinauskommt und doch Alles und Jedes, was darüber ist, verdammt. Eine solche Partei ist die, welche unter der Ägide der Gebrüder Bauer kämpft, und man muß es ihnen lassen, sie zeigen einen unendlichen Eifer, nach alter guter lichtensteiner Manier zu bekehren. Das Überzeugen ist eine gar kitzliche und langwierige Sache. Wollte man auf die allgemeine Überzeugung harren, so könnten Jahrzehnde über Jahrzehnde vergehen und sich zu Jahrhunderten thürmen und — Eile thut vor allen Dingen noth. Man ist viel zu radical, um zu warten, und um sich dann auf die schnellste und beste Weise zu der Illusion zu verhelfen, man habe alle Welt für sich gewonnen, legt man sich aufs Überschimpfen. Das soll dann alle Andersdenkenden abhalten, sich herauszuwagen — und man kann es fürwahr einem ehrlichen Manne gar nicht verdenken, wenn er sich den Schimpfereien eines Thersites nicht aussetzen mag. Sicherlich ist es die beste Art, solche Herren zu behandeln, wenn man sie ruhig beiseite und in dem seligen Rausche läßt, unaussprechliche Wahrheiten zu Tage gefördert zu haben. Auf der andern Seite aber macht die Taktik der Gegner des Liberalismus es diesem zur Pflicht, sich selbst stets unter der Schere zu halten und alle Auswüchse rücksichtslos von sich abzuschneiden. Jene Taktik ist nämlich der allbekannte und doch noch immer wieder mit Erfolg gebrauchte Kunstgriff, die verschiedensten Ansichten, die etwa nur das Gemeinsame miteinander haben, daß sie den status quo wenigstens in Bausch und Bogen nicht anerkennen mögen, zusammenzuwerfen und die eine für die andere, etwa die Mäßigung für die tollste Ausschweifung verantwortlich zu machen. Hat man es doch erst neuerdings wieder erleben müssen, daß man die abenteuerlichsten Gestaltungen des französischen Communismus mit den liberalen Zeitanfoderungen zusammenstellte und jene als die einzig wahre und letzte Consequenz dieser hinstellte. Diese Taktik ist es, die uns nöthigt, uns mit diesen Herren der sogenannten philosophisch-radicalen Partei zu befassen, um nachzuweisen, wie wenig Verantwortlichkeit man dafür zu übernehmen geneigt sei. Kommt nun noch hinzu, daß von Seiten dieser Partei selbst jenen Gegnern in die Hände gearbeitet wird, indem etwa sie sich als die nothwendige Folgerung aus dem Liberalismus geltend macht, so ist in der That kaum noch Zeit zu verlieren, alle irgend scheinbaren Fäden eines Zusammenhangs zu trennen.

„Die liberalen Bestrebungen in Deutschland" von Edgar Bauer sind ein Meisterstück der Dialektik dieser Partei, geschrieben mit all jener selbstgefälligen Vornehmheit, wie sie das Publicum von der absoluten Philosophie längst gewohnt ist, mit all der souverainen Verachtung aller Andersdenkenden, mit der ein Mann, der die Schlüssel Salomonis in der Tasche hat, auf deren Nichtbesitzer herabzusehen gar wohl berechtigt ist, mit all der Beschränktheit des theoretischen Fanatismus, der nicht weiter sieht als seine Brille trägt, und nicht weiß, daß hinterm Berge auch noch Leute wohnen — kurz ein Werk, in welchem der philosophische Radicalismus culminirt, und eben darum in seiner ganzen Blöße dasteht. Mit diesem radicalen Parteibuche haben wir des Gegensatzes wegen den „John Hampden" von Venedey zusammengestellt. Wenn irgend Einer, so ist Venedey ein ehrlicher Politiker, ein Solcher, der nicht blos immer Alles besser wissen will, sondern der gern und offen seine Fehler eingesteht, deren er sich bewußt ist. Das ist eine wohlthuende erquickliche Erscheinung! Das ist ein sittlicher Ernst, der sich der Sache selbst hingibt mit aller Energie eines wahren Charakters. Mag er auch da und dort irren — er strebt doch unablässig nach Wahrheit und haßt die bewußte Lüge; solche Männer hat man gern zu Freunden und zu Gegnern. Das ist der besonnene Muth eines Mannes, den er für den politischen Kampf verlangt, seine unermüdliche Beharrlichkeit, die bis zum letzten Athemzuge an Dem festhält, was ihr Recht dünkt, nicht jene polternde, ungezügelte, sich überstürzende Kühnheit, die in Revolten ihre gleißende

Rolle spielt. Während Edgar Bauer in dem Punkte des Archimedes zu stehen wähnt, von dem aus er die ganze Welt aus ihren Angeln heben will, in Wahrheit aber nur den bekannten Versuch Münchhausen's, sich an den eignen Haaren aus dem Sumpfe herauszuziehen, copirt, steht Venedey innerhalb der Geschichte. Im Leben aber geht alle Consequenzmacherei einer abstracten Theorie zu Schanden — und alle starren Gesetze, welche ein aller Natur und Wahrheit bares Denken sich ergrübelt und als den wahren Inhalt des Lebens diesem aufdringen will, haben eben nur für die Gesetzgeber Geltung. Und ein solcher betrogener Betrüger, ein solcher Gesetzgeber ist Hr. Ed. Bauer, einer von Denen, die keine krummen Linien in der Natur leiden mögen, denen vielmehr Alles abgezirkelt und mathematisch geformelt sein muß, um vernünftig zu sein. Was sich unter solche Gesetze nicht unterordnen will, und das ist bei Lichte besehen das ganze Leben, das ist dumm, unwahr, eine Halbheit — das hält die Kritik nicht aus! diese kritiklose Kritik, welche die Berechtigung von Allem und Jedem und noch vielem Andern zu untersuchen und nur an sich selbst noch nicht zu gehen gewagt. Der Leser erinnert sich sicherlich, wie sehr diese Herren gegen alles Dogmatische gehaust haben — und nun ist der oberste Grundsatz ihrer Kritik ein Dogma, nicht minder illusorisch als irgend ein religiöses: jenes Dogma, welches dem Denken an und für sich die ganze Wahrheit zuschreibt. Wenn man sich in die kahlsten und flachsten Abstractionen verflüchtigt hat, meint man das Leben in seiner wahren, nackten Gestalt gepackt zu haben, und wenn man diese leeren Allgemeinheiten zu ebenso nüchternen und willkürlichen Folgerungen benutzt, so wähnt man, damit ins Innerste alles Seins einzudringen. Ein Beispiel! Es handelt sich darum, welches der Fortschritt von der absoluten Monarchie zu einem freien Volksstaate sei. Da wird denn das Wesen der absoluten Monarchie auf einen Begriff reducirt. Aus der Analyse desselben ergibt sich natürlich nur, daß die absolute Monarchie nicht mehr und nicht minder als eine absolute Monarchie ist, d. h. daß dieser Begriff eben nur der Begriff der absoluten Monarchie und von nichts weiterm ist. Anstatt sich nun einzugestehen, daß ein solcher Begriff unmöglich mehr enthalten könne, als man selbst hineingelegt, und daß eben dieser Begriff schon darum sein Wesen nicht erschöpfe, belügt man sich selbst und Andere und folgert aus dieser Starrheit des Begriffs die Starrheit der Sache: hier das starre, unhistorische, aller Fortbildung unfähige Wesen der absoluten Monarchie — und man hat es erwiesen, daß der Fortschritt von ihr zu einem neuen reichern Staatsleben nur auf gewaltsame Weise vor sich gehen kann. Jedes Leben ist Entwickelung und diese kann der Begriff nie erfassen. Der Begriff eines Keims ist nicht mehr als der eines Keims und wird nie zu dem eines wirklichen Baums. Daraus aber zu schließen, daß der Keim nie durch sein inwohnendes Leben zum Baume werden könne, würde sicherlich die allgemeinste Heiterkeit hervorrufen; und doch trägt man kein Bedenken, solche Waare mit einer ganz ungeheuern Meinung von ihrer vorzüglichen Qualität auf den Markt des politischen Lebens zu bringen, und schreit über das verblendete Volk, wenn sich kein Käufer findet. Das Beste an der Sache ist, daß man mit solchem Schematisiren gar bald am Ende ist. Weil man Alles und Jedes schon hat, so kann das Leben nichts Neues mehr bringen, als etwa neue Unwahrheiten und Dummheiten. Die Starrheit des Begriffs, die Bornirtheit der Theorie macht sich gar bald fühlbar — und im steten Festhalten daran, sich aller Entwickelung gewaltsam absperrend, müssen sie vom Leben als todte Körper ausgestoßen werden. Daher die ermüdenden Wiederholungen in dem vorliegenden Buche: immer nur der eine und derselbe Gedanke der Unzulänglichkeit alles Juste milieu, über die es die Welt vor den radicalen Gebrüdern nicht hinausgebracht haben soll. Das ist es, was sich mit Nothwendigkeit aus jenem Aufenthalt in den luftigen Regionen der Idee ergibt — eine entsetzliche Armuth an Ideen, kein Fortschritt von dem einmal Aufgestellten, keine Befruchtung des einmal Erkannten, die Durchführung des Gedankens durch die verschiedenen Zeitfragen läßt ihn dürr und mager wie er ist, da er selbst befruchtendes Princip sein will und nicht vielmehr an dem unmittelbaren Leben seinen Inhalt findet. Es ist die gänzliche Erfahrungslosigkeit der Jugend — und Hr. Edgar Bauer ist sehr jung —, die sich so fanatisch der harten Abstraction in die Arme wirft. Wo so durchaus alles innere Verständniß des Lebens fehlt, wo die Idee gleichsam alle Brücken, die sie noch mit jenem verbanden, absichtlich abgebrochen, da ist freilich Erfahrung auch gar nicht einmal möglich. Man kann in der That unendlich viel sehen und hören, ohne daraus ein Verständniß der Sache zu erlangen und das Beispiel jenes Weltreisenden, der, da er nach Hause kam, nur ein Urtheil über die verschiedenen Wirthshäuser mitbrachte, ist charakteristisch für alle Diejenigen, denen der Sinn für die Erfahrung abgeht. Ist er aber einmal da, so bietet das allergewöhnlichste, scheinbar am mindesten bewegte Leben eine Fülle von Erlebnissen dar und man hat den Mangel an solchen am allerwenigsten den Verhältnissen, sondern dem eigenen Mangel einer innern Offenbarung des Lebens zuzuschreiben. Diese ist in unsern Tagen ein gar seltenes Ding geworden, und an ihrer Stelle sieht man sich ein überreiztes Denken spreizen, das Alles und Jedes durch sich selbst ergründen und ergrübeln will. Schriften wie die vorliegende sind die sprechendsten Beweise dieses Hauptgebrechens unserer Zeit. Jener Sophismus, der ihnen zu Grunde liegt, die ganze innere Lüge jenes Denkens — überall — allüberall in unsern politischen und socialen Zuständen treten sie bald mehr bald weniger deutlich hervor. Denken und Leben sind auseinander gerissen: die Bedürfnisse, wie sie eine überfliegende Theorie aufstellt, sind nicht die des Herzens. Das ist der Grund der so allgemein angeklagten Charakterlosigkeit unserer Zeit; und er liegt gar tief. Unser Erziehungswesen mag wol die erste Schuld daran tra-

gen. Nirgend wird der Sinn für die Erfahrung bei uns ausgebildet und die Wissenschaften, die diese zu ihrer unmittelbaren Voraussetzung haben, werden entweder gar nicht oder doch durchaus ihrem Wesen widersprechend getrieben. Das philosophische Unwesen der Gegenwart hat darin wol seinen Wurzelboden. Damit nun muß es aber in Wahrheit bald zu Ende gehen. Als die Philosophie der Theologie den Todesstoß versetzte, um sich nun selbst auf die Bühne zu schwingen, hat sie sich selbst vernichtet. Sie selbst war nicht mehr als die Theologie der Gebildeten im Protestantismus und seitdem sich das Leben von aller Theologie zu emancipiren begonnen, ist es auch mit dieser vorbei; hat sie doch nie ihr Wesen als solche verleugnen können — und am allerwenigsten in dem Gegenstande unserer Kritik. Da wird auch die Welt aus dem Nichts der Idee geschaffen, da ist auch die Welt in der unendlichen Mannichfaltigkeit ihrer Gestaltungen eine sündhafte und die Idee muß erst aus dem Kopfe des Hrn. Edgar Bauer herniedersteigen, um ein wenig Vernunft in dies Getriebe der Unvernunft und der Sünde hineinzubringen. Die ganze Wunderwelt der Religion hat ihr Spiegelbild — ihr Gegenstück gefunden, und die Summe aller Wunder, daß das Wort Fleisch geworden, ist erster und letzter Glaubenssatz, das A und das Ω der Theorie dieses „Freien". Es kann einem ehrlichen Manne etwas der Schadenfreude Ähnliches geben, wenn man diese politischen Gegner aller Theologie in so gar naher Verwandtschaft damit antrifft. Schon ihre Schimpftaktik muß sie in dieser Hinsicht verdächtig machen. Denn es ist dies eine alte Erfahrung, daß man am allermeisten auf Dinge schmäht und schimpft, in denen man selbst noch befangen. Wol aus einem dunkeln Bewußtsein — aus einer innern Beängstigung! Man will sich und Andere durchaus und um jeden Preis glauben machen, man sei darüber längst hinaus. Und diese negative Seite, dieses negirende Gebahren, das ist Alles. Verum inde sui et falsi. Was aber hier als Positives, als Ziel des politischen Strebens aufgestellt wird — ist nicht abzusehen. Man höre, was als „Resultat" ausgesprochen wird: „daß die bestehenden Gesetze die Ursache der Unfreiheit sind, daß man also auch nicht von ihnen aus auf gesetzlichem Wege einen neuen Zustand und den Sieg der Vernunft herbeiführen kann." Und dieser neue Zustand, dieser Sieg der Vernunft? Eine Phrase! — und um einer Phrase willen eine Revolution!? Fürwahr: um das deutsche Volk muß es noch gar arg stehen — seine Schriftsteller und zwar diejenigen, welche sich „seine Freunde" nennen und ewig und immer seine Mündigkeit zu vertreten sich das Ansehen geben, treten mit solchen abenteuerlichen Foderungen vor dasselbe. Daß die bestehenden Gesetze die „Ursache" der Unfreiheit sind, ist eine eben nicht sehr tief geschöpfte Behauptung. Die Gesetze sind ebenso wohl der Ausdruck bestimmter Zustände, als sie diese nun auch ihrerseits wieder bedingen können. Selbst nur ein Product ihrer Zeit, sind sie so lange berechtigt, als eine neue Zeit noch nicht fähig ist, neue Gesetze zu produciren. Solche neue Gesetze aber können nicht auf dem Wege der Theorie angefertigt und als nagelneue Constitutionen dann durch einen plötzlichen Gewaltstreich ins Leben eingeführt werden. Ein deutscher Philosoph kann sich allenfalls derlei Dinge einbilden und jener Jüngling, welcher Lafayette um eine Constitution für Deutschland ersuchte, war bei einem solchen sicher in die Schule gegangen. Politische Gesetze vor allen wollen erlebt sein. Was sich nicht als Bedürfniß des Lebens herausgestellt, was dieses selbst nicht als solches aufgewiesen, hat keine Berechtigung. Dafür sind aber Thatsachen eindringlicher und sprechen mehr zum Herzen denn die herrlichsten politischen Declamationen. Auch hat weder Censur noch Policei Macht darüber. Das Raisonnement, jenes weitausschweifende, das immer über die Sache selbst hinaus ist, das Raisonnement, und sei es so geistreich als das unsers Verf., thut's freilich nicht; aber darum muß es auch endlich aufgegeben werden und an seine Stelle die politische That treten. Und eine solche ist auch ohne Revolution noch immer möglich. Man hat trotz alles Geschreis der Theorie sein gutes Recht, Empiriker zu sein, und wenn die Regierungen gerade dieser Empirie vor Allem huldigen, so hat auch Das sein Gutes. Wenn nicht mehr, so doch, daß wir ihrerseits vor einer übereilten Freiheit sicher sind. Eine freie Constitution macht noch keine Freiheit: erst da, wo sie aus dem Volksleben herauswächst, organisch daraus hervorgeht, ist sie eine Wahrheit und ein — sicherer Besitz. Dahin aber scheinen wir Deutschen es noch gar nicht einmal gebracht zu haben und das — Raisonnement trägt nicht wenig Schuld daran. Man erinnere sich nur der Hanoveraner! Man wechselte dort eine Constitution wie ein Kleid und mit ein paar Zuckungen war die ganze Sache abgethan. Solch Experimentiren der Regierungen wie damals der hanoverischen wird zwar sehr verschrieen — aber ein Experiment ist bekanntlich nur eine Frage, und man hat weit mehr recht, über die Antwort seine bittern Bemerkungen zu machen. Solche Thatsachen sind entscheidend — nur leider! nicht für uns. Die Freiheit will erkämpft, nicht nur erdichtet und erredet sein. Eine Freiheit, an die man nicht mehr als den Hauch seines Mundes setzt, wird auch von jedem Hauche umgeworfen. Nil mirari!

(Der Beschluß folgt.)

Amerikanische Poesie.

Das „Foreign quarterly review", das seit diesem Jahr unter anderer Direction erscheint, begann den Jahrgang mit einem Artikel über nordamerikanische Poesie. Der englische Groll gegen die Union macht sich in diesem Artikel mit vieler Bitterkeit Luft. Den Ton des Ganzen möge folgende Stelle bezeichnen: „Die Umstände sind den Amerikanern vom Anfang ihrer Geschichte an nichts weniger als günstig für Entwickelung poetischer Kräfte gewesen, und wenn die Leute klug wären, so begnügten sie sich, Das geltend zu machen, was sie geleistet haben, und lenkten nicht die Kritik auf ihre fehlgeschlagenen Versuche in andern Dingen. Sie haben Wälder gefällt, Moräste ausgetrocknet, Wildnisse urbar gemacht, Städte gebaut,

Kanäle gegraben, Eisenbahnen (freilich zu sehr mit fremdem Gelde) angelegt und ein großes praktisches Beispiel in erstaunlich kurzer Zeit von den politischen Immoralitäten und den socialen Lastern geliefert, deren eine Demokratie nur irgend fähig sein mag." In diesem Tone geht es fort. „Der Geldsack", sagt der Reviewer, „ist das Einzige, was in Amerika dem Menschen Würde verleiht und Achtung verschafft, geistige Vorzüge sind werthlos"; da es nun einmal überall eine Aristokratie geben müsse, so habe auch die Union ihre Aristokratie, aber von der elendesten, niedrigsten Sorte, eine Aristokratie des Geldes. Indessen müsse doch Amerika endlich dahin kommen, selbst die Lächerlichkeit und die Barbarei seiner geselligen Zustände zu fühlen, und alsdann würde es allmälig besser werden. Bei jeder der Lächerlichkeiten, welche der Reviewer aufzählt, wird man unwillkürlich an entsprechende Lächerlichkeiten der Engländer erinnert. O guter Reviewer, der du den Splitter aus dem Auge des Bruders Jonathan ziehen willst und den im eigenen Auge nicht gewahrst! Oft sieht auch der Reviewer gerade die gesunden Elemente für kranke an, weil er die englische Verkehrtheit für den gesunden Zustand hält. Auf eine vorurtheilslose Nachricht über amerikanische Poesie ist also bei ihm nicht zu rechnen. Indessen wahr ist es, daß viel Poesie in Amerika noch nicht gewachsen ist. War ja auch nicht möglich unter diesem Ringen mit einer gewaltigen Natur und in diesem Alles durchwühlenden, listigen, selbstischen Handelstreiben einer aus allen Ecken der Erde zusammengeblasenen Welt von Kaufleuten. Der Reviewer sagt, er habe Alles gesammelt, was ihm von amerikanischer Poesie erreichbar gewesen sei, und habe sich mit Ausdauer durch die ganze Masse hindurchgearbeitet, er glaube nicht, daß ihm ein einziger Versschmied entgangen sei, wenigstens keiner von irgend einigem Rufe; er habe seine Materialien aus mancherlei Quellen geschöpft, zum Theil aus Gesammtausgaben, wenn welche vorhanden waren, und in Ermangelung anderer Hülfsmittel aus einer dickleibigen Anthologie, welche ein Hr. Griswold zusammengebracht — „wahrscheinlich", fügt der Reviewer hinzu, „das großartigste Martyrthum, das noch im Dienste der transatlantischen Musen vorgekommen sein mag". Diese Anthologie führt den Titel: „The poets and poetry of America; with an historical introduction. By *Rufus W. Griswold*" (Philadelphia 1842). Sie enthält gegen 500 gespaltene und eng gedruckte Columnen, über 100 Poeten nebst biographischen Notizen bei jedem Namen, und umfaßt die ganze Zeit von ungefähr 80 Jahren. Die beiden Hauptgegenstände der amerikanischen Poesie, sagt der Reviewer sind „Freiheit" und die „Indianer". Der Reviewer macht sich über die amerikanische Freiheit lustig, welche Sklaven hält. Hierin hat er recht. Ein gutes Beispiel von der amerikanischen Freiheit, sagt er, liefert jene Dame in der Nähe von Washington, die ihren eigenen natürlichen Bruder abläßt. Die Naturbeschreibungen in den amerikanischen Dichtungen sind ungeheuerlich, maßlos, ohne Klarheit; das Waldleben und die eigenthümliche Lage der Ansiedler in der Wildniß nehmen die Poeten in aller Trockenheit der Rücksichten auf Vortheil u. dgl., haben dem Allen keine ideale Seite abzugewinnen gewußt. Sie sagen z. B. dem neuen Ankömmling:

> Wenn ihr mit zufriedenem Herzen nur kommt,
> So find't ihr hier sicher was immer euch frommt, u. dgl. m.

Der erste Poet Amerika's, den Griswold anführt, war ein gewisser Philipp Freneau, der 1832 starb. Ein journalistisches Unternehmen mislang diesem Manne, er erhielt eine öffentliche Anstellung, befehligte dann ein Handelsschiff, wohnte 1810 in Philadelphia, 1815 in Neujersey, wo sein Haus abbrannte (dies sind die Lebensumstände, die man von ihm erfährt) und machte Satiren, Lieder, politische und Marinegedichte, die, sagt Griswold, „zum Theil nicht sehr decent sind, aber überall mit Enthusiasmus aufgenommen und sehr populair wurden". Zur Zeit des Unabhängigkeitskriegs entstanden verschiedene Hymnen, von denen zwei noch jetzt in Aller Munde sind, das „Hail Columbia" (von dem verstorbenen trefflichen Richter Hopkinson) und „The star-spangled banner". Das erstere beginnt so:

> Hail Columbia, happy land!
> Hail ye heroes, heav'nborn band!
> Who fought and bled in freedom's cause,
> And when the storm of war was gone,
> Enjoyed the peace your valour won.

Von neuern Gedichten führt der Reviewer auf: „Voices of the night and other poems" von Henry Wadsworth Longfellow (London 1843); „Poems" von William Cullen Bryant (London 1842); „Tecumseh, or the West thirty years since, a poem" von George H. Colton (Newyork 1842); „Washington, a national poem" (Boston 1843). Der Verf. des zuletzt genannten Epos erzählt in der Vorrede, daß ihn der Vorwurf, den man Amerika mache, keine nationale Poesie zu besitzen, angespornt habe, dem Übel abzuhelfen. Da er sich aber mit der Poesie nicht hätte abgeben können, ohne sein Geschäft zu vernachlässigen, so verschob er den Umgang mit den Musen, bis er Vermögen erworben hatte, setzte sich dann zur Ruhe und wurde Nationalpoet. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 175. —— 23. Juni 1844.

1. Die liberalen Bestrebungen in Deutschland, von Edgar Bauer. Erstes und zweites Heft.
2. John Hampden. Nebst einem Nachtrage: Flüchtlingslehrjahre und Amnestie, von J. Venedey.

(Beschluß aus Nr. 174.)

Wenn sich irgend eine historische Gestaltung des Lebens in bestimmten Gesetzen ihren Ausdruck gibt, so sind diese doch nie und nimmer im Stande, das Leben so zu fixiren, daß damit alle Entwickelung abgebrochen wäre. Wenn diese Möglichkeit vorhanden, so wäre jedes Gesetz ein Unglück oder — ein Frevel. Und doch ist dies die Annahme, von der Edgar Bauer ausgeht, eine Annahme, die er übrigens durch seinen eigenen Radicalismus selbst Lügen straft. Aber dies Bedürfniß nach Freiheit, das sich bei solchen Gesetzen gar nicht entwickeln konnte, ist selbst eine Unwahrheit, eine Fiction. Ob dies Hr. Bauer gesagt haben will? Hier ist der Punkt, wo Venedey in seinem „John Hampden" der Revolutionstheorie siegreich entgegentritt. Diese Schrift ist das politische Glaubensbekenntniß eines Mannes, der einst selbst sich zu den sogenannten Radicalen zählte und mit ihnen für eine gewaltsame Umgestaltung der Verhältnisse des deutschen Vaterlandes schwärmte. Die größere Reife der Jahre hat ihn von solchen Planen zurückgebracht, und auf dem Wege des Gesetzes eine Reform unserer politischen Zustände mit erringen zu helfen ist das Ziel seines nunmehrigen Strebens. Er will, daß die vorhandenen Gesetze, so beengend und einschränkend sie immerhin sein mögen, doch erst wirklich durchlebt werden, daß alle Rechte, die irgendwie zugestanden oder doch wenigstens nicht verschlossen sind, erst abgenutzt werden; er verweist — und wir denken — mit Recht, die deutschen Phantasten auf die gegebenen Zustände, sie, die ewig und immer darüber hinaus sind und wegen erträumter und in weiter Nebelferne liegender Rechte die gegenwärtigen und mit ihnen den wahren Weg, der zu jenen führt, vergessen. Noch sind die deutschen Zustände so gar trostlos nicht, daß Der, welcher mit „ernstem, unablässigem, leidenschaftlosem Streben" dem Vaterlande zu dienen entschlossen, nicht noch Wege offen fände, durch die er seinem Ziele, der Freiheit, entgegenschreiten kann. Freilich eben ein ernstes, unablässiges, leidenschaftloses Streben wird erfodert, ein unermüdliches Forschen, eine völlige Hingabe, ein ausdauernder Muth, der Alles und Jedes versucht und durch tausend und abertausend vergebliche Versuche noch nicht zurückgeschreckt wird. John Hampden ist ein solcher Mann, der mit dem Gesetz in der Hand der Willkürherrschaft eines Karl Stuart entgegentritt und sie in ihrer Nichtigkeit bloßstellt. Sie ist besiegt, vernichtet, noch ehe Waffengewalt darüber entschieden. An diesem Beispiele nun will der Verf. zeigen, „wie der Kampf gegen das Gesetz stets umsonst ist, wie der Wurf, der nach ihm geschleudert wird, auf Den zurückfällt, der ihn wagt, wie endlich der schwache Mensch, der auf dem Gesetze fußt, ein Fels ist, an dem sich die stärkste Willkür ohnmächtig bricht". Und was ist es, was dem Gesetze diese zauberähnliche Gewalt verleiht? Da ist die ganze Lebensgewohnheit eines Volkes, seine Sitte, sein Handel und Wandel, sein Rechtsbegriff niedergelegt. Sei es selbst ein veraltetes, ein solches Gesetz, das dem neuen Bedürfniß zu eng geworden, es ist das Erlebte, durch das Leben Verinnerlichte, mit dem ganzen Sein des Volks Verwachsene. Und Das wird nur schwer aufgegeben. Das aber wird gar zu leicht vergessen, und die Macht einer Theorie schlägt man gar gern diesem Tiefeingelebtsein in die Brust des Volks viel zu hoch an. Das hat nun denn die übereilten Revolutionsversuche gebracht. Wenn Venedey aber das Gesetz überhaupt, also alles und jedes Gesetz für ein absolut heiliges und unantastbares erklärt, so verfällt er damit ebenso sehr in ein theoretisches Extrem als die Gegenpartei. Dies bedingt die Widersprüche, die hier und da auftauchen — die Unklarheit, jenen oft mystischen Anstrich, wo von der magischen Gewalt, jener „geheimnißvollen Macht" des Gesetzes die Rede ist. Es sind doch wol im Gesetz zwei Seiten zu unterscheiden: eine materielle und eine formelle. Diese beiden aber mußten auseinander gehalten werden, wenn man Verwirrung vermeiden wollte. Man denke sich eine absolute Monarchie. Der Wille des Monarchen ist gesetzgebend: man denke sich diesen Monarchen mit aller Starrheit eines eigenwilligen Charakters. Ist nun in der That jeder Willenserlaß dieses Monarchen ein Gesetz, dem absolute Heiligkeit zugestanden werden muß? Venedey verlangt, daß das Gesetz unverletzlich sei; aber was ein Gebot zum wahren Gesetz erst mache —

das vergißt er auseinanderzusetzen. Wol spricht er von gewissen ewigen Menschenrechten, die durch kein Gesetz verkürzt sein dürften — wie aber, wenn dies vom Gesetzgeber versucht wird? Dann, meint er, sei von diesem die Revolution herbeigeführt und man könne seine Hände in Unschuld waschen. Aber dies reimt sich wahrlich nicht mit jener Theorie der Heiligkeit der Gesetze, eine Heiligkeit, die ebenso gut von der reinen Form des Gesetzes für sich in Anspruch genommen werden kann. Es ist nun schon einmal wahr, wir Deutschen, und die ehrlichsten und wahrheitliebendsten, können von dem Verallgemeinern der Theorie nicht lassen. Wir sind immer bereit, einen absoluten Satz aufzustellen. Venedey abstrahirt sich seine Ansicht aus der Geschichte; aber er hätte aus derselben auch lernen mögen, daß es in ihr auf Zeit, Ort und Umstände gar gewaltig ankommt und sie am allerwenigsten fertige Wahrheiten zuläßt. Man kann sicherlich nicht genug die Achtung vor einem bestehenden Gesetze, d. h. einem solchen, das wahrhaft im Volksleben wurzelt, anempfehlen. Dies ist das Verdienst von Venedey, dies die sittliche Erhabenheit seines Standpunkts über den der entgegengesetzten Partei. Die Nichtachtung eines solchen Gesetzes ist immer eine Unsittlichkeit und jedes unsittliche Streben rächt sich an sich selbst. Man sage immerhin, der Erfolg sei kein wahrer Richter, und Dasjenige thun, welches sein Recht nur nach seinem Erfolge abmesse, sei kein rechtes Thun: im politischen Leben hat die berechtigte That auch den Erfolg in sich und ihre Erfolglosigkeit zeugt gegen die Wahrheit ihrer Motive. Es sei Selbsttäuschung, aus der jenes Verkennen des Gesetzes hervorgegangen, und wie sie sich nur der reinsten und edelsten Motive bewußt gewesen, so wird man doch gewiß nicht irren, wenn man die Eitelkeit dieser überaus edeln Motive anklagt. So weit hat Venedey sicherlich recht. Wenn er aber in der Verwechselung Dessen, was wirklich Gesetz, mit jedem zufällig als solchem Geltenden so weit geht, daß er Urtheile wie dieses ausspricht: „Wenn Deutschland zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts von Frankreich besiegt und unterjocht werden konnte, so ist das seine eigene Schuld; wenn es aber im fremden Joche zum geheimen Bündnisse seine Zuflucht nehmen mußte, so ist das fast schmachvoller als alle verlorenen Schlachten, als alle Niederlagen, die uns je betroffen haben", so wird man unwillkürlich wieder an den Fanatismus der Theorie erinnert. Ein geheimes gegen die Franzosenherrschaft gerichtetes Bündniß eine Schmach? Und worin soll diese liegen? In dem Geheimniß etwa? Oder, um ein jetzt so sehr beliebtes und so oft misverstandenes Wort zu vermeiden, darin, daß Bündnisse verboten waren? Ei nun ja: wenn die Franzosen uns verboten hätten, zu essen und zu trinken, hätte dies Gesetz auch respectirt werden müssen? Und es ist doch in der That nichts Geringfügigeres: einem Volke eine durchaus fremde Lebensgewohnheit aufzuzwängen. Venedey aber hatte in den spätern geheimen Verbindungen gar manche trübe Erfahrung machen müssen, und nun wurden sie in Bausch und Bogen, ohne Rücksicht auf Umstände und Verhältnisse verdammt. Das ist nicht logisch und auch nicht — praktisch. Man muß nie extrem sein, das Leben liegt vielmehr mitten inne und man muß den Muth haben, auf diesen verketzerten Mittelwegen zu gehen. Es ist immer ein mislicher Versuch, der politischen Praxis ewige Normen und Regeln geben zu wollen. Da entscheidet oft ein Augenblick. Etwas Anderes ist es, für eine bestimmte Lage Rath zu geben und Vorschläge zu thun. Fassen wir das Venedey'sche Buch als in dieser Absicht geschrieben auf, so hat es volle Berechtigung. Wir haben in Deutschland noch genug gesetzlicher Institute, deren sich der Muth der Freiheit und der Wahrheit bemächtigen möge, um sie im Sinne des Fortschritts auszubeuten: unsere Kammern, unsere Provinziallandtage, das Petitionsrecht der Corporationen, unsere Städteordnungen, selbst unsere so vielfach gepreßte Presse. Noch ist auf diesem Wege ein unendlicher Fortschritt zu thun, ein Fortschritt, der unabweislich weitere nach sich ziehen muß. Man hat aber kein Recht, etwas eher zu verlangen, als nachdem man es verdient hat. Solche Verdienste also, die einen weitern Anspruch begründen, müssen erworben, der gegenwärtige Besitz, und sei er auch noch so klein, erst benutzt werden. Wer des Hellers nicht achtet, der ist auch des Thalers nicht werth. Das hat auch im Politischen seine volle Geltung.

W. Friedensburg.

Histoire des origines et des institutions des peuples de la Gaule armoricaine et de la Bretagne insulaire, depuis les temps les plus reculés jusqu'au cinquième siècle par *Aurélien de Courson*. Paris 1843.

Die öffentliche Aufmerksamkeit ist in neuester Zeit auch in Deutschland, namentlich durch die Übersetzung der trefflichen Sammlung bretonischer Sagen und Volkslieder von Monmerqué, wieder auf die historisch interessante und an pittoresken Partien so reiche Bretagne gerichtet. Wir erhalten hier einen interessanten und gehaltreichen Beitrag zur Beleuchtung der ältern Geschichte dieser Provinz von Frankreich. Derselbe rührt von einem Manne her, welcher sich schon früher durch eine sehr bemerkenswerthe Schrift als ein großer Kenner der Sprache und Geschichte der Bretagne gezeigt hat. Wir meinen den „Essai sur l'histoire de la langue et des institutions de la Bretagne armoricaine", der von gelehrten Stimmen die gebührende Anerkennung gefunden hat. Courson leistete, indem er sich an Ausarbeitung vorliegenden Werkes machte, einer Auffoderung Folge, welche die französische Akademie ausdrücklich an ihn ergehen ließ. Als der Secretair der Académie des inscriptions nämlich über den ebenerwähnten „Essai" Bericht erstattete, fügte derselbe seinem Vortrage die Ermunterung zu, der gelehrte Verf. dieser Schrift möge das dornenreiche Feld der Geschichte von der Bretagne noch ferner anbauen. Vorliegendes Werk ist nun eine Frucht dieser neuen Studien, deren Schwierigkeiten der Verf. sich beim Beginn dieser Arbeit wohl bewußt gewesen zu sein scheint. Er sagt ausdrücklich, nur die Liebe für die Heimat, welche das Herz jedes Breton durchglühe, habe ihm Muth gegeben, den Lauf dieser Geschichte bis zu seinen Quellen zu verfolgen.

Das ganze Werk ist in zwölf Capitel getheilt, deren erste drei vom bretonischen Geschlecht und seiner Sprache handeln. Der Verf. bekämpft die Ansicht Cäsar's und einiger neuerer

Gelehrten, die in den Galliern und Celten nur Ein Volk sehen. Außerdem nimmt er an, daß die Bretonen, die ihre Verwandtschaft mit den Galliern gar nicht verleugnen können, lange Zeit eine eigene Sprache hatten, deren beide älteste Dialekte das Cornische und Armoricanische sind. Das vierte Capitel ist eins der interessantesten des ganzen Werks. Es betrifft das Druidenthum, das uns Courson zum ersten Male in seinen verschiedenen Gestaltungen zeigt. Wir sehen es also vor der römischen Invasion gewissermaßen allmälig absterben; dann zeigt er es uns unter August verschiedenen Angriffen preisgegeben, bis es unter Claudius förmlichen Verfolgungen ausgesetzt wird. Dem Einflusse des Christenthums leistete es einen langen Widerstand, ja selbst als der Sieg des neuen Glaubens gesichert war, scheinen sich einzelne Spuren des alten noch sehr lange erhalten zu haben. „Die Kirche", sagt de Maistre („Du pape"), „wollte diese energischen und zähen Geister nicht zu sehr verletzen; sie ehrte deshalb die alten Gebräuche, insofern sie mit den christlichen Satzungen nicht im directen Widerspruche standen. Sie ließ also eine alte Wurzel, die noch gut war, fortbestehen. Die Bischöfe Galliens, diese christlichen Druiden, ererbten die Gewalt ihrer Vorgänger." Das fünfte Capitel enthält ein Bild vom gesellschaftlichen Zustande und von den politischen Institutionen Galliens vor der römischen Eroberung. Hr. v. Courson behandelt diesen Abschnitt mit großer Ausführlichkeit, und man muß gestehen, daß er seinen Gegenstand durch eine Fülle der interessantesten Bemerkungen sehr anziehend zu machen weiß. Das Thema, welches er in diesem Capitel behandelt, ist zu weitschichtig und zu mannichfaltig, als daß wir hier näher darauf eingehen könnten. In den folgenden Abschnitten führt uns der Verf. Cäsar, der das Land Rom unterwarf, und die Nachfolger desselben vor, welche es sich angelegen sein ließen, Gallien eine bestimmte Administration zu geben. Die Zahl der römischen Colonien nahm zu, die eingeborenen Häuptlinge wurden mit Zuvorkommenheit behandelt und viele von ihnen in den Senat gezogen. Nach den Invasionen der germanischen Völker ahmen die armoricanischen Provinzen das Beispiel des übrigen Galliens nach, indem sie die Magistratspersonen, welche die römische Republik ihnen vorgesetzt hatte, vertreiben und sich ihre eigenen Häupter geben. Interessant ist Das, was der Verf. weiter namentlich von den verschiedenen bretonischen Colonien erzählt, welche sich in Gallien und in Spanien niederließen. Die zahlreichen und zum Theil sehr verschiedenen Excurse, welche dem Werke beigegeben sind, erhöhen den Werth desselben. Wir machen darunter namentlich aufmerksam auf mehre Briefe an den Grafen von Blois über die Colonisation der armoricanischen Bretagne; auf einen Brief an Dupin d. Ä. über die Gemeinde Sault im Departement der Nièvre. Bemerkenswerth sind ferner Documente, wie die Auszüge aus den gallischen Gesetzen von Hoël und aus der Urkundensammlung von Redon. 6.

Kleine Folge von Briefen zwischen Dr. Karl Schildener und Dr. Theodor Schwarz. Herausgegeben von einem beiderseitigen Freunde. Hamburg, F. Perthes. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

Ein zwar kleines, aber recht erwecklicher, im besten Sinne des Worts gemüthliches Buch, das man besonders für einen stillen Sonntagsmorgen oder heitern Sommerabend empfehlen möchte, da es auch so heiter und still in den Gemüthern der beiden Freunde aussieht, welche diese Briefe geschrieben haben. Zwei wackere und als Schriftsteller wohl bekannte Männer in dem ehemaligen Schwedisch-Pommern, der Professor der Rechte in Greifswald, Schildener, und der Pastor Schwarz zu Wiek auf der Insel Rügen, beide jetzt den siebziger Jahren nahe, erinnern sich in diesem Briefwechsel der Hauptperioden und Ergebnisse ihres Lebens und betrachten sie im Lichte der Gegenwart. Und das geschieht so mild und anspruchslos, daß wir mit großem Vergnügen bei diesem Büchlein verweilt haben, und gewiß hoffen, es werden in unserer Zeit, wo der Friede des Herzens durch die stürmische Eile des Lebens so oft gestört wird, recht Viele, Männer sowol als Frauen, dieselbe Freude an den Briefen dieser greisen Männer haben.

Die beiden ersten Briefe, einer von Schildener und einer von Schwarz, enthalten treffliche Worte über das Bibellesen in allen Classen der bürgerlichen Gesellschaft. An sie schließen sich zwei Briefe, wiederum Beider, voll Erinnerungen aus der auf der Universität Jena in den Jahren 1798—1800 verlebten Jugendzeit. Fichte's mächtige Persönlichkeit und seine Stahlworte und Schelling's großartige Klarheit eines meisterhaften Vortrags treten uns hier in lebensvoller Schilderung entgegen, woran sich dann eigene Betrachtungen über Philosophie und Religion reihen. Einen sehr angenehmen Eindruck hat im zweiten Briefe des Hrn. Schwarz die Beschreibung eines Abends bei dem Ref. zurückgelassen, wo er im Griesbach'schen Hause die Bekanntschaft Schiller's und seiner Frau machte, und daran gute Bemerkungen über Schiller's und Goethe's Freundschaft knüpft. Weiter wendet sich die Unterhaltung der beiden kunstsinnigen Freunde auf ihren ersten Aufenthalt in Dresden und veranlaßt anziehende Betrachtungen über die Rafael'sche Madonna, über ein Bild der heiligen Cäcilie und über die Antikensäle. Hierauf führt uns ein Brief Schildener's in seine akademische Wirksamkeit und zu dessen öffentlichen Vorträgen über Natur- und Staatsrecht, die er bald nach den Befreiungskriegen auf durchaus religiöser Grundlage hielt, um seine Zuhörer über die damals schon so verwirrten Begriffe von Recht und Unrecht zu belehren. Man solle in persönlicher Noth nicht zu einem (oftmals unbewußterweise selbst geschaffenen) höchsten Wesen, sondern zum Gott der Gemeinde beten. Daran schließt Schwarz eine geistreiche Erwiderung über Protestantismus, deutsches Recht und deutsches Leben. Im fünften Briefe stellt Schildener seine Ansichten über den Katholicismus auf, er hat sich auf einer Rheinreise besonders an dem häuslichen und Familienleben der Katholiken erbaut und klagt über die Öde in der protestantischen Kirche Deutschlands. Das Letztere bekräftigt Schwarz in seiner Antwort, weil „seit 50—60 Jahren durch die rationelle Richtung der begabtesten Prediger bei den Protestanten fast Alles wegprotestirt ist, darin das arme Menschenherz eine warme Stätte findet und der Glaube dafür, zum Ersatze, mit der sogenannten natürlichen Religion, in tugendhaften Betrachtungen und reflectirender Verstandesoperation abgefunden ist"; aber die Ansichten des Freundes über die Katholiken berichtigt er, besonders weil die schöne, freie, natürliche Liebe des Mannes zum Weibe und der Ältern zu den Kindern doch durch die Superstition des Marien- und Heiligendienstes getrübt wird. In diesem Stücke scheinen aber weder Hr. Schildener noch Hr. Schwarz aus Mangel hinlänglicher Sachkenntniß richtig zu urtheilen. Ref. hat Jahre lang unter einer katholischen Bevölkerung gelebt und das schönste, edelste Familienglück kennen gelernt, ohne daß es je durch Superstition getrübt wurde. Dies weiter auszuführen ist hier nicht der Ort, es sollte dies auch blos zur Steuer der Wahrheit bemerkt werden und keineswegs als eine Herabsetzung des protestantischen Familienlebens gelten. Der sechste Brief Schildener's wie derselbe Schwarz's beziehen sich auf den beabsichtigten Übertritt eines gemeinschaftlichen Freundes zur katholischen Kirche und behandeln also ebenfalls eine zeitgemäße Frage. Im siebenten und letzten Briefe Schwarz's stehen fromme und edle Betrachtungen über seinen Beruf als Landprediger, die als Worte eines hochbejahrten Geistlichen um so mehr verdienen bekannt zu werden, je weniger sie hier gesucht werden und je anspruchsloser sie ausgesprochen sind.

Eine innige, klare Schreibart ist nicht der kleinste Vorzug des lesenswerthen Büchleins. 9.

Bibliographie.

Benna, P. B., Arabisches Lobgedicht zur Danksagung im Namen der gesammten Einwohnerschaft Constantinopels an Se. königl. Hoheit den Prinzen Joinville etc. Deutsch mitgetheilt von *O. Röhrig*. 2te Ausgabe. Breslau, Grass, Barth und Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Neu-arabisches Lobgedicht auf den jetzt regierenden Sultan Abd-ul-Medschid und Trauergedicht auf den Tod des Sultan Mahmud II. nebst zwei türkischen Firmanen, deutsch von *O. Röhrig*. Breslau, Grass, Barth und Comp. Gr. 4. 15 Ngr.

— — Arabisches Lobgedicht auf Se. Maj. Friedrich Wilhelm IV. König von Preussen. Übersetzt und herausgegeben von *O. Röhrig*. Breslau, Grass, Barth und Comp. Halbfol. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Braun, J. E., Friedrich Rückert als Lyriker. Siegen, Friedrich. 8. 20 Ngr.

Brinckmeier, E., Die provenzalischen Troubadours nach ihrer Sprache, ihrer bürgerlichen Stellung, ihrer Eigenthümlichkeit, ihrem Leben und Wirken aus den Quellen übersichtlich dargestellt. Halle, Anton. Gr. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Bürkner, R., Ninon de l'Enclos. Historische Erzählung. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Construction und Kritik der Hegel'schen Logik. Von L***. Siegen, Friedrich. Gr. 8. 15 Ngr.

Dietsch, R., Übersichtliche Darstellung der Geschichte von Tahiti. Vortrag, im evangelischen Missionsverein zu Grimma am 1. April 1844 gehalten. Grimma, Gebhardt. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Dumas, A., Amaury. Nach dem Französischen von W. L. Wesché. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Ehrlich, C. G., Meine Schulbereisung. Soest, Nasse. Gr. 8. 5 Ngr.

Eichenblätter. Sammlung vaterländischer Novellen und Erzählungen nebst Anekdoten-Anhängen. Ein Unterhaltungsbüchlein für gebildete Leser. Herausgegeben von C. Lindow. Berlin, Wolff und Comp. 10 Ngr.

Felsecker, F. J., Palästina und eines Pilgers Wege dahin. Aus meinem Reisetagebuche. 1ste Abtheilung. Bamberg, Züberlein. Gr. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Festgedichte aus Nassau. Siegen, Friedrich. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Görling, A., Die Vitalien-Brüder oder des Störtebekers Leben und Ende. Nach historischen Quellen. Hanover, Kius. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Hävernick, H. A. C., Handbuch der historisch-kritischen Einleitung in das alte Testament. 2ter Theil. 2te Abtheilung. Erlangen, Heyder. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Heß, J. J., Briefe über die Offenbarung Johannes. Herausgegeben nach der handschriftlichen Mittheilung des Verewigten von einem Freunde und Verehrer desselben. Zürich, Hanke. 1 Thlr.

Honcamp, F. C., Gedichte. Soest, Nasse. 12. 15 Ngr.

Jäck, H. J., Zweites Pantheon der Literaten und Künstler Bambergs. Vom 11. Jahrhundert bis 1844. 2ter sehr vermehrter und verbesserter Abdruck. Bamberg, Züberlein. Gr. 8. 1 Thlr.

Jacob, P. L., Ein Duell ohne Zeugen. Eine Geschichte unserer Zeit. Nach dem Französischen von W. L. Wesché. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

James, G. P. R., Arabella Stuart. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 2ter und 3ter Band. Leipzig, Kollmann. 8. Vollständig 3 Thlr. 15 Ngr.

Kerning, J. B., Die Missionäre, oder der Weg zum Lehramte des Christenthums. Dresden, Bromme. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Langenberg, E., Das falsche Zeugniß und Herr Dr. Richter in Barmen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 6 Ngr.

Leben und Feldzüge des Herzogs von Wellington. Nach W. H. Maxwell, G. N. Wright und Alexander, sowie mit Benutzung der übrigen neuesten englischen Quellen deutsch bearbeitet von F. Bauer. 6ter und letzter Band. Quedlinburg, Basse. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Lied vom fünfzehnten Regiment. Eisleben, Reichardt, 8. 10 Ngr.

Loest, H. W., Patriotische Ergießungen über öffentliche und Privatzustände im preußischen Vaterlande. 1stes Heft. Berlin, Stuhr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Meißner, P. T., Justus Liebig, Dr. der Medicin und Philosophie rc., analysirt von rc. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 20 Ngr.

Mügge, T., Skizzen aus dem Norden. 1ster Band: Reise durch Skandinavien. Hanover, Kius. Gr. 12. Preis für zwei Bände 4 Thlr.

Mühlenpfordt, E., Versuch einer getreuen Schilderung der Republik Mejiko, besonders in Beziehung auf Geographie, Ethnographie und Statistik. 2ter Band: Beschreibung der einzelnen Landestheile. Hanover, Kius. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Müller, G., Das Princip und die Methode des Aristoteles. Aus Aristoteles typisch dargestellt. 1ster Theil: Das Princip des Aristoteles. Leipzig, Barth. Gr. 8. $26\frac{1}{4}$ Ngr.

Österreich und Rußland. Leipzig, Reclam jun. Kl. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Reinhart Fuchs, aus dem Mittelniederländischen zum ersten Mal in das Hochdeutsche übersetzt von *A. F. H. Geyder*. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rückert, F., Kaiser Heinrich IV. Drama. 1ster Theil: Des Kaisers Krönung. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 12. 1 Thlr.

Schaller, J., Vorlesungen über Schleiermacher. Halle, Lippert und Schmidt. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schels, J. B., Kriegsgeschichte der Östreicher. Zwei Bände in vier Theilen. Wien, Heubner. Gr. 8. 5 Thlr.

Senancour, Obermann. Eingeführt von G. Sand und Sainte-Beuve. Deutsch von L. Buhl. 2ter Band. Leipzig, O. Wigand. 8. Beide Bände 1 Thlr. 24 Ngr.

Sperr, Die katholische Bewegung in England und die anglokatholische Theologie, oder der Puseyismus nach den Originalquellen dargestellt. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 15 Ngr.

Ursachen der Unzufriedenheit des griechischen Volkes mit dem frühern Verwaltungssysteme. Nach authentischen Quellen und eigener Erfahrung mitgetheilt. Luxemburg, Michaelis. Gr. 12. 15 Ngr.

Waitz, G., Deutsche Verfassungsgeschichte. Kiel, Schwers. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Wer Johannes der Theolog, der Verfasser der Schrift: „Die Leipziger Bekenntnißwirren und Dr. Vogel's Abfall" sei? Von J. G. Hanschmann. Grimma, Verlagscomptoir. 8. $3\frac{3}{4}$ Ngr.

Westmoreland, Graf v., Memoiren über die Operationen der verbündeten Heere unter dem Fürsten Schwarzenberg und dem Feldmarschall Blücher während des Endes 1813 und 1814. Aus dem Englischen übersetzt von F. W. Schreiber. Berlin, Mittler. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Willkomm, E., Schattenrisse aus dem Volks- und Fürstenleben. Novellen und Wanderskizzen. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Wintzingerode, Amalie v., Gedichte. Göttingen, Dieterich. Gr. 12. 1 Thlr.

Worsaae, J. J. A., Dänemarks Vorzeit durch Alterthümer und Grabhügel beleuchtet. Aus dem Dänischen übersetzt von N. Bertelsen. Mit eingedruckten Holzschnitten. Kopenhagen, Reitzel. Gr. 8. 20 Ngr.

Zirndorfer, S., Hermine oder der Aprilabend zu Frankfurt. Ein Roman. Hanau, Edler. Gr. 16. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 176. — 24. Juni 1844.

Politische Lieder.

Ihre letzte Sendung ist sehr klein. Nähert sich die politische Lyrik schon ihrem Ende, oder sind es nur zufällige Umstände, welche seit den letzten Monaten die Singvögel verstummen ließen? Zwar ist unter den mir zugesandten der Zorn- und Spottgesang eines Hauptsingvogels, aber er gehört schon einer frühern Periode an, und es war wol nur diplomatische Discretion, daß Sie ihn mir jetzt erst, nachdem seine Stimme überall hingedrungen ist, mit in den Packen einschnürten. Die Zeit zwischen Herbst und Frühling ist es still in Wald und Feld; aber hat dieser Frühling wieder neue Sänger geweckt? Noch vernehme ich keinen Frühruf, und bezweifle es. Ein heiserer Schrei aus Paris hat mich fast erschreckt. Zu welchen Mistönen kann der Mismuth eine geniale Kraft bewegen! Den Witz in Ehren; auch der politische Witz kann Vieles bewirken, aber es muß übel mit der Hoffnung und mit der Kraft stehen, wenn er sich auf das Mesquine wirft. Das, wo es nothwendig scheint, überlasse doch die Poesie dem Caricaturenzeichner. Eine Gesammtstimmung über die Stimmungen, welche Ihre Pappen und Bindfaden zu einem Ganzen verbanden, kann ich in mir nicht finden noch hervorrufen. Aus vielen Weltenden sind es Hoffnungs- und Verzweiflungs- und Spotttöne, auf allen aber scheint bleiern der Druck der Zeit zu lasten. Oder auch vielleicht nicht der Zeit; es ist die Apathie nach einem heißen Kampfe, der ohne Entscheidung blieb. Denn Die sich Sieger nennen, weil sie auf dem Schlachtfelde blieben, sind nicht Sieger. Sie selbst fühlen es am deutlichsten. Auch ihre Lobgesänge klingen nur wie angestimmt, um die innere Bangigkeit zu übertäuben; denn das Gefühl, daß ihre Sache verloren ist, daß sie gegen die täglich geschlagene, niedergeschmetterte, geächtete, verfolgte, getrennte Macht doch nicht auf die Dauer sich halten kann, hat etwas Entmuthigendes, Melancholisches. Der frische Trunk aus alten Lebensquellen berauscht nur, er stärkt nicht, er dauert nicht aus. Wenn diese Fanfaren und Reveillen der versteckten Verzweiflung wehmüthige Gefühle hervorrufen, so wecken auf der andern Seite die Zornlieder gegen die Verräther ein Misbehagen. Wie muß es mit einer Sache stehen, darf man sich fragen, wo die Begeisterung in nie endender, immer neuer Wuth gegen Die sich ausläßt, welche angeblich oder wirklich die Sache verlassen haben? Wenn es wirklich der Fall ist, wird es darum besser? Es ist der uralte Hergang der Dinge, daß die Liberalen, wenn sie alt werden, conservativer werden als in ihrer Jugend, aber dadurch ist der Fortschritt noch in keinem Lande gehemmt worden. Aber ist der Abfall oder gar das Zurückbleiben immer ein Verrath? Und wird der Sieg gefördert, wenn das Heer im Marsche, statt vorwärts zu gehen, bei jedem Maraudeur sich aufhält und ein Kriegsgericht über ihn bestellt? Den slawischen Völkern werfen ihre eigenen Schriftsteller eine große Untugend vor, die Undankbarkeit gegen ihre eigenen großen Männer, und die Freiheit Polens ging verloren, nicht durch Polens Feinde, sondern durch Uneinigkeit und das ewige Geschrei von Verrath. Wo die Lüfte von diesem Geschrei vibrirten, was Wunder, daß da der wirkliche Verrath in der geschwängerten Atmosphäre üppig wucherte!

1. Maiblumen des jungen Skandinaviens. Aus dem Schwedischen übersetzt von U. W. Dieterich. Stockholm, Bonnier. 1843. 12. 5 Ngr.

Vom Jungen Deutschland, Jungen (?) Frankreich, Jungen Italien, glauben wir so ziemlich zu wissen, was es will (vom Jungen England weiß man es noch nicht, eigentlich nicht, ob es dort überhaupt eine Jugend gibt. Aus der Spencerjacke, aus der Schule und von der Ruthe ist dort ein rascher Übergang zum Parlament, zur Perücke oder gar zum Staatsminister. Die Jugend, die dazwischen liegt, schickt man auf Reisen zum Austoben, wenn sie sich nicht mit den Nachtwächtern, à la Marquis Waterford, die Köpfe blutig schlägt), vom Jungen Skandinavien berichten uns die Zeitungen dann und wann, über große Wanderzüge der dänischen Studenten zu den schwedischen, von Festgelagen, wo eine neue, geistige Kalmarische Union gesungen und getrunken wird. In die Poesie soll die Policei zuweilen gefahren sein, wir lasen von Verboten, Warnungen; was aber an der Sache selbst ist, davon, obgleich es unsere nächsten Vettern sind, wissen wir weniger als vom Sprachkampfe der Magyaren, Slawen, Walachen und Sachsen in Ungarn! Ist das recht? Der Übersetzer jener skandinavischen „Maiblumen" sagt, zur Übertragung dieser Lieder habe ihn der lebhafte Wunsch angeregt, daß seine deut-

schen Brüder das junge Skandinavien recht beurtheilen möchten:

Es ist kein Conflurus überspannter Köpfe, unruhiger Staatsklügler, listiger Rebeler, herz- und geistloser Zeitler, es ist auch nicht blos eine unreife und unerfahrene Jugend, die hier auftritt — es ist die zur allgemeinen Begeisterung gesteigerte Liebe zur skandinavischen Volkseinheit, die nicht die Tempel stürmen, nicht die Throne stürzen, sondern sie je mehr und mehr befestigen will; die vom frommen Glauben ergriffen, und dem Fürsten innig ergeben ist, in dem ein menschliches Herz schlägt.

Das sollen uns die übersetzten Gedichte von Geijer, Beskow, Kullberg, Mellin, Säve, Petersson u. A. darthun. Der Grundgedanke der meisten ist, daß Nordlands Söhne so lange in offenem und verstecktem Krieg sich gegenüber gestanden und in furchtbaren Kämpfen ihr Blut gegenseitig vergossen; nun sei es an der Zeit, ob auch Klüfte, Meere, Berge, Farben, Namen, Verfassungen und Regierungen sie trennten, sich zu vereinen im Geist, der aus der Tiefe der Wissenschaften emporblühend dem germanischen Norden eine andere Bestimmung anweise als sich zur Freude der Nachbarn zu zerfleischen. Klar, was man will, was man hofft, ist nicht ausgesprochen, aber die Hoffnung ist doch eine jugendlich schöne, und jede Vereinigung edler Kräfte, die den alten Zwist begräbt, um ein geistiges Eintrachtsgebäude aufzuführen, eine erfreuliche. Dabei wird die gemeinsame Mythologie des Nordens, wie sich von selbst versteht, angerufen, und das Vereinigungsfest der Jugend aus den drei Reichen auf den Odinsgrabmälern von Alt-Upsala mag des Erhebenden für das jugendliche Nationalgefühl viel gehabt haben.

Der Norden milden Sternen noch vertrauet,
In blut'ger Nordlichtsnacht, am sonn'gen Tag.
Und stumm auf die vergang'nen Zeiten schauet,
Die Kämpfe trauernd sie nicht zählen mag,
Wo Brüder, die einander nicht erkannten,
Die Lanzen brachen und vor Mordlust brannten!

wurde in Stockholm beim Bundesfeste declamirt. Deutlicher noch klingt der Toast beim Abschiede in Schwedens Hauptstadt:

Es tost um uns! Der Zeiten neue Kräfte
Dumpf seufzend in der Tiefe stark sich regen;
Erwachend öffnen sie die scharfen Augen,
Und jauchzend kennen sie einander wieder.
Ein Geist, so mächtig wie des Himmels Stürme,
Durchwehet alle und aus allen woget
Ein tausendstimm'ger Klang, dem Rauschen gleichend,
Das aus der Orgel Silberpfeifen dringet.
Die edlen, reichen, auferweckten Kräfte,
Sie waren einst, gleich böser Geister Scharen,
Verdammt zum Abgrund; doch auch in der Tiefe
Sie wuchsen an und griffen weiter um sich —
Des Forschens und des Wissens Kräfte stammen
Vom Himmel her und sind unsterblich, ewig.

Die Diplomatie mag freilich dazu ängstliche Augen gemacht haben; sie ist überall dieselbe. Wie weit der junge Keim der skandinavischen Eintracht auf Wachsthum für die Zukunft Aussicht hat, ist uns unbekannt. Ein Gedicht von Beskow an den damaligen Kronprinzen, jetzigen König Oskar, spricht eben eine Hoffnung aus:

Du als Mittler stehest da
Zwischen Thron und Weisheitshallen,
Jenem so wie diesen nah,
Theuer ihnen wie uns Allen.
Schön dein Pfad, o Heldensohn!
Bildet sich: die schönsten Bande,
Kunst und Weisheit, für den Thron
Wähltest du als Unterpfande.

Die Poesie des jungen Skandinaviens wird es schwer nach einer Übersetzung zu beurtheilen, welche wie so manche Übertragungen aus dem Schwedischen, die im Lande selbst gefertigt wurden, verräth, daß der Umbildner im Lauf der Zeit mit der angelernten Sprache vertrauter geworden als mit der angeborenen. Trotz der mythologischen Bilder vermissen wir jenen Schwung der Gedanken und jene Kühnheit des Ausdrucks, welche die neuern liberalen Dichter Deutschlands charakterisiren, und fortreißen, auch wo man nicht fortgerissen sein will. Der Nebelschleier der Wehmuth, die ewigen Molltöne des nordischen Liedes ruhen auch auf diesen Gedichten, und der ehrbare Ernst läßt Das nicht aufkommen, was in unsern Augen als Jugendfrische gilt. Das ist eben ländlich, sittlich, und darüber nicht zu streiten.

2. Dithmarschen-Lieder. Von Hermann Püttmann. Leipzig, O. Wigand. 1844. 16. 12 Ngr.

Daß die Deutschen, wenn sie Freiheitslieder singen wollen, in der Regel ins Ausland oder so weit in die eigene Vorzeit zurückgehen, hört man klagen. Sind da allein Exempel — das wäre schlimm — oder wären da allein Gefühle — das wäre noch schlimmer — zu holen? Und fast scheint es so, wenn wir an die Wirkung der vielfältigen Griechenlieder, und früher der Serbenlieder, denken. Es ist ganz unstreitig, daß unsere Poesie sich dort wetzte, um dem Mismuth gegen die eigenen, innern Zustände die Schärfe des Ausdrucks zu leihen. Aber es ist nicht zu vergessen, daß wir auch eigene Freiheitslieder hatten, die aus der eigenen Brust quellend den Haß gegen Tyrannei und Fremdherrschaft in einer Sprache ausströmten, welche noch heute widerklingt. Die Dithmarschen waren deutsche Stammesbrüder, warum sollten wir uns ihres Heldenmuths nicht jederzeit mit Vergnügen erinnern? Aber mich dünkt, die Historie thäte es besser als die Poesie, welche wol Schlachtenbilder voll Kraft, Freiheitsdrang und Blut ins Leben rufen mag, aber die Eigenthümlichkeit der Verhältnisse in diesem merkwürdigen Kampfe nicht plastisch genug und dem Gefühl verständlich darstellen kann. Den griechischen Freiheitskampf verstand Jeder, den Kampf des Naturrechts, der Religion und der heiligen Erinnerung gegen dumpfe Barbarei, den Kampf der Tscherkessen versteht auch Jeder, da Jeder die Zeitungen liest; um diesen Kampf ganz zu würdigen, muß man aber den Kopf in die deutsche Reichsgeschichte und die deutschen Antiquitäten gesteckt haben, sonst verliert sich das Interesse in eine Allgemeinheit, die nur durch eine besonders kräftige und eigenthümliche Behandlung zur fesselnden Anschaulichkeit gelangt. Die vorliegenden Lieder haben nicht die letzten Ausgangskämpfe des Heldenvölkchens, sondern

ihren siegreichen Streit gegen König Johann im Jahre 1500 zum Gegenstande. Es sind Balladen in kräftig einfacher Sprache. Eine derselben, der Siegesgesang der Dithmarschen, ist, der Angabe des Verf. zufolge, beinahe wörtlich nach einem niederdeutschen Gedichte wiedergegeben:

> Der Herr hat uns geführet
> Zur Zeit der Angst so groß,
> Der Feind hat's wol gespüret,
> Der Sieg ward unser Loos.
> Vor König und Fürsten groß!
>
> Unser König hat uns errettet,
> Der Gott vom Himmelreich,
> Die Feinde sind schlimm gebettet,
> Sie liegen so roth und bleich, —
>
> — — — — —
>
> Wir wollen ohne Klagen
> Die Freunde scharren ein,
> Und ohne Furcht und Zagen
> Das Aas den Raben weihn,
> Gott wird in Zukunft bei uns sein!

Ob auch der Schluß des Schlußgesangs der Chronik entnommen ist? Er klingt wenigstens so. Die Sieger begruben die erschlagenen Bauern, doch die Gebeine aller Ritter und Herren überließen sie den Raben.

> Die Beute theilten sie unter sich gleich,
> Und jeglicher Bauer ward so reich:
> An güldene Ritterketten zumal
> Legte er seine Hund' im Stall.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Zollverein, sein System und dessen Gegner. Von Bülow-Cummerow. Berlin, Veit und Comp. 1844. Gr. 8. 20 Ngr.

Schon wieder Hr. v. Bülow-Cummerow? Der Mann bringt viel Waare auf den Büchermarkt! Warum nicht, wenn die Waare nur gut ist. Jeder Producent erzeugt nach Maßgabe der Größe seiner Fonds und seines Absatzes, auch der Verfertiger literarischer Producte. Hr. v. Bülow-Cummerow versteht, immer überaus interessante Gegenstände zu wählen und sie interessant zu behandeln. Darum gehen nicht nur seine Schriften, sondern bringen auch nutzbaren Erfolg. Möge sein Verleger und er selbst dabei gewinnen! Es ist ihnen gern zu gönnen, da auch das Publicum dadurch gewinnt. Freilich kann, wer viel schreibt, darüber nicht tief und allseitig nachgedacht haben, sondern er übergibt seine Gedanken dem Papiere, wie sie eben in ihm vorgegangen sind. Allein da die Richtigkeit und Vielseitigkeit der Betrachtungen abhängig ist einerseits von der Wahrheit und der Reichhaltigkeit der Grundsätze, von denen sie ausgehen, und andererseits von der Klarheit und Bündigkeit, mit denen sie daraus gefolgert werden, so ist wiederum kein Zweifel, daß ein Mann mit dem dazu erfoderlichen geistigen Vermögen an Kenntnißvorrath und geübter Fertigkeit in kürzerer Zeit weit mehr leisten kann, als wo diese Bedingungen fehlen. Hr. v. Bülow-Cummerow scheint weder die Anlage zu besitzen, noch befaßt er sich damit, durch gründliche Untersuchungen die Theorie der Wissenschaften anzubauen oder zu befestigen, sondern er hat sich aus seinen Studien diejenigen theoretischen Ansichten angeeignet, die ihm einleuchtend gewesen sind und welche ihm besonders einen festen Standpunkt zur Beurtheilung der Wirklichkeiten um ihn dargeboten haben, von welchem aus er nun mit klaren Augen beschaut und beurtheilt, was in den Focus seines Gesichtskreises tritt.

Diesmal ist es Hr. List gewesen, der Redacteur des „Zollvereinsblatts", der durch seine heftigen Angriffe auf die Politik Preußens bei der letzten Berathung der Zollvereins-Steuerrolle und nebenbei auf Hrn. v. Bülow-Cummerow des Letztern Aufmerksamkeit und das Bestreben, ihn zu widerlegen, auf sich gezogen hat. Hierbei ist in der Form zu loben, daß Hr. v. Bülow-Cummerow die Anmaßung, das Absprechen und die kränkenden Ausfälle des Gegners nicht erwidert. Es reizt ihn wol, ihm zu zeigen, daß er auch einen Stachel habe und stechen könnte; aber nachdem er ihn gewiesen, zieht er ihn ein und beschäftigt sich nur mit der Sache. In Betreff dieser aber bringt er nicht blos die einzelnen Steuerartikel, über welche die Meinungen in Kampf gerathen sind, in solche Erwägung, daß sich darüber leicht ein sicheres Urtheil fällen läßt, sondern er führt die Behandlung dieser Gegenstände auch auf das Allgemeine zurück, indem er darthut, von wie unendlicher Wichtigkeit für Deutschland die Erhaltung der Einheit im Zollvereine, dessen Fortbestand und dessen Erweiterung ist, und wie dies nur erwartet und ermöglicht werden kann, wenn die Unterordnung der Sonderinteressen unter das Interesse der Allgemeinheit die unverlaßliche Richtschnur aller Maßregeln bleibt.

Es wäre für diesen Zweck eben nicht nöthig gewesen, daß der Verf. von S. 18—44 einen schon 1824 veröffentlichten Aufsatz hätte wieder abdrucken lassen, um diejenigen Maximen zu begründen, nach denen die Besteuerung der Ein- und Ausfuhrartikel zu bestimmen ist. Denn wir können eben nicht sagen, daß die Wissenschaft durch diese Auseinandersetzung etwas gewonnen habe, welche vielmehr unsere Meinung belegt, daß der Verf. seine Lorbern nicht auf dem Felde der Theorie, sondern der Praktik zu suchen habe. Wir möchten sogar einzelne Behauptungen anfechten, z. B. daß das Geld in England wohlfeiler sei als auf dem Continente. Denn möge der Preis des Geldes ermittelt werden nach den ersten Lebensbedürfnissen, oder dem Arbeitslohne, nach dem Zinsfuß oder dem Disconto, so findet sich das Gegentheil. Die Behauptung, daß allgemeine Handelsfreiheit dem Handelsverkehre günstig, mithin jede Absperrung oder Einengung ihm beschwerlich sei, ist darum von wenigem praktischen Belange, weil er durch die Voraussetzung bedingt wird, daß alle Nationen auf gleiche Weise an dem allgemeinen Verkehre Theil nehmen können, was in der Wirklichkeit nie obwalten wird. Da nun der Verf. selbst der Ansicht ist, daß es Thorheit wäre, Kindern und kräftigen Männern das goldene Vließ am Ziele einer von allen Hindernissen befreiten Laufbahn zu zeigen und ihnen weis zu machen, daß sie Alle sich darin einwickeln könnten, dafern sie nur im Laufe danach einander nicht den Weg versperrten: so muß er auch zugeben, daß die praktische Handelspolitik alle die Hindernisse und Begünstigungen wahrzunehmen hat, wodurch die Ungleichheit der Theilnahme am Welthandel bedingt wird, und daß Maßregeln nothwendig sind, damit der Schwächere durch den Stärkern nicht überrannt werde und in aller Freiheit das leere Nachsehen behalte, das ihm schwerlich durch den Trost ersetzt werden wird, des Glücks jener theilhaftig zu sein, wenn etwa Diejenigen, die sich im Besitze befinden, sich dessen entschlagen sollten. Der Verf. ist auch damit einverstanden, daß alle Maßregeln, wodurch irgend ein Theilnehmer am Welthandel begünstigt wird und die übrigen in Nachtheil gesetzt werden, Repressalien hervorrufen, um wenigstens das Gleichgewicht wieder herzustellen, wo man nicht auf andere Weise sich etwa eines überwiegenden Vortheils bemächtigen kann. Da nun diejenigen Staaten, welche den größten Antheil am Welthandel haben, am meisten dergleichen Maßregeln genommen haben und dabei beharren, so heißt es allerdings leeres Stroh dreschen, die Theorie von der Handelsfreiheit während dieses Zustandes zu verfolgen, anstatt darauf zu denken, durch welche Gegenmaßregeln die Wirkungen Dessen, was uns drückt, aufzuheben oder umzukehren sind. Nicht das wechselseitige Interesse ist das bewegende Princip des Handels, sondern der einseitige Vortheil jedes Einzelnen beim Handel, der Gewinn. Aller Handel wird um des Gewinns willen betrieben. Dieser Gewinn aber kann

ein positiver oder negativer sein, d. h. die Vermeidung eines sonst bevorstehenden Nachtheils, z. B. Insgeldsetzen unabsetzlicher Lebensmittel oder verderblicher Artikel, Mangel an Verlust zu einem ergiebigern Unternehmen; er kann ferner ein unmittelbarer oder mittelbarer sein, jenes, wenn er durch den Handel selbst hervorgebracht wird, dieses, wenn er eine Folge der Veränderung im Besitzstande ist, wodurch ein vortheilhafterer Absatz, Gebrauch oder Verbrauch ermöglicht wird. Hierin liegt der Grund, daß ein Handel für beide Theile gewinnbringend sein kann, und daß sogar meistentheils der beiderseitige Gewinn dazu antreibt. Immer aber ist es für jeden Handelnden nur sein Vortheil, den er im Auge hat und bezweckt; also für ihn ist dies die Triebfeder der Unternehmung, nicht der gegenseitige Vortheil, obgleich die Klugheit auch diesen in Betracht ziehen wird, jedoch nur zu dem Ende, um des Absatzes, und eines möglichst einträglichen, gewiß zu werden. Der Eigennutz ist die Seele des Handels; allerdings ein kluger Eigennutz, der die Wiederholung des Vortheils in Rechnung bringt und um deswillen den Abnehmer nicht zu erschöpfen trachtet, doch aber nicht um seinetwillen, sondern um des eigenen Gewinns willen. Es gibt deshalb der ganzen Betrachtung ein schiefes Licht, wenn sie von einer Wechselseitigkeit, anstatt von der Einseitigkeit des Interesse ausgeht.

Wenn es wahr ist, was der Verf. behauptet, daß England und Frankreich reicher geworden sind und andere Länder im Verhältniß ärmer, so würde dies ja den stärksten Erfahrungsbeweis abgeben, daß die Befolgung eines Ausschließungssystems diese Erscheinung nicht behindert, da beide Staaten weit entfernt gewesen sind, dasselbe aufzugeben, vielmehr darauf ausgehen, den Erwerb anderer Nationen zu behindern, so weit und so lange solches durchzusetzen ist. Dennoch könnte hier aus doppelter Ursache ein Fehlschluß begangen werden. Denn einmal könnte der Trugschluß gemacht werden, daß, weil das Ausschließungssystem und die Zunahme des Reichthums miteinander bestehen, jenes der Grund von dieser sei, da letztere doch durch andere überwiegende Kräfte hervorgebracht werden kann, denen das erstere in der That entgegenarbeitet, sie aber nicht hemmen kann. Dann also würde es heißen müssen: Ungeachtet oder trotz der schädlichen Einwirkung des Ausschließungssystems hat dennoch der Reichthum zugenommen, weil einerseits die Production des Bodens und des Gewerbfleißes beiweitem mehr hervorbringt und die Abgaben davon weniger verzehren als sonst, oder doch ein großer Theil der letztern auf Beförderung des Verkehrs selbst verwendet worden und sonach diesem wieder zu gute gekommen ist, z. B. durch Kanäle, Eisenbahnen u. s. w. An und für sich hat es jedoch seine Richtigkeit, daß jedes Monopol die Theilung des zu ermöglichenden Gewinns behindert, mithin ein Bestreben danach der Gewinnsucht von Natur einwohnen muß, weshalb auch überall dies Bestreben sich kund gibt, wo der Gewinn die leitende Triebfeder ist. Die Besorgniß, daß der Monopolist mit der Zeit den Brunnen ausschöpfen müsse, aus welchem ihm sein Gewinn zufließt, ist theils weit entfernt und deshalb schon die Lockung des vor Augen liegenden Vortheils aufzuwiegen nicht angethan, theils auch um deswillen nicht so sehr drohend, weil in dem Brunnen eine Selbstthätigkeit haust, den Abfluß durch den Zufluß neu aufgedeckter und zugeleiteter Quellen, ja wol gar durch Abgrabung solcher zu ersetzen, die bisher dem Monopolisten zuflossen und aus denen er sich nicht mehr viel macht. Zweitens aber bedarf die Behauptung der Reichthumszunahme selbst wol noch einer sorgfältigern Erhärtung, bevor sie zugegeben werden kann. Zuvörderst darf man hierbei den Staats- und Nationalreichthum nicht verwechseln. Holland, England, Frankreich, Östreich sind arme Staaten und reiche Länder. Die Behauptung, daß das Nationalvermögen zugleich Staatsvermögen sei, läßt sich nicht durchführen, sondern nur, daß jenes eine Quelle für dieses abgebe, auf deren Fassung und Benutzung es noch ankommt. Die Verschiedenheit beider legt sich im Staats- und Handelscredit und dessen Papieren an den Tag. Zunächst beweist das Anhäufen von Capitalien und deren Ausgabe sich noch nicht nothwendig steigenden Nationalreichthum, weil dies auch lediglich durch Entziehung der Theilnahme der Menge an denselben und Zusammenziehung in dem Besitze Weniger hervorgebracht werden kann, sodaß neben wenigen Reichern beiweitem viel Ärmere vorhanden sind. Dieser Quelle des zunehmenden Pauperismus wird lange nicht die Aufmerksamkeit gewidmet, die ihr gebührt. Der Nationalreichthum besteht in der Summe des wahren Genusses aller Theilnehmer der Nation über ihr Lebensbedürfniß und des Besitzes der Mittel dazu. Nicht aller und jeder Genuß ist hierher zu rechnen. So wenig irgend eine Gabe Gottes zu verachten ist, bleibt doch ausgemacht, daß der Mensch kein Thier, kein blos sinnliches und zum Sinnenkitzel bestimmtes Wesen ist, daß sonach Völlerei und alle Schwelgerei, welche nur Sinnengenuß verschafft, nicht in Betracht kommen darf, wo es sich um Menschen, deren Leben und Zustände handelt, sodaß alle Schätzung menschlichen Genusses eine moralisch-ästhetische sein muß. Es möchte hiernach wol eine der wichtigsten Aufgaben zur Ausbildung der Staatskunst sein, zu ermitteln, wie ohne Zwang, sondern blos vermöge der Einwirkung von Einrichtungen und Verhältnissen, die Vertheilung des Nationalvermögens zu befördern und die Anhäufung großer Reichthümer neben drückender Armuth zu verhindern sei. Wahrlich eins der schwierigsten, aber auch der lohnendsten Capitel! In dem Felde befindet sich, wie im Magnet, eine unsichtbare Anziehungskraft. Lassen die Regierungen den Sachen ihren natürlichen Gang, verfallen die Staaten unaufhaltsam dem Verderben des gleich schädlichen Luxus und Pauperismus.

Daß von den ehemaligen Colonien Englands der erste Impuls zu einer Aufhebung des Absperrungssystems ausgehen möchte, darin scheint sich der Verf. verrechnet zu haben. Im Gegentheil haben die nordamerikanischen, wie die ehemaligen spanischen und portugiesischen Colonien sich demselben erst recht hingegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Am 6. Nov. 1530 hatte Kaiser Karl V. das Kammergericht angewiesen: „alle Irrungen und Streitigkeiten, die Religion belangend, bis auf seinen weitern Befehl einzustellen“. Das Kammergericht, das sich nicht gern eine ihm Macht verleihende Befugniß entziehen lassen wollte, ergriff den Ausweg, zu erklären: die bei ihm anhängig gemachten Processe beträfen keine die Religion berührenden, sondern Landfriedensbruchs-Spolien-Sachen u. dgl. In einer dieser Proceßsachen wurde aber von den Parteien selbst über die Vorfrage: ob eine die Religion betreffende Sache vorliege oder nicht? besonders gestritten. Das Kammergericht beschloß, um nicht gegen den erhaltenen kaiserlichen Befehl anzustoßen, den Kaiser um eine Erklärung seiner Worte zu bitten. Der damals in Bologna befindliche Kaiser wollte einerseits den Papst, mit dem er in täglichen Unterhandlungen stand, nicht beleidigen, andererseits durfte er auch damals die Majorität der Stände nicht verletzen. Er ertheilte daher folgende orakelmäßige Entschließung: „Unsere Befehlsworte erstrecken sich nur auf Religionssachen; was aber Religionssachen sind, darüber kann keine bessere Erläuterung gegeben werden, als wie es die Sachen selbst mitbringen.“ Sah sich der oberste Gerichtshof des deutschen Reichs dadurch nicht gefördert, so geschah ihm ganz recht. Warum hatte er über einen Gegenstand angefragt, der nur von ihm selbst competenzmäßig entschieden werden konnte.

Luther war fern von allem Bekehrungseifer. „Wer“, schreibt er an die Erfurter (bei de Wette III, 227), „uns nicht hören will, von dem sind wir leicht und bald geschieden.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 177. —— 25. Juni 1844.

Politische Lieder.

(Fortsetzung aus Nr. 176.)

3. Spaziergänge eines zweiten Wiener Poeten. Zweite Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1843. 8. 1 Thlr.

Die östreichischen Freiheitslieder haben für mich etwas Wehmüthiges. So reich und üppig das grüne Land, auf dem Gottes Segen ruht, und so gering die Hoffnung! Wenn sie sich erhebt mit Adlerflügeln, sind diese Flügel von den Fieberschauern des Schmerzes geschüttelt. In ihren duftigen Wäldern, in ihren üppigen Wiesengründen haben sie die Alraunwurzel gezogen und fühlen nun das ganze Weh, das ihre nationale Existenz drückt und das frische Lebensblut unsers edlen Brudervolks, wenn nicht vergiftet, doch stocken macht. Und doch bei allem klaren Gefühl keine Aussicht, wie es anders, wie es besser werden soll. Der beste Wille, wo er sich aus dem Schaumstrudel der Lust zur objectiven Höhe erhebt, schreckt zurück vor den Schwierigkeiten, die an Unmöglichkeit grenzen. Und sie werden, statt geringer, immer größer. In den Gliedern des großen Körpers pulst das frische Blut der gefühlten Nationalität, aber je heftiger seine Schläge werden, je wilder sie gegeneinander kämpfen, um so ängstlicher, stockender wird das Blut in dem germanischen Herzen. Es kann, es darf sich nicht losmachen von den Gliedern; seine Aufgabe ist, sorgsam links und rechts zu sehen, um das Ebenmaß zu halten, der Flut die Ebbe, der Ebbe die Flut entgegenzusetzen. Die Stimme des Östreichers ruft zum Sprachkampf der Magyaren und Slawen:

> Mir gefällt fürwahr der Anblick, denn zum ersten Male tragen
> Sie die Waffen für sich selber, wollen für sich selbst sich schlagen.
> Fühlt nur euren Werth, ihr Männer. Wird er euch im Kampfe kund,
> Schließen wol auch höh're Mächte mit euch einen Ehrenbund.
>
> Stärkt euch nur, im Lager stehend, klug die Vorhut ausgesendet,
> Stärkt euch an dem Blitz der Waffen, daß er nimmermehr euch blendet,
> Daß ihr auch für volle Freiheit, wie dem tapfern Mann sie blüht,
> So wie jetzt für eure Sprache, voll Begeisterung erglüht.
>
> Deutsche, blickt auf die Magyaren, blicket auf den Kampf der Slawen,
> Habt ihr denn allein kein Sehnen, flaggt schon euer Schiff im Hafen,
> Daß ihr in dem schönen Östreich stets in euern Betten liegt
> Und, um dumpf zu träumen, freudig euch an Morpheus' Busen schmiegt?
>
> Da ihr lächelt, wenn man euch auch auszieht eure letzten Hemden,
> Wünscht' ich, daß man es versuchte, euch die Sprache zu entfremden,
> Daß man gegen sie entsende Bayonnete und Kanonen,
> Und dafür euch sprechen hieße wie Tataren und Huronen.

Bitterer kann sich kaum der Unmuth aussprechen. Die Form für diese Lieder war durch den ersten Spaziergänger gegeben, die Bilder lieferte die poetische Anschauung der reichen Natur und der nicht minder reichen Misverhältnisse, aber die Wirkung dieser zweiten Spaziergängerlieder ist eine sehr verschiedene von der der frühern. Der Unmuth bei jenem war ganz von Frühlingsduft umwoben, die Disharmonien hatten ihn nicht zerrissen noch in dumpfe Hoffnungslosigkeit hinabgestoßen; als ein echter Poet flog er zur Sonne, vielleicht auch als ein glücklicher Auserwählter schwebte er lächelnd über der Qualmatmosphäre, welche den Andern nur Brustweh macht. Dieser erhebt sich nicht so hoch, er riecht auch die Maienluft, aber der Duft aus den Cloaken, aus dem Kehricht verdirbt sie ihm, er seufzt nur: ach wie anders könnte es sein, wenn ein frischer Windzug durchstreifte! Aber dafür — er scheint kein Auserwählter zu sein — blickt er weit schärfer in die einzelnen, in die speciellen Gegenstände der Unbehaglichkeit, und sogar die Ballen Papier, welche alljährig zu Metall werden, und das Warum — werden von seiner Poesie gemustert. Merkwürdig ist das „Bouquoi" überschriebene Gedicht. Näher auf den Inhalt einzugehen ist nicht erlaubt. Aber so sinken Größen und die Grabespforte verschließt nicht den scharfen Richterspruch der Nachwelt über Die, welche die Gegenwart anbetete. Was in diesem Gedichte ausgedrückt ist, ist in Wien und Östreich jetzt keinem Kinde unbekannt. Merkwürdig gewiß, das Ausland ahnte lange davon nichts, es weiß auch jetzt kaum, daß ein Gegenstand der Bewunderung, der Thränen innigsten Mitgefühls, unglaublicher Hinneigung, jetzt, nachdem der Tod den Schleier gelüftet, ein

Gegenstand ist, über den die späte Geschichte erst richtig urtheilen wird und über den die Gegenwart am besten thut, zu schweigen. Noch bitterer spricht sich die deutsch entrüstete Gesinnung des Östreichers in dem „Hegemonie" überschriebenen Gedichte aus. Und doch ist der uns unbekannte Verf. kein Liberaler vom rein negirenden Schlage, der alles Heimatliche und alle Pietät abgestreift hat; er sonnt sich an Erinnerungen, an dem kurzen, precairen Wintersonnenschein der Josephinischen Herrschaft und selbst im Gedanken an die huldreiche Maria Theresia:

> Geistesmächt'ge, edle Fürstin, säh'st du aus des Todes Nacht
> Auf den hohen, strengen Lenker längst vergilbte Herrschertracht,
> Würdest du wie einst denn lachen? Nein, das Auge fiel dir zu,
> Und mit einem tiefen Seufzer kehrtest wieder du zur Ruh'.

Schmerzlich, aber trostreich klingt der Gruß an Deutschland, mit dessen ersten Versen wir uns von dem Dichter abwenden müssen:

> Brüder, mögt von Deutschlands Karte ihr das schöne Östreich streichen,
> Österreich wird nie von Deutschland, seiner schönen Mutter weichen,
> War es einst das Haupt der Deutschen, will es jetzt sich froh begnügen,
> Als ein Glied, ein mark'ger Arm, sich an Deutschland anzuschmiegen.

4. Renegaten- und Communistenlieder. Dresden, Silber. 1844. Gr. 16. 10 Ngr.

Die Renegatenlieder sind Variationen auf das hier dithyrambisch vorgetragene Thema:

> Immer wollen die Liberalen
> Am Himmel des Volks als Sterne strahlen,
> Um zu erleuchten die Menschenkinder,
> Doch leider sind sie gar arme Sünder.
> Heute der Freiheit warme Vertreter,
> Werden sie morgen an ihr zum Verräther.
> Haben sie Aussicht zu einer Pfründe,
> Halten sie jegliches Denken für Sünde,
> Verharren mit krummen Rücken im Schweigen,
> Nach Hundeart ihren Gehorsam zu zeigen.
> Vaterland! sieh wie die Menschen dich achten,
> Die alle nach Ämtchen und Bändchen nur trachten;

was sich noch schlagender und beißender in dem so anhebenden Gedichte:

> O mir wird bange, wenn ich Deutschland denke,
> Von einer Heerde Schreier übersä't,
> Wo jeder bei dem Weinglas in der Schenke
> Sich wie der Frosch in Aesop's Fabel bläht,

ausspricht. Speciell, wie sich erwarten läßt, geht es gegen den politischen Nachtwächter, gegen Georg Herwegh, wegen Herausgabe des zweiten Bands seiner Lieder:

> Laß ab von deiner eig'nen kleinen Rache,
> Gehör' dem Volk und seiner großen Sache
> Von neuem an, wenn du es ehrlich liebst!
> Was suchst du d'rüben überm alten Rheine
> Dir eine Heimat in dem fremden Nest?
> O bleib' bei uns, entkleide dich vom Scheine,
> Sei wieder ganz der freie Mann, der reine,
> Dann Deutschland Schande, wenn es dich verläßt!

gegen die Dunkelei auf dem Hengstenberge und Anderes, und schließt diese Abtheilung mit dem Glaubensbekenntnisse:

> Könige müssen sein!
> Jemand muß doch regieren
> Einer im Staate muß
> Steuer und Zügel führen.
>
> Und da es Fürsten gibt,
> Muß es auch Adel geben,
> Der zwischen Thron und Volk
> Stehet im Staatenleben.

Jenen, die nur von Völkerrecht und Fürstenpflicht sprechen, ruft der Dichter zu, daß kein Wesen von Luft lebt, so lange es auf Erden ist,

> Zeigt Weg und Mittel, daß im Lande
> Der Arme Arbeit hat und Brot,
> Und seid ihr dieses nicht im Stande,
> So reizt ihn nicht in seiner Noth.

worauf denn die Communistenlieder folgen, die Vieles angreifen und vieles Beherzigenswerthe haben. Der Weber klagt:

> Als der Maschinengeist erwacht,
> Verblühte unser Lenz,
> Und England hat uns arm gemacht
> Durch seine Concurrenz.

(Der Beschluß folgt.)

Der Zollverein, sein System und dessen Gegner. Von Bülow-Cummerow.

(Beschluß aus Nr. 198.)

Wenn der Verf. in den Tadel einstimmt, der jetzt so oft über Friedrich's des Einzigen Gewerbsregiment wiederholt wird, möchten wir vor allen Dingen ihm und seinen Glaubensgenossen die Beantwortung der beiden Fragen ansinnen, ob erstens irgendwo ein geschichtliches Beispiel aufzuweisen ist, daß ein von Natur so dürftig ausgestattetes, so ausgesogenes und verheertes Land in so kurzer Zeit zu dem blühenden Wohlstande gebracht worden ist, in welchem Friedrich dasselbe hinterließ, und zweitens, aus welchen Gründen anzunehmen ist, daß dieser Erfolg auch ohne oder ungeachtet seiner Anordnungen eingetreten sein würde? Wir wollen diesen einzigen König nicht zu einem Abgotte machen, der nirgend geirrt und gefehlt habe. Wenn aber ein so scharfsehender und von Vaterlandsliebe erfüllter Geist einen Weg mit Beharrlichkeit verfolgt, setzen wir voraus, daß er sich seiner Absichten wohl bewußt gewesen sei. Der Satz, daß der Landbau die Basis der Wohlfahrt und die unversiegliche Quelle des Nationalreichthums abgebe, hält in solcher Allgemeinheit nicht die Probe. Venedig, Genua, die Hansa und Holland sind aus einer andern Quelle reich geworden. Wenn die Zerstückelung des Bodens, wie in Toscana, dergestalt zunimmt, daß selbst mit dem Karsten im Schweiße des Angesichts ihm nicht das Bedürfniß seines Bearbeiters und Herrn abzugewinnen ist, hört er auf, einen Überschuß zu liefern. Wahr also ist nur, daß die Productionskraft der Natur eine der Erwerbsquellen liefert, aber weder die unter allen Umständen ergiebigste, noch die bereicherndste. Mit Amerika dürfen in gewerblicher Beziehung die europäischen Länder gar nicht verglichen werden, da die ungeheure Bodenkraft, welche dennoch bei der Bodenmenge bis zur Erschöpfung ausgebeutet wird, wie es unsere Voraltern hier zu Lande auch gethan haben, ferner der Zuwachs an Einwanderern und deren Vermögen von außen her jede Gleichstellung ausschließen. Alle rohe Production beruht aber auf der Nachfrage nach ihren Erzeugnissen, also entweder auf deren Ausfuhr oder deren inländischem Verbrauch und Verarbeitung. Auf die Vermehrung der rohen

Erzeugung brauchte Friedrich daher weniger unmittelbar hinzuarbeiten, als mittelbar auf die Vermehrung ihres Absatzes, obgleich auch jenes durch Unterstützungen und Urbarmachungen geschehen ist. Den ausländischen Absatz zu erzwingen, lag ebenfalls außer seiner Macht, und auch hier konnte nur mittelbarerweise Einiges geschehen. Die Hauptsache blieb daher die Belebung und Erweiterung des inländischen Verkehrs, welcher in einem bevölkerten Lande an Umfang und Wichtigkeit beiweitem den äußern überwiegt. Sollte das platte Land Abnehmer für seine Erzeugnisse finden, mußten die Städte zu erhöhtem Wohlstande durch vermehrten Gewerbsbetrieb gebracht werden. Zu dem Ende bedachte der König nicht nur die Beförderung der Verkehrsmittel, sondern begünstigte auch die Unternehmung neuer Gewerbsanlagen nach Möglichkeit. Eben weil dieselben sich noch in der Kindheit befanden, mußten sie außerordentlich beschützt und davor gesichert werden, daß sie nicht durch die Concurrenz des Auslands erdrückt wurden, das die einheimischen Roherzeugnisse entweder gar nicht eintauschte, oder nur für schon übermächtige Fabrikation, wie dies selbst den Grundsätzen unsers Verf. entspricht. Hierdurch rechtfertigen sich des Königs Schutzzölle auf Aus- und Einfuhr im Princip. Unser Verf. erheischt ja selbst noch Schutzzölle für solche Roherzeugnisse, die im Lande recht gut gewonnen werden könnten, welche aber noch vom Auslande eingehen, was im Allgemeinen bedenklicher sein möchte als die Ausgangszölle, welche König Friedrich eingeführt hat. Allerdings war die Wirkung derselben eine indirecte Besteuerung der Producenten, allein darum noch nicht ungerecht, weil einerseits solches zum gemeinen Besten, zur Belebung des innern Verkehrs und des Verbrauchs der Erzeugnisse selbst geschah, also zunächst zum eigenen Vortheile der Besteuerten; andererseits weil erst dadurch die Gerechtigkeit der Besteuerung im Allgemeinen wiederhergestellt wurde, da die Gewerbesteuern und die Consumtionsabgaben hauptsächlich die Städte trafen und die Landbewohner nur in Luxusgegenständen berührten. Daß aber der König für sein verwüstetes und armes Land dem Systeme der indirecten Besteuerung vor dem der directen den Vorzug gab, war zu seiner Zeit ebenso weise als es jetzt noch unweise sein würde, dasselbe ganz aufzugeben und nicht noch mittels der Zölle auszuüben, wenn es auch angemessen gewesen ist, bei dem Verbrauche der Landeserzeugnisse im Lande davon abzugehen. So hängt Eins mit dem Andern genau zusammen und der König erreichte meistentheils seine Absicht, wenn auch im Einzelnen dabei zu weit gegangen worden sein mag, z. B. bei der Seidencultur. Er überflügelte beiweitem die Nachbarstaaten, namentlich Sachsen. Denn der Verf. ist ganz unrecht berichtet, wenn er meint, daß die Fabrikation in Sachsen einen größern Aufschwung gehabt habe als in Preußen unter Friedrich. Man betrachte nur die Tuch- und Leinenfabrikation, von denen die letztere in Brandenburg und Schlesien schon im größten Flor war, als sie sich erst in Sachsen zu gestalten begann, und dort nur erst durch Maßregeln wieder gesunken ist, welche viel später sind als das Todesjahr des großen Königs. Grünberg, Züllichau, Sommerfeld, Kottbus haben die Tuchfabrikation in Görlitz, Forste, Spremberg und Finsterwalde nicht aufkommen lassen, bis auch diese Städte preußisch geworden sind. Alle die Fabrikanlagen im Gebirge Sachsens aber haben erst rechtes Leben und Betriebsamkeit durch den Beitritt zum Zollvereine gewonnen, wie auch Leipzig nur dadurch seine Bedeutsamkeit wieder erlangt und gehoben hat.

Das eben ist die erste und segenreichste Wohlthat des Zollvereins, daß die Schranken des innern Verkehrs durch die weiten Gaue Deutschlands niedergerissen worden sind, was von ungleich höherm Belange ist als seine Wirkung nach außen. Darum ist jedoch diese letztere allerdings nicht unwichtig noch zu übersehen; sondern auch von dieser Seite her ist hoffentlich für die deutsche Betriebsamkeit und Weltstellung durch Festhalten in der und an der Einigkeit noch Großes zu erreichen. Denn allerdings ist es ausgemacht, daß „da die gewerblichen und commerciellen Interessen der verschiedenen Länder sich durcheinander schlingen, es unerlaßlich wird, gegen hemmende Maßregeln anderer Staaten in einem feindlichen, oder auf Monopole ausgehenden Systeme entgegenwirkende Einrichtungen zu treffen und Repressalien zu gebrauchen, welche als solche nöthigend sind, wenn sie auch zunächst eine Aufopferung und ein Abgehen von dem zu erstrebenden Ziele der kräftigsten Gewerbthätigkeit bedingen". Es ist auch ebenso richtig, daß dergleichen Repressalien durchgreifend sein müssen und daß sie nur zweckgemäß sind, insofern sie den Zwang wirklich überwältigen, zu dessen Aufhebung sie ergriffen werden, wogegen unzulängliche Vorkehrungen nach beiden Seiten hin nachtheilich wirken.

Gerade darum, damit der Zollverband ein kräftiges Schutz- und Beförderungsmittel des deutschen Gewerbfleißes werde und bleibe, bemüht sich der Verf., seine deutschen Mitbürger davon zu überzeugen, wie unvermeidlich es ist, daß jedes individuelle Interesse dem allgemeinen nachstehen und nachgesetzt werden müsse, sodaß bei den für die Gesammtheit zu fassenden Beschlüssen allemal der Gesichtspunkt die Entscheidung gebe, welches Interesse das überwiegende sei, ohne weder nach den Personen noch den Orten und Landesunterschieden zu fragen; die dabei betheiligt sind, indem, sobald das Sonderinteresse Einzelner oder auch einzelner Länder in der Lenkung der Angelegenheiten des gemeinsamen Bundes sich Gehör zu verschaffen vermöchte, die Gemeinsamkeit dadurch von selbst aufgelöst werden würde. Um nun dafür eine Sicherheit sich gegenseitig zu verschaffen, dringt der Verf. darauf, daß die verbundenen Regierungen sich über das von ihnen zu beobachtende System und die maßgebenden Grundsätze für dessen Aufrechthaltung im voraus vereinbaren und deren Beobachtung vertragsmäßig feststellen.

Er geht davon aus, daß die Zolleinrichtung und Abgabe einen doppelten Zweck habe, indem sie einmal als Verbrauchs- und Durchgangsabgabe den Staatsfinanzen einen erklecklichen Beitrag liefern kann und soll, hiernächst aber auch zu einem Schutz- und Regulirungsmittel der gewerblichen Verhältnisse zu gebrauchen ist. Wir möchten unsererseits noch ein Drittes hinzufügen, indem wir nicht blos das Materielle, sondern auch das Sittliche und Politische in den Betrachtungskreis ziehen und den Zoll als eine Abwehrung gegen das Eindringen von Gegenständen, deren Verbrauch schädlich wirkt und gegen Angriffe von andern Staaten gebrauchen. Wenn China ihn gegen die Einfuhr des Opiums und Deutschland ihn gegen alle Erzeugnisse Rußlands, deren es nicht selbst unumgänglich bedarf, zur Abwehr braucht, wird dort einem Nationallaster entgegengearbeitet, hier das Wiedervergeltungsrecht geübt. Nun kann es aber entweder darauf abgesehen sein, die Ein- oder Ausfuhr dieses oder jenes Artikels ganz zu verhindern, sich also dagegen abzusperren, oder ihn nur zu vertheuern, weil dies zur Unterstützung seiner inländischen Erzeugung oder Verarbeitung gereicht. Ob das Erstere durch ausdrückliches Verbot oder durch eine so hohe Besteuerung erfolgt, welche dieselbe Wirkung hervorbringt, gilt im Wesen gleich und ist nur der Form nach verschieden, indem das Verbot schroffer lautet als ein hoher Tarifsatz. Indessen sind die Regierungen nicht in der Lage, uneingeschränkt über den Zoll zur Erreichung ihrer Absichten zu genügen, indem sie vielmehr zu bedenken haben, daß sie durch ihre Anordnungen leicht selbst den Schleichhandel hervorrufen, zu welchem die Gewinnsucht unausbleiblich reizt, sobald die Gefahr durch den Lohn aufgewogen wird. Denn durch denselben wird nicht nur das Bestreben der Regierungen großentheils vereitelt, sondern auch ein moralisch-politisches Übel hervorgerufen, dessen Krankheitsstoff den ganzen Staatskörper vergiftet und auf dessen Vermeidung deswegen die sorgfältigste Vorsicht zu verwenden ist. Ebenso darf für die Durchfuhr nicht übersehen werden, sowol ob sie nicht andere Handelswege einschlagen kann, als auch in welcher Verbindung sie mit andern Artikeln der Ein- oder Ausfuhr steht, sodaß auch diese unter dem Aufhören der erstern leiden würde.

Bei dem Zusammentreffen verschiedener Gegenstände, für welche entgegengesetzte oder unverträgliche Maßregeln in Anspruch zu nehmen und anzuordnen sind, muß aber das Gemeinwohl den Ausschlag geben und ihm jedes untergeordnete Interesse aufgeopfert werden. Zur Bestimmung dieses oft schwierig zu entscheidenden Falles stellt der Verf. folgende Regeln auf: 1) „daß bei dieser Unterordnung jedes Sonderinteresses unter das Gemeinwohl beide mit gleicher Umsicht und Gerechtigkeit gewürdigt und abgewogen werden, sodaß eben in dem allgemeinen Wohlbefinden die einzige ausreichende Bürgschaft für die Wohlfahrt aller Einzelnen gesucht und gefunden wird; 2) daß die Finanzen der Regierungen nicht als getrennt von denen des Volks gedacht werden, vielmehr in dem blühenden Zustand der Finanz der Nation die Sicherung des Vermögens der Regierung zu erkennen ist, mithin die Förderung der erstern die nächste Berücksichtigung verdient." Er setzt hinzu, „daß da jeder Zoll als eine Belastung des Ver- oder Gebrauchs wirkt, dies nur zu rechfertigen ist, wenn sie entweder ganz als eine gleichmäßige Beisteuer zu den Staatscassen fließt, oder wenn das durch die Beschwerdung aufgebürdete Opfer der Gesammtheit oder Denen, die es betrifft, wenigstens im Verlaufe der Zeit durch wohlfeilern oder bessern Markt ersetzt wird, oder sonst Gerechtigkeit und Billigkeit, die Niemandem zu versagen sind, ein solches erheischen."

In Anwendung dieser Grundsätze nun geht der Verf. auf die Erwägung der einzelnen Gegenstände ein, welche hauptsächlich auf dem Stuttgarter Zollcongresse zu großen Meinungsverschiedenheiten Veranlassung gegeben haben, und zeigt mit siegender Klarheit, daß 1) die Einführung der Twistspinnerei in Deutschland nicht blos aus Gründen der Humanität und der Persönlichkeit des deutschen Volks lieber abzuwenden als zu begünstigen ist, sondern daß auch die Erschwerung der Einfuhr ausländischer Twiste die blühenden Webereien des Vaterlandes untergraben und dadurch dem Nationaleinkommen beiweitem mehr schaden würde. Dagegen 2) führt er aus, daß der Bergbau auf Eisen und dessen Roherzeugung zu denjenigen Artikeln gehöre, deren Erzeugung im Lande durch einen Schutzzoll allerdings bis zu einem gewissen Grade zu begünstigen ist, wenngleich dadurch dessen Verbrauch beschwert wird, indem es aus England wohlfeiler zu beziehen ist, sowol wegen der Berücksichtigung überhaupt, die der Bergbau verdient, als auch wegen der nothwendigen Unabhängigkeit und als Repressalie. Er ist 3) derselben Meinung in Betreff der Linnenmanufactur, bei welcher wir nur beiläufig noch bemerken, daß der Flachsbau im Großen, und wie er insonderheit in Schlesien betrieben wird, dem Verf. nicht bekannt zu sein scheint, wo es Niemandem einfällt, seine Breiten ausjäten zu lassen und dadurch den Flachsbau zu vertheuern; ferner daß auch die Behauptung der Bodenaussaugung durch den Lein nicht zuzugeben ist, da er in abgetragenen Boden gesäet zu werden pflegt und die schönste Vorfrucht für Wintergetreide im Fruchtwechsel abgibt. Endlich muß bei der Preisvergleichung die größere Haltbarkeit der leinenen Zeuche vor den baumwollenen in Anschlag zu bringen auch nicht vergessen werden,

Ein wahres und beherzigenswerthes Wort endlich hat der Verf. gesprochen: „Das genaue Abwägen aller Verhältnisse bei allen Artikeln des Verkehrs bedingt eine Masse von Kenntnissen, die Niemandem, auch einem Zollcongresse nicht, beiwohnen kann. Nur Ein Mittel scheint vorhanden zu sein und dies ist bisher ein sehr unbeliebtes gewesen. Es nennt sich Öffentlichkeit in den Verhandlungen über den Gegenstand, über das Princip und dessen Anwendung, über das Maß der Opfer und der Begünstigungen aller Betheiligten unter offener Darlegung aller zur Beurtheilung erfoderlichen Angaben und Nachrichten, damit das ganze deutsche Volk daraus das Wohlthätige der erkorenen Maßregeln erkenne und sich, so weit es noch nicht im Zollverein ist, zu demselben hingezogen fühle. Warum wollten die Regierungen aus der Sorgfalt, mit welcher sie den Wohlstand deutscher Nation zu begründen suchen, ein Geheimniß machen? warum wollten sie nicht für einen so großen Zweck die Einsicht und Erfahrung Aller benutzen? Eine öffentliche Besprechung verhindert überdies, daß die Ansichten des Publicums nicht, wie jetzt häufig, durch halbe Wahrheiten und Scheinsätze, irre geleitet werden können." 59.

Literarische Notizen aus England.

Für nach Indien Reisende.

Seit auch die Deutschen so beweglich geworden sind, daß eine Reise nach Frankreich, England und Amerika jetzt nicht viel mehr gilt wie vor 40 Jahren ein Spaziergang ins Freie, fehlt es nicht an Solchen, die wirklich „eine Reise thun" wollen und nach Indien gehen. Wer das vorhat, versorge sich mit „The handbook of India; a guide tho the stranger and the traveller, and a companion to the resident" (London 1844), von T. H. Stocqueler. Ein sehr nützliches Buch, das zum Dank gegen den Verf. verpflichtet für den Fleiß und die Mühe, die er darauf verwendet. Es vertritt die Stelle einer kleinen Bibliothek und enthält Manches, was in andern Büchern vergeblich gesucht werden dürfte. Der Verf. ist nämlich mehr als Compilator. Er hat viele Jahre in Indien gelebt und das von Andern Entlehnte mit seinen Erfahrungen bereichert. Über Alles findet sich etwas, von der Chronologie der Hindu bis auf die Gaukeleien der Jongleurs. Die dermalige Regierung des Landes, die Verfassung der Armee, der Zustand der protestantischen Kirche — Alles kurz und deutlich. Zahlreiche Handelsnotizen, Reiserouten, Ortsbeschreibungen — Alles zu gebrauchen. Damit soll nicht gesagt sein, daß, wer sich mit Indien in jeder Beziehung durch und durch vertraut machen will, an dem Buche genug hat. Aber es gewährt einen Überblick des Ganzen, und da dies die meisten Leser befriedigt, in unserer Zeit befriedigen muß, wird auch das Buch es thun. Dabei nicht zu vergessen, daß Diejenigen, die ins Blaue hinein behaupten, England sei Indiens Stiefmutter, unterdrücke es und sauge es aus, sich von ihrem gewaltigen Irrthume überzeugen können, wenn sie in dem Buche das Verzeichniß der von England in Indien begründeten und erhaltenen Institute einsehen wollen. Ein ganz respectables Verzeichniß, in welchem Frankreich für Algier und Rußland für Polen Mancherlei zu beliebiger Wahl und Nachahmung finden dürften.

Halb Dickens, halb Carlisle.

Ein solches schriftstellerisches Mittelwesen erscheint Martin Farquhar Tupper, rühmlichst bekannter Verf. von „Proverbial philosophy". Ohne Dickens' unerschütterliche Kräftigkeit besitzt er das Malerische seiner Schilderungen und seines Pathos, und ohne Carlisle's Excentricität viel von dessen Energie und charakteristischem Weingeiste. Beides wiederholt sich in zwei von ihm veröffentlichten Erzählungen: „Heart. A social novel", „The twins. A domestic novel" (London 1844). In beiden werden Tugend und Laster mit den kräftigsten Farben gemalt, erhält die Tugend ihren Lohn, das Laster seine Strafe. Gegenstand der ersten Erzählung ist die elende Nichtigkeit des Geizes, jener schmuzigen, kaltherzigen, geldsüchtigen, nur Geld zusammenscharrenden Leidenschaft, deren Sklaven manche Menschen sind. Der Verf. hat sie mit Flammenschrift gebrandmarkt. In den „Zwillingen" heirathet der gute Bruder Charles seines Vaters Mündel, ein „Glück spendendes" Mädchen, während Julian, der schlechte Bruder, nachdem er Vater und Bruder hat ermorden wollen, als Selbstmörder endet. Auf jeder Seite des Buchs stehen Worte, die sich dem Gedächtniß unverlöschlich einprägen. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 178. —— 26. Juni 1844.

Politische Lieder.

(Beschluß aus Nr. 177.)

5. Der zweite Theil eines — verbotenen Gedichtbuchs.

Eigentlich ist der zweite Theil so wenig als der erste verboten. Jener ist in Jedes Händen, man weiß die meisten Lieder auswendig; und auch dieser zweite, der anscheinend alles Maß des Erlaubten in der Opposition gegen die Könige und die in Deutschland bestehenden Regierungen überschreitet, wandert so ziemlich frei umher, von Ost nach West, von Nord nach Süd, und ich wüßte nicht, daß die Policei ihre fernhin greifenden Arme irgendwo besonders danach ausgestreckt hätte. Es ist ein öffentliches Geheimniß, und eben darum, weil Jeder es kennt, hat es nicht gewirkt, wie etwas Geheimes wirkt, am wenigsten an dem Orte, wohin seine schärfsten Pfeile gerichtet sind. Das Buch bleibt nur, was man so nennt, verboten, weil es als außerhalb Deutschlands, in der Schweiz, gedruckt, nicht besonders erlaubt worden; und um dem Schicklichkeitsgefühle zu genügen, sei es deshalb auch hier nicht mit Namen genannt. Jeder weiß, was ich meine, Jeder, wer überhaupt liest, hat es gelesen, und Niemand hat ein Arg daran, daß wir es gelesen.

Hieran ließe sich eine sehr trostreiche Betrachtung knüpfen von der Macht des Verbotenen und von der Machtlosigkeit desselben, wenn es der Öffentlichkeit preis gegeben wird. Hätte dieses bittere Libell die zürnende Aufmerksamkeit in den höchsten Regionen erregt, wären die berittenen Gendarmen von Buchladen zu Buchladen geflogen, hätten die Policeicommissaire die Fächer durchsucht, die Contobücher nachgeschlagen und sich notiren lassen, an welche Kunden der Buchhändler das Buch versandt, wer es behalten u. s. w., ein wie wichtiges Buch wäre es geworden! Es wäre in des Bürgers Kramladen in der Provinzialstadt, vielleicht bis in des Bauern Hütte gedrungen. Nein, man hat wahrscheinlich höchstens Orts über die bittere Pille gelächelt und keine Gendarmen und Policeicommissaire ausgeschickt. Und was ist nun die Wirkung? Das Publicum, auch das liberale, sagt an dem Orte, wo es wirken sollte: Nein, das ist doch zu arg. Es lächelt wol, aber gleich darauf schämt es sich wieder, daß es gelächelt. Mit einem Male ist die politische Stimmung zu Grabe getragen, es verdammt ästhetisch das Werk und den Dichter. Von allen Seiten tönen solche Verdammungsstimmen her: er hat sich selbst geschlagen. Von seinen Kampfgenossen selbst wird er feindlich angesungen: Ja, lebendiger Dichter, im ersten Theile warst du lebendig, da wirkte in dir mächtig die Begeisterung, da schmetterte dein Tyrannenhaß nieder, und deine Freiheitsliebe baute unvergängliche Schlösser auf; aber hier im zweiten schaufelte dein Ingrimm im Kehricht, und das Sprühen deines Geistes ist keine Poesie mehr, die belebt.

Ach, ihr Mächtigen der Erde, wenn ihr darauf hören wolltet! Grimmiger, verhöhnender, verletzender konnte kein Dichter euch angreifen, und die Pfeile prallen ab, nicht weil die Eisenspitzen nicht scharf sind, nicht weil der Bogen schlaff gespannt wurde, auch nicht weil der Schütze in Leidenschaft zielte, sondern — weil ihr ihm nicht in den Arm fielt. Nur eine übereilte Anstrengung ihn zu hindern, nur eine verrathene Äußerung von Furcht, Kränkung, Zorn und — was jetzt verdammt wird, wäre mit stillem Vergnügen verschlungen worden! Aber der Adressat nahm den Wechsel auf der Rückseite des Buchs an, er zeigte es nicht der Policei, sondern ließ es dem Volke, und das Volk nahm es ruhig hin, las es und legte es beiseite. Keine Aufregung, keine Aufwallung, nur ein Lächeln, ein rasch aufflackerndes Strohfeuer; es ist vorüber und Alles ist beim Alten geblieben. Nein, nicht beim Alten, es ist etwas Außerordentliches geschehen. Wenn bei einer durchaus politischen Strömung wie die gegenwärtige die ästhetische Stimmung plötzlich dagegen opponirt und sich geltend macht, so ist dies ein außerordentliches Ereigniß. Und sie ruft: Es ist eine schlechte Dichtung.

Schreiber Dieses stimmt hierin nicht mit der ästhetischen Stimmung des Publicums ganz überein. Er kann die Gedichte des zweiten Theils nicht für unbedingt schwächer als die des ersten erklären. Er mag irren, es ist aber seine Ansicht, von der er sich auch nach einer nochmaligen Prüfung nicht trennt. Er mag sie auch nicht politisch-moralisch für etwas so durchaus Verwerfliches, Frevelhaftes wie Viele erachten, die, sonst einer scharfen Opposition zugethan, doch ängstlich rufen: Bis hier und nicht weiter! In diesem Falle ist es ein offener Krieg. Erwartete man von dem durch Gendarmen

aus dem Lande gebrachten Dichter sanftere Angriffe, edlere Waffen? Hier waltet das Naturgesetz ob. Wie man ihn schlug, so schlug er wieder. Es gibt freilich einen Heroismus der Moral und Religion, der sich darüber erhebt; aber wer durfte erwarten, daß er als ein Christ auch die andere Backe hinhalten werde? Aus dem Glauben längst emancipirt, war er in das alte Naturgesetz zurückverfallen und handelte, wie Niemand anders handeln wird, der sich darin befindet und den die Umstände in ähnliche Lage versetzten. Er rächte sich. Wer das Christengesetz nicht anerkennt: Liebet eure Feinde und thut wohl Denen, die euch Böses thaten, von dem hat die falsche Sentimentalität kein Recht zu verlangen, daß er mit seinen Feinden schön thun soll.

Aber wer so kühne Adlerflüge nach der Sonne machte, daß der in so trivialem Gezänk seine Kraft verplittert! rufen Andere. Ästhetisch sei er um viele Stufen herabgesunken, er habe die Erwartungen, welche das deutsche Publicum von ihm gehegt, nicht erfüllt. Auch darin kann ich nicht einstimmen. Es ist von vornherein eine ausgemachte Sache, daß ein deutsches Publicum, unbeschadet seiner deutschen Treue und Gründlichkeit, jedes zweite Product eines Dichters kälter aufnimmt als sein erstes. Je mehr es dem homo novus entgegengejubelt und ihn in die Wolken erhoben, um so lauer ist seine Beurtheilung, wenn derselbe zum zweiten Mal auftritt. Es vergleicht die zweite mit der ersten Gabe, und immer zum Nachtheil jener; vielleicht mit aus einem uneingestandenen Schamgefühl, daß es sich damals von der Bewunderung hat zu weit hinreißen lassen. Ich finde in diesen Gedichten des Lebendigen sogar einen Fortschritt. Freilich sind es nicht mehr die unbestimmten Morgenrothsgefühle der Freiheit, der allgemeine Tyrannenhaß in einem so schönen aber generellen Kleide, daß auch die feinfühlende Aristokratie in ihrem Boudoir sich daran ergötzen und im Salon die Sentiments wegen der schönen Form freundlich lächelnd hinnehmen kann als unschädliche Träumereien eines Jünglings, den das Leben zur bessern Einsicht bringen werde. Der Dichter, den Morgenrothsträumen entrückt, hat recht tiefe, gallichte Einblicke in die Wirklichkeit unserer Zustände gethan. Er bearbeitet sie, auf seine Weise freilich, noch immer als Dichter, aber mit schärferer Kenntniß, mit ätzenderer Wissenschaft, als man ihm nach seinen Sturm- und Dranggefühlen zutrauen durfte. Die Begeisterung äußert sich als Haß und Spott, aber der Dichter von ehemals ist noch immer unverkennbar, wäre es auch nur in den letzten Terzinen mit der bekannten Adresse. Oder will Jemand die Verse nicht dafür anerkennen:

> Mir Thoren war's, als ob ich dich schon kenne,
>   Als ob gesäugt aus Einer Mutter Brüste,
>   Der Mutter, die ich mein Jahrhundert nenne;
> Mir war's, als ob ich in der deutschen Wüste
>   Von einem fernen Quell das Rieseln höre,
>   Und träumend lag ich an Atlantis Küste.
> Und ich vernahm so feierlich: Ich schwöre! —
>   Herüber klangen von der Ostsee Borden
>   An meine Republik die Zubehöre u. s. w.

Oder die auf Platen:

> Kalt und stolz, ein Gletscher, erhebst du dich über die Fläche,
>   Die das gemüthliche Vieh uns'rer Poeten begrast:
> Selten gewahrt ein Wand'rer den Kranz hochglühender Rosen,
>   Den du vor frevelnder Hand unter dem Schneee verbirgst.

oder die vielen muntern, lustigen, bittern, übermüthigen Distichen, deren einige doch wirklich der ersten Xenienzeit Ehre brächten:

O Weimar!

> Immer noch trinken sie Abends den Thee, und plaudern zusammen
>   Über den Strumpf, den die Hahn oder die Paalzow gestrickt:
> Doch, statt Spiritus, reicht man die abgeblasene Milch jetzt,
>   Die ein Gewitter vor zehn Jahren schon sauer gemacht.

und die griechische Revolution:

> Hopfen und Malz, o Herr, ist an diesen Athenern verloren!
>   Also berichteten jüngst bairische Bräuer nach Haus.

und die bedeutende Frage:

> Sage mir, Freund, wann erscheint sie, die Prachtausgabe von Deutschland?
>   Subscribirten doch schon unsere Väter darauf!

deren Beantwortung wir herzusetzen anstehen.

Den Dichter, welcher nach jenen Oden einen solchen Brief schreiben konnte, hielt ich geistig untergegangen; und war er es nicht etwa schon in der allgemeinen Meinung? Wo nicht alles schlug man die Thüren hinter ihm zu und warf, wie er selbst sagt, mit faulen Äpfeln nach ihm! Er war begraben bei den Liberalen und Servilen; selbst sonst fromme Gemüther glaubten hier nicht an die Möglichkeit einer Auferstehung. Und wie schnell erfolgte sie, nur und allein, weil damals ein anderes Verfahren gegen ihn beobachtet wurde als heute gegen seine Gedichte. Weil die Policei ihn am Kragen faßte, weil die Gendarmen ihn unterm Arm über die Grenze brachten; weil sie in den Nachbarländern ihn schon von fern mit dem weißen Stabe berührten und zuriefen: Eine Nacht hier, und nicht länger! Darum war er, bevor er noch auf dem Schub in der sogenannten helvetischen Freiheit ankam, schon wieder purificirt; man klopfte ihm schnell den Staub ab, der noch nach Mauer und Diele auf den Schulbänken roch, und kanonisirte ihn als Märtyrer. Daß diese letzte Instanz, auf die der Verzweifelte hofft, das Weltgericht, uns um ein so Bedeutendes näher gerückt ist, wollt ihr Das als keinen Fortschritt anerkennen, einen so mächtigen, daß man darum wol Muth behalten darf, im Lande zu bleiben, statt aus Verzweiflung ins Ausland zu flüchten? Es lohnte sich wol, alle diese Beispiele, wo jenes Gericht in letzter Zeit so entscheidend gesprochen, zusammenzustellen. Nach beiden Seiten hin urtheilt dies Gericht, das Niemand bestellt hat, das kein autorisirtes Gesetzbuch und keinen Executor hat, und doch zittert und beugt Volk und Könige sich vor seinen Sprüchen, oft freilich nur innerlich, aber desto wirkungsreicher. Wie jener Dichter, trotz seines Fehltritts, von der Nation augenblicklich losgesprochen ward, als die Art der Strafe das Gefühl verletzte, so sind viele Freisprechungen in den letzten Jahren in Deutschland bis auf die Jordan's erfolgt.

Oder meint Jemand, der die Lage der grossen Actenstücke genau prüft, daß Jordan wirklich verurtheilt wäre? Aber auch auf der andern Seite erfolgten schlagende Urtheilssprüche, die Denen zum Trost gereichen mußten, welche das deutsche Volk der Impietät anklagen wollten, undeutschen Sinnes, daß es schon ganz fortgerissen sei von den destructiven Theorien. Oder gab sich eine solche Stimmung zu jener Denuncianten Beschämung nicht mehr als deutlich in dem allgemeinen Widerhall der Misbilligung jenes Briefes zu erkennen? Nicht auch in der magischen Dröhnung, welche das Becker'sche Rheinlied hervorbrachte? Wer wagt zu sagen, daß die Wirkung gemacht war! Der Ärger darüber biß sich umsonst die Zähne stumpf. O der Sprüche letzter Instanz sind viele gegen die Destructiven wie gegen ihre Ankläger. Theilt das deutsche Volk die Theorien jener, behauptet es, daß seine Sache eine chemisch zu trennende sei von seinen Fürstenhäusern, oder meint es, daß beide, wenn sie ihre wahren Interessen verstehen, innigst nebeneinander hergehen? Wer Baiern durchreiste während der griechischen Revolution, könnte darauf antworten. Das Griechenthum, trotz der Bilder in den Arcaden, war den Baiern längst zuwider. Wie nahm ein jeder demnach die Kunde von der Unbill auf, die ihrem Otto widerfahren war! Als wäre sie ihm selbst geschehen. Klatscht das deutsche Volk, ich meine das liberale, Denen Beifall, die im Unmuth über ihre getäuschten Erwartungen, über ungerechte Verfolgungen nach Frankreich gingen, um von dort aus Deutschland literarischen Krieg zu erklären? Es hatte aufrichtig Die bedauert, welche flüchten mußten, es drückte ihnen über den Rhein die Hand in stummem Entzücken, wenn sie „im Elend" ihre deutsche Gesinnung bewahrten; aber es wendet sich kalt von ihnen ab, wenn sie in ihrem Ingrimme das deutsche Vaterland vor den Fremden verlästern. Sammelt diese Urtelssprüche des deutschen Volks, und ihr werdet doch wieder einiges Vertrauen auf die Zukunft gewinnen.

Der Dichter, von dem ich spreche, ward durch das Volksurtheil purificirt, wie ich sagte, eine Warnung für die Diplomatie, in ihren Urtelssprüchen vorsichtiger zu sein, wenn sie nicht will, daß sie zum Gegentheil ausschlagen sollen. Aber er erhob sich auch selbst, nicht zum christlichen Heiligen, nicht zu heroischer Tugend; nein, in der Rache folgte er nur dem Instincte — aber als Dichter schüttelte er Das ab, was in seinem Briefe uns von ihm abstößt. Zum Redacteur eines politischen Blattes ist er gewiß weniger geeignet, aber seinen Gedanken über die Dinge, wie sie sind, gab er in diesen Liedern einen Ausdruck, der mir ein Zeichen dafür ist, daß der Dichter in ihm noch nicht untergegangen, ja daß er sich wieder erheben kann, auch zum höhern Fluge, wenn er den Groll über die Widerwärtigkeiten und Verfolgungen selbst überwunden hat. Mit Freuden las ich sein:

Aus den Bergen.

Alle Herzen, stolz und heiß,
Müssen dort verbluten;
Darum in dies Gletschereis
Flücht' ich meine Gluten:

Droben an des Gießbachs Strand,
An des silberhellen,
Jauchz' ich, daß im flachen Land
Euch die Ohren gellen.

Was ihr nur mit Schmach und Tod
Wisset zu befehden,
Trunken von dem Morgenroth
Darf ich's jetzo reden,
Rufen in den gold'nen Tag
Tief aus Herz und Kehle:
Raum, ihr Herrn, dem Flügelschlag
Einer freien Seele!

Warum blieb er nicht in den Bergen? Warum mußte auch er in die Cloakenluft der Seinestadt? Das ist nicht seine Schuld, das ist keines Königs Schuld. Das ist die Schuld der Kleinkrämerei, die auch unter dem Gletschereis der Alpen dann und wann einen diplomatischen Rock anzieht. W. Alexis.

Mein letzter Wille und Nachlaß. Aus den Papieren eines scheintodt-begrabenen Rechtsanwalts. Leipzig, B. Tauchnitz. 1843. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verf. hat die wunderliche Form gewählt, seine Ideen über staatliches und religiöses Leben allen Gleichdenkenden als seinen Nachlaß zu widmen, und spricht sich hierüber des Nähern in einigen Warnungstafeln, einem Traumgesicht und einem Testament aus. Streift man diese unglücklich gewählte und unglücklich ausgeführte Form sammt aller mystischen und phantastischen Phrasenzuthat ab, so behält man die Klagen eines mit der Welt zerfallenen Gemüths übrig, das in der Nichtachtung des Christenthums den Quell aller Leiden und in der Wiedererhebung der Menschheit zur christlichen Liebe den Weg des Heils erblickt. Der Haupteindruck des Buchs wird dabei nicht durch die Sache selbst, sondern durch die Form hervorgebracht, und besteht blos in dem Bedauern, daß ein ernstes Nachdenken über die Leiden der Menschheit so häufig zu einer Gemüthsexaltation führt, welche eine barocke Form, Phantasterei und blindes Sichgehenlassen mit Genialität verwechselt. Dergleichen Dinge bleiben dann zur Verwunderung der Verfasser ganz unbeachtet, und so wird denn auch dieses Buch als völlig unlesbar keine Beachtung im Publicum finden; wir können daher dem für große Ideen einmal erregten Verf. nur anrathen, künftig bei literarischen Productionen nicht nach neuen, seltsamen Formen und mystischer Genialität zu streben, sondern seine Ideen — wenn er deren unter solcher Hülle zu verbergen hat und ihnen Eingang verschaffen will — ganz einfach und unumwunden auszusprechen. 4.

Literarische Notizen.

Schlözer beurtheilt von Mirabeau.

Adolf Bock's „Schlözer. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" (Hanover 1844), eine mit Sachkenntniß und Vorliebe geschriebene, wenngleich nicht erschöpfende Darstellung des unter britischem Schutze über deutsche Miniatur-Despoten die Geißel schwingenden, starren göttinger Professors nach seinem Leben, seiner historischen und publicistischen Wirksamkeit, erinnert uns an eine Auffassung dieses Mannes, der lange Zeit Deutschlands öffentliches Gewissen, die „bête noire der Großen" war, welche von der gewöhnlichen sehr abweicht und uns zur Charakterisirung der Gesichtspunkte, die man im 18. Jahrhundert einnahm, bezeichnend scheint. Sie rührt von Mirabeau her und findet sich im sechsten Theile seines Werkes „De la monarchie prussienne sous Frédéric le Grand" (London 1788), S. 231; doch ist anzunehmen, daß Mauvillon'sche

Antipathien an derselben beträchtlichen Antheil hatten. „Man darf", heißt es dort, „im Allgemeinen Hrn. Schlözer nicht trauen, besonders wenn er vom Hause Östreich spricht. Dieser Schriftsteller besitzt ohne Zweifel Kenntnisse und Fähigkeiten; allein man muß es gerade heraus sagen, er ist einer der größten Feinde der Freiheit und Wahrheit, welche die deutsche Literatur hervorgebracht hat. Nachdem er sich durch einige Schriften einen Namen gemacht hatte, fing er an, den «Briefwechsel» herauszugeben, den er unter dem Titel «Staatsanzeigen» fortsetzt. Dieses Journal enthält eine große Menge Thatsachen, die sich auf die politische Lage der europäischen Mächte und auf wichtige Ereignisse beziehen; es ist jedoch ganz den persönlichen Zwecken des Hrn. Schlözer angepaßt. In der Regel weiß er sie mit großer Geschicklichkeit zu verhehlen; allein das kann er nicht verbergen, daß er, seit er in der deutschen Literatur eine Stellung einnimmt, sich als den unversöhnlichen Feind alles Dessen gezeigt hat, was sie Schönes, Großes, Löbliches aufweist . . . . Als er aus Rußland nach Göttingen kam, wurde er von Hrn. Gatterer, der ihn an Gelehrsamkeit weit übertrifft, aber die Wissenschaften um ihrer selbst willen liebt und wegen seiner Redlichkeit wahrhaft achtungswerth ist, sehr freundschaftlich aufgenommen; Hr. Schlözer lohnte seinem Wohlthäter damit, daß er gegen denselben so unvernünftige und hinterlistige Händel anstiftete, daß sich die hanoversche Regierung veranlaßt sah, ihm Stillschweigen aufzulegen . . . . Als Hr. Basedow an der Vervollkommnung der Erziehung in Deutschland arbeitete, stand ihm, einige Priester ausgenommen, blos Hr. Schlözer als Gegner gegenüber, und dieser nämliche Schlözer wollte seine Tochter zu einer Virtuosin in allen Wissenschaften heranbilden. Er hat sie soeben zum Doctor der Philosophie ernennen lassen und will einen Professor aus ihr machen, so gut kennt er die wahren Gesetze der menschlichen Natur, auf welche sich die Erziehungsgrundsätze stützen müssen . . . . Als die Amerikaner um ihre Freiheit rangen, war Hr. Schlözer der einzige Schriftsteller in Deutschland, der entschieden gegen sie Partei nahm. Und wie? Mit jener pedantischen, gemeinen und rohen Bösartigkeit, die sein Wesen bezeichnet . . . . Die kleine Zahl freier Staaten, die Europa enthält, hat keinen heftigern, eingewurzeltern und listigern Feind als Hrn. Schlözer . . . . Er hat sich im Anfang mit Entrüstung gegen den von der züricher Aristokratie an Waser begangenen Justizmord erhoben, und nichts stimmte mehr zugleich mit seinem Hasse gegen die Republiken und mit seiner Pflicht überein, da ja sein Journal, obwol unschuldigerweise, an dem Tode des unglücklichen Zürichers Ursache war. Damit es indessen nicht heißen könne, daß Hr. Schlözer ein einziges Mal das Recht gegen die Macht, die es unterdrückt, vertheidigt habe, veröffentlichte er die Apologie Waser's nicht, wozu er sich doch anheischig gemacht hatte, entweder weil derselbe die Volkspartei vertrat und Hrn. Schlözer's Haß nicht so fest die Aristokratie als die Demokratie trifft, oder aus irgend einem andern seiner Moral und seiner Grundsätze ebenso würdigen Grunde. Er schwieg, er, der sich gerühmt hatte, die abscheuliche Handlungsweise der Aristokraten an den Pranger stellen zu können . . . . Man kennt die Vertheidigung des Herzogs (Ludwig) von Braunschweig, die Schlözer hat erscheinen lassen, und die Art, wie er dort Freiheit, Wahrheit und Menschenrechte behandelt. Dieser Schriftsteller war zu allen Zeiten der größte Widersacher Derjenigen, welche die Volkspartei in Holland, in Genf und den deutschen Rheinrepubliken, den Reichsstädten, unterstützen. Bei Gelegenheit des Scheldestreits hat er die Denkschriften des Kaisers, aber keine Zeile zu Gunsten der vereinigten Provinzen eingerückt. Während des für Deutschland noch wichtigern Zwistes um die bairische Erbschaft beobachtete er ein ähnliches Verfahren. Er hütete sich wohl, den Fürstenbund zu erwähnen u. s. w. Er allein in Deutschland, wo es gewiß an sklavischen und verkäuflichen Federn nicht mangelt, hat es gewagt, in seinem Journal einen Aufsatz zur Rechtfertigung der lettres de cachet abzudrucken *) und demselben ausdrücklich seine Zustimmung zu geben; als man ihn dann dieser Schändlichkeit wegen zur Rede stellte und er sie in einem milden Lichte erscheinen lassen wollte, konnte er sich folgender sonderbaren Worte nicht enthalten: «Eine unbeschränkte Preßfreiheit ist nicht ausführbar; man kann nicht leugnen, daß die Strenge der französischen Gesetze nicht oft durch die lettres de cachet gemäßigt werde **), und es ist wenigstens sehr zweifelhaft, ob die Policei von London ohne lettres de cachet erträglicher sei als jene von Paris, der solche zu Gebote stehen.» Man würde vielleicht mein Gemüth durch die Unglücksfälle, die mich persönlich trafen, erbittert glauben, wenn ich meine Empfindungen beim Lesen dieser Stelle in ihrer ganzen Energie laut werden ließe . . . . Wir werden also hier den Namen nicht aussprechen, den der Schriftsteller verdient, welcher sich zu behaupten getraut, eine unbeschränkte Preßfreiheit kann nicht stattfinden und ihre Nachtheile würden ihren Nutzen überwiegen . . . ."

Walter Scott erwähnt im Leben Swift's, das den ersten Band der von ihm herausgegebenen Werke des gefeierten Dechant von St.-Patrick (19 Bde., Edinburg 1824) bildet, eines Thomas Steele, der, ein Neffe (oder Enkel) Dr. Lyon's, welcher Swift in der letzten traurigen Periode seines Lebens ärztlich behandelte, ihm werthvolle Materialien mitgetheilt habe. Dieser Thomas Steele scheint mit dem „Adjutanten" O'Connell's Eine und die nämliche Person zu sein. Beiläufig möge noch bemerkt werden, daß Sir Walter, der schottische Tory, die Irländer ein warm-hearted and generous people nennt. 54.

*) Dieser Aufsatz steht im 9. Bande der „Staatsanzeigen", S. 129 fg.

**) Dies war in der That häufig der Fall; Mirabeau selbst wurde durch lettres de cachet den Wirkungen zweier gegen ihn gefällten Urtheile entzogen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 179. —— 27. Juni 1844.

Algerien und die dortige Kriegführung, von C. von Decker. Nach officiellen und andern authentischen Quellen, und den auf dem Kriegsschauplatze selbst gesammelten Nachrichten bearbeitet. Zwei Bände. Berlin, Herbig. 1844. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Der General von Decker hat gewiß sehr recht, wenn er unterstellt, daß der Kampf der Franzosen in Afrika — neben dem allgemeinen historischen — auch noch um so mehr das specielle Interesse jedes Kriegsmanns erregen müsse, als derselbe auf einem wenig bekannten Schauplatze und in ganz eigenthümlicher Weise geführt werde, und schon 13 Jahre dauere, ohne daß dessen Ende abzusehen sei. Dieses Interesse zu befriedigen, bietet sich zwar eine bereits fast überreich zu nennende Literatur dar*), aber so weit sie dem Ref. bekannt geworden ist, befindet sich darunter kein Werk, welches gleich dem vorliegenden dem Leser ein so übersichtliches und anschauliches Bild des Landes, seiner Bewohner, des Kampfes mit diesen und der darauf einwirkenden Verhältnisse vor Augen stellte. Auch der Laie wird es nicht ohne Befriedigung und Nutzen aus der Hand legen, weil es höchst schätzbare Beiträge zur Länder- und Völkerkunde Afrikas enthält.

Je mehr selbst die bessern französischen Quellen sich vielfach durch Parteiansichten getrübt finden, und bezüglich gar mancher Einzelheiten zu beherzigen war, daß am Fuße des Atlas sich Alles anders gestalte und nicht mit dem oft sehr kurzen Maßstabe europäischer Ideen oder gar mit jenem militairischen Vorurtheile gemessen werden dürfe, um so mehr schlug der Verf. den einzig entsprechenden Weg ein, sich durch eigene Anschauung die Befähigung zu verschaffen, ein auf eigenen Füßen stehendes Urtheil abgeben zu können. Ein solches Urtheil muß aber um so gewichtiger erscheinen, als dem Verf. eine reiche Kriegserfahrung zur Seite steht, und er sich durch seine zahlreichen — in fast alle europäischen Sprachen übertragenen — taktischen Schriften als Taktiker par excellence und gewiß jedenfalls als durch und durch praktischen Soldaten beurkundet hat.

*) Die von dem General von Decker mitgetheilte Bibliographie enthält allein 150 selbständige Werke, und die französischen Militairzeitschriften sind oft fast zur Hälfte mit einzelnen Artikeln über Afrika erfüllt.

Nicht minder ist die Gewandtheit seiner Feder eine allgemein anerkannte, und ein französischer Kritiker eines seiner Werke („Spectateur militaire", Th. 22) hat sehr recht, zu äußern:

> Den militairischen Werken fehlt sehr oft Klarheit und entsprechende Ordnung des Stoffs. Decker besitzt beide Fähigkeiten in einem ungemeinen Grade. Ehe er zu dem Speciellen übergeht, trägt er Sorge, zuvor von einem höhern Standpunkte aus das Allgemeine in Betracht zu ziehen. Wenn dieses Verfahren zwar Anlaß zu öftern Wiederholungen gibt, so erleichtert es dagegen auch ganz ungemein ein richtiges Verständniß.

Der Verf. ist dieser Methode auch in seinem vorliegenden Werke treu geblieben, und wenn sich zwar dadurch Wiederholungen besonders oft bemerklich machen, so ist dies doch in der großen Schwierigkeit, einen so vielverzweigten Stoff zu bewältigen, begründet, und schwerlich möchte es einem Andern als dem Verf. besser gelungen sein, diesem Übelstande zu entgehen. Daß eine so große, so vielfach und so tief begründete Schriftstellerbefähigung wie jene des Verf. seinem Werke sehr vielfache Lichtpunkte verleihen mußte, ergibt sich wol ganz von selbst. Gleichwol lassen sich aber auch einige Schattenseiten nachweisen, welche wol hauptsächlich daher entstanden sein möchten, daß der Verf. eine große Reizbarkeit und Empfänglichkeit für rein persönliche — wir möchten fast sagen privative — Beziehungen und Eindrücke zu haben scheint.

Hiermit haben wir es uns wenigstens zu erklären gesucht, daß der General von Decker — den persönlich zu kennen wir übrigens nicht das Vergnügen haben — zwar in allen abstracten Dingen fast stets ein ebenso richtiges als klares Urtheil an den Tag zu legen pflegt, solches jedoch nicht immer mit demselben Glücke auf Personen und bestehende Verhältnisse zu übertragen weiß, und in letzterer Beziehung nur zu häufig die goldene Mittelstraße verlassend, entweder in Lob fast übersprudelt, oder sehr bitter und oft sehr ungerecht tadelt. Die Beweise hierfür glauben wir am füglichsten bei Besprechung der hierzu Gelegenheit gebenden Stellen des vorliegenden Werks anbringen zu können. Zuvor aber dürfte es nöthig sein, dem Leser einen kurzen Überblick der Eintheilung desselben zu geben.

Der erste Band enthält eine Beschreibung von Algerien und dessen Bewohnern, der zweite Band schildert

die französische Armee, ihre Verhältnisse und Fechtart. Ein einleitender Abschnitt ruft dem Leser in gedrängter Kürze Ursachen und Beweggründe des Kriegs in das Gedächtniß zurück. Hierauf folgt in neun Hauptabschnitten: 1) Eine allgemeine geographische Übersicht der Regentschaft Algier; 2) eine Darstellung der Verfassung und Verwaltung dieser Landstriche unter den Deis und unter der französischen Herrschaft; 3) eine Übersicht der topographischen Hülfsmittel zur Kenntniß des Landes; 4) eine Charakteristik des Landes und seiner Culturverhältnisse; 5) und 6) eine Beschreibung der bewohnten Orte nud festen Plätze; 7) eine Schilderung der Bewohner, ihrer Eigenschaft als Krieger und ihrer Kriegsweise; 8) eine Darlegung der gegenseitigen Stellung zwischen den Eingeborenen und den Franzosen; 9) und 10) eine Darlegung der Verhältnisse Abd-el-Kader's und seiner Streitkräfte und Kriegsmittel. Der zehnte Abschnitt des ganzen Werks oder der erste des zweiten Bands schildert die Zusammensetzung der französischen Armee in Afrika, ihre Stärke, innern Verhältnisse, Disciplin, taktische Ausbildung, ihren Charakter und Geist, ihre Waffenthaten, Entbehrungen und Fechtart, ihre administrativen Verhältnisse und ihre Strafanstalten. Der elfte Abschnitt gibt eine Übersicht der verschiedenen von den commandirenden Generalen befolgten Systeme und der bis 1843 geführten Feldzüge. Eine kurze Schlußbetrachtung schließt das Werk.

Als Anhänge und Beilagen sind in beiden Bänden vertheilt: 1) Eine Übersicht der Seegemeinschaft zwischen Algier und Toulon; 2) eine Beschreibung der französischen Blockhäuser; 3) Nachrichten über den Hafenbau in Algier; 4) eine chronologische Übersicht der Kriegsereignisse; 5) Nachrichten und Betrachtungen über die Colonisation, Einnahmen und Ausgaben, Metereologisches, Bevölkerungs-, Kranken- und Todtenlisten u. s. w.; 6) ein Namens- und Ortsregister. Beiden Bänden geht eine — wie es scheint — sehr vollständige Bibliographie der bis mit 1843 über Algerien erschienenen Werke voran, während dem zweiten Bande noch einige Nachträge zum Text beigefügt sind.

Bei dem Reichthum des hier behandelten Stoffs kann natürlich nicht die Rede davon sein, dem vorliegenden Werke Schritt für Schritt folgen zu wollen, sondern Ref. muß sich darauf beschränken, nur das Specielle ins Auge zu fassen, was ihm entweder als besonders gelungen erschienen ist, oder gegen welches er Reclamationen zu erheben sich veranlaßt findet.

Hiernach genügt es zu bemerken, daß die beiden ersten Abschnitte dem Leser — in entsprechender Weise — ein allgemeines Bild des Landes und seiner frühern und jetzigen Verwaltung vor Augen stellen, und auch die — wol füglicher in eine Beilage zu verweisenden — Nachrichten über die topographischen Hülfsmittel zur Kenntniß des Kriegsschauplatzes recht vieles Interessante enthalten. Eine sehr gewandte Darstellung beurkunden die der speciellern Landeskunde gewidmeten Abschnitte, und es ist dem Hrn. Verf. gelungen, durch eingestreute historische Notizen eine jede solchen Darstellungen nur zu häufig anklebende Trockenheit und Einförmigkeit gänzlich und höchst glücklich zu vermeiden. Die Schilderung der Örtlichkeiten ist so lebendig, daß man zu dem Glauben verführt werden könnte, der Verf. habe den größten Theil der Regentschaft durchreist, und nur erst eine genauere Analyse läßt es entdecken, daß er seine Ausflüge nicht weiter als in die Metidja und bis Blidah ausgedehnt habe. Schon aus der Darstellung der Landesbeschaffenheit, der klimatischen und Culturverhältnisse läßt sich erkennen, welche Schwierigkeiten sich auch ohne alles Hinzuthun der Einwohner der Besitzergreifung und Colonisation eines derartigen Bodenstrichs jedenfalls entgegenstemmen würden. Die im sechsten Abschnitte enthaltene Schilderung des Volkscharakters aber zeigt uns diese Schwierigkeiten in ihrer vollen kolossalen Größe und läßt uns erkennen, warum die Stellung der einzelnen Stämme zur Herrschaft der Franzosen nothwendig eine solche werden mußte, wie sie der siebente Abschnitt angibt, zumal das französische Gouvernement anfänglich weder ein klar ausgesprochenes Endziel verfolgte, noch in der Wahl der Mittel eine richtige Einsicht an den Tag legte, und daher ebenso vielfache als folgenreiche Misgriffe beging. Den hierdurch erzeugten Zustand der allgemeinen Angelegenheiten schildert der Verf. — wie uns dünkt sehr treffend — S. 243 in folgender Weise:

> In Algerien ist ganz Algerien Frankreichs Feind; alle Bewohner vom jüngsten Kinde bis zum ältesten Greise, selbst die Gebeine der Todten, denn aus den entweihten Gräbern erhebt sich der finstere Geist der Rache und entflammt die Lebenden zum Vernichtungskampf gegen die Frevler. Die Religion befiehlt und fanatische Priester predigen den Glaubenskrieg. Unwissenheit und Aberglauben reichen sich dabei die Hand. Tradition und Legende werden zu Evangelien, fabelhafte Prophezeiungen zu religiösen Wahrheiten. Wer einen Franzosen ermordet, ersteigt die Stufen zum Himmel; wer dabei umkommt, sieht die Thore des Paradieses offen und stirbt als Märtyrer. — —
>
> Die glühende Sonne des Tages, der eisige Thau der Nächte, der Glutwind der Wüste vereinigen sich zum Verderben der Franzosen.
>
> „Fürchtest du nicht meine Artillerie?" frug General Bugeaud Abd-el-Kader. Dieser aber hob den schwärmerischen Blick zum Himmel und sprach: „Die Sonne ist meine Artillerie, sie wird deine Heere vernichten." Und so ist es. Man darf sagen, in diesem Lande ist Alles gegen Frankreich, was auf der Erde lebt und in den Lüften schwebt, selbst die blutgierigen Infusionsthierchen in den Quellen werden zu Werkzeugen der Rache gegen die Eindringlinge. Alles was man in Europa von Religions- (und Volks-)kriegen gehört und gelesen hat, ist ein Schatten gegen Afrika.

Letzteres dürfte nicht übertrieben sein, denn der Atlas birgt alle Schrecknisse der Alpen und der navarrischen und catalonischen Gebirgsmassen in reichem und selbst potenzirtem Grade in sich, sodaß sogar die römischen Legionen vor der Durchschreitung des Bibanpasses zurückgebebt sein sollen. Auch nannte der tiroler Bergschütze, der Guerrilla, irgend Etwas sein eigen, was er unter keiner Bedingung würde preisgegeben haben; irgendwo war die Grenze seines Ausweichens, irgendwo

war er gezwungen, Stand zu halten, irgend ein Pfad führte zu seinen Vorräthen, zu seinem letzten Zufluchtsort, zu seinem letzten Schlupfwinkel. Alles Dieses aber kennt der nomadisirende Araber nicht. Keine Straße führt zu seinen Duars, der Franzose muß sie sich erst selbst bahnen. Sein Getreide, in Silos verborgen, läßt er mitten unter seinen Feinden zurück, die es ohne Verräther und Spione nicht finden. Seine zahlreichen Heerden treibt er, meistens zeitig gewarnt, in die Schluchten der Gebirge, wo ein zahlreicher Trupp seiner Feinde sie nicht zu erreichen vermag, schwache Abtheilungen desselben aber unfehlbarer Vernichtung entgegengehen würden. Andere den französischen Soldaten nutzbare Gegenstände besitzt der Araber nicht, keine Schuhe und Stiefeln, die man ihm ausziehen, keine Leinwand und Tücher, die man ihm wegnehmen könnte. So muß denn jede französische Expeditionscolonne nicht nur allen Kriegsbedarf, sondern auch allen auf die Dauer ihrer Abwesenheit nöthigen Mundbedarf an Brotfrucht und Schlachtvieh, ja oft sogar noch das Trinkwasser für Menschen und Thiere und das Holz zu Wacht- und Küchenfeuer mit sich schleppen. Die deshalb jeder größern Unternehmung nothwendig vorangehende Anhäufung aller dieser Bedürfnisse wird aber jedesmal zum Verräther der gehegten Absicht der Überraschung, weil die zunächst bedrohten Stämme sehr bald durch die überall umherschleichenden arabischen Späher davon unterrichtet werden, und deshalb volle Muße finden, ihren Heerdenreichthum in Sicherheit zu bringen. Auch kann eine also belastete Colonne keine sehr raschen Märsche machen, während der Araber auf seinem schnellen Rosse fast des Adlers Flug zu höhnen vermag. Das Ausweichen fällt ihm daher sehr leicht, zumal er nur sehr wenig zu seinem Lebensunterhalte bedarf. Mit einigen Stücken ungesäuerten Brots und etwas Mehl und Salz zum Kuskussu reicht er lange aus, und ist dieser Vorrath erschöpft, so genügen ihm Wurzeln. Auch sein Pferd bedarf nur Weniges an Körnerfrucht.

Wird ein Stamm auf das äußerste verfolgt und selbst zersprengt, so findet er am Ende eine sichere Zuflucht in der Unendlichkeit der Wüste-Angad, die selbst wieder nur erst der Grenzgürtel der Sahara ist. Hier aber hört für die Franzosen — wie der Wiener zu sagen pflegt — eben Alles auf. Erschöpft von namenlosen Entbehrungen und Anstrengungen müssen sie sich wieder zum schleunigen Rückzuge wenden, damit der noch übrige Mundvorrath nicht früher zu Ende gehe, als bis ihnen die Zinnen von Oran, Medeah, Bugia oder Bona am Horizonte auftauchen. Aber nicht blos der nach Leichen lüsterne Adler und Schakal sind dann ihre Begleiter, auch Der, den zu verfolgen sie erst gestern aufgegeben, ist nun selbst ihr Verfolger geworden. Gleich einem Raubvogel umschwärmt der Araber die Colonne und mordet unbarmherzig Jeden, der ihr nicht zu folgen vermochte. Bald harrt er in schlau gelegtem Hinterhalte der Vorhut, bald stürzt er mit der Schnelligkeit des Blitzes und der Blutgier des Tigers auf die Nachhut und wie Schakals schleichen manchmal Einzelne nächtlings in die Bivouaks, Raub und Mord zu üben. Hat er in dieser Weise seinen Feinden bis zu den Thoren ihrer Festen und Lager das Geleite gegeben, so kehrt er nach jener Stelle zurück, von wo er vertrieben ward, öffnet seine Silos und führt ihren Inhalt in eine gesichertere Gegend.

Glückliche Überfälle gegen einzelne Stämme oder Duars, sogenannte Razzias, modificiren diese Kampfesweise zwar in etwas zu Gunsten der Franzosen; auch sind die Kabylenstämme, weil durchgehends seßhaft und nur als Fußvolk kämpfend, leichter erreichbar als die blos nomadisirenden und als Reiter fechtenden Araber. Aber diese Wohnsitze der Kabylen liegen meistens in sehr unzugänglichen Berggegenden, ihre Tapferkeit ist noch tollkühner, ihr Fanatismus noch rasender als jener der Araber und ihr Widerstand stets in Wechselwirkung mit jenem ihrer Glaubensgenossen. Im Allgemeinen tragen daher gerade die größern Expeditionen der Franzosen mehr oder weniger den Charakter von bloßen Lufthieben, und die durch sie erzielten Resultate stehen selten im Verhältniß zu den gebrachten Opfern. Überhaupt aber hat es den Franzosen bisher noch nicht gelingen wollen, ein entschiedenes moralisches Übergewicht über die Eingeborenen zu gewinnen, und der Verf. behauptet nicht ohne Grund, daß es sehr schwierig zu ermitteln sein dürfte, ob die Araber und Kabylen die Franzosen mehr fürchten als hassen, oder, mehr als Beides — wegen ihres religiösen Indifferentismus — verachten.

Im achten Abschnitte stellt der Verf. den Lesern ein mit sichtlicher Vorliebe ausgemaltes Bild Abd-el-Kader's vor Augen. In der äußern Erscheinung von imponirender Einfachheit und Würde an die traditionelle Vorstellung Jesu Christi erinnernd, strahlend von Hoheit der Seele und des Geistes, mäßig und enthaltsam, kühn und gewandt in allen kriegerischen Übungen, voll ritterlichen Muthes, im Kernschuß der französischen Batterien mit seinem wunderschönen Wüstenrosse die sogenannten „Fantasia" caracolirend — so schildert ihn der Verf. und somit erscheint er als eine im edelsten Sinne aufzufassende Emanation des arabischen Volkscharakters, deshalb aber auch als Exponent aller den Eroberungs- und Colonisationsplanen der Franzosen sich entgegenstemmenden Hindernisse. Würden Muth, Thatkraft und höhere Einsicht auch schon jeden andern arabischen Häuptling von weit geringerer anderweitiger Begabung haben befähigen können, die intensiv so überaus starken Elemente der Feindschaft und des Widerstrebens seiner Glaubensgenossen gegen die Absichten der Franzosen zur Stufenleiter ehrgeiziger Plane zu benutzen, so darf die Stellung, welche ein Mann wie Abd-el-Kader sich errang, wol nicht mehr so sehr befremden, zumal er vollends noch der Sohn eines fürstlichen Priesters und einer Mutter ist, die, was bisher ohne Beispiel gewesen, schon bei ihren Lebzeiten heilig gesprochen worden. Hiernach kann es wol nicht Wunder nehmen, daß er, weil er auch in Mekka gewesen, in den Augen des Volks als ein selbst

mit dem Heiligenschein geschmückter Auserlesener unter den Gläubigen erscheint. Seine Ausdrucksweise ist jedenfalls von wilder, aber erhabener, ja von bezaubernder Wüstenpoesie.

Der Tod ist für uns ein Entzücken — schrieb er unter Anderm einmal an General Desmichels —, wir bedauern niemals die Vergangenheit. Wir haben keine andere Stütze als unsern Glauben, unsere Waffen und unsere Pferde. Das Pfeifen der Kugeln entzückt uns mehr als den Verschmachtenden frisches Wasser, und das Wiehern der Rosse stellen wir höher als den Zauber einer melodischen Stimme.

Überhaupt soll Abd-el-Kader auf seine Umgebungen einen wahren Zauber ausüben, ja es scheint sogar, daß sich derselbe auch einigermaßen auf den General von Decker erstreckte, wenigstens glaubte Ref. dieses aus folgender Stelle entnehmen zu müssen:

Kein freisinniger Mann, der Gefühl für menschliche Größe hat und nicht versunken ist in Vorurtheil und Servilismus, wird Abd-el-Kader seine Theilnahme versagen, auch Keinen tadeln, der von seinem Rufe und seinen Thaten angezogen in seine Dienste getreten ist.

Dieses Lob des modernen Vorkämpfers des Islams und diese Entschuldigung seiner unbeschnittenen Paladine gerade aus dem so christlich-frommen Berlin her erschallen zu hören, hat uns übrigens nicht wenig in Erstaunen gesetzt. Der Verf. ist der Meinung, daß Frankreich am besten thun würde, mit Abd-el-Kader Frieden zu schließen; uns aber will fast bedünken, als wäre auf afrikanischer Erde nicht Platz genug für Beide. Ist Abd-el-Kader wirklich, was er zu sein scheint, ein Mann von so außerordentlichen Eigenschaften, daß sie einem christlichen Fürsten zur Zierde gereichen würden, so dürfte er — „als an der Spitze einer so zahlreichen und streitbaren Bevölkerung freier Menschen (?) stehend, die den Tod für das Vaterland als Segnung ansehen" — gewissermaßen als ein veredelter arabischer Napoleon zu betrachten sein; und dann möchte wol, so lange er noch irgend ein Element der Macht sein eigen nennt, die Zukunft der französischen Herrschaft in Afrika stets als gefährdet erscheinen. Die Erfahrung hat wenigstens erwiesen, daß es ein thörichter Glaube war, Napoleon würde es sich genügen lassen, den Rest seiner Tage, als Kaiser von Elba, in beschaulicher Weise zu Ende zu bringen. Ebenso trügerisch dürfte sich deshalb auch die Meinung ergeben, daß Abd-el-Kader das Endziel seiner von Fanatismus und Vaterlandsliebe stets neu emporgetragenen Plane des Ehrgeizes in der Würde eines Emirs oder Sultans der Wüste Angad erblicken werde. Der Tractat an der Tafna möchte als Beleg für diese Ansicht dienen. War er ein Gebot der Nothwendigkeit und nicht zu vermeiden, so muß doch wenigstens jedenfalls die chevalereske Courtoisie des Generals Desmichels, Abd-el-Kader sogar auch noch die Mittel zur wirksamen Bekämpfung seiner Feinde und Neider anzugeben, als ein politischer Fehler von unermeßlichen Folgen bezeichnet werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz aus England.

William Taylor von Norwich.

„A memoir of the life and writings of the late William Taylor of Norwich, including his correspondence for many years with the late Robert Southey etc. Compiled and edited by *J. W. Robberds*" (2 Bde., London 1844). Taylor gehörte zu Denen, welche, ungeachtet des Schlages, den der Abfall der amerikanischen Colonien dem englischen Nationalstolze versetzte, sich von den Freiheitsgedanken der jungen Republik begeistern ließen. Er ging um die Zeit der französischen Revolution nach Paris und erkannte bald, welche harte Schule Frankreich würde durchzumachen haben. Sein republikanischer Sinn blieb unerschüttert. Nach England zurückgekehrt, setzte er sich durch die Freimüthigkeit, mit welcher er die Reformfragen erörterte, mancher Gefahr aus. Jedoch nahm er keinen thätigen Antheil an den politischen Kämpfen, sondern schlug eine literarische Laufbahn ein. Die ersten Versuche, mit denen er auftrat, waren Übersetzungen aus dem Deutschen, einer damals in England fast unbekannten Sprache. Seine Übersetzung der Bürger'schen „Leonore" war die erste und blieb die beste englische Übertragung dieser Ballade. Er that sich sodann als Reviewer besonders hervor; seine sehr ausgebreiteten Kenntnisse erlaubten ihm, die mannichfaltigsten Gegenstände zu behandeln. Seine Kritik der Barruel'schen Conspirationstheorie wurde vorzugsweise berühmt. Er schildert diese Theorie wie folgt: „Ein analoger, obwol friedlich entgegengesetzter esprit de corps hat, wenigstens in allen katholischen Ländern, die Philosophen und die Jesuiten ausgezeichnet, die rivalisirenden Lenker der häretischen und der orthodoxen Literatur. Der natürlichen Wirkung dieses Geistes gibt der Abbé Barruel den Namen Conspiration. Nach ihm ist in England das Papstthum durch eine Conspiration von Christen, in Frankreich durch eine Conspiration von Nichtchristen begründet worden, und das Christenthum selbst wurde durch eine Conspiration von Aposteln und Presbytern zu Stande gebracht." Taylor bemerkt mit Recht, daß diese geistlose Theorie zu praktischen Zwecken im Parteikampfe immer angewendet worden ist, um die Gegenpartei als bloßes künstliches Product zu betrachten und ohnmächtig zu machen. Im J. 1798 wurde Taylor mit Southey bekannt, der damals berühmt zu werden anfing; es entspann sich ein Briefwechsel zwischen beiden Männern, der eine Reihe von Jahren fortgesetzt wurde. Southey, der in Bristol wohnte, machte Bekanntschaft mit dem berühmten Sir Humphry Davy, der damals 21 Jahre alt und noch Assistent des Dr. Beddoes war. In dem Briefwechsel ist von Davy öfters die Rede, und eine der frühesten Entdeckungen des großen Chemikers wird mitgetheilt: es ist das Lach-Gas, dessen Wirkungen auf seine Organisation Southey beschreibt. „Ich denke mir", schließt er den Bericht, „daß dieses Gas die Atmosphäre ist in Mohammed's Paradies." Taylor schildert unter Anderm den Dr. Parr und den Sir James Mackintosh. Auch Politica werden besprochen, ferner Gegenstände der Literatur. Von den Anthologien, die Southey jährlich herausgab, war Taylor kein großer Freund; indessen steuerte er zu einem der Jahrgänge ein Gedicht bei: „Bluebeard". Er vertheidigt in einem seiner Briefe das Gedicht gegen Angriffe der Kritik und sagt bei dieser Gelegenheit: „Die Geschichte vom Blaubart ist von den Katholiken als Satire auf Heinrich VIII. erfunden worden" u. s. w. Wo er diese wunderliche Meinung aufgefischt haben mag? Manches Interessante findet sich also in der Correspondenz und in dem Buche überhaupt; doch lebte Taylor in zu großer Zurückgezogenheit, um in seinem Briefwechsel der Wißbegierde eine sehr reiche Ausbeute zu hinterlassen, und so groß der Einfluß gewesen sein mag, den er als Schriftsteller auf seine Zeitgenossen übte, ging seinen Werken doch der aus dem schöpferischen Geiste stammende Werth ab, der durch die Zeit niemals verringert werden kann. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 180. —— 28. Juni 1844.

Algerien und die dortige Kriegführung, von C. von Decker. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 179.)

Der weitere Inhalt des achten und des folgenden Abschnitts dürfte am füglichsten bei Besprechung der Schilderung der französischen Armee in Betracht zu ziehen sein, weshalb wir uns nunmehr zu dieser wenden wollen. Erscheinen die von den französischen Waffen in Afrika errungenen Erfolge zwar noch sehr weit von dem beabsichtigten Endziele entfernt, ja ist es nicht einmal abzusehen, wann und durch welche Mittel dies herbeigeführt werden möchte, so ist dies doch offenbar nicht die Schuld der Armee, sondern liegt in ganz besondern Umständen und Verhältnissen begründet. Eine genaue Betrachtnahme derselben zeigt vielmehr erst recht, welche Anstrengungen die Armee gemacht hat, solche zu überwinden, welche Entbehrungen sie dabei gelitten, welche Ausdauer sie bewiesen und wie sie so oft durch glänzende Tapferkeit die Mängel der Führung gut gemacht habe. Wessen Geist nicht gänzlich durch crasse Vorurtheile verfinstert ist, wird daher einer solchen Armee die ihr gebührende Achtung und Anerkennung nicht versagen. Die Äußerung einer solchen Anerkennung war deshalb nothwendig schon zum voraus auch in dem vorliegenden Werke des Generals von Decker zu erwarten, obschon derselbe in seinen frühern Schriften selten eine Gelegenheit verabsäumt hatte, der französischen Armee wohl oder übel — wie der triviale Ausdruck lautet — eins anzuhängen.

Obgleich nun Ref. keinen Anstand nimmt zu bekennen, daß er in den meisten Stücken mit dem innern Kern der Ansichten des Verf. über den Charakter und Geist der französischen Armee ganz und gar einverstanden sei, so ist er aber doch auch der Meinung, daß der Verf. fast überall in seiner Redefassung ein übermäßig stark aufgetragenes Colorit zur Schau stelle und daß dessen Lobpreisungen häufig mehr besagen, als er wol beabsichtigt haben möchte. Wodurch derselbe hierzu hingerissen worden sein dürfte, glaubt Ref. sich übrigens aus der Analogie eigener Erlebnisse erklären zu können. Wer von wahrem kriegerischen Geiste sich durchdrungen und beseelt fühlt, wer z. B. Lossow's Wahlspruch: „Was nicht für den Krieg, ist auch nicht für den Krieger", zu seiner Devise gemacht hat, kann sich von jenem geschniegelten und gebügelten Geiste nur sehr widerwärtig berührt fühlen, dessen Gespensterstunde die Mittagszeit ist, und der, nachdem er als Zopf-, Kamaschen- und Corporalsgeist verschiedene Metamorphosen erlebte, sich endlich zum Paradegeist consolidirte. Dieser Geist lastet aber — leider — wie ein Alp mehr oder weniger auf drei Viertheilen der deutschen Heere. In diesem Geiste wird — mehr oder weniger — unsere junge Wehrmannschaft ausgebildet und der Schlußstein ihrer Ausbildung in der Fähigkeit gesucht, in schnurgleich gerichteten Gliedern und Rotten an ihren Führern vorbeizustampfen, weshalb man sich nicht wundern darf, wenn solche in demselben Verhältniß ein ungelenkes, steifes oder gar völlig puppenhaftes Äußeres zeigt. Je lebendiger der wahre kriegerische Sinn eines Individuums, um so entschiedener wird sich dessen Tendenz praktischen Wirkens und Strebens darstellen, und um so widerwilliger ein solches sich den Heischungen jenes Paradegeistes hingeben, und um so bestechender wird ihm eben deshalb das Äußere, oder vielmehr der Ausdruck der französischen Armee erscheinen, weil er in der That ein edler, männlicher, ungezwungener und wahrhaft kriegerischer ist. Ref. empfand diesen Eindruck in seiner ganzen Stärke an sich selbst.

Eine Reise nach Frankreich zu einer Zeit unternehmend, in welcher das im Lager zu Kalisch geübte Melodieschießen sein widerwärtiges Echo in den deutschen Zeitungen und Zeitschriften immer noch nicht geendet hatte, fand Ref. schon zwei Tage nach seiner Ankunft zu Paris Gelegenheit, 40,000 Mann französischer Truppen aller Waffengattungen versammelt zu sehen und zwar aus Anlaß einer großen Festlichkeit, von der besorgt ward, daß sie zur Schilderhebung eines Aufstandes misbraucht werden möchte. Obgleich deshalb jene Truppenmasse nicht auf einer Stelle vereinigt war, sondern sich in verschiedenen geeigneten Aufstellungen vertheilt fand, um jeden Aufstandsversuch sofort mit aller Energie niederzuschmettern, so gestaltete sich der Eindruck des Ganzen sowie des Einzelnen eben hierdurch vielleicht nur um so imposanter, und so hinreißend, daß Ref. sich wirklich etwas darauf zu gute thut, daß er sich davon nicht blenden ließ, sondern sich die Fähigkeit bewahrte, auch

nach dem Revers der Medaille zu forschen. Da nun dieser den französischen Truppen eigenthümliche kriegerische Ausdruck höchst wahrscheinlich auf dem afrikanischen Kriegsschauplatze noch ungleich entschiedener hervortreten wird, so ist es Ref. ganz begreiflich, daß General von Decker hiervon um so mehr begeistert werden mußte, als er selbst ein versuchter, durch und durch praktischer Soldat ist, und weil er hier einer durch und durch kriegerischen, seinem wahren Sein und Wesen ganz und gar verwandten Atmosphäre genaht war. *)

Nicht minder ist die Liebenswürdigkeit der Franzosen im geselligen Leben und der eigenthümliche Reiz französischer Gastfreundlichkeit allgemein anerkannt, und da der Verf. solche im reichen Maße angetroffen und genossen zu haben scheint, so darf es vollends nicht befremden, wenn die dadurch erzeugte rosenfarbene Laune des für solche Eindrücke so empfänglichen Verf. auch in dessen Rückerinnerungen vorherrscht und fast nur Lob zu spenden weiß. Sogar die Administration hat hieran vollen Antheil. Um so beklagenswerther ist es aber auch, daß das einzige Corps der französischen Armee in Afrika, von dem der General von Decker nur Ungünstiges berichtet, gerade Dasjenige ist, woran Deutschland ein besonderes Interesse zu nehmen vielfache Veranlassung haben möchte. Es ist dieses die Fremdenlegion. Von dieser aber sagt der Verf. (Bd. 2, S. 12, und Bd. 1, S. 286), sie habe sich unter Anderm an der Makta (1835) nicht preiswürdig erwiesen, bei der Niedermetzelung des Stammes el Uffia (1832) aber ganz besonders hervorgethan. Später wäre sie an Spanien abgetreten worden, was für die Armee ein Gewinn gewesen. Auch beim Sturm auf Konstantine rühme man ihr Benehmen nicht, desto geschäftiger wäre sie aber bei der Plünderung gewesen u. s. w. In der ältern, später an Spanien abgetretenen Fremdenlegion, sowie in der neuern 1836 errichteten, bildeten die Deutschen die Mehrzahl und zwar in einigen Bataillonen (dem ersten, zweiten, dritten und sechsten) zu mehr als drei Viertheilen. Unter ihnen selbst aber bildeten wieder die preußischen Rheinländer und die Schwaben die Mehrheit. Freilich waren es fast nur verlorene Söhne des deutschen Vaterlandes und größtentheils Soldaten, die eidbrüchig ihre Fahnen verlassen hatten. Nicht wenige waren aber nur unbesonnene durch politische Aufwiegler in bedauerungswürdiger Weise verführte oder durch romantische Phantasien bethörte Jünglinge aus guten Familien, und auch von den desertirten Soldaten bestand die Mehrzahl aus solchen, die nicht sowol innere Schlechtigkeit und bare Liederlichkeit zum Vergessen ihrer Pflichten getrieben hatten, als vielmehr fremde Lockungen und aufgeregter nach kriegerischen Abenteuern lechzender Leichtsinn. Die bei der Legion dienenden Polen waren bei Grochow, Ostrolenka u. s. w. versuchte und erprobte Soldaten und bildeten namentlich das siebente Bataillon, welches auch ausnahmsweise fast nur Polen zu Offizieren hatte. Das vierte und fünfte Bataillon bestand aus Spaniern und Italienern, welche letztere sowie die Belgier und Holländer in den deutschen Bataillonen der schlechteste Theil waren. *) Jede dieser Nationalitäten hatte allerdings auch mehr oder weniger wahre Auswürflinge aufzuweisen, aber hätte die französische Regierung diese zeitig entfernt und dafür Sorge getragen, dem Ganzen wenigstens einigermaßen eine moralische Grundlage zu geben, so würde die Legion höchst wahrscheinlich ein in jeder Beziehung ausgezeichneter militairischer Körper geworden sein. Trotz aller Vernachlässigung und aller übeln Behandlung von Seiten der französischen Regierung und der französischen Obergenerale, welche letztere die ältere Legion anfänglich vorzugsweise zu Besatzungen der ungesundesten Posten und Lager verwendeten, hat solche dennoch — nach dem Zeugniß höchst glaubwürdiger französischer Offiziere — während ihres Aufenthalts in Afrika überall ihre Schuldigkeit gethan.

Das Gefecht an der Makta am 28. Juni 1835 anlangend, so machten allerdings zwei Bataillone der Legion einen Bestandtheil der Colonne des Generals Trezel aus. Etwa 3000 Mann stark sah sich dieselbe auf ihrem Rückzuge nach Oran fortwährend durch zahlreiche Araberhaufen umschwärmt, geneckt und aufgehalten, und plötzlich mit einer solchen Übermacht und mit einem solchen Ungestüm von allen Seiten angefallen, daß es an Zeit gebrach, die zur Abwehr eines solchen Angriffs geeigneten Anordnungen zu treffen, weshalb sich ein panischer Schrecken der Truppen bemächtigte und sie verleitete, in regelloser Flucht ihr Heil zu suchen. Nur die Entschlossenheit des Rittmeisters Bernard, der sich mit einem kleinen Häuflein heldenkühn den Verfolgern entgegenwarf, wendete eine gänzliche Vernichtung ab. Falsch aber ist es, daß der Ruf Sauve qui peut! zuerst in den Reihen der Fremdenlegion erschallt wäre. Der Schrecken und die Unordnung entstand gleichzeitig in allen Abtheilungen der kleinen Colonne, und wenn die Bataillone der Legion hiervon sich nicht frei zu halten wußten, so fanden sich doch auch nicht minder in ihren Reihen eine Anzahl Braver, die sich dem Häuflein des Rittmeisters Bernard anschlossen. **) Ein Tagsbefehl des Generals Trezel vom 29.

---

*) Wenn der General von Decker freilich wol auch mehrfach Ansichten an den Tag gelegt hat, aus denen gefolgert werden könnte, daß er gewissen, eben nicht dem kriegerischen Princip zugewendeten Bestrebungen nichts weniger als abhold sei, so ist es doch unschwer zu erkennen, daß er hierbei einen offenbaren Dualismus beurkundete, und daß diese Manifestationen lediglich als Producte äußerer Einflüsse zu betrachten sind; denn die andere Hälfte seiner Werke enthält deren vollkommenste Negation.

*) Diese Eintheilung der Bataillone bestand 1834, später wurde solche öfters geändert und 1835 trug namentlich ein aus Spaniern gebildetes Bataillon die Nummer 7, welches sich in Oran ganz vorzüglich auszeichnete

**) „L'ancienne légion étrangère, celle envers laquelle M. le général Decker montre si peu de miséricorde, a fait partout son devoir en Afrique, et si le malheur a voulu, qu'elle ait assisté à la déplorable affaire de la Makta, il est faux, que ce soit elle,

Juni stellt dies außer Zweifel. Da nämlich viele Offiziere und Soldaten der französischen Abtheilungen in ihrem Unmuthe über das erlittene Misgeschick die Bataillone der Legion beschuldigten, das Beispiel zur Unordnung gegeben zu haben, war General Trézel — ein verdienter mit ehrenvollen Wundnarben bedeckter Krieger — hochherzig genug, dieser Beschuldigung in jenem Tagsbefehle auf das bestimmteste zu widersprechen. Ja sein Hochsinn ging sogar so weit, alle Schuld allein nur der ihm zur Last fallenden Verspätung entsprechender Anordnungen zur Abwehr des feindlichen Angriffs zuzuschreiben. Wenn dessenungeachtet, fort und fort, jene Beschuldigung immer wieder Erneuerung fand, so liegt dies in der bekannten französischen Nationaleitelkeit und ist ein Schicksal, welches in ähnlichen Verhältnissen die Bundestruppen der Franzosen oft genug zu erdulden hatten, und welches auch anderwärts nicht gar zu selten vorgekommen ist. Jedenfalls hätten gar manche Erinnerungen aus dem eigenen Kriegsleben den Verf. davon abhalten sollen, das vorausgesetzte Fehl eines Theils der Legion deren Gesammtheit in so schonungsloser Weise aufzubürden.

Als Gewährsmann für die der Legion gemachten Beschuldigungen führt zwar General von Decker (Bd. 2, S. 190) ausdrücklich Dr. Moritz Wagner an, fügt jedoch in einer Anmerkung hinzu: „Andere und namentlich Dinesen stellen das Benehmen derselben nicht ganz so ungünstig dar.“ Das Werk des Hrn. Dinesen, eines dänischen Artillerieoffiziers, wird aber (Bd. 1, S. xx) als „ein höchst interessantes, parteilos gehaltenes, und reiche Belehrung gewährendes“ bezeichnet, und S. 287 bemerkt: „Dinesen gibt über die Niederlage an der Makta u. s. w. wichtige taktische Details, welche alle Aufmerksamkeit verdienen.“ Man muß sich daher wol um so mehr verwundern, daß General von Decker nicht jener der Legion günstigen Darstellung Dinesen's gefolgt ist, zumal ja auch Andere — und darunter sogar Franzosen — die Aussage jenes Offiziers und nicht die Wagner's bekräftigen. Vollends unbegreiflich aber ist es, daß General von Decker dem Dr. Moritz Wagner blindlings sogar auch noch die Behauptung nachschreiben und zu verstehen geben konnte: „daß die Legion deshalb an Spanien abgetreten worden sei, weil sie sich an der Makta schlaff bewiesen habe“.

Aus der, dem ersten Bande angefügten chronologischen Übersicht der Kriegsereignisse (S. 393) erhellt nämlich, daß die Abtretung der Legion an Spanien schon anfangs Juli 1835 erfolgte, und da die Niederlage an der Makta am 28. Juni stattfand, so würde in der That nicht einmal eine zwischen Oran, Algier, Paris und Madrid errichtete combinirte Taubenpost und Telegraphenlinie hingereicht haben, die desfallsigen — nothwendig vorhergehenden Verhandlungen in einem Zeitraume von acht bis zehn Tagen zu Ende zu bringen. Der Entschluß, die Legion an Spanien abzutreten, kann daher nicht erst durch das Gefecht an der Makta erzeugt worden sein, sondern war ein schon lange vorher gefaßter, und übel begründet ist es nicht minder, daraus einen Gewinn für die französische Armee in Afrika ableiten zu wollen. Für die Sache der Königin Christine war dieser Entschluß dagegen allerdings ein Gewinn und zwar ein sehr großer, denn die Legion war das einzige Corps in der Christinischen Armee, welches sich den Karlisten furchtbar zu machen verstand. Père Conrad und seine Schar war das Schrecken ihrer Feinde; selbst den entschiedensten Anhängern des Don Carlos hat ihre Tapferkeit Anerkennung abgezwungen*), und wenn sie bei Barbastro unterlag, so geschah es durch sie selbst.**)

(Die Fortsetzung folgt.)

qui ait donné le premier exemple du désordre etc. La panique a été générale et eclata en même temps etc.“, antwortete ein von Ref. sehr geschätzter französischer Offizier auf desfallsige Anfrage.

*) Fürst Felix Lichnowsky's „Erinnerungen von 1837—39“, Bd. 1, S. 91: „Was die Angelinos betrifft, so schlugen sie sich vortrefflich und sparten ihre Munition mit dem kalten berechnenden Muthe jener Menschen, die nichts zu hoffen und Alles zu fürchten haben.“ Und S. 28: „Die meisten von ihnen waren Deutsche, leicht kenntlich an ihren blonden Haaren und aufgeschossenen Wuchse. Meist mürrisch, ewige Raisonneurs. waren sie unmäßig im Essen und besonders im Trinken, und sangen auf Märschen stets leichtfertige Lieder, wobei sie nicht ermangelten, den Spaniern weis zu machen, dies seien ihre Nationalhymnen. Dabei waren sie aber sehr brauchbare, unermüdliche Soldaten, und hatten ihre Waffen stets in bester Ordnung“

**) Fürst Felix Lichnowsky's „Erinnerungen“, Bd. 1, S. 137: „Durch die Vernachlässigungen der spanischen Behörden namenlosen Entbehrungen preisgegeben, waren drei Viertheile der Legion bis zum Juni 1837 durch Seuchen dahingerafft worden, auch waren Viele den Lockungen des Feindes gefolgt und zu den Karlisten übergetreten, welche aus ihnen ein eigenes Bataillon bildeten. Bei Barbastro (2. Juni 1837) traf dieses Bataillon auf die Reste der Legion.“ — „Beide Theile kämpften mit der größten Erbitterung, besonders war der Moment im Olivenwalde schauderhaft, als die Fremdenbataillone gegeneinander geführt das Bayonnet brauchten. Viele erkannten sich, riefen sich Deutsch und Französisch zu und ehemalige Schlafkameraden kamen ins Handgemenge. Die Spanier sahen mit einer Art Ingrimm und Freude, wie die Ausländer sich gegenseitig aufrieben — mir ein peinlicher Anblick.“

Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt. Von Gustav Schlesier. Erster Theil. Stuttgart, Köhler. 1843. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Ref. gesteht gern, daß er nicht ohne einiges Vorurtheil an die Lecture und Besprechung dieses Buchs gegangen ist. Denn ein Mann wie W. von Humboldt, von dem Rahel sagte, daß er von keinem Alter sei und daß er Keinem angehöre, ein Mann, von dessen Geiste nicht groß genug gedacht werden kann, verlangt vor allen Dingen einen Biographen, der auf einer der höchsten Stufen der Literatur steht und der sich in Welt- und Staatssachen genugsam umgethan hat, um die merkwürdige, einflußreiche Stellung Humboldt's, der von Böckh mit Recht ein Staatsmann von Perikleischer Hoheit des Sinns genannt worden ist, der Nachwelt in ihrem wahren Lichte vorzuführen. Zu solchen Ebenbürtigen wird sich nun Hr. Schlesier allerdings nicht rechnen. Aber er ist auch bescheiden genug, sein Werk nur als Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt zu bezeich-

nen und zu erklären, daß er nur Materialien gesammelt habe, um die Nachrichten über Humboldt's Leben und Wirken so viel als möglich auf einem Punkt zu vereinigen, d. h. also Beiträge für den künftigen Biographen zu liefern. Denn diesem wird Hr. Schlesier wol Das überlassen müssen, was er als zweite Aufgabe angibt, „diese Nachrichten mit einer ausführlichen Charakteristik Humboldt's zu durchflechten". Hierher gehört mehr als was Hr. Schlesier bei dem besten Willen auf einem untergeordneten Standpunkte zu leisten vermag, so willig wir es auch anerkennen, daß derselbe das frühere, vage Literatentreiben und die politische Schriftstellerei aufgegeben und sich durch die, in würdiger, sorgfältiger Weise bearbeitete Ausgabe der Gentz'schen Schriften bei dem bessern Publicum in Deutschland eingeführt hat.

Nach unserm Dafürhalten besteht ein Hauptverdienst dieses Buchs in den geordneten, vollständigen Auszügen aus Humboldt's Schriften, die Vielen nicht zugänglich, Vielen sogar unbekannt geblieben sind. So empfangen wir hier längere Mittheilungen aus Humboldt's Briefen an Schiller, Goethe, Forster, Jacobi, F. A. Wolf und Andere, interessante Bruchstücke aus seinen philosophisch-politischen und ästhetischen Abhandlungen, Kritiken und Recensionen, woraus man sich über Gang, Methode und Inhalt genügend unterrichten kann, und gute Zusammenstellungen seiner Ansichten über das griechische Alterthum, sowie belehrende Nachrichten über seine Übersetzungen des Aeschylos, Pindars und anderer Dichter. Nicht minder ausführlich ist aus Humboldt's Briefen sein enges, freundschaftliches Verhältniß zu Schiller dargestellt und sein Einfluß auf dessen philosophische Arbeiten und Dichtungen, wodurch allerdings die neuern Schiller'schen Biographien von Hoffmeister und Schwab manche Ergänzungen erhalten, von denen besonders der Erstere bei dem großen Umfange seines Buchs der Wechselwirkung Humboldt's und Schiller's zueinander einen erweitertern Raum hätte gestatten sollen, da ja Humboldt selbst in einem Briefe an Wolf (Varnhagen von Ense's „Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften", V, 158) bekennt, seine ideenreichsten Tage mit Schiller zugebracht zu haben.

Nicht minder anerkennungswerth ist die fleißige Sammlung aller zerstreuten Stellen und Notizen aus Briefen, Tagebüchern und literarischen Werken, die sich auf die jenaische Glanzperiode unserer Literatur beziehen, an der Humboldt den nächsten und innigsten Antheil genommen hatte. In den Wunsch, eine ganz genügende Darstellung der Literaturepoche von 1794 bis 1805 zu erhalten, stimmen gewiß Viele mit ein, obschon seit der Erscheinung unsers Buchs durch Wachsmuth's vortreffliche Schrift: „Weimars Musenhof", dieser Wunsch einem ansehnlichen Theile nach befriedigt ist. Wäre nur jenes Buch nicht öfters eine bloße Skizze! Wir machen daher für eine neue Bearbeitung den geschätzten Verf. auf die von Hrn. Schlesier gesammelten Materialien aufmerksam. Privatmittheilungen erwähnt derselbe an einigen Stellen, doch ohne nähere Angabe, wobei wir also etwas mistrauisch sein müssen, wie es sich auch mit den Erzählungen einer Augenzeugin verhält, aus denen Laube einige Blätter in seinen „Modernen Charakteristiken" angefüllt hat. Sonst sind die Urtheile über Literarhistoriker gerecht und billig: bei Gervinus wird es mit Recht hervorgehoben, daß er die Stellung Humboldt's zur Literatur am schärfsten erfaßt habe, aber auch seine Ungerechtigkeit gegen Goethe nicht übergangen. Der ausgezeichnete Aufsatz Varnhagen's von Ense über Humboldt im fünften Bande seiner „Denkwürdigkeiten" ist häufig zu Rathe gezogen und viele Stellen desselben sind zur Zierde der Darstellung wörtlich in dieselbe aufgenommen worden.

Humboldt's äußeres Leben ist mit Benutzung aller zu Gebote stehenden Materialien geschildert. Der Leser wird daher mit Befriedigung bei des ausgezeichneten Jünglings Aufenthalt in Göttingen verweilen, ihn gern auf seinen Reisen an den Oberrhein, nach Schwaben, in die Schweiz und nach dem nördlichen Deutschland begleiten, wiederum in den traulichen Familienkreis, der durch die edelste Gattin verschönert wurde, auf den anmuthigen Landsitzen zu Tegel, Auleben und Burgörner mit Freude einkehren und sich durch die Schilderungen des literarisch-geselligen Lebens in Erfurt und Jena auf das ansprechendste unterhalten finden. Auszüge aus allen diesen Stücken und Erwähnungen der ausgezeichneten Männer, als Lavater, Dalberg, Forster, Heyne, F. A. Wolf, Jacobi, Gentz, Herder und Anderer, sowie mehrer geistvollen Frauen, wie Karoline von Wolzogen, Rahel und Henriette Herz waren, würden aber hier zu vielen Raum wegnehmen und doch nicht das richtige Bild jener geistesfrischen Zeit entwerfen können. Aber auch in dieser Beziehung sei Hrn. Schlesier's Buch wegen seiner persönlichen Theilnahme und Verehrung für unsere großen Männer bestens empfohlen.

Von einer Fortsetzung des Buchs haben wir noch nichts vernommen. Freilich ist sie sehr schwierig und hat Fragen zu berühren und Gegenstände zu besprechen, für welche in den bis jetzt gedruckten Büchern nur geringe Auskunft zu finden sein dürfte. 9.

Literarische Notiz.

Wunder über Wunder,

ein englischer Roman in zwei Bänden: „Blanche Cressingham" (London 1844). Also muß der ungenannte Verf. ein keckes Original sein, der es wagt, wider die Legitimität der drei Bände sich aufzulehnen und das daran hängende Interesse der Leihbibliotheken zu beeinträchtigen. Aber mit den originellen Ideen ist es so eine Sache. Viele Menschen halten sich für originell, wenn sie von einer seit lange gegoltenen und gleichsam zu Recht bestehenden Regel abweichen. Einigermaßen scheint das der Fall des Verf. zu sein, denn der Roman selbst — Hier die Intrigue in einer Nußschale. Ein englischer Jakobiner, Namens Cressingham, flüchtet mit seiner Gattin aus England nach Frankreich, und Letztere stirbt, indem sie einer Tochter das Leben gibt, die Blanche getauft wird und die Heldin des Romans ist. Dreizehn Jahre hat sie bei ihrem Vater gelebt, als der Tod ihn abruft, sie nach England geht und sich unter die Obhut zweier stolzen, gefühllosen, alten, jungfräulichen Tanten stellt. Fünf Jahre schmachtet sie in unbequemer Abhängigkeit und geduldiger Sehnsucht nach einem schönen französischen Grafen, welchem die dreizehnjährige Miß in Frankreich ihr Herzchen geschenkt. Er das seine. Indessen hat er gehört, sie sei irgendwie gestorben, und in der Verzweiflung seines Schmerzes sich in eine reizende Demoiselle Auguste verliebt. Sie in ihn. Aber eines Tages zanken sie sich, und um dem Geliebten das ganze Gewicht ihres Unwillens fühlen zu lassen, heirathet Demoiselle Auguste einen Andern. Der Graf nimmt sich das wirklich so sehr zu Herzen, daß die Ärzte ihn zur Cur nach England schicken. Hier begegnet er seiner ersten Liebe, und alte Liebe rostet nicht. Blanche verzeiht dem reuigen Sünder, und zufällig stirbt um dieselbe Zeit ihr mütterlicher Oheim, von welchem sie außer dem Titel Lady Blanche Cressingham ein unermeßliches Vermögen erbt. Der Tag der Verbindung wird anberaumt. Da trifft der Graf die verführische Auguste und läuft mit ihr auf und davon. Augustens Gemahl ihnen nach und schießt den Grafen mausetodt. Von rechtswegen. Nun thut Blanche wie früher der Graf. Sie verliebt sich in einen Herrn Egerton, einen ganz passablen Mann, und nach Besiegung eines halben Dutzend unabweisbarer Schwierigkeiten und Hindernisse werden die Leutchen getraut, und damit ist die Geschichte zu Ende. Sonderlich neu ist sie demnach nicht, aber gut geschrieben und liest sich „fluently", rasch weg. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 181. —— 29. Juni 1844.

Algerien und die dortige Kriegführung, von C. von Decker. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 180.)

Die Behauptung (S. 13), daß das Benehmen der Legion auch beim Sturm auf Konstantine nicht zu rühmen gewesen, ist nicht minder völlig blindlings dem Dr. Moritz Wagner nachgeschrieben und, über Alles unbegreiflich, auf jene ältere Legion bezogen worden. Der Sturm auf Konstantine fand aber bekanntlich im October 1837 statt, zu welcher Zeit jene ältere Legion längst schon in Spanien zu Grunde gerichtet worden war, und die Abtheilung, die daran Theil nahm, gehörte daher der neuern 1836 errichteten Fremdenlegion an, von welcher der Hr. Verf. einige Zeilen weiter (S. 13 und 14) selbst zugibt, daß sie bedeutend besser als jene sein soll (?) und sich wenigstens (!) gut geschlagen habe. Abgesehen davon, daß eine Truppe, die sich wenigstens gut schlägt, mindestens einige Berücksichtigung verdienen möchte, hätte der Verf. auch schon durch eine etwas aufmerksamere Beachtung der officiellen Berichte über jene Begebenheit sich von der Unwahrheit der von dem Hrn. Dr. Wagner ausgesprochenen Beschuldigungen überzeugen können.

Wir wollen daher unsern Lesern in Folgendem einen kurzen Auszug jener officiellen Berichte mittheilen. Das Bataillon der Legion, welches in einer Stärke von circa 800 Mann unter dem höchst verdienstvollen Bataillonschef Bedeau (jetzt commandirendem General zu Tlemezen) an der zweiten Expedition von Konstantine Theil nahm, bildete einen Bestandtheil der dritten Brigade (Rulhières). Diese und die vierte Brigade nahmen bekanntlich auf der Höhe von Coudiat-Aty eine Stellung ein. Nachdem am 6. October die Anlage einer Breschbatterie auf diesem Theile der Angriffsfronte beschlossen worden war, rückte das Bataillon der Legion und das dritte afrikanische Bataillon zur bessern Deckung der desfallsigen Arbeiten in der Nacht zum 7. October eine Strecke weit über die dazu bestimmte Stelle vor, und setzte sich am Rande eines steil und terrassenförmig nach der Stadt abfallenden Felsenabhangs fest, indem die Mannschaft angewiesen wurde, aus losen Feldsteinen eine Brustwehr aufzubauen. Am Morgen des 7. Oct. machten 7—800 Araber gegen diese Stellung einen Ausfall, erstiegen den Abhang und pflanzten vor der Front der Legion eine Fahne auf. Der Bataillonschef Bedeau ließ eine Abtheilung derselben aus der Verschanzung hervorbrechen, welche die Araber mit dem Bayonnet angriff, sie gänzlich verjagte und jene Fahne eroberte.*) Am 10. Oct. Mittags wiederholte der Feind diesen Angriffsversuch abermals. General Damrémont, welcher — begleitet von dem Herzoge von Nemours — sich zufällig in der Nähe befand, befahl dem Bataillonschef Bedeau, den Feind mit zwei Compagnien der Legion zurückzutreiben. Obgleich die Mannschaft in den vorhergegangenen Nächten durch das herrschende Regen- und Sturmwetter das äußerste Ungemach erduldet hatte, so stürzten sich jene beiden Compagnien dennoch mit dem größten Ungestüm, ohne einen Schuß zu thun, auf den Feind, warfen ihn mit dem Bayonnet über den Haufen und zwangen ihn, in wilder Flucht den Abhang hinabzueilen, erlitten aber dabei einen Verlust von 29 Getödteten und Verwundeten, worunter vier Offiziere. Zur Bildung der Sturmcolonnen gab die Legion 100 Mann, welche der zweiten Colonne unter dem Obersten Combes zugetheilt wurden. Oberst Combes erstieg mit dieser Abtheilung und 300 Mann des 41. Linienregiments die Bresche in dem Augenblicke, als die stattgefundene Pulverexplosion die am Eingange in die Marktstraße im Gefechte begriffene Abtheilung der Colonne des Oberstlieutenants Lamoricière in die größte Verwirrung versetzt hatte. Obgleich nach dem Berichte eines Augenzeugen keine Sprache der Erde zu schildern vermag, was hier das Auge erblickte, das Ohr vernahm und die Geruchsnerven empfanden, so zauderte diese Schar dennoch nicht einen Augenblick, sich heldenmüthig in diesen Schlund zu stürzen, aus welchem die Lohe und ein Brodem der Hölle emporqualmte. Eine Compagnie des 47. Regiments erstürmte das in die Marktstraße führende Thor, der übrige Theil aber, und darunter die Abtheilung der Legion, ward angewiesen, die rechts und links gelegenen Häuser zu besetzen, wodurch eine Menge sehr hartnäckiger und mörderischer Einzel-

*) Officieller Rapport des Marschalls Valée an den Kriegsminister, „Journal des sciences militaires“, Serie 2, Th. 22, S. 317 u. s. w., und „L'expédition de Constantine par un officier de l'armée d'Afrique“, Serie 2, Th. 23, S. 52 u. s. w.

kämpfe erzeugt wurden, welche bis zum endlichen Aufhören der Feindseligkeiten fortdauerten. Dieses war das Benehmen der Fremdenlegion vor Konstantine, was der General von Decker — als nicht zu rühmendes bezeichnet.

Marschall Valée scheint darüber eine andere Meinung gehegt zu haben, denn außer einem die Legion sehr ehrenden Tagsbefehl wurden derselben auf dessen Antrag neben der Ernennung ihres verdienstvollen Bataillonschefs Bedeau zum Oberstlieutenant und eines Capitains zum Bataillonschef, unter den 30 Beförderungen zu Capitain- und Lieutenantsgraden, welche in den 16 Bataillonen der Expeditionsarmee stattfanden, drei, unter 13 Beförderungen von Unteroffizieren zu Offizieren zwei, und unter 53 Ordensverleihungen sechs zu Theil: Auszeichnungen, welche übrigens mit dem Blute von zwei getödteten und drei verwundeten Offizieren und 52 Unteroffizieren und Soldaten erkauft worden waren, und ein Verlust, der nur durch jenen der Zuaven und des zweiten leichten Regiments übertroffen wurde. Schwerlich würde auch der Herzog von Nemours die Legion auf dem Rückwege nach Bona zu seiner Eskorte erwählt haben, wenn solche aus einer Horde Plünderer bestanden hätte, wie General von Decker es glauben machen will.

Daß anfänglich gegen die Legion ein gewisses Vorurtheil in der französischen Armee herrschte, darin hat der Verf. nicht ganz unrecht. Es beruhte dieses theils in der sehr großen Nationaleitelkeit der Franzosen, die sie alles Fremde geringschätzen läßt, theils in der sehr natürlichen Voraussetzung, daß der größte Theil der Legionnaire nur durch mehr oder minder schweres Verschulden bewogen worden sein möchte, ihr Vaterland zu verlassen. Die von den Deutschen an den Tag gelegte Tapferkeit, ihr Gehorsam, ihre Hingebung und ihre übrigen soldatischen Tugenden flößten jedoch sehr bald ihren vorgesetzten französischen Offizieren Achtung, Vertrauen und selbst Zuneigung zu ihnen ein, und da nun unter den Offizieren der Legion ein häufiger Wechsel stattfindet, so verbreitete sich diese günstige Meinung von der kriegerischen Tüchtigkeit der deutschen Legionnaire auch allmälig in weitern Kreisen, zumal einzelne Vorfälle noch besonders dazu beitrugen, die hin und wieder gegen die Legion auftauchenden Vorurtheile auf das glänzendste zu widerlegen. Ein solches Vorkommniß bot unter Andern die Blockade von Milianah im Jahre 1840 dar. Marschall Valée hatte diesen Ort im Monat Juni 1840 mit 1200 Mann (dem 550 Mann starken zweiten Bataillon des dritten leichten Regiments, dem 500 Mann starken vierten Bataillon der Legion und Abtheilungen von Genie und Artillerie) besetzen lassen, um sich desselben für den nächsten Herbstfeldzug als Centralpunkts zu bedienen. Kaum hatte jedoch das Hauptcorps seinen Rückweg nach Algier angetreten, als die Araber jene Besatzung auch alsbald auf das engste einschlossen. Die Legion sah sich anfänglich von ihren Waffengefährten des dritten leichten Regiments, welches erst ganz kürzlich aus Frankreich nach Afrika berufen worden war, ziemlich geringschätzend behandelt, und als aus Veranlassung der mangelhaften Verpflegung und der anstrengenden Befestigungsarbeiten in kurzer Zeit 20 — 30 Mann der erstern — meistens Spanier — desertirten, steigerte sich diese Geringschätzung bis zur feindseligsten Verachtung, sodaß sogar unter den beiderseitigen Offiziercorps eine sehr gespannte Stimmung stattfand.

Die Vorhersagung der Offiziere der Legion, daß die Mehrzahl des Bataillons, weil aus Deutschen bestehend, völlig verlässig sei, und das französische Bataillon wol gar leicht Anlaß haben könnte, den Zufall zu preisen, der sie zusammengeführt, fand sehr bald vollkommene Bestätigung. Schon Anfangs Juli begann nämlich durch den anstrengenden Dienst und die unausgesetzten Befestigungsarbeiten in der glühendsten Sonnenhitze, durch die schlechte Beschaffenheit der Lebensmittel und namentlich des Schlachtviehs, welches wegen ungesunder Weide größtentheils erkrankt war, unter der Mannschaft des französischen Bataillons Dysenterie und Fieber einzureißen, zumal dieselbe nicht durch einen vorbereitenden Aufenthalt in einer an der Küste gelegenen Garnison allmälig akklimatisirt worden war. Als nun aber im August und September bei einem 40 Tage hindurch anhaltenden Samum (dem Glutwinde aus der Wüste) die Hitze eine fast unerträgliche geworden war, nahmen diese Erkrankungen und die Sterblichkeit in einem solchen Grade zu, daß, als am 4. November die Expeditionscolonne des Generals Changarnier endlichen Entsatz herbeiführte, von dem französischen Bataillon nur noch ein einziger Corporal sich in völlig dienstfähigem Zustande befand, während das Bataillon der Legion noch einen ausrückenden Stand von nahe an 100 Mann zählte. Überhaupt waren 750 Offiziere und Soldaten, also beinahe drei Viertel der Besatzung, an Krankheit und meistens in Raserei der Fieberhitze dahingestorben. Trotz der erdrückenden Last des Sicherungsdienstes, welche hierdurch, besonders gegen das Ende dieser Periode namenloser Leiden, der Mannschaft der Legion ausschließlich zugefallen war, fehlte es in ihren Reihen aber dennoch nicht an edelherzigen Samaritern, welche ihre dienstfreien Stunden, unaufgefodert, der Pflege und Hülfeleistung ihrer kranken und sterbenden Waffengefährten widmeten, von welchen sie vor kurzem noch so bitter verunglimpft worden waren. Da ist den verlorenen und verstoßenen Söhnen Deutschlands gar vielfach in fremder Zunge, von im Tode verbleichenden Lippen reiche Segnung geworden.*) Tausende derselben schlummern in afrikanischer Erde den langen Schlaf des Todes. Friede sei ihrer Asche, denn diese Parias Deutschlands sind es gewesen, die bei der jungen Generation Frankreichs der Achtung und Anerkennung, die einst Napoleon und seine Garde den kriegerischen Tugenden der Deutschen stets bezeugten, eine neue Begründung gegeben haben, welche durch eitles Schaugepränge, und durch

*) Aus den Mittheilungen eines verdienstvollen französischen Offiziers der Fremdenlegion.

allen Paradeflinkmer mit seinen wehenden Helmbüschen und flatternden Fähnlein, durch den eisenfestesten Paradeschritt und die mauergleichste Fühlung und Richtung unserer erlesensten und glänzendsten Cohorten sicherlich niemals zu erringen stand.

Ahnungsdüster ist es wol nicht minder vor die Seele mehr denn Eines französischen Kriegers getreten, daß es fürwahr ein schweres, ein verwegenes Beginnen sei, die Blüte des deutschen Volks bekämpfen zu wollen, wenn sie für Fürst und Vaterland die Waffen ergriffen, weil schon dessen Parias bei Konstantine, Bugia, Gigelli und Milianah wie Helden gefochten und wie Helden gestorben. General von Decker hätte alles Dieses noch viel besser als Ref. ergründen und erfahren können, und wenn es nicht geschehen ist, wenn er sogar bis auf Unwesentliches herab (als z. B. in der völlig unrichtigen Angabe, die Elitencompagnien der Legion trügen nicht deren Abzeichen) eine entschieden geringschätzige Meinung gegen die Legion kund gibt, so muß Ref. dies um so mehr beklagen, als derselbe alle Ursache hat, befürchten zu müssen, daß dadurch eine jedem Deutschen sehr schmerzliche Replik in französischen Blättern hervorgerufen werden möchte.*) Auf weitere Einzelheiten der Charakteristik der französischen Armee einzugehen, mangelt uns der Raum, wir beschränken uns daher darauf, zu hoffen, daß die deutschen Soldaten, Offiziere und Generale das auf S. 47, 53, 63—65 von französischen Gerühmte zur Nachahmung nehmen möchten, ganz besonders erfreulich aber wäre es, wenn die Deutschen überhaupt sich lieber die Vaterlandsliebe und den Nationalstolz als den Bart- und Frackschnitt der Franzosen zum Muster nehmen wollten.

Bezüglich des Einflusses der afrikanischen Kriegsführungsweise auf die kriegerische Ausbildung der französischen Armee, sei es uns jedoch erlaubt, noch eine flüchtige Betrachtung anzufügen. Der Verf. bestreitet mit ebenso viel Scharfsinn als Begründung die ziemlich allgemein verbreitete Meinung, daß der Kampf in Afrika für die französische Armee eine vortreffliche Schule des kleinen Kriegs sei; ja er behauptet, daß in Bezug auf eine demnächstige Kriegführung in Europa sogar mehr oder weniger eine förmliche taktische Vorbildung derselben stattfände, weil im Contacte mit den Arabern Alles, was in Europa zur taktischen Regel gehört, zur Ausnahme, und die Ausnahme zur Regel werde. Die S. 71 und 73 u. s. w. dafür angezogenen Beispiele sind schlagend. Ganz besonders findet eine solche Verbildung in Bezug auf den Sicherungsdienst statt. Trotz der außerordentlichen Gewandtheit der Araber, am hellen Tage und selbst in offenen Gegenden Hinterhalte zu legen und zu überraschenden Anfällen überzugehen, und trotzdem daß ihre Späher die französischen Lager und Bivouaks regelmäßig eng umkreist halten und alles Recognosciren und Patrouilliren gänzlich unthunlich machen, so haben nämlich bisher doch nur sehr selten nächtliche Ueberfälle stattgefunden, weshalb die gesammte Lagerbewachung meistens auf einer bloßen Schildwachkette beruht, und in dieser Beziehung eine große Sorglosigkeit vorherrscht. Unter diesen Umständen ereignet es sich nun freilich wol nicht gar zu selten, daß es einzelnen Kabylen gelingt, sich durch die Postenlinien durchzuschleichen, mit unerhörter Tollkühnheit sich auf die Gewehrpyramiden loszustürzen und in der dadurch erzeugten Verwirrung oft genug mit einigen geraubten Waffen unverletzt wieder zu entrinnen. Im befestigten Lager von Bel Assel an der Mina hatte ein solcher Dieb (1842) sogar die namenlose Frechheit, nachdem er in einer finstern Nacht Graben und Wall überklettert, mitten aus einer mit 40—50 Chasseurs d'Orléans belegten Lagerhütte fünf Büchsen zu entwenden. Obgleich er dabei ausglitt und zu Boden stürzte, was ihm einen lauten Angstschrei auspreßte und wobei er zwei Büchsen wieder fallen ließ, entkam er dennoch glücklich mit den drei andern, weil es oft genug vorkommt, daß die nächtliche Stille durch Aufschrei angsthaft Träumender unterbrochen wird, denen die Mordsceenen des Tages in wilden Traumbildern vor die Seele treten, weshalb auch hier anfänglich darauf nicht weiter geachtet wurde.*)

(Der Beschluß folgt.)

*) „General von Decker würde sehr wohl gethan haben, in der Wiedererzählung all des Ungünstigen, was er — unbegreiflicherweise — von der Legion vernommen haben will, mehr Zurückhaltung zu beobachten, und jedenfalls erregt es Erstaunen, daß er dabei so wenig Rücksicht auf den Ruf und die Ehre seiner Landsleute genommen hat", äußerte unter Anderm ein dem Ref. befreundeter, französischer Offizier in einer brieflichen Mittheilung.

*) Aus den Mittheilungen eines französischen Offiziers.

Unterhaltungsliteratur.

1. Geschichte der im Jahre 1630 in Mailand errichteten Schandsäule. Von Alessandro Manzoni. Und Bemerkungen über die Tortur, insbesondere deren Wirkungen während der zu Mailand im Jahre 1630 geführten Untersuchung einer angeblichen Pestverschwörung, niedergeschrieben im Jahre 1777 von dem Grafen Pietro Verri. Aus dem Italienischen übersetzt. Leipzig, Kollmann. 1843. 8. 1 Thlr. 11⅓ Ngr.

Am frühen Morgen des 21. Jun. 1630 sieht eine Frau von schlechtem Rufe einen Mann mit einem Stück Papier in der Hand und die andere Hand wie zum Schreiben gerichtet über die Straße gehen. Diese einfache Thatsache ist der Grund eines Justizmords, nachdem erst mehre Menschen unter Umständen, die von der crassesten Verblendung zeugen, der Tortur mehre Male unterworfen wurden; sie ist der Grund, daß das Haus des Barbiers Mora niedergerissen und auf dem Platze eine Schandsäule aufgerichtet wurde. Gegenwärtig ist es keine Frage mehr, daß die Richter diese Säule sich selbst errichteten, damals aber sollte sie für ein Verbrechen zeugen, das, wenn es überhaupt möglich ist, allerdings die Strenge des Gesetzes, nicht aber die Leidenschaften, vom Unverstande unterstützt, herausfodern müßte. Jene Unglücklichen, vom Weibergeschwätz der Criminaljustiz überliefert, sollten nämlich die Mauern und Häuser mit einer Salbe bestrichen haben, um in Mailand die Pest zu erzeugen und zu verbreiten. Zweck des Buchs ist, neben Darstellung des unseligen Processes überhaupt, nicht allein das Empörende, Vernunftwidrige und Misliche der Tortur darzuthun, sondern auch historisch nachzuweisen, daß der Gebrauch der Folter in keinem Gesetze begründet, vielmehr nur durch criminalistische Schriftsteller in die Crimi-

naljustiz eingeschwärzt sei. Fragen wir: wozu gegenwärtig noch dergleichen Deductionen? gegenwärtig, wo fast in ganz Europa die Tortur, obgleich nur stillschweigend, abgeschafft; wo Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, wo die Todes-, ja schon die neuerdings wieder berufene Prügelstrafe Gegenstand scharfsinniger, jedenfalls sehr menschlicher Untersuchungen geworden sind? so haben wir darauf nur zu erwidern, daß es dem Menschen überhaupt zur Ehre gereiche, sich über die Verirrungen früherer Zeiten ins Klare zu setzen, da dies ein Spiegel für Gegenwart und Zukunft ist. Es gibt noch andere Torturen als die abgeschaffte. Man betrachte nur einen Angeklagten gegenüber dem Untersuchungsrichter! Schon daß dieser „Richter" heißt, obgleich er nichts zu richten, sondern allein zu untersuchen hat, gibt seiner Stellung ein Übergewicht, dem er selbst wol nicht immer mit Ruhe widersteht: das Wort ist ein verführischer Suggestor. Und so gibt es im Criminalproceß eine Menge von Suggestionen, die lediglich in der Stellung des Gerichts zum Angeklagten begründet und ebenso schlimm sind als die Qual körperlicher Folter. Man sage nicht, daß, wenn etwa ein unschuldig Angeklagter der geisterschütternden Gewalt des Gerichts gegenüberstehe, sein Gewissen ihn schütze: in der Menschenseele sieht es noch ganz anders aus als die criminalistische Psychologie sie darstellt, sodaß selbst eben das gute Gewissen den Angeklagten vernichten kann. Schon die unendliche Länge des Processes ist eine Folter, und wenn endlich ein Angeklagter von der Instanz entbunden oder ganz frei gesprochen wird, entschädigt ihn der Staat, der ihn vor seine Schranken stellte, für geistigen und materiellen Verlust? Er gibt ihm nichts als das überflüssige Zeugniß eines guten Gewissens und überläßt ihn übrigens etwa bestehenden Privatvereinen; denn, sagt er, ich war den übrigen Bürgern verpflichtet, den auf dir lastenden Verdacht ins Klare zu setzen. Halte dich nun an die übrigen Bürger so gut es gehen will; es gibt ja viele gute Menschen! Das sind denn die Nachwehen der geistigen Folter. Indessen sind diese und noch manche wichtigere Punkte schon von andern Seiten lebhaft behandelt worden, und es kann auch nur Aufgabe dieser Zeilen sein, die durch das angezeigte Buch zunächst angeregten Ideen auszusprechen und auch von dieser Seite darauf hinzudeuten, daß unserer Criminaljustiz der Gesellschaft gegenüber auch heute noch eine um so furchtbarere Macht beiwohnt, als die Gesellschaft sich fast allein nur durch den guten Glauben an den redlichen Gebrauch der Gewalt zu beruhigen vermag. Damit wäre freilich der Öffentlichkeit des Verfahrens das Wort geredet. Wir würden aber auch schon um Vieles weiter in unserm guten Glauben kommen, wenn nur die schroffen römischen Formen, für Sklaven berechnet, aus unserm ehrlichen Deutschland endlich einmal wieder verdrängt würden und damit der wahren Freiheit auch rücksichtlich dieser Institution ein großer Schritt näher geschehen wäre. Der berühmte Verf. bethätigt durch das vorliegende, nicht der Roman-, sondern der Criminalliteratur angehörige Buch sich als ein mit dem düsterernsten Gegenstande durchweg vertrauter Schriftsteller, dem es zugleich ein heiliger Beruf ist, für Wahrheit und Recht mit allen nur eines edeln Mannes würdigen Waffen zu kämpfen. Für den Juristen muß das Buch ausschließlich ein besonderes Interesse haben; doch wird auch Jeder, der Anspruch auf Bildung zu machen hat, reichen Stoff für seine Bestrebungen finden.

2. Napoleon in Ägypten. Historisch-romantisches Gemälde von Ferdinand Stolle. Drei Theile. Leipzig, Thomas. 1843. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. hat schon in einigen frühern Romanen den Helden des Jahrhunderts vorgeführt. Er macht auf den Namen eines Romanschriftstellers keinen Anspruch, und wünscht nur dem Leser ein getreues Bild der französischen Expedition in Ägypten zu vergegenwärtigen, indem er demselben zugleich mehre der hauptsächlichsten Werke über diese merkwürdige Begebenheit empfiehlt. Ein solches getreues Bild ist nun im Allgemeinen dadurch gegeben, daß die Berichte jener Zeit, zunächst die französischen, gedrängt hingestellt sind. Dazwischen entwickelt sich denn ein Roman in den besondern Schicksalen mehrer Personen.

3. Aus der Residenz. Schicksale eines Fürstensohns. Zwei Bände. Breslau, Kern. 1843. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Idee des Buchs ist recht gut. Es ist dieselbe, die von Engländern und Franzosen oft zur Darstellung gebracht wird, nämlich: der Conflict der freien Menschennatur mit den menschlichen Institutionen. So geht auch hier der Fürstensohn auf allen Wegen unbefriedigt durch die Gesellschaft, um am Ende mit der Geliebten auf einem Schiffe europamüde zu verschwinden. Das Buch wird einer adeligen Feder entflossen sein: keine Situation, kein Gedanke, nichts wird festgehalten, sondern nur geistreich berührt; es geht Alles, selbst das Bedeutendste, leicht und verschwimmend an uns vorüber. Außerdem kennt der Verf. den Bürgerstand gar nicht, denn einige äußere Wahrnehmungen aus dem Thun und Treiben desselben bedingen kein vollständiges Durchdringen des Geistes und Lebens dieses Standes. Es ist Schade um die Idee des Ganzen wie um die einzelnen Ideen, daß sie durchaus unbefriedigend zur Erscheinung und zu einem nur wohlfeilen Schluß gebracht sind.

4. Scherz und Ernst, oder Charakterzeichnungen von G. Gräf. Meiningen, Keyßner. 1843. 12. 20 Ngr.

Das Buch gibt zwei Erzählungen, nämlich eine Duell- und eine Spukgeschichte, und sieben Gedichte, in dem Allen aber weder Ernst, noch Scherz, noch Charakterzeichnungen, nicht einmal ein fehlerfreies Deutsch. In dem Gespräche zwischen Vater und Sohn, welches als Vorwort gegeben ist, sagt der Erstere von den Recensenten:

> Spricht diesen deine Physiognomie,
> Dein Blick nicht an, mit einem Federstrich
> Zieh'n diese wie mit scharfgeschliff'nem Stahl
> Dir furchtbar eine Schmarre ins Gesicht,
> Und so verschändet, jämmerlich entstellt
> Kehrst du verhöhnt, verspottet wieder heim,
> Und keine Zeit wischt diesen Makel aus.

Ref. ist der Ansicht, es bedürfe solcher lieblosen Fechterkünste durchaus nicht, um obigem Ausspruch den Beifall jedes Lesers zu sichern. 24.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 182. —— 30. Juni 1844.

Algerien und die dortige Kriegführung, von C. von Decker. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 181.)

Obgleich unsere Rigoristen hierin nur neue Belege ihrer alten Behauptung finden dürften, daß die Franzosen nichts vom Vorpostendienste verständen, so muß doch in Betracht gezogen werden, daß letztere in Afrika mit dieser Manier bisher vollkommen auslangten und solche Vorkommnisse im Vergleich mit der andererseits erzielten großen und so höchst nothwendigen Schonung der Truppen als ganz unerheblich erscheinen. Jedenfalls ist eine dreiste Sorglosigkeit immer noch besser als eine ängsthafte Vorsicht, und ein ängstlich betriebener Sicherungsdienst, wo immer die eine Hälfte kaum auslangt, die andere zu bewachen, ruinirt die Truppen geistig und körperlich. Leicht möglich, daß der nächste Krieg Deutschlands mit Frankreich beide Extreme zur Anschauung bringen könnte.

Daß übrigens Truppen, die solche Entbehrungen und Anstrengungen erdulden lernten, wie sie in Afrika täglich vorkommen, die Beschwerlichkeiten und Anfoderungen eines Feldzugs, wie z. B. an den Ufern des Rheins, nur gering achten, und daher in dieser Beziehung ein sehr großes Übergewicht über mehr oder weniger verzärtelte Gegner haben dürften, scheint der Verf. etwas zu gering angeschlagen zu haben. Auch in Bezug auf moralische Eindrücke möchte eine solche Abhärtung nicht zu bezweifeln stehen, weil z. B. der Anfall eines mit wildem Ungestüm und schreckbarem Geheul auf eine Nachhut heranstürmenden Araberhaufens gewiß einen ungleich nervenerschütterndern Eindruck erzeugen mag als der intensiv weit verderbendrohendere regelmäßige Angriff europäischer Kürassier- oder Dragonergeschwader. Vollends als Übertreibung aber muß es bezeichnet werden, wenn der Verf. behauptet, daß Frankreich aus allem Diesen keinen Nutzen ziehen werde, weil, wer ja mit dem Leben aus Afrika zurückkomme, nur einen siechen Körper mitbringe. Ref. zum wenigsten hatte 1841 Gelegenheit, mehre erst kürzlich aus Afrika zurückgekehrte Regimenter zu sehen, deren Mannschaft ebenso fähig — als übermäßig geneigt schien, an den Rhein zu marschiren.

Daß die Franzosen unter den stattfindenden Verhältnissen sehr bald auf den Gedanken kamen, ihre Feinde mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen und deshalb in verschiedenen Abstufungen besonders hierzu geeignete Corps eingeborener Infanterie und Cavalerie, als: eingeborene Tirailleurs, Zuaven, regulaire und irregulaire Spahis u. s. w. errichteten, lag in der Natur der Dinge, nicht minder aber auch, daß Abd-el-Kader gerade im Gegensatze hiermit unermüdlich danach trachtete, einen Kern von regelmäßigen Truppen zu erschaffen, obschon dies ziemlich parador erscheint. Je mehr nämlich Abd-el-Kader nicht sowol in dem Geiste eines arabischen Washington blos die Vertreibung der Franzosen beabsichtigen mag, sondern vielmehr im Geiste eines arabischen Napoleon daran ungemessene Plane persönlichen Ehrgeizes zu knüpfen scheint, um so nothwendiger mußte es ihm erscheinen, sich einen Kern von Macht und Kraft heranzubilden, um sich einestheils von dem bloßen guten Willen der einzelnen Stämme möglichst unabhängig zu erhalten, und anderntheils stets Mittel zur Hand zu haben, ihren bösen Willen zu meistern. Diese regelmäßigen Truppen allmälig kriegsgewandt und geübt zu machen, ohne sie der Gefahr der Vernichtung preiszugeben, scheint Abd-el-Kader jedoch nicht ganz gewachsen gewesen zu sein und der letzte Feldzug den letzten Rest dieser seiner Schöpfungen völlig vernichtet zu haben. Inwiefern er im Stande sein wird, solche von neuem zu beginnen, und welches der endliche Ausgang des obschwebenden Kampfes sein mag, wird die Zukunft lehren.

Daß bei andauerndem Continentalfrieden die Herrschaft Frankreichs in Nordafrika sich consolidiren und dieses einen höchst bedeutsamen Einfluß auf das europäische Gleichgewicht haben wird, ist ebenso wahrscheinlich, als daß im andern Falle hierdurch Frankreich in eine höchst gefährliche Verwickelung gestürzt werden würde und vielleicht der Islam in einem neuen daselbst entstehenden Araberreiche eine merkwürdige und folgenreiche Regeneration erleben könnte. Die von Seiten der französischen Regierung und Obergenerale bezüglich der Behauptung und Erweiterung der Eroberungen in Afrika befolgten Systeme finden in dem elften Hauptabschnitte des vorliegenden Werks eine äußerst anschauliche Darstellung und geistreiche Würdigung. Was indessen das von dem Verf. über den Marschall Bugeaud

(S. 221) gefällte Urtheil betrifft, so müssen wir es freilich wol unsern Lesern überlassen, es mit jenem in Einklang zu bringen, was Major Blesson in dem 45. Bande der „Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Kriegs" ausgesprochen hat. Überhaupt erlaubt es uns der vielleicht schon zur Ungebühr in Anspruch genommene Raum nicht, specieller hierauf sowie auf die vielfach recht interessanten Beilagen einzugehen.

Das vorliegende Werk ist jedenfalls ebenso lehrreich als interessant, und der Verf. würde sich vollends noch auf das höchste verdient machen, wenn er ihm in einer ähnlichen Darstellung des Kampfes der Russen gegen die kaukasischen Bergvölker ein Seitenstück geben wollte. Wenn Ref. gleichwol in einigen Stücken gegen den Verf. polemisch aufgetreten ist, so geschah dies jedoch nur im Sinne einer warmen Vaterlandsliebe, und da es dem Verf. gewiß nur um Wahrheit zu thun ist, so kann es ihm selbst nur erwünscht sein, wenn dadurch Gelegenheit gegeben wird, diese genauer zu ermitteln und festzustellen.

Maximilian v. Ditfurth.

Warschau eine russische Hauptstadt. Von C. Goehring. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1844. Gr. 12. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Ein reichhaltige Galerie von warschauer Bildern, bei welchen die Russificirung der ehemaligen polnischen Residenz den Schlagschatten wirft, wie dies auch ganz natürlich ist; denn wie sollte man es wol anfangen, das jetzige Warschau zu schildern, ohne dessen Umstempelung in eine russische Hauptstadt deutlich wahrnehmen zu lassen? Durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Polen hat der Verf. eine genaue Kenntniß der dortigen Zustände erworben. In 52 Capiteln und einigen Zugaben beschreibt er die Festlichkeiten, Gesellschaften, das Unterrichtswesen, die merkwürdigen Gebäude und Anstalten, das Theater, die Denkmäler, das Bewachungs- und Spionirsystem, das Handels- und Fabrikwesen, die Judenschaft, die Wirthshäuser u. s. w., und nicht leicht wird es in Warschau einen interessanten Gegenstand geben, der in dem vorliegenden Buche unerwähnt geblieben wäre. Vermöge dieser Vollständigkeit und der lebhaften Auffassung, welche dem Verf. eigen ist, würde er ein sehr empfehlenswerthes Werk geliefert haben, wenn nicht der durchaus verwahrloste, häufig in die roheste Geschmacklosigkeit ausartende Stil den Genuß sehr verleitete. Wirklich kann man in dieser Beziehung die Vernachlässigung fast nicht weiter treiben als es von Herrn Goehring geschehen. Ohne Zweifel war es seine Absicht, kräftig und eindringlich zu schreiben, diplomatische Halbheit zu vermeiden und seine Laune recht frei zu ergießen. Diese Absicht hätte er aber erreichen können, ohne zum Cynismus herabzusinken und forcirte Witze zu machen, die keineswegs für Genialität gelten können. Wollte der Verf. originell sein, so hätte er sich vor allen Dingen hüten müssen, Jean Paul'sche Absonderlichkeiten nachzuahmen; was den Einen recht wohl kleidet, wird leicht für den Andern zur Narrenjacke. Dem gebildeten Publicum kann der Goehring'sche Stil nur widerwärtig sein und viele Leser werden das Buch schon bei den ersten Seiten verdrießlich wegwerfen. Wer es jedoch über sich gewinnen kann, die abstoßende Form zu toleriren, wird sich durch manche interessante Mittheilung über das russisch-polnische Leben in Warschau entschädigt sehen. Zum Belege für diese Bemerkungen lassen wir zunächst ein paar Stellen aus dem Abschnitte „Die Conscription auf dem Lande" folgen.

„Jedes Land hat seine volksthümlichen Merkwürdigkeiten Das jetzige Königreich Polen kann solcher zweierlei aufweisen. Die ersten sind alte, echt polnische Wesen, die zweiten, Neulinge, dürfte man vielleicht in das geschlechtlose Geschlecht der Zwitter rangschiren*), denn sie wissen, wie die Legitimation des Adels und das Kunstschenie der Spinnen, nicht, ob sie dem Hintern oder dem Kopfe angehören. Ich lege den Schaupunkt nach Deutschland, und von da aus die geographische Figur betrachtet, erkennt gewiß jeder meiner Leser, was ich unter jener eigentlich unnennbaren, in gegenwärtigem Anwendungsfalle in der That ein wenig unproportionirlich und kolossal erscheinenden Leibesparzelle, die sich gewaltsam, widernatürlich, wie das Oxyd dem Metall zu Fressung desselben, dem polnischen Körper angesetzt hat, verstehe. Genug, im Königreich Polen existiren jetzig-volksthümliche Merkwürdigkeiten (nämlich seit jener Ansetzung), welche — gleich unehelichen Kindern, die vom Vater die Ähnlichkeit und von der Mutter den Namen haben und nicht wissen, welche von beiden Personen sie um das häßliche Geschenk oder gar um ihr eigenes sündiges Dasein zuvörderst in den Tartarus verwünschen sollen — halb Russen, halb Polen sind. Zu diesen Merkwürdigkeiten gehört nun auch die polnische Conscription. Ich habe sie in drei Originalen gesehen, die nur in den gleichgültigen Außenumständen ungleich waren und sich im Wesentlichen so glichen wie drei Brüder, die von ein und derselben Gipsfigurenform in das leblose Leben geboren sind. Ich gebe hier ein Copiebild von einem der Originale; und da es Sitte ist, daß die Schriftsteller Alles, was sich unter ihre gelehrten Finger verläuft, der Unsterblichkeit zu Gefallen mit den großen Beweisen ihres eigenen Geistes bekleben, gleichwie die Fleischer in bunten Bandschleifen und Kränzen dem Pfingstochsen ihre Schöngeistigkeit auf das Fell knebeln, so werde ich nicht unterlassen, das Gemälde mit einigen lehrreichen Klecksen aus meinem eigenen oder Privatfarbetopfe zu bereichern."

Auf dem Dorfe eines ihm bekannten Schlachzig (Szlachcic, einer vom niedern polnischen Adel) hatte der Verf. Gelegenheit, eine Conscription mit anzusehen. Die stellpflichtige Bauernschaft aus 13 Dörfern versammelte sich vor dem hölzernen Palaste des Schlachzig; hier sollten sie von der russischen Commission untersucht und die geeigneten Rekruten vorläufig verzeichnet werden.

„Endlich erschien der Montag, der Tag der Conscription. Ziemlich früh, denn es war kaum über fünf Uhr Morgens, wurden wir, nämlich ich und mein Freund, aus unserm süßen Lebenstode, den wir im sternhimmlischen Speisezimmer auf einer eleganten, d. h. mit Teppichen überdeckten Streu feierten, durch die stellpflichtige Bauernschaft eines entfernten Dorfs geweckt, die bereits sammt ihrer Angst angekommen war und sich in den sonderbarsten Gestalten mit entpudelmützten Gehirn- und Geistesbehältern vor unsern Fenstern versammelt hatte. Sie bestand aus 16 Personen, deren jede ein gewaltiges Brot (die Conscription dauert gewöhnlich mehre Tage), in Lappen, Birkenreiser oder Stroh geflochten, an einem über den Hals gezogenen Stricke auf dem Rücken trug. Mehre legten sich gleich mit der Ankunft ins Gras nieder und beschäftigten ihre Zähne. Andere setzten sich, um, mit dem Rücken an das Haus gelehnt, das Stück Nacht, das ihre Wanderung verschlungen hatte, ihrer Schlafsucht nachzuliefern. Einige Andere wieder tappten mit gewaltigen Tritten in ihren Riesenstiefeln und wie Eisbäre in ihren bis auf die Stiefeln herabreichenden filzigen weißen Suckmanen (Kitteln) auf und nieder, um den Frost

*) Der Verf. schreibt fremde Wörter so, wie man sie in Deutschland häufig ausspricht, d. h. schlecht; z. B. Schurnal, Sose (Sauce), Kor und Köre (Corps), Rentiers, Arwangsemang, Schäse, Equipasche, Brangsche, schenlren, Kulör, Loschi, Büro u. s. w. (doch kommen auch ein paar Inconsequenzen vor, z. B. Plateau, Trottoir). Waren ihm die ausländischen Worte so sehr zuwider, so hätte er sie lieber ganz vermeiden sollen.

sammt der Verzweiflung aus dem Leibe zu treten. Überhaupt präsentirten die Bauern meinen körperlichen Sinnen ein so eigenthümliches Bild, daß meine geistigen Sinne sich den Verlust des wonnevollsten Morgentraums, und wenn ihn die Göttin der Nacht Rosen-, Zuckerbrot-, Ananas- und Schweins-bratenauen mit einem Schock der dickbäckigsten Mädchen zusammenzubacken bestimmt gehabt hätte, gern gefallen lassen durften."

„Gegen neun Uhr Morgens kam auf einer abgenutzten Bryczka, von zwei kleinen dürren Pferden gezogen, nebst seinem mit 21 Gulden (3½ Thaler) Jahrgehalt angestellten Schreiber, der Bürgermeister eines benachbarten Städtchens an, der als Vielwisser, d. h. in diesem Falle als ein Mensch, der durch heimliche Spürerei die Bestände der Dörfer an Familien, namentlich an etwa zugelaufenen Familien, die stellpflichtige aber im Kirchenbuche des Sprengels nicht verzeichnete und der Behörde darum unbekannte Söhne haben könnten, in Erfahrung gebracht hat, zur Conscription beordert war. Da derselbe ein sehr kleines, noch dazu verhaßtem bürgerlichem Menschengebein entsprungenes Amtslicht war, so ließ ihm unser Schlachzız seinen von den verfaulten Gliedmaßen seiner Ahnen rühmlich ererbten Adelstolz zum Empfange entgegeneilen; ich meine: er opferte dem grünberockten und rothbekragten Bürgermeister kein Atom seiner Stiefelsohlen und ließ denselben, als er auf eigene Faust ins Zimmer trat, unter eine gewaltig hochgestülpte Nase treten, ähnlich wie die vierfüßigen Schweine, die den Rüssel krampfig in die Höhe ziehen, wenn ihnen ein Igel darunter läuft, um mit ihnen für nachahmende Zweifüßler einen Titel zu combiniren."

„Bald nach dem Bürgermeister kam mit einem Schreiber der Komisarz Obwodu (Obwodschaftscommissar) aus der drei Meilen entfernten Obwodschaftsstadt. Er war eigentlich das Herz der Commission, denn in seinen Händen befanden sich alle Papiere und Register; er ordnete — natürlich auf höhern Befehl — Conscription und Rekrutirung an u. s. w. Ihm, als einem Mann, dessen Blut zwar von städtischer, aber edler Sorte war, schnitt unser Schlachziz eine nicht verachtenswerthe Portion von Empfangsceremonien zu, sowie auch den beiden russischen Ärzten, die in Begleitung mehrer jugendlichen Chirurgen erschienen."

„Mit dem Eintritt dieser Ärzte kam eine Scene zum Leben, die zwar der Conscription unzugehörig, doch als eine interessante Extrapartie nicht weggelassen zu werden verdient: Bisher waren ununterbrochen unsere Frau Wirthin, die bebartete Edeldame, und ihre Tochter in unserer Mitte im Speisezimmer, in dem die Versammlung statt hatte, gewesen und hatten ihre Freundlichkeit sammt den hineingewickelten Liebesangeln geschäftig bald Diesem, bald Jenem durch Augen, Ohren und alle Begriffsinstrumente zu Herzen geführt. Sobald aber die beiden Ärzte — Russen — eintraten, entwichen die beiden Engelsgestalten durch die zweite Thür, erhoben sich auf eine bereit stehende Bryczka, fuhren davon und beschwängerten den hölzernen Palast nicht eher wieder mit ihrer weiblichen Holdseligkeit, als er von den Russen entbunden und die Conscription völlig vorüber war. Diese patriotische Flucht hatte ein höchst eigenthümliches Ansehen. So, dachte ich, fährt die liebeschmeichelnde Katze aus dem Taubenschlage, wenn eine Eule hineinkommt, und der Honigkuchen aus dem Magen bei Ankunft von Rhabarber."

„Alle Glieder der Commission bis auf den Kopf, nämlich den Schangdarmen-Pulkownik (Oberst), der bei der Commission zwar das Haupt war, aber nichts weiter zu thun hatte als zu sehen und zu hören, ob das Herz und die Adern auch das polnische Blut mit der gesetzlichen Forse in den Hintern spediren, waren bereits angelangt. Mit der Ankunft des Pulkownik fuhr in den ersten Act der Conscription erst ein lebendiger Geist."

In dieser Weise fährt der Verf. fort, die Auftritte des Conscriptionsgeschäfts ausführlich zu schildern. Die Bauern werden nackt vor die ganze Commission gestellt, vermessen und ärztlich untersucht. Das Resultat der Untersuchung wird aber sorgfältig verheimlicht, und damit die Auserwählten nicht vor ihrer später erfolgenden Einkleidung die Flucht ergreifen, entläßt der Commissarius sämmtliche Bauern mit dem Bedeuten: „sie könnten sich jetzt getrost wieder in ihr Dorf zurückbegeben und das Fernere ganz ohne Sorgen erwarten; denn er glaube schwerlich, daß Jemand von ihnen zum Militairdienst werde gezogen werden." Mit diesem trügerischen Troste kehren die Leute heim. Erst nach einigen Monaten erfolgt die eigentliche Aushebung; ganz unvermuthet und gewöhnlich bei Nacht werden die betreffenden Bauern überfallen, unter sicherer Bedeckung nach einer Festung gebracht und nachdem sie dort eingekleidet worden, in das Innere des russischen Reichs transportirt. Die Dienstzeit währt 25 Jahre; nur Wenige werden ihr Vaterland wiedersehen und somit wird auch auf diesem Wege die polnische Nationalität vernichtet.

Der polnische Adel war vom Militairdienste frei und ist es auch noch jetzt; vor der Revolution von 1830 waren alle über dem Bauer- und niedern Handwerkerstand erhabenen Familien adelig, sodaß nur die untersten Volksclassen militairpflichtig waren. Doch kam es auch diesen zum Kriegsdienst verpflichteten Polen zu statten, daß vor jener Zeit die polnische Armee nur in ihrem Vaterlande stand. Bald nach der Revolution wurden aber von den Russen Adelsdeputationen eingesetzt und von denselben eine unzählige Menge polnischer Familien ihres bisherigen Adels verlustig erklärt. Hierdurch wurden die Kinder vieler honetten und vornehmen Leute militairpflichtig, was um so schrecklicher ist, als sämmtliche polnische Rekruten nicht im Lande bleiben, sondern in das tiefste Rußland, meist an den Kaukasus, versetzt werden und voraussichtlich den grausamen Beschwerden einer fünfundzwanzigjährigen Dienstzeit erliegen müssen. Nun erfahren wir aus dem vorliegenden Buche, welches Auskunftsmittel den Kindern angesehener Bewohner Warschaus geboten ist, um jenem traurigen Schicksal zu entgehen.

„Die russische Behörde ist zartfühlend geworden. Sie hat einer Menge von vornehmen Familien Polens das adelige Blut in gemeines verwandelt, und dies, erkannte sie bald, war sehr hart. In Folge dessen sollten die Söhne dieser polnischen Familien zum Militair und zwar zu Hunderten von Meilen weit in das verhaßte Rußland: und dies war noch weit härter. Das fühlte die Behörde wohl, da sie einmal zartfühlend geworden war, und da das Zartgefühl auch Mitleid besitzt, so suchte sie nun ein Mittel, den Schmerz der unglücklichen Familien so weit als zulässig zu mildern. Sie organisirte also im vorigen Jahrzehnd in Warschau mehre kleine Militairclassen, z. B. eine für Straßenreiniger (Leute, die mit einem einspännigen, zweiräderigen kaiserlichen Karren die in den Straßen liegenden, nach Policeiverordnung von den Hauswirthen oder deren Hausknechten zusammengekehrten Schmuzhaufen aufladen und in die Weichsel fahren, oder bei heißem Wetter die staubigen Hauptstraßen mittels eines eigens dazu eingerichteten Fuhrwerks mit Wasser besprengen), eine zweite für Schornsteinfeger (das freie Civilgewerbe der Schornsteinfeger wurde aufgelöst und zum Staatseigenthum gemacht), eine dritte für Feuerlöscher (diese drei Classen sind in der Feuerlöschanstalt vereinigt), eine vierte für den Dienst bei der Municipalbehörde (diese grün uniformirte Classe ist die anständigste; in sie treten die jungen Polen, um Schlimmeres zu vermeiden, mit besonderer Begünstigung als Freiwillige, als welche sie sich selbst zu beköstigen und nur acht Jahre — eine hübsche Zeit! — zu dienen haben), und eine fünfte zur Reinigung der Stadtlampen sollte, wie man sagt, noch entstehen. In diese Classen nun wollte die Behörde die militairpflichtigen Söhne der vornehmen polnischen Familien zum Beweise ihrer Gunst und ihres Mitleids (in Warschau behauptet man: zur tiefern Demüthigung der Polen) aufnehmen und meinte denn: «Seht ihr, ihr honetten entadelten polnischen Familien, wie gut wir es meinen!» Wir haben euch freilich das adelige Blut aus den Adern gezapft;

*94. Thurn (G. F.), Gedichte. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

*95. *Thienemann (F. A. L.)*, Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft. Mit 100 colorirten Abbildungen. Gr. 4. In Heften.

Dieses für die Ornithologie äußerst wichtige Werk wird in 10 Heften erscheinen, deren jedes 10 Tafeln und ungefähr 6 Bogen Text enthalten wird; das erste Heft wird im Laufe des Sommers ausgegeben werden.

*96. Venedey (J.), Irland. Zwei Bände. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

97. Veinticinco Comedias de *Lope Felix de Vega Carpio*, con su vida y notas criticas, escogidas y ordenatas por D. Eligo Baron *de Münch-Bellinghausen* y D. *Fernando José Wolf*. Gr. 12. Geh.

*98. *Wieke (E. Kr.)*, Ve..
grossen Veitstanzes und der ..h einer Monographie des ..wegung, nebst Bemerkungen über unwillkürlichen Muskelbe- Beriberi. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ng..den Tarantaltanz und die

---

Vortheilhaftes Anerbieten für die B.. Auflagen des Conversations-Lexitzer früherer

In allen Buchhandlungen ist eine ausführliche ..ikon. finden, in welcher die Verlagshandlung des Conversat..handigung zu ..kon sich erbietet, frühere Auflagen dieses Werks geg..-Lexi.. jetzt neu erscheinende **neunte** verbesserte und sehr vermeh.. die Auflage umzutauschen. Es werden daher die Besitzer **frühere**.. **Auflagen des Conversations-Lexikon** auf dieses Anerbieten, welches nur für eine **kurze Zeit** in Kraft bleibt, aufmerksam gemacht.

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** (à *Paris:* même maison, Rue Richelieu No. 69) werden im Laufe des Jahres 1844 folgende Werke erscheinen:

*1. Écho de la littérature française. Quatrième année. 1844. 52 Nrn. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 5 Thlr. 10 Ngr.

Erscheint jeden Freitag und bietet eine Auswahl des Besten und Interessantesten aus der gesammten französischen Journalistik. Inserate werden mit 1½ Ngr. für die Zeile berechnet, und besondere Anzeigen gegen Vergütung von 1 Thlr. beigelegt. Neu eintretenden Abonnenten auf den Jahrgang 1844 werden die drei ersten Jahrgänge für die Hälfte des ursprünglichen Preises, für 8 Thlr. erlassen.

*2. Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XV. (1843.) In-8. — Bulletino dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel' anno 1843. In-8. — Monumenti inediti dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel' anno 1843. Folio. Roma. Pränumerations-Preis dieses Jahrgangs 14 Thlr.

Diese artistisch und wissenschaftlich werthvollen Schriften des Instituts für archäologische Correspondenz in Rom beginnen mit dem Jahre 1829, und können wir dieselben complet à 18 Thlr. per Jahrgang liefern. Den Jahrgang 1842 geben wir noch zum Pränumerationspreis von 14 Thlr.

---

3. Le Canconiere de *Juan Alfonso de Baena*, ou Collection d'anciens troubadours espagnols inédits. 4 vols. Gr. 12. Geh.

*4. Carlyle (Th.), Die französische Revolution. Eine Historie. Aus dem Englischen von P. Feddersen. Drei Theile. Gr. 12. 5 Thlr.

*5. *Malczeski (Antoni)*, Marja, powieść ukraińska. Neue Ausgabe. 8. 22½ Ngr.

Exemplare in englischem Einband werden mit 5 Ngr., in Prachtband mit Goldschnitt mit 10 Ngr. höher berechnet.

*6. *Masse (J. N.)*, Vollständiger Handatlas der menschlichen Anatomie. Deutsch bearbeitet von *F. W. Assmann*. Siebente Lieferung und folgende.

Das ganze Werk wird aus 20 Lieferungen bestehen, deren jede fünf Kupfer der pariser Originalausgabe nebst einem sehr sorgfältig bearbeiteten Text enthält. Der Preis einer Lieferung mit schwarzen Kupfern ist 11¼ Ngr., mit illuminirten Kupfern 17½ Ngr.

*7. Mickiewicz (Adam), Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände, gehalten im Collége de France. Deutsche, mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe. Dritter Theil. Gr. 12. Geh.

Der erste Theil in zwei Abtheilungen (1843), kostet 2 Thlr. 20 Ngr., der zweite Theil, ebenfalls in zwei Abtheilungen (1843), 2 Thlr. 10 Ngr.

8. Otterburg (D. J.), Pariser klinische Forschungen. Erste Lieferung. Gr. 8. Geh.

9. *Szosalski (V.)*, Die Instrumente und Maschinen der heutigen Chirurgie und Geburtshülfe in bildlicher Darstellung und mit ausführlicher Anweisung zu ihrem Gebrauche. In 100 Blättern. Imp. 8.

*10. Corberon (Comte de), Contes populaires de l'Allemagne. Tome I. Gr. 8. 2 Thlr. Ausgabe auf Velinpapier 2½ Thlr.

*11. *Jouffroy (H.)*, Catechisme de l'économie politique. Gr. 8. Geh.

Von dem Verfasser erschien bereits daselbst:

Science des finances, exposée théoriquement et pratiquement, et expliquée par des exemples tirés de l'histoire financière moderne de l'Europe. Ouvrage traduit de l'Allemand de M. de Jacob. 2 vols. Gr. 8. 1841. 5 Thlr.

Catéchisme de droit naturel, à l'usage des étudiants en droit. Gr. 8. 1841. 1 Thlr.

Manuel de littérature ancienne, ou court aperçu des auteurs classiques de l'archéologie, de la mythologie et des antiquités des Grecs et des Romains. Ouvrage traduit de l'allemand. Gr. 8. 1842. 3 Thlr.

Philosophie critique de Kant, exposée en vingt-six leçons. Ouvrage traduit de l'allemand. Gr. 8. 1842. 1⅓ Thlr.

Le droit canon et son application à l'église protestante. Manuel traduit de l'allemand. Gr. 8. 1843. 1⅓ Thlr.

Zu gefälliger Beachtung!

Ein bedeutendes Lager von Werken der ausländischen Literatur, namentlich der französischen, englischen und italienischen, sowie die vielseitigsten Verbindungen mit dem Auslande setzen uns in den Stand, alle uns ertheilten Aufträge zu den billigsten Preisen mit möglichster Schnelligkeit auszuführen; wir empfehlen uns daher Allen, die Bedarf davon haben, und sind stets bereit, nähere Auskunft über unsere Bedingungen u. s. w. zu ertheilen.

Eine regelmässige Übersicht der wichtigsten Erscheinungen der französischen Literatur gewährt unser

Bulletin bibliographique de la littérature étrangère,

welches mit 1844 seinen achten Jahrgang beginnt; alle 2 Monat erscheint eine Nummer und ist dasselbe durch jede gute Buchhandlung *gratis* von uns zu erhalten.

Ferner sind von uns folgende Kataloge *gratis* zu beziehen:

1) Die Werke der drei orientalischen gelehrten Gesellschaften in England;

2) Verlagswerke der Neuen Buchhandlung *(J. Lukaszewicz & Poplinski)* in Posen,

welche für Deutschland durch *Brockhaus & Avenarius* in Leipzig zu beziehen sind.

An alle Lachlustigen!

Das im Gebiete des Humoristischen classische, wahrhaft einzige Werk (Karl Julius Weber's):

Demokritos,

oder

hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen.

Zwölf starke Bände.

Elegant broschirt. In Octav.

ist in der Unterzeichneten wieder um den Subscriptionspreis von 7⅓ Thlr., oder 12 Fl., zu haben.

☞ **Ein wahres Capital von Witz und Humor, eine Hauspostille unversiegbarer Heiterkeit!**

In allen Buchhandlungen Deutschlands und Östreichs zu haben.

Stuttgart, im April 1844.

Scheible, Rieger und Sattler.

Paris.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Paris

im

Frühjahre 1843.

Berichte und Schilderungen

von

L. Rellstab.

Drei Theile. 8. Brosch. 4⅙ Thlr.

Dies mit Lebendigkeit und Frische geschriebene Werk wird ebenso wol ein nützliches Handbuch für Die sein, welche Paris mit seiner Masse von Interessantem zum ersten Male besuchen, als für die Leser, welche Paris schon kennen, und mit den vom Autor gegebenen Berichten und Schilderungen interessanten Stoff zu Vergleichungen erhalten.

Nunmehr ist **vollständig** erschienen und durch alle Buchhandlungen auf feste Bestellung zu haben:

Dr. Gottl. Wilh. Bischoff's Handbuch der botanischen Terminologie und Systemkunde.

Die **siebente und letzte Abtheilung**, das vollständige Register, 43 Bogen stark, Preis 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 gGr.), oder 3 Fl. 45 Kr., ist soeben an die Abnehmer versendet worden. Dieser letzten Lieferung sind auch die Haupttitel für Band 1—3, sowie die Inhaltsverzeichnisse und Verbesserungen beigegeben, um das ganze aus 170 Druckbogen und 77 Tafeln bestehende Werk in drei gleichförmige Bände binden lassen zu können.

Inhalt und Preis der drei Bände:

Erster Band. Die Einleitung, die allgemeinen und die besondern für die phanerogamischen Pflanzen gebräuchlichen Kunstausdrücke enthaltend. Mit 4 lithographirten Tafeln. 6 Thlr., oder 9 Fl.

Zweiter Band. Die für die kryptogamischen Pflanzen gebräuchlichen Kunstausdrücke enthaltend. Mit 30 lithographirten Tafeln. 5 Thlr. 15 Ngr. (5 Thlr. 12 gGr.), oder 8 Fl. 15 Kr.

Dritter Band. Die Systemkunde und das Register enthaltend. 4 Thlr. 15 Ngr. (4 Thlr. 12 gGr.), oder 6 Fl. 45 Kr.

Die drei Bände werden complet auf Verlangen dauerhaft cartonnirt versendet und für diesen Einband 10 Ngr. (8 gGr.), oder 36 Kr., mehr berechnet.

Nürnberg, am 12. Juni 1844.

Joh. Leonh. Schrag.

In unterzeichnetem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Deinhardstein.

Gr. 8. Geh. 1½ Thlr. Geb. in Sarsenet 1⅚ Thlr.

Der als Dramatiker beliebte Verfasser bietet hier die schönsten und anmuthigsten Producte seiner gemüthvollen, aus immer echt dichterischem Drange entspringenden Lyrik allen Freunden und Freundinnen der Poesie dar.

Duncker & Humblot in **Berlin.**

Allgemeine Preßzeitung.

Herausgegeben von Dr. **A. Berger.**

1844. Mai. Nr. 36—44.

Inhalt: Beitrag zur Lehre vom Nachdruck musikalischer Compositionen. Erster Artikel. Von J. K. (Beschluß.) — Der den Erben eines Bühnenschriftstellers oder Bühnencomponisten zu gewährende Schutz. — Nachdruck in Journalen. — Bekanntmachung des Stadtraths zu Leipzig, die Ernennung der Centralcensoren und die Erhebung der Censurgebühren betreffend. — Darf der wegen Injurien rechtskräftig Verurtheilte, um sich gegen das Strafurtheil zu rechtfertigen, oder um wissenschaftlicher Zwecke willen, Actenstücke veröffentlichen, in welchen die Injurien wiederholt werden? Von H. — Ein Urtheil Hitzig's über das Alker'sche Werk: „Preußens Preßgesetze und der Buchhandel in Preußen". — Eine Aufgabe für die „Preßzeitung". Von Hitzig. — Der zweite Abschnitt des §. 7 des provisorischen Preßgesetzes vom 20. Sept. 1819. Von A. Berger. — Proceß gegen den Abbé Combalot wegen Beleidigung der Universität und anderer Preßvergehen. — Über das Recht der Autoren gegenüber den Übersetzern ihrer Werke. Von J. K. — Zur Charakteristik der deutschen Censur. — Die Verhandlungen der Generalversammlung des Börsenvereins in Leipzig am 5. Mai 1844. — Erkenntnisse des königl. preuß. Obercensurgerichts. XIV, XV. — Der Kaufmann Jacobi in Lübeck und seine Richter. — Das königl. sächs. Gesetz „den Schutz der Rechte an literarischen Erzeugnissen und Werken der Kunst betreffend" vom 22. Febr. 1844 verglichen mit der frühern sächsischen Gesetzgebung und mit den Gesetzen einiger andern deutschen Bundesstaaten. Von A. Volkmann. — Die dänische Preßgesetzgebung. — Proceß gegen das Journal „La Nation" wegen Preßvergehen. — Nachtrag zu der in Nr. 17 der „Preßzeitung" aufgeworfenen Frage: Wie weit reicht das Eigenthum eines Übersetzers? — **Bücherverbote; Nachrichten und Notizen; Literarische Anzeigen.**

Von der **Allgemeinen Preßzeitung** erscheinen wöchentlich zwei Nummern. Preis des Jahrgangs 5⅓ Thlr.

Anzeigen werden in den Spalten des Blattes abgedruckt und für den Raum einer Zeile 1¼ Ngr. berechnet, **besondere Anzeigen** gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im Juni 1844.

F. A. Brockhaus.

In **Karl Gerold's** Verlagsbuchhandlung in **Wien** ist erschienen:

Jahrbücher der Literatur.

Hundertfünfter Band.

1844.

Januar. Februar. März.

Inhalt des hundertfünften Bandes.

Art. I. Zwölf Reisewerke über das Morgenland. — II. Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Lithauischen, Gothischen und Deutschen, von Franz Bopp. Berlin 1833. — III. Das Niello-Antipendium zu Klosterneuburg in Östreich, verfertigt im 12. Jahrhundert von Nikolaus aus Verdun. In der Originalgröße lithographirt von Camesina. Beschrieben von Arneth. Wien 1844. — IV. 1) Pindari carmina quae supersunt cum deperditorum fragmentis selectis ex recensione Boeckhii commentario perpetuo illustravit Ludolphus Dissenius. Editio altera auctior et emendatior. Curavit *F. G. Schneidewin*. Sect. I. Carmina cum annotatione critica. Gothae 1843. 2) Poetae Lyrici Graeci. Edidit *Bergk*. Lipsiae 1843. — V. 1) Atlas der Cranioskopie (Schädellehre), oder Abbildungen der Schädel- und Antlitzformen berühmter oder sonst merkwürdiger Personen. Von Dr. C. G. Carus. Heft 1. Leipzig 1843. 2) Atlas de Cranioscopie ou dessins etc., par le Dr. *Ch. G. Carus* etc. 1 Cahier. — VI. Mythologische Forschungen und Sammlungen von Wolfgang Menzel. Erstes Bändchen. Stuttgart und Tübingen 1842. — VII. 1) Ausweis über den Handel Östreichs im Verkehre mit dem Auslande, und über den Zwischenverkehr von Ungern und Siebenbürgen mit den andern östreichischen Provinzen im Jahre 1840. Erster Jahrgang, erste Abtheilung. 2) Ausweis über den Handel Östreichs rc. rc. in den Jahren 1831—40. Erster Jahrgang, zweite Abtheilung. 3) Ausweis über den Handel Östreichs rc. rc. im Jahre 1841. Zweiter Jahrgang. — VIII. Wilhelm Waiblinger's gesammelte Werke; mit des Dichters Leben, von H. v. Canitz. Rechtmäßige Ausgabe letzter Hand. Neun Theile. Hamburg 1839—40. — IX. Geschichte der bildenden Künste, von Karl Schnaase. Zwei Theile. Düsseldorf 1843. — X. J. Stierle-Holzmeister's gesammelte humoristische Novellen, Erzählungen und Gedichte. Drei Bändchen. Wien 1844. — XI. 1) Beiträge zur Geschichte Basels, herausgegeben von der historischen Gesellschaft zu Basel. Basel 1839. 2) Beiträge zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben von der historischen Gesellschaft zu Basel. Basel 1843. — XII. 1) Gerardi Joannis Vossii de Historicis Graecis. Libri Tres. Edidit *Antonius Westermann*. Lipsiae 1838. — 2) *ΜΥΘΟΓΡΑΦΟΙ*. Scriptores Poeticae Historiae Graeci. Edidit *Antonius Westermann*. Brunsvigae 1843. 3) Fragmenta Historicorum Graecorum Hecataei, Charonis, Xanthi, Hellanici, Pherecydis, Acusilai, Antiochi, Philisti, Timaei, Ephori, Theopompi, Philarchi, Clitodemi, Phanodemi, Androtionis, Demonis, Philochori, Istri, Apollodori Bibliotheca cum Fragmentis. Auxerunt, Notis et Prolegomenis illustrarunt, Indice plenissimo instruxerunt *Car.* et *Theod. Mulleri*. Accedunt Marmora Parium et Rosettanum, hoc cum *Letronnii*, illud cum *C. Mulleri* Commentariis. Parisiis 1841.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. CV.

Untersuchungen über die freien Walliser in Graubünden und Vorarlberg. Mit einigen diese Gebiete betreffenden historischen Erläuterungen. Von Jos. Bergmann.

In der **Kümmel'**schen Sortimentsbuchhandlung in **Halle** ist erschienen:

Friedrich Arndt,

Prediger an der Parochialkirche zu Berlin,

Morgenklänge aus Gottes Wort.

Ein

Erbauungsbuch auf alle Tage im Jahre.

3ter Band.

Elegant geheftet 25 Sgr. (20 gGr.)

Das vorstehende Andachtsbuch des rühmlichst bekannten Verfassers **unterscheidet sich von allen andern Andachtsbüchern** der Art dadurch, daß es 1) nicht blos **Eigenes** und **Selbsterfahrenes**, sondern zugleich eine **liebliche Blumenlese des Kräftigsten** und **Erhebendsten** darbietet, das in den **bedeutendsten ascetischen Schriftstellern aller Jahrhundete der christlichen Kirche** niedergelegt ist, und daß es 2) nach dem **Kirchenjahre** geordnet ist und dem Leser die Möglichkeit gewährt, an jedem Sonntage Sonntagsandachten, an jedem Festtage Festbetrachtungen zu lesen. Somit bleibt es **immer neu** und **zeitgemäß**, und eignet sich, wie kein anderes, zu einem **passenden Geschenk.**

Auf das am 1. Juli beginnende neue vierteljährliche Abonnement der

Deutschen Allgemeinen Zeitung

werden bei allen Buchhandlungen und Zeitungsexpeditionen des In- und Auslandes Bestellungen angenommen. Der Preis ist in **Sachsen** vierteljährlich 2 Thlr., in den übrigen Staaten aber wird derselbe nach Maßgabe der Entfernung von Leipzig erhöht. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr.

☞ Als Feuilleton wird den Abonnenten dieser Zeitung in besondern Beilagen eine Übersetzung von **Eugen Sue's** neuestem Romane

Der ewige Jude

gratis geliefert. Dieser Roman erscheint in **Paris** vom 25. Juni an als Feuilleton des **Constitutionnel** und die **Deutsche Allgemeine Zeitung** wird die Übersetzung desselben stets einige Tage nach dem Erscheinen des Originals bringen.

Leipzig, im Juni 1844.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. №. XVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Ankündigung und Einladung zur Subscription.

Systematischer

BILDER-ATLAS

zum

Conversations-Lexikon.

Ikonographische Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste.

500 in Stahl gestochene Blätter in Quart

mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, aus der Religionsgeschichte und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, den zeichnenden und bildenden Künsten, der allgemeinen Technologie rc.

Nebst einem erläuternden Texte.

Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von

J. G. HECK.

Vollständig in 120 Lieferungen von 4—5 Blatt.

Preis jeder Lieferung 6 Ngr. = 22 Kr. Rh. = 18 Kr. C.-M.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.
1844.

Prospectus.

Seit mehren Jahren hat sich das Bedürfniß eines **Bilder-Atlas** zu dem **Conversations-Lexikon**, der in anschaulicher Darstellung die Hauptmomente in Kunst, Leben und Wissenschaft, ihrer historischen und nationalen Entwickelung nach, vorführte und bei mäßigem Preise Jedem zugänglich wäre, lebhaft herausgestellt.

Die vielen Prachtwerke über die einzelnen Zweige der Kunst und Natur sich anzuschaffen, übersteigt die Kräfte selbst des Wohlhabenden. In den mit Recht so vielgerühmten französischen und englischen Encyklopädien suchen wir, was die künstlerische Anordnung und Ausführung der sie begleitenden Tafeln anbelangt,

vergebens jenen nothwendigen Zusammenhang in der Darstellungsweise der verschiedenen Zweige des menschlichen Wissens, der allein geeignet ist, dem Lernbegierigen eine klare Anschauung derselben zu geben. Tausende von Gegenständen, die recht gut zur künstlerischen Darstellung sich eigneten, fanden entweder gar keinen oder doch nur einen allzu beschränkten Platz. Andere, deren man oft sehr weitläufig gedachte, lassen dagegen viel zu wünschen übrig in Bezug auf deren treue künstlerische Ausführung. Doch auch abgesehen von diesen Mängeln, sind und bleiben sie, ihres hohen Preises wegen, unzugänglich für die große Mehrzahl des lernbegierigen Publicums.

Die bisherigen Versuche dieser Art in Deutschland muß selbst der mildeste Beurtheiler verfehlt nennen, denn die meisten derselben sind ohne Plan und Zusammenhang abgefaßt, alle aber in der Ausführung weit hinter den Fortschritten der Wissenschaft und Kunst zurückgeblieben. Eine Vergleichung des nachstehenden Planes und der ersten Lieferungen unsers Werkes mit jenen, dem Publicum bereits bekannten wird die Wahrheit dieser Behauptung darthun; denn alle haben mit unserm Unternehmen weiter nichts gemein als den Titel.

Diese und ähnliche Erwägungen gaben der Verlagshandlung die nächste Veranlassung zur Herausgabe des vorliegenden Werkes, dessen Ausführung dem Unterzeichneten übertragen wurde. Inwiefern er aber seine Aufgabe richtig aufgefaßt, inwiefern er die künstlerische Ausführung, welche selbst zu leiten er zugleich übernommen, den Ansprüchen der Gegenwart anpaßte, das überläßt er dem Urtheil der Kenner.

Das Werk zerfällt in **zehn Hauptabtheilungen**, deren jede ein für sich bestehendes Ganzes bildet. Jede Hauptabtheilung zerfällt in **Unterabtheilungen**, diese zerfallen wieder in **Serien**, und zwar so, daß jede dieser Serien nur diejenigen Gegenstände bildlich dargestellt enthält, die einen eigenthümlichen Zweig der Wissenschaft ausmachen. Auf diese Weise wird die Übersicht und das Aufsuchen der einzelnen Gegenstände ungemein erleichtert.

Jeder Hauptabtheilung folgt am Schlusse ein entsprechender **Text**, der, außer der möglichst kurzen, aber genauen Beschreibung und Erklärung jedes bildlich dargestellten Gegenstandes, eine summarische Übersicht der diese Abtheilung bildenden Wissenschaft enthalten wird, ihrer Theorie, ihres Ursprungs und ihrer allmäligen historischen Entwickelung. **Alphabetische Namen- und Sachregister** für das ganze Werk werden am Schlusse desselben gegeben werden.

J. G. Heck.

Plan des Werkes.

Erste Abtheilung. Mathematische und Naturwissenschaften.

A. Mathematische Wissenschaften.
1. Mathematik
2. Astronomie und Kosmographie.
3. Mechanik, Statik ꝛc.

B. Naturwissenschaften und Medicin.
1. Physik.
2. Meteorologie.
3. Mineralogie.
4. Chemie.
5. Geologie.
6. Botanik.
7. Zoologie.
8. Anthropologie (Menschenracen, Physiognomik, Anatomie ꝛc.).
9. Chirurgie.

Zweite Abtheilung. Geographie.

A. Allgemeine Geographie.
1. Hydrographie. Orographie.
2. Zonen und Klimate. Vulkane. Windrose, Windgürtel ꝛc.

B. Besondere Geographie.
1. Geographie des Alterthums.
2. Geographie des Mittelalters.
3. Geographie der neuern Zeit (1492—1789).
4. Reisen. Reisen um die Welt, Entdeckungsreisen, Haupt-Handelsstraßen.
5. Geographie der Gegenwart. Die Länder Europas, Asiens, Afrikas, Amerikas und die Inseln Australiens.

C. Planographie.
1. Städtepläne.
2. Topographische Karten merkwürdiger Schlachtfelder.

Dritte Abtheilung. Archäologie, oder Völkerkunde der alten Welt und des Mittelalters.

A. Classisches Alterthum.
Trachten, Sitten und Gebräuche, Spiele, Geräthschaften, Münzen, Gräber ꝛc.
1. Griechen.
2. Etrusker und Römer.

B. Nichtclassisches Alterthum.
Trachten, Sitten und Gebräuche, Spiele, Geräthschaften, Münzen, Gräber ꝛc.
1. Aegypter.
2. Inder und Chinesen.
3. Meder, Perser, Parther, Assyrier, Babylonier.
4. Phönizier, Karthager, Phrygier, Lydier, Thrazier und Sarmaten.
5. Germanen, Gallier und Briten.

C. Christliche Archäologie.
1. Katakomben und Krypten (unterirdische Grüfte, Kapellen).
2. Die ersten Kirchen und Basiliken.
3. Sarkophage der Märtyrer. Reliquien ꝛc.

D. Mittelalter.
Trachten, Sitten und Gebräuche, Spiele, Geräthschaften, Münzen, Gräber ꝛc.
1. Die mitteleuropäischen Völker.
2. Feudalzustände. Klöster, Wallfahrten ꝛc.
3. Kreuzzüge. Ritterwesen, Turniere, Zweikämpfe.
4. Frei-, Fem-, Gottesgericht, Inquisition.
5. Mönchs- und Nonnenorden.
6. Ritter- und Damenorden.
7. Heraldik. Wappenschilde.
8. Freimaurer- und andere geheime Orden.

Vierte Abtheilung. Völkerkunde der Gegenwart.

A. Nationaltrachten.
Nationaltrachten, charakteristische Beschäftigungen, Nationalphysiognomien ꝛc.
1. Die europäischen Nationaltrachten von Karl dem Großen bis zur französischen Revolution nach den Hauptepochen geordnet.
2. Nationaltrachten der Europäer.
3. Nationaltrachten der Asiaten.
4. Nationaltrachten der Afrikaner.
5. Nationaltrachten der Amerikaner.
6. Nationaltrachten der Oceanier.

B. Nationalsitten.
Nationalspiele, Sitten und Gebräuche ꝛc.
1. Die Hauptvölker Europas.
2. Die Hauptvölker Asiens.
3. Die Hauptvölker Afrikas.
4. Die Hauptvölker Amerikas.
5. Die Hauptstämme Oceaniens.

Fünfte Abtheilung. Kriegswesen, Armeen und Waffen ꝛc.

A. Kriegswesen des Alterthums.
Kriegertrachten, Heerordnung und Heerlager, Waffen, Fahnen und Feldzeichen, Kronen, Kriegswagen, Kriegselefanten ꝛc., Sitten und Gebräuche im Kriege, Triumphzüge und Kriegsopfer ꝛc.
1. Aegypter, Karthager, Meder, Perser und Inder.
2. Griechen, Etrusker und Römer.
3. Gothen, Sarmaten, Germanen, Gallier, Briten.

B. Kriegswesen des Mittelalters.
Trachten, Helme, Waffen und Rüstungen der Ritter, Knappen und Lanzenknechte, Taktik im Kriege, Sitten und Gebräuche in den Feldlagern, Disciplin und Strafen, Auszeichnungen, Paniere und Fahnen, Feldmusik ꝛc.
1. Normannen, Angelsachsen, Dänen und Stankuhler, englische und schottische Heere.
2. Deutsche Heere.
3. Französische, spanische und italienische Heere.

C. Kriegswesen der Gegenwart.
Uniformen, Waffen und Waffengattungen der europäischen und außereuropäischen Heere, Taktik und Strategie, Feldmusik und Feldlager, Auszeichnungen und Orden, Fahnen, Standarten, Cocarden ꝛc.
1. Die deutschen Bundestruppen.
2. Die französischen Armeen.
3. Die englischen Armeen.
4. Die russisch-polnischen Armeen.
5. Die spanischen und portugiesischen Armeen.
6. Die Schweizer-Bundestruppen.
7. Die italienischen Armeen.
8. Die dänischen und schwedisch-norwegischen Armeen.
9. Die holländischen und belgischen Armeen.
10. Die osmanischen und persischen Armeen.
11. Die chinesischen, japanischen, birmanischen Armeen.
12. Die amerikanischen Armeen.
13. Waffen der Wilden.

D. Kriegsmaschinen.
1. Alterthum.
2. Mittelalter.
3. Neuere Zeit und Gegenwart.

E. Befestigungskunst.
Verschanzte Lager, Circumvallationen, befestigte Städte, Angriffs- und Vertheidigungskrieg ꝛc.
1. Alterthum.
2. Mittelalter.
3. Neuere Zeit.
   a. Theoretische Befestigungskunst: Feldverschanzungskunst, Pon-

nier- und [illegible] stehende Befestigung und deren Systeme.

b. Angriff und Vertheidigung fester Plätze: Laufgräben, Bombenbatterien und Breschebatterien, unterirdischer Krieg (Minen), Sturm.

F. Arsenale.

1. Zeughäuser, Waffenmanufacturen, Kanonen- und Kugelgießereien.
2. Artillerie- und Armeefuhrwesen.
3. Pulverfabriken, Pyrotechnie (Feuerwerke und Kunstfeuer).

Sechste Abtheilung. Schiffbau und Seewesen (Marine).

A. Seewesen der Alten.

Anfänge der Schifffahrt, die ersten Schiffe, Kriegsschiffe, Handelsschiffe, ihre Ausrüstung ꝛc., Seekämpfe ꝛc.

1. Aegyptier, Inder, Phönizier und Karthager.
2. Griechen, Etrusker und Römer.

B. Außereuropäische Marine.

1. Chinesen, Japaner, Malaien, Inder.
2. Araber, Perser und andere Völker.
3. Canots und Piroguen der Wilden.

C. Seewesen der neuern Zeit und der Gegenwart.

1. Schiffsbau, Werften, Ausrüstung ꝛc.
2. Handelsmarine und Flußschiffe: Küstenfahrer, Postschiffe, große und kleine Kauffahrer, Wallfischfänger, Sklavenschiffe, Dampfschiffe.
3. Kriegsmarine: Aeltere europäische Schiffe, Galeeren ꝛc.; Wachtschiffe, Boote aller Art, Kanonenboote und Bombarden; leichte Kriegsschiffe aller Art; Fregatten; Linienschiffe; Kriegsdampfschiffe; Transportschiffe.
4. Schiffseinrichtung, Artillerie, Flaggen, Signale, Telegraphen, Gebräuche zur See ꝛc. Evolutionen und Manoeuvres; Taktik zur See.
5. Kämpfe, Seeschlachten.
6. Schiffsequipage nach der Rangordnung.
7. Seehäfen, Seearsenale, Bagnos, Hafenarbeiten, Leuchtthürme ꝛc.

D. Schiffs-Dampfmaschinen.

1. Schiffs-Dampfmaschinen: mit Schaufelrädern, mit Archimedischer Schraube.
2. Dampfschiffe und Maschinen zu Hafenarbeiten ꝛc.

Siebente Abtheilung. Denkmale der Baukunst.

A. Classisches Alterthum.

1. Theoretische Baukunst. Praktische Baukunst (die fünf Ordnungen). Unterschied der verschiedenen Systeme.
2. Denkmale der griechischen Baukunst.
3. Denkmale der etruskischen und römischen Baukunst.

B. Nichtclassisches Alterthum.

1. Denkmale der Aegypter.
2. Denkmale der Inder (brahmanische und buddhistische).
3. Denkmale der Chinesen und Japaner.
4. Denkmale der Meder, Perser und Babylonier.
5. Denkmale der Mexicaner und Peruaner.
6. Denkmale der Gallier und Briten.

C. Mittelalter.

1. Denkmale der byzantinischen Baukunst.
2. Denkmale der lombardisch-neugriechischen Baukunst.
3. Denkmale der saracenisch-maurischen Baukunst.
4. Denkmale der gothisch-deutschen Baukunst.

D. Uebergang zur neuern Zeit (Renaissance).

1. Denkmale in Italien aus dem 15. und 16. Jahrhundert.
2. Denkmale in Frankreich, Deutschland, England, Spanien ꝛc.

E. Neuere Zeit und Gegenwart.

1. Kirchen und Kapellen.
2. Schlösser und Paläste.
3. Theater, Bibliotheken, Museen und Stadthäuser.
4. Triumphbogen.
5. Moscheen, Hospitäler, Gefängnisse, Bazars.
6. Brücken, Wasserleitungen ꝛc.

Achte Abtheilung. Religion und Cultus.

A. Polytheismus.

a. Nichtclassisches Alterthum.

1. Religion der brahmanischen Inder: Mythologie, Cultus und Priester. Religion des Buddha (Buddhismus): Cultus der Thibetaner, Mongolen, Chinesen, Japaner und Siamesen. Religion der Perser (Parsismus): Cultus und Priester.
2. Religion der Aegypter: Mythologie, Cultus und Priester. Religion der Babylonier, Syrer, Phönizier, Karthager, Scythen, Slawen, Skandinavier, Germanen, Angelsachsen, Gallier, Briten und Iberier, Mexicaner und Peruaner.

b. Classisches Alterthum.

1. Gottheiten der Griechen und Römer.
2. Cultus der Griechen und Römer. Bildung der verschiedenen Systeme.

B. Monotheismus.

1. Judenthum. Cultus und Priester.
2. Christenthum. Cultus und Priester: die griechische, katholische, protestantische Kirche und verschiedene Sekten.
3. Mohammedanismus. Cultus und Priester.

Neunte Abtheilung. Schöne Künste.

A. Bildhauerkunst oder Plastik.

1. Nichtclassisches Alterthum: Büsten, Statuen, Basreliefs und andere Ornamente.
2. Classisches Alterthum: Büsten, Statuen, Basreliefs und andere Ornamente.
3. Neuere und neueste Zeit: Büsten, Statuen, Grabmäler, Basreliefs und Ornamente.

B. Zeichnende Kunst und Malerei.

1. Malerkunst des Alterthums: Ägypter, Griechen und Römer.
2. Malerschulen der neuern und neuesten Zeit: Italienische, französische, deutsche, niederländische, spanische und englische Schulen.

C. Graphik.

1. Alphabete.
2. Graphik auf Kupfer, Stahl und andere Metalle.
3. Medailleurkunst, Graphik auf Holz (Xylographie, Holzschneidekunst).

D. Lithographie.

1. Eigentliche Lithographie. Stich auf Stein.
2. Lithochromie (Farbendruck).

E. Buchdruckerkunst.

1. Typographie. Stereotypie. Schriftgießerei.

F. Musik und Theater.

1. Theoretische Musik, Scalen ꝛc.
2. Instrumente aller Art. Orgeln und deren Bau.
3. Mimik, Komödie, Tragödie ꝛc.
4. Scenerie: Maschinen ꝛc.

G. Tanzkunst.

1. Nationaltänze.
2. Ballete.

Zehnte Abtheilung. Nützliche Künste und Gewerbe (Technologie).

A. Oeffentliche Bauten.

1. Straßenbau
2. Brückenbau.
3. Kanalbau.
4. Construction der Eisenbahnen, atmosphärische Bahnen, Viaducte, Tunnels ꝛc., verschiedene Maschinen und Apparate, Locomotiven und Tenders, Eisenbahnwagen aller Art.

B. Bergbau und Hüttenwesen.

1. Merkmale und Aufsuchen der Mineralien.
   Ausbeutung der Stolln, Schachte ꝛc.
2. Hülfsmaschinen und deren Anwendung.
   Werkzeuge der Bergleute.
3. Innere und äußere Transportmittel.
   Erhaltungsmittel, Vorsichtsmaßregeln ꝛc.

C. Metallurgie.

1. Mechanische Zubereitung der Mineralien. Chemische Zubereitung der Mineralien. Markscheidekunst.
2. Maschinen und Präparate ꝛc.

D. Maschinenbau.

1. Einfache Maschinen.
2. Zusammengesetzte Maschinen: Taschenuhren, Pendel- und Thurmuhren, Handpressen der Buch-, Kupfer- und Steindrucker, Typographische Schnellpressen, Glätt- und Walzenpressen, Wagenbau, Wind- und Wassermühlen, Krahne aller Art, Telegraphen, Feuerspritzen, Rettungsmaschinen, Dampfmaschinen.

E. Manufacturen und Fabriken.

1. Einfache Apparate.
2. Zusammengesetzte Apparate (Maschinen): Flachs- und Wollspinnmaschinen, Seilereien, Bandwirkereien, Papiermanufacturen, Walzwerke, Drahtziehereien, Sägemühlen, Zuckerraffinerien, Tuchmanufacturen, Zeugweberei und -Druckerei, Kunstgießerei, Knopf- und Nägelmanufacturen, Bierbrauereien, Branntweinbrennereien, mechanische Tischlereien, Ziegelhütten, Töpferhütten ꝛc.

F. Landwirthschaft.

1. Eigentlicher Landbau: Urbarmachung des Bodens, Viehzucht, Ackergeräthe.
2. Gartenbau.
3. Forst- und Jagdwesen.
4. Fischerei (See- und Flußfischfang).

G. Handel.

1. Münzwesen: Münzprägung, Münzsorten, Papiergeld
2. Maße und Gewichte.

Das vorstehend angezeigte Werk schließt sich als ein Supplement an alle Originalausgaben, alle Nachdrucke und Nachbildungen des **Conversations-Lexikon** an, zunächst aber an die neunte Originalauflage desselben, und erscheint in

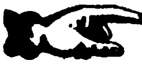
Einhundertundzwanzig Lieferungen in Quart,

jede von 4—5 Blatt; **die vollständige Lieferung des Werkes in 120 Lieferungen wird ausdrücklich garantirt.**

Was die äußere Ausstattung des Werkes betrifft, so kann nur die Ansicht der bereits fertigen und in jeder Buchhandlung vorräthigen ersten und zweiten Lieferung (Tafel 1—10) ein genügendes Bild davon geben. Die Ausstattung wird jeden Unbefangenen überzeugen, daß die Verlagshandlung nicht zu viel sagt, wenn sie behauptet, **daß zu solchem Preise etwas Aehnliches noch nicht geboten wurde.** Jede Lieferung auf schönem Velinpapier gedruckt kostet 6 Ngr. =

22 Kr. Rh. = 18 Kr. C.-M. Der oben erwähnte Text sowie die nöthigen Register werden gratis geliefert.

Die Vorbereitungen sind so weit gediehen, daß die Verlagshandlung glaubt versprechen zu können, jeden Monat wenigstens zwei Lieferungen erscheinen zu lassen; die Kosten für die Anschaffung vertheilen sich also auf mehre Jahre und diese wird daher auch den Minderbemittelten möglich.



Rabatt kann auf dieses Werk nicht in Anspruch genommen werden, da der Preis schon so billig als möglich gestellt ist.

Leipzig, 15. Mai 1844. **F. A. Brockhaus.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № XVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheinenden Zeitschriften „**Blätter für literarische Unterhaltung**" und „**Isis**" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre **1844.**

№ II. April, Mai und Juni.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. X und XI des Literarischen Anzeigers.)

39. **Aiken's (J. F.) Vergleichende Darstellung der Constitution Großbritanniens und der der Vereinigten Staaten von Nordamerika.** Bearbeitet von **K. H. Clement.** Mit einer Vorrede von **Franz Baltisch.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Von Franz Baltisch erschien 1832 ebendaselbst:
Politische Freiheit. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 22 Ngr.

40. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Dreiunddreißigster bis fünfunddreißigster Band. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer,** Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes,** Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante,** Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer,** Die Töchter des Präsidenten. Dritte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer,** Nina. Zweite Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer,** Das Haus. Dritte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer,** Die Familie H. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles,** Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante,** Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni,** Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer,** Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer,** Streit und Friede. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire,** Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.,** Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX.—XXII. **Boccaccio,** Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII.—XXV. **Dante,** Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. **Celestina.** Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer,** Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso,** Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. **Hitopadesa.** Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. **Indische Gedichte** in deutschen Nachbildungen von Alb. Hoefer. 2 Thlr.

41. **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Vollständig 500 Blatt in Quart, in 120 Lieferungen. Erste und zweite Lieferung. Jede Lieferung 6 Ngr.

Ein ausführlicher Prospect dieser **Ikonographischen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** ist in allen Buchhandlungen zu erhalten. — Vgl. Nr. 57.

42. **Eichner (R.), Des Sängers Grab.** Ein modernes Epos. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

43. **Ennemoser (Jos.), Geschichte des thierischen Magnetismus.** Zweite, ganz umgearbeitete Auflage. Erster Theil: **Geschichte der Magie.** Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

44. **Grün (K.), Friedrich Schiller als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter.** Ein gedrängter Commentar zu Schiller's sämmtlichen Werken. In fünf Heften. Drittes Heft. Gr. 12. Jedes Heft 16 Ngr.

45. **Gutzkow (K.), Aus der Zeit und dem Leben.** Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Von dem Verfasser erschien bereits daselbst:
Briefe aus Paris. Zwei Theile. 1842. Geh. 3 Thlr.

46. **Hitopadesa.** Eine alte indische Fabelsammlung aus dem Sanskrit zum ersten Male in das Deutsche übersetzt von **Max Müller.** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

47. **Indische Gedichte in deutschen Nachbildungen** von **Alb. Hoefer.** Zweite Lese. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Die erste Lese erschien 1841 und kostet ebenfalls 1 Thlr.

48. **John (Adf.), Die Geschichte des Siebenjährigen Krieges.** Für das deutsche Volk bearbeitet. Mit den Bildnissen von Friedrich II. und Maria Theresia. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

49. **Kavalleristische Briefe,** die großen Kavallerieübungen bei Berlin im Herbst 1843 betreffend. Herausgegeben von **F. E. Rand.** Mit zwei Steintafeln. Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

50. **Koenig (H.), Veronika.** Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. — A. u. d. T.: **Deutsches Leben in deutschen Novellen.** Zweites und drittes Bändchen. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Das erste Bändchen dieser Sammlung: „**Regina. Eine Herzensgeschichte**", erschien 1842 und kostet 1 Thlr. 6 Ngr.

51. ——————, **Die hohe Braut.** Ein Roman. Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Von H. Koenig sind ferner ebendaselbst erschienen:
Die Waldenser. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 1836. Geh. 4 Thlr.
William's Dichten und Trachten. Ein Roman. Zwei Theile. Gr. 8. 1839. Geh. 4 Thlr.
Die Bussfahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 1836. Geh. 20 Ngr.

52. **Koester (Hs.), Heinrich der Vierte von Deutschland.** Eine Trilogie. 8. Geh. 2 Thlr.

Von dem Verfasser erschien 1842 ebendaselbst:
Schauspiele. 8. Geh. 2 Thlr.

53. ***Most (G. F.),* Encyklopädie der gesammten Volksmedicin,** oder Lexikon der vorzüglichsten und wirksamsten Haus- und Volksarzneimittel aller Länder. Nach den besten Quellen und nach dreissigjährigen, im In- und Auslande selbst gemachten zahlreichen Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Volksleben gesammelt und herausgegeben. In sieben Heften. Sechstes und siebentes Heft. (Schluss.) Gr. 8. Jedes Heft 15 Ngr.

Das ganze Werk kostet 3 Thlr. 15 Ngr.

54. **Müller (W.), Griechenlieder.** Neue vollständige Ausgabe. Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Von W. Müller ist ferner daselbst erschienen:
Vermischte Schriften. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von Gst. Schwab. Fünf Bändchen. Mit Müller's Bildniß. 16. 1836. 6 Thlr.
Gedichte. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von Gst. Schwab. Zwei Bändchen. 16. 1837. 2 Thlr. 20 Ngr.
Homerische Vorschule. Eine Einleitung in das Studium der Ilias und Odyssee. Zweite Auflage. Mit Einleitung und Anmerkungen von Detl. K. W. Baumgarten-Crusius. Gr. 8. 1836. 25 Ngr.

55. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **Jul. Ed. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Fünfter Theil. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Warren Hastings. — Der Sohn der Gräfin von St.-Geran. — Ludwig Christian von Olnhausen. — Mary Hendron und Margaret Penbergras. — Zur Geschichte der englischen Highwaymen: 1) Spiggott und Phillipps. 2) Hawkins und Simpson. 3) Ralph Wilson und William Barkswith. — Exner. — Der Doctor Castaing.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis vierte jeder 2 Thlr.

56. **Puchelt (F. A. B.), Das Venensystem in seinen krankhaften Verhältnissen dargestellt.** Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Zweiter Theil. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Theil (1843) kostet 1 Thlr. 12 Ngr.; ein dritter Theil wird das Werk beschließen.

57. **Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. (Conversations-Lexikon.)** Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Dreiunddreißigstes bis siebenunddreißigstes Heft. (Entführung — Französische Literatur.) Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinenpapier; in der Ausgabe auf Schreibpapier kostet der Band 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 10 Ngr. berechnet. — Vgl. Nr. 41.

58. **Schopenhauer (Arthur), Die Welt als Wille und Vorstellung.** Zweite, durchgängig verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Der zweite Band dieses Werkes enthält die Ergänzungen zu der ersten Auflage und ist für die Besitzer derselben zu dem Preise von 2 Thlr. 20 Ngr. auch einzeln zu erhalten.

Im Verlage von **A. Campe** in **Hamburg** ist neu erschienen und wie der übrige Verlag desselben durch **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen:

Lloyd's (H. E.) theoretisch-praktische englische Sprachlehre für Deutsche. Mit faßlichen Übungen nach den Regeln der Sprache versehen. Siebente verbesserte Ausgabe. 8. 27 Ngr.

Im Verlage von **G. P. Aderholz** in **Breslau** ist soeben erschienen:

Reinhart Fuchs, aus dem Mittelniederländischen zum ersten Mal in das Hochdeutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen von ***Dr. Aug. Fr. Herrm. Geyder.*** Gr. 8. Geh. 21 Bogen. 1½ Thlr.

Apparatus Pindarici Supplementum ex Codicibus Vratislaviensibus edidit ***Car. Ern. Christoph. Schneider.***

I. Thomae Mag. et Demetrii Triclinii Scholia et Pythia quattuor prima ex codice Vrat. E. II. Varia Olympiorum scriptura ex codicibus Vrat. A et B. III. Vita Pindari et Vetera in Olymp. I. et II. scholia ex codice Vrat. A. 4. maj. 27½ Ngr. (22 gGr.)

Das preußische Staatsrecht von **Heinrich Simon.** Zwei Bände. Groß Lexikon-Format. 90 Bogen. 5⅔ Thlr.

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:

Das 4te **Heft** der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1844.

Inhalt dieses Heftes:

I. Untersuchung über die bisher bekannten Mittel zur Unterhaltung der Correspondenz im Kriege und Ideen über die schnellste Art der Beförderung einer solchen Correspondenz. — II. Der Feldzug 1809 in Italien. Zweiter Abschnitt. Gefecht an der Gua, am 26. April. Gefecht am Alpon, am 27. und 28. April. Treffen bei Villanova und Soave, am 29. und 30. April. Beginn des Rückzugs, am 1. Mai. Gefecht bei Olmo, am 2. Mai. — III. Der Feldzug 1809 in Polen. (Fortsetzung.) Einnahme von Warschau, am 23. April. Einschließung von Praga. Das Treffen bei Grochow, am 25. April. Die Bestürmung des Brückenkopfes bei Gorch am 3. Mai. — IV. Kriegsscenen. 1) Das Gefecht bei Marquain, vor Tournay, am 29. April 1792. 2) Die Gefechte bei Mons am 29. und 30. April 1792. — V. Neueste Militairveränderungen. — VI. Des Prinzen Eugen von Savoyen Wirken in den Jahren 1720—36. — Beilagen (Fortsetzung); Nr. 142—173.

Auf den Jahrgang 1844 dieser Zeitschrift wird in allen Buchhandlungen Deutschlands Pränumeration mit acht Thalern Sächs. angenommen.

Ferner ist daselbst erschienen:

Über

Befestigungen

zur

neuern Kriegführung.

Mit einer Karte von Europa und 14 Plänen.

Gr. 8. Brosch. Wien 1844. 2 Fl. Conv.-Mze.

Führer

auf den Schlachtfeldern

in

der Nähe von Wien.

Herausgegeben

von

Fr. R. von Rothenburg.

Mit fünf colorirten Plänen.

16. Cart. Wien 1844. 1 Fl. 30 Kr. Conv.-Mze.

Bei **Vandenhoeck & Ruprecht** in **Göttingen** ist erschienen:

Eichhorn, C. Fr., Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. Fünfte Auflage. Dritter Theil. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 gGr.)

Herbst, Dr. **E.,** Das Lymphgefäßsystem und seine Verrichtung. Nach eigenen Untersuchungen dargestellt. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 gGr.)

Marx, K. F. H., Akesios. Blicke in die ethischen Beziehungen der Medicin. 25 Ngr. (20 gGr.)

Schaumann, A. F. H., Geschichte des zweiten Pariser Friedens für Deutschland. Aus Actenstücken. 2 Thlr.

Vollständiges Taschenbuch

der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von

Christian und **Friedrich Noback.**

Sechstes Heft. (*Manchester — Nürnberg.*)

Gr. 12. Preis eines Heftes 15 Ngr.

Die Herren Herausgeber haben sich auf dem Umschlage dieses Heftes über die Ursachen des verzögerten Erscheinens desselben ausgesprochen und die Versicherung beigefügt, daß der rückständige Theil des Ganzen noch den Raum von höchstens zwei Heften füllen und ohne Unterbrechung erscheinen werde.

Leipzig, im Juli 1844.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von Duncker & Humblot in Berlin sind soeben folgende neue Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

G. W. F. Hegel's Leben

beschrieben durch

Karl Rosenkranz.

Supplement zu Hegel's Werken.

Mit Hegel's Bildniss, gestochen von K. Barth.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

G. W. F. Hegel's Bildniß.

Nach Drake's Basrelief gezeichnet und in Stahl gestochen

von

K. Barth.

In Folio. ½ Thlr.

Die Ehescheidungsfrage.

Eine wissenschaftliche Kritik des protestantischen Ehescheidungs-Princips mit Bezug auf den preuß. Gesetzentwurf.

von

C. W. Aler,

Regierungsrath und beider Rechte Doctor.

Gr. 8. Geh. ½ Thlr.

Kölner Dombriefe

oder

Beiträge zur altchristlichen Kirchenbaukunst

von

J. Kreuser.

Gr. 8. Geh. 2⅓ Thlr.

Angewandte Geognosie

oder

das Auffinden und der Bau nutzbarer Mineralien

von

A. Burat.

übersetzt

von

H. Krause und J. P. Hochmuth.

Mit den Abbildungen des Originals (147 Holzschnitte und 22 Stahlstiche). In 3 Lieferungen.

Lief. 1. Mit 18 Holzschnitten, 7 Stahlstichen und 1 Karte.
Gr. 8. Geh. 1⅙ Thlr.

Die römischen Päpste,

ihre Kirche und ihr Staat

im

sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert.

Von

Leopold Ranke.

1ster Band. (Der Fürsten und Völker von Südeuropa 2ter Band.) 3te Auflage. 2⅚ Thlr.

Predigten

von

Dr. Franz Theremin,

königl. preuß. Hof- und Domprediger und wirklichem Oberconsistorialrathe.

Erster Band,

welcher Predigten aus den Jahren 1815 und 1816 enthält.
4te von neuem durchgesehene Auflage.

Gr. 8. 1⅓ Thlr.

Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.

Jahrgang 1844. Juni.

Inhalt:

Adolf Stieren: Die Kirche Christi und ihre Zeugen oder die Kirchengeschichte in Biographien durch *F. Böhringer.* — **Karl Hase:** 1) Handbuch der Kirchengeschichte. Von *H. E. F. Guerike.* — 2) Kirchengeschichte von *K. Hase.* 3) Universalgeschichte der christlichen Kirche. Lehrbuch für akad. Vorlesungen von *J. Alzog.* 4) Geschichte der christlichen Kirche. Von *J. Annegarn.* — **C. M. Wolff:** Über deutsche Nationalgesetzgebung. Ein Beitrag zur Erzielung gemeinsamer für ganz Deutschland gültiger Gesetzbücher und zur Abschaffung des römischen und des französischen Rechts insbesondere. Von *A. Christ.* — **E. Ackermann:** 1) Die Patrimonialgerichtsreform im preussischen Staate. 2) Ein Wort zur Emancipation der Unterrichter in Preussen. — **V. A. Huber:** Commentarii critici in Codices Bibliothecae Academiae Gissensis graecos et latinos philologicos et medii aevi historicos ac geographicos etc. Scripsit *F. G. Otto.* — **C. H. Pätsche:** Wissenschaftliche Grammatik der französischen Sprache von *G. L. Städler.* — **Gustav Fischer:** Der afrikanische Sklavenhandel und seine Abhülfe. Von *Th. F. Buxton.* Aus dem Engl. übers. von *G. Julius.* — **W. Graban:** Die Neuorganismen des Menschen. Ein Entwurf zu einer naturhistorischen Bearbeitung der Krankheitslehre von *A. Herzog.* — **V. A. Huber:** El movimiento de España ò sea historia de la revolucion conocida con el nombre de las comunidades, de Castilla, escrita en latin por el presbitero D. *Juan de Maldonado* e D. *Jose Quevedo.* — **J. G. L. Kosegarten:** Forschungen auf dem Gebiete des Alterthums von *W. A. Schmidt.* 1. Thl. — **K. G. Jacob:** Wilhelm Tell. Ein Schauspiel von *F. v. Schiller.* — **A. Wellmann:** Sacherklärende Anmerkungen zu Shakspeare's Dramen. Herausg. von *Al. Schmidt* — **F. W. Schneidewin:** Delectus poetarum Anthologiae Graecae cum adnotatione critica *A. Meinekii.* — **Klencke:** Beiträge zur Entwickelungsgeschichte der Pflanzen. Von *Th. Hartig.* — **Barfuss:** Lehrbuch der Mathematik und Physik für staats- und landwirthschaftliche Lehranstalten und Kameralisten überhaupt, von *J. A. Grunert.* — **Voigt:** 1) Classification der Säugethiere und Vögel. Von *J. J. Kaupp.* 2) Blicke in das Leben der Thierwelt, verglichen mit dem Leben des Menschen. Von *H. G. L. Reichenbach.* 3) Vergleichende Zoologie. Verfasst von *J. L. C. Gravenhorst.* — **Schriften gelehrter Gesellschaften; Gelehrte Gesellschaften; Beförderungen und Ehrenbezeigungen; Chronik der Universitäten; Chronik der Gymnasien; Literarische Nachrichten; Bücherverbote; Miscellen; Nekrolog.**

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und sie wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet; **besondere Anzeigen etc.** gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im Juli 1844.

F. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1844. Juni.

Inhalt: Staat und Kirche, Religion und Selbstbewußtsein. Erster Artikel. Von G. Julius. — Französische Literatur. — My souvenir, or poems by Caroline de Crespigny, with translations etc. — Lord Sydenham. — Das Sklavenwesen in den Vereinigten Staaten. — Der Zollverein und Hanover. — Unterhaltungsliteratur. — Bruno Bauer's Kritik der evangelischen Geschichte und die Literatur darüber. Zweiter Artikel. — Französische Literatur. — 1. Geständniß und Widerruf. Eine interessante Criminalgeschichte neuester Zeit, für Leser jeden Standes. Von D. D. Andresen. 2. Der Criminal-Proceß des Jochim Hinrich Ramcke, beleuchtet von E. Herbert. — Weimars Musenhof in den J. 1772—1807. Historische Skizze von W. Wachsmuth. Von W. A. Passow. — Swift's Leben und humoristische Werke. — Preußens Beruf in der deutschen Staatsentwickelung und die nächsten Bedingungen zu seiner Erfüllung. Von K. H. Brüggemann. — Taschenbuch der vaterländischen Geschichte. Herausg. von J. Freih. v. Hormayr. 33. Jahrg. der gesammten und 15. der neuen Folge. — Die Pädagogik der Philosophen Kant, Fichte, Herbart. Ein Überblick von Strümpell. — Eugène Sue. Die französische Marine. Das Manuscript von Wolfenbüttel. — Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften, dargestellt von G. Hartenstein. — Unterhaltungsliteratur. — Briefe, auf einem Ausfluge nach Italien, Sicilien und Malta geschrieben von C. W. Bitter. Nach seinem Tode herausgegeben. — Der Jesuit Hardouin und der Benedictiner Lacroze. — Spaziergang durch die Alpen vom Traunstein zum Montblanc. Von E. Silesius. — 1. Die liberalen Bestrebungen in Deutschland von E. Bauer. 1. u. 2. Heft. 2. John Hampden. Nebst einem Nachtrage: Flüchtlingslehrjahre und Amnestie, von J. Venedey. Von W. Friedensburg. — Amerikanische Poesie. — Histoire des origines et des institutions des peuples de la Gaule armoricaine et de la Bretagne insulaire, depuis les temps les plus reculés jusqu'au cinquième siècle par A. de Courson. — Kleine Folge von Briefen zwischen Dr. Karl Schildener und Dr. Theodor Schwarz. Herausg. von einem beiderseitigen Freunde. — Politische Lieder. Von W. Alexis. — Der Zollverein, sein System und dessen Gegner. Von Bülow-Cummerow. — Mein letzter Wille und Nachlaß. Aus den Papieren eines scheintodt-begrabenen Rechtsanwalts. — Algerien und die dortige Kriegführung, von C. v. Decker ꝛc. Von Maximilian v. Ditfurth. — Erinnerungen an Wilhelm v. Humboldt. Von G. Schlesier. I. Thl. — Unterhaltungsliteratur. — Warschau eine russische Hauptstadt. Von C. Goehring. — **Notizen; Miscellen; Bibliographie; Literarische Anzeigen ꝛc.**

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich außer den Beilagen eine Nummer und sie wird in Wochenlieferungen, aber auch in Monatsheften ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. Ein

Literarischer Anzeiger

wird mit den **Blättern für literarische Unterhaltung** und der **Isis** von Oken ausgegeben und für den Raum einer gespaltenen Zeile $2^1/_2$ Ngr. berechnet. **Besondere Anzeigen ꝛc.** werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. den **Blättern für literarische Unterhaltung** beigelegt.

Leipzig, im Juli 1844.

F. A. Brockhaus.

Bei Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kritische
Betrachtungen
über den
Entwurf des Strafgesetzbuches
für die
preußischen Staaten.
vom
Jahre 1843
von
Dr. J. F. H. Abegg.

Zwei Abtheilungen. 36 Bogen. Gr. 8. Brosch.
2 Thlr. 5 Sgr. netto.

Der neueste preuß. Strafgesetzentwurf hat in ganz Deutschland so viel Aufsehen erregt, so viel warme Vertheidiger und eifrige Widersacher gefunden, daß das Urtheil eines Mannes, der auf dem Gebiete der Rechtsgelehrsamkeit eine solche Autorität erlangt hat wie der Verfasser obiger Kritik, den deutschen Rechtsgelehrten von größtem Interesse sein und nicht wenig zur richtigen Auffassung der Sachlage beitragen wird.

Neustadt an der Orla, im Juni 1844.

J. K. G. Wagner.

Bei mir ist soeben erschienen und durch alle guten Buchhandlungen zu beziehen:

Singschule.

Eine Sammlung zwei- und dreistimmiger Lieder für Schule, Haus und Leben. 1stes Heft. Preis 2 Sgr.

M. Flöck,

Regeln über die Bildung des Genitivs aus dem Nominativ in der dritten griechischen Declination. Preis $3^1/_4$ Sgr.

Koblenz, im Juni 1844.

J. Hölscher.

Eugen Sue's neuester Roman!

Soeben erschien in meinem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Der ewige Jude.
Von
Eugen Sue.
Aus dem Französischen übersetzt.
Erster Theil.
8. Geh. 10 Ngr.

Bei Vergleichung dieser Ausgabe mit andern Übersetzungen wird man finden, daß sich dieselbe sowol durch ihre Gediegenheit wie durch gute typographische Ausstattung und einen verhältnißmäßig **sehr billigen Preis** auszeichnet. Die Fortsetzung erscheint immer sofort nach Publication des französischen Originals.

Leipzig, im Juli 1844.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № XIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Wilhelm Müller's Schriften.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Griechenlieder. Von Wilhelm Müller. Neue vollständige Ausgabe. 8. Geh. 24 Ngr.

Von W. Müller ist ferner bei mir erschienen:

Vermischte Schriften. Herausgegeben und mit einer Biographie M.'s begleitet von Gst. Schwab. Fünf Bändchen. Mit Müller's Bildniß. 16. 1830. 6 Thlr.

Gedichte. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von Gst. Schwab. Zwei Bändchen. 16. 1837. 2 Thlr. 20 Ngr.

Homerische Vorschule. Eine Einleitung in das Studium der Ilias und Odyssee. Zweite Auflage. Mit Einleitung und Anmerkungen von Detl. K. W. Baumgarten-Crusius. Gr. 8. 1836. 25 Ngr.

Leipzig, im August 1844.

F. A. Brockhaus.

J. F. Castelli's
des beliebten und populairsten östreichischen Dichters sämmtliche Werke, Ausgabe in Schillerformat, beachtenswerth durch elegante Ausstattung und seltene Billigkeit des Preises!

Bei A. Pichler's Witwe erscheinen und werden von uns für alle außeröstreichischen Länder debitirt:

J. F. Castelli's
sämmtliche Werke
in 15 Bändchen kl. 8.

Vollständige Ausgabe letzter Hand, in strenger Auswahl, auf Velinpapier, typographisch elegant ausgestattet. Mit dem Portrait des Verfassers in ganz eigenthümlicher Art, nach Decker in Stahl gestochen. Jedes Bändchen 300—350 Seiten stark, in gedrucktem Umschlag broschirt.

Inhalt.

1. Vermischte Gedichte, 4 Bändchen (als Anhang: Orientalische Granaten, 100 vierversige Fabeln, Räthselspiele, Sprüchwörter, Randglossen zu Klio's Buch.)
2. Erzählungen, 5 Bändchen.
3. Wiener Lebensbilder, 1 Bändchen.
4. Gedichte in niederöstreichischer Mundart, 1 Bändchen (als Anhang 2 Komödien in eben dieser Mundart).
5. Dramatisches, 2 Bändchen.
6. Vermischte Schriften, 2 Bändchen.

Menzel nennt Castelli den östreichischen Anakreon. Dr. O. L. B. Wolf sagt über ihn: „Anmuth und Gewandtheit, ein gefälliges Spiel auf der Oberfläche des Lebens, leichte und glückliche Behandlung der Sprache wie der Gegenstände, harmloser Scherz und gemüthliche Freundlichkeit, Witz und Verstand sind ihm eigen; auch fehlt es ihm nicht an jener Würde als Dichter, welche Redlichkeit und Wohlwollen stets verleihen."

Indem wir auf diese gewichtigen, kritischen Stimmen verweisen, bleibt uns nur noch zu bemerken, daß Herr Castelli in Östreich als der populairste Nationaldichter gilt und wirklich in seinen Schriften der Volkscharakter am glücklichsten repräsentirt ist. Die Werke eines so geachteten Autors in eleganter zeitgemäßer Form zu erhalten, war wol längst der Wunsch des Publicums; wir freuen uns, demselben nunmehr genügen zu können und haben auch durch seltene Billigkeit des Preises die Abnahme für alle Stände und Vermögensverhältnisse ermöglicht.

Diese Ausgabe erscheint in 5 Lieferungen, welche nicht getrennt werden. Jede Lieferung enthält 3 Bändchen und ist der Pränumerationspreis für eine solche 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 gGr.). Bei Ankauf der ersten macht man sich zur Abnahme aller 15 Bändchen verbindlich.

Zwei Lieferungen sind bereits erschienen, das Ganze wird noch im Laufe des Jahres 1844 vollendet sein.

Wien, 1844.

Braumüller & Seidel.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands und Östreichs ist zu beziehen:

Karl XIV. Johann,
König von Schweden und Norwegen.
Geschildert
von
Erik Gustaf Geijer.

Aus dem Schwedischen übersetzt
von
U. W. Dieterich.
Mit Portrait.

Geh. in allegor. Umschlag. Preis 15 Ngr. (12 gGr.)

Stockholm, Juli.

A. Bonnier.

Eine Schrift für das Volk.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist soeben neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Geschichte
des Siebenjährigen Krieges.
Für das deutsche Volk bearbeitet
von Dr. Adf. Kohn.
Mit den Bildnissen von Friedrich II. und Maria Theresia.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schiller's
sämmtliche Werke.

Gr. 8. In zehn Bänden. Auf feinem Velinpapier.

Geschmückt mit dem Portrait des Dichters in Stahlstich.

Zweiter und dritter Band.

In Umschlag broschirt. Preis jeden Bandes 20 Ngr. (16 gGr.), oder 1 Fl.

Um den vielfach geäußerten Wünschen nach einer schönen, sowol in Deutlichkeit des Drucks als Eleganz der Ausstattung dem Auge gefälligen, dabei aber möglichst wohlfeilen Octavausgabe von Schiller's Werken zu entsprechen, veröffentlichen wir im Laufe dieses Jahres eine neue Ausgabe, wovon die drei ersten Bände die Presse bereits verlassen haben.

Den Preis des vollständigen Werks stellen wir auf 6 Thlr. 20 Ngr. (6 Thlr. 16 gGr.), oder 10 Fl. 48 Kr.

Um dieser ausgezeichnet schönen Ausgabe die größtmögliche Verbreitung zu sichern, versenden wir dieselbe in einzelnen Bänden und berechnen zur Bequemlichkeit des Publicums jeden Band besonders.

Den 4ten Band versenden wir Ende Juli, den 5ten und 6ten Ende August, den 7ten Ende September, den 8ten und 9ten Ende October, den 10ten Ende November, sodaß also die ganze Ausgabe vor Schluß des Jahres in den Händen der Subscribenten sein wird.

Jede Buchhandlung wird auf Verlangen Probeexemplare vorlegen und ist in den Stand gesetzt zu den angegebenen Bedingungen Subscription anzunehmen.

Stuttgart und **Tübingen**, im Juli 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In demselben Verlage sind erschienen und gleichfalls durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zehn Stahlstiche
zu Schiller's Werken. Octavausgabe in zehn Bänden.

Preis 20 Ngr. (16 gGr.), oder 1 Fl.

Inhalt: Rudolf von Habsburg. — Die Braut von Messina. — Die Räuber. — Wallenstein's Lager. — Wilhelm Tell. — Jungfrau von Orleans. — Fiesco. — Maria Stuart. — Don Carlos. — Turandot.

Stuttgart und **Tübingen**, im Juli 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Das
Venen-System
in seinen krankhaften Verhältnissen

dargestellt von

Dr. F. A. Bj. Puchelt.

Zweite völlig umgearbeitete Auflage.

Erster und zweiter Theil.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 27 Ngr.

Der dritte Theil, welcher den Schluss des Werkes enthält, wird im Laufe dieses Jahres erscheinen.

Leipzig, im August 1844.

F. A. Brockhaus.

W. Scott's Werke
zu ganz billigen Preisen!

Durch Übernahme des ganzen Vorraths der bekannten stuttgarter Ausgabe in Stand gesetzt, offeriren wir zu beigesetzten Preisen:

Napoleon's Leben, 35 Bde., 1 Thlr. 11¼ Ngr. — Guy Mannering, oder der Sterndeuter 7½ Ngr. — Der Alterthümler 7½ Ngr. — Das Kloster 7½ Ngr. — Der Abt 7½ Ngr. — Der Pirat 7½ Ngr. — Waverley 7½ Ngr. — Die Braut von Lammermoor 7½ Ngr. — Das Herz von Mid-Lothian 7½ Ngr. — Nigel's Schicksale 7½ Ngr. — Der schwarze Zwerg 3¾ Ngr. — St. Ronansbrunnen 7½ Ngr. — Das gefährliche Schloß nebst Scott's Leben 7½ Ngr. — Woodstock oder der Ritter 12½ Ngr. — Kenilworth 12½ Ngr. — Ivanhoe 12½ Ngr. — Die Chronik von Conongate 12½ Ngr. Erzählungen eines Großvaters aus der schottischen Geschichte 12½ Ngr. — Montrose. Romantische Sage 7½ Ngr.

Schöne Octavausgaben.

Die Chronik von Conongate, 2 Bde. (4 Thlr.) 26¼ Ngr. — Erzählungen eines Großvaters, 3 Bde. (4 Thlr.) 26¼ Ngr. — Karl der Kühne oder die Tochter des Übels, 3 Bde. (4 Thlr.) 26¼ Ngr. — Leben Napoleon's, 9 Bde. (16 Thlr.) 3 Thlr. — Das schöne Mädchen von Perth, 3 Bde. (4 Thlr.) 26¼ Ngr. — Graf Robert von Paris und das gefährliche Schloß, 4 Bde. (4 Thlr.) 26¼ Ngr. — Biographie des Herzogs von York 7½ Ngr. — Ferner: Krämer, Leben und Werke W. Scott's. 8. Velinpapier. 7½ Ngr. — Dasselbe in 16. 3¾ Ngr.

Einzelne Bändchen zum Completiren à 2½ Ngr.

F. F. Haspel'sche Buchhandlung in Schwäb. Hall.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Des Sängers Grab.

Ein modernes Epos

von

R. Eichner.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Geschichte des thierischen Magnetismus.

Von

Dr. Jos. Ennemoser.

Zweite, ganz umgearbeitete Auflage.

Erster Theil:

Geschichte der Magie.

Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im August 1844. **F. A. Brockhaus.**

Im Verlage von **A. D. Geisler** in **Bremen** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sonnenburg, Dr. A., Leitfaden der gesammten Elementargeometrie für höhern Schulunterricht bearbeitet. Mit 5 Figurentafeln. Gr. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr. (1 Thlr. 6 gGr.)

Allen Schulanstalten empfehle ich diesen Leitfaden als sehr brauchbar gearbeitet.

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:

Das **8te Heft** der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1844.

Inhalt dieses Heftes:

I. Der Feldzug 1809 in Italien. Zweiter Abschnitt. (Fortsetzung.) Gefechte bei Castelfranco und Postuma am 5. Mai. Die Schlacht an der Piave am 8. Mai. — II. Biographische Skizzen des k. k. Feldmarschall-Lieutenants und commandirenden Generals von Illyrien, Inneröstreich und Tirol, Graf Leonhard von Rothkirch und Panthen. — III. Der Feldzug 1711 in Spanien und Portugal. Erster Abschnitt. — IV. Literatur. — V. Neueste Militairveränderungen. — VI. Des Prinzen Eugen von Savoyen Wirken in den Jahren 1720—36. — Beilagen (Fortsetzung); Nr. 174—182.

Auf den Jahrgang 1844 dieser Zeitschrift wird in allen Buchhandlungen Deutschlands Pränumeration mit **acht Thalern** Sächs. angenommen.

Den Besuchern Helgolands empfohlen!

Im Verlage der **Schulze**'schen Buchhandlung in **Oldenburg** ist soeben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Helgoland und die Helgolander.

Memorabilien des alten helgolander Schiffscapitains Hans Frank Heikens.

Herausgegeben von **Adolf Stahr.**

8. 137 S. In eleg. Umschlag geh. $22\frac{1}{2}$ Ngr. (18 gGr.)

„Ein alter Helgolander, der als Matrose und später als Schiffscapitain sich den größten Theil seines Lebens hindurch auf den Meeren herumgetrieben hat und jetzt in Ruhe sein Alter genießt, hat seine vaterländische Insel und das Leben und Treiben ihrer Bewohner — dieses so abenteuerliche Leben, einen ewigen Kampf mit dem Meere und den Elementen —, zugleich aber auch die Schattenseiten dieses hochpoetischen Naturbildes, den allmäligen und immer zunehmenden Verfall der Insel in der schmucklosen, oftmals selbst rauhen, aber kernigen und lebendigen Weise eines alten Seemanns geschildert. Der Herausgeber hat sehr wohlgethan, diese Originalität des Stils nicht durch übelangebrachte Politur zu verwischen und lieber hier und da selbst eine incorrecte Wendung und einen mehr helgolandischen als deutschen Ausdruck mit unterlaufen zu lassen. **Für Besucher Helgolands namentlich muß das Büchlein großes Interesse haben.**"

(Biedermann's Monatsschrift.)

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Feld-, Wald- und Hausmärchen.

Von

Adele Schopenhauer.

Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Leipzig, im August 1844. **F. A. Brockhaus.**

Wöchentlicher Literatur- und Kunstbericht

von **Oswald Marbach.**

Für vierteljährlich $\frac{1}{2}$ Thlr. durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen:

Der erste auch das Innere berücksichtigende bibliographische Bericht, das wohlfeilste und dabei vollständigste kritische Journal, geschrieben vom Standpunkte der Philosophie der Gegenwart, aber ebenso allgemein verständlich als gründlich.

Die im königl. Hoftheater in Dresden von der königl. französischen Theatergesellschaft zur Aufführung gebrachten Comédies, Drames, Vaudevilles sind im

Répertoire du Théâtre français à Berlin

(302 Stücke gr. 8.) enthalten und in allen Buchhandlungen, in Dresden bei **Arnold** und **Walther** à 3—10 Ngr. zu haben; das Verzeichniss gratis.

In allen Buchhandlungen ist zu finden:

Melusine.

Gedicht in 3 Gesängen

von **Theodor Apel.**

Leipzig, **Hinrichs.** 1844. 8. Brosch. $\frac{2}{3}$ Thlr. — Prachtausgabe in gepreßtem Einband mit Goldschnitt $1\frac{1}{6}$ Thlr.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Heinrich der Vierte

von Deutschland.

Eine Trilogie

von

Hans Koester.

8. Geh. 2 Thlr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Schauspiele. 8. 1842. Geh. 2 Thlr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № XX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Erklärung.

Auf Seite 719—720 der „Blätter für literarische Unterhaltung“ befindet sich eine Kritik über **G. Schlesier's Erinnerungen an W. v. Humboldt**, erster Theil, welche mit den Worten schließt: „Von einer Fortsetzung des Buches haben wir noch nichts vernommen“ u. s. w. Da in diesen Worten ein Zweifel in die Vollendung des Werkes ausgesprochen ist, der darin, daß Ref. **noch nichts davon vernommen**, keine Begründung hat, so mache ich als Verleger bekannt, daß der zweite und letzte Theil bereits zur Hälfte gedruckt ist und vollständig bis Ende d. J. ausgegeben werden soll.

Stuttgart, im August 1844.

F. H. Köhler.

Allgemeine Preßzeitung.

Herausgegeben von Dr. **A. Berger.**

1844. Juli. Nr. 53—61.

Inhalt: Das königl. sächs. Gesetz „den Schutz der Rechte an literarischen Erzeugnissen und Werken der Kunst betreffend“ vom 22. Febr. 1844 verglichen mit der frühern sächs. Gesetzgebung und mit den Gesetzen einiger andern deutschen Bundesstaaten. Von A. Volkmann. (Beschluß.) — Über Nachdrucksvertrieb. — Verordnung „die Vollziehung der bundesgesetzlichen Bestimmungen über die Presse betreffend“, gegeben in Hessen-Homburg den 14. Juni 1844. — Eine Verletzung des literarischen Rechts, begangen von der „Leipziger Zeitung“. — Der Entwurf zu einem Statut für den allgemeinen süddeutschen Buchhändlerverein. — Die „Haude- und Spener'sche Zeitung“ über die Rechte des Verlegers. Von A. Berger. — Hat der Verleger eines in Lieferungen erscheinenden Werkes, welcher die nach einem andern als dem verabredeten Plan ausgearbeiteten Lieferungen annimmt und druckt, in die Abänderung des ursprünglichen Plans gewilligt? — Die Herabsetzung des Preises der bei Meyer und Hofmann in Berlin erschienenen Ausgabe der „Geheimnisse von Paris“. — Die Beeinträchtigung der durch das königl. sächs. Gesetz vom 5. Febr. d. J. für Schriften über zwanzig Bogen gewährten Preßfreiheit. Von A. K. — Herausgeber, in verschiedenen Bedeutungen gegenüber dem Urheber und Verleger und dessen Rechtsverhältnisse. Von A. Volkmann. — Das Verlagsrecht ausländischer Componisten. — Das neue walliser Preßgesetz. — Zu §. 35 der Verordnung „die Angelegenheiten der Presse betreffend“ vom 5. Febr. 1844. Von A. Berger. — Auf wessen Gefahr lagern Novitäten, Disponenden und andere à condition gemachte Sendungen? Von Hugo Häpe. — Nachdruck, den der Verfasser verschuldet. Von W. — Die wahren Geheimnisse von Paris. — Quellen, Materialien und Commentar des gemeindeutschen Preßrechts von J. A. Collmann. — Was ist nach dem Gesetz vom 5. Febr. d. J. und der dazu gehörigen Verordnung unter einem Bogen zu verstehen? Von H. — Reicht äußere Ähnlichkeit hin, um das Verbrechen des Nachdrucks zu begründen? — Das Recht der Übersetzungen, entwickelt aus den positiven Gesetzen. — Die Rede des Lord Campbell zur Unterstützung der von ihm eingebrachten Bill zur Verbesserung und Vervollständigung der Preßgesetze. — Verhandlung der Deputirtenkammer über den Antrag auf Verlängerung der gegen unbefugte Aufführung von Bühnenstücken in Frankreich gewährten Schutzfrist. — **Bücherverbote; Nachrichten und Notizen; Literarische Anzeigen.**

Von der **Allgemeinen Preßzeitung** erscheinen wöchentlich zwei Nummern. Preis des Jahrgangs 5⅓ Thlr.

Anzeigen werden in den Spalten des Blattes abgedruckt und für den Raum einer Zeile 1½ Ngr. berechnet, **besondere Anzeigen** gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im August 1844.

F. A. Brockhaus.

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:

Das **6te Heft** der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1844.

Inhalt dieses Heftes:

I. Die Besetzung und Vertheidigung der Bergfestung Ceva im Jahre 1799. — II. Der Feldzug 1711 in Spanien und Portugal. Zweiter Abschnitt. — III. Der Feldzug 1809 in Italien. Zweiter Abschnitt. (Schluß.) Treffen bei San Daniele, am 11. Mai. Gefecht bei Venzone am 12. Mai. — IV. Kriegsscenen. 1) Das Kürassierregiment Kronprinz Ferdinand in der Schlacht bei Wagram, am 5. und 6. Juli 1809. 2) Gefecht des k. k. Uhlanenregiments Fürst Karl Schwarzenberg Nr. 2 bei Nidda, am 2. November 1813. 3) Gefecht des Regiments Vogelsang um das Dorf Aspern, am 21. Mai 1809. — V. Literatur. — VI. Neueste Militairveränderungen. — VII. Des Prinzen Eugen von Savoyen Wirken in den Jahren 1720—1736. — Beilagen (Fortsetzung); Nr. 183—187.

Auf den Jahrgang 1844 dieser Zeitschrift wird in allen Buchhandlungen Deutschlands Pränumeration mit **acht Thalern** Sächs. angenommen.

Schriften von H. Koenig.

Nachstehende Schriften des beliebten Verfassers sind im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die hohe Braut. Ein Roman. Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. 1844. Geh. 5 Thlr.

Regina. Eine Herzensgeschichte. Gr. 12. 1842. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Veronika. Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. Gr. 12. 1844. Geh. 3 Thlr.

Die letztern beiden Romane bilden das erste bis dritte Bändchen einer Sammlung unter dem Titel: „**Deutsches Leben in deutschen Novellen.**“

William's Dichten und Trachten. Ein Roman. Zwei Theile. Gr. 8. 1839. Geh. 4 Thlr.

Die Waldenser. Ein Roman. Zwei Theile. 1836. Geh. 4 Thlr.

Die Bußfahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 1836. Geh. 20 Ngr.

Deutsches Heldenbuch von Dr. Karl Simrock.

Im Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das kleine Heldenbuch.

Von

Dr. Karl Simrock.

Walther und Hildegunde. Alphart. Der hörnerne Siegfried. Der Rosengarten. Das Hildebrandslied. Ortnit.

(Des Heldenbuches dritter Theil.)

Gr. 8. Velinpapier. Broschirt. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.

Mit dem Erscheinen des dritten Bandes des Heldenbuchs, welchem der vierte vorausgeeilt war, sieht sich das Publicum erst in den Stand gesetzt, den Plan und die Absicht dieses Werks zu überschauen und zu würdigen. Es gilt unser nationales Epos; die tausendjährige Schöpfung des deutschen Volks, ihm in seiner Ganzheit und Herrlichkeit wieder vorzuführen, die Heldengestalten unserer Homerischen Lieder heraufzubeschwören und so einen versunkenen Nationalstolz zu heben, den wir für ein um so köstlicheres Besitzthum achten sollen, als er das gediegene altgemünzte Gold unseres eigenen Sinnes und Gemüthes ist. Die drei ersten Bände der Sammlung enthalten die besten der zum Kreise der deutschen Heldensage gehörigen alten Lieder in neuhochdeutscher Sprache; die folgenden werden den übrigen Inhalt unserer, in jener keineswegs erschöpften Heldenpoesie in Einem einzigen, dem Herausgeber eigenthümlichen Gedichte, dem Amelungenliede, darstellen. Von den alten Liedern füllen die Nibelungen und die Gudrun jedes einen Band für sich; der vorliegende dritte Band enthält sechs kleinere Gedichte, welche man schon früher in Einem Bande, welcher den Namen des Heldenbuchs trug, zusammenzufassen pflegte. Nur das Gedicht von Walther und Hildegunde, welches sich nicht anders als in einer lateinischen Übersetzung des 10. Jahrhunderts erhalten hatte, erscheint hier in einer Zurückübersetzung zum ersten Mal dem Heldenbuche einverleibt.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Anerbieten

zum

Umtausch früherer Auflagen

des

Conversations-Lexikon

gegen die

neueste neunte Auflage.

Es liegt in der Natur des Conversations-Lexikon, daß dasselbe, insofern es der fortschreitenden Zeit und ihren Erscheinungen auf das innigste sich anschließt, schneller an Werth und Interesse verliert und veraltet als ein anderes Werk. Wenn auch die verschiedenen Auflagen desselben in der Zeit, wo sie erschienen, ganz zweckmäßig und völlig genügend befunden wurden, so können sie doch bei dem gewaltigen Umschwunge, den alle geistigen und materiellen Kräfte in dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts erhalten haben, gegenwärtig selbst billigen Anfoderungen nicht mehr entsprechen, und dies um so weniger, einer je frühern Zeit sie angehören. Denn ganz abgesehen davon, daß in ihnen alle Gegenstände und Personen, die erst später hervortraten und Bedeutung erhielten, daß alle Forschungen, die erst in der nachfolgenden Zeit gemacht wurden, nothwendigerweise fehlen müssen, kurz, daß man Alles in ihnen vermißt, was bei ihrem Erscheinen noch im Schoose der Zukunft geborgen war, so hat sich auch in Folge der fortschreitenden allgemeinen Bildung die ganze Auffassungs- und Darstellungsweise im Conversations-Lexikon dermaßen geändert, daß in einem Artikel, wie er gegenwärtig gegeben werden muß, der ursprünglich vor 30, ja selbst vielleicht vor 10 Jahren geschriebene sich kaum wiedererkennen läßt.

Früher wurden in verschiedenen Supplementbänden die wichtigsten neuen Artikel und Verbesserungen der spätern Auflagen zusammengestellt, und es ist 1818 ein Supplementband für die Besitzer der ersten bis dritten Auflage, 1819—20 ein Supplementband für die Besitzer der ersten bis vierten Auflage, 1824 ein Supplementband für die Besitzer der ersten bis fünften Auflage und 1829 ein Supplementband für die Besitzer der ersten bis sechsten Auflage erschienen; außerdem wurden 1823—26 in der Neuen Folge des Conversations-Lexikon (2 Bände), 1832—34 in dem Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur (4 Bände) und 1838—41 in dem Conversations-Lexikon der Gegenwart (4 Bände) selbständige und in sich abgeschlossene Werke von mir herausgegeben, worin die Erscheinungen der Zeit in ausführlicherer Darstellung zusammengefaßt waren und die zugleich Supplementbände für die frühern Auflagen bis mit der achten Auflage bildeten.

Wenn es aber bei der völligen Umgestaltung, die das

Conversations-Lexikon in der **achten Auflage** erhielt, bereits als unthunlich sich zeigte, die neuen Artikel, Zusätze und Verbesserungen besonders zusammenzustellen, so findet dies in noch erhöhtem Maße bei der jetzt erscheinenden **neunten Auflage** statt. Sie ist als eine **verbesserte und sehr vermehrte** bezeichnet worden, und jede Seite, jeder Artikel bezeugt, daß sie diese Bezeichnung in vollem Maße verdient. Dies ist auch so allgemein anerkannt worden, und es hat die äußere Ausstattung, die in den ersten Auflagen des **Conversations-Lexikon** Manches zu wünschen ließ, so ungetheilten Beifall gefunden, daß die Auflage bald auf **25,000 Exemplare** gestiegen ist — ein Absatz, der selbst beim **Conversations-Lexikon** bisher noch niemals stattgefunden hat. Es sind daher von den Besitzern früherer Auflagen häufig Anfragen an mich gerichtet worden, ob und unter welchen Bedingungen sie diese gegen die **neueste neunte Auflage umtauschen könnten**, und ich finde mich hierdurch veranlaßt, den Besitzern **früherer Auflagen des Conversations-Lexikon zum Umtausch derselben gegen die neunte Auflage folgende zwei Vorschläge zur beliebigen Auswahl zu machen:**

I. Ich erbiete mich, **frühere** Auflagen bis zur achten Auflage inclusive zu dem Preise von **5 Thlr. 10 Ngr. (5 Thlr. 8 gGr., 9 Fl. 20 Kr. Rhein., 8 Fl. Conv.-M.)** für das Exemplar wieder anzunehmen und diesen Betrag in den **vier ersten Bänden** oder 32 Heften der **neunten** Auflage zu gewähren. Sonach würden Diejenigen, welche auf diesen Vorschlag eingehen, nur noch **11 Bände** oder **88 Hefte** zu dem Preise von **5 Ngr. (4 gGr., 18 Kr. Rhein., 15 Kr. Conv.-M.)** für das Heft in der Ausgabe auf Druckpapier zu bezahlen haben und dabei den Vortheil genießen, das Werk nach und nach, sowie es im Drucke fortschreitet, sich anschaffen zu können.

II. Ich erbiete mich, die **frühern Auflagen des Conversations-Lexikon** zu dem **Ladenpreise** wieder anzunehmen und dagegen den Betrag in **andern Büchern meines Verlags** zu gewähren. Die Preise der frühern Auflagen sind:

die erste Auflage (6 Bände und 2 Bände Nachträge, 1796—1810, in einem neuen Abdruck 1809—11) kostete 12 Thlr.;
die zweite Auflage (10 Bände, 1812—19) kostete 10 Thlr.;
die dritte Auflage (10 Bände, 1814—19), die vierte Auflage (10 Bände, 1817—19), die fünfte Auflage (10 Bände, erster Abdruck 1819, zweiter Abdruck 1820, dritter Abdruck 1822), die sechste Auflage (10 Bände, 1824) kosteten sämmtlich 12 Thlr. 15 Ngr.;
die siebente Auflage (12 Bände, erster Abdruck 1827—29, zweiter Abdruck 1830) kostete 15 Thlr.;
die achte Auflage (12 Bände, 1833—36) kostete 16 Thlr.;

und es würden also resp. für 10 Thlr., 12 Thlr., 12½ Thlr., 15 Thlr. und **16 Thlr. Bücher** aus dem zu diesem Zwecke zusammengestellten Kataloge **in freier Auswahl** zu entnehmen sein.*) Dieser Katalog enthält nicht etwa veraltete und werthlose Werke, sondern bis zum Jahre 1842 mit geringer Ausnahme das **Beste**, was überhaupt in meinem Verlage erschienen ist, und, wie ich glaube behaupten zu können, für **jeden Bücherfreund Passendes**. Es wird hierdurch Gelegenheit geboten, sich für ein älteres, der Natur der Sache nach jetzt weniger werthvolles Werk eine **Anzahl Bücher** anzuschaffen, deren Besitz nur sehr erwünscht sein kann.

Folgende Bedingungen gelten gemeinschaftlich für den ersten wie für den zweiten Vorschlag:

1) Es wird angenommen, daß jeder Besitzer früherer Auflagen des **Conversations-Lexikon** für **jedes** Exemplar, das er zum Umtausch bestimmt, ein Exemplar der **neunten Auflage bestellt** und bis zum **Schlusse des Werks fortbezieht**. Hierbei wird ausdrücklich die vollständige Lieferung des **Werks** in 120 Heften oder 15 Bänden garantirt, und wegen der Erscheinung bemerkt, daß in der Regel monatlich, insoweit es die starke Auflage gestattet, 2—3 Hefte ausgegeben werden.
2) Wie im Allgemeinen auf die neunte Auflage des **Conversations-Lexikon** von den Buchhandlungen **kein Rabatt** in Anspruch genommen werden kann, so **besonders nicht bei den Exemplaren, die in Folge der obigen Vorschläge bestellt werden.**
3) Den Buchhandlungen, durch die man den Umtausch bewirkt zu sehen und von denen man die neunte Auflage zu beziehen wünscht, ist das umzutauschende Exemplar einer frühern Auflage franco zuzustellen und, insofern der zweite Vorschlag angenommen wird, eine je nach der Entfernung von Leipzig zu bemessende **billige Entschädigung für Fracht und Emballage zu entrichten.**
4) Für den Einband kann keine Entschädigung gewährt werden; dagegen wird die neunte Auflage des **Conversations-Lexikon** nach Convenienz der Besteller in **Bänden roh oder in Heften** geliefert.
5) Ausgaben auf **besserm** Papier können nur zu den obenstehend bemerkten Preisen der **gewöhnlichen Ausgaben** angenommen werden; wird dagegen die **neunte** Auflage in den Ausgaben auf **feinem Schreibpapier (Preis für den Band 2 Thlr.)** oder **extrafeinem Velinpapier (Preis für den Band 3 Thlr.)** gewünscht, so ist die **Differenz besonders** zu vergüten.
6) Auf die 1818, 1819—20, 1824 und 1829 erschienenen **Supplementbände** zum **Conversations-Lexikon**, auf die 1823—26 erschienene **Neue Folge des Conversations-Lexikon** in 2 Bänden, das 1832—34 erschienene **Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur** in 4 Bänden, das 1838—41 erschienene **Conversations-Lexikon der Gegenwart** in 4 Bänden **findet der vorgeschlagene Umtausch keine Anwendung.** Erstere können nach Belieben mit abgeliefert oder behalten werden, und was die drei zuletzt genannten Werke betrifft, so erlaube ich mir die Bemerkung, daß dieselben als **selbständig und in sich abgeschlossen** stets ebenso nützliche als anziehende Supplemente zu **jeder Auflage** des **Conversations-Lexikon** bilden werden, da der Inhalt derselben nur in den Resultaten in die spätern Auflagen des **Conversations-Lexikon** übergehen konnte.

Diejenigen Besitzer früherer Auflagen des **Conversations-Lexikon**, die geneigt sein sollten, auf einen der obigen Vorschläge einzugehen, werden hierdurch in ihrem eigenen Interesse veranlaßt, sich **bald hierüber gegen irgend eine Buchhandlung zu erklären.** Der Umtausch kann **längstens bis 31. März 1845** bewirkt werden; da aber nur eine **gewisse Anzahl** von Exemplaren der **neunten** Auflage des **Conversations-Lexikon** und der zur Auswahl dargebotenen **Verlagswerke** zur Bewirkung dieses Umtausches bestimmt ist, so muß ich mir vorbehalten, **diesen Termin nach Umständen auch früher aufhören zu lassen.**

Leipzig, am 1. März 1844.

F. A. Brockhaus.

*) In allen Buchhandlungen sind die betreffenden Kataloge zu erhalten.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № XXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheinenden Zeitschriften **„Blätter für literarische Unterhaltung"** und **„Isis"** beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Im Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Geschichte der Philosophie

vom

allgemeinen wissenschaftlichen und geschichtlichen Standpunkt

von

Dr. H. C. W. Sigwart,

Ritter des Ordens der würtembergischen Krone.

Zweiter Band: Enthaltend der zweiten Periode zweite Abtheilung oder fünften Abschnitt.

Vom sechszehnten Jahrhundert bis J. Kant.

Gr. 8. Velinpapier. Brosch. Preis 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 gGr), oder 4 Fl.

Inhalt: I. Einleitung. II. Geschichte der Philosophie. A. Skepticismus. Montaigne. Charron. B. Dogmatismus. 1) Mysticismus, a. mit vorherrschender religiöser Tendenz, b. mit vorherrschender naturphilosophischer Tendenz, 1. Heinr. Cornel. Agrippa von Nettesheim, 2. Paracelsus, c. mit religiöser und naturphilosophischer Tendenz, 3. Jakob Böhme; 2) Empirismus, 4. Bernhard Telesius, 5. Peter Gassendi, 6. Franz Baco, 7. Thomas Hobbes, 8. Johann Locke, 9. Condillac. 10. Système de la Nature, 11. G. Berkeley, 12. David Hume, 13. Franz Hutcheson, 14. Adam Smith; 3) Rationalismus, 15. Thomas Campanella, 16. Jordano Bruno, 17. Cartesius, 18. Spinoza, 19. Malebranche, 20. Leibnitz, 21. Ehrenfr. Walther v. Tschirnhausen, 22. Christian Wolff. III. Schlußbetrachtung. Nachtrag zu Seite 56 und 57, Synchronistische Tabellen. — Die platonischen Mythen von der menschlichen Seele.

Stuttgart und **Tübingen**, im August 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Schriften von Ernst Schulze.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist neu erschienen:

Die bezauberte Rose.

Romantisches Gedicht in drei Gesängen.

Siebente Auflage.

8. Cart. 1 Thlr. — Ausgabe mit 7 Kupfern 2 Thlr. — Prachtausgabe mit Kupfern 2 Thlr. 15 Ngr.

Ebendaselbst sind von **Ernst Schulze** erschienen:

Sämmtliche poetische Werke. Neue Auflage. Vier Bände. 8. 1822. 6 Thlr. Mit 16 Kupfern 8 Thlr.; Prachtausgabe mit Kupfern 18 Thlr.

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Neue Auflage. Zwei Bände. 8. 1822. 3 Thlr. Mit 8 Kupfern 4 Thlr.; Prachtausgabe mit Kupfern 9 Thlr.

Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 8. 1819. Geh. 1 Thlr.

Vermischte Gedichte. Zweite Auflage. Gr. 12. 1842. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Kritische, ärztliche und wundärztliche

Arzneiverordnungslehre.

Nach dem heutigen Standpunkte der Chemie und Medicin und mit besonderer Rücksicht auf

Einfachheit und Wohlfeilheit der Verordnungen,

bearbeitet von

einem Universitätslehrer und praktischen Arzte.

8. Velinpapier. Geh. 1 Thlr. Geb. 1⅙ Thlr.

Das vorstehend angekündigte Buch bietet dem Arzte und Studirenden wirklich Das, was sein Titel ausspricht, und stützt, in strenger Wissenschaftlichkeit, die Lehre von den Wirkungen der Arzneimittel auf den heutigen Standpunkt der Chemie, wodurch von selbst das Streben nach möglichster Einfachheit der Mittel bedingt wird. Es darf diese interessante Arbeit den Ärzten und Studirenden angelegentlichst empfohlen werden.

Braunschweig, im August 1844.

Friedrich Vieweg & Sohn.

Für Augenärzte.

Die Krankheiten und Bildungsfehler der Regenbogenhaut. Erste Abtheilung:

Die Entzündung der Regenbogenhaut

von

Dr. **Wilhelm Rau,** Professor in Bern.

Preis 1 Thlr. 20 Ngr., oder 2 Fl. 42 Kr.

ist soeben versandt und in jeder guten Buchhandlung zu finden.

Huber & Comp. in Bern.

En vente chez **Brockhaus & Avenarius à Leipzig**:

ECHO

de la littérature française.

Quatrième année. 1844. Prix par an 5⅓ Thlr.

Les nouveaux abonnés pour l'année 1844 peuvent se procurer les trois premières années de l'Echo au prix modéré de 8 Thlr.

Sommaire des Nos. 31—35: Lysistrata. Par **J. de S. F.** — Chronique. Par **Emmanuel G—s**, et par **Alphonse Karr.** — Nouvelle historique. Par **A. de B.** — Épisode historique sur la princesse de Lamballe. Par **Gabriel F....** — La Brienza. Par **Adolphe Boucher.** — Une course de taureaux à Quito. — Théâtre. Par **A. B. d'H.** — La mauve d'Espagne. Par madame **Camille Lebrun.** — Les îles Marquises. Par **Auguste Pollarin.** — Chronique. Par **P.** — Les touristes de la science. — Les trois loyers. — *Chronique.* — *Tribunaux.*

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № XXI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Verlags- und Commissionsartikel
von
Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur in Leipzig.

1844. № II. April bis Juni.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar bis März enthaltend, befindet sich in Nr. XII des Literarischen Anzeigers.)

Echo de la littérature française. Quatrième année. 1844. Nos. 14—26. Gr. in-8. Preis des ganzen Jahrgangs $5\frac{1}{3}$ Thlr.

Erscheint jeden Freitag und bietet eine Auswahl des Besten und Interessantesten aus der gesammten französischen Journalistik. Die ersten drei Jahrgänge sind für neue Abonnenten zusammengenommen zum **herabgesetzten Preise** von 8 Thlrn. zu haben.

Masse (J. N.), Vollständiger Handatlas der menschlichen Anatomie. Deutsch bearbeitet von **F. W. Assmann.** Lieferung 13—20. Tafel LXI—C, nebst Text S. 197—328.

Das ganze Werk wird aus 22 Lieferungen bestehen, deren jede fünf Kupfer der pariser Originalausgabe, nebst einem sehr sorgfältig bearbeiteten Text enthält. Der Preis einer Lieferung mit schwarzen Kupfern ist $11\frac{1}{4}$ Ngr., mit illuminirten Kupfern $17\frac{1}{2}$ Ngr.

Ahrens, Cours du droit naturel ou de philosophie du droit fait d'après l'état actuel de cette science, en Allemagne. 2de édition, revue et considérablement augmentée. In-8. Bruxelles. 3 Thlr.

Blanvalet (Henri), Une lyre à la mer. Poésies. In-8. Francfort sur le Mein. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Desaive, Les animaux domestiques considérés sous le rapport de leur conservation, de leur amélioration et de la guérison de leurs maladies etc. Gr. in-8. Liège. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Les Français peints par eux-mêmes. T. VIII. Livr. 7—21. (Schluss des ganzen Werks.) Gr. in-8. Leipzig. Jede Lieferung schwarz $\frac{1}{8}$ Thlr., colorirt $\frac{7}{12}$ Thlr.

Hannover (Adolphe), Recherches microscopiques sur le système nerveux. Avec sept planches. In-4. Copenhague. Cart. 3 Thlr.

Jouffroy (Henri), Catéchisme d'économie politique. In-8. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Von demselben Verfasser erschien daselbst:

Science des finances, exposée théoriquement et pratiquement, et expliquée par des exemples tirés de l'histoire financière moderne des états de l'Europe. Ouvrage traduit de l'allemand de M. **de Jacob.** 2 vols. In-8. 1841. 5 Thlr.

Catéchisme de droit naturel, à l'usage des étudiants en droit. In-8. 1841. 1 Thlr.

Manuel de littérature ancienne, ou court aperçu des auteurs classiques de l'archéologie, de la mythologie et des antiquités des Grecs et des Romains. Ouvrage traduit de l'allemand. In-8. 1842. 3 Thlr.

Philosophie critique de **Kant**, exposée en vingt-six leçons. Ouvrage traduit de l'allemand. In-8. 1842. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Le droit canon et son application à l'église protestante. Manuel traduit de l'allemand. In-8. 1843. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Constitution de l'Angleterre. In-8. 1843. 2 Thlr.

Lelevel, Novosiltzov à Vilna ou Guerre impériale avec les enfants et l'instruction; épisode historique de 1824. In-8. Bruxelles. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Matter, Histoire de l'école d'Alexandrie comparée aux principales écoles contemporaines. Ouvrage couronné par l'Institut. 2me édition, entièrement refondue. T. II. In-8. Paris. $2\frac{7}{8}$ Thlr.

Michiels, L'Angleterre. In-8. Paris. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

de Pétigny, Études sur l'histoire, les lois et les institutions de l'époque mérovingienne. T. II. Part. 1, 2. In-8. 4 Thlr.

Recherches sur les monuments et l'histoire des Normands et de la maison de Souabe dans l'Italie méridionale publiées par le **duc de Luynes.** In-fol. Paris. 44 Thlr.

Sentences de Sextius, philosophe pythagoricien, traduites par le comte **de Lasteyrie.** In-12. Paris. $1\frac{1}{6}$ Thlr.

Tanski, L'Espagne en 1843 et 1844. Lettres sur les moeurs politiques et sur la dernière révolution de ce pays. In-8. Paris. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Tiberghien, Essai théorique et historique sur la génération des connaissances humaines dans ses rapports avec la morale, la politique et la religion. 2 parties. Gr. in-8. $3\frac{1}{3}$ Thlr.

——————, Exposition du système philosophique de Krause. Extrait de: „Essai théorique et historique sur la génération des connaissances humaines dans ses rapports etc.“ Gr. in-8. $\frac{5}{6}$ Thlr.

Wheaton, Histoire des peuples du Nord, ou des Danois et des Normands etc. Traduit de l'anglais par **Paul Guillot.** In-8. Paris. $4\frac{5}{12}$ Thlr.

Coghlan, Hand-book for Central Europe, or Guide for tourists through Belgium, Holland, the Rhine, Germany, Switzerland and France including a full description of Paris and a list of continental railways with fares, hours of departure etc. Illustrated by a new and original map of Europe. 8vo. Bound. London. $3\frac{1}{2}$ Thlr.

Galilei, Opere. T. I—III. In-8. Firenze. $11\frac{1}{2}$ Thlr.

रामायण Ramayana, poema indiano di Valmici. Testo sanscrito secondo i codici manoscritti della scuola Gaudana, pubblicato per **Gaspare Gorresio.** Vol. II. Gr. 8. Parigi. $8\frac{1}{3}$ Thlr.

Viaggi di Pietro della Valle descritti da lui medesimo in lettere famigliari all' erudito suo amico Marco Schipano, divisi in tre parti; cioè la Turchia, la Persia e l'India; colla vita dell' autore scritta da **P. Bellori.** 2 vol. In-8. Brighton. $6\frac{2}{3}$ Thlr.

Anecdota nova descripsit et annotavit **J. F. Boissonade.** 8 maj. Parisiis. $4\frac{7}{8}$ Thlr.

Von demselben Verfasser erschien bei uns:

ΦΙΛΟΣΤΡΑΤΟΥ ΕΠΙΣΤΟΛΑΙ. Philostrati epistolae quas ad codices recensuit et notis Olearii suisque instruxit **Jo. Fr. Boissonade.** 8 maj. Geh. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Biografia Kazimierza Albina z Giezgiezlowca Lenartowicza. 8. Poznań. $\frac{1}{3}$ Thlr.

Mickiewicz, Pisma, na nowo przejrzane i dopełnione. 4 tomy. 16. Paryż. 8 Thlr.

——————, Kurs trzecioletni (1842—43) literatury sławiańskiej wykładanej w kollegium francuzkiém. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Die beiden ersten Theile kosten zusammen 4 Thlr.

Portefolio Królewéj Maryi Ludwiki. Wydane przez Mr. Edw. Raczyńskiego. 2 tomy. 8. Poznań. 3 Thlr.
Tułacze w polsce w roku 1833. Wystawienie dramatyczne w trzech aktach napisane w Szwajcarji. 12. Poitiers. ⅓ Thlr.

Für Lesecirkel und Leihbibliotheken.

Bei C. L. Fritzsche in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mühlbach, L., Nach der Hochzeit. Vier Novellen. Zwei Bände. 8. Brosch. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Belani, H. E. R., Kranichfels, oder Geheimnisse aus dem Leben eines Edelmanns. 8. Brosch. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

——, **Josephine.** Geschichtlicher Lebensroman. Drei Bände. 8. Brosch. Preis 4 Thlr. 15 Ngr.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Aiken's (P. F.)
vergleichende Darstellung der Constitution Großbritanniens und der der Vereinigten Staaten von Nordamerika.
Bearbeitet von K. J. Clement.
Mit einer Vorrede von Franz Baltisch.

Von Franz Baltisch erschien 1832 ebendaselbst:
Politische Freiheit. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 22 Ngr.

Bei Karl Gerold & Sohn in Wien ist erschienen:

Jahrbücher der Literatur.

Hundertsechster Band.
1844.
April. Mai. Juni.

Inhalt des hundertsechsten Bandes.

Art. I. Walhalla's Genossen, geschildert durch König Ludwig I. von Baiern, den Gründer Walhalla's. München 1842. — II. 1) Gerardi Joannis Vossii de Historicis Graecis Libri Tres. Edidit *Antonius Westermann.* Lipsiae 1838. 2) *ΜΥΘΟΓΡΑΦΟΙ.* Scriptores Poeticae Historiae Graeci. Edidit *Antonius Westermann.* Brunsvigae 1843. 3) Fragmenta Historicorum Graecorum. Auxerunt, Notis et Prolegomenis illustrarunt, Indice plenissimo instruxerunt *Car.* et *Theod. Mulleri.* Parisiis 1841. (Schluß.) — III. Zwölf englische, französische und deutsche Schriften über den Orient. (Schluß.) — IV. Hinterlassene kleine Schriften W. Fr. Meyern's (Verfasser von Dya-Na-Sore). Herausgegeben von Feuchtersleben. Drei Bände. Wien 1842. — V. Adversaria in Aeschyli Prometheum vinctum et Aristophanis Aves philosophica atque archaeologica. Scripsit *Fridericus Wieseler.* Gottingae 1843. — VI. Goethe. Zu dessen näherm Verständniß von C. G. Carus. Leipzig 1843. — VII. Geschichte des großen deutschen Krieges, vom Tode Gustav Adolf's an, mit besonderer Rücksicht auf Frankreich, verfaßt von Barthold. Zwei Theile. Stuttgart 1842 und 1843. — VIII. Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit, von Klemm. Zwei Bände. Leipzig 1843. — IX. Auserlesene deutsche Gedichte von Torquato Tasso. Aus dem Italienischen übersetzt von Karl Förster. Zweite Auflage. Zwei Theile. Leipzig 1844. — X. 1) Regesten Kaiser Ludwig's des Baiern und seiner Zeit. Regesta Imperii inde ab anno MCCCXIV usque ad annum MCCCXLVII. Von Böhmer. Frankfurt a. M. 1839. 2) Additamentum primum ad Regesta Imperii inde ab anno MCCCXIV usque ad annum MCCCXLVII. Von Böhmer. Frankfurt a. M. 1841. 3) Fontes Rerum Germanicarum. Geschichtsquellen Deutschlands. Herausgegeben von Böhmer. Erster Band. Stuttgart 1843.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. CVI.

Über Herrn Professor Dr. Justus Olshausen Entzifferung der Pehlewi-Legenden auf Münzen. Von Albrecht Krafft. Mit einer lithographirten Tafel. — Untersuchungen über die freien Walliser in Graubünden und Vorarlberg. Mit einigen diese Gebiete betreffenden historischen Erläuterungen. Von Joseph Bergmann. (Fortsetzung.) II. Die freien Walser in Vorarlberg. Mit einer Karte des Herrn Obersten von Hauslab. — Beiträge zur vaterländischen Geschichte aus Italien. Mitgetheilt von Dr. Eduard Melly.

Soeben ist erschienen:

Alexandri M.
Historiarum Scriptores Aetate Suppares.
Vitas enarravit, librorum fragmenta collegit prolegomenis illustravit
Dr. Robertus Geier.
Preis 2 Thlr.

Das vorliegende Werk, die Frucht mehrjähriger angestrengter und gründlicher Studien, gibt nicht nur dem Literarhistoriker gründliche Aufschlüsse über das Leben und die Schriften der gleichzeitigen Geschichtsschreiber Alexander's, sondern verschafft auch dem Historiker und Geographen durch die vollständige Sammlung und genaue Erläuterung aller vorhandenen Fragmente ein Hülfsmittel, welches das Studium dieser interessanten Geschichtsepoche wesentlich fördern wird. Übrigens wird dieses Buch als Ersatz des voluminösen und kostspieligen Werkes von Sainte-Croix überall willkommen sein.

Gebauer'sche Buchhandlung in Halle.

Indische Literatur.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Hitopadesa. Eine alte indische Fabelsammlung aus dem Sanskrit zum ersten Mal in das Deutsche übersetzt von Max Müller. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Indische Gedichte in deutschen Nachbildungen von Alb. Hoefer. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Das zweite Bändchen ist als Fortsetzung der ersten Lese, die im Jahre 1841 erschien, auch einzeln zu erhalten und kostet 1 Thlr.

Die Mährchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit übersetzt von Hm. Brockhaus. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Leipzig, im September 1844.

F. A. Brockhaus.

Mozin's grosses Wörterbuch.

Soeben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt die zweite Hälfte der siebenten Lieferung von

Mozin's

vollständigem Wörterbuch

der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und **mehren andern Mitarbeitern.**

Aufs Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. A. Peschier,

Professor an der Universität Tübingen.

Vier Bände. In 8 Lieferungen von ungefähr 30 Bogen. Subscriptionspreis 8 Thlr. 10 Ngr. (8 Thlr. 8 gGr.), oder 14 Fl.

Jede Lieferung 1 Thlr. 1 1/4 Ngr. (1 Thlr. 1 gGr.), oder 1 Fl. 45 Kr.

Geradean — Holzarbeiten.

Es gereicht uns zum Vergnügen, den verehrlichen Subscribenten dieses Wörterbuchs die Nachricht geben zu können, daß neugetroffene Maßregeln uns in den Stand setzen, die weitern Lieferungen in so kurzen Zwischenräumen folgen zu lassen, daß wir uns der Hoffnung hingeben dürfen, dieses unübertroffene Werk längstens binnen Jahresfrist zu vollenden.

Stuttgart und **Tübingen**, im Juli 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Most (Dr. G. F.),

Encyklopädie der **gesammten Volksmedicin**, oder Lexikon der **vorzüglichsten und wirksamsten Haus- und Volksarzneimittel** aller Länder. Nach den besten Quellen und nach dreissigjährigen, im In- und Auslande selbst gemachten zahlreichen Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Volksleben gesammelt.

Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

(Auch in 7 Heften à 15 Ngr. zu beziehen.)

Der Name des Herausgebers, der dem Publicum durch seine übrigen Schriften hinlänglich bekannt ist, bürgt für den Werth dieses populairen und gemeinnützigen Werks.

Leipzig, im September 1844.

F. A. Brockhaus.

Anzeigen der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Bei uns sind neulich erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Bertram, Fr., Neun Erzählungen und noch mehr. Jugend- und Volksbuch. Mit 70 Holzschnitten von F. W. Gubitz und unter dessen Leitung, nach Zeichnungen von Holbein. 1/2 Thlr.

Gedichte von Karl v. Holtei. (Letzte Sammlung, in der Auswahl vom Dichter selbst.) 1 1/3 Thlr.

Gubitz, F. W., Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden. Zehnter Jahrgang. Für 1844. Mit mehr als 100 Holzschnitten von Gubitz etc. etc. 1/3 Thlr.

Wohlfeilste Volks-Bildergalerie. Funfzehntes und sechszehntes Heft. Jedes Heft von 8 vorzüglichen Blättern nur 1/6 Thlr. (Diese beiden Hefte enthalten 9 historische und Genrebilder, 4 Bildnisse und 3 Landschaften.)

Maltitz, A. v., Drei Fähnlein Sinngedichte. Ein Fähnlein Sonette. Ein Fähnlein Fabeln. Ein Fähnlein Humor. 5/6 Thlr.

Satori, J. (Neumann), Der kleine Fischerknabe. Erzählung für Knaben und Mädchen. Zweite Auflage. 1/6 Thlr.

Der Gesellschafter. Herausgegeben von **F. W. Gubitz.** Achtundzwanzigster Jahrgang. Für 1844. 324 Blätter in Großquart. 8 Thlr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von **F. W. Gubitz.** Dreiundzwanzigster Jahrgang. Für 1844. (Enthält in 19 Acten Dramen von Holtei, Fr. Paolo, Raupach, H. Smidt, Charlotte Birch-Pfeiffer und A. P.) 1 2/3 Thlr.

Die zehn Gebote in ältester Gestalt. Zur Reform der Katechismen und Reform der Kirche durch den Staat, von Marheinike. Von **Paulus Schelling.** 1/12 Thlr.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Gedichte

von

Margaretha Adelmann.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gedichte

von

G. E. Thurn.

Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № XXIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bei **Vandenhoeck & Ruprecht** in Göttingen ist erschienen:

Bohtz, A. W., Über das Komische und die Komödie. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 gGr.)

Leist, B. W., Die Bonorum possessio. Ihre geschichtliche Entwickelung und heutige Geltung. Erster Band. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 gGr.)

Meyer, H. W. A., Kritisch-exegetischer Commentar über das Neue Testament. Erster Abtheilung erste Hälfte: Das Evangelium Matthäi. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 1 Thlr. $12\frac{1}{2}$ Ngr. (1 Thlr. 10 gGr.)

Leipziger Repertorium

der deutschen und ausländischen Literatur.

Herausgegeben von E. G. Gersdorf.

1844. August. Heft 31—35.

Inhalt:

Theologie. *Hendewerk*, Des Propheten Jesaja Weissagungen. 2. Th. — *Winer*, Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms. 5. Aufl. — *Knobel*, Der Prophet Jesaja. — *Streicher*, Das neue Evangelium der Gegenfüssler des Christenthums im 19. Jahrhundert. — *Wilke*, Die Hermeneutik des Neuen Testaments. 2. Th. — **Medicin und Chirurgie.** Neue Untersuchungen über den Kretinismus etc. Herausgegeben von *Maffei* und *Rösch*. — *Schmidt*, Tausend Aphorismen über die Geburt des Menschen. — *Hübener*, Die gastrischen Krankheiten monographisch dargestellt. — *Puchelt*, Das Venensystem in seinen krankhaften Verhältnissen dargestellt. 2. Aufl. 2. Th. — *Rosenbaum*, Zur Geschichte und Kritik der Lehre von den Hautkrankheiten. — *Neumann*, Von den Krankheiten der Menschen. 5. Bd. — *Guthrie*, Über Gehirnaffectionen in Folge von Kopfverletzungen. Aus dem Engl. von *Fränkel*. — **Länder- und Völkerkunde.** *Kniewel*, Reiseskizzen. — *Granier de Cassagnac*, Voyage aux Antilles françaises etc. à Saint-Domingue et aux États-unis d'Amerique. — *Kohl*, Reisen in England und Wales. — *Kohl*, Land und Leute der britischen Inseln. 1. Bd. — *Mügge*, Skizzen aus dem Norden. — **Geschichte.** Recueil des lettres missives de Henry IV, publié par M. *Berger de Xivrey*. — *Schönhuth*, Geschichte Rudolf's von Habsburg. — Gustavi Adolphi Suecorum Regis Memoria. Ex *Andreae* elogiis redintegrandam curavit *Rheinwald*. — *Brandstäter*, Die Geschichten des Ätolischen Landes, Volkes und Bundes. — *Ἀνατροπὴ τῶν δοξασάντων, γραψάντων καὶ τύποις κοινωσάντων, ὅτι οὐδεὶς τῶν νῦν τὴν Ἑλλάδα οἰκούντων ἀπόγονος τῶν ἀρχαίων Ἑλλήνων ἐστὶν, ὑπὸ A. Γ.* [illegible]. — *Wheaton*, Histoire des peuples du Nord. Traduit de l'anglais par *Guillot*. — Recherche sur les monumens et l'histoire des Normands et de la Maison de Suabe dans l'Italie, publiées par le *Duc de Luynes*. — *John*, Die Geschichte des Siebenjährigen Krieges. — *Audin*, Histoire de Léon X. — **Archäologie.** Interpretatio Obeliscorum Urbis, ad Gregorium XVI, Pontificem Max. digesta per *Ungarellium*. — **Classische Alterthumskunde.** Q. Horatius Flaccus. Recensuit atque interpretatus est *Orellius*. Vol. II. — *Λεξικὸν Λατινο-ελληνικὸν ὑπὸ Ὀυλερίχου*. — *Polybius* ex recognitione *Immanuelis Bekkeri*. Tom. I. — Polybiana. Scripsit *F. H. Bothe*. — *Strabonis* Geographica, rec. *Kramer*. — **Schöne Künste.** *Stapel*, Die Doppelkapelle im Schlosse zu Landsberg bei Halle. Ein Denkmal der Baukunst des 12. Jahrhunderts. — **Literaturgeschichte.** *Wex*, Herr Professor Ewald in Tübingen als Punier gewürdigt. — *Knobel*, Exegetisches Vatemecum für Herrn Prof. Ewald in Tübingen. — **Jurisprudenz.** *Schmid*, Handbuch des gemeinen deutschen Rechts. — *Osterloh*, Der ordentliche bürgerliche Process nach königl. sächs. Rechte systematisch dargestellt. — *Arnold*, Über Eidesleistung durch Stellvertreter im Civilprocess. — *Ramberg*, Das schwarzburg-rudolstädtische Privatrecht.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von $2\frac{1}{2}$—3 Bogen. Preis des Jahrgangs 12 Thlr.

Dem **Leipziger Repertorium** ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

für literarische Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben. **Ankündigungen** in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, und **besondere Anzeigen etc.** gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im September 1844.

F. A. Brockhaus.

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:

Das 7te **Heft** der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1844.

Inhalt dieses Heftes:

I. Der Feldzug 1676 in Deutschland. Mit dem Plane der Belagerung von Philippsburg. — II. Der Feldzug 1711 in Spanien und Portugal. Zweiter Abschnitt. (Schluß.) — III. Topographie und Geologie. — IV. Kriegsscenen. 1) Vertheidigung des Passes der Römerschanze in Siebenbürgen durch Savoyen Dragoner, am 19. Juli 1788. 2) Die Vertheidigung durch Savoyen Dragoner in Leoben, am 6. Juli 1809. 3) Erzherzog Johann Dragoner in dem Treffen bei Lambach und Dürnstein 1805. 4) Erzherzog Johann Dragoner im Feldzuge 1809. 5) Übergang von Fürst Karl Schwarzenberg Uhlanen über die Kinzig bei Somborn, am 31. October 1813. 6) Schwarzenberg Uhlanen im Gefechte bei Sainte-Croix, am 31. December 1813. — V. Literatur. — VI. Neueste Militairveränderungen. — VII. Des Prinzen Eugen von Savoyen Wirken in den Jahren 1720—36. — Beilagen (Fortsetzung); Nr. 188—256.

Preis des Jahrgangs 1844 8 Thaler.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Torquato Tasso's **Auserlesene lyrische Gedichte.** Aus dem Italienischen übersetzt von Karl Förster. Mit einer Einleitung: „Über Torquato Tasso als lyrischer Dichter." Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Früher erschien ebendaselbst:

Torquato Tasso's **Befreites Jerusalem.** Übersetzt von Adf. F. K. Streckfuß. **Zweite** verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 12. 1835. **Früher** 2 Thlr., **jetzt** 1 Thlr.

——— Dasselbe. (Erste Auflage.) Mit gegenüber gedrucktem Originaltext. Zwei Bände. Gr. 8. 1822. **Früher** 3 Thlr. 12 Ngr., **jetzt** 22 Ngr.

Literarische Anzeige.



Ausgewählte
Romane, Novellen, Erzählungen, Reisen, dramatische und poetische Werke.

Mit Nr. 12 des Feuilletons der **Novellen-Zeitung**, welche

am 18. September

ausgegeben wird, beginnt und wird regelmäßig in den folgenden Nummern fortgesetzt:

Zopf und Schwert.

Dramatisches Zeitbild in fünf Acten
von
Karl Gutzkow.

Die Verlagshandlung glaubt die Leser der Novellen-Zeitung durch Aufnahme dieses Stückes eines unserer gefeiertsten Bühnendichter um so mehr zu verpflichten, als dasselbe überall, wo es zur Aufführung gekommen, mit dem größten Beifall begrüßt worden ist.

Die bisher erschienenen Nummern der Novellen-Zeitung enthalten:

W. Meinhold.
Die Bernstein-Hexe. In ihrer ursprünglichen, neu-hochdeutschen Gestalt vom Jahre 1826.

Therese (Frau von Bacheracht).
Reisefragmente: I. Bremen. II. Osnabrück und Münster. III. Düsseldorf.

Alfred de Musset.
Eine seltene Ehe. Eine Novelle.

Louis Schneider.
Legatio dramatica in partibus infidelium.

Eugene Sue.
Der ewige Jude. I. und II. Band, mit 60 Illustrationen von Karl Richard.
(Die Fortsetzung erfolgt stets wenige Tage nach dem Erscheinen des Originals.)

Biographie
von Eugene Sue mit dessen Portrait.

Eduard von Bülow.
Die Offenbarung. Eine Novelle.

F. Gerstäcker.
Sieben Tage auf einem amerikanischen Dampfboot.

Die **Novellen-Zeitung** erscheint seit dem 1. Juli regelmäßig jeden Mittwoch in Nummern von 8 (dreispaltigen) Folioseiten im Formate der Illustrirten Zeitung. Vierteljährlicher Pränumerationspreis für 13 Nummern 25 Ngr. — 52 Nummern bilden einen Band und geben dem Raume nach den Inhalt von 12—15 Bänden gewöhnlichen Octavformates. — Titel und Inhaltsverzeichniß zu jedem Bande werden unentgeldlich nachgeliefert.

Leipzig, J. J. WEBER.

☞ Bestellungen auf die Novellen-Zeitung werden in jeder Buchhandlung angenommen und Probenummern auf Verlangen unentgeldlich verabfolgt.

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben von **C. v. Pfaffenrath** und **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**
Fünfter Jahrgang. 1844. 20 Ngr.

Hiervon erscheint wöchentlich 1 Bogen. **Ankündigungen** darin werden mit 2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen ꝛc.** gegen eine Vergütung von 3/4 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Inhalt des Monats August.

Dorfzeitung: Über Verbesserungen der Wiesen. — I. Aus dem altenburgischen Saalthale. II. Von der Elbe. III. Aus der Lausitz. — Homöopathische Thierheilkunde. — Ein sehr gutes, erprobtes und empfehlenswerthes Mittel, das Grummet, auch bei dem nässesten Herbstwetter, dennoch gut einzubringen und als Futter für das Vieh mit dem besten Erfolg zu benutzen. — Über das Keimen des Weizens. — Die verheerendsten Feinde unserer Obst- und Gemüsegärten unter den Raupen. Zweiter Artikel. — Übergang von der Dreifelderwirthschaft zur Fruchtwechselwirthschaft. — Aus Niederschlesien. — Untrügliches Mittel gegen das Blutharnen oder Blutnetzen des Rindviehes. — Entgegnung auf den Angriff in Nr. 27 der Landwirthschaftlichen Dorfzeitung. — Beantwortung der Anfrage des Herrn Landkammerrath Thümmler in Betreff der Wirkungsdauer homöopathischer Arzneien. — Beantwortung der Anfrage des Hrn. Runge: Ob Pökellauge und Salzlake ein gefährliches Viehfutter sind? — Aus dem Magdeburgischen. — **Landwirthschaftliche Neuigkeiten, Miscellen ꝛc.** — **Unterhaltungsblatt:** Fastenspeisen in Rußland. — Eine höchst merkwürdige Naturerscheinung zu Halle an der Saale. — Der gute Israelit. — Des Landmanns ärgster Feind. — Über die Begründung einer Ackerbauschule im Herzogthum Braunschweig. — Bericht über die Versammlung des Enthaltsamkeitsvereins in Altgandersheim im Braunschweigischen am 16. Juni d. J. — Ein Mäßigkeitsfest in Nordamerika. — Geschichtliches über die Aufbewahrung des Getreides.

Leipzig, im September 1844.

F. A. Brockhaus.

Bei **H. B. König** in Bonn ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Albers, J. F. H. (Prof. Dr.), **Handbuch der allgemeinen Pathologie.** 2 Bände. Gr. 8. Mit 2 Tafeln. Preis 3 Thlr. 20 Ngr. (3 Thlr. 16 gGr.)

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Neue römische Briefe

von
einem Florentiner.
Zwei Theile.
Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die **Neuen römischen Briefe** bilden auch den dritten und vierten Theil der **Römischen Briefe** desselben Verfassers, welche 1840 bei mir erschienen und ebenfalls 4 Thlr. 15 Ngr. kosten.

Leipzig, im September 1844.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № XXIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre 1844.

№ III. Juli, August und September.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. X und XI des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom April, Mai und Juni, in Nr. XVIII desselben.)

59. **Analekten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Verein praktischer Ärzte. Fünften Bandes erstes und zweites Heft. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

60. **Arnd (Ed.), Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volks,** oder Darstellung der vornehmsten Ideen und Fakten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einflusse sie sich ausgebildet hat. In drei Bänden. Erster Band. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

61. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Sechsunddreißigster bis achtunddreißigster Band. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer,** Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes,** Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante,** Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer,** Die Töchter des Präsidenten. Dritte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer,** Nina. Zweite Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer,** Das Haus. Dritte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer,** Die Familie H. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles,** Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante,** Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV **Tassoni,** Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer,** Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer,** Streit und Friede. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire,** Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.,** Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. XX.—XXII. **Boccaccio,** Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante,** Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer,** Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso,** Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. Hitopadesa. Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte in deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. **Calderon,** Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr.

62. **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Vollständig 500 Blatt in Quart, in 120 Lieferungen. Dritte und vierte Lieferung. Jede Lieferung 6 Ngr.

63. ***Busch (Dr. H. W.),* Das Geschlechtsleben des Weibes** in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. Fünfter Band. (Schluss.) Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Das vollständige Werk kostet 18 Thlr.

64. **Calderon de la Barca, Schauspiele.** Aus dem Spanischen übersetzt von **Adf. Martin.** Drei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Inhalt: Des Armen Wesen ist Anschläge. Alles ist Wahrheit und alles Lüge. Für heimliche Beleidigung heimliche Rache. Die drei größten Wunder. Liebe, Ehre, Macht. Apollo und Klymene. Leonid und Marfisa. Phaeton. Haß und Liebe.

65. ***Dieffenbach (J. F.),* Die operative Chirurgie.** Zwei Bände in 10—12 Heften. Erstes und zweites Heft. Gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr.

66. **Grün (K.), Friedrich Schiller als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter.** Ein gedrängter Commentar zu Schiller's sämmtlichen Werken. In fünf Heften. Viertes und fünftes Heft. (Schluß.) Jedes Heft 16 Ngr.

67. **Kaltschmidt (Jak. H.), Vollständiges Taschenwörterbuch der französischen und deutschen Sprache,** nach den neuesten und besten Werken, dem Dictionnaire de l'Académie etc. bearbeitet. Zweite Auflage. — A. u. d. T.: Petit Dictionnaire complet français-allemand et allemand-français, composé d'après les meilleurs ouvrages, le Dictionnaire de l'Académie etc. Séconde édition. 16. Geh. 24 Ngr.

68. **Lanz (K.), Correspondenz des Kaisers Karl V.** Aus dem königl. Archive und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt. Erster Band. Gr. 8. 4 Thlr.

69. **Lewald's (A.) gesammelte Schriften.** In einer Auswahl. Zwölf Bände. Zweite Lieferung, oder vierter bis sechster Band. Gr. 12. Geh. Jede Lieferung 3 Thlr.

70. **Matthiä (A.), Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie.** Vierte verbesserte Auflage. Gr. 8. 24 Ngr.

71. **Mendelssohn's (Moses) gesammelte Schriften.** Nach den Originaldrucken und aus Handschriften herausgegeben von Prof. **G. B. Mendelssohn.** In sieben Bänden. Vierter Band (in zwei Abtheilungen). Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der erste bis dritte Band kosten 3 Thlr.

72. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Dr. **Jul. Ed. Hitzig** und Dr. **W. Häring (W. Alexis).** Sechster Theil. Mit einer lithographirten Tafel. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis fünfte Theil jeder 2 Thlr.

73. **Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. (Conversations-Lexikon.)** Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Achtunddreißigstes bis zweiundvierzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinenpapier; in der Ausgabe auf Schreibpapier kostet der Band 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Exemplare 1 Freiexemplar.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 10 Ngr. berechnet.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № XXV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2⅓ Ngr.

In meinem Verlage erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Aus dem Französischen übersetzt.

Erster bis dritter Theil.

8. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Diese Ausgabe, die hinsichtlich ihrer Gediegenheit den Vergleich mit jeder andern aushält, zeichnet sich besonders durch **geschmackvolle typographische Einrichtung** (im Format der beliebten Bremer'schen Schriften), sowie durch einen verhältnißmäßig **sehr billigen Preis** vortheilhaft aus. Die **Fortsetzung** wird sofort nach Publication des französischen Originals geliefert.

Leipzig, im October 1844.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **A. Wienbrack** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Fischer, J. H. L., Predigt-Entwürfe über die Episteln an den Sonn- und Festtagen des ganzen Jahres. Zweite stark vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. Zwei Bände in vier Lieferungen à 5/12 Thlr., also complet 1⅔ Thlr. im Subscriptionspreise bis Ende d. J., nach welcher Zeit der Ladenpreis von 2½ Thlr. unabänderlich eintritt. Die 1ste Lieferung wurde soeben an alle Buchhandlungen versendet und am 15. der nächsten drei Monate werden die drei folgenden Lieferungen ausgegeben, sodaß bis zum 15. December es vollständig von hier abgegangen ist.

Trotz der Masse von Hülfsmitteln, die den Beruf des Predigers erleichtern, erlebte dies Buch eine neue Auflage, weil nach dem Urtheile aller frühern Recensionen der Verfasser den richtigen Takt in der Bearbeitung dieser Predigtentwürfe gefunden hat. Die Winke der Kritik sind benutzt, und für gute äußere Ausstattung hat der Verleger möglichst Sorge getragen.

Die französische Revolution.

Eine Historie

von

Thomas Carlyle.

Aus dem Englischen

von

P. Feddersen.

Drei Theile.

Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Diese Geschichte der französischen Revolution, basirt auf das gründlichste Quellenstudium, erhält durch die anziehende Form, die Carlyle ihr verliehen, zugleich alle Vorzüge eines unterhaltenden Lesebuchs.

Leipzig, im October 1844.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Leipziger Repertorium

der deutschen und ausländischen Literatur.

Herausgegeben von **E. G. Gersdorf.**

1844. September. Heft 36—39.

Inhalt:

Theologie. *Baumgarten-Crusius*, Commentar über den Brief Pauli an die Römer. — *Leopold*, Hermogenis de origine mundi sententia. Doctrines morales et politiques des Jesuites etc. — *Pescheck*, Geschichte der Gegenreformation in Böhmen. — *Gaillardin*, Les Trappistes. — *Leop.* Graf zu *Stolberg*, Geschichte der Religion Jesu Christi, fortgesetzt von *Kerz*. 39. Bd. — **Medicin und Chirurgie.** *Wicke*, Monographie des grossen Veitstanzes. — *Kopp*, Denkwürdigkeiten in der ärztlichen Praxis. — *Wendt*, Die Gicht, ihre Zufälle, ihre Gefahren und ihre ärztliche Behandlung. — *Simeons*, Über die Nachtheile der jetzigen Stellung des ärztlichen Standes etc. — *Wuth*, Beiträge zur Medicin, Chirurgie und Aphthalnologie. — *Bennett*, Der hitzige Wasserkopf etc. — **Classische Alterthumskunde.** Alexandri M. historiarum scriptores aetate suppares. Vitas enarravit etc. *Geyer*. — *Köchly*, Über Sophokles' Antigone. — **Morgenländische Sprachen.** *Gallery*, Systema phoneticum scripturae sinicae. — *Schott*, Vocabularium Sinicum. — *Pott*, Die Zigeuner in Europa und Asien. I. Th. — **Neugriechische Literatur.** *Ἐρανιστής, ἤτοι συλλογὴ διατριβῶν πρωτοτύπων καὶ μεταφραζομένων ἐκ τῶν ἀρίστων περιοδικῶν συγγραμμάτων κ. τ. λ.* — *Ἀ. Σούτσου, Ὁ Πρωθυπουργὸς καὶ ὁ ἀτίθασσος Ποιητής.* — **Staatswissenschaften.** *Aikens*' vergleichende Darstellung der Constitution Grossbritanniens und der der Vereinigten Staaten von Nordamerika. — *Snellman*, Läran om Staten. — **Länder- und Völkerkunde.** *Warren*, L'Inde anglais en 1843. — *Darwin's* Naturwissenschaftliche Reisen nach den Inseln des grünen Vorgebirges, Südamerika etc. Deutsch von *Dieffenbach*. — *Bürck*, Allgemeine Geschichte der Reisen und Entdeckungen zu Land und Meer. 1. Th. — *Gerando*, Essai historique sur l'origine des Hongrois. — *Kohl*, Land und Leute der britischen Inseln. 2. und 3. Bd. — *Duflos de Mofras*, Exploration du Territoire de l'Orégon des Californies et de la Mer Vermeille. T. I. — **Jurisprudenz.** *Heffter*, System des römischen und deutschen Civilprocessrechts. 2. Aufl. — *Strippelmann*, Neue Sammlung bemerkenswerther Entscheidungen des Ober-Appellationsgerichts zu Kassel. — **Naturwissenschaften.** *Schumacher*, Die Krystallisation des Eises. — *Abich*, Über die geologische Natur des Armenischen Hochlandes. — *Germar*, Die Versteinerungen des Steinkohlengebirges von Wettin und Löbejün. — *Freiesleben*, Die sächsischen Erzgänge in einer vorläufigen Aufstellung ihrer Formationen. — *Pouillet's* Lehrbuch der Physik und Meteorologie, bearbeitet von *Müller*. 2. Bd. — *Hessel*, Versuche über Magnetketten etc. — *Klipstein*, Beiträge zur geologischen Kenntniss der östlichen Alpen. — **Geschichte.** *Quinet*, L'Ultramontanisme ou l'église romaine et la société moderne.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von 2½—3 Bogen. Preis des Jahrgangs 12 Thlr.

Dem **Leipziger Repertorium** ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

für literarische Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben. **Ankündigungen** in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, und **besondere Anzeigen etc.** gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im October 1844.

F. A. Brockhaus.

Neue wissenschaftliche Werke.

Im Verlage der Buchhandlung von **J. Dalp** in Bern ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz u. s. w. zu beziehen:

Physikalische Geographie.

Dr. **C. Studer,** Professor in Bern,
Lehrbuch der physikalischen
Geographie und Geologie.
Erster Theil, enthaltend: Die Erde im Verhältniß zur Schwere. Mit Abbild. Preis 5 Fl. 12 Kr.

Französische Literaturgeschichte.

Stock, J. J., Prof. à Berne,
Précis de l'Histoire de la Littérature française depuis son origine jusqu'à nos jours.
Contenant: Une courte dissertation sur les progrès et sur le caractère de la littérature durant les différentes époques, des notices sur les ouvrages d'un très-grand nombre d'écrivains français, la date de leur naissance et de leur mort, et l'indication des éditions les moins conteuses etc.; d'après les ouvrages des plus célèbres Littérateurs français et étrangers.
Gr. in-8. Prix 1 Fl. 21 Kr.

K. Kützing,
Facteur de Pianos et d'Orgues à Bern,
Das Wissenschaftliche der Fortepiano-Baukunst.
Mit 6 Kupfertafeln. 8. Preis 2 Fl. 6 Kr.

Desselben
Theoretisch-praktisches Handbuch der Fortepiano-Baukunst mit Berücksichtigung der neuesten Verbesserungen. 1ste Abtheilung.
Mit Kupfertafeln. 8. Preis 1 Fl. 48 Kr.

Desselben
Beiträge zur praktischen Akustik als Nachtrag zur Fortepiano- und Orgelbaukunst.
Mit 2 Kupfertafeln. 8. Preis 1 Fl. 21 Kr.

M a t h e m a t i k.

L. C. Francoeur,
Lehrbuch der gesammten reinen Mathematik.
Nach der neuesten Originalausgabe aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. **Ed. Külp,** Lehrer der Mathematik und Physik an der höhern Gewerbeschule zu Darmstadt. 1sten Bandes 1ste bis 4te und 2ten Bandes 1ste bis 3te Abtheilung.
Preis 15 Fl. 27 Kr.

Allgemeine Anatomie.

Fr. Gerber,
Prof. der Thierheilkunde und Prof. der Anthropotomie in Bern,
Handbuch der allgemeinen Anatomie des Menschen und der Haussäugethiere.
Größtentheils nach eigenen Untersuchungen und mit Benutzung der neuesten Entdeckungen im Gebiete dieser Wissenschaft. Mit 7 Tafeln in Folio. Preis 6 Fl. 45 Kr.

Die Auszeichnung, die diesem Werke wiederfahren, von einem der bedeutendsten Anatomen Englands in dieser Landessprache übersetzt zu werden, dürfte hinreichen, die Hinweisung auf dasselbe zu rechtfertigen.

S c h u l m u s i k.

Fr. Krauß,
15 dreistimmige Lieder für die Knaben höherer Lehranstalten.
Erstes Heft. 4. Preis 54 Kr.

Bei uns sind kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Brehmer, J. G., **Lehrbuch der Arithmetik.** 26¼ Sgr.

Cramer, J. F., **De studiis quae veteres ad aliarum gentium contulerint linguas.** 10 Sgr.

Streng, Ph. d'Ormieux v., **Tagebuch während des Feldzuges in Afghanistan 1838—39.** Aus der englischen Originalhandschrift von Dr. W. Tetschke und Dr. E. Zober. Mit 4 Lithographien. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

C. Löffler'sche Buchhandlung (C. Hingst) in Stralsund.

In meinem Verlage erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volks,
oder
Darstellung der vornehmsten Ideen und Fakten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einflusse sie sich ausgebildet hat.
Von
Ed. Arnd.
In drei Bänden.
Erster Band.
Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im October 1844.
F. A. Brockhaus.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen ist von mir zu beziehen das Bildniß von

SCHWANTHALER.

Gestochen von Adrian Schleich.

Gr. 4. 10 Ngr.

In meinem Verlage erschienen ferner nachstehende Bildnisse und es sind davon fortwährend gute Abdrücke für 10 Ngr. zu erhalten: **Auber. Baggesen. Böttiger. Calderon. Canova. Cornelius. Dannecker.** Karl **Förster.** Jakob **Glatz. Goethe. Hamann.** Victor **Hugo.** Alexander v. **Humboldt. Immermann. Kosciuszko.** Gerhard v. **Kügelgen. Lamartine.** Karl Friedrich **Lessing.** Felix **Mendelssohn-Bartholdy. Meyerbeer.** Wilhelm **Müller. Oehlenschläger.** Jean Paul Friedrich **Richter. Schill.** Johanna **Schopenhauer.** Ernst **Schulze. Scott. Tegnér. Thorwaldsen.** Ludwig **Tieck. Uhland. Zedlitz. Zelter.**

Leipzig, im October 1844.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der praktische Bäcker,

oder

vollständige und faßliche Anweisung,

schmackhaftes und nahrhaftes Brot

aus

jeder Fruchtgattung und mit jedem üblichen Gährungsmittel zu erzeugen.

Ein Hülfsbuch

für

Bäcker und Haushaltungen.

Nebst einem Aufsatze über Gemeindebäckereien und einigen geschichtlichen Bemerkungen.

Von

G. Th. Frank,

gewesenem Bäckermeister in Wien.

Erfahrung ist nicht vieler Jahre, sondern vieler Beobachtungen Frucht.

Mit einer Lithographie und einer Scala der östreichischen Brottaxe.

Gr. 8. Velinpapier. Brosch. Preis 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 gGr.), oder 2 Fl.

Hauptabschnitte des Inhalts:

Einleitung. I. Von den Stoffen, aus welchen das Brot erzeugt wird. II. Von der Gährung und Bildung des Brotteiges. III. Vom Backen des Brotes. IV. Von dem Baue der Backöfen, von der Bäckerwerkstätte und den Bäckerwerkzeugen. Anhang: Über Gemeindebäckereien, als ein Mittel, wodurch der Erzeugung eines schlechten und ungesunden Brotes auf dem Lande vorgebeugt werden könnte.

Der Verfasser, ein eben so verständiger als thätiger Techniker, hat in diesem Werke erprobte Thatsachen, Regeln und Anleitungen gegeben, die nicht blos dem Mann vom Fache sehr willkommen und belehrend, sondern auch bei der Wichtigkeit des Gegenstandes dem Laien überaus schätzbar sein werden. Es ist keine Kunst, aus den besten Materialien und bei den vollkommensten Arbeitsvorrichtungen ein gesundes und schmackhaftes Brot herzustellen; es erfodert aber gründliche Kenntnisse und Umsicht, bei schlechten oder minder guten Materialien und bei unvollkommenen Backeinrichtungen das erste und wichtigste aller Nahrungsmittel wohlschmeckend, gesund und kräftig zu bereiten. In dieser für den Bäcker wie für das gemeine Beste gleich redlichen Absicht hat der Verfasser noch am Abende seines Lebens seine durchdachten Beobachtungen und Erfahrungen der Veröffentlichung übergeben, und damit sich ein wesentliches Verdienst erworben, weshalb wir sein Werk allgemein empfehlen.

Stuttgart und **Tübingen**, im September 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.

Jahrgang 1844. September.

Inhalt:

Alt: Pauli ad Philemonem Epistolae Interpretatio historico-exegetica. Scripsit *M. Rothe.* — **K. H. Graf:** 1) Introduction historique et critique aux livres de l'Ancien et du Nouveau Testament, par *J. B. Glaire.* 2) Principes de Grammaire hébraïque et chaldaïque, accompagnés d'une Chrestomathie hébraïque et chaldaïque, avec une traduction française et une analyse grammaticale, par *J. B. Glaire.* 3) Lexicon manuale hebraicum et chaldaicum, auctore *J. B. Glaire.* 4) Le Pentateuque avec une traduction française et des notes philologiques. Par *J. B. Glaire* et *M. Franck.* Tome I et II. — **Klencke:** Beobachtungen über die Brunft und den Embryo der Rehe. Ein Beitrag zur Lehre von der Zeugung, für Physiologen und naturforschende Jäger. Von *L. Ziegler.* — **Julius Cäsar:** Griechisch-römische Metrik von *C. Freese.* — **Gustav Klemm:** Reise in das Innere von Nordamerika in den Jahren *1832—34* von *Maximilian Prinz zu Wied.* — **Streckfuss:** Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preussen Friedrich Wilhelm III. Von *R. F. Eylert.* — **Bachmann:** Die Opposition gegen Schelling. Zweiter Artikel. 1) Die endlich offenbar gewordene positive Philosophie der Offenbarung u. s. w. Von *H. E. G. Paulus.* 2) Beleuchtung der neuen Schelling'schen Lehre von Seiten der Philosophie und Theologie. Von *A. Schmidt.* 3) Schelling's alte und neue Philosophie. Fassliche Darstellung und Kritik derselben von *J. C. Schwarz.* — **Ernst Susemihl:** 1) Barzas-Breiz. Chants populaires de la Bretagne, recueillis et publiés avec une traduction française, des eclaircissements, des notes et les mélodies originales, par *Th. de la Villemarqué.* 2) Volkslieder aus der Bretagne. Ins Deutsche übertragen von *A. Keller* und *E. v. Seckendorf.* — **D. G. v. Ekendahl:** Erzählungen aus der schwedischen Geschichte von *A. Fryxell.* Aus dem Schwed. übersetzt von *T. Homberg.* — **B. Röse:** Geschichte von Hessen durch *Ch. v. Rommel.* — **Rosenthal:** Beitrag zur Darstellung eines reinen einfachen Baustils von *E. Kopp.* — **J. W. Planck:** Die Denunciation der Römer und ihr geschichtlicher Zusammenhang mit dem ersten processeinleitenden Decrete von *G. Asverus.* — **Otto Schneider:** De Luciis Cinciis scripsit, Cinciorum fragmenta edidit *M. Hertz.* — **Emil Ackermann:** Handbuch der Verwaltung im Grossherzogthum Sachsen-Weimar Eisenach von *G. W. Burkhard.* — **Gelehrte Gesellschaften; Beförderungen und Ehrenbezeigungen; Chronik der Gymnasien; Literarische Nachrichten; Miscellen; Nekrolog.**

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und sie wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet; **besondere Anzeigen etc.** gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im October 1844.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № XXVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verzeichniss der Vorlesungen,

welche an der königlich bairischen Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen im Winter-Semester 1844—45 gehalten werden sollen.

Der gesetzliche Anfang ist am 19. October.

Theologische Facultät.

Dr. Kaiser: Die Übungen des exegetischen Seminariums der alt- und neutestamentlichen Abtheilung, Hermeneutik des Alten und Neuen Testaments, Psalmen. — Dr. Engelhardt: Übungen des kirchenhistorischen Seminars, Kirchengeschichte, Dogmengeschichte. — Dr. Höfling: Homiletik, Katechetik, Übungen des homiletischen und katechetischen Seminariums. — Dr. Harleß: Evangelium Johannis, theologische Encyklopädie, Conversatorium über ausgewählte Abschnitte aus dem Neuen Testament. — Dr. Thomasius: Dogmatik, praktische Exegese des Neuen Testaments. — Dr. Krafft: Dogmatik. — Dr. von Ammon: Übungen im Pastoralseminar, Symbolik und Polemik.

Unter der Aufsicht und Leitung des königlichen Ephorus werden die angestellten vier Repetenten wissenschaftliche Repetitorien und Conversatorien in lateinischer Sprache für die Theologie Studirenden in vier Jahrescursen halten.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Institutionen des römischen Rechts, römisches Erbrecht. — Dr. Schmidtlein: Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, gemeines und bairisches Criminalrecht, Differenzen des gemeinen und bairischen Criminalprocesses. — Dr. Laspeyres: deutsches Privat- und Lehenrecht, Handels- und Wechselrecht. — Dr. Schelling: französischen Civilproceß, gemeinen und bairischen ordentlichen Civilproceß, verbunden mit Ausarbeitungen. — Dr. Briegleb: Geschichte des öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahrens in bürgerlichen und peinlichen Rechtssachen, Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft. — Dr. von Scheurl: Pandekten, Beweisstellen dazu. — Dr. Gengler: europäisches Völkerrecht, gemeines und bairisches Lehenrecht, bairisches Privatrecht mit besonderer Rücksicht auf die drei fränkischen Provinzen, Lehre von der Vertheidigung im Strafprocesse nach gemeinem und bairischen Strafrechte, in Verbindung mit praktischen Übungen nach mitgetheilten Musterarbeiten. — Dr. Ordolff: Geschichte des römischen Rechts, Einleitung in das Studium des römischen Rechts verbunden mit Exegese von Stellen aus dem Corpus juris.

Medicinische Facultät.

Dr. Fleischmann: Examinatorium über anatomische Gegenstände, menschliche Anatomie, menschliche specielle Anatomie, Secirübungen auf dem anatomischen Theater. — Dr. Koch: Anleitung zum Studium der kryptogamischen Gewächse Deutschlands, specielle Pathologie und Therapie der chronischen Krankheiten. — Dr. Leupoldt: Psychiatrie, Geschichte der Medicin in Verbindung mit Geschichte der Gesundheit und der Krankheiten, Conversatorien über Gegenstände dieser Vorlesungen. — Dr. Roßhirt: geburtshülfliche Klinik, Krankheiten des weiblichen Geschlechtes. — Dr. von Siebold: specielle Physiologie mit Experimenten an Thieren, allgemeine und medicinische Zoologie, über vegetabilische und animalische Parasiten des menschlichen und thierischen Organismus. — Dr. Heyfelder: Chirurgie, chirurgische Klinik, Bandagenlehre. — Dr. Canstatt: specielle Pathologie und Therapie der innern Krankheiten, medicinische Klinik und Poliklinik, propädeutische Klinik. — Dr. Trott: Toxikologie, Diätetik. — Dr. Fleischmann: Osteologie und Syndesmologie, chirurgische Anatomie, medicinisch-forensisches Praktikum. — Dr. Ried: Krankheiten der Haut, syphilitische Krankheiten, medicinische Policei. — Dr. Will: Encyklopädie und Methodologie der Medicin, Petrefactenkunde, Anleitung zum Gebrauch des Mikroskops in Verbindung mit Vorträgen über Histologie. — Dr. Wintrich: Semiotik mit Demonstrationen am Krankenbette, physikalische Diagnostik mit Übungen an gesunden und kranken Individuen, Repetitorium über specielle Pathologie und Therapie mit besonderer Berücksichtigung der pathologischen Anatomie, und praktischen Übungen.

Philosophische Facultät.

Dr. Köppen: Examinatorium, Logik und Metaphysik, Ästhetik. — Dr. Kastner: encyklopädische Übersicht der gesammten Naturwissenschaft, Geschichte der Physik und Chemie, allgemeine Experimentalchemie, nebst Stöchiometrie, Agricultur- und technische Chemie, durch Versuche erläutert, Kritik der theoretischen Chemie, Verein für Physik und Chemie, Examinatorium über die Physik und Chemie. — Dr. Böttiger: Statistik, allgemeine Geschichte, Geschichte und Statistik des Königreichs Baiern. — Dr. Döderlein: Übungen des philologischen Seminars, auserwählte Gedichte von Catull, Tibull und Properz, römische Literaturgeschichte. — Dr. von Raumer: allgemeine Naturgeschichte, Krystallkunde. — Dr. von Staudt: analytische Geometrie, algebraische Analysis. — Dr. Fischer: Logik und Metaphysik, Einleitung in die Philosophie, Anweisung zum akademischen Studium. — Dr. Drechsler: hebräische Sprache, den Propheten Jesaja, Sanskrit, Arabicum. — Dr. Nägelsbach: Übungen des philologischen Seminars in der Erklärung eines griechischen Schriftstellers und im Griechisch-Schreiben, die Vögel des Aristophanes, römische Staatsalterthümer. — Dr. Fabri: Encyklopädie der Kameralwissenschaften, Finanzwissenschaft, Policei. — Dr. Winterling: Shakspeare's Timon of Athens, englische und italienische Sprache. — Dr. Martius: Pharmakognosie des Pflanzenreichs, Heilmittel des Thierreichs, mit Benutzung seiner pharmakognostischen Sammlungen, Examinatorien aus den genannten Wissenschaften. — Dr. von Schaden: Philosophie der Natur, Philosophie der Geschichte, Geschichte der griechischen Philosophie von Thales bis Proklus. — Dr. Heyder: Logik und Metaphysik, Geschichte der neuesten deutschen Philosophie seit Kant mit besonderer Rücksicht auf Schelling und Hegel, Entwickelung der Aristotelischen Philosophie und ihres Verhältnisses zur neuern, über die religionsphilosophischen Ansichten der Alten. — Dr. von Raumer: ältere deutsche Geschichte und deutsche Alterthümer, Altsächsisch.

Die Tanzkunst lehrt Hübsch, die Fechtkunst Quehl, die Reitkunst Flinzner.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2 Uhr, das Lesezimmer in denselben und Montags und Mittwochs von 1—3 Uhr, das Naturalien- und Kunstcabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Zweiter Jahrgang.

1844. September. Nr. 88—91.

Inhalt: *Ludwig der Fromme in der Kirche der heil. Jungfrau zu Soissons. — Die patriotischen Kühe. — Daguerreotypie. — *Die Rosen. — Blutegel. — *Denkmale Beukel's in der Kirche zu Biervliet. — Wunderbare Lebensrettung. — *Traum eines Astronomen. — Aus dem Leben eines Arztes. — Vater Max. — *Bayard. — Norwegische Wasserläufer. — Der Kautschuk. — Die Vardarelli. — Capitain Warner's Erfindung. — *Till Eulenspiegel. — Nehmen die Körperkräfte des Menschen in Folge der fortschreitenden Civilisation ab und vermehren sie sich durch das Leben im Naturzustande? — **Miscellen.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 5 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** rc. gegen Vergütung von 3/4 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Die **erste aus 10 Jahrgängen bestehende Folge** des **Pfennig-Magazin** wurde wie nachstehend **im Preise herabgesetzt:**

I.—X. **Band** (1833-42) zusammengenommen 10 Thlr.
I.—V. **Band** (1833-37) zusammengenommen 5 Thlr.
VI.—X. **Band** (1838-42) zusammengenommen 5 Thlr.

Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.

Zu **herabgesetzten Preisen** sind fortwährend zu beziehen:

Pfennig-Magazin für Kinder. 5 Bände. 2 Thlr. 15 Ngr.
National-Magazin. 1 Band. 20 Ngr.
Sonntags-Magazin. 3 Bände. 2 Thlr.

Die letztern beiden Werke zusammengenommen **nur 2 Thlr.**

Leipzig, im October 1844.

F. A. Brockhaus.

Bei **Ed. Laue** in **Aschersleben** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Belehrende und unterhaltende

Jugendbibliothek.

Herausgegeben
von

A. Lüben und **C. Heinemann.**

Erster Theil. Erstes und zweites Bändchen.

Jeder Theil (von 6 Bändchen à 5 Bogen in 8., eleg. geh.) kostet 1 Thlr.

Es haben sich zur Herausgabe dieser Jugendschrift zwei Männer verbunden, deren Namen in der schriftstellerischen Welt bereits einen guten Klang gewonnen haben. Lüben hat sich durch viele methodische Schriften über verschiedene Unterrichtsgegenstände, besonders über Naturkunde, sehr vortheilhaft hervorgethan, und Heinemann hat durch seine gemüthlichen Erzählungen, „**Das Eichhörnchen**", „**Der Pflegesohn**" u. a., genügend documentirt, daß er den passenden Ton für Kinder vollkommen zu treffen im Stande ist.

Die beiden erschienenen Bändchen der Jugendbibliothek werden nach genauer Durchsicht die gute Meinung rechtfertigen, die man im Voraus von derselben haben wird; denn die Erzählungen: „**Der erste Erwerb oder das Zehnkreuzerstück**", „**Die Lebensbeschreibung Duval's**", von Heinemann, sind wieder so interessant und so belehrend, daß nicht allein Kinder, sondern auch Erwachsene dieselben mit großem Vergnügen lesen werden; auch die „**Naturhistorischen Tischgespräche**" von Lüben ziehen durch Form und Inhalt an, da in denen gerade der Ton getroffen ist, der Campe's Kindergespräche in so hohem Grade beliebt machte.

Das dritte bis sechste Bändchen erscheint noch im Laufe dieses Jahres.

Eben ist versandt und in allen Buchhandlungen zu finden:

PENELOPE.

Taschenbuch für das Jahr 1845.

Herausgegeben von **Th. Hell.**

Neue Folge 5ter Jahrgang. Mit 3 Stahlstichportraits.

(Großherzogin von Oldenburg; Markgräfin von Bayreuth; Frederike Bremer.)

Inhalt: Mormona die Waldenserin von **F. Gustav Kühne.** — Blätter aus meinen Erinnerungen von **W. Alexis.** — Das Damastkleid von **Wold. Seyffarth.** — Agnes Franz von **Jul. v. Großmann.** — Dichters Jugend von **E. v. Lüdemann.** — Die Franzosen in Hamburg, von **M. Norden.** — Cäcilie, Großherzogin von Oldenburg, von **W. v. Eisendecher.** — Wilhelmine von Bayreuth von **Th. Hell.** — Frederike Bremer von **Th. Hell.**

28 Bogen. Kl. 8. In gepreßten Decken mit Goldschnitt.
1 1/3 Thlr.

Die Jahrgänge der Penelope 1841—44 sind zusammen jetzt für 2 Thlr. (einzeln à 2/3 Thlr.) zu beziehen.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung *in Leipzig.*

Für Lesecirkel und Leihbibliotheken.

Bei **C. L. Fritzsche** in **Leipzig** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mühlbach, L., Novellen und Scenen. Zwei Bände. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Lorentino, eine historische Novelle. — Denkwürdigkeiten eines Kindes. — Der Löwe von Butter. — II. Ein Liebesdienst. — Die Verschwörung durch ein Bild. — Crichton, der Phönix.

KALTSCHMIDT, J. H.,

PETIT DICTIONNAIRE COMPLET français-allemand et allemand-français, composé d'après les meilleurs ouvrages etc.	Vollständiges **Taschen-Wörterbuch** der deutschen und französischen Sprache, nach den neuesten und besten Werken bearbeitet.

Zweite Auflage.
16. Geh. 24 Ngr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Trotz der vielen ähnlichen Werke hat sich Kaltschmidt's Taschen-Wörterbuch einen so raschen Eingang verschafft, daß binnen Jahresfrist die **zweite Auflage** nöthig wurde — der beste Beweis, daß seine Vorzüge: **Wortreichthum, schöne typographische Ausstattung** und ein verhältnißmäßig **sehr billiger Preis,** die verdiente Anerkennung gefunden haben.

Neu erscheint soeben in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Schauspiele

von

Don Pedro Calderon de la Barca.

Übersetzt von

Adf. Martin.

Drei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Inhalt: I. Des Armen Wesen ist Anschläge. Alles ist Wahrheit und Alles Lüge. Für heimliche Beleidigung heimliche Rache. — II. Die drei größten Wunder. Liebe, Ehre, Macht. Apollo und Klymene. — III. Leonid und Marfissa. Phaeton. Haß und Liebe.

Die in diesen drei Theilen enthaltenen Stücke erscheinen hier **zum ersten Male ins Deutsche übersetzt** und können daher zugleich als ein **Supplement** zu den Übersetzungen von Gries, Schlegel und Malsburg empfohlen werden.

Leipzig, im October 1844.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Joh. Aug. Meißner** in **Hamburg** erscheint:

Gailhabaud's, Jules,* Denkmäler der Baukunst aller Zeiten und Länder.** Nach Zeichnungen der vorzüglichsten Künstler gestochen von *Lemaitre, Bury, Olivier* u. A., mit erläuterndem Text von *de Caumont, Champollion-Figeac, L. Dubeux, Jomard, Kugler, Langlois, A. Lenoir, L. Lohde, Girault de Prangey, Raoul-Rochette, L. Vaudoyer* etc. Für Deutschland herausgegeben unter Mitwirkung von Dr. ***Franz Kugler, Prof. der Königl. Akademie der Künste in Berlin, von ***Ludwig Lohde,*** Architekt und Lehrer am Königl. Gewerbe-Institut in Berlin. 200 Lieferungen in Grossquart. 400 Stahlstiche und mindestens 100 Bogen Text. Preis einer Lieferung, deren monatlich zwei erscheinen, bei ungetrennter Abnahme des ganzen Werkes, 15 Ngr. (12 gGr.)

Siebenunddreißig Lieferungen sind von diesem Werke bereits ausgegeben und die 38ste bis 50ste Lieferung folgen noch in diesem Monat.

In der **A. Gorge**'schen Buchhandlung in **Osterode** und **Goslar** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte

der vormals

kaiserlichen freien Reichsstadt

Goslar

am Harze.

Von

G. F. Eduard Crusius,

Pastor zu Immenrode.

Preis 2 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 gGr.)

Literarische Anzeige.

Mit Anfang October beginnt ein neues Abonnement auf die

Illustrirte Zeitung.

Wöchentliche Nachrichten

über alle Zustände, Ereignisse und Persönlichkeiten der Gegenwart, über Tagesgeschichte, öffentliches und gesellschaftliches Leben, Wissenschaft und Kunst, Musik, Theater und Moden.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 16 dreispaltigen Seiten in Großfolioformat mit 20—25 in den Text eingedruckten xylographischen Abbildungen (Illustrationen).

Vierteljährlicher Abonnementspreis für 13 Nummern 1⅓ Thlr.

26 Nummern bilden einen Band, welchem Titel und Inhaltsverzeichniß unentgeltlich nachgeliefert werden.

☞ Bestellungen auf diese jetzt in einer Auflage von 12,000 Exemplaren erscheinende Zeitschrift, welche nicht nur allen öffentlichen **Lesecirkeln**, sondern auch und insbesondere jedem gebildeten **Familienkreise** als die belehrendste und unterhaltendste Lecture anempfohlen werden darf, können in allen Buchhandlungen und Postämtern aufgegeben und die Fortsetzung daselbst wöchentlich in Empfang genommen werden.

Leipzig: Expedition der Illustrirten Zeitung.

J. J. WEBER.

Für 10 Sgr., oder 36 Kr., ist zur Unterhaltung, wie auch zur Wiedererzählung, die beliebte Schrift (in 4ter Auflage) in **Berlin** bei **Mittler**, in **Hanover** bei **Hahn**, in **Wien** bei **Gerold** und in allen Buchhandlungen zu haben:

☞ Fr. Rabener,

Knallerbsen,

oder: **Du sollst und mußt lachen.**

Enthaltend: (256) interessante Anekdoten.

Zur Aufheiterung in **Gesellschaften** — auf **Reisen** — **Spaziergängen** und **bei Tafel.**

Mit wahrem Vergnügen wird man in diesem witzreichen Buche lesen und bei Wiedererzählung derselben ein bauch-erschütterndes Lachen veranlassen.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Matthiä (A.), Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie. Vierte verbesserte Auflage. Gr. 8. 24 Ngr.

In demselben Verlage erschien:

Kannegießer (K. L.), Abriß der Geschichte der Philosophie. Gr. 8. 1837. 22 Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Literarischer Anzeiger.

1844. № XXVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Systematischer Bilder-Atlas

zum

Conversations-Lexikon.

Vollständig 500 Blatt in Quart, in 120 Lieferungen

zu dem Preise von 6 Ngr. = 22 Kr. Rh. = 18 Kr. C.-M.

Die soeben versandte siebente und achte Lieferung (Tafel 29—38) enthalten:

Tafel 29. Denkmale der griechischen Baukunst: Das alte Athen, vom Berge Anchesmus gesehen. Ansicht der westlichen Fronte des Parthenon. Ansicht des Theseus-Tempels. Der Thurm der Winde. Das Denkmal des Lysikrates. Ansicht des Tempels des Segestus in Sicilien.

Tafel 30. Eisenbahnen: Aufriß, Längendurchschnitt und Grundriß einer Locomotive. Der Steuerungsapparat. Vorrichtung zur Verwechselung der Steuerung. Sogenannte schiefe Ebenen oder Seitebenen für Eisenbahnen. Details dieser Seilebenen.

Tafel 31. Reptilien: Die grüne Rasennatter. Die Ringelnatter. Die gelbe Lanzenviper. Die Brillenschlange. Die Riesenschlange. Die Tapaya.

Tafel 32. Fische: Der Knurrhahn. Der Sägefisch. Der gemeine Hecht. Der Flußbarsch. Der gemeine Aal. Der Stachelfisch. Die Forelle. Der Tricolor. Der Scorpionfisch. Der Bars. Die Zunge. Die Kliesche.

Tafel 33. Kranioskopie: Schädel eines Europäers, eines Mongolen und eines Negers. Darstellung eines Schädels in vier verschiedenen Ansichten. Aeußere und innere Fläche des Stirnbeins. Innere Fläche des Seitenwandbeins. Das Siebbein in sieben verschiedenen Darstellungen. Aeußere und innere Fläche des Hinterhauptbeins. Gehörknöchelchen in ihrer Verbindung.

Tafel 34. Nationaltrachten der Europäer: Russische Völkerschaften (16 Fig.). Kaukasische Völkerschaften (11 Fig.).

Tafel 35. Kriegswesen des Alterthums: Waffen der Aegypter, Karthager, Meder, Perser und Inder (56 Fig.).

Tafel 36. Seewesen der Alten: Kleines Lastschiff. Phönizisches Frachtschiff. Schiffszieher. Staatsschiff des Königs Hieron von Syrakus. Kampfschiff in der Naumachie. Thurmschiff. Kleine Dreiruderer. Großes dreirudriges Kriegsschiff der Römer. Großes vierrudriges Kriegsschiff. Kriegsschiff der Normänner. Ein Seekampf. Verzierung am Hintertheil der Schiffe. Schiffsschnäbel.

Tafel 37. Theoretische Baukunst: Toskanische Säulenweite. Dorisches Gebälk und Säulenknauf. Dorische Säulenweite. Jonischer Säulenknauf. Jonische Säulenweite. Korinthischer Säulenknauf. Korinthische Säulenweite. Vermischter oder Römischer Säulenknauf. Römische Säulenweite.

Tafel 38. Geometrische Figuren: Linien (8 Fig.). Winkel (6 Fig.). Dreiecke (6 Fig.). Vierecke (9 Fig.). Regelmäßige Vielecke (8 Fig.). Kreise (18 Fig.).

Die erste und sechste Lieferung (Tafel 1—28) enthalten Darstellungen aus folgenden Abtheilungen:

I. Abtheilung. Mathematische und Naturwissenschaften (9 Tafeln). **Zoologie:** Säugende Seethiere. — Wiederkauende Säugethiere. — Raubthiere. — Schwimmvögel. — Stelzenvögel. — **Anthropologie:** Menschenracen und ihre Vertheilung auf der Erde. — Anatomie des Menschen, Knochenlehre. — **Mathematik:** Geometrische Körper. Geometrische Aufgaben.

II. Abtheilung. Geographie (1 Tafel). **Städtepläne:** Plan von Madrid. Barcelona. Saragossa.

III. Abtheilung. Völkerkunde der alten Welt und des Mittelalters (3 Tafeln). **Ritterwesen:** Ritterschwur. Ritterschlag. — Prachtrüstungen. Englische und deutsche Ritter in Turnierrüstungen. Der Kampfrichter. — **Etrusker und Römer:** Römische Imperatoren. Kaiserinnen. Senatoren mit der Toga. Ein römischer Philosoph. Ein Lictor. Bürger und Bürgerinnen. Römische Frauen. Kopfputz römischer Frauen und Mädchen. Kopfbedeckung der Römer.

IV. Abtheilung. Völkerkunde der Gegenwart (2 Tafeln). **Nationaltrachten der Asiaten:** Auszug des Rajah von Kutsch. Volksscene in Kattiawar. — Kopfbedeckungen der Orientalen. Syrischer Scheik und seine Frau. Frauenkleidung in der Levante. Tracht der Maroniten. Tracht der Mädchen in Naplus und der Nazarener. Tracht der Araber. Armenischer Kaufmann. Armenisches Mädchen. Türke aus Mardin.

V. Abtheilung. Kriegswesen, Armeen und Waffen (3 Tafeln). **Deutsche Bundestruppen:** Militairorden des östreichischen Kaiserreichs. Militairorden des Königreichs Preußen. — **Griechen, Etrusker und Römer:** Waffen der Griechen. Waffen der Römer. Waffen der Etrusker. — Der Leichenwagen Alexander's des Großen. Triumphzug römischer Feldherren.

VI. Abtheilung. Schiffsbau und Seewesen (3 Tafeln). **Schiffseinrichtung, Gebräuche zur See:** Kriegsgericht am Bord eines Schiffes. Das Kielholen. Das Aufhissen der großen Flagge auf einem Admiralschiffe. Ein Brand auf dem Meere. — Einrichtung eines Kriegsschiffes. — **Schiffsequipage:** Französische, russische und englische Marineoffiziere, Matrosen und Schiffsjungen.

VII. Abtheilung. Denkmale der Baukunst (8 Tafeln). **Classisches Alterthum:** Denkmale der etruskischen und römischen Baukunst. — Denkmale der griechischen Baukunst. — Säulenhallen.

IX. Abtheilung. Schöne Künste (2 Tafeln). **Bildhauerkunst:** Antinous. Apollon. Der ruhende Faun. Germanicus. Hercules mit dem Knaben Telephos. Der Knabe mit der Gans.

Die Gruppe des Laokoon mit seinen beiden Söhnen. Meleager. Minerva. Die Mediceische Venus. Die Venus von Milos. Die Venus im Museum zu Dresden. Die Venus von Capua. Die Capitolinische Venus. Diana als Jägerin. Salustia Barbia Urbiana. Julia Soämias. Der Schlaf als Knabe.

X. Abtheilung. Nützliche Künste und Gewerbe (2 Tafeln). **Oeffentliche Bauten:** Atmosphärische Eisenbahn. — **See- und Flußfischfang:** Die Thunfischerei an den Küsten von Sicilien. Der Walfischfang an den Küsten von Grönland. Die Heringsfischerei an den Nordküsten von Schottland.

☞ *Ein ausführlicher Text wird später* ***gratis*** *geliefert werden.*

Die neunte Auflage des Conversations-Lexikon

erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften und kostet jedes **Heft** auf Maschinenpap. 5 Ngr., jeder **Band** 1 Thlr. 10 Ngr.

☞ ***Frühere Auflagen*** *werden gegen diese neunte Auflage umgetauscht; worüber eine Anzeige in allen Buchhandlungen zu finden ist.*

Leipzig, im October 1844.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen:

Cicero's Rede

für

Sextus Roscius aus Ameria.

Mit Einleitung und Commentar

von

Ed. Osenbrüggen,

Doctor der Philosophie und der Rechte, kaiserl. russ. Hofrath und ordentl. Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Dorpat.

8. Geb. Fein Velinpapier. Preis 20 Ngr. (16 gGr.)

Braunschweig, im October 1844.

Friedrich Vieweg & Sohn.

Bei **Karl Gerold & Sohn** in **Wien** ist in Commission erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Vollständige Grammatik der Englischen Sprache,

vorzüglich für Jene bestimmt,

welche nicht allein die Regeln derselben gründlich kennen lernen, sondern auch in ihren Geist eindringen, ihre besten Classiker kritisch würdigen und sich einen natürlichen, genauen und eleganten Stil in dieser Sprache aneignen wollen.

Von

S. Hirst, A. B.,

Trinity College, Cambridge.

Gr. 4. 1845. In Umschlag broschirt. 2 Thlr.

Dieses Werk ist vielleicht das einzige, das ein solches System des Unterrichts in der englischen Aussprache darbietet, wodurch der Lernende in der kürzesten Zeit mit Hülfe eines richtigsprechenden Lehrers die genaueste Kenntniß der Analogie der englischen Aussprache erlangen kann, sodaß er sich von den meisten diese Sprache sprechenden Nicht-Engländern durch eine correcte, sichere und elegante Aussprache auf das Vortheilhafteste unterscheiden wird. Ferner ist diese Grammatik in ihrem etymologischen und syntaktischen Theile ein ausgezeichneter Führer für Diejenigen, welche ihre Kenntniß der englischen Sprache fest basiren und im wahren Geiste der Sprache ausbilden wollen. Überdies wird der fremde Philolog, der vielleicht schon weit in der Kenntniß der englischen Sprache vorwärts geschritten ist, mit dieser Grammatik Schwierigkeiten, die bisher unüberwunden gewesen sind, leicht zu beseitigen im Stande sein, z. B. bei Anwendung der Hülfszeitwörter. Die Formen der Zeitwörter, wie sie hier gegeben sind, werden besonders zum Erläutern und zur Erklärung vieler Eigenthümlichkeiten, die man hauptsächlich in der gewöhnlichen Umgangssprache findet, von großem Einfluß sein. Man wird endlich keinen geringen Vortheil aus der Art und Weise ziehen, wie die Zeiten der Zeitwörter behandelt sind, sowie auch aus der Darstellung des Unterschiedes zwischen synonymischen Vorwörtern, dem Verzeichnisse der Wörter, welche ein besonderes Vorwort erfodern, und der Anleitung über die Fügung der Wörter im Zusammenhange.

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:

Das 8te **Heft** der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1844.

Inhalt dieses Heftes:

I. Der Überfall bei Villeneuve, am 28. December 1813. — II. Topographie und Geologie. (Schluß.) — *III.* Der Feldzug 1676 in Deutschland. (Fortsetzung.) — IV. Scenen aus dem Kriege 1492 und 1493 des römischen Königs Maximilian in den Niederlanden. 1) Überfälle auf Dendremonde und Grammont. 2) Überfall auf Arras 1492. 3) Überfall auf Arras 1493. — V. Der Feldzug 1711 in Spanien und Portugal. Dritter Abschnitt. — VI. Kriegsscenen. 1) Erzherzog Johann Dragoner in den Feldzügen 1813 und 1814. 2) Gefecht von Schwarzenberg Uhlanen bei Kolmar, am 4. Januar 1814. 3) Schwarzenberg Uhlanen in der Schlacht bei Brienne, am 1. Februar 1814. 4) Gefecht bei Nogent, am 10. Februar 1814. — VII. Kartenankündigung. — VIII. Neueste Militairveränderungen.

Preis des Jahrgangs 1844 8 Thaler.

En vente chez **Brockhaus & Avenarius** à **Leipzig**:

G. TIBERGHIEN.

Essai théorique et historique sur la génération

des connaissances humaines dans ses rapports avec la morale, la politique et la religion.

Deux parties. Gr. in-8. Broché. 3⅓ Thlr.

Exposition du système philosophique

de

KRAUSE.

Gr. in-8. Broché. ⅚ Thlr.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Annette Freiin von Droste-Hülshof.

8. Velinpapier. Brosch. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.

Freunde echter Poesie werden diese gesammelten Gedichte einer deutschen Sängerin von schon anerkanntem Rufe hoch willkommen heißen. Mit einer Fülle von neuen, überraschenden und tiefen Gedanken und Gefühlen verbindet die Dichterin die glücklichste Naturempfindung und Naturanschauung, welche, weit hinaus über allgemeine, verschwommene Naturschwelgerei und Sentimentalität, die innere Eigenthümlichkeit jedes Wesens in allen Sphären und Elementen mit scharfem Sinn zu erfassen, mit der keckften, prägnantesten Sprache zu bezeichnen, durch treffende Bilder zu veranschaulichen weiß. Eine entschiedene Originalität, welche vor dem Höchsten und Tiefsten nicht zurückscheut, und das anscheinend Gewöhnliche, die alltägliche Wirklichkeit des Lebens zu adeln weiß, tritt in der reichhaltigen und mannichfaltigen, Scherz und Ernst, Humor und Phantasie, Wehmuth und Feuer vereinigenden Sammlung überall unverkennbar hervor. Selbst manche Schroffheit, Härte und Dunkelheit der Gedanken, der Gefühle, der Sprache, erhöhen nur das scharfe Gepräge der Eigenthümlichkeit, vielleicht selbst den Reiz dieser Dichtungen, da sie mit großer Klarheit, innigster Zartheit und Weichheit und dem schönsten Fluß kraftvoller und blühender Sprache abwechseln. Ein großer, umfassender, edler Sinn, der sich schon in manchem kleinen Liede verkündet, prägt sich auch in umfangreichern Compositionen historischer Art glücklich aus, mit welchen die mächtig ringende Muse der Dichterin, den Kreis des Lyrischen durchbrechend, nach epischer Gestaltung, Fülle und Mannichfaltigkeit strebt.

Stuttgart und Tübingen, im October 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In Berlin bei Mittler, in Hanover bei Hahn, in Wien bei Gerold und in allen Buchhandlungen zu haben: (Als ein sehr nützliches Bildungs-, Unterhaltungs- und Gesellschaftsbuch ist jedem Herrn mit Wahrheit zu empfehlen:)

☞ Galanthomme,

oder Anweisung

in Gesellschaften sich beliebt zu machen und sich die Gunst der Damen zu erwerben, enthaltend: 1) äußere und innere Bildung; 2) vom feinen Betragen in Damengesellschaften; 3) Kunst zu gefallen; 4) Heirathsanträge; 5) Liebesbriefe und Liebesgedichte; 6) Neujahrs- und Geburtstagswünsche. Ferner 7) Gesellschaftsspiele, Blumensprache, Stammbuchsaufsätze und Räthsel.

Ein Handbuch des guten Tons und der feinen Lebensart.

Vom Professor F. S—t. (Dritte, 4000 Exemplare starke Auflage.) Sauber broschirt mit 6 Tabellen. Preis 25 Sgr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Mögen sich dies gut ausgearbeitete Buch alle jungen Leute anschaffen, die sich das Wohlgefallen der Damen erwerben und die feinen Sitten und das elegante Betragen in Gesellschaften aneignen und ihre Bildung fördern wollen.

Wichtige literarische Anzeige von Deutschlands Geschichte und Geographie des 8. bis 12. Jahrhunderts.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Traditiones et antiquitates Fuldenses.

Herausgegeben von Dr. **E. Fr. J. Dronke.**

Mit 1 Steindruck. 4. 2 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr., od. 4 Fl.

Der reiche und für die älteste Geschichte Fuldas höchst wichtige Inhalt dieser Sammlung ist hier zum ersten Mal vollständig und in seiner ursprünglichen Gestalt aus den Originalhandschriften mitgetheilt. Über die Ungenauigkeit und Unbrauchbarkeit der bisherigen Abdrücke hat sich der Herausgeber in der Vorrede genügend ausgesprochen. Außerdem hat derselbe zuerst das Verhältniß, in welchem die sogenannten Summarien zu den Urkunden stehen, aufgedeckt und dadurch deren Bedeutung und Wichtigkeit nachgewiesen.

C. Müller'sche Buchhandlung.
(G. F. Euler.)

Bei A. Marcus in Bonn ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Denkwürdigkeiten

des Hauptmanns Bernal Diaz del Castillo, oder wahrhafte Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Neuspanien,

von einem der Entdecker und Eroberer selbst geschrieben.

Aus dem Spanischen ins Deutsche übersetzt und mit dem Leben des Verfassers, mit Anmerkungen und andern Zugaben versehen von

Ph. J. von Rehfues.

Zweite vermehrte Ausgabe.

Vier Bände. Brosch. Preis 4 Thlr., oder 7 Fl. 12 Kr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Karl Friedrich von Rumohr, sein Leben und seine Schriften.

Von

H. W. Schulz.

Nebst einem Nachwort über die physische Constitution und Schädelbildung sowie über die letzte Krankheit Rumohr's von C. G. Carus.

Gr. 12. Geh. 12 Ngr.

Leipzig, im November 1844.

F. A. Brockhaus.

Vollständig ist in meinem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das Geschlechtsleben des Weibes

in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht

dargestellt von

Dr. *Dietr. Wilh. Heinr. Busch.*

Fünf Bände.

Gr. 8. 18 Thlr.

Erster Band: Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens. 1839. **2 Thlr. 25 Ngr.**

Zweiter Band: Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette. 1840. **3 Thlr.**

Dritter Band: Von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behandlung. Specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane. 1841. **4 Thlr.**

Vierter Band: Von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behandlung. Specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane. Von den Krankheiten der Geschlechtsverrichtungen des Weibes. 1843. **5 Thlr.**

Fünfter Band: Von den Operationen in den Geschlechtskrankheiten des Weibes. **2 Thlr. 5 Ngr.**

Leipzig, im November 1844.

F. A. Brockhaus.

Bei **C. F. Kius** in **Hanover** ist soeben erschienen:

R. E. Prutz, Literarhistorisches Taschenbuch. Dritter Jahrgang. 2⅓ Thlr.

Inhalt: **Rupp**, Hippel's Lehre vom christlichen Staat. **Jordan**, Ungarns literarische und nationale Bestrebungen. **Wellmann**, Englische Dramatiker nach Shakspeare. **Hagen**, Melanchthon als Politiker. **Bock**, über Knigge. **Hertzberg**, Die antike Elegie. **Hoffmann von Fallersleben**, Theobald Höck. **Prutz**, über die Unterhaltungsliteratur der Deutschen.

Theodor Mügge, Schweden im Jahre 1843. 2 Bände. 3 Thlr.

Theodor Mundt, Carmela oder die Wiedertaufe. Ein Roman. 1½ Thlr.

C. Herlossohn, Wallenstein's erste Liebe. 3 Bände. 4½ Thlr.

E. Mühlenpfordt, Republik Mexico. 2 Bände. 4½ Thlr.

In der **Rackhorst**'schen Buchhandlung in **Osnabrück** sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Materialien zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische

für die obern Gymnasialclassen. Herausgegeben von **A. de Lucenay** und Dr. **Meyer.** Erste Abtheilung. Gr. 8. Preis 15 Ngr., oder 54 Kr.

Dieselben. Zweite Abtheilung. Gr. 8. Preis 22½ Ngr., oder 1 Fl. 12 Kr. Rh.

Die Materialien der **ersten Abtheilung** sind gewählt aus den Märchen und Sagen der Gebr. Grimm, den Briefwechseln der Gebr. Lessing, Ebert, Goethe und Schiller, sowie aus Goethe's Stella und Lilla; der **zweiten Abtheilung** aus Schiller's Geisterseher, Niebuhr's Briefen, Lessing's Minna, Ottfr. Müller's Athen, Varnhagen von Ense's Geschichte Hamburgs 1813, und Boisserée's Dombau zu Köln. Sie sind mit einer richtigen wohlgewählten Phraseologie und sonst erfoderlichen sprachlichen Zuthaten unter dem Texte versehen, damit der Schüler sich zweckmäßig auf die Lecture vorzubereiten im Stande ist.

Lateinische Formenlehre

für die drei untern Gymnasialclassen von **G. M. Hartmann.** Gr. 8. Geh. 10 Ngr. (8 gGr.)

Lateinisches Lesebuch

für die beiden untern Gymnasialclassen von **G. M. Hartmann.** Gr. 8. Geh. 15 Ngr. (12 gGr.)

Aus dem Verlage von **Herold & Wahlstab** in **Lüneburg** ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch der Forstwissenschaft

nach den **neuesten wissenschaftlichen Grundsätzen** und **bisherigen praktischen Erfahrungen staatswirthschaftlich** wie aus dem gegenwärtigen Standpunkte der industriellen und sonstigen bezüglichen Verhältnisse Deutschlands angesehen.

Herausgegeben von **J. C. L. Schultze,**

Forstsecretair, mit Führung der Wirthschaftsbücher bei der herzogl. Kammerdirection der Forsten und Jagden zu Braunschweig beauftragt.

Drei Theile. **Erster Theil:** Die Walderziehung.
Zweiter Theil: Die Forstbetriebsregulirung.
Dritter Theil: Die Forstpolicei.

Preis der drei Theile, die nicht getrennt werden, 6 Thlr. = 10 Fl. 48 Kr. = 9 Fl. 6 Kr. C.-M.

Bei **F. Hölscher** in **Koblenz** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Beispiele zum Uebersetzen

aus dem Deutschen ins Lateinische

von

H. J. Litzinger.

IV. Cursus. (Für Tertia.) Preis 20 Ngr. (in Partien 17½ Ngr.)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Zwölf Radirungen zum Gestiefelten Kater.

Von

OTTO SPECKTER.

Mit erläuterndem Texte.

Kl. 4. Cart. 2 Thlr.

Der Beifall, der diesen Radirungen in dem bei mir erschienenen „**Märchen vom gestiefelten Kater**" (1843, Preis 3 Thlr.) zu Theil geworden ist, veranlaßt mich, den Freunden derselben eine kleine Anzahl der **ersten Abdrücke** der Platten auf chinesischem Papier in einer besondern Ausgabe zu bieten.

Leipzig, im November 1844.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № XXVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bei **Trautwein & Comp.** in **Berlin** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beweisführung,

dass die Lehre der neuern Physiker vom Drucke des Wassers und der Luft falsch ist, nebst einem **Versuche,** die Erscheinungen an flüssigen Körpern ohne atmosphärischen Luftdruck zu erklären, und einer als Anhang beigefügten **Antikritik.** Von ***Friedrich von Drieberg.*** Mit zwei Tafeln Abbildungen. **Dritte vermehrte Auflage.**

Gr. 8. Brosch. 15 Sgr.

Der Standpunkt, auf welchem des Verfassers Beweisführung gegenwärtig bei Erscheinen der nöthig gewordenen **dritten** Auflage seiner Schrift sich befindet, ist am besten daraus zu erkennen, **dass, da laut Vorrede S. XIV bisher eine auf mathematische Gegenbeweise oder augenfällige Experimente gegründete Widerlegung keineswegs erfolgt ist, er sich veranlasst gefunden hat, den früher ausgesetzten Preis von 1000 Dukaten auf 2000 zu erhöhen.**

In **Berlin** bei **Mittler**, **Hanover** bei **Hahn**, **Wien** bei **Gerold** und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. **Albrecht,**

Der Mensch und sein Geschlecht,

oder Belehrungen über eheliche Geheimnisse. (Ein zur Erzeugung gesunder Kinder und Beibehaltung der Kräfte und Gesundheit nützliches Buch.) Geheftet. Preis 15 Sgr., oder 54 Kr.

Die nöthig gewordene **vierte** Auflage hat durch die Verbesserungen so sehr gewonnen, daß davon schon 2000 Exemplare abgesetzt wurden.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen:

***Aristophanis* Comoediae** cum scholiis. Ex recensione *Rob. Enger*. Tom. I. Pars II: **Thesmophoriazusae.** Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 gGr.)

Die Religion der Zukunft. Dargestellt in einem wissenschaftlichen Briefwechsel zweier Freunde. Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 gGr.)

Bonn, im October 1844.

H. B. König.

Im Verlage von **Karl Gerold** in **Wien** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Liebe.

Ein Roman

von

Lady Charlotte Bury.

Aus dem Englischen

von

Karl Gerold jun.

Zwei Theile. Gr. 12. Brosch. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 gGr.)

Die Verfasserin liefert hier ein ganz aus dem Leben gegriffenes, mit psychologischer Wahrheit und genauer Kenntniß der socialen Verhältnisse der höhern Stände durchgeführtes Gemälde, welches durchaus geeignet ist, das höchste Interesse bei den Lesern zu erregen.

Karl Gutherz.

Eine Geschichte aus dem wiener Volksleben.

Von

Franz Schuselka.

Zweite Auflage.

Gr. 12. Brosch. 1 Thlr.

Sehr beifällige Urtheile in mehren öffentlichen Blättern haben über den Werth dieser Erzählung entschieden. Die zweite Auflage hat eine interessante, wegen ihres Inhalts sehr beachtenswerthe Vorrede als Zugabe vom Hrn. Verfasser erhalten.

Bei **G. A. Reyher** in **Mitau** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dede, Dr. **J.,**

Der Handel des russischen Reichs.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 gGr.)

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Zweiter Jahrgang.

1844. October. Nr. 88—91.

Inhalt: *Antoinette, Königin von Frankreich. — Schicksale. — *Kanton und der Kantonfluß. — Friedrich Wilhelm III. — Colt's unterseeische Batterie. — Die Rieseneisscholle. — *Stephan Bathorie. — Die elektromagnetische Telegraphie. — Funfzehnhundertfältige Fruchtbarkeit eines Samenkorns. — Zur Seelenkunde der Thiere. — *Chinesische Sitten. — Die Freunde vom Lande. — Laßt uns nicht müde werden! — Die Dampfschiffahrt Europas. — *Richard I. — Die heiligen Feuer von Baku. — Der kölner Dom. — Die Damascenerklingen. — *Altenburg. — Orientalischer Aberglaube. — Mancherlei hübsche Dinge vom Hamster. — Erfindungen. — *Zajonczeck. — Der rothe Schwan. — *Hong-Kong. — Der Tschatirdagh in der Krim. — **Miscellen.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 5 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** ec. gegen Vergütung von 3/4 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Die **erste aus 10 Jahrgängen bestehende Folge** des **Pfennig-Magazin** wurde wie nachstehend **im Preise herabgesetzt:**

I.—X. Band (1833-42) zusammengenommen 10 Thlr.
I.—V. Band (1833-37) zusammengenommen 5 Thlr.
VI.—X. Band (1838-42) zusammengenommen 5 Thlr.
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.

Zu **herabgesetzten Preisen** sind fortwährend zu beziehen:

Pfennig-Magazin für Kinder. 5 Bände. 2 Thlr. 15 Ngr.
National-Magazin. 1 Band. 20 Ngr.
Sonntags-Magazin. 3 Bände. 2 Thlr.

Die letztern beiden Werke zusammengenommen **nur 2 Thlr.**

Leipzig, im November 1844.

F. A. Brockhaus.

Verlags- und Commissionsartikel von

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur in Leipzig.

1844. № III. Juli bis September.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar bis März enthaltend, befindet sich in Nr. XII des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom April bis Juni, in Nr. XXI desselben.)

Carlyle (Thomas), Die französische Revolution. Eine Historie aus dem Englischen von **P. Feddersen.** 3 Theile. 12. 5 Thlr.

Écho de la littérature française. Quatrième année. 1844. Nos. 27—39. Gr. in-8. Preis des ganzen Jahrgangs $5\frac{1}{3}$ Thlr.

Erscheint jeden Freitag und bietet eine Auswahl des Besten und Interessantesten aus der gesammten französischen Journalistik. Die ersten drei Jahrgänge sind für neue Abonnenten zusammengenommen zum herabgesetzten Preise von 8 Thlrn. zu haben.

Masse (J. N.), Vollständiger Handatlas der menschlichen Anatomie. Deutsch bearbeitet von **F. W. Assmann.** Lieferung 21, 22. Tafel CI—CXII, nebst Text S. 329—422.

Das ganze Werk kostet mit schwarzen Kupfern $8\frac{1}{6}$ Thlr., mit illuminirten Kupfern $12\frac{5}{6}$ Thlr., englisch cartonnirt schwarz $8\frac{5}{6}$ Thlr., illuminirt $13\frac{1}{3}$ Thlr.

Mickiewicz (Adam), Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Deutsche, mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe. Dritter Theil. Gr. 12. Geh. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Die beiden ersten Theile dieses wichtigen Werks erschienen 1843 und kosten 5 Thlr.

Hallez-Claparède (Baron), Réunion de l'Alsace à la France. In-8. Paris. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

d'Haussez (Baron), Études morales et politiques. In-8. Paris. $2\frac{7}{8}$ Thlr.

Perier, De l'infection palustre en Algérie. In-8. Paris. $\frac{3}{8}$ Thlr.

Czacki (Tadeusz), Dzieła zebrane i wydane przez Hr. **Edwarda Raczynskiego.** Tom II. 4. Poznań.

Preis des ganzen Werks in 3 Bänden 12 Thlr.

Morsztyn, Poezye z starego rękopismu pierwszy raz Staraniem prywatnem wydane. 8. Poznań. 1 Thlr.

Popliński, Wybór prozy i poezyi polskiéj. Wydanie drugie. 8. Poznań. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Rautenstrauch, Miasta, góry i doliny. 5 tomy. 12. Poznań. 4 Thlr.

Trentowski, Demonomania czyli nauka nadziemskiéj mądrości w najnowszej postaci. 8. Poznań. 1 Thlr.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Lehrbuch der Chemie. Zum Theil auf Grundlage von Dr. Thomas Graham's Elements of Chemistry bearbeitet vom Prof. Dr. *Fr. Jul. Otto.* Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Gr. 8. Geh. Feines Velinpapier. Preis à Lief. 15 Ngr. (12 gGr.)

Die neue Auflage des Graham-Otto'schen Lehrbuchs der Chemie wird, wie die erste, in Doppellieferungen von 12 Bogen erscheinen. Der Prospectus ist durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Braunschweig, im October 1844.

Friedrich Vieweg & Sohn.

Bei mir ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Commentar

über die französische Civil-Processordnung

von

Schlink,

Apellationsgerichtsrath in Köln.

Vierter Band. Subscriptionspreis $1\frac{3}{4}$ Thlr.

Hiermit ist dieses wichtige Werk geschlossen und noch bis Neujahr durch alle Buchhandlungen zum Subscriptionspreise zu beziehen; später tritt der höhere Ladenpreis ein.

Koblenz, im October 1844.

J. Hölscher.

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Erster bis sechster Theil.

Gr. 12. Geh. 11 Thlr. 24 Ngr.

Inhalt des ersten Theils (Preis 1 Thlr. 24 Ngr.):

Karl Ludwig Sand. — Die Ermordung des Fualdes. — Das Haus der Frau Web. — Die Ermordung des Pater Thomas in Damaskus. — James Hind, der royalistische Straßenräuber. — Die Mörder als Reisegesellschaft. — Donna Maria Vicenta de Mendieta. — Die Frau des Parlamentsrath Tiquet. — Der falsche Martin Guerre. — Die vergifteten Mohrrüben.

Inhalt des zweiten Theils (Preis 2 Thlr.):

Fonk und Hamacher. — Die Marquise von Brinvillier. — Die Geheimräthin Ursinus. — Anna Margaretha Zwanziger. — Gesche Margaretha Gottfried. — Der Wirthschaftsschreiber Tarnow. — Die Mörderinnen einer Hexe. — Die beiden Nürnbergerinnen. — Die Marquise de Gange.

Inhalt des dritten Theils (Preis 2 Thlr.):

Struensee. — Lesurques. — Der Schwarzmüller. — Der Marquis von Anglade. — Jacques Lebrun. — Der Mord des Lord William Russell. — Nickel-List und seine Gesellen. — Berthelemy Roberts und seine Flibustier.

Inhalt des vierten Theils (Preis 2 Thlr.):

Cinqmars. — Admiral Byng. — Der Pfarrer Riembauer. — Der Magister Tinius. — Eugen Aram. — Der Mädchenschlächter. — Die Kindesmörderin und die Scharfrichterin. — Jean Calas. — Jonathan Bradford. — Der Ziegelbrenner als Mörder. — Der Herr von Pivardiere. — Klara Wendel, oder der Schultheiß Keller'sche Mord in Luzern.

Inhalt des fünften Theils (Preis 2 Thlr.):

Warren Hastings. — Der Sohn der Gräfin von St.-Geran. — Ludwig Christian von Olnhausen. — Mary Hendron und Margaret Pendergras. — Zur Geschichte der englischen Highwaymen: 1) Spiggott und Philipps. 2) Hawkins und Simpson. 3) Ralph Wilson und William Barkwith. — Exner. — Der Doctor Castaing.

Inhalt des sechsten Theils (Preis 2 Thlr.):

Der Tod des Prinzen von Condé. — Rudolf Kühnapfel. — Jonathan Wild. — Urban Grandier. — Rosenfeld. — Die beiden Christusfamilien zu Jöllenbeck. — Matheo von Casale. (Mit einer lithographirten Tafel.) — Burke und die Burkiten. — La Roncière und Marie Morell. — Maria Katharina Wächtler, geb. Wunsch.

Leipzig, im November 1844.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № XXIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Im Verlage von **Karl Gerold** in **Wien** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Compendium
der populairen
Mechanik und Maschinenlehre.
Von
Adam Burg,
k. k. Regierungsrath und o. ö. Professor am polytechnischen Institute zu Wien.

Erster Theil: Mechanik der festen Körper.

Gr. 8. In Umschlag brosch. Mit einem Hefte von 10 Kupfertafeln. Preis des Ganzen in zwei Abtheilungen 5 Thlr.

Die
Naturlehre
nach ihrem gegenwärtigen Zustande mit Rücksicht auf mathematische Begründung dargestellt
von
Dr. Andreas Baumgartner,
k. k. Hofrath.

Achte Auflage.

Erste Abtheilung. Mit 5 Kupfertafeln. Gr. 8. Brosch. Preis des Ganzen in zwei Abtheilungen 4 Thlr.

Lehrbuch
der
Probir- und Hüttenkunde
als Leitfaden für akademische Vorlesungen.
Von
Dr. Aloys Wehrle,
k. k. Bergrath und Professor an der Bergakademie zu Schemnitz.

Zwei Bände. Zweite Ausgabe.

Mit einem Hefte von 27 Kupfertafeln.

Gr. 8. In lith. Umschlag. Brosch. 6 Thlr. 20 Ngr. (6 Thlr. 16 gGr.)

Matthias Claudius' Werke.

Asmus omnia sua secum portans,
oder:
Sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten.

Original-Ausgabe.
Siebente wohlfeile Auflage
mit vielen Holzschnitten und Kupferstichen nach
H. Chodowiecki.

Hamburg und Gotha 1844.
Bei Friedrich & Andreas Perthes.

Schon lange war es die Absicht der Erben von M. Claudius, als rechtmäßige Besitzer seiner nachgelassenen Werke, eine zeitgemäße, wohlfeile Ausgabe derselben zu veranstalten; die letzte dringliche Veranlassung dazu gab ein in Östreich erscheinender Nachdruck, den ein dortiger Antiquar zu unternehmen sich erlaubt hat.

Die Nachkommen und Erben des alten, noch in ganz Deutschland und weit über dessen Grenzen hinaus geachteten und geliebten Wandsbecker Boten beseelte der Wunsch, den zahlreichen Freunden desselben eine vollständige, correcte, der ersten (von Claudius selbst besorgten) ganz getreue Ausgabe zu übergeben, was von dem erwähnten wiener Nachdruck nicht zu erwarten ist.

Die feinen Kupfer nach Chodowiecki, Holzschnitte, Lithographien rc. sind auch alle der frühern Ausgabe getreu.

Das Ganze ist in 7 Bänden à 10 Sgr. erschienen und kostet 2⅓ Thlr.

Gotha, im October 1844.

Die Verlagshandlung
Friedrich & Andreas Perthes.

Bei **G. A. Reyher** in **Mitau** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen, in **Leipzig** durch **J. A. Barth,** zu beziehen:

Mädler, Dr. J. H., Astronomische Briefe. 1stes Heft. 8. Geh. 22½ Ngr. (18 gGr.)

Die Briefform hat der Herr Verfasser wol deshalb gewählt, um nicht streng bei der Wissenschaft zu bleiben, damit dieselbe sowol populair als auch auf solcher Basis möglichst ausführlich den Freunden der Astronomie übergeben werde. Es braucht zur Empfehlung dieses Werkes nichts weiter hinzugefügt zu werden, da des Verfassers Name Bürge und berühmt genug ist.

(Das ganze Werk ist auf 3 Hefte berechnet.)

Neue Jugendschriften!

Durch alle Buchhandlungen sind zu beziehen:

Märchen und Erzählungen
für jugendliche Leserinnen.
Von **Adolphine.**
Gr. 16. Geh. 24 Ngr.

Feld-, Wald- und Hausmärchen.
Von
Adele Schopenhauer.
Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Das Märchen
vom
gestiefelten Kater,
in den Bearbeitungen von
Straparola, Basile, Perrault und Ludwig Tieck.
Mit zwölf Radirungen
von **Otto Speckter.**
Kl. 4. Cart. 3 Thlr.

Die **Radirungen** besonders, mit erläuterndem Texte, werden für 2 Thlr. erlassen.

Leipzig, im November 1844.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № XXX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheinenden Zeitschriften **„Blätter für literarische Unterhaltung“** und **„Isis“** beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Systematischer Bilder-Atlas

zum

Conversations-Lexikon.

Vollständig 500 Blatt in Quart, in 120 Lieferungen

zu dem Preise von 6 Ngr. = 22 Kr. Rh. = 18 Kr. C.-M.

Die soeben versandte neunte und zehnte Lieferung (Tafel 39—48) enthalten:

Tafel 39. Bildhauerkunst der neuern und neuesten Zeit: Die drei Grazien von Germain Pilan. Der gefesselte Sklave von Michel Angelo. Die büßende Magdalena und die Tänzerin von Canova. Statue des Jason und Statue des Apollon von Thorwaldsen. Cincinnatus von Chaudet. Der neapolitanische Tänzer von Duret. Spartacus von Foyatier. Die Jungfrau von Orleans von Prinzessin M. d'Orleans.

Tafel 40. Ältere europäische Kriegsschiffe und Galeeren: Französisches rundes Kriegsschiff aus dem 15. Jahrhundert. Vordertheil einer Galeere aus dem 15. Jahrhundert. Spanische Galeere von der Armada Philipp's II. Das englische Linienschiff „Sovereign of the sea“ aus dem 17. Jahrhundert. Das französische Linienschiff „Soleil Royal“ unter der Regierung Ludwig's XIV. Eine Galeere aus dem 18. Jahrhundert. Das französische Linienschiff „Océan“ unter der Regierung Ludwig's XVI.

Tafel 41. Reptilien: Die Blindschleiche. Die gemeine Natter. Die gehörnte Viper. Die Bojobi oder Hundsschlange. Die Klapperschlange. Die Schlangeneidechse.

Tafel 42. Schwimmvögel: Der Seerabe. Der Makaroni. Der Fregatvogel. Der Tropikvogel. Der Schlangenhalsvogel. Der weiße Tölpel. Die wilde Gans. Die gemeine Ente mit ihren Jungen. Die Fächer- oder Kragenente. Der Säger aus Carolina. Die silbergraue Möve. Die rothfüßige Seeschwalbe.

Tafel 43. Geographie der Gegenwart: Karte von Griechenland.

Tafel 44. Städtepläne: Plan von St.-Petersburg. Plan von Warschau.

Tafel 45. Kreuzzüge, Ritterwesen: Ein Kampf von Kreuzrittern mit den Sarazenen. Kreuzpredigt unter den Mauern von Jerusalem.

Tafel 46. Kriegswesen des Alterthums: Waffen der Gallier und Franken (14 Fig.). Waffen der Germanen, Briten, Angelsachsen und Angeldänen (32 Fig.). Sattelformen (18 Fig.).

Tafel 47. Maschinenbau: Pumpen und Wassersäulenmaschinen (21 Fig.).

Tafel 48. Gottheiten der Griechen und Römer: Die neun Musen, Basrelief aus dem britischen Museum. Apollon. Kalliope. Klio. Terpsichore. Polyhymnia. Euterpe. Urania.

Die erste bis achte Lieferung (Tafel 1—38) enthalten Darstellungen aus folgenden Abtheilungen:

I. Abtheilung. Mathematische und Naturwissenschaften (13 Tafeln). **Zoologie:** Säugende Seethiere. — Wiederkauende Säugethiere. — Raubthiere. — Schwimmvögel. — Stelzenvögel. — Reptilien. — Fische. — **Anthropologie:** Menschenracen und ihre Vertheilung auf der Erde. — Anatomie des Menschen, Knochenlehre. — Kranioskopie. — **Mathematik:** Geometrische Körper. Geometrische Aufgaben. Geometrische Figuren.

II. Abtheilung. Geographie (1 Tafel). **Städtepläne:** Plan von Madrid. Barcelona. Saragossa.

III. Abtheilung. Völkerkunde der alten Welt und des Mittelalters (3 Tafeln). **Ritterwesen:** Ritterschwur. Ritterschlag. — Prachtrüstungen. Englische und deutsche Ritter in Turnierrüstungen. Der Kampfrichter. — **Etrusker und Römer:** Römische Imperatoren. Kaiserinnen. Senatoren mit der Toga. Ein römischer Philosoph. Ein Lictor. Bürger und Bürgerinnen. Römische Frauen. Kopfputz römischer Frauen und Mädchen. Kopfbedeckung der Römer.

IV. Abtheilung. Völkerkunde der Gegenwart (3 Tafeln). **Nationaltrachten der Asiaten:** Auszug des Rajah von Kutsch. Volksscene in Kattiawar. — Kopfbedeckungen der Orientalen. Syrischer Scheik und seine Frau. Frauenkleidung in der Levante. Tracht der Maroniten. Tracht der Mädchen in Naplus und der Nazarener. Tracht der Araber. Armenischer Kaufmann. Armenisches Mädchen. Türke aus Mardin. Russische Völkerschaften. Kaukasus-Völker.

V. Abtheilung. Kriegswesen, Armeen und Waffen (4 Tafeln). **Deutsche Bundestruppen:** Militairorden des östreichischen Kaiserreichs. Militairorden des Königreichs Preußen. — **Griechen, Etrusker und Römer:** Waffen der Griechen. Waffen der Römer. Waffen der Etrusker. — Der Leichenwagen Alexander's des Großen. Triumphzug römischer Feldherren. Waffen der Ägypter. Waffen der Karthager, Meder, Perser und Inder.

VI. Abtheilung. Schiffsbau und Seewesen (4 Tafeln). **Schiffseinrichtung, Gebräuche zur See:** Kriegsgericht am Bord eines Schiffes. Das Kielholen. Das Aufhissen der großen Flage auf einem Admiralschiffe. Ein Brand auf dem Meere. — Einrichtung eines Kriegsschiffes. — **Schiffsequipage:** Französische, russische und englische Marineoffiziere, Matrosen und Schiffsjungen. — **Seewesen der Alten:** Kleines Lastschiff. Phönizisches Frachtschiff. Schiffszieher.

Staatsschiff des Königs Hieron von Syrakus. Kampfschiff in der Naumachie. Thurmschiff. Kleine Dreiruderer. Großes dreirudriges Kriegsschiff der Römer. Großes vierrudriges Kriegsschiff. Kriegsschiff der Normänner. Ein Seekampf. Verzierung am Hintertheil der Schiffe. Schiffsschnäbel.

VII. Abtheilung. Denkmale der Baukunst (5 Tafeln). **Classisches Alterthum:** Denkmale der etruskischen und römischen Baukunst. — Denkmale der griechischen Baukunst. — Säulenhallen. — **Theoretische Baukunst:** Toskanische Säulenweite. Dorisches Gebälk und Säulenknauf. Dorische Säulenweite. Jonischer Säulenknauf. Jonische Säulenweite. Korinthischer Säulenknauf. Korinthische Säulenweite. Vermischter oder römischer Säulenknauf. Römische Säulenweite.

IX. Abtheilung. Schöne Künste (2 Tafeln). Bildhauerkunst: Antinous. Apollon. Der ruhende Faun. Germanicus. Hercules mit dem Knaben Telephos. Der Knabe mit der Gans. Die Gruppe des Laokoon mit seinen beiden Söhnen. Meleager. Minerva. Die Mediceische Venus. Die Venus von Milos. Die Venus im Museum zu Dresden. Die Venus von Capua. Die Capitolinische Venus. Diana als Jägerin. Salustia Barbia Urbiana. Julia Soämias. Der Schlaf als Knabe.

X. Abtheilung. Nützliche Künste und Gewerbe (3 Tafeln). **Öffentliche Bauten:** Atmosphärische Eisenbahn. — Eisenbahnen. — **See- und Flußfischfang:** Die Thunfischerei an den Küsten von Sicilien. Der Walfischfang an den Küsten von Grönland. Die Heringsfischerei an den Nordküsten von Schottland.

☞ *Ein ausführlicher erklärender Text wird später* ***gratis*** *geliefert werden.*

Die neunte Auflage des Conversations-Lexikon

erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften und kostet jedes Heft auf Maschinenpap. 5 Ngr., jeder Band 1 Thlr. 10 Ngr.

☞ ***Frühere Auflagen*** *werden gegen diese neunte Auflage* ***umgetauscht;*** *worüber eine Anzeige in allen Buchhandlungen zu finden ist.*

Leipzig, im November 1844.

F. A. Brockhaus.

Vollständig ist nun erschienen:

Die Geheimnisse von London

von Sir **Francis Trollop.**

übersetzt von Dr. **Ludwig Eichler.**

Vier Bände (oder 11 Hefte).

Erste Ausgabe in Octav.

Zweite Ausgabe in Duodez.

Preis jeder Ausgabe vollständig 3⅔ Thlr.

Leipzig, bei **Friedrich Fleischer.**

Der während des allmäligen Erscheinens immer gestiegene Absatz dieses Werkes, welcher schon vor seiner Beendigung eine zweite Auflage nöthig machte, dürfte vielleicht den besten Beweis abgeben, daß hier ein Werk von allgemeinem und großem Interesse vorliegt, welches nun, da es vollendet ist, wol noch einer bedeutenden Verbreitung fähig sein möchte. Einzelne Hefte, zur Vervollständigung, sind jederzeit à 10 Ngr. zu erhalten.

Geschichtswerk für Protestanten.

Bei **K. F. Köhler** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte des Evangelischen Protestantismus in Deutschland

für denkende und prüfende Christen

von

Dr. **Ch. G. Neudecker.**

Vom Eintritte der Reformation bis zum Ausbruche des Dreißigjährigen Krieges.

1ster Band complet 1stes bis 4tes Heft. 46 Bogen. 1½ Thlr.

Bis jetzt fehlte uns ein Werk, das, auf die Quellen der Geschichte basirt, übersichtlich und in gedrängter klarer Darstellung die Geschichte der Entwickelung und Ausbildung des evangelischen Protestantismus und Kirche gibt, worin wir uns bei jedem Zweifel, bei jedem Angriffe Rath und Belehrung holen können, das uns ferner mit historischer Treue das höchst interessante Gemälde des mit Beharrlichkeit geführten Kampfes unserer Vorfahren gegen *die Übergriffe* und Anmaßungen Roms gibt.

Das vorstehend angezeigte Werk wird diese Lücke *ausfüllen*, und für jeden gebildeten Protestanten ein sehr schätzbares unentbehrliches geschichtliches Handbuch sein.

Der 2te Band, welcher das Werk schließt, erscheint 1845.

Ausgewählte Bibliothek der

Classiker des Auslandes.

Mit biographisch-literarischen Einleitungen.

Gr. 12. Geh.

Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer,** Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes,** Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante,** Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer,** Die Töchter des Präsidenten. Dritte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer,** Nina. Zweite Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer,** Das Haus. Dritte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer,** Die Familie H. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles,** Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante,** Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni,** Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer,** Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer,** Streit und Friede. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire,** Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.,** Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio,** Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante,** Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer,** Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso's** lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. **Hitopadesa,** übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte in deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. Schauspiele von **Calderon de la Barca,** übersetzt von Martin. 3 Thlr.

Leipzig, im November 1844.

F. A. Brockhaus.

Tasso und Ariosto übersetzt von Gries.

In der unterzeichneten Verlagshandlung sind soeben erschienen:

Torquato Tasso's
Befreites Jerusalem
übersetzt
von
J. D. Gries.

Sechste Auflage.
Taschenausgabe.

Erster Theil.
In Umschlag broschirt. Preis ⅓ Thaler.
(Vollständig in 2 Theilen.)

Ludovico Ariosto's
Rasender Roland
übersetzt
von
J. D. Gries.

Dritte Auflage.
Taschenausgabe.

Erster Theil.
In Umschlag broschirt. Preis ⅓ Thaler.
(Vollständig in 5 Theilen.)

Diese aus dem Verlage des Herrn Fr. Frommann in Jena in den unserigen übergegangenen Übersetzungen, deren hoher Werth längst die allgemeinste Anerkennung gefunden hat, erscheinen hier zum ersten Male in einer wohlfeilen und zierlich ausgestatteten Taschenausgabe, welche den zahlreichen Besitzern ähnlicher Ausgaben von deutschen und ausländischen Classikern mit Überzeugung empfohlen werden darf.

Von Tasso wird das zweite und letzte Bändchen noch in diesem Monat, die übrigen Bändchen des Ariosto werden in den ersten Monaten des nächsten Jahres erscheinen.

Leipzig, den 15. November 1844.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Schriften
von
Ludwig Rellstab.
Zwölf Bände.
Gr. 12. Geh. 12 Thlr.
(Auch in 4 Lieferungen à 3 Thlr. zu beziehen.)

Inhalt: 1812. Dritte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunstnovellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie. — Vermischtes. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.

Leipzig, im November 1844.

F. A. Brockhaus.

Gubitz' „Volkskalender für 1845".

In allen Buchhandlungen wird, nach den letzten Versendungen, jetzt wieder (à 12½ Sgr.) zu haben sein:

F. W. Gubitz
Volkskalender für 1845.
Mit hundertundzwanzig Holzschnitten, zum Theil in Buntdruck.

Er ist in geistiger Hinsicht für Nutzen und Unterhaltung ebenso wie in seiner Bildergalerie reich und vorzüglich ausgestattet, und bedarf keiner Empfehlung durch Worte. Was die zum Theil schon in öffentlichen Blättern erwähnten römisch-hierarchischen Warnungen und Verbote betrifft, so genüge hier die vorläufige Erklärung, daß Prof. Gubitz darauf gebührend antworten wird (zuerst in seiner Zeitschrift: „Der Gesellschafter") und übrigens Jeder durch den „Volkskalender" selbst sich sehr leicht überzeugen kann, daß derselbe keine der Confessionen, die in ihrer Reinheit den gleichen Kern haben, wol aber Das bekämpft, was immer wieder Verdunkelung und Unfrieden, immer weiter den Nothstand zu verbreiten sucht. Schon hat er manchen glücklichen Erfolg veranlaßt, und die verschiedenen, aus Furcht vor der einfachen Wahrheit herstammenden Verdächtigungen werden den Herausgeber nicht hindern, auf seiner Bahn ruhig seinem Ziele nachzustreben, dabei aber gerechten Muthes frevelhaften Angriffen absichtsvoller Selbstsucht sich kräftig entgegenzustellen.

Berlin, 15. November 1844.

Vereins-Buchhandlung.

Bei **J. Hölscher** in Koblenz ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aufgaben zum Uebersetzen
aus dem Deutschen ins Lateinische
von **Dr. E. Dronke.**

Erste Abtheilung. Achte Auflage. Preis 15 Ngr. (12 gGr.)

Bei **G. A. Reyher** in Mitau erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen, in Leipzig durch J. A. Barth, zu beziehen:

Strümpell, Dr., Die Vorschule der Ethik. Ein Lehrbuch. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 gGr.)

Wir erhielten für Deutschland den Debit von:

Samlingar utgifna af svenska Fornskrift-Sällskapet. Första Delen. Häft I: Flores och Blanzeflor. 8. Stockholm. 1¾ Thlr.

Leipzig, im November 1844.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № XXXI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Die

Lustspiele des Aristophanes.

übersetzt und erläutert

von

Hieronymus Müller.

In drei Bänden.

Zweiter Band.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der erste Band (1843) enthält außer einer allgemeinen Einleitung über die Entstehung, Entwickelung und Eigenthümlichkeit des griechischen Dramas, „**Plutos**", „**Wolken**" und „**Frösche**" und kostet 1 Thlr. 24 Ngr.; der zweite Band enthält „**Die Ritter**", „**Der Frieden**", „**Die Vögel**" und „**Lysistrate**".

Leipzig, im December 1844.

F. A. Brockhaus.

Für Geistliche und Consistorien!

Bei **F. A. G. Wagner** in Neustadt a. d. O. ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die pfarramtlichen Besoldungen

vom Standpunkte der Moral und der christlichen Religion, sowie der Geschichte, Politik und Oekonomie betrachtet

von

C. L. Hagen,

Pfarrer und Adjunct in Rothenstein bei Jena.

Gr. 8. 29 Bogen. Preis 1 Thlr. 26¼ Sgr. (1 Thlr. 21 gGr.)

Gegründet auf reiche Erfahrung und ausgearbeitet mit treffenden Scharfblick und kritischer Sichtung der besten Hülfsmittel, tritt hier ein Werk in den Kreis der Literatur, welches zuerst einen Gegenstand bespricht, der seit Jahrhunderten schon Ursache gerechter Klagen gewesen; es verdient um so mehr die Theilnahme des theologischen Publicums, als es neben den interessantesten Aufschlüssen über den Ursprung der geistlichen Besoldungen zugleich die treffendsten Rathschläge zur Verbesserung derselben gibt.

In unterzeichnetem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Meyer, H. Ed., Über das summarische Verfahren nach Zürcherischem Rechte. 8. Brosch. 11¼ Ngr. (9 gGr.), oder 40 Kr.

Spöndlin, H., Über das Eheverbot wegen Verwandtschaft und das Verbrechen des Incestes. 8. Brosch. 11¼ Ngr. (9 gGr.), oder 40 Kr.

Meyer & Zeller in Zürich.

In **zweiter Auflage** sind jetzt erschienen und nunmehr durch alle Buchhandlungen wieder zu haben:

Ida Gräfin Hahn-Hahn,

Der Rechte.	Ulrich.
8. Geh. 2 Thlr.	2 Theile. 8. Geh. 3⅓ Thlr.

Berlin, im November 1844.

Alexander Duncker,
königl. Hofbuchhändler in Berlin.

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben von **C. v. Pfaffenrath** und **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**

Fünfter Jahrgang. 1844. 20 Ngr.

Hiervon erscheint wöchentlich 1 Bogen. **Ankündigungen** darin werden mit 2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** ꝛc. gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Inhalt des Monats November.

Dorfzeitung: Der Mais und seine verschiedenartige Benutzung. — Die Erbsensaat zur Zeit des zu- und abnehmenden Mondes. — Bearbeitung des Kleefeldes. — Ob Pökellauge und Salzlake ein gefährliches Viehfutter sind? — Die Ackerbeete im Altenburgischen. — Geräuchertes Fleisch und Wurst gut zu erhalten. — Ist der Maulwurf zu vertilgen oder zu beschützen? — Über Samenwechsel. — Beschreibung der sich selbst reinigenden Furchenegge. Mit Abbildung. — Aus Oberschlesien. — Aus Hinterpommern. — Die Wahl der Kartoffeln zur Aussaat. — Mittheilung der Ergebnisse vergleichender Versuche beim Kartoffelbau. — Die Pimpinelle als Futterpflanze. — Bemerkungen zu Nr. 27 und 44 dieses Blattes in Betreff des Einmachens des Sauerkrauts. — Über Baumpflanzungen an Straßen und Wegen. — Der Kartoffelbau in schweren Bodenarten. — Die galvanisch-chemische Flüssigkeit gegen die Klauenseuche der Schafe. — Ein probates Mittel gegen Blutharnen. — Aus dem Braunschweigischen. — Die Vermehrung der Kartoffeln durch ausgestochene Augen. — **Landwirthschaftliche Neuigkeiten; Miscellen u. s. w.** — **Unterhaltungsblatt:** Schreckliche Folgen der Trunksucht. — An den Queckenfeind in Nr. 33 dieses Blattes. — Die achte Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in München. — Liebesgruß an die Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe gerichtet vom Magistrat der königl. Haupt- und Residenzstadt München. — Über die Sitte des Hutabnehmens beim Grüßen. — Über die Feldmäuse. — Einige Nachrichten über den Zustand der Landwirthschaft in Baiern. — Nachricht von dem großen Brandunglück der Bergstadt Klausthal und Bitte um menschenfreundliche Hülfe.

Leipzig, im December 1844.

F. A. Brockhaus.

Vollständig ist in meinem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das Geschlechtsleben des Weibes
in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht

dargestellt von

Dr. *Dietr. Wilh. Heinr. Busch.*

Fünf Bände.
Gr. 8. 18 Thlr.

Erster Band: Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens. 1839. **3 Thlr. 25 Ngr.**
Zweiter Band: Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette. 1840. **3 Thlr.**
Dritter Band: Von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behandlung. Specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane. 1841. **4 Thlr.**
Vierter Band: Von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behandlung. Specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane. Von den Krankheiten der Geschlechtsverrichtungen des Weibes. 1843. **5 Thlr.**
Fünfter Band: Von den Operationen in den Geschlechtskrankheiten des Weibes. **3 Thlr. 5 Ngr.**

Leipzig, im December 1844.

F. A. Brockhaus.

In **Berlin** bei **Mittler, Hanover** bei **Hahn, Wien** bei **Gerold** und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

(Als ein schätzbares Buch ist zu empfehlen:)

☞ (500) beste

Hausarzneimittel
gegen alle Krankheiten der Menschen.

Als Husten — Schnupfen — Kopfweh — Magenschwäche — Magensäure — Magenkrampf — Diarrhöe — Hämorrhoiden — träger Stuhlgang — Gicht — Rheumatismus — Engbrüstigkeit — Schlafsucht und gegen 45 andere Krankheiten; verbunden mit:

1) **Allgemeine Gesundheitsregeln.**
2) **Die Kunst lange zu leben** (nach Hufeland).
3) **Die Wunderkräfte des kalten Wassers.**
4) **Mittel zur Stärkung des Magens** und
5) **Hufeland's Haus- und Reiseapotheke.**

Sechste verbesserte Auflage. Preis 15 Sgr., oder 54 Kr.

Nicht leicht möchte es ein nützlicheres Buch als das obige geben, welches bei allen Krankheitsvorfällen Rath und Hülfe leistet. Da, wo die kräftigste Arznei vergebens angewandt wurde, haben die hier vorgeschriebenen Hausmittel die Krankheit geheilt. Tausende von Menschen haben diesem nützlichen Buche die Wiedererlangung ihrer Gesundheit zu verdanken.

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:

Das 9te Heft der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1844.

Inhalt dieses Heftes:

I. Der Feldzug 1703 in Italien. Erster Abschnitt. — II. Der Feldzug 1676 in Deutschland. (Schluß.) — III. Skizzen der Schlachten, Treffen und Belagerungen aus den Feldzügen der Östreicher gegen Frankreich von 1792—1815. 1) Schlacht bei Caldiero am 29., 30. und 31. October 1805. Mit einem Plane. 2) Das Treffen bei Caldiero am 12. November 1796. — IV. Kriegsscenen. 1) Überfall auf Imola, am 12. December 1800. 2) Schwarzenberg Uhlanen im Gefecht bei Nangis, am 12. Februar 1814. — V. Neueste Militairveränderungen.

Preis dieses Jahrgangs 8 Thlr.

Auch sind von jetzt an die **neue Auflage** der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 in vier Bänden vereinigt, welche für einen Jahrgang gelten, dann die übrigen **ältern Jahrgänge** bis einschließlich 1842, im **herabgesetzten Preise der Jahrgang zu 5 Fl. C.-M.** zu erhalten. Die Jahrgänge 1843 und 1844 aber bleiben in dem gewöhnlichen Preise, jeder zu 12 Fl. C.-M.

Es werden an alle Buchhandlungen jahrweise **Inhaltsverzeichnisse** der ganzen Zeitschrift versendet, und diese bleiben dort zur beliebigen Einsicht bereit.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

In Skandinavien.
Nordlichter

von

Eduard Boas.

8. Geh. 21 Bogen. Preis 1½ Thlr.

Leipzig, December 1844.

Fr. Ludw. Herbig.

Neuer, höchst interessanter Roman!

Zigeuner und Edelleute,

von

A. Th. Woeniger.

Zwei Bände. Mit Federzeichnungen von **Th. Hosemann.**
Preis 1 Thlr. 22½ Sgr.

M. Simion in **Berlin.**

Die französische Revolution.
Eine Historie

von

Thomas Carlyle.

Aus dem Englischen

von

P. Feddersen.

Drei Theile.
Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Diese Geschichte der französischen Revolution, basirt auf das gründlichste Quellenstudium, erhält durch die anziehende Form, die Carlyle ihr verliehen, zugleich alle Vorzüge eines unterhaltenden Lesebuchs.

Leipzig, im December 1844.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Bei **Vandenhoeck & Ruprecht** in Göttingen ist erschienen:

Eichhorn, C. F., Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 4ter Theil. 5te Auflage. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr. (3 Thlr. 16 gGr.)

Müller, W., Geschichte und system der altdeutschen religion. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 gGr.)

Rettig, Dr. **F. G.**, Was antworten wir Denen, die unser gutes Recht, am Hause des Herrn zu bauen, in Frage stellen? Eine Predigt zur Nachfeier der dritten Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Göttingen. Gr. 8. 3¾ Ngr. (3 gGr.)

Rost, V. Ch. Fr., Schulgrammatik der griechischen Sprache. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.)

Sander, Ph., Statuten des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung, wie solche in der Versammlung der Abgeordneten am 22. September 1843 zu Frankfurt angenommen sind. 2te Auflage. 8. 5 Ngr. (4 gGr.)

Schultze, A., Fürwahr Er trug unsere Krankheit. Das Kreuz. Zwei Reihen Fastenandachten. 15 Ngr. (12 gGr.)

Trefurt, Dr. **J. H. Ch.**, Abhandlungen und Erfahrungen aus dem Gebiete der Geburtshülfe und der Weiberkrankheiten. 1ste Dekade. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 gGr.)

Leipziger Repertorium

der deutschen und ausländischen Literatur.

Herausgegeben von **E. G. Gersdorf.**

1844. November. Heft 44—48.

Inhalt:

Theologie. *Demme*, Erklärung des Briefes an Philemon. — *Haenell*, De Eusebio Caesareensi, religionis christianae defensore. — *Hallmann*, Die Geschichte des Ursprungs der belgischen Beghinen. — *Hofmann*, Lebensbeschreibung Johann Tetzel's. — *Lénström*, Lärebok i de theologiska Prānotionerna. — *Meyer*, Kritisch-exegetischer Commentar über das Neue Testament. 1. Abth. 1. Hälfte. — *Pelt*, Theologische Encyklopädie. — *Petermann*, Pauli epistola ad Philemonem. — *Rothe*, Pauli ad Philemonem epistolae interpretatio historico-exegetica. — *Stier*, Grundriss einer biblischen Keryktik. — *de Wette*, Erklärung der Briefe an Titus, Timotheus und die Hebräer. — **Jurisprudenz.** *Carstens*, Kirchenordnung für das lübeckische Landgebiet. — *Funk*, Die Hauptpunkte des evangelisch-protestantischen Kirchenregiments. — *Weber*, Ph. Melanchthon's evangelische Kirchen- und Schulordnung vom J. 1528. — *Wetzell*, Der römische Vindicationsprocess. — **Medicin.** *Busch*, Das Geschlechtsleben des Weibes. 5. (letzter) Bd. — *Hager*, Die fremden Körper im Menschen. — *Hesse*, Über das nächtliche Aufschrecken der Kinder im Schlafe. — *Marx*, Akesios. — *Piorry*, Über die Krankheiten des Herzens und der Luftwege. — *Todd*, Vorlesungen über Gicht und Rheumatismus. — **Philosophie.** *Hartenstein*, Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften. — *Strümpell*, Die Vorschule der Ethik. — **Mathematik.** *Kuhn*, Descriptive Geometrie. — *Salomon*, Grundriss der höhern Analysis. — **Naturwissenschaften.** *De Candolle*, Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis. — *Dove*, Über die nicht periodischen Änderungen der Temperaturvertheilung auf der Oberfläche der Erde. — *Drejer*, Symbolae caricologicae. — *v. Ettingshausen*, Anfangsgründe der Physik. — *Gottsche*, Synopsis Hepaticarum. — *Hooker*, Species filicum. Part. II. — *Lehmann*, Plantae Preissianae. — *Link*, Icones plantarum rariorum horti regii Berolinensis. — *Löhr*, Taschenbuch der Flora von Trier. — *Montagne*, Skizzen zur Organographie der Schwämme. — *Moris*, Flora Sardoa. — Graf *zu Münster*, Beiträge zur Petrefactenkunde. 6. Hft. — *Nowák*, Die Räthsel unserer Quellen. — *Philippi*, Beiträge zur Kenntniss der Tertiärversteinerungen des nordwestlichen Deutschlands. — *Pictet*, Traité élémentaire de Paléontologie. — *Seubert*, Flora Azorica. — **Classische Alterthumskunde.** Anaximenis ars rhetorica, ed. *L. Spengel*. — **Linguistik.** *Demoustier*, Manuel lexique, philologique, didactique et polytechnique. — **Geschichte.** *Duruy*, Histoire des Romains. Vol. 2. — *Havemann*, Handbuch der neuern Geschichte. 3. Th. — *Leake*, Topographie Athens. 2. Ausg. — *Matzka*, Die Chronologie in ihrem ganzen Umfange. — *Müller*, Geschichten hellenischer Stämme. 2. Ausg. — *v Rodt*, Die Feldzüge Karl's des Kühnen. 1. Bd. — *Thomas*, Une province sous Louis XIV. — *Viets*, Das Studium der allgemeinen Geschichte. — **Biographie.** *Hefele*, Der Cardinal Ximenes. — *Heffter*, Erinnerungen an Georg Sabinus. — *Schlesier*, Erinnerungen an Wilh. v. Humboldt. — *Töppen*, Das Leben des Georg Sabinus. — **Länder- und Völkerkunde.** *Arago*, Souvenirs d'un aveugle; voyage autour du monde. — **Schöne Künste.** *Heideloff*, Die Bauhütte des Mittelalters in Deutschland.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von 2½—3 Bogen. Preis des Jahrgangs 12 Thlr.

Dem **Leipziger Repertorium** ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

für literarische Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben. **Ankündigungen** in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, und **besondere Anzeigen etc.** gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im December 1844.

F. A. Brockhaus.

Prospect und Probenummern des zweiten Jahrgangs 1845

des

Wöchentlichen Literatur- und Kunstberichts

von

Oswald Marbach

sind in allen Buchhandlungen einzusehen. Das Journal gibt eine Übersicht aller beachtenswerthen literarischen Erscheinungen, eine geistreiche Besprechung der Kunst- und Lebensinteressen der Gegenwart, Auszüge und Notizen. Man bezieht es durch alle Postanstalten und Buchhandlungen für ½ Thlr. vierteljährlich.

Voigt & Fernau in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Bericht vom Jahre 1844 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von Dr. **K. A. Espe.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Leipzig, im December 1844.

F. A. Brockhaus.

Allgemeine Preßzeitung.

Herausgegeben von Dr. A. Berger.

1844. November. Nr. 88—96.

Inhalt: Beiträge zur Passionsgeschichte der Presse und der Schriftsteller. Von C. C. — Das Censurwesen in Hanover. — Noch einmal §. 35 der Verordnung „die Angelegenheiten der Presse betreffend" vom 5. Febr. 1844. Von A. Berger. — Zur schleswig-holsteinischen Petition um Erleichterung der Presse. — Die „Revue des deux mondes" und Öttinger's „Narrenalmanach auf das J. 1845". — Bestrafung des Journalnachdrucks in Frankreich. — Die Schelling-Paulus'sche Rechtsfrage. Von A. Berger. — Der ausländischen Componisten in Frankreich gewährte Schutz. — Die Verfassungsreform in Spanien in Bezug auf Preßverhältnisse. — Bescheid des Handelsgerichts zu Leipzig in Sachen des Hrn. Kollmann gegen Hrn. Brockhaus; die von Letzterm veranstaltete Übersetzung des „Juif errant", betreffend. — Bericht eines Artikels der „Magdeburger Zeitung". — Strenge Überwachung der Presse in Östreich. — Erkenntnisse des königl. preuß. Obercensurgerichts. XXVIII. — Kritik des Verfahrens der Censurbehörden. — Über die Vereinigung des Amtes eines Censors mit dem eines Richters. — Der den Redactoren in Irland gegen widerrechtliche Anfoderungen gewährte Schutz. — Das Separatvotum des Professors Marheineke. — Über das Wesen des geistigen Eigenthums, mit besonderer Rücksicht auf dramatische Erzeugnisse. Von C. Gaillard. — Kann der Redacteur eines Journals, welcher aus einem andern Journale verleumderische Artikel entnimmt, bestraft werden? — Petition um Erleichterung des Preßzwangs in den preußischen Staaten. — Zur Verständigung. Von Hugo Häpe. — Buchhändler und Käufer. — **Bücherverbote; Nachrichten und Notizen; Literarische Anzeigen.**

Von der **Allgemeinen Preßzeitung** erscheinen wöchentlich zwei Nummern. Preis des Jahrgangs 5⅓ Thlr.

Anzeigen werden in den Spalten des Blattes abgedruckt und für den Raum einer Zeile 1½ Ngr. berechnet, **besondere Anzeigen** gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im December 1844.

F. A. Brockhaus.

Bei **E. Bethge** in **Berlin** ist erschienen:

Twesten, Dr. A., Matthias Flacius Illyricus, eine Vorlesung. Mit autobiographischen Beilagen und einer Abhandlung über Melanchthon's Verhalten zum Interim von H. Rossel. 20 Sgr.

Kisee, Dr. F. G., Die Parabeln Jesu, exegetisch-homiletisch bearbeitet. 3te Auflage. 1 Thlr. 15 Sgr.

In der **Elwert**'schen Universitätsbuchhandlung zu **Marburg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur.

Von Dr. A. F. C. Vilmar,
Gymnasialdirector zu Marburg.

Gr. 8. 42½ Bogen. Brosch. 2½ Thlr., oder 4½ Fl.

Wir geben in diesem Werke eines auf dem Gebiete der deutschen Literatur rühmlich bekannten Gelehrten eine der ausgezeichnetsten, geistreichsten, gemüthvollsten und kunstgemäßesten Darstellung unserer National-Literatur. Es ist für Alt und Jung geeignet, ein Hand-, Lehr- und Lesebuch, ein Herz und Kopf bildendes Werk für die Jugend, für die Söhne und Töchter solcher Familien, welche eine edle Belehrung und genußreiche Unterhaltung suchen. Der Stil ist blühend, kräftig, rein und die Form dem Gegenstande überall angemessen.

Anfangsgründe der deutschen Grammatik. I. Lautlehre und Flexionslehre nebst gothischen und althochdeutschen Sprachproben. Vom Gymnasialdirector Dr. **Vilmar** zu Marburg. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. Brosch. 7 Bogen. 12½ Ngr. (10 gGr.), oder 45 Kr.

Über den Weltschmerz. Festrede von Dr. **Eduard Platner**, Geh. Hofrath zu Marburg. Brosch. 2½ Ngr. (2 gGr.), oder 9 Kr.

Gehring, J. A., Gedichte. Zum Besten der verwaisten Familie des Frühverstorbenen herausgegeben. Mit einem Vorworte von Dr. **K. W. Justi,** Oberconsistorialrath und Superintendent zu Marburg. 10½ Bogen. Brosch. 20 Ngr. (16 gGr.), oder 1 Fl. 12 Kr.

Von der Herrlichkeit des christlichen Glaubens. Eine Predigt zu St.-Elisabeth in Marburg gehalten von **H. Thiele,** evangelischer Prediger in Rom. Brosch. 2½ Ngr. (2 gGr.), oder 9 Kr.

Im Verlage der **Buchhandlung des Waisenhauses** in **Halle** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Diedrich, Dr. Chr., Hülfsbuch für den Religionsunterricht auf der obersten Lehrstufe der Gymnasien. Erster Band, erste Abtheilung. (Der christlichen Glaubenslehre erste Hälfte.) Nebst einer einleitenden Abhandlung über die Anfoderungen der Gegenwart an den Religionsunterricht in der obersten Gymnasialclasse. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Auch unter dem Titel:

Das Christenthum auf biblisch-kirchlichem Standpunkte, dargestellt für wissenschaftlich gebildete Leser von Dr. **Chr. Diedrich** u. s. w.

Von demselben Verfasser und in demselben Verlage erschien:

Hülfsbuch für den Religionsunterricht in den untern Gymnasialclassen, Volks- und Bürgerschulen. Zwei Theile. Gr. 8. 1841—42. 3 Thlr. 7½ Sgr.

Erster Theil: Die christliche Glaubenslehre. 1 Thlr. 15 Sgr.
Zweiter Theil: Die christliche Sittenlehre. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Schmidt, Dr. Herm. (Director des Gymnasiums zu Wittenberg), **Fünf Reden am Gymnasium zu Friedland** in Mecklenburg-Strelitz bei öffentlichen Schulfeierlichkeiten gehalten. Gr. 8. Brosch. 10 Sgr.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Neue römische Briefe von einem Florentiner.

Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die **Neuen römischen Briefe** bilden auch den dritten und vierten Theil der **Römischen Briefe** desselben Verfassers, welche 1840 bei mir erschienen und ebenfalls 4 Thlr. 15 Ngr. kosten.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

